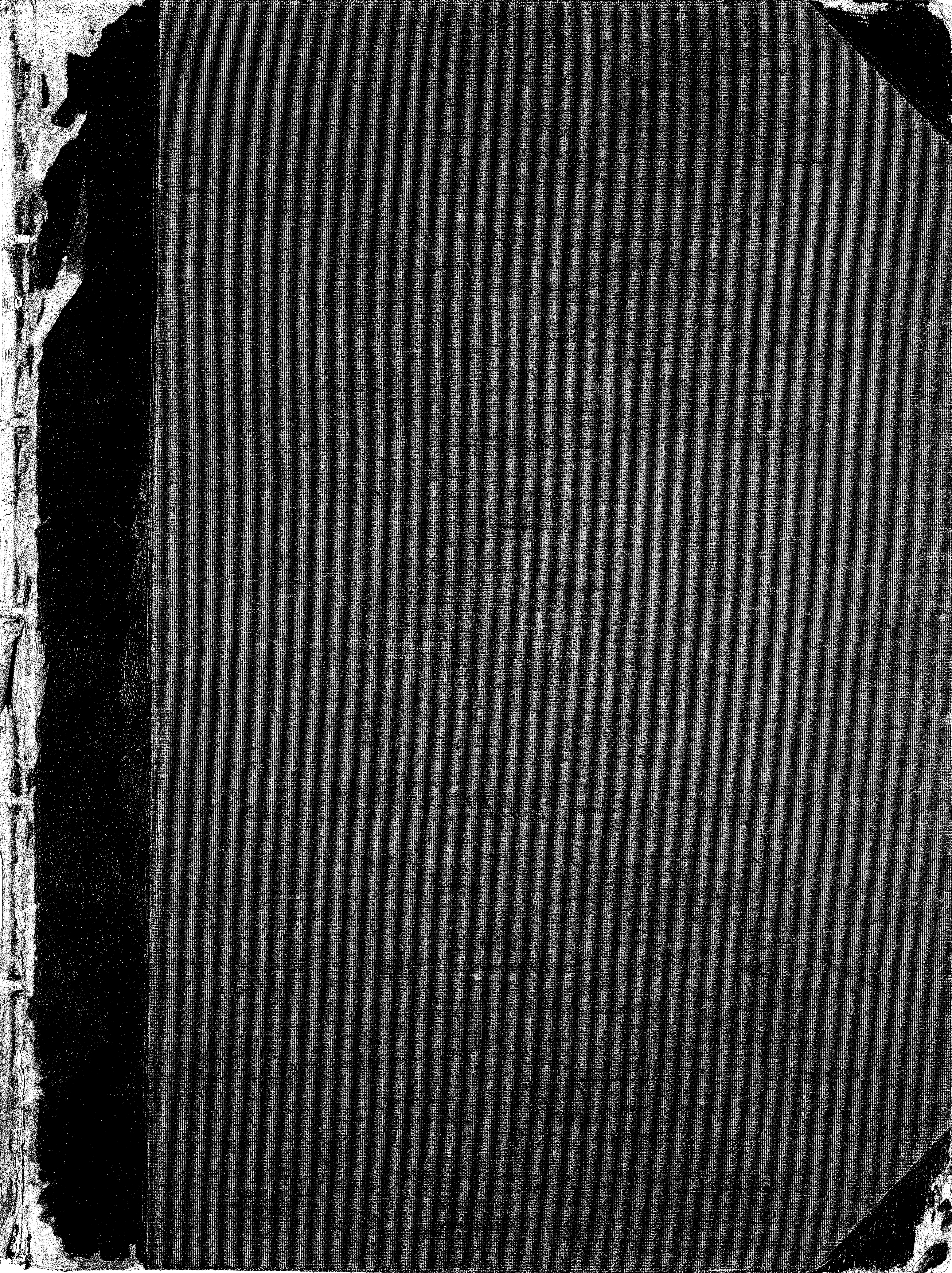


Band 96. 1906.

Über Land und Meer



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart

Inhalts-Verzeichnis

Sach-Register

Romane, Novellen, Erzählungen

Biographische Artikel

Kulturbilder, Sitten u. Gebräuche

Geschichte und Zeitereignisse.

Ausstellungen

Länder- und Völkerkunde.

Städtebilder

Kunst

Baukunst

Bildnerkunst

Malerei

Zeichnungen

Mehrfarbige Wiedergaben

Kunstgewerbe — Naturaufnahmen

Natur

Gesundheitspflege. Heilwissenschaft

Rechtskunde, Sozialwissenschaft

Industrie, Handel und Verkehr. Technik und Landwirtschaft

Alphabetisches Register

(Die mit einem * bezeichneten Artikel sind illustriert.)



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman
von
Hanns von Zobeltitz

I

In mächtigen Sätzen sprang Fritz Serrenberg den Hang bergab, über Wurzeln und Steine, dem Waldessaum zu, hinter dem der lichte blaue Augusthimmel schimmerte. Stärker, als er es je für möglich gehalten hätte, war jetzt die Sehnsucht nach der Heimat in ihm, die er so lange nicht wiedergesehen hatte. Nach dem kleinen alten Nest, das nun unten im Talgrund zwischen grünen Wiesen gleich auftauchen mußte mit seinem Dutzend Gehöften, der Oberförsterei und dem rotbraunen Backsteinkirchlein im lindenbeschatteten Friedhof.

An zwei Stunden schon war er von der Bahnstation aus unterwegs, den Wagen verschmähend und die neue breite Chaussee. Neu? Er mußte lächeln, als er sie in Gedanken so nannte. Sie mochte gut und gern zwanzig Jahre schon von Witschdorf nach Lugow führen, gerade so lange fast, wie er das Dörfchen nicht wiedergesehen hatte, in dem er geboren war. Aber ihm kam sie so neu vor, wie ihm der alte verwahrloste Waldweg vertraut erschien mit seinen wunderlichen Windungen, den tiefeingeschnittenen Rändern, an denen die Brombeeren wucherten. Hunderte von Malen wohl hatte ihn ja der Bauernjunge mit den flinken Füßen zurückgelegt, um sich den Botenlohn zu verdienen — zwei gute Groschen! Im Winter durch tiefen Schnee,

Fischermädchen. Nach einem Gemälde von Rudolf Eichstaedt

im Sommer durch den mahlenden Sand, mit dem Eierkorb am Arm hin, mit dem Semmelkorb und der Posttasche zurück, drei Meilen Wegs um fünfundzwanzig Pfennige und, wenn's hoch kam, einen Teller Kartoffeln mit Leinölstrippe. Wie sich die Zeiten änderten —

Nun hatte Fritz Serrenberg die letzte Baumreihe gewonnen. Hoch aufatmend lehnte er sich an den nächsten Fichtenstamm und schaute ins Tal.

Wunderlich, daß ihn der Blick doch so packte. Noch heut früh, als er in den Eilzug stieg, hätte er's für unmöglich gehalten.

Zwanzig Jahre — nein — zweiundzwanzig wohl gar —

... und so gar nichts verändert! Als wäre die Zeit vor diesem Weltwinkel stille gestanden...

Nur die Königliche Forst war hier am Hang wohl früher ein Stückchen weiter gegangen. Richtig, da saßen ja noch die Stubben im Boden, von der Erika umwuchert und Blaubeerkraut. Dann das breite Stoppelfeld, dahinter der grüne Wiesenstreifen, die ersten Gehöfte. Matzankes Hof und Krauses — sogar die Häuser schienen noch die alten zu sein, nur die Strohdächer waren verschwunden; aber auch die Ziegel, die sie verdrängt, sahen schon wieder graubraun aus vor Alter.

Deutlich zeichnete sich die einzige Dorfstraße ab ... das niedrige Pfarrhaus, das Kantorhaus daneben, nur durch den Obstgarten getrennt ... das Kirchlein mit dem viereckigen Turm, der noch aus der Hussitenzeit stammen sollte ... jenseits wieder Wiesen, wieder ein paar Felder, wieder Forst ... und hart am Saum drüben die stattliche Oberförsterei ...

Und an jedem Fleckchen Erde dort unten eine Erinnerung. Wie fest die Erinnerungen aus der Kinderzeit doch haften. Zwanzig Jahre sind über sie hingegangen, das wogende Leben hat sie scheinbar verlöscht, aber mit einem Male sind sie wieder da, und es ist fast, als sei es gestern gewesen...

Nur das kleine Kätnerhaus, in dem er geboren — das ist verschwunden. Abgebrannt — das hat ja seinerzeit der alte Santer geschrieben — und nicht wieder aufgebaut. Nachbar Lebbien, der die paar elenden Morgen Land damals kaufte, hatte kein Interesse daran.

Alles sonst wie ehedem. Auf dem Dach von Krauses nistet sogar wieder das Storchenpaar.

„Herr Adebaar — du bester —
Bring mir 'ne kleene Schwester —"

Ein Segen, daß der kluge Storch ein Einsehen gehabt hat und den Jungenwunsch damals nicht erfüllte. Es war der Hungerleiderei auch so genug ... ein Glück, daß man allein durch die Welt gehen konnte, ohne Anhängsel und Bleigewichte ... ganz allein ...

Fritz Serrenberg sah nach der Uhr. Halb sieben — er hatte noch Zeit; in die dumpfige Wirtsstube, die ihn da unten erwartete, kam er immer noch früh genug, und auf die Unterhaltung mit dem Herrn Pastor loci hatte er keine sonderliche Sehnsucht. Höchstens der alte Santer! Dem die Hand noch einmal zu schütteln, darauf freute er sich. Sonst war ja wohl auch eine ganz neue Generation herangewachsen. Die Felder und die Häuser und die Bäume blieben, aber die Menschen wechselten.

So setzte er sich auf den Grabenrand mitten ins Heidekraut, schob den Rücken fest gegen eine knorrige Riesenwurzel und ruhte sich aus. Ganz so leicht wie einst dem Jungen war der Weg dem fast Vierzigjährigen doch nicht geworden, so rüstig er sich fühlte.

Eine eigen behagliche Stimmung überkam ihn. Je länger er in das grüne Gesenke hinuntersah, desto hübscher fand er das Bild. Unwillkürlich faßte sein Künstlerauge die feinen Farbennuancen auf, die nicht zuletzt den Reiz der märkischen Landschaft bilden: das satte Grün der Wiesen, das Gelbgrau der breitgestreckten scharfumrissenen Stoppelfelder, drüben die dunkle Forst; die rotbraunen Dächer im Dorf, die grauen Rauchwolken, die sich langsam aus den Hausessen zum blauen Himmel hoben, kerzengerade fast. Es paßte alles zusammen — auch die sandgelben Wege, die von drei Seiten ins Tal hinabführten, der Staub, den die heimkehrende Herde aufwirbelte, das lichte Silberblau des kleinen schmalen Bachgerinnsels. Nichts Großartiges in alledem, aber etwas seltsam Anheimelndes. Man mußte es liebhaben ...

Oder mußte man, um es liebzuhaben, um es recht zu schätzen, auf märkischer Erde geboren sein?

Er lächelte vor sich hin. Die rechte Heimatsliebe war ihm eigentlich fremd geworden. Er fühlte sich überall gleich wohl — oder gleich elend. Im deutschen Norden und im deutschen Süden, in Paris und in Rom. Vielleicht in Rom am wohlsten. Und dies Dörfchen dort unten? Was konnte das ihm geben und gelten! Hübsch war's ja — so wie jetzt von außen gesehen. Aber sich für den Fleck Erde begeistern, ihm besonders erhitzte Empfindung entgegenbringen, nur weil da zufällig der Kätner Karl Serrenberg und dessen Ehefrau Berta ihr kümmerliches Leben abgelebt hatten und zufällig seine Eltern geworden waren — Unsinn! Man konnte, durfte das ja selbstverständlich nicht in die Welt hinausposaunen, aber sich selbst mußte man's doch gestehen: Unsinn war's mit dieser Art Heimatliebe, mit der Verehrung für ein Stück Scholle, für die spezifische Heimatsluft. Des Mannes wahre Heimat konnte immer nur dort liegen, wo sich ihm Anregung für sein Schaffen, wo sich ihm Arbeit und Anerkennung boten.

Hatte er denn in all den Jahren nur einmal den Drang in sich gefühlt, diesen Erdenwinkel wieder zu besuchen? Leicht genug wär's ihm ja, mindestens in den letzten zehn Jahren, gewesen. Aber nicht einmal der Gedanke, geschweige denn der Wunsch war ihm gekommen. Bis auf die letzte Zeit. Und nun war's eben eine Laune —

Warum sollte er sich nicht die Künstlerlaune gestatten, sich dort unten ein Denkmal zu setzen? Es gab bizarrere, kostspieligere, gefährlichere Launen. — — —

Nun wurde es übrigens wohl Zeit. Drüben neigte sich die Sonne. Hübsch war das doch wieder, wie der Feuerball über dem dunkeln Grün des Forstes stand auf dem violett schimmernden Abendhimmel. Und seltsam anheimelnd tönte der leise Glockenklang herauf. Immer noch das alte kümmerliche Geläut im Kirchturm. Damals, vor einem Vierteljahrhundert, war die Glocke gesprungen. In all der Zeit hatte die arme kleine Gemeinde gewiß nicht die Mittel gehabt, eine neue zu beschaffen. Nun — vielleicht wurde dazu jetzt auch Rat.

Fritz Serrenberg erhob sich, reckte die starken Glieder, klopfte sich mit dem Stock den Sand von den Beinkleidern und begann langsam den Hang hinabzusteigen, quer über den schmalen Heidestreifen dem Wege zu.

Hart am Rande, in einer kleinen Mulde, so daß er ihn erst jetzt bemerkte, packte gerade ein alter Mann Holz auf eine Schiebkarre. Er hatte augenscheinlich Stubben gerodet, Hacke und Axt lagen noch neben ihm.

Als Serrenberg sich näherte, richtetete er sich auf, sah unter den weißen buschigen Augenbrauen scharf, fast mißtrauisch auf den städtisch Gekleideten, rückte dann ein wenig an seiner Mütze: „... 'n Abend ooch ..."

„Guten Abend, Alterchen!" Serrenberg blieb stehen. Das war also der erste Bewohner Lugows, den er traf. Wer mochte es sein? Er suchte in seinen Erinnerungen, aber sie versagten.

„Die Sonne geht schön unter. Morgen gibt's gut Wetter," meinte er, um eine Anknüpfung zu finden.

Der Alte legte auf eine Sekunde die braune dürre Hand, die aussah wie gegerbtes Leder, über die Augen und sah nach Osten. „Kann sin — kann aber ooch nich sin," sagte er dann und bückte sich wieder, lud Axt und Beil noch auf, nahm die Karrengabel hoch und schob schwer durch den tiefen Sand.

„Harte Arbeit — das Roden."

„Ja — ja! Hüt vor 'n Jahre dreißig un so war's beten schwerer, als wir 'n Napolium gefangen ha'n."

Serrenberg schlenderte neben der Karre her.

„Alterchen, das war ja am 2. September. Heut haben wir den 18. August."

„So? Nu, ich bin doch darbei gewest. Ich muß's doch weten. Am End. Wo ich das Krüz kriegt hab, hüt vor'n Jahre dreißig un so. Wo ich den Napolium mit min eigen Hände zu fassen kriegt, hinterm Busch, wo er 'rumkraucht ist."

Mit Mühe unterdrückte Serrenberg ein Lachen: jetzt hatte er mit einem Male den Erinnerungsfaden wieder gefunden.

„Wie kam denn das?" bat er. „Erzählt doch mal ..."

Der Alte sah wiederum etwas mißtrauisch auf den Städter.

„Wie das komm'n ist? Nu, Herr, eegentlich steht's woll in all die Geschichtsbücher. Aberst das steht ooch ville falsch. Un wat man selber mitmacht, dat weeß man. Nämlich wie die Schlacht vorbei is, kommt der Moltke mit 'n Bismarck zu unserm Feuer geritten un ruft 'n Willem Neudeck aus Machnow und mich auf: ‚Jungens,' sagt er, ‚seht ihr den Busch da drüben? Ja, na dann nehmt man eure Zündnadel un patroullt druf los. Da steckt Napolium drin. Du, Willem, rechts und der Franz links.' Wir nich faul, stiebeln los. Da krabbelten noch 'n paar Rothosen rum, aber die gaben Schuhleder. Un richtig, gleich hinterm Busch fand'n wir den Napolium, wie der Moltke das gekundschaftet hatte. Er lag in 'n Chausseegraben. Leibschmerzen hat er gehabt, daß einen Christenmenschen jammern konnte. Aber die ganze Brust vorn voll Ordens, immer ein' neben 'n annern. Ich hab' noch eenen davon. Den hat mir Napolium schenkt, weil er nämlich meente, ich würd' ihn laufen lassen. Ja, Proste die Mahlzeit — Jarde-Grenadier, Regiment Alexander, un 'nen gefangnen Kaiser laufen lassen. Na, das hätt'n Se aber sehn soll'n, wie wir mit ihm ins Lager gekommen sind, un wie der olle König da stand und bloß meinte: ‚'n Abend, Herr Bruder. Sehn Se, warum haben Se mit mir angefangen! Nu haben Se die Keile weg — un die Krone ist futsch, un mit Herrn Lulu is och nischt un Sie gleich ab nach Kassel ... Herr Bruder ...'"

Jetzt konnte sich Serrenberg doch nicht mehr halten. Er lachte fröhlich auf. „Aber, Lügenfranz ... immer noch die alte Geschichte! Seit dreißig Jahren! Nur den Schluß habt ihr ja geändert. Früher hat der König Euch doch ja einen Taler geschenkt ... für den Napoleon ..."

Der Alte war stehen geblieben, hatte die Karre abgesetzt, sah den Fremden wieder von oben bis unten an, schüttelte den Kopf und meinte ganz ernsthaft: „Hat er auch. Ich hab' mer 'n Daler lang aufhoben. Bis ich da hinten unter de Innianers kam mit de kupperne Haut, wissen S', Herr. Die han'n mer gefangen gekriegt, wie ich 'n Napolium, un se waren schon feste mang, meine Haare mitsamt der Haut abzupellen. Hier hinten is noch die Narbe, wenn's der Herr nich glauben will. Da hab' ich den Daler vom ollen König als Lösegeld geben müssen. Leid tut's mer heut noch drum." Er spuckte in die Hände, nahm den Karren wieder auf und trottete abwärts. In seinem Pergamentgesicht hatte auch nicht eine Miene gezuckt.

Auch die Geschichte kannte Serrenberg schon. Oft genug hatte er den Lügenfranz, der damals freilich noch ein kräftiger Mann Ende der Dreißiger gewesen war, in der Spinnstube erzählen hören. Denn die Mädels holten sich den Vielbelesenen gar zu gern in ihre Mitte.

„Kennt Ihr mich noch, Stilling?" fragte er.

Der Alte schob unbeirrt weiter, er sah nicht einmal mehr auf. „Ich denk' doch. Der Herr wird woll der Serrenberg Fritz sein —", sagte er gelassen, „morgen soll ja das Ding von ihm eingeweiht wer'n. Was nich aus'm Mensch'n allens wer'n kann! Ich hab' da mal 'n Schuster kennen gelernt, den hab' ich nachher bei de Chinesen wieder getroffen — Just Meier hieß er un war aus Glauchau —, der war Oberschusier beim Kaiser von China geworden, weil er nämlich so 'ne feine Hand gehabt hat für die Krüppelfüße ..."



Der Spion. Nach einem Gemälde von Werner Schuch

„... aber, Stilling ..."

„Das glauben Sie woll nu wieder nich? Und ich hab's doch selber mit erlebt, wie sie ihn da langsam bei lebendigem Leibe gebraten haben, bloß weil die eene Kaiserin 'n Leichdorn gekriegt hat. Und ganz kurz, eh's mit ihm alle war, hat er mer noch zugerufen: ‚Franz, man soll 'n Tag nich vor 'n Abend loben.'"

„Ihr meint, Stilling, ich könnte auch noch mal bei lebendigem Leibe gebraten werden?"

„Das kann keiner wissen, Herr ... Herr Serrenberg. 's Unglück kommt manchmal über Nacht. 'n guter Freund von mer — der Lechter aus Sternberg —, der hat mal in 'merika 'n Klumpen Gold gefunden, schieres Gold, so groß wie 'n Kinderkopf. Den legt er nachts neben sich und denkt: morgen machst du dir aber 'n guten Tag. Un am andern Morgen haben die Heuschrecken das Gold rein aufgefressen."

„Stilling!"

„Glauben Sie's oder glauben Sie's nich. Die Heuschrecken fressen Gold. Der Lechter hat noch eine gefangen und ausgedrückt und da ist noch genung drin gewesen, daß er sich hat 'ne Pulle Korn kaufen können. Un der Korn war dunnmals drüben sehre teuer, weil der Kaiser von 'merika sich alle Tage zweimal in Korn gebadet hat, von wegen weil er sich das Zipperlein im Eismeer geholt hat — weil er doch den großen Walfisch fing, der nachher überall ausgestellt is. Da hat er ville Geld mit verdient."

Sie waren langsam bis an das erste Gehöft gekommen. Ein kleiner Köter prallte kläffend gegen den Lattenzaun. Ein Dutzend Gänse watschelte, militärisch zu einem formiert, quer über die Dorfgasse, die noch gerade so ungepflastert war und tief ausgefahren wie ehedem. Die Tür von Kruses Haus stand offen, man konnte das Herdfeuer in der Küche sehen, und ein leichter Duft nach Speckgrieben lag in der Luft.

Stilling hatte den Karren niedergesetzt. „Hier wohn' ich jetzt," erklärte er, „hinten — bei Möbus, wo ich dunnmals wohnte, machten die Kinners zu arg Lärm. Ich hab' sonst Kinners gerne, aber die von Möbus taugen nich ville. Die woll'n nich mal glauben, daß ich mit 'n ollen Krüger von da unten aus Afrika auf Jagd auf die verdammichten Engelländer gewesen bin —"

„Die Welt wird schlechter mit jedem Tag, Stilling! Solche Gören!" lachte der Professor und griff in die Tasche. Er faßte ein paar lose Taler und drückte sie dem Alten in die Hand: „Hier, Stilling — aber lassen Sie sich die nicht von den Indianern fortnehmen oder von den Heuschrecken auffressen. 'n Abend, Lügenfranz —" Schnell schritt er weiter die Dorfstraße hinunter, belustigt über die Erneuerung der alten Bekanntschaft. Wie ein hübscher Auftakt dünkte ihm die Begegnung. Ein bißchen Schauspiel war ja doch das Ganze.

Dicht an den Zäunen entlang ging er, durch die sich die Johannisbeerzweige drängten. Er zählte die einzelnen Höfe, rekapitulierte in Gedanken die Besitzernamen. Da saßen jetzt gewiß überall schon die Söhne im Besitz, die Eltern, die er vielleicht noch kannte, im kargen Altenteil, nicht viel besser daran oder schlechter, wie der Tagelöhner, der Lügenfranz. Denn der märkische Bauer ist hart, wo er zugreift.

Die Gasse war menschenleer, nur ein paar Kinder standen in den Gärten und starrten ihn mit offenen Mäulern an.

Einen Augenblick blieb er vor dem epheuumrankten Pfarrhause stehen und überlegte: sollte er anklopfen? Aber das hatte Zeit bis morgen früh. So ging er quer über den Anger nach dem Kirchhof.

Als er die Tür im Zaun öffnete, kam plötzlich etwas wie Scham über ihn.

Daß hier die Gräber der Eltern lagen, daran hatte er bis auf diese Minute nicht gedacht. Und in all den langen Jahren auch nicht einmal daran, sich darum zu kümmern, daß sie instand gehalten wurden. Nicht der kleinste Denkstein schmückte sie.

Es war zu ärgerlich: was mußten die Leute von ihm denken! Der Pastor vor allen und der alte Oberförster! Zu verdrießlich — zu dumm! Am liebsten hätte er kehrt gemacht. Die Kirche selbst war ja gewiß doch schon geschlossen.

Dann kam's ihm doch wie moralische Feigheit vor, so zu fliehen, und er ging langsam, suchend die Gräberreihen entlang. Hier und dort blieb er stehen, las auf den Kreuzen, den schlichten Steinen die Inschriften, Bibelvers, Daten, die Namen, die fast immer wiederkehrten.

Endlich fand er die Grabhügel seiner Eltern, dicht bei dem alten Maulbeerbaum, der, wie die Sage ging, noch von Friedrich dem Großen herstammte, aus der Zeit, da der die Seidenraupenzucht in der Mark einführen wollte.



Hanns von Zobeltitz,
der Verfasser unsers neuen Romans

Die beiden Gräber waren sauber gehalten. — Als Fritz Serrenberg näher zusah, doch mit aufrichtiger Augenblicksergriffenheit, sah er freilich, die Sauberkeit war neueren, ja allerneusten Datums. Der schmale Streif gelben Kieses frisch aufgeharkt, die paar Blumen vor wenigen Tagen erst eingepflanzt; die Kreuze und die Inschriften neu gestrichen.

Wie er so stand und las: ‚Hier ruht in Gott Carl Serrenberg ...', schoben sich unwillkürlich seine Hände ineinander. Ein eignes Empfinden beschlich ihn, seltsam gemischt aus Rührung und Stolz.

Er hörte Stimmen von rückwärts und wandte sich um. In der geöffneten Tür der Kirche stand Behrend, sein erster Atelierarbeiter, neben ihm ein junger schlanker Mann in schwarzem, etwas abgebrauchtem Anzug. Beide grüßten und kamen ihm auf halbem Wege entgegen.

„Mein Name ist Wirgow," sagte der junge Mann, „ich bin der Lehrer, Herr Professor. Gerade hab' ich noch bewundernd vor Ihrem Meisterwerk gestanden, Ihrer großherzigen Gabe. Wenn ich daran denke, daß man dereinst nach unserm kleinen Kirchlein pilgern wird, um diese gottbegnadete Schöpfung anzustaunen, ist mein Herz voll Dank." Er hatte die Hand Serrenbergs ergriffen, schloß seine beiden schmalen Schreiberhände inbrünstig darüber und blickte mit himmelnden Blauaugen zu dem Professor auf.

Serrenberg fand, so wenig er sonst um Worte verlegen war, im Augenblick keine passende Entgegnung. Denn vor seinem Geiste tauchte plötzlich die vierschrötige Erscheinung des alten Flehr auf, des Kantors, der ihm einst das Abc eingebläut hatte — eingebläut im wörtlichsten Sinne des Wortes. Der alte breitschultrige Flehr, der selber seine Kartoffeln hackte und seinen Mist ausfuhr, dessen dicke Finger Sonntags in ewigem Kampf mit der Orgelklaviatur lagen, der es auch nicht verschmähte, mit den Bauern mal im Krug ein Schnäpschen zu nehmen — notabene wenn sie's bezahlten —, und dieses feingliedrige Männchen: der Gegensatz war überwältigend. Von einer Seite aus hatte also die moderne Zeit doch schon ihren Einzug in Lugow gehalten. Aber Serrenberg hätte es besser gepaßt, wenn er dem alten Flehr noch hätte die Hand drücken können.

„Sehr erfreut, Herr Wirgow!" sagte er nur und dann: „Alles in Ordnung, Behrend?"

„Jawoll, Herr Professor. Es macht sich soweit ganz gut."

Sie traten in die Kirche ein, und Serrenberg schritt, doch selbst gespannt, rasch auf den Altar zu.

Es war schon ein wenig Dämmerung in dem ziemlich hohen Raum mit den weißgetünchten Wänden. Aber der schmucklose Altaraufbau, zu dessen Seiten die beiden größten Fenster lagen, stand im leidlichen Licht.

Serrenberg biß sich auf die Lippen. Er war doch noch mehr enttäuscht, als er im stillen befürchtet hatte.

Hatte er da in seinem Atelier ein Madonnenrelief herumstehen gehabt, fast die erste Arbeit, die ihm in Marmor auszuführen vergönnt gewesen war. Sogar irgendeinen Preis hatte er mit ihr gewonnen — vor zehn Jahren vielleicht oder länger. Er hätte das Ding wohl seither auch einige Male verkaufen können, aber anfangs hatte sich das immer wieder zerschlagen, später mochte er das Relief, über das er sich selbst herausgewachsen fühlte, nicht mehr der Oeffentlichkeit, der Kritik überantworten. Fast aus dem Gedächtnis war es ihm entschwunden. Als er aber vor einem halben Jahr sein neues großes Atelier bezog, kam ihm das Ding wieder in die Hände. ‚Eigentlich ist's doch zu schade, daß es verstaubt in den Ecken herumsteht,' dachte er — ‚ein gewisses Interesse hat's doch schließlich auch als eine meiner besten Jugendarbeiten. Ueberhaupt, so übel ist es eigentlich gar nicht. Hübscher Linienfluß ist drin, wenn auch etwas konventionell.' Und da war ihm plötzlich der Gedanke aufgetaucht, das Relief für die Kirche seines Heimatlandes zu stiften. Er hatte — seit vielen Jahren zum ersten Male — an den alten Santer geschrieben, hatte sich die Maße des Altars schicken lassen. Wenn man noch eine etwas breite Marmorleiste als Umrahmung spendierte, paßte das Relief ganz gut in die Altarwand, stellte sich heraus. Ja — und so sah er es nun jetzt an Ort und Stelle, und es gereute ihn doch, seiner Laune nachgegeben zu haben. Fade sah das Ding aus; zu klein war's auch trotz der gekünstelten Vergrößerung — Ruhm war damit nicht einzulegen.

(Fortsetzung folgt)



Die erste Wohnung eines neuen Ansiedlers im Staate Kansas

Der amerikanische Farmer

Von

Walter V. Woehlke (Los Angeles)

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Zwischen dem Ohio im Osten und den Felsengebirgen im Westen erstreckt sich die große amerikanische Ebene, die Kornkammer der Welt, deren fruchtbarer Boden in jedem Jahre mehr Reichtum hervorbringt als die gesamten Minen und Bergwerke der fünf Erdteile. Das unscheinbare Huhn allein, das in dieser schier endlosen Ebene gackert und fleißig Eier legt, bereicherte die Vereinigten Staaten im letzten Jahre dem Berichte des Ackerbauministers nach um 2250000000 Mark. Die jährliche Goldproduktion der ganzen Erde, die auf eine Milliarde Mark abgeschätzt wird, würde kaum ausreichen, die Hälfte dieser zarten Braten und frischen Eier anzukaufen.

So seltsam es auch klingen mag, auf dieser unermeßlichen, fast ausschließlich dem Ackerbau gewidmeten Ebene gibt es kein einziges Dorf. Der Reisende kann das ganze Gebiet von einem Ende bis nach dem andern durchmessen, ohne einen Ort zu finden, dessen Bewohner sich mindestens zur Hälfte dem Ackerbau widmen. Kleine Orte und Flecken sind in Hülle und Fülle über die Karte der Region zerstreut, doch sie alle tragen ohne Ausnahme einen durchaus städtischen Charakter zur Schau. Alle diese Nester, Flecken und Städtchen sind Handels- und Geschäftszentren, von denen aus die Farmer auf viele Meilen in die Runde mit Waren versorgt werden, die sie für die Produkte des Bodens eintauschen.

Der Farmer selbst wohnt auf seinem eignen Lande, inmitten des unvermeidlichen Stacheldrahtzaunes, mit dem er seine Felder und Wiesen stets umgibt. Vollkommen isoliert, von Nachbarn und Freunden durch Feld, Wald und Flur getrennt, führt er ein einsames, monotones Dasein, das nur unterbrochen wird, wenn er in das nächste Städtchen fährt, um seine Produkte auf den Markt zu bringen oder neue Vorräte einzukaufen.

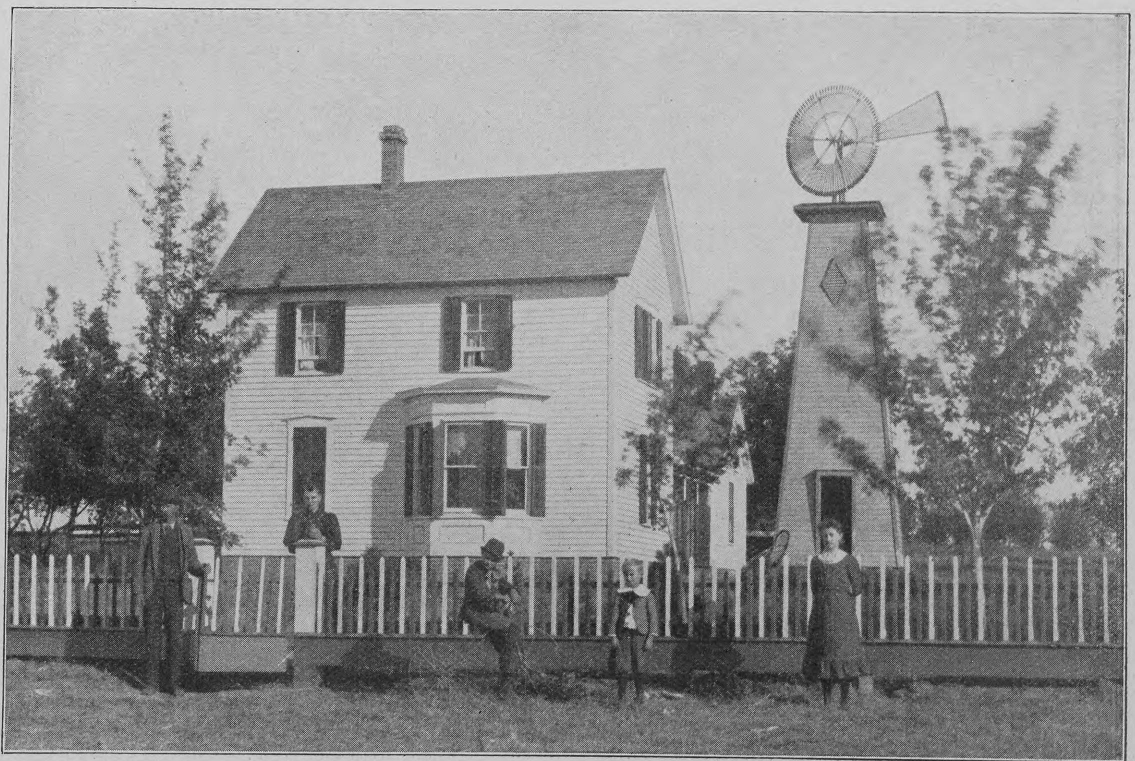
Diese Trennung von seinen Mitmenschen hat den amerikanischen Durchschnittsfarmer — natürlich gibt es auch viele Ausnahmen — gleichgültig, auch wohl nachlässig gemacht. Die menschliche Arbeitskraft ist in jenen Gegenden sehr teuer, und daher unterbleibt im landwirtschaftlichen Betriebe jede Verrichtung, die nicht absolut notwendig ist und zugleich Gewinn verspricht. So kommt es, daß oft teure Maschinen, Pflüge, Rechen und Selbstbinder das ganze Jahr im Freien liegen bleiben und so, allen Einflüssen der Witterung ausgesetzt, sehr schnell verfallen. Die Wagen und Gefährte bleiben ungereinigt, Viehställe, Schuppen und Scheunen werden nie repariert, und statt die Landstraßen und Wege auszubessern, fährt der Farmer an schlechten Stellen lieber durch die Saat. Doch hauptsächlich lastet das eintönige Leben, das Fehlen aller Geselligkeit, auf den Farmersfrauen, welche die Farm oft wochenlang nicht verlassen und wenig Besuch erhalten. Die Deutschen haben



Dasselbe Gehöft in Kansas vier Jahre später

sich übrigens fast überall nahe den Städtchen und Flecken angesiedelt oder ihre Farmen in Gruppen nahe zusammengebaut. Der eingeborene amerikanische Farmer spürt den Mangel an Geselligkeit weniger, da Generationen seiner Vorfahren dieselbe Lebensweise geführt haben und er von Kindheit auf an nichts andres gewöhnt ist. Von dem eingeborenen Farmer haben die Ansiedler andern Stammes aber gelernt, wie die Einsamkeit durch die Einrichtung eines behaglichen und gemütlichen Heims, das mit allen Anforderungen der modernen Kultur versehen ist, zu bekämpfen sei. Seine Maschinen, seine Ställe und seine Landstraßen mag der Farmer vernachlässigen, sein Wohnhaus aber fast nie. Ob er seine erste Behausung in den nordischen Waldungen aus unbehauenen Baumstämmen errichtet oder sein erstes Quartier in einer Höhlung der Hügelabhänge weiter südlich aufgeschlagen hat, eine bessere Wohnstätte läßt nicht lange auf sich warten. Sobald seine Mittel es erlauben, baut er sich ein Haus, dessen sich keine Stadt zu schämen brauchte und das ausschließlich für Wohnzwecke bestimmt ist. Die Ställe, Scheunen, Schuppen und so weiter sind vollkommen von dem Wohnhause getrennt; sie mögen jahrzehntelang in ihrem ursprünglichen, rohen Zustande dem Verfall entgegeneilen, ohne daß der Besitzer eine Hand rührt. Seine Wohnstätte aber wird immer in besten Zustande gehalten und mit den wachsenden Anforderungen vergrößert.

Auf den Prärien, die den größten Teil der weiten Ebene ausmachen, umgibt der Farmer sein Gehöft stets mit einer einfachen oder doppelten



Neuerbautes Farmhaus in Nebraska mit dem üblichen Windmotor

Reihe von Schattenbäumen, die ihm im Sommer Schutz gegen die brennenden Sonnenstrahlen verleihen und im Winter die Macht der eisig kalten Winde brechen. So kommt es, daß der Reisende von den Fenstern seines Schlafwagens auf der endlosen Ebene Hain an Hain sieht, die nahe der Bahn noch weit voneinander entfernt sind, während sie am Horizont ineinander fließen und einen einzigen, scheinbar ununterbrochenen Waldstreifen bilden. Im letzten Jahrzehnt hat sich die Zahl der Obstbäume und Gemüsegärten, die nahe den Gehöften angelegt sind, ungeheuer vermehrt, doch ist in dieser Richtung kaum der Anfang gemacht worden. Die meisten der Farmhäuser sind aus Holz im Stil der beigegebenen Illustrationen errichtet. Außer Küche, Eß- und Wohnzimmer befindet sich noch der „Parlor" oder die gute Stube im ersten Stock, deren Ausstattung gewöhnlich eine Orgel und oft auch ein Klavier einschließt. Im zweiten Stock befinden sich die Schlafzimmer der Familie und der etwaigen Gehilfen.


Gehöft auf den Prärien des Staates Illinois

Wie die ganze Nation, so ist auch der amerikanische Farmer außerordentlich praktisch. Wo er Handarbeit durch Maschinen ersetzen kann, spart er keine Ausgaben und scheut selbst nicht vor der Aufnahme einer Hypothek zurück. Sein Säen, Mähen, Pflügen und andre Bodenbearbeitung besorgt er durchweg mit Hilfe von Maschinen, die ihm aber auch die teuern und oft schwer zu erhaltenden menschlichen Arbeitskräfte ersparen. Selbst der altertümliche Pumpenschwengel ist von der Farm verschwunden, und seine Arbeit wird jetzt von dem Winde verrichtet. Aus jedem Gehöft ragt ein turmartiges Gerüst in die Luft, auf dessen Spitze ein Windmühlenrad neuester Konstruktion sich lustig dreht und das Wasser für Mensch und Vieh, sogar für das oft vorhandene Badezimmer, aus dem Boden in das Reservoir hebt. Den praktischen Sinn des Farmers teilt auch die Farmersfrau, die das Regiment im Gemüsegarten, in der Milchwirtschaft und unter dem Federvieh führt. Geflügel, Eier und Gemüse werden von ihr an den Zwischenhändler des nächsten Ortes verkauft, der es nach der Großstadt schickt. Um den Rücktransport der abgerahmten Milch von der Molkerei zu sparen, schafft sie sich eine durchaus nicht billige Zentrifugalmaschine für Handbetrieb an, welche die Abrahmung der Milch auf der Farm besorgt. In diese Maschine wandert die gesamte von den Kühen gelieferte Milch, mit Ausnahme eines geringen Betrages für den eignen Gebrauch, so daß es meistens unmöglich ist, in den Gegenden, in denen buchstäblich Milch und Honig fließt, ein Glas fetter, frischer Milch zu bekommen. Ebenso schwer hält es, auf dem Lande frische Eier oder frische Butter zu kaufen, da die Farmerfrauen ihren gesamten Vorrat so schnell wie möglich in Geld umsetzen und sehr oft diese Produkte für Monate im voraus verkauft haben.

Mit dem Wohlstande wächst auch das Verlangen des Farmers nach Unterhaltung und Zerstreuung. Er schafft sich ein leichtes, elegantes Gefährt und schnelle Pferde an, um schneller in den benachbarten Ort zu gelangen. Um das Los der Frau zu erleichtern und sich über die Getreidepreise auf dem laufenden zu halten, tritt er der kooperativen Telephongesellschaft bei, die ihn nicht nur mit den meisten Nachbarn und dem nächsten Städtchen, sondern auch mit der gesamten Außenwelt in nahe Berührung bringt. Die lokale Wochenzeitung genügt ihm nicht mehr; er abonniert auf die großen Tageszeitungen und Monatsschriften der Großstadt, in denen er die Marktberichte und Prophezeiungen über die Preisschwankungen seiner Produkte aufmerksam verfolgt, um seine Vorräte bei hohen Preisen auf den Markt werfen zu können. Dem Fischfang und der Jagd liegt er in seiner freien Zeit fleißig ob. Die Wildschutzgesetze, Schonzeiten und so weiter sind für ihn leere Worte, denen er nicht die geringste Aufmerksamkeit schenkt, so daß dank seinem Fleiß das Wild im Mittelwesten seltener geworden ist als in den zehnmal dichter besiedelten Ebenen Deutschlands.

Wenn im Herbst die Arbeit verrichtet und die Ernte unter Dach und Fach gebracht ist, besucht der Farmer die landwirtschaftlichen Ausstellungen, die jährlich von fast allen Staaten und den meisten Counties oder Landkreisen veranstaltet werden. Im Winter, wenn der Schnee die Ebene viele Fuß tief bedeckt, begibt sich eine immer größer werdende Anzahl der Farmer, besonders der jüngeren Generation, nach den staatlichen Ackerbauschulen, um dort einen sechswöchigen oder zweimonatigen Kursus in den Zweigen des Ackerbaus und der Viehzucht durchzumachen. In vielen Staaten sind auch Vortragstouren der Fakultät dieser Ackerbauschulen eingerichtet, bei denen die Professoren Vorlesungen in verschiedenen Orten über praktische, volkstümliche Themata halten, alle Fragen der Farmer beantworten, die sich aus der Umgebung einfinden, und ihnen mit Rat und Hilfe beistehen. Selbst die Eisenbahnen bemühen sich, die Ackerbaumethoden zu verbessern, und eine Anzahl Bahnen schicken alljährlich Extrazüge über ihre Linien, von deren Plattform aus Fachleute Vorträge halten und belehrende Broschüren und Pamphlete verteilt werden.


Typische Wohnung in einer kleinen Landstadt: Haus des Redakteurs

Natürlich schwingt sich nicht ein jeder Farmer zu behäbigem Wohlstande empor; ihrer viele plagen sich jahraus, jahrein im Schweiße ihres Angesichts ab, dem Boden den notwendigen Lebensunterhalt abzuringen, ohne vorwärts zu kommen. Im allgemeinen erfreut sich aber keine Bevölkerungsklasse der Vereinigten Staaten einer unabhängigeren, auf gesunderer Grundlage ruhenden Existenz als der Farmer, besonders im Mittelwesten. Obwohl der Wert guten Ackerbaulandes westlich vom Ohio jährlich steigt, obwohl der tüchtige, fleißige und fortschrittliche Farmer jährlich höhere Einnahmen aus seinem Boden erzielt, obwohl er der Außenwelt durch Telephon, Eisenbahn, Zeitung und elek-


Blockhaus im nördlichen Minnesota

trische Bahnen immer näher gebracht wird, wird die Isolierung doch für viele auf die Dauer unerträglich, so daß ein großer Teil der Farmer, sobald ihre Mittel es erlauben, die Farm verkaufen oder verpachten und in die nächste Stadt ziehen, wo sie Geselligkeit, Zerstreuung und gleichgesinnte und gleichgestellte Nachbarn finden. Anhänglichkeit an die Scholle, an die Stätte, auf der die Wiege seiner Kinder stand, besitzt der amerikanische Farmer nur in geringem Maße. Sobald sie ihm die Mittel geliefert hat, seinen Lebensabend sorgenlos beschließen zu können, hat sie ihren Zweck erfüllt. In vielen Fällen veranlaßt ihn auch eine plötzliche Preissteigerung seines Landes, die Farm mit Profit loszuschlagen und sich auf dem billigeren Boden des Westens eine neue Existenz zu gründen, bis die Landwerte sich auch dort heben.

In den Tausenden von kleinen Landstädten, die alle nach demselben Muster angelegt und gebaut sind, denselben Charakter tragen und sich nur durch die Höhe der Einwohnerzahl voneinander unterscheiden, findet der Farmer außer Dienst alles, was für seine Bequemlichkeit oder Unterhaltung notwendig ist. Die Ortsverwaltung oder eine Privatgesellschaft liefert ihm in fast jedem der unzähligen Nester, selbst wenn es nur 500 bis 600 Einwohner hat, Wasser und elektrisches Licht ins Haus. Die Materialwarenhandlungen, die eine reichhaltige Auswahl haben müssen, um dem amerikanischen Gaumen Genüge zu leisten, fehlen nirgends, und mindestens ein Metzger ist bereit, stets frisches Fleisch zu liefern. Schokolade, Bonbons und Backwerk aller Art liefern die Bäckereien, und ohne wenigstens zwei Apotheken ist kein Ort vollständig. Die typische Landstadt von ungefähr 1000 Einwohnern hat außer den Geschäften, in denen alles zu haben ist, was das Herz begehrt, noch Bankgeschäfte, Kleider-, Schnitt- und Eisenwarenhandlungen, Uhrmacher und Juweliere, Bauholzhöfe, Möbel- und Sarggeschäfte, Getreide-, Vieh-, Geflügel- und Kohlenhändler, Agenten für Ackerbaumaschinen, Photographen, Sattler, Billardzimmer, Schuhläden, Hotels, Restaurants und Spirituosenhandlungen., Barbierstuben und Zeitungen. In einem Orte von 72 Einwohnern im östlichen Nebraska, in dem ich aus Versehen abgestiegen war, zählte ich fünf verschiedene Geschäfte außer dem Hotel! Und der Herr Hotelbesitzer bewies mir durch die Höhe seiner Rechnung (zwei Dollars für zwei miserable Mahlzeiten und ein schmutziges Zimmer), daß er sehr stark von der Kultur beleckt war. Merkwürdigerweise hatte sich in diesem „Ort“ noch kein Mediziner niedergelassen, wahrscheinlich wegen zu starker Konkurrenz, denn in dem nächsten Orte, der 25 Kilometer entfernt war und 700 Einwohner hatte, praktizierten ihrer fünf! In diesem mit Medizinern reich gesegneten Ort, der auch zwei Zahnärzte aufzuweisen hatte, befanden sich vier Kirchen, deren Pastoren die Bibel methodistisch, baptistisch, presbyterianisch und lutherisch auslegten. Die Einwohner tranken städtisches Wasser, beleuchteten ihre Läden und Häuser wie auch die Straßenkreuzungen mit städtischer Elektrizität und lauschten den wandernden Schauspielertruppen, die sich fast allwöchentlich einfanden, im städtischen „Opernhause“. An eine abwechslungslose, eintönige Lebensweise gewöhnt, findet der Farmerrentier in diesen Landstädtchen ein wahres Paradies. Solange es warm genug ist, sitzt er mit seinen Freunden und Kollegen vor den Läden der Geschäftsstraße, raucht, politisiert und läßt sich von der Sonne bescheinen. Wird die Temperatur zu unangenehm kalt, so verlegen die Herren Rentiers ihr Hauptquartier in die Läden, deren leere Kisten und Fässer sie von morgens bis abends dekorieren. In den Kirchen-, Frauen- und Mäßigkeitsvereinen holt die Frau das in den langen Jahren der Einsamkeit Versäumte nach, und beide sind befriedigt. Die Geschäftsleute dieser Flecken können von dem Umsatz unter den Einwohnern allein natürlich nicht leben. Zum größten Teil verlassen sie sich auf die Einkäufe der Farmer, die im Umkreise von vielen Meilen auf ihren Gehöften wohnen. Der Samstag ist der große Geschäftstag, an dem Wagen auf Wagen vom Lande hereinrollt, bis die Geschäftsstraße und die Seitenstraßen, die auf beiden Seiten mit eisernen Geländern zum Anbinden der Pferde versehen sind, kaum mehr Platz für neue Ankömmlinge bieten.

Das Leben und Treiben im Geschäftsteile der Städtchen an diesem Tage erinnert an die Großstadt. In den Geschäften drängen sich die Kunden, fortwährend klingelt der Fernsprecher, durch den die Ortsbewohner ihre Bestellungen geben und Einkäufe machen, und am Abend sind die Schaufenster, die geschmackvoll dekoriert sind und eine überraschend große Auswahl aufzuweisen haben, hell erleuchtet. Am wunderbarsten scheint es aber dem fremden Beobachter, wenn er sieht, wie viele abgerissen und schäbig aussehende Farmer für ihre Einkäufe mit Schecks bezahlen, die sie mit großer Geläufigkeit ausschreiben. Ebenso geläufig scheint aber andern Farmern das Unterzeichnen von Wechseln zu sein, von denen jeder Geschäftsmann eine hübsche Anzahl in seinem Geldschrank hat. Die kleine lokale Wochenzeitung, deren Zahl Legion ist, spielt in dem Leben des Farmers eine große Rolle. In ihr wird seine Geburt, seine Heirat und sein Tod angekündigt. Doch mit dieser Chronologie gibt sich der Redakteur nicht zufrieden. Bekommt ein bekannter Farmer einen besonders guten Preis für sein Getreide, gibt er seinem Hause einen neuen Anstrich, verläuft sich sein Kalb, so meldet es die Zeitung. Der Redakteur dieses wirklichen „Familienblattes“, das er auch setzt und eigenhändig druckt, kennt jedes lebende Wesen auf viele Meilen in der Runde, und seine Stellung bringt es mit sich, daß er eine führende Stellung in der Lokalpolitik einnimmt, durch die ihm gewöhnlich, falls er der siegreichen Partei angehört, ein Aemtchen mit guter Bezahlung zufällt.

Die Lebensweise des typischen amerikanischen Farmers ist ein Produkt der Bedingungen, unter denen die Entwicklung der Vereinigten Staaten vor sich gegangen ist. Daß diese Bedingungen, die noch jetzt den neuen Ansiedler zwingen, sein Heim fern von der Stadt oder dem nächsten Ort auf seinem eignen Lande aufzuschlagen, mit der Erschöpfung des freien Regierungslandes sich ändern werden, steht kaum zu erwarten. Ob der amerikanische Farmer aber immer auf seinem eignen Lande wohnen und es bebauen wird, ist noch sehr fraglich. Die Entwicklungen der letzten Jahre lehren den aufmerksamen Beobachter, daß der Großgrundbesitzer, genau wie der Großindustrielle, immer größere und wertvollere Landstriche an sich reißt, um sie in kleinen Parzellen wieder zu verpachten oder auf eigne Rechnung zu bearbeiten. Englands Beispiel sollte der Union eine Mahnung sein, dieser Tendenz beizeiten ein Ende zu machen.



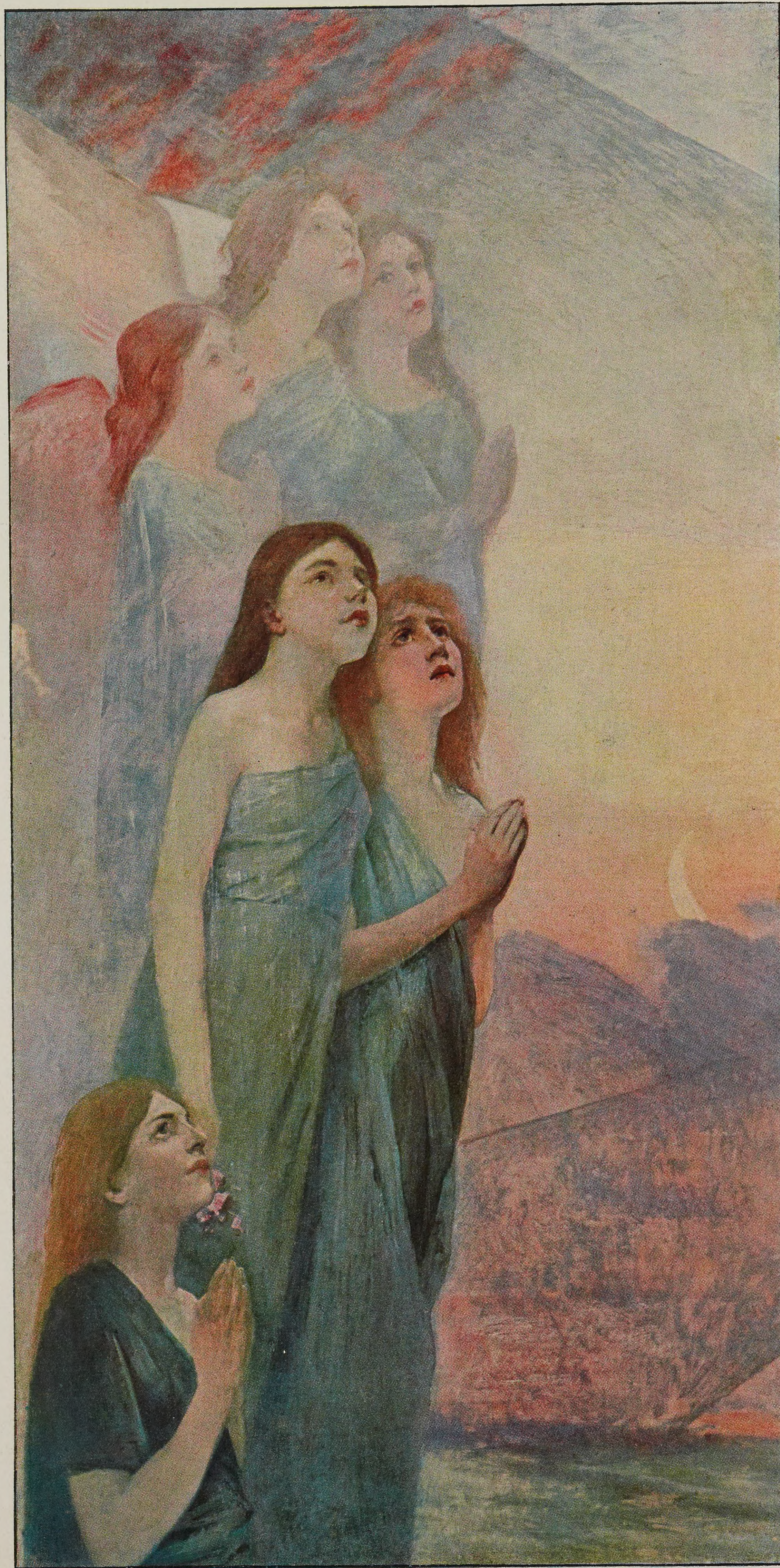
Haus des Arztes in einer amerikanischen Landstadt

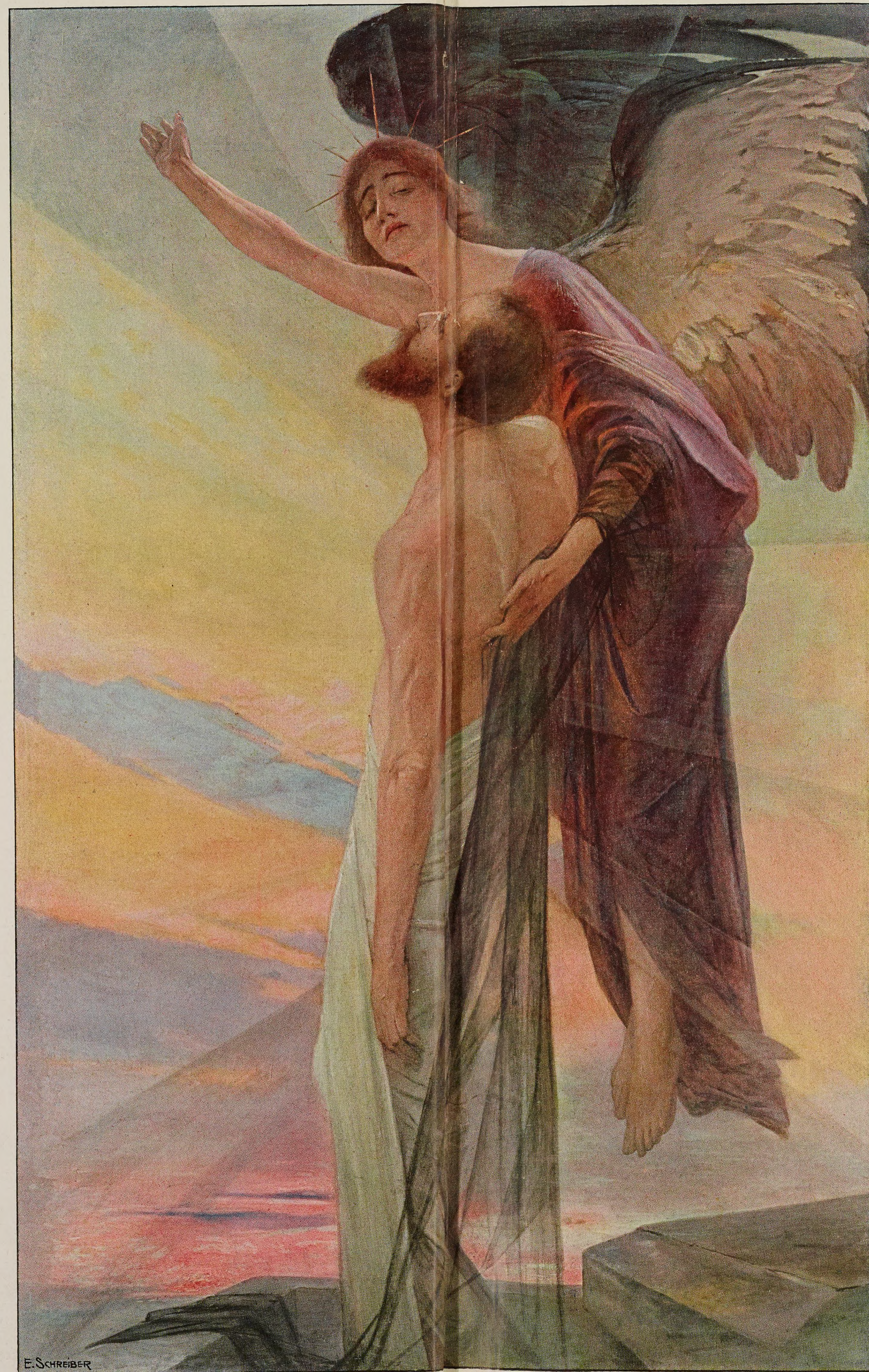


Haus des Bankiers in einer Landstadt



Typisches Farmhaus in Iowa, von Schattenbäumen umgeben







Ostermorgen. Nach einem Gemälde von Ernst Hausmann

Die Schwiegermutter

Novelle
von
Ida Boy-Ed

(Fortsetzung)

Zwei Tage danach fragten Franzius' an, ob sie zum Nachmittagstee kommen dürften, und Frau von Wangenau telephonierte zurück, daß Otto und sie sich sehr freuen würden.

Die junge Frau brachte für Otto einen Blumenstrauß und für Bubi eine Schachtel voll Bleisoldaten mit und konnte gar nicht genug bewundern, wie Bubi in den zwei Monaten gewachsen sei.

Otto zog den Freund in sein Zimmer. Sein von Zweifeln bis zur Ratlosigkeit beunruhigtes Herz mußte sich ein wenig Klarheit suchen.

Als er den Freund in die Sofaecke gedrückt und ihn mit einer Zigarette versorgt hatte, ging er ein paarmal in wachsender Erregung auf und ab und lehnte sich dann, als säße er auf der Kante, gegen den Schreibtisch. Er spielte mit nervösen Fingern mit seinem Zigarettenetui und vermied Franzius' Blick.

„Wann kommt deine Schwester Elisabeth?"

„Morgen."

„Ich fühle mich ihr gegenüber in einer großen Verlegenheit."

„Wieso denn das . . ."

„Ja, siehst du . . . auf euerm Polterabend und auf eurer Hochzeit . . . ja, in jenen Tagen haben wir uns recht . . . recht angefreundet, deine Schwester Elisabeth und ich. Und ich erbat mir die Erlaubnis, ihr mal schreiben zu dürfen."

„Na — und?"

Franzius wußte ja recht gut, was damals sich angesponnen hatte. Aber er wollte den Schein vermeiden, daß er als Bruder eine große Eile habe, die durch den Zufall zerrissenen Fäden wieder zusammenzuknüpfen.

„Ja, und dann wurde ich durch meine dumme Erkrankung daran verhindert. Als ich wieder so weit war, daß ich wohl mal hätte schreiben können, hielten mich zwei Umstände ab. Erstens lebte ich ja die ganze Zeit gewissermaßen unter der unmittelbaren Kontrolle meiner Schwiegermutter. Ich konnte keinen Brief schreiben, ohne daß sie dessen Adresse sah. Heut vormittag bin ich zum erstenmal allein ein bißchen an die Luft gegangen. Und zweitens . . . ich weiß gar nicht, ob Elisabeth sich noch jener Stunden erinnert . . . aufdringlich zu sein liegt mir fern . . . ich meine, wenn sie sich erinnerte, hätte sie mir wohl mal einen Gruß zukommen lassen in all der schweren Zeit . . ."

„Das hat sie!" sprach Franzius mit Nachdruck, „und zwar eine Zeitlang täglich durch mich. Wenn deine Schwiegermutter es dir nicht bestellt hat . . ."

Ottos Stirn furchte sich. Er bemerkte in diesem Augenblick, daß er doch noch immer recht angegriffen war.

„In all ihren Sorgen, in all ihrer Arbeit wird Mama vergessen haben, die Grüße zu bestellen. Ich bitt' dich auch, Franzius, versteh nicht falsch, was ich von der unwillkürlichen Kontrolle sagte . . . Ich fände es nicht richtig, Mamas Aufmerksamkeit zu früh auf Dinge zu lenken, die . . . du weißt — es gibt Zartheiten . . ."

Er fand es doch unmöglich, sich weiter auszusprechen. Aber Franzius hatte ihn auch schon völlig verstanden.

Er unterdrückte den schweren Seufzer, welcher der Schwiegermutter galt, und sagte:

„Na also . . . da kann ich Elisabeth ja wohl morgen einen Gruß von dir bestellen."

„Ich werde ihr selbst einen senden," sprach Otto.

Die Männer drückten sich die Hände.

Am andern Vormittag regnete es, und die Luft war herbe.

Kramer hatte einen peinlichen kleinen Kampf zu bestehen. Seine Schwiegermutter sah eine förmliche Lebensgefahr für ihn darin, wenn er bei dem Wetter ausgehe. Zufällig kam Rümplin und gab Otto lachend die Erlaubnis, fortan bei jedem Wetter auszugehen, sich überhaupt auch nicht mehr als Rekonvaleszenten, sondern als völlig Gesunden zu betrachten. Dazu machte die Mama ein so naiv unglückliches Gesicht, daß beide Herren sie ein wenig aufzogen und sie zuletzt mitlachen mußte.

Otto aber schrieb ein Begrüßungswort an Elisabeth Franzius.

Es sollte kurz sein. Aber es sollte dennoch viel ahnen lassen. Es sollte sie darauf vorbereiten, daß sie bald eine ernste, über ihr und sein Leben entscheidende Frage zu erwarten habe.

Nach vielem Besinnen schrieb er endlich:

„Freudig begrüßt Ihre Wiederkehr jemand, der sich acht Wochen lang sehr unglücklich fühlte, weil er von jedem Verkehr mit Ihnen abgeschnitten war. O. K."

Er kaufte einen Strauß von Rosen und heftete den Brief daran.

Als die kleine Sendung an ihre Adresse abgegangen war, kam ein ganz unsinniges, fast übermütiges Glücksgefühl über Otto. Ihm war, als sei schon alles entschieden und als dürfe er morgen nur hingehen, um die Geliebte als Braut in seine Arme zu schließen.

Es gab vorher nur noch eine Frage zu lösen. Sie schien ihm jetzt viel leichter als vor zwei Monaten.

Hatte er, nach seiner Meinung, doch inzwischen erst ganz genau seine Schwiegermutter kennen gelernt. Daß sie eine prachtvolle, aufopferungsfähige Frau war, hatte er ja immer gewußt und sie immer nach ihrem Verdienst verehrt und lieb gehabt. Aber den ganzen Riesenschatz von Selbstlosigkeit und Liebe, der in ihr lag und den sie in goldenen Münzen überreichlich verschenkte, den lernte er erst ganz ermessen in den schweren Krankheitswochen.

Er fühlte sich jetzt so völlig als ihren Sohn, daß er gar keinen Zweifel darüber hatte, sie würde sich seines Glückes innig mitfreuen. Um so mehr, als der ungesunde Kultus mit dem Andenken der armen, lieben Mimi auch aufgehört hatte.

Die Frage lag nur so: Sollte er sich erst Elisabeths Jawort holen und dann den Segen der Mutter; oder sollte er erst mit Mimis Mutter sprechen und dann mit Elisabeth?

Einen Augenblick lang drängte alles in ihm zu raschen Entschließungen. Dann wieder erfaßte ihn der ganze wundervolle Zauber, den das Warten hat, wenn die selige Gewißheit vor der Tür steht. Jene beglückende, bebende Angst, die den erfüllt, der die Liebe auf sich zukommen sieht.

Seine durch erlittene Schmerzen verfeinerte Seele genoß die Hoffnung.

Und er vermochte sich nicht zu einer planvollen Handlungsweise zu entschließen. Ihm war, als nähme das diesen kommenden Tagen die Poesie. Stunde und Stimmung sollte alles entscheiden.

*

Bubi sollte nun täglich regelmäßig wieder in die Luft. Bei der Wichtigkeit, die diesen seinen Ausfahrten beizumessen war, ließ die Großmama es sich nicht nehmen, das Wägelchen, welches das Kindermädchen schob, zu begleiten.

Nach dem gestrigen Regentag stand nun der ganze Tiergarten in frischen Farben und kräftigem Duft des jungen Laubes.

Bubi saß vergnügt in seinem Wagen und hielt in felsenfest geschlossenen Fäustchen einen Faden, an dem ein roter Gummiballon schwebte. Unter ihrem aufgespannten Sonnenschirm ging seine Großmama neben ihm, in einer sehr eleganten grauen Toilette, die ihr ein beinahe jugendliches Ansehen gab.

Sie war aber doch ein wenig nachdenklicher als sonst.

Heute hatte sich morgens unter den Postsachen ein Briefchen von Franzius befunden, und Otto erbrach es mit sichtbarer Hast. Er sagte dann, daß Franzius und Frau ihn für diesen Abend bäten.

„Ohne mich?!" war es ihr da entfahren.

Otto wurde sehr verlegen. Aber er fühlte wohl: diese Einladung allein für ihn war die Antwort auf seinen Rosengruß an Elisabeth . . . Er sprach etwas davon, daß Franzius' vielleicht ihre Eltern, die Wörmanns, mit ihr zusammen bei sich sehen möchten — daß das junge Paar sich vielleicht nicht getraut habe, sie zum erstenmal so improvisiert einzuladen und dergleichen mehr.

Aber natürlich war es ihm nicht gelungen, seiner Schwiegermutter das leise Unbehagen aus der Seele zu verscheuchen, das nun förmlich wie ein Druck in ihr lag.

„Sie werden doch wieder versuchen, Otto mit der Elisabeth zusammenzubringen. Wie unrecht gegen das arme Mädchen — man erweckt da in ihr vielleicht Hoffnungen, und Otto heiratet doch nie wieder. Er wäre ein Narr, sich in das Abenteuer einer Ehe zu stürzen. Jetzt weiß er, was er hat, was Bubi hat. Eine Ehe ist immer eine Lotterie."

Daß sie selbst dereinst dies Abenteuer, diese Lotterie gewagt, daß sie ihre Mimi es hatte wagen lassen, und noch dazu mit eben diesem Mann, kam für sie nicht in Betracht. Wie viele Frauen wandte sie Gemeinplätze der Lebenserfahrung gern für die Handlungen andrer, nie für ihre eignen an.

Bubis Geschrei riß sie aus ihren Gedanken. Sein Ballon war ihm entflogen. Nun schwebte der als rotes Pünktchen schon hoch gegen den blauen Himmel fort.

Das Kindermädchen hätte aufpassen sollen, schalt die Großmutter und tröstete Bubi und versprach zwei neue, einen roten und einen blauen dazu.

Mit geneigtem Oberkörper stand sie und wischte Bubi die Tränen ab, als hinter ihr eine Stimme sagte:

„Guten Tag, meine gnädigste Frau."

Es war Elisabeth Franzius. Sie kam quer durch den Tiergarten, von der Wohnung ihres Bruders, die am Holsteinischen Ufer lag, und wollte gleich am ersten Morgen ihrer Anwesenheit den Eltern ihrer Schwägerin, dem Ehepaar Wörmann in der Landgrafenstraße, guten Tag sagen.

Sie sah strahlend schön aus, wie verklärt von innerstem Glück.

Sie küßte Bubi und schien erregt und konnte nicht genug rühmen, wie wohl er nun schon wieder aussähe.

Die beiden Frauen schritten dann nebeneinander her. Man hatte für ein paar Minuten die gleiche Wegesstrecke zurückzulegen.

Frau von Wangenau war anfangs nicht minder unfrei als das junge Mädchen.

Die eine suchte das Benehmen der andern auf die etwa dahinter verborgenen Gesinnungen zu taxieren.

Aber dann kam Elisabeth Franzius auf die schwere Zeit zu sprechen, die hinter der älteren Frau lag.

Und da wurde diese so beredt, genoß erzählend die ganze Zeit mit ihren Sorgen und Genugtuungen so lebhaft noch einmal, daß es ihr völlig, aber auch völlig dabei klar ward, daß man das nette, vornehme Mädchen sich nicht in törichte Hoffnungen verrennen lassen dürfe.

Im Eifer ihrer Beredsamkeit blieb sie endlich stehen, indes das Kindermädchen Bubi in seinem Wagen weiter des Weges schob.

„Ja, meine Liebe," sprach sie abschließend, „diese Wochen, in denen ich mehr als einmal dachte, ich müßte Otto und das Kind hergeben, haben uns noch enger aneinander geschlossen — wenn das überhaupt möglich war. O Gott — all die Angst möcht' ich nicht noch einmal erleben! Es war schrecklich. Die beiden sind doch mein Lebensinhalt! Wenn ich den verlöre!"

Es riß sie fort. Sie vergaß, warum und zu wem sie sprach. Der Schrecken des möglichen Verlustes trat mit starker Deutlichkeit vor sie hin. Tränen rannen aus ihren Augen. Und sie fügte hinzu — gleichsam zu dem Schreckbild ihrer Phantasie sprechend:

„Es wäre mein Tod!"

„Herr Kramer ist Ihnen zu großem Dank verpflichtet," sagte Elisabeth nach einer Pause sehr leise.

Die strahlende Schönheit war von ihren Zügen gewichen.

Sie sah blaß, still, fast elend aus.

„Dank!“ sprach die Frau abwehrend, „mein Gott — Dank! Unter Menschen, die sich lieb haben, versteht sich alles von selbst.“

Wieder eine Pause. Dann brachte Elisabeth etwas mühsam heraus:

„Nun ist Bubi vorausgefahren und ich kann ihm nicht adieu sagen ... ich wollte hier nämlich abbiegen ...“

„Ich werde ihm einen Gruß von der freundlichen Tante sagen,“ versprach die Frau im liebenswürdigsten Ton. „Bitte, vergessen Sie nicht, mich Frau Wörmann zu empfehlen.“

Sie sah der Davonschreitenden ein Weilchen nach. Sie tat ihr leid. Denn die starke und plötzliche Veränderung im Wesen Elisabeths war ihr nicht entgangen.

Auch bebten in ihr selbst noch die Erschütterungen nach, in die sie sich redend hineingesteigert. Sie fühlte genau, daß sie viel mehr gesagt hatte, als sie gewollt.

„Aber Otto denkt ja auch gar nicht daran. Nicht einmal in seinem Fieber nannte er ihren Namen,“ sagte sie sich endlich.

Und ihr war, als habe sie geradezu eine Christenpflicht erfüllt.

*

Alle vier Menschen wußten ja, was die Zusammenkunft an diesem Abend für einen Zweck hatte. Otto und Elisabeth mußten endlich die Gelegenheit finden, sich auszusprechen.

Aber sie taten alle vier ganz unbefangen, wie sie um den Abendtisch saßen. Die junge Frau hatte die kleine Tafel sehr niedlich hergerichtet, und die Hammelkoteletts mit jungen Bohnen waren tadellos. Aber dem Regierungsrat Franzius steckte noch immer der alte Junggeselle in den Nerven, und er glaubte sich um alle möglichen Details der Haushaltung und Küche kümmern zu müssen. Es ging manchmal ein Fragen und Nicken mit Blicken und Mienen zwischen dem Ehepaar hin und her. So waren diese beiden abgelenkt, und es ward ihnen leicht, unbefangen zu tun.

Otto saß ziemlich schweigsam, gab aber doch ohne allzuviel Mühe einen leidlichen Tischgast ab. Sein Gesicht war das eines Ueberglücklichen. Er sah aus wie einer, der tausend schöne Dinge weiß und sich dadurch sehr hochmütig über sämtliche andern Sterblichen erhaben fühlt.

Elisabeth war sehr bleich, und wenn sie einmal lächelte, erschien es gezwungen. Sie vermied Ottos Blicke, die, sie fühlte es wohl, fort und fort die ihren suchten.

Aber gerade ihre Blässe, ihre scheue Unfreiheit bestärkten ihn in seligsten Hoffnungen.

Sie wußte ja, welche Stunden ihrer warteten, welche Offenbarungen ihr werden würden — da bebte eben ihre keusche Seele in seltsam verworrenen Gefühlen von Furcht und Freude. So sagte er sich.

Als abgegessen war, begab man sich in den kleinen Salon der Hausfrau. Hier sah noch alles nach Kunstgewerbe und Hochzeitsgeschenken und unendlich sauber abgewischt und unbewohnt aus. Otto wurde aufgefordert, sich alles anzusehen, insbesondere zu beurteilen, ob das kleine Oelgemälde, das er geschenkt, an gutem Platz hänge. Dazu sollten aber sämtliche fünf Flammen der Gaskrone angesteckt werden, und Franzius lief nach Schwefelhölzern und seine Frau lief ebenfalls danach.

Und plötzlich waren Otto und Elisabeth allein.

Sie standen und sahen sich an. Elisabeth erschrocken und zitternd — er mit aufleuchtenden Blicken und doch ein wenig zögernd.

Eine riesengroße Freude rauschte in ihm auf und erfüllte sein ganzes Wesen.

Ein paar Herzschläge lang gab er sich dem bangen, süßen Zaudern hin.

Dann schien es ihm, als mache sie eine Bewegung — etwa so, als ob sie davongehen wolle ...

Da griff er rasch nach ihrer Hand.

„Elisabeth,“ sagte er flüsternd, überstürzt, „erinnern Sie sich noch der Tage, die wir im Frühling zusammen verlebten?“

„Ja,“ antwortete sie tonlos.

„Viele Hoffnungen habe ich daran geknüpft,“ sprach er.

Sie schwieg.

Er konnte gar keine Worte finden. Ihm war, als wüßten sie doch alles voneinander, als sei es ganz weihelos, dafür nach Worten zu suchen.

Fester drückte er ihre Hand.

„Elisabeth.“

Sie sah zu ihm auf mit einem Blick voll Liebe und Schmerz.

„Nicht wahr, Elisabeth — wir gehören zueinander?“ fragte er zärtlich. „Dein Herz weiß es, daß du meine Frau werden mußt ...“

Er wollte sie in seine Arme schließen. Da wich sie zurück.

„Die Schwiegermutter ...“ stammelte sie.

Das riß ihn aus dem leisen, traumhaften Zustand in die Wirklichkeit zurück. Aber es ernüchterte ihn nicht.

Vorher war er gewesen wie einer, der sich vor blendender Lichtfülle nur unsicher vorwärts tastet.

Nun wurde er zum zielbewußten Streiter für sein Glück.

„Die Mama!“ rief er, und in seinen Zügen stand freudige Zuversicht, „o, die einzige, gute Frau wird dich mitlieben und durch dich ein wenig Ersatz für ihre verlorene Tochter finden.“

Elisabeth schüttelte das Haupt.

„Ich flehe dich an — laß in dieser Stunde zwischen dir und mir kein eingebildetes Hindernis erstehen. Versuche gerecht zu sein, wie ich es versuche. Als du damals bei uns warst, sahst du die Erzeugnisse eines krankhaften Kultus mit der Toten. Sieh — es war noch so frisch für das Mutterherz. Dies Mutterherz hatte alles, alles verloren. Ihre Mimi war ihr einziges Glück gewesen. Sie glaubte es Mimi schuldig zu sein, ewig an ihrem Grab zu trauern. Die vergangenen Wochen haben ihr gezeigt, daß das Leben ihr noch Güter gelassen hat. Gewiß, sie hat begriffen, daß sie Mimis Andenken besser ehrt, wenn sie sich den Hinterbliebenen Mimis als selbstlose Mutter bewährt. Vielleicht, nein, sicherlich wird unsre Verlobung zunächst ihre Wunden wieder aufreißen, und sie wird uns ihren Segen nur voll Wehmut, aber sie wird ihn uns doch aus vollem Herzen geben.“

Unter seiner Rede, die ihm überzeugt und feurig beschwörend von den Lippen kam, hatte Elisabeth Zeit gewonnen, sich zu fassen.

Sie fühlte, daß sie dem Wort und Blick des geliebten Mannes gegenüber zu ohnmächtig war. Und sie wußte doch, daß sie sich von ihrer Liebe nicht hinreißen lassen durfte.

„Ich will dir schreiben,“ flüsterte sie, „ich bitte dich ... warte ...“

Schreiben? Er erschrak. Es legte sich auf ihn wie plötzliche Traurigkeit.

Aber nein — das war gar nicht möglich, daß sie ihm etwas zu schreiben hatte, was sie zu trennen vermochte ...

„Sprich doch lieber,“ drängte er, „was du hast — sag es — sprich ...“

Sie bewegte verneinend den Kopf.

Draußen hörte man Stimmen und Schritte.

„Du liebst mich? Du liebst mich?“ fragte er in heißer Angst. Er wußte es ja. Er glaubte es. Aber er wollte es doch hören, um die Stunden ertragen zu können, bis ihr Brief kam.

„Ich liebe dich,“ sprach sie ganz leise. Sie sagte es mit heiliger Festigkeit.

Aber sie trat zurück und erhob abwehrend beide Hände, als er sie nun doch in seine Arme nehmen wollte.

Das junge Ehepaar war enttäuscht, kein Brautpaar zu finden, sondern zwei ganz verstörte, blasse, zerstreute Menschen.

Elisabeth zog sich sofort zurück. Franzius und seine Frau hofften auf irgendein Wort von Otto, das ihnen erklären sollte, was geschehen. Man stand sich doch so nahe, war doch so intim befreundet.

Aber Otto schwieg, quälte sich noch eine halbe Stunde mit dem Versuch, den unbefangenen Gesellschafter zu spielen, und ging dann.

(Schluß folgt)



Bescheidenheit. Nach einem Gemälde von Ernst Nelson

Die Mobilmachung der deutschen Armee

Von

Oberstleutnant z. D. von Reden

Am Morgen des 16. Juli 1870 trug der elektrische Draht in alle Teile Deutschlands, ja in alle Teile der Welt die kurzen Worte: „Auf Allerhöchsten Befehl ist die norddeutsche Bundesarmee planmäßig mobil zu machen. Der 16. dieses Monats ist der erste Mobilmachungstag." Der Mobilmachungsplan, sorgfältig vom Kriegsministerium, vom Generalstab, von den einzelnen Korpskommandos in Verbindung mit den Zivilbehörden nach den Erfahrungen des Krieges 1866 ausgearbeitet, trat in Kraft. Aufgebaut auf dem Prinzip der weitestgehenden Arbeitsteilung und Selbständigkeit aller einzelnen Behörden funktionierte die Mobilmachung so ausgezeichnet, daß bereits am 24. Juli, also acht Tage nach ausgesprochener Mobilmachung, mit dem Transport der kriegsfertigen Truppen auf zehn durchgehenden Eisenbahnlinien an die Grenze begonnen werden konnte.

Es ist vielleicht nicht ohne Interesse, sich dieser denkwürdigen Tage vor Beginn der eigentlichen Feindseligkeiten gerade heute zu erinnern. Wieder ist der politische Horizont umwölkt, und dem jetzt lebenden Geschlechte, das die Mobilmachung von 1870 und die gewaltigen Umwälzungen, die eine solche Maßregel hervorruft, noch nicht miterlebt hat, wird ein Bild einer solchen in kurzen, knappen Zügen vielleicht nicht unwillkommen sein. Die Mobilmachung greift ja in die Verhältnisse eines jeden einzelnen in mehr oder weniger einschneidender Weise ein, jeder Deutsche wird durch sie in Mitleidenschaft gezogen. Zunächst werden natürlich von ihr alle jene Männer berührt, die der Armee oder Marine als aktive Soldaten angehört haben und jetzt im Reserve- oder Landwehrverhältnis stehen. Im Jahre 1870 dauerte die Wehrpflicht nur bis zum 42. Lebensjahre, seit einer Reihe von Jahren ist sie jetzt aber bis zum 45. Lebensjahre verlängert. Die seit 1870 fortgesetzt notwendig gewesene Armeevermehrung hat natürlich auch die Anzahl und den Prozentsatz der alljährlich zur Einstellung gelangenden jungen Mannschaften vergrößert. Jetzt gelangen etwa 53 bis 55 Prozent der wehrpflichtigen jungen Leute zur Einstellung, während dies bis vor 1870 nur mit 40 bis 45 Prozent der Fall war. Aber auch die wegen geringer körperlicher Fehler oder wegen dringender häuslicher Verhältnisse im Frieden vom aktiven Militärdienst befreiten und der Ersatzreserve überwiesenen jungen Leute müssen gewärtig sein, wenn die Mobilmachung des Heeres angeordnet ist, sofort eingestellt zu werden. Schlachten und Gefechte, Anstrengungen und Krankheiten lichten nur zu rasch die Reihen der vor dem Feinde stehenden Truppen. Ersatz ist für sie notwendig. Deshalb läßt jeder ausrückende Truppenteil in seiner Garnison einen Ersatztruppenteil zurück, bei dem, wie der Name ja schon sagt, Ersatzmannschaften ausgebildet und ausgerüstet werden, die im Bedarfsfalle dem mobilen Truppenteil zugeführt werden. Jene Ersatzreservisten, die im Frieden vom Heeresdienst frei waren, werden jetzt sofort zu den Ersatztruppenteilen eingezogen, wo verabschiedete und nicht mehr felddienstfähige Offiziere ihre Ausbildung übernehmen. So wird es wohl kaum ein Haus, kaum eine Familie in Deutschland geben, bei der nicht ein oder mehrere Mitglieder bei einer Mobilmachung sofort die Heimat verlassen müssen, um in die Reihen der Armee eingestellt zu werden.

Wie aber kommen all die Menschenmassen zu ihren Truppenteilen, wie wird Ordnung in dieses Chaos gebracht? Dies ist die Aufgabe der Bezirkskommandos, die nach Anweisung der Generalkommandos alle von ihnen kontrollierten Mannschaften auf die verschiedenen Truppenteile, auf die einzelnen Formationen verteilen. Jedes Generalkommando ist in der Art der Mobilmachung vollkommen selbständig. Denn es leuchtet ein, daß in einer dünnbevölkerten Provinz mit wenig entwickeltem Eisenbahnnetz die Art der Einberufung eine andre sein muß wie in einem Industriebezirk mit engmaschigem Bahnnetz. Auch an der Grenze müssen andre Maßnahmen getroffen werden wie bei einem Armeekorps im Herzen Deutschlands. Dort kann es notwendig werden, die Truppen in ihren Friedensstärken bis dicht an die Grenze vorzuschieben, um dem Feinde einen Einblick in unsre Maßnahmen zu verwehren. Es muß hier also von dem allgemeinen Grundsatz abgewichen werden, jeden Truppenteil erst ausrücken zu lassen, wenn er seine Mobilmachung beendet hat.

Als 1870 jene Depesche des Kriegsministeriums die Mobilmachung der gesamten norddeutschen Armee anordnete, da verließen Tausende von Boten schon wenige Stunden später die Bezirkskommandos, um in jeden Ort die Einberufungsbefehle für alle Mannschaften des Beurlaubtenstandes an die Ortsbehörden zu überbringen. Für die Einberufenen entstanden so manche Schwierigkeiten, indem ihnen oft kaum Zeit blieb, ihre Zivilverhältnisse zu ordnen. Den Bezirkskommandos erwuchs eine ungemein große Arbeit, die in wenigen Stunden erledigt werden mußte. Man ist deshalb seit einer Reihe von Jahren, ohne die alte Art der Einberufung ganz abzuschaffen, zu einer andern Art übergegangen.



Aus P. Schlenther: Gerhart Hauptmann (S. Fischer)

Gerhart Hauptmann als Bildhauer in Rom

Bereits im Frieden erhält jeder Mann von seinem ihn kontrollierenden Bezirkskommando einen Gestellungsbefehl, Kriegsbeorderung genannt. Auf diesem im Militärpaß aufzubewahrenden Schriftstück ist für jeden einzelnen Mann bestimmt, wann und wo er sich, wenn die Mobilmachung befohlen, zu melden hat. Der Gestellungstag ist nach Mobilmachungstagen angegeben. Es heißt also auf der Kriegsbeorderung: „Der Reservist N. N., wohnhaft zu A., meldet sich nach Bekanntmachung des Mobilmachungsbefehls, ohne einen andern Gestellungsbefehl abzuwarten, in B. auf der Kaserne des x. Infanterieregiments am 4. Mobilmachungstage vormittags 10 Uhr zum Dienstantritt." Der Mobilmachungsbefehl der Armee wird sofort nach vollzogener Unterschrift des Kaisers durch die 28000 Telegraphen- und 20000 Fernsprechanstalten jedem Orte im weiten Deutschen Reiche mitgeteilt. Wenige Stunden später werden durch die Bezirkskommandos in jedem Orte Bekanntmachungen des Generalkommandos angeschlagen, in denen die ersten fünf Mobilmachungstage mit den Monatsdaten bezeichnet sind. Jeder Mann, der eine Kriegsbeorderung in Händen hat, weiß jetzt also sofort, wann er die Heimat verlassen muß, um sich rechtzeitig beim Bezirkskommando oder direkt beim Truppenteil zu melden. Eisenbahnfahrpläne, neben jener Bekanntmachung angeschlagen, belehren die Mannschaften über die Züge, die sie benutzen können. Denn nur noch am ersten und zweiten Mobilmachungstage bleiben die Friedensfahrpläne in Kraft. In der Nacht vom zweiten zum dritten Tage geht der Betrieb der gesamten deutschen Bahnen in die Hände der Militärbehörden über. Die Eisenbahnabteilung des Großen Generalstabs regelt den Verkehr nur noch nach militärischen Gesichtspunkten.

Kaum sind die Mannschaften des Beurlaubtenstandes bei ihren Truppenteilen eingetroffen, so beginnt dort in fieberhafter Tätigkeit ihre Einkleidung. Auf den Bekleidungskammern der Regimenter lagern wohlgeordnet die Bekleidungs- und Ausrüstungsstücke für die Tausende jetzt eintreffender Mannschaften. Kaum sind sie eingekleidet, so beginnen Marsch- und Schießübungen. Denn es gilt, die kurze Zeit zu benutzen, die Kenntnisse der Mannschaften wieder aufzufrischen, vor allem aber die Marschfähigkeit zu steigern. Dem Schuhzeug und seinem Verpassen wird deshalb ganz besondere Aufmerksamkeit geschenkt.

Fast gleichzeitig mit den Mannschaften treffen bei den Truppenteilen die Pferde ein, die sie zur Bespannung ihrer Fahrzeuge, zur Berittenmachung der aus dem Beurlaubtenstande eingezogenen Offiziere notwendig haben. Sobald der Mobilmachungsbefehl ergeht, treten in allen größeren Orten sofort Kommissionen aus Offizieren, Tierärzten und Sachverständigen zusammen, um aus dem gesamten Pferdebestand des Landes die für die Armee notwendigen und brauchbaren auszusuchen und abzuschätzen. Vorgearbeitet im Frieden haben diesen Kommissionen die jetzt in allen Korpsbezirken angestellten „Pferdevormusterungskommissare", die im Laufe von je $1^1/_2$ Jahren alle Pferde ihres Bezirks einer eingehenden Musterung unterzogen, die unbrauchbaren ausgemerzt, die brauchbaren aber bereits für die einzelnen Formationen vorgemerkt haben. 600000 Pferde, das heißt etwa ein Fünftel aller vierjährigen und älteren Pferde Deutschlands, werden gebraucht, um alle Truppenteile mit den notwendigen Reit- und Zugpferden zu versehen. Ist es, was sehr zu wünschen wäre, erst unsrer Industrie gelungen, kriegsbrauchbare Lastselbstfahrer herzustellen, können erst die der Armee folgenden Proviant- und Munitionskolonnen mit solchen Fahrzeugen ausgerüstet werden, so kann die Anzahl der auszuhebenden Pferde erheblich beschränkt werden.

Im Jahre 1870 war der 16. Juli der erste Mobilmachungstag, am 24. Juli, das heißt nach acht Tagen, konnte der Eisenbahntransport der Armee zur Grenze beginnen. Am 3. August war er im wesentlichen beendet. In elf Tagen waren in 1072 Zügen auf zehn durchgehenden Linien rund $^1/_2$ Million Menschen mit 136000 Pferden und 14718 Geschützen an die Grenze befördert. Jetzt wird es sich sofort um das Drei- bis Vierfache an Menschen, Pferden und Material handeln. Dafür ist aber seit jener Zeit auch unser Eisenbahnnetz erheblich vervollkommnet. Jetzt besitzt Deutschland rund 53000 Kilometer Vollbahnen gegen etwa 20000 im Jahre 1870. Die Anzahl der durchgehenden Eisenbahnlinien, die 1870 zehn betrug, ist wesentlich vermehrt, fast alle Linien sind jetzt zweigleisig, was 1870 erst bei einer der Fall war.

Sind die Linien- und Reservetruppen mit all ihren Trains und Kolonnen mobilgemacht und abtransportiert, so gilt es, in der Heimat jetzt die Landwehr- und Landsturmformationen aufzustellen und zu mobilisieren, damit die Linienarmee von allem Besatzungsdienst, von der Sicherung der Etappenlinie und so weiter entbunden werden kann. Auch für diese Truppenteile müssen Ersatztruppen geschaffen werden, die ein Reservoir bilden, aus dem alle vor dem Feinde stehenden Truppen auf voller Stärke erhalten werden können. Daneben müssen auch neue Truppen ausgehoben, bei den Ersatzbataillonen eingestellt und ausgebildet werden. So wird eigentlich die Mobilmachung nie beendet, immer gilt es Lücken auszufüllen, neu hervorgetretene Bedürfnisse zu befriedigen. Im Deutschen Reiche haben wir etwa $9^1/_2$ Millionen Männer, die im Alter von 21 bis 45 Jahren stehen. Davon werden etwa $3^1/_2$ bis 4 Millionen, also fast die Hälfte, bei einer Mobilmachung ihrem Zivilberufe entzogen und in irgendeiner Weise für den Dienst des Heeres verwendet.



Gerhart Hauptmann zur Zeit, als er „Vor Sonnenaufgang“ schrieb

Deutschlands Dichter

I

Gerhart Hauptmann

Von

Georg Hirschfeld

(Hierzu vierzehn Abbildungen nach photogr. Aufnahmen)

Von Gerhart Hauptmann, dem Künstler und dem Menschen, versuche ich in engem Rahmen ein treffendes Bild zu geben. Solch ein Versuch bleibt Wagnis, denn er stützt sich auf das Zusammenwirken eigner Liebe und der Liebe derer, die den Dichter aus seinen Werken kennen, selbst also das beste Material zu seinem Bilde herbeitragen. Ich erzähle gewiß nicht viel mehr von ihm, als ihr schon wißt, ihr Tausende, die seiner Kunst Bereicherung und Hoffnung danken. Doch wenn wir uns auf gleichem Boden finden (es ist ein köstliches Gefühl, in der Empfindung eines Künstlers mit vielen, mit seinem Volk vielleicht, auf gleichem Boden zu stehen), dann ist es euch sicher lieb, eine Dämmerstunde rastend auszunutzen, um von ihm zu sprechen. Tiefer Stille bedarf sein reines Dichterbild. Im deutschen Walde seht ihr es, aus dunkeln Schatten zu grüngoldenen Wipfelkronen emporverlangend, oder in einem gotischen Gemach, das die Geisteskämpfe des Mannes umschließt, während Weib und Kind im Garten draußen das Märchen der Wirklichkeit durchleben.

Gerhart Hauptmann stammt aus schlesischem Volke. Im Jahre 1862 wurde er zu Salzbrunn geboren, wo sein Vater ein bekanntes Hotel besaß. Der Großvater war noch ein armer Weber im Gebirge gewesen. Höchst interessant, weil durchaus vorbestimmend und unabweisbar zum Ziel seiner Gegenwart führend, sind die Grundlinien von Hauptmanns Entwicklungsgang. Die Kindheit im Salzbrunner Hotel, zwischen allerlei Kurgästen, die dem Beobachterblick des scheuen Knaben von vornherein ein buntes Weltbild brachten und zuerst vielleicht seine große Gabe weckten, gütig und streng die Tragikomödie der Menschheit zu sehen. Die Schule, die immer und immer an ihrer alten Sünde fortwerkelt, Individualitäten zu nivellieren, konnte Gerhart Hauptmann nicht lange festhalten. Ein Einsamer in der Allgemeinheit war er schon damals, wie er es später wurde — er lernte vom Katheder wenig. Durch seinen einfach weisen, vorsehenden Vater befreit, begab er sich auf eine rastlose Suche nach dem Beruf. Er wurde Landwirt (er ist es dichterisch geblieben), er wurde Bildhauer (er blieb es dichterisch), und auch den Einfall, Schauspieler zu werden, warf der noch gebändigte dramatische Vulkan wie einen Funken ans Licht. In den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts durchzog Gerhart Hauptmann seine wirre, schöne Welt, überall Neuland suchend und Neuland findend. Der junge Bildhauer kam von Breslau, der Cramptonstadt, nach Rom. Der werdende Dichter träumte auf einer Ozeanfahrt um Spaniens Küste die ersten machtvollen Schaffensträume. Das Epos „Promethidenlos“, das dem Buchhandel später entzogen wurde, entstand damals. Es war die Zeit der größten, weil stillsten sozialen Revolution. Langsam vollzog sich als wissenschaftlich-künstlerischer Niederschlag in allen Schichten der Gesellschaft, was ehedem rasch verflogene Sehnsucht der Unterdrückten gewesen war. Deutschlands politische Größe seit 1870 wurde von einer Größe überholt, die der Geistesentwicklung Europas gehörte. Das Recht der Individualität im Staate, in der Kirche, in



G. Hauptmann im Alter von siebzehn Jahren

der Ehe setzte sich gegen den Zwang der Konventionen durch. Ibsen und Tolstoi, deren Riesenfackeln Nord und Ost erhellten, fanden im Zentrum Europas, in Deutschland, einen philosophischen Kampfgenossen, aber einen allzu dichterischen: Friedrich Nietzsche. Der rein künstlerische Erwecker, den Deutschland brauchte, war noch nicht erstanden. Die Freiheitsidee mußte bei uns eine plastisch-poetische Gestalt gewinnen, um in der Volksseele wahrhaft wirksam zu werden. In deutscher Landschaft geboren, deutsches Leben aufwühlend und erlösend, konnte sie erst als heimatsechte Blüte fremder Saat sich offenbaren.

Ein Deutscher im Kern und Wesen, erlebte Gerhart Hauptmann die Stürme der Zeit. Dem



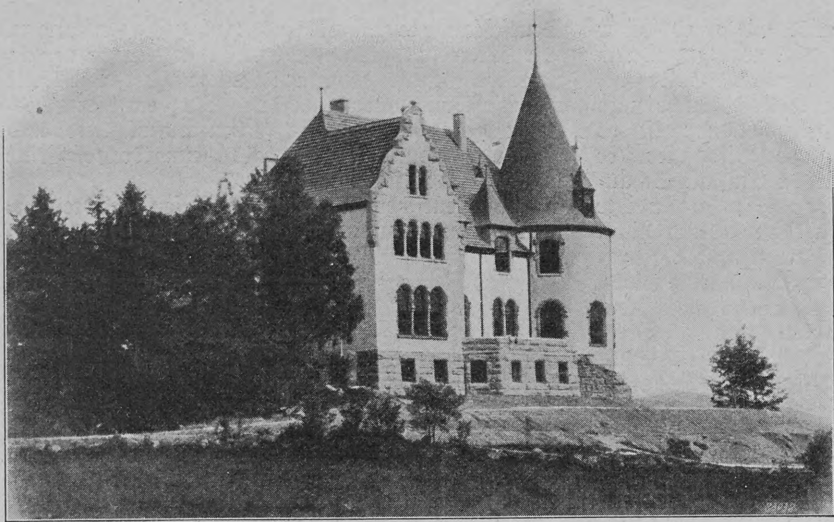
Gerhart Hauptmann
mit seinem erfolgreichsten Vorkämpfer, Dr. Otto Brahm,
Direktor des Berliner Lessing-Theaters

schönen Bilde jener frühlingshaften Welt in Träumen hingegeben, überall versucht, es künstlerisch nachzuschaffen, schärfte sich doch sein Blick alsbald zur Mannesreife, von Mitleid erschüttert und Helfersehnsucht. In ihm wurde als poetische Kraft geboren, was erlösungsbang in allen Gemütern lebte: werktätiges Mitleid. Ich habe es vor Jahren von ihm selbst gehört, als ich das Wort im Gespräche zufällig hinwarf und Hauptmann mich darauf mit seinen Lichtaugen groß ansah: werktätiges Mitleid. Kein schlaffes, eigensüchtiges — werktätiges Mitleid ist sein Grundmotiv.

Der Dichter erwachte in jener Wanderzeit — Bildhauer, Landwirt, Weltverbesserer, alles andre ordnete sich dem wirklichen Beruf unter. Gerhart Hauptmann näherte sich der bisher gemiedenen Weltstadt. Ende der achtziger Jahre wohnte er mit seiner jungen Frau in Erkner bei Berlin, und aus tiefbewegter Stille warf er in das laute Chaos seine ersten Werke hin. Die Novelle „Bahnwärter Thiel“ und das Drama „Vor Sonnenaufgang“. Das letztere zeigte zum ersten Male den Untergang einer reinen Natur im Sumpfe der Zeitverbrechen als deutsche Tragik. Theodor Fontanes, des Alt-Jungen, Otto Brahms und Paul Schlenthers Kampfessehnsucht, durch einen wahren Dichter die öde Konvention der deutschen Bühne zu brechen, erfüllte sich plötzlich. Sie fanden „Vor Sonnenaufgang“. Auf der Freien Bühne in Berlin wurde es aufgeführt, und das entzückte Aufhorchen aller Kunstdurstigen mischte sich mit der sittlichen Entrüstung gestörter Langschläfer zu jenem Erfolge, dessen Hauptmanns Anfang bedurfte. Er mißverstand ihn nicht und blieb sich treu. Durchzudringen war sein erstes Ziel — mit diesem trat der Beifall



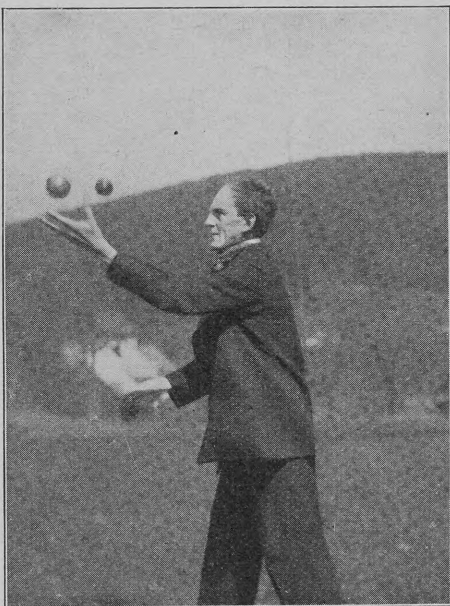
Gerhart Hauptmann


Gerhart Hauptmanns Villa in Agnetendorf

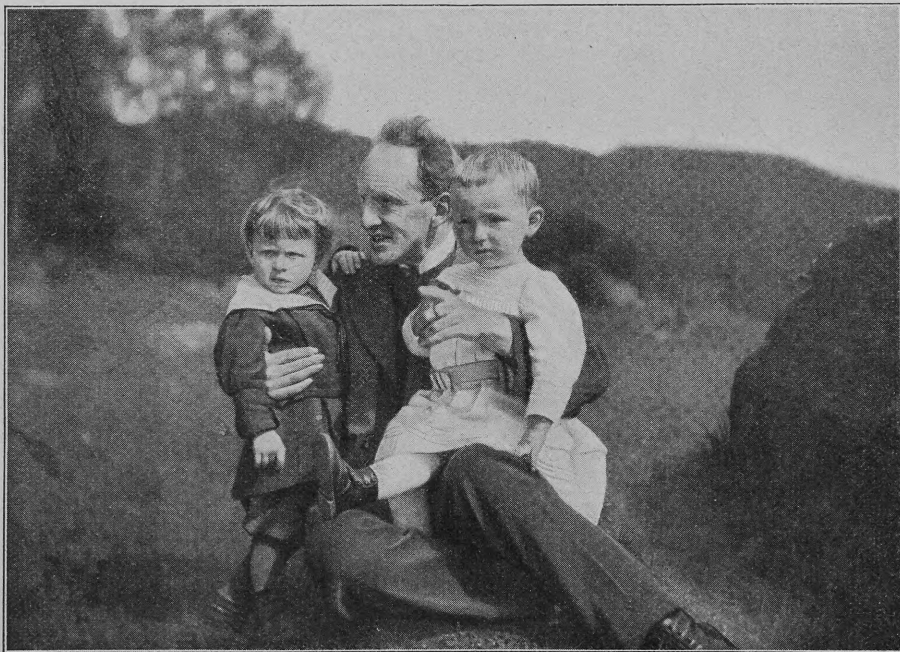
der Welt in die zweite Reihe zurück. In erster Reihe aber blieb ihm die Weiterbildung seiner Person und seines Werkes. Ein echter Autodidakt, nahm Hauptmann auf, was seinem Genius nützlich war. Karl, der ältere Bruder, ein feiner Denker und Poet, hatte als Haeckelschüler Gerhart die naturwissenschaftliche Grundlage gegeben, auf der seine Poesie zur Freiheit aufwuchs. Nun griff der Dichter mit sicherer Hand nach den wesentlichsten Themen der Menschheit: Familie, Weltanschauungskampf, soziale Not, Künstlertum, Christentum, Historie, Märchen und Sage. Eine goldene Kette ebenso tiefverwandter wie eigenkräftiger Werke entstand. „Das Friedensfest", das die Tragödie der Eltern und Kinder aufdeckt — „Einsame Menschen", das die Not der Uebergangsmenschen aus alter in neue Weltanschauung schildert — „Die Weber", jenes gewaltige Kulturbild von Unterdrückern und Unterdrückten — „College Crampton", dessen gütiger Humor die verzeihende Liebe zum Künstler lehrt — „Der Biberpelz", den ein genialer Schelm und kühner Hasser staatlichen Dünkels geschrieben — „Hannele", das unvergängliche Traumgedicht vom Himmel des armen Kindes — „Florian Geyer", das düster-keusche Männerwerk, das einen neuen Heldenbegriff lehrt und eine stilistische Kraft besitzt, die enorm ist — „Die versunkene Glocke", deutschen Märchenzauber, deutsches Künstlerleid in das trockene Reich des Theaters bannend — „Fuhrmann Henschel", eine Tragödie vom Seelenleid des Primitiven, das feiner und stärker ist, als mancher „Gebildete" sich träumen läßt. Dann die Zwischenspiele „Schluck und Jau" und „Der rote Hahn" (eine Fortsetzung des „Biberpelzes"), beide nicht so ausgereift wie Hauptmanns andre Werke, aber voll köstlicher Eigenschaften. „Michael Kramer", der dem Künstler eine höhere Weihe gibt als der leichtere „Crampton". „Der arme Heinrich", jene unvergeßliche Offenbarung christlicher Liebe, über Kirche und Welt hinweg, im Glaubenswunder weiblicher Hingebung. Endlich die letzten seiner Werke: „Rose Bernd" und „Pippa". Rose Bernd, nicht so tief greifend wie das erste Primitivenstück, der Henschel, aber ebenso echt und rein — wie Gerhart Hauptmann gestaltet. „Und Pippa tanzt" schließlich, uns eben geschenkt und umgehend mißverstanden, ist auch sein echtes Kind, seid dessen gewiß, ist auf der Höhe, die uns genügen mag, ein zartes Spiel der Künstlerphantasie, gestaltet und geistreich.

Schon bereiten sich, durch Jahre wachsend und reifend, neue Dichtungen vor. Zahlreiche Fragmente, die sicherlich ausgeführt werden, nicht wie das „Hirtenlied" und „Elga" vorzeitig herausgegeben. „Wieland, der Schmied", „Die Wiedertäufer", „Jurakel", „Die Mädchen vom Bischofsberg" und vor allem das Werk, dessen Vollendung ich am tiefsten wünschte: Der Christusroman. Ein neuer Heiland, aus Armut und Unbekanntheit im schlesischen Gebirge erstanden, in die Weltstadt gelangend, dort lehrend und leidend, schließlich gekreuzigt: das kann Hauptmanns Epos werden.

Der Frühzeit in Berlins Umgebung, wo seine ersten Dramen entstanden, folgte die Einkehr in die Heimat, die diesen Dichter, wie selten einen, besitzt und festhält. In Schreiberhau siedelte Gerhart Hauptmann sich Anfang der neunziger Jahre an, den Blick auf die mächtige Kette des Riesengebirges gerichtet, in heller Einsamkeit. Dort lebte er mit seiner schwermütig schönen ersten Gattin, der Gefährtin seiner Dichtung — drei Söhne umgaben ihn. Er teilte das zur Villa ausgebaute Bauernhaus mit Karl, seinem älteren Bruder. Lotte Hauptmann, die Schwester, war dort in schönen Sommertagen oft zu Besuch, und auch Georg Hauptmann kam, der zweite Bruder (Gerhart ist der jüngste), ein Kaufmann von tief humoristischer Menschlichkeit, der viel gelitten hat und früh dahinging. Er war im Leben das Urbild des älteren Strähler im „College Crampton" — seinem Tode aber setzte der Dichter durch die Widmung des „Armen Heinrich" ein verklärendes Denkmal. In Warmbrunn lebten Hauptmanns Eltern. Der Vater, dem die „Weber" gewidmet sind, ein schlichter, vornehmer Mann, der den Sohn nie über dem Ruhm des Sohnes vergaß — die Mutter, voll Liebe und beweglicher Güte. In den „Einsamen Menschen" finden sich ihre Züge wieder. Hauptmanns Mutter wohnt jetzt noch hochbetagt in Warmbrunn. Ich habe die beste Zeit von Schreiberhau miterlebt, und unvergeßlich sind mir die Stunden, da Hauptmann uns den „Biberpelz" und „Hannele", beide im gleichen Sommer vorlas. Besonders der Tag, der mich mit seiner Traumdichtung bekannt machte, ist mir eine meiner liebsten Erinnerungen. Es sei mir deshalb gestattet, ein wenig dabei zu verweilen. Wir, die wir damals Hauptmanns Gäste waren — meine Mutter und ich, Felix Holländer, Max Marschalk —, wir ahnten alle, daß dieser Sommer 1893 dem Dichter das stärkste Werk erstehen ließ, das ihm bisher gelungen. Sahen wir doch täglich, wenn wir aus unsern Berghäusern in Hauptmanns Heim kamen, wie sichtbarlich die neuen Mächte, Gestaltung fordernd, mit dem Ruhelosen rangen. Bei keinem Künstler, den ich kennen gelernt, konnte ich es so, wie in jenen Sommertagen bei Hauptmann, verfolgen, wie der Mensch sich leidend, fast zerbrechend, einer göttlichen Macht beugt, die seiner Seele entspringt und stündlich dartut, daß sie stärker ist als seine Seele. Ich sah ihn sinnen, wandern, spielen, zornig werden und von einer namenlosen Traurigkeit befallen. „Ich gebe nur aus," klagte er plötzlich, „ich erhalte nichts mehr." Wir durften diese Aeußerung, im Bewußtsein seiner Dichtermacht, nicht mit einem abwehrenden Lächeln aufnehmen — er war so gebeugt und fühlte sich so von dem Dämon, der ihn heimlich krönte, überwunden, daß er unsre Teilnahme brauchte, wie ein gequälter Mensch unter andern Gequälten. Abirrend, in auffallender Begeisterung, zeigte er uns dann plötzlich Kunstwerke, die wie holde Geister seinen harten Schaffensweg begleiteten — ins Schaffen selbst ließ er die Freunde noch keinen Blick tun. Andächtig wies er uns Reproduktionen von Schwindschen und Uhdeschen Werken vor — bald deutete sein Finger auf Melusinens Leid, bald pries er ergriffen die selbstverständlich gegenwärtige Schönheit eines Uhdeschen Christus. Max Marschalk (der Bruder von Hauptmanns zweiter Gattin) war tiefer eingeführt in das Wesen des neuen Werkes als wir andern — er schrieb ja die Musik dazu, und von ihm wußten wir, daß es „Hanneles Himmelfahrt" heißen werde und den Todestraum des armen schlesischen Kindes schildere. Mehr aber hörten wir von dem Verschwiegenen, der selbst noch eingesponnen mit seinen und Hauptmanns Weisen rang, nicht. Da plötzlich, an einem wunderbaren Julinachmittag, zur Sonnenuntergangsstunde, trat der Dichter, als wir im Garten saßen, zu uns und erklärte, wie ein glücklich und verschämt lächelndes Kind fast, daß er uns heute die fertige Arbeit vorlesen werde. Marschalk wurde ans Klavier beordert — eilends gingen wir alle aus der klaren Sommerschönheit in das dämmerige Haus hinein. In seinem Arbeitszimmer setzten wir uns um den Dichter herum — er entfaltete sein Manuskript, nervös vor sich hinsprechend, seltsam bemüht, unsre Spannung, die wahrhaft unbeirrbar an seinem Werke haftete, aufzuhalten, von vornherein zu lindern, was er sehnsüchtig auf uns


Beim Ballspiel


Gerhart Hauptmanns zweite Frau


Der Dichter mit seinem Sohn und dessen Freund



Frau Hauptmann mit ihrem Söhnchen

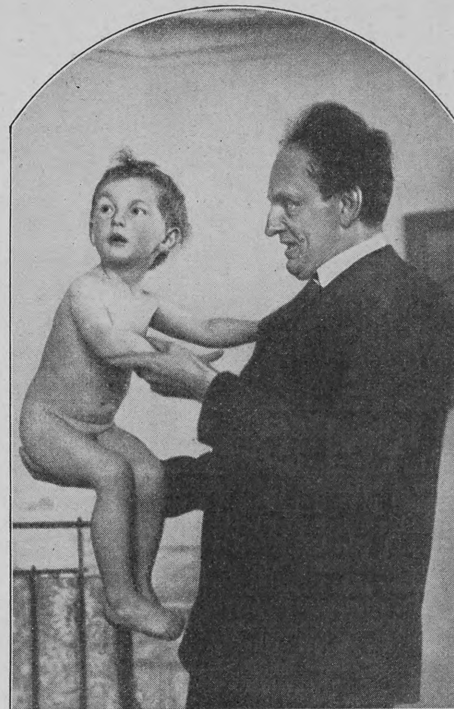
lasten sah. Sehnsüchtig — ich kann es nicht anders nennen. Wir wissen jetzt lange, was uns mit „Hannele" geschenkt worden. Ein selbstverständlicher Kunstwert ist uns jetzt das Werk, das andre Werte gezeitigt, eine herangewachsene Generation schon mit seinem großen Gehalt beschäftigt hat. Damals aber standen wir an einem unbekannten Ufer — Entdeckerfreude, dunkle Ahnung, Vertrauen mehr als Besorgnis erfüllte uns. Ein Dichter der Wirklichkeit war Gerhart Hauptmann — aber was für einer. Der Duft seiner realen Dichtung war so erdfrisch und stark, daß nur aus ihr der zweite Schritt zur Höhe, die Eroberung des Phantasiedramas, erwartet werden konnte. Heute sollten wir ein solches Werk des Dichters kennen lernen, Zeugen eines Anfangs sein, der bestimmend für die Weiterentwicklung des modernen Dramas überhaupt war. Nun hörten wir es, und eine Andacht überkam uns, bleibend, beflügelnd, nie vergeßbar. Wie las auch Hauptmann dieses Werk. Ich habe „Hannele" später häufig in hervorragenden Aufführungen dargestellt gesehen. Nie wieder, ich erinnere mich genau, hat es mir einen solchen Eindruck gemacht wie bei Hauptmanns erster Vorlesung. Was die weibliche Gewalt großer Schauspielerinnen vermochte, übertraf die Wiedergabe des armen Kindes aus seinem Dichtergemüt, aus seiner schlesischen Heimatseele. Wir erlebten ihn nochmals mit in klarer, vollendeter Gestalt, den Werdeprozeß, den wir in der ruhelosen Brust des Künstlers bisher nur geahnt hatten. Wir sahen die Armenhäusler, die zerlumpten Märchenmenschen, die in der abendroten Wirklichkeit draußen vielleicht eben an Hauptmanns Hause vorüberkamen. Wir hörten Hanneles Wimmern, Schwester Marthas Trost, des Lehrers edle Stimme, denn das Armenhaus, es war nicht fern. Es rückte näher, immer näher, wir saßen bald selbst darin und bebten mit dem kleinen Hannele vor einem gespenstischen Trunkenbold, der ihr Vater hieß, entzückten uns, daß es wirklich Engel gab, Engel mit langen, farbigen Flügeln, die in des Dichters Gemach traten und einen Sommerduft des Paradieses mitbrachten.

Benvenuto Hauptmann

Lange saßen wir schweigend, wie einer großen, größten Stunde voll, die im Gefühl verweilt, als der Dichter geendet hatte. Wir dankten ihm nicht, wir traten brüderlich vereint mit ihm auf den Balkon hinaus, der den ganzen, herrlichen Blick auf das Gebirge bot. Ein mächtiger Himmel strahlte über der armen Erde — wie er ewig aus des Dichters Kunst über seiner Dichtung gewölbt liegt. „Ein jeder Mensch hat halt 'ne Sehnsucht" — das Wort des armen Webers tönte in uns —, wir waren ja alle nicht mehr als arme Weber am Webstuhl der Zeit. Gewiß nicht mehr. Der schaffende Gestalter stand neben uns. Wir Werdenden aber fühlten uns durch sein Gelingen nicht gebeugt — im Gegenteil. Was wir mit ihm empfanden, mußte auch unser Boden sein, der unsrer Sehnsucht echte Früchte reifen lassen konnte. — —

Das war im Sommer 1893. Dann griff das Schicksal ein. Das Haus in Schreiberhau verwaiste. Gerharts Amerikafahrt, neue Wanderzeiten in Italien kamen. Mit dem „Florian Geyer" schloß die erste Schaffensperiode ab. Die „Versunkene Glocke" steht am Anfang der neuen. Mit ihr ein neues, sehnsüchtiges Einkehren in die Heimat. In Agnetendorf, nicht weit von Schreiberhau, wohnt der Dichter jetzt mit seiner zweiten Gattin. Dem Schreiberhauer Hause ist Bruder Karl treugeblieben. Das Haus in Agnetendorf aber wurde ein prächtiges Dichterheim. Veredelter Reichtum umgibt hier den Gereiften. Hier wird seines Bleibens sein, von dieser Stätte müssen die Früchte kommen, die uns noch erquicken werden. Die Stürme ruhen — in Kunst und Leben steht ein ernster Mann da und sieht vom bewölkten Morgen fort in den leuchtenden Mittag, in einen klaren, kühlenden Abend. Die Söhne aus erster Ehe sind herangewachsen. Ivo, der älteste, zeigt schon ein künstlerisches Erbteil des Vaters — er ist Maler geworden, Schüler Corinths und Ludwig von Hofmanns. Ivo, Eckard und Klaus — drei deutsche Jünglinge, Gerhart Hauptmanns Söhne. Und noch ein vierter Sohn ist da, der zarte, kluge Benvenuto, Nord und Süd, ein Kind der zweiten Gattin. Dem Dichter gehört sie auch als Künstlerin — mit ihrer Geige lindert die Joachim-Schülerin seinen Schaffenskampf. Ihr Frohsinn leuchtet in Gerhart Hauptmanns unbeirrbar ernstes Leben hinein.

Unbeirrbar ernst. Und einer zarten, duldenden Güte voll, die ein Erbteil seines Volkes ist. Der Weberenkel stand von jeher auf gleichem Boden mit den Geringsten seines Stammes — ein Volksherz schlägt in ihm, und ein Priester des Lebens durchschaut die dunkeln Herzen. Ich habe oft darüber nachgedacht, was denn die Ursache so gewaltig schlichter Wirkungen in seinen besten Stücken abgibt. Mit keiner Theorie, mit keiner Untersuchung von Stammverwandtschaft und Bildungsgang kam ich da weiter. Erst eine flüchtige Begegnung, ein kurzer, menschlicher Einblick machte es mir klar. Ich war mit Gerhart Hauptmann bei Otto Brahm zusammen, es war im Jahre der „Rose Bernd", und im Anschluß an dieses Schauspiel kam unser Gespräch auf eine seltsame Zeit, die der Dichter eben durchlebt hatte. Er war in Hirschberg Geschworener gewesen, und ein Verhandlungstag hatte ihn plötzlich der Tragödie gegenübergestellt, die später sich zur „Rose Bernd" gestaltete. Merkwürdig berührte mich schon der Gedanke, daß der Dichter, dieser Dichter, das Urteil über ein armes Menschenkind, das seiner Kunst und seiner Weltanschauung Verzeihung fand, sprechen mußte. Die arme Verzweifelte hatte gewiß nicht geahnt, wer da zwischen den ernsten Männern, den Volksrichtern, saß. Ich sah Hauptmann unwillkürlich in die stark erregten Augen. Er hatte mit den Leidenden gelitten — im Leben auch. So hatte er auch in seiner Kunst die Stimme der Wahrheit. Dieser direkte Uebergang des Lebens in des Lebens Wiedergabe ist mir nie so wertvoll und so vorbildlich erschienen wie damals, als Gerhart Hauptmann mir von seinen Schwurgerichtstagen erzählte. — Sein Bild ist allbekannt. Ihr seht es hier im Jünglingsalter — den Bildhauer in Rom. Ihr seht den Stürmer von „Vor Sonnenaufgang". Den Dichter auf der Schaffenshöhe, der „Hannele", die „Weber" und „Florian Geyer" schuf. Gerhart Hauptmann ist ein Kulturträger unsrer Zeit geworden: das ist das Beste, was ich von ihm zu sagen weiß. Kulturträger, deutsche Zuversicht in rohen und leichtfertigen Geschmackswandlungen. Es hat immer nur Künstler gegeben, die Menschen gestalten können, und Pfuscher, die sich an ihrer eignen Willkür genug sein lassen. Ewig ist Gerhart Hauptmann von den letzteren getrennt. Jedes seiner



Gerhart Hauptmann als glücklicher Vater

Werke liegt auf der Wagschale, die, mit Gutem beladen, sich zur rechten Seite der Gottheit senkt. Seht seinen Kopf an. Ein Bauer, der vom Geiste der Schönheit durchleuchtet ward, von Sehnsucht und werktätigem Mitleid. Ein schlichter Mensch, dem die Natur gehört und die Weltstadt nur als Markt der Daseinskräfte, im edelsten Sinne. Es muß uns gegeben sein, in seine Werke wie in große Wirklichkeiten zu blicken. Diese Gabe ist ein Glück, die dem Schöpferglücke verwandt ist. Doch wer sie besitzt, der wird begreifen, daß es keine Mode und keine Richtung gibt, die imstande wäre, jene einzige „Richtung" in der Kunst, die Wahrheit, in Frage zu stellen. Gerhart Hauptmann hat sie. Wer ihn kennt, der wird ihn nie verkennen!



Frau Margarete Hauptmann auf der Terrasse in Agnetendorf



Copyright Chr. Regnauld

Vom Grubenunglück in Courrières: Bergung der Leichen

Notizblätter

Zur Grubenkatastrophe in Courrières

Ein entsetzliches Unglück, wie es die Chronik der Grubenkatastrophen noch nie zu verzeichnen hatte, ereignete sich am 10. März im nordfranzösischen Minengebiet, in den Kohlenminen von Courrières (Departement Pas de Calais). In einem Schacht brach kurz nach 7 Uhr morgens eine Feuersbrunst aus, die eine derart rasche Ausdehnung annahm, daß binnen kurzem drei Schächte ein ungeheures Flammenmeer bildeten und großenteils einstürzten. Etwa 1800 Arbeiter, die eingefahren waren, waren von der Außenwelt abgeschnitten. Durch die sofort eingeleitete Rettungsaktion konnten von den eingefahrenen Bergleuten nur 600 Mann lebend geborgen werden; mehr als 1200 — eine erschreckende Zahl — fanden in der dunkeln Tiefe einen furchtbaren Tod. Schon am nächsten Tage mußten alle Rettungsarbeiten eingestellt werden, weil die Rettungsmannschaften durch die Ausdünstung der Leichen und die aus den Gruben strömenden giftigen Gase der höchsten Lebensgefahr ausgesetzt waren. In dieser Not wandte sich die Minengesellschaft in Courrières an den Bergbaulichen Verein in Essen um Vermittlung von Hilfe. Infolgedessen reisten Bergwerksdirektor Meyer und 15 Mann von der Rettungskolonne der Zeche Shamrock I/II in Herne sowie sechs Mann von der Zeche Rhein-Elbe-Gelsenkirchen sofort nach Courrières und begannen unverzüglich die entsetzliche Bergungsarbeit, die dank ihrer vorzüglichen Ausrüstung und Ausbildung, ihrem Heldenmut und ihrer Energie von überraschendem Erfolg gekrönt war. In wenigen Tagen gelang es ihnen, trotz der sich fortwährend steigernden Schwierigkeiten, Hunderte von Leichen zu bergen, und in ganz Frankreich zollte man ihnen begeisterten Dank, Anerkennung und Bewunderung. So haben die deutschen Rettungsmannschaften mitten in dem leidigen Zwist zwischen Deutschland und Frankreich, dessen diplomatische Beilegung in Algeciras so schwer vor sich geht, versöhnliche Gefühle und Gedanken bei unsern Nachbarn geweckt, die nicht ohne dauernde Einwirkung auf die inneren Beziehungen zwischen den beiden Völkern bleiben werden.



Copyright Otto Haeckel, Berlin

Prinzessin Viktoria Luise beim Spaziergang

Prinzessin Viktoria Luise

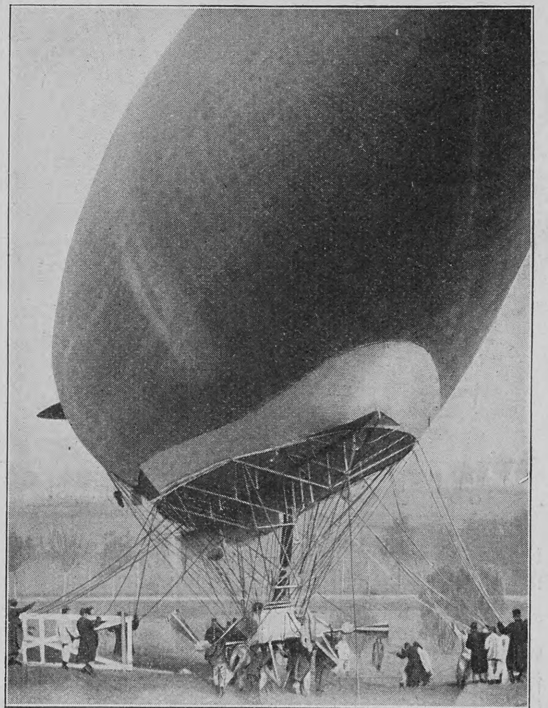
Im Familienleben des kaiserlichen Hauses nimmt die junge Prinzessin Viktoria Luise eine leicht erklärbare Vorzugsstellung ein. Die kleinen Vorrechte, die in jeder größeren Familie das jüngste Kind, das „Nesthäkchen", oft noch lange über die Jugendjahre hinaus, zu genießen pflegt, sind ihr durch den Umstand, daß sie die einzige Tochter des Kaiserpaares ist, im Doppelmaße zuteil geworden; sie gipfeln in einer besonderen Zugabe von Zärtlichkeit und Fürsorge, die der Prinzessin nicht bloß von ihren kaiserlichen Eltern, sondern auch von ihren sechs Brüdern entgegengebracht wird, die um die Wette die jüngere Schwester verhätscheln. Doch bedeutet das keineswegs, daß die Prinzessin verwöhnt oder verzärtelt wird; sie wird durchaus häuslich und einfach erzogen und ist bisher nur selten in der Oeffentlichkeit zu sehen gewesen. Wie natürlich das Wesen der Prinzessin, die am letzten 12. September ihr dreizehntes Jahr vollendet hat, geblieben ist, zeigt sich besonders, wenn sie mit ihrer Mutter und ihren Brüdern nach Cadinen, dem Lieblingsaufenthalt der ganzen kaiserlichen Familie, kommt, wo sie außerhalb der beengenden Schranken des Hofzeremoniells steht und sich wie andre Kinder ihrer Jugend freuen darf. Dort ist es ein Hauptvergnügen für die Prinzessin, bei dem alljährlich ins Werk gesetzten Kinderfest die Dorfkinder zu bewirten, ihre Spiele zu leiten und an ihrer Freude teilzunehmen. Seit einiger Zeit erhält sie Malstunden, und sie ist, wie berichtet wird, eine so geschickte Schülerin, daß die Eltern hoffen, in ihr die schöne künstlerische Begabung ihrer Großmutter, der Kaiserin Friedrich, neu erstehen zu sehen.

Das lenkbare Luftschiff der Brüder Lebaudy

Die seit längerer Zeit in verschiedenen Kulturländern angestellten systematischen Versuche, das große Problem des lenkbaren Luftschiffs zu lösen, haben zuerst in Frankreich zu positiven Ergebnissen geführt. Dem Brasilianer Santos-Dumont gelang es am 19. Oktober 1901, mit seinem Ballon den Eiffelturm in Paris zu umschiffen, womit er den von dem Sportsfreund Henry Deutsch ausgesetzten Preis von 100000 Franken gewann. Noch erfolgreicher waren die Brüder Lebaudy, die im Verein mit dem in ihren Diensten stehenden Ingenieur Juillot schon seit Jahren daran gearbeitet haben, ein lenkbares Luftschiff herzustellen, und große Summen dafür geopfert haben. Schon am 24. Juni 1903 führten sie mit ihrem „Dirigeable" nach einem vorher aufgestellten Programm die Fahrt von Lavancourt nach Bormières und zurück (im ganzen eine Entfernung von 49 Kilometern) in 2 Stunden 46 Minuten ohne Unterbrechung aus. Seitdem ist es ihnen gelungen, ihre Konstruktion noch weiter erheblich zu verbessern, und die letzten vor dem französischen Kriegsminister mit dem Luftschiff angestellten Versuche haben erwiesen, daß dieses jetzt tatsächlich für Kriegszwecke brauchbar ist. Da die Brüder in vorbildlichem Patriotismus die Errungenschaften ihrer Arbeit dem französischen Staat unentgeltlich zur Verfügung gestellt haben, so werden von jetzt an bei einem künftigen Kriege die Gegner Frankreichs mit der Erfindung zu rechnen haben, ein Umstand, der Kaiser Wilhelm II. veranlaßt hat, die Initiative zur Gründung einer Studiengesellschaft zu ergreifen, die unsre militärischen Behörden in ihren Bemühungen, gleichfalls ein völlig kriegsbrauchbares lenkbares Luftschiff herzustellen, tatkräftigst unterstützen soll. Zu den Komiteemitgliedern der Studiengesellschaft, deren Stammkapital zunächst eine Million Mark beträgt, gehören außer den Vertretern der einschlägigen militärischen Behörden Admiral z. D. von Hollmann und eine Anzahl von Großindustriellen und Finanzmännern, darunter die Herren J. Loewe, Paul Schwabach, James Simon, W. Rathenau. Der „Dirigeable" der Brüder Lebaudy, den unsre Abbildung zeigt, wiegt nur wenig über 100 Kilogramm, so daß er von wenigen Soldaten leicht auf den Schultern aus seiner Halle herausgetragen werden kann, wobei noch einige zwanzig Mann ihn an Stricken festhalten müssen, um den Winddruck zu paralysieren. Das Bild läßt deutlich das Gitter von Drahtseilen erkennen, das den Ballon fest mit der darunter befindlichen Plattform verbindet. Letztere ist für den Lebaudyschen Ballon besonders charakteristisch und hat sich als sehr zweckmäßig erwiesen, zumal sie im Notfall auch als Fallschirm dienen kann.

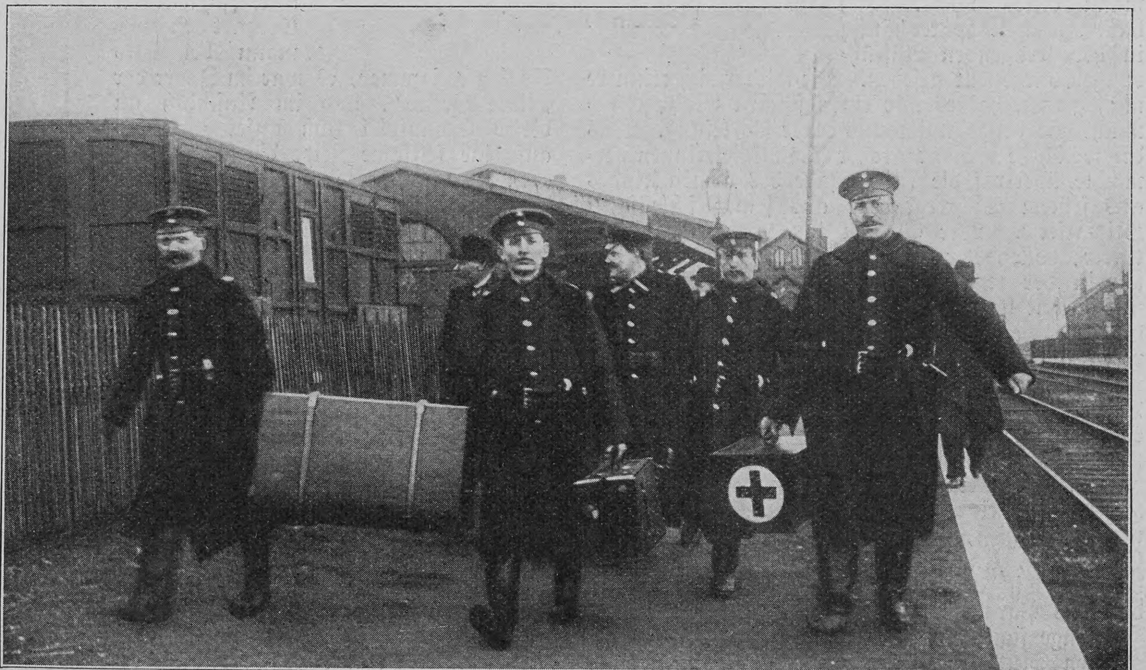
Hanns von Zobeltitz

Die Aufgabe, unsern Lesern ein zuverlässiges Bild vom Lebensgang des bekannten märkischen Romandichters zu geben, dessen neuestes Werk „Der Bildhauer" in der vorliegenden Nummer zu erscheinen beginnt, hat uns der geschätzte Verfasser in liebenswürdigster Weise erleichtert oder vielmehr abgenommen. „Von meinem Leben soll ich Ihnen etwas erzählen?" schreibt uns der Dichter. „Es ist darüber wohl nicht viel zu sagen, denn das Beste, was man erlebt, ist doch so innerlich, daß es sich nicht zur Wiedergabe eignet. Ich bin am 9. September 1853 in Spiegelberg, auf dem märkischen Gute meiner Eltern, geboren, erhielt die übliche Erziehung, erst durch Hauslehrer, dann auf dem Gymnasium, und war als Schüler ganz gewiß nicht die besondere Freude meiner Lehrer. Ursprünglich wollte ich Ingenieur werden, und ein Hang für alles Technische hat mich durchs ganze Leben begleitet, ist auch in manchen meiner Romane zum Ausdruck gekommen. Ich trat dann aber 1870 bei Ausbruch des Krieges



Die Versuche mit dem lenkbaren Luftschiff „Lebaudy" in der Festung Toul

im Gardefüsilierregiment ein, und unter den Eindrücken des glückhaften Feldzuges kam in mir wohl das Blut der alten preußischen Janitscharenfamilie stark zum Durchbruch: ich blieb im Dienste und wurde bei meinen lieben ‚Maikäfern' Offizier. Einige Jahre stand ich in der damals neuformierten Eisenbahntruppe, besuchte die Kriegsakademie, tat bei allen Waffengattungen Dienst, reiste in halb Europa herum, garnisonierte in den meerumschlungenen Herzogtümern (in denen ich mir die Stoffe für meine ersten Romane ‚Die ewige Braut', ‚Die Generalsgöre', ‚Antje Bergholm' gewann), und war schließlich Taktiklehrer an der Kriegsschule Potsdam. Inzwischen hatte ich schon Jahre hindurch mich literarisch bebetätigt und war Mitarbeiter fast aller größeren deutschen Zeitschriften geworden. So war es kein Wunder, daß ich mich — freilich nach langem Zögern, denn ich habe mich als Offizier sehr glücklich gefühlt — entschloß, den Abschied zu erbitten, um ganz den bekannten ‚Dornenpfad' des deutschen Schriftstellers einzuschlagen. Wenn ich ehrlich sein soll: ich habe mich auf ihm nicht über allzuviele Dornen zu beklagen gehabt, sondern fast sofort eine gewiß über Gebühr liebenswürdige Aufnahme für meine Arbeiten gefunden. Auch Ihren Lesern werde ich kein Unbekannter sein, erschien doch in ‚Ueber Land und Meer' u. a. erst vor wenigen Jahren mein Roman ‚Der goldene Käfig'. Ich habe damals aus Ihrem Leserkreise viel Liebenswürdiges über diese Erzählung gehört und will herzlich hoffen, daß ‚Der Bildhauer' ebenso gefällt."



Phot. V. Gribayédoff, Paris

Vom Grubenunglück in Courrières: Ankunft der deutschen Rettungsmannschaft

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 27



Phot. Max Glauer, Oppeln

Vergl. den Aufsatz von Georg Hirschfeld auf Seite 657

Gerhart Hauptmann

Totenschau

Professor Nikolas Ljubimow, pathologischer Anatom, Rektor der Universität Kasan, 54 J., Kasan. — Don José Maria de Pereda, bekannter spanischer Romandichter, Mitglied der spanischen Akademie, 72 J., Madrid. — Viktor Krylow, russischer Bühnendichter, 68 J., 13. März, Moskau. — Oekonomierat Stockmayer, württembergischer Landtagsabgeordneter, 64 J., 13. März, Lichtenberg in Württemberg. — Dr. Paul Stolper, Professor für gerichtliche Medizin an der Göttinger Universität, 39 J., 13. März, Göttingen. — Dr. M. Drinow, Slawist, Professor an der Universität Charkow, 68 J., 13. März, Charkow. — Dr. Cecil Bendall, Professor des Sanskrit an der Universität Cambridge, 50 J., 14. März, Cambridge. — Professor Georges Brélaz, Chemiker, 75 J., Lausanne. — Senatspräsident a. D. Hermann Graefe, 73 J., Wiesbaden. — Oesterreichischer General der Kavallerie a. D. Viktor Freiherr von Ramberg, 79 J., 15. März, Graz. — Graf Tanneguy de Dervogue, französischer Schriftsteller, 51 J., 16. März, Paris. — Abel H. J. Greenidge, englischer Historiker, Oxford. — Hofrat Professor Dr. Konrad Beyer, Literarhistoriker, bekannter Rückert-Forscher, 71 J., Mainz. — Dr. Emil Meyer, liberales Mitglied des elsaß-lothringischen Landesausschusses, 54 J., 19. März, Straßburg i. E.

Literatur

Ludwig Börnes Berliner Briefe. Nach den Originalen mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben von Ludwig Geiger (Fontane & Co., Berlin). Diese Briefe Börnes aus Berlin, an Jeannette Wohl gerichtet, sind in ihrer ursprünglichen und unverkürzten Gestaltung noch nirgends erschienen. Sie waren allerdings früher — aber sehr gekürzt — in einer seit längerer Zeit vergriffenen Ausgabe nachgelassener Schriften Börnes gedruckt gewesen. Alle Rücksichten, die vor zirka sechzig Jahren Auslassungen und Veränderungen nötig machten, sind jetzt fortgefallen, und die Texte sind buchstäblich getreu den Originalen kopiert. Wer also nur das geringste Interesse für Börne besitzt, wird in diesen Briefen vieles finden, was ihm den Dichter noch näher bringt, sein eigentliches Sein und Wesen ihm in zwangloser Natürlichkeit vor Augen führt. Das ganze Berliner Leben im Jahre 1828 steht wieder auf mit seinen geistreichen Männern, seinen feinsinnigen Frauen. Das Haus Mendelssohn mit seinem anregenden Verkehr tritt uns entgegen. Berlin war damals schon Mittelpunkt alles geistigen Verkehrs in Deutschland, und Börne stand nicht allein mitten darin, sondern er berichtete auch jedes kleinste Vorkommnis getreulich seiner verständnisvollen Freundin. Aber dieser werden nicht nur die großen Ereignisse auf geistigem Gebiet mitgeteilt, nicht nur Theater- und Pressezustände geschildert, es gibt da auch eine Menge interessanten Klatsches zu lesen. Was alle diese Bekenntnisse so interessant macht, ist ihre Unmittelbarkeit, ihre absolut private Natur; sie sind nicht für die Oeffentlichkeit bestimmt und geben gerade in ihrer Ungezwungenheit ein buntes, lebensvolles Bild des damaligen Berlin und seiner hervorragendsten Persönlichkeiten. Aber auch Börnes eigne Person heben diese unmittelbaren Ergüsse aufs vorteilhafteste hervor. Seine kleinen Bosheiten gegen andre und seine witzige Selbstironie nehmen nicht minder für ihn ein als seine geistreiche Betrachtung der großen Stadt und ihre Kulturbewegung, als die feinen Bemerkungen über bildende Kunst, Musik und Literatur.

— Der um die literarische Bildung des deutschen Volkes hochverdiente Verlag von Max Hesse in Leipzig hat seiner weitverbreiteten Sammlung wohlfeiler Klassikerausgaben nun auch die sämtlichen Werke Annette von Droste-Hülshoffs eingereiht. Es verdient bemerkt zu werden, daß die westfälische Dichterin die einzige Frau ist, deren Namen wir in dieser jetzt gegen vierzig der besten älteren Autoren umfassenden Sammlung finden; damit ist schon an die überragende Stellung erinnert, welche die Droste in der deutschen Frauenliteratur lange völlig unbestritten einnahm und aus der sie auch in der neuesten Zeit, obwohl diese uns mehrere unzweifelhaft hervorragende Dichterinnen gegeben hat, noch nicht verdrängt worden ist. Freilich scheint dem Urteil der Literaturgeschichte über die bedeutende Frau, der wir die „Heidebilder“, „Das geistliche Jahr“, „Die Schlacht im Loener Bruch“, den „Spiritus familiaris des Roßtäuschers“, „Die Judenbuche“ und so manche herrliche Ballade verdanken, die Zahl der Leser, die diese Werke in unsrer Zeit finden, kaum recht zu entsprechen, und so darf man wohl anläßlich des Erscheinens der Hesseschen Ausgabe allen ernsten Literaturfreunden ans Herz legen, der edeln, reichbegabten Dichterin, die sich mit ihren besten Schöpfungen vollauf den Namen einer Klassikerin verdient hat, wieder die ihr gebührende Aufmerksamkeit zuzuwenden und sich in ihre kraftvolle, kerndeutsche Poesie zu vertiefen. Die Hessesche Ausgabe, die dafür in jeder Hinsicht aufs beste empfohlen werden kann, ist von Eduard Arens besorgt und mit einer ausführlichen biographisch-ästhetischen Würdigung der Dichterin eingeleitet; sie ist gut ausgestattet und umfaßt sechs Teile, die, in zwei Bände gebunden, 3 Mark kosten.



Ans Zuchthaus gewöhnt

„Morgen kommen Sie also zur Entlassung.“

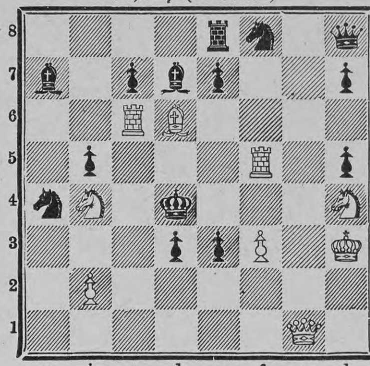
„Ach Gott! Könnte mir meine Strafe nicht im Gnadenwege verlängert werden?“

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 12

Von P. F. Blake in Manchester
(In einem englischen Problemturnier preisgekrönt)

Schwarz (14 Steine)



Weiß (9 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt

Auflösung der Aufgabe 9

W. 1. Ke6—d7
S. 1. e5×d4
W. 2. Sc2×d4
S. 2. b6—b5
W. 3. Lg3—c7 matt.

A.

S. 1. b6—b5
W. 2. Kd7—c6
S. 2. b5—b4, e5×d4 (—e4)
W. 3. Td4—d5, Lg3—c7 matt.

B.

S. 1. e5—e4
W. 2. Td4—d5†
S. 2. b6—b5
W. 3. Lg3—c7 matt.

C.

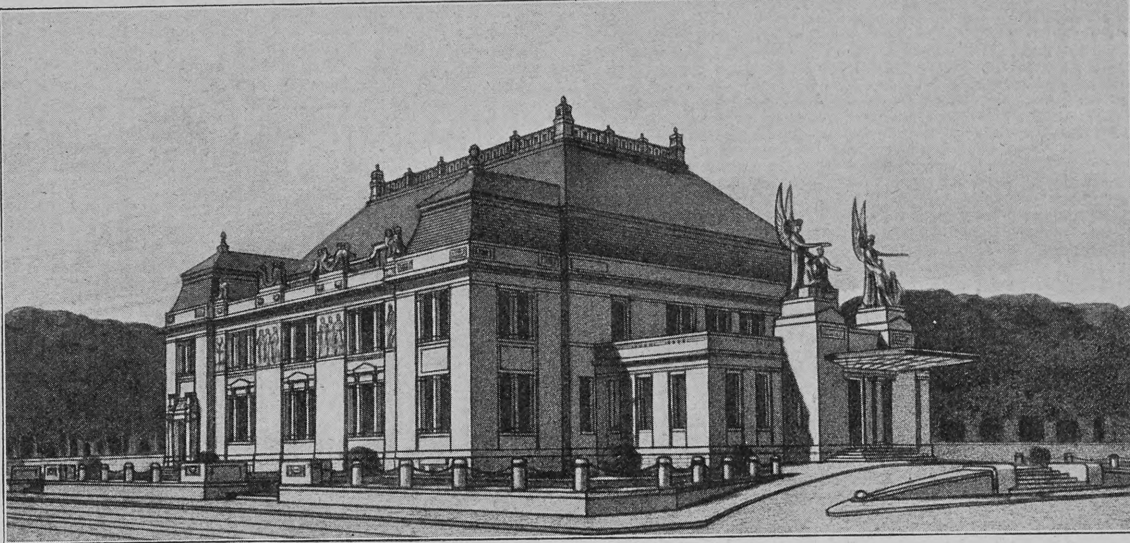
S. 1. Ka5×b5
W. 2. Td4—d5†
S. 2. Kb5—c4
W. 3. Sc2—e3 matt.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 7 und 9; Dr. E. L. in Graz zu Nr. 8, 9 und 10; Ernst Carlebach in Heidelberg zu Nr. 9; H. Menzel in Hamburg-Borgfelde zu Nr. 9 und 10.

Das Dresdner Künstlerhaus

Nach jahrelangen Verhandlungen und mannigfachen Beschließungen innerhalb der „Dresdner Kunstgenossenschaft“ erhält nun auch Dresden sein Künstlerhaus. Der Bau soll noch in diesem Jahre begonnen werden. Der Entwurf stammt von dem Architekten Richard Schleinitz, dem Dresden schon manches schöne Baudenkmal verdankt. Das Haus wird im modernen Stile gehalten, der sich aber der heimischen Bauweise anschließt. Es soll kein Prunkbau werden; als Bauplatz hat man ein Grundstück in der Nähe des städtischen Ausstellungspalastes und des berühmten „Großen Gartens“ ausgewählt. Es ist ein Künstlerhaus geplant, dessen zweckmäßig angelegte Räume sowohl als Festsäle wie auch als Ausstellungslokalitäten für kleinere Kunstausstellungen verwendet werden können. Das Dresdner Künstlerhaus soll nicht nur der bildenden Kunst dienen, sondern literarische und andre geistesverwandte Gesellschaften werden in seinen Räumen tagen; es soll gewissermaßen ein geistiger Mittelpunkt Dresdens werden. Eine gemütliche, stilvoll eingerichtete Künstlerkneipe will man auch dem größeren Publikum zugänglich machen, und außerdem sind vermietbare Klubräume, Ateliers und Kegelbahnen geplant. Ein Festsaal, der über 500 Personen faßt, wird im Erdgeschoß liegen, der sich leicht durch die sich anschließenden Wandelgänge und Klubräume auf das Doppelte der Grundfläche vergrößern läßt. Die Hauptfront des Baues ist an der Grunaerstraße geplant. Der Haupteingang wird mit einer überdachten Auffahrtsrampe versehen und mit einem großen Portal geschmückt, über dem sich monumentale Figurengruppen erheben sollen. Die nach der Albrechtstraße gelegene Front erhält ebenfalls reichen Schmuck von figürlichen Flachreliefs. Der ursprüngliche Plan, das Dresdner Künstlerhaus am Zwinger zu erbauen, ist endgültig aufgegeben worden. Die Baukosten betragen rund 460000 Mark.

G. M.



Das Dresdner Künstlerhaus. Entwurf von Richard Schleinitz

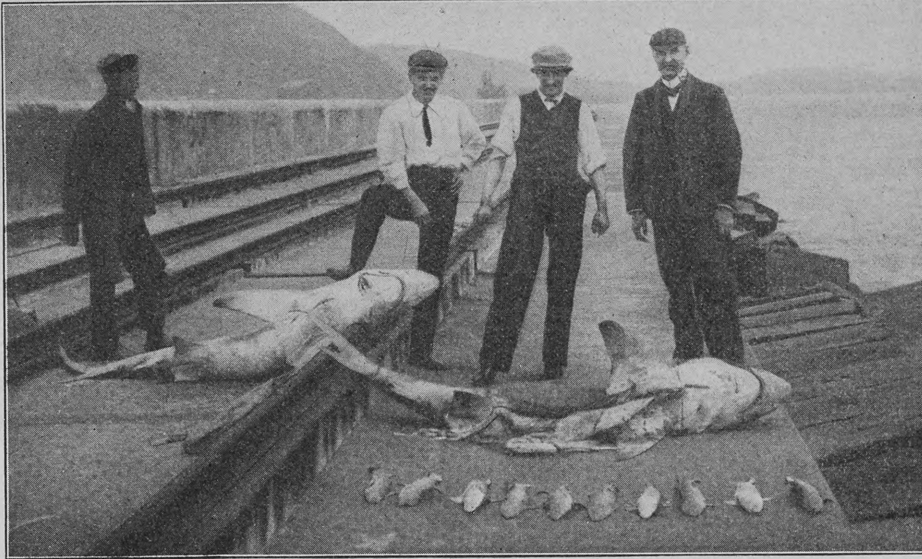
Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Atherton, G., Senator North. Roman aus dem politischen Leben Nordamerikas. Uebersetzt von M. Behrend-Arnau. ℳ 5.—. Braunschweig, Richard Sattler.
Backer-Gröndahl, Agathe. Pièces romantiques. 1. und 2. Serie, op. 36 I/III und op. 39 I/III à ℳ 1.50. Leipzig, Robert Forberg.
Benndorf, Fr. K., Geläut durch die Stille. Gedichtkreise. ℳ 2.—. Berlin, Verlag „Harmonie“.
Berger, Ernst, Böcklins Technik. ℳ 3.—. München, G. D. W. Callwey.
Boese, W., Sinnen und Sagen. Gedichte. ℳ 2.—. Berlin, Verlag „Harmonie“.
v. **Bruchhausen**, Karl, Der kommende Krieg. ℳ 1.—. Berlin, Pan-Verlag.
Deutsche Politik, I. Band, 1. Heft. Das Deutsche Reich als Nationalstaat, von Ernst Hasse. ℳ 3.—. München, J. F. Lehmanns Verlag.
Diederich, Dr. B., Don Quijote und sein Dichter. 60 ₰. Stuttgart, Robert Lutz.
Die Kunst im Leben des Kindes, herausgegeben von den „Bösen Buben“. Kart. ℳ 2.—. Berlin, Verlag „Harmonie“.
von Franken, C., Katechismus des guten Tons und der feinen Sitte. Gebunden ℳ 2.50. Leipzig, Max Hesses Verlag.
Funke, Ernst, Arbeiterversicherung. 35 ₰. Berlin, Franz Vahlen.
Ganghofers Gesammelte Schriften. Volksausgabe. I. Serie. Vollständig in 38 Lieferungen à 40 ₰. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Haek, D., Der Geschäftsreisende. I. Teil. ℳ 7.50. Berlin, C. Regenhardt.
Hardt, Carl, Demetrius. Hamburg, H. O. Persiehl.
Heyse, Paul, Novellen. Lieferungsausgabe. Die Lieferung zu 40 ₰. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger.
Kleintjes, Dr. L. L., Hygiene in den Bergen. 50 ₰. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.
Kolbe, Elisabeth, Weiße Lilien. Leipzig, H. G. Wallmann.
Langemann, Dr. Ludwig, Die höhere Mädchenschule an einem Wendepunkt ihrer Geschichte. 80 ₰. Kiel, Robert Cordes.
Loeb, M., Seine Majestät der Reisende. ℳ 1.—. Stuttgart, Franckhsche Verlagshandlung.
Lübeckisches Spiel- und Rätselbuch von Colmar Schumann. ℳ 1.50. Lübeck, Gebr. Borchers.
Makrays Liedertrilogie. Von Dr. Abel von Barabás. ℳ 1.—. Stuttgart, Strecker & Schröder.
Malberg, Anna, Aus dem Bilderbuch einer reichen Kindheit. ℳ 2.—. Dresden, Carl Reißner.
Methode Schliemann zur Selbsterlernung fremder Sprachen: Englisch. 3. Aufl. 22 Hefte in Mappe ℳ 22.—. Stuttgart, Wilh. Violet.
Meyers Volksbücher. Nr. 1387—1389: Reuter, Woans ik tau 'ne Fru kamm. Franzosentid. — Nr. 1390—1393: Reuter, Festungstid. — Nr. 1394—1397: Reuter, Dörchläuchting. — Nr. 1398: Tschechow, Müde. Die Fürstin. Rothschilds Geige. — Nr. 1399—1400: Konkursordnung für das Deutsche Reich. — Nr. 1401—1402: Benedix, Die relegierten Studenten. — Nr. 1403—1404: Benedix, Doktor Wespe. Pro Bändchen 10 ₰. Leipzig, Bibliograph. Institut.
Misch, Robert, Uebermenschen. Berlin, „Harmonie“, Verlagsgesellschaft.
Nossig, Alfred, Die Erneuerung des Dramas. Teil I. ℳ 3.50. Berlin, Concordia Deutsche Verlags-Anstalt.
Pserhofer, Arthur, Die Diplomatin. Lustspiel in 3 Akten. ℳ 2.—. Berlin, Verlag „Harmonie“.
Rittland, Klaus, Leidensgefährten. Kampfmüde. ℳ 3.—. Dresden, Carl Reißner.
Rosegger, Peter, Schriften. Volksausgabe. III. Serie in Lieferungen zu je 35 ₰. Leipzig, L. Staackmann.
Sanders, Deutsche Sprachbriefe. Rev. und bearbeitet von Dr. Jul. Dumcke. ℳ 20.—. Berlin, Langenscheidtsche Verlagshandlung.
Schillings, Max, op. 19: Vier Lieder für 1 Singstimme und Pianoforte. à ℳ 1.50. Leipzig, Robert Forberg.
Schweizerisches Künstler-Lexikon. Redigiert von Dr. C. Brun. 5. Lieferung. Frauenfeld, Huber & Co.
Siewert, Elisabeth, Kinder und Leute. ℳ 3.—. Dresden, Carl Reißner.
Sinding, Chr., op. 67: Männerlied, op. 68: Vier Gesänge, op. 69: Fünf Lieder, für je 1 Singstimme und Pianoforte. à ℳ 1.—. Leipzig, Robert Forberg.
— —, Lieder aus des Knaben Wunderhorn. Nr. 1/6 für 1 Singstimme und Pianoforte. à ℳ 1.—. Leipzig, Robert Forberg.
Souvenir-Albums Edition Illustrato. Museum Pitti in Florenz. Fr. 5.—. Kilchberg, Photographie-Verlag Wehrli A.-G.
Sperling, Dr. med. A., Gesundheit und Lebensglück. Ratgeber für Gesunde und Kranke. ℳ 7.50. Berlin, Ullstein & Co.
Steffen, A., Unsere Blumen im Garten. ℳ 3.—. Frankfurt a. O., Trowitzsch & Sohn.
Strauß, Richard, Tennysons Enoch Arden für Pianoforte 4 ms. ℳ 5.—. Leipzig, Robert Forberg.
Tennyson, Early Poems. The Princess. (Heinemann's Favourite Classics vol. 41 & 42.) Je 60 ₰. London, Wm. Heinemann.
Thumm-Kintzel, Magd., Der psychologische und pathologische Wert der Handschrift. Leipzig, Paul List.
Toussaint-Langenscheidts Unterrichtsbriefe. Italienisch Brief 32, 33. Schwedisch Brief 32, 33. à ℳ 1.—. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.
Toussaint-Langenscheidt, Der kleine: Englisch. ℳ 3.—. Berlin, Langenscheidtsche Verlagsbuchhandlung.
Tschaikowsky, Symphonie pathétique. op. 74 für Pianoforte 2 ms. ℳ 6.90. Leipzig, Robert Forberg.
Verdy du Vernois, Im Hauptquartier der russischen Armee in Posen 1863 bis 1865. ℳ 4.—. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.

Haifischfang

Der Strand von Durban (Südafrika) wird besonders stark von Haifischen heimgesucht, die auch den Badenden häufig gefährlich werden. Infolgedessen hat sich dort das Angeln von Haifischen zu einem sehr beliebten Sport ausgebildet, dem man meistens am Sonntagnachmittag obliegt. Unser Bild zeigt das Ergebnis eines solchen Fischzuges, und der glückliche Angler ist der erfolgreichste Haifischfänger von Durban, Herr Max Rose, ein Bayer von Geburt. Das Verfahren ist dem auch bei uns beliebten Angelsport vollkommen analog, nur ist das Gerät und der Köder dem Jagdobjekt natürlich angepaßt. Statt eines Regenwurmes oder einer Fliege spießt man 5 bis 6 Pfund Schweinefleisch auf einen Haken, der ebenfalls für einen Haifischrachen groß und stark genug ist, und die Stelle der Schnur vertreten 30 bis 50 Fuß lange und sehr starke Taue. Als Schwimmer dient ein meterlanges Brett. Hat der Hai angebissen, legen sich ein paar kräftige Männer in das Tau, und unter großem Jubel zieht man den Räuber ans Land. Der große Moment bei diesem Sport ist übrigens nicht der Fang selbst, sondern wenn man, nachdem das Tier getötet, darangeht, den Bauch aufzuschlitzen und den Inhalt zu konstatieren. Von den gefangenen Haien auf unserm Bilde trug der eine zehn lebende junge Haie bei sich. Nicht selten kommen aber auch menschliche Körperteile, aber auch Schuhe, Konservenbüchsen, Flaschen oder dergleichen Gegenstände zum Vorschein. Wenn man ein paar Haie gefangen hat, pflegt man sie zu zersägen; die Stücke werden ins Meer geworfen und dienen für die andern entweder als Futter, oder auch als Köder.



Haifischfang im Hafen von Durban (Südafrika)

Zur gefl. Beachtung.

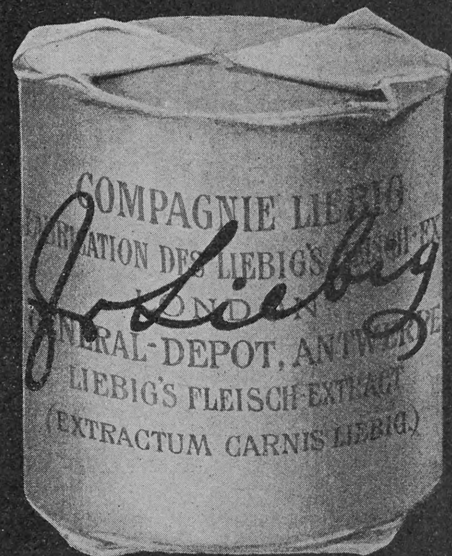
Das **erste** und **zweite** Quartal (Nr. 1—26) des laufenden 48. Jahrgangs von **„Ueber Land und Meer“**, der schon mit Oktober 1905 seinen Anfang nahm, kann von **jetzt erst eingetretenen Abonnenten** auf demselben Wege zum Abonnementspreise nachbezogen werden, auf dem sie das dritte Quartal (Nr. 27 und folgende) erhalten. Sollte der Nachbezug auf irgendwelche Schwierigkeiten stoßen, so ist die unterzeichnete Expedition gegen Franko-Einsendung des Abonnementsbetrages von M. 7.— zur sofortigen direkten Uebersendung der beiden Quartale gern bereit.

Stuttgart, Neckarstraße 121/23.

Expedition von „Ueber Land und Meer“.









Aus dem Unterrichtswesen

Die diesjährigen Ferienkurse mit Vorlesungen und Uebungen in deutscher, englischer und französischer Sprache finden voraussichtlich vom 8. bis 28. Juli und vom 6. bis 25. August statt und werden aus zwei Teilen von je dreiwöchentlicher Dauer bestehen. Alle auf die Kurse bezüglichen Anfragen sowie Anmeldungen sind zu richten an das Sekretariat der Marburger Ferienkurse, A. C. Cocker, Villa Cranston, Marburg a. d. Lahn.

Aus Bädern und Kurorten

Mit dem 1. April d. J. hat in Sooden a. d. Werra der Salinenbetrieb sein Ende erreicht, und das Salzwerk hat aufgehört zu existieren. Es handelt sich nun für die Badeverwaltung darum, von den vom Staat zu veräußernden Werken diejenigen zu erwerben, die für die Existenz beziehungsweise das Fortbestehen des Bades als unentbehrlich angesehen werden müssen, das sind, nachdem bereits der bisher den Pfännern gehörige Teil des Kurgartens auf die Gemeinde übergegangen ist, die Solquellen selbst und die Gradierwerke samt dem dazugehörigen Solgraten. Die angebahnten Verhandlungen nähern sich ihrem Ende, und es ist zu erwarten, daß dieselben einen für Sooden durchaus günstigen Abschluß finden werden.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Alle Unreinlichkeiten der Kopfhaut und der Haare, wie Staub, Fett, Schuppen und so weiter, lassen sich nur dann entfernen, wenn das Haar sorgfältig gewaschen wird. Zu einer solchen Waschung eignet sich am besten das seit Jahren bewährte Kopfwaschpulver „Shampoon mit dem schwarzen Kopf" (Fabrikant Hans Schwarzkopf, Berlin). Es macht das Haar schuppenfrei, voll und glänzend, beseitigt übermäßige Fettbildung der Haare, reinigt die Kopfhaut und gibt wenigem Haar ein volles Aussehen.

Die räumliche Beschränktheit unsrer modernen Wohnungen macht sich am unangenehmsten fühlbar bei irgendwelcher Aenderung oder Ausbesserung auch nur eines Zimmers. Muß man ein Zimmer, wie zum Beispiel bei gewöhnlichem Anstrich des Fußbodens, tagelang leerstehen lassen, so veranlaßt dies große Ungemütlichkeit, die durch den penetranten Geruch des gewöhnlichen Oelfarbeanstrichs oder Oellackes wahrlich nicht vermindert wird. Der seit einer langen Reihe von Jahren von Franz Christoph in Berlin fabrizierte und praktisch bewährte Fußboden-Glanzlack trocknet nicht nur während des Streichens, sondern ist auch absolut geruchlos. Man kann also jedes damit gestrichene Zimmer sofort wieder benutzen, ohne durch irgendwelchen Geruch oder Klebrigkeit des Bodens belästigt zu werden.

Die nach Vorschrift des bekannten Universitätsprofessors von Mering hergestellte neue Kindernahrung „Odda" wird ärztlicherseits warm empfohlen. Sie bewährt sich vorzüglich bei allen Verdauungsstörungen und sichert überraschende Gewichtszunahmen.

Briefmappe

K. L. B. in S. Die von Ihnen eingesandte und in Nr. 18 von uns wiedergegebene Logogriph-Aufgabe, deren Lösung wir in Nr. 21 mitgeteilt, hat bei unsern Lesern und sogar noch über deren Kreise hinaus im Inland und Ausland so viel Interesse erregt, daß wir uns nicht versagen können, noch einmal auf die Angelegenheit zurückzukommen. Wir haben im ganzen etwa siebzig Zuschriften von Freunden unsers Blattes erhalten, welche die Lösung gefunden haben oder gefunden zu haben glaubten, doch repräsentieren diese verehrlichen Einsender offenbar nur einen kleinen Bruchteil derer, die ihren Scharfsinn an dem Rätsel geübt haben. Eine Dame in einer norddeutschen Stadt schreibt: „Hier haben sich eine ganze Menge Menschen herangemacht, ohne die harte Schale dieser Nuß zerbrechen zu können“; ein Stammtisch in einem böhmischen Städtchen sendet seine — leider verfehlte — Lösung mit dem Bemerken ein, daß sich daran eine Wette zugunsten eines wohltätigen Zweckes knüpfe; ein Schweizer Schriftsteller hat den Gegenstand in einer humoristischen Novelle behandelt, und selbst unter unsern Landsleuten in Amerika hat das Problem seine Kreise gezogen, denn die deutsche „New-Yorker Revue“ hat in ihrer Nummer vom 18. Februar unsre Briefmappennotiz unter der Ueberschrift „Eine harte Nuß, an der der Verstand der Verständigen scheitert“ abgedruckt und einen Preis für die erste Lösung ausgesetzt, worauf sie am 25. Februar die Namen des Gewinners und einer Anzahl weiterer Löser mitteilte. Von den uns zugegangenen Lösungen war etwa die Hälfte verfehlt, ein Beweis, daß das Rätsel wegen seiner in verschiedener Hinsicht irreführenden Fassung in der Tat ungewöhnlich schwierig ist. Unter den verfehlten, meist ausführlich begründeten Lösungen war am häufigsten „Licht — Pflicht“, dann „Allmutter — Ballmutter“; andre lauteten: „All — Ball, Erz — Herz, Erze — Kerze, Stral — Astral, Stern — Astern, Gott — Fagott, Evolution — Revolution, Astronom — Gastronom, Neid — Schneid, Luft — Kluft, Gaslicht — Glühlicht (sic!), Richter — Berichter, Licht — Irrlicht, Sorge — Fürsorge, Nachtlicht“ und so weiter. Ein besonders scharfsinniger Kopf ist sogar auf „den Buchstaben i und den Diphthong ei“ verfallen; und ein Anonymus, der das Rätsel „sehr einfach“ findet, sendet die Lösung: Mutter — Stiefmutter! Zum Schluß seien noch zwei in Verse gebrachte Zuschriften mitgeteilt.

In Nr. 18 Ihrer Hefte
Fand ich sub „K. L. B. in S.“
'ne Arbeit — über meine Kräfte,
Ein Rätsel, ein sehr kniffliches.

So mußte ich denn lange raten,
Fand diese Lösung, jene auch,
Was außer mir noch viele taten,
Doch alles war nur Schall und Rauch.

Doch endlich sollte die Erleuchtung
Zum Lohn für unsere Mühe kommen,
Und nach 'ner kleinen Kehlbefeuchtung
Mach' ich bekannt zu Nutz und Frommen:

Das Rätsel ist nicht schlecht gegeben —
Nicht „für die Katz“, nicht für den Kater;
Herr B. mag nun in Ruhe leben,
Wenn er die Lösung hört: B'Allvater.

*

Es herrscht in unbegrenzter Macht
Der Mann ob aller Schöpfung Pracht.
Doch setzt man ihm ein Eh voraus,
So ist's mit seiner Herrschaft aus.
Er plagt sich in Geschäft und Amt,
So lang' die Sonn' am Himmel flammt.
Und wenn er denkt, im stillen Haus
Ruh' abends er dann endlich aus, —
So heißt's: „Nun hol den Frack heran,
Und leg die engste Weste an,
Halseisen gleich, den hohen Kragen,
Den mußt du zur Gesellschaft tragen!
Zu Tee und Ball begleite mich.
Dann schwing im Tanz dich ritterlich
Und schwitz und schwatze unverzagt,
Bis daß es fast im Osten tagt.“
Doch sicher bist auch dann du nicht,
Daß nicht die Frau ein Wörtchen spricht,
Daß nicht dazwischen schreit das Kind,
Nicht Ruh' noch Schlaf zu finden sind! —
So wehre sich denn jeder „Mann“,
Eh' er setzt „Eh“ dem Wort voran.

Frau v. H. in Mbg. Der neueste Roman von H. Schobert (Pseudonym für Baronin von Bode) erscheint unter dem Titel „Der Platz an der Sonne“ gegenwärtig in der „Deutschen Romanbibliothek“. Das Abonnement belieben Sie, falls Sie „Ueber Land und Meer“ durch eine Buchhandlung beziehen, bei dieser, sonst bei Ihrer dortigen Postanstalt aufzugeben.

B. K. in Beszterczebánya. Für Ihre Zwecke dürfte sich am besten das „Literarische Echo“ (Berlin, E. Fleischel & Co.), das „Literarische Zentralblatt“ (Leipzig, Eduard Avenarius) oder die „Blätter für Bücherfreunde“ (Leipzig, F. Volckmar) eignen.

M. R. in T. Die von Ihnen genannte Zahl der Nachkommen, die König Christian IX. von Dänemark hinterlassen hat, ist sogar noch um acht zu niedrig; es sind im ganzen 77. Vielleicht noch merkwürdiger als dieser „Rekord“ ist ein andrer, auf den unsers Wissens noch nicht hingewiesen worden ist: unter diesen 77 Nachkommen des Dänenkönigs befinden sich nicht weniger als zwölf gegenwärtige oder künftige Kaiser und Könige. Es sind dies: der jetzige Dänenkönig Friedrich VIII., sein ältester Sohn und sein ältester Enkel; König Georg I. von Griechenland, Kronprinz Konstantin und dessen ältester Sohn Prinz Georg; der Prinz von Wales und dessen ältester Sohn Prinz Eduard Albert; Kaiser Nikolaus II. von Rußland und der Thronfolger Großfürst Alexei; König Haakon VII. und Kronprinz Olaf von Norwegen. Nimmt man an, daß der älteste Sohn des Herzogs von Cumberland berufen wäre, dereinst den braunschweigischen Thron zu besteigen, so würde sich die Zahl der gegenwärtigen oder künftigen Herrscher unter den jetzt lebenden Nachkommen Christians IX. auf dreizehn erhöhen.

v. S. in Kassel. Als ein sehr bequemes und in Ihrem Fall zweifellos völlig genügendes Hilfsmittel für die vergleichenden Studien, die Sie auf Ihrer Reise zu machen gedenken, empfehlen wir Ihnen „Peips Taschenatlas über alle Teile der Erde“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, Preis M. 2.50), der außer 36 Haupt- und 70 Nebenkarten auch 80 Seiten geographisch-statistische Notizen enthält.

Magische Ecke

a	a	b	b	b	b	c	c	d
d	e	e	e	e	e	e	e	e
e	e	g	g	h	h	h	i	i
i	k	k	m	m	m	m	n	n
n	n	o	o	o	p	r	r	r
r	r	r	s	s				
s	s	t	t	t				
t	t	t	t	t				
t	u	u	ü	ü				

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die langen wagerechten Reihen und die entsprechenden senkrechten bezeichnen:
1. eine ungarische Stadt;
2. eine Handelsstadt in Holland;
3. ein Städtchen in Baden;
4. ein Sternbild;
5. ein Gebäude auf den Alpenweiden.

F. P.

Silbenrätsel.

Aus den Silben:
a, alp, ar, au, be, bel, berg, bi, ca, da, der, el, ga, gen, i, il, ke, le, mis, na, nau, nen, net, ni, re, re, rö, ser, te, tis, ver

sind elf Wörter zu bilden, deren Anfangs-, beziehungsweise Endbuchstaben die Namen zweier den Lesern dieser Zeitschrift wohlbekannter Autoren ergeben. Die elf Wörter bezeichnen:
1. ein Land in Amerika, 2. einen berühmten deutschen Lyriker, 3. ein Schloß am Bodensee, 4. einen Eisenbahnknotenpunkt in Sachsen, 5. eine Göttin, 6. einen berühmten französischen Maler, 7. ein Säugetier, 8. einen Ort im oberen Lechtal, 9. eine altägyptische Königin, 10. einen Nebenfluß der Elbe, 11. ein Tischgerät.

Eta.

Homonym

An Brot wird und an Speisen
Ihn keine Hausfrau preisen.
Der Hausherr, wenn er ihm gefällt,
Kauft dennoch ihn für schweres Geld.

Dr. K. K. v. Fr.

Rätsel

Schließt man in einen Herd drei Zeichen ein, sogleich
Erhält man eine Stadt im Deutschen Reich.

E. S.

Buchstabenrätsel

Du nimmst's mit G oft in die Hände,
Mit B nahm es ein traurig Ende.
Mit F bringt es der Sage Mund,
Mit K such's auf dem Meeresgrund.

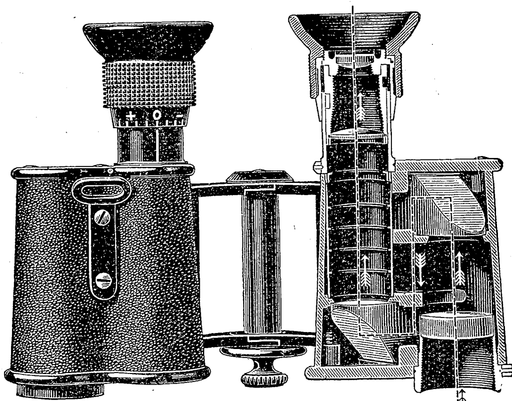
J. F.

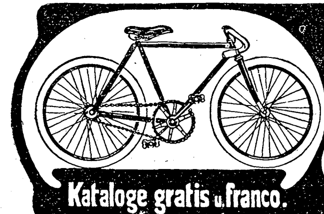
Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 616:

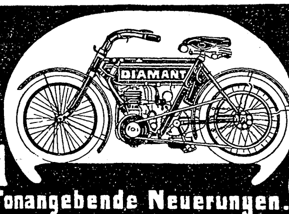
Des Rätsels: „Nichts“.
Des Anagramms: Gesang, Ganges.
Des Buchstabenrätsels: Punsch, Wunsch.

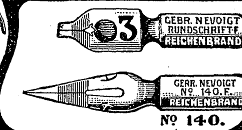
Richtige Lösungen sandten ein: Richard Schumi in Laibach; Ignaz in Ansbach (4); „Fröhlich Pfalz“ in Kaiserslautern (5); Frau Annie Pelzer in Stettin (3); K. Meister in Basel (4); Maus und Muki in Hamburg-Uhlenhorst (2); Muki ohne Maus (2); „Archibald Nußknacker“ in Wien (4); Erich K. in Wiesbaden (5); Freya in Halberstadt (3); Meta in Lübeck (2); Eugenie Lindner in Stuttgart (5); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Lina Hellwig in Bamberg (3); Julius Czvetkovits in Pécs (3); E. Beßiger in Mülhausen i. E. (3); „Nosiola“ in Lauterbach, Hessen (4); Frau Leopoldine Lippert in Wien (6); Franz Jochens in Hamburg; Medikus in Leipzig (4); „Marschall Vorwärts“ in Heiligenstadt (3); Rosa Maurhofer in Zürich (2); „Pfiffikus“ in Rostock (3); „Sonnenblume“ in Heilbronn (4); Arthur L. in Bozen (2); „Huckebein“ in Eisenach (3); „Don Carlos“ in Hannover (5).











Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Johannes Richard zur Megede †

Wie oft — zuletzt noch vor wenigen Monaten — hat an dieser Stelle der Name Johannes Richard zur Megede die Freunde unsrer Zeitschrift gegrüßt, als Verfassername unter dem Titel von Romanen, die den Leser von Anfang bis zu Ende in starker Teilnahme gefesselt hielten und nicht nur für das Werk allein, sondern auch für die Persönlichkeit des Autors ein lebhaftes Interesse wachriefen! Heute ist es nicht der Dichter selbst mehr, der hier zum Publikum spricht; er ist, vor der Zeit, für immer verstummt, und uns bleibt die schmerzliche Pflicht, seinem Leben und Schaffen hier einen letzten Rückblick, ein Wort des Dankes und des Abschieds zu widmen.

In der Nacht zum 22. März ist Johannes Richard zur Megede, erst einundvierzigjährig, in Bartenstein, einer kleinen Stadt hoch oben in Ostpreußen, gestorben. Sein Leben endete in jenem Stück deutscher Erde, das ihm menschlich und künstlerisch die eigentliche Heimat war, obgleich er nicht in Ostpreußen selbst zur Welt kam und von früher Jugend an ein nie zu rechtem Ausruhen gelangendes Wanderleben geführt hat. Am 8. September 1864 in Sagan geboren, verbrachte er seine Gymnasialzeit in Sondershausen, die Universitätsjahre in Berlin, wo er als Jurist inskribiert war, aber schon sehr bald auf Kosten seiner Sachwissenschaft mehr das bewegte, vielfarbige Treiben und Menschenwesen der Großstadt zu studieren begann. Ohne sein Fachstudium abgeschlossen zu haben, unternahm er große Reisen, besonders in das südliche Europa. Einen Ruhepunkt bedeuteten die zwei Jahre (1895 bis 1897), die er, als Redakteur bei der Deutschen Verlags-Anstalt tätig, in Stuttgart zubrachte. Damals erschien in unsrer Zeitschrift u. a. die packende Novelle „Kismet“ und, als das erste größere Werk aus seiner Feder, das ihm einen entscheidenden Erfolg brachte, der Roman „Quitt“, der seitdem als Buch eine Verbreitung in vielen Tausenden von Exemplaren gefunden hat. Vor „Quitt“, in den ersten neunziger Jahren, war schon der Berliner Roman „Unter Zigeunern“ und die drei in dem Band „Kismet“ vereinigten Novellen geschrieben, die gleichfalls während jener Stuttgarter Jahre in Buchform herauskamen. Es folgten dann die Romane „Von zarter Hand“ (2 Bände, 1898), „Félicie“ (1900), „Das Blinkfeuer von Brüsterort“ (1901), der Novellenband „Trianon“ (1903), endlich die beiden großen Romane „Der Ueberkater“ (1905) und „Modeste“ (1906).

Schon seit Jahren aber war zur Megedes Gesundheit erschüttert; und hatte anfangs nur der Drang, die Welt zu schauen und seine Phantasie zu befruchten, ihn ins Weite geführt, so kam nun auch der Wunsch, Genesung zu finden, hinzu, ihn zum unsteten Wanderer zu machen. Wenn ihn in den letzten Jahren sein Reiseweg nach oder von dem Süden an Stuttgart vorbeiführte, konnten die früheren Kollegen von der Deutschen Verlags-Anstalt, mit der er in freundschaftlicher Verbindung bis zuletzt geblieben ist, nur das sichtbar hervortretende Fortschreiten des Leidens konstatieren, dem er nun, nach letztem qualvollen Ringen erlegen ist.


Johannes Richard zur Megede †

Sein Tod bedeutet allen, die den ritterlich gesinnten, fein empfindenden und im Verkehr vornehm-liebenswürdigen Mann kannten, einen schmerzlichen Verlust und ist doppelt beklagenswert, weil er ein starkes, originelles Talent aus einer noch in vielverheißendem Fortschreiten begriffenen Entwicklung herausriß. — Die literarische Eigenart zur Megedes braucht hier nicht im einzelnen analysiert zu werden; lebhaft steht sie unsern Lesern im Gedächtnis. Zur Megede war vor allem ein Schilderer der „Gesellschaft“, jener oberen Schichten des sozialen Baues, denen er durch seine Geburt und eine „prédilection artistique“ angehörte und doch zugleich mit scharf kritischem Blick gegenüber stand. Ob er das Gutsleben seiner litauischen Heimat, die große Welt Berlins oder das Milieu internationaler Kurorte schildert, immer geht durch die Schilderung ein kritischer Zug, der die Charaktere und Satzungen jener Kreise am Maßstabe des rein Menschlichen mißt und nur allzuoft als klein und leer befinden muß. Und wenn zur Megede all die Eigenschaften besaß, die einen glänzenden Unterhaltungsschriftsteller ausmachen, so liegt in jenem kritischen Zug das, was seine Werke hoch über die bloße Unterhaltungslektüre hinaushebt als eindrucksvoll-lebendige Bekenntnisse einer interessanten, nachdenksamen Persönlichkeit.

Megedes letzter Roman „Modeste“ bedeutet noch den ersten Schritt in einer neuen Entwicklungsphase des Dichters, die allerdings schon im „Ueberkater“ vorbereitet war. Der unendlich komplizierte und doch diesmal einem positiven Lebensziel zustrebende Charakter der Hauptfigur dieses Romans erscheint als ein neues, indirektes Ergebnis der inneren Sammlung und Reife, zu der Megede in den letzten Jahren sich durchgerungen hatte; und so war „Modeste“ nicht nur, für sich selbst betrachtet, eine seiner anziehendsten und interessantesten Schöpfungen, sie bot auch dem Schärferblickenden schöne und reiche Verheißungen für das fernere Schaffen des Dichters. Daß diese Verheißung unerfüllt bleiben mußte, ist vielleicht das Schmerzlichste an dem frühen Tod J. R. zur Megedes. Sein Leben hat ein Bruchstück bleiben sollen; aber in diesem Fragment ist doch eine Reihe von Werken beschlossen, deren jedes in sich ein wohlgelungenes, festgeschlossenes Ganzes ist und dem Namen seines Schöpfers einen ehrenvollen Klang sichert, wie das Andenken des Menschen bei denen, die ihm nahestanden, fortleben wird.

Die Redaktion.

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Eine ganze Weile betrachtete Serrenberg das Relief, ärgerlich über den ganzen dummen Einfall. Ein paarmal zauste er sich in dem braunen starken Vollbart. Das hat man von den Heimatserinnerungen —

Aber schließlich: wer sah's denn hier mit Kenneraugen an? In Lugow! Und wenn sich wirklich einmal ein verständiger Mensch hierher verirrte, nun — dann war's eben eine Jugendarbeit von Friedrich Serrenberg.

Er lächelte: „... es macht sich wirklich ganz gut," sagte er zu den beiden andern. Und Herr Kantor Wirgow antwortete eilfertig — die Ueberzeugung stand ihm auf dem Gesicht geschrieben: „Bewundernswert, Herr Professor." Der gute Behrend aber lächelte wie sein Meister. Was verstanden denn diese dummen Dorfteufel hier von Kunst; das Relief war noch allemal Kaviar für sie.

Sie gingen. Schwer hallten ihre Schritte auf den roten Ziegelsteinen des Fußbodens.

In der Tür blieb der Professor noch einmal stehen. „Was ich fragen wollte, Herr Wirgow ... wer hat denn daran gedacht, die Gräber meiner Eltern so hübsch herzurichten? Es hat mich sehr gerührt."

Am liebsten hätte der junge Mann sich vielleicht selbst das Verdienst, einen Anteil des Verdienstes wenigstens, zugemessen. „Es war der allgemeine Wunsch, Herr Professor ..." begann er. „Dann hat aber der Herr Oberförster die Initiative ergriffen ... Fräulein Hanna war heut nachmittag noch selber auf dem Kirchhof ..."

‚Die Wirtschafterin des alten Herrn,' dachte Serrenberg. Laut sagte er: „Das ist sehr gütig. Ich hatte mir schon sooft Vorwürfe gemacht, nicht selbst für meine lieben Gräber gesorgt zu haben, aber glauben Sie mir, Herr Wirgow, dies Großstadtleben und der Beruf mit seinen vielseitigen Anforderungen, diese ewigen Aufregungen und Kämpfe ersticken die besten Vorsätze. Da spricht man immer von uns freien Künstlern. Ach ... wenn man wüßte, wie sehr auch wir Sklaven sind!"

Er schüttelte dem Lehrer die Rechte, nickte Behrend noch einmal zu und schritt zum Krug hinüber, in dem er sich Quartier bestellt hatte. Die verdrießliche Stimmung, die ihn vorhin überfallen hatte, war schon wieder verrauscht. Er freute sich auf einen ruhigen Winkel in der Gaststube oder, besser noch, in der Laube — ob die wohl noch bestand? — auf einen Eierkuchen mit Specksalat und ein Glas Bier. Mehr war ja sicher nicht zu erwarten. Die märkischen Dorfkrüge sind nicht sonderlich auf illustre Gäste eingerichtet.

Die Laube im kleinen Vorgarten stand wirklich noch, ganz wie ehedem, dicht an der Tür. Als Serrenberg seinen Fuß auf die erste der drei Stufen setzte, die zu der hinaufführten, da wurde es hinter den Fliederbüschen lebendig. Gleich darauf tauchte eine breitschultrige Gestalt neben ihm auf, eine Bärenfaust legte sich ihm auf die Schulter, und eine tiefe Stimme, aus der kaum bezwungene Rührung herausklang, sagte: „Also doch! Willkommen in der Heimat, Sie undankbarer — dankbarer Mensch!"

Und dann fühlte er plötzlich ein Kratzen im Gesicht und einen kräftigen Kuß auf der Wange: „Reuigen Sündern soll man verzeihen. Herzlich willkommen, Professor. Alle Wetter ... Sie sind ja ein Prachtkerl geworden. Fast so groß wie ich. Wie ich mich freue, Serrenberg! Wie ich mich freue, Menschenkind ..."

Da überkam doch auch ihn die Rührung. Mit einem Male sah er sich wieder als der Bauernbursch, der wohl ewig in der Enge geblieben wäre, wenn dieser alte Mann nicht gewesen wäre und ihm die ersten Schritte in die Weite erleichtert, ermöglicht hätte. Er sah sich wieder in der Schreibstube der Oberförsterei vor dem urvorweltlichen Pult stehen, über dem der schöne Kupferstich der Madonna della Sedia hing; Santer saß am Pult, seine Kritzeleien vor sich und den Karo von draußen, den er in Ziegelton geknetet hatte, in der Faust, schüttelte wieder und wieder den Kopf, der damals schon grau war, und meinte: „Wetterchen, Junge, Wetterchen! Du bist ein ganz verflixter Kerl!" Und er sah sich dann wieder mit zehn Talern in der Tasche, die Santer ihm geschenkt, und mit einem Empfehlungsbrief an den Tierbildhauer Wolf, des Oberförsters Jugendfreund, in der Hauptstadt ... in einem abgelegten Bratenrock des Alten und sogar in dessen Stiefeln.

Wenn irgendein Mensch, so hatte der das Recht, ihn undankbar zu heißen. Undankbar bis auf diese Stunde. Nie hatte er's ausgesprochen ... und nun er's aussprach, tat er's, indem er ihn zugleich auf beide Wangen küßte.

Im Impuls des Augenblicks faßte der Professor beide Hände des Alten und sagte mit heißem Atem: „Nicht böse sein, Herr Oberförster —"

Da lachte der alte Herr: „I bewahre, Serrenberg. Schwamm drüber! Kein Wort weiter davon! Und nu woll'n wir 'n Topp Bier trinken mit'nander. He, Krügern — Bier her, oder ich fall' um!"

II

Die Orgeltöne verhallten langsam.

... der junge Lehrer dort oben spielte entschieden besser als der alte Flehr mit seinen Bauernhänden, und die Buben und Mädels, die um ihn herum den Chor bildeten, hatte er auch mehr im Zug ...

... und der neue Pastor loci ... wie hieß er doch gleich? ... richtig: Wigant ... der sprach auch tiefer, geistreicher, als der alte Eckstein gesprochen hatte. Fast zu tief für diese Bauernschädel. Sogar über die hehre Kunst und deren göttliche Aufgaben hatte er allerlei eingeflochten. Vielleicht nicht einmal recht aus vollem Herzen. Denn heut früh hatte es ja fast den Anschein, als ob er im letzten Grunde gar nicht so ganz einverstanden gewesen sei mit diesem Altarschmuck. Als ob ihm der zu katholisierend sei. Lächerlich ... die Tage der Bilderstürmer waren ja doch vorüber. In Berlin schmückten sich alle Kirchen ... zum Glück für uns vom Bau ...

... heut sieht das Relief übrigens wirklich gut aus. Gestern abend war die Beleuchtung gar zu ungünstig. Ich würde es ja jetzt anders machen ... selbstverständlich ... aber zu schämen brauchte ich mich der Arbeit nicht, selbst wenn sie im neuen Dom wäre, anstatt hier in dem Dorfkirchlein ...

... übrigens liegt doch solch eigner Zauber über dem Kirchlein. Etwas Künstlerisches sogar, man muß es nur zu sehen wissen. Die schlichten weißen Wände ... der grellrote Ziegelfußboden ... die braunen Balken an der Decke ... das ist wirklich fein im Ton ...

... und der Bauer dort drüben in der Ecke, der vorhin mit dem Klingelbeutel herumging, der hat ein Gesicht zum Küssen. Die richtige Bauernschlauheit und die richtige Bauernzähigkeit, Arbeitsfurche an Arbeitsfurche, die Haut wie Pergament über die Knochen gespannt. Gäb' einen prachtvollen farbigen Kopf ... erinnert geradezu an den Niccolò da Uzzano von Donatello. Daß es so was hier gibt ...

Fritz Serrenberg saß auf dem Ehrenplatze im Pfarrgestühl neben der kleinen, zierlichen Frau Pastor, die so rührend andächtig zur Kanzel emporsah.

Ihr war sicher kein Wort von der durchdachten Predigt des Gatten entgangen.

Der Professor hatte doch nur mit halbem Ohr zugehört. Alle möglichen fremden Gedanken flogen ihm durch den Kopf. Ein paarmal versuchte er sich zu konzentrieren, schon weil er fürchtete, nachher bei Tisch im Pfarrhaus — die Einladung hatte er ja nicht ausschlagen können — über die Rede vernommen zu werden. Aber es ging nicht. Immer wieder gingen die Augen und die Gedanken auf Wanderung.

Und immer wieder kehrten sie doch auf einen Punkt zurück.

Zu dem wunderschönen dunkeln Mädchenkopf oben auf der Oberförster-Empore, neben dem alten Herrn.

Er konnte sich gar nicht satt sehen an diesem Rassegesicht.

Wunderschön — war das nicht zuviel gesagt?

Er hätte nicht Bildner sein dürfen, um sich nicht einzugestehen, daß dies schmale zarte Gesicht nicht das Ebenmaß klassischer Linien aufwies. Es war ein wenig unregelmäßig geformt: das Näschen etwas zu klein, das Kinn etwas zu spitz, wenn man ganz streng urteilen wollte. Aber gerade dies Gesicht durfte man nicht zergliedern. Sein Charme lag so gar nicht in den Einzelheiten; der Ausdruck des Ganzen war es, der ihn hervorrief: ein seltsam süßer, verträumter Ausdruck, kindlich und märchenhaft.

Gar nicht losreißen konnte er sich.

Und je länger er hinsah, desto mehr wurde ihm klar, wie sich doch auch die Einzelzüge, die ihm zuerst als unregelmäßig aufgefallen waren, harmonisch zueinander fügten. Gerade als ob die Natur ein kleines Meisterwerk hätte schaffen wollen, das der hergebrachten Regeln spottete. Natur, die sich das, gleich andern wirklich großen Künstlern, wohl einmal erlauben durfte.

Immer neue Schönheiten fand er heraus. Der kleine Mund war schwellend und rot, aber dabei eigen herbe. Die Augen waren blau und kontrastierten merkwürdig zu den dunkeln Brauen und dem schwarzen Haar, von dem sich einige widerspenstige Löckchen seitlich unter dem Strohhut hervorstahlen, als ob sie mit dem winzig kleinen Ohr kosen möchten. Köstlich war der Ansatz des schlanken Halses —

Anfangs hatte er gar nicht daran gedacht, wer dies holde Kind dort oben wohl sein könnte. Die reine Freude an ihrer eigenartigen Schönheit hatte ihm völlig genügt. Es war nichts Persönliches dabei als höchstens der auch nur allmählich wach werdende Wunsch, dies Antlitz festhalten, verewigen zu dürfen. Wenn er auf einen Moment die Lider schloß, sah er den Kopf förmlich körperlich aus dem Marmor neu erstehen. Eine Wonne müßte das sein —

Dann kam doch der Gedanke: wer ist sie?

Sie saß neben Santer, gehörte augenscheinlich zu ihm. Der Oberförster aber war schon damals, als Serrenberg das Heimatsdorf verließ, Witwer gewesen. Der Professor konnte sich nicht erinnern, ob er Kinder gehabt hätte.

Auf der andern Seite des alten Herrn saß eine sehr würdige Matrone, rund, mit grauem dünnen Haar und etwas hervorquellenden, unsäglich nichtssagenden Augen. Gewiß Hausdame, höhere Wirtschafterin oder etwas ähnliches. Wahrscheinlich die bewußte Hanna, die sich der Gräber liebevoll angenommen hatte. Etwas Betuliches, Vertrauliches hatte sie an sich. Sollte das die Mutter des schönen Mädchens sein? Kaum glaublich ...

Die kleine Frau Pastorin rückte ein wenig unmutig hin und her. Gegen Ende des Gottesdienstes ging ihr das immer so, obwohl sie schon manchen Verweis dafür erhalten hatte und so sehr sie selbst dagegen ankämpfte. Sie konnte den Augenblick nie recht erwarten, in dem sie ihrem Wigant beide Hände drücken und ihm zuflüstern durfte: „Das hast du heut wieder zu schön gesagt." Und dann kam heut doch auch die verzeihliche Hausfrauensorge hinzu wegen des verwöhnten Mittagsgastes aus der Residenz, dieses berühmten Bildhauers, über den alle Tage etwas in der Zeitung stand: heute hatte ihm der Herzog von Meiningen gesessen und morgen die junge Großherzogin von Hessen ... und dann war er wieder zum Kaiser ins Schloß befohlen gewesen oder der Allerhöchste Herr („Allerhöchst" durfte sie allerdings nicht sagen, wenn es ihr Mann hörte) hatte sogar sein Atelier besucht ...

Dann und wann streifte sie Serrenberg mit einem vorsichtigen, prüfenden Blick.

... ein schöner Mann ... merkwürdig, daß er in diesem elenden Lugow, von so ganz, ganz kleinen Leuten geboren war. Der Kopf so



Prinzessin Rupprecht von Bayern. Nach einem Gemälde von F. A. von Kaulbach

charakteristisch mit dem wallenden dunkeln Bart, der scharfgebogenen Nase. Ein Künstlergesicht, fesselnd, imponierend. Auf der hohen Stirn ein paar tiefeingeschnittene Falten, die kamen und gingen; bisweilen zogen sich die Brauen fast wie drohend über der starken Nasenwurzel zusammen, und dann wieder nagten die oberen Zähne ungeduldig an der Unterlippe. Gut Kirschenessen mochte mit dem Manne nicht sein. Herrisch, rechthaberisch war er gewiß. Das waren ja freilich alle Männer, auch Wigant. Doch bei dem paarte es sich immer mit Milde. Dieser da kannte gewiß keine Selbstzucht...

Der Segen ... die Hände falteten sich noch einmal, die Häupter senkten sich. Dann das leise Scharren der Füße, verhaltenes Flüstern und Raunen. Der eine Teil der Gemeinde drängte nach der Türe, der andre schob sich zum Altar hin. Einige alte Bauern und Bäuerinnen blieben, ein wenig befangen und scheu, vor Serrenberg stehen, wollten ihm wohl gern die Hand drücken, wagten es doch wieder nicht, starrten ihn an. Auf den gefurchten Gesichtern schien geschrieben: ... Das soll unser Serrenbergs Fritze sein ...

Er sah das alles gar nicht. Er sah nur, wie oben auf der Empore die schlanke Mädchengestalt noch einen Moment mit andächtig gesenktem Köpfchen stand, wie sie dann die Treppe hinunterschritt ... so anmutsvoll, so leicht ...

Ein lichtes schlichtes Waschkleidchen trug sie, ganz schmucklos. Sicher sehr unmodern. Aber sie trug es mit zauberischer Grazie. Angeboren mußte das sein ...

Serrenberg schrak leicht zusammen. Der Pfarrer war neben ihn getreten, sprach ihn an. Er mußte antworten, mußte nun doch auch die sich ihm entgegenstreckenden Hände schütteln, mußte Vater Berndt und Mutter Matzanke wieder kennen. „Aber selbstverständlich, Mutter Matzanken ... 'ne Pflaummusstulle habt Ihr mir mitgegeben ... damals ... schmeckt mir heut noch! — Ja, ja, Berndt ... von Euch hätt' ich mal bei einem Haar die schönste Tracht Prügel besehn, weil mir Eure braune Lise fortgelaufen war ..."

Und die harten Bauerngesichter leuchteten auf. Wie ‚gemein und niederträchtig' sich der Fritze machte, der nun solch vornehmer Herr geworden sein sollte und der das komische Ding da auf'm Altar gemacht hatte ... sogar geschenkt hatte ... ganz umsonst ... Umsonst, wo doch Kruses Christian, der bei der Garde gedient hatte, erzählte, daß in Berlin solch Ding ‚gewiß und wahrhaftig' ein paar tausend Mark kosten möchte.

Einige Minuten bereiteten die naiven Huldigungen, die erstaunten und doch bauernschlauen Gesichter, die eignen Versuche, den Volkston wiederzufinden, Serrenberg Vergnügen, nahmen ihn ganz in Anspruch. Dann suchten seine Augen wieder das schöne Mädchen.

Ah ... da stand sie ja mit dem Oberförster vor dem Altar ...

Aber sie waren nicht mehr allein. Neben ihnen stand ein junger Mann in der kleidsamen Forstuniform. Intelligentes Gesicht mit aufgewirbeltem schwarzen Schnurrbart ... gut gewachsen ... patentes, hübsches Kerlchen überhaupt. Forsteleve wahrscheinlich ... oder wie man das nennt.

Serrenberg wußte nicht warum: der junge Mann war ihm unangenehm. Er empfand eine ausgesprochene Antipathie gegen ihn, die er selbst töricht nannte, aber die er nicht niederkämpfen konnte. Vielleicht tat's das flüchtige Lächeln, mit dem der Forstmann das Relief zu betrachten schien. Es lag etwas wie Kritik darin, etwas Ironie. Wie kam dieser Fant dazu?

„Nun muß ich aber meinem alten Gönner guten Tag sagen —"

Er nickte noch einmal rechts und einmal links — „auf nachher, Frau Pastor —" und schritt hastig auf die Gruppe vor dem Altar zu.

„'n Tag, Professorchen. Nja ... das ist ein Tag, von dem man in Lugow noch künden wird ... fast hätt' ich singen gesagt ... bis ... na, wer weiß wie lange! Aber ich freu' mich so herzlich, daß ich das noch erlebt hab'! Ja so ... eigentlich stellt man freilich im Gotteshause nicht vor ... Herr von Geroth ... Herr Professor Serrenberg —"

Die beiden Herren neigten flüchtig den Kopf.

„Darf ich nicht bitten, lieber Herr Oberförster ..."

„Ach so ... das ist Hanna, Professorchen, mein Enkelkind ... Kannst ihm immer die Hand geben, Hanna, er beißt nicht."

Sie streckte unbefangen die Rechte aus. Aber wie er die Hand umschloß und ihr mit heißen großen Augen ins Antlitz sah, strömte ihr plötzlich das Blut in die Wangen. Deutlich fühlte sie das, ihre Lider senkten sich, auch der Kopf sank ein wenig vornüber —

Es war ein reizendes Bild mädchenhafter Schüchternheit, das den Nahestehenden kaum entgehen konnte. Nur wirkte es auf jeden anders. Der Großvater lachte: „Mädel! Mädel!" Der junge Forstmann zog unwillkürlich die Stirn kraus. Serrenberg dachte: ‚Endlich einmal ein dornenloses Röslein. Großer Gott, ist dies Kind hold!'

Ihre Hand bebte leise in der seinen. Langsam zog sie sie nun zurück. Und er dachte weiter: ‚Wie wirst du diese Glocke nun zum Tönen bringen? Ihre Stimme muß ich hören ... gleich ... gleich ...'

„Ihnen bin ich noch besonders zu Dank verpflichtet, gnädiges Fräulein," sagte er. „Gestern schon, gleich nach meiner Ankunft hörte ich, daß Sie sich der Gräber meiner Eltern so liebevoll angenommen haben."

Da schlug sie die Augen auf, ein wenig scheu noch, aber mit klarem Blick. Etwas wie Verwunderung lag darin, die Frage: ‚wie konntest du Jahre und Jahre vergehen lassen, ohne der Stätte zu gedenken? Wie war das nur möglich?' Ruhig entgegnete sie dann: „Eine große Freude war es mir. Aber das Verdienst ist das Großväterchens, nicht das meine."

„Ach ... Papperlapapp, Hanna." Der Oberförster fühlte wohl, daß eine weitere Erörterung Serrenberg peinlich sein mußte. „Verdienst hin — Verdienst her. Ist ja ganz gleichgültig. Und nun wollen wir gehen. Pastors warten gewiß schon auf Sie, Professor." Er schob seine Hand in den Arm Serrenbergs. „Wir bringen Sie hinüber. Vorwärts — marsch!"

Emsig redete er unterwegs weiter. Er hatte so viel zu fragen — die paar gestrigen Abendstunden hatten auch nicht annähernd zugereicht. Und Serrenberg mußte antworten, während seine Gedanken doch immer nach rückwärts gingen, zu dem schönen Mädchen. Der warme Ton ihrer Stimme klang noch in ihm nach, und der Ausdruck ihrer Augen stand vor seiner Seele. So ganz einfach als Kind, wie sie ihm zuerst erschienen, durfte er sie doch nicht einschätzen.

Endlich hielt er es nicht mehr aus. Er mußte von ihr sprechen. „Ich wußte gar nicht, daß Sie eine Enkelin haben, Herr Oberförster."

Der alte Herr lächelte: „Glaub' ich Ihnen. Sie hatten uns ja allesamt vergessen, und nun tauchen wir so allmählich wieder aus den Nebeln empor. Vielleicht auch meine liebe verstorbene Else ... damals, als Sie Ihren Stecken weiter setzten, war sie wohl schon drei oder vier Jahre verheiratet. Mit dem Domänenpächter Harweg auf Gandern ... erinnern Sie sich nicht? Ich hab' sie beide begraben müssen ... und dann hab' ich mir die Hanna ins Haus genommen. Das ist nun auch schon wieder an fünfzehn Jahre her. Solch ein Püppchen war sie damals —"

„.... und nun eine Schönheit geworden. Wissen Sie das auch, Herr Oberförster?"

„Na — na — na! Nicht übertreiben! Sie müssen ja als Künstler freilich etwas von der Chose verstehen. Aber Schönheit?" Er schüttelte den grauen Kopf, schmunzelte dabei. „Hübsch ist sie, das mag sein. Das beste dran ist, daß sie's selber nicht ahnt."

„... das wird ihr schon rechtzeitig gesagt werden. Dieser Herr von Geroth ..."

„Unsinn, Professor. Der denkt an alles andre eher, hat tausend und eine Interessen, zersplittert sich nach meinem Geschmack sogar zu sehr. Sonst ein lieber netter Kerl. Aber, wissen Sie, wenn die jungen Leute so als Feldjäger zwei Jahre lang in der Welt herumkutschieren, bald nach Rom und bald nach London und bald nach Konstantinopel, dann können sie sich immer erst langsam wieder in unsre engeren Verhältnisse zurückfinden. Ist übrigens sonst noch einer von den besten ... Da wären wir ja schon."

Sie waren am Pfarrgarten angelangt; unter der Linde jenseits des Staketenzaunes stand harrend der junge Pastor, in der Haustür die kleine Frau. Der Oberförster winkte grüßend hinüber.

„Wenn Sie hier frei sind ... machen Sie's nicht zu lange ... kommen Sie natürlich zu uns hinauf. Wie's gestern abgemacht wurde: der Abend gehört der Oberförsterei! Gott befohlen ..."

Serrenberg hatte gehofft, Hanna noch einmal in die Augen sehen zu können. Aber sie war drüben auf der andern Straßenseite stehen geblieben. Mit dem Forstassessor. Er konnte nur den Hut ziehen. Herr von Geroth grüßte kurz und militärisch. Das junge Mädchen neigte das Köpfchen.

Das Mittagessen im Pfarrhaus verlief nicht sehr pläsierlich. Zwischen Serrenberg und dem Geistlichen fand sich keine Brücke, trotzdem es letzterer nicht an Versuchen fehlen ließ, sie zu schlagen. Frau Käthe aber beunruhigte sich darüber ebenso, wie über jedes einzelne Gericht und den höchst mäßigen Appetit des Gastes. Ueberhaupt ... wunderliche Leutchen, diese Künstler! So zerstreut ... geradezu unhöflich ... wenig Erziehung ... der Bauer schlug doch wieder durch! Die Kinderstube fehlte. Und dabei war der Hecht wirklich gut gewesen, der Kaffee sogar vorzüglich. Da saß nun dieser Mann und rührte mit dem Löffel und rührte ... rein zum Nervöswerden war's. Ob er das auch tat, wenn er ins Schloß befohlen war? Und dann lächelte er wieder ganz stumpfsinnig vor sich hin, gerade als Männe (das war der Gatte) so schön von dem Gegensatz zwischen der Malerei Gebhardts und Uhdes sprach. Was ihn doch eigentlich hätte interessieren müssen ...

Als Serrenberg sich zum Aufbruch anschickte — nach einer recht verquälten letzten halben Stunde im Garten — hatte er selber das unangenehme Gefühl, ein wenig liebenswürdiger, undankbarer Gast gewesen zu sein. So versuchte er wenigstens den Abschiedsworten eine wärmere Färbung zu geben, lud das Ehepaar zu sich nach Berlin ein, sprach möglichst herzlich seinen Dank aus. Aber er hatte es verspielt. Ueber einen frostigen Händedruck kamen beide nicht hinaus.

Nur daß Frau Pastor noch sagte: „Grüßen Sie Hanna, Herr Professor."

Er hatte es absichtlich in all den Stunden vermieden, von ihr zu sprechen. Es widerstrebte ihm, sich ihr Bild womöglich durch eine Schilderung aus dritter Hand verzerren zu lassen.

Nun blieb er doch stehen und fragte, möglichst beiläufig: „Sie sind natürlich mit Fräulein Harweg gut befreundet, Frau Pastor?"

„Gewiß, Herr Professor," erwiderte sie eifrig, um etwas zögernd zu ergänzen: „Das heißt ... wir sehen uns eigentlich seltener, als man es bei solch halben Nachbarn glauben sollte." Und nach einer Pause: „Hanna ist ein eigen Ding ..."

Der Pastor warf mit etwas starker Betonung ein: „Aber ein liebes Mädchen, Käthe."

„Das mußt du zugeben, Männe: etwas Verschlossenes hat sie!"

„Sag lieber etwas Verträumtes. Uebrigens ist sie eine etwas komplizierte Natur. Gar nicht so leicht zu deuten."

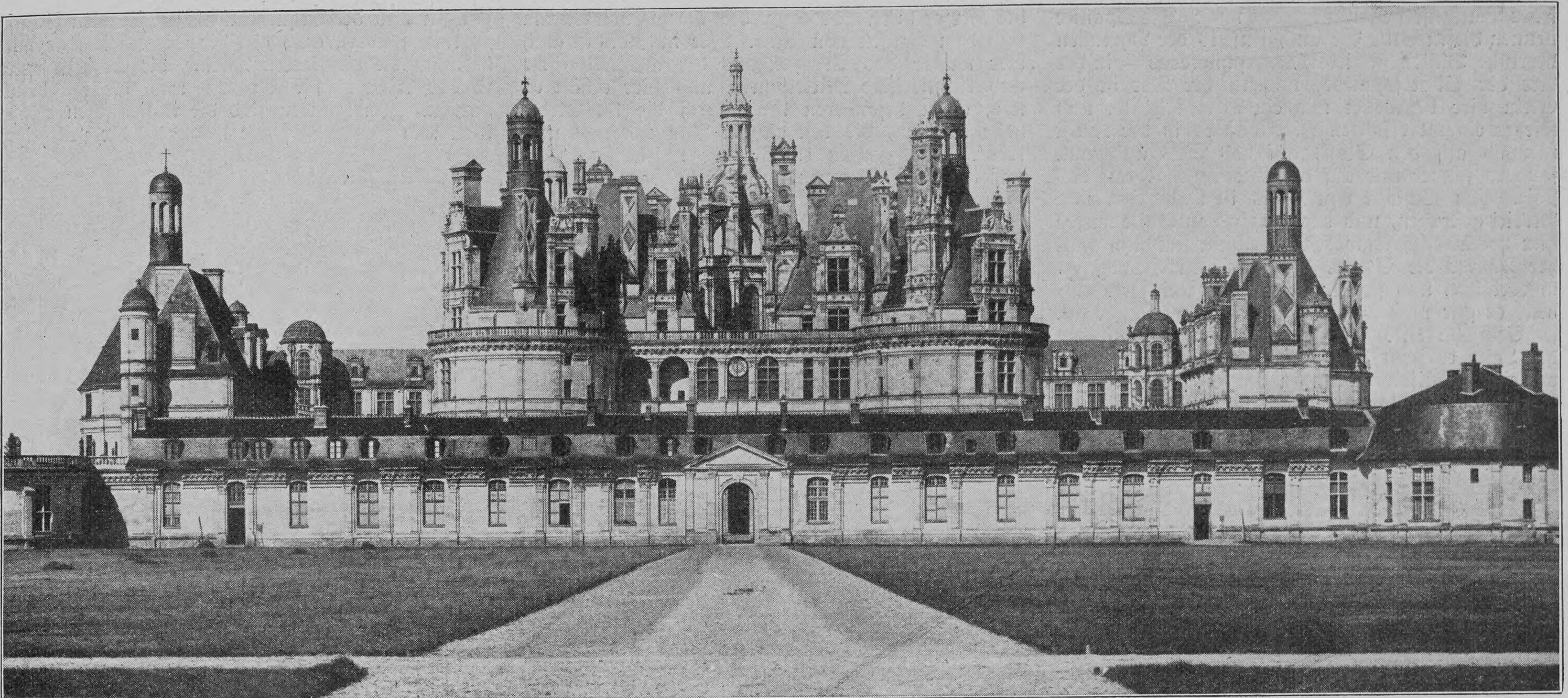
Serrenberg mochte nicht mehr hören, ja es verdroß ihn schon, überhaupt ein Urteil herausgefordert zu haben. So ging er. (Fortsetzung folgt)

Dir

Meine Seele ist nun still geworden;
Wie in einem jungen, heil'gen Hain
Unter vollen, seligen Akkorden
Bricht des Tages Glanz herein.

Eine Klarheit nah und ferne,
Und tritt ernst die Nacht herfür,
Segnend stehn zwei helle Sterne,
Deine Augen, über ihr.

Hinrich Hinrichs



Gesamtansicht des Schlosses Chambord (Südfassade)

Die Schlösser an der Loire

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Frankreich besitzt keinen Rhein und nichts, was man dem stolzen Strome, der, zugleich ein Sänger und ein Held, waffenklirrend und liedersingend das schöne Land durchzieht, vergleichen könnte. Die Seine ist eine lustige Dirne, ein Dämchen aus einem Bilde Watteaus, zierlich und fein, kokett und heiter. Die Rhone, der man sehr zu Unrecht das weibliche Geschlecht gegeben hat, denn der Strom ist ein stattlicher, männlicher Bursch, und der Rhon würde nicht schlechter klingen als der Rhein, wälzt ihre Wogen zwischen nur mäßig hohen Ufern, und auch hier fehlt es wie an steilen Felsgebirgen, so an malerischen Burgruinen.

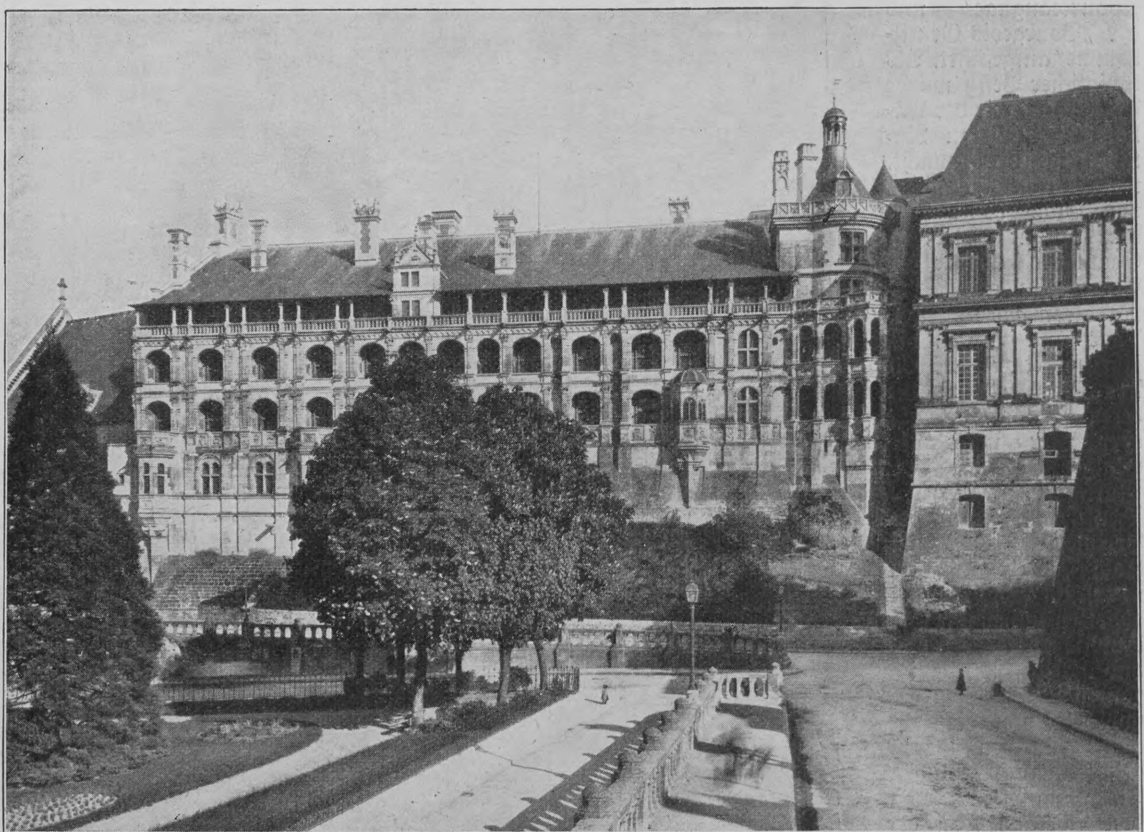
Wenn Frankreich aber keinen Rhein mit hundert Raubburgen hat, so besitzt dafür Deutschland keine Loire mit hundert Schlössern. In Deutschland fehlte es an einer Zentralgewalt, welche die Ritter und Barone hätte anziehen und festhalten können. Der Himmel war hoch und der Kaiser weit. Jeder Ritter tat ungefähr, was er wollte, und am allerwenigsten kümmerte er sich bei seinem Tun um die kaiserlichen Wünsche. So entstanden überall an den Straßen der Kaufleute die Burgen der Ritter, die keine Straßenräuber im heutigen Sinne, sondern eher so etwas wie bewaffnete Zöllner waren. Ihren bösen Taten zugrunde lag stets oder doch in den meisten Fällen eine Zollforderung. Sie gestatteten den Kaufmannsgütern den Durchzug nur gegen eine Zollgebühr. Da aber das Gebiet in den meisten Fällen nur ein Dorf oder zwei umfaßte, so passierte der Kaufmann mitunter an einem einzigen Tage ein halbes Dutzend Zollgrenzen, und das war schließlich eine teure Geschichte. Also entledigte sich irgendeine Stadt der ewigen Zollplackereien, indem sie großen Herren einen jährlichen Tribut zahlte, kleinen aber mit Gewalt widerstand.

In Frankreich hatten sich die Verhältnisse ganz anders entwickelt, und von einem Faustrecht in unserm Sinne war da eigentlich niemals viel zu spüren. Ein unabhängiger Ritterstand erblühte hier so wenig wie freie Städte. Gleich von Anfang an gab es im ganzen Lande kaum mehr als zehn oder fünfzehn große Herren, welche die Macht der kleinen Stände brachen, und als es in Deutschland noch Tausende reichsunmittelbarer Ritter, Städte und sonstiger Stände gab, war ganz Frankreich längst unter einen Hut gekommen und Paris war zum Zentrum des ganzen Landes geworden. Die Ritter und Grafen, die sich in Deutschland auf ihre Burgen zurückzogen und ein rauhes Kriegs-, Jagd- und Landleben führten, wurden in Frankreich zu feinen Hofleuten, welche die gute Hälfte des Jahres am königlichen Hof verbrachten. Diese Leute hatten dann als Landsitz keine festen Burgen nötig, da der Landfrieden längst gesichert war, sondern sie trachteten danach, ihren Wohnungen möglichst viel Aehnlichkeit mit den Schlössern des Königs zu geben.

Diese verschiedenen Zustände haben also in Deutschland und besonders an der vom Rhein gebildeten großen Handelsstraße die festen, kühnen, unzugänglichen Burgen der Raubritter, in Frankreich und besonders in der anmutigen und fruchtbaren Touraine die heiteren, prächtigen und eleganten Schlösser der Hofedelleute entstehen lassen.

Ehe ich nach Frankreich kam, lebte ich in dem Irrtum, der heute noch in Deutschland vielfach verbreitet ist, daß die große Revolution alles in Frankreich kurz und klein geschlagen und besonders von den Schlössern der Adligen keinen Stein auf dem andern gelassen hätte. In Wirklichkeit sind von hundert Landsitzen der Aristokraten keine fünf zerstört und niedergebrannt worden. In vielen Gegenden kam so etwas überhaupt nicht vor, in andern wurden die Güter der Aristokraten zwar konfisziert, blieben aber sonst unangetastet, so daß sie nur den Eigentümer wechselten. Die große Hälfte der aristokratischen Schlösser und Güter wurde überhaupt nicht angerührt, auch nicht von dem konfiszierenden Staate, und diese Landsitze der Adligen haben durch alle Stürme der letzten drei Jahrhunderte hindurch nicht nur ihr äußeres Ansehen, sondern auch ihren Inhalt an Gemälden, kunstreichem Hausrat, Waffen, Wandteppichen und so weiter unversehrt bewahrt, es sei denn, daß die Eigentümer aus freien Stücken Aenderungen und Umbauten vornahmen oder die Kunstschätze verkauften.

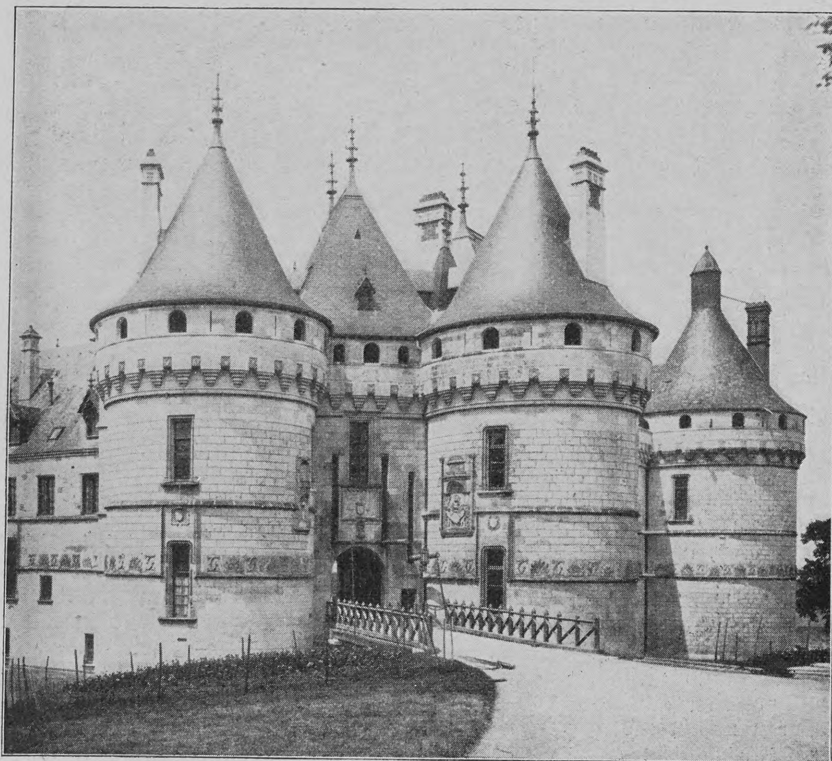
Nirgends wird diese Tatsache eindringlicher und deutlicher bewiesen als an den Ufern der Loire, wo uns zwischen Blois und Saumur fast ebensoviele reiche und elegante Schlösser im vollkommensten Zustande der Erhaltung begegnen, wie am Rhein zwischen Bingen und Koblenz alte verfallene Burgruinen. In Blois selbst liegt, mit mächtigen Mauern von der Höhe herab in den Strom schauend, das prächtige Schloß, das in dem von Franz I. gebauten Flügel die ganze üppige Lebensfreude der französischen Renaissance, in dem später von Mansart errichteten Teile den schönen Barockstil Louis XIV. zur Schau trägt, während der unter Ludwig XII. aufgeführte Flügel eine Perle der zierlichen Spätgotik ist. Nirgends hat sich die französische Renaissance herrlicher betätigt als in dem Treppenhause, das aus dem Innenhofe in die oberen Stockwerke führt und das mit seinem wuchernden Reichtum elegantesten und geschmackvollsten Skulpturenschmuckes geradezu ein Edelstein



Schloß von Blois, Ansicht des von Franz I. erbauten Flügels

jener Baukunst genannt werden muß. Die Spanier nennen diesen Stil, der auch jenseits der Pyrenäen herrliche Blüten getrieben hat, plateresco = in der Art der Silberschmiede, und in der Tat ist der Stein hier bearbeitet wie ein edles Metall, und wieder einmal erfahren wir, daß es in der Kunst niemals auf den Stoff, auf das Was ankommt, sondern immer nur auf die Ausführung, auf das Wie. Im Schlosse von Blois ist Katharina von Medici gestorben, und der Herzog von Guise wurde hier verräterisch ermordet. Selbstverständlich zeigt der Führer die Stelle, wo man den Herzog ermordet hat, und für ein kleines Extratrinkgeld entdeckt er gar noch dunkle Blutflecken am Fußboden.

Sechzehn Kilometer von Blois und fünf von der Loire entfernt liegt inmitten eines ungeheuern, von einer 35 Kilometer langen Mauer eingeschlossenen Parkes das Schloß von Chambord, das in seiner

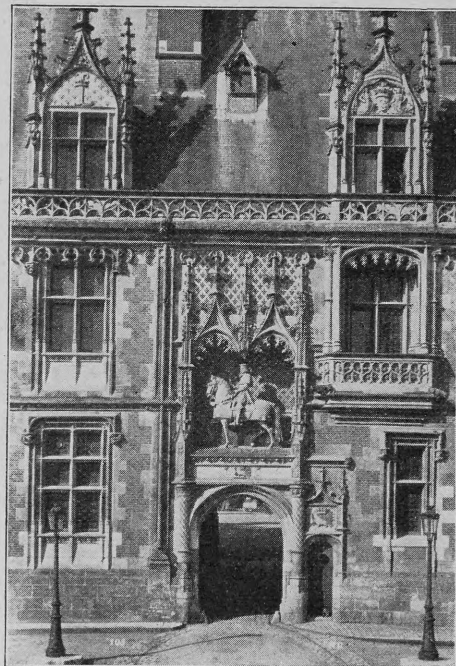


Eingangstor des Schlosses von Chaumont

jetzigen Gestalt ebenfalls von Franz I. herrührt und wiederum ein herrliches Denkmal der französischen Renaissance ist. Hier wurde der König im Jahre 1539 von Karl V. besucht, und Franz verbrachte hier den größten Teil seiner letzten Lebensjahre. Ludwig XIV. gab in Chambord mehrere glänzende Feste, und so wurden hier zum zum ersten Male vor dem König Molières „Pourceaugnac“ und der „Bourgeois Gentilhomme“ aufgeführt. Als königlicher Besitz wurde das Schloß wie der Palast in Blois zu Nationaleigentum gemacht, während aber das Schloß von Blois heute noch der Nation gehört, ist Chambord wieder in Privatbesitz gekommen. Napoleon hatte Schloß, Park und Wald, die jährlich etwa 135 000 Franken einbringen, deren Instandhaltung aber eher mehr als weniger kostet, dem Marschall Berthier geschenkt. Die Witwe Berthiers erhielt im Jahre 1821, nachdem sie erst die Wälder hatte abholzen lassen, die Erlaubnis zum Verkaufe, und darauf wurde im ganzen Lande Geld gesammelt, um die Domäne für den soeben geborenen mutmaßlichen Thronfolger, den Herzog von Bordeaux, zu erwerben. Heute gehört Chambord den Erben des Herzogs von Bordeaux, dem Herzog von Parma und dem Grafen von Bari. Wie in Blois ist auch hier wieder das Treppenhaus der architektonische und künstlerische Mittelpunkt, und hier erhält es noch einen besonderen Reiz durch die 32 Meter hohe Laterne, die den ganzen Bau überragt und krönt. Im ganzen enthält der weitläufige Bau dreizehn große Treppen und 365 heizbare Säle und Zimmer, so daß der Bewohner jeden Tag des Jahres einen andern Raum beziehen kann.

Etwa ebensoweit von Blois wie Chambord, aber nicht flußaufwärts, sondern landeinwärts am linken Ufer, liegt das Schloß Cheverny, das weiter keine Geschichte hat, als daß es im Jahre 1634, also in der Zeit, wo man in Deutschland nur niederbrannte und zerstörte, von dem Grafen von Cheverny erbaut worden ist und jetzt dem Marquis von Vibraye gehört. Das Schloß zeigt in seiner Architektur noch Anklänge an die Renaissance, gehört aber in der Hauptsache dem Stile Louis XIV. an. Der Skulpturenreichtum ist verschwunden, und den von Blois und Chambord Kommenden mutet der Bau in seiner verhältnismäßig strengen Einfachheit fast nüchtern an. Fast die gesamte innere Einrichtung stammt aus der Zeit des Schloßbaues, und besonders die Sammlung von Waffen und Rüstungen ist sehr reich und sehenswert.

Dem Laufe des Stromes abwärts folgend, gelangen wir nach dem ebenfalls auf dem linken Ufer gelegenen Schlosse Chaumont, das nach allerlei Schicksalen in den Besitz des Fürsten Broglie gekommen ist. Dieses Schloß war in der Revolution zwar nicht zerstört, wohl aber konfisziert und verkauft worden, und der neue Eigentümer hatte hier eine Porzellan- und Fayencefabrik eingerichtet. Frau von Staël, die von Napoleon aus Paris verbannt worden war, verbrachte die Zeit ihrer Verbannung in diesem Schlosse. Der Bau ist älter als die bisher von uns besuchten und steht dem Stile nach zwischen Gotik und Renaissance. Dieser Zeit gemäß hat das Schloß von Chaumont denn auch noch etwas Burgcharakter. Wir haben es hier noch nicht ganz mit dem nur dem Vergnügen und der Bequemlichkeit gewidmeten Palaste zu tun, sondern auch auf die Sicherheit war man bedacht, wie die starken Türme, die Schießscharten in der Mauer, die Gräben und die Zugbrücke dartun. Im Innern sind die italienischen Majoliken und Fayencen sowie besonders die prächtigen

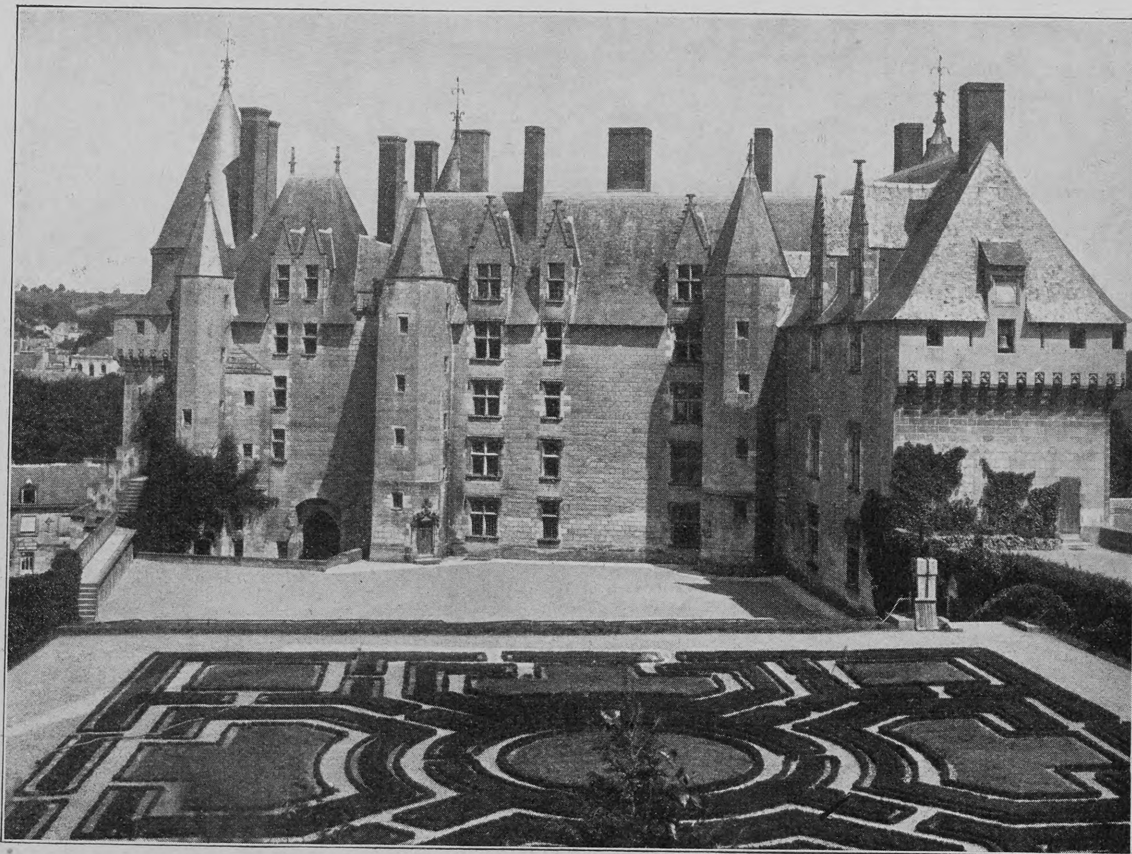


Portal am Schlosse von Blois, erbaut unter Ludwig XII.

französischen Wandteppiche aus dem sechzehnten Jahrhundert interessant.

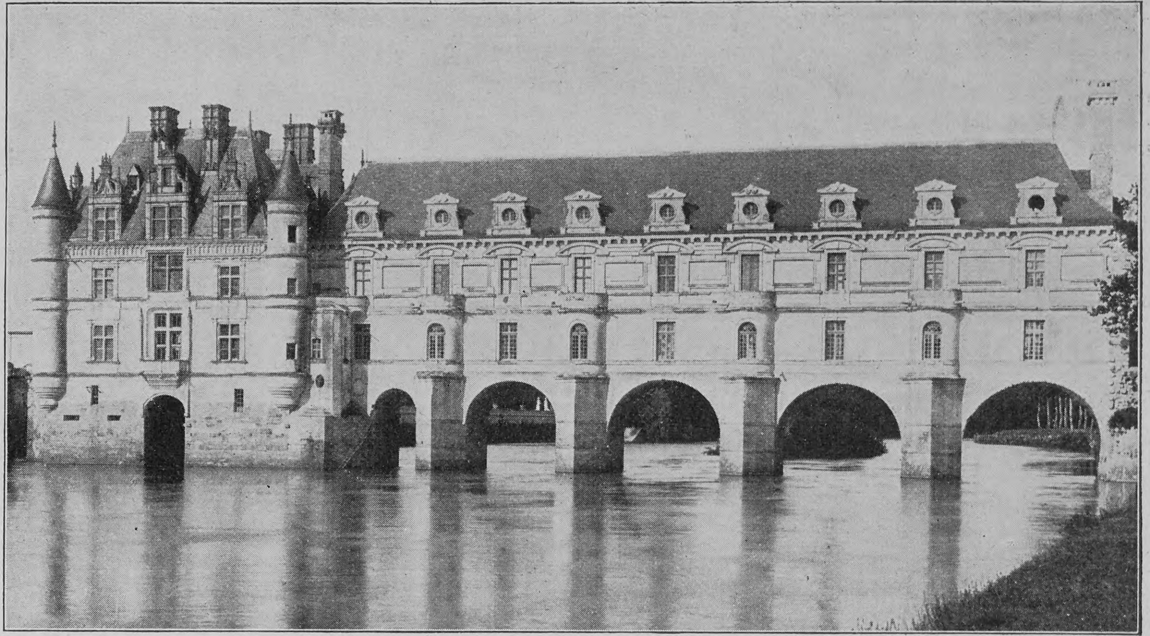
Am nämlichen Ufer der Loire liegt weiter abwärts das Städtchen Amboise, dessen Schloß schon im frühesten Mittelalter erwähnt wird. Auch dieses Schloß wurde von Karl V., als er 1539 nach Frankreich kam, einige Tage lang bewohnt. Im Jahre 1560 wurden hier die Protestanten, die gegen die herrschende Clique der Guises die Waffen ergriffen hatten, hingerichtet, und Franz II. wohnte mit seinem Hofe diesem blutigen Schauspiele wie einer festlichen Vorstellung bei. Nachdem Napoleon das Schloß seinem früheren Kollegen im Konsulat, Roger Ducos, geschenkt hatte, wurde es unter der Restauration wieder eingezogen und dem Herzog von Orleans, dem späteren Bürgerkönig Ludwig Philipp, übergeben. Das Schloß gehört heute noch der Familie Orleans, die es zu einer Art von Altenheim für ihre ehemalige Dienerschaft hergerichtet hat. In der vollständig zerstörten und verschwundenen Kapelle des Schlosses von Amboise war Lionardo da Vinci, den Franz I. nach Frankreich hatte kommen lassen, im Jahre 1519 bestattet worden. Bei Nachgrabungen im Jahre 1869 fand man die mutmaßlichen Gebeine des großen Künstlers und bestattete sie neuerdings in der hübschen gotischen Schloßkapelle, wo die Büste Lionardos den Platz anzeigt. Das Schloß von Amboise ist derartig von alten, zum Teil sehr malerischen und interessanten Wohnhäusern umdrängt, daß man nur von weiter Ferne, am besten von einer Insel in der Loire, eine Uebersicht bekommen kann. Da es zum Teil sehr alt ist, weist es verschiedene Baustile auf, in der Hauptsache aber überwiegt hier wie in Blois die reiche Renaissance Franz I. Indessen ist das Schloß von Amboise nicht so gut erhalten wie die bisher von uns besuchten Schlösser, und wir finden hier weniger Perlen der plateresken Kunst.

Landeinwärts führt von Amboise die Land-

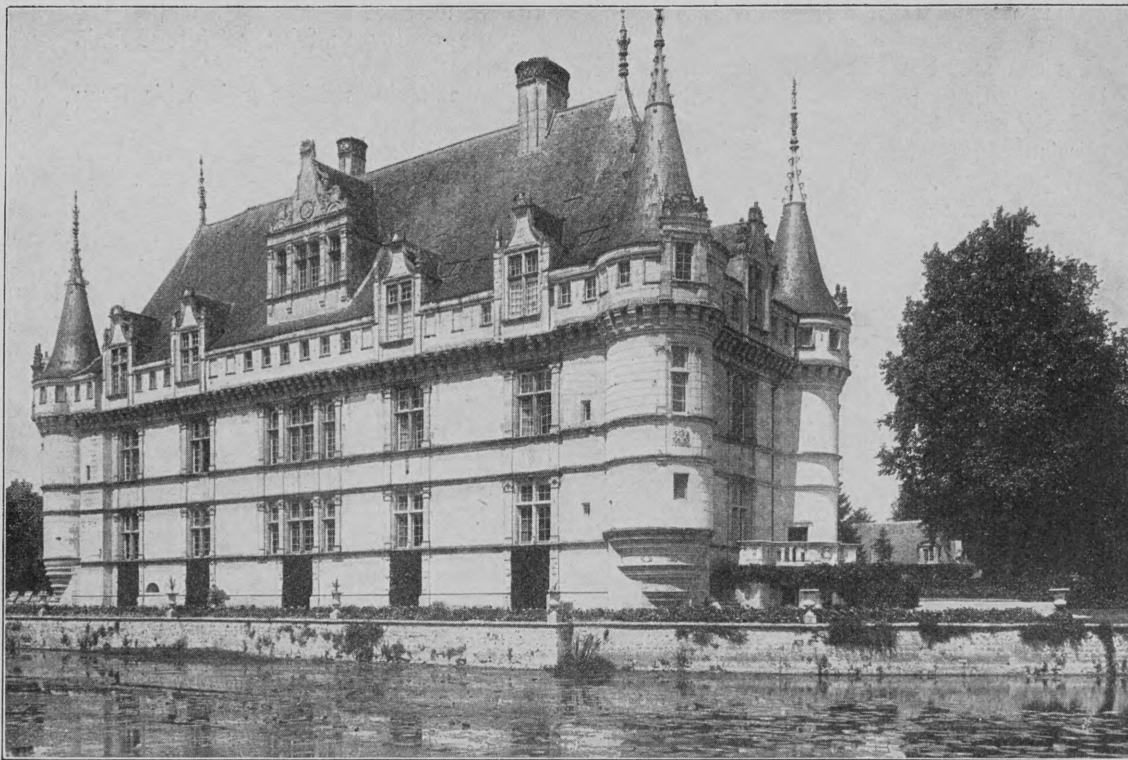


Gartenfassade des Schlosses von Langeais

straße nach dem am Cher gelegenen Dorfe Chenonceaux, dessen prächtiges Schloß mitten in dem Flüßchen Cher gleichsam auf einer Brücke erbaut ist. Im Jahre 1515 hatte ein reicher Steuerpächter das Schloß an Stelle einer Mühle zu bauen begonnen, aber erst dreißig Jahre später, als Heinrich II. den angefangenen Bau der berühmten Diana von Poitiers zum Geschenk gemacht hatte, wurde nach den Plänen Philibert Delormes zu dem jetzt noch stehenden, später von Katharina von Medici vollendeten Bau geschritten. Im achtzehnten Jahrhundert gehörte das Schloß dem Steuerpächter Dupin, der hier die berühmtesten und geistreichsten Franzosen um sich versammelte. So weilten als Besucher längere oder kürzere Zeit in Chenonceaux: Fontenelle, Montesquieu, Buffon, Voltaire und so weiter. Auch Rousseau hat sich hier aufgehalten, denn Dupin hatte den Verfasser des „Emil" mit der Erziehung seines einzigen Sohnes beauftragt. Die Revolution ließ Chenonceaux unangetastet, und Frau Dupin starb hier ungestört und hochbetagt im Jahre 1799. Im neunzehnten Jahrhundert hat das Schloß mehrere Male den Besitzer gewechselt und gehört jetzt einem reichen Amerikaner namens Terry, der für die Wiederherstellung schon mehrere Millionen ausgegeben hat und an gewissen Tagen den Besuch gestattet. In dem jetzt verschwundenen Theater des Schlosses sind die Stücke Rousseaus zum ersten Male aufgeführt worden. Außer der malerischen Lage und der reizenden und geschmackvollen Architektur bietet das Schloß nicht viel, und im Innern werden keine nennenswerten Kunstschätze aufbewahrt.



Schloß Chenonceaux

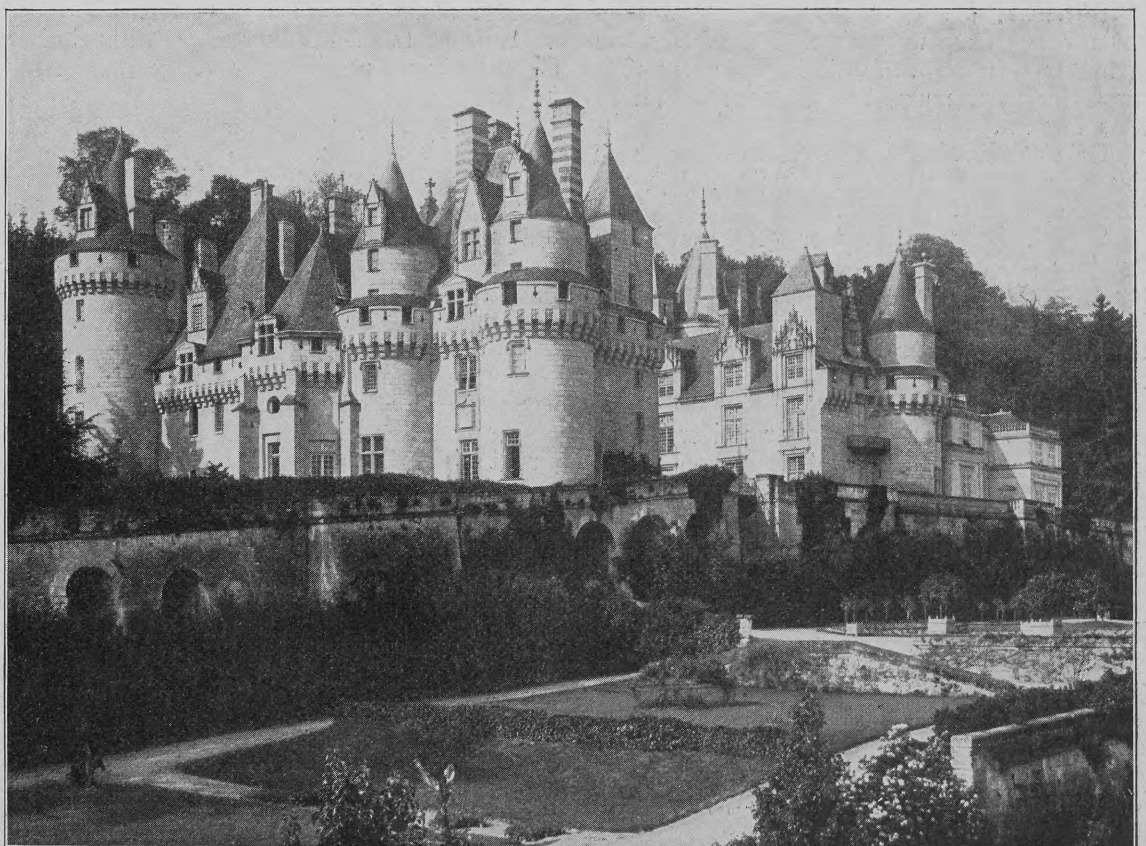


Schloß Azay=le=Rideau, der künftige Sommeraufenthalt des Präsidenten der Republik

Dicht bei der Stadt Tours, die wir jetzt, immer stromabwärts wandernd, erreichen, liegt zwischen der Loire und dem etwas weiter unterhalb einmündenden Cher das Schloß Plessis=lès=Tours, das im fünfzehnten Jahrhundert von Ludwig XI. erbaut worden ist. Unter der Revolution wurden Schloß und Park, der letztere einer der schönsten dieser zwischen Garten und Wald stehenden Anlagen in ganz Frankreich, als Nationaleigentum verkauft und sind seither im Privatbesitz geblieben. Im Innern zeigt man das Zimmer, worin Ludwig XI., der Erbauer des Schlosses, gestorben ist.

Am Indre liegt unfern der Loire und 26 Kilometer von Tours das Städtchen Azay=le=Rideau, das sich eines der herrlichsten Renaissanceschlösser rühmen kann. Das von Gilles Berthelot, einem hohen Justizbeamten unter Franz I., errichtete Schloß liegt wie Chenonceaux mitten im Wasser, aber nicht auf einer Brücke, sondern auf einer Insel. Auch hier ist das Treppenhaus die Pièce de résistance, und es fällt dem Besucher schwer, welcher dieser mit ebenso reichem wie geschmackvollem Zierat ausgestatteten Treppen er den Vorzug geben soll. Blois, Chambord, Chenonceau und Azay=le=Rideau wetteifern miteinander an Pracht, Schönheit, Reichtum und Geschmack der Treppenhäuser, und an allen vier Orten sind die Treppen wahre Schmuckkästen der plateresken Renaissancekunst. Das Schloß von Azay=le=Rideau ist vor einem halben Jahre in den Besitz der Republik übergegangen und wie verlautet, beabsichtigt Herr Fallières, hier in Zukunft seinen Sommeraufenthalt zu nehmen, während seine Vorgänger Faure und Loubet die heißesten Wochen des Jahres in dem Schlößchen von Rambouillet zu verbringen pflegten.

Auf unsrer Wanderung stromabwärts begrüßen wir noch rechts Langeais, links Ussé, ehe wir von den Schlössern der Loire Abschied nehmen und in Saumur den Wein probieren. Wie in Plessis=lès=Tours ist auch in Langeais das Schloß von Ludwig XI. erbaut, und hier wie dort haben wir es mehr mit einer festen Burg als mit einem lustigen Palaste zu tun. Das Schloß gehört jetzt dem aus Mülhausen stammenden Politiker und Finanzmann Jacques Siegfried, der es ziemlich gut wiederhergestellt hat und an bestimmten Tagen den Besuch gestattet. Das am Fuße eines Hügels erbaute Schloß von Ussé gehört dem Grafen von Blacas, ist großenteils im sechzehnten Jahrhundert gebaut worden, enthält aber auch ältere Teile, so einige mächtige Türme, die dem Schlosse etwas Burgähnliches geben. Im Innern wird außer andern Kunstschätzen ein Gemälde gezeigt, das den heiligen Johannes darstellt und Michelangelo zugeschrieben wird. Eine von Vauban, dem bekannten Festungsbaumeister, errichtete Terrasse gewährt eine herrliche Aussicht über den Indre, und hinter dem Schloß dehnt sich ein prächtiger Park, der bald in Hochwald mit uralten Bäumen übergeht.



Blick auf Schloß Ussé und die von Vauban erbaute große Terasse

Die Schwiegermutter

Novelle

von

Ida Boy-Ed

(Schluß)

Nach vollkommen schlafloser Nacht war Otto schon am andern Morgen ungewöhnlich früh auf.

Sowie es klingelte, eilte er selbst an die Korridortür.

Zweimal kam er mit enttäuschtem Gesicht wieder herein. Es war klar, seine Schwiegermutter mußte es erraten, daß er den Postboten selbst abzufangen wünschte.

Er erwartete also einen wichtigen Brief, dessen Anblick er jedermann zu entziehen suchte?

Im Herzen der Frau regte sich quälende Neugier.

Aber sie blieb beherrscht, und als es abermals klingelte, während sie mit Otto beim Frühstück saß, unterdrückte sie jede Bemerkung, als er hinausstürzte.

Er kam gleich zurück. Er sah wieder enttäuscht, mutlos aus.

„Nur die Zeitung," sagte er.

Schweigsam, in schweres Grübeln verloren, saß er und aß und trank mit jener Hast, die dem innerlich stark beschäftigten Menschen eigen ist.

„Wüßte ich, was er hat! Wüßte ich, was er denkt!"

Er aber dachte immer nur: ‚Was will sie mir schreiben?!' Daß es mit seiner Schwiegermutter zusammenhinge, schien gewiß. Fürchtete Elisabeth deren Eifersucht für die Tote? War sie vielleicht selbst eifersüchtig auf Mimi und fühlte nicht die Kraft, das zu besiegen?

Ach, dann war ihre Liebe keine große, keine echte . . . Dann war viel Egoismus in ihr. Denn wahre Liebe hätte der armen Toten das pietätvolle Andenken, die rührende Muttertreue gegönnt und sich immer als lebende Siegerin fühlen und zufrieden geben dürfen.

Was wollte sie ihm schreiben?

Aber endlich mußte er doch in sein Bureau gehen, ohne es erfahren zu haben. Es war auch gar nicht anders möglich. Selbst wenn Elisabeth noch gleich in der Nacht geschrieben hätte, sie konnte doch nicht den Brief zum Kasten tragen, mitten in der Nacht . . .

Draußen lockte wieder ein köstlicher Tag mit Himmelsblau, windlos reiner Luft und lachendem Grün. Aber die Frau ließ doch den Kleinen allein mit seinem Kindermädchen ins Freie.

Ihr war, als könne und dürfe sie sich nicht aus der Wohnung wegrühren. Um elf Uhr kam ja wieder eine Post . . . Und da Otto nun nicht zur Stelle war, mußte doch sie annehmen, was etwa kam . . .

Sein geheimnisvoll erregtes Warten hatte eine suggestive Kraft gehabt und sich auf sie mit aller Nervosität übertragen.

Als sie hörte — sie war gerade auf dem Korridor —, daß der Briefträger Postsachen in den Kasten steckte, der sich in der Türfüllung befand, begann sie zu zittern. Nun klingelte der Mann, wie er immer tat, zum Zeichen, daß er dagewesen . . .

Sie schloß den Kasten auf.

Einsam lag darin ein einziger weißer, länglich viereckiger Brief.

Ein Frauenbrief. Form und Handschrift verrieten es gleich . . .

Sie trug ihn in Ottos Zimmer, um ihn dort auf den Tisch zu legen.

„Poststempel Berlin," murmelte sie dabei vor sich hin.

War das wirklich der Brief, auf den er so gewartet? Wer konnte das wissen.

Sie drehte ihn herum.

Ihre Augen wurden starr.

Nach modischer Art war der Name mit kleinen schwarzen Buchstaben auf das Verschlußviertelteil des Briefumschlags gedruckt.

Elisabeth Franzius.

Die Frau sank in Ottos Schreibtischstuhl.

Also doch! Also doch!

Und dies war der Brief, auf den er so gewartet.

Und dann war auch klar, auf welche Frage er eine Antwort erwartete. Und weiter war klar, daß es eine bejahende sein mußte, die alle Welt erfahren konnte.

Zu einer heimlichen Korrespondenz benutzt keine Frau so unbefangen Briefumschläge mit darauf gedrucktem Namen.

Die Gedanken, die in ihrem Hirn durcheinander kreisten, machten aus ihr fast eine Unzurechnungsfähige.

Das also war ihr Dank!

Sie fühlte sich belogen und betrogen. Belogen von ihm — betrogen vom Schicksal. Sie verwechselte ihren eignen festen Glauben, daß er nicht wieder heiraten werde, mit einer Tatsache — ihr war nämlich, als sei es ausgemacht und versprochen gewesen.

Und alles, was sie an treuer Fürsorge und liebevoller Pflege aufgewandt für die beiden, kam ihr vor wie eine Bezahlung an das Schicksal: es war verpflichtet, ihr dafür die beiden als alleinigen Herzensbesitz zu lassen.

Sie konnte nicht weinen. Alles in ihr war hart und böse.

O, wenn man durch das Papier sehen könnte! Um zu wissen, was Elisabeth schrieb, hätte sie Jahre ihres Lebens hingegeben.

Sie wünschte den Brief erbrechen, unterschlagen zu können.

Niemand hatte gesehen, wie sie ihn aus dem Kasten nahm.

Briefe gehen doch manchmal verloren. Wer konnte beweisen und beschwören, daß dieser hier richtig seine Adresse erreicht hatte?

Der Wunsch stärkte sich fast zum Entschluß. Ja, sie wollte den Brief lesen und ihn unterschlagen.

Und der niedrige Entschluß erschütterte sie so, daß sie am ganzen Leibe zu zittern begann.

Ein Gefühl körperlichen Elends ergriff sie.

Darüber brach sie in Tränen aus. Mit einem Male begriff sie nicht, wie sie solche häßlichen Gedanken haben könne.

Einen Brief unterschlagen. Pfui!

Zerbrochen vor Scham und Unglück verließ sie das Zimmer, wo still und sicher der unberührte Brief auf dem Schreibtisch liegen blieb.

Ihren häuslichen Geschäften nachzugehen, fühlte sie sich außerstande.

Sie sagte den Dienstboten, daß sie Kopfschmerzen habe, und legte sich auf die Chaiselongue im Wohnzimmer.

Nur Ruhe haben, um zu denken.

Aber sie konnte doch nur immer einen einzigen Gedanken von vernichtender Kürze und Kraft fassen:

‚Es ist aus . . .'

Die Zeit verrann.

Es mochte gegen Mittag sein. Der Kleine war längst nach Hause gekommen, aber von den Leuten mit vielen „scht — scht — Omama hat Kopfweh" gleich in sein Zimmer gebracht worden.

Nun kam Otto.

Sie hörte seinen Schritt im Korridor. Sie schloß die Augen.

Ihr war, als müsse er in ihren Blicken das ganze Entsetzen, all ihre Angst lesen.

Aber er kam nicht in das Wohnzimmer. Er ging in seine Stube.

Nun sah er den Brief. Nun las er ihn . . .

Noch ein paar Minuten — dann kam er selig, strahlend und sagte:

„Mama, ich bin verlobt. Hab' Dank für alles und sei so gut und mach Platz . . ."

Sie horchte — sie wartete. Die Spannung war so groß, daß eine Ohnmachtsanwandlung ihre gequälten Nerven für einige Minuten erschlaffte.

Sie hörte allerlei Geräusche, wußte aber nicht, ob sie in ihrem eignen Kopf waren oder sich wirklich in der Wohnung begaben.

„Mimi," murmelte sie vor sich hin, „Mimi — das tut er dir an . . ."

Plötzlich fiel ihr ein, daß sie die Pflicht als Mutter habe, das Andenken ihrer Tochter zu verteidigen, deren Kind vor einer Stiefmutter zu schützen.

Das gab ihr Kraft zurück. Sie versuchte sich zu erheben.

In diesem Augenblick hörte sie ganz deutlich die Korridortür zuschlagen.

Jeder Mensch hat seine Art zu kommen und zu gehen. Ottos Schritt und Gewohnheit, die Türen zu öffnen und zuzuwerfen, kannte sie genau.

Er war wieder fortgegangen?

Im Nu war sie am Fenster und legte mit schrägem Kopf die Stirn fest gegen die Scheibe.

Ja, jetzt trat Otto unten aus der Haustür.

Nun ging er quer über die Straße . . .

Sie dachte nicht daran, sich zu verstecken, sondern starrte hinab.

Aber er wandte sich nicht um. Sein Gesicht konnte sie nicht sehen. Doch sah sie — nein, erriet es mehr, vermöge des außerordentlichen Erregungszustandes, in dem sie sich befand, daß die Haltung des Mannes eine mutlose, ganz geknickte war.

Ein Glücklicher geht triumphierend. Was war geschehen?

Hatte Elisabeth Franzius es abgelehnt, seine Frau zu werden?

Hatte es ihr an Mut gefehlt, Mimis Platz einzunehmen?

Und mit einem Male meinte die Frau, daß man von dem klugen, taktvollen, gütigen Mädchen auch gar nichts andres habe erwarten können als die Erkenntnis, daß eine Mimi nicht zu ersetzen sei.

Mit raschen Schritten ging sie in Ottos Zimmer.

Sie wollte sehen, ob Otto eben etwas geschrieben habe. Vielleicht gleich eine Antwort auf Elisabeths Brief. Otto hatte die Gewohnheit, wenn er schrieb, die Feder im Tintenfaß zu lassen. Daran konnte man erkennen . . .

Aber es war alles in der Ordnung, die sie den Dingen beim Staubwischen gegeben: Der Federhalter lag in seiner Schale, der Deckel des Tintenfasses war geschlossen, die Schreibmappe unberührt. Hier hatte niemand geschrieben.

Was war das — am Boden, halb versteckt zwischen den langen Haarzotteln des schwarzen Felles vor dem Schreibtisch?

Es war der Brief! Gewiß hatte Otto ihn in seine Tasche stecken wollen, und in der zitternden Erregung, in der er sich befunden haben mochte, vorbeigesteckt.

Leichenblaß saß die Frau da und sah ihn an. Sie hielt ihn in der Hand auf ihrem Schoß.

‚Ich *soll* ihn lesen,' dachte sie, ‚es ist wie eine Bestimmung.'

Eine Heldenkraft hätte dazu gehört, den jetzt erbrochenen Brief, der schon in der Hand desjenigen gewesen, für den er bestimmt war, *nicht* zu lesen.

Die Frau besaß diese Heldenkraft nicht. Ihr Wesen war aus den Fugen. Vornehmheit — Ehrgefühl — das alles waren leere Worte — sie kamen ihr nicht einmal in den Sinn.

Sie war nur ein armes Geschöpf, das wissen wollte, ob ihm Tod oder Leben beschieden sei.

Und sie las.

Elisabeth Franzius hatte an den Mann, den sie liebte, geschrieben:

„Als Du mich gestern abend fragtest, ob ich Dich liebe, konnte ich nicht lügen. Ja, ich liebe Dich, und es wäre ein unendliches Glück gewesen, für Dich leben zu dürfen und Deinem Kinde eine treue Mutter zu sein. Von diesem Glück habe ich geträumt, seit ich Dich kenne. Mir war, als habe sich mein Herz nur deshalb so lange verschlossen gehalten, weil es mir vorbestimmt gewesen, auf Dich zu warten.

Daß Du schon einmal geliebt hast, daß Du schon glücklich verheiratet warst, bedeutete keinen Schmerz für mich und erweckte nicht meine Eifersucht. Es wäre mir heilige Pflicht gewesen, mit Dir zusammen Mimis Grab zu ehren und in Bubis Herzen das Bild seiner holden, verklärten Mama immer lebendig zu erhalten.

Ich hatte das Gefühl, ich würde die Tote nicht berauben, sondern ihr Werk fortsetzen.



Wahlrede in einem ungarischen Dorfe. Nach einem Gemälde von S. Vihari

Nicht die Tote steht zwischen uns ...

Alles, was Du mir von der rührenden und begreiflichen Eifersucht Deiner Schwiegermutter gesagt, die das Andenken an ihre einzige Tochter bewacht, ist gewiß richtig. Ich würde es als meine schöne Aufgabe betrachtet haben, mir allmählich die mütterliche Neigung von Bubis Großmama zu erringen — und vielleicht hätte ich der verarmten Frau ein bißchen wohltun können ...

Aber Du siehst und erkennst eben nur, daß da eine Mutter erloschene Rechte einer Tochter verteidigen und lebendig erhalten möchte.

Ich glaube erkannt zu haben, daß es sich gar nicht mehr um diese Tote handelt. Daß vielmehr eine Frau, die mit heißer Hingabe die Fürsorge für Dich und Bubi zu ihrem Lebensinhalt gemacht hat, sich nicht abermals vom Schicksal berauben lassen will.

Nicht mehr um Mimis willen beansprucht sie Dich und das Kind.

Sie will Euch für sich selbst haben! Euch zu verlieren wäre ihr Tod!

Der mütterliche, großmütterliche Anteil an Euerm Dasein, der ihr ja immer bliebe und den ich ihr gewiß von Herzen gönnte, wäre ihr nicht genug.

Sie will Euch allein haben!

Die Tote hätte nicht zwischen uns gestanden — Hand in Hand mit Dir wäre ich zu ihrem Grabe gegangen, gleichsam ihren Segen erbittend.

Ueber eine Lebende hinwegschreiten, wenn ich weiß, daß mein Weg zum Glück über das ihre hinwegführt und es zertritt — das kann ich nicht.

Mit solchem Bewußtsein im Herzen könnte ich nicht glücklich sein und nicht glücklich machen.

Die arme Frau hat so viel, so viel gelitten im Leben. Du bist ihr zu unendlicher Dankbarkeit verpflichtet.

An diese beiden Umstände will ich denken. Denn das nimmt mir die Bitterkeit und soll sie auch Dir nehmen.

Leb wohl, Geliebter. Ich danke Dir für Deine Liebe. Sie macht mein Leben reich, auch da es einsam bleibt. Elisabeth."

Als die Frau das gelesen hatte, weinte sie lange und still vor sich hin. Die Arme auf der Schreibtischplatte verschränkt und das Gesicht auf die Arme niedergebeugt, saß sie.

Ihr war immer, als riefe ihr jemand mit Donnerstimme ins Ohr:

„Du willst sie für dich selbst haben!" Und sie konnte vor Scham und Angst gar nicht das Haupt erheben.

Dieses Mädchen hatte in ihrer Seele gelesen und erkannt, was deren eigentlicher Inhalt war.

Selbstsucht! Ganz nackter Egoismus, der tat, als bewache er Mimis Güter, während er sie für sich allein nur nehmen und behalten wollte.

Und sie, die vor sich immer getan, als solle und müsse Mimis Andenken ganz lebendig bleiben, hatte Mimi ja noch mehr bestehlen wollen, als dies Mädchen es jemals konnte.

Sie hatte Mimi als Schild, als Vorwand, als Popanz benutzt ...

„Mimi," jammerte sie in sich hinein, „Mimi, verzeih mir."

Jedes Wort des Briefes brannte in ihrem Gedächtnis. Sie brauchte ihn gar nicht zum zweitenmal zu lesen. Alles, was darin stand, drang wie mit der Gewalt versengender Flammen auf sie ein.

Welche Ehrfurcht vor der Toten atmeten alle Worte Elisabeths!

‚Mehr als ich selbst gehabt habe,' dachte sie vernichtet, ‚ich — die Mutter ...'

Wie viel reiner Wille, der Frau, deren Selbstsucht ihr das Glück stahl, noch gerecht zu werden!

‚Das verdiene ich gar nicht.'

Und in der Gewalt der jäh geborenen Erkenntnis ging sie zu weit und hielt zu strenges Gericht mit sich und gab sich ganz verloren.

O, Otto war aus dem Hause geflohen. Dieser Brief hatte auch ihm die Augen geöffnet, und er konnte nun den Anblick seiner Schwiegermutter nicht mehr ertragen.

Ein tiefes Rot überzog langsam ihr Gesicht. Das stieg aus geheimsten Untergründen der Seele herauf, in die hineinzublicken die Frau sich nicht getraute ...

Zitternd stand sie auf. Sie taumelte. Jetzt nur keine Körperschwäche! Sie besann sich — zwang sich, ruhig und gleichmäßig zu atmen.

Sie wußte: Für sie gab es nur einen einzigen Weg.

Ihn zu gehen forderte ihre höchste Kraft.

Nun hatte sie ihr Zittern, den Schwindelanfall bezwungen.

Mit sicheren Schritten ging sie hinaus. Den Brief nahm sie mit sich — wie um ihn zu schützen.

Sie zog sich an und ging auf die Straße.

Erst nach einer ganzen Wegesstrecke, als es ihr mühsam ward zu gehen, fiel ihr ein, daß es ja Wagen gäbe.

Wenige Minuten später hielt sie vor dem Hause, in dem Franzius' wohnten.

Sie stieg treppan. Es wurde ihr so schwer — so schwer.

Bei dem Aufschrillen der Glocke, das sie draußen deutlich vernahm, schreckte sie zusammen.

Die Herrschaften seien bei Tisch, sagte das Mädchen.

„Einerlei. Ich muß Fräulein Franzius doch sprechen. Führen Sie mich in Fräuleins Zimmer. Und sagen Sie dann Bescheid."

In Fräuleins Zimmer? In das enge Schlafstübchen? Diese fremde, vornehme Dame?

„Ich will erst mal fragen ..."

Aber drinnen hatte man ihre Stimme gehört.

Elisabeth kam heraus — aufgeregt, blaß ...

„Gnädige Frau ..."

„Gehen wir in Ihr Zimmer," stieß die Frau atemlos heraus.

Und Elisabeth ging voran und öffnete hinten im Korridor die Tür zu dem hofwärts belegenen Zimmer.

Es war nicht viel Platz darin. Das Bett, der Waschtisch, eine Kommode füllten es fast aus.

In dem länglichen freien Raum in der Mitte standen nun die beiden Frauen einander gegenüber.

„Ich komme," begann die Aeltere stockend, „ich komme ... ich möchte ... ich ..."

Die großen, wartenden, bangen Augen brachten sie um ihre Fassung ... Die sahen sie an, als fürchteten sie Kampf, Vorwürfe, Klagen ...

Sie wich mit unsicherem Blick aus ... sie schaute umher im engen Stübchen ... nur aus Verlegenheit ... nur um einige Herzschläge lang Zeit zur Sammlung zu gewinnen.

Und da mit einem Male blieb ihr schweifender Blick fest an etwas hängen ...

Das Bild ihrer Mimi stand auf der Kommode ... Es war jene kleine, schon ein wenig verblassende Photographie, die Mimi als Braut zeigte und die sie, die Mutter, damals selbst an Franzius geschenkt.

„Meine Mimi!" rief die Frau aufweinend.

Und dann, mitten in ihren Tränen, fiel sie Elisabeth um den Hals.

„Mein Gott," murmelte Elisabeth, „was ist das ... ich weiß nicht ..."

„Sei glücklich mit Otto," schluchzte die Frau. „Ich weiß, du wirst ihn glücklich machen ... und Bubi auch ... Ich bitte dich ... sieh, ich komme für ihn zu werben ..."

In Elisabeth flammte etwas auf — stolze Abwehr sprühte aus ihren Blicken.

„Haben Sie eine Aussprache mit Otto gehabt? Hat er Sie überredet — von Ihnen erbettelt ..."

„Nein," murmelte sie, „ich komme von selbst — das ist wahr. Otto hat mich um nichts gebeten;" sie stockte. Sie fühlte, daß sie etwas Wahrscheinliches erfinden müsse. „Aber er verriet sich — ohne es wohl zu wissen — so daß ich begriff ... Ihr denkt an mich ... Nein, nein ... denkt nur an euch ..."

Sie erkannte, während sie dies alles vorbrachte, daß Elisabeth niemals erfahren dürfe, daß sie den Brief gelesen. Otto wollte sie, nach einem Gelöbnis seines Schweigens, eine Beichte ablegen.

Und Elisabeth glaubte ihr. Der sonst so klugen schien das Wunder denkbar, nein, selbstverständlich, daß die Frau Ottos und ihre Liebe erraten habe.

Ueberwältigt von dem plötzlichen Glück und tief beschämt, daß sie Worte, in leidenschaftlicher Aufwallung gesprochen, für zuverlässige Zeugnisse eines starren Egoismus genommen, weinte Elisabeth in den Armen der Mutter. Und versprach ihr eine liebende treue Tochter zu werden. Und bat sie, mit ihr an Mimis Grab zu gehen. Und sie zu lehren, wie Bubi erzogen und gehalten werden müsse ...

In die aufgewühlte Seele der alten Frau fiel dies alles doch wie Linderung.

Aus einem wunderbaren Gefühl heraus vermied die eine, Otto in den Vordergrund ihrer Glücksäußerungen zu stellen. Aus einem unerklärlichen Gefühl heraus tat dies der andern wohl.

So war in der Stunde, wo Ottos Schwiegermutter ihm die Braut warb, am wenigsten von ihm, am meisten aber von der Verklärten die Rede.

Und dann bestand die Mutter darauf, Elisabeth mit sich zu nehmen.

Franzius und seine Frau, die unterdes verstört und aufgeregt gewartet hatten, fanden sich dann bewegten Herzens in dies wunderliche Gebaren. Sie begriffen: Da hatte es leidenschaftliche Konflikte gegeben, und sie ahnten auch, in welcher Richtung. Sie umarmten dankbar die alte Frau.

Im Wagen kam es dann wie eine Art von Ermattung über beide Frauen. Sie schwiegen zusammen, Hand in Hand sitzend, während ihre Seelen sich immer weiter voneinander entfernten.

Die der Jüngeren zitterte dem Geliebten entgegen.

In die der Aelteren kam eine entsagende, stille Traurigkeit.

Das erste Altersgefühl.

Es stand vor ihr, als habe es Körper. Es hatte Tränen in den Augen, ein wehmütiges Lächeln um den Mund und die müden, scharfen Züge der Einsamkeit ...

Der Mann saß unterdes in seinem Zimmer — ein zerschlagener, noch ratloser Mensch, dem es nicht gelungen war, sich in einem rastlosen Umherlaufen in Gottes freier Natur Sammlung zu erringen.

Und obenein quälte ihn fortwährende Sorge um den Brief — um diesen teuern, unseligen Brief ...

Er hatte ihn doch in seine Brusttasche gesteckt ... Und wenn er ihn vorbei gesteckt, so konnte er nur hier zu Boden gefallen sein. Hier war er aber nicht ...

Und wie seltsam, daß seine Schwiegermutter fort war — jetzt — sie, die Pünktliche — —

Da hörte er draußen ihre Stimme.

Alle Farbe wich aus seinem Gesicht.

Das, was in ihm aufwallte, war dem Haß gefährlich nahe verwandt ...

„Sie hat so viel gelitten. Und du bist ihr zu so unendlichem Dank verpflichtet" — so schrieb Elisabeth.

Selbstbeherrschung! Würde! Achtung ihr und nochmals ihr, weil sie Mimis Mutter ist ...

Und er stand auf ... ernst, gefaßt ...

Da öffnete sich die Tür. Ihrer zwei kamen herein ...

„Elisabeth!" schrie er auf.

„Ich bringe dir deine Braut," sagte die Schwiegermutter mit bebender Stimme, „ich habe sie dir geworben — ich ..."

Und während die beiden jungen Menschen sich einander in die Arme warfen, setzte die alte Frau sich auf den nächsten Stuhl.

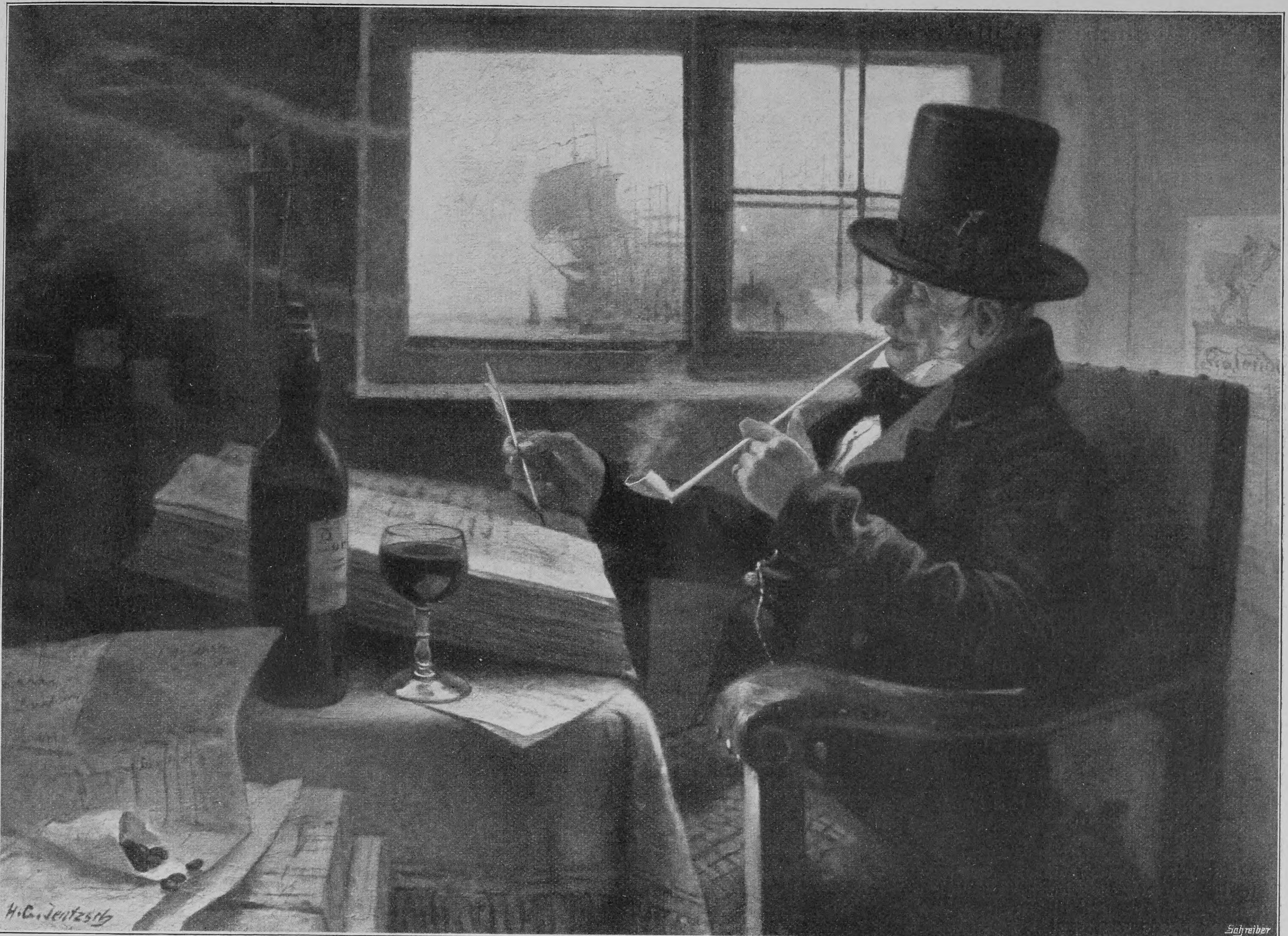
Sie war im Augenblick zu matt, zu zerbrochen, um daran zu denken, daß sie die beiden allein lassen müsse.

Als Otto sich ein wenig zu fassen begann, wandte er sich ihr zu.

Elisabeth noch mit der Rechten umfassend, streckte er die Linke nach ihr aus.

„Mama," sagte er, „gute, liebe Mama ..."

Sie sahen sich an. Und wie ihre Blicke so ineinander wurzelten, las er in den ihren eine Art von Unruhe. Es war, als wollten sie ihm etwas Geheimes mitteilen. Und dann sah er, daß ihr Blick bedeutungsvoll zum Schreibtisch hinüberging.



Der Kaufherr. Nach einem Gemälde von H. G. Jentzsch

Er begriff. Das Unerklärliche erklärte sich ihm. Sie hatte den Brief gefunden und gelesen.

Eine Ahnung all der Kämpfe, die sie durchstritten, ein Verstehen ihrer heimlichen Leiden und ihrer Selbstüberwindung ergriff ihn.

Er ließ Elisabeth und zog seine Schwiegermutter an sein Herz.

„Mama," sagte er erschüttert, „daß du unsre geliebte, geehrte Mutter bist und bleibst, weißt du. Wir alle drei, Elisabeth, Bubi und ich, wir wollen dich verziehen und pflegen . . ."

Seine Stimme brach ihm.

Ein feierliches Schweigen legte sich über die drei Menschen.

Die alte Frau wußte ja, dieser große Augenblick machte alles leicht. Opfer sind wie ein Rausch. Das Schwere kommt nachher im mühsamen Alltag, wenn fort und fort aus den kleinen Geschehnissen und Erlebnissen die Eifersucht und der Neid Nahrung saugen können . . . Aber sie wollte tapfer sein, sich fest in der Hand behalten und lernen, mit Brosamen vorlieb zu nehmen.

Und die beiden jungen Menschen wußten es auch, daß für ihr Glück ein schmerzlicher Preis gezahlt wurde. Sie empfanden die bittere Härte, die darin liegt, daß das Glück, was vom Schicksal dem einen gegönnt wird, meist einem andern erst weggenommen werden muß. Es scheint, als sei nur ein gewisser Vorrat da, der nach geheimen Zwecken zur Verteilung kommt.

Und wer ein bißchen Glück hat, der verteidigt es eben, solange er kann . . . Das Verzichten ist so schwer. Elisabeth hatte das in den Kämpfen, die hinter ihr lagen, gespürt.

Um so erhabener schien ihr, was die alte Frau getan.

Sie neigte sich tief vor ihr und küßte ihr die Hand.

Die Frau aber fühlte genau, daß ihr diese Ehrfurcht nicht zukam . . .

Sie sah mit einem tiefen Blick, in dem Abschiedsschmerz und heilige Versprechungen brannten, den Mann an.

Er verstand . . .

‚Ich will euer Glück und euern Frieden nicht stören,' sagte ihre Seele der seinen.

Und die herzliche Hoffnung ergriff ihn, daß bald eine Zeit komme, wo die Frau, weit über diesen Vorsatz hinaus, auch teilnehmen werde an dem Glück und dem Frieden.

Bosnische Schwänke

Von

Roda Roda

Ein Mann in Mostar hatte eine Oka (drei Pfund) Salz gestohlen, und der Kadi ließ ihm die Wahl unter drei Strafen: er sollte entweder das Salz aufessen oder fünfzig Hiebe auf die Fußsohlen aushalten oder zehn Dukaten Buße zahlen.

„Die Wahl ist nicht schwer," sagte der Dieb, „ich esse das Salz."

Er hatte aber erst einige Löffel hinabgewürgt, da traten ihm die Augen aus den Höhlen, das Antlitz wurde ihm blau und grün, und er stöhnte: „Erbarmen, Herr! Ich will lieber die Bastonade empfangen."

Der Kadi lächelte vergnüglich. Ein Wink — und die Wächter walteten ihres Amtes.

Aber soviel sich der Sünder auch bemühte, den Schmerz zu verbeißen — nach dem zwölften Hiebe erhob er ein furchtbares Jammergeschrei: „Gnade! Gnade! Ich zahle die Buße!"

*

Vor vielen Jahren lebte zu Sarajewo eine alte Witwe, deren Sohn Selim überaus böse war. — Eines Tages, als die Quälereien des Sohnes allzuarg wurden, machte sich die Witwe auf, um den Delibascha (Stadthauptmann) um Abhilfe zu bitten. — Er sagte sie auch zu, ergrimmt über die Missetaten des unnatürlichen Kindes, und befahl den Wächtern, Selim allsogleich herbeizuführen.

Eine halbe Stunde später schleppten die Wächter irgendeinen jungen Menschen herbei, der zufällig Selim hieß und vor Furcht fast ohne Bewußtsein war.

„Elender," schrie der Delibascha — „du bist also jener Unhold, der seine Mutter mit Füßen zu treten wagt, beschimpft und hungern läßt? Auf der Stelle lädst du diese brave Greisin auf den Rücken und trägst sie nach Hause! Und wenn ich jemals höre, daß du sie auch nur mit einem Blicke beleidigt hast, dann lasse ich dir alle Knochen zerbröckeln, so wahr ich der Delibascha von Sarajewo bin."

So schleppte denn der arme Selim zum Erstaunen und Ergötzen der Stadt seine Last durch die Gassen, heiß vor Scham, — denn für den Moslim gibt es keine größere Schande, als einer Frau dienstbar sein zu müssen.

Da begegnete er zufällig seinem Bruder. — „Selim, um Himmels willen, was ist dir in den Sinn gekommen? Wen trägst du da?"

„Ach — unsre Mutter," seufzte Selim.

„Du bist wohl verrückt! Unsre Mutter ist ja seit sieben Jahren tot."

„So ist es! — Aber geh und sag's dem Delibascha, wenn du glaubst, daß er diesen Einwand gelten lassen wird."

*

Man erzählt von einem Prediger, der einst in der Moschee einer großen Menge von Menschen zurief: „Leute, wer mit seinem Weibe nicht zufrieden ist, stehe auf."

Alsbald erhob sich alles voll Erwartung — nur ein Greis blieb hocken.

Da sprach der Prediger: „Wie ist's, Alter? Hast du ein solch vortreffliches Weib zu eigen?"

„Das nicht" — antwortete der Greis —, „aber ein schlimmes Bein, das mir meine Frau durchaus nach ihrem Kopf kurieren will."

Anastasius Grün

(Zum hundertsten Geburtstage des Dichters)

Von

Professor Dr. Leo Langer

„Schmettre, du Lerche von Oesterreich,
Hell von der Donau zum Rhein!
Juble! Du kommest aus Morgenrot,
Ziehest in Morgenrot ein.

Jauchze, du Herze von Oesterreich,
Jauchze mit jubelndem Schrei:
Heil dir, mein deutsches Vaterland,
Einig und mächtig und frei!"

Anton Graf Auersperg, der diesen begeisterten „Frühlingsgruß" im April des stürmischen Jahres 1848 an seine lieben Brüder im Deutschen Reiche richtete, hat sich auch sonst über Oesterreichs Grenzpfähle hinaus Ruhm und Freunde errungen; als Sänger des Lichtes und der Freiheit, die nie veralten, verdient er daher ein Gedenkblatt, sind doch hundert Jahre seit seiner Geburt verflossen, dreißig seit seinem Tode; bald werden seine Werke frei, sie werden noch mehr in das Volk dringen und seine mannhaften, mutigen Volksgesänge werden verständnisvoll nachklingen in unsrer bewegten Zeit, die, was mannigfache Umwälzungen und Umwertungen bestehender Ansichten und Meinungen anbetrifft, den damaligen Sturmjahren nicht unähnlich ist.

Graf Auersperg, dem altehrwürdigen schwäbischen Zweige dieses bekannten Geschlechts entstammend, wurde am 11. April 1806 zu Laibach in Krain geboren, studierte in Wien am Theresianum, in der k. k. Ingenieurschule und Klinkowströms Privatanstalt, wo der slowenische Dichter Preširen sein Geschichtslehrer war, und widmete sich dann in Graz und Wien dem Rechtsstudium. Mit Grillparzer, Lenau, Seidl, Bauernfeld, Feuchtersleben, Zedlitz, J. N. Vogl, Leitner, Deinhardstein und mit Gelehrten, Musikern, Malern und Schauspielern des schöngeistigen Vormärzes vereinigten ihn Bande der Freundschaft, in Neuners „Silbernem Kaffeehause", der Sammelstätte der freiheitlichen Literaten, fehlte auch der Dichtergraf nicht, der sich bedeutungsvoll Anastasius, der Auferstehende, nannte und Grün, die Farbe der Hoffnung, zu der seinen machte. Schon im Jahre 1834 forderte ihn Grillparzer auf, er möge als anerkannter, ruhmvoller Sänger seinen Decknamen ablegen:

„Auersperg, du letzter Ritter
Eines Stamms, der ruhmbelaubt,
Streit' nicht mehr im Helmesgitter,
Zeig dein freies, edles Haupt!

Nicht mehr grün sind deine Früchte,
Reif und hoch, zu hoch dem Zwerg,
Du Erstandner im Gedichte,
Anastas und Auersperg!"

Reisen nach Schwaben, wo er besonders mit Uhland und Paul Pfizer verkehrte, nach Italien, Frankreich und in die Alpen erweiterten seinen geistigen Gesichtskreis, der Aufenthalt auf seinen väterlichen Gütern Thurn am Hart und Gurkfeld machte ihn mit den wirtschaftlichen Bedürfnissen seines Heimatlandes bekannt, dessen Interessen er in der Laibacher Landstube vertrat.

Als das Revolutionsjahr anbrach, finden wir ihn in Frankfurt, zur „Möwe wird sein Lied und kommt mit schrillem Ruf geflogen"; er sucht seine slowenischen Brüder dem Panslawismus zu entreißen und zieht sich auf sein Landgut zurück, als seine idealen Freiheitsträume durch die rauhe Wirklichkeit gestört wurden. Badereisen und ein Besuch Englands, wo er seine Uebertragung des „Robin Hood" (1864) vorbereitete, füllen die nächsten Jahre. Im Jahre 1860 ist Graf Auersperg wieder politisch tätig. Er beschäftigt sich im Reichsrate mit den Freiheitsgelüsten der Ungarn, wirkt im Krainer und im steiermärkischen Landtage und tritt im Herrenhause für alle freiheitlichen Gesetze ein. Nicht lange überlebte er seinen siebzigsten Geburtstag, denn er starb am 12. September 1876 zu Graz, wo er ständigen Aufenthalt genommen hatte. Bestattet wurde er in seinem Mausoleum zu Thurn.

Anastasius Grün begann 1830 seine dichterische Tätigkeit mit bilderreichen lyrischen Gedichten, den „Blättern der Liebe", die ziemlich unbeachtet blieben. Aber noch in demselben Jahre erschien sein Romanzenkranz „Der letzte Ritter", der volle Anerkennung fand. Da entrollt uns der Dichter ein farbenprächtiges Bild von dem Leben Maximilians, er begleitet den edeln Kaiser von der Wiege bis zum Grabe, Schwermut und köstlichen Humor vereinend. Steht ja doch an Maxens Seite sein getreuer Freund und Hofnarr Kunz von Rosen. Maxens Liebesglück und -leid, seine mannigfachen Kriegszüge und Abenteuer, seine kriegerischen und künstlerischen Neigungen, das alles ertönt in klangvollen Nibelungenversen. Der Schalk stimmt in dieser Dichtung alle Tonarten an, er ist neckisch und harmlos, er wird aber auch sarkastisch und weiß wuchtige satirische Hiebe auszuteilen. So läßt Kunz von Rosen humorvoll Max und Marie von Burgund, seine Braut, hochleben:

„So sind zwei Regenbogen nur einer Sonne Bild,
So wird's zu einem Strome, wenn Fluß zu Flusse quillt,
Zwei Blumen in einem Topfe sind nur ein Blumenstrauß,
Zwei Sorten Wein im Kopfe erzeugen nur einen Rausch."

Und als Max in Augsburg einreitet:

„Da klammerten sich die Mägdlein an Bügel ihm und Zaum,
An Mähn' und Schweif des Rosses und an des Mantels Saum.
Der Kaiser läßt's geschehen, er denkt nur still bei sich:
Euch wird mein Purpur schützen, mein graues Haar schützt mich!"



Ant. Auersperg

Die ganze Wucht seiner satirischen Begabung entfaltet aber unser Dichter in seinen „Spaziergängen eines Wiener Poeten", die einen mächtigen Feuerbrand schleuderten in die vormärzlichen Zustände und das Unwesen des Metternichschen Systems. Mit Uhlands Worten: „Auf! gewalt'ges Oesterreich! Vorwärts! tu's den andern gleich! Vorwärts!" und einem Widmungsliede an seinen schwäbischen Freund hebt Grüns Sammlung satirischer Gedichte an, dann begleiten wir ihn auf seinen Spaziergängen durch Wien.

„In der Stadt, darin ich wohne, gibt's viel Klöster und Kasernen,
Ries'ge Aktenarsenale, Dome, ragend zu den Sternen,
Und dazwischen kleine Männlein, rufend im Triumphestone:
Seht, wir sind die Weltregierer, wir mit Kanon und Kanone!"

Und wird ihm die geistige Nacht der Stadt unerträglich, so sucht er auf den umliegenden Bergen Licht und Freiheit und er blickt hinab auf das Häusermeer. Dann schildert er uns eine „Salonszene", er schildert uns Metternichs verbindliche Art gegen Vornehme, doch da klopft ein Klient an die Tür:

„Oesterreichs Volk ist's, ehrlich, offen, wohlerzogen auch und fein,
Sieh, es fleht ganz artig: Dürft' ich wohl so frei sein, frei zu sein?"

Der Dichter kämpft mit scharfen Waffen gegen all die Ränkeschmiede der Reaktion, gegen den „Mautkordon" der Gedanken, das Radertum, das jede Lebensfreude vergälle, er greift die Zensur mit den Waffen der Entrüstung an und entwirft ein sarkastisches Bild von Metternichs idealem Zukunftsstaate, er schildert die Schrecken der Cholerazeit und das Amerikafieber, preist Josefs II. Freisinn und bekundet seine patriotische Gesinnung in der schwungvollen „Hymne an Oesterreich". Und nachdem er die Reaktion mit edelm Freimute geschildert hat, wendet er sich — ein zweiter Posa — unmittelbar „an den Kaiser". Er erinnert ihn an das Blut und die Arbeitskraft, die Oesterreichs Söhne ihrem Vaterlande opferten, und verlangt nun von dem Herrscher Freiheit des Gedankens und des Wortes.

„Frei das Wort, frei der Gedanke! Wackre Schiffer sind es schier!
Will nicht aus dem Meer die Sonne, segeln sie entgegen ihr!
Bald dann flammt die Morgenröte, und es klingt in ihrem Schein
Mehr als eine Memnonsfäule hell durchs Land und voll und rein!"

Im Jahre 1835 nach dem Tode des Kaisers Franz fügt der Dichter einen Epilog, im Jahre 1876 einen Prolog hinzu, die beide von nationalen Gedanken getragen sind und die kulturelle Einheit und Freundschaft Oesterreichs mit Deutschland preisen.

Weltbürger ist Anastasius Grün im „Schutt" (1835). In vier großen Bildern gewährt er uns einen Ausblick in eine glückliche und segensreiche Entwicklung der Menschheit, aus dem Schutte persönlicher Knechtung und rückschrittlicher Geistesströmungen wendet er seinen Blick auf Amerika, das Land der Freiheit, und schildert in den „Fünf Ostern" ein goldenes Zeitalter, das durch den Sieg des Geistes und der Schönheit herbeigeführt wird.

Alle Seiten seines Wesens — Gefühlsinnigkeit, Humor, politische Satire und epische Gestaltungskraft — bewährt der Dichter in seinen „Gedichten", die 1837 erschienen in der Sammlung „In der Veranda", die sein Vermächtnis bildete.

„Blätter der Liebe" nennt er die erste Abteilung seiner Gedichte. Es sind innige Liebeslieder, bald neckisch und voll schalkhaften Humors, bald wieder ernst und düster, „ein Friedhofkranz", wie er selbst sagt. Bekannt ist besonders „Das Blatt im Buche":

„Ich hab' eine alte Muhme,
Die ein altes Büchlein hat,
Es liegt in dem alten Buche
Ein altes, dürres Blatt.

So dürr sind wohl auch die Hände,
Die einst im Lenz ihr's gepflückt.
Was mag doch die Alte haben?
Sie weint, so oft sie's erblickt."

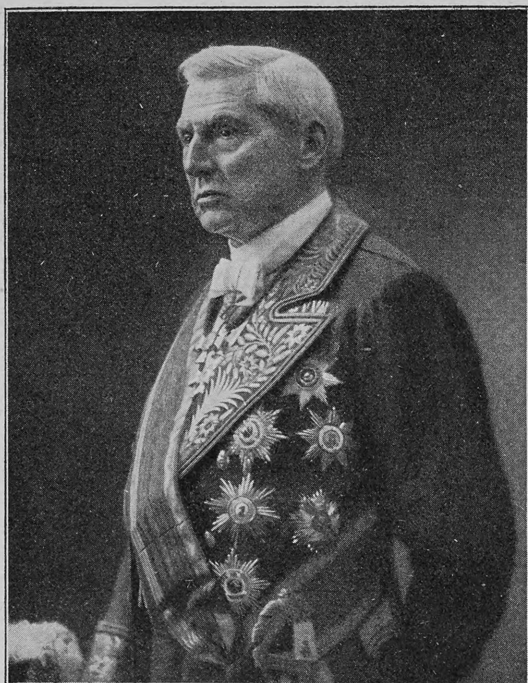
Dann weckt er „Erinnerungen an die Adria", preist die Majestät des Meeres, beschäftigt sich mit Griechenlands und Venedigs Geschicken, findet aber auch auf kurzweiligen Gondelfahrten seine alte, witzige Laune.

Aristophanische Satire enthält der „Romanzero der Vögel", plastische Bildnerkraft verraten seine Romanzen, von denen viele sehr bekannt wurden. Ich möchte nur das erschütternde Lebensbild „Der alte Komödiant" erwähnen oder die tragikomische „Botenart" oder seine Griechenlieder.

Hier und in der „Veranda" nehmen die „Zeitklänge" einen breiten Raum ein. Die Reaktion in Deutschland und Rußland, die Revolution in allen ihren Phasen, der Fortschritt auf allen Gebieten — ich erinnere nur an die „Poesie des Dampfes" —, die nationale Einigung und Stammheit, das und viele andre Zeitereignisse sind die Stoffe, die er behandelt. Politischen Einschlag besitzen auch seine „Nibelungen im Frack" und sein „Pfaff vom Kahlenberg", in denen sich Ernst und ausgelassener Scherz in harmonischer Weise paaren.

Seine Uebersetzerkunst endlich zeigt Anastasius Grün in seinen „Volksliedern aus Krain", und in seinem „Robin Hood", einem Balladenkranze nach altenglischen Volksliedern. Hier zeigt er seine schmiegsame Gestaltungskraft, wie er in allen seinen Werken die Begeisterung für alles Gute, Schöne und Wahre, für Freiheit, Recht und Licht, für edle Menschlichkeit und nationale Einheit bewährte und dies in Scherz und Ernst, in losen Eulenspiegeleien und rücksichtslosen politischen Brandgedichten. Immer ist und bleibt er ein deutscher Dichter vom Scheitel bis zur Sohle:

„Deutsch sein heißt: offne Freundesarme
Für alle Menschheit ausgespannt,
Im Herzen doch die ewigwarme,
Die einz'ge Liebe: Vaterland!
Deutsch sein heißt: sinnen, ringen, schaffen,
Gedanken sän, nach Sternen spähn
Und Blumen ziehn — doch stets in Waffen
Für das bedrohte Eigen stehn."



Dr. C. von Neidhardt, hessischer Gesandter

Das diplomatische Korps in Berlin

Von

Dr. A. von Wilke

(Hierzu vierzehn Abbildungen nach photogr. Aufnahmen)

I

Die Vertreter der deutschen Bundesstaaten

Seitdem Berlin nicht mehr nur die Residenz der preußischen Könige, sondern zugleich auch die Hauptstadt des neugeeinten Deutschen Reiches ist, hat sich die Zahl der in Berlin beglaubigten fremden Diplomaten ständig vergrößert. Auf der einen Seite gestalteten sich, der Entwicklung von Technik und Industrie entsprechend, die politischen Fragen unter dem wachsenden Einflusse der wirtschaftlichen Verhältnisse komplizierter als früher und machten es für alle größeren Länder notwendig, den Stab ihrer Botschafter und Gesandten zu vermehren und ihnen neben ihren Sekretären besondere Sachverständige für einzelne Gebiete beizuordnen. Und dann sind im Laufe der letzten Jahrzehnte eine Reihe von Staaten teils neu entstanden, teils, wie die Reiche der Balkanhalbinsel, erst zu politischer Selbständigkeit und damit zu der Befugnis gelangt, regelmäßigen diplomatischen Verkehr zu unterhalten.



Oberst von Dorrer, württembergischer Militärbevollmächtigter

Es ist sehr charakteristisch, daß man schlechthin von einem allgemeinen „diplomatischen Korps“ zu sprechen sich gewöhnt hat. In der Tat bilden die in dem gleichen Lande akkreditierten fremden Diplomaten mit ihrem Personale alle zusammen fast eine Art von geschlossener Korporation, namentlich in gesellschaftlicher Beziehung, und der älteste von ihnen, der „Doyen“, vertritt ihre Gesamtinteressen. Man braucht sich aber auch eine Vorstellung davon zu machen, wie die Laufbahn eines modernen Diplomaten sich vollzieht, um zu begreifen, daß sich zwischen den Diplomaten der verschiedenen Nationen allmählich eine Art von Kameradschaft entwickelt, die darauf beruht, daß es stets die gleichen Männer sind, die sich, in diesem Jahre vielleicht in Paris, im nächsten in Tokio, dann in St. Petersburg oder Rom wieder begegnen. Freundschaften knüpfen sich an, werden unterbrochen und wieder erneuert. Und diese Internationalität wird noch besonders dadurch akzentuiert, daß in allen Staaten die Zahl der Diplomaten eine sehr große ist, die sich mit Ausländerinnen verheiraten — die natürliche Folge davon, daß sie eben im Auslande leben müssen. Man weiß, daß in Deutschland solche Heiraten prinzipiell für verboten gelten und nicht ohne besondere Genehmigung der vorgesetzten Stelle geschlossen werden dürfen. Das ändert aber nichts daran, daß gerade ganz besonders viele ältere und jüngere deutsche Diplomaten Ausländerinnen zu Frauen haben —, und man hat noch nichts davon gehört, daß die Wohlfahrt des Reiches dabei Schaden erlitten hätte.

Die in Berlin lebenden Diplomaten ließen sich nun in zwei große Gruppen einteilen: in die der Deutsch sprechenden und in die derjenigen, die der deutschen Sprache gar nicht oder doch nur wenig und sozusagen ausnahmsweise mächtig sind. Für die ersteren ist es natürlich weit leichter, sich einen Umgangskreis zu schaffen, der sich nicht nur auf die offizielle, die vorgeschriebene Geselligkeit beschränkt, man trifft sie in den Salons, man trifft sie in den Klubs, in den Theatern, auf den Rennplätzen, und es sind welche unter ihnen, die man völlig verlernt als Nichtdeutsche, als Nichtberliner zu betrachten, so sehr sind sie allmählich die Unsrigen geworden. Das gilt, früher noch mehr als jetzt, von den Herren der russischen Botschaft, die zu allen Zeiten — die Russen sind ja geborene Polyglotten — das Deutsche tadellos beherrschten, unter denen sich aber auch häufig Deutschrussen aus den baltischen Provinzen befinden. Es liegt auf der Hand, daß besonders die Diplomaten der romanischen Länder in Berlin, wo die Kenntnis des Französischen keineswegs das Gemeingut der Gebildeten ist, ihren Verkehr mehr untereinander suchen und daneben wohl die Häuser der Finanzaristokratie bevorzugen, denen ja allenthalben gleichfalls eine gewisse Internationalität anhaftet und in denen sie gewiß sind, beim Diner oder Tanz Partnerinnen zu bekommen, mit denen sie sich, wenn nicht im Französischen, so doch im Englischen verständigen können. Und wenn die einzelnen Diplomaten wechseln, sowie sie in einer Stadt ein wenig warm geworden sind, die Koffer packen und weiter wandern müssen, so besitzen doch die Missionen als solche eine feste Tradition, die begreiflicherweise auch nicht von politischen Rücksichten ganz unabhängig ist. Die Rolle, welche die Botschaften der uns befreundeten und verbündeten Mächte Oesterreich-Ungarn und Italien im gesellschaftlichen Leben der Reichshauptstadt spielen, ist eine weit bedeutendere, man möchte sagen intimere als etwa die, welche die Botschaft der französischen dritten Republik sich selbst erwählt hat.



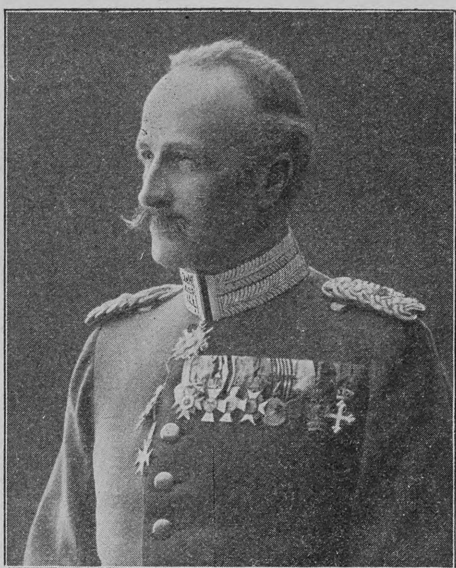
Graf Hugo von Lerchenfeld-Köfering, bayrischer Gesandter

Die Diplomaten der deutschen Bundesstaaten in Berlin nehmen ja im Grunde eine Doppelstellung ein. Sie sind von ihrem Souverän am Hofe des Königs von Preußen beglaubigt, dem sie ihr Ernennungs- und ihr Abberufungsschreiben überreichen. Sie nehmen jedoch zugleich an der Regierung des Reiches teil, da sie dessen oberster gesetzgebender Körperschaft, dem Bundesrate, angehören und hier das Stimmrecht ihres Souveräns ausüben. Es hat sich dabei die Gepflogenheit herausgebildet, auch die Militärbevollmächtigten der nichtpreußischen Königreiche in Berlin zu — stellvertretenden — Mitgliedern des Bundesrates zu ernennen, damit ihnen die Möglichkeit gegeben ist, im Reichstage Rede und Antwort in Angelegenheiten zu stehen, die in das Ressort ihrer heimischen Militärbehörden fallen. Vom Fürsten Bismarck weiß man, daß er diese zweite Qualität der bundesstaatlichen Diplomaten in Berlin so stark betonte, daß er sie überhaupt nicht als „fremde“ Diplomaten ansehen wollte. Er selbst hat erzählt, wie ein süddeutscher Gesandter darauf bestand, zu den regelmäßigen Empfängen aufgefordert zu werden, die der Reichskanzler oder der Staatssekretär des Aeußern für das diplomatische Korps einmal in jeder Woche abhalten und welche die Gelegenheit zu ständigem Meinungsaustausche bieten sollen. Fürst Bismarck tat ihm den Gefallen und lud ihn zum nächsten Empfange ein. Hier ließ er ihn aber das Widersinnige der Situation, in die er sich gebracht, auf sehr feine Weise fühlen, indem er ihn, wie alle übrigen Gesandten, in französischer Sprache sehr zeremoniös begrüßte und ihn sehr höflich nach dem Befinden seines Souveräns befragte ... Es war der erste und der letzte Diplomatenempfang, zu dem der Gesandte sich in der Wilhelmstraße einfand.

Mit rein diplomatischen Geschäften sind diese Gesandtschaften der deutschen Bundesstaaten schwerlich überlastet. Dagegen ist der Kreis ihrer Arbeit und ihres Einflusses am Bundesrat naturgemäß ein viel umfangreicherer. Damit erklärt es sich auch, daß man es auf beiden Seiten gern sieht, wenn die Gesandten der Einzelstaaten in Berlin solange als möglich auf ihrem Posten verbleiben, da von Jahr zu Jahr der Schatz ihrer Erfahrungen und damit der Wert ihrer Dienste sich steigern. Es liegt in der Natur der Dinge, daß sie Zeit brauchen, sich einzuarbeiten, und auf der andern Seite stellt der Berliner Gesandtenposten auch den Höhepunkt der diplomatischen Laufbahn in diesen Staaten dar. Fast immer erfolgt denn auch ein Wechsel hier nur durch die Gewalt des Todes oder dadurch, daß der Gesandte die diplomatische Karriere verläßt, um einen Ministersessel in seinem Vaterlande oder im Reichsdienste einzunehmen. Am längsten waltet zurzeit



Frau von Dorrer, geb. Freiin von Griesinger,
Gemahlin des württembergischen Militärbevollmächtigten



Oberst Freiherr von Gebsattel, bayrischer Militärbevollmächtigter

der Vertreter des Großherzogtums Hessen, der Wirkliche Geheime Rat Dr. C. von Neidhardt, seines Amtes, zu dem er schon vor dreißig Jahren (1876) berufen wurde. Während dieser langen Zeit hat er sich des Vertrauens von drei Deutschen Kaisern erfreuen dürfen, und wie sein Verhältnis zu dem Fürsten Bismarck ein ausgezeichnetes war, so sind seine dienstlichen und persönlichen Beziehungen zum Fürsten Bülow stets die allerbesten gewesen. Ist Herr von Neidhardt, wie auch sein Aeußeres verrät, mehr eine Verkörperung des gelehrten Beamtentums, so erscheint sein nächstjüngerer Kollege — „nächst jünger“ in bezug auf die Dauer ihrer Berliner Tätigkeit —, der Gesandte Bayerns, Graf Hugo von Lerchenfeld-Köfering, in seinem Wesen, in seinen Formen, der Art sich mitzuteilen und auch in seinem gesellschaftlichen Auftreten als der richtige vornehme Diplomat aus altem Hause, den man sich eigentlich gar nicht anders als auf dem höfischen Parkett und im goldgestickten Fracke



Freifrau von Gebsattel, geb. von Olsuffjew, Gemahlin des bayrischen Militärbevollmächtigten



Oberstleutnant Freiherr von Salza, sächsischer Militärbevollmächtigter

vorstellen kann. Graf Lerchenfeld konnte im letzten November das Jubiläum seiner fünfundzwanzigjährigen Wirksamkeit als Gesandter des Königreichs Bayern am preußischen Hofe begehen, und die Feiern, die ihm aus diesem Anlaß bereitet wurden, legten ein deutliches Zeugnis davon ab, wie gut er es verstanden hat, sich im Laufe dieses Vierteljahrhunderts die Sympathien aller Kreise zu gewinnen, mit denen er in Berührung stand. Kollegen und Freunde gaben ihm damals ein Festmahl, und der Reichskanzler selbst ließ es sich nicht nehmen, die Verdienste des Jubilars in schwungvoller Rede hervorzuheben. Obwohl Junggeselle, hält Graf Lerchenfeld ein gastliches Haus. Seine Küche steht in dem Rufe, die beste von Berlin zu sein, und seine Frühstücke und Diners rechtfertigen die alte Tradition von der Freundschaft zwischen der diplomatischen und der kulinarischen Kunst — einer Freundschaft, die jedes Kochbuch bestätigen kann, wenn es uns Gerichte à la Talleyrand, à la Westmoreland, à la Orloff oder à la Chateaubriand als ganz besonders exquisite Genüsse empfiehlt. Der sehr starken bayrischen Kolonie in Berlin ist der Graf zugleich ein allzeit hilfsbereiter und freundlicher Schützer, und beim gefüllten Maßkrug zeigt



Frau von Oertzen, geb. Gräfin von Bassewitz, Gemahlin des mecklenburgischen Gesandten

sich dann wohl, daß selbst vier Jahrzehnte eines diplomatischen, in den Zentren Europas verbrachten Lebenslaufes nicht alle Urwüchsigkeit bajuvarischer Eigenart gänzlich zu unterdrücken vermögen. Schon Graf Lerchenfelds Vater repräsentierte Bayern am Hofe Preußens volle zehn Jahre, von 1839 bis 1849. Er selbst begann seine juristischen Studien in Bonn beim Korps der „Borussen“, knüpfte also schon in jungen Jahren manche Beziehungen nach Preußen hin an. Als Attaché debütierte er in Paris, und 1870 war er dem bayrischen Ministerpräsidenten Grafen Bray-Steinburg zu den Verhandlungen beigegeben, die dieser in Versailles mit Bismarck führte und aus denen die Einigung Deutschlands hervorging. Er bewährte sich hier so vortrefflich, daß er das Jahr darauf, erst achtundzwanzig Jahre alt, als Geschäftsträger nach St. Petersburg entsandt wurde, von wo er später nach Wien kam, um 1880 an die Spitze der Gesandtschaft in Berlin zu treten. Die Verfassung des Deutschen Reiches räumt bekanntlich — richtiger müßte man zwar sagen: wie nicht genügend bekannt ist — Bayern im Bundesrate wichtige Vorrechte ein. Nicht nur, daß es mehr Stimmen besitzt als die übrigen Staaten mit Ausnahme Preußens, so hat zum Beispiel Bayern allein einen ständigen Sitz im Ausschusse für das Landheer und die Festungen und es führt den Vorsitz in dem Ausschusse für die auswärtigen Angelegenheiten, der, wie erinnerlich, in den letzten Jahren mehrfach zusammentrat. Diese Umstände erklären zur Genüge die hervorragende Position, die demjenigen bayrischen Bundesratsmitgliede zufällt, das seinen ständigen Wohnsitz in Berlin hat, das heißt dem bayrischen Gesandten. Präsidiert er doch auch in Abwesenheit des Kanzlers Verhandlungen des Bundesrates selbst, und daß er als dessen vornehmstes nichtpreußisches Mitglied gilt, tritt u. a. dadurch hervor, daß der bayrische Gesandte es ist, der stets nach Eröffnung des Reichstages im Weißen Saale des Schlosses an der Spree, wenn die letzten Worte der Thronrede verklungen sind, das Hoch auf den Kaiser ausbringt. Der Stab der bayrischen Gesandtschaft, der in der Voßstraße ein eignes, geschmackvoll eingerichtetes Palais zur Verfügung steht, ist nur ein kleiner. Er setzt sich aus einem etatsmäßigen Legationssekretär, einem unbesoldeten



Fortunat von Oertzen, mecklenburgischer Gesandter

Attaché und einem Militärbevollmächtigten zusammen, der, wie schon oben erwähnt wurde, wie der Gesandte selbst im Bundesrate Sitz und Stimme hat. Gegenwärtig ist dies der Oberst Freiherr Ludwig von Gebsattel, der vorher Chef des Stabes des III. Armeekorps in Nürnberg war und am Chinafeldzug im Stabe des Generalfeldmarschalls Grafen Waldersee mit Auszeichnung teilnahm. Als parlamentarischer Redner hat Baron Gebsattel freilich noch nicht viel Gelegenheit gehabt, sich zu betätigen, und es entzieht sich daher der Beurteilung, ob ihm der gleiche schlagfertige Humor zu Gebote steht, der seinen Vorgänger, den General von Endres, auszeichnete und diesen so manchen hübschen oratorischen Sieg am Königsplatze erringen ließ. Oberst von Gebsattel ist mit einem Fräulein von Olsuffjew vermählt, deren Familie dem alten russischen Adel angehört.

Enge Freundschaft und Duzbrüderschaft verband den Grafen Lerchenfeld dem Grafen von Hohenthal und Bergen, der alter Herr der „Borussen“ war wie er und dessen Scheiden Berlin vor mehreren Wochen aufrichtig bedauert hat. Dem Grafen Hohenthal selbst ist es nicht leicht geworden, den



Freifrau von Salza, geb. von Arnim, Gemahlin des sächsischen Militärbevollmächtigten



Dr. Klügmann, Gesandter der Hansastädte

Posten eines sächsischen Gesandten in Berlin mit dem Amte als Minister des Innern in Dresden zu vertauschen — wo sich jedenfalls seine amtliche Wirksamkeit nicht immer unter so behaglichen und friedlichen Bedingungen abspielen wird wie bisher. Graf Hohenthal ist als der Abkömmling jenes Leipziger Kaufmannsgeschlechtes, das einst „Hohmann“ hieß und das man „die sächsischen Fugger“ genannt hat, im glücklichen Besitze eines bedeutenden Vermögens, das ihn in den Stand setzte, als wahrer Grandseigneur zu repräsentieren. Er sah oft den Kaiser und die Kaiserin an seinem Tische zu Gaste, und wenn der König von Sachsen nach Berlin kam, so stieg er unter dem Dache seines Gesandten ab.



Graf von Berckheim, badischer Gesandter

Länger als zwanzig Jahre ist Graf Hohenthal sächsischer Gesandter in Berlin gewesen; sein joviales, lebensfrohes Naturell erwarb ihm hier überall Sympathien, und in seiner Gemahlin, einer Schwester des Oberstmarschalls des Dresdner Hofes und Präsidenten der ersten Ständekammer des Königreichs Sachsen, stand ihm eine Helferin zur Seite, die mit vollendeter Distinktion die Honneurs seines Hauses erwies. Ein allerdings nur „entfernter“ Vetter der Gräfin Hohenthal hat jetzt deren Gatten ersetzt: der Graf Christoph Vitzthum von Eckstädt, der bisher Amtshauptmann in Annaberg im Erzgebirge, vorher aber schon Legationssekretär in Berlin war, so daß er hier auf ein Terrain zurückkehrt, das er von früher gut kennt. Und mit der Berliner Gesellschaft verknüpfen ihn als den Schwiegersohn des Grafen Ferdinand Harrach, des ausgezeichneten Malers, vielfache verwandtschaftliche Bande.

Wie die bayrische, wie die sächsische, so hat auch die Gesandtschaft Württembergs ihr Heim in der stillen, ruhigen Voßstraße aufgeschlagen, in deren Exklusivität jetzt allerdings das größte der Berliner Warenhäuser neuerdings seine Arme drohend hineinzustrecken beginnt. Das Haus Voßstraße 10 ist württembergischer Boden, und hier residiert als Vertreter des Schwabenlandes seit 1894 der Freiherr Axel Varnbüler von und zu Hemmingen. Als Diplomat hat Baron Varnbüler nicht von der Pike auf gedient — er war weder je Attaché noch Sekretär. Erst verhältnismäßig spät und nach längerer Abwesenheit von seinem Heimatlande trat er in den Staatsdienst — Preußens, verwaltete mehrere Jahre hindurch das oberschlesische Landratsamt Tarnowitz, ging dann als württembergischer Geschäftsträger nach Rußland und kam von dort nach kurzer Zeit als Gesandter nach Berlin. Zweierlei hatte ihn wohl hierhin empfohlen: seine Eigenschaft, der Sohn des vormaligen württembergischen Ministerpräsidenten Freiherrn von Varnbüler zu sein, der, ehemals ein eifriger Gegner Preußens, später seinen ehrlichen Frieden mit Bismarck gemacht hatte, und des weiteren die vortreffliche Position, die sich sein Schwager, der Freiherr Hugo von Spitzemberg, bis zu seinem 1880 erfolgten Tode als Gesandter am Berliner Hofe erworben hatte und deren sich dessen in Berlin verbliebene Witwe bis auf den heutigen Tag erfreut — eine geistig ungewöhnlich bedeutende Frau, die zu den Intimen des Bismarckschen Hauses zählte.



Graf von Hohenthal und Bergen, langjähriger sächsischer Gesandter

Der Freiherr von Varnbüler, in dessen Adern von mütterlicher Seite her das Blut der Familie von Süßkind fließt, die der bekannte Hofbankier des Königs Max Joseph von Bayern begründete, hat eine Russin zur Gemahlin, die mit ihrem Mädchennamen Fräulein Natalie Gavrilink hieß und in erster, geschiedener Ehe mit dem Chef der St. Petersburger Niederlassung der Weltfirma Siemens verheiratet war. Die württembergische Gesandtschaft in Berlin zählt zu ihrem Etat keinen Legationssekretär; geht der Gesandte auf Urlaub, so nimmt daher die Geschäfte für ihn der Militärbevollmächtigte wahr, gegenwärtig der Oberstleutnant von Dorrer, ein Offizier, der aus dem Generalstabe hervorging und dem man eine glänzende Zukunft voraussagt. Frau von Dorrer ist eine Tochter des Freiherrn von Griesinger, des verstorbenen Kabinettschefs des Königs Karl von Württemberg.

Nur wenige Schritte führen uns von der Voßstraße in den Tiergarten hinein zur Lennéstraße, wo, dem Denkmale Lessings gegenüber, das Palais der badischen Gesandtschaft sich erhebt. In ihr residiert seit 1903 als Gesandter der Wirkliche Geheime Rat und Kammerherr Graf von Berckheim, einer der angesehensten und begütertsten Magnaten des Großherzogtums, wo ihm das Majorat Weinheim zusteht. Gescheit, belesen, viel gereist, ein vollendeter Weltmann im Umgang, so verrät Graf Berckheim, daß er sozusagen zwischen zwei Geisteskulturen, der Deutschlands und der Frankreichs, aufwuchs. An der Grenze beider Länder angesessen, haben die Herren von Berckheim in der Tat jedem von ihnen Staatsdiener und Offiziere gestellt. Der Gesandte selbst gehörte eine Reihe von Jahren erst dem preußischen 2. Gardedragonerregiment und dann dem Generalstabe an — ein Bruder seines Vaters stieg im französischen Heere bis zum Divisionsgeneral, und sein Vetter war bis vor kurzem französischer Militärattaché in Wien. Die Gräfin von Berckheim — eine der bestangezogenen Damen Berlins — entstammt wie ihr Gatte den deutschen Grenzlanden: sie ist eine geborene Freiin Wambolt von Umstadt.

Die mecklenburgischen Großherzogtümer, deren Dynastien seit Jahrhunderten dem Hohenzollernstamme durch Verwandtschaft so nahe stehen, unterhalten in Berlin eine gemeinschaftliche diplomatische Vertretung; sie ruht seit 1889 in den Händen des Geheimrats von Oertzen, der durch seine Gemahlin ein Schwager des mecklenburg-schwerinschen dirigierenden Staatsministers Grafen von Bassewitz-Levetzow ist, und die drei Hansastädte Hamburg, Lübeck und Bremen haben die Wahrnehmung ihrer Interessen in Berlin seit zehn Jahren dem klugen und weltgewandten Dr. Klügmann anvertraut, den der Kaiser durch besonderes Vertrauen auszeichnet und der das Prädikat eines hervorragend staatsmännisch angelegten Kopfes verdient.

Von den kleineren Staaten des Reiches besaß bisher nur Braunschweig eine eigne Gesandtschaft in Berlin, die zugleich für das Großherzogtum Oldenburg beglaubigt war. Siebzehn Jahre lang wirkte der Freiherr von Cramm-Burgdorf als braunschweigischer Gesandter in der Reichshauptstadt. Es darf als bekannt vorausgesetzt sein, aus welchen Gründen er im Laufe dieses Winters zurücktreten mußte. Mit ihm schied eine der bekanntesten Persönlichkeiten des gesellschaftlichen Berlins aus dem Kreise der Diplomaten. Braunschweig hat sich seitdem entschieden, seine Gesandtschaft eingehen zu lassen, dafür aber zählt das Berliner diplomatische Korps jetzt einen besonderen oldenburgischen Gesandten, den Dr. Eucken-Addenhausen, als sein dem Dienstalter nach jüngstes Mitglied.



Gräfin von Berckheim, geb. Freiin Wambolt von Umstadt, Gemahlin des badischen Gesandten



Phot. Louis Held, Weimar

Einzug des Prinzen Eitel Friedrich und seiner jungen Gemahlin in Potsdam: Ansprache des Bürgermeisters

Notizblätter

Der Einzug des Prinzen und der Prinzessin Eitel Friedrich in Potsdam

Zu dem auf den 20. März festgesetzten Einzug des Prinzen Eitel Friedrich und seiner Gemahlin in ihr Heim, die Villa Liegnitz in Potsdam, hatte sich die Havelresidenz wie im Vorjahre zur Begrüßung des kronprinzlichen Paares festlich herausgeputzt. Die Einzugsstraße vom Bahnhof bis zum Marktplatz hatte einen grünen Schmuck erhalten. An beiden Enden der Langen Brücke waren Ehrenpforten errichtet, welche die preußischen und oldenburgischen Farben aufwiesen. Vor dem Rathaus am Marktplatz hatte man einen Baldachin errichtet. Kurz vor 1 Uhr traf das Prinzenpaar auf dem Potsdamer Bahnhof ein, wo es von den obersten Militär- und Zivilbehörden, dem oldenburgischen Gesandten und dem gesamten Offizierkorps des 1. Garderegiments zu Fuß erwartet und begrüßt wurde. Beim Einlaufen des Zuges ertönten einundzwanzig Salutschüsse. Nachdem der Prinz die Front der Ehrenkompagnie abgeschritten, bestieg das prinzliche Paar



Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

Prinz Eitel Friedrich und Gemahlin

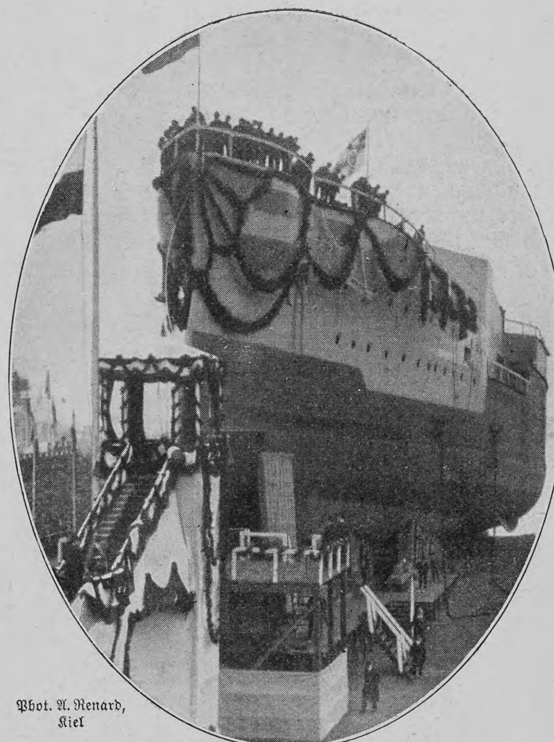
einen offenen Sechsspänner à la Daumont. Je eine halbe Eskadron des Regiments Gardedukorps ritt vor und hinter dem Wagen, rechts neben diesem der Stadtkommandant Generalmajor von Westernhagen, links der Kommandeur, Rittmeister Graf von Spee. In zweispännigen Wagen folgte der Hofstaat des hohen Paares. Der Zug ging über die Lange Brücke zum Rathaus, bis zu dem hin die Schulkinder Spalier bildeten. Vor dem Rathaus standen der Magistrat und die Stadtverordneten. Bürgermeister Vorkastner hielt eine kurze Ansprache, und drei Ehrenjungfrauen überreichten der Prinzessin einen Strauß. Der Prinz und die Prinzesin reichten dem Bürgermeister die Hand und sprachen ihren Dank aus. Der Kronprinz und die Kronprinzessin sahen dem Einzug vom Fenster des Stadtschlosses aus zu. Unter Hurrarufen des Publikums setzte sich der Zug wieder in Bewegung und ging durch Schloßstraße, Hohen Weg, Nauener Straße und Brandenburger Straße, in denen die gesamte Potsdamer Garnison Spalier bildete, nach der Villa Liegnitz. Hier wurde das prinzliche Paar vom Hofmarschall von Lettow-Vorbeck empfangen.

Vom Fürsten Bülow

Es ist jetzt gerade dreißig Jahre her, daß Fürst Bülow, nachdem er schon 1874 als junger Referendar sich entschlossen hatte, die diplomatische Laufbahn einzuschlagen, und sich zwei Jahre lang im Auswärtigen Amt darauf vorbereitet hatte, seine erste Anstellung im diplomatischen Dienst als Attaché bei der deutschen Botschaft in Rom erhielt. Siebzehn Jahre später kam er, nachdem er inzwischen wieder im Auswärtigen Amt beschäftigt und nacheinander als Legationssekretär in Rom, St. Petersburg und Wien, als Geschäftsträger in Athen, als Botschaftssekretär in Paris, als Botschaftsrat in St. Petersburg und (seit 1888) als Gesandter in Bukarest tätig gewesen war, im Alter von 44 Jahren zum zweiten Male nach Rom als Botschafter beim Quirinal, doch auch dieses hohe Amt war nur ein Durchgangsposten für den hervorragend begabten Diplomaten, denn schon 1897 berief ihn das Vertrauen des Kaisers an die Spitze des Auswärtigen Amtes, und drei Jahre später wurde ihm der höchste und verantwortungsvollste Posten im deutschen Staatsdienst anvertraut, auf dem es ihm an glänzenden Erfolgen, aber auch an schweren Sorgen nicht gefehlt hat.

Zum Stapellauf des „Scharnhorst"

In dem am 22. März vom Stapel gelaufenenen großen Kreuzer „D", dem der Name „Scharnhorst" gegeben worden ist, erhält unsre Marine, die bekanntlich nur eine verhältnismäßig geringe Zahl von großen Panzerkreuzern besitzt, einen sehr erwünschten, wertvollen Zuwachs. Das auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg erbaute Schiff hat eine Wasserverdrängung von 11600 Tonnen, eine Länge von 137 und eine Breite von 21,6 Metern, während der Tiefgang 7,5 Meter beträgt. Die drei Maschinen von zusammen 26000 Pferdekräften sollen dem Schiff eine Geschwindigkeit von mindestens 22,5 Seemeilen in der Stunde geben. Die Bewaffnung des Kreuzers besteht in der Hauptsache aus: acht Schnelladekanonen von 21 Zentimetern Kaliber und zirka 8,5 Metern Länge, von denen die eine Hälfte in zwei Drehtürmen, die andre in Kasematten aufgestellt ist, aus sechs Schnelladekanonen von 15 Zentimetern Kaliber und zirka 6 Metern Länge, aus zwanzig Schnelladekanonen von 8,8 Zentimetern Kaliber und zirka 3 Metern Länge, vier Maschinenkanonen, vier Maschinengewehren und vier Torpedoausstoßrohren. Das Schiff hat einen durchgehenden Seitenpanzer aus Nickelstahl von 150 Millimetern Stärke; Kasematten und Zitadelle sind durch gleichstarke Panzer geschützt. Der Kreuzer ist wesentlich größer und schneller als die bisher gebauten Schiffe derselben Gattung, auch ist die artilleristische Ausrüstung stärker. Der Kohlenvorrat des Schiffes wird normal 800 Tonnen betragen, kann aber auf 2000 Tonnen erhöht werden. Das Schiff wird im nächsten Jahre fertig sein und in Dienst gestellt werden können. Die Besatzung wird einschließlich der Offiziere 800 Mann stark sein. Die Gesamtbaukosten belaufen sich auf 19,2 Millionen Mark. — Die Taufe des Schiffes vollzog im Auftrag des Kaisers Generalfeldmarschall Graf Haeseler; er knüpfte in seiner Ansprache an die nun hundert Jahre zurückliegende Zeit der tiefsten Erniedrigung Preußens an, in der das Vertrauen auf die Zukunft der Nation in weiten Kreisen erschüttert gewesen sei. Aber es habe Männer gegeben, die nicht verzagten, und in deren vorderster Reihe habe ein schlichter, edler Mann gestanden, der den Grund legte für die Befreiung des Vaterlandes vom Joch der Unterdrückung. Scharnhorst habe zwar die neugeschaffene Armee bei Großbeeren um den Sieg ringen sehen, aber es sei ihm nicht vergönnt gewesen, die Früchte seiner langjährigen Arbeit zu schauen. Frühzeitig gab er sein Leben für das Vaterland, „und wie dieser Held", so schloß Graf Haeseler, „dessen Namen dieses Schiff tragen soll, bis zum letzten Atemzug für Preußens Ehre und Preußens Sieg gekämpft hat, so soll allezeit seine Flagge wehen für Deutschlands Ehre!"



Phot. A. Renard, Kiel

Stapellauf des neuen Panzerkreuzers „Scharnhorst"



Copyright by Dannenberg & Co., Berlin

Fürst Bülow in seinem Arbeitszimmer im Reichskanzlerpalais an der Wilhelmstraße

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 28



Anno dazumal. Nach einer Zeichnung von Franz Jüttner

Totenschau

Wirklicher Staatsrat Jakob Gurewitsch, hervorragender russischer Pädagoge, 16. März, St. Petersburg. — Harald Wieselgren, schwedischer Historiker und Handschriftenforscher, 70 J., 17. März, Stockholm. — Geheimer Regierungsrat Oskar Knack, Bureaudirektor des Reichstags, 69 J., 17. März, Berlin. — Kommerzienrat Peter Joseph Stollwerck, Großindustrieller, 17. März, Köln. — Johann Most, bekannter Anarchist, 60 J., 17. März, New York. — Dr. Adolf Emmerling, Agrikulturchemiker, Professor an der Kieler Universität, 64 J., Baden-Baden. — Karoline Tellheim, ehemalige bekannte Operettensängerin, 64 J., 18. März, Wien. — Staatsrat Ritter von Höß, ehemaliger Präsident des bayrischen Obersten Rechnungshofes, 80 J., 18. März, München. — Oberst Fritz Locher, bekannter Techniker, 64 J., 18. März, Zürich. — Prinzessin Maria Beatrix von Bourbon, 83 J., 18. März, Görz. — Herzog Konstantin von Oldenburg, russischer Generalleutnant, 56 J., 19. März, Nizza. — Karl von Siemens, Seniorchef des Hauses Siemens, hervorragender Techniker, 76 J., 21. März, Mentone. — Oberstleutnant a. D. Sabel, bekannter Ornithologe, 80 J., 21. März, Trier. — Justizrat Julius Lenzmann, freisinniger Reichstagsabgeordneter, 62 J., 21. März, Berlin. — Professor Fritz Behrendt, Bildhauer, 62 J., 22. März, Berlin. — Professor Karlinski, Astronom, Direktor des Observatoriums in Krakau, 76 J., Krakau. — Victor Fatio, Ornithologe, 67 J., 22. März, Genf. — Konsul Eduard Grisebach, Dichter und philosophischer Schriftsteller, 60 J., 23. März, Charlottenburg. — Redvan Pascha, Generalgouverneur von Konstantinopel, 23. März, Konstantinopel. — Professor D. Ogden Doremus, Chemiker, 83 J., New York. — Herzogin Wilhelm von Mecklenburg, geborene Prinzessin Alexandrine von Preußen, 64 J., 24. März, Schloß Marly bei Potsdam. — Ras Makonnen, Generalgouverneur des Harrar (Abessinien), 45 J., 24. März. — Emile Soldi, französischer Medailleur und Bildhauer, 60 J., Rom. — Eugène Carrière, hervorragender französischer Maler, 57 J., 27. März, Paris.

Kunst

Böcklins Technik von Maler Ernst Berger (München, Georg D. W. Callwey). Ein Maler und Berufsgenosse, der zugleich der beste Kenner der Maltechniken aller Zeiten ist, führt uns in diesem hochinteressanten Büchlein, das als der erste Band einer Sammlung maltechnischer Schriften gedacht ist, in die Werkstatt des Meisters; aber nicht den Künstler erblicken wir, sondern den nie ermüdenden Experimentator, den Farbenreiber altmeisterlicher Schule, der sich nicht gar genug tun kann in immer neuen Erfindungen und Kombinationen. Auf Böcklins eignen Aeußerungen, auf den umfangreichen, auch das Technische eingehend berücksichtigenden Aufzeichnungen seiner Schüler und Freunde fußend gibt uns Berger eine vollständige Darstellung der technischen Genesis der Böcklinschen Bilder, und mit Erstaunen sieht man, wie oft der Meister Mittel und Methode gewechselt hat, wenn er bald in den Schriften der Alten, bald bei den Zeitgenossen einen Weg gefunden zu haben glaubte, die Farben noch leuchtender und die Bilder zugleich solider und haltbarer zu machen. Besonders das Kapitel über die Beständigkeit der Böcklinschen Gemälde, welche die Zierden unsrer Galerien sind, ist auch für den größeren Kreis des Laienpublikums von besonderem Interesse. In dem Strei der Meinungen, der jetzt um den „Fall Böcklin" entbrannt ist, wird man auch das Bergersche Buch nicht unbeachtet lassen dürfen, denn gerade die Technik ist es, die Böcklin eine Sonderstellung unter den modernen Malern zuweist, und da man ihm vorgeworfen, daß er die ästhetischen Voraussetzungen des Tafelbildes ignoriert habe, erhebt sich hier die Frage, ob nicht auch innerhalb dieser Gattung Unterschiede existieren, die rein von der Technik bedingt sind, und ob nicht andre Malweisen eo ipso schon zu ganz anders gearteten Kunsteindrücken führen müssen.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 11

Gespielt im IV. allrussischen Turnier zu Petersbug am 24. (11.) Januar 1906.

Weiß: G. Salwe (Lodz), erster Sieger.
Schwarz: E. Snosko-Borowski (Petersburg), vierter Sieger.

Französische Partie

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e6**	30. Kd1—d2	Kd6—e5
2. d2—d4	d7—d5	31. Kd2—d3	Ke5—d6
3. Sb1—c3	d5×e4	32. c2—c3 [5])	Kd6—c5
4. Sc3×e4	Sg8—f6	33. Th8—f8!	f6—f5
5. Lc1—g5	Lf8—e7	34. Tf8—f6	a7—a5
6. Se4×f6†	Le7×f6	35. a2—a3	Te7—e1
7. Lg5×f6	Dd8×f6	36. b3—b4†	a5×b4
8. Sg1—f3	b7—b6	37. a3×b4†	Kc5—b5
9. Lf1—b5†	Lc8—d7	38. Tf6—d6	Te1—g1
10. Dd1—e2	0—0	39. g2—g3	Tg1—g2
11. 0—0	Tf8—d8	40. Td6×d5†	Kb5—c6
12. Sf3—e5 [1])	Ld7×b5	41. Kd3—c4	Tg2×f2
13. De2×b5	c7—c6	42. Td5—e5	Tf2×h2
14. Db5—c4	c6—c5 [2])	43. Te5—e6†	Kc6—d7 [6])
15. Ta1—d1!	c5×d4	44. Te6×b6	Th2—h3
16. Td1×d4	Td8×d4	45. Kc4—d4	Th3×g3
17. Dc4×d4	Sb8—d7	46. c3—c4	Tg3—g1
18. Dd4×d7 [3])	Df6×e5	47. Tb6—b7†	Kd7—c6
19. b2—b3	g7—g6	48. Tb7×h7	Tg1—g4† [7])
20. Dd7—b7	De5—d5 [4])	49. Kd4—d3	Tg4—g3†
21. Db7×d5	e6×d5	50. Kd3—c2	f5—f4 [8])
22. Tf1—d1	Ta8—c8	51. Th7—f7	g6—g5
23. Td1—d2	Kg8—f8	52. Tf7—f6†	Kc6—c7
24. Kg1—f1	Kf8—e7	53. b4—b5	f4—f3
25. Kf1—e2	Tc8—c3	54. c4—c5	g5—g4
26. Ke2—d1	Ke7—d6	55. b5—b6†	Kc7—d8
27. Td2—e2	Tc3—c7	56. b6—b7	Tg3—g2†
28. Te2—e8	Tc7—e7	57. Kc2—c3	Kd8—c7
29. Te8—h8	f7—f6	58. Tf6—f7†	Kc7—b8
		59. c5—c6	Aufgegeben.



„Gestern verlangten Sie für dieses Bild 10 000 Mark und heute 15 000?"
„Ja, der Maler war nämlich so liebenswürdig, über Nacht zu sterben."

[1]) 12. De2—e4 Ld7×b5 hätte ein zu verwickeltes Spiel ergeben.

[2]) Schwarz muß diesen schwachen Bauern abzutauschen suchen.

[3]) 18. Dd4—e4 führt zu nichts.

[4]) Der Damentausch ergibt für Schwarz einen schwachen Bauern; besser war De5—b8 21. Db7—d7 Db8—e5.

[5]) Das außerordentlich schwierige Endspiel wird von Salwe mit vollendeter Meisterschaft durchgeführt.

[6]) Falls nach c7, so 44. Kc4—b5.

[7]) Aussichtsvoller war sicherlich Tg1—d1†; z. B. 49. Kd4—c3 Td1—c1† 50. Kc3—b3 Tc1—b1† 51. Kb3—a3 Tb1—c1! Es folgt indessen 52. b4—b5† Kc6—b6 (falls nach c5, so 53. Th7—c7†, und wenn nun nach d4 oder d6, so 54. b5—b6) 53. Ka3—b3 f5—f4 54. Tb7—f7 g6—g5 55. Tf7—f6† Kb6—c7 56. Kb3—b4 Tc1—f1 57. Kb4—c5 g5—g4 58. Tf6—f7† Kc7—d8 59. b5—b6 f4—f3 60. b6—b7 Tf1—b1 61. Kc5—c6 Kd8—e8 62. Tf1—f4 und Weiß gewinnt.

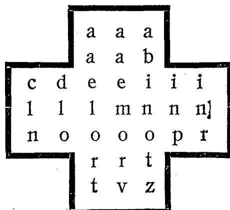
[8]) Vor weiteren Schachgeboten würde Weiß auf a4 Schutz finden.

Mitteilungen aus der Schachwelt

In Stockholm fand kürzlich ein internationales Turnier statt, an dem neben auswärtigen Meistern auch schwedische und dänische starke Spieler teilnahmen. Die ausgesetzten fünf Preise fielen sämtlich den fremden Meistern — Bernstein und Schlechter I. und II., Mieses III., Marco IV. — zu; nur vom letzten Preise erstritt der dänische Spieler Möller die Hälfte, während die andre Hälfte dem deutschen Meister Süchting zuteil ward.

— In Nürnberg findet vom 22. Juli ab ein großer Kongreß, der XV. des Deutschen Schachbundes, statt. Das Programm weist ein Championturnier (für geladene Weltmeister), ein Meisterturnier, ein Hauptturnier und ein oder zwei Nebenturniere auf, alle mit hohen Preisen bedacht. Der Erste Preis beläuft sich im Championturnier auf 2500, im Meisterturnier auf 1200, im Hauptturnier auf 500 Mark.

Magisches Kreuz



Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:
1. eine ihres Weines wegen berühmte Stadt Mittelitaliens;
2. einen griechischen Helden;
3. ein Musikinstrument.

Die senkrechten Reihen:
1. eine russische Provinz;
2. eine vielbesuchte Landschaft Oberitaliens;
3. eine Stadt in Oberitalien. H. K.

Silbenkombinationsrätsel

Eskimo, Vorleben, Elbe, Leonidas, Eleganz, Benzin, Devonshire, Herrlichkeit, Bezirkshauptmann, Konsulat, Oder, Polizeimannschaft.

Durch Entnahme einer Silbe von jedem der vorstehenden Worte erhält man den Titel eines modernen dramatischen Werkes sowie den Namen des Autors. J. H.

Homonym

Armut oder Mut
Treibt den, der's tut. Dr. K. K. v. Fr.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 637:

Der magischen Ecke:

S A L A M A N C A
A R I M A T H I A
L I V E R P O O L
A M E N O P H I S
M A R O N I T E N
A T P P I
N H O H T
C I O I E
A A L S N

Des Schieberätsels:

T r a **p** p e
S p **e** c h t
L e r **c** h e
A u e r **h** a h n
M ö **v** e
D r **o** s s e l
W i l d **g** a n s
S c h n **e** p f e
S t i e g **l** i t z

Des Silbenrätsels: Automobil.
Des Homonyms: Kamm.
Des Rätsels: Pionier, Ionier.

Wechselrätsel

Wenn ä inmitten des Wortes steht,
Es schallend oft durch das Zimmer geht,
Wo frisch und froh wird getrunken.
Mit i hingegen nennt das Wort
Eine widerwärtige Schar sofort
Von Spitzbuben und Halunken. F. M.-S.

Richtige Lösungen sandten ein: Frl. Margarete Meyer in Wachendorf bei Syke (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); L. Z. in Detmold (5); „Pfiffikus" in Rostock (2); Clara M. in Bielefeld (3); Gretel in München (2); Arthur L. in Bozen (3); Julius Polatschek in Wien (4); Ignaz in Ansbach (3); „Prinzeßchen" in Weimar (3); Lisa in Zürich (3); Frau Minna Stone in Hamburg (4); Barbaran in K. (2); „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (5); Lina Hellwig in Bamberg (3); Frau Helene Graßl in Striegau (3); Konrad Hemkensamkenschneider in München (3); „Nosiola" in Lauterbach, Hessen (2); Cleopatra 131 in Charlottenburg (3); Frau Leopoldine Lippert in Wien (3); Julius Czvetkovits in Pécs (2); E. Beßiger in Mülhausen i. E. (3); G. J. H. in Eelde, Holland (3); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (3); Eugenie F. in Luxemburg (5); K. Haus in Frankfurt a. M. (6); Meta in Lübeck (2); Freya in Halberstadt (2).

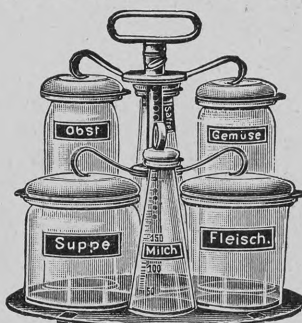


Copyright 1906 by Alfieri & Lacroix, Milano

Prinz Karl von Bourbon — König Carlos — König Alphons — Prinz Ferdinand von Bayern

Festtafel beim Besuch des Königs von Portugal in Madrid







Briefmappe

„Scriba" in O. Ueber die Verbreitung der Stenographie in Deutschland sind wir durch Zählungen, die von den beiden stärksten Stenographieschulen Deutschlands, Gabelsberger und Stolze-Schrey, alljährlich um die Jahreswende veröffentlicht werden, sehr genau orientiert. Danach zählte man am 30. Juni 1905 im Deutschen Reich nach Gabelsberger 1692 Vereine und 64140 stenographiekundige Mitglieder, nach Stolze-Schrey 1295 Vereine und 37906 Mitglieder. Die Schule Stolze-Schrey hat ihre Hauptstärke in Preußen, wo sie 893 Vereine und 25644 Mitglieder zählt gegen 702 Vereine und 17734 Mitglieder bei Gabelsberger. Nimmt man die übrigen norddeutschen Staaten hinzu, so findet man, daß Gabelsberger in Norddeutschland mehr Anhänger hat als Stolze-Schrey im ganzen Deutschen Reich, nämlich 39896 in 1249 Vereinen. Auf einen Verein kommen im Durchschnitt bei Gabelsberger rund 38 Mitglieder, bei Stolze-Schrey 29. Die Zahl der neu Unterrichteten beträgt im Deutschen Reich bei Gabelsberger 69298 (Zuwachs 3948), bei Stolze-Schrey 56341, wovon auch wieder mehr als zwei Drittel auf Preußen entfallen.

Lisa in Zürich. Die Hauptarten des Rätsels sind: das Silbenrätsel oder die Scharade (umschreibt zuerst die einzelnen Silben eines mehrsilbigen Wortes und dann das Ganze nach den Hauptmerkmalen); der Logogriph (ein Wort erhält durch Hinzusetzen oder Wegnehmen eines oder mehrerer Buchstaben jedesmal eine andre Bedeutung, z. B. Strand, Stand, Tand); das Buchstabenrätsel (am Anfang des zu erratenden Wortes werden ein oder zwei Buchstaben verändert, während der übrige Teil des Wortes unverändert bleibt, z. B. Hieb, Sieb, Trieb); der Arithmogriph oder das Zahlenrätsel (die Buchstaben der einzelnen Wörter sind durch Zahlen bezeichnet); das Homonym (ein und dasselbe Wort ist in verschiedener Bedeutung genommen, z. B. Krebs: als Tier und als Krankheit); das Palindrom (eine Lautreihe ergibt, vor- oder rückwärts gelesen, einen Sinn — denselben oder einen verschiedenen —, z. B. Retter, umgekehrt wieder: Retter; Regen, umgekehrt Neger); das Anagramm (die Buchstaben eines Wortes oder mehrerer Wörter ergeben in andrer Reihenfolge ein andres Wort, z. B. Leib — Beil, Bernhardus — Bruder Hans); der Rebus (die einzelnen Teile des zu erratenden Wortes oder Satzes sind durch Bilder oder Zeichen dargestellt); der Rösselsprung (die Wörter oder Silben eines Gedichtes werden nach dem Sprung des Rössels im Schachspiel — zwei Felder vor- oder rückwärts und eines seitwärts — über die Felder eines Schachbretts verteilt und sind danach wieder zusammenzusetzen).

K. K. v. B. in A. Nach dem uns eingesandten Gedicht glauben wir zu unsrer lebhaften Freude in Ihnen eine zweite, jugendliche Friederike Kempner begrüßen zu dürfen, und machen uns ein Vergnügen daraus, das geistreiche Poem Ihrem Wunsche entsprechend hier abzudrucken.

Der Unwiederstelliche

Wenn ich in der Abendstunde
Durch den Mond erhellten Park,
In dem Blumendufte wandle,
Denke ich auf manche Art.

Meiner schönen heiteren Kindheit,
Meiner Freunde frohe Schaar,
Wie ich so in ihrer Mitte
Unaussprächlich glücklich war.

Plötzlich kommt mir der Gedanke
An den flotten jungen Herrn,
Mit dem ich so oftmals scherzte,
Denn das thu' ich gar zu gern!

Er erscheint vor meinen Augen
Mit dem schönen braunen Haar.
Mit den spöttisch grünen Augen,
Mit dem rothen Lippenpaar.

Hochgewachsen, wie Apollo,
Krieg'risch blickend, wie ein Mars,
Philosophisch wie Sokrates,
Ganz nach alter Griechenart.

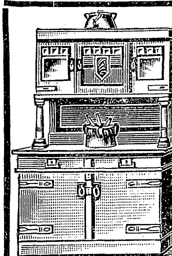
Nur die Augen, sie verrathen
Ihn als Kind von uns'rer Zeit,
Denn sie funkeln gar dämonisch,
Voll von Witz und Heiterkeit.

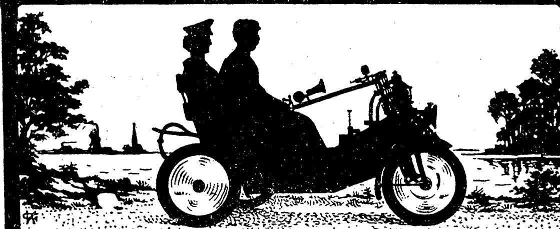
Denn er ist ein Herzbezwinger
Der gesammten Damenwelt,
Die man in dem Strom des Lebens
Als die Elegante kennt.

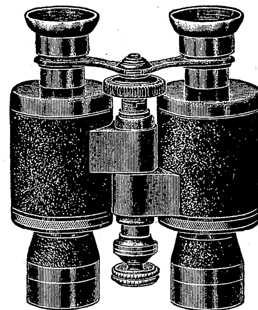
Alle, alle konnt' er treffen
Mit den Pfeilen Cupidos.
Doch nur eine spricht bedächtig:
„Ist den hier der Satan los?"

Diese Eine denkt zufrieden
Welch' ein Stoff für mein Gedicht,
Denn ich gab ihm das Versprechen
Für ein solches Preisgericht.











Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rucksendung findet nicht statt)

Böhlje, H., Guido, der Findling. M. 1.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Börnes Berliner Briefe 1828. Herausgegeben von L. Geiger. M. 3.—. Berlin, Fontane & Co.
Boerschel, Ernst, Jos. Vict. von Scheffel und Emma Heine. Berlin, Ernst Hofmann & Co.
Burwinkel, Dr. O., Die Herzleiden, ihre Ursachen und Bekämpfung. M. 1.20. Munchen, Verlag der Aerztlichen Rundschau.
Carmen, Sylva, Geflüsterte Worte. II. Teil. Gebd. M. 4.—. Regensburg, W. Wunderling
Deutscher Volkskalender für 1906. Herausgegeben von August Jekelius. 70 Heller. Kronstadt, H. Zeidner.
Ein deutscher Seeoffizier. Abt. D.: Der Kapitänleutnant 1880 bis 1888. Gernrode, Hirschbergs Verlag.
Engel, Professor Dr., Geschichte der englischen Literatur. 6. Aufl. M. 6.—. Leipzig, Julius Baedeker.
Ernstes und Heiteres vom Königlichen Militär-Reitinstitut zu Hannover. M. 9.—. Hannover, M. & H. Schaper.
Eulenburg-Hertefeld, Ph. Fürst zu, Eine Erinnerung an Graf Arthur Gobineau. M. 1.—. Stuttgart, Fr. Frommanns Verlag.
Ferry, Der Hauptmann von Kapernaum im Olymp. M. 3.—. Dresden, E. Pierson.
Fliegel, Alice, Klasse Ib. Lustiges von der Schulbank. M. 1.50. Berlin, Harmonie-Verlagsgesellschaft.
Fontane-Brevier. Von Olga und H. Spiero. M. 3.—. Berlin, F. Fontane & Co.
Franke, Ilse, Iris. Gedichte. M. 2.—. Hamburg, W. Gente.
Frauenkalender 1906. Herausgegeben vom Deutsch-Evangelischen Frauenbunde. M. 1.40. Groß-Lichterfelde, Edw. Runge.
Gedenkbuch zu W. Steinhausens 60. Geburtstage. Gebd. M. 6.—. Konstanz, E. Hirsch.
von Hemskerk, H., Adele und Adolar. M. 1.50. Heidelberg, Otto Petters.
von Hoensbroech, Presse und Ultramontanismus. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Hubscher, Monogramme. M. 2.—. Dresden, E. Pierson.
Jahrbuch für Aquarien- und Terrarienfreunde 1905. Herausgegeben von R. Mandé. M. 1.50. Dresden, H. Schultze.
Kaiser, Emil, Karneval. Sittenroman aus dem Köln des 20. Jahrhunderts. Köln, Paul Neubner.
Keller, Otto, Franz von Suppé, der Schöpfer der deutschen Operette. M. 3.75. Leipzig, R. Wöpke.
Kjölenson, Erschließung des Liebesglückes. M. 1.—. Leipzig, Richard Wopke.
Klautsch, Dr. med. A., Mutter und Kind. Gebd. M. 3.—. Leipzig, Max Gelsdorf.
Kleinschmidt, Dr. A., Amalie von Oranien. M. 5.—. Berlin, Joh. Raede.
Krohn, Ronald E. S., Fuhrer durch Madeira. Berlin, Verlag der Madeira-A.-G.
Lehne, Fr., Das neue Fraulein. Chemnitz, H. Thümmlers Verlag.
Liebe, P. S., Die Frau für den Nervösen. Augsburg, Eigenverlag.
Liebermann, Dr. B., Elisabeth von Brandenburg. M. 1.50. Dresden, E. Piersons Verlag.
Luda, Dr. G., Asthma eine Kohlensäurevergiftung. M. 1.—. Berlin, E. Ebering
Meurer, Julius, Weltreisebilder. Gebd. M. 9.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Moderne Stickereien. II Serie. Gebunden M. 6.—. Darmstadt, Verlags-Anstalt Alex. Koch.
Pfitzner, H., Die elektrischen Starkströme. Dresden-A., Theodor Jentsch.
Photographischer Almanach. 26. Jahrgang. M. 1.—. Leipzig, Liesegangs Verlag.
Preindlsberger-Mazonie, Das Greberfenster. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.
Reichardt, O., Widukind der Sachsenherzog. Drama in funf Akten. Berlin, H. Costenoble.
Reimann, H., Berühmte Musiker. Band XVII: Felix Mendelssohn-Bartholdy. Gebd. M. 4.—. Berlin, Harmonie-Verlagsgesellschaft.
Rogge, Bernh., Allzeit im Herrn. 5. Aufl. Gebd. M. 10.—. Leipzig, F. Hirt & Sohn.
Schillers Werke, herausgegeben von Professor Dr. Otto Hellinghaus. 3 Bände gebd. M. 9.—. Freiburg i. B., Herder.
Schilling, H., Schwertschlag und Fiedelstrich. Bd. II. M. 2.—. Potsdam, A. Steins Verlagsbuchhandlung.
Schowalter, Der Löwe von Vlaandern. München, J. F. Lehmanns Verlag.
von Schweiger-Lerchenfeld, Freiherr A., Kulturgeschichte. Liefg. 1. (Vollständig in 40 Lieferungen à 50 ₰.) Wien, A. Hartlebens Verlag.
Spieß, Aug., Kritische Bemerkungen zum Entwurf eines Gesetzes betreffend das Urheberrecht an Werken der bildenden Künste und so weiter. Schöneberg, Meisenbach, Riffarth & Co.
Suchier, Hofrat Dr., Der Orden der Trappisten und die vegetarische Lebensweise. 2. Aufl. 60 ₰. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.
Taschenbuch der Kriegsflotten 1906. Gebd. M. 4.50. Munchen, J. F. Lehmanns Verlag.
Torrund, Jassy, Ein dunkler Punkt. 50 ₰. Berlin, Alb. Goldschmidt.
Ungarische Dichtungen. In deutsche Sprache übertragen von Dr. L. Brájjer. M. 2.—. Leipzig, E. Kempe.
Weber, Dr. L., Die Wünschelrute. M. 1.—. Kiel, Lipsius & Tischer.
Weiler, W., Chemie des praktischen Lebens. Liefg. 1. (Vollstandig in 10 Lieferungen à 70 ₰. Ravensburg, O. Maier.
Wiesen, V., Die Spielgefährten. 2 Bände. M. 1.—. Berlin, Alb. Goldschmidt.
Wittner, O., Mein Kaiser und mein Vaterland. M. 1.20. Dresden, E. Pierson.
von Wolzogen, Hans, Aus deutscher Welt. M. 3.—. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
Zadig, Dr. G., Der Ringkampf. Leipzig, Grethlein & Co.
Zeiß, August, Die goldene Frucht. Dresden, H. Minden.
Zingel, E., Humoresken aus dem Leben. M. 1.—. Dresden, E. Piersons Verlag.



Literatur

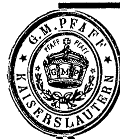
Ein übersichtliches Gesamtbild der musikgeschichtlichen Entwicklung von den Anfängen bis zur Gegenwart gibt der bekannte Schriftsteller und Kritiker Dr. Karl Storck in seiner kürzlich erschienenen „Geschichte der Musik“ (Stuttgart, Muthsche Verlagshandlung; Preis 10 Mark, gebd. 12 Mark). Das lebendig und mit der Wärme ehrlicher Begeisterung geschriebene Werk wendet sich in erster Linie an das musikalische Haus, an die echten „Dilettanten“, welche die Musik, ohne sie zum Beruf zu machen, aus innerem Bedürfnis mit Lust und Liebe pflegen; auf gründlichen wissenschaftlichen Kenntnissen und Studien fußend, wird es aber auch für den Fachmann eine Quelle der Belehrung und Anregung sein. Der gewaltige Stoff ist in zehn Bücher gegliedert, die sich zu drei Teilen zusammenschließen. Der 1. Teil, das Altertum, schildert die alten Kulturvölker, umfaßt aber auch zugleich die Musik der Naturvölker. Der 2. Teil, das Mittelalter, behandelt den musikalischen Werdegang der weltlichen (Volkslied — Minnesang) und besonders ausführlich der kirchlichen Musik. Der 3. Teil, die Neuzeit, umfaßt die weitaus größere Hälfte des Werkes. Eine prächtige Schilderung führt uns in die große Zeit der Renaissance ein, eine für die gesamte musikalische Fortentwicklung wie für das Verständnis der heutigen Musikformen gleich wichtige Periode. Mit den drei großen Meistern Händel, Bach und Gluck beginnt die Vorherrschaft unsrer deutschen Musik, die mit unsern Klassikern: Haydn, Mozart, Beethoven ihren Höhepunkt erreicht. Besonders das Beethoven gewidmete Kapitel ist ein Kleinod von künstlerisch schöner Auffassung. Eine eingehende Behandlung hat die nachklassische Zeit, das neunzehnte Jahrhundert, gefunden, aus der die gewaltige Gestalt Richard Wagners hervorragt. Ein Schlußkapitel, „Die Moderne“, führt uns durch die Musik der Gegenwart und ihre vielfältigen Strömungen. Der Verfasser ist auch in diesem Abschnitt sichtlich bemüht, die einzelnen schöpferischen Kräfte möglichst objektiv zu würdigen, doch werden seine notgedrungen summarischen Urteile hier natürlich manchen Widerspruch finden, zumal es sich zum großen Teil um noch in der Entwicklung begriffene Talente handelt. Im ganzen Werke ist die Einheit zwischen Kunst und Leben festgehalten, und darin, daß der Verfasser die Musik jeder Epoche in den allgemeinen geschichtlichen Rahmen hineinstellt und sie namentlich im Zusammenhang mit der Kultur- und Literaturgeschichte und in steter Vergleichung mit der Gegenwart betrachtet, darf man einen Hauptvorzug der Storckschen Musikgeschichte erblicken. Wertvolle Beigaben sind ein ausführlicher Literaturnachweis und ein reichhaltiges Personen- und Sachregister, das schnelle Orientierung ermöglicht. Dem verdienstvollen und seinen populären Zweck aufs beste erfüllenden Werk ist ein Porträt Beethovens beigegeben. Der vortreffliche, wiewohl etwas spärliche Buchschmuck ist von der Hand Franz Staffens.

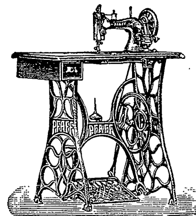
Handschriften-Beurteilung

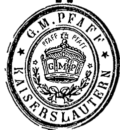
„Paquita B.... Sinaloa.“ Sie sind eine selbständige Natur, der es nicht leicht wird, sich unterzuordnen, die vielmehr gern befiehlt und auch das nötige Talent dazu hat. Ihr stark entwickelter Unabhängigkeitsdrang vereint sich mit Sicherheit und fester Entschiedenheit. Sie sind eine in sich abgeschlossene Persönlichkeit, nicht ohne Eigenart und ausgeprägten Sinn für Bizarres und Apartes. Sie verlieren sich nicht in Kleinigkeiten, ein Zug der Größe geht durch Ihren Charakter, und der Gesamteindruck gilt Ihnen mehr als Einzelheiten. Richtig erkennen Sie den Kern der Dinge und bleiben nicht an Zufälligkeiten hängen. Im Auftreten sind Sie gewandt. Sie beherrschen die besten Umgangsformen, aber es tritt keine Geziertheit in Ihrem Wesen hinzu; Sie geben sich natürlich und einfach, sind stets von gleichmäßiger Liebenswürdigkeit, jedoch ohne höfliche Redensarten zu machen. Was Sie sagen, kommt von Herzen. Sie empfinden tief und warm, doch stellen Sie sich oft absichtlich kühler, als Sie sind. — Zuweilen, wo Sie nicht verstanden werden, können Sie kurz angebunden und schroff erscheinen.

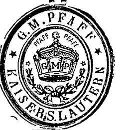
L. Meyer, Ragaz (Schweiz)

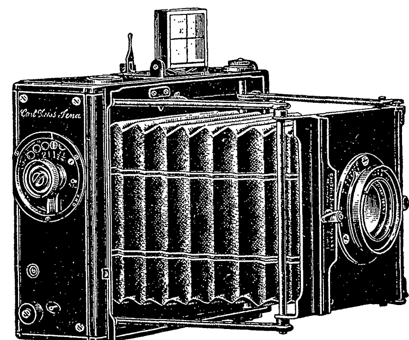




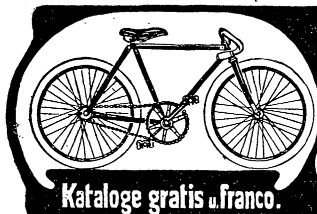


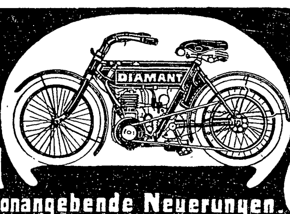


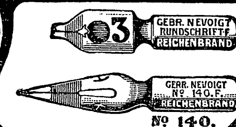












Die letzten Azteken

Nachdem im Jahre 1519 das Reich der Azteken unter dem Ansturm des Häufleins geharnischter Spanier, die der Abenteurer Cortez übers Meer geführt, endgültig zusammengebrochen war, ergoß sich eine Hochflut bekehrungseifriger Priester über das schöne Land, und von der hochentwickelten Kultur, von der reichen mythologischen und poetischen Literatur, die in Hieroglyphen aufgezeichnet war, blieb nicht viel von ihrer Zerstörungswut verschont. Erst spät hat die moderne Wissenschaft begonnen, diese Sünden wieder gut zu machen, und die letzten Jahrzehnte haben mancherlei Wissenswertes ans Tageslicht gefördert. Der Stamm der Azteken selbst hat nichts von seiner früheren Herrlichkeit bewahrt, wenige Reste, die rettungslos ihrem Untergang entgegengehen, sind alles, was von dem Volke des unglücklichen Montezuma übriggeblieben ist. Wenn man Gelegenheit hat, die letzten Vertreter dieser aussterbenden Rasse zu sehen, kann man sich nur schwer an den Gedanken gewöhnen, daß es derselbe Stamm ist, dessen Söhne einst im Federschmuck mit Holzkeulen und Speeren mit Feuersteinspitzen in das Geschützfeuer der Spanier rannten. Die kriegerischen Fähigkeiten, welche die Azteken einst zu dem mächtigsten Stamme Zentralamerikas machten, die sie auf weiten Beutezügen und Sklavenjagden, die sie bis an die Küsten des Stillen Ozeans führten, bewährten, sind unwiederbringlich dahin. Vier Jahrhunderte haben genügt, um sie völlig zu degenerieren. Drei weibliche Azteken waren kürzlich in Berlin zu sehen. Sie werden trotz guter Pflege im allgemeinen kaum mehr als 30 Jahre alt und zeichnen sich durch merkwürdige Kopf- und Halsbildung aus. Die auf unserm Bilde wiedergegebenen drei Aztekinnen stehen im Alter von 14, 15 und 16 Jahren. Anthropologische Versuche haben ergeben, daß die Gehirne dieses Stammes nicht mehr als 250 Gramm wiegen, während das Gehirngewicht eines Europäers 1400 bis 1800 Gramm beträgt. Ferner haben die Messungen ergeben, daß der Schädelumfang dieses Menschenschlages durchschnittlich 21 Zentimeter beträgt, während er bei den Europäern 50 bis 54 Zentimeter mißt. Als weiteres Charakteristikum dieser Rasse gilt die affenartige Mundbildung und der verhältnismäßig kleine Unterkiefer. Die mangelhafte Entwicklung desselben hat zur Folge, daß auch die Sprachwerkzeuge verkümmert sind. Trotz sorgfältigster Ernährung mit Fleisch und Reis entwickeln die drei weiblichen Wesen nur eine ganz geringe Lebhaftigkeit und bekunden nur wenig Interesse an ihrer Umgebung.



Drei Mädchen aus dem Stamme der Azteken

Herzliche Bitte!

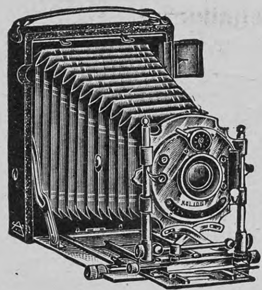
Das Werk, auf dessen Vollendung viele Schwerkranke und Unheilbare mit der ganzen Sehnsucht ihrer Herzen hofften, das Hospiz der Barmherzigkeit in Welchau, das bereits unter Dach gebracht ist, harrt schon ein ganzes Jahr des Ausbaues. Soll es noch länger warten müssen? Sollen noch länger die Augen der Müden vergeblich um Erbarmen flehen, sollen die Lippen der Kranken noch länger umsonst nach Hilfe rufen? Die Armen können freilich nicht selbst herantreten an euch, ihr opferfreudigen Menschenfreunde, aber ich will für sie nochmals den Bettelstab ergreifen, für die Unglücklichen, die nirgends ein friedliches Heim, eine freundliche Pflege zu finden vermögen, für die bislang in ganz Böhmen nur eine einzige Heimstätte, das Vinzentinum in Prag, bereitsteht. Für sie flehe ich um eine Liebesgabe zum Ausbau ihres Hospizes.

Die Barmherzigkeit hat zum Werke den Grund gelegt, die Barmherzigkeit ungezählter Wohltäter hat bislang bauen helfen, und dessen bin ich sicher, die Barmherzigkeit wird auch das Werk vollenden.

Liebesspenden werden freundlichst erbeten an den Gefertigten oder an das Gemeindeamt in Welchau.

Welchau bei Karlsbad.

Karl Baumgärtl, Pfarrer in Welchau.











Aus Bädern und Kurorten

Sommerreisen ins siebenbürgische Hochland. Durch die Tätigkeit des siebenbürgischen Karpathenvereins — der im Vorjahr die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens begehen konnte — ist Siebenbürgen im westlichen Europa immer bekannter geworden und wird immer häufiger auch von deutschen Touristen besucht. In gleicher Weise wie der Naturfreund wird auch der Ethnograph befriedigt aus Siebenbürgen heimkehren, bietet doch das Völkergemisch seiner Bewohner in Sprache, Sitte und Gebrauch eine unerschöpfliche Fülle des Interessanten. Wegen aller Auskünfte über Land und Leute, Reiserouten, Gebirgstouren, Badeorte und so weiter wolle man sich an die Fremdenverkehrskanzlei in Hermannstadt wenden, die bestrebt ist, den Besuchern des Landes mit Rat und Tat an die Hand zu gehen.

Der weit und breit bekannte Luftkurort Eisenach, die Perle Thüringens, tritt im Anfang Juni dieses Jahres in die Reihe der Kurbäder Deutschlands. Nach vielen Schwierigkeiten ist es gelungen, eine im Laufe der Jahrhunderte fast vergessene Mineralquelle, die jetzige Großherzogin-Karolinen-Quelle, nach Eisenach zu leiten. Auf Grund vielseitiger Untersuchungen und langjähriger Versuche mit dem Mineralwasser steht heute die Annahme fest, daß die Großherzogin-Karolinen-Quelle von weitgehender Wirkung ist bei Stoffwechselkrankheiten aller Art, wie Nieren- und Leberleiden, Gicht, Rheumatismus, Fettleibigkeit, sowie Zucker- und gewissen Frauenkrankheiten. Neben der Trinkkur ist die Quelle wegen ihres Salzgehaltes auch zu Bädern mannigfaltiger Art geeignet. Der Wasserversand hat bereits begonnen.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Da man in Deutschland ja auch allmählich anfängt, sich beim Schaumwein nicht nur um die Marke, sondern auch um den Jahrgang zu kümmern, werden unsern Lesern einige kurze Angaben der rühmlichst bekannten Champagnerfabrik Burgeff & Comp. in Hochheim gewiß interessant sein. Die Weinernte von 1905 wird in dem Geschäftsbericht als günstig bezeichnet, die Qualität liegt ungefähr in der Mitte zwischen 1903 und 1904. Obwohl verschiedentlich Rebkrankheiten vorkamen, konnte man doch aus absolut gesunden Weinbergen ein hervorragendes Material herbsten.

Die Atmungswege sind in unserm Klima ganz besonders Gefährdungen ausgesetzt und sie bedürfen wohl am meisten der ärztlichen Hilfe. Es scheint daher sehr notwendig, gegen diese Krankheiten wirksame Mittel zu finden, und sowohl die Aerzte als das leidende Publikum werden es mit großer Freude begrüßen, daß es gelungen ist, im „Sirolin Roche“ ein Kreosotpräparat herzustellen, das sich bei allen Erkrankungen der Luftwege auf das vorzüglichste bewährt und sowohl ernstere als leichtere Katarrhe in verhältnismäßig kurzer Zeit beseitigt hat.

Hausens Kasseler Hafer-Kakao ist ganz besonders geeignet für den Frühstückstisch der Kinder, weil er in richtig verteiltem Verhältnis einen hohen Gehalt an Eiweiß, Fett, Kohlehydraten und Nährsalzen besitzt. Dabei zeichnet er sich durch leichte Verdaulichkeit und fühlbar kräftigende Wirkung aus und ist, mit Wasser und Milch gekocht, außerordentlich schmackhaft.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Es mochte gegen fünf Uhr sein. Der rechte Sonntagnachmittagsfrieden lag über der Dorfstraße. Die Bauern saßen vor ihren Türen auf den grob zusammengehauenen Holzbänken. Der und jener zog die Kappe, das eine und andre Muhmchen nickte ihm mit einem verschämten Lächeln zu; hier und dort mußte er Rede und Antwort stehen. Die Leutchen waren schon zutraulicher als heut morgen im Gotteshaus. Der wollte wissen, ob man mit seiner „Arbeit" denn wirklich viel Geld verdienen könne; ein andrer, ob es wahr sei, daß er schon für den Kaiser „gearbeit" habe und was? In der Siegesallee solle ja eine Puppe von ihm stehen. Die Siegesallee schienen sie alle zu kennen, wenn sie sich zum Teil auch eine wunderliche Vorstellung von ihr machten.

Nun hatte er endlich das Dorfende erreicht und stand an der Plaaskebrücke. Einen Augenblick lehnte er sich über das Geländer und sah in das kristallene Wasser, das langsam über den klaren Sandgrund hinfloß. Die einzelnen Steinchen konnte er auf dem Grunde zählen. Und er dachte lächelnd daran, wie gern er als Junge dort drüben am Erlengebüsch nachts mit dem brennenden Kienspan „krebsen" gegangen war. Das sollte, hatte er schon gehört, der heutigen Dorfjugend auch nicht mehr vergönnt sein, sintemalen seitdem die Krebspest die angenehmen Krustentiere vernichtete. Er pfiff vor sich hin ... die Welt wird schlechter mit jedem Tag, man weiß nicht, was noch werden mag ..., aber es war ihm nicht Ernst damit. Im Gegenteil: er fühlte sich froher und freier als während des ganzen Tages. Die Sonnenstrahlen tanzten so lustig auf dem blinkenden Wasser, die Wiesenstreifen am Ufer leuchteten so frisch und grün, es duftete nach Heu, und im Ufergebüsch zwitscherten die Vögel. Unsinn ... die Welt ist doch schön!

Und drüben am Hange, wo der Königliche Forst mit den uralten hochstämmigen Buchen begann, lag die Oberförsterei, und die barg ein seltenes Kleinod —

All die Stunden, ununterbrochen hatte ja doch nur ihr Bild vor seinen Augen gestanden. Nur an sie hatte er gedacht. Geformt hatte er im Geiste immer aufs neue, immer anders dies süße Kindergesicht, in dem ihm so vieles vereint schien: holde Unschuld und Jungfräulichkeit, kindliche Heiterkeit und sinnender Ernst, innige Hingebung und scheue Zurückhaltung. Nur die Augen



Ein lustiges Lied. Nach einem Gemälde von Simon Glücklich

brauchte er zu schließen, und seine Phantasie schuf sie zu neuen Bildern: als Gretchen sah er sie und als Egmonts Klärchen, als Waldnymphe und als Niobidentochter, als Psyche und als Sandalenbinderin . . .

Dabei wußte er ganz genau, daß es eben seine gestaltende Phantasie war, die das alles in sie hineintrug. Aber sie blieb es doch, die seine Gestaltungskraft so mächtig anregte. Es war wie ein Gnadengeschenk: lange, lange hatte er mitten im großen vielgestaltigen Leben dürre gelegen, sich abgequält im Suchen nach Motiven. Lahm war er geworden, empfindungsarm. Ebbe war's um ihn gewesen und in ihm, mühsam vor der Welt, vor den Kollegen, vor der Kritik verhehlte Ebbe. Nun kam plötzlich wieder die belebende Flut. Die Flügel wuchsen ihm wieder. Die Sonne leuchtete —

Wie das weiter werden sollte, werden würde, darüber grübelte er nicht. Der Born hatte sich ihm erschlossen. Nun galt es zu schöpfen —

Aber er erinnerte sich einiger andrer Stunden aus seinem Leben, ganz weniger, reicher Stunden, in denen ihm ähnliches geworden. An einen tollen Ritt in die römische Campagna, bei dem ihm die Idee zu dem Zentauren gekommen war, der seinen Ruf begründen half. An seine erste Begegnung mit dem Fürsten Bismarck, der sein Roland entsprossen war. An Maddalena Pucci, seine Juno, die jetzt in der Nationalgalerie stand . . . auch an Ulla Wiggersen . . .

Wie ein Rausch war das immer gewesen. So war's auch heute.

Schade um die Stunden, die er im Pfarrhaus hatte opfern müssen.

Und mit einem plötzlichen Entschluß sprang er von der Brücke ans Ufer. Da schlängelte sich durch die Wiesen, den Fahrweg abkürzend, ein schmaler Fußpfad zur Oberförsterei hinauf. Den kannte er noch Schritt um Schritt. Den war er auch gegangen an jenem andern Entscheidungstag, als er zum alten Santer hinauf befohlen war mit der kleinen Hundefigur, die seine ungeschickten Hände aus Ziegelton geknetet hatten.

III

Der Fußweg führte nicht in den vorderen Wirtschaftshof der Oberförsterei; er mündete seitlich in deren Garten, dort, wo der unmittelbar in den Wald überging, ohne Zaun oder Hecke. Es war ehedem eine ziemliche Wildnis gewesen — Santer liebte das so —, es war noch heute nicht anders. Nur waren die Fliederbüsche höher und dichter geworden, die Wege verwachsener. Hier und dort gab es ein Rondell oder eine morsche Steinbank; unter den Büschen wucherten die Farne.

Es war schattig und kühl hier. Serrenberg, der sehr schnell gegangen war — mehr gelaufen als gegangen in seiner unbezähmbaren Ungeduld —, verlangsamte seine Schritte. Wider Erwarten konnte er sich doch nicht gleich zurechtfinden. Der Pfad, den er gekommen, mußte hier oben wohl gar nicht mehr begangen werden. Plötzlich schien er ganz aufzuhören. Syringen und Jasminsträucher schlossen ihn ab.

Einen Moment blieb der Professor stehen und bog die Zweige auseinander. Das breite Dach der Försterei blickte durch die Wipfel der höheren Bäume; dicht vor ihm aber lag eine kleine Lichtung.

Und an dem Rande, an dem alten Ziehbrunnen stand Hanna.

In dem hellen Waschkleidchen von heut morgen; nur eine zierliche weiße Schürze hatte sie vorgebunden. Aber sie war ohne Hut. So sah er zum ersten Male die ganze Feinheit des schönen Mädchenkopfes und die dunkle Fülle des Haares, die in einem breiten Flechtenkranz das Köpfchen krönte.

Gerade mußte sie an den Brunnen getreten sein, denn sie stellte soeben ein Schüsselchen mit Erdbeeren auf die Bank, reckte sich, hob die Arme und zog die Kette. Leise knarrte das Gebälk.

Er wagte kaum zu atmen —

Wie wundervoll modelliert jede Form der schlanken Gestalt . . . zart, biegsam und doch kräftig. Eine Mädchenfigur, der nie ein Zwang angetan war . . .

Der Eimer kam in die Höhe. Als sei er federleicht, so hob sie ihn heraus, übersprudelte die Erdbeeren, hing ihn wieder in den Haken zurück. Dann legte sie die Hand an die Augen und blickte zur Sonne, als wolle sie nach der Zeit sehen. Klar und rein hob sich ihr Profil ab — diese bei aller scheinbaren Unregelmäßigkeit so reizvollen Linien, die ihn schon heut morgen entzückt hatten.

Ein kleines Lächeln lag auf den Lippen. Wie Kinder bisweilen im Schlafe lächeln, wenn sie süß träumen. Und wenn sie erwachen und man fragt sie, so schütteln sie den Kopf und sagen: ich weiß nicht —

Die Hand sank herab. Hanna trat dicht an den Brunnen heran, legte die Arme auf die Holzbrüstung und beugte sich vornüber. Eine ganze Weile stand sie so und sah in die Tiefe. Und wieder entzückten Serrenberg das feine Oval des Kopfes, die dichten Wellen zwischen den Flechten, die kleinen Löckchen, die sich dazwischen überall hervorstahlen, an der Stirn, an den rosigen Ohren, am weißen Halse . . .

Nun richtete sie sich auf, und da trat er rasch aus dem Gebüsch und rief: „Der Nickelmann kommt, Fräulein Hanna!"

Er hatte geglaubt, sie würde ein wenig erschrecken. Dem war nicht so. Die sanfte Blutwelle glitt freilich wieder über ihr Gesicht. Aber sie neigte ruhig den Kopf und sagte scherzend: „Der liegt fest da unten, in Ketten und Banden. Ich hab' mich gerade davon überzeugt."

„Lassen Sie mich ihn auch einmal sehen, Fräulein Hanna!"

Sie schüttelte den Kopf: „Den sehen Stadtkinder nicht."

„Aber ich bin doch ein Dorfkind —" Und er trat an die Brüstung, beugte sich weit vor und berichtete: „Ganz deutlich sah ich ihn . . . mit Schilf im struppigen Haar, einer güldenen Kette um den Hals und . . . mit unglücklichen Augen. Der Arme sehnt sich nach Rautendelein. Wer will's ihm verdenken! Sie lieben die Märchen, Fräulein Hanna?"

„Ja, Herr Professor. Man muß sie nur recht verstehen, darf nicht daran deuteln und düfteln."

„So ist die Versunkene Glocke, sind Nickelmann und Rautendelein nicht nach Ihrem Sinn? Hab' ich recht verstanden?"

„Es ist gewiß sehr schön. Mir ist freilich solch altes Hausmärchen lieber . . . Dornröschen oder Schneewittchen . . ."

Er nickte. „Das glaub' ich gern!"

Sah sie doch selber wie ein Märchenkind aus. Gerade jetzt, wo die Sonnenstrahlen um ihren Scheitel spielten, daß es sich wie eine Gloriole auf dem dunkeln Haar wob. Auch ihre blauen Augen, die so feucht und träumerisch glänzten, paßten zu dem Märchenbilde —

Sie hatte die Schüssel mit den Erdbeeren in die Hand genommen. „Nun muß ich aber ins Haus. Großvater wartet schon."

„Darf man nicht naschen?"

Sie hielt ihm das Schüsselchen hin. „Wenn man bescheiden ist —"

Er nahm ein paar von den Früchten und dachte daran, daß ihre Hände sie gepflückt hätten. „Köstlich sind sie!"

„Doch nicht so schön wie unsre Walderdbeeren. Im Juli sollten Sie herkommen, Herr Professor, wenn die reif sind! Ich weiß die besten Stellen. Am Bochensee und am Wege nach Grunow —"

„Also immer noch dieselben wie vor dreißig Jahren."

„Erinnern Sie sich denn noch an solche Einzelheiten? Ich glaubte, das hätten Sie alles längst vergessen — da draußen — in der weiten Welt —"

„Vergessen hatte ich's wohl, Fräulein Hanna. Aber das ist auch wie ein Märchen. Kaum hat man den Heimatsboden betreten, so entquellen ihm all die alten Erinnerungen, und sie werden einem wieder lieb. So lieb! Mir ist's, als würde man dabei ein besserer Mensch . . ."

Sie sah ihn mit ihren großen Augen unbefangen an. Er mußte die Frage darin lesen: ‚Wird man denn — dort draußen — in der weiten Welt schlechter?'

„. . . und uns Großstädtern tut das not," fuhr er fort. „Wir verkümmern nicht nur, wir verderben auch zwischen unsern hohen, engen Steinmauern. Wohl uns, wenn uns wenigstens noch das Bedürfnis und die Kraft blieb, dann und wann in Gottes freier Natur die Brust zu weiten und das Herz zu reinigen. Wenn in uns das Hochgefühl der Freude noch lebendig ist an Wald und Feld, am plätschernden Wiesenbach und — und an einer schönen Blüte, die nicht in schwüler Treibhaustemperatur künstlich getrieben wurde, die frisch und frank und frei aufwuchs! An solch einer holden Blüte . . . wie Sie es sind, Fräulein Hanna!"

Sie hatte so aufmerksam zugehört. Auch jetzt senkte sie nicht die Lider, ruhig sah sie ihm in die Augen. Nur ein leises Lächeln spielte um ihre Lippen, ihre Wangen färbten sich wieder ein wenig tiefer, und sie schüttelte den Kopf: „Das lassen Sie um Himmelswillen Großväterchen nicht hören, Herr Professor . . . das letzte! Sonst ist's mit der guten Freundschaft vorbei."

„Warum denn, Fräulein Hanna?"

„Weil Großvater solche Sachen immer gleich schrecklich ernst nimmt —"

„Und Sie?"

„Ach ich! Ich freue mich darüber — so im Augenblick — und dann lach' ich über mich selber, daß ich so dumm war."

„Das versteh' ich nicht."

Hanna legte das Köpfchen ein wenig auf die Seite, und ihr Gesicht nahm einen schelmischen Ausdruck an, der ihm wieder ganz neu war.

„Das ist doch sehr einfach, Herr Professor," sagte sie. „Zuerst kommt die Freude, daß solch großer Künstler überhaupt so freundlich ist und daß er so . . . so hübsche Dinge sagt. Und dann kommt die Erkenntnis, daß er's ja eigentlich gar nicht ernst gemeint hat. Darüber mag sich eine andre dann ärgern . . . ich lach' mich lieber selbst aus."

„Sie tun mir damit aber bitteres Unrecht an, Fräulein Hanna! Denn, bei Gott, ich meinte es sehr ernst: Sie sind die liebreizendste Mädchenblüte, die ich je gesehen habe — heut schon in der Kirche erkannt' ich das . . . hier wurde es mir zur Gewißheit . . . das holdeste Geschöpf sind Sie auf dem weiten Erdenrund —"

Sie erschrak heftig. Die Hände hielten die Erdbeerschüssel tapfer umspannt. Aber die Augen schlossen sich, die Lippen bebten, und über das Gesicht wallte das Blut. Dabei stand sie doch wie gebannt.

Da rief es vom Hause her: „Irrwisch, wo bleibst du denn in drei Deubels Namen!" Und sie lief plötzlich wie ein gejagtes Reh von dannen.

Langsam folgte Serrenberg.

Nun doch sehr unzufrieden mit sich, daß er sich hatte fortreißen lassen vom Augenblicksimpuls. Unklug war er gewesen, scheu hatte er sie gemacht, wo sie ihm gerade so vertrauensvoll begegnet war, so kindlich naiv. Das ganze Spiel hatte er sich verdorben. Jetzt lag sie womöglich drinnen an der Brust des Alten, weinte und gestand, was er ihr gesagt. Wahrscheinlich! Und der Oberförster setzte ihn lachend vor die Türe. Lachend oder grob oder beides.

Am liebsten wäre er umgekehrt.

Aber das konnte er erst recht nicht —

Es zerrte ihn vorwärts.

Vor einer Stunde noch, unten an der Brücke, hatte eigentlich allein der schönheitsdurstige Künstler in ihm gesprochen. Jetzt hatte der Mann Feuer gefangen. Nicht an ihrer Schönheit nur. Der naive Liebreiz, das so ganz Unbewußte in ihr hatte gezündet.

Immer hatten die Frauen ihn verhätschelt, begönnert, geliebt. Immer hatten sie eine Rolle in seinem Leben gespielt. Mädchen aus dem Volke, wie er sie so oft als Modelle gebraucht, Bühnenkünstlerinnen, Damen der Gesellschaft. Die eine und die andre hatte es auch verstanden, ihn dauernder zu fesseln — aber das waren

Ketten, meinte er, die er in jedem Augenblick abstreifen konnte, die überhaupt seine Bewegungsfreiheit nie gehemmt hatten. Bis auf die eine...

Das hier... das aber war etwas ganz andres. Ganz klar sah er es nun vor sich.

Vor einer Stunde, unten an der Brücke, war ihm die Erkenntnis aufgegangen, daß er wieder einmal vor einem jener künstlerischen Wendepunkte stehe, wie er deren schon mehrere erlebt hatte, sich immer zum Heile. Da hätte er laut aufjubeln mögen —

Jetzt wußte er, daß er vor dem großen Wendepunkt seines Lebens stand. Und das hemmte doch seine Schritte.

Er erwog nicht den Unterschied der Jahre. Gehörte er doch zu den Begnadigten, die deren Kommen und Gehen selber nie empfanden. Er fragte sich auch nicht: kannst du sie dir erobern? Das hatte er sich nie gefragt, und er hatte immer gesiegt. Mochte sie jetzt vielleicht widerstehen, mochte der alte Herr auftrumpfen — das waren Hemmnisse, die zu überwinden nur den Reiz des Sieges erhöhte.

Aber sich binden... sich ganz binden, so wie dies junge Wesen es erwarten mußte... für das Leben sich binden: das umschloß für ihn einen Gedankenkreis, der ihn zögern machte.

Sollte er umkehren! Noch war es Zeit. Auf die Unhöflichkeit Santer gegenüber kam es schließlich nicht an.

Wenn nur die Sehnsucht nach den blauen Augen unter den dunkeln Brauen nicht gewesen wäre und nach den roten herben Lippen, die doch so eigen verträumt lächeln konnten! Und zu dem eine ganz absonderliche, fast brutale Neugier: wie wird sie sich benehmen, wenn du ihr jetzt fragend ins holde Gesicht siehst? Hat sie das, was du ihr sagtest, als süßestes Geheimnis in ihrem Herzen geborgen, oder hat sie es — weinend oder jubelnd — dem Großvater gestanden?

Immer langsamer waren seine Schritte geworden. Gar nicht aufgesehen hatte er.

Da stand er auch schon vor der weinlaubumrankten Veranda, und aus der rief der Oberförster ihm sein: „Heißa, Freundchen!" zu. Hinter einem mächtigen Kübel saß er, in dem zwischen Eisstücken nicht nur die Kristallbowle, sondern noch ein halbes Dutzend rotgekapselter Flaschen ihren Platz hatten. Und er streckte dem Professor schon von weitem ein Paßglas entgegen. Eine dichte Schicht kleiner Monatserdbeeren leuchtete auf dem Wein.

„Probieren, Serrenberg! Das Mädel hat zwar lang getrödelt, und gezogen wird die Mischung noch nicht genug haben. Aber übel ist sie nicht, denk' ich, hoff' ich. Wie sich's gehört, wenn hohe Gäste kommen. Ich grüß' die Kunst..."

Er rückte an seiner großschirmigen graugrünen Kappe, hob sein eignes Glas und tat einen mächtigen Zug. Aus dem Patriarchengesicht strahlte die ehrliche helle Freude über den Gast.

Hanna war nicht sichtbar —

Sie hatte doch als Herzensgeheimnis geborgen, was er ihr zugeraunt —

Mit einem Sprunge nahm Serrenberg die drei Stufen zur Veranda und tat dem Alten Bescheid bis auf die Nagelprobe.

„Gut ist sie... und die Erdbeeren sind köstlich..."

„Sind sie auch! Hannas Verdienst. Früher wurden sie nie so früh reif. Aber das Mädel hat solch glückliche Hand im Garten. Was sie anfaßt, gedeiht. So... und nu setzen Sie sich mal her... dahin!... und nu erzählen Sie mir mal möglichst kurz, wie's bei Pastors war — honoris causa — und möglichst lang, was Sie für die nächste Zeit Schönes und Gutes in petto haben..."

Mit dem Greise war gut plaudern. ‚Ein feiner Kopf — schade eigentlich, daß den das Schicksal hier so festgenagelt hat,' dachte Serrenberg manchmal, überrascht durch die eine oder andre Gesprächswendung. Aber vielleicht wäre er nirgend anderswo so glücklich geworden. Denn so gern seine Gedanken in die Weite wanderten, so reges Interesse er hatte für die Welt da draußen — im Grunde wurzelte er doch ganz auf dem Boden, der ihm zur Heimat geworden war. „Noch ein oder zwei Jährchen, dann geh' ich 'in Pension. Hol' mich der Geier... die Schreiberei kann einem nachgerade den Beruf verleiden... wir sind jetzt mehr Aktenmenschen als Forstbeamte. Schreiben und wieder schreiben; rechnen und wieder rechnen! In den lieben grünen Wald werd' ich, will's der Herrgott, mehr kommen als jetzt, wenn ich mich zur Ruhe gesetzt hab'. Im Frühjahr fang' ich an mit dem Hausbau... unten an der Plaaske..."

Hanna ließ sich nicht sehen.

Viertelstunde auf Viertelstunde verrann. Die Sonne sank, der Bowlenspiegel sank und wurde wieder aufgefüllt.

Bis endlich der Oberförster mit der Krücke seines Stockes mächtig auf den Tisch pochte. „Vereinfachtes Verfahren — meine Klingel!" und dem aus der dunkeln Diele auftauchenden Dienstmädchen zurief: „Fräulein Hanna soll kommen... den Tisch decken..."

Da kam sie denn.

Ihre Augen mieden Serrenbergs Blick. Aber sie sah nicht erzürnt aus und auch nicht unglücklich. Nur ein wenig verschämt, und ihre Hände bebten wohl dann und wann leicht, wenn sie dem Mädchen half, mit den Tellern hantierte und dies und das auf dem Tisch zierlich zurechtrückte. Einmal schob der Großvater ihr sein Glas hin: „Kost einmal, Irrwisch..." Da tat sie ohne Ziererei einen ganz tapferen Zug.

Serrenberg dachte schon wieder: ‚Fast scheint's, als hätte sie dich immer noch nicht recht ernst genommen. Oder als hätte sie sich inzwischen überlegt, daß es doch bloß Phrase gewesen sei —' Das reizte ihn nur noch mehr.

„Wo steckt denn Geroth?" fragte der Alte.

„Er ist nach Grunow gegangen —"

„Heute? Daß ihn...! Habt ihr euch am Ende wieder gezankt, ihr beiden?"

Sie zog die Schultern ein wenig hoch. Der Großvater lachte: „Nämlich... daß Sie's nur wissen, Professor... der Streit geht um Ihr Relief in der Kirche. Ich hab' die beiden heut belauscht, als sie dachten, ich mache mein Nickerchen. Der Geroth bildet sich ein, in Italien... ich erzählte Ihnen wohl schon, daß er als Feldjäger in Rom stationiert war... also er bildet sich ein, die Kunstweisheit mit Löffeln gefressen zu haben. Na, da behauptete er kurzweg, Ihr Relief sei einem Bilde von... wie hieß er doch... Bernardino Luini nachempfunden... stimmt's so, Irrwisch?"

„Und Sie haben für mich Partei genommen, Fräulein Hanna?"

Er fragte vergebens, denn sie huschte gerade zur Tür hinaus, nun doch wieder wie auf der Flucht. Aber der Oberförster antwortete für sie: „Tüchtig hat sie gekämpft. Mit mehr Eifer vielleicht als Kunstverständnis — ich weiß's nicht recht."

„Da muß ich nachher noch besonders danken... Warum nennen Sie Ihre Enkelin eigentlich immer den Irrwisch, Herr Oberförster?"

„Das stammt, wie solche Spitznamen meist, noch aus den Kinderjahren. Da hatte sie gar kein Sitzfleisch; immer mußten wir sie suchen... bald im Walde, bald auf dem Heuboden... und wenn wir sie fanden, saß sie und träumte mit wachen Augen. Oder sie hatte irgendeinen bunten Käfer im Schoß oder auch nur 'nen leblosen glänzenden Kiesel, und das war dann bald 'n verwunschener Prinz und bald eine Krone. Wie so Kinder spielen. Mit den Jahren hat sich's verloren. Natürlich. Aber der Name ist hängen geblieben. Wie das so geht." Er klingelte wieder mit dem Krückstock. „Kriegen wir nu bald unser elendes Rührei?"

Dann saßen sie zu dritt beieinander. Es dämmerte schon leicht. Vom Walde her wehte würziger Harzduft, in dem dichten Weinlaub rauschte es leise. Der alte Hühnerhund kam herangeschlichen, legte erst den Kopf vertraulich auf Serrenbergs Knie und streckte sich dann zu Hannas Füßen hin.

„... Ja so, Professor. Das müssen Sie mir noch erzählen. Wie kam das eigentlich, daß die Gräfin Wiggersen sich so für Sie interessierte?..."

Serrenberg fuhr aus seinen Gedanken empor. Er hatte wirklich mit wachen Augen ein Märchen geträumt. Gerade der Name aber war geeignet, ihn gründlich herauszureißen —

„Wie das kam?" antwortete er endlich. „Mein Gott, sie ging in den Ateliers aus und ein. Die allgemeine Mäcenatin, wie wir sie nannten — oder auch Isabella Gonzaga... obschon sie wohl mit der Markgräfin von Mantua gerade nicht viel Aehnlichkeit hat. Nun... so sah sie ein paar kleine Arbeiten von mir, die ihr über Gebühr gefielen. Sie kaufte mir eine Nymphe ab, ziemlich das erste Stück, für das ich bar Geld sah. Und dann ist sie mir immer eine treue Gönnerin geblieben —" schloß er. Es klang etwas ungeduldig.

Der Oberförster überhörte das. „Wie alt ist die Gräfin wohl jetzt?" fragte er, der immer sein Garn gern bis zu Ende spann.

„An die fünfzig, schätz' ich. Bei solchen Damen ist das Alter schwer zu bestimmen."

Der Alte lachte. „Wissen Sie, Serrenberg, daß mal in der Zeitung gestanden hat — aus Rom —, daß Sie sich mit der Gräfin verlobt hätten."

„Journalistengewäsch, das man nur noch mehr aufrühren würde, wenn man's dementierte."

Er hatte Hanna nicht aus den Augen verloren. Sie saß scheinbar ganz ruhig. Aber er hatte die Empfindung, daß ihr die Wendung des Gesprächs irgendwie peinlich sei. Er wollte gern abbrechen, doch da fragte der Oberförster weiter:

„Noch eine schöne Frau?"

„... manche mögen es finden," gab er kurz zurück und setzte dann, wie um den Faden zu durchschneiden, hinzu: „Ich bin ihr viel Dank schuldig. Es gab Zeiten, in denen sie sich meiner annahm wie eine Mutter." Im Augenblick, wo er es aussprach, fühlte er, daß er übertrieb, ergänzte noch „... oder eine ältere Schwester" und wandte sich dann schnell an Hanna.

„Darf ich eine Bitte aussprechen, Fräulein Hanna? Wollen Sie mir morgen vormittag eine Sitzung bewilligen? Nur eine Stunde! Ich möchte gern eine Büste von Ihnen machen... für Ihren Großvater..."

Er hatte sehr lebhaft gesprochen. Der Unterschied des Tones gegen den fast abwehrenden Klang seiner letzten Worte mußte Hanna auffallen und sollte es.

Zum ersten Male, seit sie beieinander saßen, hob sie die Augen und sah ihn an. Nun lag doch etwas wie Unsicherheit in ihrem Blick. Es zuckte um ihre Lippen.

Dann schüttelte sie den Kopf.

„Aber warum?" rief der alte Herr. „Bist du toll? Natürlich, Professor! Ich glaub' gar, das Mädel denkt, es tut weh. Wetterchen, Irrwisch... weißt du die Ehre nicht zu schätzen, die dir solch Meister antut. Natürlich will sie..."

Und wieder schüttelte sie den Kopf. Wie hilfesuchend sah sie den Großvater an... so als ob sie sagen wollte: verstehst du denn nicht? Ich fürchte mich... vor mir selber...

Serrenberg aber triumphierte innerlich. Er verstand diesen Blick, er wußte aus ihm zu lesen.

„Es ist sehr schmerzlich für mich," sagte er. „Ich war auf solche Ablehnung nicht vorbereitet. Es tut mir als Künstler weh — und noch mehr als Mensch. Ich wollte ja doch auch Ihrem Herrn Großvater eine kleine Freude bereiten. Aber ich muß mich bescheiden... ich darf nicht einmal nach den Gründen fragen..."

Ganz fest drückte Hanna die Hände unter dem Tisch zusammen. Sie kämpfte mit Tränen.

(Fortsetzung folgt)



Heizende Vögel

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Das heilige Feuer! In diesem Wort, das so in den Religionen und Mythen der verschiedensten Völker wiederkehrt, liegt ein tiefer Sinn. Die Menschheit feiert fromm darin eine ihrer eignen entscheidendsten Kulturtaten: die künstliche Erzeugung der Flamme. Als zum erstenmal Menschenhände durch Reiben oder Quirlen von Hölzern oder durch Auffangen des Funkens, der vom geschlagenen Stein sprang, „Feuer machten", da tat die Weltenuhr einen ungeheuern Ruck. Die Hände, die diese rote Flamme bannten, daß sie fortan wie ein Haustier zahm in ihrer Gewalt war, kommen mußte, wenn man sie rief, die Hütte mit Wärme füllen mußte, wenn man sie nährte: diese Hände waren nicht mehr die Gliedmaßen des blind tappenden Tieres, das in der Angst vor den Naturgewalten zitternd über die Erde jagte, es waren die Meisterhände, die berufen sein sollten, auf diesen Naturkräften zu spielen wie auf einem Instrument — das Lied der Kultur und der Erdherrschaft darauf zu spielen. Nie erscheint der Mensch größer, erhabener über der rohen Natur, als in dieser Prometheustat. Eine alte Geschichte sagt: vor dem Feuer sondern sich noch heute der niedrigste Mensch und das höchste Tier; wenn eine verlassene Herdflamme in der kalten Nacht noch glimmt, so schleicht sich wohl auch der Affe heran, denn er weiß die Wärme zu schätzen; aber er versteht das Feuerchen nicht zu schüren: wenn es erlischt, friert er wieder wie zuvor; der nackte Wilde würde vor dem Verglimmen ein Scheit Holz zulegen und nicht frieren, denn er ist schon Mensch. Diese Geschichte ist oft genug nacherzählt worden, ohne je ihre Wirkung zu verfehlen. Aber der Naturforscher von heute muß doch von seinem Standpunkte aus eine kleine Korrektur dazu geben. Sie hebt die Größe jenes Moments nicht auf. Wer in der Welt eine einzige gewaltige Handlung sieht von Urtagen der Welt bis auf unsern hellsten Kulturtag, der wird nur sagen, daß große Dinge stets ihren Schatten schon vorauswerfen. Es strahlt nichts, was nicht zuerst einmal leise phosphoreszierte. Von diesem „Phosphoreszieren" der Prometheustat erzählt uns aber ein schlichtes Volk von Vögeln im fernen Tropenland.

Wenn ich meine frostkalte Hand an einer Lampenflamme wärme, wenn durch meine Stube eine trauliche Temperatur vom geheizten Ofen wie eine laue Welle zu mir heranrinnt, dann genieße ich die Segnungen eines künstlich erzeugten chemischen Prozesses, bei dem Wärme erzeugt wird. Allerdings ist mein lebendiger menschlicher Körper selber schon eine Art solchen Ofens, solcher Lampe, die durch eigne Verbrennungsprozesse in ihrem Innern Wärme erzeugt. Aber wenn mich Winterkälte, wenn mich die Kühle der sonnenlosen Nacht umgibt, dann freue ich mich, mit fremdem „Wärmewerkzeug" doch noch nachhelfen und den allzu raschen, meine inneren lebendigen Heizmittel überbietenden Wärmeverlust nach außen durch Erhöhung der umgebenden Temperatur hemmen zu können. Jene Eigenschaft der Innenheizung teile ich nun mit einem beträchtlichen Teil der Tiere, nämlich dem ganzen Volk der Säugetiere und erst recht mit allen Vögeln. Die meisten Vögel sind sogar noch bessere Blutheizer als wir Menschen selbst. Nie wird das deutlicher, als wenn wir von einem „warmen Nest" sprechen. Das Vogelnest ist noch nicht ohne weiteres von sich aus genügend warm. In einem Adlerhorst früh im Jahre würde ein Menschenkind ganz erbärmlich frieren. Was erst die volle Brutwärme für die Eier garantiert, ist eben jene Blutheizung des brütenden Vogels, die zum Zweck selber noch gesteigert ist. Wehe dem Gelege im Nest, das seine Schützer, seine Wärmer verloren hat! Ihm gäbe es nur noch eine einzige Rettung, und das wäre eben durch die Hand des Menschen, dem es glückte, es künstlich zu wärmen. Da der Mensch unter Umständen ein Interesse daran hatte, daß gewisse Vogeleier auf alle Fälle ausgebrütet würden, hat er früh (schon im alten Aegypten) wirklich die Brütmaschine erfunden, künstlich geheizte Apparate, die den Eiern die nötige Temperatur auch ohne Brütvogel erhalten.

Eine späte und überraschende Entdeckung aber sollte sein, daß gerade diese Erfindung der Brütmaschine — und indirekt mit ihr also auch schon die einer künstlichen Wärmebereitung, einer Heizung überhaupt — bereits von gewissen Vögeln selbst gemacht worden ist.

Der zuletzt von unsrer Kultur berührte und in seinen urtümlichen Verhältnissen nach wie vor seltsamste Kontinent der Erde sollte wie so viele Wunder auch dieses offenbaren. Im australischen Scrub, dem charakteristischen niedrigen Dickicht, das zahlreichen Vögeln sicheren Schutz gibt, findet der Reisende mit Staunen riesige flache Gebilde, die am meisten Aehnlichkeit mit einem von Menschenhand aufgeschütteten Erd- oder Komposthaufen haben. In einem Umkreis von vier Metern und mehr ist ein Hügel aufgetürmt aus Walderde, Gras, losen Blättern, Gezweige, Pilzen und ähnlichem mehr, im Gipfel bis zwei Meter hoch. Aber je wilder, menschenferner und einsamer der Busch, desto zahlreicher gerade wachsen diese kleinen Berge in ihm auf; hier kann kein menschlicher Gärtner walten, der sich solche Mühe mit Fortharken und Häufen von Blattwerk gäbe oder Kompost karrte. Auch Termiten, wie sie in den Tropen ja noch höhere Burgen bauen, oder pilzzüchtende Ameisen kommen nicht in Betracht. Die wahren Gärtner bildet ein Geschlecht großer Vögel, die in ihrem Aussehen und etwas auch in ihrer Verwandtschaft an die wilden Truthühner Amerikas erinnern. Mit der einfachen Gabe des „Scharrens", die unsre Haushühner schon so eifrig üben, haben sie hier das äußerste vollbracht: das Zusammenscharren dieser gigantischen Hügel. Ihre Arbeit hatte dabei aber einen ganz bestimmten Sinn. Ein solcher künstlicher Kehrichthaufen aus faulenden Pflanzenstoffen ergibt bei solchen Dimensionen eine regelrechte künstliche Wärmequelle. Es muß sich nämlich Gärungswärme nach völlig korrektem chemischen Prozeß darin entwickeln. Jeder dieser einsamen Hügel im tiefen Walde bildet im Innern einen chemischen Wärmeofen, eine Wärmemaschine. Der Naturforscher als Pionier im australischen Busch bohrt eine solche Maschine an, die innere Fäulniswärme zu messen, und er stößt mit seinem Thermometer auf den unerwartetsten Inhalt! In der Gegend zwischen einhalb und einem Meter berührt er plötzlich ein großes Vogelei. Es ist warm, es lebt: ein junger Vogel ist in ihm im Werden begriffen. Die Wärme des künstlichen Hügels entspricht bei der erreichten Größe des Ganzen und in dieser Tiefe gerade ganz genau der zu dieser Entwicklung nötigen Brutwärme! Und es bleibt nicht bei dem einen Ei. Im Kreise geordnet findet sich eine ganze Anzahl in dem gleichen Hügel. Und diese Eier sind die des Hügelbauers selbst, des sogenannten Talegallahuhnes (Talegallus lathami). Wie ein neuerer Zoologe, der längere Zeit im Lande der Scrubs lebte, Richard Semon, feststellen konnte, beginnen die Hühner schon im August mit dem Zusammenscharren ihrer Riesenhügel, während doch ihre Legezeit erst um Weihnachten ist. Ganz allmählich wird also in den langen Monaten die Maschine aufgebaut, damit sie genau zur geeigneten Zeit in Gang komme. Denn die Talegallas haben im Vertrauen auf ihre künstlichen Brutöfen das eigne Wärmen, das unmittelbare leibliche Bebrüten ihrer Eier vollständig abgeschafft. Ist ihre Legestunde da, so wird das Ei tief (genau stets in richtiger, berechneter Tiefe!) in den Haufen versenkt, auf daß seine Brutwärme ihm weiter helfe. Die Eltern, berichtet Semon, überlassen aber auch dann noch das Gelege nicht völlig sich selbst, sondern kommen täglich ein- oder mehrmals her, um die Eier zu lüften. Sie kontrollieren, ob die Eier auch an Stellen liegen, deren Temperatur nicht zu hoch gestiegen oder zu tief gesunken ist, und sie helfen den ausgeschlüpften Jungen aus der Tiefe des Brutofens heraus.

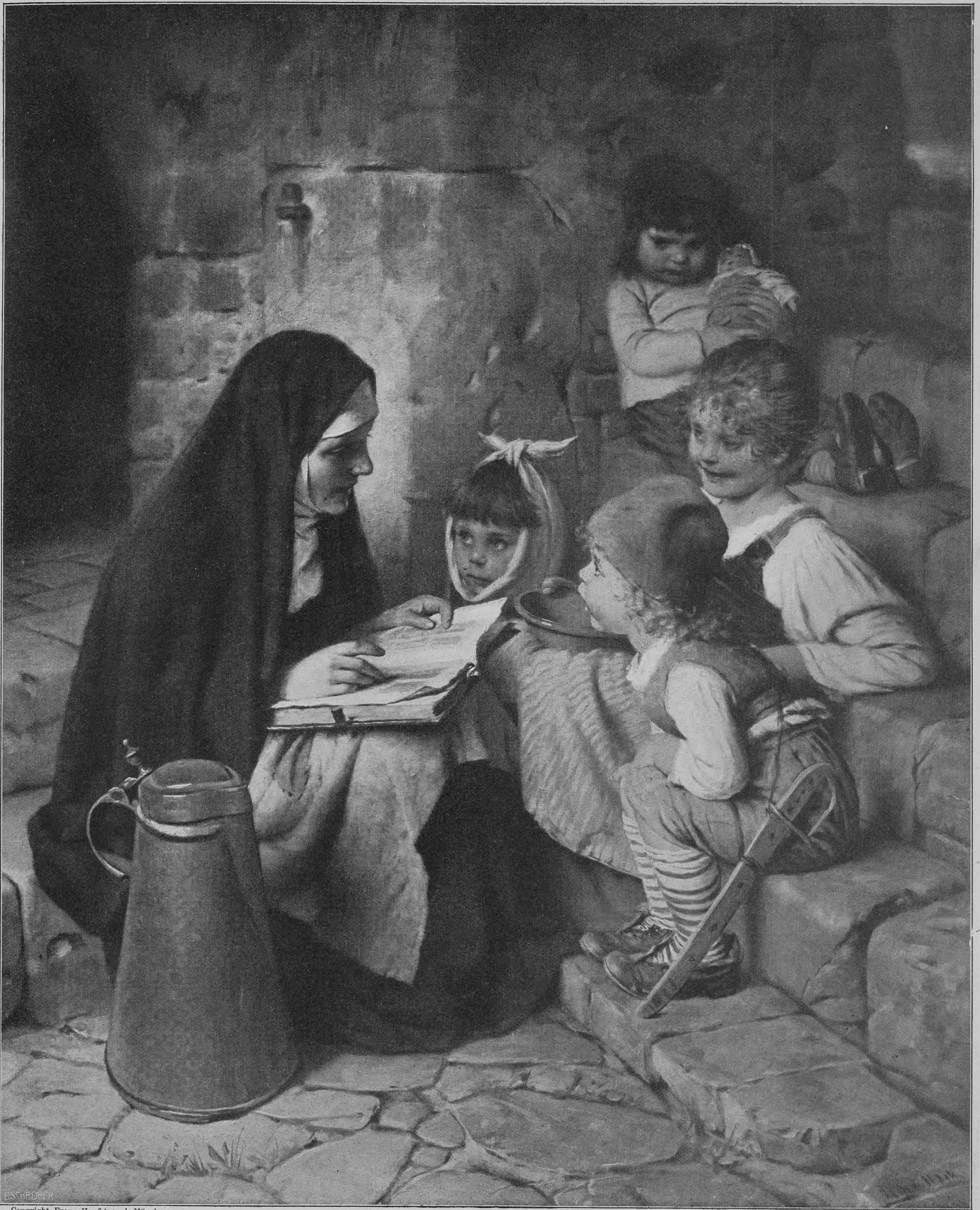
Es kann nicht dem leisesten Zweifel unterliegen, daß der entscheidende erste Schritt (und es gilt gewiß auch hier die alte Regel, daß der erste Schritt der schwerste ist!) zur künstlichen Wärmeerzeugung, zur Feuerungstechnik im weitesten Sinne, hier bereits von einem Vogel getan ist. Es ist selbstverständlich, daß die Talegallas nichts von Gesetzen der Chemie kennen, die durch Zersetzung Wärme entstehen lassen. Aber auch bei dem Menschen ist die Erkenntnis dieser wissenschaftlich formulierten Gesetze um wer weiß wie viel Jahrtausende der praktischen Erfindung des Ofens erst nachgehinkt. Der Zwang der Lebensnot hat zunächst gleichsam blind die Praxis eingebläut — hier wie dort. Aber das Entscheidende ist, daß es eben doch in beiden Fällen schon bis zu dieser Praxis kommen konnte!

Auf der nicht allzu weit von Australien entfernten, einstmals mit Australien wohl direkt noch verknüpften Insel Celebes zeigen uns gewisse verwandte Hühnervögel, die sogenannten Maleos, eine Variante der Methode, die uns wahrscheinlich noch ein Stück des Weges dahin aufhellen kann. Diese Maleohühner legen im Verhältnis zu ihrer Körpergröße, die ungefähr einem Fasan entspricht, ganz kolossale Eier mit einem Gewicht von 225 Gramm; unsre Haushühner liefern nur rund 50 Gramm. Man begreift, daß das Bebrüten solcher Rieseneier durch die Vögel allein schwierig würde. So sehen wir denn die Maleos ebenfalls schon fremde Wärme als Helfer in der Not suchen. Im Gegensatz zu den Talegallas beschränken sie sich aber auf natürlich gegebene äußere Wärmequellen, anstatt direkt selber solche zu schaffen. An der Seeküste der Insel wühlen sie Löcher von vier bis fünf Fuß Durchmesser und bis vier Fuß Tiefe in den schwarzen vulkanischen Sand, der sich in der schleierlos aufprallenden Tropensonne außerordentlich erhitzt. Die Eier werden jetzt diesen Löchern anvertraut und sorgsam wieder mit Sand bedeckt. Genau in der vorgesehenen Tiefe wahrt der Sand dauernd eben die Wärme, die zum Ausbrüten der gigantischen Eier nötig ist. Als die Zoologen Gebrüder Sarasin neuerlich diese interessante Insel bereisten, war es für sie eine wichtige Frage, was die Maleohühner, die notorisch auch tief in den inneren, gebirgigen und mit dichtestem Urwald bedeckten Teilen von Celebes hausten, denn dort so fern von ihrem heißen Küstensand mit ihren Eiern machten. Wanderten sie wie die Schildkröten des Weltmeeres alljährlich zur Legezeit doch auch alle an die rettende Küste? Die Lösung gab ein neues prächtiges Bild zu dem ganzen Hauptproblem. Eines Tages trafen die Reisenden in einem Bambusbusch einen heißen Sprudel, der, vulkanisch geheizt, aus der Spitze eines runden, ockergelb gefärbten Erdhaufens von ungefähr einem Meter Höhe nach Art eines winzigen Geisers hervorquoll. Das etwa 60 Grad heiße Wasser schmeckte wie Fleischbrühe und erinnerte an den Wiesbadener Kochbrunnen. Merkwürdigerweise zeigten sich nun rings gerade um diesen natürlichen kleinen Herd zahlreich wie Wolfsgruben nebeneinander ebensolche Eiergruben der Maleohühner, wie sie an der Küste im heißen Sande gelegen hatten. Der Kochbrunnen brütete die Eier darin aus, die natürlich gerade so lagen, daß sie nicht gekocht, sondern nur geheizt wurden. Nachdem weitere Studien mit prompter Regelmäßigkeit bei jeder ähnlichen warmen Quelle Maleoeier geliefert hatten (die Kenntnis der Sachlage verhalf endlich zu einem untrüglichen Fundmittel dieser kulinarisch höchst brauchbaren Ware), mußte als absolut sicher festgestellt werden, daß die Maleos im Urwalde von Celebes die vulkanische Heizung an Stelle der an der Küste üblichen Sonnenheizung allgemein gesetzt und bei sich eingeführt haben. Statt zur Küste, wandern die reifen Weibchen zu diesen warmen Quellen in der Tat von weither zusammen.

Es liegt wahrlich nahe genug, sich zu denken, daß in einem dritten Falle, wo auch solche Quellen nicht leicht und rechtzeitig erreicht werden konnten, die Eier einfach in den fetten Waldhumus oder in zufällige Blätterlager vergraben wurden. Stellte sich dann heraus, daß auch die Zersetzungswärme des faulenden Laubes bei gewisser Masse und Tiefe allein genügte, die dicken Eier auszubrüten, so war der Weg zur Talegallamethode offen. Es brauchte zu dem einfachen Löchergraben zunächst bloß noch eine Nachhilfe durch Scharren zu kommen. An sie mochte dann alles weitere logisch (mit der großen Logik des Naturzwanges zum sieghaften „Noch besser!") sich anschließen. Tatsächlich leben im Urwalde von Celebes auch bereits echte Talegallaverwandte, die sich Brutöfen aus Blättern selber bauen.

Es ist interessant, sich zu vergegenwärtigen, daß die Talegallamethode uns gleichzeitig selbst einen der Wege zeigt, wie der Mensch in uralten Tagen auf die künstliche Feuererzeugung geführt werden konnte. Denken wir uns, daß er sich Laub und Erde im Walde häufte, um darauf zu schlafen, wie sich heute noch der Orang-Utan künstliche Schlaflager aus Zweigen hoch auf den Bäumen herstellt. Oder denken wir ihn uns an geschütztem Ort Nahrungsschober eßbarer Vegetabilien anlegend, wie der Hamster sie in der Vorratskammer seines Baues schon häuft. In beiden Fällen konnte er leicht genug auf das jedem Bauern geläufige Phänomen geführt werden, daß ein Heuschober sich durch die innere Gärung erhitzte, zu rauchen begann, ja endlich in hellen Flammen aufloderte. Oder sollte seine Urheimat gar in Ländern gelegen haben, wo Talegallahühner ihre Brutöfen bauten, so daß sie selbst ihm bei seiner Suche nach Eiern unmittelbar das Geheimnis dieser Technik verraten hätten?





Wißbegierige

Nach einem Gemälde von Hermann Kaulbach



Eisenbahnviadukt im nördlichen Birma

Im heiligen Birma

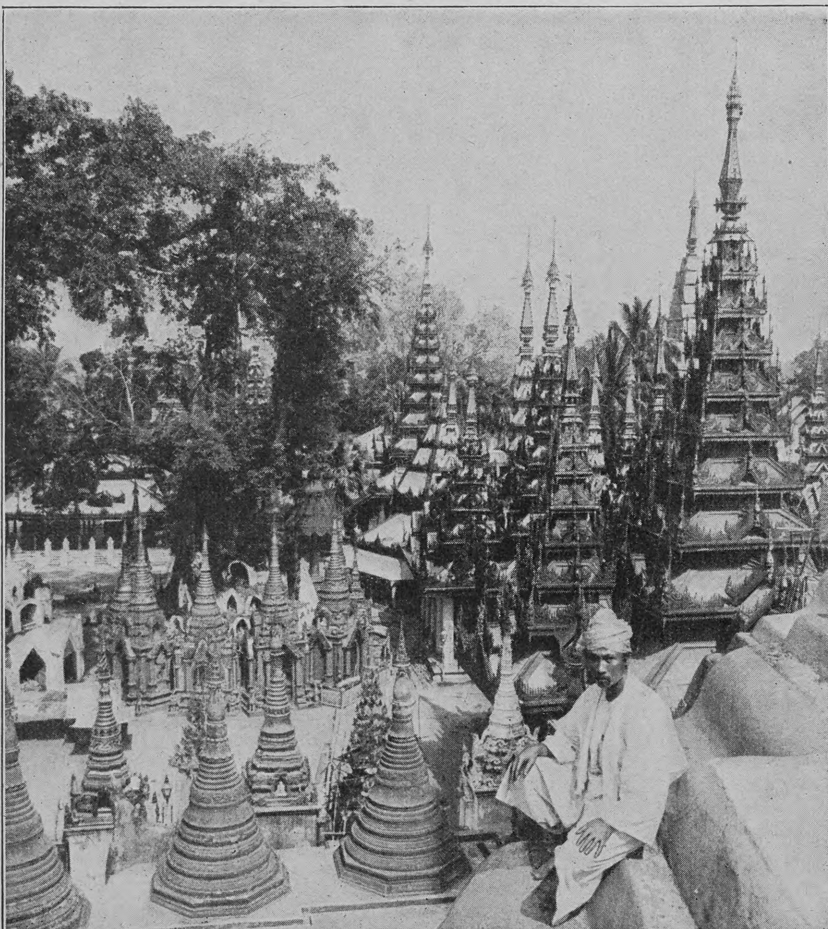
Von

Max Peregrinus

Hierzu fünf Abbildungen nach Aufnahmen von Underwood & Underwood (Stereograph Copyright 1906)

Reisende, die Hinterindien besucht haben, schildern alle als unvergeßlich den Eindruck, den sie beim Einlaufen in die Mündung des Irawadi empfangen haben. Die flache Küste scheint mit Bäumen und Büschen aus dem Wasser hervorzuwachsen. Nach dem Passieren des Elefantenvorgebirges scheidet sich das Festland bestimmter als Flußufer ab, Maisfelder und niedrige Hütten tauchen auf, und man gewahrt die mit Stroh gedeckten Landungsplätze, die zu den nahegelegenen Dörfern hinaufführen. Die letzteren werden zahlreicher, das Land zeigt sorgfältige und ausgedehnte Vegetation, bald schimmert in der Sonne die silberne Spitze der Pagode Syriams aus einem Walde dunkelbelaubter Baumgruppen hervor, und dann nach einer neuen Wendung des Flusses erhebt sich vor dem Blicke des erstaunten Reisenden der kolossale Schwedagon, die goldene Pagode Ranguns, auf dem höchsten Punkte der Stadt gelegen, von dem aus die Reihen der Häuser und Hütten sich nach dem Ufer hin und an diesem entlang erstrecken.

Rangun, die Hauptstadt Britisch-Birmas, die zurzeit eine Bevölkerung von 150000 Köpfen haben mag, nimmt unter den Handelsplätzen Hinterindiens einen hohen Rang ein und ist namentlich bedeutend als einer der ersten Hafenorte des Landes. Die Stadt verdankt ihr Aufkommen hauptsächlich der erwähnten Pagode; noch vor 150 Jahren ein kleines bei dieser gelegenes Dörfchen, schwang sie sich allmählich zur zweiten Hauptstadt des Reiches auf, erlebte ihre eigentliche Blüte aber erst nach der Besitzergreifung des Landes durch die Engländer. Heutzutage macht Rangun dem oberflächlichen Beobachter mit seinen vielen in europäischem Stil gehaltenen öffentlichen Bauwerken zu großem Teil den Eindruck einer modernen europäischen Stadt, doch läßt das in seinen Straßen sich drängende bunte Völkergemisch auch dem Ankömmling bald keinen Zweifel mehr über den exotischen Boden, auf dem er sich bewegt. Unter den 150000 Einwohnern Ranguns sind kaum 6000 Europäer oder Eurasier, während die Hauptmasse sich, abgesehen von den Eingeborenen, auf Malaien, Chinesen, Madrassen, Bengalen, Karen, Hindu und Armenier erstreckt. Die Chinesen bilden, wenn auch nicht sehr zahlreich, als Großkaufleute einen wichtigen Faktor im Handelsleben; in den Händen der Armenier befindet sich fast das ganze Geldgeschäft. Der Handel ist lebhaft, er führt Baumwolle, Indigo, Teakholz, Häute, Erdöl, Sesam, Tabak, Oel und Lackwaren aus und Reis, Betel, Salz, Baumwollgarne und -gewebe sowie getrocknete Fische ins Land. Die Eingebornen sind klein, aber gut proportioniert und von brauner Farbe, sie halten an der alten Tracht fest, das Haar wird von den Männern auf dem Scheitel in einen Knoten geschürzt, von den Frauen aber lang herabhängend getragen. Hauptkleidungsstück ist für beide Geschlechter ein 2 bis $2^1/_2$ Meter langes und 1 Meter breites baumwollenes Tuch, das um die Hüften geschlagen wird, und auf dem Kopfe ein breitkrempiger Hut oder Turban; bei feierlichen Gelegenheiten kommt noch eine Art Jacke mit engen Aermeln dazu. Tätowierung ist bei Männern und Weibern üblich. Bei ersteren werden Unterleib und Beine vom Gürtel abwärts bis zum Knie mit arabeskenartigen Zeichnungen in blauer Farbe bedeckt, wodurch sie den Eindruck machen, als ob sie in anliegenden Hosen steckten; die Zeichnungen auf der Brust sind rot eingeätzt. Die Frauen zeigen tätowierte Punkte meist an den Knöcheln oder den Armen.



Tempelbauten von der Schwedagonpagode aus gesehen

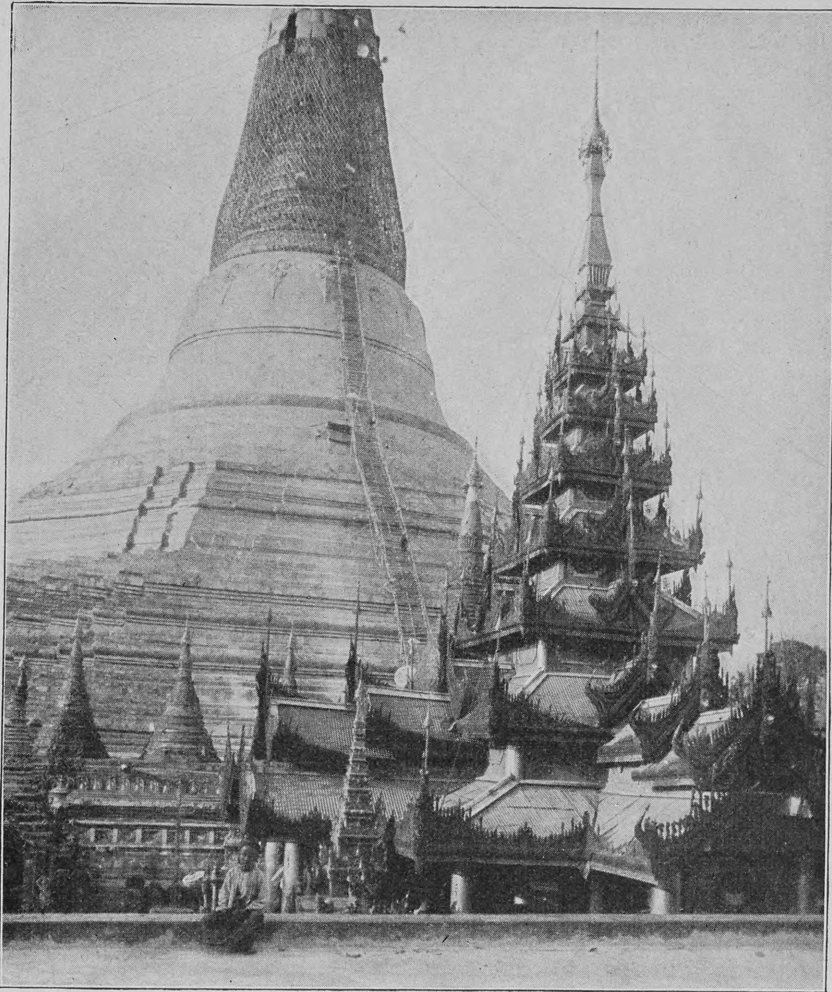
An den ehemals hohen Stand birmanischer Kultur erinnert eine Reihe sehr bemerkenswerter buddhistischer Bauwerke, von denen die meisten bis auf die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts und den König Alompra zurückgehen. Letzterer war, wenn auch nicht der Begründer, so doch der Hauptpfleger der Schwedagonpagode, die unstreitig die Hauptsehenswürdigkeit der Stadt bildet und an deren Bau Jahrhunderte hindurch viele Königsgeschlechter beteiligt gewesen sind. Wie alle buddhistischen Bauten ähnlicher Art ist sie, wenn sie auch eine der Hauptandachtsstätten der buddhistischen Welt bildet, nicht ein eigentlicher Tempel, sondern ein kolossaler Heiligen- oder Reliquienschrein. Sie ist daher gleich den ägyptischen Pyramiden vollständig massiv ausgeführt und enthält in ihrem Innern nur einen einzigen, verhältnismäßig kleinen Hohlraum, die Reliquienkammer, in der Erinnerungsstücke an sämtliche Buddhas, vor allem aber das Haar des letzten derselben, des Siddhârta Sâkjamuni, aufbewahrt werden. Man steigt zu der soliden Masse des Mauerwerks auf vier Terrassen hinauf, zu deren jeder im Norden, Osten, Süden und Westen vier Freitreppen emporführen. Von der Allee von Spitztürmen, die in früherer Zeit



Kapellen und Heiligenschreine von Rangun

zur ebenen Erde den Weg zu der Pagode kennzeichnete, sind heute nur noch Ruinen erhalten. Das Areal, auf dem das Bauwerk sich erhebt, ist von einer Mauer umgeben, die einen ganzen Bezirk von Glockenhäusern, Heiligenbildern, kleineren Pagoden und Wohnungen für Tempeldiener, Glöckner sowie buddhistische Bettelmönche und Nonnen umschließt. Durch das Tor gelangt man zu einem Aufgang, der von drei Seiten (Osten, Süden und Westen) mit einem roten, aus Pfeilern aus Teakholz gestützten Holzdache bedeckt ist. Zu beiden Seiten des Tores erheben sich sphinxartige Steinfiguren, eine männliche zur Linken, eine weibliche mit einem säugenden Kinde zur Rechten des Eintretenden. Hinter dem Tore stehen in reich ornamentierten Nischen zwei vergoldete Buddhastatuen.

Zwischen Teakpfeilern und unter Holzdächern, die vielfach kunstreiche Schnitzereien aufweisen, führt der Weg aufwärts, anfangs in leichter Steigung, dann aber steiler und immer steiler und zuletzt auf den erwähnten Freitreppen über die Terrassen bis zur Plattform. Auf dieser, die zum größten Teile durch künstliche Auftragung hergestellt ist, steht die Pagode, die, wie schon gesagt, wesentlich ein massives Bauwerk ist. Sie steigt in runden Windungen auf, die sich beständig verjüngen und schließlich nach Einschnürung in der Höhe von 370 Fuß über der Basis in eine Kuppelspitze auslaufen. Die Kuppel ist in ihrem oberen Teile ganz mit Blattgold belegt, und ein großer Teil der Andachtsübungen, welche die fast aus der ganzen buddhistischen Welt herbeiströmenden Pilger verrichten, besteht in der beständigen Erneuerung dieser Vergoldung. Unter dem bedeckenden Kuppelschirm hängen kleine Glocken, die, durch den Wind und jeden Luftzug bewegt, ein beständiges Geklingel vernehmen lassen. Rings um die Pagode stehen steinerne Löwen mit fletschenden Zähnen und an den Ecken Figuren, die an die assyrischen Mannlöwen erinnern, die Manuthia, mit ausgespreizten Ohren und Hauben. Die Halle an der Vorderseite der Pagode ist an



Die Schwedagonpagode in Rangun, Birmas größtes Heiligtum

der Hinterwand sowie zu beiden Seiten mit Buddhastatuen jeder erdenklichen Art und jeder erdenklichen Größe besetzt, von denen die drei hervorragendsten in besonderen Nischen untergebracht sind. Eine ähnliche, jedoch kleinere Halle befindet sich an der Hinterseite der Pagode. Auf Buddhastatuen trifft man aber auch, wohin man sich auf der Plattform nur wenden mag, im Freien, in Nischen, in Halbnischen und in kleinen Steinkapellen. In diesen Kapellen findet man wie ebenso in den Hallen zum Teil interessante Holzschnitzereien, meist Szenen aus der Buddhalegende darstellend. Zwischen den Statuen und neben den Kapellen ragen Flaggenmasten empor, die an allen Festtagen — und welcher Tag wäre hier nicht ein solcher! — mit bunten Wimpeln geschmückt werden. Einer dieser Masten erhebt sich in riesigen Dimensionen sowie reich vergoldet und mit Inkrustationen in Schmelzfluß versehen neben einem Heiligenschreine auf der Grundfläche, von der das ganze Bauwerk aufstrebt. Auf der Plattform hängen in Holzhäusern zwei mächtige Glocken, die von außen mit hölzernen Hämmern angeschlagen werden. Hohe Steintische zum Niederlegen der Blumen und Eßwaren, die von den Andächtigen als Opfer dargebracht werden, stehen vor den Löwen der Pagode umher, sowie Altarnischen vor den Manuthia oder Mannlöwen. An einer Seite des Aufganges zur Pagode befindet sich ein kleines Nonnenkloster und daneben scheunenartige Unterkunftsstätten für die Reisenden. Diese Räume sind fast stets von Besuchern überfüllt, die sich dort lagern und wie die Russen auf ihren Kirchhöfen essen und trinken. In den Gängen sitzen an den Festtagen Verkäufer von Kerzen und Gebetsfähnchen, die bei den Andachtsübungen eine große Rolle spielen. Junge Mädchen verkaufen Blumen, besonders Lotos, und Eßgegenstände, andre Spielsachen und Waren zum täglichen Gebrauch. Dazwischen sitzen alte Nonnen mit etwas Reis auf dem Tuche vor sich, den mildtätige Geber ihnen gespendet haben. Auf der Plattform drängt sich stets eine dichte Menge, und die Figurenhalle weist Scharen von Betenden auf, die beim Eintritt und Ausgang sich jedesmal dreimal zum Kotau niederwerfen und, auf den Hacken hockend, eintönig ihre Gebete ableiern. Die meisten halten Blumen in den Händen, und fromme Gemüter gehen zwischen ihnen umher und stecken frische Blumen auf oder kleben Wachskerzen an. Lichter brennen vor den einzelnen Figuren, und viele Andächtige sind geschäftig, sie dort wie draußen in den Altarnischen brennend zu halten, während andre Bilder vergolden oder dünne Goldblättchen auf die Glocken und Treppensteine aufkleben. Eduard Hildebrandt, der uns auf zwei prächtigen Blättern seiner „Reise um die Erde“ Rangun und die Schwedagonpagode in dem ganzen Reize der Farben- und Lichtstimmung ihrer landschaftlichen Umgebung dargestellt hat, gibt uns in seinen Tagebuchaufzeichnungen auch eine anschauliche Schilderung des Lebens und Treibens, das die Pagode und ihre nähere Umgebung erfüllt. „Das wunderliche Bauwerk,“ sagt er, „gleicht, von weitem gesehen, einer ungeheuern Tischglocke und steht auf dem höchsten Punkte der Stadt. Seltsamerweise bildet es einen einzigen Steinklumpen, dem von außen Verehrung gezollt wird, die darin besteht, daß die Gläubigen auf den Vorsprüngen des Gesteins emporklettern und die runde Fassade mit Blattgold bekleben. Außerdem werden Buddha Lichter, Stäbchen, Blumen und kleine Fahnen zum Opfer dargebracht. Der innere Raum ist eine Welt für sich. Die hier befindlichen Glocken dienen einem andern Zweck als die im christlichen Gottesdienste üblichen. Wenn sie dort die Gemeinde zusammenrufen und die Vollziehung eines kirchlichen Aktes: der Taufe, Trauung, des Abendmahls oder der Beisetzung einer Leiche, ankündigen, bedienen die Birmanen sich ihrer wie wir unsrer Hausglocken, zur Anmeldung ihrer Ankunft. Die hiesigen Glocken haben keine Klöppel, es liegen nur geschnitzte Keulen daneben, mit denen der erbauungsbedürftige Buddhist das Metall mit Aufbietung aller seiner Kräfte bearbeitet, um die Gottheit auf seine Anwesenheit und den Anfang seiner Gebete aufmerksam zu machen.“

Einen eigentümlichen Gegensatz zu dem, was die alte buddhistische Kunst uns in Birma hinterlassen hat, bilden einzelne Bauwerke, welche die neueste Zeit unter englischem Einflusse geschaffen. So zeigt uns der nördliche Teil des Landes in der Nähe der chinesischen Grenze eine der merkwürdigsten Brückenbauten der Welt, einen ganz aus Stahl hergestellten, 2260 Fuß langen Eisenbahnviadukt, der sich mit der größten bis jetzt erreichten Spannung in der Höhe von 900 Fuß über ein Felsental wölbt.

Im Garten

Noch ruhten wimpernschwer die weißen Villen
In keuschem, morgenrotem Waldesschweigen,
Da fanden wir uns ohne Wunsch und Willen
Im Gartengrund auf taugetränkten Steigen.

Sie — eine blasse Braut, wie eine Schwester
Still-offen mir, ein Kind aus frommem Hause;
Ich, jung und rasch, vorm Eingang der Semester,
Fern noch der Großstadt dumpfigem Gebrause.

Wir tupften in die feuchten Mauervasen,
Umflimmert von dem Blütenschnee der Kirschen,
Und ließen, plaudernd längs dem kühlen Rasen,
Die Schritte heller in dem Kiese knirschen.

Dann stutzten wir: Durch eine Tannenlücke,
Erwacht, das Haff aus grauem Dunste grollte:
Ein Laut, wie wenn die Ferne rufen wollte,
Ein Glanz, wie wenn ein Schwert herüberzücke ...

Da sanken liebe, alte Dämmerzeiten,
In unsern Frieden war die Flut gebrochen,
Die Hochflut, die uns warf in Sturmesweiten.
Und unser tiefstes Wort ward nie gesprochen —

A. K. T. Tielo



Aus dem Tempelbezirke von Rangun

Ein aufrechter Edelmann

Novelle

von

Ernst von Wolzogen

Pünktlich um fünf Uhr nachmittags kam Graf Egon Drost von Veldegg nach Hause. Friedrich, der alte Diener, kannte genau seinen Schritt und hielt die Tür weit offen für ihn. Fünf Minuten vor fünf legte Friedrich die Hand auf die Klinke, und nie brauchte er länger denn zehn Minuten zu warten, ehe er den Tritt seines Herrn auf den obersten Treppenstufen vernahm und die Tür für ihn öffnete. In strammer Haltung blieb er rechts von der Schwelle stehen, wartete, bis sein Herr eingetreten war, drückte die Tür wieder hinter ihm ins Schloß, nahm ihm Hut, Stock und Paletot ab, und dann sagte der Graf: „Guten Abend, Friedrich. Post da?" und Friedrich erwiderte: „Guten Abend, Herr Graf; Post ist keine da für den Herrn Grafen."

Alsdann verschwand der alte Herr hinter einer spanischen Wand, die sein Bett und seine Waschtoilette verbarg, wusch sich die Hände, zog seinen guten schwarzen Gehrock an und trat nun so wieder hervor, zum Diner gerüstet. Dies Diner stand bereits vollständig von der Suppe bis zum Nachtisch seit fünf Minuten vor fünf für ihn bereit. Friedrich holte es in einem Menagekorb aus einem der nächsten Restaurants herauf, schüttete die einzelnen Gerichte — es war aber nur Suppe, Fleisch mit Gemüse und Kompott, sowie süße Nachspeise oder Käse — in das eigne Geschirr des Herrn Grafen um und servierte es mit jener unvergleichlichen Würde, die er sich im langjährigen Dienste des gräflichen Hauses angeeignet hatte.

Nach Beendigung des Diners pflegte der Graf zu fragen: „Sonst was Neues, Friedrich?" worauf zumeist eine verneinende Antwort, hin und wieder aber auch eine Mitteilung aus Friedrichs Familienleben erfolgte, die der Graf mit leutseliger Teilnahme anhörte, worauf er mit einem Neigen des Kopfes das Ende der Unterhaltung markierte. Dann nahm Friedrich die Kleider und das Schuhzeug des Grafen, reinigte es draußen auf dem Gang und brachte es nach Vollendung dieser Arbeit wieder herein. Nunmehr blieb er in strammer Haltung bei der Tür stehen, die Mütze in der Hand, und fragte: „Sonst noch Befehle, Herr Graf?" worauf fast ausnahmslos die Antwort lautete: „Nein, ich danke, du kannst gehen, Friedrich." Dann schlug Friedrich die Hacken zusammen, machte kehrt und verschwand für diesen Tag.

Das war die regelmäßige Ordnung der Dinge, seit Graf Egon Drost von Veldegg nach Berlin gezogen war, das heißt seit drei Jahren. Es ging dem alten Herrn sehr, sehr schlecht damals; nicht körperlich, denn er schritt trotz seiner fünfundsechzig Jahre immer noch ungebeugt und stramm daher, er hatte noch seine gesunde braune Weidmannsfarbe und den hohen, schmalen, aristokratischen Schädel, wenn auch mit Zuhilfenahme einiger Kunstgriffe beim Frisieren, noch vollständig von silbergrauem Haar bedeckt; aber sein Gemüt war arg bedrückt, und es hatte ihn gewaltige Ueberwindung gekostet, den alten Diener, der in der Reichshauptstadt ein gutgehendes Milch- und Vorkostgeschäft eröffnet hatte, aufzusuchen und in seine elend veränderten Verhältnisse einzuweihen.

Seine gesamte Habe, die liegende wie die fahrende, hatten sie ihm genommen, ihm, dem letzten Sprossen der gräflichen Linie der Droste von Veldegg, und nun sah er sich auf seine alten Tage genötigt, in der rücksichtslosen Millionenstadt seine Dürftigkeit zu verstecken und von einer maßgebenden Stelle zur andern um eine Beschäftigung zu betteln, von deren Ertrag er sein Leben fristen konnte. Im Heroldsamt hatte man sich endlich seiner erbarmt und ihm für hundert Mark monatlich etwas Schreibarbeit zukommen lassen, und da hatte er bei einem Schneidermeister in einer weniger vornehmen Straße des Westens eine leere Stube mit separatem Eingang von der Treppe gemietet und mit ein paar Stücken aus seiner Urväter Hausrat ausstaffiert, die ihm die jetzigen Besitzer aus Mitleid überlassen hatten. Es waren das: eine alte Kredenz aus dem sechzehnten Jahrhundert, der wacklige Kleiderschrank, zwei hochlehnige Rohrstühle, sowie ein ovaler schwerfälliger Tisch mit geplatztem Nußbaumfurnier. Ein Trödler hätte mitleidig die Achsel gezuckt über den alten Kram, aber dem Grafen Egon war er unendlich wertvoll — ein einziger, letzter Trost in seinem Elend. Denn auf der Kredenz hatten die Humpen der trinkfesten Droste gestanden, die zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges mit den schwedischen Offizieren um die Wette gesoffen und um die Kriegsbeute gewürfelt hatten, in dem Kleiderschrein hatten die prachtvoll gestickten Hofkleider seines Großvaters gehangen, der bei dem letzten hessischen Kurfürsten, bevor König Lustig in Kassel eingezogen, Oberhofmarschall gewesen war, und auf dem plumpen Tisch mit dem geplatzten Nußbaumfurnier hatte seine Frau Großmama ihre Patiencen gelegt. Das Bohrmehl sickerte aus unzähligen Wurmlöchern heraus, wenn man ein bißchen derb an diese alten Erbstücke klopfte; aber das war Drost-Veldeggsches Bohrmehl, dem letzten Grafen ebenso heilig wie jede Krume Erde des alten Drost-Veldeggschen Grund und Bodens. Und die beiden Rohrstühle waren mit dem gräflichen Wappen gekrönt, ebenso wie die Tür des kleinen Schreines auf dem Aufsatz der Kredenz dieses Wappen in eingelegter Arbeit zeigte. In dieser Kredenz verwahrte der Graf außer einem Stoß von Familienpapieren und etlichen Büchern auch noch einige Reste alter Herrlichkeit, die ihm ganz besonders ans Herz gewachsen waren: nämlich einige Stücke von dem alten Familienporzellan, sowie zwei silberne Bestecke und zwei goldene Suppenlöffel mit eingraviertem Wappen.

Das letzte Kapitel der glorreichen Geschichte des gräflichen Hauses der Droste von Veldegg drehte sich gewissermaßen um diese goldenen Löffel; Graf Egon hatte deren noch sechs Stück besessen, als er bettelarm das halbverfallene, schon längst nicht mehr stolze Schloß seiner Ahnen verlassen mußte. Seit die gräßliche Hetz mit den Gerichtsvollziehern ihren Anfang genommen, waren diese sechs Löffel aus einem Versteck in das andre gewandert, bis er sie gar unter der alten Linde im Park vergraben hatte. Und zum letzten schlimmsten Ende hatte er den Offenbarungseid geleistet und den Schatz unter der Linde verschwiegen. „Es ist mir bei Gott nicht um den Geldwert zu tun," hatte er sich vor sich selbst entschuldigt, „aber das Bewußtsein, daß irgendeine ordinäre Kanaille seine Nudelsuppe mit unsern goldenen Wappenlöffeln schlappert, wäre mir unerträglich! Das wäre Wappenschändung, und die Ehre seines Wappens muß einem Kavalier selbst einen Meineid wert sein — ebenso wie die Ehre seiner Dame!"

Und in der Nacht nach seinem endgültigen Auszug aus Schloß Veldegg war er heimlich wie ein Dieb in den Park geschlichen und hatte die Löffel unter der Linde ausgegraben. Aber dann waren sie doch ins Leihhaus gewandert, einer nach dem andern, als er in Berlin Woche um Woche ohne Erfolg herumlaufen und um eine Anstellung bitten mußte. O, sie hatten wohl Anstellung für ihn gehabt, gut bezahlte sogar, aber es war nicht ehrliche Arbeit, die sie ihm mit ihrem schmutzigen Gelde vergüten wollten, sondern lediglich die Prostitution seines vornehmen Namens. Da hatte er denn lieber gehungert und seinen geraubten Schatz stückweise ins Leihhaus getragen. Als er endlich die anständige Anstellung errungen, da hatte er sich im Laufe der ersten Monate so viel am Munde abgespart, bis er wenigstens zwei von den goldnen Löffeln der gräflichen Familie einlösen konnte. Zwei mußten es sein; zwei Teller, zwei Gläser, zwei Bestecke mußten immer aufgedeckt liegen um fünf Uhr nachmittags auf dem ramponierten Patiencetisch der Großmama: das eine für ihn selbst, das andre für . . .

Eines Tages würde sie doch vielleicht noch wiederkommen, und dann war es vielleicht gerade die Stunde des Diners, und da sollte sie am Tisch ihres Vaters ihr Gedeck bereit finden und den Stuhl mit dem Drostschen Wappen zurechtgerückt.

Und an demselben Tage, an dem er die beiden goldenen Löffel einzulösen vermochte, hatte er sich auch endlich entschlossen, seinen alten Friedrich aufzusuchen, obwohl er seine Adresse schon immer gekannt hatte.

Friedrich befand sich, wie gesagt, in Berlin in recht angenehmen Umständen, sein Geschäft ging gut, und sein Weib und seine Kinder blühten. Der Besuch des alten Herrn Grafen, bei dem er fünfzehn Jahre lang Diener gewesen, bedeutete ein großes Ereignis für die Familie des nunmehrigen Milch- und Vorkosthändlers. Der Herr Graf wurde in die gute Stube geführt, Friedrich küßte ihm die Hand, und die Kinder, soweit sie zur Stelle waren, mußten ihm auch die Hand küssen. Die blühende Frau, die so breit war, daß sie, wenn nicht gerade die Flügeltür zu ihrem Salon aufstand, sich quer durch die Tür schieben mußte, küßte ihm zwar nicht die Hand, aber sie bot ihm ein Glas Rotwein an, das der Graf jedoch dankend ablehnte; und dann saß man steif und befangen und dennoch gerührt eine Weile beisammen. Und nachdem der Graf einen jovialen Scherz darüber gemacht hatte, daß Friedrich sich im Gegensatz zu seiner Gattin die schlanke Figur bewahrt und dadurch sogar einigermaßen den etwas plebejischen Vollbart wettgemacht habe, und nachdem wiederum Friedrich die Existenz dieses Vollbarts umständlich entschuldigt hatte, stockte das Gespräch bedenklich, so daß der Graf sich bald bewogen fühlte, durch Erheben aus der Sofaecke der schwierigen Situation ein Ende zu machen. Die ganze Familie bekomplimentierte ihn bis zur Entreetür, so daß es dem Grafen recht schwer fiel, sein eigentliches Anliegen anzubringen; er war schon ein paar Treppenstufen hinuntergegangen, als er endlich den Mut fand, mit einem hervorgeräusperten „Apropos, Friedrich," sich umzuwenden und den immer noch vor seiner Wohnungstür stehenden Familienvater zu sich heranzuwinken. Und dann hatte er ihm zugeflüstert: „Könnten Sie mich wohl noch ein paar Schritte auf die Straße begleiten? Ich habe Ihnen noch etwas zu sagen, was ich nicht gern vor Ihrer Frau und den Kindern . . ."

Und unten auf der Straße war er endlich mit der bitteren Wahrheit herausgerückt.

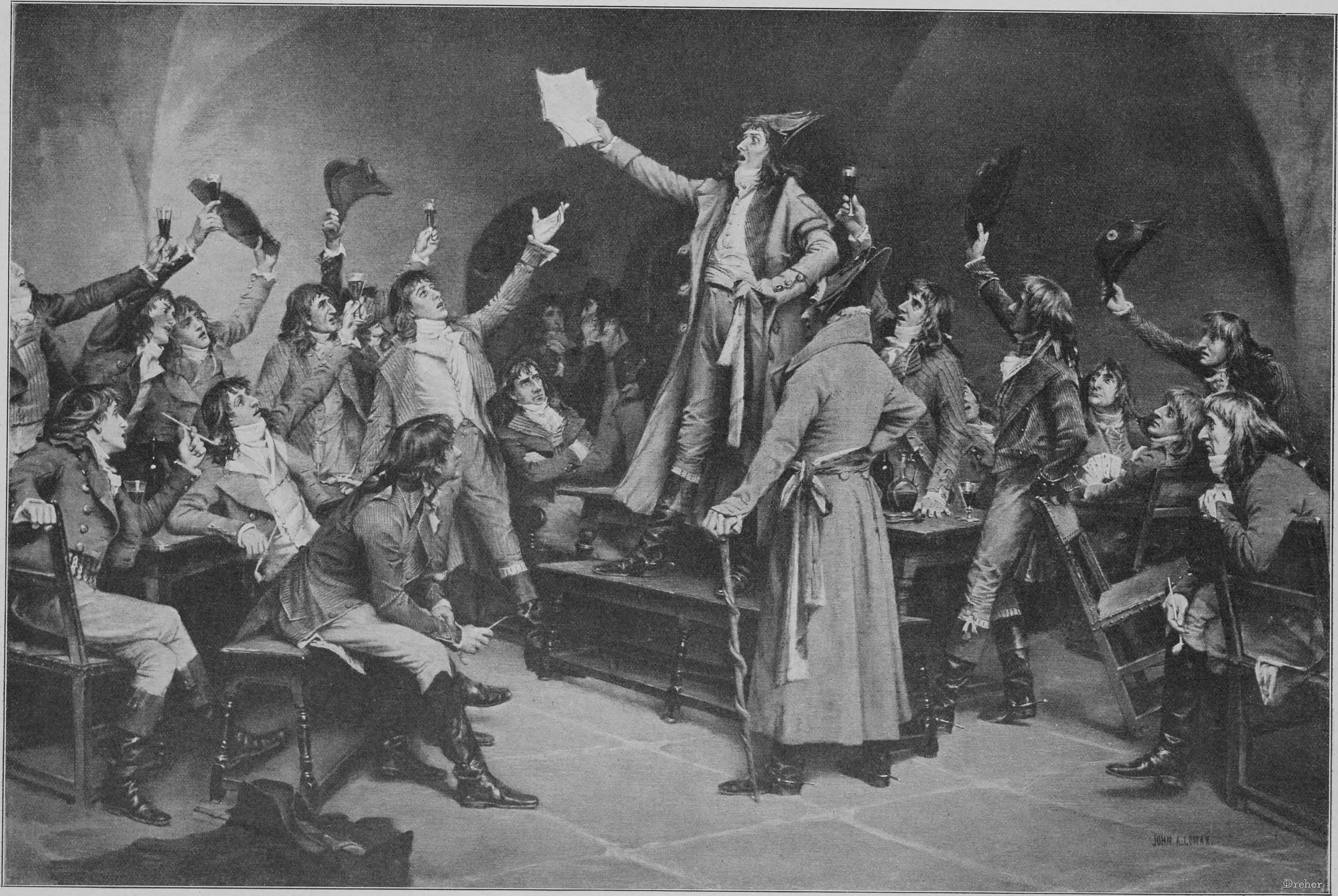
„Also, lieber Friedrich, ganz unter uns: ich habe Sie eingeladen, mich mal zu besuchen — und da — muß ich Sie doch vorbereiten, damit Sie mir nicht umfallen vor Schreck. Es geht mir, wie man zu sagen pflegt, dreckig — das heißt äußerlich, nur äußerlich. Sonst bin ich ja zufrieden. Ich bin gesund und habe ein ehrenvolles Amt; soweit kann ich nicht klagen. Aber was das übrige betrifft, des Lebens Nahrung und Notdurft, die standesgemäße Existenz, da sieht's übel aus. Sie haben mir alles abgenommen, die Gesellschaft — ich meine die freiherrliche Linie und die edeln Manichäer. Ich bewohne nur ein Zimmer, alles in allem, aber es sind ordentliche Wirtsleute, und ich habe einen eignen Eingang von der Treppe — ganz nett soweit."

Friedrich blieb stehen und riß die Augen weit auf vor Erstaunen: „Aber, Herr Graf, wie ist denn das bloß möglich? Alles haben sie Ihnen genommen — und die Barons sollen das gewesen sein? Ich habe doch gehört, daß Baron Alfred das Gut übernommen haben soll. Und ich habe doch Baron Alfred gut gekannt, das war doch so ein richtiger flotter Kavalier, so ein lieber, junger Herr!"

Der Graf zog die buschigen weißen Brauen zusammen und stieß ärgerlich mit seinem Stock auf das Trottoir: „Wir sind ganz auseinander. Als junger Mensch hat er's gemacht wie ich, hat sein Erbteil verjucht, fidel und gottergeben — mein böses Beispiel hat leider nicht zur Abschreckung gedient. Und nachher, wie er in der Klemme saß, ist er meinem Beispiel nicht mehr gefolgt. Ich habe mich fest auf meine Klitsche gesetzt und aufgegessen, was ich mir eingebrockt hatte — er aber ist hingegangen und hat ein reiches Schicksel geheiratet — und von ihrem Gelde sollte ich ein Almosen annehmen! Das paßte mir nicht, dazu dünkte sich der letzte Graf Drost doch zu gut. Na, so sind wir also gründlich auseinandergekommen. Alles habe ich mir fortnehmen lassen, um die alten Gläubiger loszuwerden, und das bißchen, was sie mir gelassen haben, reicht gerade aus, um einige Erinnerungen wachzuhalten, die mir trotz alledem noch teuer sind. Wenn ich die alte Kredenz anschaue und die beiden letzten goldenen Löffel heraushole, oder wenn ich mich auf einen meiner hochlehnigen Wappenstühle setze — Sie wissen doch, Friedrich, die alten Stühle aus dem Rittersaale —, dann habe ich doch das Bewußtsein, daß ich altes Drostsches Erbe um mich habe. Und das ist immerhin ein kleiner Trost. Aber ekelhaft ist es mir, daß ich in billigen Restaurants essen muß, mit schmierigen schwarzen Holzbestecken, wo Kerle mir vis-a-vis sitzen, welche die Bratensauce von der Messerklinge ablecken! Darum bin ich nämlich hauptsächlich zu dir gekommen — pardon, ich wollte sagen: zu Ihnen gekommen. Ich hätte nämlich eine große Bitte an Sie."

„Das wäre mir doch eine große Ehre, wenn ich dem Herrn Grafen einen Gefallen erweisen dürfte," versetzte der Vorkosthändler treuherzig; „aber Herr Graf können mich ruhig duzen, ich möchte Herrn Grafen ausdrücklich darum bitten. Es kommt mir zu fremd vor, wenn Herr Graf ‚Sie' zu mir sagen, wo ich doch fünfzehn Jahre in Dienst gestanden und für den Herrn Grafen immer nur der Friedrich gewesen bin."

Der alte Herr aber reichte seinem getreuen Diener die Hand und drückte sie herzlich, dann räusperte er sich umständlich und sagte: „Also worauf ich hinaus wollte: es wäre mir eine große Freude für meine alten Tage, wenn ich doch wenigstens hin und wieder mal anständig dinieren



Aus der Zeit der Schreckensherrschaft. Nach einem Gemälde von John A. Lomax

könnte. Ich meine, an meinem eignen Tische, von meinem eignen Porzellan, mit alt-Drostschen Messern und Gabeln — die goldenen Löffel nicht zu vergessen! Es ist mir sauer genug geworden, sie aus dem großen Kladderadatsch in mein jetziges Dasein hinüber zu retten. Und da habe ich bei mir gedacht, mein alter Friedrich könnte doch am Ende noch so viel Anhänglichkeit an mich besitzen, um mir hin und wieder mal meine bescheidene Mahlzeit standesgemäß zu servieren. Das mag den meisten Menschen lächerlich vorkommen, aber unsereiner empfindet mal so. Das Hundefutter für eine Mark pro Menü schmeckt mir eben ganz anders, wenn mir's mein Diener in meinem Geschirr serviert, als wenn mir's der schmierige Kellner in der Kneipe vorschmeißt."

„Aber selbstverständlich, Herr Graf," beeilte sich Friedrich zu versichern. „Der Herr Graf brauchen nur zu befehlen, wann ich kommen soll, für eine Stunde kann ich mich leicht mal frei machen, um dem Herrn Grafen gefällig zu sein."

„Ich danke dir, mein guter Alter," versetzte der Graf gerührt. Eine kleine Weile schritt er schweigend und nachdenklich dahin, dann blieb er wieder stehen, legte seine Hand leicht auf Friedrichs Schulter und sagte: „Du kannst dir kaum eine Vorstellung machen, wie einsam ich bin. Den Verkehr mit meinen Standesgenossen meide ich selbstverständlich aufs ängstlichste, und ein andrer Verkehr genügt mir nicht. Ein verarmter Edelmann tut immer am besten, sich in einen Dachsbau zu verkriechen; allein mit sich ist er wenigstens in unzweifelhafter Gesellschaft, und wenn er gar noch über einen alten Kammerdiener und zwei goldene Löffel verfügt, dann weiß er, wer er ist, und kann auf die Krapüle pfeifen."

Er lachte seltsam stoßweise und angestrengt, wobei die weißen Haarbüschel über den Augen sich zuckend über der Nasenwurzel berührten — ein Lachen, bei dem einem weh ums Herz werden konnte. Und dann drückte er abermals seinem Friedrich die Hand und schloß mit der Miene eines Grandseigneurs, der eine Audienz beendigt: „Na, also nochmals meinen besten Dank, ich will dich nicht länger von deinen Geschäften abhalten. Um Punkt fünf Uhr komme ich nach Hause — wenn du also mal Zeit hast, dann schreibe mir eine Postkarte vorher. Ich will's natürlich nicht umsonst haben."

Friedrich wehrte eifrig ab: „Aber ich werde doch vom Herrn Grafen nichts annehmen für so eine kleine Gefälligkeit."

„Keine Redensarten, ich lasse mir nichts schenken," brauste der alte Herr beinahe zornig auf; und dann schritt er mit einem kurzen Gruß eilig davon.

An dem Sonntag, der auf jenen Besuch folgte, servierte Friedrich zum ersten Male seinem alten Herrn das Diner auf seinem Zimmer und dann wieder alle darauf folgenden Sonntage, dann auch in der Woche ein-, zweimal und schließlich alle Tage. Und dabei blieb es dann. Fünfzehn Mark monatlich mußte er annehmen dafür, daß er seinem Herrn täglich eine Stunde widmete. Aber was er in dieser einen Stunde leistete, das geriet seinem alten Herrn zur unbezahlbaren Wohltat. Er durfte sich wieder fühlen, und das bedeutete für ihn eine geistige und körperliche Auffrischung, die ihn sein Alter und seine Dürftigkeit mit leidlichem Humor ertragen ließen; seinen leichten Dienst im Heroldsamt versah er jetzt beinahe mit Fröhlichkeit, und auf das Heimkommen in seine düstere Stube freute er sich täglich. Auch auf der Straße schritt er sicherer einher und hob freier den Kopf in dem Bewußtsein, tadellos angezogen zu sein, zum mindesten in bezug auf Reinlichkeit und Akkuratesse. An seiner Garderobe bewirkte der Teufelskerl, der Friedrich, geradezu Wunder. Die alten abgetragenen Sachen schienen unter seiner Behandlung täglich neuer, statt älter zu werden. Ja, eines Tages fand er sogar einen funkelnagelneuen Zylinder an Stelle seines alten Deckels auf dem Kleiderriegel an der Tür, und Friedrich behauptete danach, der Hutmacher sei sein Freund und habe ihm aus Gefälligkeit ohne Entgelt das alte Angströhr in neue Fasson gebracht und durch neues Futter aufgefrischt. Es war überhaupt wunderbar, wie billig Friedrich wirtschaftete. Er bekam alles fast geschenkt, was der Graf selbst teuer bezahlen mußte. Und so sah sich der alte Herr bald veranlaßt, Friedrich sein ganzes Einkommen, mit Ausnahme von ein paar Mark Taschengeld, einzuhändigen und ihn nach Gutdünken damit wirtschaften zu lassen. Und das bewährte sich ausgezeichnet. Es war immer alles da, so gut er es unter den Umständen verlangen konnte, und nie brauchte er sich mit Rechnereien abzuquälen. Es war wieder ganz so wie in den guten alten Zeiten, wo er auch immer sein Geld seinen Beamten zur Verfügung gestellt und sich den Teufel um Wirtschaft und Buchführung gekümmert hatte. Die guten Freunde, die es ehrlich mit ihm meinten, hatten ihm immer beweisen wollen, daß er schamlos bestohlen würde, aber er ließ die Bande lieber fröhlich weiter stehlen, als sich durch unangenehmes Staubaufwirbeln um seine gute Laune zu bringen. Dieses sorglose Alles-gehen- und Fünfe-gerade-seinlassen war die Grundursache seiner Verschuldung geworden, in der er schließlich rettungslos zugrunde gehen mußte. Und dennoch war er glücklich, daß er jetzt an seinem Lebensabend wieder dahin gelangt war, sorglos alles gehen zu lassen zu können, wie es Friedrich und dem lieben Herrgott gefiel.

Er war sich voll bewußt, was er alles der einen Stunde, die sein alter Kammerdiener ihm täglich widmete, zu verdanken habe, und dennoch war er niemals kordial mit dem treuen Diener, der sich sogar ihm zuliebe den Vollbart hatte abnehmen lassen! Im Gegenteil. Je mehr ihm die geschickt markierte vornehme Lebenshaltung des neuen Regimes wieder zur Gewohnheit wurde, desto mehr lernte er sich wieder fühlen und seinen einzigen und wertvollsten Freund mit tadelloser Reserve behandeln, wie ein rechter Grandseigneur einen tadellosen Diener zu behandeln pflegt.

„Guten Tag, Friedrich. — Post da, Friedrich? — Sonst was Neues, Friedrich? — Ich danke für heute, du kannst gehen, Friedrich." Darüber kam, wie gesagt, von seiten des Grafen die Unterhaltung selten hinaus. Und Friedrich, dieses Muster von Diskretion und Wohlerzogenheit, war mit dieser Behandlung durchaus einverstanden und fiel seinem Herrn nie mit einem überflüssigen Wort oder einer aufdringlichen Frage lästig.

Er deckte tagtäglich das zweite Kuvert seinem Herrn vis-a-vis auf den Patiencetisch der Frau Großmutter auf und fragte nie, für wenn es denn eigentlich bestimmt sei. Wozu auch fragen? Er hatte sich längst seine Meinung über dieses zweite Gedeck zurechtgelegt und war überzeugt, sich in dieser Meinung nicht zu irren.

Die Chronik des Schlosses Veldegg in den letzten drei bis vier Dezennien war ihm ebenso wohlbekannt wie die persönlichen Schicksale und Verhältnisse des letzten Grafen Drost. Was er nicht selbst miterlebt, das hatte er vom Hörensagen erfahren; nur von der Ehe des Grafen wußte er wenig oder nichts, denn diese Ehe hatte nur ein paar Jahre gewährt, und als er in gräfliche Dienste trat, war die verstorbene Gräfin von der übrigen Dienerschaft schon fast vergessen gewesen. Man sagte ihr nur nach, daß sie eine hochmütige Dame gewesen und gar kein Geschick gezeigt hätte, sich mit guter Manier über die nobeln Passionen und temperamentvollen Seitensprünge ihres Gatten hinwegzusetzen. Aber das Komteßchen hatte Friedrich aufwachsen sehen. Zehn Jahre war die kleine Edith alt, als er ins Haus kam, und wenig über neunzehn war sie an dem schlimmen Tage, als sie aus dem Unglückshause floh, um nie wiederzukehren.

Komteß Edith konnte ebenso herzgewinnend freundlich und ausgelassen lustig sein wie ihr Vater, anderseits aber auch ebenso stolz und unversöhnlich, wie man es ihrer Frau Mutter nachsagte, und dieser ihr festgewurzelter Stolz hatte es nicht dulden können, daß der leichtfertige Papa mit ihrer früheren Gouvernante und Gesellschafterin ein Verhältnis eingegangen war, das diese kluge und zielbewußte Dame sehr bald zur tatsächlichen Herrin von Veldegg machte, obwohl der Graf nicht daran dachte, seine Krone mit ihr zu teilen, sondern vielmehr in rührender Naivität vermeinte, er wisse so vortrefflich die Dehors zu wahren, daß kein Mensch von dem wahren Charakter seiner Beziehungen zu der ehemaligen Gouvernante eine Ahnung habe. Komteß Edith aber wußte ebensogut wie die letzte Stallmagd, was sie davon zu halten hatte, und ließ es sich einfach nicht gefallen. Es gab eines Tages eine scharfe Auseinandersetzung zwischen Vater und Tochter, die das Zimmermädchen, dank ihren guten Ohren und ihrer leichten Auffassungsgabe, dem gesamten Personal wortgetreu wiederzugeben vermochte — und dann reiste Komteß Edith ab, um nie mehr zurückzukehren.

Das war nun auch schon zehn bis zwölf Jahre her. Die Gouvernante hatte dann freilich auch bald Schloß Veldegg verlassen, und man erzählte sich wilde Geschichten von ihr, an denen immerhin ein Körnchen Wahrheit sein mochte. Es hieß, der Graf hätte ihr in der Hauptstadt eine entzückende Wohnung eingerichtet, und eines Tages hätte sie ihn mit der Nachricht überrascht, daß sie ihm einen Sohn geboren habe. Sie gedachte ihn dadurch zur Heirat zu zwingen; aber der Graf glaubte nicht an den Sohn, und man sprach allgemein von Kindesunterschiebung und Erpressung schlimmster Art. Der Skandal endete erst nach Jahren mit einem großen Prozeß, in dem die Gouvernante verurteilt wurde. Aber der Graf war ruiniert seitdem, so viel stand fest, mochte ihm jene gefährliche Dame nun wirklich so große Summen erpreßt oder ihm nur die Gläubiger auf den Hals gehetzt haben. Damals war mit dem größten Teil der Dienerschaft auch Friedrich entlassen und der Haushalt auf das äußerste eingeschränkt worden. Von Komteß Edith nie mehr eine Botschaft. Der Name durfte in Gegenwart des Grafen gar nicht mehr erwähnt werden.

Nein, es gab für Friedrich keinen Zweifel: für Komteß Edith deckte er tagtäglich auf; für sie hatte der alte Herr die goldenen Löffel gerettet, ihrem Gedenken galt die Sehnsucht seiner einsamen Stunden. — — —

Und eines Tages — es war Mitte Dezember — stand Friedrich wieder fünf Minuten vor fünf mit der Klinke in der Hand, den Tritt seines Herrn erlauschend, hinter der Tür. Zwei Minuten vor fünf hörte er diesen Tritt und warf den Türflügel auf.

Der Graf knöpfte noch draußen den Paletot auf und schleuderte mit einem Ruck den am Kragen haftenden Schnee ab, worauf er Friedrich seinen Hut hinreichte mit dem unvermeidlichen: „Guten Abend, Friedrich, Post da?"

„Jawohl, Herr Graf, ein Stadtpostbrief ist da." Er schloß die Tür, und dann reichte er seinem Herrn auf dem Kompotteller einen mit Trauerrand versehenen Brief dar.

Graf Egon räusperte sich umständlich, wie immer, wenn er verlegen oder aufgeregt war, und griff langsam, mit leicht zitternder Hand, nach dem Brief. Er setzte sich damit zur Lampe, prüfte die Handschrift, dann drehte er ihn um und bemerkte auf der Rückseite das eingepreßte Drostsche Wappen der freiherrlichen Linie. „Was ist denn das, ein Todesfall in der Familie? Es wird doch nicht ..." Er riß das Kuvert mit einer Gabelzinke auf, entnahm ihm den Briefbogen und überflog mit gespanntester Miene die Zeilen.

Plötzlich schlug er sich auf die Schenkel und lachte kurz und ingrimmig auf: „Hat der Junge ein Schweineglück!" wandte er sich an den neugierig dreinblickenden Friedrich: „Vetter Alfred von der freiherrlichen Linie teilt mir tiefbewegt mit, daß sein Schwiegervater, der Großviehhändler Rosenbaum, selig im Herrn entschlafen sei — und daß sie ein klotziges Geld geerbt hätten. Sie wären dabei, sich dauernd in Berlin niederzulassen und hätten bereits ein Haus in der Tiergartenstraße gekauft. — Tiergartenstraße! Großartig! So mußte es kommen. Na, Friedrich, was sagst du dazu?" Aber er wartete die Antwort des Dieners gar nicht ab, sondern fuhr, das Schreiben ärgerlich auf den Tisch werfend, gleich fort, vor sich hinzuknurren: „Doll, einfach doll! Ein Affront geradezu! Kauft sich ein Protzenpalais in der Tiergartenstraße, während der letzte Graf seines Namens in der Hinterstube beim Schneidermeister Puhlmann sich verkriechen muß. Wozu reibt er mir das überhaupt unter die Nase? Soll ich vielleicht jetzt in der Tiergartenstraße bei ihm antreten und schön bitten, ob ich einmal die Woche eine warme Suppe bei ihnen kriegen könnte? Ich sage, das ist ein Affront! Da steckt Absicht dahinter. Vielleicht wollen sie mir einen neuen Frackanzug schenken, um bei festlicher Gelegenheit ihre Tafel mit dem letzten Grafen Drost zu garnieren; es werden sich sonst wohl nicht viel bessere Leute in ihren Ausschank verirren."

Der alte Herr hatte sich in seiner Aufregung ganz heiß geredet. Er erhob sich, tupfte sich mit dem Schnupftuch den Schweiß von der Stirn und ging ein paar Schritte im Zimmer auf und ab, pustend und knurrend.

Friedrich packte den Menagekorb aus und gab die Suppe auf den Teller. „Mir ist aller Appetit vergangen," brummte der Graf, während er mit einer heftigen Bewegung das Schreiben vom Tisch fortnahm.

„Wenn ich mir erlauben dürfte," begann der alte Diener, in strammer Haltung an seinem Platz neben dem Stuhl des Grafen verharrend: „Ich meine, Herr Graf brauchten sich nicht darüber aufzuregen; Herr Baron haben es gewiß nicht schlimm gemeint, Herr Baron sehen es einfach als seine Pflicht an, dem Herrn Grafen von Veränderungen in der Familie Mitteilung zu machen."

„Was geht mich der semitische Zweig der Familie an!" brauste der alte Herr auf. „Soll ich mich vielleicht hinsetzen und ein Kondolenzschreiben stilisieren?! Er freut sich ja doch wie ein Schneekönig, daß der alte Wucherer endlich tot ist." Und



Vergl. den Aufsatz auf Seite 708

Der Thuner See, künstlerische Landschaftsphotographie von M. und T. Bernoulli

damit trat er wieder zur Lampe und blickte noch einmal in das Schreiben hinein. Er murmelte die letzten Zeilen noch einmal vor sich hin, und dann plötzlich stockte er, riß die Brauen empor und wurde sichtlich blaß. Da war noch ein Schlußsatz, den er vorhin nicht gelesen hatte. Langsam ließ er sich auf seinen Stuhl nieder, hielt den aufgeschlagenen Briefbogen mit seinen beiden zitternden Händen fest und starrte auf diesen letzten Satz.

Friedrich stand hinter seinem Stuhl und sah ihm über die Schulter; er hatte gute Augen, er konnte ohne Mühe die letzten Zeilen lesen. Sie lauteten:

„... Ich benutze die Gelegenheit, um Dir mitzuteilen, daß wir von Edith Nachricht haben. Würdest Du mir die Freude Deines Besuches machen, oder soll ich Dich aufsuchen, damit wir darüber reden können? Ich stehe jederzeit zu Deiner Verfügung. In aufrichtiger Verehrung Dein getreuer Vetter Alfred, Freiherr von Drost-Veldegg."

Friedrich trat geräuschlos zurück und ließ eine geraume Weile verstreichen, bevor er seinen Herrn in seiner Versunkenheit zu stören wagte: „Die Suppe ist ganz kalt geworden, Herr Graf, ich kann sie wohl forttun?"

Der alte Herr schreckte zusammen, blickte verwirrt um sich, faltete das Schreiben und schob's in seine Brusttasche. „Ja, ja, ja," stieß er heiser hervor, „tu nur alles weg, ich habe keinen Appetit heute."

Aber Friedrich tat trotzdem das Fleisch und das Gemüse aus und präsentierte es dem alten Herrn: „Herr Graf müssen doch etwas zu sich nehmen," sagte er, „gerade wenn Herr Graf sich nicht wohl fühlen. Lieber bleiben Herr Graf heute abend zu Hause und überschlagen das Abendbrot; ein paar Bissen müssen Herr Graf essen. Der Kalbsbraten sieht so schön zart aus, und Schoten und Karotten essen Herr Graf doch gern."

Ohne Widerspruch ließ sich der Graf Braten und Gemüse auf seinen Teller legen und begann gehorsam zu essen. Gabel und Messer zitterten in seinen Händen, und das Kauen machte ihm offenbar Mühe. Friedrich brachte, ohne Befehl hierzu einzuholen, eine Flasche Rotwein aus der Kredenz hervor, entkorkte sie und schenkte ein Glas davon ein. Dabei stand er so, daß er seinem alten Herrn ins Gesicht sehen konnte. Er bekam einen Schrecken. Der Mann sah zehn Jahre älter aus, als er war, welk und schlaff hingen seine Züge, als hätten die Muskeln plötzlich ihre Spannkraft verloren, und über die Wangen rannen ihm langsam zwei dicke Tränen in den weißen Schnurrbart. Friedrich nötigte ihm das Glas Wein auf; er goß es gehorsam hinunter, auf einen Zug. Das belebte ihn ein wenig, so daß er imstande war, noch ein paar Bissen zu essen, aber er sprach kein Wort dabei.

Nachdem Friedrich das Geschirr abgeräumt hatte, vergaß er auch ganz seine übliche Frage zu tun, ob es sonst was Neues gebe. Er saß in sich zusammengesunken in einer Ecke des dürftigen alten Sofas, starrte vor sich hin und rieb sich fortwährend die Handflächen gegeneinander.

„Wollen sich's Herr Graf nicht bequem machen?" fragte Friedrich, indem er vor ihm niederkniete und ihm die Stiefel auszog. Und dann half er ihm aus dem Gehrock heraus und in den Schlafrock hinein, aber ohne daß der Graf nur ein Wort dazu gesagt hätte. Und als er die gereinigten Sachen vom Korridor wieder hereingebracht hatte, trat Friedrich wieder zum Sofa und sagte: „Soll ich nicht vielleicht in der Nähe bleiben, wenn Herr Graf sich nicht wohl fühlen, oder kann ich vielleicht einen Gang für den Herrn Grafen machen?" Er hatte es sich in den Kopf gesetzt, er mußte den alten Herrn zum Reden bringen.

Der saß noch eine ganze Weile vor sich hinstarrend und schwer atmend da, bevor er sich endlich zusammenraffte und mit den Handflächen auf seine Knie schlagend zu sprechen begann: „Ja, ganz recht — es muß entschieden was geschehen — wenn ich nur wüßte, wie? Hm, hm. Die Sache ist nämlich die: sie ist da — für die du alle Tage den Tisch decken mußtest. Ich weiß nicht, ob du mich verstehst, Friedrich, ich wollte nicht gern davon reden — aber schließlich — ich habe doch keinen andern Menschen."

„Ich weiß, wovon Herr Graf reden," versetzte Friedrich, und die Ergriffenheit des Augenblickes dämpfte seine Stimme.

„So, so, so, hast du dir's also gedacht? Na, das ist mir lieb, dann brauchen wir ja nicht weiter darüber zu reden. Es fällt mir bloß so schwer, mich zu entschließen. In einem solchen Aufzuge möchte ich nicht gerne in die Tiergartenstraße gehen, und hierher zitieren möchte ich den Millioneser auch nicht gern; ich will überhaupt nicht wieder anfangen mit der — hm — freiherrlichen Linie. Wenn man ihnen einen Finger hinstreckt ... Es ist eine fatale Situation. Ohne die Leute kann ich nicht erfahren, was ich wissen will."

„Ich könnte ja vielleicht hingehen, Herr Graf," warf Friedrich rasch ein.

Der alte Herr hob den Kopf und schaute überrascht zu dem Diener auf. Der Gedanke war ihm offenbar noch nicht gekommen, aber er griff ihn mit Begierde auf: „Das ist eine gute Idee, Friedrich, ich danke dir dafür. Verpflichtet mich zu nichts, und die Leute sehen dann doch, daß man noch nicht ganz vor die Hunde gegangen ist. Hast du einen Frack, Friedrich? — Nein? — Dann leihe dir einen aus und Zylinder und weiße Binde dazu. Auf meine Kosten natürlich. Ein Kammerdiener im Frack ist sogar vornehmer als in Livree. Man muß den Leuten zu imponieren wissen. Du sagst, ich sei unpäßlich und könne vorderhand weder ausgehen noch empfangen. Man muß die Distanz wahren. — Ja, ja, so geht's, so geht's ausgezeichnet. Und dann erkundigst du dich nach der Adresse, du verstehst mich schon, nicht wahr? Sie werden dir nicht gut Auskunft verweigern können. Wenn sie dich ausfragen nach meinen Verhältnissen, dann weichst du höflich aus. Du kannst ja sagen, ich wohnte Chambre garnie und speiste zu Hause, und es ginge mir so weit ganz gut. Na, du wirst das schon machen."

„Zu Befehl, Herr Graf!" sagte Friedrich in strammer Haltung und fröhlicher Zuversicht. Dann empfahl er sich für diesen Tag, und der Graf rief ihm noch nach: „Vergiß auch nicht, mir den Frack und das übrige anzurechnen. Gute Nacht, mach's gut, mein Alter."

(Schluß folgt)

Sprüche

Nicht das Glück schätzt der Mensch, sondern das *neue* Glück.

*

Was soll der Eskimo zu einem Frühlingslied sagen *können*?

*

Feinere Sitten, feinere Trachten,
Wenn sie nur feinere Menschen machten!

G. Bieler



Wasserspiegelung (Motiv von der Alster)

Die Bildwirkung in der Landschaftsphotographie

Von

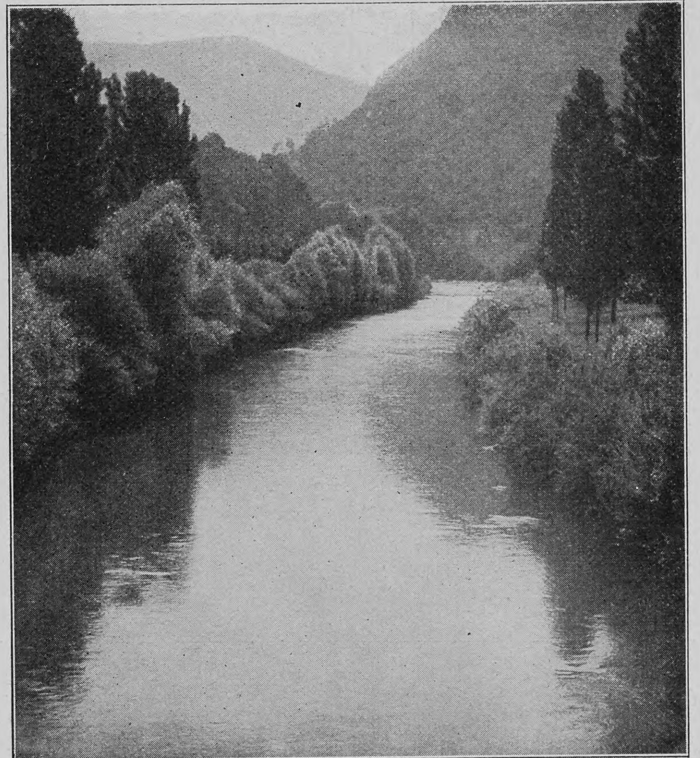
M. und T. Bernoulli

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Der letzten Dresdner Gemäldeausstellung war zum erstenmal eine Abteilung für künstlerische Photographie angegliedert. Wer Gelegenheit hatte, die dort aufgestellten Bilder zu betrachten, der hat sich nachher wohl kaum mehr gefragt, ob auch die Photographie unter die künstlerischen Ausdrucksmittel zu zählen sei. Man sah dort hauptsächlich Landschaftsaufnahmen von hervorragender Schönheit, von einheitlicher Stimmung, und die dem photographischen Prozeß naturgemäß anhaftende sklavische Wiedergabe jedes Details war durch das Raffinement des Kopierverfahrens derart abgeschwächt worden, daß man die so entstandenen Bilder wie Kunstwerke auf sich wirken lassen konnte. Die Ausstellenden waren zum großen Teil keine Berufsphotographen.

Wir kamen seither in mehrere Amateurausstellungen und sahen dort vorzüglich ausgeführte Landschaftsaufnahmen. Nur waren die Arbeiten fast alle auf dem Niveau der Photographie stehen geblieben, das heißt man wurde zum Beispiel durch einen Blatt für Blatt gezeichneten Baum oder irgendeine störende Kleinigkeit nur zu häufig in brutaler Weise daran erinnert, daß man es nicht mit der durch ein Temperament gesehenen Natur wie beim Kunstwerk, sondern mit einem auf mechanischem Wege hergestellten Spiegelbild der Wirklichkeit zu tun hatte. Man fragt sich, woher es rührt, daß mit denselben Mitteln in den angeführten Fällen ganz Verschiedenes zustande kam. Die Antwort ist einfach. Dem einen Menschen ist die Photographie Selbstzweck, das heißt er gibt sich zufrieden, wenn er irgendeinen Gegenstand technisch gelungen auf die Platte und auf das Kopierpapier gebracht hat. Dem andern dagegen ist die Beherrschung der Technik Mittel zum Zweck, denn die Photographie dient ihm, in beschränktem Sinn, als Darstellungsmöglichkeit für seine Auffassung der umgebenden Welt. Und gerade solche, denen bei künstlerischem Empfinden künstlerisches Schaffen versagt ist, finden in der Lichtbildkunst oft einen Ersatz dafür.

Wer seine Augen nicht nur dazu braucht, um mit dem Kopf nicht an eine Wand zu stoßen, sondern weiß, was es ums Schauen und Beobachten ist, der hat eigentlich schon das nötige Talent zum Photographieren. Solchen Leuten raten wir, sich einen Apparat anzuschaffen und damit in die Landschaft zu ziehen; sie werden viel Freude davon haben. Wenn wir im folgenden versuchen, ihnen einige Winke mit auf den Weg zu geben, so geschieht das nicht, um ihnen das Lesen von technischen Lehrbüchern zu ersparen; rein technische Fragen müssen hier schon aus Raummangel ausscheiden. Was wir im Auge haben, ist dies: durch ein Betonen dessen, worauf es eigentlich ankommt, die Zahl der gleichgültigen Naturausschnitte etwas herabzumindern und dafür die Zahl derjenigen Arbeiten zu vergrößern, in denen sich ein bewußtes Streben nach bildmäßiger Wirkung kundgibt. Wir haben speziell das Kapitel der Landschaftsphotographie gewählt, weil hier mit den denkbar einfachsten Mitteln Großes erreicht werden kann. Auch die billigsten photographischen Kameras, auch die Linsen einfachsten Systems, sofern sie nur brauchbar sind, eignen sich zu Landschaftsaufnahmen. Unser Bildmaterial ist absichtlich aus Originalaufnahmen auf Films oder gewöhnliche, nicht orthochromatische Platten zusammengestellt, denn so nützlich und brauchbar gerade orthochromatische Platten für gewisse Zwecke auch sind, die Behauptung, sie seien zu Landschaftszwecken unbedingt erforderlich, ist Aberglaube. Damit soll aber durchaus nicht gesagt werden, daß wir uns die wirklichen Fortschritte der Photographie nun nicht nutzbar machen sollten, ich mache nur energisch Front gegen ein einseitiges Betonen der Technik, das die Leute glauben läßt, das ganze Gelingen ihrer Aufnahmen hänge an der Anwendung eines neuen Momentverschlusses oder einer eben in den Handel gebrachten Plattensorte. Die Sache wäre ja sehr einfach, wenn sie sich so verhielte. Man brauchte dann nur im glücklichen Besitze des nötigen Bargeldes zu sein, um sich die Neuheiten des photographischen Marktes anzuschaffen und zu „knipsen“. Mit Entwickeln und Kopieren könnte man sich's auch bequem machen und beides technisch geschulten

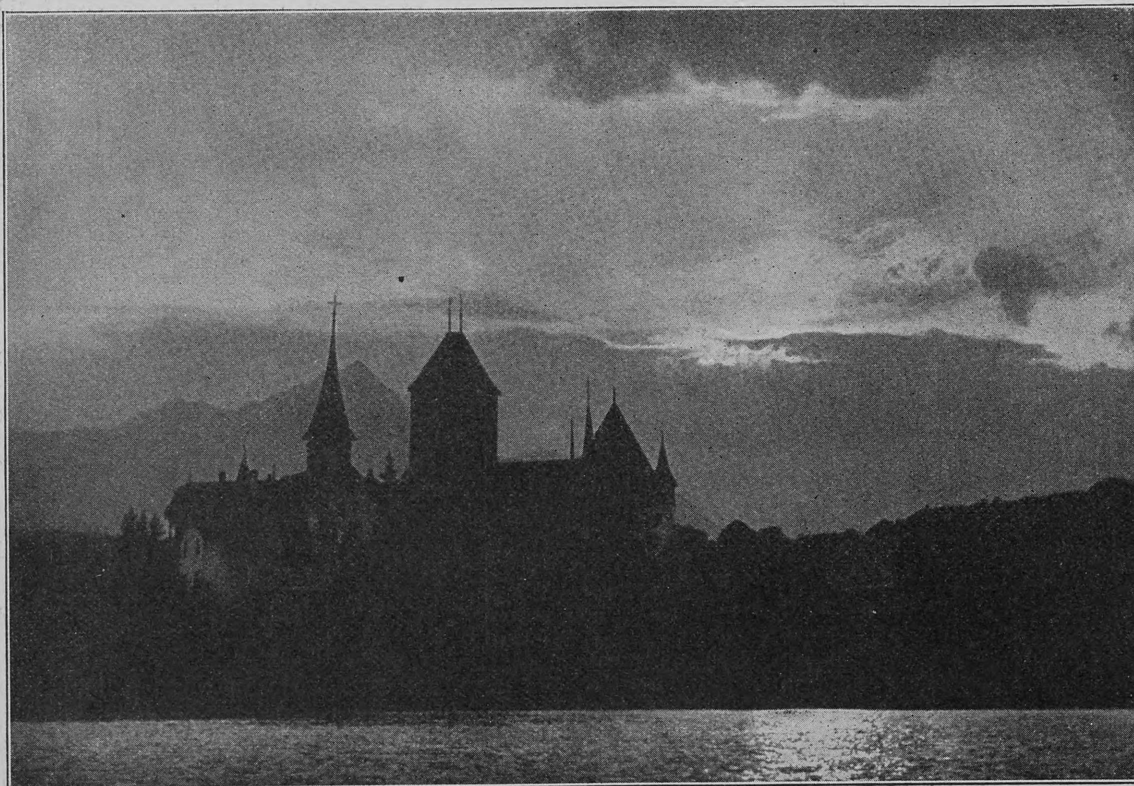


Flußlandschaft

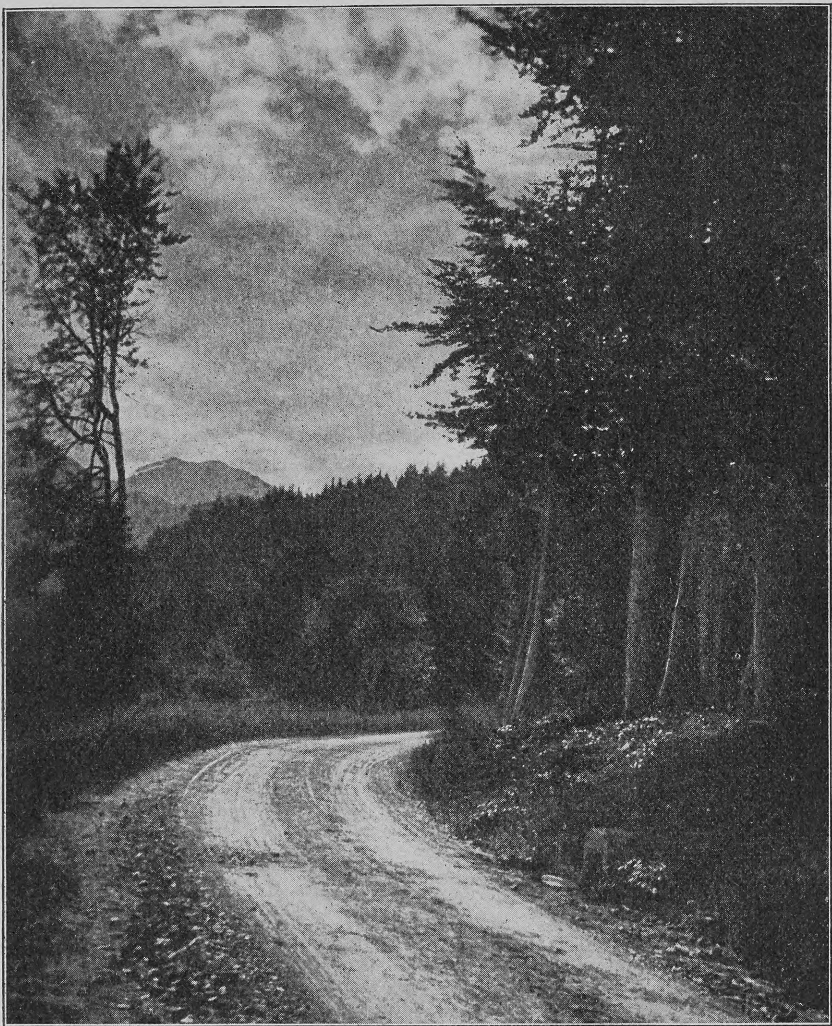
Leuten überlassen. Die Resultate der so zu Werke Gehenden sprechen indes nicht für ihr Verfahren.

Unsre photographischen Kameras und Kodaks werden, was Bequemlichkeit der Handhabung und leichte Transportabilität anbelangt, beständig verbessert; es wäre aber jammerschade, wenn alle die Vorteile, die wir dadurch genießen, nur der geistlosen „Knipserei“ zugute kämen. Aber so scheint es beinahe. Wer mag sich noch Zeit gönnen, einmal einzig zum Zweck des Photographierens ins Freie zu gehen, wie man malen und zeichnen geht? Und doch erfordert das Photographieren ebensogut liebevolle Vertiefung in die Natur, und wer sich je ernsthaft mit Landschaftsaufnahmen befaßt hat, der wird uns recht geben, wenn wir behaupten, es sei damit nicht getan, daß man einen Blick in seinen Sucher wirft (denjenigen in die aufzunehmende Gegend spart man sich gewöhnlich), den Momentverschluß spannt und auf einen Ball drückt.

Eine Landschaft einmal gesehen haben, heißt nicht, um sie wissen. Die Jahreszeiten, die Tageszeiten selbst drücken ihr ihren Stempel auf, Regen und Sonnenschein wandeln sie um. Können wir ermessen, wenn wir sie um die Mittagsstunde sehen, wie die langgezogenen Abendschatten ihre Bäume und Hügellinien verändern werden, oder wie kräftig und schön sich die Silhouetten ihrer Türme und Häuser in den Nachthimmel zeichnen, während bei Tage nicht die wuchtige Wirkung des Ganzen, sondern das Störende aufdringlicher Einzelheiten bemerkbar wird. Manche Gegend kann, von der hellen Sonne beleuchtet, geradezu langweilig wirken; ein zerrissener Wolkenhimmel wird ihre einfachen Konturen ins Großartige steigern und ihren ruhigen Formen Bedeutung geben. Oder zwischen Baumpartien, die sich sonst als kompakte Masse hart vom Himmel abheben, schiebt sich Nebel. Er erweitert die Distanz der einzelnen Gruppen, läßt die Bäume in feiner Abstufung zarter und ungreifbarer werden, bis die fernsten fast in den Ton der Luft überzugehen scheinen. Alle diese Wirkungen lassen sich naturgemäß nicht beobachten, wenn man sich ein paar Sekunden lang mit dem Photographieren einer Landschaft



Schloß Spiez am Thuner See bei Abendbeleuchtung



Wegbiegung am Waldrand

befaßt. Auf die Gefahr hin, in dieser gehetzten Epoche, wo kein Mensch mehr Zeit haben darf, für Träumer und Nichtstuer gehalten zu werden, gestehen wir ruhig, daß wir oft mehrere Male mit der Kamera in die gleiche Gegend gewandert sind, bis wir den Moment herausfanden, der zu einer Aufnahme tauglich erschien. Resultatlos verläuft solch eine Wanderung übrigens nie, wenigstens für den nicht, der seinen Erfolg nicht nach der Zahl der exponierten Platten, sondern an der gewonnenen Bereicherung seines Anschauungsvermögens bemißt. Oft ergeht es einem dabei auch, nach Wilhelm Meister, wie dem Knaben Saul, der auszog, seines Vaters Eselin zu suchen, und ein Königreich fand; man findet unversehens die schönsten und eigenartigsten Motive, die einen das Gesuchte völlig vergessen machen. Unter eigenartigen Motiven verstehen wir übrigens nicht, was man gemeinhin mit dem Wort „romantisch“ bezeichnet, und was — zum Glück — in der unverfälschten Natur nicht allzu häufig vorkommt. Gerade die Schlichtheit der Vorwürfe ist das Erstrebenswerte. Die Biegung eines Weges, ein Flußufer, ein paar Bäume, ein Bauernhaus, alle diese Dinge können eigenartig wirken, sobald man ein abgeschlossenes Ganzes daraus zu machen versteht. Es kommt hier wesentlich auf den Bildausschnitt an. In jedem einzelnen Falle ist zu überlegen, ob Hoch- oder Querformat das Passende ist, man wägt ab, ob der Horizont im Bilde hoch oder tief liegen muß, man wechselt den Standpunkt und damit den Vordergrund der Landschaft, bis man schließlich auf der Mattscheibe des Apparates ein Bild sieht, das einheitlich wirkt. (Wem das nötige Abstrahieren von der Farbe bei der Beurteilung durch die Mattscheibe anfangs schwer fällt, der lasse sich dieselbe blau anfärben. Die durch das blaue Glas gesehene Landschaft erscheint fast einfarbig, und der Fehler wird vermieden, daß man lediglich durch die Farbe hervorgerufene Effekte mit andern verwechselt.) In Erwägung zu ziehen ist ferner die Linienführung im Bilde. Man gibt sich darüber meist zu wenig Rechenschaft. Hierzu ist kurz folgendes zu bemerken: die Aufnahme darf nicht von durch das ganze Bild laufenden Horizontal- oder Vertikallinien in zwei Teile geschnitten werden. Hat man eine scharf gezeichnete Horizontallinie, so muß das Bild auch scharf betonte Senkrechte aufweisen. Will man eine einseitig schräge Linie nicht durch ihr Gegenteil ergänzen, so müssen ebene und vertikale Linien dem Auge den Maßstab für die schräge geben und derselben das Gleichgewicht halten. Hauptgegenstände des Bildes sollen nicht in eine der Diagonalen fallen, sie wirken sonst unwesentlich.

Ueber die Art der Aufnahme selbst lassen sich übrigens kaum Vorschriften geben, denn die Regeln, die man aufstellen könnte, werden immer wieder durch kühne und sehr gute Arbeiten durchbrochen. Die meisten ernsten Landschafter unter den Photographen arbeiten heute mit langbrennwertigem Objektiv. Man vermindert damit zu rasche Verkürzungen, die für Bilder von Straßen, Flüssen und so weiter gefährlich werden können und stets die Hintergründe auf unerträgliche Weise verkleinern. Auch wird man im allgemeinen nicht die Mittagsstunde mit ihren kurzen, harten Schatten als Aufnahmezeit wählen. Eine Photographie ist natürlich für die künstlerische Wirkung verloren, sobald die Halbtöne fehlen. Hier sollte aber mit Entwicklung und Nachbehandlung der Platten eingesetzt werden. Manches, was bei der Aufnahme durch zu kurze oder zu lange Belichtung verfehlt wurde, läßt sich nachträglich verbessern. Diese Arbeiten ohne Not aus den Händen zu geben ist schade, denn nur der, welcher die Aufnahme gemacht hat, kann wissen, unter welchen Bedingungen (Lichtverhältnissen und so weiter) sie entstanden sind, und ob eventuell Ueber- oder Unterexposition zu erwarten ist. Durch Vergrößerung gewinnen gute Aufnahmen oft unendlich an Reiz. Wir verstehen darunter nicht, daß man sich davon irgendeine Monstrephotographie in Bromsilber herstellen lassen soll, sondern man bestellt sich, falls man für dies Verfahren nicht selbst eingerichtet ist, nach seiner Platte ein gutes Negativ in mittlerer Größe. Davon versucht man dann allerhand Drucke zu machen und vergleicht dieselben auf ihre Wirkung hin. Wer die Mühe eines Kohle- oder Gummidruckes scheut, der findet in den gelbgrundigen gekörnten Kopierpapieren, die jetzt in den Handel gebracht werden, den besten Ersatz. Die Töne derselben lassen sich bei einfacher Behandlungsweise von braun bis schwarz variieren und geben kupferstichartige Effekte.

Bevor man indes eine Platte vergrößern läßt, ist es gut, sie noch einmal genau auf den Bildausschnitt hin anzusehen. Man hat es nämlich in der Hand, durch die Benutzung nur eines Teiles der Platte für das vergrößerte Negativ, bei der Einstellung begangene Fehler wieder gut zu machen. Ein langweiliger Vordergrund wird weggelassen, von wolkenlosem Himmel ein Stück abgeschnitten; oder man benutzt nur die Mitte des Bildes und bringt so den zu stark verkürzten Hintergrund wieder richtig zur Anschauung. Auch kann beim Vergrößern etwas Unschärfe, im passenden Falle angewandt, vorzügliche Dienste tun.

Ueber moderne ästhetische Schlagworte

Von

Dr. Julius Goldstein

Schlagworte stellen sich stets ein, wo sich neue Gedanken und Ziele gegen alte herrschende Zeitmächte durchsetzen wollen. Da braucht man ein äußeres Zeichen, ein Wort, das leicht ins Ohr fällt und bestimmte Gefühle weckt, ein Wort, in dem das neue Programm zu begrifflicher Einheit zusammengefaßt ist. Solange die ursprüngliche Bedeutung des Schlagwortes lebendig bleibt, wirkt es nicht schädlich. Der Unfug mit dem Schlagwort beginnt erst dann, wenn weitere Kreise, die dem Ringen der neuen Kunst- und Kulturmacht ferner stehen, sich des Schlagwortes als eines bequemen Urteils bemächtigen, ohne das Schlagwort in seinem ursprünglichen Sinn und seiner Tragweite zu verstehen.

In unsrer Zeit mit ihrem raschen Kulturtempo ist die Gefahr, unverstandene Schlagworte zu benutzen, größer als in früheren Jahrhunderten. Kaum hat sich heute ein Schlagwort allgemeines Gehör verschafft, so wird es schon wieder von einem neuen in der allgemeinen Aufmerksamkeit verdrängt.

Das gilt besonders für die ästhetischen Schlagworte. Wir haben im neunzehnten Jahrhundert eine Reihe künstlerischer Richtungen gehabt, die zum Teil schon der Vergangenheit angehören, dennoch aber mit ihren Schlagworten in die geistige Bewegung der Gegenwart hereinwirken. Sie stammen hauptsächlich aus Frankreich. Wer sie zuerst geprägt und in Umlauf gesetzt hat, weiß man oft nicht mehr. Aber ihre Bedeutung und ihr Wesen kann man dadurch feststellen, daß man sie in den Zusammenhängen aufsucht, denen sie entsprungen sind. Einige von diesen modernen ästhetischen Schlagworten will ich unter diesem Gesichtspunkt, mehr darstellend als kritisierend, behandeln.

Ich beginne mit dem „Naturalismus“. Es geht nicht an, mit diesem Worte nur jene kleine Bewegung der deutschen Literatur zu verstehen, die in den achtziger Jahren des neunzehnten Jahrhunderts als eine neue Art „Sturm und Drang“ bei uns einsetzte und Schriftsteller wie Hauptmann, Holz, Kretzer u. a. emporbrachte. Dieser deutsche Naturalismus ist nur der schwache Ausklang einer



In einem schwäbischen Bauerndorf

allgemeinen europäischen Kunstrichtung. Sie nahm im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ihren Ausgang in Frankreich, und zwar als eine Reaktion gegen die zur leeren Phrase herabgesunkene Romantik. Zu diesem Naturalismus gehören Schriftsteller wie Balzac, Flaubert, die Brüder Edmond und Jules de Goncourt, Zola; in den nordischen Ländern Ibsen, Strindberg, Amalie Skram, in Rußland Gogol, Dostojewski. Von bildenden Künstlern nenne ich u. a. Courbet, Millet, Meunier, Liebermann, Uhde.

Das Wort „Naturalismus“ hat eine lange Geschichte hinter sich. Es findet sich schon im sechzehnten Jahrhundert in einem lateinisch geschriebenen Werk von Bodinus. Hier bedeutet „Naturalist“ einen Menschen, der den religiösen Fragen gegenüber nicht der Offenbarung, sondern dem „natürlichen Lichte“, das heißt dem Verstande, folgt. So wird dann während des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts Naturalismus ein religionsphilosophischer Begriff und bedeutet ungefähr so viel wie Deismus. Im neunzehnten Jahrhundert wird das Wort Naturalismus sowohl zur Bezeichnung einer charakteristischen Weltanschauung wie auch einer künstlerischen Theorie gebraucht. Beide Bedeutungen des Wortes hängen innerlich zusammen.

Der Naturalismus als ästhetische Theorie hat sich im Gefolge der naturalistischen Weltanschauung gebildet. Diese stellte sich im zweiten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts ein, als die Interessen der Zeit von der philosophischen Spekulation und den Problemen der inneren Bildung zu den Fragen der Naturwissenschaft und Technik, der Gesellschaft und der Politik hinüberglitten. Unter einer naturalistischen Weltanschauung versteht man jene Ansicht, für welche die sichtbar gegebene Welt in Raum und Zeit, wie sie das Objekt der Naturwissenschaft bildet, die ganze und ausschließliche Wirklichkeit ausmacht. Negativ liegt darin die Behauptung, daß die raumzeitliche Welt keinen weiteren geistigen Zusammenhängen eingeordnet ist.

An die sinnlich gegebene Welt als die einzige und echte Wirklichkeit hielt sich nun auch der Naturalismus als Kunstauffassung. Sein Hauptziel legt sich ganz in das Bestreben, die Wirklichkeit genau so wiederzugeben, wie sie ist. Der naturalistische Künstler soll sich allen Zufälligkeiten des Objektes fügen, soll sich aller Idealisierung der Dinge enthalten und die Phantasie so wenig wie möglich schalten lassen. Er soll sich in seinem Verfahren an die Naturwissenschaft anlehnen und mittels Analyse und Experiment die treibenden Kräfte gesellschaftlicher Zusammenhänge bloßlegen. Auf diesem Wege glaubt man die Wahrheit — la vraie verité — zu erreichen. Dabei wird das Häßliche und Widerwärtige, das Banale und Pathologische oft als das künstlerisch Wahre im auszeichnenden Sinne verstanden. Sieht man von dieser Uebertreibung ab, so liegt in der künstlerischen Anerkennung der dunkeln Seiten des Lebens eine größere Wahrhaftigkeit des Empfindens, die für unser modernes Gefühl der klassischen und romantischen Kunst besonders in Frankreich weniger eigen ist. Klassik und Romantik schilderten die Menschen auf den Höhen der Gesellschaft; der Naturalismus steigt in die Tiefen herab. Balzac zieht alle Kreise der französischen Gesellschaft seiner Zeit in seinen großen Romanzyklus La comédie humaine hinein. Der moderne Arbeiter findet in Zola seinen literarischen, in Meunier seinen plastischen Darsteller. In der Streit- und Programmschrift Le roman expérimental hat Zola eine Zusammenfassung der Theorie des Naturalismus gegeben. Die praktische Durchführung der Theorie liegt in seinem vielbändigen Romanzyklus der Rougon-Macquart vor.

Freilich ist das künstlerische Schaffen Zolas — wie auch das der andern großen Naturalisten — andre Wege gegangen, als sie die enge naturalistische Doktrin vorschreibt. Nach dieser sollte die Kunst eine möglichst getreue Wiedergabe der Wirklichkeit sein und alles Eingreifen der künstlerischen Gestaltungskraft in die rohe Masse des Stoffes, die Komposition, sollte streng verpönt sein. Ein Kunstwerk stände um so höher, je weniger es der Künstler komponiert hätte. Das ergibt aber einen ästhetischen Widersinn. Was das Kunstwerk von der brutalen Wirklichkeit unterscheidet, ist eben das nach künstlerischen Gesichtspunkten Durchgliedern, Abstufen und Akzentuieren der gegebenen Stoffmasse, das perspektivische Zusammenziehen räumlich und zeitlich getrennter Dinge. Der Dramatiker oder Romanschriftsteller muß tausend Dinge weglassen, mit denen der Alltag seinen Helden umgibt. Max Liebermann nennt Zeichnen „die Kunst, wegzulassen“, und in einer lesenswerten Schrift „Naturprodukt und Kunstwerk“ belegt Ludwig Volkmann den alten Gedanken, daß das Kunstwerk nicht eine einfache Wiedergabe, sondern eine Umwertung des Naturproduktes ist, mit vielen interessanten Beispielen.


An der Dorfstraße

Zum Wesen des Naturalismus gehört es auch, wie ich schon andeutete, daß er sich mit Vorliebe naturwissenschaftlicher Begriffe und Theorien bedient. Welche Rolle spielt die Vererbungstheorie bei Zola und Ibsen! Der Naturalismus nimmt den Menschen rein als Naturprodukt und versucht seinen Charakter abzuleiten aus den ihn beeinflussenden physiologischen und sozialen Zusammenhängen. Hierher gehört das Schlagwort vom „Milieu“. Das Milieu — die Umwelt — ist die Summe der Abhängigkeitsbedingungen, aus denen man die individuelle Eigenart einer Persönlichkeit erklären zu können glaubt. In prinzipiell wissenschaftlichem Sinne hat Taine das versucht in seiner „Philosophie der Kunst“ und in seiner englischen Literaturgeschichte.

Der Drang nach möglichst reiner Erfassung der Wirklichkeit führte den Naturalismus auf dem Gebiete der Malerei zu neuen Aufgaben und Problemen, zu einer neuen Technik — zum Impressionismus.

Der Impressionismus will den unmittelbaren Eindruck — impression — des Körpers im offenen Sonnenlichte wiedergeben. Auf das Lichtproblem konzentriert er seine ganze Kraft. Gegenstand der Malerei ist für Courbet ein „Körper im Lichte“. Manet und Monet führen dann jene Lichtmalerei durch, welche die Zersetzung der Farben durch das Licht wiederzugeben versucht. Die Form entwickelt sich aus den Tonwerten heraus, die Zeichnung tritt vor der Farbe zurück. Manet war 1870 bei Freunden auf dem Lande zu Gast. Dort sieht er die Gattin seines Freundes mit ihrem Kinde auf der Wiese unter grünen Bäumen sitzen und ist aufs höchste überrascht, was für flimmernde Flecke das Sonnenlicht auf dem Rasen, den Kleidern, den Gesichtern bildete. Das soll ihm das erste Motiv zu seinem „Portrait en plein air“ gegeben haben. Ich gebe eine von R. Muther herrührende Schilderung dieses ersten impressionistischen Bildes wieder. „Eine junge Frau in weißem Kleide mit weißschwarzem Hut sitzt auf graugrünem Gras. Ihr Knabe in blauem Anzug liegt an sie geschmiegt. Dahinter, in blauer Bluse und schwarzer Hose, arbeitet ein Gärtner. Es ist auch noch die Velazquez-Harmonie, aber alles Zeichnerische fehlt hier vollständig. Die Blumen des Hintergrundes sind als rote Flecken hingesetzt, die Gesichter der Personen erscheinen, in der Nähe betrachtet, als verschwimmende Massen. Erst wenn man wegtritt, fängt alles zu leben an, zu leuchten, zu flimmern. In flirrenden Aether sind Natur und Menschen gebadet. Alle Farbenflächen sind aufgelöst in einzelne Töne, die Sonne, der große Kapellmeister, bestimmt die Akkorde. Jetzt versteht man das Entsetzen, das seine Bilder vor dreißig Jahren erregten. Jetzt empfindet man, daß er die Pforten der neuen Kunstanschauung aufschlug, die das nächste Menschenalter beherrschen sollte.“

Der Naturalismus ist im Laufe der Entwicklung in sein Gegenteil, in den Symbolismus, umgeschlagen. Das hat seine inneren Gründe. Die Sucht nach Naturtreue, im Ueberschwang versagend, greift schließlich einen einzigen Zug, eine einzige Eigentümlichkeit heraus, die als Symbol für das Ganze dienen soll. In jeder großen Kunst gibt es Symbolisches. Es bedeutet dort soviel wie „hochbedeutungsvoll“. Symbolismus als moderne Kunstrichtung ist aber ein engerer Begriff. Volkelt charakterisiert das Modern-Symbolische dahin, daß sich ein Gehalt in einer prinzipiell unangemessenen Form zum Ausdruck bringt, aber gerade dadurch sich eine eigentümliche und ausdrucksvolle Verkörperung gibt. Man denke zum Beispiel an Stucks packend symbolisches Bild „Sünde“, an einzelne Werke von Klinger oder Sascha Schneider. Auf literarischem Gebiet findet man besonders bei Ibsen einen starken Zug zum Symbolismus. So das Meer in der „Frau vom Meere“, die Sonne in den „Gespenstern“.

Der naturalistischen Bewegung entstammt auch das oft gebrauchte Schlagwort „l'art pour l'art“ — „die Kunst um der Kunst willen“. Der Ausdruck selbst findet sich schon gelegentlich in dem Cours de philosophie positive von Auguste Comte. Als Schlagwort lanciert wurde es aber erst von dem Kreise jener französischen Schriftsteller, die sich um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts um die beiden Brüder Jules und Edmond de Goncourt gruppierten. In den interessanten Tagebuchaufzeichnungen der beiden Brüder herrscht eine trostlos pessimistische Stimmung gegenüber Welt und Leben. Das einzige, was dem Dasein noch einen Wert gibt, ist die Kunst, und zwar l'art pour l'art, die Kunst als Selbstzweck. Einmal bedeutet das, wie Nietzsche einmal sagt: Der Teufel hole die Moral! Dann aber drückt sich in diesem Schlagwort die Ueberzeugung aus, daß das Leben nur so weit Wert und Bedeutung hat, als es Gegenstand der Kunst wird. Damit ist l'art pour l'art zum Leitmotiv jener von Wilde und d'Annunzio am schärfsten vertretenen Weltanschauung des Aesthetizismus geworden, der unter Vernichtung, respektive Nichtanerkennung aller andern Lebenswerte nur das Aesthetische als einzigen und maßgebenden Wert des Daseins gelten läßt.



Eton-College

Eton-College

Von

Karl Vermeeren

(Hierzu vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen der Photo-News-Company)

Wer von der hochgelegenen Terrasse des alten Königsschlosses Windsor seine Augen über die lachenden grünen Auen der englischen Landschaft schweifen läßt, der sieht unfern dem Städtchen der lustigen Weiber jenseits des Silberbandes der Themse einen Komplex altertümlicher Gebäude mit Zinnen und Giebeln aus dem Laubwerk ehrwürdiger Ulmen emporragen. Im weiten Umkreis, nur hier und dort von malerischen Baumgruppen unterbrochen, breiten sich grüne Rasenflächen, und auf diesem herrlichen Naturteppich, um den jedes andre Land die britischen Inseln beneiden muß, ein wimmelndes, lustiges Leben. Leuchtend heben sich die hellen Sportsanzüge von dem grünen Hintergrunde ab, bald bilden sich Gruppen, bald saust die ganze Gesellschaft in fliegendem Lauf über den Plan, der Beschauer auf seiner hohen Warte meint schier, er müßte trotz der Entfernung das Lachen und Jauchzen frischer Jugendkehlen heraushören: das sind die Eton-Boys, Englands aristokratische Jugend, die in jenen gotischen Mauern ihre geistige, auf den grünen Rasenflächen ihre körperliche Ausbildung in vollendeter Harmonie erhält. Wir Deutsche sind zwar sehr stolz auf unsre Schulbildung und haben auch wohl allen Grund dazu, bei uns wird mehr gelernt als anderswo, das ist keine Frage, und an Wissen kann es der deutsche Gymnasiast mit jedem Altersgenossen diesseits und jenseits des Ozeans aufnehmen. Aber das Wissen allein macht noch keine Persönlichkeit, und gerade in letzter Zeit sind auch in Deutschland Männer aufgestanden, die vor einer bloßen Ueberschätzung des Lernens warnen, und überall sind an deutschen Schulen Sportplätze nach englischem Muster entstanden. Wir können also doch wohl noch manches aus den konservativen, gewiß vielfach überholten Einrichtungen Altenglands lernen. Schreiten wir daher über die hier noch liebliche, schmale Themse und statten wir dem altehrwürdigen Stift einen Besuch ab. Eton ist ein Internat, am ehesten wohl den deutschen Fürstenschulen zu vergleichen. Während man aber auf den deutschen Fürstenschulen auch heute noch vorwiegend Gelehrte mit Brillengläsern heranzüchtet, ist Eton seit Jahrhunderten die Schule hervorragender Staatsmänner und Politiker gewesen. In Deutschland liegt das Schwergewicht auf der Ausbildung des Wissens, in England auf der des Willens: das ist überhaupt der fundamentale Unterschied der Erziehungsmethoden beider Länder. Welcher Weg der richtige ist, soll hier nicht untersucht werden. In beiden Ländern sind Stimmen laut geworden, das Gute von dem stammverwandten Nachbar zu entlehnen, und so scheint das Ideal in einem verständnisvollen Ausgleich der beiden Systeme zu liegen. Eton-College wurde im Jahre 1440 von Heinrich VI. gegründet und hat seine mittelalterlichen Institutionen bis heute bewahrt. Mit Stiftungen ist es wie alle Anstalten dieser Art in England reich bedacht. Die Schüler, meistens Söhne der vornehmen Familien Englands, wohnen bei den Lehrern, und ihre Eltern müssen, wie das ja auch ihren Verhältnissen entspricht, für die Pension und Aufsicht eine für deutsche Begriffe recht erkleckliche Summe bezahlen. Die Tracht der Eton-Boys ist weltbekannt: die kurze schwarze Jacke mit dem breiten darüberfallenden weißen Kragen, der niedrige Zylinderhut geben im Verein mit der keineswegs gigerlhaften, aber doch sorgfältig gepflegten Frisur dem Jungen von vornherein etwas Aristokratisches, und die ruhige, weltmännische Art, das sichere Auftreten in der Gesellschaft sprechen durchaus für die Schule und ihren Einfluß. Im Gegensatz zu den deutschen Gymnasien ist dem eigentlichen Unterricht ein viel geringerer Teil des Tages eingeräumt, die größere Hälfte wird mit Sport und Spiel, mit Gesang und allerlei Kurzweil ausgefüllt. Wie zähe man übrigens in England an den überkommenen Gebräuchen festhält, beweist der Umstand, daß in Eton, wo man gerade so großes Gewicht darauf legt, die Persönlichkeit, das Selbstbewußtsein im Knaben zu entwickeln, trotzdem noch heute die Prügelstrafe als Disziplinarmittel in Gebrauch ist. Da das Gespenst des Abiturientenexamens in England nicht etwas so Schreckliches hat wie in Deutschland, wo noch alte Herren von ihren Examensnöten träumen, wo auch die Rücksichten auf das Einjährigenjahr gänzlich fortfallen, so weiß der junge Engländer gewöhnlich nichts von dem Aufatmen des deutschen Abiturienten, wenn sich die Pforten des Gymnasiums hinter ihm schließen und die Alma mater den jungen Fuchs in Empfang nimmt. Von einer Ueberbürdung der Schüler kann in Eton nicht die Rede sein, und der Pflege des Körpers, der Ausbildung turnerischer und sportlicher Gewandtheit wird die allergrößte Aufmerksamkeit zugewandt, weil man die Wichtigkeit dieses Faktors für die Ausbildung der ganzen Persönlichkeit dort viel richtiger als bei uns bewertet. Daher kommt es, daß der junge Engländer, wenn er Eton verläßt, um die Universität Oxford oder Cambridge zu beziehen, mit viel leichterem Schulsack ins Leben tritt als der deutsche Abiturient; dafür ist er aber gesund, kräftig, spürt nichts von Nervosität, hat einen gewissen praktischen Blick erlangt und weiß bereits in großen Zügen mit den wichtigsten Fragen des öffentlichen Lebens Bescheid. Die Politik, die in Deutschland so ängstlich von den Schulen ferngehalten wird, spielt in Eton bereits eine Rolle, und in Debattierklubs erziehen die jungen Engländer sich selbst zu jenen schlagfertigen, sachlichen, gewöhnlich mit gutem Humor begabten Parlamentsrednern, die oft schon in jungen Jahren berufen werden, eine Stelle in der Regierung des größten Weltreichs zu übernehmen.



Schüler der oberen Klassen; sie dürfen Arm in Arm auf der Straße gehen



Die Tracht der Eton-Schüler



Appell der Schüler im Hofe des College



Der Prinz von Wales auf der Tigerjagd in den Nikondabergen bei Hyderabad (Indien)

Notizblätter

Zur Ermordung Redvan Paschas

Ein wenig erbauliches Bild von den Zuständen in den höchsten offiziellen Kreisen des türkischen Staates gibt die am 23. März erfolgte Ermordung Redvan Paschas, des Generalgouverneurs von Konstantinopel, mit ihrer Vorgeschichte und ihren Folgen. Redvan Pascha hatte sich durch seine strenge Amtsführung, bei der er allerdings auch seinen eignen Vorteil nicht vergessen zu haben scheint, viele persönliche Feinde gemacht, die zum Teil in sehr hohen Stellungen waren. Vor einigen Wochen hatte er wegen einer Straßenpflasterung einen erbitterten Streit mit dem Vizezeremonienmeister des Sultans, Abdur Rezak Bey, wobei dieser sogar von dem Pascha verwundet worden sein soll. Rezak Bey schwor, sich bei der ersten Gelegenheit zu rächen. Am 23. März abends war Redvan Pascha, begleitet von seinem Sohne Reschad, einem höheren Beamten des Auswärtigen Amtes, nach Gjoeztepe, einer Vorortstation der anatolischen Bahnen auf dem asiatischen Ufer, gefahren, wo er ein größeres Landgut und einen prachtvollen Konak besaß. Im Begriff, seine Villa zu betreten, wurde der Pascha von vier verkleideten Kurden ermordet. Die Mörder wurden verhaftet und es ergab sich bei ihrer Vernehmung, daß in der Tat, wie gleich vermutet worden war, der erwähnte Streit mit Rezak Bey den Anlaß zu dem Verbrechen gebildet hatte; sie gestanden, daß sie von dem Militärkommandanten von Skutari, Schamil Pascha, einem Verwandten Rezak Beys, gedungen worden seien. Da Schamil Pascha das Oberhaupt der mächtigen und zahlreichen Kurdenfamilie Bederhan ist, deren Mitglieder meist im Staatsdienste stehen, so rief der Fall eine nicht unbedenkliche Erregung unter der auf etwa 50000 Köpfe geschätzten kurdischen Bevölkerung der Hauptstadt hervor, und der Polizeiminister sprach in seinem Bericht an den Sultan die Befürchtung aus, daß Konstantinopel leicht der Schauplatz schwerer Ereignisse werden könne, wenn die Mitglieder der Familie Bederhan, der alle Kurden eine an Verehrung grenzende Achtung und unbedingten Gehorsam entgegenbringen, auch weiterhin der Gunst und der Nachsicht des Sultans teilhaftig würden. Infolgedessen berief der Sultan einen außerordentlichen Ministerrat nach dem Yildiz-Kiosk ein, und dieser sprach sich dafür aus, daß die ganze Familie Bederhan aus Konstantinopel entfernt werde. In der Nacht wurden dann zweihundert männliche Mitglieder dieser Familie, mit Einschluß Schamils und Abdur Rezaks, auf Schiffe gebracht und ein Teil nach Tripolis, ein andrer nach dem Hedschas verschickt. Die am wenigsten Gefährlichen wurden nach Trapezunt gebracht, von wo sie sich nach ihrem Heimatlande begeben dürfen. Noch kürzeren Prozeß wird man jedenfalls mit den vier Mördern machen.



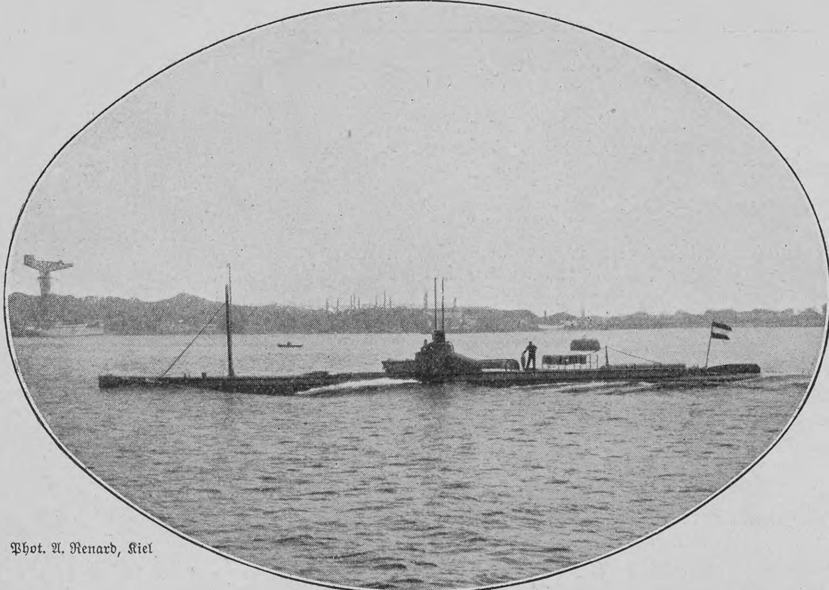
Redvan Pascha †

Das englische Thronfolgerpaar in Indien

Der Prinz und die Prinzessin von Wales haben ihre indische Reise beendet und auf dem Schlachtschiff „Renown“ die Rückfahrt nach England angetreten. Daß es den fürstlichen Gästen in den vier Monaten, die sie auf indischem Boden verbracht haben, so bequem wie irgend möglich gemacht worden ist, die Herrlichkeiten des Wunderlandes zu schauen, versteht sich von selbst, und sie haben es bei den heutigen Verkehrsverhältnissen in dieser Hinsicht beträchtlich besser gehabt als vor dreißig Jahren der jetzige König Eduard auf seinem Ritt durch das indische Reich; trotzdem ist die Reise für das Thronfolgerpaar wegen der gewaltigen Ausdehnung des Landes und vor allem durch die nicht geringen, komplizierten Pflichten der Repräsentation ungewöhnlich strapaziös gewesen. Alles, was geschichtlich bedeutsam und künstlerisch bemerkenswert ist, wurde im Fluge besichtigt, die alten indischen Residenzstädte und die Hauptfürstenhöfe besucht, mit den übrigen Fürsten an geeigneten Punkten bei größeren Empfängen Begrüßungen ausgetauscht und an den Hauptsitzen der indischen Regierung sowie an den berühmten Wallfahrtsstätten der Eingebornen Rast gehalten. Natürlich hat der Prinz sich auch die Gelegenheit nicht entgehen lassen, Jagden auf Tiger und andre in Indien heimische Raubtiere mitzumachen und war dabei im ganzen vom Glück begünstigt, wiewohl das Jagdvergnügen der fürstlichen Gäste im Bergland Nepal durch einen Choleraausbruch gestört wurde.

Deutsche Unterseeboote

Im Bau von Unterseebooten hat das Ausland zurzeit einen nicht unbeträchtlichen Vorsprung vor Deutschland; besonders Frankreich hat sich seit Jahren aufs eifrigste bemüht, seine „Sous-marins“ zu einer kriegstüchtigen Waffe auszubilden, und besitzt gegenwärtig 46 Unterseeboote vom verschiedensten Typ, zu denen bis zum Jahre 1907 noch 28 weitere hinzukommen werden. Nach dem Bauplan soll die französische Marine im Jahre 1919 49 Unterseeboote für die Verteidigung und 82 für den Angriff — im ganzen also 131 Boote — zählen. England verfügt zurzeit über 29 Boote, deren Zahl sich nach 1½ Jahren auf rund 50 erhöht haben wird. Bis jetzt ist die Leistungsfähigkeit sämtlicher Unterseeboote in militärischer Hinsicht eine recht minimale gewesen. Es ist noch nicht gelungen, den Booten genügenden Aktionsradius für den Angriff sowie genügende Geschwindigkeit zu verleihen; desgleichen ist das Sehvermögen der Boote ein ungenügendes geblieben, und es kann daher von einem zuverlässigen Navigieren und von der Abgabe eines sicheren Torpedoschusses noch nicht gesprochen werden. Deutschland hat sich mit Recht lange Zeit den Unterseebooten gegenüber sehr skeptisch verhalten, konnte aber schließlich in Anbetracht der umfangreichen Bauten der Nachbarstaaten nicht länger zurückstehen, um so mehr als das Unterseeboot bei weiterer Vervollkommnung ein sehr wichtiges Hilfsmittel zur Verteidigung unsrer Küsten bieten wird. Die ersten Versuche mit einem deutschen Unterseeboot haben kürzlich auf der Germaniawerft in Kiel stattgefunden und, wie berichtet wird, ein im allgemeinen befriedigendes Resultat ergeben.

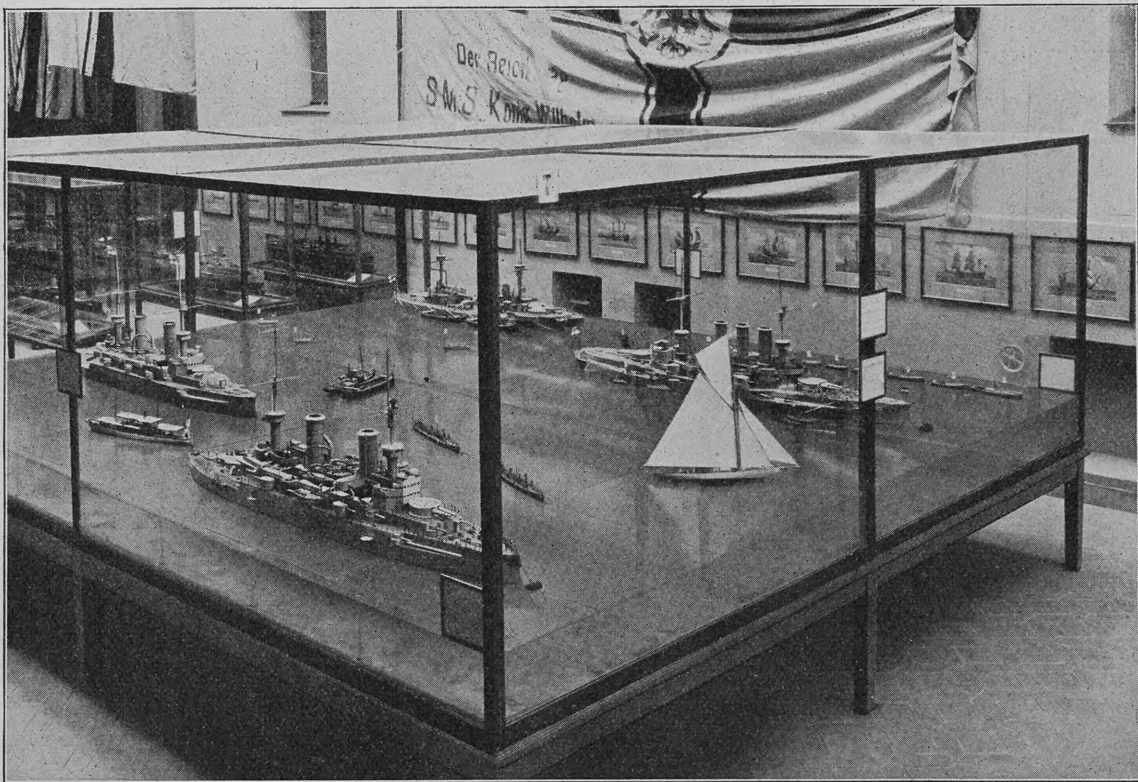


Phot. A. Renard, Kiel

Deutsches Unterseeboot, erbaut von der Germaniawerft, auf einer Probefahrt im Kieler Hafen

Das Museum für Meereskunde in Berlin

Erst vor wenigen Wochen ist das großartige neugeschaffene Museum für Meereskunde in Berlin eröffnet worden, und schon ist es auf dem besten Wege, das volkstümlichste Museum von Berlin zu werden. In organischer Angliederung an die Universität, speziell an das Institut für Meereskunde und das Geographische Institut, mit denen es zusammen in einem und demselben Gebäude untergebracht ist, soll das Museum das Verständnis für alles, was in Beziehung zum Meere steht, durch unmittelbare Anschauung fördern helfen und in dieser Richtung nicht bloß dem fachwissenschaftlichen Forscher, sondern ebenso sehr dem Seemann und den Seeinteressen der ganzen Nation dienen. Das Museum gliedert sich in vier Abteilungen: die Reichsmarinesammlung, die einen historischen Saal mit alten Schiffsmodellen und zahlreichen Erinnerungsstücken von den Schiffen unsrer Kriegsmarine, einen großen Lichthof mit Flaggen und Standarten, Modellen der modernen deutschen Kriegsschiffe, den bekannten Schiffstabellen des Kaisers und so weiter, einen offenen Hof mit Ankern, Schwimmbojen, Panzerplatten, Rahen und so weiter, einen Waffensaal mit Marinegeschützen und Torpedos und einige Nebenräume umfaßt; die historisch-volkswirtschaftliche Sammlung, die in getreu nachgebildeten Modellen den Schiffs- und Schiffsmaschinenbau in allen seinen Teilen, Docks, Taucherausrüstungen u. dergl. vor Augen führt, ferner eine Sammlung wertvoller Segelschiffsmodelle, kartographische Darstellungen, Modelle von Raketenapparaten, Rettungsbooten, Leuchttürmen, Bojen und so weiter enthält; die ozeanologische und Instrumentensammlung, vom wissenschaftlichen Standpunkt aus wohl die wertvollste des Museums, in der außer sämtlichen Arten der in der Schiffahrt zur Verwendung kommenden wissenschaftlichen Instrumente — Chronometer, Sextanten, Kompasse, Loggapparate, Tiefseethermometer, Flut- und Strömungsmeßapparate, Schleppnetze und dergleichen mehr — eine Reihe von ozeanologischen Präparaten und Demonstrationsobjekten vereinigt sind; endlich die biologische und Fischereisammlung, welche die Fauna des Meeres, deren nutzbare Produkte und die verschiedenen Methoden des Fischereibetriebes in Präparaten, Modellen, Gemälden, Photographien und so weiter veranschaulicht. Das Museum ist durch ersprießliches Zusammenwirken des preußischen Kultusministeriums und des Reichsmarineamts geschaffen worden; um seinen Ausbau hat sich besonders der im vorigen Jahre verstorbene Professor von Richthofen verdient gemacht. Der Eröffnung des Museums am 5. März wohnten Kaiser Wilhelm und der Fürst von Monaco bei, welch letzterer bekanntlich ein ähnliches Institut in seiner Residenz geschaffen hat.



Phot. A. Mengendorf

Aus dem neueröffneten Museum für Meereskunde in Berlin: Linienschiffsdivision im Hafen vor Anker
Von links nach rechts: die Linienschiffe „Kaiser Barbarossa“, „Kaiser Wilhelm der Große“, „Wörth“, „Elsaß“

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 29



In Erwartung

Nach einem Gemälde von Otto Heinrich Engel

Totenschau

Jean Baptiste Millet, französischer Architekt und Maler, ein Bruder von Jean François Millet, 75 J., 25. März, Auvers an der Oise. — Geheimer Regierungsrat Professor Dr. Ernst Kluge, Statistiker, 26. März, Groß-Lichterfelde. — Emil von Gutzmerow, Schloßhauptmann von Königs-Wusterhausen, erbliches Mitglied des preußischen Herrenhauses, 27. März, Berlin. — Professor Albert Flamm, Landschaftsmaler, 82 J., 28. März, Düsseldorf. — Alexander Bihari, hervorragender ungarischer Genre- und Landschaftsmaler, 48 J., 28. März, Budapest. — Professor der Theologie D. Rudolf Seyerlen, 74 J., 28. März, Jena. — Professor Dr. Aubenas, Mediziner, 29. März, Straßburg i. E. — Natalie von Milde, Schriftstellerin, 56 J., 29. März, Weimar. — Professor Fritz Gonne, Geschichts- und Genremaler, 92 J., 30. März, Dresden. — Kammerherr Waldemar Freiherr von dem Knesebeck-Milendonck, königlicher Zeremonienmeister, 58 J., 30. März, Schloß Tylsen bei Salzwedel. — Geheimer Kommerzienrat Karl Stephan Michel, Großindustrieller, Mitglied der Ersten hessischen Kammer, Ehrenbürger von Mainz, 68 J., 30. März, Mainz. — Johannes Steen, ehemaliger norwegischer Ministerpräsident, 79 J., 1. April, Vossevangen. — Johannes Grunow, Verleger und Schriftsteller, Herausgeber der „Grenzboten", 60 J., 1. April, Leipzig. — Charles Porges, französischer Ingenieur und hervorragender Finanzier, 71 J., 1. April, Paris. — Professor Lionel Smith Beale, englischer Mediziner, 78 J., London. — Lübeckischer Senator Emil Wolpmann, 58 J., 3. April, Lübeck. — Ministerialrat Friedrich Wilhelm Beemelmanns, Dezernent für das Bauwesen im reichsländischen Ministerium, 68 J., 3. April, Straßburg i. E.

Literatur

„Rom und die Campagna" von Dr. Th. Gsell-Fels, dieses klassische und in jeder Beziehung einzig dastehende Reisebuch ist soeben (Leipzig, Bibliographisches Institut, gebunden 12½ Mark) in sechster Auflage und damit neuer, zeitgemäßer Bearbeitung erschienen, die Professor Dr. R. Schoener im Sinne und nach den bewährten Grundsätzen des inzwischen verstorbenen früheren Herausgebers besorgt hat. Der seit vielen Jahren in Rom ansässige Gelehrte gilt als einer der besten Kenner der „ewigen Stadt" und ihrer Kunstschätze und beherrscht in man darf wohl sagen einwandfreier Weise den gewaltigen Stoff des großzügig angelegten Buches, das seiner Natur nach Anspruch darauf machen kann, Interessenten eine ganze Bibliothek zu ersetzen. Mit seinen topographischen, geschichtlichen, kunsthistorischen und literarischen Ausführungen und mit seinem reichlichen und trefflich ausgewählten Kartenapparat ist dieses Reisewerk für alle, die Rom in längerem Aufenthalt kennen lernen wollen, der lehrreichste und beste Begleiter. Aber auch dem Kunstfreund, der das Buch nicht als Cicerone für eine Romfahrt erwirbt, ist „Gsell-Fels' Rom und die Campagna" ein Quellenwerk von hohem Werte. In den fünf Jahren, die seit der letzten Auflage des Buches verstrichen sind, hat sich in Rom vieles verändert, der Kundige wird an Stichproben merken, daß der neue Bearbeiter mit emsigem Bemühen alle Angaben kontrolliert und wenn nötig verbessert hat, mit besonderer Freude aber auch wird er, gerade zur Beurteilung der jetzigen Qualität des Buches auch in dieser Hinsicht, konstatieren, daß die kunstwissenschaftliche Forschung der letzten Jahre in ihren Ergebnissen aufs sorgsamste berücksichtigt ist. Als praktische äußerliche Neuerung an dem Buche ist seine Zerlegbarkeit in fünf selbständige Teile mit jeweils besonderem Inhaltsverzeichnis zu erwähnen, die den Reisenden der Notwendigkeit enthebt, auf seinen täglichen Streifzügen stets den ganzen Band bei sich zu führen.

Briefmappe

C. V. in P. Die vor einigen Monaten durch die Blätter gegangene Nachricht vom Tode des Aegyptologen Dr. Harpf hat sich allerdings nicht bestätigt. Sie war dadurch entstanden, daß der Gelehrte — wie er selbst seiner in Graz lebenden Tochter mitgeteilt hat — am 4. Dezember vorigen Jahres bei einer Forschungsreise in der Umgebung von Rodah einen Hitzschlag erlitten hatte und infolgedessen, da er weder lesen noch schreiben konnte, längere Zeit kein Lebenszeichen zu geben vermochte. Erst als er den Grazer Arzt Dr. Lacker traf, erfuhr er von der falschen Todesnachricht und klärte den Sachverhalt auf.

Frau Emmi in Dresden und Th. F. in München. In Anbetracht des großen Interesses, das die in Nr. 18 mitgeteilte Logogriph-Aufgabe bei unsern Lesern gefunden hat, wollen wir auch den von Ihnen eingesandten Rätseln Aufnahme gewähren und laden die Freunde unsrer Zeitschrift hiermit ein, sich an ihrer Lösung zu beteiligen:

„Zwar bin ich ein Geschöpf der Kunst,
Doch Nebenbuhler der Natur.
Bracht' meine Wahrheit mich in Gunst,
War's um so größere Täuschung nur.
Und ward ich alt, so sagt man frei,
Daß ich zu jung geworden sei.

*

Habt ihr Durst und wollt ihn stillen,
Laßt mein Glas mit ersterm füllen.
Habt ihr einen guten Magen,
Wird mein zweites euch behagen.
Euern Haushalt zu verwalten,
Lasset nur mein Ganzes schalten.

„Ratbedürftige" in Fl. Eine ausführliche, neubearbeitete und erweiterte tabellarische Uebersicht über Frauenberufe, die zugleich erschöpfende Auskunft gibt über die nötige Vorbildung, Bildungsanstalten, Kosten und Dauer der Ausbildung sowie die Aussichten in den einzelnen Berufen, bringt der Jahrgang 1906 des vom Deutsch-Evangelischen Frauenbunde herausgegebenen Frauenkalenders (Preis M. 1.40, Verlag von Edwin Runge in Groß-Lichterfelde-Berlin).

Clemens in Valparaiso. Außer einer internationalen Kunstausstellung bereitet die Stadt Mannheim zu ihrem dreihundertjährigen Jubiläum im Jahre 1907 eine große Gartenbau-Ausstellung vor, die durchaus nach künstlerischen Grundsätzen angelegt werden soll. Die Projektbearbeitung und Leitung hat Professor Max Läuger in Karlsruhe übernommen, dessen hervorragende Leistungen namentlich auf dem Gebiete künstlerischer Innendekoration und moderner Keramik weithin bekannt sind. Die Gartenbau-Ausstellung wird sich unmittelbar an die von Professor Billing erbaute Kunsthalle anschließen, den monumentalen Friedrichsplatz und die prächtige Augusta-Anlage mitumfassen und in bevorzugtester Lage sich über ein weites Gebiet der östlichen Stadterweiterung erstrecken.

Rentier Sch. in Wismar. Wie Sie aus der Briefmappe in Nr. 21 ersehen können, ist Ihre Lösung richtig.



Vorsicht

Wirt: „Tut mir leid, das ganze Haus ist voll — höchstens im Stall wär noch a Platzl auf'm Stroh."

Tourist: „Mir janz ejal — nehme auch das bei dem Hundewetter!"

„Wirt: „Gut — aber — warten S' a bißl, i muß noch den Tierarzt, der in der Stuben drin sitzt, fragen — wegen der Einschleppung von da Maul- und Klauenseuche."

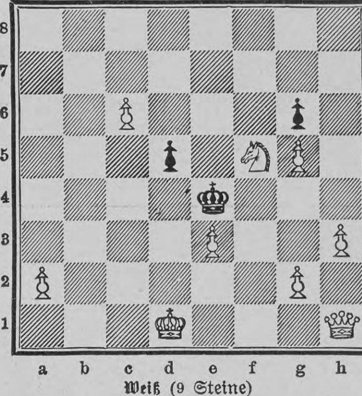
Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 13

Von Isidor Gross in Karlstadt (Kroatien)

(Neu)

Schwarz (3 Steine)



a b c d e f g h

Weiß (9 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 10:

W. 1. Sa2—b4
S. 1. Ke5—d4 (Ta6—a5)
W. 2. Sb4—c2†
S. 2. Kd4×c5, —e5 (oder beliebig)
W. 3. Sd6—b7, f7 matt.

A.

S. 1. Sb1(f1)—d2
W. 2. Sb4—d3†
S. 2. Ke5—d4
W. 3. Sd6×b5 matt.

B.

S. 1. Sf1—e3
W. 2. Df3—f4†
S. 2. Ke5×f4
W. 3. Sb4—d3 matt.

C.

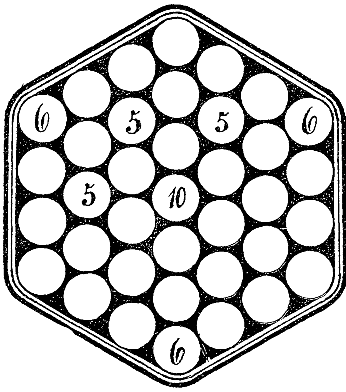
S. 1. Sb1—a3 (c3)
W. 2. Df3(×)c3†
S. 2. Ke5—f4
W. 3. Dc3—d4 matt.

Auf Lb6×c5 führt 2. Sd6—f7†, auf a4×b3 2. Sd6×b5, auf alle andern Züge 2. Sb4—d3 zum Ziel.

Schachbriefwechsel

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Wiltbald Kühne in Oldisleben zu Nr. 8; F. Schneider in Wiesbaden zu Nr. 10.

Zahlenrätsel



In die freien Felder der nebenstehenden Figur sind die Zahlen 2, 3, 4, 5, 6, 9 10, 11, 14 und 15 je dreimal derart einzusetzen, daß die Summe jeder senkrechten, jeder rechts- und jeder linksschrägen Reihe 40 beträgt. Wie kommen die Zahlen zu stehen?

H. B.

Wechselrätsel

Ein Wort, des zweite mit f beginnt,
Macht mancher Mann, der etwas gewinnt,
Und zechst in fröhlicher Runde du,
Rufst du's mit s wohl dem Nachbar zu! F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 669:

Der magischen Ecke:

p	r	e	s	s	b	u	r	g
r	o	t	t	e	r	d	a	m
e	t	t	e	n	h	e	i	m
s	t	e	i	n	b	o	c	k
s	e	n	n	h	ü	t	t	e
b	r	h	b	ü				
u	d	e	o	t				
r	a	i	c	t				
g	m	m	k	e				

Des Silbenrätsels: **Canada, Lenau, Arenenberg, Röderau, Artemis, Bernet, Iltis, Elbigenalp, Berenike, Iser, Gabel.** Clara Viebig — August Sperl.

Des Homonyms: Der Schimmel.

Des Rätsels: He-rfo-rd.

Des Buchstabenrätsels: Gabel, Babel, Fabel, Kabel.

Zusammenstellrätsel

Ein Wurfgeschoß, einst zum Kampfe verwandt,
Jetzt nur noch gebraucht von des Turners Hand;
Ein kurzes Wort, das ein Tier benennt,
Das man als „ewig weiblich" nur kennt:
Schreibt beide Worte man als ein Wort,
Nennt dies einen lieblichen Schweizerort. F. M.-S.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau M. L. in St.; „Teichfräulein" in Briesnitz (3); Frau Margarete Brosig in Stuttgart (7); Frau Rosa Hechinger in München (6); Medikus in Leipzig (3); Lambert in Züllichau (3); Erich K. in Wiesbaden (2); „Marschall Vorwärts" in Heiligenstadt (4); Rosa Maurhofer in Zürich (2); „Archibald Nußknacker" in Wien (3); Myriam in Warschau (4); Gustav Franck in Darmstadt (3); „Don Carlos" in Hannover (5); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (4); „Huckebein" in Eisenach (3); Clara M. in Bielefeld (2); Frau Minna Stone in Hamburg (3); Frau Helene Graul in Striegau (2); Miki Frank in Wien (5); Frl. Margarete Meyer in Wachendorf bei Syke (4); Frl. Maria Toussaint in Wildbad (2); Julius Czvetkovits in Pécs (4); „Inséparables" aus Metz (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Frau Amalie K. in St. Louis, Missouri (3); Walter Still in Berlin (4); Frau Leopoldine Lippert in Wien (4); Lisa aus Zürich (5); E. Beßiger in Mülhausen i. E. (3).

Die Geretteten von Courrières

Die erstaunliche, anfangs kaum glaublich erscheinende Kunde von der wunderbaren Rettung der dreizehn in Schacht II befindlichen Bergleute, die am 30. März, also volle zwanzig Tage nach der furchtbaren Grubenkatastrophe von Courrières, aus dumpfer, lichtloser Tiefe lebend zutage gefördert wurden, hat überall eine nicht bloß freudige Erregung geweckt, denn sie erbrachte vor aller Welt den niederschmetternden Beweis dafür, daß die Grubenleitung die Rettungsarbeiten nicht mit der erforderlichen Umsicht und Energie betrieben hat und daß es bei geeigneten Maßnahmen möglich gewesen wäre, noch manches Menschenleben zu retten. Wurde doch dann sogar noch am 4. April ein vierzehnter aus Schacht IV lebend geborgen, der freilich berichtete, daß von seinen 22 Kameraden, mit denen er eingefahren war, keiner mehr am Leben sei. Die dreizehn Geretteten aus Schacht II verdanken ihr Leben hauptsächlich der Entschlossenheit des Steigers Neny, der ihnen fortwährend Mut zusprach und ihre Lebensgeister wachzuhalten verstand, und der bergmännischen Erfahrung und Ortskenntnis des Arbeiters Pruvost. Alle fanden im Lazarett von Billy Montigny liebevolle Aufnahme und sorgsame Pflege, die so rasch die gesunkenen Kräfte der Unglücklichen hob, daß zwölf von ihnen schon nach fünf Tagen zu ihren Angehörigen entlassen werden konnten; nur einer, der vierzehnjährige Sohn Pruvosts, mußte wegen heftigen Fiebers noch zurückbehalten werden. Den beiden wackeren Führern der Schar wurde das Kreuz der Ehrenlegion, den andern elf die Goldene Medaille verliehen, und der französische Arbeitsminister überbrachte ihnen diese Auszeichnungen persönlich. Auch sonst sind den Geretteten zahlreiche Beweise von Mitgefühl und Bewunderung ihrer heroischen Ausdauer gegeben worden. Von vielen Seiten sind ihnen Ehrengaben zugegangen, darunter ein von der englischen Handelskammer in Paris ausgestellter Scheck von 1300 Franken. Aus Biarritz haben sie eine Einladung erhalten, dort gemeinschaftlich einen Erholungsaufenthalt zu nehmen, und werden von diesem Anerbieten Gebrauch machen. Später gedenken sie auch den westfälischen Rettungsmannschaften einen Besuch zu machen, um ihnen persönlich für ihre aufopfernde Tätigkeit zu danken. Uebrigens hatten sie schon am Tage nach ihrer Rettung den „deutschen Brüdern" telegraphisch für ihre Hingebung und ihren Mut gedankt, wie sie überhaupt trotz der großen physischen Entbehrungen und Qualen, die sie durchgemacht hatten, eine wunderbare geistige Spannkraft bewiesen und ein lebhaftes Interesse für alles, was sie selbst und ihre Kameraden betraf, an den Tag legten.



Phot. B. Gribayédoff, Paris

Die geretteten Bergleute von Courrières im Spital

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Barbo, Max Graf, Aus vergangener Zeit. Graz, Paul Cieslar.
Belmonte, Die Frauen im Leben Mozarts. Augsburg, Gebr. Reichel.
von Berlepsch, Gosw., An Sonnengeländen. M. 2.—. Zürich, Art. Institut Orell Füßli.
Brahms-Bilderbuch, herausgegeben von V. v. Miller zu Aichholz. M. 14.—. Wien, R. Lechner.
Dieffenbach, Für unsre Kleinen. 21. Bd. Gebd. M. 3.—. Gotha, Fr. A. Perthes.
von Duse, S. A., Unter Pinguinen und Seehunden. M. 5.—. Berlin, Wilhelm Baensch.
Eilhard, F., Kinder-Rätsel. Leipzig, W. Fiedler.
— —, Sphinx. Rätselsammlung. Leipzig, W. Fiedler.
Engel, Georg, Hann Klüth, der Philosoph. Berlin, Vita Deutsches Verlagshaus.
Grethleins Praktische Hausbibliothek. Bd. 19: Friedrich, Wäsche-Näherei. 1. Teil. Bd. 24: Förster, Unterhaltungen im Familienkreise. 1. Teil. Bd. 26: Kühner, Die häusliche Krankenpflege. Bd. 27: Reimann, Liebhaberkünste. Pro Band gebd. M. 1.—. Leipzig, Konrad Grethleins Verlag.
Grüninger, Hans M., Aus den Bergen der Heimat. M. 1.50. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.
Hentze, W., Am Hofe des Kaisers Menelik. M. 4.—. Leipzig, Ed. H. Mayer.
Horster, Hans, Das Meer ist das Leben. Berlin, Modernes Verlagsbureau C. Wigand.
Jugend- und Volksbibliothek, Naturwissenschaftliche. Bd. 17: Neureuter, Auf der Fuchsjagd. Bd. 18: Handmann, Das Mikroskop. Bd. 19: Ulsamer, Unschuldig Verurteilte in Tier- und Pflanzenreich. Bd. 20: Bendel, Gewerkfleiß im Insektenstaat. Bd. 21: Borgmann, Lichtscheues Gesindel. Bd. 22: Killermann, Leuchtende Pflanzen und Tiere. Regensburg, Verlagsanstalt vormals G. J. Manz.
von Khuenberg, Sophie, Heiterer Himmel. M. 3.—. Hamburg, Conrad H. A. Kloß.
Kielland, Alexander L., Gesammelte Werke. Band I. M. 2.25. Leipzig, Georg Merseburger.
Kolbe, Elisabeth, Weiße Lilien. Leipzig, H. G. Wallmann.
Lang, Georg, Kinderlieder. Gebd. M. 2.—. Frankfurt a. M., Kesselringsche Hofbuchhandlung.
Müller, Adolf und Karl, Aus Heimat und Natur. Gebd. M. 4.—. Gotha, Fr. A. Perthes.
Oberdieck, Marie, Sonnenwende. Kart. M. 1.—. Berlin, Ed. Trewendt.
Ohle, Fr., Der kleine Krieg in Afrika. Berlin, W. Baensch.
Paschke-Diergarten, Herbststürme. Gebd. M. 2.50. Lüdenscheid, W. Crone jr.
Pompecki, Bruno, Weichselrauschen. M. 2.50. Stuttgart, W. Kohlhammer.
Saint-Saëns, Harmonie und Melodie. Deutsche Ausgabe von Wilh. Kleefeld. Berlin, Harmonie-Verlagsgesellschaft.
Schaffner, E., Stefeli. Gebd. M. 3.—. Gotha, Fr. A. Perthes.
Scherenberg, Ernst, Dem Meere zu. M. 2.—. Elberfeld, Martini & Grüttefien.
Seeliger, Ew. G., Hamburg. Gebd. M. 5.—. Hamburg, Alfred Janssen.
Stavenhagen, Hauptm. W., Verkehrs-, Beobachtungs- und Nachrichtenmittel in militärischer Beleuchtung. 2. Aufl. M. 6.—. Göttingen, H. Peters Verlag.
Stiefel, H. C., Slices from a long loaf. Pittsburg, Bissell Block Publishing Co.
Bielschowsky, Dr. Alb., Friederike und Lili. Gebd. M. 4.—. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Weißl, Aug., Gute Gesellschaft. M. 2.—. Berlin, R. Eckstein Nachfolger.
Weitbrecht, Rich., Der Leutfresser und sein Bub. München, J. F. Lehmanns Verlag.
Zürn, Dr. E. S., Der Erwerbs-Obstbau. Wien, A. Hartlebens Verlag.

Aus Industrie und Gewerbe

(Aus dem Publikum)

Die Umbachschen Dampfkochtöpfe aus der Fabrik von Chr. W. Umbach in Bietigheim (Württemberg) gestatten infolge ihrer praktischen Konstruktion, alle Speisen, ohne Unterschied, ob pflanzlichen oder tierischen Ursprungs, rasch und billig mit konzentriertem Dampf zu kochen, und zwar viel schmackhafter und kräftiger als in gewöhnlichen Töpfen, weil im Dampfkochtopf das Aroma und die Naturstoffe erhalten bleiben. Die Umbachschen Dampfkochtöpfe sind in allen Formen und Größen bis zu 150 Liter Gehalt durch alle besseren Haushaltungsgeschäfte zu beziehen.

Ein billiges und sicheres Mittel zur Hebung und Erhaltung der Nervenkraft ist der regelmäßige Genuß eines Nährpräparates wie des Eisentropons, das in kurzer Zeit imstande ist, manchen Fehler der Unterernährung, die oft die Nervosität verursacht, wieder auszugleichen.

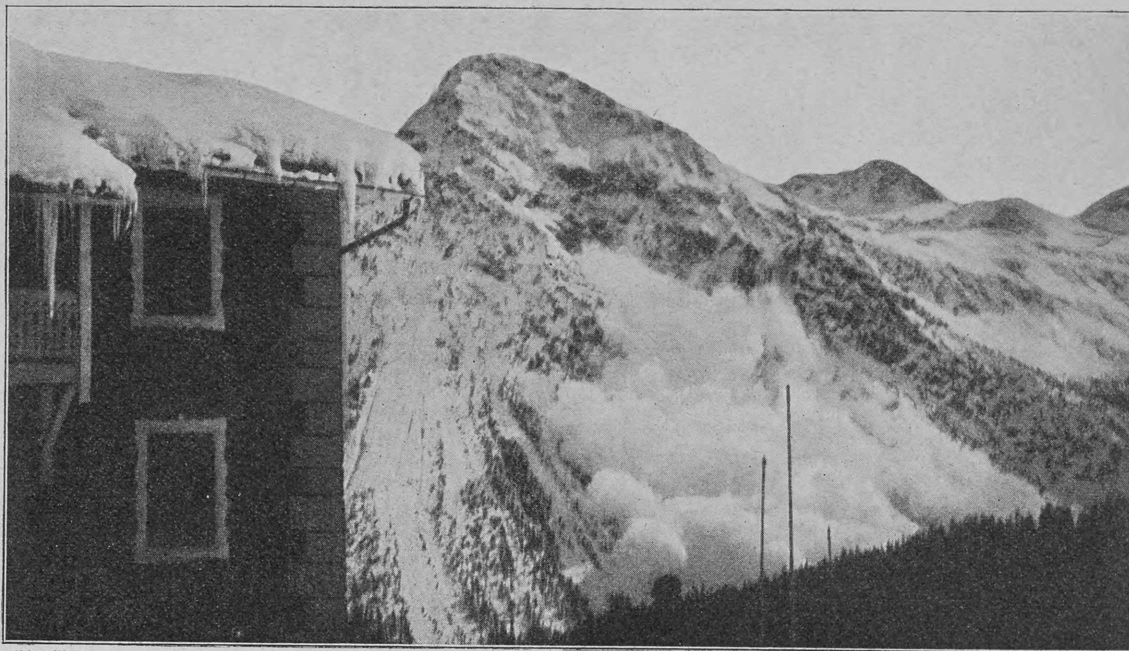
Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei
Rudolf Mosse
Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes,
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile M. 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

Lawinen

Man unterscheidet nach Günther Staublawinen, Rutschlawinen und Rollawinen. Erstere entstehen, wenn sich der Schnee in seinem trockenen, beinahe pulverisierten Zustande befindet und wenn zugleich die Fläche, auf der er abwärtsfließt, sehr steil geböscht ist. Die Staubmassen überziehen alle Gegenstände mit einem dichten weißen Mantel und wirken an sich schon sehr zerstörend, da auch bei der ungeheuern Geschwindigkeit, die freifallende Körper in Bälde erreichen, irgendwelche Schutzmaßregeln so gut wie ausgeschlossen sind; daneben wirkt aber mit oft noch größerer Verheerung der Sturm, den eine solche Staublawine in der Luft entfesselt. Zunächst preßt sie die vor ihr befindliche Luft zusammen und zum zweiten wirkt sie aspirierend auf die seitlichen Luftmassen, die sich mit großer Gewalt in den hinter ihr entstehenden Hohlraum hineinstürzen. In denjenigen Fällen, in denen der Schnee ein größeres Maß von Kompaktheit besitzt, kommt er auf stärker geneigten Flächen in ein förmliches Rollen, wie das A. und H. von Schlagintweit bemerkt haben, und auf einer mäßiger geneigten Ebene rutscht der Schnee talab, so daß also



Phot. M. Merz

Photographische Aufnahme einer Staublawine an der Westseite des Schießhornes bei Arosa

seine einzelnen Bestandteile wesentlich parallele Bahnen beschreiben. Wenn die Lawine das Ende des Abhanges erreicht hat und nun mit ihrem Vorderteile, dem Kopfe, an ein hemmendes Objekt stößt, so staut sich die ganze Masse mit einem hörbaren Geräusch auf, das die Gebirgsbewohner als Knirschen bezeichnen. Dadurch, daß die rückwärtigen Teile noch in voller Bewegung sind, während sie vorn bereits aufgehört hat, entstehen molekulare Ungleichheiten im Bau des Lawinenkegels; bergaufwärts ist sein Gefüge wesentlich dasjenige des Schnees überhaupt, aber nach unten zu haben die von rückwärts wirkenden Pressungen eine ganz eigentümliche Verfestigung des Schnees bewirkt und dessen Aggregatzustand in auffälliger Weise dem des Eises angenähert. Solche Lawinenkegel bleiben im Hochgebirge ohne namhafte Veränderung den ganzen Winter über liegen, tauen dann aber auf und verwandeln sich in eine kotige Masse, aus der die Fremdkörper, welche die Lawine mit sich fortgerissen hatte, allmählich wieder zum Vorschein kommen. In der Schweiz gibt es viele Anpflanzungen, Bannwälder genannt, die keine Axt berühren darf und in denen man einen natürlichen Lawinenschutz erblickt.

Dr. M. M.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

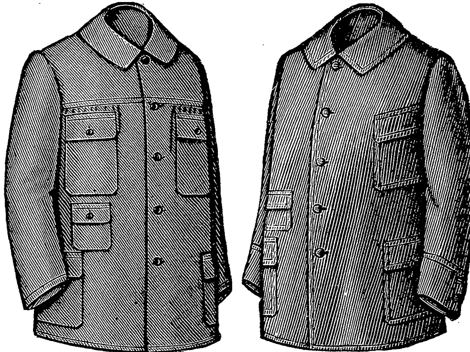
Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden **bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.**

Herren-Garderobe.

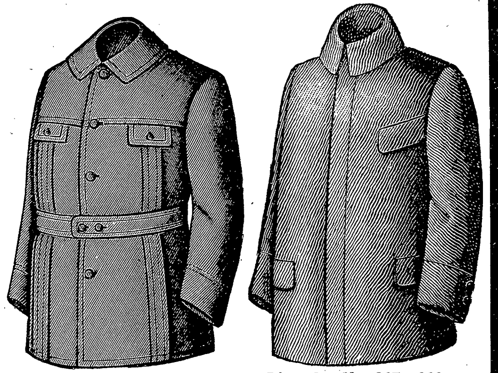
Wir empfehlen unser ungemein reichhaltiges Lager in Herren-Garderobe und bitten, bei Bedarf unsern ausführlichen Hauptkatalog zu verlangen, den wir, wie auch Muster aller Stoffe unberechnet und portofrei versenden.



Nr. 357—360. Nr. 352—356.

Haus-, Jagd- und Wirtschafts-Joppen.

Nr. 352. **Feiner dunkelgrau melierter Loden** in sehr haltbarer Qualität. Wasserdicht präpariert, mit Aermelfutter . . . M. 6.75
Nr. 353. **Feiner graubraun melierter Gebirgsloden,** wasserdicht präpariert, mit Aermelfutter. Sehr praktisch . . . M. 7.25
Nr. 354. **Melierter Sommerloden** in vorzüglicher Qualität. Wasserdicht präpariert, mit Aermelfutter. Elegant und beliebt, **dunkelgrau** oder **grünlichgrau** . . . M. 8.25
Nr. 355. **Feiner weicher Diagonalloden, dunkelgrünlichbraun meliert.** Wasserdicht präpariert, mit Aermelfutter und Taillenriegel . . . M. 9.50
Nr. 356. **Feinster melierter Gebirgsloden,** wasserdicht präpariert, mit Aermelfutter und Taillenriegel. Elegant und praktisch, **grünlichgrau** oder **dunkelgrau** . . . M. 12.—
Nr. 357. **Gutes grünlich meliertes Jagdleinen,** ohne Futter . . . M. 5.—
Nr. 358. **Guter grünlicher Zwirnstoff** in sehr haltbar. Ware. Luft- u. waschecht, ohne Futter M. 5.25
Nr. 359. **Dunkelgrünlichbraun melierter Loden** in Diagonalmuster, ohne Futter . . M. 7.—
Nr. 360. **Feiner melierter Gebirgsloden,** wasserdicht präpariert. Ohne Futter, **dunkelgrau** oder **grünlichbraun** . . . M. 8.25
Nr. 361. **Gutes grünlich meliertes Jagdleinen,** ohne Futter. Aussergewöhnlich leicht, sogenannte Luftbluse . . . M. 8.50
Nr. 362. **Feiner melierter Gebirgsloden,** wasserdicht präpariert. Ohne Futter. **Dunkelgrau** oder **grünlichbraun** . . . M. 8.50
Nr. 363. **Sehr guter grünlichgrau melierter Gebirgsloden.** Wasserdicht präpariert, ohne Futter. Sehr preiswert . . . M. 10.50
Nr. 364. **Sehr guter melierter Sommerloden** in halbschwerer Ware. Wasserdicht präpariert, mit Aermelfutter. **Dunkelgrau** oder **dunkelbraun** . . . M. 14.50
Nr. 367. **Guter dunkelmarineblauer Diagonal-Cheviot** mit Aermelfutter . . . M. 6.25
Nr. 368. **Dunkelmarineblauer Diagonal-Cheviot** in sehr guter Qualität, mit Aermelfutter M. 11.50
Nr. 369. **Feiner melierter Strichloden** in weicher Ware, mit Serge durchweg gefüttert. Elegant und praktisch. **Grau** oder **grünlichbraun** . . . M. 13.—



Nr. 361—364. Litewka Nr. 367—369.

Herren-Jakett-Anzüge, Rock-Anzüge, Gehrock-Anzüge, Frack-Anzüge.

Pelerinen, Havelocks, Sommer-Paletots, Staubmäntel, Touristen-Anzüge.

Bildschön

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut und blendend schöner Teint. Daher gebrauche man nur die allein echte

Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul
mit Schutzmarke: Steckenpferd à St. 50 Pf.
in allen Apotheken, Drogerien, Parfümerie und Seifen Geschäften.

Echte Briefmarken

600 nur Mk. 4.—, **1000** St. nur Mk. 12.—
40 altdeutsche Groschen und Kreuzer „ 1.50
60 „ „ „ „ „ 4.—
38 deutsche Kolonien . . . „ 3.—
200 englische „ . . . „ 5.—
100 seltene Übersee . . „ 1.80
350 „ „ . . „ 8.75
600 Europa . . . „ 7.50
Alle verschieden und echt.

Albert Friedemann
Liste gratis LEIPZIG, Josefinenstrasse 19—25.
Briefmarkenalbums in allen Preislagen.

Sommersprossen

beseitigt **in 7 Tagen** vollständig mein altbewährtes, ausgezeichnetes, unschädliches Mittel. Jährlich hunderte von Danksagungen. Preis 4 Mark franko und zollfrei.
Theodor Lehky, diplom. Apotheker in **Prag 655 II.**

„Für Eheleute"!

Verlangen Sie gratis illustrirten Katalog
Hygienischer Bedarfs-Artikel
mit Dr. med. Mohr's belehrender Brochüre
Sanitätshaus „Aesculap" Frankfurt a/M. 86

Prämiierter Unterricht
Briefliche Ausbildung
ohne Vorherzahlung zum kaufmännischen Direktor, ersten
Buchhalter,
Kassierer und Kontoristen.
Prospekt gratis.
Erstes Deutsches Handels-Lehr-Institut
Otto Siede — Elbing I.

Die kleinste Gasrechnung

erzielt man mit dem
Prometheus-Herd
weil die neue **Herdplatte** und der neue **Doppelsparbrenner** — zwei Einrichtungen, welche kein anderer Gasherd hat — ausserordentlich **Gas sparen!**

Fortkochen! Fortkochen! Ankochen! Ankochen!

Ueberall erhältlich. Eisenwerk G. Meurer, Cossebaude, Elbtal.

Versicherungsstand über 46 Tausend Policen.

Allgemeine Rentenanstalt zu Stuttgart

Lebens- u. Rentenversicherungsverein auf Gegenseitigkeit.

Gegründet 1833. **Reorganisiert 1855.**

Aller Gewinn kommt ausschließlich den Mitgliedern der Anstalt zugute. Außer den Prämienreserven noch bedeutende besondere Sicherheitsfonds.

Rentenversicherung.

2,7 Millionen Mark versicherte Jahresrente.

Für Männer und Frauen gesonderte Rententarife auf neuesten Grundlagen.

Jährliche oder halbjährliche Leibrenten, zahlbar bis zum Tode des Versicherten oder bis zum Tode des längst Lebenden von zwei gemeinschaftlich Versicherten, sowie aufgeschobene, für späteren Bezug bestimmte Renten.

Hohe Rentensätze. Alles dividendenberechtigt. Letzte Dividende 4 Prozent der Rente.

Eintritt zu jeder Zeit und in jedem Lebensalter. Rentenberechnung vom Tage der Einlage ab. Mit Ausnahme der Leibrenten auf das längste Leben zweier Personen können die Versicherungen auch in Form mit Rückvergütung eingegangen werden.

Personen, welche auf das Erträgnis ihrer Kapitalien angewiesen sind, haben Gelegenheit, sich sichere, bis zu ihrem Ableben fortdauernde und den gewöhnlichen Zinsen gegenüber wesentlich höhere Einkünfte zu verschaffen.

Nähere Auskunft, Prospekte und Antragsformulare kostenfrei durch die Vertreter und durch das Bureau der Anstalt, Tübingerstraße Nr. 26 in Stuttgart.

Die wahre Kur bei
Rheumatismus
Gicht, Hüftweh, Lendenweh etc.

The Good Health Alliance, 124 Holborn, **London** (England) E. C. haben soeben das **wunderbarste Heilmittel des Jahrhunderts** eingeführt. Weder Medizin noch Einreibungsmittel, sondern **Kinlo's Fuss-Zugpflaster,** in der ganzen Welt wegen Heilung der schlimmsten Fälle von **Rheumatismus, Gicht, Hüftweh, Lendenweh** etc. berühmt.



In welchem Teile des Körpers Sie auch krank sein mögen, **Kinlo's Fuss-Zugpflaster** werden unfehlbar die giftigen Harnsäuren aus dem Blute ziehen und Sie dadurch für alle Zeiten gesund machen.

Sie werden sofort Erleichterung verspüren und die gänzliche Heilung wird folgen. Es ist ein wissenschaftliches Mittel mit absolut garantiertem Erfolge, andernfalls haben Sie keinen Pfennig zu bezahlen.

Ein Versuchs-Paar frei!

Wir sind so vollkommen überzeugt, dass zwei Paar „Kinlo's Fuss-Zugpflaster" Sie vollständig heilen werden, dass wir Ihnen **nicht nur anbieten,** Ihnen eine kleine Probe zu senden, sondern Ihnen **wirklich** ein **„Paar Kinlo's Fuss-Zugpflaster"** auf Verlangen **zuschicken.** Wenn Sie dasselbe eine Woche lang versucht haben und finden, dass Sie geheilt worden sind, so erwarten wir, dass Sie uns den geringen Preis von **3 M. 50 Pfg.** zusenden. Sollten Sie nicht hoch erfreut über den Erfolg sein, so brauchen Sie uns keinen Pfennig zu bezahlen. Dies ist wirklich das ehrlichste Anerbieten, das jemals gemacht worden ist. Es ist keine angebliche, elektrische, sondern eine wissenschaftliche, chemische Erfindung.

Zögern Sie nicht, sondern senden Sie uns Name und Adresse, indem Sie auf „Ueber Land und Meer" Bezug nehmen und legen Sie 25 Pfg. für Porto in Freimarken bei und ein Paar **Kinlo's Fuss-Zugpflaster** wird Ihnen umgehend zugesandt werden.

Vergessen Sie nicht, dass, wenn Sie keine Erleichterung verspürt haben, Sie nichts zu bezahlen brauchen, und bringen wir Ihnen das Vertrauen entgegen, dies selber zu entscheiden.

Briefe nach England sind mit 20 Pfg. zu markieren. **The Good Health Alliance,** 124 Holborn **London** E. C. England.

Drei literarisch gehaltvolle Frauenbücher

aus dem Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Maria Janitschek, Esclarmonde. Roman.

Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Der Roman führt uns in das Land der Troubadours. Wenn sich die Handlung auch in weit entlegener Zeit abspielt, so „packt" sie den Leser doch schon von der ersten Seite an, denn sie ist voll Leben und von glühender, überschäumender Phantasie und romantischer Stimmung durchflutet.

A. Croissant-Rust, Aus unseres Herrgotts Tiergarten.

Geschichten von sonderbaren Menschen und verwunderlichem Getier.

Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Eine Reihe kleiner Novellen und Skizzen, in denen allerlei kleinstädtische Sonderlinge und manches wunderliche Menschenschicksal mit Laune und Gemüt geschildert werden. Allen Freunden kräftig-originellen warmherzigen Humors wird das Buch eine willkommene Gabe, eine Quelle immer erneuten Genusses sein.

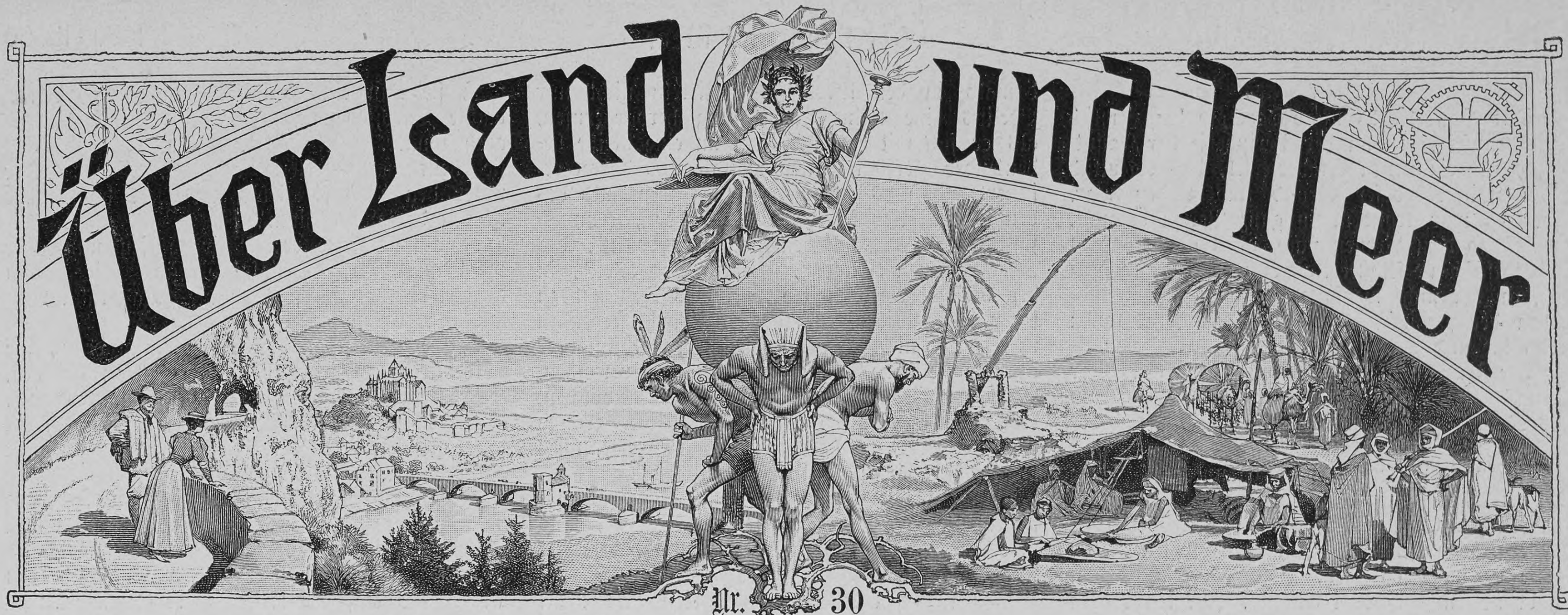
In **5. Auflage** erschien:

Liesbet Dill, Lo's Ehe. Roman.

Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Neue Freie Presse, Wien: „Ein feines, feines Frauenbuch. Voll Leben in den Schilderungen äusserer Begebenheiten, voll Stimmung in den Malereien innerer Ekstasen. Wie eine Blume, die durch ihre leuchtende Farbenpracht und wieder zugleich durch ihren süssen Duft entzückt . . ."

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Papperlapapp! Gründe!“ Der Oberförster stieß unwillig sein Glas zur Seite. „Mädchenlaune, mein Lieber. Hysterie nennen's neuerdings die Aerzte, glaub' ich. Bei der Hanna kannt' ich solchen Unsinn freilich noch nicht.“ Er war ganz rot geworden unter dem weißen Bart. „Es ist mir sehr peinlich, lieber Serrenberg, daß Ihnen das unter meinem Dach begegnen muß. Seien Sie mir nicht böse —“

„Aber ich bitte Sie . . .“

Hanna war langsam und schwer aufgestanden. Sie fühlte, ihre junge Kraft war am Ende. Ganz unsicher dachte sie: ‚so wie dir muß einem kleinen Vögelchen zumute sein, das sich verrannt hat, das nicht mehr aus noch ein weiß.‘

„Sei nicht böse, Großvater,“ sagte sie. Und dann mit einer letzten Anstrengung: „Seien Sie mir nicht böse . . . Herr Professor . . .“ Aller Klang war aus ihrer Stimme.

Und nun wollte sie hinter dem Rücken des alten Herrn nach der Tür. Der aber rührte sich nicht. Steifnackig saß er da und trotzte. Ganz schmal machte sie sich, um vorbeizukommen. Wie ein Schattenriß hob sich die schlanke Gestalt im Halbdunkel von der weißen Wand ab.

Da sprang Serrenberg auf und trat auf sie zu, mit ausgestreckten Händen. Sie wich noch mehr zurück, aber er zwang sie mit seinen leuchtenden Augen, ihn anzusehen. Das heiße Künstlerblut wallte wieder in ihm auf. Eine tiefe Rührung mit ihrer Hilflosigkeit überkam ihn —

„Fräulein Hanna . . . ich bin ja nicht böse,“ rief er. „Alles andre eher. Glückselig bin ich. Denn ich weiß, weshalb Sie mir nicht sitzen wollen —“

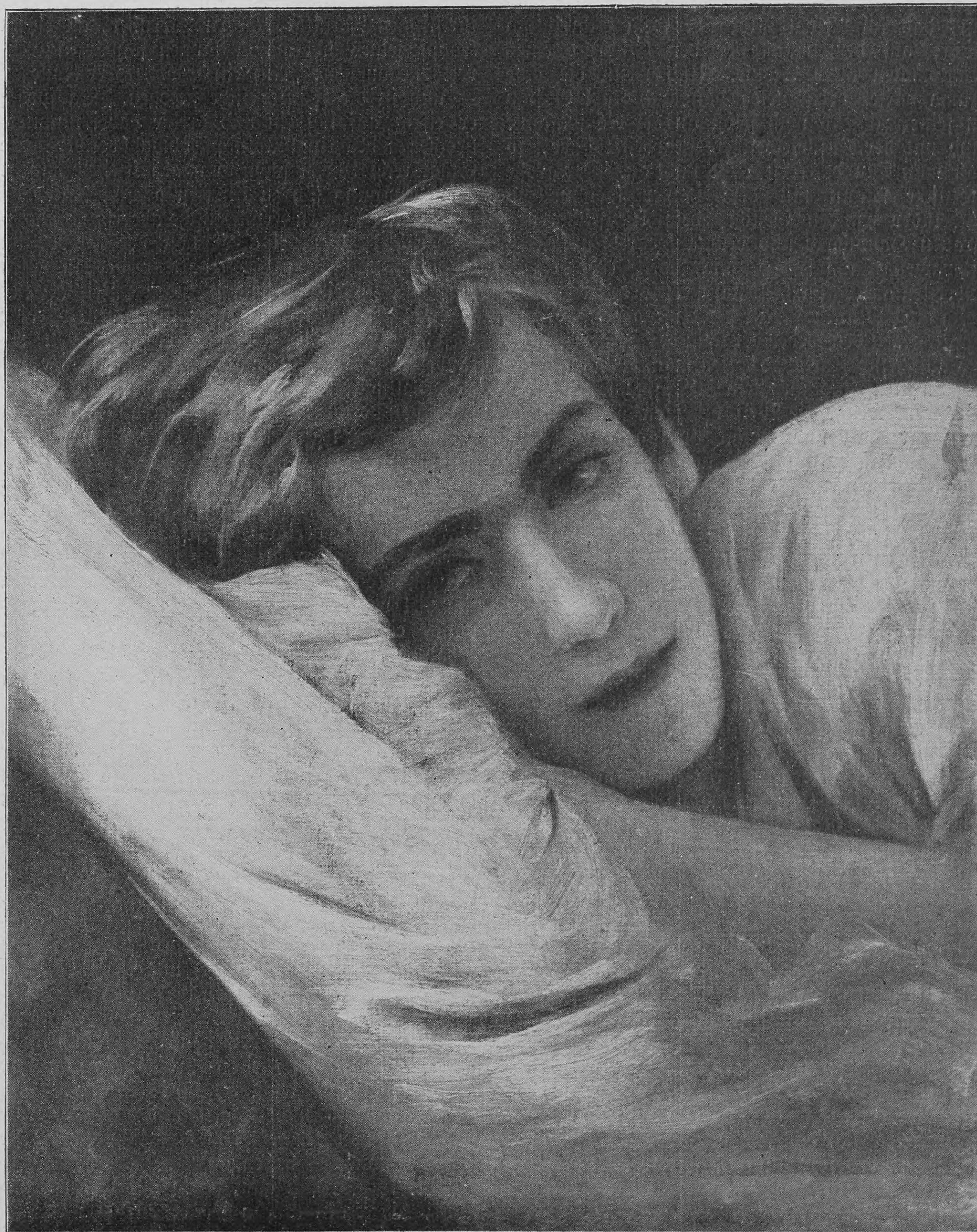
„Donnerwetter —“ Der Oberförster rückte mit seinem Stuhl noch weiter zurück. „Das versteh' ein andrer . . .“

Serrenberg achtete gar nicht auf ihn.

Er griff nach Hannas zitternden Händen, er sah ihr mit seinem Siegerblick tief in die Augen. „Hanna!“ bat er. „Wenn nun mein Lebensglück davon abhängt! Denken Sie daran, Hanna, was ich Ihnen heut am Brunnen sagte . . . es war Herzenswahrheit, bei allem, was mir heilig ist . . . liebe Hanna, sei gnädig mit mir Armen . . .“ Er beugte sich vor, bis seine Lippen dicht neben ihrem Köpfchen standen: „Sag's mir ganz leise, Hanna, daß du mich liebst . . .“ Und gleich riß er sie an sich, umklammerte sie mit seinen starken Armen, küßte sie auf den Mund, auf beide Augen. — Sie wehrte sich nicht. Erschauernd lag sie an seiner Brust.

Der Krückstock sauste auf den Tisch nieder. Mit beiden Händen auf die Platte gestützt, richtete der Oberförster sich auf. Einen Moment stand er wie erstarrt. Dann herrschte er: „Auseinander, ihr beiden!“

Aber Serrenberg warf nur den Kopf in den Nacken zurück, schloß seine Arme noch fester um Hanna und lachte den Alten an. „Mein!“ rief er jubelnd. „Mein!“



Friedrich von Amerling — Auf dem Krankenbett

Aus der deutschen Jahrhundert-Ausstellung

IV

Das Haus Karl Gustav Tarchow lag ziemlich weit draußen, fast an der Peripherie der Hauptstadt, in dem neuen Stadtviertel, das eigentlich schon Wilmersdorfer Grund und Boden war. Aber es war trotzdem in ganz Berlin bekannt, wenigstens dem Namen nach, denn es gab wohl keine Litfaßsäule selbst an der entlegensten Straßenecke, an der nicht wenigstens einmal, auf irgendeinem der zwanzig Theaterzettel zu lesen stand: ‚Kostüme und Möbel von Karl G. Tarchow.‘

Die Firma war dabei nicht einmal alt. Vor einem halben Jahre erst hatte Herr Karl G. Tarchow das 25jährige Geschäftsjubiläum gefeiert, und der reiche Ordensschmuck seiner Brust — es war sogar ein serbischer Crachat darunter — hatte sich bei dieser Gelegenheit, nicht gerade zu seiner sonderlichen Genugtuung, um den Kronenorden vierter Klasse gemehrt. Im vertrautesten Kreise lachte er wohl darüber: „Ein Glück nur, daß ich dem Kommissionsrat entging. Ihr kennt doch den uralten Berliner Witz — ‚Was ist ein Kommissionsrat? Ein Rat fünfter Klasse, hat den Kronenorden vierter Klasse, fährt Eisenbahn dritter Klasse, Droschke zweiter Klasse und ist ein Luderchen erster Klasse.‘ Ja, meine lieben Berliner — denen ist nichts heilig, nicht einmal ein Königlich preußischer Konfusionsrat!“

Seine Berliner liebte Herr Karl G. Tarchow. Er war ja selber mit Spreewasser getauft. Es ging die unverbürgte Sage, sein Vater sei ein kleiner Schneidermeister in der Mulackstraße gewesen. Wenn es wahr war, so sah man es dem Porträt des verstorbenen alten Herrn nicht an, das im Privatkontor über dem Schreibtisch hing; auf dem machte er den Eindruck eines Diplomaten alter Schule. Und wenn die böse Fama weiter behauptete, daß auch Karl Gustav in seiner Jugend noch selbst an der Nähmaschine und mit der Zuschneideschere gearbeitet habe, so sah man ihm das erst recht nicht an. Der große stattliche Mann mit dem immer wohlwollend lächelnden runden Gesicht, dem kurzgeschorenen grauen Haupthaar und dem aufgedrehten starken schwarzen Schnurrbart glich weit eher einem Obersten a. D. Er hielt sich auch so aufrecht, wie solch alter Militär. Nur der Anflug von Embonpoint, gegen den weder der tägliche Spazierritt noch das alljährliche Karlsbad halfen, machte ihm Kummer.

Offiziell begann seine Laufbahn auf den Brettern, welche die Welt bedeuten. Darauf war er sogar stolz und machte auch gar kein Hehl daraus, daß er auf ihnen nie die Unsterblichkeit gewonnen hätte. „Als ich in Posemuckel den Karl Moor spielte —,“ so begann er gern eine seiner Reden. Lange hatte er übrigens nicht um der Mimen vergängliche Kränze gerungen. Sobald er vielmehr seine Minona heimgeführt hatte und mit ihr ein nettes Vermögen, kehrte er nach Berlin zurück und begann, klein und bescheiden zuerst, sein jetziges Geschäft. Er hatte Geschmack, hatte Kenntnis von den Bedürfnissen der modernen Bühne, praktischen Sinn — und hatte Glück. Nach einem Jahrzehnt war er ein wohlhabender Mann, jetzt galt er als sehr reich.

Und er wußte sein Geld anzuwenden. Ein so vortrefflicher Geschäftsmann er war, etwas leichtlebiges Theaterblut war doch in ihm geblieben; allerlei von den merkwürdigen geheimnisvollen Ingredienzen, die in den Adern des rechten Bühnenkünstlers pulsieren, pulste noch heute in den seinen. Er wollte selber Freude und Genuß vom Leben haben; er sah auch gern frohe Leutchen um sich.

Seine Villa war einer der Mittelpunkte der Berliner Geselligkeit geworden. Nicht der großen, feierlichen; ein klein wenig Boheme-Anstrich blieb immer haften. Die Künstler der Bühne gaben den Ton an; Maler, Bildhauer, die Schriftstellerwelt — nicht immer gerade in den ersten Größen — waren zahlreich vertreten. Aber es mischten sich doch, von Jahr zu Jahr mehr und besonders sorgfältig kultiviert, auch einzelne Elemente aus der großen, „erstklassigen“ Gesellschaft in diesen Kreis.

Besonders seit dem letzten Herbst, in dem Tarchow mit einem von langer Hand her vorbereiteten Plan hervorgetreten war. Es hatte damals in den literarischen Zirkeln nicht nur Berlins eine kleine Beschämung hervorgerufen, als er sich mit einem Aufruf an eine Reihe bedeutender Persönlichkeiten wandte und daran erinnerte, daß es eine vergessene Ehrenschuld des deutschen Volkes sei, dem Dichter der „Hermansschlacht“, des „Käthchen von Heilbronn“, des „Zerbrochenen Kruges“, Heinrich von Kleist, in der Reichshauptstadt ein würdiges Denkmal zu setzen. Der Widerspruch der ganz Rechtsstehenden war freilich nicht ausgeblieben; dem Selbstmörder konnten sie seine Tat immer noch nicht verzeihen. Aber der Gedanke hatte doch Boden gewonnen, die Sammlung für den Denkmalfonds, die Tarchow mit einer sehr namhaften Summe eröffnete, wies bereits jetzt einen stattlichen Betrag auf.

Man konnte daran denken, das Preisausschreiben für das Denkmal zu erlassen, und Tarchow hatte zu dessen Vorberatung das engere Komitee in seine Villa eingeladen.

Es waren acht Herren und eine Dame, die um den langen grünen Tisch im Herrenzimmer saßen; die Dame — Gräfin Ulla Wiggersen — hatte Tarchow trotz ihres Protestes persönlich nach dem Platz obenan geleitet, der ihm eigentlich als zweiten Vorsitzenden gebührte. Der erste Vorsitzende, der Generalintendant der Königlichen Schauspiele, hatte sich entschuldigen lassen, aber zu seiner Vertretung den eleganten beweglichen Hofrat Summer, sein Faktotum, entsendet.

Der Kreis um den Tisch war noch nicht völlig geschlossen. Gleich nachdem sie ins Zimmer getreten waren, hatte Professor Emich Mejer, der Literarhistoriker, seinen Kollegen von der juristischen Fakultät, Herrn Wernher, an einem Knopf seines übermäßig langen schwarzen Gehrocks genommen: „Auf ein Wort, Herr Kollege“ — und in die Fensternische gezogen. Da sprach er eifrig auf ihn ein und drehte dabei ununterbrochen an dem Unglücksknopf, obwohl der berühmte Staatsrechtslehr er schon dreimal mit einer sanften Handbewegung sich zu befreien gesucht hatte.

In der andern Fensternische aber stand, hochaufgerichtet, General a. D. von der Knobbe im Gespräch mit dem Chefredakteur der in allen literarischen Dingen maßgebenden „Zeit“. Der General hatte zwar das verbindlich-liebenswürdige Gesicht aufgesteckt, mit dem er alle Welt bezauberte, aber ganz glatt verlief auch hier die Unterhaltung nicht. Wenigstens perorierte der bewegliche Doktor Braun fortwährend mit beiden Händen gegen irgendeine Forderung, einen Wunsch des alten Herrn.

An den Längsseiten des Tisches, sich schräg gegenüber, saßen der semmelblonde Kammerherr Baron Greutze, der als Schriftführer des Komitees einen ganzen Berg Akten vor sich hatte, und der Geheime Kommerzienrat Modderstedt. Sie beugten sich viel vornüber und tuschelten miteinander; es mußte ein recht pläsierlicher Stoff sein, den sie behandelten, denn bald lachte der Bankier laut, bald lächelte der Hofmann diskret und leise, aber sichtlich nicht minder belustigt.

Der Hausherr stand rechts neben der Gräfin, Hofrat Summer links. Sie sprachen von der neuesten Märchendichtung Maeterlincks und von den Figurinen für deren Ausstattung, die von einem jungen, bisher ganz unbekannten Maler entworfen waren und gerade jetzt in den Tarchowschen Ateliers in Samt und Seide und Gaze verkörpert wurden. Ganz bei der Sache aber waren alle drei nicht. Der Hofrat sah ab und zu nach den Zeigern der großen Bronzependüle auf dem Schreibtisch drüben, und auch Tarchow war gegen seine Gewohnheit nervös und ungeduldig. Zudem chokierte ihn der unendlich feine diskrete Duft, der von der Gräfin ausging. ‚Wo sie dies merkwürdige Parfüm nur wieder her hat,‘ dachte er. ‚Es ist nicht Peau d'Espagne und nicht Violet und nicht Mairose und doch von all dem etwas. Immer muß sie etwas Besonderes haben.‘

Die Gräfin saß ganz ruhig auf ihrem Lehnstuhl, die feinen langen Hände auf dem dunkelvioletten Samt der beiden Armlehnen, den schneeweißen Kopf weit zurückgelehnt, so daß auch er sich wirkungsvoll vom Samt abhob. ‚Posieren muß sie nun einmal immer, die gute Gräfin,‘ dachte Tarchow weiter. ‚Aber Schmiß hat sie auch immer. Tut nichts. Steht ihr. Obwohl sie heut verd— elend aussieht. Die Ränder unter den Augen! Ob's am Ende doch wahr ist mit dem Morphium?‘

Halblaut sagte er: „Wir müssen nun aber wohl anfangen, gnädigste Gräfin. Die Herren drüben einigen sich so doch nie. Das kann recht hübsch werden.“

„Sie sind schon der rechte Mann dazu, die Widerstrebendsten unter einen Hut zu bringen, Herr Tarchow,“ meinte die Gräfin verbindlich. „Aber lassen Sie die Geister sich lieber noch ein bissel klären, der Schmelzprozeß nachher geht dann leichter vor sich.“ Sie lächelte etwas müde und wandte den schönen Kopf nach links — ‚Imperatorenkopf‘, dachte Tarchow, ‚aber mit einem Schuß Rokoko dabei‘.

„Warum hat sich Exzellenz eigentlich den Maeterlinck entgehen lassen, Herr Summer?“

Der Hofrat zuckte die Achseln: „Gräfin kennen ja doch die Rücksichten, die wir zu nehmen haben. Es kommt da im zweiten Aufzug eine Szene vor —“

„. . . der Staat könnte in Gefahr geraten. Schade . . . es hätte mir schon allein diebischen Spaß gemacht, das Gesicht meiner guten Freundin, der Clettow, in der Hofloge zu Stein erstarren zu sehen. In das Deutsche Theater krieg ich sie doch nicht hinein . . . und vielleicht würde sie auch nur in der Hofloge erstarren.“

„Wir bringen aber demnächst Heinrich IV. neu heraus, Gräfin.“

„Sehr brav.“

Das Gespräch schlief wieder ein, und Tarchow sah ungeduldig nach den Fensternischen. Der Literarhistoriker hatte endlich den Knopf losgelassen, aber er umspannte dafür mit beiden Händen die Schultern des Kollegen. Und das sonst so wachsfarbene Gesicht von Doktor Braun am andern Fenster färbte sich bedenklich, während der General zwar immer noch lächelte, aber mit eigentümlich hochgezogenen Brauen.

Kurz entschlossen griff Tarchow zur silbernen Klingel. „Wir müssen endlich anfangen.“

„Einen Augenblick noch,“ rief es von einem Fenster her; „gleich — pardon!“ vom andern.

Die Gräfin lächelte wieder: „Wie oft sich doch das geduldige Stroh dreschen läßt.“

Aber der Hausherr ließ jetzt nicht nach. Er klingelte zum zweiten Male, und die Herren kamen nun wirklich langsam heran und nahmen ihre Plätze ein.

„Verzeihen Sie mir, wenn ich zuerst das Wort ergreife,“ begann Tarchow mit einer kleinen Verbeugung nach allen Seiten. „Aber ich muß unsre Sitzung gleich mit einer wichtigen Mitteilung eröffnen, die mir erst heute zuging und von der ich den Herrschaften daher nicht mehr schriftlich Kenntnis zu geben vermochte. Eine Mitteilung, die — wie ich vorweg bemerken möchte — allgemein erfreuen wird. Seine Majestät der Kaiser haben allergnädigst geruht, für unser Denkmal unter den üblichen Kautelen einen Platz im Tiergarten anzuweisen . . .“

„Kautelen?!“ knurrte Doktor Braun. „Kautelen — was heißt das?“

„. . . aber, verehrter Freund —“. Tarchow beschränkte sich auf eine beschwichtigende Handbewegung. „Seine Majestät hatten ferner die Gnade, fünftausend Mark für unsern Denkmalsfonds zu stiften.“

„. . . aus dem Dispositionsfonds . . .“ warf Doktor Braun ein. Der Kammerherr von Greutze, neben den er sich zufällig niedergelassen hatte, rückte ordentlich hörbar von ihm ab und schob seine Akten noch einen halben Meter weiter nach rechts.

„Durch die hochherzige Spende unsers Allergnädigsten Herrn sind wir wesentlich gefördert. Herr Geheimrat Modderstedt hat mir vorhin mitgeteilt, daß heute schon die uns zur Verfügung stehende Gesamtsumme den Betrag von hunderttausend Mark überschreitet . . .“

„Bravo!“ rief der Jurist, dem große Zahlen stets imponierten.



Die Prüfung. Nach einem Gemälde von Hugo Poll

„Meine Hochverehrten", — die Stimme von Karl G. Tarchow gewann einen fast schwärmerischen Klang, einen Max Piccolomini-, einen Mortimerton —, „meine Verehrten, wir sind jetzt in der Lage, entscheidende Beschlüsse zu fassen. Diese Stunde ergreift mich im Innersten meines Herzens. Wenn ich bedenke, daß meine bescheidene Anregung den Anstoß gab zu der lebhaften Bewegung, die in allen deutschen Gauen widerhallt, packt mich die Rührung. Aber der Erfolg ist mir zugleich eine ernste Mahnung zur Bescheidenheit. Und so bitte ich denn vor allem, meine Hochverehrten, mit meiner unbedeutenden Persönlichkeit in der Versenkung verschwinden zu dürfen —"

„Aber!" — „Oho!" klang es von allen Seiten. Selbst die Gräfin beugte sich vor und schüttelte energisch den Kopf. „Unentbehrlich!" — „Die wirklichen Schwierigkeiten kommen erst!"

Sie wußten ja alle, es war nur ein kleiner Theatercoup, ein Aktschluß sozusagen. Tarchow liebte nun einmal diese artigen Scherze, zumal er gewiß war, daß niemand sie ernst nahm.

Er verbeugte sich denn auch sofort nach rechts und nach links und fuhr gerührt fort: „Sie sind allzu gütig! Aber Sie bedenken nicht, daß auch geschäftliche Motive mich leiteten, wenn ich um die Erlaubnis zum Rücktritt bat. Die Aufgaben, die unser noch harren, erfordern einen Mann, der seine ganze Tatkraft in ihren Dienst stellen kann. Gleichviel —" eine gleitende, große Handbewegung —, „solange dieser Mann nicht gefunden ist, will ich mich meinen, mir durch Ihre Güte doppelt liebgewordenen Pflichten nicht entziehen."

„Bravo!" rief der General.

„. . . so stelle ich denn an die Spitze der heutigen Tagesordnung erstens die Frage, welche fürstliche Persönlichkeit wir — da nach meinen Informationen Majestät sich nicht entschließen können, trotz der Allergnädigsten Teilnahme für unsre Intentionen, sich Höchstselbst an unsre Spitze zu stellen —, welche hohe Persönlichkeit wir um die Uebernahme der Protektorstelle bitten sollen —"

Es erhob sich ein kleiner Aufruhr.

Doktor Braun sprang auf, streckte beide Arme weit von sich, rief: „Ich bitte ums Wort —" und fuhr gleich fort: „Was brauchen wir einen sogenannten hohen Protektor . . . unser Stolz muß es sein, ohne diese leidige autoritative Unterstützung —"

Er kam nicht weiter. Exzellenz Knobbe zog ihn fast gewaltsam auf seinen Stuhl nieder und sprach hastig auf ihn ein. Die Gräfin sagte gelassen: „Aber lieber Doktor . . . wozu unter uns immer diese Allüren von Männerstolz vor Fürstenthronen! Wir sind doch vernünftige Leutchen, die mit gegebenen Verhältnissen rechnen. Unser Freund Tarchow hat ganz recht: wir brauchen einen Wauwau . . . verraten Sie mich nicht als Editorin dieses häßlichen Ausdrucks. Um aber zu einem positiven Ergebnis zu kommen: ich schlage vor, Seine Königliche Hoheit Herzog Eberhard Adalbert zu bitten, uns seine Unterstützung zu leihen. Und ich glaube in Ihrer aller Sinne zu sprechen, wenn ich weiter vorschlage, unsern verehrten Herrn Tarchow mit den betreffenden Pourparlers zu betrauen —"

Eine kurze Stille. Dann ein fast allseitiges Murmeln des Beifalls.

Herr Tarchow verbeugte sich wiederum. Ganz unberührt war er doch nicht von der Entwicklung der Verhandlung. Auf seiner hohen Stirn perlten bereits einige Schweißtropfen.

„. . . ich komme nun zum zweiten, wohl wichtigeren Punkt der Tagesordnung. Zu dem Konkurrenzausschreiben für das Denkmal selbst."

Diesmal gab es wirklich einen Sturm. Die Stimmen schwirrten durcheinander; Professor Mejer erhob sich, schritt wuchtig um den Tisch herum, tupfte Tarchow auf die Schulter: „Bitte, Verehrter . . ."; Doktor Braun zerrte nervös an seiner rot und grün karierten Krawatte; der General trat hinter die Gräfin und flüsterte ihr irgendwelche horribeln Dinge zu.

Dazwischen drang mit feinem durchdringenden Silberton die Glocke Tarchows.

„Herr Professor Mejer hat das Wort . . ."

Dabei lächelte Tarchow ein klein wenig malitiös. Es kam ihm stets komisch vor, daß auch auf diese Beratungen die parlamentarischen Formen übertragen wurden. Schließlich tat man ja doch, was man wollte, oder verständigte sich freundschaftlich über die einzelnen Streitfragen. Aber das war wohl zwischen Reichstag und Regierung auch nicht viel anders. Ueberhaupt dieser ganze Parlamentarismus — — — !

Der große Literatur-Professor — „Literatur-Papst" nannten seine Feinde den Unfehlbaren — hielt eine fulminante Rede, mit der rechten Hand in der aufgeknöpften Weste. Er sagte davon, daß erst die Grundzüge für den Denkmalsentwurf im Komitee selbst festgestellt werden müßten, daß man den Künstlern gewissermaßen ein Programm geben müsse; er warf die Frage auf, ob allegorische Gestalten am Sockel anzubringen seien, ob und welche Figuren aus Kleists Dichtungen; er ging dessen Hauptwerke in charakteristischen Worten durch, besonders bei der „Familie Schroffenstein" verweilend, über die er erst kürzlich eine Monographie veröffentlicht hatte. Er sprach ausgezeichnet, aber er sprach sehr lange. Der Kommerzienrat gähnte schon nach der ersten Hälfte hinter der vorgehobenen Hand, und der Kammerherr malte Saxoborussenzirkel. Tarchow lächelte wieder: je länger Mejer sprach, desto sicherer versumpften alle seine Wünsche und Anregungen.

Gefährlicher war mit seinem leidenschaftlichen Temperament der Redakteur, der zu Worte kam, nachdem der Professor unter allgemeinem Beifall geendet hatte. Denn Doktor Braun kam nicht mit allgemeinen Erwägungen, sondern mit einem positiven Verlangen. Er erklärte es kurzweg für ein Gebot der Pflicht, am Sockel das Relief von Frau Henriette Adolfine Vogel anzubringen, die mit Kleist in den freiwilligen Tod ging.

Wieder wirbelten die Stimmen durcheinander, erregter, viel heftiger als vorhin. Es war eine prinzipielle Frage von allgemeinster Bedeutung, die aufgeworfen war. Der General rief laut: „. . . der sicherste Weg, sich die Allerhöchste Gnade völlig zu verscherzen!" Baron Greutze, der sonst so Schweigsame, erklärte die Sache für undiskutabel, weil ridikül; der Hofrat meinte achselzuckend: er könne diese Frage lediglich ad referendum nehmen, glaube aber kaum, daß Seine Exzellenz der Herr Generalintendant für eine Lösung im Sinne des Antragstellers zu gewinnen sein werde; Modderstedt hörte eine Weile ruhig zu und fragte dann leise seinen Nachbarn, wer denn eigentlich diese Frau Vogel oder Kogel gewesen sei? Als er Auskunft erhielt, schüttelte auch er den grauen Kopf, so ernst mißbilligend, daß der goldene Zwicker auf dem Nasenrücken einen kleinen Tanz aufführte. Und als Doktor Braun das sah, wurde er erst recht heftig, ergriff noch einmal das Wort und zog gewaltig gegen die „hohle Prüderie" zu Felde, die „womöglich noch wage, eine untadelhafte Frau zu verunglimpfen, nur weil sie die Last des Lebens nicht mehr habe tragen wollen!"

Allmählich flaute doch auch diese Debatte ab, wie es Tarchow vorausgesehen hatte. Und da formulierte die Gräfin mit einigen wenigen Sätzen ihre Meinung: gegen die unglückliche Frau sei gewiß nichts einzuwenden; aber man müsse sich doch fragen, was sie mit dem Dichter Kleist zu tun gehabt habe. Und diesem, nicht dem Menschen errichte man schließlich das Denkmal! Das schlug durch, zumal Professor Mejer sofort die Gelegenheit aufnahm, das Richtige dieser Ansicht literarhistorisch zu beleuchten und darzulegen, daß Frau Vogel keine, aber auch gar keine Beziehungen zu dem dichterischen Schaffen Kleists gehabt habe. Die Stimmung war so entschieden gegen Doktor Braun, daß es nicht einmal zu einer Abstimmung kam. Der Antragsteller lief noch ein paarmal im Zimmer auf und ab, setzte sich dann, rot vor Erregung, und sagte schneidend: „Gut! Gut! Also der Mensch Kleist, dieser seltene Mensch, ist Nebensache! Auszuschalten — natürlich nur, weil er ein Selbstmörder war. Im zwanzigsten Jahrhundert! Nun, man wird ja hören, wie andre darüber denken . . ."

Nach all der Aufregung verlief die Sitzung merkwürdig ruhig. Ohne Debatte wurde der Entschluß gefaßt, eine engere Konkurrenz unter zehn der bekanntesten Bildhauer auszuschreiben, die mit angemessenen Preisen zu dotieren war. Mit der Redaktion des Ausschreibens wurde selbstverständlich Tarchow betraut, der bat, ihm General von Knobbe und Geheimrat Wernher beizugeben.

Dann schloß er die Sitzung und bat „zu einem frugalen Frühstück".

Auf ein Klingelzeichen öffnete sich die Schiebetür, der Hausherr bot der Gräfin den Arm und führte sie in den Salon, wo Frau Minona schon etwas ängstlich harrte.

„Es gibt Naturspiele," pflegte Karl Gustav Tarchow zu sagen, wenn er seine Frau, wie er das liebte, in Gegenwart guter Freunde neckte, „sollte man es glauben, daß Minona bei unsrer Hochzeit nur neunundneunzig Pfund wog! Ich wollte nicht eher vorn Altar, bis sie die hundert vollkriegte, aber es ging partout nicht. Na — und nun!"

Frau Minona war aber auch wirklich wie eine Kugel. Eine große Kugel, auf der eine zweite, der Kopf, in einer allen Gesetzen der Physik widersprechenden Weise ohne verbindendes Zwischenglied balancierte. Seit Jahren kasteite sie sich wie ein Trappist. Sie aß nur das Allernotwendigste, sie wagte kaum, den Durst zu löschen. Es half alles nichts. Nicht Banting hatte geholfen, nicht Schweninger. Sie nahm unweigerlich alle Jahre ihre zehn Pfund zu, und sie trug schwer an ihrem Gewicht.

Am liebsten hätte sie sich nirgends sehen lassen, aber das erlaubte ihr Mann nicht. Immer wieder zwang er sie, sich in den verhaßten „eisernen Heinrich" zu pressen, kostbare Roben anzuziehen, in Gesellschaft zu gehen, im Hause die liebenswürdige Wirtin zu spielen. Und es wurde ihr so schmerzlich sauer. Nicht nur, weil man sie oft anstarrte wie ein Wundertier, wie eine dicke Jahrmarktsdame, sondern auch, weil sie so unsagbar schüchtern war.

Auch heute wurde sie wieder rot wie ein junges Mädchen, als die Gräfin liebenswürdig auf sie zu kam; und als der große Jurist ihr den Arm reichte, zitterte ihre Hand leise. Das war nun zwar ein Unglück, daß Wernher zu ihr trat, um sie zu führen; denn der sprach immer bei Tisch über so grausam gelehrte Dinge . . . neulich hatte er gesagt: „Wie denken gnädigste Frau eigentlich über die Aussichten der nationalen Parteien bei der Reichstagswahl?" Und wenn sie dann nicht wußte, was sie antworten sollte, fühlte sie jedesmal Karl Gustavs Blick auf sich ruhen und sein halb gutmütiges, halb ironisches Lächeln.

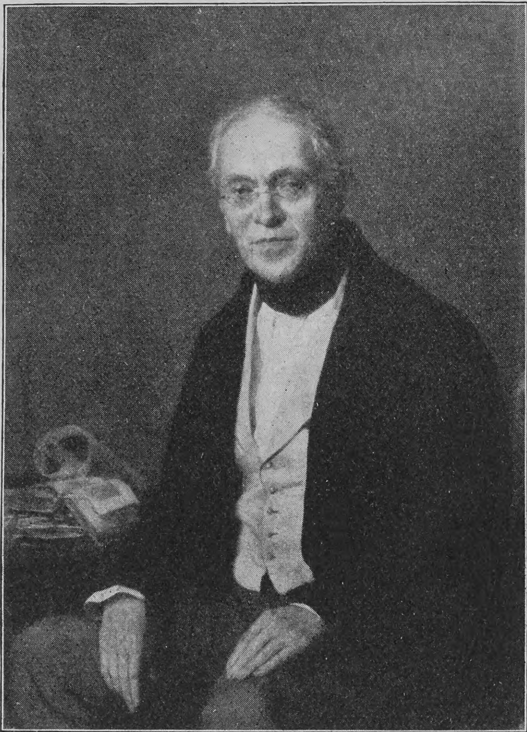
So sah sie sich denn wie hilfesuchend nach ihrer Tochter, ihrem einzigen Kinde, um, auf deren Weltgewandtheit sie sich gern stützte. Aber Gabriele stand bereits in dem Kreise der andern Herren. In ihrer blonden Schönheit unnahbar und kühl wie immer, mit dem unendlich verbindlichen und dabei doch fast hochmütigen Lächeln auf den Lippen, das stets eine scharfe Scheidegrenze zwischen ihr und jedem Manne zu ziehen schien.

Frau Minona wunderte sich im stillen, daß man noch nicht zu Tisch ging, daß Karl Gustav ihr und dem Diener nicht das gewohnte geheime Zeichen gab. Einen Grund mußte sein Zögern haben, und es ängstigte sie, daß sie den nicht kannte. Hatte sie wieder etwas versehen, vergessen? Sie war ja leider so zerstreut.

Da hörte sie zum Glück, wie ihr Mann zur Gräfin Wiggersen sagte: „Ein paar Augenblicke werden wir noch warten müssen. Ich hatte Serrenbergs gebeten, mit uns zu frühstücken —"

Richtig . . . das hatte Frau Minona vergessen. Aber nun sagte sie sich wieder, ob sie nicht am Ende gar dreizehn wären, und sie begann in Gedanken zu zählen. (Fortsetzung folgt)





L. Knaus Bildnis des Galeriedirektors Waagen

Die deutsche Jahrhundert-Ausstellung

Von

Hans Rosenhagen

II

Klassizismus und Romantik

Der zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts in seiner Blüte stehende Klassizismus wird in den meisten Kunstgeschichten recht schlecht behandelt. Er soll den Verfall der malerischen Kultur eingeleitet haben und so mitschuldig sein an dem allgemeinen Niedergang des guten Geschmacks im vergangenen Säkulum. Der Klassizismus ist aber gar nicht so schlimm, wie ihn der Historiker schildert. Er hat seine großen Verdienste — man braucht nur an den Empirestil, der sein Werk ist, zu denken sowie an die schönen Skulpturen der Zeit — und war vor allem eine notwendige Reaktionserscheinung: er war der Rückschlag auf das schwülstig gewordene Rokoko, wie das rationalistische Zeitalter ein solcher war auf die Gefühlständelei der vorhergegangenen Periode. Er wirkte reinigend, indem er dem Komplizierten und Ueberschwenglichen in der Kunst die Einfachheit und den ruhigen Ernst entgegensetzte. Die Sensationen, welche die Malerei durch die Farben gewähren konnte, waren am Ende des achtzehnten Jahrhunderts erschöpft, und es traten, nicht auf Grund der Willkür einzelner Individuen, sondern aus einem von der ganzen Kulturmenschheit empfundenen Kontrastbedürfnis, Form und Linie die Herrschaft an. Es lag in der Natur der klassizistischen Richtung, daß sie ihre Vorbilder in den Schöpfungen der Antike sah. Sie kehrte damit nach der Ansicht der Zeitgenossen zur edelsten und reinsten Natur zurück. In Wirklichkeit begab sie sich in ein Abhängigkeitsverhältnis zu einer in sich bereits völlig abgeschlossenen Kunstform und zu Vorstellungen, die nur dem gebildeten Teile des Volkes geläufig waren. Denn was wußte der gemeine Mann von der Mutter der Gracchen oder von dem Zeremoniell des Olymps? Mit dem Klassizismus begann der Zustand, der jetzt so lebhaft beklagt wird: die Kunst hörte auf, volkstümlich zu sein. Und noch ein Mangel machte sich bemerkbar: die Kunst verlor mehr und mehr die Beziehung zur Wirklichkeit. Die Klassizisten komponierten nicht nur ihre Bilder unter Zugrundelegung von antiken Reliefs, sie gaben auch den dargestellten Menschen die ruhigen und großartigen Bewegungen griechischer Statuen. Sie machten ihre Studien anstatt vor der Natur an den Schöpfungen der antiken Plastik und büßten auf diese Weise die Fähigkeit des Selbstsehens, der Beobachtung allmählich ein. So wurde schließlich aus der von der Vernunft geforderten Rückkehr zur einfachen Natur eine völlige Abwendung von ihr. Für die an das Weiß der Gipse gewöhnten Augen verloren die Farben jeden Reiz. Der edle und reine Kontur war alles, und wenn von dem Maler Gemälde verlangt wurden, kolorierte er eben nur seine Zeichnung in konventionellster Weise. Daher haben die Bilder der Klassizisten, mögen sie in Frankreich, Deutschland oder Italien entstanden sein, eine unheimliche Aehnlichkeit untereinander. Als ein Beispiel für viele können in der Ausstellung die Schöpfungen des Stuttgarters Gottlieb Schick gelten, dessen „Apoll unter den Hirten" ganz unmittelbar an den Mengsschen „Parnaß" erinnert und dessen mit harten Lokalfarben kolorierte Porträts charakteristisch sind für die Bildniskunst jener Zeit.

Es ist klar, daß die Klassizisten bei ihrer Abhängigkeit von der Antike kaum in Versuchung gerieten, sich mit der Landschaftsmalerei zu beschäftigen. Was davon in ihrer Richtung lag, hatte bereits im siebzehnten Jahrhundert Nicolas Poussin in vollkommenster Weise zur Darstellung gebracht, und Joseph Anton Koch, der in Rom lebende Tiroler Maler, brauchte ihm nur zu folgen, um das ideal-heroische Landschaftsbild hervorzubringen, das die Zeitgenossen, unter ihnen der unsterbliche Goethe, verlangten. Er hat freilich den großen Vorgänger niemals erreicht, vielleicht schon deshalb nicht, weil ihn die stolze Größe der südlichen Natur weniger anzog als die Romantik der Sabinerberge. Das Klassizistische seiner Bilder beruht im Grunde allein auf der ostentativen Verwendung antiker römischer Architekturen und auf der mythologischen oder biblischen Staffage. Der deutsche Respekt vor der Natur und ihren Bildungen verleugnet sich in Kochs Landschaften so wenig, daß sie gegenüber den weiträumigen, alle Nebensächlichkeiten unterdrückenden des französischen Meisters entschieden etwas Ueberfülltes haben. Koch ist nicht nur der Lehrer des durch seine Odyssee-Landschaften so bekannt gewordenen älteren Preller gewesen, er hat auch durch Dreber Einfluß gehabt auf den der Gegenwart vertrautesten Künstler auf dem Gebiete der heroischen Landschaft — auf Arnold Böcklin.



G. Schick Adelheid und Gabriele von Humboldt

In den Tagen der Romantik zogen die Künstler ebenfalls nach Rom, aber nicht um die Götter der Alten anzubeten, sondern um sich an den glaubensfrohen Schöpfungen der Frühitaliener zu berauschen. Sie suchten das christliche Rom. Overbeck, der Frankfurter Pforr und der Zürcher Vogel machten 1810 mit diesen Pilgerfahrten den Anfang. Cornelius, Wasmann, Schadow, Philipp Veit, Schnorr von Carolsfeld, Führich folgten. Den Schluß machte der Wiener Steinle, der 1828 nach der ewigen Stadt kam. Indem diese Künstler in den Kirchen von Rom, Orvieto und Siena die Werke der Fiesole, Perugino, Duccio, Signorelli und Gozzoli studierten, eigneten sie sich eine Art von malerischer Kultur an, die sich in mancher Beziehung über die Klassizisten erhob. Dazu kam noch ein gewisses Naturstudium, das sie den in der französischen Akademie zu Rom arbeitenden jungen Franzosen abgesehen hatten. Um die reine Empfindung, die innige Frömmigkeit ihrer Vorbilder zu treffen, führten diese jungen Künstler in dem üppigen Rom das Leben asketischer Klosterbrüder. Waren sie doch überzeugt, daß Raffael einzig durch seine Religion und durch Vertiefung in Gottes Wort Raffael geworden war. Aus dieser Ueberzeugung erklärt sich auch der Uebertritt der Protestanten unter ihnen zum Katholizismus. Sie wollten mit dem Gegenstande ihrer Kunst auch durch das Bekenntnis verbunden sein. Während nun ihre religiösen Bilder, der eigentliche Zweck ihres Lebens, den Besuchern der Jahrhundert-Ausstellung wenig oder gar keinen Eindruck machen, weil man hinter jedem davon nur das bessere Vorbild sieht, entdeckt man sie auf einem von ihnen selbst gewiß für nebensächlich gehaltenen Gebiet als sehr feine Künstler. Die Bildnisse, die man hier von Overbeck, Philipp Veit, Schnorr von Carolsfeld und Steinle findet, zeigen Fähigkeiten dieser „Nazarener", die man ihnen nicht zugetraut hatte und die sie als Maler weit über die in Deutschland so lebhaft bewunderten englischen Präraffaeliten erheben.

Während der leider jetzt viel zu wenig geschätzte große Kartonzeichner Cornelius zu dem ob seiner Gedankenarbeit vom großen Publikum noch immer stark überschätzten Wilhelm von Kaulbach hinüberleitet, stammt einer der stärksten und besten deut-



Anselm Feuerbach Hafis in der Schenke

schen Künstler, Alfred Rethel, von Veit ab. Und Steinle, der trotz seiner Zugehörigkeit zu den Nazarenern auch weltlich-romantische Bilder — der in einem gotischen Fenster sitzende schmachtende junge Geiger ist wohl das bekannteste davon — malte, kündet den deutschesten der deutschen Künstler, Moritz von Schwind, an. Ob eine spätere Zeit diesen Meister so hoch stellen wird wie die Gegenwart, erscheint zweifelhaft. Man überträgt jetzt die Schätzung seiner wundervollen Ursprünglichkeit und seiner urdeutschen Gesinnung auf seine Kunstäußerungen. Das kann nicht dauern; denn die Nachwelt hat niemals etwas für derlei persönliche Eigenschaften übrig gehabt, sondern immer nur die künstlerische Leistung an sich als Wertmesser benutzt. Schwind besaß nicht nur poetische Empfindung, sondern auch eine erstaunliche Erfindungsgabe. Die Einfälle strömten ihm nur so zu; ihnen eine sinnliche Gestalt zu geben, fiel ihm niemals schwer. Aber seine Kunst ging nicht in die Tiefe. Sie begnügte sich damit, eine Idee auf möglichst einfache Weise auszudrücken und ihr eine reizende phantasievolle Umrahmung zu geben. Schwinds Bilder haben, wenn sie nicht zyklische Darstellungen sind, etwas von der unschuldigen und rührenden Schönheit der Feldblumen. Sie verdanken einem sonnigen Gemüt, einer liebevollen Seele ihr Dasein. Die Märchenfreude eines Kindes lacht aus ihnen und macht die Herzen warm und jung. Aber das, was ihre Schönheit ausmacht, liegt jenseits des farbigen Ausdrucks. Man genießt Schwindsche Bilder in farblosen Nachbildungen entschieden mit ungetrübterem Vergnügen als im Original. In jenen sieht man am deutlichsten, wieviel Reiz der Künstler in das Auf und Ab schwungvoller Linien zu legen wußte, erbaut man sich an seiner quellenden Erfindungsgabe, die so ungezwungen Beobachtungen aus der Wirklichkeit ins Phantastische zu übertragen weiß. Schwind ging dem Wirklichen durchaus nicht aus dem Wege, und wenn er's zur Darstellung bringt, bemerkt man sofort, daß er mit beiden Füßen in einer guten Tradition steht, daß sein Deutschtum aus der gemütvollen Wiener Art gewachsen ist. Als Maler bleibt er hinter den meisten Künstlern seiner Heimat zurück; aber keiner davon hat in so vollkommener Weise die hoheitsvolle Strenge der klassizistischen Kunst ins Bürgerlich-Behagliche und Traulich-Warme zu übertragen gewußt wie Schwind. Das Biedermeiertum hat in ihm seinen genialsten Repräsentanten und die deutsche Kunst, soweit es sich nicht um Malerei, sondern um den Gefühlsausdruck und Neigungen für romantische Situationen und Stimmungen handelt, ihren stärksten Vertreter. Die Schwindsche Romantik hat vor allen Dingen gar nichts Krankhaftes.



Moritz von Schwind Gesellschaftsspiel

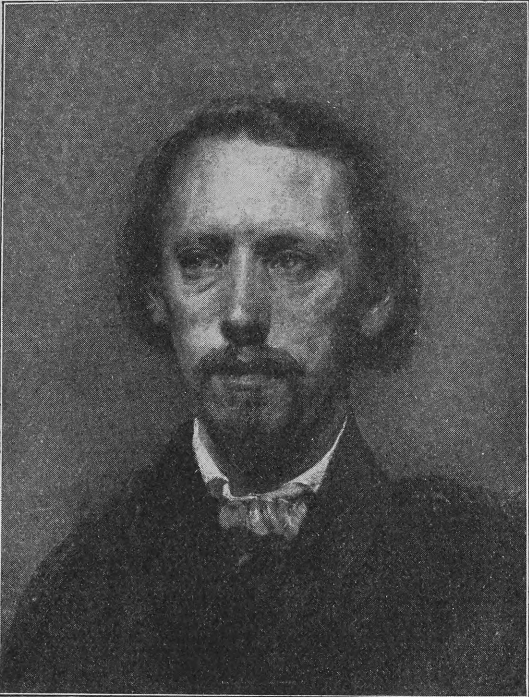
Ungewöhnlich lebensfähig haben sich in der deutschen Kunst die Mischungen von Klassizismus und Romantik erwiesen, viel lebensfähiger jedenfalls als jede der beiden Kunstbewegungen für sich. Die Bedeutung des Klassizismus für die deutsche Kunst liegt hauptsächlich auf dem Gebiete der Architektur und der Plastik. Für diese zeugen in der Ausstellung zahlreiche Schöpfungen des prächtigen Gottfried Schadow, für jene ein paar Bilder des größten Berliner Architekten Friedrich Schinkel, dessen feines Gefühl für Verhältnisse sowohl in dem einzelnen Bauwerk als auch in der Art, wie er dieses zur Umgebung in Beziehung bringt, unzweifelhaft darauf zurückzuführen ist, daß er nicht nur Architekt, sondern auch Maler war, und zwar ein sehr begabter.

Von den Künstlern, in deren Schöpfungen die Liebe zu der heiteren Schönheit des Altertums mit der großen Sehnsucht nach dem Wunder und dem Unerhörten eine neue und fruchtbare Verbindung eingegangen ist, dürfte Arnold Böcklin ohne Zweifel der bedeutendste sein. Man kommt nicht in Gefahr, ihn ungerecht zu beurteilen, wenn man seine Gestaltungskraft als die größte der ihm verliehenen Gaben ansieht. Denn auf dieser beruht in erster Linie seine Künstlerschaft. Mit ihr hat er Vorstellungen und Empfindungen lebendig gemacht, die durch ihn Allgemeingut geworden sind. Er war gewiß mehr Dichter als Maler, mehr Epigone als Heros, aber der Hintergrund, auf dem er erschien, diese nüchterne, müde Zeit ließ ihn doch mächtig erscheinen. Und er war eine Persönlichkeit von starker Prägung. Vielleicht, daß er dieses Persönliche nicht immer mit sehr vornehmen Mitteln zur Geltung zu bringen suchte, vielleicht, daß seine Ideen von Farben völlig verkehrt waren oder vielmehr mit der Zeit wurden; jedoch er hat eine Reihe von Werken geschaffen, die trotz aller ihrer Mängel unsterblich sein werden. Man glaubt heute behaupten zu können, daß die dazu zählen werden, in denen sein kolossaler Humor sich am stärksten äußert, die, in denen eine gewisse juwelenhafte Schönheit der Farbe erreicht ist, und endlich jene, in denen er den Sinn der südlichen Natur in ihrer schweren Pracht zum Ausdruck gebracht hat. Zweifelhaft ist nur, ob eine spätere Zeit ihn für so gut deutsch halten wird wie die Gegenwart. Der Inhalt und der formale Charakter seiner Werke wurzeln durchaus in der romanischen Kunst. Auch seine Neigung für den Effekt gehört dahin. Deutsch ist seine Sehnsucht nach dem Lande jenseits der Alpen, deutsch sein derber Humor und seine Sentimentalität und deutsch ganz gewiß der Leichtsinn, mit dem er sich über gewisse Forderungen der Kunst und der Natur hinwegsetzte. Eine Einbildung löscht die Ausstellung allerdings vollständig aus, nämlich daß Böcklins Bilder sehr farbig seien. Der Künstler hat die starken Farben geliebt, aber es ist ihm niemals gelungen, damit reich zu wirken. Es fehlt seinen Farben das Nuancierte und damit für das Auge die Bewegung. Seine Bilder erscheinen hier neben den Leistungen wirklicher Koloristen trocken und eintönig, häufig sogar unharmonisch. Trotzdem vergißt man keinen Augenblick, daß der Mann, der die köstliche blumenstreuende „Flora“, diesen in der Abenddämmerung die Hirtenflöte blasenden, von Dryaden belauschten Pan, diese melancholischen Selbstbildnisse und diese vielen eindrucksvollen italienischen Landschaften geschaffen, ein großer Künstler war, der etwas zu sagen hatte.

Was Böcklin zum großen Maler fehlt, hat ein andrer besessen, den man über ihn bei Lebzeiten vollkommen vergessen hatte: Hans von Marées. Es ist nicht anzunehmen, daß es dieser tote Meister je zu einer ähnlichen Popularität bringen wird wie der große Schweizer; man darf aber Genugtuung darüber empfinden, daß ihm hier einmal die Gerechtigkeit zuteil wird, als ein Ebenbürtiger neben den großen deutschen Künstlern des neunzehnten Jahrhunderts zu stehen. Zur Volkstümlichkeit fehlt Marées eigentlich alles. Seine Bilder sind inhaltslos, sie erzählen kaum etwas, und das Schlimmste: die meisten sind unvollendet. Freilich nur äußerlich; denn im Grunde sind sie so fertig, wie nur Werke sein können, in denen ein Künstler seine Absichten vollkommen erreicht hat. Marées' Ziel war ein rein künstlerisches. Er wollte Bilder schaffen, in denen jede Farbe, jede Linie in eine so unbedingte, notwendige Beziehung zu den übrigen Farben und Linien des Bildes gesetzt war, daß das Ganze als eine geschlossene, in sich vollkommene und unzerstörbare Einheit wirkte. Das schien ihm am sichersten erreichbar, wenn er sich nicht an Wirklichkeiten hielt, sondern an eine ideale Welt, in der schöne menschliche Körper mit und ohne Kleider schöne Linien, schöne farbige Flecke geben und in einem wirksamen Gegensatz zu grünen Wiesen und



Joseph von Führich Der Gang Mariens über das Gebirge



Hans von Marées Bildnis des Malers Haeger

stattlichen Bäumen oder blauem Wasser stehen. Nun war Marées kein guter Zeichner. Die Wiedergabe der menschlichen Gestalt machte ihm Schwierigkeiten. Und er hätte, da er, um die ihm nötig erscheinenden Linien herauszubekommen, Bewegungen geben mußte, doch frei mit ihr schalten sollen. In dieser Hinsicht erscheinen seine Bilder mit Darstellungen von orangenpflückenden, rossebändigenden, tanzenden, ruhenden oder grabenden Jünglingen und Männern, von sitzenden oder stehenden Frauen oder mit dem Raub der Helena unvollkommen; aber nur in dieser einen. Als Komposition und als schöne und bewegte Farbe kann man sich kaum etwas Großartigeres und Gelungeneres denken. In diesen Bildern empfindet man nicht nur einen außerordentlichen, zu den höchsten Zielen der Kunst, der Malerei strebenden Menschen, sondern die Ansätze zu einer neuen, fast logischen, dabei doch höchst sinnlichen und erhabenen Kunst. Marées hätte es leicht gehabt, sich als Porträtmaler einen großen Namen zu machen; denn er besaß, was wenige haben, eine eigne und starke Auffassung vom Menschen und vermochte diese mit dem geringsten Aufwand von Mitteln zur Geltung zu bringen, wofür hier seine Bildnisse von Lenbach, von Adolf Hildebrand, von dem Architekturmaler Haeger und andern zeugen. Er fühlte es jedoch als heilige Pflicht, die ihm aufgegangene Idee von Malerei, von Linie und Farbe zur Ausführung zu bringen und andern mitzuteilen. Darüber ist er gestorben, eine Fülle von Anregungen, eine große Zahl dankbarer Schüler hinterlassend, unter denen sich nicht nur viele Maler, sondern auch Bildhauer mit berühmten Namen finden. War sein Wollen auch unendlich viel größer als jede einzelne seiner Leistungen, so repräsentiert sein gesamtes Werk, sein Erreichtes innerhalb der deutschen Kunst doch ohne Frage eine Höhe, auf der Marées bis jetzt als ein Einsamer, als einer aber, der das gelobte Land wenigstens gesehen hat, thront.

An Größe und Vornehmheit der Gesinnung hat er in der deutschen Kunst nur einen einzigen ebenbürtigen Genossen: Anselm Feuerbach. Dieser geniale Sohn eines geistvollen Archäologen sollte der deutschen Sehnsucht nach einer Wiedergeburt der antiken Schönheit die Vollendung geben. Feuerbach wird zwar immer den Klassizisten angereiht; seine Neigung für die Kunst der Renaissance aber läßt deutlich den romantischen Einschlag in seinem Wesen erkennen. Und er hat nichts von der Objektivität der echten Klassizisten. Die Begeisterung für die Antike beherrschte ihn nicht so, daß er sich selbst, seine eignen Empfindungen und Stimmungen darüber vergaß. Das Altertum kannte weder die Resignation noch die Melancholie, die den Charakter von Feuerbachs Schöpfungen bestimmen. Der beim Weine dichtende „Hafis in der Schenke“ ist kein Anakreon. Er braucht den Wein, um die Sorgen des Tages zu vergessen, um die Mädchen schön zu finden. In Feuerbachs „Iphigenie“ und „Medea“ erlebt man weder die stolze Tochter aus Tantalus' Geschlecht noch die rauhe, wilde Kolchierin. Es sind müde, vornehme Frauen, wie sie in den dunkeln Tagen der Vorzeit unmöglich gewesen wären. Wenn man den Künstler seiner Vorliebe für die Gestalten der antiken Sage wegen zu den Klassizisten zählen will, so wird man doch nicht übersehen können, daß er sich als Maler ganz wesentlich von ihnen unterscheidet. Er ist einer der ersten unter den deutschen Künstlern gewesen, die den Mangel an technischen Fähigkeiten als solchen schmerzlich empfunden haben und nach Paris gingen, um von den Franzosen zu lernen. Später wurden ihm die Meister der Renaissance, besonders Tizian, Tintoretto und Bordone, Führer und Lehrer. Er hatte, wie Marées, den Sinn oder vielmehr die klare Erkenntnis dafür, daß ein Bild ein Fest für die Augen zu sein habe. Seine Schöpfungen in der Schack-Galerie, der „Hafis am Brunnen“, die „Pietà“ und andre besitzen in jeder Beziehung das Schmückende, die dekorative Schönheit, die Eigenschaften, die man an den Werken der großen Renaissancemaler bewundert. Später mit der Zunahme der Verbitterung über seine Erfolglosigkeit werden freilich Feuerbachs einst so leuchtende Farben grau und kalt und müde. Sein stolzer Sinn hält sich zurück, sein Abscheu gegen das, was der Menge zusagt, wird immer stärker, und je kleinlicher man sich gegen ihn zeigt, um so großartiger, abweisender wird seine Kunst. Sie steigert sich in den zahllosen Bildnissen des von ihm geliebten Weibes zu einer Hoheit und Kühnheit, die fast provozierend wirkt. Gibt es in dieser Welt wohl Geschöpfe von so königlicher Haltung und Schönheit, daß sie, ohne übermäßig geputzt zu erscheinen, so prunkvolle Schmuckstücke anlegen können wie Feuerbachs Nanna? Man hat den Künstler ob des melancholischen Ausdrucks seiner Bilder, ob der Resignation



Josef Anton Koch Landschaft mit Regenbogen

in der Farbe seiner späteren Schöpfungen für einen Dekadent erklärt. Aber war die Dekadenz je so fruchtbar? Was hat Feuerbach nicht alles außer seinen bekannten Werken produziert! Diese wunderbaren Landschaften, diese herrlichen Porträts, diese entzückenden Kinderszenen! Und kann man die Skala seiner kühlen Farben reizlos nennen? Ist nicht auch seine große Herbheit in Linie und Farbe etwas Bewundernswertes?

Bei Hans Thoma hat die Romantik nur einen geringen klassizistischen Einschlag. Dafür findet man bei ihm bereits einen gewissen Realismus, der, hätte er ihn nicht gar zu eilfertig abgeschüttelt, dem Künstler vielleicht zu einer größeren Bedeutung verholfen haben würde, als er sie jetzt trotz seiner so hoch gepriesenen Volkstümlichkeit besitzt. Wer hier die Bilder Thomas aus dessen erster Zeit sieht, wo der junge Maler noch den Ehrgeiz hatte, die Natur getreulich nachzubilden, wo er die „Näherin“, den „Hahn und seine Hühner“, die „raufenden Buben“ und jene lieben Landschaften schuf, zu denen „Lauffen am Neckar“ gehört, erstaunt über die Fülle von Begabung, die sich darin offenbart. Dann — etwa 1875 — scheinen München und Böcklin einige Verwirrung in die Absichten Thomas gebracht



Joseph Peter Hasenclever Hieronymus Jobs im Examen

zu haben. Er fängt an, Bilder mit mythologischem Inhalt zu malen und sich aufs Erfinden zu legen. Es ist auch auf diesem Wege manches Bedeutende von ihm geleistet worden; aber sein Streben, in Bildern etwas auszudrücken, was eine tiefere Beziehung zur menschlichen Seele hat als die nur mit starker Empfindung wiedergegebene Natur, mußte ihn schließlich in die Irre führen. Da seine Ideen nicht sehr hoch gingen, wurde er allmählich trivial, und weil ihm das Erfinden nicht Zeit ließ, seinen Darstellungen durch ein gründliches Studium einen gewissen künstlerischen Rückhalt zu geben, verflachten seine Schöpfungen im Laufe der Jahre immer mehr, mit Ausnahme der Landschaften, in denen sich Thomas Kunst durch eifriges Arbeiten vor der Natur verhältnismäßig lange auf einer stattlichen Höhe gehalten hat. Was den Künstler volkstümlich gemacht, ist, außer der ursprünglichen schönen Schlichtheit seiner Empfindung und des Ausdrucks dafür, eine gewisse kindliche Unbehilflichkeit, durch die er zuweilen wie ein Primitiver wirkt. Diese summarische Behandlung der Farbe, diese schematische Auffassung der menschlichen Gestalt liegt dem allgemeinen Verständnis eben viel näher als die Beurteilung dessen, was eine höher organisierte Künstlernatur hervorbringt. Es spricht nicht für einen Hochstand der deutschen Kultur, daß auch die schwächsten Leistungen Thomas einen großen Kreis von Bewunderern finden, weil man in ihnen den Ausdruck deutschen Wesens zu finden glaubt. Als ob Unzulänglichkeit und Sentimentalität die Kennzeichen deutscher Art wären!

Die deutsche Kunst mußte so lange entwicklungslos bleiben, als sie sich scheute, der Wirklichkeit ins Antlitz zu sehen, unter dem Vorgeben, daß diese weder bedeutende Stoffe böte, noch den Menschen, die sie ja täglich vor sich hatten, interessant sein könnte. In dieses Vorurteil haben, abgesehen von den Zeichnern, die niemals die Beziehung zum Leben verloren, zunächst die Landschafter Bresche gelegt. Ihnen folgten die Genremaler. Hatten die Klassizisten durch heroische, die Romantiker durch abenteuerliche oder märchenhafte Stoffe die Teilnahme des Publikums erlangt — warum sollte man nicht versuchen, sie durch Schilderung von Vorgängen zu gewinnen, die dem kunstliebenden Publikum nicht nur an sich merkwürdig und neu waren, sondern ihm auch so etwas wie Genugtuung über sein höheres Dasein verschafften? An Stelle der griechischen Helden und italienischen Briganten, der mutigen Ritter und holden Burgfräulein erschien nun der deutsche Bauer in seiner malerischen Tracht im Bilde in allerlei Situationen, die weniger der Wirklichkeit entsprachen als dazu dienten, das Publikum zu belustigen und ihm seine höhere Intelligenz, seine besseren Sitten zum Bewußtsein zu bringen. Die Erzählung im Bilde war nicht mehr erhebend oder die Phantasie anregend, sie war rein anekdotisch geworden. Aber diese Wendung brachte zwei große Vorteile mit sich: einmal die unmittelbare Berührung mit dem Leben, mit der Gegenwart; sodann ein eingehendes Studium von Werken der Vergangenheit, an deren hoher, rein künstlerischer Qualität sich nicht zweifeln ließ. Die Holländer des siebzehnten Jahrhunderts wurden die Lehrer der Genremaler. Schließlich trat der Moment ein, wo der Bauer nicht mehr als Objekt für die Unterhaltung des bilderkaufenden Publikums diente, sondern allein als malerisches Objekt angesehen wurde. Den Hauptsitz der Anekdotenmalerei aus dem Bauernleben bildete um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts Düsseldorf, das sich bereits als Blütestätte der Romantik bewährt hatte. Aus diesem vergröberten Wien sind nicht nur ein so vortrefflicher Schilderer des Lebens wie Benjamin Vautier, sondern auch einige ganz ausgezeichnete Maler hervorgegangen, unter denen Ludwig Knaus einer der allerbesten war, die um die Mitte des vergangenen Jahrhunderts die deutsche Malerei repräsentierten. In seinen Genrebildern macht sich allerdings noch häufig das Bestreben geltend, den Betrachter mit witzigen Bemerkungen über den dargestellten Gegenstand zu unterhalten, ihn in ein verstandesgemäßes anstatt in ein rein rezeptives Verhältnis zum Kunstwerk zu bringen. Aber in seinen Bildnissen, von denen die Ausstellung einige ganz hervorragende bringt, erscheint er frei von dieser Gewohnheit und darum um so bewunderungswürdiger. Joh. Peter Hasenclevers Witz ist weniger scharf als der von Knaus und seine Malerei weniger pointiert; aber in seinen Bildern herrscht ein so reizender grauer Ton, so viel sichere Empfindung für das Malerische, daß ihn die Gegenwart ob solcher nicht alltäglicher Tugenden vielleicht höher schätzt als seine Zeit, die ihn gegen manche seiner heute vergessenen Kunstgenossen zurückgestellt hat.

Ein aufrechter Edelmann

Novelle

von

Ernst von Wolzogen

(Schluß)

Am andern Tage fand Friedrich zum ersten Male in den drei Jahren, seit er seinem alten Herrn wieder aufwartete, diesen schon in der Wohnung anwesend, als er gegen halb fünf kam, um seinen Dienst zu verrichten. Die Aufregung sprach deutlich aus den Zügen des Grafen. Man sah auch seinen Augen an, daß er eine schlechte Nacht gehabt haben mußte. Den Bratenrock und die guten grauen Beinkleider hatte er bereits an.

Friedrich konnte seinen Schrecken über das Aussehen seines Herrn nicht ganz unterdrücken: „Herr Graf sehen ganz angegriffen aus. Befinden sich Herr Graf nicht wohl?“ erkundigte er sich gleich nach der Begrüßung mit aufrichtiger Sorge.

„Ach was, Unsinn,“ versetzte jener mit einer abwehrenden Handbewegung. „Es war heute nicht viel zu tun auf dem Amt, darum bin ich etwas früher gekommen. Es war mir ganz lieb, denn mir ist wirklich ein bißchen ..., ich weiß nicht, ob das Essen gestern schlecht war oder was daran schuld ist.“ Er wollte sich durchaus nicht anmerken lassen, daß lediglich die Aufregung über das mögliche Wiedersehen mit seiner Tochter ihn so verstört habe, er wollte auch nicht der erste sein, der die Angelegenheit wieder zur Sprache brachte.

Da legte Friedrich seinen Ueberzieher ab, und es kam ein Frack und eine weiße Binde zum Vorschein.

„So feierlich?“ versuchte der Graf zu scherzen, aber seine Lippen bebten beim Sprechen, und die zitternde Hand griff nach der Lehne des nächsten Stuhles.

„Zu Befehl, Herr Graf,“ versetzte Friedrich, Haltung nehmend, „ich habe mir heute früh gleich die Sachen besorgt und bin vorhin nach der Tiergartenstraße gegangen ..., es war leider niemand von den Herrschaften zu Hause. Die Herrschaften werden Weihnachten auf Schloß Veldegg zubringen, ist mir gesagt worden. Jetzt sind sie viel unterwegs zum Einkaufen für die Bescherung, da ist es schwer, sie zu treffen. Aber ich versuche es morgen wieder.“

„Ja, ja, schon gut,“ sagte der Graf leichthin. Er machte einen Schritt auf Friedrich zu. Da packte ihn plötzlich ein Schwindel, er wankte — und wäre hingestürzt, wenn ihn der Diener nicht rasch unter dem Arm gepackt und nach dem Sofa geschleppt hätte. Wenige Minuten saß der alte Herr mit geschlossenen Augen, blaß, in sich zusammengefallen, in der Sofaecke, dann kam er langsam wieder zu sich und versuchte vergeblich, sich stramm aufzurichten. Friedrich nötigte ihm ein Glas Rotwein auf, und dann schien er sich langsam wieder zurechtzufinden.

„Gott sei Dank,“ murmelte Friedrich vor sich hin; er hatte in der ersten Ueberraschung einen Schlaganfall gefürchtet. In seiner Freude strich er dem Grafen zärtlich über die Schultern und sagte aufmunternd: „Na, geht's wieder? So was dürfen Sie mir nicht wieder machen, Herr Graf, Sie müssen sich mehr schonen. Jeses, habe ich einen Schreck gekriegt!“

Der Graf lächelte mit Anstrengung: „Es ist nicht der Rede wert — die Droste sind zähe Rasse — nicht so leicht umzubringen. Ich glaube, es ist schlechte Luft hier; mach 's Fenster auf.“ Friedrich tat, wie ihm geheißen, und wickelte dann die Beine seines Herrn in eine alte Reisedecke. Er wollte auch die spanische Wand vors Fenster schieben, damit ihn der direkte Zug nicht treffe. Aber das litt der Graf nicht; der kalte Winterhauch täte ihm wohl.

„Herr Graf müßten sich überhaupt einmal eine gründliche Luftveränderung gönnen. Was dahier in dem sogenannten Lichthof, wo den ganzen Tag kaum eine Viertelstunde die Sonne hereinscheint, sich verfangen hat, das kann man doch nicht Luft nennen. Herr Graf haben in den drei Jahren, seit Sie hier die Stellung beim Heroldsamt bekleiden, nicht einmal ordentlichen Urlaub genommen; so was rächt sich, der Körper braucht Veränderung.“

„Was sollt' ich denn mit Urlaub anfangen?“ erwiderte der Graf mit bitterer Ironie. „Eine Badereise gestatten mir meine Mittel nicht, ich bin zufrieden, wenn ich in meiner Bude mein bißchen Komfort habe. Oder soll ich vielleicht auf meine alten Tage noch einmal das Schuldenmachen anfangen?“

„Verzeihen, Herr Graf,“ beharrte Friedrich, „was sein muß, muß sein. Ich dachte, wo's doch die andern Herrschaften so reichlich haben, da müßte für den Herrn Grafen ...“

Aber der ließ ihn gar nicht ausreden. „Was unterstehst du dich?“ fuhr er ihn an: „Soll ich bei denen betteln gehen? Keinen Pfennig nehme ich von der Seite, ist dir das noch nicht klar? Daß du mir nie wieder mit so was kommst! — Mach 's Fenster zu! Mich friert.“ Friedrich schloß das Fenster, dann trat er langsam ein paar Schritte näher, demütig mit gesenktem Haupt, und überlegte offenbar, wie er etwas vorbringen sollte, was er sich nicht recht zu sagen traute.

„Na, was stehst du denn noch da?“ knurrte der Graf. „Das Thema ist nun abgetan. Geh doch, hol mir mein Hundefutter, es ist Zeit.“

Aber Friedrich ging nicht. Er langte seinen Ueberzieher vom Nagel, zögerte und trat dann wieder einen Schritt näher: „Herr Graf wollen gütigst verzeihen,“ begann er stockend; „ich meine, man könnte sich doch überlegen ..., der Herr Graf müssen unbedingt was für sich tun ... es könnten doch auch anderswoher die Mittel geschafft werden.“

Mit einem trübseligen Lächeln schüttelte der alte Herr den Kopf: „Den Gedanken laß dir nur vergehen. Du hast zwar großartig gewirtschaftet mit meinen paar Kröten, aber eine Badereise — nee, die schlagen wir doch nicht heraus!“

„Am Ende doch,“ versetzte der alte Diener ein wenig zaghaft, indem er scheu zur Seite blickte. „Ich habe mir schon ein bißchen was gespart bei meinem Geschäft, es würde mir eine Freude und eine Ehre sein, wenn ich dem Herrn Grafen ein paar hundert Mark davon anbieten dürfte.“

Der alte Herr warf mit einem Ruck den Kopf hoch und blickte seinen Diener durchdringend an. „Komm mal her, Friedrich,“ sagte er streng, „ganz nah und sieh mir stramm in die Augen — so. — Du weißt, ich rechne nicht gern; aber ich habe mir doch schon manchmal Gedanken darüber gemacht, wie du das fertig bringst, von den lumpigen paar Mark alles so gut im Stande und im Gange zu halten. Sag mir mal — aber aufrichtig: du hast doch nicht etwa aus deinem Eignen zugesetzt?“

Wie ein ertappter Verbrecher duckte sich Friedrich unter dem strengen Blick des Alten. Da plötzlich überkam ihn eine heftige Rührung, die Tränen stürzten ihm aus den Augen, er sank vor seinem Herrn in die Knie, haschte nach seiner Rechten und küßte sie.

„Na, na, na, was soll denn das?“ rief der Graf, selber tief bewegt. „Es ist ja nicht recht, aber — aber sehr gut gemeint und sehr schön von dir — und eine große Freude für mich, daß ich doch noch einen Menschen auf der Welt habe, der ohne Eigennutz ...“

„Nein, so ist das nicht,“ fiel ihm Friedrich ängstlich abwehrend ins Wort, „so dürfen das Herr Graf nicht ansehen. Ich habe ja allerdings hin und wieder ein bißchen was zugeschossen, wo's gar nicht reichen wollte; aber ich habe nicht mehr getan, als was ich Herrn Grafen schuldig bin. Ich habe noch lange, lange nicht so viel getan, wie ich schuldig bin! Ich habe doch in den fünfzehn Jahren, wo ich in Herrn Grafen seinen Diensten war, Herrn Grafen so unverschämt bestohlen, daß es mit ein paar hundert Mark noch lange nicht abgemacht ist.“

„Was ist das?“ rief der Graf geradezu vergnügt. „Aus der Ecke pfeift der Wind? I du Schuft, du alter Sünder, he, he!“ Und er zwickte ihn am Ohr und gab ihm einen beinahe zärtlichen Backenstreich. Dabei war er so vergnügt, wie ihn Friedrich noch nie gesehen hatte. „Wieviel macht's denn? Hast du auch ordentlich Buch geführt, he, he, alter Freund?“

Und Friedrich antwortete immer noch betrübt, aber schon weniger zerknirscht: „So genau kann ich das nicht mal sagen, Herr Graf; aber es langte dazu, daß ich mir das hübsche Geschäft kaufen und heiraten konnte. Ich habe mir ja oft Gewissensbisse gemacht — später heißt das — damals, wie es noch reichlich da war auf Schloß Veldegg und alles aus dem Vollen ging, da haben wir alle gestohlen — wir wußten's gar nicht anders. Man möchte sagen, das war schon von alten Zeiten her so 'ne feste Einrichtung. Die Neuen lernten die Kniffe von den Alten. Der Administrator und der Inspektor und die Mamsell und die Jungfer und wie sie alle hießen — alle haben sie in ihre Tasche gewirtschaftet. Wir wären ja alle für den Herrn Grafen durchs Feuer gegangen — Herr Graf waren so gut und sahen überall durch die Finger. Wir wußten es nicht anders, als es müßte so sein.“

„Ja, ja, ja, kann ich mir lebhaft vorstellen,“ sagte der alte Herr nachdenklich. „Es gehört zu

den Pflichten des Edelmanns, sich mit Anstand bestehlen zu lassen. Noblesse oblige. Das habt ihr Kanaillen euch zunutze gemacht. Na, nu laß gut sein, mein Alter: die Sache ist ausgestanden — darum keine Feindschaft nicht!"

„Danke, Herr Graf," sagte Friedrich, küßte noch einmal die gütige Hand, und dann erhob er sich strahlenden Antlitzes; ohne ein weiteres Wort zu verlieren, zog er seinen Ueberrock an und machte sich mit dem Menagekorb auf den Weg.

An dem Tage war weder von der Badereise noch von der Komteß mehr die Rede. — — —

Ein paar Tage später aber saß Komteß Edith leibhaft ihrem Vater gegenüber auf dem hochlehnigen Wappenstuhle, an dem Patiencetisch der Urgroßmutter, und schluckte mit einem der beiden letzten goldenen Löffel der gräflichen Linie die miserable dicke Krebssuppe des billigen Restaurants hinunter.

ganze Zeit über voller Sorge daran, wie er es wohl aufnehmen würde, wenn er es aus ihrem Munde erfuhr. Er hatte seinen alten Herrn langsam vorbereitet. Er wußte schon seit ein paar Tagen, daß die Komteß in Berlin und daß sie im Hause des Baron Drost abgestiegen sei: aber das sagte er nicht; er richtete nur einen schönen Gruß vom Herrn Baron aus und daß Komteß Edith noch unterwegs sei. Und dann bestellte er für den Sonntag vor Weihnachten zwei Portionen im Restaurant und brachte die Gräfin gleich mit.

Eine lange stumme Umarmung. Das war alles, was die beiden Langgetrennten in Gegenwart des Dieners an Zärtlichkeit sich gestatteten. Erst nachdem er entlassen war mit dem Bedeuten, daß der Graf seine Tochter allein heimbringen wolle und er sich nicht weiter zu bemühen brauche, erst dann sprachen sich Vater und Tochter miteinander aus.

tiefer ein, als sie das sagte. „Das war auch der Grund, weshalb ich dir nicht schreiben konnte. Ich konnte wirklich nicht."

Der Graf ließ ihre Hände los und wandte sich beschämt zur Seite. Erst nach einer längeren Pause begann er bedrückt und leise: „Ich hatte die Person ganz anders eingeschätzt. Ich war doch damals noch in den Jahren, wo man das Weib braucht — besonders in dieser Abgeschiedenheit und Einförmigkeit des Landlebens. Ich erhoffte mir von ihr etwas Leichtes, Liebenswürdiges, Warmes, was ich bei deiner Mutter nicht gefunden hatte. Na, ich hatte mich eben gründlich getäuscht — sie war eine Hochstaplernatur. Und darum schämte ich mich vor dir. Wäre es anders gewesen, da hätte ich wohl die Sache auf die leichte Achsel genommen und als mein gutes Recht beansprucht. Da wäre ich dir wirklich und ernsthaft böse gewesen über



Ferdinand Georg Waldmüller — Der Schaukasten

Aus der deutschen Jahrhundert-Ausstellung

Sie hatte erst nichts annehmen wollen, da sie englische Tischzeit gewöhnt war, aber der Vater hatte so ernsthaft darauf bestanden, daß sie mit ihm einen Löffel Suppe teile, daß sie es schließlich nicht abzuschlagen wagte. Sie hatten natürlich beide keinen Appetit. Das Wiedersehen nach so vielen Jahren der Trennung und unter so trostlos wehmütigen Umständen hatte sie beide viel zu sehr angegriffen. Aber die Würde des bedeutungsvollen Tages mußte gewahrt werden, besonders in Gegenwart des korrekten alten Kammerdieners in Frack und weißer Binde und angesichts der letzten goldenen Löffel der gräflichen Linie. Es wurden nur wenige gleichgültige Worte während der Mahlzeit gewechselt, so gleichgültige Worte, als wäre die junge Dame von einem harmlosen kleinen Ausflug nach ein paar Tagen wieder an den väterlichen Tisch zurückgekehrt.

Friedrich brannte natürlich vor Neugierde, aus dem Gespräch zu erfahren, wie es der Komteß während der langen Jahre ihres Verschollenseins ergangen sei und wie sich in Zukunft ihr Verhältnis zum Vater gestalten würde; aber er erfuhr nichts. Dafür wußte er freilich etwas, wovon der Graf noch keine Ahnung hatte, und er dachte die

Komteß Edith saß auf dem Sofa, der Graf auf einem Stuhl dicht vor ihr und nahm ihre beiden Hände in die seinen. In glücklicher Erregung betrachtete er seine Tochter. Aber sie war ihm ganz fremd, die Dame, die ihm da gegenübersaß. Kaum die Spur irgendeines Zuges von dem temperamentvollen jungen Mädchen, das seinem Hause in gerechtem Unwillen den Rücken gekehrt hatte, vermochte er zu entdecken in dieser ältlichen, keineswegs schönen, aber sehr stattlich und vornehm aussehenden, unauffällig, aber unzweifelhaft gutgekleideten Dame.

„Bist du mir sehr böse, Vater?" brach sie endlich das Schweigen.

Der Graf schüttelte den Kopf: „Du hast recht gehabt damals; darum wagte ich auch nicht, dich zurückzurufen. Aber ich bin schwer gestraft worden für das Unrecht, das ich dir angetan habe. Ich weiß nicht, ob dir bekannt geworden ist, wie mir die Person zugesetzt hat. Sie ist die unmittelbare Ursache zu meinem Ruin geworden."

„Ja, ich habe davon gehört und — leider — auch gelesen," versetzte Komteß Edith, und der herbe Zug um ihre Mundwinkel grub sich noch

dein hartherziges Schweigen. Aber so hast du eben, wie gesagt, recht behalten. Also Strich darunter! — Und jetzt bin ich alt und einsam, ruiniert — ein heruntergekommener Edelmann, mit einem dürftigen Gnadenpöstchen —, ein richtiger Proletarier, ein Bohémien, wenn du willst, der sich zu Hause noch ein bißchen die Komödie des Grandseigneurs vorspielt. Und ganz einsam auf der Welt, nur eine treue Seele um mich — meinen alten Diener, der mir jetzt mit Wohltaten zurückzahlt, was er mir in besseren Tagen gestohlen hat. — Na, und du, willst du jetzt wieder zu mir halten? Die letzte Komteß zum letzten Grafen Drost? — Oder bist du vielleicht verheiratet?"

Sie schüttelte den Kopf: „Wer heiratet eine arme Gräfin? Ich muß schon so verbraucht werden."

„Wie meinst du das?"

„Ich muß mich eben dulden lassen bei Leuten, die es übrig haben, und mich für Bekleidung und Ernährung nützlich zu machen suchen. Was soll unsereine anfangen in der Welt, wenn man weder besondere Talente noch was Besonderes gelernt hat. Unsereins kann ja nichts als repräsentieren." Sie lachte bitter auf.

„Ja, wie hast du dich denn da durchbringen können bis heute, ohne irgendwelche Hilfe?"

Gräfin Edith zuckte die Achseln: „Zuerst habe ich meine Pensionsfreundinnen aufgesucht. — Eine nach der andern habe ich sie abgegrast. Bei jeder war ich gerade so lange, bis ich merkte, daß ich lästig wurde. Es war alles innige Freundschaft für ewig; aber wenn ich irgendwo vier bis sechs Wochen im Hause war, merkte ich immer schon, daß sie mich zum Teufel wünschten. Dann habe ich mich aufs Annoncieren verlegt. Als Reisebegleiterin, Gesellschafterin, Repräsentantin habe ich mich ausgeboten, mit unerträglichen, halb verrückten alten und jungen Weibern, mit dummstolzen Parvenus, mit unappetitlichen Jammergreisen und unverschämten jüngeren Herren habe ich mich all die langen Jahre über herumgeschlagen. Ueber ein Dutzend solcher Stellungen habe ich gehabt, zwischendurch auch mal längere oder kürzere Zeit nichts; gehungert habe ich auch zuweilen. Menschenkenntnis habe ich mir so viel erworben, daß es mich ekelt und graust vor der ganzen Menschheit. Eine angesäuerte alte Jungfer bin ich darüber geworden — das ist das Schlußresultat meines ehrenvollen Wirkens in der Welt."

Der Greis seufzte und blickte schweigend vor sich nieder. Dann fragte er: „Was treibst du jetzt?"

„Ich habe mich zum Vernünftigsten entschlossen, was mir in meiner Lage zu tun übrig bleibt," erwiderte die Tochter resolut.

„Das wäre?"

„Ich habe endlich den oft gemachten Vorschlag Alfreds angenommen. Er will mir bis an mein seliges Ende das Gnadenbrot geben."

Der alte Herr warf den Kopf in die Höhe und starrte seine Tochter wahrhaft entsetzt an: „Edith," rief er, „das willst du mir antun?"

„Rege dich doch nicht so auf, Papa," versetzte sie überlegen, indem sie sich vorbeugte und seinen Arm mit ihren langen, feinen Fingern umschloß. „Ich weiß wohl, daß du dich mit Vetter Alfreds Heirat absolut nicht versöhnen kannst. Aber ich kann mir nicht helfen, ich halte deine Empfindlichkeit für ganz unangebracht. Die Frau ist in ihrer Art recht nett und gibt sich die redlichste Mühe, mit Anstand und ohne Aufdringlichkeit die Baronin zu spielen. Es gelingt ihr auch ganz gut — ihre Rasse ist ja talentvoll. Na, und in ihrem Hause, besonders auf Veldegg, weiß man doch, wer ich bin, ich gehöre eben endlich wirklich zur Familie, und es hat nichts Auffallendes, daß ich aus dem großen Trog mit satt gemacht werde."

Der Graf nahm die Hand seiner Tochter von seinem Arm weg, erhob sich von seinem Sitz und schritt ein paarmal im Zimmer auf und ab. Dann sprach er über den Tisch hinweg zu seiner Tochter hinüber: „Diese Rasse legt es doch nur darauf an, uns mit ihrem Gelde klein zu kriegen. Es ist doch ihr schönster Triumph, unsereins mit ihren Wohltaten zu demütigen. Fühlst du das denn gar nicht? Kannst du das ertragen?"

Die Komteß lachte bitter auf: „Weißt du, Papa, ich habe ganz andre Dinge ertragen müssen — und die Baronin Veldegg benimmt sich ohne Zweifel taktvoller mir gegenüber, als es die meisten meiner Herrschaften getan haben."

„Dann ist es also ganz umsonst gewesen, daß ich mir meinen Stolz und meine Freiheit gewahrt habe?" rief der alte Herr, indem er seine Hände zusammenschlug und gefaltet seiner Tochter entgegenreckte. „Ich habe doch auch gehungert, ich habe Demütigungen meines Stolzes hinuntergeschluckt und mich schließlich beschieden in einer engen, dürftigen Existenz; aber ich bin ein rechter, aufrechter Edelmann geblieben, trotz alledem, und ich will sterben als ein aufrechter Edelmann."

Edith lächelte müde. „Du bist ein Mann."

„Das besagt heutzutage nichts mehr," rief der Graf lebhaft, und die Röte der Erregung ergoß sich von der Stirn aus über sein ganzes Gesicht. „Eine Frau kann heutzutage ebensogut ihren Stolz wahren, denn sie kann ebensogut arbeiten und sich selbständig machen wie der Mann. Glaubst du vielleicht, ich wäre so rückständig, daß ich irgendwelche ehrliche Arbeit für ein Edelfräulein unanständig hielte?"

Jetzt erhob sich die Komteß aus ihrer Sofaecke und reckte sich kräftig empor. „Arbeit und Selbständigkeit gibt es für die, welche Talente oder etwas Ordentliches gelernt haben."

„Willst du mir damit einen Vorwurf machen? Ist an deiner Erziehung etwas gespart worden?"

„O nein," rief die Gräfin höhnisch aus, „ich habe eine vorzügliche Gouvernante und ein tadelloses Pensionat genossen, ich habe ein elegantes Schneiderkleid mit Würde tragen, mit allen Eßgeräten manierlich hantieren und über alle Gegenstände des Saloninteresses schwätzen gelernt."

„Die kleinen Bürgermädchen lernen noch viel weniger und bringen es doch zu etwas," rief er mit Energie.

„Pardon, Papa, die kleinen Bürgermädchen lernen arbeiten — wir nicht, das ist der Unterschied."

„Warum soll unsereins nicht arbeiten lernen? Was man zum Leben braucht, lernt man doch meist nicht in der Schule. Es ist nie zu spät zum Lernen. — Ich habe mit sechzig Jahren Schreiber gelernt — denn viel was Besseres bin ich nicht in meiner Stellung."

Die Komteß seufzte, trat zu ihrem Vater und legte ihm den Arm auf die Schultern: „Es hat doch keinen Zweck, sich zu ereifern," sagte sie. „Du hast deine Ansichten — um nicht zu sagen Voreingenommenheiten —, ich habe meine. Vielleicht sind sie beide falsch. Jedenfalls bin ich zu alt und zu hart gehämmert durchs Leben, um mich noch modeln zu lassen. Laß es gut sein, Papa, wir haben doch beide den Frieden nötig. Wir wollen alle unser möglichstes tun, um dir einen freundlichen Lebensabend zu schaffen."

Wieder schüttelte der Graf die Hand seiner Tochter von sich ab. Er ballte die Fäuste und stieß sie gerade an seiner Seite hinunter, wie um seinen Worten den kräftigsten Nachdruck zu geben: „Nein, ich will nicht," knirschte er. „Von denen nehme ich nichts an — keinen Pfennig, nun und nimmermehr! Von meinem Kammerdiener nehme ich an — von einem Drost, der sich dem Satan Mammon verschrieben hat, nicht. O, ich weiß wohl, das nennt man heutzutage sein Wappen vergolden. Darüber macht man leichtsinnige Witze. Das ist moderner Stil; heruntergewirtschaftete hübsche Jungens aus den feinen Kavallerieregimentern und so weiter halten's alle so. — Aber ich sage: diese Kerle verdienen nicht Edelleute zu heißen! Ich habe nichts gegen den Kaufmannsstand, aber das Sündengeld solcher gewissenlosen Profitjäger, das in ein paar Jahren zusammengegaunert wird, das verachte ich, dafür darf edles, altes Blut nicht feil sein. — So, das ist meine Meinung; wenn du das Voreingenommenheit nennen willst ... Na! — Aber das sage ich dir: wenn du Wert darauf legst, meine Tochter nicht nur zu heißen, sondern in Wirklichkeit zu sein, so mußt du in diesem Punkt zu mir halten, ganz und gar und ohne Zaudern. Du kannst dich ja mit aller Höflichkeit zurückziehen, kannst ja sagen, ich finge an, alt und hinfällig zu werden, ich brauchte dich. Das wäre ja am Ende nicht so unwahr. — Wir hausen dann eben künftig zusammen und verdienen uns so oder so unsern Lebensunterhalt — meinetwegen schlecht, aber recht. Jedenfalls als aufrechte Edelleute — denn das ist die Hauptsache!" Er ließ sich nach seiner langen Rede erschöpft auf das Sofa fallen und sah, nervös seine Hände ineinander reibend, gespannt nach seiner Tochter hinüber, die, das Gesicht dem Fenster zugekehrt, hochaufgerichtet hinter dem Tisch stand.

Nach einer langen, beängstigend langen Pause kehrte sie sich langsam dem Vater zu. „Nun," fragte der Graf gespannt, „was hast du mir zu erwidern?"

„Nichts," versetzte Edith leise. „Du wirst wohl recht haben; ich meine nur ... schließlich kann doch der einzelne Verhältnisse nicht ändern, die irgendwelche Begründung in der Zeit haben. Ich halte es für richtig, unter solchen Umständen die Dinge zu nehmen, wie sie sind, und zu versuchen, für sein Teil das möglichst Gute daraus zu machen. In meinem Falle soll das heißen, daß ich glaube, mich zurzeit nirgends nützlicher machen zu können, als gerade in Alfreds Familie. Er wie seine Frau haben nur eine Sorge, nämlich, daß ihre Kinder keine Rosenbaums, sondern Droste werden. Aeußerlich ist das zu machen — und ich bin die rechte Person dafür; also habe ich doch einen Lebenszweck. Außerdem räche ich dadurch gewissermaßen unsre Rasse: Vetter Alfred hat sich an den Mammon verkauft; du sagst, der Mammon triumphiert und saugt begierig unser altes Blut auf; ich verderbe dem Mammon den Spaß, indem ich mit meinen Dressurkünsten aus den Rosenbäumchen täuschend echte deutsche Edelleute fabriziere."

„Affen von Edelleuten!" fuhr der alte Herr auf. „Du bist zynisch, Edith. Mit solchen Witzen wirst du mich nicht los. Entscheide dich, für mich oder wider mich."

Ein paar Sekunden nur zögerte die Komteß, dann wandte sie sich um, schritt nach der Tür, wo der Kleiderriegel angebracht war, und nahm ihr Pelzjackett vom Riegel.

„Du willst gehen?" rief der alte Herr, heiser vor schmerzlicher Enttäuschung.

„Für heute ja," entgegnete sie ruhig. „Wir sind zu erregt, wir haben uns heiß disputiert, wir wollen uns ein paar Tage zur Abkühlung und zum Nachdenken gönnen, dann komme ich wieder, Papa."

„Aber nur, wenn du für immer kommen willst."

„Vielleicht — ich hoffe." Sie sagte es ganz leise, dann setzte sie rasch ihren Hut auf und fuhr mit einem Arm in ihr Jackett. Der alte Kavalier sprang auf und war ihr behilflich.

„Danke, Papa," sagte sie und knöpfte sich langsam alle Knöpfe zu. Dann erhob sie sich auf die Zehenspitzen und küßte den hohen alten Herrn auf die Stirn. „Adieu, Papa, ich finde schon allein heim."

Als sie die Tür hinter sich ins Schloß gedrückt hatte, stand der Graf noch lange unbeweglich auf derselben Stelle und starrte ihr nach. Dann murmelte er gänzlich trostlos vor sich hin: „Sie kommt nicht wieder!" ...

Für den Heiligen Abend hatte Friedrich sich Urlaub erbeten, um seiner Familie zu bescheren, er wollte sich aber später am Abend noch einmal nach seinem Herrn umsehen, der ihm versprochen hatte, dem Festtag zu Ehren heute seine Mahlzeit in einem feineren Restaurant einzunehmen.

Als Friedrich um neun Uhr abends sich bei dem Grafen einfand, erfolgte auf sein wiederholtes Klopfen keine Antwort. Endlich drückte er auf die Klinke. Die Tür war unverschlossen — und da saß, die brennende Lampe vor sich auf dem Patiencetisch der Großmutter, der letzte Graf Drost-Veldegg auf dem steiflehnigen Wappenstuhl, vornübergebeugt — — tot! Vor ihm auf dem Tisch lagen die beiden letzten goldenen Löffel und ein Bogen Papier, darauf hatte er geschrieben:

„Dieses ist mein letzter Wille und Testament. Ich, Graf Egon Drost zu Veldegg, verfüge hiermit, daß mein gesamter Nachlaß, bestehend aus:

a) zwei goldenen Speiselöffeln mit dem gräflich Drostschen Wappen,

b) einem alten ..."

Hier brach das Schriftstück ab. Der Schlag hatte ihn getroffen, die Feder war seiner Hand entfallen und hatte ein paar Kleckse im Fortrollen auf das Papier gemacht.

Und neben diesem Aktenbogen lag noch ein kleiner zierlicher Briefbogen aufgeschlagen auf dem Tisch. Komteß Ediths Handschrift, groß, steil, korrekt, und das Schreiben war von Schloß Veldegg datiert:

„Mein lieber Papa! Sei mir nicht bös, daß ich vor dem Fest nicht mehr zu Dir gekommen bin — es war wirklich rein unmöglich, wir hatten alle Hände voll zu tun mit Besorgungen, und dann sind wir Hals über Kopf abgereist, denn die Feiertage sollen hier verbracht werden, es ist für die ganze Familie (vier Kinder) und zwanzig Dienstleute zu bescheren, außerdem noch für die Dorfkinder in der Schule, und die meiste Arbeit habe ich dabei, aber es ist eine Arbeit, die mir Freude macht; das schöne Fest in unserm alten Hause vorbereiten und den Kindern und Enkeln unsrer Leute bescheren, das ist endlich einmal nach so vielen Jahren eine Tätigkeit, die mir das Herz warm macht.

Aber zu Neujahr sind wir wieder in Berlin, und dann komme ich gleich zu Dir, und wir sprechen uns in aller Gemütlichkeit aus. Und vernünftig wollen wir sein, mein lieber alter Papa!

Mit den herzlichsten Wünschen für ein fröhliches Fest bin ich

Deine treue Tochter

Edith."

Als Friedrich diesen kleinen Brief gelesen hatte, wußte er, wem sein alter Herr den kümmerlichen Rest seiner irdischen Habe hatte verschreiben wollen.

Aber der Tod hatte ihm die Feder aus der Hand genommen — und nun bekam doch Komteß Edith die goldenen Löffel!

Frühlingsturm

Junge Winde stürmen über die weißen Blüten,
Nur eine Nacht noch, und sieh, morgen sind sie zerzaust;
Aber jubelnd harren die Aeste, die rosig erglühten,
Starr in Verzückung gereckt auf des Eroberers Faust.

Hörst du nachts in den Lüften trompeten sein helles Willkommen?
Sahst du den zögernden Schmerz jedes Tages, der ging?
Nie noch bereute der Frühling, was er gegeben, genommen.
Junge Frau, wie sehr schmerzt dich dein goldener Ring.

Carl Bulcke



Rivalen. Nach einem Gemälde von Hans Koberstein

Unsre Giftpilze

Von

Dr. C. Alberts

Alltäglich bringen uns die Zeitungen Nachrichten über Pilzvergiftungen, die zuweilen, wie vor einiger Zeit zugleich am Rhein und in Schlesien, über ganze Familien Tod und Leiden verhängen. Was Wunder, daß die im Dunkel des Waldes über Nacht aus dem Boden schießenden Gesellen vielen Menschen unheimlich und namentlich von Küche und Tisch streng ausgeschlossen sind. Indessen sollten wir uns doch fragen, ob es nicht andre Mittel gibt, der Vergiftungsgefahr zu entgehen, als gänzliche Enthaltung von einer Speise, die uns die Natur in so reicher Fülle vorsetzt und die neben einem nicht zu unterschätzenden Nährwert einen so hohen Wohlgeschmack besitzt. In erster Linie ist zur Beruhigung der Gemüter hervorzuheben, daß die Zahl der Giftpilze im Verhältnis zu der großen, sich auf über zehntausend belaufenden Anzahl von Pilzarten verschwindend ist. Mit ein wenig Aufmerksamkeit und gutem Willen ließe sich wohl die Verwertung und Verwendung eines Nahrungsmittels erzielen, das leider aus Unkenntnis alljährlich in Masse zugrunde geht.

Allgemeine Zeichen zur sofortigen Erkennung giftiger Arten gibt es allerdings nicht. Ein angenehmer Geruch oder das Nichtanlaufen der Schnittfläche gibt uns ebensowenig wie das Nagen der Schnecken Bürgschaft dafür, daß die Pilze oder Schwämme eßbar seien. Humboldt empfahl, ein Stück des zu prüfenden Pilzes einige Zeit auf der Zunge zu halten, wobei dann der bald bemerkbare widerliche oder scharfe, rettichartige Geschmack die giftige Eigenschaft erkennen lasse. Wir möchten aber vielmehr dafür halten, daß nur eine genauere Kenntnis der einzelnen Arten vor verhängnisvollen Mißgriffen schützt, zumal es dabei gilt, gefährliche Doppelgänger auseinanderzuhalten. Allgemein gilt die Vorschrift, bei Vergiftung durch Pilze Erbrechen (durch Kitzeln im Schlunde und so weiter) zu befördern; eventuell findet (als Gegengift) einige Tropfen Atropinlösung wiederholt unter die Haut zu injizieren, bis die schweren Vergiftungssymptome verschwunden sind.

Da haben wir zum Beispiel neben dem von vielen zu höchst geschätzten Stein- oder Edelpilz (Boletus edulis) den ihm außerordentlich ähnlichen Satanspilz (B. Satanas sanguineus; mit unbedeutender Abänderung auch als Hexenpilz, B. luridus, bekannt); alle leider nur allzu häufig dicht beieinander in Nadelwäldern auf moosigem Boden zu finden. Der wegen seines vorzüglichen, eigentümlich pikanten Geschmacks gesuchte Steinpilz unterscheidet sich von den andern dadurch, daß sein Stiel und die Röhrenmündungen niemals rot sind und sein weißes Fleisch unverändert bleibt, während das der andern beim Zerschneiden des Hutes sich schnell blau färbt. Der gleichfalls ziemlich ähnliche und giftige Dickfuß (B. pachipus) kennzeichnet sich durch seinen Wanzengeruch.

Dem allbeliebten Champignon (Agaricus campestris) unsrer Aecker, Wiesen und Wälder steht der außerordentlich giftige Knollenblätterschwamm (A. phalloides) zur Seite. Seine Aehnlichkeit mit ersterem ist namentlich in der Jugend, wo die anfangs hellrosa, dann immer dunkler rot und schließlich schwärzlichbraun werdenden Blätter (lamellae) des Champignons noch hell sind, so groß, daß man diesen in noch geschlossenem Zustande lieber nicht sammeln sollte. Außer an der stets weiß bleibenden Farbe der Lamellen erkennt man den giftigen Doppelgänger noch besonders an dem am Grunde knollig verdickten zähen und hohlen Stiel und an dem weit dünneren und schmierigen Hut. Sein Gift wirkt um so gefährlicher, als die (meist tödliche) Erkrankung erst nach 12 bis 24 Stunden zutage tritt.

Der rote Hut des schmackhaften, aus Italien zu uns herübergekommenen Kaiserpilzes (Agaricus caesareus) schimmert dem Suchenden verlockend aus dem Grase süddeutscher Laubwaldungen entgegen. Schon von den alten Römern wurde er unter dem Namen „Boletus“ vor andern hochgeschätzt. Kaiser Claudius hatte eine so große Liebhaberei dafür, daß sie ihm schließlich das Leben kostete, indem seine Frau, die sittenlose Agrippina, ihn durch ein Gericht des gefährlichen Doppelgängers vergiftete. Dieser, der allgemein gefürchtete Fliegenpilz (A. muscarius), unterscheidet sich weniger durch das äußere Aussehen als durch die Farbe des Fleisches, das hier weiß ist, an der Luft aber blau wird, während das Fleisch des Kaiserpilzes stets gelb erscheint. Die nordsibirischen Völker wissen aus dem Fliegenpilz übrigens ein berauschendes Getränk zu bereiten, das sie gleich dem Opium in einen traumreichen Schlaf versenkt, aus dem sie bei übermäßigem Genuß häufig nicht wieder erwachen.

Der eßbare Reizker (A. deliciosus) in seiner schönen orangefarbenen Tracht unterscheidet sich von seinem gefährlichen Doppelgänger, dem Birkenreizker (A. torminosus) durch die Farbe des beim Zerschneiden hervortretenden Milchsaftes. Während dieser beim eßbaren Reizker rot oder orangefarben erscheint, ist er bei der giftigen Art weiß. Auch kennzeichnet sich der gute Reizker noch dadurch, daß sein Fleisch beim Zerschneiden grünlich anläuft.



L. von Szögyény-Marich, k. k. österreichisch-ungarischer Botschafter

Erwähnenswert ist noch die Gift-, Gicht- oder Stinkmorchel (Phallus impudicus), die sich durch ihren widerlichen Leichengeruch von der eßbaren Speisemorchel (Morchella esculenta) unterscheidet. Die anfangs einem Ei nicht unähnliche Giftmorchel entwickelt erst mit der Zeit Stiel und Hut. Ihr zäher Schleim stand vordem als Heilmittel in großem Ansehen. Morcheln müssen überhaupt vor dem Gebrauch gehörig ausgetrocknet und gekocht werden, da sie in frischem Zustand oft schädlich wirken. Lonicer, der berühmte Verfasser eines alten Kräuterbuchs, stellt die Morchel als Delikatesse allen Pilzen voran: „Das erste sind die Morcheln, allenthalben bey uns gemein, mit welchem die verleckerten Mäuler sonderliche Lust haben, kochen sie mit Butter und Würtz, zuvor in ein Wasser gequellt, und braten sie auch am Spießlein, mit Würtz bereytet. Sie wachsen auf feisten Wiesen, auch um die Aecker an den Bechen; ihre Währung ist im Mayen, sie werden die andere Zeit des Jahres nicht besehn. Sie sind rund wie ein Hütlein, grav von Farben und voll Löchlin, wie ein Immenhäußlein.“

Zu Verwechslungen gibt schließlich vielleicht noch Anlaß der eßbare und der giftige, ziemlich seltene Pfifferling oder Eierschwamm. Der erstere (Cantharellus cibarius) ist durchweg dottergelb und fettig anzufühlen; der giftige (C. aurantiacus) dunkler, orangefarben und nicht fettig, aber fein filzig, samtartig anzufühlen.

Damit wären die gefährlichsten Feinde, die uns durch Annahme der Tracht unsrer beliebtesten Eßpilze zu täuschen suchen, gekennzeichnet. Die wenigen andern bei uns vorkommenden giftigen Arten werden überhaupt weder gesucht noch gehandelt; sie verraten sich überdies meist schon durch ihren widerlichen Geruch, wie der Speiteufel (Russula emetica), oder sind auch, wie der Bovist (Bovista), in der Jugend, wo letzterer übrigens gleichfalls leicht mit dem Champignon verwechselt werden kann, eßbar.

Im ganzen wäre die Ausbreitung der Pilzkenntnis in Deutschland, das in dieser Beziehung leider hinter seinen Nachbarländern, Rußland und Italien nicht ausgenommen, weit zurücksteht, sehr zu wünschen. Auch die angebliche Schwerverdaulichkeit der Pilze beruht zum größten Teil auf Vorurteil und wird gewöhnlich erst durch falsche Zubereitung oder durch Ueberladung mit Fett und Gewürz hervorgerufen. Allerdings ist ihr Nährwert auch nicht gerade zu überschätzen. Er kommt keineswegs, wie man zuweilen annimmt, dem des Fleisches, sondern eher dem eines guten Gemüses nahe, da trotz des hohen Stickstoffgehaltes verhältnismäßig nur wenig Eiweiß in den Pilzen vorhanden ist, ihre Ausnutzung im Körper auch im allgemeinen zu wünschen übrig läßt.

Aphorismen

Von

Paul Garin

Erst später im Leben geht dir die Einsicht auf, für wieviele Dummheiten dir die Strafe erlassen worden ist.

*

Der Gute handelt am besten nach seiner ersten, der Schlechte nach seiner letzten Eingebung.

*

Dankbarkeit ist Kraft; sie kann nur für und durch Taten der moralischen Hilfe geleistet werden. Von dem Bettler Dankbarkeit erwarten ist sinnlos und gemein.

*

Bedenke: die Gerechtigkeit ist eine so hohe und seltene Tugend, daß es ungerecht von dir wäre, sie von dem nächsten besten zu verlangen.

*

Wahre Freundschaft: Du mußt mit ganzer Seele ergriffen sein von den Vorzügen des Freundes und zu reich und stolz, seine Mängel wahrzunehmen.

*

Kein drolligerer Anblick, als wenn der Philister der Großstadt den Philister der Provinz belächelt.

*

Die wahre Höflichkeit ist nichts weiter als der wahre Stolz.

*

Trage schweigend dein Leiden, denn es interessiert sich niemand dafür.

*

Christus befahl, alle Menschen zu lieben, aber umgegangen ist er doch nur mit seinen zwölf Jüngern.

*

Ein jeder hat *sein* Glück, ein bestimmtes Glück; es kommt für jeden nur darauf an, es in sich zu erkennen und dann bewußt oder unbewußt zu pflegen.

*

Von einer einzigen guten Tat kann man ein ganzes Leben lang zehren, von den schlechten macht eine hungriger als die andre.

*

Bitte Gott um Feinde, die Freunde sind dir nichts nütze. Wir wollen unsre Feinde lieben, weil sie uns die größte Wohltat erweisen, indem sie unsre Fehler hassen.

*

Mit Geld ist nicht alles zu machen, aber das — meiste.



Graf von der Osten-Sacken, russischer Botschafter

Das diplomatische Korps in Berlin

Von

Dr. A. von Wilke

II

Die Vertreter der nichtdeutschen Staaten

(Hierzu vierzehn Abbildungen nach photogr. Aufnahmen)

Wer es einst unternehmen wollte, die Geschichte der europäischen Diplomatie unsrer Zeit zu schreiben, der würde vielleicht das Jahr 1906 als einen Wendepunkt in ihr zu bezeichnen haben. Denn seit den Tagen des Berliner Kongresses im Jahre 1878 hat man es nicht erlebt, daß die ganze Welt in solcher Spannung nach dem Werke der Diplomaten hinsah wie jetzt, da in die Hände der diplomatischen Vertreter der Großmächte auf der Marokko-Konferenz in Algeciras Europa die Entscheidung gelegt hatte über Krieg und Frieden, über die künftige Gruppierung der einzelnen Machtfaktoren, die Annäherung oder die Entfremdung der Nationen untereinander. Die Spannung wich dann freilich allgemach der Ungeduld, und hier und dort wurden Stimmen laut, die den langsamen, schleppenden Gang der Konferenzverhandlungen, nicht ganz mit Unrecht, auf das Konto des heute üblichen diplomatischen Systems setzen wollten. Nach Ansicht dieser Kritiker, unter denen sich sogar Leute des kritisierten Berufes selbst befanden, arbeitet der diplomatische Apparat nicht immer so präzis, so akkurat und so schnell, als es im Zeitalter des Verkehrs geboten erschiene. Solche Klagen sind nicht etwa nur in Deutschland vernommen worden, sondern man konnte ihnen gerade ebensogut in Frankreich und in England begegnen. Der bureaukratische Zopf hängt eben dem Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts überall noch ein wenig an, so „modern" er sich selbst wohl vorkommen mag.

Fürst Bismarck hat freilich den Grundsatz aufgestellt, daß die Diplomaten „einschwenken müssen wie die Unteroffiziere", aber diese Regel setzt eben einen Bismarck als Oberoffizier voraus, und die Bismarcke werden nicht alle Tage geboren. An sich ist den Botschaftern und Gesandten nur in geringem Maße selbständiges Wollen freigegeben. Sie sind nicht viel mehr als die Vollbringer der Befehle, die ihre Regierung ihnen erteilt, und ihre Fähigkeiten können sie nur dadurch betätigen, daß sie diese Befehle möglichst vollkommen ausführen. Hier erschließt sich ihnen allerdings ein weites Feld, um Proben von Klugheit und Takt, Gewandtheit und nötigenfalls auch Energie zu geben. Zu schöpferischer Gestaltung eigner Gedanken und Pläne ist jedoch im zwanzigsten Jahrhundert, da der Telegraph sie ständig mit ihren vorgesetzten Kabinetten verbindet, den Diplomaten kaum mehr Gelegenheit geboten. Hier liegt nun die Gefahr nahe, daß die Diplomaten, zumal auf unwichtigen Posten und in den untergeordneten Chargen, herabsinken zu bloßen Repräsentanten ihres Hofes bei einem andern, und schließlich im Ballsaal und im Klub heimischer werden als in der Kanzlei. Rekrutiert sich doch der junge diplomatische Nachwuchs fast überall noch aus den im Rang höchststehenden Gesellschaftsklassen. Vornehmlich also aus der Geburtsaristokratie, neuerdings aber auch vielfach aus dem Finanzadel. Denn wenn die obersten Aemter der diplomatischen Laufbahn die bestbezahlten des Staates sind, so setzt der junge Diplomat anfangs meist beträchtlich vom eignen Gelde zu. Auch für den, der sich der diplomatischen Karriere zuwenden will, gilt zunächst das Wort Jagos: „Tue Geld in deinen Beutel."



Graf Lanza di Busca, italienischer Botschafter

Im gesamten diplomatischen Korps Europas ist vielleicht zurzeit nur ein einziger Mann, der eine, wenn man es so nennen darf, Doppelrolle sowohl als Diplomat wie als staatsmännischer Beirat der Krone seines Landes auch in allen wichtigen innerpolitischen Fragen innehat — der österreichisch-ungarische Botschafter am Berliner Hofe, Herr Ladislaus von Szögyeny-Marich, der nunmehr seit vierzehn Jahren am Hofe des Deutschen Kaisers beglaubigt ist und nicht nur das Vertrauen Franz Josephs I. und Wilhelms II. in außerordentlicher Weise genießt, sondern auch in allen kritischen Momenten, welche die habsburgische Monarchie durchzumachen hatte, nach Wien berufen ward, um seine Erfahrung und sein Urteil seinem kaiserlichen Herrn zur Verfügung zu stellen. Die engen Beziehungen, die in politischer Hinsicht zwischen dem Deutschen Reiche und Oesterreich-Ungarn bestehen, und die nahen Bande der Freundschaft, welche die beiden Kaiser miteinander verbinden, machen es erklärlich, daß auch auf gesellschaftlichem Gebiete die Position der diplomatischen Vertretung Oesterreich-Ungarns in Berlin eine besonders bevorzugte ist. Die Bälle im Botschaftspalais in der Moltkestraße, dem ehemaligen Hause des Herzogs von Ratibor, gehören in jedem Winter zu den glänzendsten der Saison. Die jungen königlichen Prinzen zeigen sich hier als flotte Tänzer, und die Gemahlin des Botschafters, Frau Irma von Szögyeny, eine geborene Freiin von Geramb, erweist, unterstützt von ihren anmutigen Töchtern, die Honneurs mit vollendeter Sicherheit.

Diese führende Stellung fiel ehemals der russischen Botschaft in Berlin zu. Doch hier ist es stiller geworden, seitdem der Graf von der Osten-Sacken 1895 Unter den Linden 7 einzog. Der Graf hat jetzt die Siebzig weit überschritten, und die Gräfin, eine geborene Fürstin Dolgorukow, verwitwete Fürstin Galizin, ist durch zunehmende Kränklichkeit schon seit Jahren gezwungen, sich der Geselligkeit fast ganz fern zu halten. Die Waffenbrüderschaft, die die Heere Preußens und Rußlands auf den Schlachtfeldern des Befreiungskrieges schlossen, wurde späterhin noch dadurch aufrecht erhalten, daß der preußische Militärbevollmächtigte in Petersburg regelmäßig der Person des Zaren attachiert ward und zu seiner preußischen Uniform die Schnüre eines russischen Flügeladjutanten trug, — das Analoge galt für den russischen Militärbevollmächtigten in Berlin. Unter Alexander III. kam der Brauch auf einige Zeit in Fortfall. Kaiser Wilhelm II. brachte ihn zu neuem Aufleben, und der Oberst von Schebeko war vor zwei Jahren der erste russische Militärbevollmächtigte, der wiederum dem Gefolge des Deutschen Kaisers zugezählt wurde.

Obwohl Junggeselle, hat der Generalleutnant a. D. Graf Lanza di Busca es verstanden, die italienische Botschaft, an deren Spitze er seit 1892 steht, zu einem der beliebtesten Mittelpunkte des Berliner geselligen Lebens zu gestalten. Er vereinigt die weltmännische Urbanität des Grandseigneurs mit einer gewissen soldatischen Geradheit und Schlichtheit, die in Berlin, wo der Hof einen vorzugsweise militärischen Zuschnitt trägt, gut gefallen mußte. Jedermann in Berlin kennt seine hohe soldatische Figur, man sieht ihn viel an der Oeffentlichkeit und er bildet darin eine Art von Gegensatz zu seinem britischen Kollegen, Sir Frank C. Lascelles, der es liebt, nach Möglichkeit im Hintergrund zu bleiben. Selbst als vor Monaten die Wogen der Verstimmung zwischen England und Deutschland so hoch gingen, daß ernsthaft an die Gefahr eines Krieges gedacht werden konnte, hat man niemals davon vernommen, ob und wie Sir Frank das Seinige dazu beitrug, das Unwetter zu besänftigen. Medisante Leute erzählten damals, der Kaiser unterhalte sich mit dem Repräsentanten seines königlichen Oheims mehr über Fußballsport als über Politik, und erst, als der Sturm sich gelegt hatte, ließ auch der Botschafter öffentlich seine Stimme hören, um zum fried-



Phot. E. Bieber

Graf Inouye Katsunoske, japanischer Gesandter



Gräfin Inouye Katsunoske, Gemahlin des japanischen Gesandten



P. L. G. Bihourd, französischer Gesandter

Anspruch erhebt, unter die Großmächte gerechnet zu werden. Wie das japanische Heer den meisten des alten Europa als ebenbürtig angesehen werden muß, so stehen die Diplomaten des Mikado ihren europäischen Kollegen an Tüchtigkeit gewiß nicht nach. Und als einer der tüchtigsten von ihnen gilt der Graf Inouye Katsunoske, der schon acht Jahre lang als außerordentlicher Gesandter und bevollmächtigter Minister beglaubigt war. Der Rangunterschied zwischen den Botschaftern und den Gesandten besteht ja darin, daß die ersteren nicht nur die Interessen ihres Souveräns, vielmehr auch dessen Person repräsentieren. Hieraus ergeben sich allerlei gesellschaftliche Bräuche, die man nicht unterschätzen darf. Einer dieser Bräuche schreibt vor, daß die Hofgesellschaft einem neuernannten Botschafter und dessen Gemahlin den ersten Besuch erweist. Dies geschieht in Form eines Empfanges in der Botschaft, bei dem die Herren durch einen Zeremonienmeister oder Kammerherrn, die Damen durch eine Palast- oder Hofdame vorgestellt werden. So hatte denn auch jüngst auf Befehl des Oberhofmarschalls des Kaisers das ganze hoffähige Berlin im Hause des Grafen Inouye vor ihm und der Gräfin Inouye vorüber zu defilieren und ihnen ihre Reverenz zu erweisen — ein Akt, in dem sich recht anschaulich der Wandel der Zeiten darstellte. Die Tage sind für immer dahin, da man die kleinen



Sir F. C. Lascelles, englischer Botschafter

lichen Verständnisse der beiden stammesverwandten Völker zu mahnen. Das geschah durch eine sehr hübsche und kluge Rede, die er als Gast des Berliner Lyceumklubs vor dessen Damen hielt.

Für Herrn Bihourd, den Botschafter der dritten französischen Republik, sind die letzten Monate, die im Zeichen der marokkanischen Krisis standen, schwerlich eine sehr angenehme Zeit gewesen. Namentlich solange der unternehmungslustige Herr Delcassé am Quai d'Orsay noch das Heft in Händen hatte, mag es für ihn, den ehrlichen und überzeugten Freund eines guten Verhältnisses zwischen Frankreich und Deutschland, sicherlich nicht leicht gewesen sein, zwischen den phantastischen Instruktionen seines unruhigen Chefs hindurchzulavieren. Die Julitage des Jahres 1905 begannen ja bereits denen des Jahres 1870 an Kriegsgefahr ähnlich zu werden, aber wenn sich Herr Théophile Delcassé wohl dem Herzoge von Gramont vergleichen ließe, so hatte doch glücklicherweise Herr Bihourd nicht das geringste Zeug zu einem Grafen Benedetti. Abzuwarten bleibt nun allerdings, ob das neue französische Kabinett Herrn Bihourd noch des weiteren in Berlin belassen oder ob es sich dem Verlangen einer gewissen Presse fügen wird, die eine „energischere" Persönlichkeit in dem koketten Botschaftshotel am Pariser Platze sehen möchte.

Sorgen der geschilderten Art sind während der Zeit ihrer Wirksamkeit in Berlin den Botschaftern Spaniens und der Türkei, Herrn Ruata y Sichar und Tewfik-Pascha nicht beschieden gewesen, haben doch die Beziehungen des Deutschen Reiches zu Spanien wie zur Türkei stets einen sehr korrekten Charakter getragen und nie eine Trübung erfahren. Und was oben von dem Grafen Lanza gesagt wurde, trifft in ähnlicher Weise auf Exzellenz Tewfik-Pascha zu, der Divisionsgeneral und Generaladjutant des Sultans ist und im Aeußeren wie im Wesen nicht den Soldaten verleugnet. Für Herrn Ruata y Sichar war der Höhepunkt seines bisherigen Wirkens an der Spree wohl der Besuch, den sein jugendlicher König Alfons XIII. unlängst dem Berliner Hofe abstattete. Bei diesem Anlasse empfing auch der Botschafter seinen Souverän als seinen Gast in dem stattlichen Botschaftspalais der Regentenstraße, das sich einst der schlesische Grubenmagnat von Tiele-Winckler erbaute.

Bislang war nur eine einzige nichteuropäische, überseeische Macht durch einen Botschafter in Berlin vertreten: die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Repräsentant seit drei Jahren Mr. Charlemagne Tower ist. Hierzu hat sich nun auch Japan gesellt, das, nachdem es den russischen Riesen bezwang,

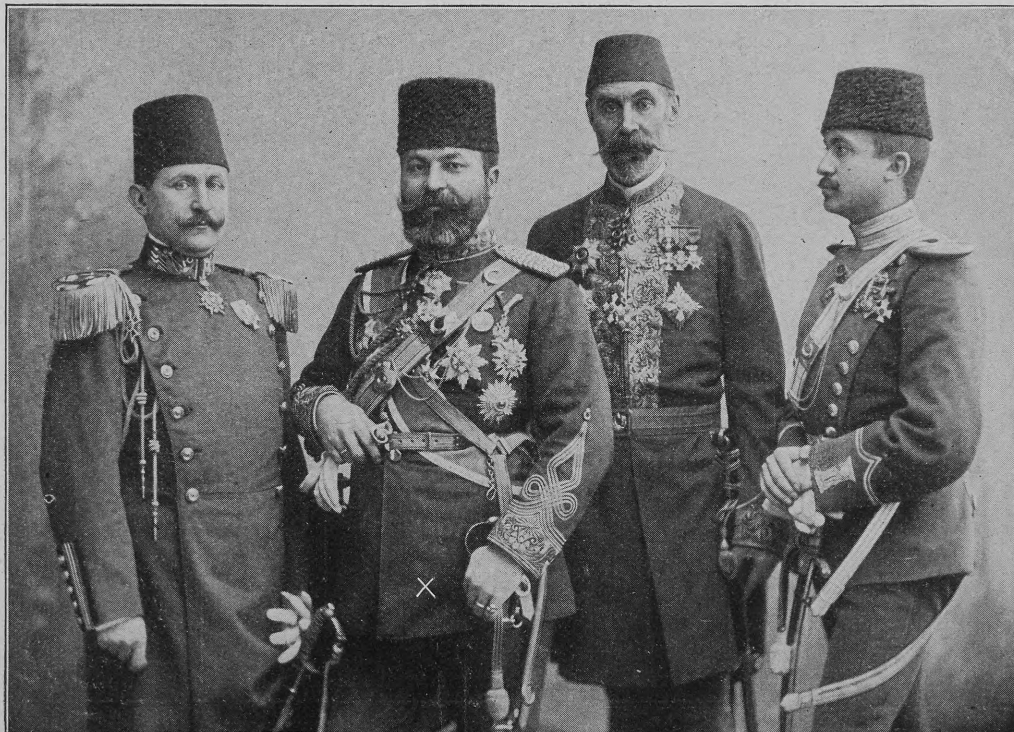


Generalmajor Nikyphorow und Familie, diplomatischer Agent Bulgariens

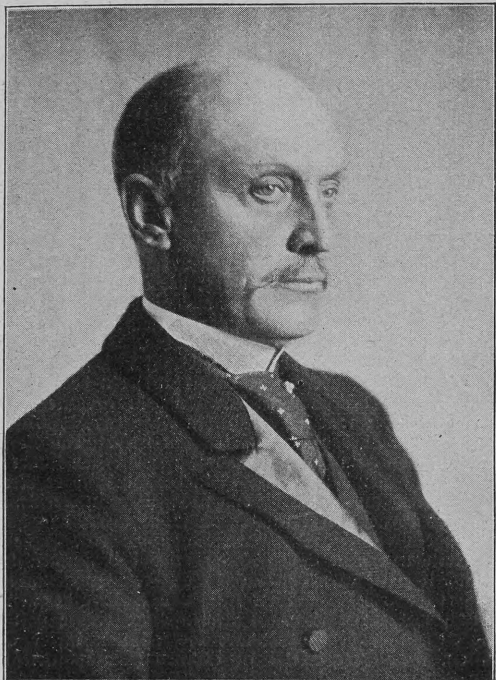
schlitzäugigen Japaner mit ein paar schlechten Witzen abtun zu können glaubte. Die Gräfin Inouye bewegt sich übrigens, wie viele Frauen ihres Landes, auf dem Boden des höfischen Parketts ohne die geringste Unsicherheit und trägt die Courrobe mit ebensoviel Eleganz und Geschmack wie nur irgendeine blaublütige Europäerin.

Dadurch, daß sein Vertreter den goldgestickten Diplomatenfrack und dessen Gemahlin europäische Toilette anlegen, bekundet Japan schon äußerlich, daß es der fortschrittlichste Staat des asiatischen Weltteils sein will. Siam, dessen Prinzen ja im Berliner Kadettenkorps erzogen wurden, tut es dem Reiche des Mikado in dieser Beziehung nach, und der Gesandte des Königs Chulalongkorn, Phya Visutr Kosa mit Namen, hat sich überraschend schnell in Berlin akklimatisiert. Daß es aber auf die äußere Tracht nicht ankommt, das bewies der bisherige Vertreter Chinas in Berlin, Generalleutnant Li, der selbst beim großen Publikum, das im allgemeinen an den einzelnen Persönlichkeiten des diplomatischen Korps recht wenig Interesse nimmt, geradezu populär geworden war. Und wer zum ersten Male mit der kleinen, bezopften und in lange dunkelblaue Seidengewänder gekleideten Exzellenz Li sprach, der wunderte sich nicht wenig, aus ihrem Munde das fließendste, geläufigste Deutsch zu hören, in das sich oft recht witzig verwendete Berolinismen mischten. Man kann dem General Li, der jetzt nur noch provisorisch seines Amtes waltet, bis sein Nachfolger und bisheriger Kollege in Wien, Chang-C'heng, hier eingetroffen sein wird, gern glauben, daß ihm der Abschied von Berlin und die Rückkehr in das „Reich des Himmels" nicht leicht fallen werden.

Wenn Berlin den fremden Diplomaten als einer der angenehmsten Aufenthalte gilt, so ist die Ursache davon eben in der bereits gekennzeichneten Entwicklung der Stadt zur Weltmetropole zu suchen. Finden doch sogar die jungen Attachés, die vielfach die diplomatische Laufbahn nur auf ein paar kurze Jahre wählen, um sich in der Welt umzusehen, und denen dieses „umsehen" häufig identisch ist mit „sich amüsieren", — daß man sich im heutigen Berlin mindestens ebensogut amüsiert wie in London, Wien oder St. Petersburg, ja sogar in dem stiller gewordenen Paris. Für sie ist die Diplomatie nur eine Art von Taubenschlag, aus dem sie bald hierhin, bald dorthin flattern. Seßhafter werden sie erst, wenn sie in die reiferen Jahre gelangen. Der Beruf des Diplomaten bringt es ja nun für ihn mit sich, daß er sozusagen ständig aus dem Koffer lebt. Indessen ist es doch nicht selten, daß gerade die höchsten Posten nicht nur Jahre, sondern Jahrzehnte hindurch ohne Wechsel in den gleichen Händen bleiben. Am längsten ist von allen Berliner Diplomaten der Gesandte Belgiens, Baron Greindl, auf seinem



Türkischer Botschafter A. Tewfik-Pascha (×) mit den Herren der Botschaft



Charlemagne Tower,
amerikanischer Botschafter



Mrs. Charlemagne Tower,
Gemahlin des amerikanischen Botschafters

Der Gesandte Griechenlands, Rangabé, ist der zweite seines Namens, der Land und Volk der Hellenen in Deutschland vertritt. Und man kann ihn auch selbst fast als einen Deutschen in Anspruch nehmen, seiner Vergangenheit und der seines Vaters nach. Denn Herr Kleon Rangabé ist der älteste Sohn jenes Alexandrow Risos Rangabé, der wie er zugleich ein Gelehrter, ein Dichter und ein Staatsmann war und als Artillerieoffizier in der bayrischen Armee diente, ehe er sich der Beamtenlaufbahn in seiner Heimat zuwandte, die ihn von 1874 bis 1886 auf den Gesandtenposten in Berlin führte. So studierte denn auch sein Sohn Kleon in Deutschland die Rechte, war dann nacheinander in diplomatischen Stellungen in Washington, Petersburg, Wien, Bukarest, Kairo und Sofia tätig, bis er 1895 nach Berlin berufen wurde. Von seinen dichterischen Schöpfungen sind manche in die deutsche Sprache übertragen worden und einige, wie zum Beispiel das Drama „Die Herzogin von Athen", haben auf den Brettern der Bühne einen schönen künstlerischen Erfolg errungen.

Wie sein griechischer Kollege, so betrat auch Herr Dr. A. de Claparède nicht zum ersten Male den Boden Berlins, als er vor zwei Jahren von Wien aus dorthin als Gesandter der Schweiz geschickt wurde, um die Nachfolge des unvergessenen Obersten Dr. Arnold Roth zu übernehmen, dem es vergönnt gewesen war, länger als ein Vierteljahrhundert in Berlin zu wirken und sich der freundschaftlichen Sympathien der drei ersten deutschen Kaiser in gleicher Weise zu erfreuen.



A. Ruata y Sichar, spanischer Botschafter

Platze am Hofe des Deutschen Kaisers beglaubigt. Er, seine Gemahlin und seine Tochter sind ganz die Unsrigen geworden. Der Benjamin dagegen, wenn man sich so ausdrücken darf, des diplomatischen Korps ist, der Anciennität nach, der erst in diesen Tagen ernannte Gesandte des jungen Königreichs Norwegen, Herr von Ditten, dem der bisherige Geschäftsträger Kapitän Lie, ein Sohn des großen Dichters, als Legationsrat beigegeben bleiben wird. Eine andre Vermehrung erfuhr die Schar der Berliner Diplomaten bereits im vorigen Jahre, als das Deutsche Reich seine Zustimmung zur Errichtung einer bulgarischen diplomatischen Repräsentation in Berlin gab, die ihrer Zusammensetzung nach eine richtige Gesandtschaft ist, sich aber, da Bulgarien auf dem Papiere immer noch als ein Vasall der Türkei rangiert, mit dem bescheideneren Titel einer diplomatischen Agentur begnügen muß. An der Spitze dieser Agentur steht der Generalmajor Nikyphorow, der wie viele seiner Landsleute seinen Jugendunterricht und seine Bildung in Deutschland genossen hat, während sie dem ersten Sekretär Herrn Dr. Schischmanow in Oesterreich und Ungarn zuteil wurden. Von den übrigen Balkanstaaten werden die Interessen Rumäniens seit zehn Jahren durch Herrn Dr. A. Beldiman, die Serbiens durch den Dr. N. G. Militchewitsch wahrgenommen und, wie man hört, wird binnen kurzem auch dem Fürsten von Montenegro, als eine Frucht seiner Visite beim Deutschen Kaiser im vorigen Frühjahre, die Befugnis eingeräumt werden, einen eignen diplomatischen Abgesandten in der deutschen Reichshauptstadt zu unterhalten.

Es würde uns nun aber zu weit führen, an dieser Stelle selbst nur die Chefs sämtlicher auswärtigen beim Deutschen Reiche akkreditierten Missionen aufzuzählen. Und dann, wer weiß, ob die Liste in dem Augenblicke überhaupt noch zuverlässig wäre, wo sie das Auge des Lesers erreichen würde! Nehmen doch unter den Berliner Diplomaten die südamerikanischen einen besonders großen Platz ein, der Zersplitterung Südamerikas in Republiken und Republikchen entsprechend. Und da wechseln die Gesandten sozusagen von heute auf morgen. Eine Präsidentenneuwahl, ein Kabinettsturz, und ihre Tage sind gezählt, sie treten in das Privatleben zurück, dem sie als Rechtsanwälte, Journalisten oder Industrielle angehörten.

Die Tage sind freilich dahin, wo man von weiblichen Diplomaten sprechen konnte. Wohl erzählt man sich hier und dort beim Nachmittagstee ins Ohr, nicht der Baron X., sondern die Baronin, seine Gemahlin, sei die eigentliche Gesandtin und verfasse ihm seine Berichte, — aber wo man derartiges hört, da darf man sich getrost an das Wort eines Kenners der großen Welt erinnern: daß nirgendwo so viel medisiert werde wie unter den Herren Diplomaten. Es mag sein, daß die Schuld hieran in dem Umstande zu suchen ist, daß viele von ihnen, zumal die jüngeren, nicht unter der Last der Arbeit zusammenbrechen. Der Zug unsrer Zeit geht jedoch nach der entgegengesetzten Seite. In den Zentren des politischen Lebens des Weltalls wächst von Jahr zu Jahr das Quantum dessen, was der Diplomat zu leisten hat. Es wächst in dem Grade, daß er Mühe hat, den geselligen Verpflichtungen nachzukommen, die nach altem Brauche als mit seinem Berufe verknüpft angesehen werden. Und darum wird es naturgemäß dahin kommen, daß eben diese Ansicht eine Revision erfährt und die gesellschaftliche Seite der diplomatischen Profession ganz in den Hintergrund rückt. Sie ist ist es ja tatsächlich schon weit mehr als ehedem, wenn man die heutigen Verhältnisse mit den früheren vergleicht. Liest man zum Beispiel Gesandtschaftsberichte von vor fünfzig, sechzig Jahren, so sieht man, wie die kleinen höfischen Ereignisse manchesmal die erste Stelle einnehmen. Heutzutage sind die Aufgaben des Diplomaten wesentlich nüchterner und schwierigere geworden. Den Gang der Politik bestimmen die wirtschaftlichen Interessen stärker als je zuvor, und der fürstliche oder gräfliche Botschafter muß nicht selten den Vermittler spielen für Lieferungsgeschäfte zwischen seinem Staate und einer ausländischen Firma, oder umgekehrt. Da kommt man mit einigen Semestern Nationalökonomie als Aktivum nicht weit, sondern braucht wenn nicht kaufmännische Erfahrung, so doch wenigstens kaufmännischen Instinkt. Und der ist nicht jedem bei der Geburt in die Wiege gelegt. Und so wird vielleicht eines nahen Tages die diplomatische Karriere nicht mehr der eleganteste und unterhaltendste, sondern der arbeitsreichste und trockenste von allen staatlichen Berufszweigen sein.



F. H. von Hegermann-Lindencrone,
dänischer Gesandter



C. A. Rangabé, griechischer Gesandter



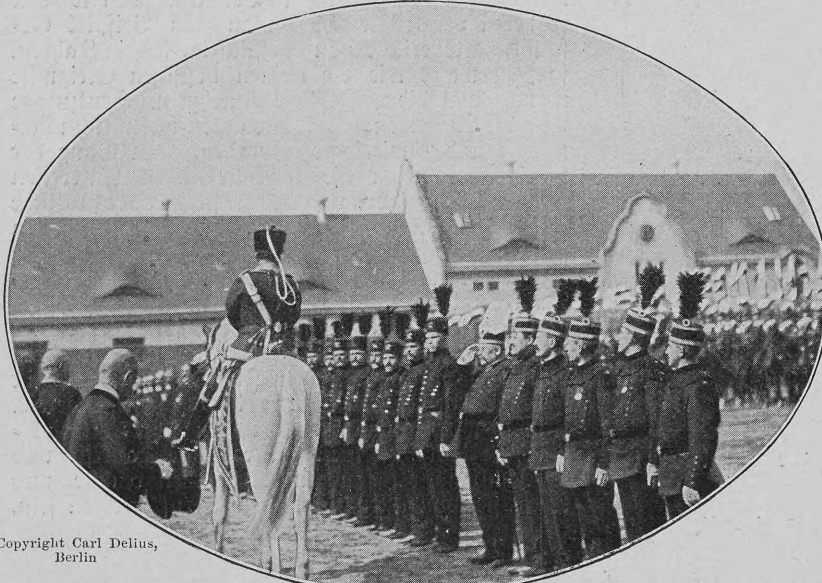
Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Vom Einzug der „Tanzhusaren“ in Krefeld: Ansprache des Oberbürgermeisters

Notizblätter

Der Kaiser in Krefeld

Als Kaiser Wilhelm im Juni 1902 mit seiner Gemahlin in Krefeld weilte, erfreute er die Stadt, die damals keine Garnison hatte, durch die Mitteilung, daß er beschlossen habe, das in Düsseldorf liegende 2. westfälische Husarenregiment Nr. 11 nach Krefeld zu verlegen, und die scherzhafte Form, in die er diese Eröffnung einkleidete, indem er den ihn begrüßenden Ehrenjungfrauen versprach, ihnen Leutnants als Tänzer zu schicken, verschaffte den „Tanzhusaren“ rasch im ganzen Reich



Copyright Carl Delius, Berlin

Der Kaiser und die Rettungsmannschaften von Courrières

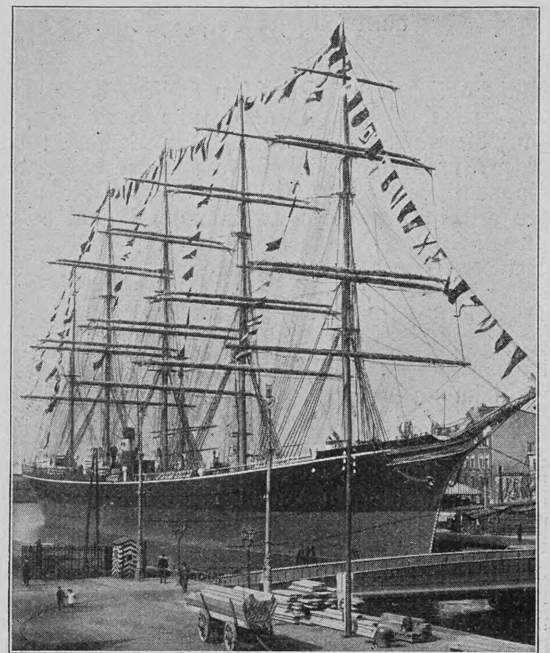
eine besondere Popularität. Die vier Jahre, die über den notwendigen Vorbereitungen für den geplanten Garnisonswechsel vergangen sind, mögen den Krefeldern etwas lange vorgekommen sein, aber um so größer war der Festjubel in der Stadt, als der Kaiser am 2. April dieses Jahres endlich sein Wort einlöste und in eigner Person das flotte Regiment in seine neue Garnison einführte. Die Stadt hatte zu seinem und der Husaren Empfang ein prunkvolles Festgewand angelegt, und außer den ehemaligen Angehörigen des Regiments hatten sich Tausende von Schaulustigen von nah und fern eingefunden, um dem Einzug beizuwohnen. Mittags $^1/_2$1 Uhr traf der Kaiser, der die Uniform des Leibgardehusarenregiments trug und einen prächtigen Schecken ritt, an der Spitze des Regiments bei den Tribünen ein, vor denen ihn die Spitzen der staatlichen Behörden und der städtischen Vertretung erwarteten und auch die Ehrenjungfrauen Platz genommen hatten. Als der Kaiser und das Regiment gehalten, trat die Tochter des Oberbürgermeisters, Fräulein Ilse Oehler, aus dem Kreise der Damen heraus und sprach, indem sie dem Monarchen einen Blumenstrauß überreichte, einen poetischen Willkommgruß, wofür der Kaiser huldvoll dankte. Hierauf hielt Oberbürgermeister Dr. Oehler eine Ansprache an den Kaiser, der wiederum mit freundlichen Worten dankte. Unter endlosen Jubelrufen setzten der Kaiser und das Regiment ihren Einzug fort. Vor der Kaserne angekommen, ließ der Monarch das Regiment an sich vorbeimarschieren und ritt dann in den Kasernenhof. Dort hatten die nach Krefeld beorderten Rettungsmannschaften von Courrières Aufstellung genommen. Der Kaiser ritt auf sie zu, ließ sich ihre Namen nennen und hielt eine Ansprache an sie, worin er ihnen den Dank und die Anerkennung des Vaterlandes für ihre heroischen Leistungen aussprach und ihnen mitteilte, daß er beschlossen habe, ihnen Auszeichnungen zu verleihen. Er empfing darauf im Offizierskasino die aus drei höheren Offizieren bestehende niederländische Gesandtschaft und verteilte eigenhändig an die Rettungsmannschaften die ihnen verliehenen Auszeichnungen. Der Monarch wohnte dann noch einer Theatervorstellung bei und verließ $^1/_2$8 Uhr abends wieder die Stadt.

Die Katastrophe in Nagold

Das freundliche Schwarzwaldstädtchen Nagold war am 5. April der Schauplatz einer der schwersten Baukatastrophen, die seit langer Zeit zu verzeichnen gewesen sind. Das vor etwa 50 Jahren erbaute Gasthaus zum Hirsch, das vergrößert werden sollte, mußte zu diesem Zweck 1 Meter 60 Zentimeter gehoben werden. Die Arbeit, deren Ausführung der Stuttgarter Architekt Rückgauer übernommen hatte, war morgens begonnen worden und war um die Mittagszeit nahezu vollendet, als plötzlich um $12^3/_4$ Uhr, während an den Hebemaschinen die letzten Drehungen gemacht wurden, das ganze große zweistöckige Gebäude mit furchtbarem Getöse in sich zusammenstürzte. Durch den Umstand, daß man in übergroßer Vertrauensseligkeit den Betrieb in dem Gasthause während der Hebearbeit nicht eingestellt, vielmehr sogar zur Feier ihrer glücklichen Vollendung sich ungewöhnlich viele Gäste in dem Hause versammelt hatten, gestaltete sich die Katastrophe zu einer wahrhaft entsetzlichen. Nicht weniger als 50 Tote und 40 Schwerverletzte wurden unter den Trümmern hervorgezogen, außerdem 45 Personen leichtere Verletzungen erlitten. Unter den Toten, deren Zahl sich durch das Ableben zweier Schwerverletzten auf 52 erhöht hat, befanden sich 23 Nagolder Ortsbewohner; diese wurden am 7. April von einem langen Trauerzug, in dem sich Oberkammerherr Freiherr von Neurath als Vertreter des Königs von Württemberg und Minister des Innern von Pischek befanden, zu Grabe geleitet. Wie es scheint, ist die Katastrophe hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die Hebemaschinen, die nur zum kleinen Teil von gelernten Arbeitern bedient wurden, nicht auf allen Seiten gleichmäßig arbeiteten, und daß die Seitenstützen nicht hoch genug waren.

Das grösste Segelschiff der Welt

Der rastlose Fortschritt der modernen Technik ist auch dem Segelschiff zugute gekommen und hat viel dazu beigetragen, daß es in dem schweren Konkurrenzkampf mit dem Dampfer seinen Platz ehrenvoll zu behaupten vermag. Aehnlich wie beim Dampfer ist man auch beim Segelschiff zu einer fortwährenden Steigerung der Größenverhältnisse gekommen und baut jetzt Fahrzeuge von erstaunlicher Tragfähigkeit und Geschwindigkeit. Um die letztere mit der ersteren gleichen Schritt halten zu lassen, mußte man auf den Riesenschiffen der neuesten Zeit vor allem die Zahl der Masten vermehren und schuf zunächst die Viermastbark, ein Typus, der einige Zeit lang als das höchst Erreichbare galt und nur durch einzelne Viermastvollschiffe, wie der deutsche „Peter Rickmers“, noch überboten wurde, bis man endlich zur Fünfmastbark überging. Dem ersten Fahrzeug dieser Art, dem französischen Schiff „La France“, das sich vorzüglich bewährte, folgte bald (1891) ein deutsches, die von der Firma Rickmers in Bremerhaven gebaute „Maria Rickmers“. Leider war diesem stolzen Fahrzeug, das als ein Triumph der Schiffsbaukunst angestaunt wurde, das Schicksal nicht hold; es ist im Jahre 1892 auf seiner ersten Fahrt nach Indien verschollen. 1895 ließ dann die Hamburger Reederfirma F. Laeisz auf der Werft von Tecklenborg in Geestemünde ein zweites derartiges Schiff, „Potosi“, erbauen, das bereits eine Länge von 120, eine Breite von 15, eine Höhe von 9,5 Metern und eine Ladefähigkeit von 6500 Tonnen hatte, und 1902 lief auf derselben Werft die „Preußen“ vom Stapel, die als erstes Schiff der Welt fünf vollgetakelte Masten bekam und mit ihren enormen Dimensionen einige Zeit das größte Segelschiff der Welt war, bis es von dieser Stelle durch einen auf der Werft in Quincy (Massachusetts) erbauten siebenmastigen Gaffelschoner (Länge 132 Meter, Breite



Phot. Sander & Sohn

Der neue Fünfmaster „R. C. Rickmers“

16,6 Meter, Ladefähigkeit 7500 Tonnen) verdrängt wurde. In neuester Zeit nun hat in diesem Wettkampf der deutsche Schiffbau wiederum die Oberhand gewonnen, denn das auf Rickmers' Werft in Bremerhaven für eigne Rechnung der Firma Rickmers erbaute fünfmastige Segelschiff „R. C. Rickmers“, das am 8. Februar dieses Jahres vom Stapel gelaufen ist und in Bälde seine Fahrten beginnen wird, übertrifft mit seiner Länge von 134,10 Metern und seiner Tragfähigkeit von 8000 Tonnen selbst den amerikanischen Siebenmaster und ist somit bis auf weiteres das größte Segelschiff der Welt.



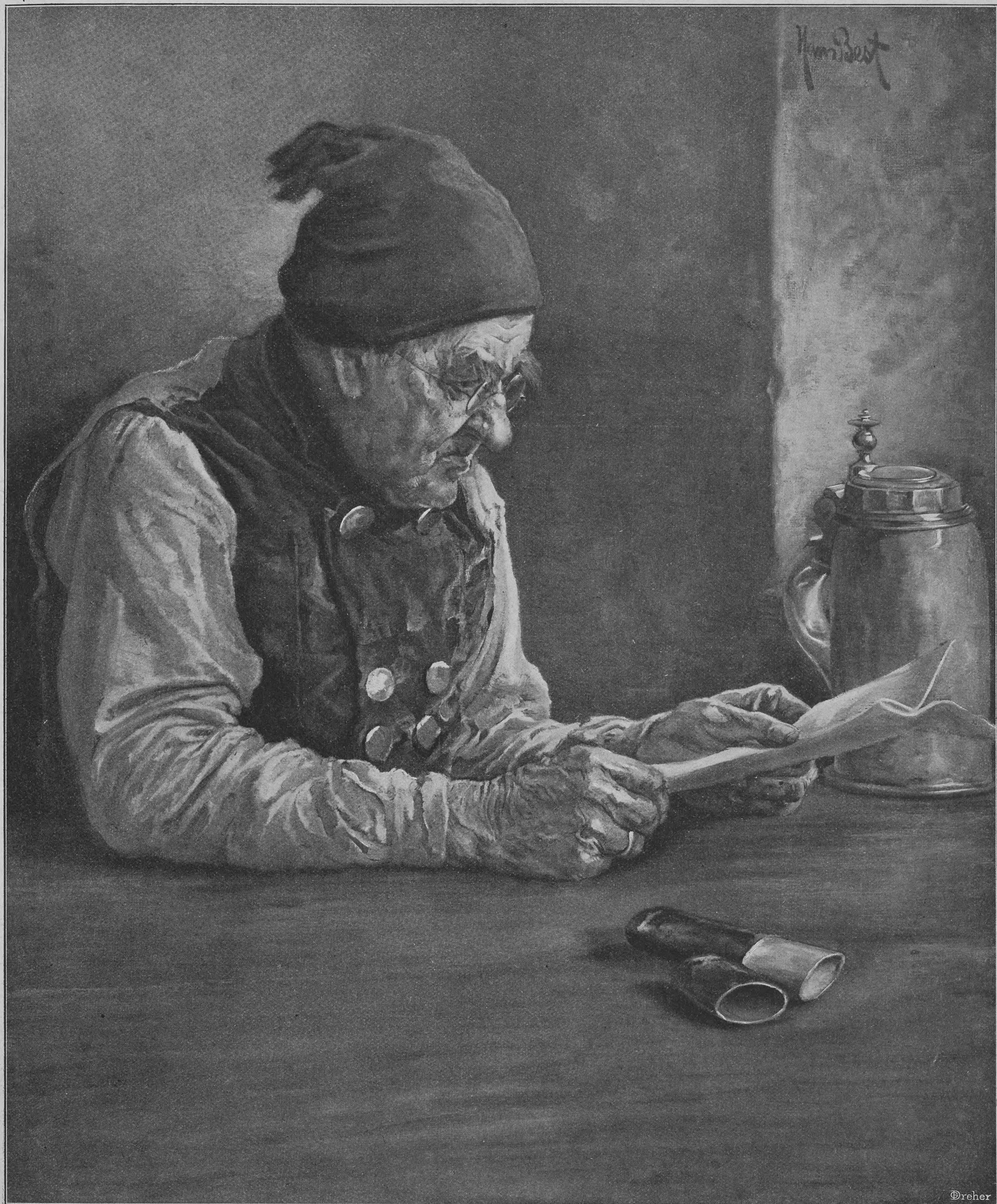
Phot. A. Raisch

Vom Hauseinsturz in Nagold: die Unglücksstätte

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 30



Dorfpolitiker

Nach einem Gemälde von Hans Best

Totenschau

Senator Geheimer Rat J. P. Sakrewski, hervorragender russischer Jurist, 67 J., 21. März, Kairo. — Martin Wegelius, finnischer Komponist und Musikpädagoge, 60 J., 22. März, Helsingfors. — Italienischer Senator Giovanni Battista Camozzi-Vertova, 88 J., 1. April, Ronica bei Bergamo. — Geheimer Hofrat Professor Dr. L. Nieper, ehemaliger Direktor der Leipziger Kunstakademie, 80 J., 2. April, Loschwitz. — Geheimer Kommerzienrat Alfred Thieme, Großindustrieller, Mitglied der Ersten sächsischen Kammer, 76 J., 2. April, Leipzig. — Professor Robert Henze, Bildhauer. der Schöpfer des Dresdner Siegesdenkmals, 78 J., 3. April, Dresden. — Geheimer Rat Dr. Gustav Bauer, Professor der Mathematik an der Münchner Universität, 86 J., 3. April, München. — Adalbert von Winterfeld, Kunstschriftsteller, 66 J., Stuttgart. — Paul Nocquet, belgischer Bildhauer und Aeronaut, 4. April, Long Island. — Italienischer Senator Marchese Vitelleschi, bekannter Politiker und Schriftsteller, 75 J., 4. April, Rom. — Spanischer Generalkapitän R. Blanco, der letzte Gouverneur von Kuba, 4. April, Madrid. — Rektor Dr. Hartranft, württembergischer Landtagsabgeordneter, 62 J., 4. April, Stuttgart. — Prinz Wilhelm von Schaumburg-Lippe, Vater der Königin Charlotte von Württemberg, österreichischer General der Kavallerie und Mitglied des österreichischen Herrenhauses, 71 J., 4. April, Nachod. — Prinzessin Friedrich von Schaumburg-Lippe, geborene Prinzessin Luise von Dänemark, 31 J., 4. April, Nachod. — Heinrich Meister, sozialdemokratischer Reichstagsabgeordneter, 64 J., 5. April, Hannover. — Wirklicher Geheimer Legationsrat a. D. von Aichberger, 5. April, München. — Oesterreichischer Reichsratsabgeordneter Anton Walz, 66 J., 5. April, Wien. — Sir Wyke Bayliß, englischer Maler und Kunstschriftsteller, 70 J., 6. April, London. — Oberschulrat Professor Dr. Hultsch, klassischer Philologe und Pädagoge, 72 J., Dresden. — Italienischer Senator Dr. Fedele Lampertico, Nationalökonom, 73 J., 6. April, Vicenza. — Roman Pilat, Professor für polnische Literatur an der Lemberger Universität, 59 J., 6. April, Lemberg. — Oesterreichischer Reichsratsabgeordneter Hugo Reichsritter von Berks, 65 J., 6. April, Schloß Reifenstein. — Alexander Kielland, bekannter norwegischer Romandichter, 57 J., 6. April, Bergen. — Sleptsoff, Gouverneur von Twer, 7. April, Twer. — Hofkammerrat Freiherr Hans Ulrich von Gaisberg-Helfenberg, ritterschaftlicher Abgeordneter zum württembergischen Landtag, 43 J., 8. April, Stuttgart. — Wirklicher Geheimer Rat Egon Freiherr von der Brinken, ehemaliger deutscher Gesandter im Haag, 72 J., 9. April, Schloß Gebesee bei Erfurt. — Professor John Schmitt, deutsch-amerikanischer Gelehrter, Byzantinist und Romanist, 9. April, Rom. — Bayrischer Generalleutnant z. D. Karl Reisner Freiherr von Lichtenstern, bekannter Militärschriftsteller, 58 J., 9. April, München. — Kommerzienrat Wilhelm Quack, Großindustrieller, 76 J., 9. April, München-Gladbach.

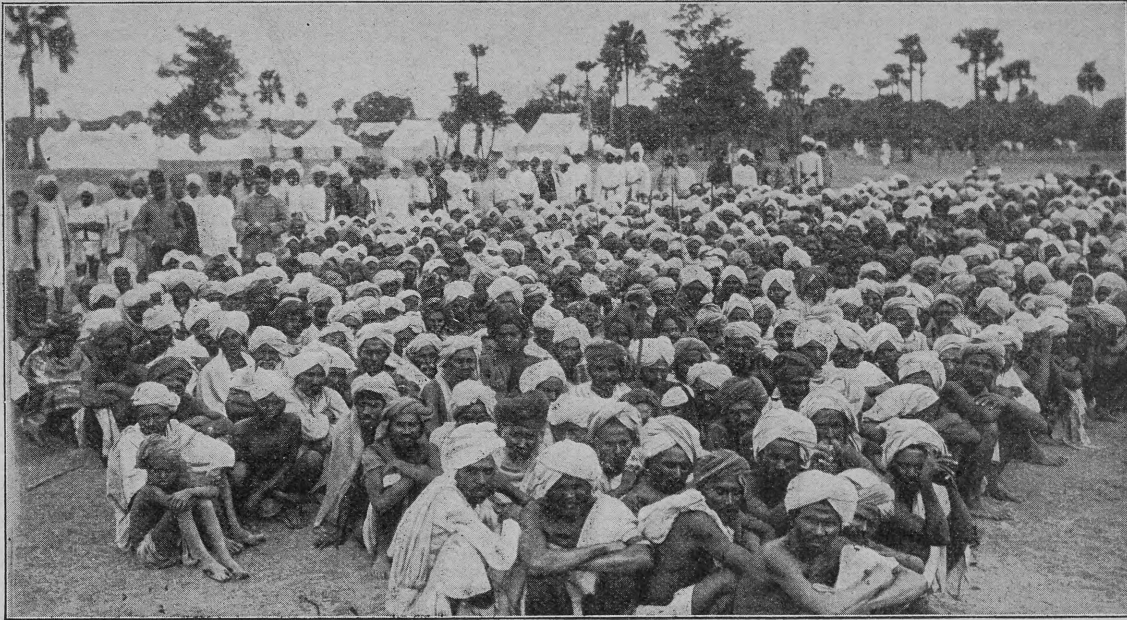


Chang Cheng,
chinesischer Gesandter in Berlin
(Vgl. den Aufsatz auf S. 733)

Literatur

Heinrich Wölfflin: Die Kunst Albrecht Dürers (Verlagsanstalt F. Bruckmann, München, gebd. 12 M.). In einer Zeit wie die unsre, wo um den Begriff des Deutschen, des Nationalen und seine Bedeutung für die bildende Kunst mit großer Lebhaftigkeit und ebenso großer Unklarheit hin und her gestritten wird, hat ein Buch über Dürer, den man, ob mit Recht oder Unrecht sei dahingestellt, den deutschesten aller Maler genannt hat, doppelte

Bedeutung. Der Verfasser verwahrt sich zwar dagegen, daß sein Buch als der Dürer, der längst erwartete, genommen werde, er will ihn nur „als auch einen Dürer“ gelten lassen; für die Generation von heute dürfte aber gerade Wölfflins Darstellung die maßgebende werden, denn der künstlerische Gegenstand hat hier auch eine wirklich künstlerische Form gefunden, die das Buch vor den andern, teilweise weit umfangreicheren Werken auszeichnet. Mit Vergnügen liest man Wölfflins klare, kluge Sätze und gerne gibt man sich dem Eindruck seiner sicheren, aber niemals prunkenden Gelehrsamkeit hin. In einem einleitenden Kapitel schildert der Verfasser Dürers Lebensgang und teilt dann sein Buch nach den Werken und den Abschnitten der künstlerischen Entwicklung des Meisters ein. Nicht das Biographische steht im Vordergrund, sondern die Analyse, und überall eröffnen sich lehrreiche Perspektiven auf die Kultur jener reichbewegten Zeit. Mit ganz besonders liebevoller Sorgfalt schildert Wölfflin Dürers Zusammenhänge mit Italien und er betont gewissermaßen ausdrücklich, wie der deutsche Maler — sein Kopf ist inzwischen von andrer Seite als typisch magyarisch bezeichnet worden — mit einer ganz singulären Fähigkeit begabt war, fremde Einflüsse in sich aufzunehmen. Der Einfluß Mantegnas auf einzelne Gemälde wird hier noch einmal überzeugend klargelegt, desgleichen der Umschwung in seiner Malweise unter dem Eindruck der venetianischen Kunst, besonders Bellinis. Wölfflin meint, daß Italien auch für Dürer etwas wie die Erfüllung einer alten Sehnsucht war, daß erst jenseits der Alpen eine große Steigerung des Lebensgefühls über ihn gekommen und alles Schwere und Befangene des nordischen Daseins von ihm gewichen sei. Gerade diese Ausführungen, die kaum einen Widerspruch vertragen, sollten den allzu eifrigen Verfechtern der nationalen Idee in der Kunst etwas zu denken geben. Von besonderer Bedeutung scheint uns in dem Wölfflinschen Werk ferner die Analyse der bekannten Meisterstiche zu sein. Das Buch gehört entschieden zu den besten Erzeugnissen der modernen Kunstwissenschaft, und was man von so wenigen Erzeugnissen einer Fachwissenschaft sagen kann, gilt von ihm: der Stoff hat die Darstellung geadelt und über das Ganze etwas wie einen künstlerischen Hauch gegossen.



Copyright Ill. Bureau

Die Treiber bei der Tigerjagd des Prinzen von Wales in Hyderabad

Briefmappe

F. N. in Chicago. Sie werden sich inzwischen wohl durch die Briefmappennotizen in Nr. 21 und Nr. 27 überzeugt haben, daß das Rätsel vollständig richtig wiedergegeben war und die Lösung nicht unmöglich ist. Freundlichen Gruß!

E. B. in Mülhausen i. E. Die Namen der Rätsellöser werden in der Regel sofort veröffentlicht, das heißt in derjenigen Nummer, die wir beim Empfang der Lösung gerade in Vorbereitung haben; es können jedoch durch Raummangel und andre Umstände Verzögerungen eintreten, auch werden uns bisweilen die Lösungen der in zwei Nummern enthaltenen Rätsel auf einmal eingesandt. Jedenfalls können Sie sich darauf verlassen, daß jede bei uns eingehende richtige Lösung berücksichtigt und bestätigt wird.

Augustinus in Z. Die Zahl der Stammesdeutschen auf der ganzen Erde beträgt nach den neuesten Zählungen und Fortberechnungen des durchschnittlichen Zuwachses der Bevölkerung bis Ende des vorigen Jahres über 94 Millionen. Davon kommen auf das Deutsche Reich 55½ Millionen oder 59 Prozent des Gesamtdeutschtums, auf Oesterreich 9½ Millionen (= 10 Prozent), auf Ungarn 2 Millionen; das geschlossene mitteleuropäische Deutschtum (einschließlich der Niederländer und Flamen) zählt 79¼ Millionen Reindeutsche (= 84 Prozent), das ganze mitteleuropäische Deutschtum 81½ Millionen (= 86½ Prozent). Weiter leben in Amerika 11¾ Millionen (= 12½ Prozent), in Asien 145 600, in Afrika 600 000, in Australien 112 000 Deutsche. Die den Deutschen im Blute am nächsten stehenden Nordgermanen zählen 11½ Millionen, und zwar:


Dr. Schischmanow, Erster Sekretär der bulgarischen diplomatischen Agentur in Berlin


Frau Dr. Schischmanow, Gemahlin des Ersten bulgarischen Legationssekretärs (Vgl. den Aufsatz auf S. 733)

Schweden 5½ Millionen samt 350 000 Schweden in Finnland, Norweger 2¼ Millionen und in Nordamerika lebende Skandinavier 1⅓ Millionen, Dänen 2½ Millionen.

Dr. S. in Passau. Die Verwaltung des „Friederiken-Fonds", der dazu verwendet wird, die in Meißenheim bei Lahr (Baden) befindliche Ruhestätte Friederike Brions, der Jugendgeliebten Goethes, in würdigem Zustande zu erhalten, liegt in den Händen des Meißenheimer Pfarramts, an das Zuwendungen zu adressieren sind. Der schwäbische Dichter Adolf Wechßler in Ulm a. D. hat die Sesenheimer Idylle dramatisch wirkungsvoll verwertet und den Ertrag des Buches dem Friederiken-Fonds überlassen. Gegen Einsendung von 1 Mark übermittelt Pfarrer Hafenreffer in Meißenheim ein Exemplar der Dichtung.

Abonnent in Nürnberg. Sie haben natürlich recht, es muß in dem Artikel „Zur Hochzeit am spanischen Hofe" statt Naturfreund Musikfreund heißen.

J. M. in B. Das Geburtshaus der Mutter Mozarts steht in St. Gilgen am Abersee; es wurde in der Zeit von 1718 bis 1720 erbaut und dient jetzt als k. k. Amtsgebäude. Die Mutter des Komponisten, Anna Maria Walburga, wurde — worüber erst vor kurzem durch Forschungen des Bezirksrichters Dr. Anton Matzig in St. Gilgen volle Klarheit geschaffen worden ist — dort am Weihnachtstage 1720 als Tochter des Pflegskommissarius Wolfgang Nikolaus Pertl und seiner Gattin Eva Rosina, geborene Altmann, geboren. An dem Hause soll ein Gedenkstein angebracht werden, und es wird um Beiträge zu dessen Kosten gebeten, die an Herrn k. k. Bezirksrichter Dr. Anton Matzig in St. Gilgen zu adressieren sind.

Magische Ecke

a	a	a	a	a	a	b	b	d
d	e	e	e	e	h	h	i	i
i	i	l	l	l	l	m	m	n
n	n	n	n	n	n	o	o	o
o	o	o	o	o	p	p	r	r
r	r	r	r	s				
s	s	t	t	t				
t	t	t	t	t				
u	u	u	z	z				

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die fünf langen wagerechten Reihen und die entsprechenden senkrechten Reihen nennen:

1. eine italienische Insel;
2. eine Stadt in Kleinasien;
3. einen berühmten deutschen Weinort;
4. einen ärztlichen Eingriff;
5. einen altgriechischen Lustspieldichter.

F. P.

Wechselrätsel

Sie fährt in dem Schiffe bald her und bald hin
Auf Fluß nicht, auf See nicht und Meere,
Noch schneller als jede Ballettänzerin,
So dreht sie sich flott in der Fähre.
Sie wird bei dem Drehen — das ist ihr Geschick —
Stets dünner und dünner, es bleibt nur zurück
Zuletzt das Skelett. Doch es wird ihr zum Glück,
Was ging ihr verloren soeben,
Beim Rückwärtsdrehn wieder gegeben.

Er hämmert und pocht ohne Ruh, ohne Rast,
Bald sanfter und bald auch gewichtig.
Er meldet durch Hämmern in größerer Hast:
Im Hause ist etwas nicht richtig!
Er folgt dem Erzeuger wie Echo dem Schall —
Die Lettern von ihr und ihm glichen sich all,
Wär' nur nicht ihr Füßchen ein Ausnahmefall.
Es klopften, wenn er auch es hätte,
Noch andre mit ihm um die Wette.

Dr. F. B.



Vom Unglück in Nagold: das Wirtshaus „Zum Hirsch" während der Hebung (Text S. 736)

Rätsel

Handwerker haben's im Gebrauch;
Fast Haus für Haus benutzt man's auch.
Zur Zeit der Ketzer-, Hexenrichter
Hat abergläubisches Gelichter
Damit gequält viel brave Leute;
Der Zahnarzt tut es ja noch heute.
Tauscht der zwei Silben Köpfe man,
Des Ganzen Sinn wird anders dann:
Geht die Bedeutung auch verloren,
So wird es selbst doch erst geboren.

Dr. F. B.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 690:

Des magischen Kreuzes:

		L	B	C		
		i	r	r		
O	r	v	i	e	t	o
T	e	l	a	m	o	n
P	i	a	n	o	l	a
		n	z	n		
		d	a	a		

Des Silbenkombinationsrätsels: „Es lebe das Leben" von Hermann Sudermann.

Des Homonyms: Fechten.

Des Wechselrätsels: Gelächter, Gelichter.

Richtige Lösungen sandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg (4); Frau Margarete Brosig in Stuttgart (10); L. Z. in Detmold (4); Gretel in München (3); Frau Annie Pelzer in Stettin (5); Arthur L. in Bozen (4); Julius Polatschek in Wien (5); Frl. Maria Toussaint in Wildbad (3); E. Beßiger in Mülhausen i. E. (2); Freya in Halberstadt (4); K. Haus in Frankfurt a. M. (5); Julius Czvetkovits in Pécs (5); Lina Hellwig in Bamberg (5); Frau Minna Stone in Hamburg (5); Meta in Lübeck (4); „Erzschlaukopf" in Passau (5); „Archibald Nußknacker" in Wien (5); Otto Schwarzlose in Magdeburg (3); Frau Helene Graul in Striegau (2); Betty Hook in Trier (5); „Süddeutsche" am Klingelpütz in Köln a. Rh. (7); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (2); Stammtisch „Baas Kaels" in Aachen (3); Maus und Muki in Hamburg-Uhlenhorst; Ignaz in Ansbach (4); „Prinzeßchen" in Weimar (5); „Sonnenblume" in Heilbronn (4).

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Bennthsow, Camilla, Gedankenbilder. Gebd. M. 2.—. Stettin, Fr. Nagel.
Bern, Max, Es sagen die Leute. Sinnsprüche. M. 2.—. Berlin, Concordia, Deutsche Verlags-Anstalt.
Bodelschwingh, Aufwärts. Gebunden M. 2.50. Potsdam, Stiftungsverlag.
Brinkmann, Georg, Rosen und Reben. M. 2.—. Wellingholzhausen, Brinkmannsche Buchhandlung.
Dalmer, H., Eine Liebesheirat. Gebd. M. 4.—. Wismar, Hinstorffsche Hofbuchhandlung.
Ernst, Otto, Von kleinen und großen Leuten. Stuttgart, J. Engelhorn.
Friedrichs, Elsbeth, Prinzessin Ilse. Roman. Berlin, Verlag der Frauen-Rundschau.
Ganghofer, Ludwig, Der Mann im Salz. Bd. 1/2. M. 6.50. Stuttgart, Bonz & Co.
Ganther, August, Glockenblumen. M. 2.—. Stuttgart, Bonz & Co.
Gosh, Jarath Kumar, Indische Nächte. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.
von Gottschall, R., Späte Lieder. Breslau, Schlesische Verlags-Anstalt.
Greinz, Rudolf, Im Herrgottswinkel. M. 3.—. Leipzig, L. Staackmann.
Hankel, Aus Deutschlands toller Zeit. Roman. M. 2.50. Stuttgart, Nationaler Verlag, Curt Etzoldt.
Hauser, Otto, Angelika und Malwine. M. 3.20. Stuttgart, Bonz & Co.
Haushofer, Max, Prinz Schnückelbold. M. 1.80. Stuttgart, Bonz & Co.
Hildmann, Savourys. Gebd. M. 1.50. München, Braun & Schneider.
Holz, Julius, Die Technik des Perser- und Smyrnateppichs. M. 2.—. Leipzig-Lindenau, Julius Holz.
Insel-Almanach auf das Jahr 1906. Kart. M. 1.—. Leipzig, Insel-Verlag.
Kamera-Almanach, Deutscher. 1906. M. 3.50. Berlin, Gustav Schmidt.
Kaufmannsdeutsch, 2 Preisarbeiten von August Engels und F. W. Eitzen. M. 1.—. Berlin, Verlag des Allgemeinen deutschen Sprachvereins.
Knortz, K., Zur amerikanischen Volkskunde. M. 1.—. Tübingen, H. Lauppsche Buchhandlung.
Kretzer, Max, Was ist Ruhm? M. 5.—. Berlin-Charlottenburg, Verlag Eigen.
Lexen, Professor Friedrich, Italienische Reisebriefe. Kronstadt, Wilh. Hiemesch.
Marienbad, Skizzen von Edm. Edel. M. 2.50. Berlin, Harmonie-Verlagsgesellschaft.
Mayrs Kunsttechnische Lehrbücher. Bd. 2: Die Brandmalerei. M. 1.50. München, Verlag der „Kunstmaterialien- und Luxuspapier-Zeitung".
Mengs, Georg, Wen du nicht verläßest, Genius. Roman. Berlin, O. Janke.
Meyr, Melchior, Erzählungen aus dem Ries. Gebd. M. 3.50. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Mörike, Ed., Lieder und Gedichte in Auswahl. Gebd. M. 2.50. Leipzig, G. J. Göschensche Verlagshandlung.
Müller, J. P., Mein System. Kopenhagen, Tillges Boghandel.
Nawrocki, Das neue Geschlecht. M. 1.50. Stuttgart, Nationaler Verlag, Curt Etzoldt.
Nordau, Max, Von Kunst und Künstlern. Beiträge zur Kunstgeschichte. M. 5.—. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.
Perfall, Anton Freiherr von, Der Nachtfalter. M. 3.—. Berlin, Albert Goldschmidt.
Perfall, Anton von, Das Gesetz der Erde. M. 4.50. Stuttgart, Bonz & Co.
Philippson, Europa. Eine allgemeine Landeskunde. 15 Lieferungen à M. 1.—. Liefg. 1. Leipzig, Bibliograph. Institut.
Plath, Dr. W., Briefe eines Arztes an eine junge Mutter. Gebd M. 3.—. Braunschweig, Fr. Vieweg & Sohn.
Presber, Rud., Von Leutchen, die ich lieb gewann. M. 3.50. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt.
Riotte, Soll und Haben in Amerika. Berlin, Deutsch-amerikanischer Verlag.
Rod, Edouard, Das Privatleben des Michel Teissier. M. 3.50. Dresden, H. Minden.
Schubart, Arthur, Neues aus meiner Heimat. M. 2.60. Stuttgart, Bonz & Co.
Schulze-Smidt, B., Hinter den Wäldern. Dresden, Karl Reißner.
Sprichwörterbuch. Herausgegeben von Franz Freiherr von Lipperheide. Vollständig in 20 Lieferungen à 60 ₰. Liefg. 1 ff. Berlin, Expedition des Spruchwörterbuchs.
Statuen deutscher Kultur: Bd. I: Germania des Tacitus, Deutsch von W. Vesper. Bd. II: Hartmann von Aue, Lieder, Der arme Heinrich. Neudeutsch von W. Vesper. Bd. III: Das Hohelied Salomonis. Neudeutsch von W. Vesper. Bd. IV: Luthers Dichtungen. Ausgewählt von W. Vesper. München, C. H. Becksche Verlagsbuchhandlung.
Stern, Allgemeine Literaturgeschichte. 4. Aufl. Gebd. M. 4.—. Leipzig, J. J. Weber.
Stieler, Dora, Nussen. M. 1.80. Stuttgart, Bonz & Co.
Stilgebauer, Edw., Aus freudelosem Hause. M. 3.—. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Strasburger, Kinder. Lieder für das Volk. Mannheim, Mannheimer Aktiendruckerei A.-G.
Verhandlungen des VII. deutschen Kongresses für Volks- und Jugendspiele. Leipzig, B. G. Teubner.
Villinger, Wo geht es hin? M. 2.40. Stuttgart, Bonz & Co.
Zieger, M., 100 Gedichte. Gebd. M. 3.—. Stuttgart, Strecker & Schröder.
Zitelmann, Kath., Indien. M. 3.—. Leipzig, Woerls Reisebücher-Verlag.

Der chinesische Tauchervogel als Fischfänger

Zum ersten Male kann man in Deutschland dressierte chinesische Wassertauchvögel (Kormorans) sehen, die ein chinesischer Fischer namens Tse Kimming im Zirkus Schumann in Berlin vorführt. Scheu und gefräßig von Natur, wird der Kormoran in China von dem Fischer in früher Jugend dressiert. Er muß sein angeborenes Talent, Fische zu fangen, im Dienste seines Brotherrn, dem er Angel und Netz ersetzt, ausnutzen. Er darf den Gewinn aber nicht für sich behalten, soll ihn vielmehr prompt abliefern, dafür bezieht er später einen gewissen Prozentsatz von der Einnahme. Die prächtig dressierten Vögel tauchen, schnappen nach dem Fang, den sie unverzüglich ihrem Herrn bringen. Die gänsegroßen Kormorans sind treu wie Hunde; sie hören auf den leisesten Wink ihres Herrn und lassen sich ruhig die Fische aus dem Schlund schütteln, bis das Faß, darin man den Fang bewahrt, gefüllt ist. Jeder Vogel trägt um den Hals ein loses, rotes Bändchen. Es hat den Zweck, zu verhindern, daß die Kormorans die gefangenen Fische hinunterschlucken, anstatt sie vorschriftsmäßig auszuhändigen. Die chinesischen Fischer benutzen gewöhnlich Bambusflöße, auf denen sie behend mit ihren Wasservögeln dahinrudern und die geeignetsten Stellen des Flusses aufsuchen. Nachdem der Fischzug vorüber, wird den Kormorans das seidene Sperrband gelöst und sie schlucken die von dem Fischer herausgesuchten, zum Verkauf weniger geeigneten Fische als wohlverdiente Tantieme. Wie hoch die Arbeitsleistung dieser Tauchervögel eingeschätzt wird, beweist der Umstand, daß sich die Steuerbehörde des Reiches der Mitte recht angelegentlich mit ihnen beschäftigt. In China muß der Fischer für jeden Kormoran, den er sich hält, eine Steuer bezahlen. Jeder Vogel wird bei seiner Geburt wie bei seinem Absterben in ein Register der Steuerbehörde eingetragen. Wie der Ibis der heilige Vogel Aegyptens und mit der Anbetung von Isis und Osiris eng verknüpft war, so ist seit Menschengedenken in China der heilige Vogel der Tauchervogel (Wasserrabe) oder Loo Che (Kormoran).



Copyright by Dannenberg & Co.

Chinesische Tauchervögel als Fischfänger: der Fischer schüttelt dem Vogel die Beute aus dem Kropf

Aus Industrie und Gewerbe

Ein getreuer Ratgeber auf dem Gebiete der Innendekoration und der Wohnungsausschmückung ist der alljährlich neu erscheinende Prachtkatalog der Firma Emil Lefèvre, Berlin S., Oranienstraße 158. In dem soeben erschienenen Katalog für 1906 geben viele Hunderte vorzüglich ausgeführter Abbildungen Zeugnis davon, was menschliche Phantasie an herrlichen Gebilden der Verschönerung unsers Heims ersonnen und reger Gewerbefleiß erschaffen hat. An den Gardinen bewundern wir eine erstaunliche Vielseitigkeit der Gewebe, der Spitzen und Stickereien. Wahre Prachtstücke sehen wir unter der großen Fülle von Teppichen orientalischen und deutschen Ursprungs. Nicht minder reichhaltig präsentiert sich die Auswahl von Portieren, Tisch-, Stepp-, Schlaf- und Reisedecken, Möbelstoffen und so weiter. An der Hand dieses Kataloges, der auf Wunsch umsonst verschickt wird, ist es leicht, dasjenige herauszufinden, was man zur Verschönerung der Wohnung wie zur Behaglichkeit sich wünscht.

Bei den Erkrankungen der Atmungswege ist es von großer Wichtigkeit, daß möglichst sofort, wenn die ersten Erscheinungen sich bemerkbar machen, dagegen eingeschritten wird, und es empfiehlt sich daher, stets im Hause ein wirksames Mittel vorrätig zu haben. Dazu gehören nicht die so vielfach empfohlenen Hustentropfen und Hustenbonbons, sondern als ein wirklich helfendes Hausmittel in solchen Fällen kann allein „Sirolin Roche“ bezeichnet werden, das in einer großen Anzahl von Krankenhäusern geprüft und als vorzüglich bei Luftröhren- und Bronchialkatarrhen erkannt worden ist. „Sirolin Roche“ vermindert den Auswurf, heilt die entzündete Schleimhaut und hebt gleichzeitig den Appetit. Es ist erhältlich in den Apotheken.

Wohlgeschmack und Nahrhaftigkeit, das sind die Grundbedingungen der rationellen Kochkunst, und die Möglichkeit, sie zu erfüllen, hat Liebigs Fleisch-Extrakt um ein wesentliches erleichtert. Es bietet das Mittel zur Bereitung guter, kräftiger Suppen, während das teure frische Fleisch gebraten oder gedämpft auf den Tisch kommt, und es verbessert unzählige Speisen, in erster Linie Gemüse und namentlich Hülsenfrüchte im Geschmack und in der Bekömmlichkeit. Zur Verwertung der Fleischreste, Abfälle, Knochen und so weiter ist es unschätzbar.

Aus Bädern und Kurorten

Der bekannte Verfasser des Buches „Das neue Naturheilverfahren“, Bilz, hat auf einem der schönsten Punkte von Radebeul-Oberlößnitz ein Sanatorium errichtet, das sowohl nach Lage wie nach Einrichtung seinesgleichen suchen dürfte. Durch das außerordentlich milde Klima ausgezeichner, ist hier der Aufenthalt im Freien, ja sogar der Gebrauch von Luftbädern schon zu einer Zeit ermöglicht, wo die meisten Gegenden Deutschlands und Oesterreich-Ungarns noch in Schnee und Eis starren, und Sonnenbäder können hier auch im Frühjahr und Herbst in einer Häufigkeit genommen werden, wie das sonst etwa nur in Südtirol oder Norditalien möglich ist. Rechnet man dazu noch, daß durch eine den verschiedenen Krankheitsformen angepaßte, vorzüglich renommierte Küche auch für die leiblichen Bedürfnisse der Patienten aufs beste gesorgt ist, so dürften damit wohl alle Bedingungen erfüllt sein, durch die der Aufenthalt in der Bilzschen Naturheilanstalt, Radebeul-Dresden, Schloß Lößnitz, angenehm gemacht wird.

Aus dem Unterrichtswesen

In der Zeit vom 26. Februar bis einschließlich 21. März fanden im Technikum Hainichen in Sachsen die Prüfungen für Ingenieure, Techniker und Werkmeister statt. Das Zeugnis der Reife konnte 52 Absolventen erteilt werden, und zwar bestanden 5 mit „Auszeichnung“, 12 mit „Sehr gut“, 22 mit „Gut“, 8 mit „Ziemlich gut“ und 5 mit „Genügend“. Die Prüfungen finden nach einer vom Königlichen Ministerium bestätigten Prüfungsordnung vor einer besonderen Prüfungskommission im Beisein eines fachkundigen Prüfungsbeirats statt. Das Resultat ist, wie auch am Schluß der vorigen Semester, ein überaus günstiges und zeugt von der Leistungsfähigkeit der Anstalt.

Das Jastro-Pädagogium von Krüger & Heiß in Hamburg, Colonnaden 3, hat sich, gestützt auf reiche medizinisch-pädagogische Erfahrungen, die Aufgabe gestellt, solche Kinder auszubilden, die irgendwelche körperliche oder seelische Eigentümlichkeiten zeigen, wie schwache Konstitution, Sprechstörungen, Schwerhörigkeit, Taubheit, Nervosität, Frühreife, Sexualanormalien und dergleichen mehr, Fälle, die eine ganz besonders sorgfältige individuelle Behandlung verlangen, zu der die Normal- und Sekundärschule nicht imstande sind. Der ernsten und mühevollen Arbeit der Anstalt entsprechen ihre Erfolge. Besondere Erwähnung verdient beispielsweise ein Fall aus jüngster Zeit, da ein Zögling bereits von Fachärzten als bildungsunfähig aufgegeben, so weit fortgeschritten ist, daß er sein Reifezeugnis erlangte. Außer der Abteilung für Nichtschulfähige sind noch zwei weitere eingerichtet, eine für Sprachleidende und eine für Gehörleidende.

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei
Rudolf Mosse
Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes,
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile M. 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

Spezialität
FONDANT-CHOCOLADEN

CHOCOLAT KOHLER

Reiche Auswahl in
PHANTASIE-PACKUNGEN

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders
Ludwigs-Apotheke zu **München.**
Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin.
Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.

Hoflieferanten Sr. Majestät

des Königs von England.

LEA & PERRINS' SAUCE

ist die ursprüngliche und echte **Worcestershire Sauce** und ist nach dem Originalrecept hergestellt. Man verlange und nehme keine andere als LEA & PERRINS' SAUCE, sie hat nicht ihres Gleichen für Fisch, Fleisch, Fleischbrühen, Wildpret und Suppe.

Man vermeide minderwerthige Nachahmungen.

Im Engrosverkauf zu beziehen von den Eigenthümern, in Worcester, Crosse & Blackwell, Limited, in London und von Exportgeschäften allgemein.

EISENTROPON

das Beste für
STILLENDE FRAUEN
zur Vermehrung und Verbesserung der Muttermilch

Viele tausend Ärzte verschreiben Eisentropon mit durchschlagendem Erfolg. Dr. med. C. in L. schreibt z. B.: Eisentropon habe ich stets gerne bei stillenden Frauen zur Steigerung der Milchsekretion, sowie auch zur allgemeinen Kräftigung nach der Entbindung verordnet, und zwar mit **sehr befriedigendem Erfolg*)**.

Eisentropon untersteht einer regelmässigen wissenschaftlichen Kontrolle.

Erhältlich in Apotheken und Drogerien. 100 Gramm-Büchse nur Mk. 1.85. Ausführliche Broschüre über grossartige Erfolge mit vielen ärztlichen Attesten*) bei Bezugnahme auf diese Zeitung umsonst und portofrei erhältlich von Troponwerke Mülheim-Rhein Nr. 43.

*) Die Echtheit der Atteste ist **notariell beglaubigt** durch **Justizrat Pohl**, Mülheim-Rhein.

Pfarrer Schenck'sche Kellerei
(Stiftungsbesitz)
zu HOCHHEIM a. M.
Grosses Weingut in vorzüglichen Hochheimer Lagen.
Empfiehlt zum Frühjahrsversand 1906 ihre beliebten Sorten:

Sorte	100 Ltr.	Flasche
Laubenheimer 1901er . . .	M. 70	M. 0.80
Lorcher 1900er oder 1903er .	„ 80	„ 0.90
Hochheimer 1901er	„ 100	„ 1.05
do. **Daubhaus** 1900er .	„ 132	„ 1.30
do. **Kirchenstück** 1900er	„ 160	„ 1.50
do. **Neuberg** 1899er (nur in Flaschen) oder 1901er	„ 200	„ 1.80
Ingelheimer, rot, 1903er . .	„ 108	„ 1.10
Oberingelh.Spätrot 1901 od.1904r	„ 132	„ 1.30
Assmannsh., rot, 1900er od. 1902er	„ 250	„ 2.20

Rheinhessische, Rheingauer und Hochheimer Flaschenweine à Mk. 2.— bis Mk. 6.—
Man verlange ausführliche Preisliste.
Strengste Reellität. Prompte Bedienung.
Proben von Fassweinen gratis.

Eine Uebung auf dem Velotrab wirkt wie ein Spazierritt



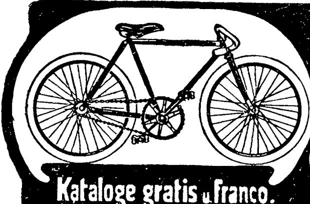
Velotrab
D. R.-P.
Trabreit-, Bergsteige- und Radfahr-Apparat
Sanitas, Berlin 30,
Fabrik für heilgymn. Apparate, Friedrichstr. 131d, Ecke Karlstr.
London, 7 a Soho Square.
St. Petersburg, Ekaterininskaja Uliza 3.
Moskau, Warwarka, Haus Armand.

Bester Apparat für die
Haus-Gymnastik.
Spezialapparat für natürliche Entfettung.
Prospekte mit ärztlichen Gutachten gratis.
Paris, Rue de Madrid 20.
Brüssel, Rue du Canal 10.
Wien, Rathausstr. 3.

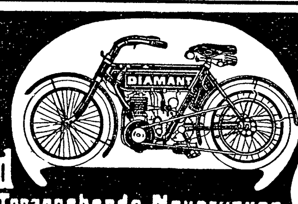
Herr Dr. Zander schreibt in seinem bekannten Buch „Bewegung — das tägliche Brot des gesunden Körpers —“ über die Hausgymnastik wie folgt: „Hier verdient in erster Linie das Velotrab genannt zu werden, ein Hausgymnastikapparat, wie er sein soll, der die für den Körper so gesunden Bewegungen des Trabreitens, Bergsteigens und Radfahrens korrekt ermöglicht. Bei sitzender Lebensweise und Neigung zur Fettbildung sollte dieser Apparat in keiner Familie fehlen.“ (Praktisches Geschenk für jede Familie.)

Durch leichtes Treten der Pedale, **ohne jeden Kraftaufwand**, wird der Körper auf dem Velotrab wie beim Reiten in die Höhe geworfen.





Diamant-
FAHRRÄDER, MOTORRÄDER.
Mustergültige Erzeugnisse.
Gebr. Nevoigt, Reichenbrand
bei Chemnitz in Sachsen.
Kataloge gratis u. franco.



Spec. Abt.: Schreibfedern.
Tonangebende Neuerungen.
Nº 140.



Beim Kaiserl. Patentamte sub Nr. 3163 eingetragene Schutzmarke.

Dr. Lahmann's Nährsalz-Kakao
Nährsalz-Kakao mit Haferzusatz
Nährsalz-Schokolade
sind, weil ohne Zusatz verseifender Alkalien hergestellt, wahrhaft gesunde Kakao-Präparate, wirken blutbildend und verstopfen nicht.
Alleinige Fabrikanten HEWEL & VEITHEN in KÖLN und WIEN.
Kaiserl. Königl. Hoflieferanten.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Die Gräfin stand neben einem kleinen Schmuckschrank und betrachtete durch ihr Lorgnon — sie war sehr kurzsichtig — irgend eine Bronze. So scharf Tarchow auch spähte, er konnte nicht bemerken, daß seine wie beiläufig hingeworfene Bemerkung sie erregte.

‚Wie sie sich doch in der Gewalt hat,‘ dachte er. ‚Es ist erstaunlich. Und dabei möchte ich darauf schwören, daß sie innerlich bebt.‘

„... nämlich,“ fuhr er laut fort. „Nämlich, ich fuhr vorgestern mit dem jungen Paar zufällig von München aus im selben Zuge. Und da machte sich das von selbst.“ Er dämpfte seine Stimme: „Unter uns gesagt, gnädigste Gräfin, ich nehme die Gelegenheit gern wahr, Serrenberg mit den Komiteemitgliedern in nähere Berührung zu bringen, denn ich rechne doch stark darauf, daß er aus der Konkurrenz als Sieger hervorgeht. Es ist mir fast eine Freundespflicht, das ein wenig zu deichseln. Auch in materieller Beziehung wär's doch gut für die junge Menage... zum Schätzesammeln ist der Professor bisher sicher nicht gekommen.“

Gräfin Ulla ließ das Lorgnon nicht von den Augen. Sie neigte nur ein paarmal wie zustimmend den Kopf. Sprechen konnte sie noch nicht, die Kehle war ihr wie zugeschnürt. ‚Vorgestern ist er angekommen und hat sie mir noch nicht gebracht ... das könnte ich verstehen,‘ dachte sie, ‚das könnte ich entschuldigen. Aber dann durfte er diese Einladung nicht annehmen... freilich... es ist eben Serrenberg... ganz Serrenberg! Und nun noch ein paar Minuten, dann werde ich sie sehen. Und ich werde mich natürlich freuen und sehr gut zu ihr sein. Wenn nur dies alte dumme Herz aushält —‘

„Wir wollen alles tun, was wir können,“ sagte sie endlich doch mit starker Selbstbeherrschung. „Unserm Freunde wird die Aufgabe ja auch ausgezeichnet liegen ... Apropos, wo haben Sie diese Bronze gekauft? Nein, ich meine die kleine Troika ... ein Troubetzkoi — nicht wahr?“

„In der Münchner Sezession, schon vor einigen Jahren, Gräfin —“

Tarchow wollte noch etwas hinzusetzen, da ging die Tür, und Serrenberg trat mit seiner Frau ein.

Die Gräfin fühlte es nur, daß sie es sein mußten. Und es kam eine so große Schwächeanwandlung über sie, daß sie unwillkürlich einen Schritt rückwärts tat, um sich gegen den Türpfosten zum Arbeitszimmer zu stützen.

„Hoffentlich kommen wir nicht zu spät, gnädigste Frau.“

Wie durch eine Wand hörte sie Serrenbergs Stimme. Diese Stimme, die sie aus Tausenden heraus erkannt haben würde. Und dann das übliche Wortgewirr beim Vorstellen —

Nun mußte er gleich zu ihr kommen ...

Und da erwachte in ihr doch, über allem obsiegend, die Begierde, dieses junge Wesen Aug im Auge zu sehen, das ihn so seltsam bezaubern konnte. Aug im Auge... lebendig, nicht nur die trügerische Photographie und nicht nur den Stein, in den er vielleicht erträumte Wunder hineingedichtet hatte.

Sie raffte sich zusammen.

„Gräfin — meine Frau! Liebe Hanna, — meine edle, großmütige Gönnerin, von der ich dir so viel erzählt habe. Meine wahrste Freundin ... wenn ich noch so sagen darf, Gräfin ...“

Es war ein dichter Schleier vor ihren Augen. Ganz undeutlich nur sah sie eine sich niederbeugende jugendlich schlanke Gestalt, ein jugendliches Gesicht. Dann fühlte sie, daß zwei frische Lippen



Fischermädchen von der Insel Fanö. Nach einem Gemälde von August Wilckens

ihre Hand berührten, und sah einen dunkeln Scheitel.

‚Etwas sprechen mußt du doch ... irgend etwas Freundliches ...‘

Aber in ihrer grenzenlosen Abspannung fand sie, der sich sonst nie das rechte Wort versagte, nur die banalste aller Wendungen: „Ich freue mich so herzlich, Sie zu sehen, gnädige Frau. Und ich wünsche Ihnen beiden noch nachträglich viel Glück und Segen —“

Dann hielt sie noch einen Moment die Hand der jungen Frau fest. Und dann hörte sie neben sich des Hausherrn Stimme: „Erlauben gnädigste Frau — Exzellenz von Knobbe ... Geheimrat Wernher ... Kammerherr von Greutze ...! Uff! Ihren Arm, wenn ich untertänigst bitten darf, Gräfin. Nein ... wie ich nach einer Tasse Bouillon und 'nem Glase Port lechze ...“

Auch die Gräfin trank hastig, in einem Zuge, ihr Glas Portwein.

„... den hat mir mein Freund Pedro di Monterji aus Barcelona unten besorgt. Es dürfte nicht viel Keller in Berlin geben, die einen ähnlichen Tropfen haben. So etwas ist Zufall ... Glückszufall ...“

Gottlob, daß Tarchow so viel sprach. Und der Wein war wirklich gut. Wie feuriges Gold ...

Der Nebelschleier sank allmählich, nur ein paar schwarz und rote kleine Kreise wirbelten noch vor den heißen schmerzenden Augen. Aber die Gräfin achtete nicht darauf. Sie hob vorsichtig die Lorgnette, sah erst nach dem Büfett hinüber, fragte irgend etwas Gleichgültiges und ließ dann den Blick die Tafelrunde entlang gleiten. Da — endlich —

Das erste Empfinden war doch das der Enttäuschung.

Ganz hübsch — recht hübsch vielleicht. Aber bedeutend — eine Schönheit? Gewiß nicht!

Und in die Enttäuschung mischte sich etwas wie Triumph: Im Grunde auch das nur eine seiner Künstlereinbildungen, eine Künstlerlaune! Ich hätte es mir gleich denken können. In ihm wird der Wein eben alljährlich wieder Most. So war es. So wird es bleiben ...

Rechts neben ihr saß der Geheime Kommerzienrat. Er aß und trank, wie ältere Börsenfürsten meist, äußerst vorsichtig, aber auch mit äußerstem Verständnis. Es hatte etwas geradezu Beruhigendes, ihn an seinem Glase nippen oder eine Auster schlürfen zu sehen. Er hatte aber auch den Ruf eines Kenners erster Klasse auf einem andern Gebiet, und sein Urteil wurde in den Salons des Tiergartenviertels so hoch geschätzt, wie in den Bureaus der Theateragenten.

Das wußte die Gräfin, und darum wunderte sie sich, als der alte Herr sich an sie wandte. „Das ist ja ein kleines Wunder, das sich da der Professor heimgeholt hat,“ sagte er schmunzelnd. „Nicht mein Spezialgenre, Frau Gräfin, um ehrlich zu sein. Aber ganz Klasse. Wird Furore machen, taxier' ich.“

Sie nickte zustimmend und fragte dann doch: „Glauben Sie das wirklich, Herr Geheimrat? Das Gesicht ist doch etwas unregelmäßig.“

„Ich glaube es nicht nur, ich wäre bereit, eine hohe Wette darauf einzugehen, daß sie in der nächsten Saison zu den allergefeiertsten Frauen Berlins gezählt wird. Es liegt so viel Eigenart und so viel Charme in dem Gesichtchen — und dann sehen Sie doch nur diese Wunderaugen. In Form und Farbe einfach deliziös! Und den süßen Mund! Wo hat der Professor diese Schönheit nur gefunden?“

„Im Walde!“ entgegnete sie mit einem kleinen nervösen Lachen, wandte sich an den Hausherrn und begann ein hastiges Gespräch über Sizilien, wohin sie zu reisen plane ... vielleicht auch mit einem Abstecher nach Malta und Tunis ...

Der Professor saß seiner Frau gegenüber, die von dem Kammerherrn geführt worden war. Ununterbrochen hing sein Auge an dem lieben Gesicht, und in seiner Seele flammte es immer wieder auf, wenn ihre Blicke sich begegneten. Glücklich und stolz war er auf sie. Daß sie Aufsehen erregen würde, gleich bei ihrem ersten Auftreten — nun das war ja selbstverständlich! Aber daß sie sich so sicher und gewandt bewegen würde, das überraschte ihn geradezu. Als ob sie seit Jahren auf dem Parkett lebe — es war erstaunlich! Die kleine Sorge, die er in dieser Beziehung gehegt hatte, war ganz umsonst. Ueberhaupt — überhaupt — er war der Hans im Glück! Diese letzten Wochen — Florenz, Rom, und dann, und vor allem, die Tage in Pallanza am sonnigen Lago Maggiore —, wie schön und reich waren sie doch gewesen! Wie die glücklichen Kinder hatten sie beide gelebt —

Und nun war auch das eine vorüber, das er immer gefürchtet hatte: die erste Begegnung mit der Gräfin. Ein famoser Zufall, daß sie sich auf neutralem Boden abgespielt hatte. In den nächsten Tagen konnte man die Besuche wechseln, damit den äußerlichen Verkehr einleiten — wie sich der dann weiter gestaltete, das hing von Ulla ab, in letzter Instanz wenigstens. An ihm sollte es nicht liegen, wenn nicht die rechten Pfade gebahnt wurden. Und die Gräfin war ja doch klug ... und war gutherzig ... nein, großherzig ...

Er sah etwas scheu zu ihr hin, und er bemerkte sofort, was wohl allen andern entging, daß sie litt. Gerade weil sie jetzt so forciert lebhaft plauderte.

Ja — großer Gott —, sie mußte eben überwinden! Das hätte sie nie erwarten dürfen, daß er die Kette bis in alle Ewigkeit trüge, diese Kette, deren einzelne Glieder sie durch Güte und — nun ja — Wohltaten geschmiedet hatte. Kette blieb eben doch Kette, und welcher Gefangene dürstet nicht nach Freiheit! Oder doch — eine süße Gefangenschaft mag es wohl geben, aus der man nie befreit sein möchte —

Plötzlich erinnerte er sich, daß er neben der Frau des Hauses saß. Frau Minona spielte zwar in ihrem eignen Heim keine übermäßig bedeutsame Rolle, aber unhöflich gegen sie zu sein, war unklug. In dieser Hinsicht verstand auch Tarchow keinen Spaß, und dessen Augen sahen ja alles.

So horchte er nach links, um eine Gesprächsanknüpfung zu finden. Die arme gute Minona saß wieder einmal auf dem Folterstühlchen. Gerade jetzt hatte der große Rechtslehrer seinen goldenen Kneifer aufgesetzt und fragte mit seiner berühmten Unterhaltungsgabe: „Was sagen Sie eigentlich zu den neusten Gruppen in der Siegesallee, gnädigste Frau?“

„Ich ging lange nicht mehr vorbei —“ klang es verschüchtert zurück.

„Otto der Faule ist doch die beste Leistung! Es lassen sich so manche historische Erinnerungen an die Gestalt anknüpfen. Ueberhaupt sollte man die nachwirkende Wucht dieser geschichtlichen Reminiszenzen nicht so unterschätzen, wie es leider in betreff der Siegesallee heut beliebt wird. Meinen Sie nicht auch, gnädigste Frau?“

„Gewiß, Herr Geheimrat. Karl Gustav geht da oft hin. Es ist das für ihn auch sehr interessant ... von wegen der Kostüme.“

„Ich freue mich auch sehr über den Roland von unserm Freunde Lessing. Ich finde, er hat diese merkwürdige Gestalt, die für das alte deutsche Rechtsleben so bezeichnend ist — ich erinnere nur an die Marktgerechtigkeit; auch spielt wohl der Blutbann hinein — recht tief und groß aufgefaßt.“

„Jawohl, Herr Geheimrat —“

Die arme Frau Minona! Serrenberg hatte heute eine mitleidige Ader. Er griff schnell ein und lenkte das Gespräch auf näherliegende Gebiete — mit einem geschickten Uebergang von der Marktgerechtigkeit zu den Markthallen, der Zufuhr italienischen Gemüses im allgemeinen und den vortrefflichen Artischocken, die soeben serviert wurden. Hier war die Hausfrau au fait. Sie atmete noch ein paarmal schwer auf, dann sichtlich erleichtert. „Finden Sie die Rheinweinsauce wirklich gut, Herr Professor? Das wird Karl Gustav freuen, wenn ich's ihm sage. Er versteht sich auch darauf ...“

Auf der andern Seite saß Gabriele zwischen dem Redakteur und dem Literaturforscher, und das hatte der Zufall recht glücklich gefügt. Denn ihre Ruhe und Kühle hinderte die beiden Hitzköpfe, gar zu gefährlich aneinander zu geraten; drohte doch einmal Gefahr, so schob sie regelmäßig eine ganz gelassene, streng sachliche Frage dazwischen. „Bitte sagen Sie mir doch, Herr Doktor ...“ — „Ich bin nicht ganz orientiert, Herr Professor ... Würden Sie wohl die große Güte haben ...“

Dann und wann lehnte sie sich ein wenig zurück, um den Dienern mit einem Wink, einem halben Wort eine Weisung zu geben, oder auch, um mit ihren schönen kalten Augen die Gesellschaft unauffälliger mustern zu können. Sie kannte ja jeden einzelnen der Gäste genau. „Gabi sieht alles,“ liebte der Vater zu sagen. „Durch drei eichene Bretter sieht sie ... wie mit Röntgenstrahlen sieht sie. Besonders aber die Schwächen an allen Menschen, den eignen Papa respektloserweise nicht ausgenommen.“

Nur eine Gestalt saß an der Tafelrunde, die Gabriele neu war, und die sie wirklich noch interessierte. Und so sezierte sie denn geistig Hanna Serrenberg. Ganz unvoreingenommen, ganz parteilos.

„Nehmen wir ein andres Gebiet, denken wir an die plastische Kunst,“ hörte sie von rechts. „Wo kämen unsre Herren Bildhauer hin, wenn nicht die Allerhöchsten Aufträge wären!“

„Bleiben Sie mir bloß mit den Allerhöchsten Aufträgen vom Leibe, Verehrtester. Ich bitte Sie — Berlin wäre, weiß Gott, mehr Kunststadt, wenn es weniger Marmorpuppen und Püppchen hätte ...“

Es war hohe Zeit, einzugreifen. Drüben der General bekam schon einen roten Kopf.

So sagte Gabriele schnell: „Sie hatten da neulich einen interessanten Beitrag in Ihrem Blatt über die Ausgrabungen in Milet, Herr Doktor. Er hat mich sehr gefesselt. Aber die Fortsetzung ist ausgeblieben —“

Und der Redakteur biß an, wie immer, wenn von seinem Blatt die Rede war.

Dann bekam auch bald Frau Minona den Instruktionsblick von Karl Gustav, der zugleich die Serviette zusammenknüllte, und sie hob die Tafel auf.

Der Kaffee wurde im Wintergarten genommen. Aber noch vorher empfahl sich die Gräfin.

Sie hatte sich nur kurz bei der Hausfrau entschuldigt und Tarchow, der sie hinausgeleiten wollte, die Hand gereicht: „Nein — nein! Ich will nicht stören. Bitte, bleiben Sie bei Ihren Gästen!“

Als sie aber durch den Salon schritt, standen dort Serrenbergs in einer Ecke. Wie ein junges Brautpaar, das irgendein Winkelchen aufsucht, um seine Seligkeiten zu verstecken; eng aneinandergeschmiegt, vor einem Gemälde, das sie gemeinsam betrachteten und von dem sie doch gewiß nichts sahen.

Gräfin Ulla erkannte bei ihrer Kurzsichtigkeit die Gesichter nicht, aber sie fühlte, daß sie es waren. Sie wollte schnell vorübergehen. Doch da wandte der Professor, der das Rauschen der Seide gehört hatte, den Kopf, und Hanna sah auf, und Serrenberg sagte, ein wenig verlegen, nur um etwas zu sagen: „Sie wollen schon fort, Gräfin?“

Nun mußte sie doch stehen bleiben, so schwer es ihr wurde. Die Stirn schmerzte sie, als ob eine Dornenkrone auf ihr Haupt gedrückt wäre; das Herz pochte zum Zerspringen. Aber sie zwang sich zu einem Lächeln. „Ich muß heut noch ein Diner absolvieren, lieber Professor, um acht Uhr — und da möchte ich ein wenig ruhen ... vorher.“ Auch jedes Wort zwang sie heraus. „Hoffentlich sehe ich Sie recht bald, gnädige Frau ... ich wünschte, daß wir gute Freundinnen würden ...“

Sie sprach es mit leise bebender Stimme. Wie schwer verhaltene Wehmut klang es heraus, freundlich und sanft, aber schmerzlich. Eine Antwort wartete sie nicht ab. Sie neigte den Kopf, faßte schnell nach dem nahen Türgriff und verschwand im Korridor.

Hanna hatte ihre Hand unwillkürlich fester auf den Arm ihres Mannes gelegt.

Immer, wenn sie von dieser Frau gehört, war ein Gefühl von Abwehr in ihr gewesen.



Das Haupt des Orpheus. Nach einem Gemälde von Gustave Moreau

Auch heute bei der Vorstellung; auch bei Tisch, als sie flüchtig herübersah und selbst mit ihren ungeübten Augen erkannte, wie künstlich die Schönheit in diesem Matronengesicht festgehalten war.

Jetzt mischte sich plötzlich ein andres Empfinden darein. Etwas wie Mitleid. Und sie fragte hastig: „Fritz ... ist die Gräfin leidend?"

Er schwieg einen Augenblick. Auch in ihm bebte noch der wehe Klang der tiefen Frauenstimme nach.

Dann sagte er: „Das weiß niemand recht genau. Wohl nicht einmal ihr eigner Arzt, vermute ich." Und nach einer Pause: „Es gibt Leute, die behaupten, sie gebraucht Morphium. Wenn du sie heut abend beim Diner sehen würdest, wärst du sicher erstaunt. Es ist möglich, ja wahrscheinlich, daß sie dann aussieht wie ein Bild der Gesundheit. Und nun komm, Schatz — Frau Minona wird sonst unruhig und beklagt sich, daß ihr Kaffee alle Aurora verlöre, wenn er stehen müsse. Sie ist in Fremdwörtern manchmal merkwürdig."

V

Serrenberg hatte sein Atelier in Siegmundshof. Als Junggeselle begnügte er sich mit zwei Zimmern im Atelierhause. Jetzt bewohnte das junge Paar eine Etage in der nahen Händelstraße.

Er hatte die Wohnung während der kurzen Brautzeit ganz nach seinem Sinn eingerichtet. Ein echtes Künstlerheim war sie so geworden, ohne Rücksicht auf Kosten geschmückt. Als damals, nach der ersten Sturmszene auf der Veranda, der Oberförster doch auch scharf betont hatte, Hanna sei ein armes Mädel, da hatte er dem Alten ins Gesicht gelacht: „Grad darum oder desto besser! Ich schere mich den Deubel um Geld. Was ich brauch' — was wir brauchen, verdien' ich. Und wenn Sie's wissen wollen aus Sorge um die Hanna: ich hab' auch ein stattliches Pöstchen auf der Bank — und Aufträge in Hülle und Fülle dazu. Millionär bin ich natürlich nicht, aber was nicht ist, kann ja noch werden." Bei der Einrichtung seiner Wohnung schaltete er, als sei er's schon.

Hanna hatte sie erst gesehen, als sie von der Hochzeitsreise zurückkamen. Wie eine Staunende war sie durch die drei großen Salons und das mächtige Eßzimmer, das Musikzimmer gegangen; stumm hatte sie bald vor dem, bald vor jenem Prunkstück gestanden, vor einem wundervollen Empireschrank hier, vor dem breiten Büfett mit den flämischen, gedrehten Säulen dort, vor einem prächtigen Gobelin, der die ganze eine Wand ihres Zimmers bekleidete, vor dem herrlichen Bechsteinflügel, über den eine Decke mit japanischer Goldstickerei gebreitet war. In den Ecken überall Bildwerke — eigne, Geschenke von Kollegen —, dazwischen große Arrangements blühender Gewächse, aus indischen und chinesischen Vasen und Schalen herauswachsend; an den Wänden Originalgemälde, dazwischen dann und wann eine Radierung, ein seltener Stich in ganz schlichten getönten Rahmen; bric-à-brac auf den Kaminsimsen, Bücher und Zeichnungen auf den Tischen, auf denen wiederum einzelne Blüten aus langstieligen, seltsam schimmernden Gallégläsern nickten. Und über dem allen ein gedämpftes Licht, das die phantastisch in den Stuck der Decke gefügten elektrischen Leuchten herabsandten.

Lange hatte sie nicht sprechen können, so märchenhaft wirkte das alles auf sie. Dann mit einem Male jubelte sie auf, rief wie ein Kind: „Hier sollen wir wohnen! So sollen wir wohnen! Wie die ... wie die Fürsten!" — und warf sich an seine Brust.

Er lachte. „Wir sind auch Fürsten!" Und dann zog er sie weiter bis in das Schlafzimmer. Das war sein besonderer Stolz. Möbel aus Zitronenholz, mattglänzend, mit silbernen Plaketten in den Flächen, jedes einzelne Stück ein Kunstwerk für sich — und unter dem hellen Himmel aus schwerem Brokat das riesige Bett aus der letzten Periode des Louis-Quinze-Stils. Ein Zufall hatte es ihm bei einem geschäftskundigen Antiquar in die Hände gespielt, der es eigentlich schon an die Fürstin Demidoff verkauft zu haben behauptete.

Und wieder stand sie wie eine Staunende. Und dann schmiegte sie sich an ihn und schüttelte ängstlich das Köpfchen. Sie konnte diese Pracht, die nun ihr eigen sein sollte, nicht fassen. Verwirrend wirkte sie, nachdem der erste Rausch der Bewunderung vorüber war.

Aber auch das war bald überwunden, denn das Verständnis für die harmonisch einheitliche Schönheit des Ganzen wachte schnell in ihr auf. Nur wohnlich fand sie ihr Heim noch nicht, auch als sie nicht mehr fremd darin war.

Doch auch die Wohnlichkeit mußte ja kommen. Vielleicht gehörte auch zum Einleben nur ein bißchen guter Wille. Und vielleicht auch ein wenig Humor. War's denn nicht drollig, daß der Fritz an die einfachsten wirtschaftlichen Dinge nicht gedacht hatte! Wie leicht war dem abzuhelfen! Und wie spaßig, dummenjungenhaft entsetzt schlug er die Hände zusammen, als sie konstatierte, daß es in der ganzen Wohnung weder Besen noch Staubtuch gab!

Ueberhaupt — wie heiter war er! Immer voll frischen, sprudelnden Jugendübermuts! Da hatte Großväterchen warnend gemeint: „Schmaltierchen, Irrwisch, denkst du denn gar nicht an den Unterschied der Jahre?" Wenn sie nur wüßten, wie jung Fritz eigentlich innerlich war!

Und wie lieb und gut. Immer nur ihr einen Wunsch aus den Augen ablesen, immer nur ihr die Hände unter die Füße breiten! Nun ja ... Flitterwochen! Natürlich ... so konnte es ja nicht immer bleiben. So durfte, sollte es auch gar nicht bleiben. Der Ernst des Lebens, die Arbeit verlangten ja doch wieder ihre Rechte. Aber köstlich war sie doch, diese Flitterwochenzeit, wenn er sie im Arm hielt und bat: „Lach einmal, du Sonnenkind!" Oder wenn sie beieinander saßen und Pläne schmiedeten, himmelragende Pläne, Märchenpläne mit verwunschenen Schlössern, in denen sie als Königin herrschen sollte.

Damals — war's nicht schon sehr, sehr lange her? — damals war dem jäh aufbrausenden Sturmpochen ihres Herzens immer eine zagende, eine abwehrende Scheu beigemischt gewesen. Als ob da drinnen eine Stimme warnte: ‚Er zwingt dich ja nur zur Liebe, weil er der Stärkere ist. Er fasziniert dich —‘

Heut konnte sie über diese Warnerin lächeln. Heut wußte sie es besser. Das war solch recht kleinjüngferliches Hirngespinst gewesen, diese Scheu. Eine echte richtige Mädchenfurcht — nichts weiter.

Ja — das Leben war schön! Goldig und sonnig war's, beglückend und berauschend.

Nur gar zu rastlos war es. Man kam nie recht zur Besinnung, kam zu keiner inneren Sammlung. Kaum die Zeit konnte sie sich abgewinnen zu den allernotwendigsten wirtschaftlichen Dingen ... und sie wollte es doch ernst nehmen mit ihren neuen Würden, sie wollte ihm das Heim doch lieb und vertraut machen.

Aber dann hieß es immer: „Das überlaß doch deinen Perlen, der ausgezeichneten Karoline, dem vortrefflichen Eduard! Komm, Schatz aller Schätze — du bist mir viel zu schade für des Lebens erbärmliche Prosa ..."

Keine Möglichkeit, einmal ein Buch zur Hand zu nehmen. Denn sicher kam er auf den Zehenspitzen angeschlichen und schloß es von rückwärts. „Diese dummen Bücher! Einer schreibt immer ein neues aus zehn alten. Aus dem Leben allein kann man lernen."

Auf der Reise — nun, auf der Reise hatte das ja nichts auf sich gehabt.

Aber jetzt wurde es doch etwas viel mit diesem hastenden, ruhelosen Leben. Vormittags ein paar Stunden in seinem Atelier — er konnte gar nicht mehr allein arbeiten, behauptete er; dann Besuche erwidern, Besuche empfangen; auf einen Stips, wie er es nannte, in eine Ausstellung, zu einem Kollegen, in irgendeinen Kaufladen; Toilette zu einer Gesellschaft — „schön bist du zwar immer, Hanna! Aber Frauen müssen sich gut anziehen, meine kleine süße Waldfee von allen Frauen am besten!" — ein endloses Diner, eine noch endlosere Soiree — oft recht öde — oder mit ein paar Bekannten im Hotel Monopole sitzen, bei Uhl oder Adlon!

Nicht selten stöhnte er selber. „Warum können wir nun nicht zu Hause sein? Zu zweien in unsrer Erkernische, und du legst deinen Kopf in meinen Schoß und ich löse langsam deine wunderschönen Flechten auf!" Aber dann kam gleich wieder die Entgegnung: „Ja ... warum können wir's nicht? Weil wir Sklaven des Lebens sind. Weil die Räder des großen Omnibus, genannt Allgemeinheit, unweigerlich über uns fortgehen, wenn wir unsern eigensten, unsern persönlichen Neigungen leben wollten. Sieh mal den Mölling an. Der kann viel, sehr viel sogar. Aber niemand kennt ihn. Niemand will etwas von ihm wissen. Warum? Weil er sich trotzig vor der Welt verbirgt!"

„Aber Fritz — seine Werke müssen doch für ihn sprechen."

„Ach du allerliebster Kindskopf! Denk dir mal, der große Michelangelo wäre in Ritzebüttel geboren und nie aus Ritzebüttel herausgekommen — wer würde ihn denn bei Lebzeiten gewürdigt haben? Kein Mensch, schwör' ich dir. Vielleicht wäre hundert Jahre nach seinem Tode ein Kunstgelehrter gekommen und hätte ihn entdeckt, falls die braven Ritzebütteler nicht schon vorher die unsterblichen Werke in den Klump hätten fallen lassen oder irgendwo als Werkstücke eingemauert hätten. Nur der Lebende hat recht, heißt es gar nun für uns Künstler von heute. Glaubst du, die Aufträge fliegen uns ins Haus? Ach du mein Abgottchen ... werben muß man um sie. Nach ganz oben, nach oben, nach der Mitte und nach unten muß man dienern."

„Du übertreibst ..."

„Ich spreche nur die traurige Wahrheit aus. An den großen allgemeinen Konkurrenzen kann sich natürlich Hinz und Kunz beteiligen, wenn er nämlich die nötigen Sepialappen dazu hat. Denn solch Modell zu irgendeinem Kaiser- oder Bismarck-Denkmal geht in die Tausende. Aber zu den engeren Konkurrenzen, bei denen man noch einige Chancen hat, wird man nur aufgefordert, wenn man bekannt ist ... und ganz im geheimen gesagt: zum Gewinnen gehören sogar gute Freunde, nicht nur gute Bekannte. Also ... es hilft nix, Schätzle ... schlüpf in dein schönstes Nixengewand und lächle heut abend für den alten Schlemmer Modderstedt dein sonnigstes Lächeln ..."

Manchmal kam in all dem Trubel ein Augenblick, in dem sie sich mit fast schmerzlicher Sehnsucht an Lugow erinnerte, an einen stillen Waldwinkel, an das Klopfen des Spechts im Holz, an einen Abend unter den Buchen. Dann setzte sie sich an ihren Schreibtisch und fing einen Brief an Großvater an. Aber es glückte ihr nie recht — fast stets zerriß sie den Bogen, kaum daß die erste Seite beschrieben war, und es blieb bei irgendeinem kurzen Gruß. Für das Leben, das sie führten, hätte der alte Herr ja doch kein Verständnis gehabt. Fritz tröstete ja auch: „Die erste Zeit ist die schlimmste, Sonnenkind. Wir kommen schon noch zu uns selbst, das wirst du sehen. Nur Geduld — Geduld — Geduld —"

Und es gab doch auch wirklich Stunden weihevollen Genießens. Nur nicht gleich mit dem Schicksal hadern. Nur nicht unzufrieden sein und undankbar!

Wie war ihr das Herz aufgegangen, als sie zum erstenmal sein Atelier betrat!

Zwei mächtige Räume, kirchengroß und hoch. Eine ganze Reitergruppe konnte man in dem Hinterraum aufbauen. Weißgetünchte Wände; im ersten Atelier, wo meist auch einige Schüler arbeiteten, die ganze eine Wand ein einziges Fenster; im zweiten Oberlicht — dahinter noch ein kleines lauschiges Schmollwinkelchen mit Teppichen und türkischen Diwans. (Fortsetzung folgt)





Sankt Ruprechtskirche

Bauliche Altertümer im modernen Wien

Von

Dr. Egon von Komorzynski

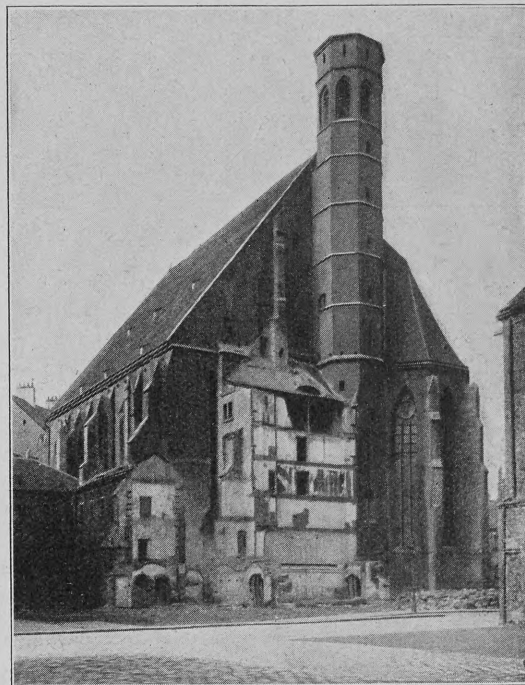
(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Reinhold Entzmann, Wien)

Das moderne Wien ist die räumlich größte Stadt des europäischen Kontinents. Von einem Halbdutzend gigantischer Eisenbahnbrücken überspannt, wälzt sich der regulierte Donaustrom heute mitten durch das Stadtgebiet, einen bogenförmigen, wieder zum Hauptstrom zurückkehrenden Ausläufer, den Donaukanal, entsendend. Das städtische Gebiet erstreckt sich bis in die weiten Auen am linken Ufer des Stroms und die Walstatt von Aspern, bis auf die Höhe der grünwipfeligen Ausläufer des Wienerwaldes und bis mitten hinein in die schier unendlichen Ebenen, die sich gegen die ungarische Grenze hin verlieren. Die Bahnhöfe und Friedhöfe, einst weit vor der Stadt gelegen, sind längst von neu entstandenen Stadtteilen eingeschlossen worden. Bis in die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts bestand die Stadt Wien nur aus dem ersten von den heutigen 21 Bezirken. Dieser Kern der Stadt war von massigen Basteien umgeben; außerhalb der Befestigungen gab es einen breiten Streifen, der nicht bebaut werden durfte: das „Glacis", an das sich die „Vorstädte" in weitem Kranz anschlossen; die Vorstädte selbst umgab in weiterem Ring eine zweite Festungsmauer, der sogenannte „Linienwall", außerhalb dessen die ganz ländlichen „Vororte" gelegen waren. Im Jahre 1858 begann man die Basteien niederzureißen, und die Vorstädte wurden der Stadt einverleibt; 1890 fiel auch der Linienwall, und die Grenzen der Stadt wurden bis außer die Vororte verlegt. So besteht das moderne Wien eigentlich aus drei umeinander gelagerten Schichten, nur daß „City", Vorstädte und Vororte eigentlich gleich alt sind; Wien ist wie London aus der endlichen Vereinigung zahlreicher uralter, selbständiger Gemeinden entstanden. Nach Niederlegung der Festungswerke, der Einwölbung der verschiedenen Bäche und Flüßchen gewann man mit den zwischen den Gemeinden gelegenen Gärten und Fluren ungeheure freie Plätze, auf denen man neue Stadtteile in fast unbeschränkter Ausdehnung anlegen konnte. So ist bekanntlich die weltberühmte Ringstraße mit ihren Prachtbauten entstanden. Es war — das ist das wichtigste dabei — nicht unbedingt nötig, Altes zu opfern, um Raum für das Neue zu gewinnen. Dadurch und wohl auch durch die den Wienern eigne Heilighaltung des Alten und des Bestehenden erklärt es sich, daß sich die schärfsten baulichen Gegensätze in Wien so eng berühren, daß sich alte und neue Teile überall so ineinanderschieben und man es sich genau überlegt, bis man wirklich einmal einem historisch gewordenen Winkel für immer den Garaus macht.

Die einstige „Stadt", jetzt der von der monumentalen Ringstraße umsäumte erste Bezirk, ist Zoll für Zoll historisch bedeutsamer Boden. So sehr sich der allgemeine Charakter modernisiert hat, so viele neue Häuser es da auch gibt, noch haben die Straßen ihre Jahrhunderte alte Richtung, noch sind die alten Plätze in ihrer ältesten Ausdehnung vorhanden: der „Hohe Markt" dem „Forum altum" des römischen Kastells Vindobona entsprechend, der Stefansplatz der einstige „Stefansfreythof", der unterwühlt ist von den Katakomben, gedüngt mit den Gebeinen der vor Jahrhunderten Begrabenen, deren Schädel bei jeder Neupflasterung zu Hunderten ausgegraben werden. Die kaiserliche Burg, die alten Majoratshäuser des Adels, alte Sitze von städtischen und staatlichen Behörden und manch ein düsteres Bürgerhaus haben ihre Gestalt seit Jahrhunderten nicht geändert. Uralte Reliquien aus lang entschwundenen Zeiten sind aber insbesondere die Kirchen und die Klöster.

Von ihnen reicht namentlich die Geschichte der Sankt Ruprechtskirche noch in die Zeit vor die Entstehung des berühmten Stefansdomes; die uralte Kirche, die sich aus dem ältesten Tempel der römischen Garnison entwickelt haben soll, dürfte ihre heutige Gestalt im Jahre 1436 erhalten haben. Eingeschlossen von allerhand selbst wieder alt gewordenen Häusern, mutet das Kirchlein heute den Beschauer an wie ein Rest eines auf Nimmerwiedersehen verschwundenen Zeitalters. Gleichfalls zu den ältesten Kirchen der Stadt gehört die Sankt Michaelskirche, die 1221 von Herzog Leopold VII. erbaut, aber später dreimal durch Feuer verheert und jedesmal erneuert wurde; so besteht sie heute aus einzelnen ganz verschieden alten Teilen, noch sind aber Reste der ältesten Anlage erhalten. Unser Bild zeigt das Längsschiff der Kirche mit dem steilen Dach; rings um die Kirche steht heute der alte „Michaelerhof" an der Stelle des ehemaligen Kirchhofs.

Zu den in neuester Zeit regulierten Plätzen der „Stadt" gehört der Minoritenplatz. Er hat seinen Namen von der Minoritenkirche, die in ihrer ältesten Gestalt 1251 auf dem damals von Weinbergen umsäumten, von einem seither abgeleiteten Bach durchflossenen Platz erbaut wurde. Die heutige Gestalt verdankt die Kirche dem König Ottokar von Böhmen, dem Gegner Rudolfs von Habsburg. Der Platz ist voll von historischen Erinnerungen; 1683 sausten die aus türkischen Kanonen gefeuerten Kugeln über ihn und rissen den Helm des Turmes mit seinem Wetterhahn weg, daher das heute noch bestehende Notdach. Die Kirche besaß zahlreiche Kapellen und Seitenkirchen an der Turmseite, und als man vor kurzem das vierstöckige Zinshaus, das 1784 mit Zuhilfenahme der Kapellen errichtet worden war, demolierte, stieß man auf uralte Grüfte und Sarkophage und eine stattliche Anzahl von Skeletten. Ein seinerzeit hochberühmtes Weinhaus „Zum goldenen Fasan", das gleichfalls an die Kirche angebaut war, besteht längst nicht mehr. — Von den zahlreichen alten Klöstern der inneren Stadt sei hier bloß das Franziskanerkloster erwähnt, das 1603 von dem Franziskanerorden an Stelle eines seit 1384 bestehenden Hauses für büßende Frauen erbaut wurde. Wie Ueberbleibsel aus grauer Vorzeit erscheinen die hohen Mauern dieses Klosters, und die Frontseite der Kirche mit ihrem großen Rund- und mehreren Spitzbogenfenstern ragt an nebeligen Tagen ganz gespenstisch in die feuchte Luft empor. Eine uralte Figur im Vordergiebel stellt Gott Vater mit drei Gesichtern dar — ein Sinnbild der Heiligen Dreieinigkeit.



Minoritenkirche

Die innere Stadt verlassend, brauchen wir bloß die Ringstraße an einer beliebigen Stelle zu überschreiten, und wir befinden uns auf dem alten Boden der Vorstädte, die namentlich 1529 und 1683 durch die Greuel der Türkenbelagerungen hart mitgenommen wurden. Ganze neue Stadtteile haben sich hier auf dem Boden früherer Gärten und Begräbnisplätze erhoben, aber auch hier ist der Kern überall uralt. Besonders malerisch ist ein Blick in die ehemalige Vorstadt „Landstraße" mit dem „Invalidenhaus", einem militärischen Versorgungshaus, das seine heutige Gestalt 1727 erhalten hat, und einer Reihe typischer alter Wiener Vorstadthäuser — niedrig



Alt- und Neu-Wien: ein malerischer Winkel in der Pfauengasse



Früheres Jagdschlößchen am „Mittersteig“

und unansehnlich, mit hohem, häufig mit Schindeln gedecktem Dach, einem Hausschild oder einer Heiligenfigur über dem runden Tor und wahrhaften Kolossen von sonderlich gestalteten Schornsteinen. Ueber die Landstraße führt der Weg nach dem Sankt Marxer Friedhof, der in einer vergessenen Ecke Mozarts Knochen birgt; Glucks Grab dagegen liegt auf dem Matzleinsdorfer Friedhof, jenseits der uralten Vorstadt Wieden, in deren Bereich das „Freihaus“ liegt — ein weitläufiges Gebäude, in dessen großem Hof Schikaneders Theater stand, in dem die „Zauberflöte“ 1791 ihre Erstaufführung erlebte —; hier drängen sich älteste und neueste Häuser dicht nebeneinander — vieles Alte lebt nur noch in Straßennamen fort: so heißt die „Hungelbrunngasse“ nach einem Brunnen, der nach alter Ueberlieferung für gewöhnlich trocken war, zur Zeit einer Hungersnot aber von Wasser überfloß; oder die „Klagbaumgasse“ nach einem gespenstischen Baum, in dessen Zweigen sich angeblich in Unglücksjahren ein geisterhaftes Wimmern und Wehklagen vernehmen ließ. Gleichwohl bestanden und bestehen teilweise noch jetzt in dieser Gegend bauliche Ueberreste aus den Zeiten ursprünglichster Ländlichkeit, wie das einstige Jagdschloß am „Mittersteig“ zeigt, das inmitten der modernen Umgebung wie eine Hütte anmuten mußte.

Recht alte Straßen und Höfe besitzt auch der Bezirk Margareten, welcher der Sage nach seinen Namen von Margareta Maultasch erhalten hat. Die Sankt Josefskirche, die 1771 eingeweiht wurde, steht an der Stelle eines uralten Schlosses namens „Sonnenhof“. — Eine der ältesten Vorstädte von Wien erstreckt sich ferner am linken Ufer der heute großenteils überwölbten „Wien“, eines in den Donaukanal mündenden Flüßchens. Die „Laimgrube“ ist die Gegend, in der Schikaneder 1800 sein neues „Theater an der Wien“ erbaute, und in der Laimgrubenkirche wurde 1812 bei Mozarts Beerdigung sein Requiem aufgeführt. Die Kirche, die heute ein großes Verkehrshindernis bildet und deshalb zu baldiger Demolierung bestimmt ist, stammt aus dem Jahre 1687 und war ursprünglich die Hauskirche eines anstoßenden Karmeliterklosters. Alte Chroniken berichten von der wunderschönen Aussicht, die man von der Rückseite des Klostergartens über die Wien, ihre Mühlen und Auen genoß; heute ist alles das verbaut, die Hinterwand der Kirche freigelegt und mit modernen Mietshäusern eingesäumt worden. Dicht neben der Kirche steht Raimunds Geburtshaus. An die „Laimgrube“ schließt sich der gleichfalls sehr alte „Magdalenengrund“, so genannt nach seiner Zugehörigkeit zu der Kapelle des Beinhauses von Sankt Stefan, die 1781 abgebrannt ist. Die elenden alten Höfe des „Magdalenengrundes“, im Volksmunde bezeichnenderweise „Ratzenstadel“ genannt, sind jetzt fast alle demoliert und durch moderne Neubauten ersetzt worden. Unsre Abbildung zeigt uns einen solchen alten, verwitterten Hof, während die andre Abbildung einen Blick in die nicht weit gelegene „Pfauengasse“ bietet, die ihren Namen von einem alten Hausschild hat und die unmittelbare Nachbarschaft zwischen echter Vorstadtromantik und modernen Bauten zum Ausdruck bringt.

Eine wahre Perle aus alten Zeiten ist die von modernen Elementen fast ganz unberührte Vorstadt „Liechtental“, jetzt ein Teil des neunten Bezirks von Wien. In der vom jetzt auch eingewölbten



Die Michaelskirche mit dem „Michaelerhof“



Alter Hof in Liechtental

„Alserbach“ durchflossenen Niederung gelegen, besteht sie bloß aus ein paar engen Straßen, deren Häuser sich dicht um die alte von 1770 stammende Kirche mit hohem Dach und zwei gedrungenen, kurzen Türmen drängen. An schiefen Schindeldächern, Erkern und Söllern, an spitzen Giebeln und abenteuerlichen Kaminen ist kein Mangel; in den Höfen und Gärten herrscht noch ganz ländliches Treiben, und wer etwa in einer klaren Mondnacht die stillen, beglänzten Gassen durchwandert, mag sich fühlen wie in einer alten Kleinstadt. Wie eine Landschaft zu Schuberts grausig-schönem Lied „Der Doppelgänger“ mutet einen dann die Gegend an — und es ist auch eine rechte Schubertgegend: auf dem Chor der Liechtentaler Kirche hat Schubert oft musiziert, und wenn wir von dem tiefgelegenen Liechtental ein paar steile Treppen hinansteigen, kommen wir nach dem alten „Himmelpfortgrund“, in dessen Häuserreihen das Geburtshaus Schuberts steht — ein echtes altes Wiener Vorstadthäuschen mit seinem kleinen, schmalen Hof, auf dessen Steinfliesen Schubert als Kind gespielt haben mag!

Gleichfalls zum jetzigen neunten Bezirk gehört die alte „Alservorstadt“ mit manchen baulichen Reliquien. Seit den ältesten Zeiten verlegte man in sie die Krankenverpflegsanstalten und Hospitäler. Ein solches altes Spital ist das sogenannte „Bäckenhäusel“, ein uraltes Haus zur Aufnahme kranker Bürger von Wien, das in seiner jetzigen Gestalt aus dem Jahre 1690 stammt. Es diente lange



Marktgasse und Liechtentaler Kirche

Zeit den staatlichen Tabakämtern und ist jetzt gleichfalls zur Demolierung bestimmt. An die Alservorstadt schließt sich die „Roßau“ an, auch eine alte Vorstadt mit der ehrwürdigen Servitenkirche und einem aufgelassenen Kloster, in dessen Nähe noch zu Josefs II. Zeit der „Rabenstein“, das heißt der Hinrichtungsplatz, sich befand. Der Grund der Vorstadt war dereinst wirklich eine „Au“ und von abgeschnittenen Donauarmen bewässert. An einen solchen ausgetrockneten Donauarm erinnert in ihrem Namen heute noch die Seegasse, die eines der interessantesten Altertümer von Wien in sich birgt: einen, wie es heißt, an tausend Jahre alten jüdischen Begräbnisplatz, dessen rätselvolle Wildnis unsre Abbildung zeigt.

Dort, wo einst an der Grenze zwischen den „Vorstädten“ und den „Vororten“ der Linienwall durchbrochen war und ein Durchgang bestand, an den sogenannten „Linien“, standen in alter Zeit kleine Kapellen, von denen einige heute noch erhalten sind. Vielleicht die schönste von ihnen ist die an der ehemaligen „Nußdorfer Linie“ stehende Kapelle an der Grenze des neunten und des neunzehnten Bezirks. Wie ein schmuckes Dorfkirchlein steht sie da in dem Grün der sie umgebenden alten Wipfel; freilich sind auch ihre Tage gezählt!

Außerhalb der „Linien“ hat die Gegend noch ländlichen Charakter, freilich nimmt die Verbauung der Gärten immer mehr und mehr zu, und der flinke rotgelbe Wagen der „Elektrischen“ klettert selbst die steilsten Höhen unermüdet auf und ab und verbindet auch die entferntesten Stadtteile mit dem Zentrum. Viel Ländlich-Schönes und Romantisches ist aber hier doch noch erhalten. Dornbach, ein altes Dörfchen, besitzt eine Votivkapelle aus dem Pestjahr 1713, und dieses Kirchlein ist nicht das einzige dörfliche Gebäude in den äußeren Regionen Wiens. Der ländliche Charakter ist ganz besonders den gegen den Kahlenberg zu gelegenen Ortschaften geblieben: Döbling, Grinzing, Sievering, Heiligenstadt und Nußdorf, die in ihrer Gesamtheit heute den neunzehnten Bezirk bilden. Es ist eine Gegend, die für die Musikgeschichte von hoher Bedeutung ist, denn dort liebte Beethoven im Sommer zu weilen; in Döbling hat er die Eroica, in Heiligenstadt und Nußdorf die C-Moll-Symphonie und die Pastoralsymphonie komponiert; noch ist das Tal des Schreiberbachs in der alten Gestalt vorhanden, das er in seiner „Szene am Bach“ verklärt und verewigt hat. So kommt's, daß diese alten Orte — ihre Kirchen sollen im elften Jahrhundert vom heiligen Severin und seinen Gefährten gegründet worden sein — dem Kunstfreund ganz besonders ans Herz wachsen. Da ist insbesondere Heiligenstadt — ein romantisches Idyll inmitten grüner Wipfel und blühender Büsche, durchplätschert von einem silbernen Bächlein, mit einer uralten Kirche vom Jahre 1534 und alten Dorfwirtshäusern, in deren Räumen des Sonntags manch eine ländliche Tanzmusik erklingt, gleich der in der Pastorale festgehaltenen. Aus alten Zeiten ist dort noch mancher alte herrschaftliche Garten, gepflegt oder verwildert, alles aber im Frühling überblüht und umrankt von hundertfältigem Blumenleben — ein Paradies der emsigen Bienen, der auf- und niederschwebenden Falter und der jubelnden Vögel. Kein Wunder, daß sich gerade dort so manches alte Gartenhaus, mancher Pavillon und manche Laube aus schönerer stimmungsvoller Zeit erhalten hat. — Und gehen wir von Heiligenstadt der Donau zu, so führt uns der Weg in ein am Abhang des rebenreichen „Nußbergs“ gelegenes andres romantisches Nest: Nußdorf heißt's und ist noch immer größtenteils von Winzern bewohnt. Hier herrscht nicht die Blütenpracht, sondern der Weinstock, und nicht der Frühling, sondern der Herbst ist hier die wichtigste Jahreszeit. Uralte Dorfstraßen sind hier wie auch in den benachbarten Orten Grinzing und Sievering noch erhalten, die der Zug der Straßenbahn uns in kaum einer Viertelstunde von der „Stadt“ aus erreichen läßt.

Als ein Kranz dichtbewaldeter Berge umsäumt der „Wienerwald“ im Norden und im Nordwesten die ungeheure Fläche der Stadt, und gerade entlang dem Kamm dieses vielhügeligen Bergzuges, des letzten Ausläufers der nördlichen Kalkalpen, geht jetzt die Grenze des Stadtgebietes. Hier herrscht Natur, aber auch nicht uneingeschränkt. Der berühmte „Kahlenberg“ — vor alters wegen seines Reichtums an wilden Ebern der „Schweinsberg“ geheißen — trägt auf seinem Rücken ein uraltes Dörflein, „Josefsdorf“ mit Namen — jetzt führt freilich eine prächtige Zahnradbahn über Schluchten



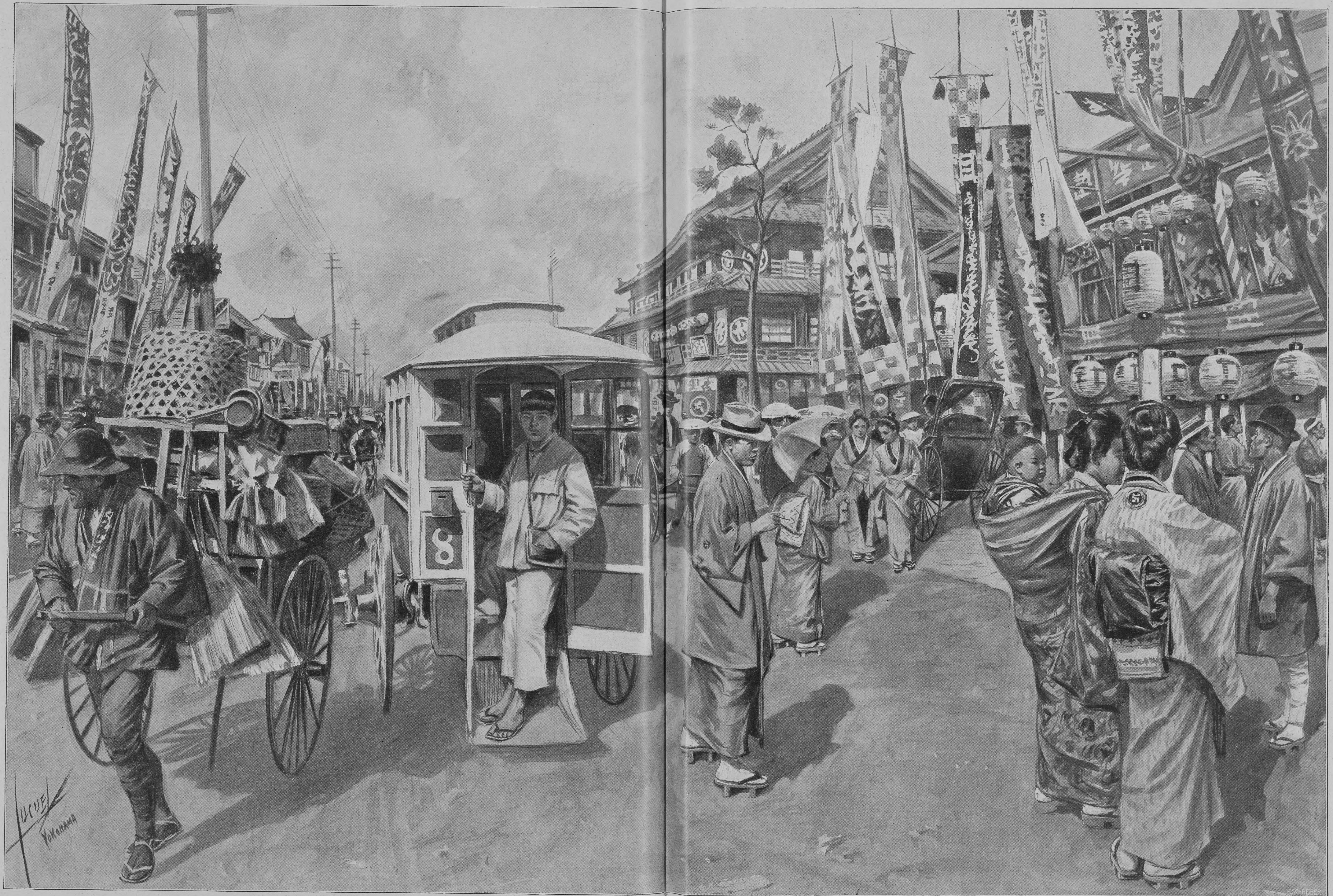
Altes Gartenhäuschen in Heiligenstadt

und durch dichten Wald empor zu dem riesenhaften Kahlenberghotel im Schweizerstil, und prunkvolle Villen beleben den Wald —, aber uralt ist das Kirchlein mit dem ehemaligen Kamaldulenserkloster, dessen Gruft die mumifizierten Leichname von Mönchen birgt, und überall sind die Häuschen, in deren einem Mozart 1790 viel und gern an seiner „Zauberflöte“ arbeitete. An den Kahlenberg reiht sich der „Leopoldsberg“, dessen den kennzeichenden Namen „die Nase“ tragender Abhang steil zur Donau hinabfällt; seinen Gipfel krönt eine gleichfalls uralte zweitürmige Kirche, von geräumigen Wirtschaftsgebäuden umgeben — hier stand dereinst die alte babenbergische Herzogsburg. Sie ist zerfallen und verweht; aber der Wanderer, der entzückten Blickes die unermeßliche Weite durchmißt, die sich zu seinen Füßen ausdehnt bis in schleierhaft verschwebende Fernen, träumt von der alten Herrlichkeit dieses Schlosses. Vielleicht wird der Plan einer kunstsinnigen Gesellschaft ausgeführt, welche die alte Burg neu aufrichten will, und es glänzt dann einstens vom Leopoldsberg das geplante gigantische Siegfried-Denkmal weit hinaus in das Donauland — ein modernes Denkmal der Erinnerung an älteste Zeiten!

So ist die Großstadt Wien eine zu Stein und Mörtel gewordene Vereinigung der schärfsten Gegensätze, eine Welt im kleinen, die schauend und staunend zu durchwandern der Fremde wie der Einheimische nicht müde wird. Einer ihrer größten Reize aber beruht in der treuen Bewahrung des Heilig-Alten.



Judenfriedhof in der „Roßau“



Die Theaterstraße in Jokohama. Spezialzeichnung für „Ueber Land und Meer“ von Eduard Cucuel

Max Eyth

Zu seinem siebzigsten Geburtstag

Von

Dr. Th. Klaiber

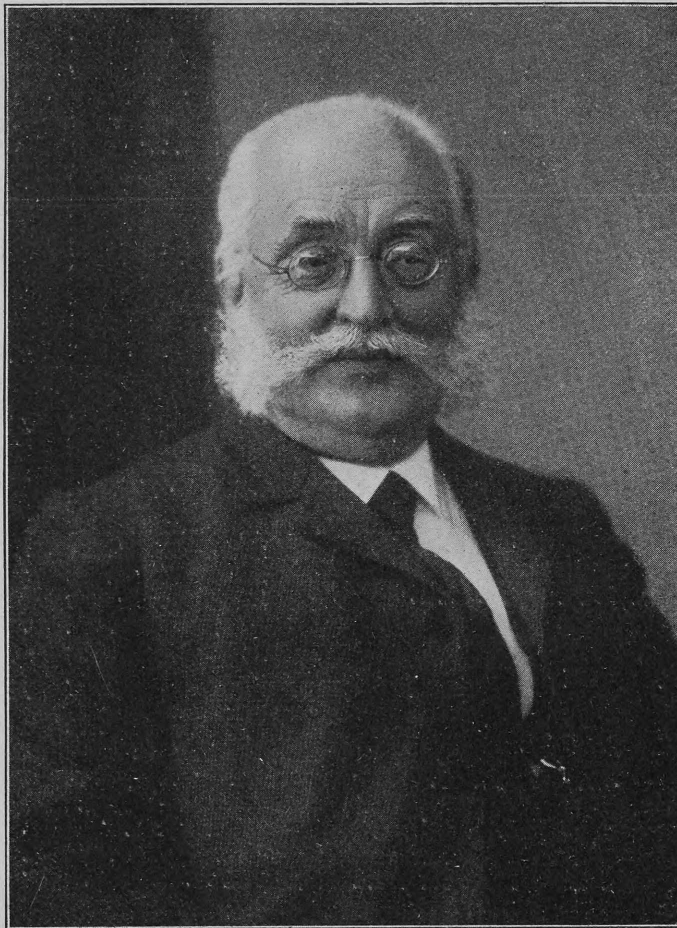
Es ist immer besonders erfreulich und wertvoll, wenn ein Vertreter eines praktischen Berufes auch die Feder gewandt zu führen versteht und von den Arbeiten und Erfolgen, den Freuden und Leiden seines Lebens lebendig und anschaulich zu erzählen und zu berichten weiß. Da wird oft der Mehrzahl der Zeitgenossen der geistige Inhalt und die kulturelle Bedeutung eines Berufes erst recht deutlich und vertraut, man lernt in weiteren Kreisen ein bestimmtes Gebiet des modernen Lebens nun erst näher kennen und verstehen und fühlt sich durch solche Bücher wahrhaft bereichert und gefördert. Ein Mann, der nicht nur als Ingenieur Hammer, Meisel und Feile zu handhaben verstand, sondern auch als Schriftsteller seine Erlebnisse und Eindrücke frisch und fesselnd zu schildern wußte, ist Max Eyth, der am 6. Mai dieses Jahres seinen siebzigsten Geburtstag feiert.

Er ist 1836 in dem württembergischen Städtchen Kirchheim u. Teck geboren, wo damals sein Vater Eduard Eyth Oberpräzeptor war. Nach einigen Jahren wurde der Vater als Professor an das evangelisch-theologische Seminar berufen, das in dem alten Zisterzienserkloster Schöntal an der Jagst seinen Sitz hatte. Hier verlebte Max Eyth seine Jugendjahre. Die anmutige Lage des Klosters in stiller Weltabgeschiedenheit hat wohl schon damals in dem jungen Eyth den Sinn für landschaftliche Schönheiten und für die poetischen Reize der Natur geweckt und gefördert, den er im späteren Leben sooft in vier Weltteilen betätigt hat. Das Lieblingsstudium des Vaters war, wie der Sohn einmal schreibt, Griechisch und Geschichte, das des Großvaters Lateinisch und Hebräisch. Außerdem zeichneten sich Vater und Mutter auf dem Gebiet der religiösen Schriftstellerei in beachtenswerter Weise aus. So schien es das Nächstliegende, daß auch der junge Max dem philologischen oder theologischen Studium sich zuwende. Aber seltsamerweise fand dieser Plan bei ihm keine Gegenliebe. Mathematische und technische Dinge zogen ihn viel mehr an als die Geheimnisse der lateinischen und griechischen Grammatik, und ein kleines Hammerwerk in einem benachbarten Dorf fesselte sein Interesse mehr als die Lebensbeschreibungen des Cornelius Nepos. Die Eltern legten den Wünschen des Sohnes keine Hindernisse in den Weg, und so begann sich dieser auf die Laufbahn eines Ingenieurs am Polytechnikum in Stuttgart und in einer Maschinenfabrik vorzubereiten.

Launig erzählt Eyth von den ersten praktischen Versuchen in seiner Berufstätigkeit. Wie er in einem württembergischen Dörflein eine Sägmühle repariert und in einer badischen Fabrik die rinnenden Kessel wieder zurecht bringt. Dann litt es ihn nicht mehr im Vaterland, er wollte auch ein Stück Welt sehen und besonders England kennen lernen, das in technischen Dingen unserm Deutschland weit voraus war. Im Jahre 1861 kam der junge, arbeitsfreudige Ingenieur in London an, und nachdem mehrere Versuche bei andern Geschäften mißglückt waren, fand er einige Monate später eine Anstellung in dem Fowlerschen Etablissement in Leeds. Da fehlte es nun nicht an Arbeit, und die schriftstellerischen Pläne, die Eyth nebenher gehegt hatte, mußten zunächst völlig zurücktreten hinter den praktischen Anforderungen des Berufes. Neben eifrigem Skizzieren, Zeichnen, Entwerfen und Berechnen im Bureau galt es zuzeiten mit den Dampfpflügen praktische Versuche zu machen, und wochenlang gab es dann Feldarbeit auf allerlei englischen Farmen.

Aber nie ruhte bei ihm der Trieb ins Weite, der Drang, selbständig große Aufgaben zu bewältigen. Und schon bald eröffnete sich eine günstige Aussicht auf Erfüllung dieser Wünsche. Eyth kam nach Aegypten, um dort den Dampfpflug einzuführen, und wurde Oberingenieur bei Halim Pascha, der seine ausgedehnten Besitzungen mit modernem Maschinenbetrieb bewirtschaften wollte. Die Jahre des ägyptischen Aufenthalts brachten viel Arbeit, die oft unter schwierigsten Umständen geleistet werden mußte, aber auch reiche Eindrücke und mannigfaltige Anregungen. Die wunderbaren Denkmäler des Pharaonenlandes, die von einer großen Vergangenheit erzählten, das Leben und Treiben der mohammedanischen Bevölkerung, die Gewohnheiten orientalischer Machthaber, die eigenartige Natur des Nillandes, alles beobachtete der kluge Schwabe mit hellen Augen, und er weiß in seinen Briefen in die Heimat behaglich und humorvoll davon zu berichten und darüber zu plaudern. So gibt er den Seinen in der Heimat ein Bild von seinem Leben auf einem Nilschiff, von dem aus er zuzeiten die Arbeiten auf den nahen Feldern leitete:

„Meine Dahabija, die mir als Wohnhaus dient, ist recht artig eingerichtet, und wenn nicht eine Unzahl gewöhnlicher Fliegen mir das Leben sauer machte, so wäre mir ganz wohl. Ich stehe mit Sonnenaufgang auf, wasche mich in dem gelben Nilwasser, das gegenwärtig überall einen dicken Schlammsatz zurückläßt, und beginne dann meinen Kaffee zu machen. Dann werden Maschinen skizziert, auf dem Verdeck spazieren gegangen, arabische Wörter gelernt, englische Romane gelesen, bis die Vorbereitungen zum Mittagessen beginnen. Bis jetzt hatte ich Fleisch von Kairo; meine Sparsamkeit mit demselben wurde aber übel belohnt und ich warf den Rest gestern abend ergrimmt über



Max Eyth

Bord. Somit bleiben mir heute nur gesalzene Fischlein, Kartoffeln, Eier, Butter, Käse, Orangen und Tee oder Kaffee. Das gleiche wird in andrer Ordnung und kleineren Portionen auch abends zugerichtet. Um neun Uhr ziehe ich mich hinter meine Moskitovorhänge zurück, höre die Frösche quaken, die Schiffer singen, den Nil rauschen und — den Mond scheinen. Denn es ist so still, daß man geradezu alles hört. —

„Wie erwähnt, bietet das Ufer soviel als gar keine Abwechslung. Dagegen bestand ich in Benha ein kleines Abenteuer, indem ich zwei Briefe aufzugeben hatte und mich schließlich genötigt sah, den Postbeamten in seinem Bureau zu prügeln. Ländlich, sittlich! Man kann vieles, wenn man muß. Es ist ein eignes Gefühl diesen braunen Kerls gegenüber, Europäer zu sein. Uebrigens ist derartiges nicht selten. Halten es doch die Fellahs vielfach für eine Ehrensache, sogar ihre Steuer nicht früher zu entrichten, als bis sie die Bastonade erhalten. Ich selbst erlebte kürzlich eine Art Rebellion in einer meiner Werkstätten, und warum? Sie protestierten gegen die neuen kleinen Geldstrafen und wollten lieber ihre alten Prügel wieder. Was ist da zu machen? Habeat sibi. In Mansura hoffe ich diese Zeilen auf die Post geben zu können, wenn eine da ist. — Bums! Bums! — In diesem Augenblick stranden wir wieder und meine acht Schiffer hüpfen wie braune Frösche über Bord. Wer weiß, ob wir heute Mansura erreichen? Ich muß nachsehen — lebet wohl!!"

Meist war freilich das Leben in Aegypten keine Idylle, und bald mußte auch Eyth erfahren, wie unsicher die Verhältnisse in einem orientalisch regierten Staate sind. Halim Pascha verlor die meisten seiner Güter, und so fand auch Eyths Stellung bei ihm ein Ende. In seinem letzten Schreiben aus Schubra im Mai 1865 meldet er in die Heimat: „Und so lasse ich denn meinen Orangengarten, den Nil und die Wüste und mein arabisch Roß, und gehe wieder einer grauen nebligen Zukunft entgegen, um den alten Kampf mit dem Leben von neuem aufzunehmen. Das Los des Mannes! Glaubet nicht, daß es mich auch nur einen Augenblick geärgert oder bekümmert hat."

Das nächste Jahr führt Eyth nach den Vereinigten Staaten. Im Süden soll er das Interesse für den Dampfpflug wecken und den Norden will er für eine neue Methode der Schleppschiffahrt gewinnen. Auch da gibt es wieder unendlich viel Neues zu sehen und zu erleben. Da sind die Naturwunder der Neuen Welt: Niagarafall, die Mammuthöhle in Kentucky, die Urwälder des Südens und andres, daneben bietet das aufstrebende großzügige Leben Amerikas reichen Stoff zur Beobachtung: der Charakter der Yankees, das Treiben in ihren Städten, die Sklavenfrage, das Patentoffice in Washington, das alles fesselt die Aufmerksamkeit des jungen Deutschen, wenn es ihm auch hier nie so recht wohl wird. 1870 kehrt er wieder nach Leeds zurück.

Aber auch in den nächsten zwölf Jahren hält er sich nur zeitweilig dort auf. „Einige Monate sind gerade genug in der Atmosphäre von Leeds mit ihrem Nebel und Kohlenstaub. Dann fängt der schwarze Staub an, mir in Lunge und Magen Kesselstein zu bilden; das Leben selbst färbt sich schwarz und ist trotz aller triebigen Mühe kaum der Mühe wert es zu leben. Es ist dieselbe Geschichte jedes Jahr. Die Ideen, die ich heimgebracht, sind nun ausgearbeitet oder vergeckt, und ein ungeduldiges, unbehagliches Gefühl läßt mich in der relativen Ruhe keine Ruhe mehr finden. Es ist das Gefühl des Wandervogels, der im vollen Sonnenschein des warmen, glänzenden Herbsttages merkt, daß er weiter muß, um zu leben."

So treffen wir ihn auch in den siebziger Jahren bald auf einer Ausstellung mit dem Montieren von Maschinen beschäftigt, bald „pflügt" er in Italien und Rußland, in Rumänien und Ungarn, dann finden wir ihn in Westindien und Südamerika oder wieder in Aegypten. Dazwischen sucht er in Belgien, Holland und Deutschland Interesse für die neue Art von Schleppschiffahrt zu erwecken. Wie viel Interessantes gab es bei einem solchen Leben zu sehen und zu erleben! Bald findet sich Gelegenheit, einen Derwischtanz mit anzusehen, bald wohnt er einem Negerball auf Kuba bei, er beobachtet das Leben der Chinesen in San Francisco oder erlebt die Königskrönung in Bukarest mit. Und wie er das zu schildern versteht! So lebendig, farbenfrisch und anschaulich, daß wir es vor Augen zu sehen glauben. Da erzählt er uns ein Reiseerlebnis aus Peru. Hoch oben an den Abhängen der Kordilleren hat er sich bei einer Besteigung des Gebirges einquartiert: „Das Hotel: eine kleine gebrechliche Veranda, den Bergabhang überhängend, eine Reihe Holzkämmerchen in die Felswand hineingezwängt. Vor uns der wilde, düstere Blick auf die Felswand mit ihrer Tunnelöffnung und ein schwarzes Spinngewebe über die unergründliche Schlucht, worin der Rimac braust. Regen und Nebel in allen Winkeln. Um uns, oder besser gesagt zu unsern Füßen ein paar Ställe und Indianerhütten, und friedlich und sorglos und ungestört von gemütlichen Eindrücken die erste Herde Lamas, die ich gesehen.

„Der Fremdenzudrang war bedeutend im Hotel; fünfzehn oder zwanzig Gäste, die zumeist von oben herunter gekommen waren und auf den morgigen Zug warteten. Wildes Volk, Hirten und Bergleute und ein paar verdächtige Gestalten ohne nennenswerten Charakter. Das Schlimmste aber, daß ein Kollege von mir, der ein Silberbergwerk etliche tausend Fuß über uns betreibt, heute eine Erholungsreise angetreten hatte und in Anchi seine erste Station machte. Der Mann war betrunken, wie man sich nur auf diesen wilden Höhen betrinken kann, 11000 Fuß über den ersten Spuren der kommenden Zivilisation. Mit einem geladenen Revolver in jeder Hand rannte er in den Winkeln und Kämmerchen unsrer komplizierten Bretterbuden



Unter alten Freunden. Nach einem Gemälde von G. G. Makowsky

herum, die Leute umarmend und im nächsten Augenblick auf sie anlegend und sie mit augenblicklichem Tod bedrohend. Der Spaß dauerte bis in die tiefe Nacht. Es war ein förmliches ‚Räuberles‘-spielen, mit wirklichen Revolvern und ernsthaftem Pulver und Blei, das jeden Augenblick losgehen konnte und in der Tat etliche Male losging und bei dem die ganze Hotelgesellschaft, inklusive den Wirt, mitspielte, nolens volens. Am andern Morgen und später in Lima fand ich Mr. Melville wieder, den ruhigsten und ordentlichsten Menschen in der Welt, in Glacé und schwarzem Rock und kaum von einer dämmernden Erinnerung verfolgt, daß er schon nahezu ein Dutzend Menschen ins Jenseits spediert hatte. Niemand wunderte sich darüber. Es sei dies ein ganz gewöhnliches Vorkommnis in der höheren Gesellschaft Perus. Man habe in diesen unwirtlichen Distrikten so gar keine andre Möglichkeit, sich zu zerstreuen und ein wenig aufzuheitern.“

Anfangs der achtziger Jahre kehrte Eyth wieder nach Deutschland zurück, nicht um sich behaglicher Muße hinzugeben. Sein Plan war, nach dem Muster der „Königlichen Landwirtschaftsgesellschaft von England“ eine deutsche Landwirtschaftsgesellschaft zu gründen. Seinem hervorragenden Organisationstalent gelang es, die Schwierigkeiten, die sich dem Plan entgegenstellten, zu überwinden. Eine Reihe von Jahren lag ihm die Leitung der Gesellschaft ob und er stellte seine reiche Erfahrung in den Dienst dieser Sache, die der Landwirtschaft viel wertvolle Förderung vermittelte. Seit einigen Jahren hat er sich von der Leitung zurückgezogen und lebt nun in Ulm an der Donau. Auch jetzt noch beteiligt er sich anregend und fördernd an technischen Unternehmungen, beschäftigt sich mit schriftstellerischen Arbeiten und hat sich seinen guten Humor und seine ungemeine Spannkraft trefflich bewahrt.

Auf den reichen Eindrücken und Erfahrungen seines Lebens baut sich nun auch die schriftstellerische Tätigkeit auf, die den Namen von Eyth weiteren Kreisen bekannt gemacht hat. Sein „Wanderbuch eines Ingenieurs“ ist mannigfach umgearbeitet und erweitert in neuer Auflage unter dem Titel „Im Strom unsrer Zeit“ erschienen (Heidelberg, C. Winters Verlag. 3 Bände). Das Werk ist im wesentlichen aus den Briefen hervorgegangen, die Eyth jeweils in die Heimat sandte, und gibt uns ein fesselndes Bild von den Lehr-, Wander- und Meisterjahren Eyths. Eyth bewährt sich in diesen Briefen als einer unsrer ersten Briefschriftsteller. In zwei andern Werken hat er seine Erlebnisse und Beobachtungen mehr novellistisch verarbeitet. Sie tragen den Titel „Der Kampf um die Cheopspyramide“ (Heidelberg, C. Winter, 2 Bände) und „Hinter Pflug und Schraubstock. Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs“ (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Volksausgabe in einem Band). Das erstgenannte Buch bietet im Rahmen einer zusammenhängenden humoristischen Erzählung ein farbenreiches Bild der ägyptischen Zustände in der Zeit Ismail Paschas in den sechziger Jahren des vorigen Jahrhunderts. „Hinter Pflug und Schraubstock“ enthält neben einigen feinen Proben Eythscher Lyrik heitere und ernste Erzählungen und Bilder aus dem Ingenieursleben. Eyth ist ein prächtiger Erzähler, der den Leser festzuhalten und zu fesseln versteht, ein geistvoller Beobachter von hervorragender Schilderungsgabe und ein Schriftsteller von nie versiegendem Humor. Wie weiß er uns das ruhelose Treiben der Gegenwart so behaglich und launig vor Augen zu führen, und wie zeigt er sich zuzeiten gar als einen Meister der grotesken Komik, die wir von den amerikanischen Humoristen her kennen. Seine Werke nehmen im Schrifttum der Gegenwart eine bedeutsame Stellung ein, schon um dieser literarischen Eigenschaften willen. Aber sie sind zugleich auch bedeutsame persönliche und kulturhistorische Dokumente. Wir erhalten in ihnen das Bild eines Mannes, der mitten im Getriebe des modernen Lebens mit seiner Rastlosigkeit und Unruhe nie auf die Vielseitigkeit geistiger Interessen und die Pflege des Gemütslebens verzichtet hat und sich seine natürliche Frische und Herzenswärme unvermindert bewahrte. Und diese Werke geben uns zugleich auch ein packendes Gemälde der großen Wandlungen auf allen Lebensgebieten, die durch das allmähliche Vordringen der Technik in der Alten und der Neuen Welt sich vollzogen haben.

Die Theaterstraße in Jokohama

(Zu dem Bilde auf Seite 752/53)

Wohl die interessanteste und zugleich auch die malerischste Straße in Jokohama ist die „Tschihazi Cho“ oder auf gut deutsch: die Theaterstraße, wie sie von allen Fremden genannt wird nach den zahlreichen Theatern, die an ihr liegen. Ob man sie bei Tag oder Nacht passiert, man ist jedesmal erstaunt über das fieberhafte Leben, über die Farbenpracht, die Lichteffekte, die sich dem Auge darbieten, und wer zum erstenmal das schöne Inselland des fernen Ostens besucht, verspürt hier den ersten Hauch des japanischen Lebens. Da drängt sich Laden an Laden; Papierlaternen, Seidenkimonos, Buddha-Statuetten, Lackgeräte, Cloisonnégefäße werden feilgeboten. Der Verkehr in der Theaterstraße ist äußerst lebhaft. Tausende der leichten zweirädrigen Jinrickshas, von Kulis gezogen, fliegen förmlich vorbei, hochbepackte Karren, mit allen möglichen Waren bepackt, schwanken daher, der Blumenhändler, fast versteckt unter der Last der Chrysanthemen, sucht seinen Weg, dort halten kleine Kantinenwagen, an denen man warmen Reis, Fisch und andre Gerichte kaufen kann, und durch all den Trubel windet der japanische Radfahrer sich sehr geschickt. Die Theater, die der Straße den Namen gegeben, verleihen ihr auch das eigentliche Kolorit. Vor den Gebäuden schweben riesige Banner an hohen Bambusstangen, teils schwarz, teils leuchtendrot. Hunderte von bunten Laternen hängen in langen Reihen, und die Fassaden schmücken kolossale Gemälde, die einzelne Szenen der Stücke, die gerade auf dem Repertoire stehen, darstellen. Es ist ein förmlicher Kampf der buntesten Farben, aber niemals wird das Auge beleidigt. Bei Nacht, wenn die Tausende von Laternen wie Glühwürmer in der Luft schweben, wenn sich das Volk vor den Bildern drängt, mit gespannter Aufmerksamkeit und offenem Munde die Bilder betrachtet, ist der Anblick von sinnverwirrender Phantastik, und man fühlt, wie weit man von der Heimat entfernt ist an der andern Seite der Erde.

Eduard Cucuel



Aepfelschälmaschine (schält 24 Aepfel pro Minute)

Der amerikanische „Pie"

Von

Arthur G. Abrecht, New York

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Brown Brothers in New York)

Es ist weder ein Kuchen, noch ist es eine Torte, auch keine Pastete, und doch ist es das eine so viel wie das andre. Es findet sich in jedem amerikanischen Restaurant, im feinsten, elegantesten wie auf dem billigen „Lunchcounter", wo es weder Stühle noch Servietten gibt, wo man in aller Eile sein dürftiges Mittagsmahl verschlingt, denn schon stehen drei vier andre Hungrige hinter uns, bereit, unsern Platz einzunehmen; es findet sich auf jeder Speisenkarte, in seiner Heimat sowohl, den Neu-England-Staaten, wie draußen an der Küste des Stillen Ozeans, und viele, ja die meisten Amerikaner betrachten eine Mahlzeit nicht als komplett, wenn es fehlt. Es ist — ein „Pie". Ein gar sonderbares Produkt der Backstuben, dieser Pastetenkuchen, aus Mehl, Schmalz, Salz und irgendeiner Baum- oder Feldfrucht bereitet. Klein wie eine Untertasse und ebenso flach oder aber groß wie ein Wagenrad. Ein Boden aus wenig, oft sehr wenig gebackenem Teig, darüber die Füllung, was immer sie gerade sein mag, Aepfel, Ananas, Erdbeeren, Stachelbeeren, Heidelbeeren, Pfirsiche, Kokosnuß, Rhabarber, „Custard", eine Art Creme aus Milch und Eiern, „Squash", eine Kürbisart, oder schließlich „Mincemeat", ein gekochtes Gemisch aus Kalbszunge, Rindfleisch, Aepfeln, Rosinen, Korinthen, Schweinefett, Rinderfett, Zitronat, Orangeat, Zitronen- und Orangensaft, Orangenschale, Muskatnuß, Zimmt, Nelken und — Verdauungsbeschwerden obendrein, und zwar von letzteren die schwere Menge. Zum Schlusse obendrauf eine weitere Teigschicht, die allerdings nicht umhin kann, gehörig durchgebacken zu werden. Und dieser entsetzlichen „Pasteten" verspeist Amerika tagtäglich Hunderttausende, ja man wird wohl mit Millionen nicht zu hoch greifen, denn eine einzige „Pie Factory" in New York fertigt im Sommer zur Beerenzeit täglich 28 000 derselben an. Dies ist aber nur eines der großen New-Yorker Etablissements dieser Art, es gibt deren etwa ein halbes Dutzend. Dazu kommen noch die Unmengen Pies, die jeder Bäcker, der große wie der kleine, selbst backt, die andern Unmengen, die in Hotels und Restaurants von den Patissiers gebacken werden, und schließlich die vielen Tausende, welche die Hausfrau in der eignen Küche herstellt. Kein Wunder, daß die Amerikaner ein Volk von Dyspeptikern sind, kein Wunder, daß hierzulande fast jeder zweite Mensch, dem wir begegnen, Magenbeschwerden hat.

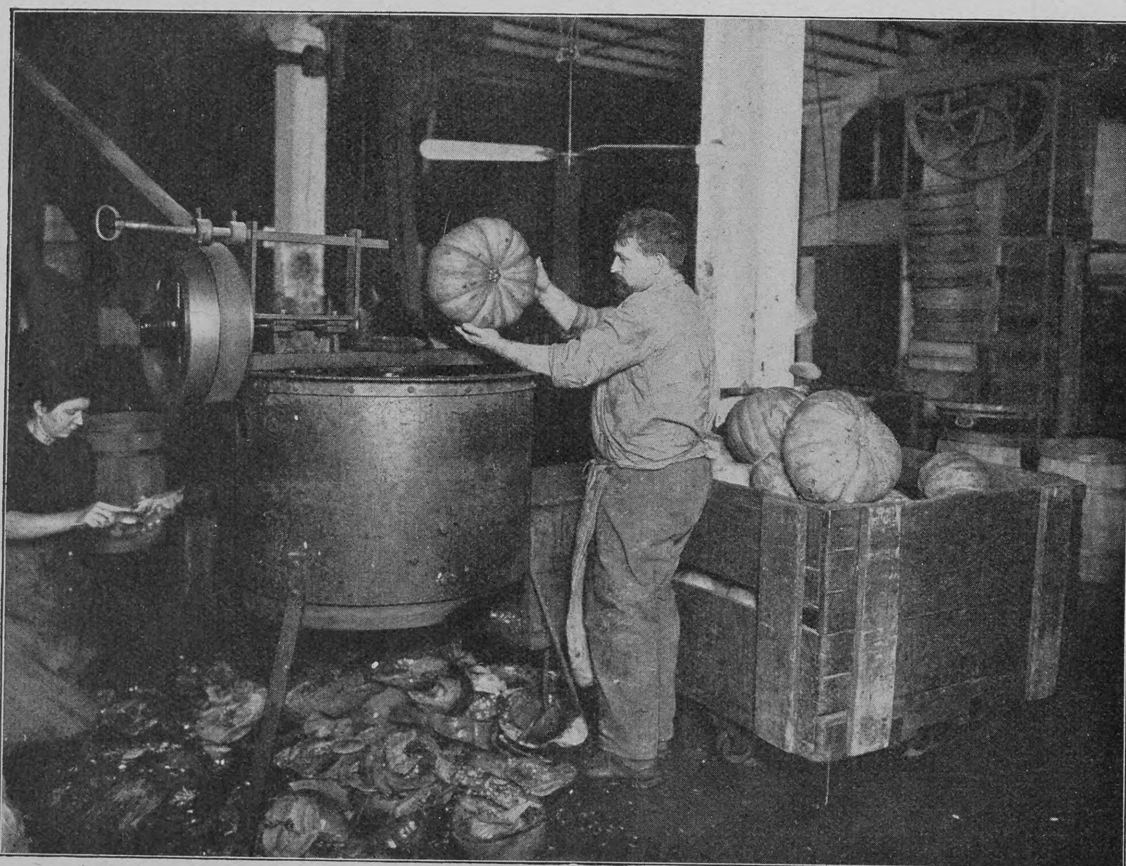
Hochinteressant ist ein Gang durch eine dieser riesigen Kuchenfabriken. Fabriken deshalb, weil bei einer solchen Massenproduktion, bei der sinnreiche Maschinen die Hauptarbeit verrichten, von einer Bäckerei kaum mehr die Rede sein kann, weil die Backstube denn auch tatsächlich den geringsten Raum einnimmt, weil zur Herstellung dieser 28 000 Kuchen per Tag, von der Einholung des Materials bis zur Ablieferung an die Krämer, kaum hundert Menschen tätig sind, weil das ganze Getriebe ebenso fabrikmäßig ist wie das Produkt.

Der vierte Teil aller Pies ist mit Aepfeln gefüllt, nach ihnen herrscht die weitaus größte Nachfrage. Aus dem Faß wandert der Apfel zuerst in die Schälmaschine, in der ein kleiner Hobel, einem der bekannten Sicherheitsrasiermesser nicht unähnlich, die Frucht von ihrer Schale befreit. Das Messerchen dringt nur bis zu einer gewissen Tiefe unter die Schale, so daß nicht allzuviel des Fleisches verloren geht. Die Maschine schält per Minute 24 Aepfel, so daß der Arbeiter, der die Früchte auf die rotierenden Spindeln steckt, gerade genug zu tun hat, will er die Doppelspindel nicht leerlaufen lassen. Ein Hebel wirft die geschälte Frucht von der ersten Spindel ab, inzwischen hat der Arbeiter eine neue auf die zweite gesteckt, eine Drehung, und auch diese ist von der Schale befreit, und die Frucht fällt in einen Korb, die Schale in ein Faß, denn nichts wird vergeudet, nichts darf verloren gehen. Ist der Korb voll, so trägt ihn ein andrer Arbeiter einem Mädchen zu, das vor der „Coring and Cutting Machine" sitzt, die mit einem Schlag den Apfel vom Kernhaus befreit und ihn je nach Wunsch in sechs, acht bis zwölf gleiche Teile zerlegt, die wiederum wie die Schale in ein bereitstehendes Faß fallen, während das Kernhaus in ein zweites Faß gleitet. Das Wesen der komplizierten Maschine erklärt sich schon aus ihrem Namen. Auf einem horizontalen Rade sind sechs Spieße angebracht, jeder etwa 3 bis 4 Zentimeter lang. Auf diese Spieße steckt die Arbeiterin die Aepfel, nachdem sie zuvor die Stiele und die Teile, welche die Schälmaschine nicht von der Schale befreit hat, weggeschnitten hat. Das Rad dreht sich ruckweise, und mit jeder Drehung kommt einer der aufgespießten Aepfel unter einen Stanzapparat, der das Kernhaus rundzapfig herausholt. Mit dem Kernhausmesser zugleich kommt ein sechs-, acht- oder mehrstrahliges Messer herab, das die Aepfel zerschneidet. Die wie jede andre elektrisch betriebene Maschine macht pro Minute 25 Schläge, zerlegt also 25 Aepfel in je 60 Sekunden, und eine Arbeiterin ist imstande, mittels dieser Maschine täglich zwölf bis dreizehn Faß Aepfel auszukernen und zu zerschneiden, während sie mit der Hand nicht mehr als zwei Faß pro Tag liefern könnte. Auf jeden Pie rechnet die Fabrik durchschnittlich zwei Pfund Aepfel, und die Kuchen werden in vier verschiedenen Größen hergestellt. Die so zerlegten Aepfel werden dann einfach zwischen die Teigschichten gelegt und mit diesen gebacken. Der Kostenpunkt des Schälens, Auskernens und Zerschneidens der Aepfel mit den Maschinen stellt sich pro Faß von je 119 Pfund auf 10 bis 11 Cents, während die Handarbeit mindestens das Dreifache kosten würde. Die Fabrik verbraucht im Durchschnitt 35 Faß Aepfel pro Tag, und sie verwendet ausschließlich frisches Obst, das im Winter und Frühjahr in Kühlhäusern aufbewahrt wird. Andre Früchte dagegen, wie Aprikosen, Pfirsiche, Pflaumen und dergleichen, werden getrocknet und aufgekocht. Der Abfall, Aepfelschalen, Kernhäuser und so weiter, zwei bis vier Faß pro Tag, wird an einen Geleefabrikanten verkauft.

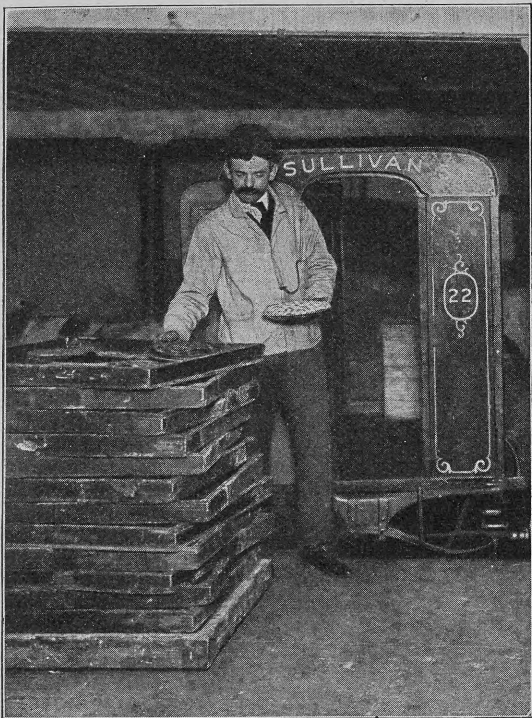


Maschine zum Ausstanzen des Kernhauses und Zerschneiden der Aepfel (25 Aepfel pro Minute)

Das Kochen der Früchte und Beeren geschieht in mächtigen Kupferkesseln, in denen auch das bereits erwähnte „Mincemeat" gemischt und gekocht wird. Zur Mischung mehrerer Sorten Früchte sind große Mischmaschinen vorhanden, die gleichfalls elektrisch betrieben werden. Die Füllung für Zitronenpie wird auf folgende Weise hergestellt.



Maschine zum Zerlegen von Kürbissen



Fertig zum Transport

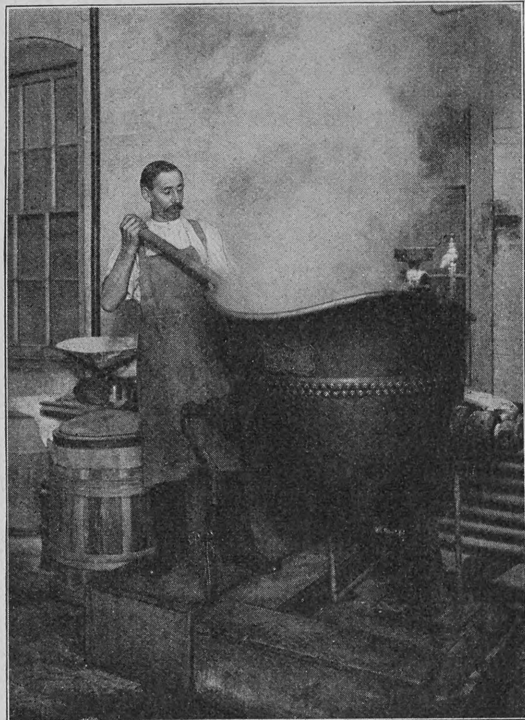
Die Zitronen, etwa 300 bis 360 den Tag, werden in einer kleinen Maschine, einer Obstkelter nicht unähnlich, zerquetscht und ausgepreßt. Der Saft rinnt in große Kupfersiebe, welche die Kerne und fleischigen Teile aufhalten und nur den reinen Saft durchlassen. Der klare Saft wird dann mit verschiedenen Zutaten gekocht und schließlich, wenn die Kuchen halb gebacken, in die Formen eingefüllt. Zitronen-Pies erhalten keinen Teigdeckel, wohl aber einen Ueberzug aus geschlagenem gezuckerten Eiweiß. Sie sind auch ohne die zweite Teigschicht unverdaulich genug. Eine weitere Maschine erblicken wir, in der durch mächtige rotierende Scheibenmesser die „Pumpkins" und „Squashes", zwei zu Pies verwendete Kürbisarten, in Stücke zerschnitten werden. Die Maschine ist nichts weiter als eine ins riesenhafte gesteigerte Fleischhackmaschine, wie sie jeder Hausfrau bekannt ist. Der Rhabarberpflanze lange saftige grüne Blattstiele werden in einer besonderen Maschine in Stücke von einem halben bis zu einem Zoll Länge zerschnitten. Die Länge der Stückchen richtet sich nach der Saison; ist der Rhabarber frisch und jung, so zerkochen die Stengel leichter, die Stücke können dann größer bleiben, ist die Jahreszeit vorgeschritten, so nimmt die Zähigkeit der faserigen Stiele zu und sie müssen feiner geschnitten werden. In der Hochsaison dieser Pflanze, die nur vier Monate lang erhältlich ist, werden täglich 1300 bis 1500 Bündel solcher Stengel, jedes etliche zwölf enthaltend, verbraucht. Der Verbrauch an im Herbst reifenden Pumpkins, die goldleuchtend in den Maisfeldern zwischen den Stoppeln liegen, beläuft sich auf 3000 bis 4000 Pfund per Tag.

Im Sommer werden dreizehn verschiedene Arten von Frucht- und Obstpies hergestellt, im Winter dagegen verwendet die New York Pie Baking Company, von deren Etablissement hier die Rede ist, nur solche Früchte, die sich in Kühlräumen halten oder die getrocknet und dann gekocht werden können. Die ganze Zubereitung der Früchte und Füllung geschieht im oberen Stockwerk des Etablissements, im unteren dagegen sind die Arbeitsräume der Bäcker und die sieben riesigen Backöfen. In gigantischen Trögen wird das Mehl mit dem Fett, bestem Schweinefett, gemischt. Hefe oder Backpulver wird nicht verwendet. Sechsundzwanzig Faß Mehl zu je 196 Pfund und fünf Faß Schweinefett zu je 400 Pfund werden täglich dort gemischt. Das Mischen muß so leicht als möglich geschehen, damit der Teig nicht allzu zäh und schwer wird. Bei den mit Milch zubereiteten Pies, Kokosnuß-, Custard-Pie und ähnlichen dagegen muß der Boden eine gewisse Zähigkeit erhalten, damit die Füllung, die in die Formen gegossen wird, solange diese noch im Backen begriffen sind, nicht durch die Kuchenböden schlägt, und deshalb wird die zu den Böden dieser Pies verwendete Masse nicht mit der Hand, sondern mit einer Mischmaschine durcheinandergemengt. Während des Mischens wird Wasser zugegossen. Die fertige Masse wird dann auf langen Tischen ausgebreitet, mit kleinen runden Hölzern, etwa einem zwei Fuß langen Stück eines Besenstiels, ausgerollt, dann auf runde Weißblechteller gelegt, abgeschnitten, mit kleinen Rundzacken etwas verziert, dann kommt bei den Obst- und Fruchtpies die Füllung hinein, der Teigdeckel wird daraufgesetzt, am Rande etwas gegen den emporragenden Boden gepreßt, und das Wunderwerk ist für den Backofen fertig. Die Tische, auf denen die Bäcker ihren Teig wellen und in die flachen, am Rande erhabenen Teller einlegen, sind an den Kanten mit kleinen Blechkanälen versehen, die alles Mehl, das sonst auf den Boden fallen würde, jedes Stückchen Teig und so weiter auffangen.

Eigenartig und überaus praktisch sind die Backöfen, deren die New York Pie Baking Company sieben hat. Aeußerlich gleichen sie mit ihren weißen Backsteinmauern jedem gewöhnlichen Backofen, im Innern dagegen haben sie Aehnlichkeit mit Karussells, denn jeder Boden, auf dem während der zehnstündigen Backzeit 3000 Pies gebacken werden, ist rund und mittels eines über der Einschußtür angebrachten Steuerrades drehbar. Da ein Pie durchschnittlich nur 40 Minuten zu backen braucht, ist der Schießer während der Backstunden unaufhörlich beschäftigt, denn bis er die Drehscheibe gefüllt hat, sind die Kuchen, die er zuerst einschob, bereits gebacken. Backt er Milchpies, das heißt solche, deren Hauptbestandteil aus Milch besteht, so heißt es beim Eingießen in die deckellosen, halbgebackenen Böden scharf aufpassen, damit die eingefüllte Masse die Böden nicht durchweicht. Die sieben Oefen verbrennen ein in Anbetracht ihrer Größe, ihrer Leistungsfähigkeit und der Tatsache, daß während des ganzen Backens die kleine Einschußtür beständig offensteht, gering zu nennendes Quantum Kohlen, etwa drei Tonnen jeden Tag.

Sind die Pies gebacken, so werden sie in flache, tablettartige Kisten gestellt, bis sie sich abgekühlt, dann wandern sie in die siebzehn Ablieferungswagen, die in einem Schuppen in einer Reihe aufgestellt ihrer Ladung harren. Jeder Wagen ist der Länge nach in 260 Kompartements abgeteilt, die durch einen Mittelgang voneinander getrennt sind. Hat er erst seine volle Ladung, dann geht es hurtig davon, seinem Ablieferungsrevier zu, wo die Firma in Spezereiläden, Delikatessenhandlungen und dergleichen mit Regalen versehene Schaukästen aufgestellt hat, in denen die Waren sich gar appetitlich ausnehmen. Selbstverständlich versorgen die großen Bäckereien auch eine Menge kleinerer Restaurants, Kosthäuser und so weiter mit Pies.

Wehe aber dem Magen, der sich durch das verlockende Aussehen der Ware verleiten läßt, mehr in sich aufzunehmen, als ihm gut ist! Die Strafe folgt hier der Freveltat auf dem Fuße, denn nichts leistet dem Verdauungsapparat hartnäckigeren



Dampfkessel zum Zerkochen der Früchte

Widerstand als ein bereits etwas durchweichter Pie, nichts ist ihm auf die Dauer schädlicher als diese Errungenschaft amerikanischer Massenfutterproduktion.



Füllen der Pieteller mit Früchten

Sprichwörter des Morgenlandes

(Türkisch — arabisch — persisch)

Gesammelt von

Roda Roda

Der Weise erforscht's, und dem Bauer fällt's ein.

*

Frommer ist ein reuiger Sünder denn ein hochmütiger Seelsorger.

*

Wenn der Zobel seinen Pelz nicht hätte, würde ihn das Wiesel nicht grüßen.

*

Wer mit aller Welt gut Freund ist, ist kein guter Freund.

*

Was du mit der Hand verborgst, wirst du zu Fuße suchen müssen.

*

Ehe du in den Wald gehst, nenn' den Bären „Lieber Oheim".

*

Wenn einer sagt, es gebe auf der Welt keine Ehrlichkeit — der hat sich selber wohl erkannt.

*

Wer Wahrheit durch die Gassen trägt, dem weichen alle Leute aus.

*

Wüßt' man um alle Nachreden, da gäb' es kein Anreden.

*

Von Almosen ist noch keine Börse leer und keine voll geworden.

Blütenpracht, Obstsegen und Obstfall

Von

Schiller-Tietz (Kleinflottbek)

Unsern Obstbäumen wohnt wie allen Pflanzen der Naturtrieb inne, jedes Jahr zu blühen und auch reichlich Frucht zu tragen; es ist das der Ausfluß des die Erhaltung der Art verbürgenden Generationstriebes. Dennoch sind aufeinanderfolgende reiche Obstjahre ungemein selten; dasselbe wird auch an den Bäumen unsrer Wälder und an den Forst- und Heckenpflanzen beobachtet. Von der Eiche, Fichte und Lärche wird behauptet, daß sie nur alle sieben Jahre reichlich Früchte ansetzen, und jedenfalls liegt dieser Angabe eine mehr als tausendjährige Beobachtung zugrunde; denn bis zu Anfang des vorigen Jahrhunderts spielten Eicheln und Bucheckern in der Schweinehaltung eine große Rolle, insofern man im Herbst die Schweine einfach in die Wälder trieb, wo sie sonder Wartung und Fütterung frei umherliefen und erst wieder eingefangen wurden, nachdem sie gehörig gefeistet waren. Den Eichelertrag eines guten oder sogenannten Eicheljahres, in dem in einem bestimmten Walde von bekanntem Areal das Maximum von Schweinen gehalten werden konnte, nannte man „volle Mast“ und unterschied dementsprechend auch halbe und viertel Mast. In Hannover, Schleswig-Holstein und Mecklenburg heißen die Jahre mit voller Mast heute noch „Mastjahre“. Bei voller Mast konnten zum Beispiel ehedem im Sachsenwalde 6000 Schweine gefeistet werden. — Die Buche soll sogar nur in zwölfjährigen Zwischenräumen Maximalerträge zeitigen — „Buchelmast“ —, während bei Ahorn, Erle und Ulme in vier- bis fünfjährigen Perioden ansehnliche Samenerträge wiederzukehren pflegen. Mag es nun auch mit diesen Zahlen und deren periodischer Wiederkehr sein Bewenden haben, so ist es doch jedenfalls richtig, daß bei unsern Obst- und Waldbäumen auf ein fruchtbares Jahr mehrere fruchtarme Jahre folgen, so daß man den Eindruck erhält, als hätten sich die betreffenden Bäume durch die Ausbildung reichlicher Früchte in dem einen Jahre erschöpft und bedürften wieder der Kräftigung durch Ausbildung von ungeschlechtlichen Sprossen (Blattknospen), die mit ihrem grünen Laube mehrere Jahre hindurch organische Stoffe erzeugen und gewissermaßen in Vorrat aufspeichern müßten.

Das Jahr 1904 war nicht nur ein reiches Obstjahr, sondern es zeichnete sich auch durch eine selten große Fruchtbarkeit der Forst- und Heckenpflanzen aus, die sonst nur in größeren Zwischenräumen zur Fruchtbildung kommen; ein derartiges Zusammentreffen der verschiedensten Obst- und Waldbäume mit ihrer Volltracht gehört deshalb überhaupt zu den größten Seltenheiten. Während nun aber für gewöhnlich auf ein reiches Obstjahr eine Reihe von Jahren folgt, wo die Blüten ganz ausbleiben oder die Bäume doch nur sehr spärlich blühen, so zeigte auffallenderweise der Frühling des Jahres 1905 eine Blütenpracht, die sogar die Baumblüte des Vorjahres weit hinter sich zurückließ. Dennoch entsprach die Obsternte in keiner Weise den Erwartungen.

Nun ist zu bedenken, daß die Blütenentfaltung der Bäume das Ergebnis, beziehungsweise die Folge der Vegetationsverhältnisse des Vorjahres ist. Während die Fruchtbildung mehr das Ergebnis der Witterungsverhältnisse und deren Begleiterscheinungen während des Sommers und Herbstes selbst ist, erkennen wir die Blütenentfaltung als die Folge der voraufgegangenen Behandlung und Pflege und eines die Bildung von Blütenknospen begünstigenden voraufgegangenen Jahres. Abgesehen von den Holzgewächsen, bei denen die Blütenbildung am Jahrestrieb erfolgt, wie zum Beispiel beim Weinstock, kann ja auch die Anregung zur Entwicklung einer Blütenknospe unmöglich von den klimatischen Verhältnissen jenes Jahres ausgehen, in dem das Blühen erfolgt, und man kann auch bekanntlich schon im Herbst des vorhergehenden Jahres deutlich erkennen, ob die angelegte Knospe ein Laubsproß oder eine Blütenknospe wird. Will man daher die klimatischen Verhältnisse mit den Obsterträgen in Beziehung bringen, so müssen die Zustände und Vegetationsverhältnisse des dem blütenreichen Jahre vorhergegangenen Sommers berücksichtigt werden.

An umfangreichen Bäumen, die im Sommer an der einen Seite beschattet, an der andern besonnt sind, kann man nun unschwer die Beobachtung machen, daß sich im Bereiche des beschatteten Teiles ausschließlich oder vorwaltend Laubknospen, im Bereiche des besonnten Teiles zahlreiche Blütenknospen anlegen, und man wird kaum fehlgehen, wenn man die Sonnenstrahlen als Anregungsmittel zur Anlegung von Blütenknospen ansieht. Die Erfahrung bestätigt dies auch: Pflanzen, die in dichtem Waldesschatten viele Jahre hindurch blütenlos blieben und dort nur Laubknospen bilden, beginnen nach dem Fällen des beschattenden Ueberholzes im sonnendurchleuchteten Holzschlage alsbald Blütenknospen anzusetzen und gelangen dann auch zur Blütenentfaltung und Fruchtbildung. In welcher Weise allerdings das Sonnenlicht auf die bauende Tätigkeit der Pflanze unmittelbaren Einfluß nimmt, und wie es kommt, daß sich eine Knospe in der Sonne zu einer Blütenknospe, im Schatten zu einem Laubsproß ausbildet, vermögen wir vorläufig noch nicht zu sagen.

Wenn nun in einem günstigen Obstjahre einer reichen Blütenentfaltung auch ein entsprechender Obstsegen folgt, so daß das Fruchtholz vollständig mit Blütenknospen und Fruchtanlagen besetzt war, so fehlt es alsdann den Obstbäumen offenbar auch an örtlicher Gelegenheit zur gleichzeitigen Bildung neuer Blütenknospen für das nächste Jahr, da sich an der Stelle keine neue Knospe bildet, wo eine Blütenknospe oder Frucht gestanden hat. Erwägt man ferner noch, daß in einem Jahre mit reichem Fruchtansatz die Säfte des Baumes vorwiegend zur Ausbildung der Früchte und weniger zur Anlegung neuer Blüten- und Blattknospen Verwendung finden, so dürfte damit die bekannte Erscheinung, daß einem reichen Obstjahr durchweg wenigstens ein Jahr mit geringen Obsterträgen folgt, hinreichend erklärt sein. Meist bedarf der Obstbaum aber mehrerer Jahre, bevor er wieder Gelegenheit zur Bildung von Blütenknospen findet, wenigstens gilt das für die Kernobstbäume, weniger für die Steinobstbäume und das Beerenobst, die mehr am einjährigen Holze tragen und deshalb auch Jahre hindurch nacheinander reiche Ernten liefern können. Diese letztere Tatsache widerlegt auch die weitverbreitete Anschauung, daß nach einem reichen Obstjahre die Bäume gewissermaßen erschöpft seien, und daß sie vorerst wieder einige Jahre der Ruhe bedürften, um neue Kräfte zu sammeln; denn was für das Steinobst möglich ist, kann in dieser Hinsicht für das Kernobst nicht unmöglich sein. Man hat hier menschliches Empfinden einfach auf die Pflanzenwelt übertragen und damit eine bekannte Erscheinung erklärt, ohne dieselbe biologisch zu ergründen.

Ist nun auch eine reiche Blütenbildung die selbstverständliche Voraussetzung eines guten Obstjahres, so bietet sie doch noch keineswegs die Gewähr hierfür; denn einerseits vermögen Frost oder Regen während der Blütezeit mit einem Schlage alle Hoffnung auf eine gute Obsternte zu vernichten, sei es durch die direkte Zerstörung der Blüten, sei es mittelbar durch die Fernhaltung der die Kreuzbefruchtung vermittelnden Insekten; anderseits kann aber auch Wassermangel die Ursache eines besonders starken Abfallens der Obstblüten sein. Der Obstbaum gebraucht während und nach der Blütezeit eine besonders starke Wasserzufuhr; fehlt diese, so fallen die Blüten trotz Befruchtung ab, und es kommt nur zu spärlichem Fruchtansatze. Meist zeigt sich der Uebelstand bei Bäumen, die im Rasen stehen, der sehr viel Wasser für sich verbraucht; dieser Wasserverbrauch wird aber für die Obstbäume um so gefährlicher, als sie durch den Wurzelschnitt meist zu Flachwurzlern geworden sind. Mit Recht wird deshalb stets empfohlen, bei den im Rasen stehenden Obstbäumen eine hinreichend große Baumscheibe offen zu halten, die nach verschiedenen Richtungen hin günstig auf die Wurzelbildung und damit zugleich auf die kräftige Entwicklung der Obstbäume überhaupt wie auf die Begünstigung der Tragbarkeit derselben einwirkt. Stehen die Bäume zu dicht, so ist ein Teil derselben zu beseitigen und bei den stehenbleibenden die Krone zu lichten, so daß Luft und Sonne zu allen Teilen derselben freien Zutritt haben.

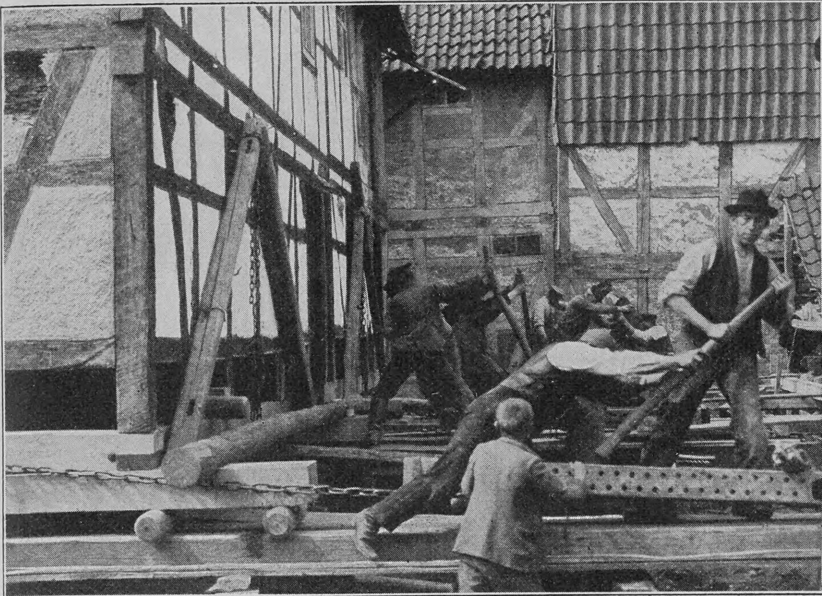
Die Obstbäume können aber auch unmöglich so viele Früchte tragen, geschweige denn gut entwickeln, als sie Blüten ansetzen. Eine Ausdünnung muß stattfinden, und zwar eine sehr beträchtliche, denn mehr als ein Viertel bis höchstens ein Drittel der Blüten dürfen sich nicht entwickeln. Im Formobstbau kann der Mensch diese Ausdünnung vornehmen, bei den Hochstämmen nicht. Die Anzahl der durch Wind, Regen, Frost, Nichtbefruchtung nicht zur Entwicklung kommenden Blüten ist allgemein sehr gering. Es muß hier die Hilfe der Insekten einsetzen, unter denen in erster Linie der Apfel- oder Birnblütenstecher (Anthonomus pomorum) steht, dessen Vorhandensein daran ersichtlich ist, daß die zusammengesponnenen Blüten braun und trocken werden, als seien sie von Hitze oder Frost verdorben („Brenner“); tatsächlich hält man in ländlichen Kreisen Hitze und Frost für die Ursache der „verbrannten Blüten“, ohne darin eine Schädlichkeit zu erblicken; im Gegenteil begrüßt man den „Brenner“ als eine willkommene Ausdünnung des Fruchtansatzes. Wo der Käfer zahlreicher auftritt, erzielt man in der Tat qualitativ gute Ernten, indem die Früchte sich besser entwickeln als in Gegenden, wo der Käfer nicht vorhanden ist und wo deshalb zwar ungemein viel Obst geerntet wird, aber seine Ausbildung eine geringere ist.

Selbst unter den allergünstigsten Verhältnissen und Umständen kommt nur ein verhältnismäßig geringer Teil der Blüten zum Fruchtansatz. Man könnte deshalb angesichts eines mit Blüten geradezu überladenen Baumes versucht sein, eine Kraftvergeudung der Natur anzunehmen. Offenbar findet schon bei der Befruchtung durch die Insekten eine Auslese unter den Blüten statt. Die Menge der Blüten erhöht einerseits die Wahrscheinlichkeit des Fruchtansatzes, anderseits haben die abfallenden Blüten immerhin im Dienste der Insektenanlockung ihren Zweck erfüllt.

Eine zweite sehr starke Auslese findet nach der Blüte unter den jungen Fruchtansätzen statt. Allerdings ist der massenhafte Abfall der jungen Fruchtansätze zumeist gleichfalls die Folge von zu großer oder zu lang anhaltender Trockenheit; wenn die Bodenfeuchtigkeit fehlt, mangelt dem Baume das wichtigste Betriebsmittel in seinem Haushalt; ja noch mehr: mangelnde Bodenfeuchtigkeit hindert auch an der Aufnahme genügender Nährstoffe, der Baum leidet dann Mangel. Dieser wird um so fühlbarer, als die reiche Blüte große Mengen von löslichen Nährstoffen verbraucht hat, deren voller Ersatz um so nötiger ist, als die in der Entwicklung befindlichen jungen Früchte ebenfalls viel Nahrung beanspruchen. Erhalten sie diese nicht, so welken sie und fallen ab. Diesem Umstande wird viel zu wenig Aufmerksamkeit geschenkt und die naheliegende Schlußfolgerung gezogen, daß — um dem Uebel zu wehren — dem Baume Feuchtigkeit zugeführt werden muß. Etwas vom Baumstamme entfernt, am besten dort, wo bei Regen das Naß des Himmels hinfällt, hebt man den Rasen ab, macht eine Anzahl Löcher, gießt soviel Wasser hinein, als die Erde trinken mag, und füllt die Löcher wieder zu. Am besten ist Regenwasser, gestandenes Wasser, Waschwasser, gut vergorene Jauche mit Wasser gemischt. Wird diese Feuchtigkeitsgabe von Zeit zu Zeit wiederholt, so läßt sich der Wert derselben aus dem besseren Aussehen der Bäume, aus der rascheren Entwicklung und dem besseren, gesunderen Aussehen der Früchte sowie aus dem geringeren vorzeitigen Obstfall ersehen. Diese Wasserzufuhr ist auch das einzige Mittel, die Steinbildung bei Birnen zu verhüten. So ist die Wasserzufuhr der Obstbäume ein wichtiges Förderungsmittel der Obstzucht, um namentlich in trockenen Jahren die Obsterträge besser und die Obsternten reicher zu gestalten.

Während der durch große Trockenheit und lange Perioden der Dürre verursachte frühzeitige Obstabfall mehr in der ersten Zeit der Fruchtbildung, alsbald nach der Blüte stattfindet und in gewissem Sinne eine Auslese der Fruchtansätze bildet, die durch hinreichende Nahrungszufuhr auch eine normale Entwicklung und Ausbildung erwarten lassen, wird der spätere vorzeitige Obstabfall vorwiegend durch die Obstmaden des Apfelwicklers (Carpocapsa pomonella), beziehungsweise des Pflaumenwicklers (C. funebrana) bewirkt. Erstere richten im Kernobst, die letzteren im Steinobst große Verheerungen an, indem sie sich vom Obstfleisch der unreifen Früchte ernähren; die davon befallenen sogenannten wurmstichigen Früchte zeigen im Innern ein mit Raupenkot erfülltes Loch, bleiben unvollständig ausgebildet, schrumpfen oder welken, erlangen eine scheinbare Reife und fallen alsbald ab.

Merkwürdigerweise zeigen die wurmstichigen Früchte eine gewisse Frühreife, die sich wohl durch das Bestreben des Baumes erklären läßt, trotz des parasitischen Eingriffs sich die Generationsfolge zu sichern; es ist also dieselbe Erscheinung, die auch tödlich verwundete Bäume zeigen, indem sie gewissermaßen in der Todesangst noch eine besonders starke Blütenentwicklung erzeugen. Unerklärt ist auch die Tatsache, warum die wurmstichigen Früchte vorzeitig abfallen. Wo sonst bei einem Baume irgendeine Verletzung stattfindet, ist das sofortige Bestreben zu erkennen, die Wunde durch verstärkte Säftezufuhr alsbald wieder auszuheilen. Bei den wurmstichigen Früchten scheint dahingegen jede Saftzufuhr unterbunden zu sein, so daß nicht nur das Wachstum derselben aufhört, sondern die Früchte bleichen („reifen“) und abfallen, eigentlich ganz ohne ersichtlichen Grund, da der Fruchtstiel von den Blütenstechern nicht verletzt und somit die Saftzufuhr keineswegs gestört ist.



Phot. Petz, Duderstadt

Einfachste Methode zum Fortbewegen von Häusern

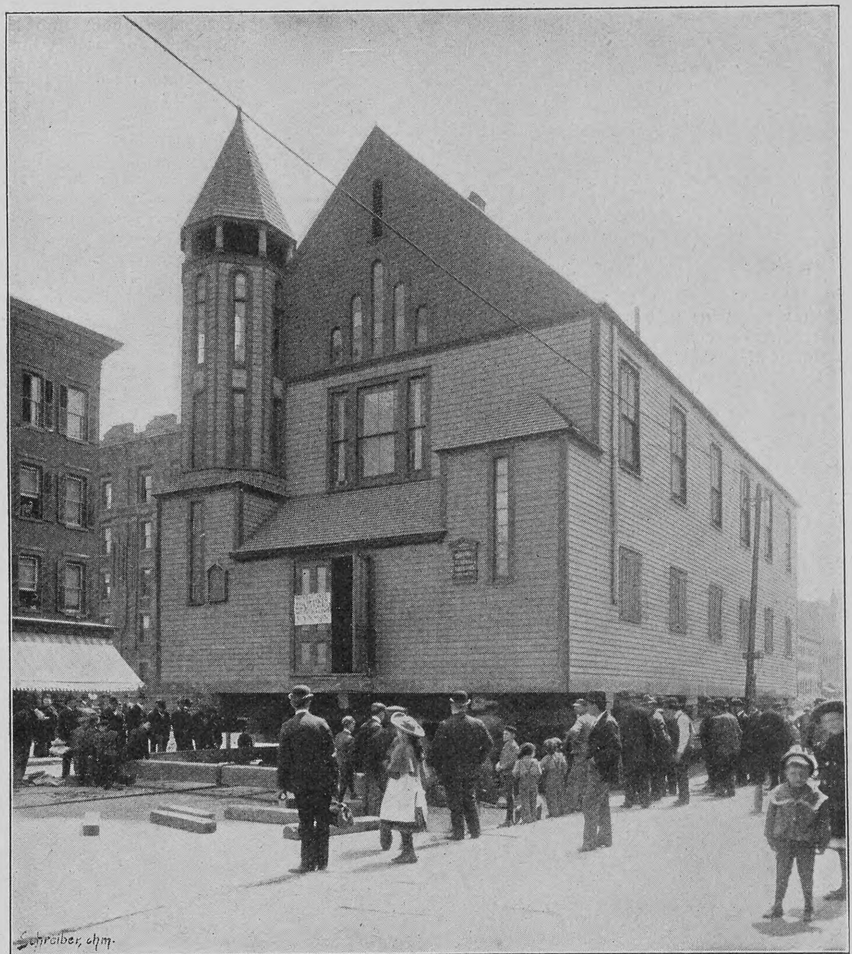
Die endgültige Beantwortung dieser Frage steht zurzeit noch aus, ebenso wie diejenige der andern Frage, warum das Obst des Nachts in größerer Menge von den Bäumen fällt als am Tage. Die angedeutete Erscheinung ist eine so auffallende und merkwürdige, daß man vor einem Rätsel steht, wenn man beobachtet, wie am frühen Morgen in Obstgärten die Früchte gleichsam wie hingestreut unter den Bäumen liegen, gleichgültig, ob es sich um den frühzeitigen oder späteren Obstabfall oder den Abfall des reifen Obstes handelt. In Zahlen ausgedrückt, verhält sich die Stückzahl des in der Nacht gefallenen Obstes zu dem unter Tags fallenden Obst etwa wie 4 zu 1 bis 6 zu 1. Natürlich ist dabei jeder andre Einfluß, wie durch Wind, Regengüsse und so weiter nicht in Anrechnung gesetzt. Wer Gelegenheit zur Beobachtung hat, wird finden, wenn er abends in den Obstgarten kommt, daß die Früchte nur ganz vereinzelt unter den Bäumen liegen, während auch nach windstiller Nacht des Morgens die sechsfache Obstmenge am Boden liegt. Dabei ist der Obstfall nicht gleichmäßig die ganze Nacht hindurch, sondern er nimmt gegen Sonnenaufgang zu. Man könnte dabei daran denken, daß eine schnelle Abkühlung oder Erwärmung die Ursache sei, indem durch größere Verdunstung der Fruchtstiel entweder schneller eintrocknete oder die beim Sonnenaufgang bewegtere Luft eine Erschütterung bewirkte; beides aber ist wohl nicht anzunehmen.

Das Abfallen der Früchte ist ebenso wie der spätere Laubfall eine Folge der allmählich nachlassenden Lebenstätigkeit, indem die Säfteströmung im Herbst mit der Reife langsam ins Stocken gerät. Während der Reife verholzt dann der Fruchtstiel und bildet ebenso wie die Blätter an der Anheftungsstelle eine korkartige Schicht. Die Luftfeuchtigkeit der Nächte bewirkt einesteils ein Anquellen der Korkschicht und damit ein stärkeres Abstoßen, als es am Tage stattfindet; anderseits aber wird auch das Gewicht der Früchte durch den auflagernden Tau verhältnismäßig recht erheblich vergrößert, womit wiederum die fernere Tatsache im Einklange steht, daß der Obstfall nach starken Taunächten erheblich größer ist als in trockenen Nächten; aus dieser Erscheinung erklärt sich endlich die fernere Beobachtung, daß der Obstfall um Sonnenaufgang am stärksten ist. Bietet sonach der Obstfall auch noch manche rätselhafte oder nicht genügend geklärte Erscheinung, so steht doch so viel fest, daß die großen Blütenmassen im Dienste der Insektenanlockung stehen und somit die Befruchtung fördern und damit die Wahrscheinlichkeit des Fruchtansatzes steigern. Durch den Blütenabfall infolge von Wassermangel und die Blütenstecher erfolgt eine notwendige Ausdünnung unter den Blüten. Dem vorzeitigen Obstabfall infolge von Wassermangel kann durch rechtzeitiges und ausgiebiges Begießen abgeholfen werden, während dem durch die Obstmaden bewirkten vorzeitigen Obstfalle durch Aufsammeln des Fallobstes und Bekämpfung des Insekts vorzubeugen ist; der Abfall des gesunden Obstes aber ist das Anzeichen der beginnenden Reife; der mechanische Vorgang des Abfallens der Blüten wie des vorzeitigen und normalen Obstfalles ist in allen Fällen derselbe.

Das Heben und Fortbewegen von Häusern

(Hierzu drei Abbildungen nach photogr. Aufnahmen)

Das furchtbare Unglück in dem kleinen württembergischen Schwarzwaldstädtchen Nagold, wo ein Gasthaus, das man um ein Stockwerk zu heben versuchte, zusammenstürzte und eine ganze große Gesellschaft unter seinen Trümmern begrub — 50 Tote und 40 Schwerverletzte wurden gezählt —, lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit wiederum auf diesen interessanten Zweig der modernen Technik. Ob die Katastrophe durch bodenlosen Leichtsinn herbeigeführt wurde, ob irgendein bisher noch nicht aufgeklärter Zufall mitgewirkt hat, wird die eingeleitete Untersuchung ergeben, hier mag nur darauf hingewiesen werden, daß gerade beim Heben und Fortbewegen von Häusern bislang in Deutschland so gut wie gar keine Unfälle vorgekommen sind, daß auch die gehobenen oder versetzten, teilweise sogar gedrehten Gebäude niemals Spuren irgendeines nennenswerten Schadens gezeigt haben. Daß diese Technik übrigens nicht ganz modernen Ursprungs ist und daß nötigenfalls auch ohne besondere maschinelle Hilfsmittel Häuser von ihrem Platze bewegt werden können, zeigt unser erstes Bild. In größerem Stil haben die Amerikaner diesen Zweig der Technik ausgebildet; der riesenhafte Aufschwung der Städte ließ es wünschenswert erscheinen, hier und dort ältere Häuser eine Wanderung antreten zu lassen. Daß sogar auch Gotteshäuser gelegentlich ihren Platz wechseln mußten, mutet uns, die wir in einem jahrhundertalten Dom gleichsam das Symbol des Festgegründeten, Unwandelbaren erblicken, gar seltsam an. In Deutschland ist in letzter Zeit speziell das Heben und Bewegen massiver Bauwerke zu einer Art von Spezialität ausgebildet worden. Das wichtigste Werkzeug für eine solche Hebung ist zunächst der Eisenrost, der die Umfassungsmauern fängt und die ganze zu bewegende Last trägt. An Stelle der Rollwalzen ist in letzter Zeit ein Gleitsystem getreten, bei dem so gut wie alle Erschütterung vermieden wird. Die Aufwärts- respektive Seitwärtsbewegung geschieht mit eigens konstruierten Schraubenspindeln, so daß eine verhältnismäßig geringe Arbeitsleistung erforderlich ist, um große Massen in Bewegung zu setzen.



Phot. Grantham Bain, New York

Transport einer Holzkirche in Amerika



Moderne Methode zur Fortbewegung eines Hauses



Phot. Carl Seebald, Wien

Zur Lösung der ungarischen Krisis: Ministerpräsident Wekerle begibt sich zur Wiener Hofburg

Notizblätter

Die Lösung der ungarischen Krisis

In der schweren Krisis, die seit über fünf Vierteljahren in Ungarn herrschte und das ganze politische Leben der Donaumonarchie in bedrohlicher Weise erschütterte, ist endlich überraschend eine günstige Wendung eingetreten und der langersehnte Friede zwischen der Krone und der ungarischen Nation hergestellt worden. Kaiser Franz Joseph, der während



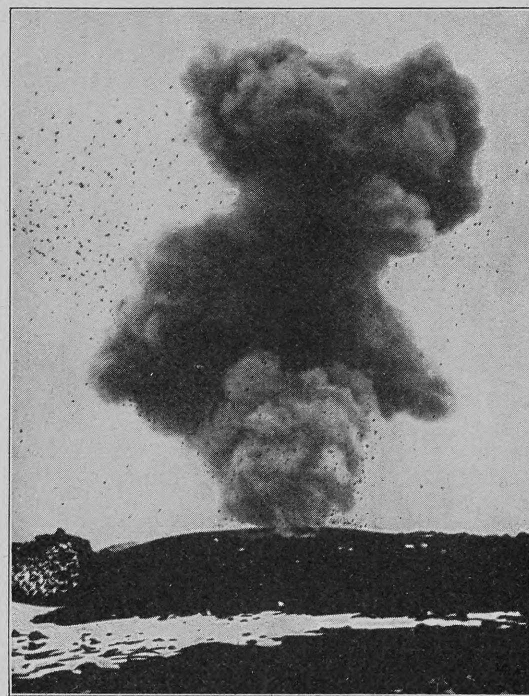
Phot. Charles Abeniacar

Vom Ausbruch des Vesuvs: die Trümmer der unter der Last der Asche eingestürzten Markthalle in Neapel

des unerquicklichen Zwistes schon sooft Beweise seiner Friedens liebe und versöhnlichen Gesinnung gegeben hatte, hat nach der Auflösung des Reichstags unmittelbar vor dem Ablauf der Frist, innerhalb deren dem Gesetze gemäß die Neuwahlen ausgeschrieben werden mußten, noch einmal der Opposition die Hand zu einer Einigung geboten, und diesmal nahmen die Führer der Koalition, denen inzwischen wohl starke Zweifel aufgestiegen sein mochten, ob sie nicht im Kampfe mit der Krone auf die Dauer doch den kürzeren ziehen würden, das wiederholt zurückgewiesene Friedensanerbieten an. Die bedeutungsvollen Ereignisse entwickelten sich ungemein rasch. Am 5. April hatte der ungarische Ministerpräsident Freiherr von Fejervary eine zweistündige Besprechung mit dem Grafen Julius Andrassy und Franz Kossuth und legte ihnen die Bedingungen des Kaisers vor, die sie vollinhaltlich annahmen. Fejervary berichtete hierauf dem Kaiser, der sich bereit erklärte, Parlamentswahlen sofort auszuschreiben und die Koalition mit der Bildung einer neuen Regierung zu betrauen. Abends empfing dann der Monarch Andrassy und Kossuth in einstündiger Audienz, in welcher der Friedensschluß vollzogen wurde. Die Bedingungen, unter denen die Koalition die Regierung übernahm, waren: Ausschaltung aller militärischen Fragen, Bewilligung aller Staatsnotwendigkeiten (Budget, Rekruten) und Garantie für die Durchführung des allgemeinen Wahlrechts im nächsten Parlament. Zur Bildung des neuen Kabinetts berief der Kaiser den früheren Ministerpräsidenten Dr Alexander Wekerle, und wenige Tage darauf hatte Ungarn ein neues, „großes“ Ministerium. Ihm gehören neben dem Ministerpräsidenten, der zugleich mit der zeitweiligen Leitung des Finanzministeriums, des Honvedministeriums und des Ministeriums für Kroatien betraut wurde, die ersten Vertreter der Koalition an, und zwar Kossuth als Handelsminister, Graf Andrassy als Minister des Innern, Graf Apponyi als Kultusminister, Polonyi als Justizminister und Graf Aladar Zichy als Minister am königlichen Hoflager. Ministerpräsident Dr. Wekerle ist 1844 in Moor (Komitat Weißenburg) geboren. Er wandte sich der juristischen Laufbahn zu und wurde 1870 als Beamter im Finanzministerium angestellt. 1886 wurde er Unterstaatssekretär und bald darauf Abgeordneter. 1889 übertrug ihm Koloman Tisza das Finanzministerium. Auf diesem Posten zeichnete sich Wekerle durch seine gut angelegte Aktion in der Frage der Valutaregulierung und der Umwandlung der ungarischen Anleihe aus. Als Finanzminister trat er 1890 auch in das Kabinett Szapary über, auf dessen Programm die Durchführung der großen kirchenpolitischen Reformen stand. Der Gegensatz zwischen dieser Regierung und den Klerikalen wurde indessen so groß, daß nach den Wahlen 1892 Graf Julius Szapary zurücktrat und Wekerle nun selbst die Ministerpräsidentschaft übernahm. Er legte dem Reichstag bald nach seiner Ernennung die Gesetze über die Zivilehe, die bürgerlichen Standesämter und die Erziehung der Kinder aus Mischehen vor und brachte trotz dem Widerstande der Magnaten alle drei Vorlagen durch beide Häuser. Aber er sollte sein Werk nicht gänzlich beendigen; die Verhältnisse zwangen ihn zu wiederholten Malen, seine Entlassung anzubieten, die denn auch schließlich im Januar 1895 angenommen wurde, worauf Wekerle an die Spitze des Verwaltungsgerichtshofs trat. Wie weit die großen Erwartungen, mit denen die Mehrzahl der Magyaren die neue Regierung ihr Amt antreten sieht, berechtigt sind, wird sich voraussichtlich bald zeigen.

Der Ausbruch des Vesuv

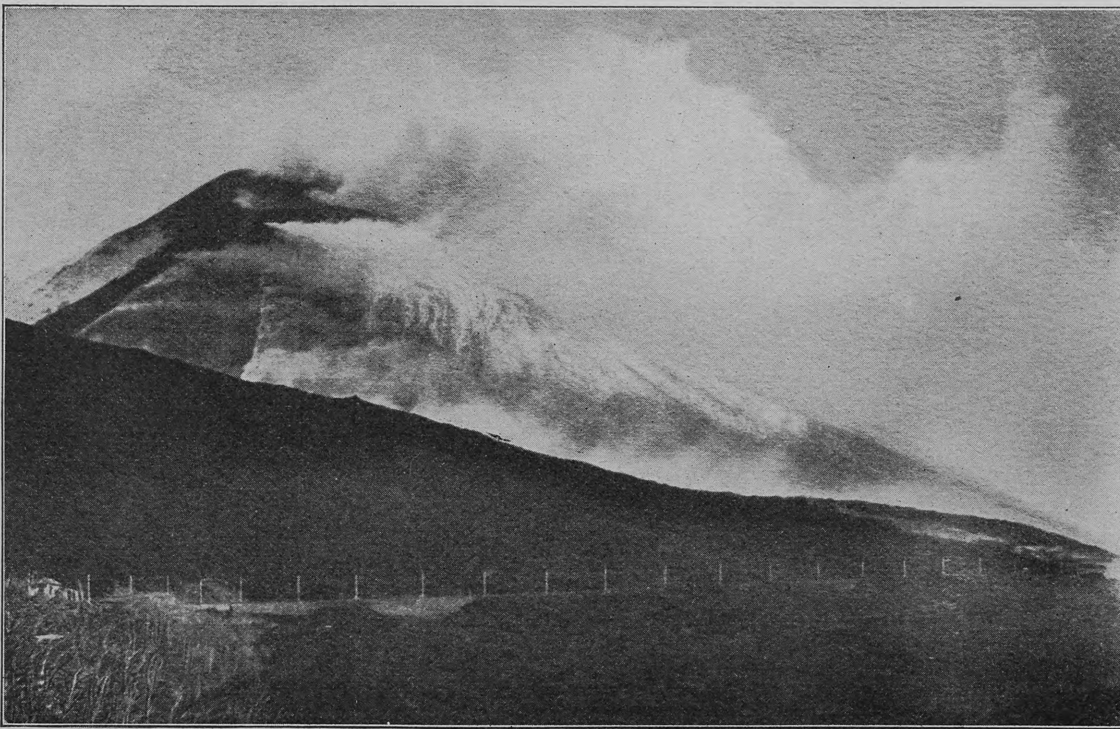
Die jüngste Eruption des Vesuv ist die größte, die seit dem Jahre 1872 zu verzeichnen war, und überhaupt eine der gewaltigsten, welche die Geschichte kennt. Schon am 4. April wurde gemeldet, daß die Tätigkeit des Vulkans beträchtlich zugenommen habe und die Bewohner der umliegenden Ortschaften in Sorge um ihren Besitz und ihr Leben seien. Der Hauptkrater zeigte eine gewaltige Rauchentwicklung, aus einem neugebildeten Krater ergoß sich in der Richtung nach Pompeji ein mächtiger Lavastrom, und ein Regen schwarzer Asche ging in weitem Umkreis nieder. In der Nacht vom 7. auf den 8. April steigerte sich die Heftigkeit des Ausbruchs in gefahrdrohender Weise; es hatten sich eine Anzahl neuer Krater gebildet, und der Lavastrom, der nachmittags eine Breite von 60 Metern hatte und mit einer Geschwindigkeit von 6 bis 7 Metern in der Minute vordrang, erreichte jetzt bereits eine Breite von 200 Metern und 7 Meter Höhe. Mit unheimlicher Schnelligkeit näherte er sich den Wohnhäusern von Boscotrecase und Torre Annunziata und der Nordostseite von Pompeji. Feuersäulen von 150 Metern Höhe stiegen aus dem Hauptkrater empor und weißglühende Massen wurden 500 Meter hoch herausgeschleudert. Furchtbares Getöse begleitete die Ausbrüche, und in der ganzen Umgebung des Vesuv wurden heftige Erschütterungen wahrgenommen, die in Neapel viele Leute aus ihren Wohnungen ins Freie trieben. Alle von dem Lavastrom bedrohten Ortschaften, Boscotrecase, Torre Annunziata, Torre del Greco, Portici und Resina und so weiter wurden geräumt, die Einwohner zum größten Teil nach Neapel gebracht. Ebenso mußte das Vesuvobservatorium, dessen ganze Umgebung von Lava bedeckt war, geräumt werden und erlitt schwere Beschädigungen. Im Laufe des 9. April ließ die Heftigkeit der Eruption ein wenig nach, doch waren bereits mehrere Ortschaften im Osten und Süden des Vulkans, wie Terzigno und San Sebastiano, zerstört oder unter der Lava begraben. In Ottajano stürzten 5 Kirchen und 18 Häuser ein, wobei über hundert Menschen den Tod fanden; eine ähnliche Katastrophe ereignete sich in San Giuseppe, wo während des Gottesdienstes das Dach der Kirche einstürzte und zahlreiche Menschenleben vernichtete. Das italienische Königspaar, das gleich auf die ersten schlimmen Nachrichten nach Neapel geeilt war, um die Bevölkerung zu ermutigen, und das ganze bedrohte Gebiet besuchte, hatte eine schwere Aufgabe, um so mehr, als sich bald überall auch Mangel an Lebensmitteln einstellte. Am 10. April wiederholten sich die Eruptionen noch einmal mit unerhörter Heftigkeit; ein kolossaler Aschen- und Steinregen ging beständig über der ganzen Gegend, selbst über Neapel nieder, und neue Erdstöße erfolgten, die in Neapel die große Markthalle von Monte Oliveto, deren Dach von einer dicken Aschenschicht bedeckt war, zum Einsturz brachten, wobei 11 Menschen umkamen und 80 verwundet wurden. Für mehrere bereits schwer beschädigte Orte in der nächsten Umgebung des Vulkans, besonders Ottajano und San Giuseppe, bedeutete dieser erneute Ausbruch die völlige Zerstörung. Der Aschenregen begrub nicht nur viele Häuser, sondern erstickte auch zahlreiche Menschen und war selbst in der weiteren Umgebung noch so dicht, daß zum Beispiel ein von Capri kommender Dampfer 2 Kilometer vor Neapel Halt machen mußte, weil die niederfallende Asche die Passagiere zu ersticken drohte. Am 11. April ließ endlich die Heftigkeit der Eruption wieder nach und erfuhr seitdem keine neue Steigerung. Die ganze Größe des durch die Katastrophe verursachten Unglücks läßt sich noch gar nicht übersehen, und es wird langer Zeit und ungeheurer Anstrengungen bedürfen, um die Folgen



Copyright 1906 by Alfieri & Lacroix, Milano

Der Ausbruch des Vesuvs vom 7. April

einigermaßen wieder gutzumachen. An den Hilfs- und Rettungsarbeiten beteiligte sich in den kritischen Tagen in hervorragender Weise das in der Nähe befindliche italienische Militär unter der Oberleitung des Herzogs von Aosta; auch englische und französische Kriegsschiffe leisteten tatkräftig Hilfe. Von der Gewalt und dem Umfang der Eruption legt der Umstand Zeugnis ab, daß der Hauptkegel des Vesuv etwa 250 Meter von seiner früheren Höhe verloren hat, so daß der Berg ein völlig verändertes Aussehen zeigt. Es hat sich damit ein Vorgang wiederholt, der schon bei früheren Eruptionen zu beobachten war. Auch der Ausbruch im Jahre 1872 hatte eine beträchtliche Verminderung der Höhe des Berges zur Folge, und der Krater war damals eine weite Grube von mehr als einem Kilometer Durchmesser. Seitdem baute der Vulkan sich langsam eine hohe Aschenhaube auf, die er jetzt weit in die Luft hinaufgeblasen hat. Voraussichtlich wird er sich nun allmählich wieder eine neue bauen, und der jetzt sehr breite Krater wird wieder enger und spitzer werden, bis sich das jüngste furchtbare Spiel der Natur aufs neue wiederholt.



Copyright 1906 by Alfieri & Lacroix, Milano

Vom Ausbruch des Vesuvs: der Lavastrom

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 31



Reisevorbereitungen. Nach einem Gemälde von Paul Meyer-Mainz

Totenschau

Archivdirektor Dr. Eduard Ausfeld, 4. April, Magdeburg. — Hofrat Dr. Schuster, Professor für deutsches Recht und österreichische Rechtsgeschichte an der Prager deutschen Universität, 59 J., 9. April, Prag. — Gustav Schönaich, Musikschriftsteller, 65 J., 9. April, Wien. — Professor Dr. Ludwig Kleinwächter, Gynäkologe, 67 J., 11. April, Czernowitz. — Württembergischer General der Infanterie z. D. Johannes von Dettinger, 63 J., 12. April, Cannstatt. — Professor G. Oltramare, Mathematiker, 90 J., Genf. — Generalleutnant z. D. Hans von Gottberg, 64 J., 13. April, Berlin. — Dr. Richard Garnett, englischer Literarhistoriker und Sprachforscher, ehemaliger Bibliothekar am Britischen Museum, 72 J., 13. April, Hampstead. — Reichsgerichtsrat a. D. Heinrich Müller, 71 J., Leipzig — Max Ritter von Müller, Präsident des bayrischen Verwaltungsgerichtshofs, Reichsrat der Krone Bayern, 64 J., 14. April, München. — Französischer General Estancelin, royalistischer Parteiführer, 14. April, Barneville. — Felix Maria de Pino Freiherr von Friedenthal, ehemaliger österreichischer Handelsminister, 79 J., 14. April, Völkermarkt. — Geheimer Rat August von Hofacker, ehemaliger Präsident der Generaldirektion der württembergischen Staatseisenbahnen, 81 J., 15. April, Stuttgart. — Luigi Barberis, italienischer Schriftsteller, 15. April, Chivasso (Piemont). — Jules Grosjean, französischer Bildhauer, 34 J., Paris. — Polizeipräsident a. D. Schwauß, 89 J., 17. April, Dresden. — Kommerzienrat Berolzheimer, Großindustrieller, Ehrenbürger von Nürnberg und Fürth, 17. April, Nürnberg. — General der Infanterie Louis Stötzer, kommandierender General des XVI. Armeekorps, 64 J., 17. April, Metz.

Klodts astronomische Lehruhr

Die deutsche Lehrmittel-Anstalt Franz Heinrich Klodt, Frankfurt a. M., hat ein kleines Instrument hergestellt, das, zu ernst und kompliziert, um nur Spielzeug zu sein, der reiferen Jugend und auch Erwachsenen nicht nur viel Vergnügen bereiten, sondern auch eine Fülle von Belehrung und Anregung übermitteln wird. Das Interesse an astronomischen Fragen ist ja stetig im Wachsen, und die Kenntnis unsers Sternhimmels ist auch bei unsrer Jugend nicht mehr auf ein paar Sternbilder beschränkt. Klodts astronomische Lehruhr ist wohl das beste Mittel, dies Interesse dauernd wachzuhalten und immer aufs neue zu beleben. Es handelt sich um eine Verbindung der bekannten mit der Hand einzustellenden Himmelsscheiben mit einer gut und sicher gehenden Uhr. Der Gedanke ist so einleuchtend, daß man sich eigentlich wundern muß, daß nicht schon früher jemand auf diese Kombination verfallen ist. Die deutsche Lehrmittel-Anstalt hat ihre Erfindung gesetzlich geschützt. Die Himmelsscheibe wird durch Uhrwerksbetrieb bewegt und kann für jeden Tag im Jahre sowie jede Minute eingestellt werden. Außerdem ist Klodts Lehruhr auch noch eine gut gehende Hausuhr, die täglich den Auf- und Untergang der Sterne 1. bis 5. Größe genau vorführt. Ein besonderer Zeiger mit Sonnenscheibe zeigt außerdem den Auf- und Untergang der Sonne an. Auch der Eintritt der Jahreszeiten ist ersichtlich. Die Handhabung der Lehruhr ist sehr einfach. Nachdem man das Werk rechts drehend aufgezogen hat, dreht man die Mutterschraube, unter der die Zeiger befestigt sind, auf. Dadurch fallen beide Zeiger nach unten und zeigen 12 Uhr mittags. Jetzt faßt man die Himmelsscheibe und dreht sie so lange links herum, bis das Datum des betreffenden Monats und Tages auf 12 Uhr mittags zu stehen kommt, also auch mit den Zeigern zusammenfällt. Dann drehe man die Mutterschraube wieder fest, worauf die Scheibe und die Zeiger, durch das Uhrwerk getrieben, zusammen weiterlaufen. Es bleibt nun noch das Messingscheibchen an einem der Zeiger, das die Sonne darstellt, einzustellen, damit es Sonnenauf- und -untergang richtig anzeigt. Zu diesem Zweck hat man nur nötig, das Scheibchen so zu schieben, daß es auf, unter oder über der eingezeichneten Ekliptik (Sonnenlaufbahn) steht, und zwar je nach der geographischen Breite des betreffenden Wohnortes.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

von Adlersfeld-Ballestrem, Eufemia, Cà Spada. M. 3.50. Dresden, E. Piersons Verlag.
Ammon, D., Gesichtsausdrucks-Kunde. M. 1.80. Stuttgart, Schwabacher Verlag.
Beckmann, Johanna, Storch und Frauenfrage. M. 2.—. Berlin, M. Warneck.
— —, Natur. Vom Wollen und Walten. M. 5.—. Ebd.
Berger, Dr. H., Trockene Fußbekleidung für die Kinder in der Schule. 40 ₰. Charlottenburg, P. Joh. Müller.
Bidlingmaier, Zu den Wundern des Südpols. Stuttgart, J. F. Steinkopf.
Brockhaus' Kleines Konversations-Lexikon. Bd. I: A—K. Leipzig, F. A. Brockhaus.
Burbaum, Ph., Der Moosbauer. M. 2.—. Gießen, E. Roth.
Dahl, H., Harald Atterdahl. M. 5.—. Berlin, F. Fontane & Co.
Dessauer, A., Mit krummer Feder auf grünem Hut. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.
Diehm, Do greif zu. Humoristische Gedichte. M. 1.20. Stuttgart, Schwabacher Verlag.
Eckert, Ch., Die Seeinteressen Rheinland-Westfalens. M. 1.—. Leipzig, B. G. Teubner.
Engel, Dr. H., Die Nierenleiden. M. 2.20. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.
Freiburger Taschen-Liederbuch. M. 1.50. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung.
Groller, Balduin, Major Barsay und sein Kreis. M. 3.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Gruenstein, Josef, Gott Zufall. Berlin, Karl Siegismund.
Haldane-Burgeß, Der Wikinger Pfad. Uebersetzt von H. Besser. M. 4.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Heinemann, F. C., Der Küchen- und Gemüsegarten. Leipzig, Hermann Dege.
— —, Kultur der Sommergewächse. Ebd.
— —, Kultur der Staudengewächse. Ebd.
Herczeg, Franz, Die Scholle. Wien, Carl Konegen.
Hevesi, Ludwig, Die fünfte Dimension. Wien, Carl Konegen.
Hohn, Orla, Pioniere. Ein Kolonialroman. M. 3.50. Berlin, F. Fontane & Co.
Huber, Rothschilds Schatzkästlein für junge Kaufleute. M. 1.20. Stuttgart, Schwabacher Verlag.
Jensen, W., Nordsee und Hochland. M. 6.—. Leipzig, B. Elischer Nachfolger.
von Keppler, Bischof Dr., Aus Kunst und Leben. M. 5.40. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung.
Kirchbach, Der Leiermann von Berlin. M. 5.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Klein, Emil, Vom Heimatherd. M. 2.—. Stuttgart, Max Kielmann.
Klipp, Julius, Raffe dich auf! 75 ₰. Stuttgart, Schwabachersche Verlagsbuchhandlung.
Kohl, Albert, Gedichte. M. 1.50. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
von Kohlenegg, V., Die Ehe im Schatten. M. 4.—. Berlin, F. Fontane & Co.
Laßwitz, K., Aspira, der Roman einer Wolke. M. 3.50. Leipzig, B. Elischer Nachf.
Liman, Paul, Hohenzollern. M. 5.—. Berlin, C. A. Schwetschke & Sohn.
von Meerheimb, H., Kapituliert. M. 2.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Mercator, B., Was braucht mein Kind? 50 ₰. Potsdam, Stiftungsverlag.
Meyerheim, P., Adolf von Menzel. M. 5.—. Berlin, Gebr. Paetel.
Mosapp, Herm., Charlotte von Schiller. 3. Aufl. M. 4.—. Stuttgart, Max Kielmann.
Nabl, Franz, Weihe. Wien, Carl Konegen.
Neera, Der Roman des Glückes. M. 3.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Obst, Das Einkommen aller Berufsarten. Berlin, Ed. Freyhoffs Verlag.
Pollak, Friedr., Oesterreichische Künstler. Wien, Leopold Weiß.
Pötzl, Eduard, Wiener Tage. Wien, Robert Mohr.
— —, Launen. Ebd.
Schalek, Alice, Auf dem Touristendampfer. Wien, Carl Konegen.
von Schellander, Irene, Rojenica. Dresden, R. von Grumbkow.
von Schubert-Soldern, Ein Dämon. M. 3.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Schücking, Levin, Novellen. 3. Aufl. München, E. Obertüschens Buchhandlung.
Schuster, A. J., Der Graupapagei oder Jako. M. 1.—. Berlin, Ed. Freyhoffs Verlag.
Schwebel, Oskar, Die Sagen der Hohenzollern. M. 3.—. Berlin, Liebelsche Buchhandlung.
Seeber, J., Der ewige Jude. Gebd. M. 3.20. Freiburg, Herdersche Verlagsbuchhandlung.
Sohnrey, H., Die hinter den Bergen. 4. Aufl. M. 3.—. Berlin, M. Warneck.
Speckmann, D., Heidjers Heimkehr. M. 2.—. Berlin, M. Warneck.
Stüber-Gunther, Fritz, Lustige Welt. Wien, Robert Mohr.
von Suttner, B., Die Waffen nieder. Volksausgabe. M. 1.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Torresani, Schwarzgelbe Reitergeschichten. 5. Aufl. Dresden, E. Piersons Verlag.
Treu, Eva, Ein guter Kamerad. 2. Aufl. Zürich, Th. Schröter.
Volger, Bruno, Vom Lehrling zum Lehrherrn. Gebd. M. 1.—. Stuttgart, Schwabachersche Verlagshandlung.
von Weißenthurn, M., Briefe einer Mutter. M. 3.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Wolf, Karl, Die alte Posterin und andre Geschichten aus Tirol. Innsbruck, A. Edlingers Verlag.
Württembergische Volksbücher: Sagen und Geschichten. Gebd. M. 1.—. Stuttgart, Holland & Josenhans.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 12

Beratungspartie, gespielt zu Stockholm am 11. Februar 1906
Weiß: K. Schlechter (Wien) und Rud. J. Loman (London).
Schwarz: O. S. Bernstein (Berlin) und H. Süchting (Brackrade).

Damenbauer gegen Königsbauer

	Weiß	Schwarz		Weiß	Schwarz
1.	**e2—e4**	**d7—d5**	19.	Lf2×c5	Td2×e2
2.	e4×d5	Dd8×d5	20.	Tf1—f2	Te2×f2
3.	Sb1—c3	Dd5—a5	21.	Kg1×f2	Th8—d8
4.	d2—d4	Sg8—f6	22.	Kf2—e3	b7—b6
5.	Lf1—d3 [1]	Lc8—g4	23.	Lc5—d4	c7—c5
6.	Sg1—e2	Sb8—c6	24.	Ld4—c3	Kc8—b7
7.	Lc1—e3 [2]	0—0—0	25.	g2—g4 [8]	Kb7—c6
8.	0—0	e7—e5 [3]	26.	h2—h4	b6—b5
9.	d4×e5	Sc6×e5	27.	h4—h5	b5—b4
10.	f2—f3	Se5—c4 [4]	28.	Lc3—e5	Sf6—e8
11.	Le3—f2 [5]	Sc4×b2	29.	g4—g5	a7—a5
12.	Dd1—c1	Lf8—a3	30.	f3—f4	c5—c4
13.	Dc1—e3 ? [6]	Sb2×d3	31.	Le5—d4	g7—g6
14.	c2×d3	Lg4—f5	32.	h5×g6	h7×g6
15.	Sc3—e4	Lf5×e4	33.	f4—f5	Se8—d6 [9]
16.	d3×e4	Td8—d2	34.	f5×g6	f7×g6
17.	Ta1—b1 [7]	La3—c5	35.	Ke3—f4	Td8—e8
18.	De3×c5	Da5×c5	36.	Ld4—e5	c4—c3

Weiß gibt die Partie auf.

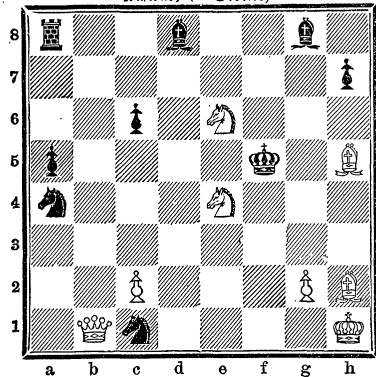
[1] Besser 5. Sg1—f3; wenn dann Lc8—g4 (minder gut als c7—c6), so 6. Lf1—e2 nebst 7. 0—0.
[2] 7. f2—f3 lag hier auf der Hand.
[3] Schwarz hat nun das entschieden bessere Spiel — merkwürdig genug in einer so minderwertigen Eröffnung.
[4] Dieser und der 12. Zug stellen einen vorzeitigen Angriff dar.
[5] 11. Le3—c1 verdiente den Vorzug; Sc4×b2 12. Lc1×b2 Da5—b6† bildete keine Gefahr für Weiß, da der Lg4 noch en prise ist.
[6] Wie „The Field" nachweist, wäre Weiß hier mit 13. Sc3—b1 im Vorteil geblieben: Sb2×d3 14. Dc1×a3 Da5—e5 15. c2×d3 De5×e2 (oder De5×a1 16. Sb1—c3!) 16. f3×g4 Sf6×g4 17. Sb1—c3 De2—e5 18. Lf2—g3 De5—e3† 19. Kg1—h1 Td8×d3 20. Tf1—f3 De3—d4 21. Tf3×d3 Dd4×d3 22. Da3—c5 nebst Ta1—d1; 13. . . . Lg4—h5 14. Sb1×a3 Da5×a3 15. Lf2—d4 Td8×d4 16. Se2×d4 Da3—c3 17. Ld3—f5† Kc8—b8 18. Dc1—f4.
[7] Auch bei andern Zügen behauptet Schwarz die Oberhand: 17. Tf1—d1 Th8—d8 18. Td1×d2 Td8×d2 19. Kg1—f1 b7—b6.
[8] Falls 25. a2—a4, so Kb7—c6 nebst a7—a6 und b6—b5.
[9] Noch stärker wäre g6×f5 33. g4×f5 Se8—d6.

Schachbriefwechsel

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 9; F. Schneider in Wiesbaden zu Nr. 11 und 12.

Aufgabe 14

Von **Robert Braune** in Gottschee (Neu)
Schwarz (9 Steine)



Weiß (8 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 11

W. 1. Td8—d3
S. 1. beliebig (falls Ta4—a3, so 2. Tb4×e4 matt)
W. 2. Td3—f3†
S. 2. Lh5(Be4)×f3
W. 3. Se5—g6 (d3) matt.

Literatur

„Rinnender Sand“, Ostseegeschichten von Karl Rosner (Concordia Deutsche Verlagsanstalt, Hermann Ehbock, Berlin). Der junge Verfasser, der sich unter den deutschen Unterhaltungsschriftstellern schnell einen Namen gemacht hat, führt uns in diesen beiden Erzählungen nach der Insel Rügen. Aber nicht die Leute schildert er, die auf dem sagenumwobenen Boden der schönen Insel zu Hause sind, die dort wurzeln und deren Leben mit der umgebenden Natur, mit Meer und Wald eins wird, sondern jene bunte Schar, die Vergnügen, Erholung oder Geschäft an die Wasserkante führen, und der helle Strand, die grünen Buchenwälder und schimmernden Kreidefelsen geben nur den Hintergrund ab für Leben und Schicksale, die auf ganz anderm Boden, unter ganz andern Bedingungen erwuchsen und sich gestalteten. Die Ostsee mit all ihren Reizen gibt den lyrischen Duft, und ihr frischer Hauch liegt über den kleinen Novellen. Rosner ist ein geschickter Erzähler. Das Abenteuer des jugendlichen Bankdirektors, der in einer Sandburg am Strande von Sellin seine Jugendgeliebte wiederfindet, mit ihr noch einige sonnige Tage reinen Glücks genießt, bis er sich von ihr losreißt und wieder zu seiner Arbeit, zu seiner Häuslichkeit zurückkehrt, ist reizvoll erzählt. Auch die ernstere Liebesgeschichte des Ingenieurs Peter Carsten, der sich dort oben auf eine Sandbank zurückgezogen, um bei harter Arbeit seinen Kummer zu vergessen, ist eine feine Probe novellistischer Kleinkunst. Besonders allen denen, die mit der geschilderten Landschaft vertraut sind, wird das Buch manche Freude bereiten.



Vorurteilslos

Fahrgast: „Na, mein Sohn, gibst du mir wohl etwas Feuer? — Du kennst mich wohl nicht? Ich bin der neue Bezirksamtmann.“

Bauer: „Oh, dös schad' nix, da kriegst trotzdem a Feuer!“

Die Mimik des Denkens. Von Dr. Sante de Sanctis. Autorisierte Uebersetzung von Oberarzt Dr. Johannes Breßler. De Sanctis hat sich die Aufgabe gestellt, den von jeglichem Affekt losgelösten Ausdruck des Denkens zu erforschen. Der Verfasser geht dabei in echt naturwissenschaftlicher exakter Weise vor. Er beschreibt zuerst die anatomische Bahn, die Nerven und Muskeln der Denkmimik und kommt hier zu dem Resultat, daß die letztere im Gehirn teilweise höchst wahrscheinlich andre Bahnen benutzt als der emotionelle Gesichtsausdruck. Dann beantwortet er die Frage, ob schon bei Tieren und bei kleinen Kindern eine Denk- beziehungsweise Aufmerksamkeitsmimik getrennt von der emotionellen vorhanden ist. Es folgt sodann die Denkmimik des erwachsenen Menschen, bei dem sie von derjenigen der Gemütsbewegungen hinreichend unterschieden ist. Interessant sind die Ausführungen über den optischen Charakter der Denkmimik.

Aus dem Unterrichtswesen

Gildemeisters Institut zu Hannover war am 1. Februar 1906 von 381 Schülern besucht, die in 18 beziehungsweise 21 Klassen unterrichtet wurden. Davon waren 195 aus Hannover, 186 von auswärts und unter letzteren 10 aus dem Auslande. In dem nunmehr beendeten Schuljahr bestanden 99 Schüler der Anstalt ihre respektiven Prüfungen, darunter 17 die Maturitätsprüfung, während 71 durch eine vor der königlichen Prüfungskommission abgelegte Prüfung den Berechtigungsschein für den Einjährigfreiwilligen-Militärdienst erlangten. Die übrigen bestanden das Primaner- beziehungsweise Fähnrichsexamen. Die Zahl der Lehrer der Anstalt betrug 35.

Sternrätsel

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die Wörter auf den sechs Leisten bezeichnen:

1.—2. einen Paß im Schwarzwald;
2.—3. eine dänische Insel;
1.—3. ein Land in Afrika;
4.—5. ein scharfes Gewürz;
4.—6. einen Laubbaum;
5.—6. einen Fluß in Belgien.

F. P.

5.
a
a a
1. a a b d e e e 2
e i i k
k l
l l l n
4. n n n m p p r 6.
s t
v
3.

Silbenrätsel

Daß wiederum mit einem Orden
Ein Menschenkind ward hoch beglückt,
Daß ihm die erste ist geworden,
Daß bunt es nun die zweite schmückt —

Das les' ich nach dem Mittagsbrote
Ganz ohne Neid oft in dem Blatt,
Das unterm Ganzen mir ein Bote
Der Reichspost übergeben hat.

F. M.-S.

Arithmogriph

12345678 — als alter Männername bekannt,
5614521 — jetzt oft zur Toilette verwandt.
656836 — hat manchem schweres Leid gebracht,
31678 — hat manches herrliche Bild gemacht.
8675 — ein König aus dem Altertum,
3524 — bewahrte treu der Helden Ruhm.
34541 — wird oft nach einem Satz gesetzt,
612521 — als schöner Farbstoff hochgeschätzt.
2845612 — eine Gestalt aus Schillers Dramen,
16782366 — eine der lieblichsten alten Damen.

F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 716:

Seite 716

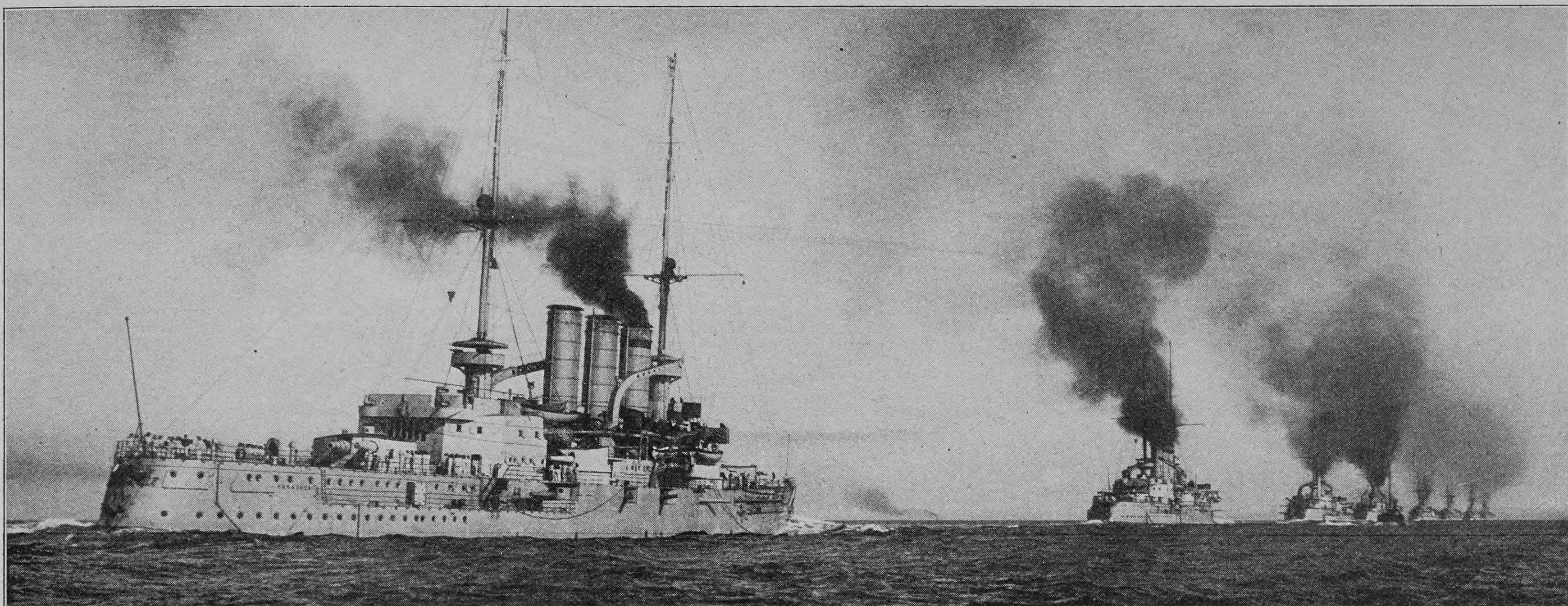
Des Zahlenrätsels:

9
15 11
10 4 14
6 5 5 6
6 2 6
14 3 3 10
5 10 5
11 2 2 15
4 3 4
9 5 5 9
15 6 11
10 14
6

Des Wechselrätsels: Profit, Profit.

Des Zusammenstellrätsels: Gersau (Ger, Sau).

Richtige Lösungen sandten ein: Lisa in Zürich (3); „Pfiffikus" in Rostock (5); Myriam in Warschau (4); „Don Carlos" in Hannover (5); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (6); Medikus in Leipzig (4); Rosa Maurhofer in Zürich (5); Mikt Frank in Wien (6); Frau Helene Graul in Striegau (3), Otternbach in Nordstemmen (4); Cleopatra 131 in Charlottenburg (5); Eugenie F. in Luxemburg (6); K. Haus in Frankfurt a. M. (2); Jul. Czvetkovits in Pécs (2).



Phot. A. Renard, Kiel

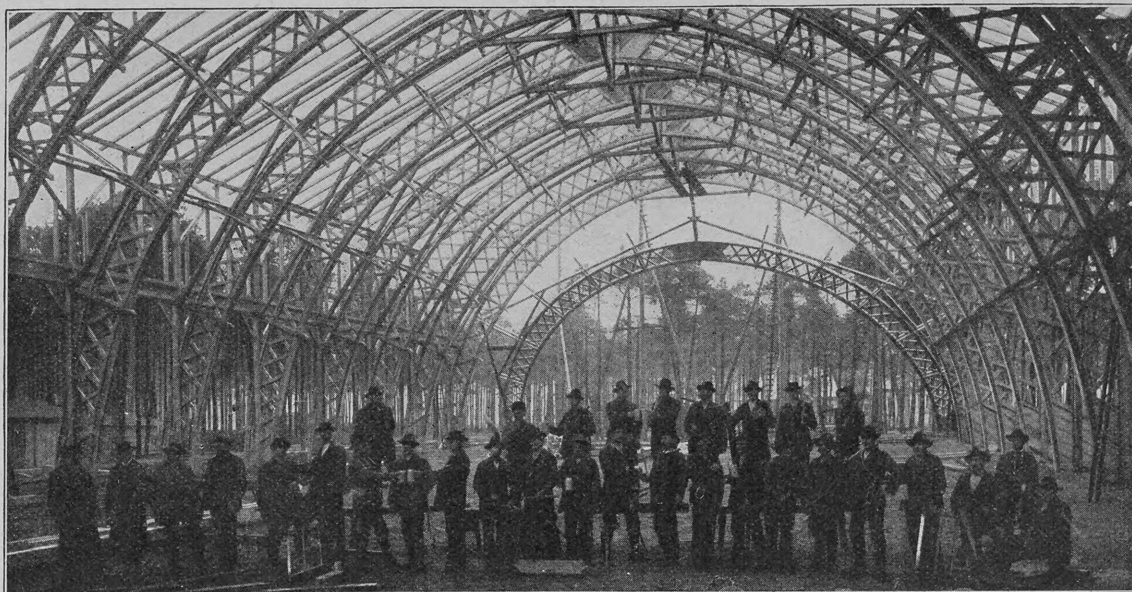
Von unsrer Marine: Das erste deutsche Uebungsgeschwader dampft in Kiellinie aus der Kieler Bucht (Text nächste Seite)

Von der deutschen Flotte

Welchem Flottenfreunde schlägt nicht das Herz höher, wenn er auf unserm Bilde das stolze Linienschiffsgeschwader, Deutschlands Wehr zur See, in ausgerichteter Kiellinie, Schiff hinter Schiff, die Kieler Bucht verlassen und in das offene Meer hinausdampfen sieht? Die stärksten Gefechtseinheiten der deutschen Flotte sind hier vereinigt. An der Spitze steuert das Linienschiff „Preußen“, das mit seinen 13200 Tonnen Deplacement, 16000 Pferdekräften, vier 28-Zentimeter-, vierzehn 17-Zentimeter-Geschützen (alle von 40 Kaliber Länge) wohl als die bisherige beste Leistung Deutschlands im Kriegsschiffsbau gelten kann; auch die neueren Schiffe, die noch nicht dem Geschwaderverbande eingefügt sind, zeigen nur geringfügige Abweichungen. Aber kann Deutschland wirklich auf seine Flotte stolz sein? Hat es wirklich in ihr ein Instrument zu Angriff und Verteidigung, das den aufgewandten Mitteln entspricht und mindestens auf der gleichen Höhe steht wie eine entsprechende Schiffszahl andrer Nationen? Daß diese Frage heute nicht mehr unbedingt bejaht werden kann, haben die letzten Forderungen der Regierung, haben die Verhandlungen in den Kommissionen und im Plenum des Reichstags gezeigt, wenn auch von einer gnügenden Klarheit in dieser Frage noch keine Rede sein kann. Der Reichstag hat es sich jedenfalls ausdrücklich begeben, nach den Ursachen des Zickzackkurses, der auch im deutschen Kriegsschiffsbau deutlich zutage tritt, eingehend zu forschen und zu fragen. So wenig eine Schwarzseherei hier am Platze sein dürfte, so kann man sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß im deutschen Volke eine gewisse Besorgnis platzgegriffen hat, ob die Gelder, die heute die Mehrzahl aller Deutschen für die Flotte gern auswerfen will, auch tatsächlich in sachgemäßer Weise verwendet werden. Die letzte Sensation auf dem Gebiete des Kriegsschiffsbaues ist bekanntlich das englische Linienschiff „Dreadnought“, dessen Deplacement von 18000 Tonnen, dessen Bewaffnung mit zehn 30,5-Zentimeter-Geschützen vorläufig als Novum gelten. Die überwiegende Bestückung mit Geschützen schweren Kalibers, denen nur eine leichte Artillerie zur Abwehr von Torpedoangriffen gegenübersteht, wurde als die unabwendbare Konsequenz der Erfahrungen des ostasiatischen Krieges hingestellt. Wenn wir die Liste der deutschen Kriegsschiffe durchgehen, muß auch dem Laien auffallen, daß ähnliche Prinzipien schon früher — leider nur vorübergehend — auch in der deutschen Marine maßgebend waren. Die Brandenburgklasse, die jetzt zwar veraltet ist, deren Bau aber überhaupt den Anfang der modernen deutschen Flotte bedeutet, führt bereits sechs 28-Zentimetergeschütze. Wenn man ihr Deplacement von 10060 Tonnen mit dem der „Dreadnought“ vergleicht, bedeutet das eine Bestückung, die sich sehen lassen kann. Mit dem Bau der sogenannten Kaiserklasse beginnt nun eine neue Aera deutschen Kriegsschiffsbaues, und die schönen Reden, die beim Stapellauf der einzelnen Schiffe gehalten wurden, können uns über die Tatsache nicht mehr hinwegtäuschen, daß damals eine entschiedene Wendung zum schlechteren eintrat. Man ging im Kaliber der schweren Artillerie auf 24 Zentimeter herunter, eine Maßnahme, die im ganzen Auslande lebhaftes Kopfschütteln hervorrief und die heute unbedingt als verkehrt erkannt ist. Taktische Gründe bestimmten dann die maßgebenden Kreise, länger als angebracht, auf dem einmal betretenen Wege zu bleiben. Die Braunschweigklasse, zu der auch „Preußen“ gehört, wurde dann erst mit einer schweren Artillerie versehen, und erst diese Schiffe kann man heute überhaupt als moderne Linienschiffe gelten lassen. Es wäre dringend zu wünschen, wenn das deutsche Publikum über die Motive, die diese Schwankungen veranlaßten, aufgeklärt würde, denn je mehr derartige Probleme in der Oeffentlichkeit diskutiert werden, desto mehr wachsen Interesse, Verständnis und auch die Opferfreudigkeit für die Marine.

Die Jubiläumsausstellung in Nürnberg

Zum dritten Male innerhalb eines Vierteljahrhunderts findet dieses Jahr in Nürnberg eine bayrische Landesausstellung statt. Sie übertrifft ihre Vorgängerinnen von 1882 und 1896 schon dadurch an Bedeutung, daß sie zum hundertjährigen Jubiläum des bayrischen Königreichs veranstaltet wird, wird sie aber auch an Großartigkeit und räumlicher Ausdehnung weit überragen. Für die Ausstellung ist das südlich der Stadt befindliche Gelände in der Nähe des Dutzendteichs gewählt worden. Die langgestreckte Ellipse, die das Ausstellungsterrain bildet, wird in der über $1\frac{1}{2}$ Kilometer messenden Längsachse von einer großen Avenue durchschnitten, an der sich seitlich die größeren Ausstellungsbauten gruppieren. Die Mitte des ganzen Geländes nimmt der mächtige Festplatz ein, dessen Zentrum eine riesige Leuchtfontäne bildet. In der Querachse des Festplatzes liegen östlich das Hauptindustriegebäude mit dem nördlich daran anstoßenden Trakt für die Handwerksausstellung, gegenüber die Hauptrestauration, hinter ihr ein weitumfassender offener Hallenbau, etwas zurückliegend der stattliche Pavillon für die staatliche Forstausstellung. Neben dem Hauptgebäude folgt die mächtige bayrische Staatsausstellung, in der überbauten Fläche etwa zwei Drittel des Hauptgebäudes einnehmend. Gegenüber reiht sich die massive Maschinenhalle an. Weiter folgt auf derselben Seite das Kunstausstellungsgebäude und, mit diesem durch einen Gang verbunden, der Pavillon für Kunstgewerbe und die Ausstellung des Vereins für angewandte Kunst. Den Abschluß der Hauptachse bildet das zweiteilige Gebäude der Stadt Nürnberg. Westlich beginnt die mächtige Festhalle, nach Osten folgen das Kaffeehaus mit Bäckereiausstellung, dann das Gebäude der Nürnberger Fleischer, die Münchner Bierhalle und, etwas zurückliegend, das fränkisch-pfälzische Weinhaus. Eine zwischen dem Weinhaus und dem Staatsgebäude durchführende breite Allee wird von Einzelausstellungen und bayrischen Bauernhäusern flankiert. Das ganze Gelände wird von einer elektrischen Bahn umzogen.



Die Holzkonstruktion der großen Festhalle auf der bayrischen Jubiläums-Landesausstellung in Nürnberg

Briefmappe

Heinrich St. in Lbg. Das poetische Turnier der „Kölner Blumenspiele", an dem Sie sich beteiligen möchten, findet zwar erst am 6. Mai d. J. statt, Sie hätten Ihr Gedicht aber schon bis zum 15. Januar einsenden müssen, um konkurrieren zu können. Sie werden sich also bis zum nächsten Jahre gedulden müssen: hoffentlich werden Sie bis dahin einige Fortschritte im Dichten gemacht haben, denn wir glauben kaum, daß Sie mit dem uns zur Begutachtung eingesandten Liebesgedicht den Preis des Königs von Spanien, der Sie so sehr zu locken scheint, oder das noch kostbarere Recht, die Blumenkönigin zu wählen, erringen würden.

J. 120. Der eigentliche Erfinder des sogenannten Whitehead-Torpedos war der pensionierte österreichische Fregattenkapitän J. Luppis, doch hat Whitehead ein wesentliches Verdienst an der Ausgestaltung der Erfindung. Als Luppis ihm sein Projekt eines unterseeischen Branders zum Angriff gegen Kriegsschiffe vorlegte, erkannte Whitehead sofort die Unzulänglichkeit dieses Projekts, die namentlich in dem Mangel einer Selbststeuerung bestand, und versah den primitiven Torpedo mit den Apparaten, die zur Selbststeuerung und unterseeischen Bewegung notwendig waren. Whitehead, der zu Shrivenham in England geboren war und vor einigen Monaten in seinem Vaterlande gestorben ist, hatte 1850 die Leitung der Maschinenfabrik Strudthoff in Triest (des gegenwärtigen Stabilimento tecnico triestino) übernommen und 1858 eine eigne Maschinenfabrik in Fiume begründet, die er dann ganz für die Herstellung von Torpedos einrichtete. Auf Anregung des Erzherzogs Leopold wurden die Torpedos zuerst in der österreichischen Marine eingeführt. Whiteheads Tochter Alice vermählte sich 1869 mit dem Grafen Georg Hoyos, und eine Tochter aus dieser Ehe, Komtesse Marguerite, wurde bekanntlich 1892 die Gattin des Fürsten Herbert Bismarck.

A. M. in B...dorf. Ein Dichter wie Sie wird nie vergebens einen Platz in unsrer „Briefmappe" begehren; wir haben lange nichts so Eigenartiges und Erschütterndes gelesen wie Ihre beiden Balladen, von denen wir hier wiedergeben

Die Mondnacht!

Weit ist bedecket, die Flur mit Schnee;
Kalt, eisig der Wind durch die Aeste geht.
Doch der Mond, er blickt vom Himmel mild
Und wirft ein friedliches Licht auf das Landschaftsbild.

Der Jäger, streift durch den öden Wald.
Dem Wildschütz, eben die Büchse verhallt;
Er ist ihm gefolgt schon manche Nacht,
Voll Besorgnis zu Hauſ' sein Weib erwacht,

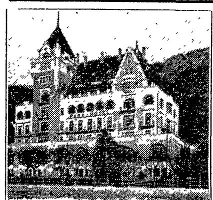
Die ahnet wohl schon das Geschick,
Das dem lieben Gatten begegnen wird,
Dann steht sie auf, spricht ein Gebet:
Die Rückkehr für ihren Gatten erfleht. —

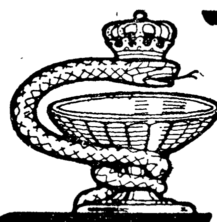
Am Waldrand, da hat er ihn endlich erkappt
Es will ihn — und schon die Büchse kracht;
Die unselige Tat, sie ist geschehn
Der Bösewicht, die Grausige will selber nicht seh'n.

Der Vater sinkt in dem Graben zurück,
Zum Himmel gewend't den gebrochenen Blick:
„Allmächtiger Jesus, nun steh' mir bei."
Der Wildschütz zieht in den Wald hinein. —

Was klopft man so wild an des Försters Haus,
Dem Weibe bangs, o welch ein Graus!
Auf einer Bahre den Vater blaß und bleich,
O Gott! die Ahnung, sie hat mich nicht getäuscht.

Die Kleinen, sie schlummern noch friedlich und still,
Sie wissen ja nichts von dem grausigen Bild.
Ihr Vater, er liegt auf der Bahre blaß und kalt,
Nimmermehr der Wildschütz zieht in den Wald.





Die neue Uniform der französischen Infanterie

Die französische Armee befindet sich in einer ähnlichen Lage wie die deutsche: die vornehmsten Stücke ihrer Uniformierung, mit denen der Soldat durch so viele glorreiche Erinnerungen beinahe wie verwachsen erscheint, sind heute nicht mehr kriegsgemäß. Sowohl die Pickelhauben mit ihrem blinkenden Metallbeschlag wie die berühmte rote Hose geben im Gelände ein viel zu weit sichtbares Ziel und setzen ihre Träger unnötig der Gefahr aus. In beiden Armeen werden daher seit längerer Zeit Versuche mit neuen Uniformierungen gemacht. Das letzte Modell der französischen Infanterie zeigt unsre Abbildung. Die Uniform besteht aus hellem blaugrauen Grundtuch, die Abzeichen sind auf ein Minimum reduziert. Eine besondere Neuerung sind die kurze Hose und die Wickelgamasche. Für beides dürften englische Vorbilder maßgebend gewesen sein; die Gamasche hat sich bekanntlich auch in der japanischen Armee gut bewährt. Der Mantel, der bekanntlich das Hauptkleidungsstück des französischen Soldaten bildet, nicht der Rock, hat im ganzen den früheren Schnitt beibehalten. Besondere Schwierigkeiten bereitete die Wahl der Kopfbedeckung, deren Form und Material übrigens in Frankreich schon lange Gegenstand von Versuchen war. Zuerst wählte man einen Filzhut, wie ihn die Buren trugen, wie ihn englische und amerikanische Soldaten und die deutschen Kolonialtruppen auch heute noch tragen. Man ist jedoch davon wieder zurückgekommen, und die jetzt gewählte Kopfbedeckung dürfte den in der österreichischen und schweizerischen Armee gebräuchlichen am nächsten kommen.



Phot. B. Gribayédoff, Paris

Die neue Uniformierung der französischen Infanterie

Aus Bädern und Kurorten

Bad Elster. Eine ganz wesentliche Verbesserung des Kartenmaterials über die nähere und weitere Umgebung des Badeorts ist neuerdings von der Königlichen Badedirektion geschaffen worden, indem sie mit Genehmigung des Königlich Sächsischen Kriegsministeriums auf Grund des Kartenmaterials der Abteilung für Landesaufnahme des Königlich Sächsischen Generalstabes die Herstellung einer Karte der weiteren Umgebung des Bades Elster im Maßstabe von 1 : 50 000 und eine solche vom Badeorte mit der näheren Umgebung im Maßstabe von 1 : 25 000 veröffentlicht hat. Die letztere Karte ist dem Badeprospekte beigefügt, während die Karte 1 : 50 000 an den Kassen der Badedirektion zum Verkauf kommen soll. Bei der vorzüglichen Ausführung der Karte wird diese nicht nur den Besuchern von Bad Elster bei Vornahme von Ausflügen in die Umgebung ein sicherer Führer sein, sondern auch weitere Touristenkreise auf die unvergleichlichen Schönheiten des zwischen Selb und Klingental-Graslitz liegenden Elstergebirges aufmerksam machen. Da die im Norden bis Olsnitz und Schöneck weisende Karte im Süden bis nahe an Franzensbad reicht, so wird sie auch eine willkommene Gabe für die Besucher dieses Badeortes sein und manche derselben veranlassen, in den heißen Sommermonaten eine erfrischende Fußtour ins Gebirge, in das benachbarte, idyllisch gelegene Bad Elster zu unternehmen.

Aus Industrie und Gewerbe

Die Firma Türk & Pabst, Frankfurt a. M., feierte am 7. April ihr fünfundzwanzigjähriges Geschäftsjubiläum. Die Firma hat sich bekanntlich ihren Ruf besonders durch den Vertrieb der konservierten Frankfurter Würstchen und andrer Konserven erworben; seit neuerer Zeit fabriziert sie selbst eine große Anzahl von Spezialitäten für die feine Küche, die sich großer Beliebtheit erfreuen.

Die Firma Wilh. Pramann in Radebeul bei Dresden, Fabrik diätetischer Nährmittel, bringt unter dem Namen „Cacaol“ ein Präparat in den Handel, das in bezug auf seine diätetischen Eigenschaften alle bisher dagewesenen Nährgetränke weit übertrifft und sich daher als ein höchst willkommenes Ersatzmittel für Kaffee, Tee und sonstige das Nervensystem reizenden Genußmittel erweist.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

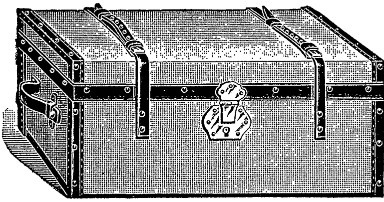
Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Abteilung: Reiseartikel.

Nichtgefallende Waren werden **bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.**

Reisetaschen. Necessaires. Plaidtaschen. Wäschesäcke. Reisegläser. Rucksäcke. Touristentaschen.

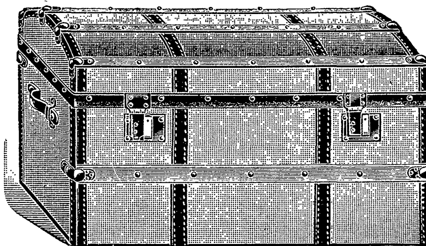
Vorschriftsmässige Offizierkoffer.



Mit bestem Segeltuch bezogen, mit brauner Oelfarbe gestrichen gutem Patentschloss, doppelten Schlüsseln, Packriemen, 1 Einsatz und Fachbrett.

Nr. 875. Für Infanterie-Leutnant, 69×34×28 cm . . . **M. 23.—**
Nr. 876. Für Infanterie-Hauptmann, 69×39×30 cm . . **M. 24.—**
Nr. 877. Für Artillerie-Leutnant, 60×38½×36½ cm . **M. 23.—**
Nr. 878. Für Artillerie-Hauptmann, 76×38½×36½ cm **M. 26.—**

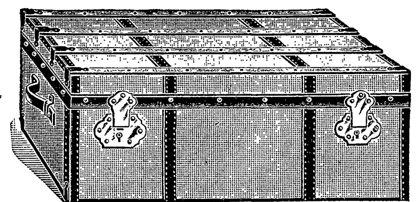
Holz-Reisekoffer.



In Prima-Ausführung, Leinenbezug, braun gefirnisst, mit guten Schlössern, Leisten mit Schutzdecken, mit 1 Einsatz, starken Lederhandhaben.

Nr. 926. 71 cm lang, 41 cm breit, 42 cm hoch . . . **M. 12.50**
Nr. 927. 78 cm lang, 41 cm breit, 42 cm hoch . . . **M. 14.—**
Nr. 928. 85 cm lang, 49 cm breit, 50 cm hoch . . . **M. 18.—**
Nr. 929. 92 cm lang, 51 cm breit, 56 cm hoch . . . **M. 21.—**

Schiffs- oder Kabinenkoffer.



Unter das Bett der Kabine passend, Prima-Arbeit, mit Segelleinen bezogen, 2mal mit Oelfarbe braun gestrichen, feinen Patentschlössern mit doppelten Schlüsseln, innen Drellfutter, 1 Einsatz und Hutfach.

Nr. 804. 78 cm lang, 50 cm breit, 30 cm hoch . . . **M. 23.50**
Nr. 805. 85 cm lang, 50 cm breit, 30 cm hoch . . . **M. 26.—**

Unsern mit über 5000 Abbildungen ausgestatteten Hauptkatalog versenden wir unberechnet und portofrei.

Die wahre Kur bei
Rheumatismus
Gicht, Hüftweh, Lendenweh etc.

The Good Health Alliance, 124 Holborn, **London** (England) E. C haben soeben das **wunderbarste Heilmittel des Jahrhunderts** eingeführt. Weder Medizin noch Einreibungsmittel, sondern **Kinlo's Fuss-Zugpflaster,** in der ganzen Welt wegen Heilung der schlimmsten Fälle von **Rheumatismus, Gicht, Hüftweh, Lendenweh** etc. berühmt.



In welchem Teile des Körpers Sie auch krank sein mögen, **Kinlo's Fuss-Zugpflaster** werden unfehlbar die giftigen Harnsäuren aus dem Blute ziehen und Sie dadurch für alle Zeiten gesund machen.

Sie werden sofort Erleichterung verspüren und die gänzliche Heilung wird folgen. Es ist ein wissenschaftliches Mittel mit absolut garantiertem Erfolge, andernfalls haben Sie keinen Pfennig zu bezahlen.

Ein Versuchs-Paar frei!

Wir sind so vollkommen überzeugt, dass „Kinlo's Fuss-Zugpflaster" Sie vollständig heilen werden, dass wir Ihnen **nicht nur anbieten,** Ihnen eine kleine Probe zu senden, sondern Ihnen **wirklich** ein **„Paar Kinlo's Fuss-Zugpflaster"** auf Verlangen **zuschicken.** Wenn Sie dasselbe eine Woche lang versucht haben und finden, dass Sie geheilt worden sind, so erwarten wir, dass Sie uns den geringen Preis von **3 M. 50 Pfg.** zusenden. Sollten Sie nicht hoch erfreut über den Erfolg sein, so brauchen Sie uns keinen Pfennig zu bezahlen. Dies ist wirklich das ehrlichste Anerbieten, das jemals gemacht worden ist. Es ist keine angebliche, elektrische, sondern eine wissenschaftliche, chemische Erfindung.

Herr Julius Erler, Humboldstr. 25, Freiburg, schreibt am 9. 4. 06: „Am 23ten erhielt ich Ihre gewünschten Kinlo's Fuss-Zug-Pflaster und habe dieselben am 25ten angewandt. Ich habe sofort eine Besserung verspürt und demzufolge bestelle ich noch zwei weitere Paare. Ich hatte wirklich nicht geglaubt, dass noch ein Mittel auf der Welt existierte, welches eine so wunderbare Heilung bewirken könnte. Weiter möchte ich bemerken, dass ich 64 Jahre alt bin, mein Leiden schon seit 26 Jahren habe und infolge dessen jede Hoffnung aufgegeben hatte. Meine Vermutung war jedoch falsch, indem es noch ein Heilmittel giebt, welches mich von den fürchterlichen Schmerzen erlöste und dies sind Kinlo's Fuss Zug-Pflaster. Mit dankerfülltem Herzen bestätigt dies aus eigenem Antrieb Ihr dankbarer Julius Erler."

Zögern Sie nicht, sondern senden Sie uns Name und Adresse, indem Sie auf „Ueber Land und Meer" Bezug nehmen und legen Sie 25 Pfg. für Porto in Freimarken bei und ein Paar **Kinlo's Fuss-Zugpflaster** wird Ihnen umgehend zugesandt werden. Bitte schreiben Sie Ihre Adresse und Namen sehr deutlich.

Vergessen Sie nicht, dass, wenn Sie keine Erleichterung verspürt haben, Sie nichts zu bezahlen brauchen, und bringen wir Ihnen das Vertrauen entgegen, dies selber zu entscheiden.

Briefe nach England sind mit 20 Pfg. zu markieren.

The Good Health Alliance (Room 3), 124 Holborn **London** E. C. England.

Vereinigung der Kunstfreunde

Farbige Nachbildungen von Gemälden der **Königlichen National-Galerie** und anderer Kunstsammlungen

Berlin W., Markgrafenstrasse 57

Filiale: **Potsdamerstrasse 23**

Der Illustrierte Katalog wird auf Verlangen kostenfrei zugesandt.

Max Eyth

feiert am 6. Mai seinen 70. Geburtstag. Porträt und Schilderung des Lebensganges finden unsere verehrl. Leser auf Seite 754 dieser Nummer. An dieser Stelle möchten wir die Aufmerksamkeit namentlich auf Eyths in unsrem Verlage erschienenes Buch hinlenken:

Hinter Pflug und Schraubstock

Skizzen aus dem Taschenbuch eines Ingenieurs

Volksausgabe in 1 Bande. 12. Auflage

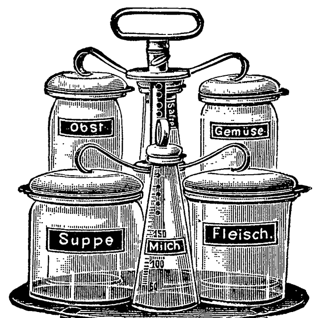
Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—

„Es ist ein Buch, das man mit Bedauern und doch mit Genugtuung aus der Hand legt", urteilte der Deutsche Reichsanzeiger in Berlin in einer längeren Besprechung u. a., „mit Bedauern, dass der Genuss, den seine Lektüre bereitete, nun zu Ende ist; mit Genugtuung, weil man sich nicht nur in seinem Wissen, sondern auch gemütlich bereichert weiss."

Die ursprüngliche Ausgabe in zwei Bänden geheftet M. 6.—, gebunden M. 8.—, kann nach wie vor bezogen werden.

Stuttgart. Deutsche Verlags-Anstalt.

Koche auf Vorrat!



Weck's Apparate zur Frischhaltung aller Nahrungsmittel

sind berufen, eine Umwälzung in der Küche aller Länder herbeizuführen.

Einfach, solide, zuverlässig!

Seit Jahren haben sich die Apparate in zehntausenden Familien bewährt. Für Hotels, Pensionen, Krankenhäuser, Genesungsheime von epochemachender Bedeutung.

Man verlange ausführliche Drucksachen, sowie Probenummern der Zeitschrift **„Die Frischhaltung"** von

J. Weck, Ges. m. b. Haftung, **Oeffingen** Amt Säckingen **(Baden).**

MARIENBAD

ein Skizzenbuch von Edmund Edel mit lustigem Text

Bunte Bilder und Caricaturen Stattlicher Quartband (100 Seiten) Mk. 2.50 In Prachteinbd. 4.—

Verlag HARMONIE Berlin W. 35

Alkoholfreie Weine „Nektar" WORMS a/Rh.

Obiges Etablissement in Worms ist nunmehr Filiale der Gesellschaft Alkoholfreier Weine in Meilen bei Zürich (Schweiz) und liefert heute ebenso vorzügliche Produkte, wie diejenigen, welchen das Mutterhaus seinen Weltruf verdankt.
Verlangen Sie Preise von Worms (Deutschland) oder Meilen (Schweiz).

Echt und natürlich

färbt in allen Nüancen die unschädliche Haarfarbe **„Aureol"** D. R. P. Karton 1 u. 3 Mark

J. F. Schwarzlose Söhne Kgl. Hoflieferant. BERLIN

Überall erhältlich.

Hygienische Bedarfsartikel

empfiehlt **Frau Anna Hein, Berlin 9,** Oranienstr. 65. Katalog gratis.

Beste Monatsbinden 1 Dtz. 1.25 M, 3 Dtz. 3.— M. Gürtel 0.50 M.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman von Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Es war augenblicklich nicht viel in dem Atelier zu sehen. Eine Büste des Herzogs von Altenberg, ein paar Medaillons, eine angefangene Prometheus-Gruppe, etliche Hermen. Serrenberg hatte in den letzten Monaten noch verkauft, was irgendwie zu verkaufen war, und er hatte Glück dabei gehabt. Hanna aber wollte viel von ihm sehen. Auf der Reise hatte sie in München mit etwas scheuem Gefühl vor seiner Zentauren-Gruppe gestanden; jetzt in der Nationalgalerie seine Juno kennen gelernt und sie naiv bewundert, während er ein wenig mißgelaunt meinte: „Seit ich neulich wieder die Ludovisierin im Thermenmuseum sah, mag ich das Ding nicht mehr recht. Flau und gekünstelt . . . ja, die Alten!"

Aber jetzt ging er mit frischer Kraft an die

In der Laube. Nach einem Gemälde von Fritz Burger

Arbeit. Sie saß in irgendeinem Winkelchen und schaute zu. So sah sie ihn am liebsten, so fand sie ihn am schönsten: im weißen Arbeitskittel, schaffend; das Gesicht vom scharfen Sinnen in jedem Zug gespannt; die Brauen über der Adlernase zusammengezogen. Und wie ihm das kleine erste Modell zu dem Kleist-Denkmal unter den Händen wuchs! Es war schon richtig, was der Kollege Klughardt in ihrer Gegenwart zu Fritz gesagt hatte: „Ja, mein Alterchen ... mit deiner Leichtigkeit im Schaffen kommen wir alle nicht mit ..."

Eine Stunde, auch anderthalb ging's so. Manchmal mußte sie ganz still sein, manchmal rief er sie heran, fragte nach ihrer Ansicht, neckte sich ein wenig mit ihr herum, warf mit kleinen Tonkugeln nach ihr und wollte sich totlachen, wenn sie das Gesicht mit beiden Händen schützte. Dann, nach einer kurzen Pause, einem Schinkenbrot und einem Riesenglas Weißbier — zuerst hatte sie vor dem Ungeheuer, das ihre Hände nicht umspannen konnten, geschaudert — kam sie selbst an die Reihe. Heute wollte er ihren Kopf haben, morgen ihre Hand. Immer anders, immer rückte er mit neuen Ideen heraus. Ein halbes dutzendmal konnte er an einem Vormittag ihr Haar umordnen. Es war bisweilen recht anstrengend. Aber das waren doch die schönsten Stunden. —

Jetzt war er mit dem Käthchen von Heilbronn beschäftigt, die er, als Kleists volkstümlichste Gestalt, zum Mittelpunkt der Gruppe am Sockel des Denkmals gewählt hatte.

„Die soll mir keiner nachmachen!" rief er, als er kaum begonnen. „Denn keiner hat ein Käthchen wie ich! Du weißt's natürlich gar nicht, Hanna, daß du das schönste, lieblichste Käthchen-Modell bist, das es in allen deutschen Landen gibt!"

Als sie ihm stand, im kurzen Rock, mit bloßen Füßen, kam eines Mittags die Gräfin in das Atelier.

Serrenberg hatte Weisung gegeben, niemand vorzulassen. Aber der Portier bezog selbstverständlich den Befehl nicht auf die Gräfin Wiggersen; wie oft war früher eine gleiche Anordnung getroffen worden, ohne für sie zu gelten.

So stand sie plötzlich zwischen den Türpfosten, die Lorgnette vor den Augen, nickte und sagte: „Ich störe doch nicht? Guten Tag beiderseits!"

Hanna erschrak heftig, wurde rot, duckte sich, wollte die rosigen Füße unter dem Rocksaum verstecken, schnellte dann doch gleich wieder auf, um in den kleinen Nebenraum zu flüchten. Es mochte wohl sehr drollig aussehen, wie sie die Röckchen mit beiden Händen faßte und zu strecken versuchte. Jedenfalls lachten beide, Serrenberg und die Gräfin, und schließlich lachte Hanna mit, als er ihr ein komisch-gebietendes „Halt!" zurief ...

„... dein Antlitz speit ja Flammen —
Du nimmst dir gleich ein Tuch um, Katharina!"

„Es geht wohl auch ohne Tuch, Frau Hanna — bitte." Gräfin Ulla trat näher und reichte ihr die Hand. „Wenn Sie sich aber genieren, obwohl's wirklich unnötig ist, lass' ich die Lorgnette beiseite ... dann bin ich ja mit Blindheit geschlagen. Schade wär's freilich ... nach dem, was ich doch schon gesehen habe ... Guten Tag nochmals, Professor. Ich komme ... ja, weshalb komme ich eigentlich ... ich habe so mancherlei auf dem Herzen ..."

Sie hatte schnell und sehr lebhaft gesprochen. Hanna sah wohl, sie war innerlich erregt. Aber sie sah auch, wie ganz anders die Gräfin erschien als bei dem Frühstück im Tarchowschen Hause. Der Zug des Leidens war verschwunden, das feine interessante Gesicht machte trotz der weißen Haare einen fast jugendlichen Eindruck, und die schönen Augen leuchteten. Nur um die Lippen zuckte es dann und wann nervös.

„... ja so! Also vor allem, lieber Professor, fortfahren! Bitte, Frau Hanna — fortfahren! Sonst geh' ich gleich wieder. Aber lieber setz' ich mich hier ganz gemütlich in dies Eckchen, schau zu, freue mich und plaudere wie in alten Zeiten. Darf ich?"

Serrenberg hatte einen Stuhl herangeschoben. Er verbeugte sich etwas formell, und seine Brauen waren ein wenig mißmutig zusammengezogen. Die gute Laune, in die Hannas Fluchtversuch ihn versetzt hatte, schien verflogen. Aber er trat doch wieder an das Modell heran: „Bitte, liebe Hanna —"

Sie nahm ohne Ziererei ihre Stellung ein.

„... bildhübsch! Ich sag's nicht aus leerer Schmeichelei. Ich gratuliere, Serrenberg. Sie müßten ein elender Kitschstümper sein, wenn Ihnen das Käthchen nicht glückte. Es wird glücken." Noch immer sprach sie hastend, nun doch wieder mit der Lorgnette vor den Augen: „Wirklich, Frau Hanna — ich darf doch so sagen? — bildhübsch und ganz Käthchen. Wenn ich mir einen Rat erlauben darf, Professor, etwas mehr en face ... Ja so ... weshalb ich komme. Also zunächst, um Ihnen beiden mein Bedauern auszudrücken, daß wir uns herüber und hinüber verfehlten. Dies leidige Berlin! ... Dann wollte ich Sie bitten, Donnerstag bei mir zu essen. Können Sie ... schön! Sie treffen nur ein paar Bekannte, Serrenberg — Exzellenz Mohlband unter anderm, der, glaub' ich, für eine Marinekirche in Wilhelmshaven was für Sie in petto hat. Ich dachte mir, es würde Ihnen lieb sein, mit ihm an drittem Ort zusammenzutreffen ... Ja — und dann: dann möchte ich mich bei Ihnen zu einer Tasse Tee einladen, Frau Hanna, wenn es nicht unbescheiden ist. Tag und Stunde bestimmen Sie, bitte. Ich brenne nämlich vor Neugier, Ihr Heim zu sehen und Sie darin — um's ganz grad' heraus zu sagen —"

Es lag etwas Forciertes in der Art, wie Gräfin Ulla sprach. Serrenberg nagte an der Unterlippe: er kannte diese Stunden, in denen sie so besonders angeregt und frisch erschien. Hanna fühlte wenigstens, daß die schöne Frau dort im Lehnstuhl unter irgendeinem Zwang stand. Aber sie fühlte auch das herzliche Bestreben heraus, liebenswürdig sein zu wollen.

„Gnädigste Gräfin ... vielleicht Dienstag um sechs Uhr? Dann bin ich sicher zu Hause ... denn sonst ... Fritz hat so viel vor ..."

Die Gräfin lächelte: „Das glaub' ich, Frau Hanna. Ich kenne ja die Unruhe Ihres gestrengen Herrn. Lassen Sie sich die — und ihn nicht über den Kopf wachsen. Jawohl, lieber Professor ... machen Sie nur Ihr überlegenes Gesicht! Das kenne ich auch. Sie rechnen immer mit Ihren unverwüstlichen Nerven, aber Sie müssen jetzt auch an die Kräfte Ihres Frauchens denken."

„Werd' ich schon tun!" Serrenberg knetete mit ungeduldigen Fingern in einem ganz unmotivierten Tonklumpen herum.

„Um mich braucht er sich nicht zu sorgen, Gräfin," sagte Hanna schnell. „Ich bin im Wald und in der frischen Luft aufgewachsen und kerngesund. Ich halte auch noch mehr aus als das bißchen Berliner Hast."

„Das hab' ich auch einst gedacht, Frau Hanna —" Gräfin Ulla brach plötzlich ab. Einen Augenblick war Schweigen zwischen den dreien. Man hörte nur das Klatschen einzelner Tonstückchen, die Serrenberg auf den Boden warf. Dann richtete er, zum ersten Male, das Wort an sie:

„Ich hörte, Frau Gräfin — Sie planen eine große Reise — nach Nordafrika, sagte, glaub' ich, unser trefflicher Tarchow."

In den Worten lag nichts Auffälliges. Aber der Ton war so eigen, daß Hanna unwillkürlich die Stellung veränderte, ihren Mann fast erschrocken ansah und dann die Gräfin.

Deren Augenglas schien ihrer Hand entglitten zu sein; es klirrte gegen die Chatelaine. Sie tat einen tiefen Atemzug. „Jawohl —" sagte sie darauf, ohne Serrenberg anzusehen. „Tarchow hat Ihnen ganz recht berichtet. Ich wollte nach Tunis, ich will es noch. Aber Sie wissen wohl auch aus eigner Erfahrung, wie schwer es oft ist, sich loszulösen. Ich komme nicht frei und nicht fort."

Es klang wieder pitsch! — patsch! von den Tonklümpchen. Dann lachte Serrenberg: „Ja — so mag es wohl sein. Früher freilich war bei Ihnen Entschluß und Ausführung oft genug eins, meine gnädigste Gräfin. — Hanna, ich glaube, es ist genug für heute. Ich möchte nicht, daß du dich überanstrengst."

Sie blieb doch noch einen Moment unbeweglich stehen, ganz von dem einen wehen Gedanken erfüllt: ‚Was bedeutet das? War das nicht geradezu brutal von Fritz? Warum tat er ihr das? Und warum antwortet sie nicht ... oder steht nicht auf und geht, um nie wiederzukommen?'

An die Seite der Gräfin hätte sie eilen mögen — und rührte sich doch nicht. Wieder war beides in ihrer Seele: Abwehr — sie wußte selbst nicht gegen was! — und Mitleid. Schmerzliches Mitleid mit einer Leidenden.

Es lag wie elektrische Spannung in der Luft. Ulla sah starr vor sich hin. Gleich einem Bilde von Stein saß sie da. Nur ihre Brust hob und senkte sich bei den raschen Atemzügen.

‚Hat sie denn keinen Stolz?' dachte Hanna. ‚Gar keinen Stolz ... diese Frau!'

Plötzlich lachte die Gräfin auf und erhob sich. „Sie sind recht schlechter Laune, gestrenger Herr. Einfach schlechter Laune, und man darf Sie nicht ernst nehmen. Sie und die ... wenig höfliche Art, in der Sie alte Freunde behandeln. Diese Künstler! Frau Hanna, ich warne Sie: Halten Sie ihn kurz! Und nun Addio ... um Himmels willen, nicht mit den nackten Füßchen über den Zement! Ich komme zu Ihnen, um Ihnen die Hand zu geben. So! Der Professor kriegt heut keine Hand. Bessern Sie sich, Sie garstiger Mann, der Sie sind ... Addio ..."

Hinaus war sie. Der Kelim fiel hinter ihr zu.

Pitsch! Patsch! klang es wieder. Der Professor bombardierte förmlich.

Hanna hatte sich gesetzt und streifte langsam die Strümpfe über. Die Eindrücke der letzten Minuten bebten in ihr nach. Sie konnte das alles nicht fassen, nicht verstehen: nicht die Art ihres Mannes, nicht das stille Dulden der Gräfin, nicht die Unnatur ihres Abschieds. Unwillkürlich sah sie auf ihre eigne Hand. Wie schmerzlich fest hatte Gräfin Ulla die umspannt! Fast als ob sie damit Hanna zur Teilnahme, zur Mitdulderschaft aufrufen wollte.

Serrenberg murmelte verdrießlich allerlei vor sich hin, während er die Hände reinigte. Dann ging er in den kleinen Nebenraum, um sich umzukleiden.

Als er zurückkam, saß Hanna immer noch auf derselben Stelle. Sie hatte den Kopf in beide Hände gestützt und sah erst auf, als er dicht neben sie trat.

„Nanu?" sagte er erstaunt. „Was ist dir denn? Du hast ja ganz feuchte Augen ..."

Da sprang sie auf, impulsiv, und klammerte sich an seinen Arm. „Was hattest du nur, Fritz? Was hast du gegen die Gräfin, Fritz?" bat sie. „Es war so merkwürdig — so unerklärlich!"

Er lachte unfroh. „Das ... liebe Hanna ... das laß nur auf sich beruhen."

Einen Augenblick zögerte sie. Dann schüttelte sie den Kopf. „Wie kann ich das, Fritz? Ich soll doch mit der Gräfin verkehren. Da muß ich doch wissen ... wie ich mich zu ihr stellen soll."

„Ach ... das macht sich schon von selbst ... Und nun komm, bitte ..." Es klang sehr ungeduldig.

„Aber Fritz ... du hast selbst gesagt, sie sei deine großmütige Wohltäterin. Und nun warst du geradezu unhöflich, beleidigend zu ihr ... und sie ertrug das ... wies dich nicht zurück. Du mußt mir den Zusammenhang erklären."

„Gar nichts muß ich!" brauste er auf.

Ihre Arme sanken herab, so erschrak sie. Es waren die ersten heftigen Worte, die sie aus seinem Munde hörte, und sie schnitten ihr tief ins Herz.

Mit langen schweren Schritten durchquerte er ein paarmal den großen Raum. Sie rührte sich nicht. Nur ihre Augen folgten ihm von einer Wand zur andern.

Endlich kam er wieder zu ihr heran.

„Sei nicht böse, Schatz!" bat er. „Mir lief die Galle über ... Großvater ist gewiß auch mal heftig geworden ... was?"



Freudige Botschaft. Nach einem Gemälde von Wilhelm Räuber

Sie nickte. „Ja . . . gewiß! Großvater wurde sogar sehr leicht einmal heftig. Nur . . . das war doch etwas ganz andres."

„Sieh mal, Hanna, ich kann dir das wirklich nicht gut erklären," fuhr er ruhiger fort und griff nach ihrer Hand. „Solch eine persönliche Sache. Es gibt eben eine Art von Großmut, die einen nachträglich zur Verzweiflung bringen kann, wenn sie einem immer wieder vor Augen geführt wird. Eine Klettengroßmut sozusagen. Das läßt nicht locker. Das predigt immer, auch ohne Worte: ‚Vergiß nicht, was ich dir war, was ich für dich getan habe.' Verstehst du mich?"

Sie nickte wieder. Doch dann sagte sie: „Ja, Fritz . . . nur kann ich's nicht auf die Gräfin anwenden. Solche Großmut könnte ich mir nur hochmütig und aufdringlich vorstellen. Die Gräfin aber hatte geradezu etwas Rührendes."

„Du kennst sie nicht, Hanna. War's denn nicht aufdringlich genug, daß sie unaufgefordert herkam, uns einlud, sich bei dir ansagte . . ."

Hanna sah ihn mit ihren großen klaren Augen an.

„Wenn du das findest, dann mußtest du doch gleich ablehnen," sagte sie.

Er schüttelte unmutig den Kopf. „Wie du klug bist! Als ob das so ginge. Da hatte sie doch gleich Exzellenz Mohlband beim Wickel, und sie weiß ganz genau, wie wertvoll mir ein Auftrag von ihm sein muß. Ueberhaupt, liebste Hanna, das ist's ja eben: verderben, ganz verderben darf ich's nicht mit ihr. Ueberall hat sie Stimme und Einfluß . . . überall! Denkst du etwa, ich hätte die geringste Aussicht, in der Konkurrenz um das Kleist-Denkmal zu gewinnen, wenn sie dagegen wäre?"

„Aber so unedel kann sie doch nicht sein. Und wenn dein Werk das beste ist, dann mußt du doch gewinnen."

Diesmal lachte er herzlich. „Ach du süßes Schäfchen! Mit deiner köstlichen Wald- und Forsthausnaivität würdest du weit kommen. Nein, wirklich — das verstehst du nicht."

Seine Laune schien zurückzukehren. „Mach doch nicht solch erstaunte Augen. Gut — besser — am besten: das sind alles in der Beurteilung dieser Denkmalskomiteeleutchen ganz relative Begriffe. Sie verstehen ja wirklich auch nicht den blauen Dunst davon. Pah —! Man muß sich eben durchwinden, muß nicht nur Gutes schaffen, sondern auch alle Wege benutzen, um das Gute durchzudrücken. Und nun genug davon. Wir gehen jetzt nach Hause, und du machst fix Toilette, und dann fahren wir nach Karlshorst. Letzter Renntag heute. Aber erst —"

Er umfaßte sie plötzlich, hob sie hoch, schwenkte sie im Kreise — „wie leicht du bist, du Schmaltierchen, würde Großväterchen sagen" — drückte sie an sich, küßte sie stürmisch. „Laß die dummen Gedanken! Lieb wollen wir uns haben. Lachen sollst du! Willst du wohl gleich lachen! Solch Racker! Willst du wohl?"

Und da lachte sie ihn wirklich an —

Hatte er denn nicht recht? Die dummen Gedanken . . . das war ja Unsinn. Sich liebhaben . . . das ist alles . . .

VI

Gabriele Tarchow war nicht sehr angenehm davon berührt, daß sie bei ihrem Besuch Hanna nicht allein traf. Es saß da im Empiresalon der jungen Frau der Bildhauer Heinrich von Gerden gegenüber, machte seine berühmten schönen Augen und war allem Anschein nach auf bestem Wege, einen kleinen Flirt anzubahnen. Er drehte, wie immer, kokett an seinem hübschen blonden Schnurrbärtchen und plauderte süß über alles mögliche und unmögliche.

Immer, wenn Gabriele ihm begegnete — und da beide viel ausgingen, begegneten sie sich sehr oft —, ärgerte sie sich über ihn. Sie gab sich auch kaum noch Mühe, ihre Abneigung zu verbergen, und ärgerte sich noch mehr, daß er das gar nicht zu bemerken schien oder es doch völlig ignorierte.

Auch heute begrüßte er sie, wie man eine besondere Gönnerin begrüßt, zumal wenn diese jung und hübsch ist. „Das ist ja aber ein glückliches Zusammentreffen, gnädigstes Fräulein! Ich war gerade heut im Begriff, meinen langgehegten Vorsatz auszuführen, Ihrer verehrten Frau Mama meinen Besuch zu machen —"

Sie erwiderte gar nichts, sah sogar an seiner leicht angehobenen Hand vorbei, grüßte nur mit einer ganz flüchtigen Kopfneigung und setzte sich zu Hanna: „Ich komme persönlich, gnädige Frau, um für die Einladung zu Ihrem Atelierfest zu danken, auch im Namen meiner Eltern. Wir werden uns selbstverständlich die Ehre geben."

„Und Sie werden doch auch selbst bei den kleinen Aufführungen mitwirken?" fragte Hanna. „Wir sprachen soeben davon. Mein Mann hat Herrn von Gerden um seine Unterstützung bei den Arrangements gebeten."

Dies unglückliche Atelierfest! Hanna schwirrte seit Tagen der Kopf, wenn sie nur daran dachte. Aber Serrenberg hatte sich nun einmal vorgenommen, mit diesem Fest gleichsam sein Haus zu eröffnen. Ganz im großen Stil. An zweihundert Einladungen waren ergangen — darunter mindestens zwei Drittel an Gäste, die Hanna nicht einmal dem Namen nach kannte. Gestern hatte Fritz ihr zwei dieser Einladungen gezeigt, die zurückgekommen waren mit dem postalischen Vermerk: „Adressat verstorben," und als sie ihn mit großen Augen angesehen, lachte er sie aus: „Nun, was ist denn dabei! Komisch ist es — weiter nichts. Ich hab' doch besseres zu tun, als alle Todesnachrichten in der ‚Kreuzzeitung' durchzustudieren." Manchmal war es wirklich nicht leicht, ihn zu verstehen.

„Herr von Gerden hat jedenfalls Uebung in derartigen Arrangements," erwiderte Gabriele. Mehr aus dem Ton als aus den Worten klang eine leichte Ironie. Aber der junge Bildhauer beachtete das gar nicht. Er nickte freundlich: „Einigermaßen, gnädigstes Fräulein. Man ist nicht umsonst in München auf der hohen Schule gewesen —"

„. . . wenn ich mich recht erinnere, Herr von Gerden, sagten Sie einmal, daß Sie in Isarathen recht wenig gelernt hätten —"

„Stimmt auch ganz genau. Für meine Kunst. Aber die Münchner Künstler- und Atelierfeste sind wirklich unübertroffen und unübertrefflich —" er wandte sich an die Hausfrau — „oder waren es, wenn nämlich Sie und Ihr Herr Gemahl sie nicht schlagen, gnädige Frau."

„. . . was ja mit Ihrer Unterstützung nicht schwer werden wird." Gabriele ärgerte sich, sowie sie es gesagt hatte. Wieder hatte sie sich fortreißen lassen, wo sie ihn doch ganz ignorieren wollte, hatte sich wieder herausreißen lassen aus ihrer kühlen Ueberlegenheit, die ihre beste Rüstung war.

Und er verbeugte sich ein wenig, als ob sie ihm eine besondere Schmeichelei gesagt hätte. „Man wird tun, was möglich ist. Auf alle Fälle haben wir einen Kranz selten schöner Frauen und Mädchen zur Verfügung, und das ist schon halbes, nein, dreiviertel Gelingen."

Sie wartete: ‚Jetzt kommt er mit irgendeiner besonderen, dir zugedachten Aufgabe heraus,' dachte sie und freute sich darauf, recht gelassen abzulehnen. Aber er stand auf, küßte Hanna die Hand: „Meine Zeit ist leider abgelaufen. Hoffentlich bringt Ihr Herr Gemahl recht gute Nachricht vom Herzog, dem hohen Protektor des Kleistkomitees, heim —", machte seine Verbeugung nach der andern Seite und empfahl sich.

Gabriele saß wie eine Statue.

Erst als die Tür sich hinter Gerden geschlossen hatte, wandte sie sich an Hanna: „Ich komme noch in einem besonderen Auftrag von Papa. Er läßt nämlich bitten, ganz über ihn zu verfügen. Was Sie an Kostümen und Ausstattungsstücken gebrauchen, steht alles zu Ihrer Verfügung. Nur eine genaue Liste möchte der Herr Professor frühzeitig senden. — Und nun, gnädigste Frau: wie geht es Ihnen? Ich hörte neulich, Sie seien nicht recht wohl?"

Hanna lächelte ein wenig müde. „Es war nicht der Rede wert. Wir wurden auf dem Rennen von einem tüchtigen Regen überfallen, und da hab' ich mich wohl erkältet."

Mit ihren großen klugen Augen sah Gabriele sie aufmerksam an. „Nehmen Sie es nicht zu leicht, gnädige Frau. Sie sehen wirklich noch ein wenig elend aus. Und dabei Besuche empfangen und jedes Geschwätz anhören müssen . . ."

„O —", machte Hanna erstaunt. „Sie sind hart. Herr von Gerden plauderte heiter und harmlos."

„Der Salonplastiker! Das ist nämlich der nom de guerre, den sie ihm in München angehängt haben, wo man erbarmungsloser ist als hier."

„Ich kann darüber nicht urteilen," sagte Hanna ausweichend. „Ich kenne Herrn von Gerden zu wenig und seine Kunst gar nicht."

„O, er macht ganz nette, zuckersüße Porzellanfigürchen —" Und wieder verdroß es Gabriele, daß sie sich hatte fortreißen lassen. Es lag sonst so gar nicht in ihrer Art, vorschnell mit ihrem Urteil herauszukommen, und sie fühlte auch, gerade diese junge Frau mußte das besonders befremden. So suchte sie den Uebergang zu einem andern Gesprächsstoff, bewunderte einige Orchideen auf dem Tisch und die zierliche Vase, in der sie standen, fragte nach Hannas Heimat und ob sie nicht Sehnsucht habe nach dem immergrünen Forst und der weiten Schneefläche —

Das war ein Thema, durch das sich Hanna stets angeregt fühlte. Sehnsucht, nein! Nicht was man so gemeinhin Sehnsucht, Heimweh nennt. Dazu mußte ihr eignes Heim ihr ja zu lieb sein. Aber ihre Augen leuchteten doch auf, als sie von dem stillen, friedlichen Forsthaus sprach und dem geliebten alten Herrn darin, von der Futterstelle, wo jetzt die Rehe sich wohl versammelten, seit der Schnee lag, von den Hunden, mit denen sie so vertraut gewesen war, und von dem Dorf unten zwischen den Wiesenbreiten.

‚Das ist ja eine kleine Poetin,' dachte Gabriele. ‚Nicht ganz mein Genre. Aber wie hübsch sie aussieht, wenn sie warm wird. Und vielleicht hat sie sogar recht. Vielleicht ist all unser Großstadtleben reizlos im Vergleich zu jenen stillen Freuden —'

Dann wollte sie gehen. Aber da kam gerade Serrenberg zurück. Im Frack, mit allen Orden. Sichtlich angeregt und erfreut.

Hanna war aufgesprungen. ‚Wie ein großes Kind,' dachte das junge Mädchen wieder. ‚Wie ein Kind vor der Weihnachtsbescherung. Wie ein Backfisch, der sich zum erstenmal verliebt hat.'

„Nun, Fritz? Der Herzog war gnädig und zufrieden?" Sie hatte im Augenblick wirklich ihren Besuch ganz vergessen. Nur den frohen Ausdruck im Gesicht des geliebten Mannes sah sie, den selbstbewußten Glanz in seinem Blick.

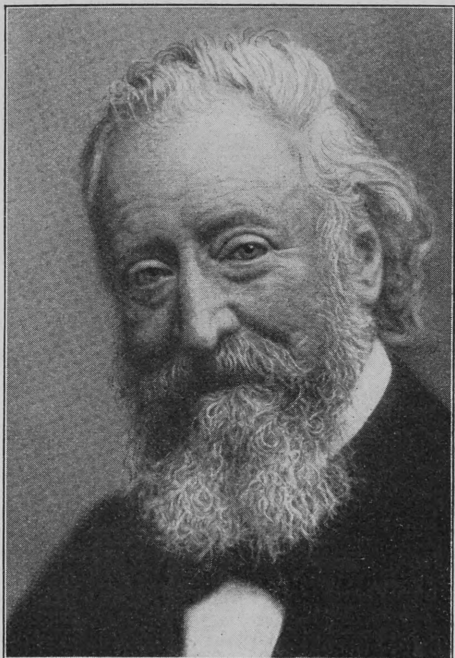
Aber der Professor vergaß Gabriele nicht. „Sie wollen aufbrechen? Nein — nun gerade nicht. Ich will Ihnen auch etwas zeigen, was außer Seiner Hoheit dem Herzog und mir noch niemand gesehen hat. Bitte, Hanna, stell mal die Blumen fort —"

Und er entfaltete auf dem Tisch die Rolle, die er unter dem Arm trug. Es war die Skizze des Kleist-Denkmals. Mit beiden Händen hielt er das große Blatt fest.

„Hier, Fräulein Gabriele — Hanna, so sieh doch nur. Das hat der Herzog eigenhändig hineingezeichnet — da, diese Figur der Penthesilea —"

Eifrig sprach er weiter. Er erklärte, wie der Gedanke, diese Gestalt mehr in den Vordergrund zu rücken, ihn zuerst überrascht habe; wie er sich nun aber überzeugt fühle. Dazwischen wieder, wie lebhaft und eingehend der hohe Herr sich für das ganze Denkmal interessiere, welche Fülle von neuen Anregungen er dieser Audienz verdanke. Wie gnädig er überhaupt gewesen sei, ihn zu empfangen, da er doch nur einer der Mitbewerber in der Kleist-Konkurrenz sei. „Ihren Papa wird das sehr interessieren, gnädiges Fräulein! Ich wollte, er wäre dabei gewesen. Sie glauben gar nicht — Sie alle beide —, wie natürlich, wie menschlich anteilsvoll der Herzog wieder waren. Ueber alles mögliche sprach er." Serrenberg lachte fröhlich. „Auch über dich, Hanna. Er fragte nämlich, wie ich mir als junger Ehemann denn vorkäme! Jung?! Na — es macht sich! Jeder ist so jung, wie er sich fühlt —"

(Fortsetzung folgt)



Johannes Trojan (letzte Aufnahme)

Deutschlands Dichter

II

Johannes Trojan

Sein Lebensgang, von ihm selbst erzählt

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und Zeichnungen)

Die Trojans haben im Lauf der Zeit allerhand Arten von Beruf obgelegen. Mein Großvater war Maler, aber nicht Kunstmaler, sondern ein schlichter Handwerker seines Zeichens. Mein Vater gehörte dem Kaufmannsstande an, von meinen beiden Söhnen ist der eine Jurist und der andre Seemann. Ich selbst bin vom Studium der Medizin zu dem der deutschen Sprachwissenschaft, aus diesem zu dem freien Dichtergewerbe übergegangen.

Geboren bin ich in Danzig am 14. August 1837, nicht allein, sondern als die Hälfte eines Zwillingspärchens, dessen andre Hälfte weiblichen Geschlechts war. Meine Zwillingsschwester Johanna — jedes von uns erhielt in der Taufe nur einen Namen — hat, als sie erwachsen war, nach Oesterreich hineingeheiratet und ruht seit vielen Jahren schon aus auf einem Friedhof in Wien. Unsre Mutter verfiel, nachdem sie uns beiden „Kleinen", wie wir nachher hießen, das Leben geschenkt hatte, einem schweren Brustleiden, gegen das mein Vater vergebens Hilfe für sie in Italien und in deutschen Bädern suchte. Sie liegt auf dem Friedhof von Bad Ems, und ich habe keine Erinnerung an sie ins Leben mitnehmen können. In später Zeit erst habe ich sie im Traum gesehen.

Mein Vater ist in Armut aufgewachsen und konnte nur eine Dorfschule besuchen, er hat sich aber aus eigner Kraft emporgearbeitet und eine umfassende Bildung besonders auf sprachlichem und literarischem Gebiet sich angeeignet. Mit dem Polnischen wurde er schon vertraut als Lehrling in einem Danziger Geschäft, dessen Kunden hauptsächlich Polen waren. Zu derselben Zeit erlernte er auf eigne Hand andre Sprachen. Als er nachher viel mit fremden Schiffskapitänen, englischen, französischen, dänischen und holländischen, zu tun hatte, konnte er sich mit jedem von ihnen in dessen Sprache unterhalten. Er hat sich dann nach und nach eine reichhaltige Bibliothek erworben, und da der Bücherschrank des Hauses unverschlossen war, habe ich mich als Kind schon mit Schiller und Goethe vertraut gemacht, auch mit den Romantikern und der Schicksalstragödie. Von Müllners „Schuld", von der ich ganz besonders entzückt war, weiß ich von der Zeit her ganze Stücke noch auswendig. Mein Vater war ein großer Blumenfreund, wie ein Freund der Natur überhaupt. Das habe ich von ihm geerbt, außerdem aber das Dichten. Mein Vater hat in jungen Jahren schon Verse gemacht. Aus seiner frühen Zeit habe ich viele Gedichte von ihm, deren etwas schwärmerischer Ton auf den Einfluß Matthissons und Höltys schließen läßt. Aber auch allerliebste humoristische Gedichte, die ganz „aus freier Hand" gemacht sind, befinden sich darunter. In späterer Zeit ist das Gelegenheitsgedicht fast allein es gewesen, wozu das Geschäft, das immer mehr ihn in Anspruch nahm, ihm noch Zeit ließ. Er machte allerhand Gedichte, selbstverständlich honorarfrei, für Familienfeste und für Feste der Danziger Bürgerschaft, in der er sich so viel Achtung und Liebe zu gewinnen wußte, daß er zuerst zum Stadtverordneten, dann zum Stadtverordnetenvorsteher erwählt wurde.

Als ich sah, daß mein Vater Verse machte, sagte ich zu mir: das muß dir auch gelingen, und so versuchte ich mich denn in der Dichtkunst. Das gewahrte mein Vater bald und forderte mich zu einem Wettstreit bei einem Geburtstagsgedicht heraus. Ich nahm das an und gewann bei dieser Konkurrenz, wie mir von ihm eröffnet wurde, den Preis. Für dieses Gedicht erhielt ich von dem Herrn, dessen Söhnlein es zum Geburtstag des Vaters aufzusagen hatte, ein Honorar, das in einem Taschenmesser mit fünf Klingen bestand. Das war mein erstes Honorar überhaupt und dasjenige, das mir am meisten Freude gemacht hat. Aber ach, nach nicht langer Zeit hatte ich das Unglück, das kostbare Messer zu verlieren. Das ging mir sehr nahe. Ich konnte mich nicht entschließen, zu sagen, daß das Messer weg sei, endlich brachte ich mein Unglück in ein Gedicht und schloß dieses damit, daß im Traum Letos Sohn Apollon mir erscheint und mir Trost zuspricht. Dies Gedicht überreichte ich meinem Vater, der sich so darüber freute, daß, als ich ihn lachen sah, mein ganzer Kummer zerflog. Damals war ich vierzehn Jahre alt, um die Zeit aber hatte ich schon viele Verse gemacht. Im Jahre 1849 wurde mein Vater zum Abgeordneten der Zweiten Kammer gewählt und reiste im August dieses Jahres nach Berlin. Ich widmete ihm ein Abschiedsgedicht und begrüßte ihn, als er im März 1850 nach Danzig zurückkehrte, mit einem längeren Gedicht, das in Ottaven gefaßt war. Davon sagte mein Onkel, ein Prediger, der gut zu dichten verstand: „Deine Ottaven sind ganz richtig, ich könnte keine besseren machen." Auf dieses Urteil war ich sehr stolz. Aus dem Jahr 1849 stammen die ersten meiner Gedichte, die ich aufgehoben habe, indem ich sie in das in diesem Augenblick vor mir liegende Büchlein eintrug, das eine Tante mir zu diesem Zweck geschenkt hatte. Darunter ist ein Spottgedicht auf ein Dienstmädchen unsers Hauses, das seiner etwas ostasiatischen Gesichtsbildung wegen von uns die Chinesin genannt wurde. Solche Spottgedichte auf uns bekannte Personen machte ich öfters und heftete sie dann irgendwo im Hause an. Einmal ließ ich ein Spottgedicht in alcäischer Odenform, das unsern Hauptlehrer behandelte, in der Sekunda des Gymnasiums während der Stunde unter dem Tisch herumgehen. Noch heute ergreift mich ein Schauer, wenn ich daran denke. Wäre ich dabei ertappt worden, ich hätte doch unbedingt meinen Abschied erhalten. Daß es den Lehrern sehr schwer geworden wäre, darauf zu bestehen, davon bin ich fest überzeugt, aber sie hätten ja doch nicht anders handeln können.



Johannes Trojan auf der Universität

Aus dem Jahre 1849 stammt auch ein von mir verfaßtes Lustspiel „Edward und Klärchen", das von mir in einer Vorrede dem Direktor des Danziger Stadttheaters, Genée, empfohlen, aber nicht zur Aufführung gelangt ist. Das Heftchen, das dies Lustspiel im Manuskript enthält, ist mit einer von mir gezeichneten und kolorierten Illustration, die eine Totengruft oder „Unkenkammer", wie ich mich ausgedrückt habe, darstellt, versehen. In einem dem Heftchen beigefügten Nachwort heißt es: „Mit der Hoffnung, daß ich alle erfreut habe, schließe ich mein Buch. Leider kann ich die Kritik wegen der Preßfreiheit nicht verbieten und wünsche nur, daß dieselbe nicht in gar zu harten Worten ausgedrückt wird. Der Edle wird dieses schon von selbst tun." Wenn ich heute dieses kleine „Lustspiel" durchlese, finde ich, daß ich mich mit einiger Freiheit an Goethes „Erwin und Elmire" angelehnt habe. Unzählige Gelegenheitsgedichte habe ich verfaßt in der Zeit bis zum Abgang vom Gymnasium, das ich als Achtzehnjähriger verließ. Mein Vater hatte wieder geheiratet, und uns fünf Geschwistern — soviel waren wir damals — wurde darauf ein Schwesterlein beschert, das einzige von den neun Kindern meines Vaters, das jetzt außer mir noch am Leben ist. Zu allen Geburtstagen in der Familie machte ich ein Gedicht, das meist humoristisch gehalten war. Dazu kam im Sommer — die meisten Geburtstage fielen in die schöne Jahreszeit — ein aus wilden Blumen gebundener Strauß, der stets etwas Hübsches enthielt, weil mir in der Umgebung meiner Vaterstadt die Standorte der schönsten wilden Blumen — ich kann sie noch heute angeben — genau bekannt waren. Zu den Geburtstagsgedichten kamen dann noch andre, an Freunde und Freundinnen des Hauses gerichtete Gedichte zu Festen, zu lebenden Bildern, Briefe in Versen und mehr der Art. Und so wurde das von der Tante geschenkte Bändchen, bis ich die Heimat verließ, vollgeschrieben.

Auf dem Gymnasium habe ich, wie ich glaube — ich mußte sehr oft auch krankheitshalber fehlen —, nicht gerade Besonderes geleistet, ein paarmal aber doch Lehrern Freude gemacht. Einmal gab ich dem deutschen Aufsatz, den wir aufbekommen hatten, einem plötzlichen Einfall folgend, die Form eines Märchens. Das gefiel dem Lehrer, und er trug es in der Klasse vor. Dann habe ich die kurze Lebensbeschreibung, das Curriculum vitae, das man als Abiturient einreichen muß, in Versen abgefaßt. Das kam vielleicht zum erstenmal vor, jedenfalls aber hat es mir zum Durchkommen verholfen.

Als ich vor fünfzig Jahren mein Bündel schnürte und zunächst als junger Student in die Welt hinauszog, habe ich allerhand Gutes von Hause



Johannes Trojan mit seiner Zwillingsschwester

mitgenommen. Dazu gehörte vor allem die Liebe zum Heimatland, die immer dieselbe bei mir geblieben ist, und die Anhänglichkeit an Haus und Heim, die ich später auf meinen eignen Hausstand übertragen habe. Dann nahm ich aus dem Elternhause mit ein gut Stück Humor und ein bißchen Uebung schon in der Reimschmiedekunst und Versdrechselei. Ferner nahm ich mit große Liebe zur Natur und besonders zur Pflanzenwelt, die mein Lieblingsstudium und eine Quelle immer neuer Erfrischung für mich geblieben ist bis auf diesen Tag. Als väterliches Erbteil nahm ich etwas noch mit, das ich nicht Optimismus nennen möchte, denn was man darunter versteht, ist mir nie sympathisch erschienen — nein, es war nicht Optimismus, sondern eine gewisse Seelenruhe, die es macht, daß man stillhält im Leiden, die Augen offen hält und unverzagt bleibt. Gut für mich war es, daß ich dies Erbteil ins Leben mitnahm, denn wie meinem Vater sind auch mir nicht schwere Schicksalsschläge erspart geblieben. Ich will noch hinzufügen, daß ich noch recht jung und sehr grün ins Leben trat als ein richtiger dummer Hans, der ich lange geblieben bin. Das hat mir über viele Gefahren hinweggeholfen. Wie manchmal bin ich über schmalen Steg gegangen, ohne zu ahnen, daß unter mir Abgrund war!

Als ich nach Göttingen kam, war mein erstes, in eine der studentischen Verbindungen dort, die der Neubraunschweiger, einzutreten. Bei dieser wurde am Sonnabend auf der offiziellen Kneipe eine „Bierzeitung“ verlesen, in der allerlei aus dem Verbindungsleben in Versen und Prosa humoristisch behandelt wurde. Redakteur dieser „Bierzeitung“ war damals ein Hamburger namens Rudolf Gädichens, der vor kurzem als Professor und archäologischer Gelehrter in Jena verstorben ist. Alsbald ward ich sein treuer Mitarbeiter, und als er nach einem Semester fortging, ernannte er mich zu seinem Nachfolger. So war ich Bierzeitungsredakteur, bis ich selbst von Göttingen schied, und nachher wieder in Bonn, wo ich mit den Alemannen kneipte. Das war eine gute Vorübung für die spätere Tätigkeit im Philisterium. Ich glaube, daß meine alten Bierzeitungen, die zuweilen auch illustriert waren, in Göttingen und in Bonn aufgehoben geblieben sind.

Im Jahre 1859 ging ich von der Medizin zur Germanistik über, am Anfang des Jahres 1862 wurde in mir der Entschluß reif — von Anfang an hatte ich das schon im Herzen getragen —, allem Fachstudium entsagend, es mit der freien Schriftstellerei zu versuchen. Das tat ich denn auch und fing an, auf diesem Gebiete mein Brot zu suchen. Ach, das hätte ich nicht gedacht, daß es da so schwer würde zu finden sein. Ich war doch gut vorbereitet und hatte eine Menge Sachen in Versen und Prosa liegen, die ich nun unter das Publikum werfen und es damit für mich gewinnen wollte. Da hatte aber „eine Eule gesessen“, wie der Volksmund sagt. Von den meisten Sachen, die ich aussandte, habe ich überhaupt nie wieder etwas zu sehen bekommen. Einige kamen zurück mit dem Vermerk: „Nicht zu verwenden.“ Ein und das andre Gedicht nur wurde angenommen unter der Bedingung, daß auf ein Honorar nicht gerechnet werde Ich ward aber nicht müde, es hier und dort wieder und wieder zu versuchen, und endlich gelang es mir, bei der Montagszeitung, deren Redakteur der damals noch sehr bekannte und beliebte Adolf Glaßbrenner war, als Mitarbeiter und Korrektor mit einem Monatsgehalt von fünf Talern angestellt zu werden. Bald darauf erhielt ich eine Anstellung beim Kladderadatsch mit schon acht Talern monatlich. Ich erinnere mich noch wohl des Tages, als ich die erste Gehaltsrate in acht harten Talerstücken ausgezahlt bekam. Sogleich begab ich mich mit dem Gelde in ein Lokal, wo Freunde und Bekannte von mir verkehrten, und als wir in später Nachtstunde uns trennten, war von den acht Talern auch nicht ein Pfennig mehr übrig. Nachher habe ich natürlich gelernt, haushälterischer mit dem Gelde umzugehen.


Trojan im Jahre 1875



Umzug der Familie Trojan in Berlin (1883)

Ernst Dohm, der damals den Kladderadatsch redigierte, erkannte bald, daß ich gut zu brauchen war, und nahm meine Beiträge gern auf. Schon im zweiten Jahr meiner Mitarbeiterschaft kam er wegen eines von mir herrührenden Gedichtes auf die Fürstin Karoline von Reuß ins Gefängnis, und darauf war ich nicht wenig stolz. Ich besuchte ihn in der alten Berliner Stadtvogtei, wo er seine Strafe absaß, und steckte ihm, als der Beamte, der bei unsrer Unterredung zugegen war und zugegen sein mußte, einmal wegsah, dankbaren Herzens rasch eine Leberwurst und eine geräucherte Gänsebrust zu. Nicht lange vor meinem Eintritt in den Redaktionsverband des Kladderadatsch waren durch Ernst Dohm die Leitgedichte eingeführt worden, die zuweilen ernst gehalten waren und auch auf poetischen Wert Anspruch erhoben. Auf diesen Platz kam ich sehr bald durch Dohm. Unter seiner Redaktion sind auf der ersten Seite einhundertneunundsiebzig solcher Gedichte erschienen, die von mir verfaßt waren. Auch sonst habe ich viel für das Blatt gearbeitet. In vierundvierzig Jahrgängen sind nur wenige Nummern ohne Beiträge von mir. So habe ich in diesem Blatt nach und nach ein großes Stück geistiger Lebensarbeit — ich schätze es auf mindestens zwanzig starke Oktavbände — niedergelegt, ohne daß meine Name dabei genannt worden ist — fürwahr ein unsicher angelegtes Eigentum! Erst 1883 gab ich unter dem Titel „Scherzgedichte“ eine Sammlung kleiner humoristischer Sachen heraus, die zuerst im Kladderadatsch, im Kladderadatsch-Kalender, dessen Mitarbeiter ich auch viele Jahre hindurch gewesen bin, und noch sonst an andern Orten erschienen sind. Den „Scherzgedichten“ sind dann später „Neue Scherzgedichte“ gefolgt. Die Herausgabe einer Auswahl meiner politischen oder Zeitgedichte habe ich mir noch vorbehalten.

Ich kehre zurück in die sechziger Jahre. Meine Stellung besserte sich nach und nach und ich kam dadurch auf den Gedanken, mich seßhaft zu machen. Im Jahre 1866, als ich schon zwei Jahre heimlich verlobt war, faßte ich den Entschluß, mir einen eignen Herd zu gründen, und führte das aus. Manchem meiner Bekannten gewiß ist das gewagt erschienen, denn die ich heimführte, brachte mir nichts zu als ihr liebes Herz, und mein festes Einkommen betrug erst 600 Taler jährlich. Aber mein Vater hat 1823 auch geheiratet, als sein Gehalt auf 600 Taler gestiegen war, und das war maßgebend für mich. Dazu besaß ich ein gutes Vertrauen auf die Zukunft und habe dem damals Ausdruck gegeben in einem kurzen Gedicht, das so lautet:

„Ein Vogel baut sein kleines Haus
Auf höchstem Zweig der Linde.
Gefährlich sieht's mitunter aus,
So schwankt das Nest im Winde.

Der Vogel hat ein gut Vertraun,
Läßt froh sein Lied erschallen.
Der ihm dort riet, sein Nest zu baun,
Läßt auch das Nest nicht fallen.“

Dies Vertrauen hat mich nicht getäuscht. Wir haben uns glücklich durchgeholfen, und auch als in dem Nest kleine Vögel saßen, die ihre Schnäbelchen nach Nahrung aufsperrten, fehlte es nicht am Notwendigen. Mir aber ging, als ich mein eignes



Johannes Trojan und Julius Stinde (†) beim Moselwein
Nach einer Zeichnung von Otto Götze im „Tag“

Heim hatte, das Leben erst recht auf. Hier und dort versuchte ich es auf dem Gebiet der Poesie und erschien sogar mit zwei kleinen Stücken auf dem Theater. Zumal aber brachte ich vielerlei Lyrisches hervor und fand dafür Aufnahme in dem von Ludolf Parisius herausgegebenen „Volksfreund“ und in einigen andern Blättern. Im Jahre 1870 gab ich zuerst ein Bändchen lyrische Gedichte heraus, das, weil sein Erscheinen in den Ausbruch des großen Krieges fiel, kaum bekannt wurde. Der Inhalt dieses Bändchens ist nachher mit andern Sachen zusammen als ein Band „Gedichte“ erschienen, der vor einiger Zeit neu aufgelegt worden ist. Andre Gedichte enthalten meine Bücher „Von drinnen und draußen“ und „Für gewöhnliche Leute“. Dazu ist im vorigen Herbst noch ein Gedichtbuch „Aus dem Leben“ gekommen, in das auch Gelegenheitsgedichte verschiedener Art Aufnahme gefunden haben.

Als ich beim Kladderadatsch Stellung gewann, wurde ich vom Verleger desselben zugleich auch für das Verfassen von Kinderbüchern in Anspruch genommen, von denen ich seitdem eine große Zahl für diesen Verlag und für andre Verlagshandlungen geliefert habe. Außerdem wurde ich Mitarbeiter der von Lohmeyer, mit dem ich bald befreundet wurde, herausgegebenen „Deutschen Jugend“ und andrer Jugendzeitschriften. Eine Auswahl aus meinen in Kinderbüchern und Kinderzeitschriften veröffentlichten Gedichten habe ich 1899 unter dem Titel „Hundert Kinderlieder“ herausgegeben. Es hat mir zur großen Freude gereicht, daß von diesen Kinderliedern seitdem achtunddreißig komponiert worden sind, darunter mehrere zweimal und eins — „Maria auf der Wiese“ heißt es — dreimal. Diese Lieder enthalten im wesentlichen, was ich mit eignen Augen und zu nicht geringem Teil im eignen Hause beobachtet habe.



„Unser Johannes“
Trojan in der Karikatur (Kladderadatsch)

Im Anfang der siebziger Jahre traf mich ein schwerer Schlag. Nachdem ich ein Kind schon verloren hatte, erkrankte meine Frau nach der Geburt des dritten Kindes und erlag langem und schwerem Leiden, wie meine Mutter nach der Geburt der Zwillinge gestorben ist. Sieben Jahre nur hat unsre Ehe gewährt. Ich habe danach wieder geheiratet, und zwar eine Mecklenburgerin, die mir bis jetzt eine liebe und treue Gefährtin gewesen ist und mit mir schon das Fest der Silbernen Hochzeit gefeiert hat. Sie hat mir sechs Kinder geschenkt, von denen fünf am Leben sind. Ich habe also wie mein Vater im ganzen neun Kinder gehabt. Durch meine zweite Frau kam ich in das Mecklenburger Land hinein, in dem ich dann wanderlustig und immer gut zu Fuß viel umhergestreift bin, häufig mit dem aus Mecklenburg stammenden Dichter Heinrich Seidel zusammen, dessen Freundschaft ich zu Anfang der sechziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gewonnen habe. Diesen Wanderungen hauptsächlich ist mein Buch „Von Strand und Heide“ entsprungen, ich habe aber auch noch manches andre Gesehene und Erlebte in das Buch hineingenommen. Um dieselbe Zeit, 1888, gab ich unter dem Titel „Kleine Bilder“ ein Buch heraus, das allerhand bunten Kram: Erdachtes und Erschautes, Naturbilder, kleine Erzählungen und Märchen enthält.



Trojan als Festungsgefangener in Weichselmünde

Von 1878 an war ich Mitarbeiter der „Nationalzeitung“, für die ich im Lauf eines Vierteljahrhunderts zahllose größere Aufsätze und kleine Sachen geschrieben habe. Die kleinen Sachen sind Lokalartikel, für die ich mir eine ein bißchen mit Poesie verzierte Einkleidung erfand. Eine Auswahl von hundert dieser ganz kleinen Sachen sind vor zwei Jahren unter dem Titel „Berliner Bilder“ erschienen. Größere Sachen, die ich für die „Nationalzeitung“ und andre Blätter geschrieben habe, enthält mein Buch „Von Einem zum Andern“, das 1893 erschien. Den Hauptinhalt des Buches bildet ein Lebensbild meines Vaters, das von mir „Ein Kaufmann von alter Art“ genannt worden ist, nebst anderm Heimatlichen.

Als unser erster Reichskanzler Bismarck sich nach Friedrichsruh zurückgezogen hatte, kam ich, der ich manches Lied ihm schon gewidmet hatte, persönlich auch mit ihm in Berührung, und manches Mal habe ich als Gast an seinem Tische ihm gegenüber gesessen. Daß mir dieses beschieden ward, würde ich nicht hingeben für alles Gold der Welt. Bismarck erinnerte sich auch meines Vaters, der mit ihm einst als Abgeordneter derselben Partei angehört hatte.

Im Jahre 1898 begegnete mir ein Unglück, das genau besehen ein Glück war. Wegen eines Preßvergehens erhielt ich zwei Monate Festung, die ich im Fort Weichselmünde bei Danzig abbüßen durfte, und gewann dadurch wieder volle Fühlung mit meiner Heimat. Dieser meiner Heimat, der ich stets treue Liebe bewahrt habe und bewahren werde, ob sie auch von mir nichts weiß, noch wissen will, ist mein Buch „Zwei Monat Festung“ gewidmet, das ich ein Jahr nach Verbüßung meiner Haft veröffentlicht habe.

Meine Kinder wuchsen auf und eine Tochter verheiratete sich nach Kanada, wo sie ihren Wohnsitz mit Mann und Kindern in Toronto am Ontariosee hat. Da mußten wir hin, meine Frau und ich (koste es, was es wolle), als ein Kind da war, um in das Nest auf dem maple-tree — maple oder Ahorn ist die Wappenpflanze der kanadischen Provinz Ontario — hineinzusehen. So dampften wir im Frühling 1900, nachdem ich für zehn Monate — in denen aber auch nur eine Nummer des Kladderadatsch ohne Beitrag von mir erschienen ist — Urlaub erhalten, nach der Neuen Welt ab und haben dort auch außer dem Nest auf dem Ahorn viel zu sehen bekommen — ich besonders. Wir sind den Lorenzstrom hinuntergefahren, wir haben die Niagarafälle und das Seengebiet von Kawartha besucht, ich habe mit meinem Schwiegersohn einen Ausflug in die wilden Wälder gemacht, wo wir tagelang, stark verwildert anzusehen (doch wer sah uns außer einem Farmer oder einem Indianer?), umhergestrolcht sind mit einer Pflanzenpresse, die mir dazu verhalf, zahlreiche schöne Blüten des Urwaldes heimzutragen. Meine Erlebnisse auf der Amerikafahrt habe ich niedergelegt in einem Buch, das sich „Auf der andern Seite“ nennt.

Hiermit bin ich zu Ende. Ich habe in Kürze berichtet, was ich erlebt habe und wie das Erlebte auf meine schriftstellerische Tätigkeit eingewirkt hat. Dabei glaube ich sagen zu können, daß ich, was mir auch begegnet ist, an dem festgehalten habe, was ich einstmals von Hause mitnahm. Wohl bin ich manchmal in Kampf deswegen gekommen, aber niederwerfen ließ ich mich nicht. Wenn ich heute zurückschaue, muß ich sagen, daß ich im ganzen doch bekommen habe, was ich mir am meisten wünschte. Das sage ich besonders noch im Hinblick auf Kanada, wo jetzt im Nest auf dem Ahorn ein Zwillingspärchen sitzt, dessen Großvater ich bin. Nur etwas, das ich gern gehabt hätte, ist mir nicht zuteil geworden: ein kleines Stück Gartenland. Soll ich das noch bekommen, so muß es aber, das mache ich zur Bedingung, länger als zwei und breiter als ein Meter sein.

Aphorismen

Zum Entzweien braucht's meist drei.

*

Ein Titel ist die vorgesetzte Ziffer, die manche Null erst zu einer Zahl macht.

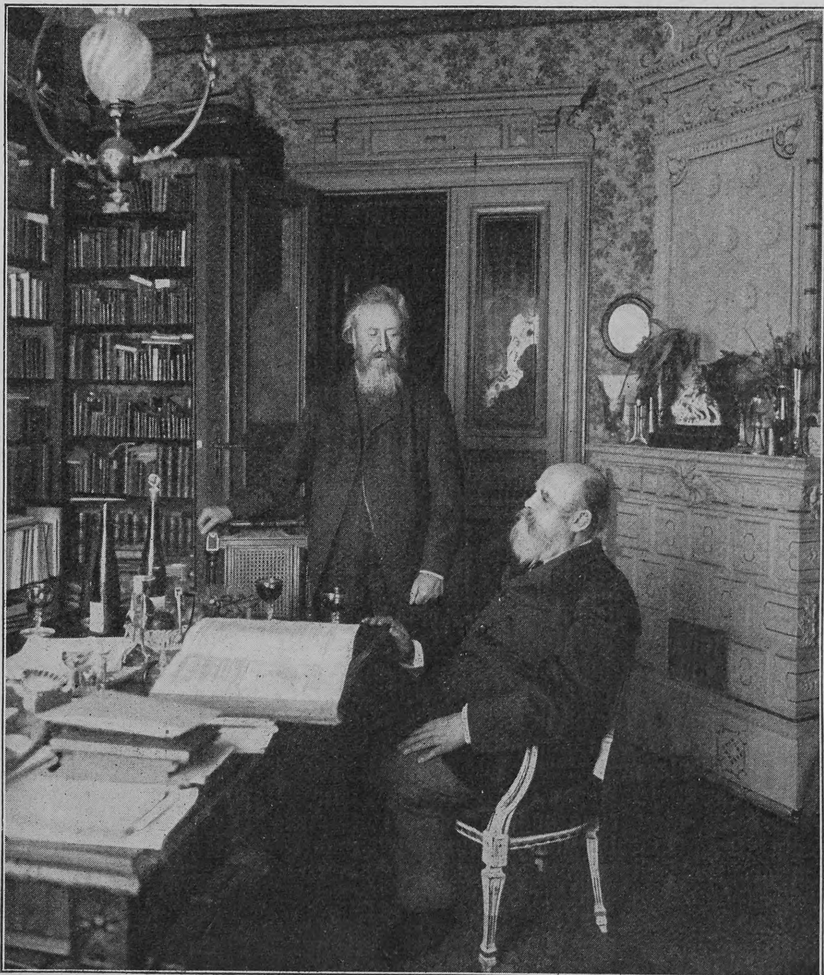
*

Wunderkinder sind fast immer wunde Kinder.

*

Besser ein Herz voll Schmerzen als ein leeres Herz.

Peter Sirius



Trojan mit seinem Freunde Heinrich Seidel

Bruder Straubinger

Von

Leo Greiner

Die zunehmende Zivilisation der Menschheit ist gleichbedeutend mit der fortschreitenden Organisation ihrer Kräfte. Kein Leben, und wäre es das geringste, darf in diesem ungeheuern Haushalte nutzlos verloren gehen, das Prinzip der Sparsamkeit lehrt, aus dem unscheinbarsten Material immer noch den relativ höchsten Nutzen zu ziehen, und die Regierung muß als die weiseste gelten, deren Oekonomie jede Kraft auch an dem rechten Platze zu verwenden weiß. Von diesem Gesichtspunkte aus gesehen werden jene Elemente unter den Menschen, die sich bewußt außerhalb des Gesetzes stellen und die Untätigkeit zum Grundsatz ihrer Lebensführung machen, naturgemäß nicht allzu milde zu bewerten und noch weniger mild zu behandeln sein. Die allgemeine Pflicht, dem Staate zu dienen, bezieht sich heute nur zum geringsten Teile auf die Werke des Krieges und der Verteidigung, jeder ist Soldat, gebunden durch Gesetz und Natur, in dem großen Kampfe der Menschheit und wird zu verfolgen sein, sobald er sich dieser unbedingten Dienstpflicht entzieht. Dies gilt nicht nur für den Verbrecher, der gegen das Gesetz wirkt und eine positive Gefahr bedeutet, es genügt, daß der eine oder andre nicht mit der Gesellschaft zu gehen gesonnen ist, ohne darum gleich gegen sie anzustürmen. Eine Menge solcher Fahnenflüchtiger lebt, wenig bekannt, unterhalb der Gesellschaft, läßt sich nicht nützen und einreihen, nicht festhalten und bezwingen, sondern gibt ihrem Leben nur den einzigen Sinn, zu leben, gelte es, was es wolle. Keine Umstürzler und Revolutionäre, keine ernsthaften Verbrecher sind unter ihnen. Der Staat hätte keinerlei Ursache, gegen sie vorzugehen, wären sie nicht eben Deserteure von der modernen Staatsidee, Streikende in der zivilisatorischen Arbeit, die nur durch das strengste Gebundensein aller Kräfte zum gemeinsamen Ziel gefördert werden kann.

Ist man aber just gelaunt, für einen Augenblick alle schwerer ins Gewicht fallenden Notwendigkeiten außer acht zu lassen und diese Deklassierten als ein Völkchen für sich zu betrachten, das sein Leben auf seine eigenwillige Weise lebt und durchsetzt, so tritt uns hier der letzte Rest phantastischen Drängens und Treibens entgegen, dieselbe Lust am Abenteuer, an Wanderschaft und Gefahr, die dereinst die Geschichte beherrscht hat, wenn auch verkümmert und seiner besten ästhetischen Reize entkleidet. Die seelischen Ursachen, die in früheren Zeiten in die ungewisse Ferne eines haltlosen, zielfremden Daseins führten, waren Wissensdurst, Ehrgeiz, zügelloser Wille zum Ueberlebensgroßen und alle herrlichsten Leidenschaften. Dies ist bei den Abenteurern von heute freilich anders geworden, und die Trägheit dürfte wohl das wichtigste Motiv ihrer Lebensführung sein. Trotzdem ist auch dies Motiv nicht aller Bedeutung bar, wenn es sich nur auch zur Leidenschaft auswächst und die schwersten Unbilden, Hunger und Wetter willig ertragen werden, nur um nicht arbeiten zu müssen. Im Mittelalter zogen prächtige Kaiser nach Süden, um dort alte Kronen zu erobern, oder gewappnete Ritterheere ins Morgenland, um dem Phantom des Heiligen Grabes nachzujagen, heute klingeln zerlumpte Bettler an unsre Tür und werden abgewiesen, weil der Hausherr just dem Verein gegen Hausbettel angehört. Und dennoch ist zwischen beiden Momenten eine unleugbare Verwandtschaft vorhanden, geht man nicht auf die Erscheinung, sondern zurück auf ihre Triebkräfte. Denn so verschieden vermag sich die menschliche Sehnsucht zu verkleiden, und so nahe liegen die letzten Gründe beieinander, warum Könige Kriege und Züge begannen und Bettler betteln.

Unsre Zeit ergreift mit Leidenschaft jede Gelegenheit, die zu einer Klärung der verwickelten sozialen Zustände beizutragen vermag. Dichter wie Gorki und Gelehrte wie Hans Ostwald haben uns Dasein und Verhältnisse dieser Ausgestoßenen menschlich nahe zu bringen versucht, eine Sammlung „Lieder aus dem Rinnstein“ übermittelte uns ihre Poesie, die merkwürdig genug ist, und nun fiel mir vor kurzem sogar eine — Zeitschrift in die Hände, die nicht etwa wissenschaftlich dies noch wenig erforschte Gebiet zu erhalten trachtet, sondern zum größten Teile von wandernden Handwerksburschen und Landstreichern für ihre „Standesgenossen“ geschrieben wird. Mancher, der indes seßhaft geworden, kramt seine alten Erinnerungen „von der Walz“ aus, Gedichte und Novellen, Artikel, welche die Interessen des „Standes“ vertreten, allerlei Notizen und Schnurren aus dem Gebiete des Landstreicherwesens wechseln ab. Herbergsväter (das Bett zu fünfzehn bis dreißig Pfennige) empfehlen den p. t. Kunden ihre Gasthöfe, wobei das Wort „Kunde“ doppeldeutig aufzufassen ist, da es in der Landstreichersprache so viel wie „Fahrender“ bedeutet. Dieses seltsamste Blatt in der gesamten Zeitschriftenliteratur erscheint in Spalt, einer Ortschaft in der Nähe von Nürnberg, einem bei den Fahrenden sehr berühmten Punkte der deutschen Erde, wo sich alljährlich zur Zeit der Hopfenernte eine unzählbare Menge berufsmäßiger Bettler, arbeitsloser Handwerker, wandernder Musikanten und so weiter zum Hopfenzupfen einfindet. Spalt, von den „Kunden“ Spanien genannt, nebst seiner Vorstadt Portugal ist somit die periodische Haupt- und Residenzstadt dieses fahrenden Staates im Staate. Sogar ein Hopfenkönig wird gewählt, Schusterkarl zubenannt, dessen Gattin, die Königin, Cenzi heißt. Die Zeitschrift nennt sich neuerdings „Bruder Straubinger“, da der frühere Titel „Der arme Teufel“ offenbar zu Verwechslungen mit andern Blättern des gleichen Namens geführt hat, wird von Rudolf Fuchs redigiert, erscheint monatlich zweimal und steht im zweiten Jahrgange. In der bayrischen Postzeitungsliste ist sie unter der Nummer 168 aufgeführt.

Man vergebe die Genauigkeit dieser Daten. Allein das Blatt ist so seltsam, daß man sich bemüßigt fühlt, seine Existenz durch möglichst reale Angaben zu beglaubigen. Wer darin mit Aufmerksamkeit liest, wird einen tieferen und wesentlicheren Einblick in diese bis vor kurzem noch völlig verschlossene Welt erhalten, als jemals Bücher über das gleiche Thema zu geben vermöchten. Die Betrachtungsweise eines Ueberlegenen, der seine Sache mit kritischen Augen ansieht, wird nie einen Ersatz für die köstliche, oft groteske Unmittelbarkeit bilden können, mit der hier der Landstreicher sein eignes Leben bloßlegt, bald sentimental philosophierend, bald galgenhumoristisch erhaben über die Miseren seines von der Polizei verfolgten Daseins. Dabei ist er eigentlich fast nie ausfällig gegen die Staatsgewalt, deren Recht er insgeheim anzuerkennen scheint. Der „Putz“ (Polizist) ist lediglich ein Popanz, vor dem man Verstecken spielt, und ein durchaus naives Gelächter begleitet die Darstellungen jener höchst wichtigen Fälle, in denen es dem einen oder andern gelingt, auszuwischen. Meistenteils aber führt der Mangel an Legitimationen dazu, daß der Ritter von der Landstraße ins „Kittchen“ (Gefängnis) wandern muß, doch spricht aus der Art, wie er davon berichtet, nie Bitterkeit, sondern stets ein guter, allen Unbilden gewachsener Humor. Erstaunlich ist, daß die literarische Begabung der schriftstellernden Herren „Kunden“, der „duften Feger“ (geriebenen Fechter), der „Tappenreiter“ (die sich von den Meistern Geschenke holen), der „Boscherschnurrer“ (Pfennigbettler) und wie die andern Arten und Spielformen der Fahrenden heißen mögen, in vielen Fällen durchaus beachtenswert, ihr Geschick, sich auszudrücken, durchaus nicht arm, ihre Verse formal glatt, ihr Witz scharf pointiert sich darstellt. Wirklicher Dilettantismus findet sich nur selten und zumeist dort, wo richtige und durch schlechte Bücher approbierte Literaten etwas zum besten geben, fast nie aber bei den naiv Schreibenden, die ohne Ehrgeiz und Verbildung aus ihrer Vergangenheit und von ihren Gefühlen erzählen. Die Schlußstrophe eines derartigen Gedichtes möge als Beweis gelten:

„Ich bin ein Lump und kommt mein End',
Dann will als Lump ich sterben,
Mich soll, das ist mein Testament,
Auch nur ein Lump beerben.
Nur einer von dem Lumpenpack
Bekomme meinen Bettelsack.
Und braucht's und will's der Fremde,
So laßt ihm auch mein Hemde.“

Die Grimmigkeit, mit der hier der Landstreicher alle „Anständigen“ und „Geordneten“ ausdrücklich und feierlich enterbt, dürfte dem Verfasser selbst wohl ein galgenhumoristisches Lächeln entlockt haben, und denkt man sich dies Lied in der Penne (der Herberge) von vielen Gleichgesinnten gesungen, so vermag es gewiß trotz seiner bitteren Grundnote eine ganz reine und echte Fröhlichkeit hervorzubringen. Nicht immer freilich gedenken die fahrenden Poeten so leichthin des Todes, der für die Heimatlosen wohl noch größere Schrecken besitzt als für den seßhaften Teil der Menschheit. Krankheit und Alter gewinnen hier eine noch furchtbarere Bedeutung, und mancher, der leichten Bluts in seinen jungen Jahren Besitz und Obdach verachtete, dürfte später, ohnmächtig, nur einen Finger gegen die hereinbrechenden Beschwerden zu rühren, zu der Einsicht kommen, daß er sein Leben an ein Nichts gesetzt. Man höre:

„Auf grauer Bahn! Wie viele Jahr'
Die Landstraß' seine Heimat war!
O bittres Bettelbrot!
An Geist und Leibe todverletzt,
Von Stadt zu Stadt hat ihn gehetzt
Der Menschheit Geißel: Not.

Der Menschheit rüde Geißel Not!
Die Flasche her! Gluckgluck ... der Tod ...
Was gibt's? Ein Vagabund
Mit grauem Haar. — Am Wege war
Verreckt der ärmste von der Schar.
Verlorner wie ein Hund.“

Durch das Gedicht, von dem ich nur die letzten Strophen zitierte, gehen motivisch die Worte: „Das graue Haar — die vielen Jahr'“ in einer so eigentümlichen Verschlingung, indem sie immer wieder wie abgerissene Akkorde heraufklingen, daß man über die Einfachheit und doch wieder das Raffinement der Mittel staunt, mit der hier der Eindruck der Trostlosigkeit und nächtlicher Leere unmittelbar erzeugt wird. Es ist dies eines der wenigen Gedichte, in denen ein ernster Ton auf künstlerische Weise zum Durchbruch kommt; zumeist lieben es die Herren, in solchen Fällen die sentimentale Vergißmeinnichtweise unsrer Gassenhauer nachzuahmen, und versinken dann in eine widerwärtige Plattheit, von der man sich jedoch bald erholen kann, hat man nur Geduld, die rein heiteren, mit groteskem Ulk erfüllten Sachen und Sächelchen hervorzusuchen. Leicht wird das nicht immer sein. Denn die Seitenfolge in den einzelnen Nummern ist fast stets fehlerhaft, und es bedarf zuweilen eines besonderen Scharfsinns, für das letzte „und“ auf Seite 3 den richtigen Anschluß zu finden, den man dann endlich irgendwo auf Seite 12, ganz verborgen vor den Augen des neugierigen Lesers, entdecken kann. Dies neckische Vexierspiel, das der Redakteur (oder der Buchbinder?) des „Bruder Straubinger“ mit seinen Abonnenten treibt, lohnt aber meistens der Mühe. Man findet da geschickt und lustig gemachte Parodien, in denen manch berühmtes Gedicht dem Kundenleben in fröhlicher Verzerrung angepaßt wird, wie das „Heideröslein“ oder des „Sängers Fluch“.

Insbesondere diese verdient ob ihres guten Humors und der außergewöhnlich leichten Form ihrer Verse Beachtung. Sie nennt sich „Des Kunden Fluch“; ein vom Herbergsvater hinausgeworfener „dufter Feger“ verflucht die Penne:

„Weh dir, du stolze Penne,
Kein Wandrer komme mehr
Von Schwaben und von Franken,
Vom Pustertale her,
Gemieden sollst du werden
Von jedem fremden Sohn,
Bis du dereinst gepfändet
Wirst von dem Juden Kohn!

Und dann:

Weh dir, du linker Beizer,*)
Du Fluch der Wanderschaft,
Umsonst sei all dein Pantschen,
Verschmäht dein linker Saft.**)
Dein Name sei geächtet,
Gebucht im Amtsgericht
Als bankrottierter Schwindler,
Dem es an Draht***) gebricht!“

Ein kräftiger Fluch, den der Himmel natürlich erhört. Die Penne wird von Itzig Kohn ersteigert, der sie dem Staat verkauft. Der Staat gibt sie dem Gendarmen und tauft sie „Station“ (Gefängnis). So wird denn die Herberge wirklich von jedem Kunden in weitem Kreis gemieden.

Ihre ausgelassenste Form erreicht die Fröhlichkeit dort, wo der „Zupfianus“ (die Hopfenernte in Spalt) seine karnevalistischen Blüten treibt. Die Art und Weise, wie der Höhepunkt dieser festlichen Zeit, der Spalter Saumarkt, in Vers und Prosa gefeiert wird, erinnert lebhaft an den Stil wohlgelaunter Kneipzeitungen, nur daß das menschliche Elend, aus dem dieser übermütige Humor herauswächst, dem Ganzen eine seltsame, irritierende Folie gibt. Das Saumarktfestprogramm, das „Bruder Straubinger“ entwirft, ist eine Groteske seltsamster Art. „Nachmittags zwei Uhr,“ heißt es, „pünktlicher Treff aller im Hofmannskeller. Wer keine Trittlinge (Schuhe) hat, wichst die Füße.“ Oder die Zusammenstellung des Festzuges: „Den Vorantritt hat der Ehrenhofmarschall Gänsekragen. Der König reitet sein Leibroß Geißbock. Hinka, das Lieblingspferd der Königin, leidet an Fallsucht. Darum wird Königin Cenzi von ihren Kammerherren in der Sänfte getragen. Die Fahnen werden entfaltet, damit man sieht, was für ein Wind in Spanien (Spalt) weht.“ Dann am Abend: „Rammmusik in allen Beizen (Wirtshäusern) bei völliger Benebelung Spaniens und Portugals.“ Mit dieser trostreichen Aussicht schließt die Elendenkirchweih, das Fest der Verkommenen.

*) Schlechter Wirt; **) schlechter Schnaps; ***) Geld.



Auf der Walze. Nach einem Gemälde von Hans Larwin



Kroatin im Kopfputz und Perlschmuck

Zwischen Drau und Save

Von

Dr. F. Tetzner-Leipzig

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Schiller hat in seinem Wallenstein die Kroaten in eigentümlichem Lichte gezeichnet. Ein gedankenloses Draufgängertum, dem sittliche Beweggründe fehlen; Grausamkeit und Rücksichtslosigkeit gegen Freund wie Feind; formellose und des Denkens bare Religionsausübung, urteilslose Naivität in der Abschätzung von Geld und Gut; leichtsinnige Gleichgültigkeit selbst der Führer gegenüber persönlicher Freiheit und Würde: das sind allerdings nicht die Eigenschaften, die jemand zum Ruhm gereichen könnten. Aber man darf nicht übersehen, daß Schiller nur einzelne Kroaten, nicht die ganze Nation zeichnet und daß einige der erwähnten Charakterzüge, zur Tugend veredelt, in anderm Lichte glänzen. Der „Krabat" war schon vorher als rücksichtsloser Draufgänger im Mund der Leute, und daß er als solcher geschätzt wurde, ersieht man aus der Nachahmung solch kroatischer Regimenter in Frankreich und anderwärts.

Will man heute einen Begriff vom Wesen des kroatischen Volkes bekommen, muß man schon in das Land selbst gehen und am besten nach der Hauptstadt Agram. Der Unterschied gegen Ungarn ist geradezu erstaunlich. Kaum hatten wir die slawonische Grenze überschritten, so verschwanden auf einmal die magyarischen Straßen- und Bahnhofsschilder. Alles sprach Deutsch oder Kroatisch, kein Mensch ein Wort Magyarisch. Und ich hörte auf einmal eine Sprache reden, wie sie selbst Ungarn kaum gegen Oesterreich riskiert: „Was? Ungarn? Wir sind hier nicht in Ungarn, hier ist das Königreich Kroatien und Slawonien." Schon die Fahrt durch das Land ist sehr interessant. Da lugen sie überall zwischen den Bäumen hervor, die kleinen Dorfgehöfte mit ihren weißgetünchten, spitzdachigen Rauchkaten, mit ihren sauberen Lehmhäusern und Schilfdächern, mit ihren geflochtenen Kukuruzspeichern, laubengeschmückten Kleten, den hohen Lattenbehältern für ihr Getreide, den Rad- oder Ziehbrunnen, steinernen oder hölzernen Kirchhofskreuzen und den aufstrebenden schönen Kirchen. Eine Zuneigung zu Deutschland, zum österreichischen Kaiser, zum heimischen Lied, zu ihren volkstümlichen Priestern und literarischen Führern überall. Und an allen Orten singt und klingt es aus dem Munde der strammen Bauernburschen und der schlanken Mädchen, deren einzig schöne Trachten überall noch zu Hause angefertigt werden. Die Hauptstadt des Landes, Agram, hat über 50000 Einwohner und gilt mit Recht als eine der schönsten Städte der ganzen Monarchie. Vom Bahnhof aus reicht ein mit vollendeter gärtnerischer Kunst gepflegter dreiteiliger Platz bis nahe an das Herz der Stadt heran. In seiner Mitte und zu seinen Seiten liegen die hervorragendsten Gebäude. Gleichlaufend mit diesem Platz bietet die Frankopangasse bis zum Nationalkasino außer der Universität eine Reihe von Schulen. Die rechtwinklig aufstoßende Jlica aber zeigt uns die sehenswertesten Geschäftshäuser und Hotels und führt schließlich zu Parken und schönen Vorstadtdörfern. Hoch über der unteren Stadt aber prangt die Hauptkirche. Der Mittelpunkt, das Wahrzeichen der Stadt, ist das Denkmal des Banus Jelačić, der 1848 gegen Ungarn für Oesterreich zu Felde zog. Ich will aber heute nicht Gebäude beschreiben. Wir wollen die Menschen in ihrem Getriebe sehen und betreten den Markt. Man vergißt beinahe die Verkaufsgegenstände über der Pracht dieser kroatischen Trachten. Der Städter kleidet sich natürlich europäisch; aber was vom Dorf herein zur Messe kommt, wahrt treu die Nationaltracht, von deren farbiger Schönheit freilich Abbildungen nur ein schwaches Bild geben können. Wählen wir uns aus dem freien und flinken Durcheinander ein paar Burschen aus. Sie tragen meist weiße Leinenhosen, darüber das Hemd, das mit jenen durch den Gürtel gehalten wird. Das Hemd hat an Bund, Brust und Latz schöne Stickereien aufzuweisen, oft wird es durch ein Tuch oder einen Schlips abgeschlossen. Der Gürtel ist in der Regel ein prächtiges Zierstück, dessen reiche Ornamentik in Perlen, Nägeln, Stickereien, Garn, buntem Leder, Knöpfen uns entgegenleuchtet. In diesen Gürtel steckt der Bursch, der keine Hosenträger und Hosentaschen kennt, sein Messer, sein Taschentuch, Notizbuch, den gestickten Geldbeutel, den Tabak. Die Hosen sind in Bundschuhe eingeschnürt oder stecken in Stiefeln, zuweilen auch sind sie sehr weit und unten gefranst. Die Hauptzier des jungen Mannes aber ist seine Jacke aus Leder oder Tuch, deren Zieraten noch stattlicher und des größeren Raumes wegen freier entwickelt sind als auf dem Gürtel. Die Farbenzusammenstellung wirkt trotz der Menge der hellen und dunkeln Hauptfarben harmonisch. Das runde Hütchen ist von einem Band in Nationalfarben blau-weiß-rot umgeben, darein wieder ist eine Feder oder frische Blume gesteckt. Eine solche lugt auch hinterm Ohr oder aus einer Brusttasche hervor. Auf dem Rücken hat der Bursche seitlich häufig an einer Schnur die Kürbisflasche, die Cutura, hängen, die man aber auch aus Holz und Ton nachmacht. Die Hand hält den blauen Bauernschirm. Das blaue Tuch hat an den Rändern vielfarbige bunte Streifen. Auf dem Rücken, mehr nach der Seite, der Cutura gegenüber, hängt die Torba, die Tasche. Sie ist etwa 1/4 Quadratmeter groß und ihr Leder ist auf der Vorderseite, wenn es nicht gestickt oder benagelt ist, mit einem gestickten Ueberzug versehen. Diese Stickerei bewegt sich zwischen einfachen Kästchen und kunstvollen Blumengewinden in Seide und Perlen. Die Muster erfinden noch häufig die Mädchen selbst oder sie ahmen einfach einen Blütenzweig, Strauß, ein Huhn und dergleichen geschickt nach, wie sie es bei der Teppichweberei ja auch tun. Des kroatischen Mädchens Zierstücke, Schürze und Jacke, weisen ähnliche Ornamente in weiblicher Verfeinerung auf. Die breiten Kantenleisten zeigen Girlanden oder Spitzenanhang auf Samt, Seide oder Wolle. Als besonderes Stück treten die breiten, auf eignen Kämmen gewebten Schürzenbänder hervor. Da die Kroatin die Schnürung nicht kennt, umrahmt die schön verzierte Weste die Büste. Von großem Wert ist die vielreihige Kette, die aus Perlen oder großen Goldmünzen hergestellt worden ist. Eine echt südslawische Einrichtung sind die slawonischen Wahlschwestern. Wie Freunde Blutsbrüderschaft schließen, finden sich Mädchen zusammen, die sich Treue bis an den Tod halten wollen und jedenfalls noch über die Hochzeit hinaus in Vertrauen beim Gedankenaustausch begegnen.



Slawonische Bäuerin

Treten wir in ein einfaches Bauerngehöft ein. Der Mittelpunkt ist der Hof selber; dort hält man sich, wenn man nicht zu Feld ist, den ganzen Tag auf. Deshalb sieht es hier so anheimelnd aus. Die Mauern der Gebäude sind gewissermaßen die Stubenwände oder die Hofwände. Und da die Dächer meterbreit hervorragen und um alle Gebäude regenfreie Gänge lassen, sind die Geräte gut geschützt, und man kann jederzeit vorm Haus arbeiten. Oft aber gibt es auch vorgebaute Lauben oder schuppenähnliche Schutzdächer. Das Haus kehrt die Vorderseite dem Hof und häufig auch dem kletenartigen Sommerhaus, dem Stall und Getreidespeicher zu. Es ist in seiner einfachen Art natürlich ohne Oberstock und zweiteilig. Die Küche mit dem Herd ist das Waltgebiet der Frau wie der Hof der des Mannes. Die „Schlafstube" aber ist vollgepfropft mit hochgetürmten Betten, Möbeln und dem Tisch, der nur zur Essenszeit die Hausbewohner in der Stube sieht. Der Ofen ist einfach und leicht transportabel. Das Gerät, unter dem



Kroatische Bauernburschen im Sonntagsstaat

noch viele selbstgefertigte Holzware und einfach verzierte Tongefäße vorwiegen, atmet Altertümlichkeit. Eine Kommode in der Stube ist mit allerlei Zierat bestellt: schönen Gläsern, Tassen, Photographien, Bildchen und anderm. Eine Kukuruzkolbenreihe unterm Vordeck nimmt sich ähnlich aus wie die Flundernreihen an kurischen Häusern. Fahren wir durch die staubigen Landstraßen auf unserm leichten Kroatenwägelein mit seinen geschwungenen Korbstangen, so erfreut uns die Fruchtbarkeit des herrlichen Landes. Laubwälder, Maisfelder, Weingärten wechseln ab. Schafherden, denen ein Leitesel vorangeht, in Menge, ebenso häufig auf der Weide große Scharen von Kühen, Pferden, Ziegen, Gänsen. Und wieder Dorf und wieder



Slawonische Trachten

Stadt. Da sind ja die Gehöfte ein wenig anders, ans zweiteilige Wohnhaus sind Anbauten angereiht bis ans Hofende, die Straßenseite des Gehöfts wird von der Planke gebildet und die Gegenseite der Wohnhäuser von der Wand des Nachbarhauses. Am Ende des Hofes aber sind Ställe fürs Kleinvieh, und hinterm Hof sorgt ein Gärtchen für Gemüse und Kukuruz. Je mehr wir uns aber dem westlichen Teile des Landes zuwenden, desto seltener werden die Holz- und Lehmhäuser, desto spärlicher die fruchtbaren Weiden. Die Bahn klettert bergauf und bergab, die trichterförmigen Bodensenkungen des wasserarmen Karst brüten Hitze, und gern trinkt der Reisende das von Kindern weit her geholte „frische Wasser“. Wir betreten Fiume, eine hübsche Seestadt, die freilich keinen Vergleich mit Triest oder Venedig aushalten kann. Immerhin hat es als einziger Hafen Ungarns, als Nachbarort Abbazias und als größere Stadt inmitten einer so sprachgemischten Bevölkerung seine Reize. Die Steinhäuser der Umgebung, das leichtere Wesen der Bewohner, das Fehlen jeder kroatischen Tracht macht sich bemerkbar. Italienisch klingt an unser Ohr, und am Abend erwacht völlig italienisches Leben. Ruhig liegt der Quarnerogolf, die dalmatinischen Inseln wie dunkle Balken, auf den stillen Wogen Leuchtbaken und Kahnlichter gleich Glühwürmchen. Der zunehmende Halbmond ist noch allein am Himmel. Auf den Bergen der dinarischen Alpen die kleinen Lichter der Häuser. Trotz der Kühle südliches Leben. Die ganze Stadt ist auf dem Korso, der Hauptstraße Fiumes. Gemächlich promeniert man. Die Cafés am Hafen alle dicht besetzt; auf der breiten Straße, die zum Korso und Hafen führt, stehen Tische und Stühle. Dort sitzen elegante Damen und Herren bis zur Straßenmitte und lauschen der Militärmusik, lesen und unterhalten sich. Alles gibt sich befriedigender Erholung hin.

Wie das Küstengebiet schon nach dem Italienischen hinneigt, so das südliche Slawonien zum Serbischen. Die Sprachunterschiede sind zwar sehr gering, aber jede Nation hält ihre Sprache, Schrift, Geschichte, Konfession für überlegen. Die katholischen Slawonier selbst halten in treuer Eintracht zu den Kroaten. Die Tracht der jungen Slawonier weicht schon ziemlich von der echt kroatischen ab, wenn auch nur in Form und Farbe. Beim Mädchen fallen uns die durchaus gestickte seidene Schürze und die schönen Handmüffchen auf, beim Burschen die weit einfachere dunkle Weste und die in recht intensiven Kanten und Streifen gestickten Zieraten am Brustlatz und überm Saum von Hemd und Hose. Das slawonische Brautpaar auf unserm Bilde hat eine wesentlich andre Tracht. Die malerischen breiten, buntgestickten Spitzenhosen mit allem Zierat hat der Bräutigam in die Truhe gelegt, nur noch der Hut trägt die frische Farbe und die Buntheit der Gartenblumen und des Rosmarins. Die Braut aber hat die wattierte und mit Pelz gefütterte Seidenjacke an; das ist so Brautsitte, da man im Spätherbst heiratet. Nur der Rosmarin und die Brautkrone erinnern an den glücklichsten Lebenstag. Der winterliche Kozuch des Bräutigams ist noch mit Ornamenten, vielleicht auch innen mit Pelz verziert. Doch nimmt der Winterüberzieher der Basare schon ein Stück Land nach dem andern in Besitz. Die Tatsache, daß die slawonischen Bauernhochzeiten alle ziemlich gleichzeitig sind, bringt es mit sich, daß die Hochzeitszüge an den Kirchen warten müssen und immer ein neuer Zug vorfährt, wenn der alte abzieht. Die weißen Plachten der Slawonierinnen, die den Staub abhalten sollen, glänzen weithin, und die Geschenke der Braut an die Hochzeitsteilnehmer, selbstgefertigte Tücher, hat man über die Schulter gehängt oder am Rockknopf befestigt. Die Musikanten, Geiger, oft auch Dudelsackbläser, locken nebenher die liebe Straßenjugend herbei, die auch zusieht, wo etwas für sie abfällt. Denn es kreist nicht bloß die Cutura mit dem Slivowitz, es wird auch sonst öfter Gebäck oder sonstiges Naschwerk ausgeteilt, denn am Hochzeitstag muß es überall nobel hergehen.

Das Marktgetriebe einer kleinen slawonischen Stadt wie Brod bietet manch anziehendes Bild. Auf dem Marktplatz und neben dem Park sind offene Verkaufsschuppen, Holzbuden, Schauzelte, Trinkstände aufgeschlagen. Obstwagen und Postkartenkrämer wechseln in bunter Reihe mit Basarbuden und Schuhgestellen. Hier preist ein Serbe seine verzuckerten Früchte und Süßigkeiten an, dort eine schokazische Bäuerin ihre Melonen. Als ich in meinem Hotel mich in die ungarische Grammatik vertiefen wollte, sagte mein Wirt: „Wir sind doch nicht in Debreczin oder Großwardein. Hier spricht man Slawonisch oder Deutsch.“ Die stolze Rede wurde ja auch nicht weit von Diakovo gesprochen, wo der gleich einem König geachtete, unvergessene Patriarch seines Volkes, der Bischof Dr. Stroßmayer, residierte. Was hat die kroatische Nation diesem Manne alles zu danken! Er war es, der die Südslawen nachdrücklichst auf ihre Literatur und Geschichte aufmerksam machte. Er redete nicht nur, sondern verwendete alle seine Einkünfte und Reichtümer für jegliche Erhebung seines Volkes. Er gab die Mittel zur Gründung der südslawischen Akademie der Wissenschaften, er baute die prachtvolle Kirche zu Diakovo. Er war immer und immer zur Hand, wenn es einen talentvollen Volksgenossen bei seiner Ausbildung materiell zu unterstützen, eine gefährdete gute Einrichtung zu halten galt. Er sammelte nicht nur und ließ sammeln und bearbeiten, er ließ drucken und Literatur unters Volk bringen. Die moderne Kultur Kroatiens ist sein Werk.



Slawonisches Brautpaar in der Wintertracht

Pferdemarkt in Temesvár

(Zu dem Bilde auf Seite 785)

Der vorstehende Aufsatz hat unsre Leser in die südslawischen Länder der österreichisch-ungarischen Monarchie geführt. Vielleicht ist es nicht ohne Interesse, daran anschließend auch den benachbarten Magyaren einen kurzen Besuch abzustatten. Welch malerisches, buntbewegtes Bild, das der Photograph festgehalten hat! Die Pferdemärkte in Temesvár sind, was Größe des Auftriebs anbelangt, die bedeutendsten Ungarns, und es dürften offene Pferdemärkte von solcher Ausdehnung — an dem Tage der Aufnahme waren 22000 Stück Pferde aufgetrieben — anderswo überhaupt kaum stattfinden. In erster Reihe ist es die deutsche Bevölkerung des Banats (Schwaben), die mit Vorliebe Pferdezucht betreibt und auch im Landwirtschaftsbetriebe Pferde verwendet, sodann folgen Ungarn, Serben und zuletzt Rumänen. Die letzteren gebrauchen nämlich im landwirtschaftlichen Betriebe fast ausschließlich Hornvieh. Die Verkäufer kommen meistens mit Wagen auf den Markt gefahren und bringen gewöhnlich die ganze Familie mit, so daß sich in kurzer Zeit ein lustiges Leben und Treiben entwickelt.



Kroatische Frauen in der von ihnen selbst gefertigten Tracht

Der Zinnsoldat

Skizze

von

Lotte Gubalke

Es ist eigentlich eine sehr traurige Geschichte — aber ich will sie euch erzählen.

Edward Emmerich wohnte in einem „wirklichen“ Gartenhaus. Man mußte es schon glauben, daß es eins war, denn der Wirt hatte es so auf die schwarze Tafel geschrieben, die draußen vor der Türe des Vorderhauses aufgestellt war: „Hier sind Wohnungen in einem wirklichen Gartenhaus zu haben.“

Edward Emmerich sah auch tatsächlich, wenn er sich mit dem halben Oberkörper über das Eisengeländer seines Balkons bog, hinab in einen Baumhof. Blickte er dagegen geradeaus, so sah er in Karlchens Fenster.

Karlchen war ein kleiner, bleicher Junge, der nur einen Ausblick nach Herrn Emmerichs Balkon und auf den Müllkasten hatte. Seine Mutter war Friseurin, einen Vater hatte Herr Edward Emmerich niemals gesehen. Er war auf Karlchen aufmerksam geworden am zweiten Tag seines Aufenthalts in dieser wirklichen Gartenwohnung, als er Kaffee auf seinem Balkon trank. Ein leises Weinen war von irgendwoher an sein Ohr gedrungen. Als er von seiner Zeitung aufsah, bemerkte er am Fenster der Hochparterrewohnung des gegenüberliegenden Seitenflügels ein weinendes Kind. Fürs erste sah er nur ein Kinderköpfchen mit spärlichem schlichten blonden Haar, das in mageren Händchen vergraben war.

„Warum weinst du denn?“ rief er hinüber.

Das Kind hob seinen Kopf, zwei große, helle, blaue Augen sahen zu ihm hin. Keine Antwort erfolgte.

„Tut dir etwas weh, mein Kind?“

Der Kleine nickte.

„Was denn? Und bist du allein?“

„Mein Herzchen tut mir weh, und ich bin immer allein.“

„Wo ist deine Mutter?“

„Fort — frisieren.“

Herr Emmerich war noch nicht sehr lange in der großen Stadt. Er war Student und fand sich schwer zurecht in diesem Häusermeer, in diesem Gewühl von Menschen und Dingen. Er war dem Kind so nah und doch durch scheinbar unüberwindliche Hindernisse von ihm getrennt, durch Mauern und Höfe.

„Hast du vielleicht Hunger?“ fragte er.

Karlchen schüttelte den Kopf. O nein, er hatte keinen Hunger. Da stand ja auf dem Fensterbrett ein Fläschchen mit Milchkaffee, das sogar von einer warmen Hülle umgeben war, und daneben lag ein Milchbrötchen.

„Fürchtest du dich?“

Karlchen nickte.

„Wann kommt denn deine Mutter wieder?“

„Sie sagt immer: bald.“

Herr Emmerich sah auf seine Uhr, er hatte noch eine gute Stunde Zeit, ehe er in sein Kolleg zu gehen brauchte.

„Ich werde so lange hier bleiben, bis deine Mutter wiederkommt, wir können uns etwas erzählen. Zum Beispiel: vor wem fürchtest du dich?“

Karlchen kletterte auf das Fensterbrett, er konnte das ohne Gefahr tun, weil von außen ein eisernes Gitterwerk angebracht war, und zeigte mit seinen dürren Händchen nach dem Gartenfleckchen, in das Emmerich sehen konnte, von dem Karlchen aber nur eine einzige, langaufgeschossene Tanne erblickte, die gerade da stand, wo sich die Spitze des Dreiecks dieses Baumwinkels zwischen die beiden Seitenflügel der Häuser schob.

„Jette hat gesagt, der Teufel hat da seinen Bart aufgehängt. In jeder Nacht holt er ihn fort, morgens bringt er ihn wieder ...“

„Wer ist Jette?“

„Eine sehr Böse!“

Emmerich erfuhr durch Fragen, daß Jette die Köchin aus dem Vorderhaus war, die Bekanntschaft mit dem einsamen Kind gemacht hatte, als sie ihren Abfall in den Müllkasten trug. Es gelang ihm nach einiger Zeit, Karlchen zu überzeugen, daß Jette entsetzlich dumm sein müsse, wenn sie so etwas behaupte. Dann warf er Karlchen sehr geschickt ein Stückchen Zucker durch das Eisengitter zu und versprach ihm für den andern Tag etwas Besseres.

Nach einer kleinen Stunde erschien eine junge Frau mit einem sehr künstlich frisierten Kopf hinter Karlchen. Er hörte, daß die Frau freundliche Worte mit dem Kind sprach, und ging beruhigt fort.

Von diesem Tag an bestand eine große Freundschaft zwischen den beiden. Emmerich las seine Zeitung in der Pferdebahn und unterhielt sich während seines Frühstücks mit dem einsamen Kind. Karlchen tat tausend Fragen, als er hörte, daß Emmerich, den er Onkel Doktor nannte, schon einmal in einem richtigen Wald und am Meer gewesen sei.

„Erzähle mir vom Wald,“ bat Karlchen.

„Horch einmal ganz genau nach der Tanne hin, vor der du dich so fürchtest, Karlchen, hörst du nicht so ein ganz, ganz leises Rauschen?“

Karlchen rief: „Ich höre es!“

„Kannst du denken, daß in einem Wald viel tausend Bäume so rauschen?“

Karlchen sagte staunend: „Tausend Bäume rauschen — man weiß es nicht, wie schön das sein muß.“

„Und dazu ein Duft!“

„Ein Duft —“ wiederholte das Kind. Seine Augen leuchteten, und es hatte doch noch nie auf einer Waldwiese gelegen, über die der Sommerwind streicht, daß alle Gräser sich neigen und alle Blumen ihren Duft aushauchen.

„Wenn ich nach Haus reise, dann nehme ich dich vielleicht mit,“ versprach der junge Student, und es war ihm ganz ernst mit diesem Versprechen. Er hatte eine gütige Mutter daheim, die würde den bleichen Knaben in die Sonne unter die Linde tragen und ihm Milch geben, und sein bleiches Gesichtchen würde sich röten.

„Ostern komme ich in die Schule,“ rief Karlchen. „Schulkinder kommen auch manchmal nach außerhalb. Der Milchjunge hat es mir erzählt.“

Eines Morgens, gerade als Edward Emmerich den Balkon verlassen hatte, um seinen Mantel umzuhängen, hörte er Karlchen laut um Hilfe rufen. Er eilte zurück. Er bog sich über die Balkonbrüstung und rief: „Karlchen, ist dir etwas zugestoßen?“

„O — o, Onkel Doktor! Dort liegt er — o, ich bitte dich so sehr, rette ihn! Es ist ein voller.“

„Wen soll ich retten?“

„Den Zinnsoldat!“

„Wo liegt er?“

„Im Müll — o schnell — die aus der ersten Etage haben ihn fortgeworfen, die Jette war es, und wenn jetzt die aus der zweiten Etage mit ihrem Müll kommen, dann ist er verloren!“

Emmerich sah ratlos hinab. Wirklich, da unten blinkte etwas unter allerhand Abfall, neben Zigarrenstummeln und Papierfetzen.

„Er ist nichts nutz, Karlchen, sonst hätten ihn die Leute nicht fortgeworfen!“

„Nichts nutz?“ Karlchen war ganz entrüstet.

„Sicherlich hat er ein Bein verloren,“ erklärte Emmerich. „Dann kann er nicht mehr stehen, und was soll man im Krieg mit einem Soldaten, der nicht stehen kann!“

Karlchen machte große, erstaunte Augen. Die Röte stieg in sein blasses Gesicht.

„Dann — wenn er kein Bein hat, muß man ihn erst recht achten — ich weiß es genau — sie kommen dann ins Lazarett — o, hole ihn doch, bitte — es ist so gräßlich, wenn sie den Soldat ohne Bein verschütten!“

Edward Emmerich war ärgerlich. Auf sich, auf das Kind, auf den dummen Zinnsoldaten. Was sollte er denn tun? Hingehen in das fremde Haus, den Portier herausklingeln und ihm sagen, er wolle im Müll nach einem Zinnsoldaten ohne Bein suchen?

„Karlchen,“ rief er hinab, „ich habe absolut keine Zeit, ich muß ins Kolleg — laß doch den dummen Soldaten, ich bringe dir eine ganze Schachtel neuer, starker Soldaten mit! Volle!“

Aber auf Karlchen machte dies Versprechen keinen Eindruck. Er rief verzweifelt: „Du könntest ihn retten, ehe Jette kommt — ich kann nicht hinaus, nun kommt er um!“

Emmerich sah nach seiner Uhr und ging nach einem eiligen „Adieu“ fort.

Als er um die Straßenecke bog, zögerte er einen Augenblick. Ob er dem Kind den Willen tat? Vielleicht dem Portier ein paar gute Worte und ein paar Groschen gab? Unsinn — Sentimentalitäten! — Er sprang eilig in eine Straßenbahn und fuhr in sein Kolleg und hörte eine geistvolle Einleitung zum Neuen Testament.

Und Karlchen stand auf dem Fensterbrett und starrte mit brennenden Augen zum Müllkasten hin. Seine mageren Händchen klammerten sich an die Eisenstäbe des „Schutzengels“ und seine Bäckchen glühten. Wenn die schwere Türe, die vom Hof aus zum Vorderhaus führte, aufging, fuhr er zusammen. Und er sah, wie Jette einen vollen Eimer mit Asche in den Müll auf den armen blessierten Soldaten schüttete. Glühende Asche — denn gleich darauf stieg Rauch und eine helle Flamme aus dem Kasten auf.

Jette sprang zur Seite und hielt die umgekehrte Hand vor die Augen. Dann lief sie zum Brunnenstock und füllte ihren Eimer mit Wasser. Das goß sie in die glühende Masse. Nun gab es erst einen Qualm, ein Zischen und ein Brodeln! Der ganze Winkel, in dem der Müllkasten stand, und das Fenster, auf dessen Bank ein bitterlich weinendes Kind kniete, waren in Dunst und Rauch gehüllt. Angesengte Papierreste wirbelten hoch und blieben teilweise an den Blumen hängen, die auf der Brüstung von Edward Emmerichs Balkon standen.

*

„Da bist du ja, du ‚Stiller im Land,‘“ rief eine lustige Stimme Edward Emmerich entgegen, der eben um die Ecke bog. Er kam aus einem Spielwarenladen mit einem kleinen Päckchen in der Hand. Im Kolleg des berühmten Mannes hatte er immer an ein Paar verzweifelte Kinderaugen denken müssen.

„Jetzt lassen wir dich so bald nicht los!“

„Rudolf? Hans?“

„Du siehst uns hier auf lustigem Lebenspfad — komm mit!“

In ihrer Gesellschaft waren zwei Mädchen, frei und genußfroh. Eine Malerin und eine Studentin. Sie hatten an diesem schönen Sommertag ihr Kollegheft beiseite gelegt und gingen mit ihren Jugendfreunden ein wenig gemeinsam Großstadtfreuden naschen. Emmerich ward im Augenblick in die Mitte genommen. „Wo wohnst du? Man sieht dich nie! Natürlich, du büffelst und ochsest! Wo willst du hin?“

Hundert Fragen sollte er auf einmal beantworten.

„Hier ist eine gemütliche Weinstube — eine italienische,“ sagte die Malerin. „Echten roten Chianti gibt es dort und Mandolinenmusik — kommt hier herein.“

Edward Emmerich sträubte sich erst. Fast wäre er dadurch zum zweitenmal in die Lage gekommen, sich lächerlich zu machen, indem er Sentimentalitäten nachgeben wollte.

Drinnen war eine mittelmäßige Imitation des südlichen Zaubers zu finden. Alle, die sich hier versammelt hatten, waren bemüht, so viel wie möglich zu lärmen. Sie redeten sich ein, der Duft, der von den dicken gelben Zwiebeln und den roten Liebesäpfeln, von dem Gorgonzola und den halbgeleerten Weingläsern ausging, das laute Singen der Bajazzi und der fast undurchdringliche Zigarettenrauch — das seien Dinge, die den eigentlichen und intimen Zauber des Landes jenseits der Berge ausmachten.

„Ist ein Land, das heißt Italia —
Da blühn Orangen und Zitronen —“

summte die blonde Malerin, während sie eine Zigarette in Brand setzte, durch die Zähne. Und Franz wurde tragisch, als er die Korbflasche vor sich sah. Er deklamierte:

„O Rom, wo meine Blüte verwelkt wie dürres Laub ...“

„Was hast du in diesem geheimnisvollen Päckchen?“ fragte Rudolf. „Wie kommst du in einen Spielwarenladen, die Sache scheint interessant.“

Die Studentin griff zu und wickelte das Paket lachend auf.

„Zinnsoldaten!“ Alle lachten.

„Und ich muß heim,“ sagte Emmerich.

„Unsinn,“ rief man ihm entgegen, „der Junge, der diese Soldaten erhalten soll, kommt noch früh genug zu seinem Glück.“

Als Edward an diesem Tage später, als sonst seine Gewohnheit war, heimkam, trat er noch einmal auf den Balkon, um seine heiße Stirn in der frischen Nachtluft zu kühlen. Er sah viel Sterne am Sommerhimmel glänzen und hörte die Bäume unten im Garten rauschen. Hinter Karlchens Fenster schimmerte Licht. Ein Schatten glitt an den heruntergelassenen Gardinen entlang ...

Zum erstenmal, solange Edward Emmerich hier wohnte, mußte ihn seine Wirtin zweimal wecken lassen. Obgleich er traumlos geschlafen hatte, schmerzte ihn sein Kopf. Eilig trat er wieder hinaus auf den Balkon. Karlchen stand nicht am Fenster, das weit geöffnet war. Der Wind trieb die rote Gardine durch die Eisenstäbe des „Schutzengels“.

„Entschuldigen Sie,“ sagte die alte Dame, als sie ihm den Kaffee brachte, „daß Ihre Blumen noch nicht gesäubert sind. Die Köchin von drüben hat gestern einmal wieder durch glühende Asche den Müll in Brand gesetzt — diese liederlichen



Pferdemarkt in Temesvár (Südungarn). Nach einer Naturaufnahme von J. Kossak, k. k. Hofphotograph in Temesvár

Mädchen! Ich werde die Töpfe, wenn Sie ausgegangen sind, abbrausen lassen."

„Mein Gott," sagte Edward Emmerich, „der Zinnsoldat — das arme Kerlchen —"

Die alte Dame sah ihn mitleidig und achselzuckend an. Redete er nicht jetzt am hellen Morgen noch irre? So waren sie nun alle. Erst gut und solid, und dann verdarb sie das Großstadtleben doch. Sie ging — und sie seufzte. An der Tür rief er sie zurück.

„Wissen Sie etwas von dem Kind da drüben? Von Karlchen?"

„Ja — so," sagte die alte Dame, „Ihr kleiner Freund! Das Kind war schon lange elend und schwach — kein Wunder bei so einem Leben im Winkel. Es hat sich über den Brand im Müllkasten entsetzlich aufgeregt. Die Hausmeisterin hat es mir erzählt. Ja, ja — wen soll man für so etwas verantwortlich machen? Die Mutter, die das Kind allein läßt? Oder die leichtsinnige Magd? Uebrigens viel gehörte nicht dazu, um den kleinen Wicht umzublasen ... Alt wäre das Dingelchen so wie so nicht geworden."

„Aber was ist mit dem Kind?"

„Sie haben es gestern abend in das Kinderhospital geschafft."

‚Nein — alt wäre es nicht geworden. So wie so nicht,' dachte Edward Emmerich, als er mechanisch seinen Kaffee einschenkte und nach seiner Zeitung griff. ‚Alt nicht. Und das ist nicht das Schlimmste, das Jungsterben, wenn man zu denen gehörte, die eine Hoffnung haben. Aber daß man die kleine Mühe scheute, die Verzweiflung von einer Kinderseele fernzuhalten — —'

Es wäre so leicht gewesen. Nur das Odium der Sentimentalität hätte man vielleicht auf sich geladen ...

Ernste Verwahrung

Von

J. Trojan

(Vergl. die Zeichnung von Otto Götze auf Seite 778)

Zechend sah ich dargestellt
Mich mit Julius Stinde
Offen vor der ganzen Welt!
Wie ich das wohl finde?

Indiskret, mit einem Wort,
Und nicht zu gestatten.
Aller Nimbus ist jetzt fort,
Den vorher wir hatten.

Konnte man uns zeigen nicht,
Wie wir Verse leimen,
Mit ernsthaftem Angesicht
Was zusammenreimen?

Nein, man hat uns porträtiert —
In den Boden sinken
Möchte, wem so was passiert —,
Wie wir Mosel trinken.

Trinken nicht so, wie sich das
Schickt für mäß'ge Greise:
Höchstens mal ein halbes Glas,
Sondern flaschenweise.

Vor uns stehn — Kreuzelement! —
Drei schon leere Flaschen.
Jeden, der uns so nicht kennt,
Muß das überraschen.

Nein, glaubt nicht, daß ich das fein
Mit den Flaschen finde!
Uebrigens von diesen drein
Kamen zwei auf Stinde.

Huflattich (Tussilago Farfara), die erste Frühjahrsblume an sonnigen Stellen

Aus dem Leben der Frühlingsblumen

Von

R. Francé

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und eine Zeichnung)

Dankerfüllt für jedes Versprechen der Auferstehung, haben wir im Lenz auch für das bescheidenste Blümchen Aufmerksamkeit. Schneeglöckchen, Hainwindröschen, Märzblume, Scilla und Veilchen finden daher wohl Platz in den botanischen Kenntnissen jedermanns. Wie sympathisch sind sie schon an sich, diese verschämten und demütigen Gewächse, weil sie so nimmer verzagt und lebensfroh sind, daß sie auch schon den matten Lockungen der Vorfrühlingssonne folgen, mit einem gierigen Willen zum Dasein, den sie oft genug mit harten Schlägen des Schicksals bezahlen müssen, wenn im Kampf der Elemente später Schnee sie verschüttet, eisige Winde sie knicken oder ein Nachfrost sie am Leben bedroht!

Jeder kennt sie, aber wer weiß wirklich etwas aus ihrem wechselvollen und entbehrungsreichen Leben? Und sie fordern doch zu mancher sinnigen Frage auf. Warum erscheinen diese Vorläufer der Blütenpracht so früh, warum können gerade sie den Rückfällen des Winters trotzen?

Wer Gelegenheit hat, einmal im Winter einen Blick in den Erdboden unter einem Walde zu tun, der weiß, daß der Winter für die Pflanzenwelt keineswegs den Tod, ja nicht einmal den Stillstand bedeutet. Unter der Erde verbringen die Frühlingsblumen den Winter. Dort legen sie sich eine Vorratskammer an, aus der sie zehren wie der Hamster. Ein wohlverwahrtes Gefäß, gefüllt mit allem Lebensnotwendigen. Im gemeinen Leben heißt es Zwiebel oder Wurzelstock. Das sind Reserveorgane, in denen die Pflanzen den im vorigen Frühling gewonnenen Ueberfluß ablagern, um Kapital für den Aufbau der nächsten Frühjahrstriebe zu haben. Damit ist der kleine Kniff der Natur enthüllt, mit dem sie uns jeden Lenz überrascht. Das Schneeglöckchen, die Scilla, die Anemone ist schon fertig, bevor wir an das Frühjahr denken, und sie warten nur auf das Nachlassen des strengsten Winters, um sofort ihr Köpfchen herauszustecken. Darum erscheinen sie zu so verschiedenen Zeiten. Nach einem milden Winter schon im Februar, in einem besonders strengen Jahr erst im April. Einige Wochen vor dem Blühen entsenden Wurzelstöcke und Zwiebeln allenthalben lange blasse Schößlinge, die sich mühsam durch den oft hartgefrorenen Boden durcharbeiten. An ganz kalten Tagen gibt es zwar Stillstand, aber in den Stunden, da der Tauwind weht, wird alles wieder eingeholt durch rastloses Wachstum.

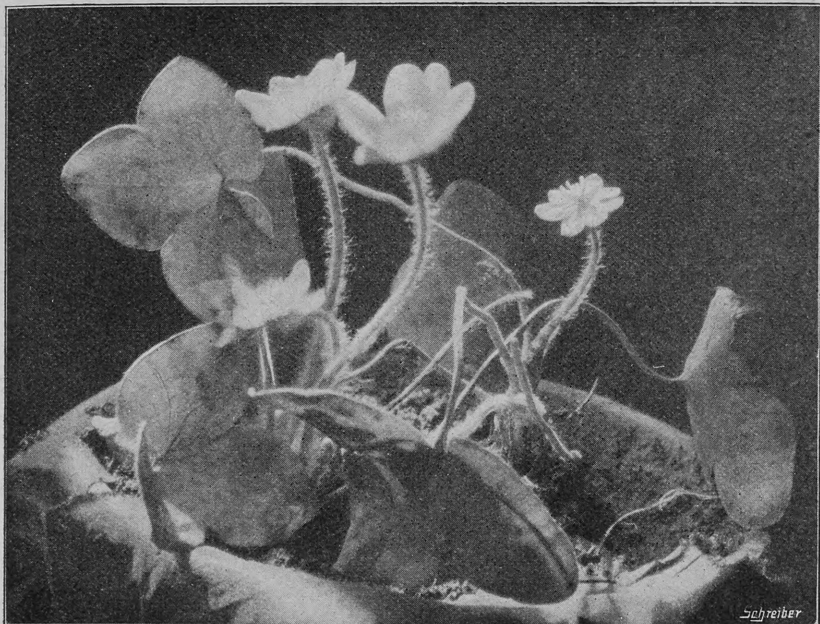
Je mehr man sich das betrachtet, desto gedankenvoller kann man werden. So eine Anemonenblüte ist das Weichste und Zarteste, was es auf Erden gibt. Und dieses liebliche Köpfchen durchstößt die harte Erde? Das erscheint unmöglich. Und wenn man am Waldrand, wo sich viele Windröschen im Aprilwind wiegen, nachgräbt, so findet man bald die blassen Sprosse. Aber sie sind gekrümmt, der Stengel hat die Führung übernommen. Er ist derb und kräftig, und mit rastlosen kleinen Wachstumsstößen lockert er die Erde und zieht das empfindliche Blütenknospengehäuse nur durch den schon vorher bearbeiteten Boden nach.

Es kann uns nicht wundernehmen, daß ein Gewächs, das sich mit so bewunderungswürdiger Zweckmäßigkeit den Zugang zum Tageslicht zu erzwingen weiß, auch sonstigen Unbilden des Lebens nicht wehrlos gegenübersteht. Freilich will es sich schlecht zusammenreimen, daß eine hauchzarte Blüte sich wehren kann. Und doch vermag sie es; sie hat Schutzmittel, Waffen, Listen, um im Kampfe des Lebens bestehen zu können. Nur sind sie sehr eigner Art.

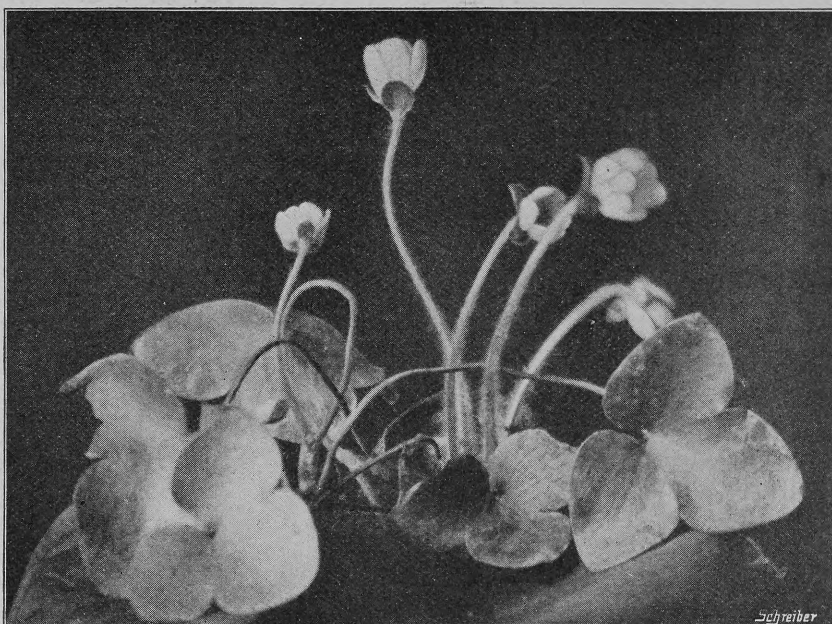
Jüngst als wir durch das kleine Wiesental gingen, an dessen Hange sich so viele Windröschen (Anemone nemorosa nennt sie der Systematikus) schaukeln, waren sie alle in bräutliches Weiß gekleidet. Inzwischen sind einige unfreundlich kalte Tage ins Land gegangen, und als wir heute wieder den Ort besuchten, hat sich dort allerlei verändert. Die weißen Blütensterne haben sich wie fröstelnd zusammengeballt und ein geschämiges Rot überläuft ihre Unterseite. Was soll das bedeuten? Das ist so ein blumenhaftes Schutzmittel gegen Nässe und Kälte.

Im Herzen dieser keuschen Blumen stehen die Staubgefäße. Sie bergen die kostbarste Substanz, die ein Gewächs zu erzeugen vermag: den Blumenstaub, von dem alle Nachkommenschaft abhängt. Ihn muß man schützen. Das scheint die Pflanze zu wissen, darum faltet sie bei drohendem Regen die Blumenblätter sorglich darüber als Regenschirm. Denn das Körnchen Lebenssubstanz, das in dem Blumenstaub seiner Wirksamkeit harrt, hat so unbändigen Drang zum Leben, daß schon ein Tautröpfchen eine Explosion auslöst. Wird der Blumenstaub feucht, schießt aus ihm der Inhalt hervor, wächst eifrig, sucht nach dem Ei, das er befruchten soll, und erstirbt in vergeblichen Anstrengungen. Um dieses vorzeitige Ende zu vermeiden, wird er an feuchten Tagen umhüllt. Und das rosarote Bäckchen, das auf der Hülle erscheint? Was soll das bedeuten? Neuere Forschung hat auch auf diese Frage eine Antwort gefunden. Aber sie ist so bizarr, daß sie bei allen meinen Lesern Kopfschütteln erregen wird — vorausgesetzt, daß sie die Wunder des Pflanzenlebens noch nicht kennen. Der rote Hauch auf den Anemonen ist ein Ofen, der wärmt. Der Beweis dafür ist unschwer zu erbringen. Die Blutbuche — jedermann bekannt als hervorragender Zierbaum vieler herrschaftlicher Gärten — verdankt ihren Namen diesem Heizapparat. Im wesentlichen ist es ein roter Farbstoff, Anthokyan genannt, der sowohl die Blätter der Blutbuche als auch die Blumenhülle der Anemonen und vieler ihrer Genossen rosig oder violett-

Darstellung der Triebe des Buschwindröschens beim Durchbrechen des Erdbodens im Nachwinter



Märzblümchen (Hepatica triloba), die erste Frühjahrsblume an schattigen Stellen, mit geöffneten Blüten



Märzblümchen an kalten, trüben Tagen, mit geschlossenen Blüten und rot angelaufenen Blättern

blutig färbt und zugleich erwärmt. Denn er speichert Wärmestrahlen. Wenn man grüne Buchenblätter in einem Gefäß der Sonne aussetzt und daneben das gleiche Quantum an Blättern der Blutbuche stellt, so erhöht sich die Temperatur zwischen den roten Blättern alsbald um mehr als 4° C im Vergleich zu den grünen.

Dicht neben den Windröschen, die uns schon so viel zu sagen wußten, machen sich aber auch blauäugige Blumen breit. Am Waldesrand sind sie etwas zurückgetreten, aber da wir nun zwischen den Stämmen wandeln, leuchtet es in unermeßlicher Menge hellblau und grün ringsumher. Eine Myriade der kleinen Leberblümchen oder Märzblümchen (Hepatica) hat von dem Boden Besitz ergriffen und bedeckt ihn mit fein ornamentierten dreilappigen Blättern. Indem wir eines vom Boden aufnehmen, um uns an dem edeln Spiel der Linien zu ergötzen, bemerken wir, daß es an der Unterseite hellrot oder violett gefärbt ist. Zwischen den Märzblumen grünt noch eine saftig wuchernde Pflanze mit herzförmigen Blättern und glänzend gelben Blüten. Das ist das Scharbockskraut (Ficaria verna). Auch diese Blätter haben, namentlich nach abnorm kalten Wochen, auf der unteren Seite Rot aufgelegt. Und bei den übrigen Frühlingsgewächsen, dem elegant pfeilblätterigen Aronsstab (Arum maculatum), der Haselwurz (Asarum), dem sich im tiefsten Dickicht bergenden Veilchen, dem Lerchensporn (Corydalis) und manchen andern, verbirgt sich das ebenfalls vorhandene Anthokyan unter dem dunkeln saftigen Grün der Blätter, dem es beigemischt ist. Stets ist es die Unterseite, die so gewärmt wird. Das ist rationell, bekommt sie doch keinen wärmenden Sonnenstrahl ab, dafür um so mehr Ausdünstungen von dem feuchtkalten Boden.



Scharbockskraut (Ficaria verna) am Waldgrund

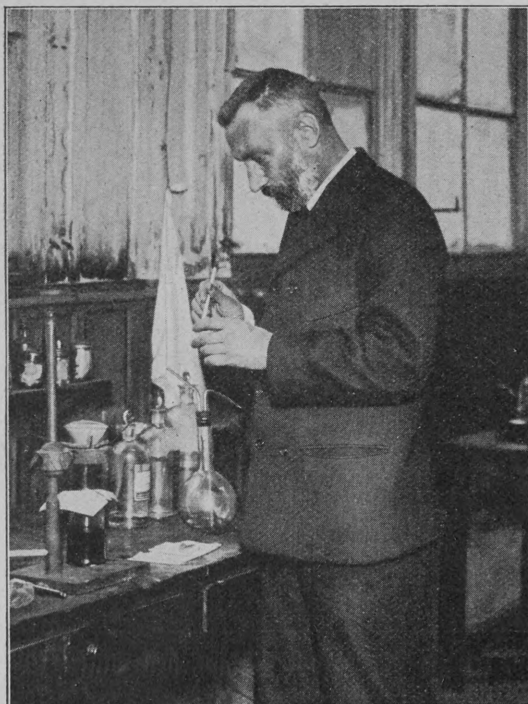
Das vermag einen Waldgang mit tiefsinnigen Betrachtungen zu erfüllen. Im Widerstreit der Gedanken erscheint das anfangs so verwunderliche Ereignis, daß keine Pflanze ohne Schutz und Kraft zur Selbsthilfe ist, dann fast selbstverständlich, wenn man erwägt, daß die „Selbsterhaltungsfähigkeit" so recht das eigentliche Kriterium des Lebens ist. Alle lebenden Wesen müssen diese Kunst beherrschen, sonst wären sie am ersten Tage ihres Lebens dem Tode verfallen. Doch es klingt auch ein Mißton in diese Erkenntnis. Die sinnvollen Einrichtungen der Natur scheinen trotz dem Streben zur Selbsthilfe kläglich unzweckmäßig zu sein. Und unzulänglich sind sie auch. Wie unsinnig ist es doch, daß alle diese bedauernswerten Frühjahrsblumen schon zu Zeiten aufbrechen, da sie gerade nur kümmerlich vegetieren können und trotz aller heimlichen Wärmemaschinen oft genug den Spätfrösten zum Opfer fallen! Und nicht nur das. Sie sind das erste Grün, zu einer Zeit, da hunderttausend Tiere, vom Winterschlaf erwacht, gierig nach frischer Pflanzennahrung suchen. Aber diese Einwände sind nur Folgen der Unkenntnis. Die Pflanzen wußten sich auch gegen die hungrigen Tiere zu schützen. Wieder auf die unscheinbare, bescheidene Art, die der Pflanze zu eigen ist. Gerade jene Frühjahrsgewächse, die saftiggrünes Laub haben, der Aronsstab und die vielgestaltigen Blumen aus der Familie der Ranunkeln (wohin auch Scharbockskraut und Windröschen gehören), werden von keinem Tier angegriffen. Ich bitte den Versuch zu wagen und ein Blattstückchen des Aronstabes oder der Ficaria zu verkosten. Aber vorsichtig, denn sie brennen zu sehr auf der Zunge. Die Ranunkeln sind erfüllt mit ätzend giftigem Safte, das Arumblatt enthält Millionen mikroskopisch feiner Kristallnadeln, die sich in die Zunge einbohren. Warum sind diese Dinge da? Im Stoffwechsel spielen sie keine Rolle. Daher hat sich die Wissenschaft damit befreundet, anzunehmen, daß sie „Schutzmittel gegen Tierfraß" seien.

Und zu guter Letzt: das zeitliche Erscheinen der Frühjahrsblumen hat auch seinen tiefen Sinn. Besuchen wir doch nur einmal im Sommer das Waldplätzchen, an dem uns im April die Windröschen und ihre Genossen erfreuten. Tiefer, kühler Schatten deckt nun den Boden; in dieser ewigen Dämmerung gedeiht kein grünes Blatt, geschweige denn eine Blume, die ja noch mehr ein Kind der Sonne ist als die Blätter. Weithin ist der Boden nur mit Moder, mit verwesendem Laub belegt, nichts verrät, daß zwei Monate früher an dieser Stelle so frohes Pflanzenleben grünte. Wo sind nun die Herolde des Frühlings? Sie stecken wieder unter der Erde. Ihr kurzes Tagesleben ist zu Ende. In Wurzelstöcke und Zwiebeln haben sie sich zurückgezogen, und mitten im Sommer schaffen sie schon in Verborgenheit an der Schönheit des kommenden Lenzes.

Die ganze Lebensweise der Frühjahrsblumen ist eine Anpassung an die Lichtverhältnisse, im weiteren Sinne an den Kampf ums Dasein. Denn alle Lebensplätze auf Erden sind besetzt. Auf der Wiese können sie sich nicht mehr einnisten, dort läßt wuchernde Ueberfülle keine Handbreit frei; an das Wasser- und Sumpfleben können sie sich nicht anpassen, im Walde nehmen die mächtigen Baumgeschlechter, die Sträucher und großen Waldstauden das belebende Licht weg. Es bleibt nur mehr ein Ausweg. Man muß sein Glück versuchen, bevor jene glücklicheren Kinder der Natur erwacht sind, also vor der Belaubung der Bäume. Und weil die schon im Mai alles verwendbare Licht für sich beanspruchen, müssen die Parias des Waldes in atemloser Hast sich beeilen mit dem Blühen und Fruchten, solange noch Licht für sie da ist. Lieber wagen sie es, den Schnee und das Eis des Nachwinters auf sich zu nehmen, den weidenden Tieren als erstes Grün Trotz zu bieten, als daß sie nicht für Nachkommenschaft sorgen könnten. In dieser Sorge für die Kinder steckt die wahre Ursache, warum die Frühlingsau so hold geschmückt ist.



Windröschen (Anemone nemorosa)



Professor Pierre Curie, der Entdecker des Radiums †

Notizblätter

Pierre Curie †

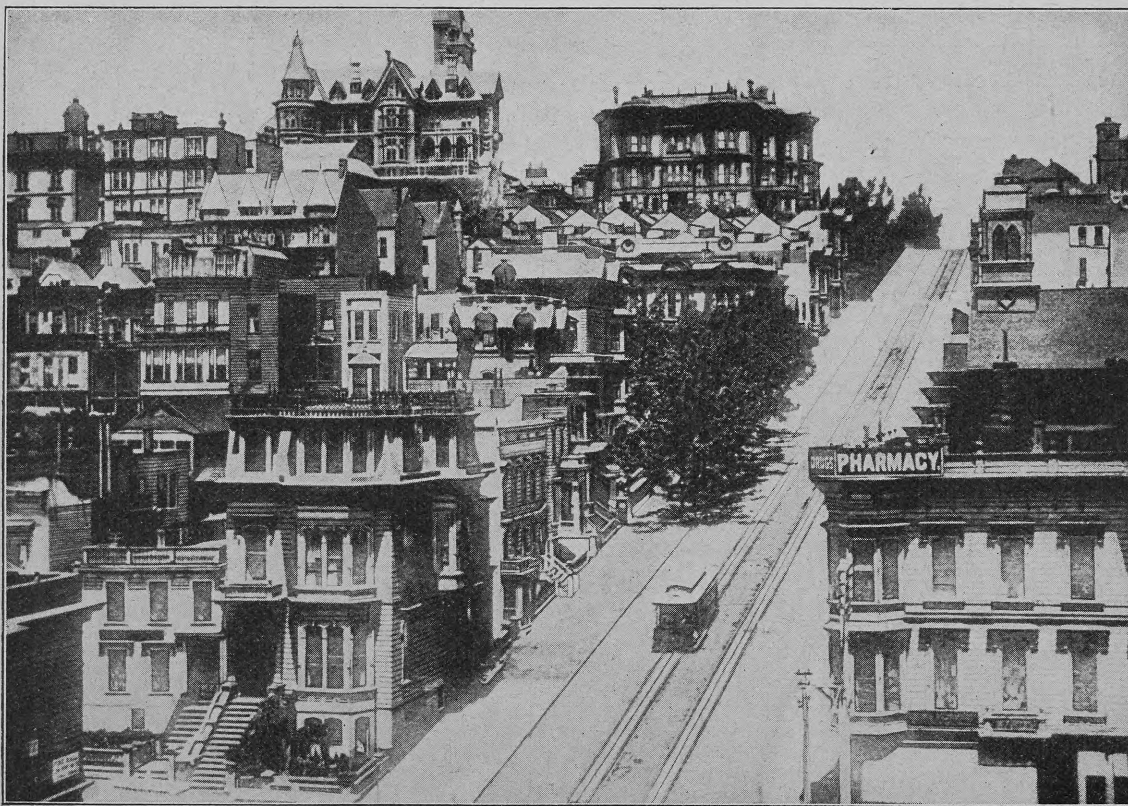
Ein tragischer Unfall hat am 19. April den weltberühmten Mitentdecker des Radiums, Professor Pierre Curie in Paris, jäh dahingerafft. Das Unglück trug sich um 1/23 Uhr nachmittags zu. Curie hatte mit seinem Freunde Professor Perrin von der naturwissenschaftlichen Fakultät gefrühstückt und ging zum Verleger Gauthiers-Villars, um Bürstenabzüge zu korrigieren. An der Ecke der Rue Dauphine, dem Pont Neuf gegenüber, wollte er die enge und überfüllte Straße überschreiten. Es regnete in Strömen, das Asphaltpflaster war glitschig, Curie trug einen aufgespannten Regenschirm, eine Droschke kam von der Rue Dauphine, ein Lastwagen mit zwei Pferden vom Pont Neuf her. Als die beiden Fahrzeuge eben auf gleicher Höhe waren, lief Curie hinter der Droschke über den Straßendamm, ohne aufzuschauen, prallte blindlings an das linke Pferd des Lastwagens, glitt aus und fiel unter die Hufe des Tieres. Der Lastgaul bäumte und sprang zur Seite. Der Kutscher suchte sein Gespann zu halten, der Wagen wurde aber durch seine Wucht samt den sich gegenstemmenden Pferden vorwärts gedrückt, wohl nur einige Meter weit, aber genug, daß das linke Hinterrad dem am Boden liegenden Gelehrten den Schädel zermalmte. Der Leichnam wurde aufgehoben und zuerst in eine nahe Apotheke, dann ins Polizeirevieramt getragen, während Schutzleute den Kutscher gegen die Straßenmenge schützen mußten, die ihn lynchen wollte, obschon noch niemand den Toten kannte. Auf dem Revieramt fand man Visitenkarten und Briefe bei der Leiche, und nun erst erfuhr man, welchen Verlust Frankreich, die Wissenschaft und die Menschheit erlitten hatten. Curie, der erst im Alter von sechsundvierzig Jahren stand, war einer der hervorragendsten Physiker und Chemiker der Gegenwart, ja aller Zeiten; die Entdeckung des Radiums, zu der er vor einigen Jahren in gemeinschaftlicher Arbeit mit seiner Gattin nach langen, mühevollen Forschungen und Experimenten gelangte, war eine wissenschaftliche Großtat, die an Bedeutung selbst die der Röntgen-Strahlen übertrifft. Der verstorbene Gelehrte hat sich ganz aus eigner Kraft und in fast beständigem Kampfe mit vielen widrigen Schicksalen zu seinen großen Erfolgen durchgerungen. Als Sohn armer Eltern hatte er am 15. Mai 1859 zu Paris das Licht der Welt erblickt. Trotz aller äußeren Hindernisse gelang es ihm, in einer kleinen Stadt das Gymnasium durchzumachen — er soll sich übrigens als Schüler keineswegs durch glänzende Leistungen ausgezeichnet haben —, und er bezog sodann als Studierender der Naturwissenschaften die Pariser Universität. Eine Reihe tüchtiger Arbeiten, die er hier lieferte, verschafften ihm eine bescheidene Stellung als Präparator und Laborant an der Fachschule für Physik und Chemie, von wo er später in gleicher Eigenschaft an die Sorbonne kam. Seine erste bedeutende wissenschaftliche Tat war die von ihm in Gemeinschaft mit seinem Bruder J. Curie 1883 gemachte Entdeckung der Piëzo-Elektrizität, der Eigenschaft der Kristalle, durch Druck an verschiedenen Stellen entgegengesetzt elektrisch zu werden. Curie, der 1895 zum Professor an der Fachschule für Chemie und Physik ernannt worden war, heiratete Fräulein Marie Sklodowska, eine junge Polin, die in Paris Physik studierte und das Examen als Lizentiatin der Physik und Mathematik bestanden hatte. Frau Curie erlangte den Titel eines Professors der Physik an der Frauenhochschule in Sèvres und führte sich mit einer Arbeit über die magnetischen Eigenschaften des Gußstahls in die wissenschaftliche Welt ein. Sie wurde bald die Mitarbeiterin ihres Gatten bei seinen Forschungen, und sie war es, die ihn zum Studium der radioaktiven Erscheinungen führte. Sie beschäftigte sich mit der Entdeckung Becquerels von den unsichtbaren Strahlen des Uraniums, und ihre Arbeiten erschienen bald so aussichtsreich, daß der Gatte, der einem andern Thema seine Aufmerksamkeit zugewendet hatte, dieses fallen ließ und gemeinsam mit der Gattin das große Werk zu Ende führte. Curie betonte wiederholt, daß seine Gattin Mitentdeckerin des Radiums sei, und diese hat sich folgendermaßen ausgesprochen: „Wir haben alles zusammen gefunden, und es würde schwer sein, die Bemühungen des einzelnen in der gemeinsamen Arbeit genau festzustellen.“ Im Jahre 1903 erhielt das gelehrte Ehepaar gemeinsam mit dem französischen Physiker Henri Becquerel den Nobel-Preis für Chemie; den ihm zugefallenen Betrag von 70000 Franken benutzte das Forscherpaar, das sich bis dahin in einer oft recht beengenden materiellen Lage befunden hatte, hauptsächlich zu der bekanntlich sehr kostspieligen Herstellung größerer Quantitäten von Radium. Seitdem erfreuten sich die Curies überhaupt vielseitiger Förderung und Unterstützung bei ihren Experimenten; so stellte ihnen die österreichische Regierung eine Tonne der zur Erzeugung des Radiums notwendigen uranischen Metalle zur Verfügung, und das Institut de France spendete zu demselben Zweck 20000 Franken. Zuletzt war Curie mit Untersuchungen über die chemische, physikalische und medizinische Verwertbarkeit des Radiums beschäftigt. Der überaus glücklichen Ehe des Forscherpaares sind zwei Töchterchen von sieben und zwei Jahren entsprungen. In Anerkennung der großen wissenschaftlichen Verdienste des verstorbenen Gelehrten hat der französische Ministerrat beschlossen, bei Wiederzusammentritt der Kammer durch den Unterrichtsminister den Vorschlag einbringen zu lassen, daß der Witwe und den Kindern Curies eine Nationalpension ausgesetzt werden soll.


Gebäude der Zeitung „Chronicle“ in San Francisco, von dem aus die ersten Nachrichten über das Unglück kamen

Das Erdbeben in Kalifornien

Dem großen Ausbruch des Vesuvs ist rasch in der Neuen Welt ein elementares Naturereignis gefolgt, das in seinen verheerenden Wirkungen alle Katastrophen der letzten Dezennien überbietet und nur mit dem Erdbeben von Lissabon (1755) und von Caracas (1812) verglichen werden kann. San Francisco, das Dorado des amerikanischen Kontinents, liegt in Trümmern und Asche — innerhalb weniger Tage ist der größte Teil der kalifornischen Hauptstadt, die sich im Laufe von sechzig Jahren aus einem stillen, unbedeutenden Küstenort mit 600 Einwohnern zu einem der blühendsten, stolzesten Handelsplätze der Erde entwickelt hat, durch die Gewalt der Elemente vernichtet worden. Es war in den frühen Morgenstunden des 18. April, als die ahnungslose Bevölkerung der Stadt durch einen gewaltigen Erdstoß aus dem Schlafe aufgeschreckt wurde und in grenzenloser Verwirrung auf die Straßen stürzte. Zwei weitere Stöße folgten, von denen der letzte der stärkste war. Tausende von Häusern schwankten und stürzten in sich zusammen, zahllose Menschen unter ihren Trümmern begrabend. Durch die furchtbaren Erschütterungen des Bodens wurden die Rohre der Wasser- und Gasleitungen zerbrochen, das Gas entzündete sich und in kurzer Frist standen zahlreiche Gebäude der unglücklichen Stadt in Flammen. Da kein Wasser zur Verfügung stand, so griff die Feuersbrunst ungehindert mit rasender Schnelligkeit um sich und drang von einem Viertel der Stadt zum andern vor. Um ihm nach Möglichkeit Einhalt zu gebieten, mußte man eine Anzahl großer Gebäude mit Dynamit in die Luft sprengen, dennoch wütete das Feuer, besonders in der im Tale liegenden City, von Stunde zu Stunde weiter. Zu allem Unheil trat noch eine von den Meteorologen vorausgesagte Flutwelle ein, die einige Schiffe mitten in die Stadt schleuderte, andre vernichtete und eine große Anzahl der auf den Straßen kampierenden Volksmassen mit sich fortriß. Am späten Abend des 19. April begann man zu hoffen, des Feuers Herr zu werden. Um Mitternacht war jedoch der ganze Himmel weithin rot von drei gewaltigen Bränden. Der eine davon verheerte den Distrikt von „Nob Hill“, dem Millionärsviertel, bis zur See. Der zweite Feuerherd lag in dem Missionsviertel, und der gefährlichste Brand, der ein dreieckiges Gebiet nördlich von Nob Hill ergriffen hatte, bedrohte den westlichen Teil der Stadt. Hier arbeitete die Feuerwehr am zähesten, aber nur mit mäßigem Erfolge. Der Bevölkerung, die, soweit sie nicht inzwischen die brennende Stadt verlassen und in benachbarten Ortschaften Unterkommen gefunden hatte, obdachlos im Freien kampierte, drohte jetzt zugleich der Ausbruch einer Hungersnot; viele Tausende der geängstigten Flüchtlinge mußten mehrere Tage hungern und dürsten, bis es gelang, ihnen die nötigsten Lebensmittel zuzuführen. Am 22. April war endlich die Feuersbrunst in der Hauptsache zum Stillstand gebracht worden, nachdem sie auf einem Flächenraum von 25 englischen Quadratmeilen fast alles Brennbare vernichtet hatte; doch schon am 23. brach in der Nähe des Hafens von neuem Feuer aus, und abends wurde ein neues heftiges Erdbeben in der Richtung von Osten nach Westen verspürt, das jedoch zum Glück keinen wesentlichen Schaden anrichtete. Den Erdstößen hatten am besten die riesigen Stahlbauten widerstanden, von denen manche fast völlig unbeschädigt geblieben sind, so das (hier abgebildete) Gebäude des „Chronicle“, in dem die am Leben gebliebenen Mitglieder der Presse von San Francisco nach der Katastrophe eine gemeinsame Zeitung herausgaben. Die Anzahl der ums Leben gekommenen Menschen läßt sich vorläufig nicht genau feststellen, sie geht aber ohne Zweifel in die Tausende; ebenso ist der materielle Schaden, den die Katastrophe angerichtet hat, bis jetzt nur annähernd zu berechnen, Versicherungsfachleute schätzen ihn auf 300 Millionen Dollar. In großartiger Weise hat sich die amerikanische Energie dem beispiellosen Unglück gegenüber betätigt. Während der Schreckenstage hielt das in San Francisco liegende Militär unter dem Oberbefehl des Generals Funston mit eiserner Strenge die Ordnung aufrecht und führte mit todverachtendem Heroismus den Kampf gegen die entfesselten Elemente.

Aber auch die so schwer vom Unglück heimgesuchten Einwohner selbst haben außerordentliche Standhaftigkeit und unbeugsamen Mut bewiesen. Schon am 19. April, angesichts des Flammenmeers, wurde von den leitenden Persönlichkeiten der Stadt über den Wiederaufbau beraten, und wenige Tage darauf stand es bereits fest, daß die abgebrannte Stadt in Kürze wiedererstehen wird, und zwar noch gewaltiger und schöner, als sie zuvor gewesen. Die ganze Nation erblickt darin geradezu eine selbstverständliche Ehrenpflicht und hat sich zu ihrer Erfüllung in dem Maße solidarisch erklärt, daß sie nicht einmal Hilfe und Unterstützung vom Auslande annehmen will. Uebrigens hat sich die zerstörende Wirkung des Erdbebens auch auf die Umgegend von San Francisco erstreckt; über zwanzig kleinere Städte und Ortschaften haben mehr oder weniger darunter zu leiden gehabt, und zahlreiche Menschenleben sind darin zugrunde gegangen. Die Leland Stanford-Universität in Palo Alto, die am reichsten dotierte Hochschule in den Vereinigten Staaten, ist nur noch ein Schutthaufen. Leider sind in San Francisco beim Brande der Gebäude auf dem Nob Hill viele Kunstschätze von unersetzlichem Wert zugrunde gegangen.



Zum Erdbeben in Kalifornien: Nob Hill, Wohnsitz der Millionäre in San Francisco

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 32



Vergl. den Aufsatz auf Seite 777

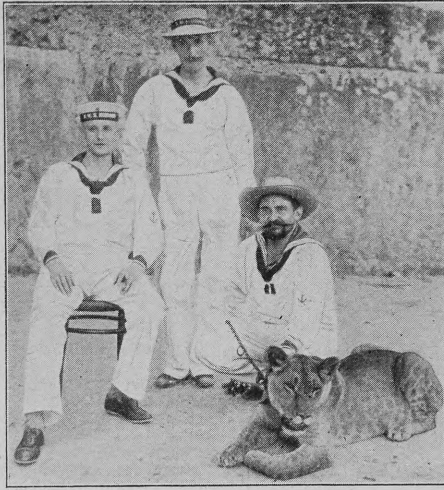
Johannes Trojan

Totenschau

Nora Hopper (Frau Chesson), englische Lyrikerin, 34 J., 14. April, London. — Hauptmann a. D. Wilhelm von Hanneken, ehemaliger Instrukteur der chinesischen Armee, 14. April, Berlin. — Louis Gustave Vapereau, französischer Lexikograph, Verfasser des „Dictionnaire universel des Contemporains“, 87 J., 17. April, Paris. — Oesterreichischer General der Kavallerie z. D. und Geheimer Rat Karl Freiherr von Boxberg, 89 J., 18. April, Stübing bei Graz. — Oberforstmeister Hintz, bekannter deutscher Forstmann, langjähriger Oberförster im Dienste des Reichskanzlers Fürsten Bismarck, 66 J., 18. April, Kassel. — P. Ludwig Martin, General des Jesuitenordens, 60 J., 18. April, Rom. — Prinz Leopold von Schwarzburg-Sondershausen, Bruder des regierenden Fürsten Karl Günther von Schwarzburg-Sondershausen, preußischer General der Kavallerie à la suite der Armee, 74 J., 20. April, Berlin. — Hermann Gollner, hervorragender Emaillemaler, 76 J., 20. April, Hanau. — Professor Fritz Sturm, Landschafts- und Marinemaler, 72 J., Berlin. — Kardinal Guillaume Josephe Labouré, Erzbischof von Rennes, 64 J., 21. April, Rennes. — Professor Benno Stolzenberg, badischer Kammersänger, 79 J., 22. April, Berlin. — Geh. Kommerzienrat Dr. Hermann Paetel, Verlagsbuchhändler, 70 J., 22. April, Nervi. — Franz Liebert, Porträtmaler, 22. April, Eisenach.

Literatur

Die von uns wiederholt erwähnte und empfohlene sechste Auflage von Meyers Großem Konversations-Lexikon (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist durch das Erscheinen des 11. und 12. Bandes ihrer Vollendung abermals um ein tüchtiges Stück nähergekommen. Band 11 umfaßt die Stichwörter Kimpolung bis Kyzikos, Band 12 den ganzen Buchstaben L; beide zeichnen sich wie ihre Vorgänger durch ein ebenso reiches wie vortrefflich ausgeführtes Karten- und Illustrationsmaterial aus und bringen eine Fülle interessanter Artikel, bei deren Durchmusterung der Benutzer bald aufs neue mit Befriedigung wahrnimmt, wie sehr die Herausgeber und Bearbeiter darauf bedacht sind, das altbewährte Nachschlagewerk den sich fortwährend steigernden Bedürfnissen der Gegenwart anzupassen und alles Wissenswerte in der besten, praktischsten, knappsten Form und in wohlabgewogener Verteilung des zur Verfügung stehenden Raumes darzubieten. Mit Glück hat sich die Leitung des Unternehmens von dem veralteten Prinzip losgemacht, nur das objektiv Bedeutungsvolle zu berücksichtigen und dem Lexikon streng den Charakter eines bildenden allgemeinwissenschaftlichen Nachschlagewerks zu wahren; sie hat statt dessen mit Recht den Grundsatz der praktischen Brauchbarkeit auf ihre Fahne geschrieben und zieht alles in den Kreis ihrer informativen Arbeit, worüber die moderne Menschheit oder wenigstens eine größere Gruppe derselben eine allgemein orientierende Auskunft begehren könnte. Man sieht das unter anderm daran, daß jetzt auch Tagesgrößen und andre ephemere Erscheinungen, von denen sich die früheren Auflagen noch ängstlich fernhielten, weitgehende Berücksichtigung finden. Ein besonders bezeichnendes konkretes Beispiel für die „praktische“ Richtung der neuen Auflage liefert das dem trefflichen Artikel „Lungenschwindsucht“ beigegebene Verzeichnis der deutschen Heilstätten für Lungenkranke, in dem nützlicherweise bei den einzelnen Anstalten auch die durchschnittlichen Tageskosten angegeben sind. Ueber das Fortschreiten des empfehlenswerten Werkes werden wir zu gegebener Zeit weiter berichten.

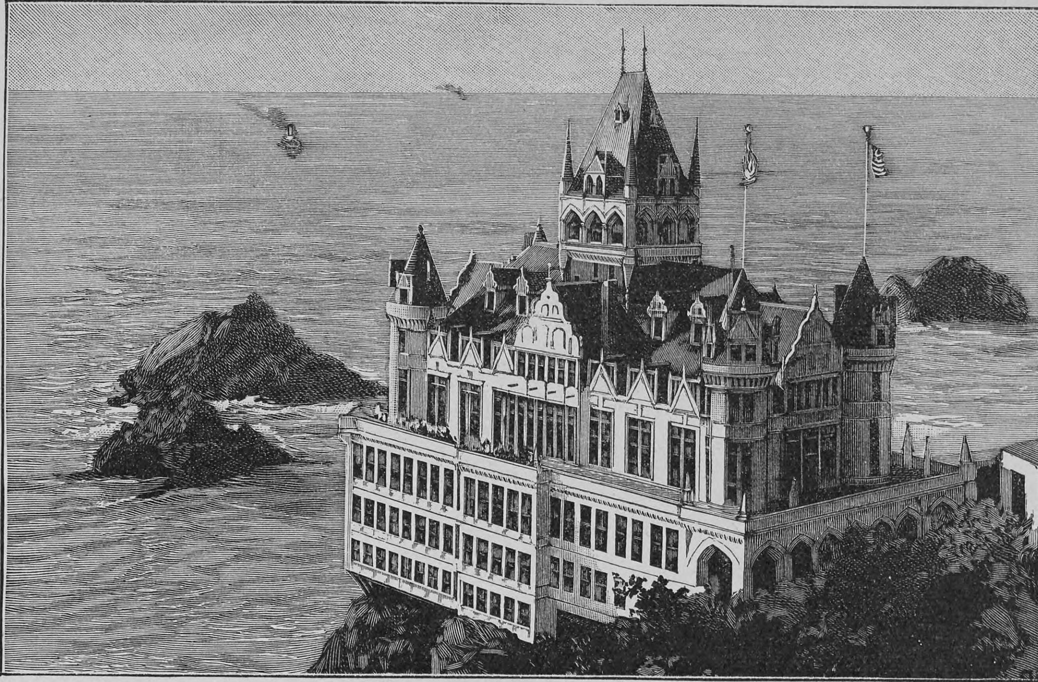


Phot. A. Jacobs, Hamburg

Deutsche Matrosen in Ostafrika mit einem jungen Löwen



— Vor kurzem hat Wilhelm Steinhausen, der treffliche Frankfurter Meister, von dessen Schaffen auch unsre Zeitschrift in den letzten Jahren ihren Lesern öfters schöne Proben vorführen konnte, das sechste Lebensjahrzehnt vollendet. Das gab den Freunden des Künstlers Anlaß zu einer prächtigen Huldigung, die lange über den Festtag hinaus davon Zeugnis ablegen wird, mit welcher Verehrung seine Gemeinde an ihm hängt, wie sie seine Persönlichkeit und seine Stellung in der Kunstgeschichte seiner Zeit auffaßt. Sie haben ein „Gedenkbuch zu Wilhelm Steinhausens sechzigstem Geburtstag am 2. Februar 1906“ herausgegeben (Verlag von Carl Hirsch in Konstanz), einen stattlichen, von H. Vogeler mit Buchschmuck versehenen Quartband, der Beiträge von etwa fünfzig Verehrern und Schülern des Meisters enthält. Beiträge der verschiedensten Art: ästhetische Würdigungen der Gesamtpersönlichkeit Steinhausens (z. B. Heinr. Weizsäcker) und einzelner, besonders markanter Züge seiner Künstlerphysiognomie (Karl Neumann u. a.); Betrachtungen über religiöse Kunst im allgemeinen (z. B. von Wilhelm Hadorn) und speziell über Steinhausens Schaffen im Dienste und Geiste religiöser Kunst (Martin Kähler); Analysen einiger seiner Hauptwerke und persönlich-biographische Erinnerungen (Hans Meyer, David Koch u. a.); neben der Prosa dichterische Gaben, z. B. von E. von Bodman, L. Finckh, Martin Greif, Hermann Hesse, K. E. Knodt; Kompositionen zweier Lieder, deren Text von Steinhausen selbst stammt; endlich eine stattliche Reihe schöner Reproduktionen nach Kunstwerken, die dem Meister zum Fest gewidmet wurden oder zu seiner Art in besonders enger Beziehung stehen; da finden wir neben Hans Thoma und E. von Gebhardt auch F. von Uhde und Eugen Burnand, neben Vogeler die andern Worpsweder: Mackensen und Hans am Ende; mehrere der Künstler, eben Fritz Mackensen, dann Steinhausens Jugendfreund, der Berliner Radierer Hans Meyer, und Gottardo Segantini, der Sohn des Malerrhapsoden des Engadin, sind zugleich im illustrativen und im textlichen Teil durch Beiträge vertreten. Aus diesem textlichen Teil sei hier nur noch das „Selbstporträt des Meisters und seiner Kunst“, das Karl Röhrig durch Zusammenstellung von Aeußerungen Steinhausens selbst gibt, hervorgehoben. Es zeugt von dem edeln, reinen Sinn, von der hohen Kunstauffassung und abgeklärten Weltanschauung des Jubilars, den auf seinem ferneren Lebensweg neben andern guten Genien auch der freundliche Gedanke begleiten darf, daß die Freunde, die ihm dies Gedenkbuch weihten, die Repräsentanten und Wortführer einer weit größeren, ihm herzlich zugetanen Gemeinde sind.



Zum Erdbeben in Kalifornien: Das ins Meer gesunkene „Cliff-House“ mit den Seelöwenfelsen bei San Francisco

Im Dorfe der Vegetarier

Selten findet sich die majestätische Erhabenheit gewaltiger Gebirgsmassen, die liebliche Schönheit weiter Tal- und Seelandschaft mit den anmutigen Reizen des Südens so glücklich vereinigt wie am oberen Teile des Lago Maggiore. Auf schweizerischem Gebiet über Brissago, gegenüber den graziösen „Kanincheninseln", am Fuße steiniger Hügel, liegt Ascona. Auf dem Gipfel eines dieser Hügel lebt, von der übrigen Menschheit abgeschieden, in geräumigen eleganten Holzbauten eine kuriose Gesellschaft von Vegetariern. Männer und Frauen, aus allen Teilen der Welt kommend und den verschiedensten Religionen angehörend, des mondänen Lebens müde und vielleicht von allzu reichlichem Genusse eben dieses Lebens geschwächt, suchen hier geistige und körperliche Ruhe oder die verlorene Gesundheit in einer wirklich primitiven Lebensweise.



Copyright by Dannenberg & Co., Berlin

Das Vegetarierdorf am Lago Maggiore: das Zentralhaus und die kleinen Wohnhäuser

Ich kletterte von Ascona aus zur Wohnstätte dieser seltsamen Erdenbürger empor, von der lebhaften Neugierde getrieben, ihre persönliche Bekanntschaft zu machen, um in ihre Geheimnisse und Lebensweise einzudringen. Ueber eine halbe Stunde wanderte ich auf einem engen Pfade, der sich zwischen den Felsen durchzwängt, ohne einer Seele zu begegnen. Ich wurde schon etwas müde von der Anstrengung der Kletterei, da drangen plötzlich die letzten Töne eines bekannten Walzers an mein Ohr. Eilig machte ich noch einige Schritte, um mich umzusehen, woher diese Töne kamen, die mich inmitten der herrlichen Wildnis in Erstaunen setzten: ich erreichte den Gipfel des Hügels und befand mich vor einer Gruppe alter Bäume, die ihren Schatten auf ein Tor warfen, worüber in großen Lettern geschrieben stand: „Sanatorium Monte Verità" (Berg der Wahrheit). Ich trat ein und erblickte einen großen gutgepflegten Garten,

in dem eine Anzahl größerer und kleinerer Häuschen im Villenstil lagen. Ich näherte mich dem mir am nächstliegenden, aus dem ich die Klaviertöne zu vernehmen geglaubt. Kein Zeichen von Leben, feierliche Stille umgab mich. Ich wollte schon auf eines der andern Häuschen zugehen, als ich mich bei einer Wegbiegung einer menschlichen Gestalt gegenübersah: das Haupthaar in langen Locken auf die Schultern herabfallend, den Bart unbeschnitten lang wie das Haar, der Oberkörper in einem sackähnlichen Rocke steckend, ohne Kragen, einen Teil des Halses freilassend, die kurzen Hosen und die unbekleideten Füße, die in Sandalen steckten — beinahe eine biblische Erscheinung. Ich wurde in reinem Französisch angeredet, was mein Begehr sei, stand Rede und Antwort und vernahm hierauf, daß ich mich vor dem Oberhaupte der Ansiedlung, Herrn Henry Oedenkoven, befinde.

Die Gesellschaft des Monte Verità hat die gesellschaftliche Gruppierung der Vegetarier sowohl hier als auch später in andern Ländern zum Zwecke. Davon überzeugt, daß die heute übliche Weise der Ernährung, der Wohnung und Kleidung mit deren Folgen die Hauptursache der körperlichen und moralischen Entartung sowie der gesellschaftlichen Uebelstände sei, trachten die Vegetarier, innerhalb ihrer Ansiedlungen soziale Einrichtungen auf vegetarischer Grundlage zu schaffen, die ihnen ermöglichen, mit den Naturgesetzen in besserem Einklang zu bleiben. Sie trachten den Beweis zu liefern, daß Vegetarianismus die Gesundheit und das allgemeine Wohlsein erhöht, daß er in jeder Hinsicht ökonomischer ist als gemischte Nahrung, daß er die freiere Entfaltung harmonischen Lebens, die Entwicklung des Individuums


Copyright by Dannenberg & Co., Berlin

Bei den Vegetariern am Lago Maggiore: Musikunterhaltung in der Halle

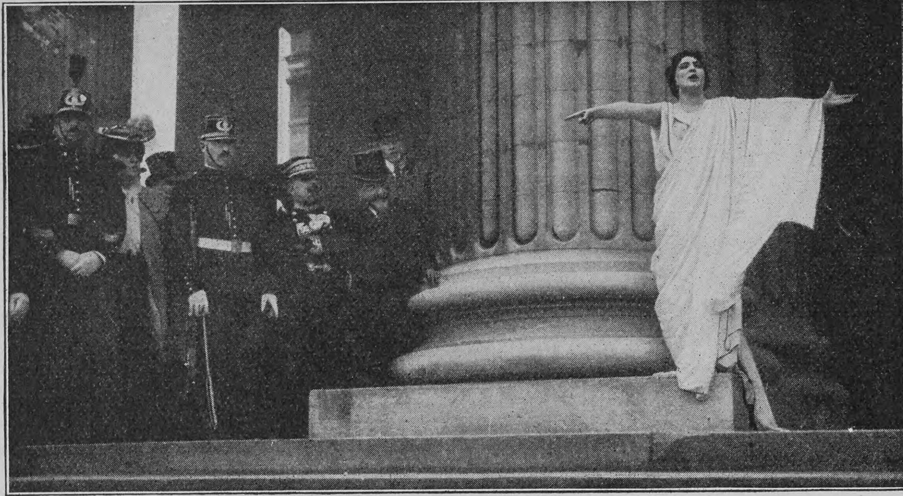
fördert, daß er schließlich eine Lebensweise bietet, die Luxus und alle Ausartungen und Laster der großen modernen Kulturzentren sowie ländlicher Gemeinden ausschließt, dafür aber jeden Fortschritt der Wissenschaft sowie Kunstgenüsse zuläßt; durch die vegetarische Lebensweise schwinden allgemach lästige und kleinliche Konventionen — an Stelle neidischen Wettbewerbes tritt brüderliche Mitarbeiterschaft, an Stelle gezwungener Arbeit tritt freiwillige Beschäftigung, engherzige Autorität oder Willkür weichen kluger Verständigung und der Freiheit, Schmeichelei, Scheinheiligkeit und Lüge weichen der Wahrheit, und über Eifersucht, Neid und Eitelkeit triumphiert die Liebe.

Die Gesellschaft besteht aus ständigen, aktiven und passiven Mitgliedern. Die ständigen Mitglieder zahlen ein Eintrittsgeld von 3000 Franken und genießen das Anrecht auf ein Grundstück, dessen Ausdehnung im Verhältnis zu ihrer persönlichen Bestellfähigkeit steht, weiter auf ein Wohnhaus. Sie haben die Wohnung instand zu halten und die nötigen Reparaturen daran vorzunehmen. Aktive und passive Mitglieder sind Personen, die sich für die Erfahrungen und Entwicklung der Gesellschaft interessieren und sie unterstützen.

Das geistige Leben auf Monte Verità ist sehr rege. Es wird durch Vorträge oder Gespräche über die verschiedenen Gebiete gepflegt. Kunst und Wissenschaft, echte Kultur und Scheinkultur, der Zusammenhang von naturtreuem Leben und wahrem Kulturleben, harmonische Tätigkeit, Weltanschauung, kurz alles, was intelligente Menschen anregt, kommt zur Abhandlung. Gute Musik wird fleißig gepflegt. Der Wahlspruch der Leute ist: Wahrheit in jeder Hinsicht soll erster Lebensgrundsatz sein.

Die Enthüllung der Rodinschen Statue „Der Denker“ in Paris

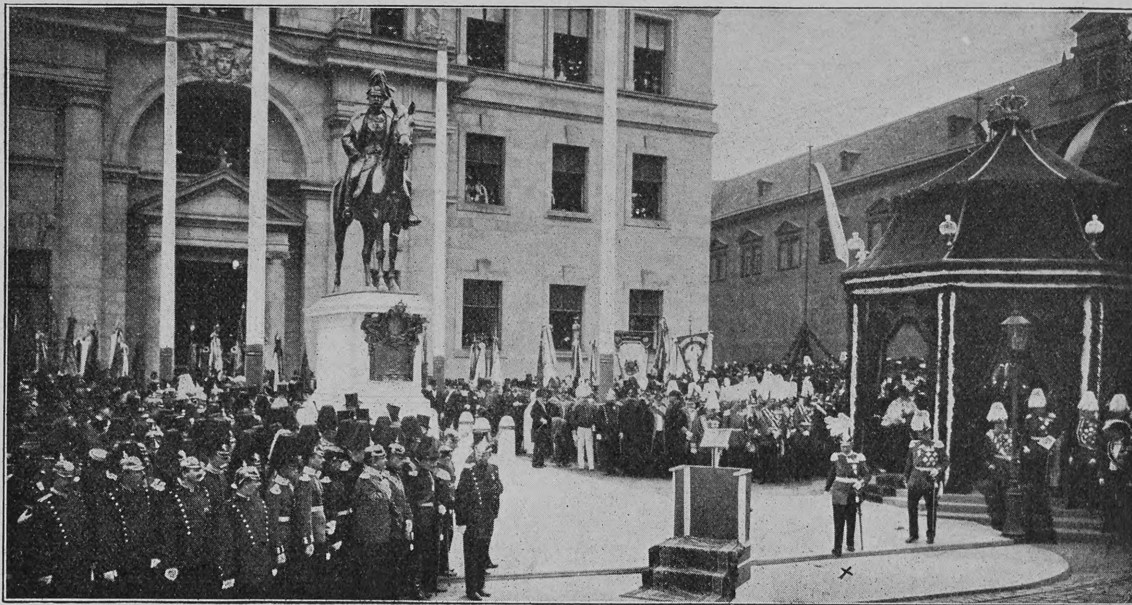
Vor kurzem wurde vor der klassischen Säulenhalle des Pantheon das letzte größere Werk des genialsten französischen Bildhauers der Gegenwart, die Statue „Der Denker“ von Rodin, feierlich enthüllt. Paris ist damit um ein ganz hervorragendes Werk der plastischen Kunst reicher geworden, und es gereicht den leitenden Persönlichkeiten in Staat und Stadt zur hohen Ehre und stellt ihrem Kunstverständnis das beste Zeugnis aus, daß sie sich entschlossen, der Rodinschen Statue diesen Ehrenplatz zu geben. Die Kritik hat bekanntlich auch an dieser Rodinschen Arbeit mancherlei auszusetzen gehabt: man tadelte wie so häufig bei ihm die mangelnde Ausführung im Detail und verwunderte sich über den athletischen Bau und die gewaltigen Muskeln eines Mannes, dessen geistige Arbeit doch vor allem im Kunstwerk sichtbar gemacht werden sollte. Trotzdem wurde wohl allgemein anerkannt, daß selten oder vielleicht niemals die Intensität des Denkens, die Konzentration geistiger Kraft zugleich mit einer leichten Beimischung von Resignation in der bildenden Kunst so vollendet zum Ausdruck gebracht worden sei. — Vielleicht in nichts sind die beiden Städte Paris und Berlin mehr verschieden als in ihrer plastischen Ausschmückung. Man braucht nur einmal durch den Garten der Tuilerien und durch die Berliner Siegesallee zu wandern, um sich über diesen Unterschied völlig klar zu werden. Ebenso verschieden ist aber auch die Art und Weise, wie man in beiden Städten Denkmäler enthüllt. Dafür war die kurze Feier vor dem Pantheon wieder ein schlagender Beweis. In Berlin militärischer Pomp, Draperien und Girlanden, Parademarsch und Ordensverleihungen — in Paris steht das Kunstwerk selbst mehr im Mittelpunkt der ganzen Zeremonie. Vor dem Pantheon, dessen herrliche Säulenhalle der schönste Schmuck selbst war, versammelten sich der Künstler, die Vertreter der Behörden. Ein Kunstkritiker hielt eine Rede über das Werk, dann sprach die bekannte Tragödin Madame Segond-Weber ein paar für diesen Zweck eingerichtete Verse von Viktor Hugo, und die Menge konnte sich an dem neuesten Schmuck der schönen Seinestadt erfreuen. Bei all den Feierlichkeiten der dritten Republik empfindet der Besucher, der aus monarchischen Ländern kommt, zunächst etwas wie republikanische Formlosigkeit, allmählich wird er sich aber wohl darüber klar werden, wo eigentlich die tiefere Kultur zu suchen ist.



Die berühmte Tragödin Mme. Segond-Weber deklamiert bei der Enthüllung der Rodinschen Statue „Der Denker“ vor dem Pantheon in Paris

Die Enthüllung des König-Albert-Denkmals in Dresden

In Dresden ist das von Professor Baumbach geschaffene Reiterdenkmal des Königs Albert von Sachsen am 23. April, dem Geburtstage des verewigten Monarchen, in Anwesenheit des Königs Friedrich August, der Königin-Witwe Carola, der Prinzessin Mathilde und der Prinzen Johann Georg und Max feierlich enthüllt worden. Der Feier wohnten die Mitglieder des diplomatischen Korps, die Staatsminister und die Spitzen der königlichen und städtischen Behörden, die Generalität und eine Abordnung des Linienschiffes „Wettin“ bei. Oberbürgermeister Beutler hielt die Festrede; er feierte König Albert als den großen Soldaten und Organisator, der als kommandierender General des 12. (sächsischen) Armeekorps berufen gewesen sei, die Söhne seines Volkes in dem Entscheidungskampfe um die Ehre und Macht und die Einheit des deutschen Vaterlandes zu führen. In dem gewaltigen Völkerringen und in den Schlachten von St. Privat, Beaumont, Sedan und vor Paris sei aus dem General der große Heerführer herausgewachsen, von dem ein Moltke gesagt habe, daß er nie einen Fehler gemacht. — Der Redner hob hervor, daß kein andres Land eine solche Entwicklung in der kurzen Zeit eines Menschenalters erlebt habe wie Sachsen unter König Alberts Regierung, daß die von ihm gelegten Keime der Entwicklung Sachsens im innersten Wesen gesund seien, und daß die Grundlagen im wirtschaftlichen Leben des sächsischen Volkes nicht durch die Ungunst einiger Jahre verändert werden können. „Wer wie er,“ so schloß der Redner, „in so großer weltgeschichtlicher Zeit selbsttätig mitgewirkt hat, den konnten die Sorgen und Mühen der Gegenwart nicht beugen und irremachen an dem, was er mitgeschaffen hatte, dem konnten auch die Wechselfälle der Zeit den Glauben an seines und des deutschen Volkes Zukunft nicht rauben.“ Das über fünf Meter hohe Denkmal hat, der eignen Bestimmung des Dargestellten entsprechend, seinen Platz auf dem Schloßplatz vor dem Ständehause gefunden.


Phot. Oskar Rothe, Dresden — König Friedrich August
Enthüllung des König-Albert-Denkmals in Dresden

Zum fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Allgemeinen Deutschen Schulvereins

Die Schlagworte vom größeren Deutschland und von deutscher Weltmachtstellung sind heute in aller Mund. Immer noch aber herrscht in den wenigsten Köpfen eine bestimmte Vorstellung davon, worin dieses größere Deutschland besteht und was die eigentliche Grundlage deutscher Geltung in der Welt ist. Deutsche sitzen in allen Weltteilen und allen Ländern unter den denkbar verschiedensten Lebensbedingungen. Sie sitzen in Oesterreich in großen deutschen Stammländern dem reichsdeutschen Land und Volk angeschlossen. Sie sitzen in Ungarn in großen, vom Gesamtdeutschtum äußerlich abgelösten, in sich aber geschlossenen deutschen Gebieten. Sie stellen Millionen zur städtischen und ländlichen Bevölkerung der Vereinigten Staaten, in Südbrasilien sitzen Hunderttausende beieinander in bäuerlichen Siedelungen. Deutsche Siedelung bildet eine dünne, lückenhafte und doch sehr wichtige Schicht über das chilenische Land hin, und in den Hauptstädten Japans, namentlich in Tokio, wohnen nur ein paar Dutzend Deutsche, die aber dennoch von der allergrößten Bedeutung für uns sind. Wo ist in dieser Vielheit die Einheit, was hält diese unter hundert verschiedenen Klimaten, Lebensverhältnissen und fremden Nationen lebenden deutschen Volksteile zusammen? Was bindet sie an das größere Deutschland? Wann hören sie auf, ihm anzugehören? Es gibt dafür nur ein Kriterium, allerdings ein absolut sicheres: die deutsche Sprache. Wer Deutsch spricht, ist ein Glied des größeren Deutschland und ein Träger, ein Pionier deutscher Weltgeltung, ob er ein Industrieller in den Städten der Vereinigten Staaten ist, ein Lehrer an fremden Schulen oder ein einsamer bäuerlicher Siedler in Chile oder Australien.

Verloren ist seinem Volke ein Deutscher, wenn er anfängt, fremdem Wort den Vorzug vor deutschem zu geben, ob das in New York oder Kairo zugunsten des Englischen geschieht, in Prag zugunsten des Tschechischen oder im Bauerndorf des südungarischen Banates zugunsten des Magyarischen. Wohin der Klang eines deutschen Wortes noch nicht gedrungen ist, dort ist die Grenze deutscher Geltung in der Welt. Wo deutsches Wort verstummt, dort erlischt deutsche Geltung.

Die Erkenntnis dieses unmittelbaren Zusammenhanges, ja dieser Gleichbedeutung zwischen der Geltung deutscher Sprache und deutscher Macht hat ihren vornehmsten und folgerichtigsten Ausdruck gefunden in der nationalen Kulturarbeit unsers Allgemeinen Deutschen Schulvereins zur Erhaltung des Deutschtums im Ausland. Hier wird so recht deutsche Sprache, deutsche Kultur als der eigentliche Wurzelboden deutscher Macht erkannt und gepflegt. In der Tat stände eine deutsche Weltpolitik ohne diese Grundlage in der Luft. Genau läßt der Geltungsbereich politischen deutschen Einflusses und der Wirkungsbereich deutschen Wirtschaftslebens, deutschen Handels sich messen an der Geltung und der Verbreitung der deutschen Sprache. Daß zum Beispiel die wenigen Deutschen in Japan dort dem deutschen Namen zu so außerordentlichem Ansehen verholfen haben, liegt nur daran, daß sie eben in außerordentlichem Grade Träger deutscher Bildung sind. Sie wirken für das Deutschtum in derselben Weise wie der deutsche bäuerliche Siedler, nur in einem höheren Grade. Das über die ganze Welt hin webende deutsche Leben ist auf die Dauer nicht zu erhalten ohne einen festen Unterbau. Diesen bietet das deutsche Auslandschulwesen, das zu erhalten und zu stärken der Allgemeine Deutsche Schulverein seit fünfundzwanzig Jahren rastlos arbeitet. Schon auf dem Germanistentage 1846 hat man der deutschen Auswanderer nach Amerika gedacht, „wie sie schon zehn Jahre lang in ununterbrochenen Zügen überfahren," und sich gesorgt, wie man ihnen Muttersprache und Zusammenhang mit dem Vaterlande erhalten könnte. Schon damals glaubte man, das Ziel nur durch Gründung eines Vereins erreichen zu können. Aber erst 1881 ist dieser Verein in unserm Allgemeinen Deutschen Schulverein gegründet worden. Dessen Aufgabe ist heute nicht etwa gelöst, sondern gewachsen. Wenn der Verein darum jetzt die Feier seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens rüstet, so soll das so sehr nicht eine Feier befriedigten Rückblickes werden, als ein Fest neuer Sammlung und Stärkung und beherzten Ausblickes auf die heranwachsenden Aufgaben der Zukunft. An das Pflichtgefühl jedes Deutschen darf der Schulverein aus diesem Grunde sich mit eindringlicher Mahnung wenden: Wir alle nehmen teil an den Segnungen deutscher Kultur und auf ihr zuerst und zuletzt beruhender deutscher Weltmachtstellung; darum sollen auch wir alle unser Teil beitragen zur Erhaltung ihrer Grundlage. So ist die Sammlung für eine

Jubelspende,*) die dem Schulverein aus Anlaß seiner Jubelfeier überwiesen werden soll, nicht einem willkürlichen, sondern einem natürlichen und recht eigentlich sinnvollen Gedanken entsprungen: Wir wohnen alle mit im deutschen Hause; darum sollen wir alle es erhalten helfen. Freilich genügt dazu nicht die schöne Aufwallung einer Feststunde. Ständige Mitarbeit und Opfer eines jeden nach seinen, wenn auch noch so bescheidenen Kräften ist das, was der Schulverein, was die Sicherheit unsers nationalen Kulturbesitzes und mit ihm unsrer wirtschaftlichen und politischen Stellung in der Welt verlangt. Daß das Bewußtsein hiervon mehr und mehr wach werde und dann vor allem seinen praktischen Ausdruck finde, das ist es, was wir von der Jubelfeier unsers Schulvereins vor allem hoffen.

*) Beiträge nimmt entgegen der Schatzmeister des Schulvereins, Bankherr Henry Sauvage, Berlin W., Taubenstraße 15; Beitrittserklärungen von Orten, wo keine Ortsgruppe besteht, die Kanzlei des Allgemeinen Deutschen Schulvereins, Berlin W., Landgrafenstraße 7.

Deutsche Kunstausstellung in Köln 1906

Die Ausstellung wird veranstaltet vom Verbande der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein und dem Kölner Verein zur Förderung der Ausstellung. Sie ist errichtet in den Parkanlagen der Aktiengesellschaft „Flora“, die mit dem genannten Verein eine Interessengemeinschaft zur Förderung der Ausstellung geschlossen hat. Ein Zehnerausschuß führt die Geschäfte dieser Interessengemeinschaft. Der Etat der Ausstellung beläuft sich auf mehr als eine halbe Million Mark, wovon mehr als 200 000 Mark für die Ausstellungsgebäude und deren innere Ausstattung vorgesehen sind. Dank dem Entgegenkommen der Reichsrayonkommission war es möglich, die zum größten Teil massiven Gebäude in den alten Parkanlagen der Flora zu errichten, und die Gunst der Witterung förderte den Bau. Das Hauptgebäude ist nach den mit dem ersten Preis ausgezeichneten Plänen von Professor Billing in Karlsruhe errichtet. Um einen in der Mittelachse des Gebäudes gelegenen Repräsentationssaal gruppieren sich die 23 Ausstellungssäle, welche die Ausstellung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein sowie die Empireausstellung und die Kölner Porträtausstellung aufnehmen sollen. Hinter dem Hauptgebäude liegt ein Innenhof, der dasselbe mit einem weiteren für die Sammelausstellungen bestimmten und nach den Plänen Bernhard Pankoks errichteten Gebäude verbindet. Die Ausstellung des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein, der bekanntlich das Gebiet Rheinland, Westfalen, Provinz und Großherzogtum Hessen, Baden, Württemberg und Elsaß-Lothringen umfaßt, ist die erste große Ausstellung, die der Verband ins Leben gerufen hat. Sie steht unter dem Protektorat Seiner Königlichen Hoheit Ernst Ludwig Großherzogs von Hessen und bei Rhein. Der Kaiser hat genehmigt, daß der Direktor der Kunstakademie Karlsruhe, Professor Trübner, für die Ausstellung in Köln sein Reiterporträt im Auftrag des Verbandes der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein malt. Von demselben Maler werden Porträts des Königs von Württemberg und des Großherzogs von Baden zum ersten Male ausgestellt werden; auch wird das in kunstliebenden Kreisen schon bekannte Porträt des Großherzogs von Hessen, des Protektors der Ausstellung, nicht fehlen, das von der Hand desselben Künstlers gemalt ist. Ueber die Zulassung der ausgestellten Kunstwerke entscheidet eine aus den angesehensten Künstlern Westdeutschlands zusammengesetzte Zentraljury von fünfzehn Personen. Für die Empireausstellung hat der König von Württemberg die Herleihung der hierzu erbetenen Kunstgegenstände, Möbel und Bilder aus seinem Privatbesitz genehmigt, dazu kommen Kunstgegenstände derselben Art aus verschiedenen, Kunstfreunden sonst kaum zugänglichen Schlössern, so daß sich diese historische Abteilung der Ausstellung, welche die hervorragendsten Schätze höfischer Kunst aus der Empirezeit vereinigt, zu einer ganz besonders interessanten gestaltet; sie befindet sich in mehreren Räumen des Hauptausstellungsgebäudes.

Silbenrätsel

Eins Zwei ist von hartem Stein,
Drei Vier ist zart und fein,
Das Ganze, verschmäht, sitzt allein. L. W.

Homonym

Von vielerlei Dingen wirft man fort
Als unnütz achtlos das Rätselwort.
Der Feinschmecker auch, der Austern ißt,
Gar keinen Wert dem Wort beimißt.

Dann aber, ist es auch zart und klein,
Von künftigem Leben den Keim schließt's ein.
Aus Gold und Silber auch wird's gemacht
Und steht im Zimmer mit funkelnder Pracht.
F. M.-S.

Palindrom

Vorwärts in Italiens Gauen
Ist es als alte Stadt zu schauen:
Oestreicher und Franzosen waren
Dort im Kampfe vor hundert Jahren.

Rückwärts aber es viele Heiden
Mit ihrer Hand sich selbst bereiten,
Um dann davor hinzutreten
Und als Gottheit es anzubeten. F. M.-S.



„Seit dem letzten Karneval kann ich keine Nacht mehr ordentlich schlafen." — „Du hast dich wohl in jemand verliebt?" — „Das nicht, aber das Bett versetzt!"

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 741:

Der magischen Ecke:

s t r o m b o l i
t r a p e z u n t
r a u e n t h a l
o p e r a t i o n
m e n a n d r o s
b z t t d
o u h i r
l n a o o
i t l n s

Des Wechselrätsels: Spule, Puls.

Des Rätsels: Zange, Ganze.

Richtige Lösungen sandten ein: E. Betziger in Mülhausen i. E. (3); Frl. Margarete Meyer in Wachendorf bei Syke (4); Frau Minna Stone in Hamburg (5); Maus und Muki in Hamburg (3); Gustav Franck in Darmstadt (5); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (4); Gretel in München (3); Clara M. in Bielefeld (5); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (3); „Inséparables" aus Metz (3); Arthur L. in Bozen (5); „Huckebein" in Eisenach (4); Frau Leopoldine Lippert in Wien (2); „Sonnenblume" in Heilbronn (5); Frau Annie Pelzer in Stettin (3); „Erzschlaukopf" in Passau (4); Ignaz in Ansbach (4); „Archibald Nußknacker" in Wien (2); Mohamed Emin in Dresden (2); „Quatre peupliers" in Salzburg; Frau Margarete Brosig in Stuttgart (6); Joh. P. Stoppel in Hamburg (4); Julius Polatschek in Wien (4); „Prinzeßchen" in Weimar (4); „Marschall Vorwärts" in Heiligenstadt (5).

Briefmappe

Wieland in N. So leicht, wie Sie meinen, sind die in jüngster Zeit häufig aufgetretenen Meldungen von neuen mit der sogenannten **Wünschelrute** erzielten Erfolgen doch nicht abzutun. Dem seit fast vier Jahren als „Quellenfinder“ bekannten Landrat a. D. von Bülow-Bothkamp, dem es in zahlreichen Fällen gelungen sein soll, mit Hilfe der „Wünschelrute“ — einer frischen Zweiggabel oder auch einer Gabel aus Stahldraht — unterirdische Wasserläufe in Gegenden zu finden, in denen vorher vergeblich nach Wasser gebohrt worden war, ist, nachdem sich die Geologen, Physiker und Techniker lange Zeit völlig ablehnend oder skeptisch gegen seine angeblichen Erfolge verhalten hatten, vor einem halben Jahre ein sehr gewichtiger Eideshelfer in dem Geheimen Admiralitätsrat und Marinehafenbaudirektor in Kiel, G. Franzius, erstanden, der im Zentralblatt der Bauverwaltung bekannt hat, durch die in seiner Gegenwart von Herrn von Bülow-Bothkamp in Kiel erzielten Erfolge bekehrt worden zu sein, und seine Fachgenossen auffordert, durch eigne Versuche der Wissenschaft die Grundlagen zur Erklärung des Rätsels zu liefern. Einem andern Quellenfinder, dem Landrat von Uslar, sind seine Erfolge durch Zeugnisse vieler Provinzialbehörden und vom Ministerium der öffentlichen Arbeiten bestätigt worden, und Herr von Uslar ist daraufhin sogar im Auftrage des Kaisers nach Südwestafrika entsandt worden, um dort mit Hilfe der „Wünschelrute“ Wasserquellen ausfindig zu machen. Von wissenschaftlicher Seite wird freilich bis jetzt noch die Beweiskraft aller bisher angestellten Experimente geleugnet; so hat kürzlich der ordentliche Professor der Physik an der Kieler Universität, Dr. L. **Weber**, in seiner Schrift „**Die Wünschelrute**“ (Kiel, Lipsius & Tischer, Preis ℳ 1.—) die Theorie der Quellenfinder mit Entschiedenheit bekämpft. Die kleine Schrift enthält ein reiches, zum Teil aktenmäßiges Material zur Beurteilung der Frage und bringt in einem Anhang auch den Bericht des Geheimrats Franzius. Uebrigens soll es Herrn von Bülow-Bothkamp und andern gelungen sein, auch Gold mit Hilfe der „Wünschelrute“ aufzufinden. Angesichts des bestimmten Zeugnisses zahlreicher angesehener und vertrauenswürdiger Persönlichkeiten muß man auf jeden Fall weitere genaue Untersuchungen abwarten, ehe man die Erfolge der Quellenfinder ins Reich der Fabel verweist.

„**Bierfisch, homo sapiens.**“ Sie senden uns in bezug auf eine in Nr. 23 unsrer Zeitschrift erschienene Briefkastennotiz über das Wort „Quod licet Jovi, non licet bovi“ eine längere Zuschrift, in der es u. a. heißt: „Das ‚geflügelte‘ Wort stammt nicht von einem römischen Klassiker, sondern findet sich in einem Scherzgedicht von Gottfr. August Burger und lautet richtig: Quod licet bovi, non licet Jovi. Das Gedicht handelt von der wunderschönen Prinzessin Europa, die von einem unvernünftigen Stier sich hat entführen lassen, und das schöne Wort gibt den Grund an, warum Gott Jupiter die Gestalt des Stieres angenommen hat. — Das Wort in der verkehrten Fassung bei Büchmann aufzuführen, wäre unehrlich und überflüssig zugleich gewesen, denn dort steht doch schon: Ja, Bauer! das ist ganz was andres.“ — Wenn Sie dann noch schreiben, daß Sie mit Ihrer Entdeckung auf die „falschen Zitateriche“ immer einen verblüffenden Eindruck gemacht hätten, so müssen Sie dabei immer auf recht naive Gemüter gestoßen sein. Bei Burger handelt es sich natürlich, wie der ganze Ton und der Zusammenhang des betreffenden Gedichts beweisen, um eine **beabsichtigte, witzige Umkehrung** des lateinischen Spruchs, dessen ursprüngliche Form Quod licet Jovi, non licet bovi schon durch die von uns mitgeteilte Stelle bei Seneca gesichert erscheint. — Aus Ihrer Aeußerung, es wäre „unehrlich und überflüssig zugleich“ gewesen, wenn Büchmann das Zitat aufgenommen hätte, können wir nur schließen, daß Sie nicht wissen, welchen Zwecken dies Sammelwerk eigentlich dient.

Ludwig F. in Lyon. Der Aufruf zur Errichtung eines **Hamerling**-Denkmals in Wien ist zwar schon Ende des vorigen Jahres ergangen, wir zweifeln aber nicht, daß Beiträge noch jetzt willkommen sind. Diese werden sowohl im Wiener Rathause beim Schriftführer des Denkmalsausschusses wie in der im Bankhause „Schelhammer & Schattera“, Wien I, Stephansplatz 11, errichteten Zahlstelle entgegengenommen.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Michael, Emil, S. J., Geschichte des deutschen Volkes. 4 Bände. ℳ 6.40. Freiburg i. B., Herdersche Verlagshandlung.
Reuters Meisterwerke. Hochdeutsch von Dr Conrad. Band 3/5: Aus meiner Stromzeit. Stuttgart, Robert Lutz
Riemann, H., Normalklavierschule für Anfänger. ℳ 3.—. Leipzig, M. Hesses Verlag.
Ruge, Arnold, Kritische Betrachtung und Darstellung des deutschen Studentenlebens. ℳ 2.40. Tübingen J. C. B Mohr.
Seidel und **Sailer**, Wiener und Münchner Gerichtssaalhumoresken. ℳ 1.— Erlangen, Palm & Enke.
Sinding, Vier alte dänische Lieder op. 39 Nr. 1/4. Ebd.
—, Gesänge auf Texte nach V. Krag Nr. 1/6. Ebd.
Singer Hans W., Allgemeines Künstler-Lexikon. Nachträge und Berichtigungen ℳ 9.—. Frankfurt a. M., Literarische Anstalt.
Sommer, Dr E., Radium und Radioaktivität. ℳ 1.20. München, Verlag der Aerztlichen Rundschau.
Strobl, K. H., Die gefährlichen Strahlen. ℳ 6.—. Berlin, F. Fontane & Co.
Tschaïkowsky, Sérénade Mélancolique op. 26 4 ms. Leipzig, Robert Forberg.
Widczisko, Karin, Tekumtha. II. Teil. ℳ 3.—. Halle a. S., C. A. Kaemmerer & Co.

Aus dem Unterrichtswesen

Die von der Gesellschaft Deutscher Naturforscher und Aerzte im Jahre 1904 in Breslau ernannte Kommission zur Neugestaltung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Schulunterrichts tagte in der Zeit vom 9. bis 11. April dieses Jahres zu Elberfeld und nahm Stellung zu folgenden Fragen: Gestaltung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts an den höheren Mädchenschulen, den sechsklassigen Realschulen und den Reformschulen. Allgemeine Gesichtspunkte für den naturwissenschaftlichen Unterricht an den Volks- und Fortbildungsschulen sowie an den Handels- und an den Fachschulen. Hygienische und sexuelle Fragen. Gestaltung des chemischen Hochschulunterrichts für Lehramtskandidaten. Während die Drucklegung der ausführlichen Referate über alle diese Punkte der im Herbst zu Stuttgart tagenden Naturforscherversammlung vorbehalten bleibt, soll ausnahmsweise der Bericht über den mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht an den höheren Mädchenschulen sobald als möglich veröffentlicht werden.

Aus Bädern und Kurorten

Bad Salzbrunn i. Schl. Eine bedeutende Erweiterung Bad Salzbrunns wird in diesem Jahre ihren Anfang nehmen. Das über 200 Morgen große Terrain zwischen Bahnhof und Bad, das in den Besitz des Herzogs von Pleß übergegangen ist, wird in Parkanlagen umgewandelt, und zwei breite Straßen mit einem großen Rundplatz sollen darin Bauplätze zum Verkauf erschließen, auf denen zeitgemäße Villen erstehen werden. — Ein Rückblick auf die verflossene Saison zeigt einen Gesamtbesuch von 13866 Personen, darunter 7613 Kurgäste. Es wurden 31469 Bäder verabreicht und 49586½ Liter Kuhmilch, 546 Liter Ziegen-, 143¾ Liter Schaf- und 385⅛ Liter Eselinmilch verbraucht. Die Kureinrichtungen wiesen eine hohe Frequenz auf, und zwar verzeichnete man im Gesellschaftsinhalatorium (System Heyer) 2750 Sitzungen, im Einzelinhalatorium 1250, im Zander-Institut (schwedische Heilgymnastik) 1365 und im pneumatischen Kabinett 2834 Sitzungen.

Bad Reinerz hat am 1. Mai die diesjährige Badesaison eröffnet. Eine vorzügliche Verbesserung ist durch das neue Lichtwerk geschaffen, das der Stadt eine gute Gasbeleuchtung und dem eine Viertelstunde entfernten Bade elektrisches Licht gebracht hat.

Aus Industrie und Gewerbe

Stipendien und Freiplätze für Kaufleute. Direktion und Dozentenkollegium der „Handelswissenschaftlichen Kurse" zu Leipzig haben beschlossen, eine Anzahl von halben Freistellen (mit ermäßigtem Honorar) einzurichten für junge Kaufleute und Angehörige verwandter Berufe, die nicht begütert, aber sonst befähigt, fleißig und tadellos in ihrem Betragen sind und denen ihre pekuniären Verhältnisse und ihre Vorbildung und so weiter nicht gestatten, zwei Jahre an einer Handelshochschule und so weiter zu studieren, die aber doch in kürzester Zeit durch ein ernstes wissenschaftliches, sofort in der Praxis verwertbares Studium ihre Konkurrenzfähigkeit auf dem kaufmännischen Arbeits- und Stellenmarkte verbessern und für die höhere kaufmännische Karriere sich vorbereiten möchten. Die Studienzeit umfaßt 1, 2, 3 beziehungsweise 4 Quartale, und wird in letzterem Falle nach bestandener Prüfung ein Abgangszeugnis erteilt unter besonderer Angabe der in den einzelnen Fächern erzielten Resultate. Bewerbungen sind sofort an den Verlag der Handels-Akademie Leipzig, Johannisplatz 5/1, zu richten. Junge Kaufleute, die augenblicklich frei oder ohne Aussicht auf bessere Stellung sind, seien hierauf besonders hingewiesen.

Mit den siebzehn stattlichen Bänden der neuen Revidierten Jubiläumsausgabe ist das Brockhaussche Konversations-Lexikon auch äußerlich eine stolze Zierde für jedes Heim. Seine Erwerbung ist nunmehr sehr leicht gemacht, da die Buchhandlung von Bial & Freund in Breslau in der Lage ist, ganz außerordentlich günstige Bezugsbedingungen zu gewähren.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Während Serrenberg lebhaft sprach, immer über die Zeichnung gebeugt, bemerkte er gar nicht, wie die beiden Zuhörerinnen unter einem gemeinsamen Eindruck die Augen hoben und sich ansahen. Ganz unwillkürlich und dann überrascht, daß sie sich den gleichen Gedanken von den Stirnen ablasen. Den gleichen Gedanken, der doch aus ganz andern Empfindungen heraus geboren war.

Denn bei Gabriele war's kaum verhohlener Spott, der ihr die Lippen krauste. Bei Hanna war's ein Gefühl der Beschämung; so stark überflutete es sie, daß sie den Kopf schnell wieder beugte, um ihr Erröten zu verbergen.

Gabriele faßte sich schnell. Sie sprach einige nichtssagende Worte — „wirklich sehr interessant, Herr Professor. Werd's Papa genau berichten — er kommt wohl auch in den nächsten Tagen zu Ihnen —" und empfahl sich. Als sie Hanna die Hand drückte, mochten sich beide nicht ansehen.

Dann waren die Gatten allein.

Der Professor rollte die Zeichnung zusammen. Seine Stirn hatte sich nun doch umwölkt, und er strich ein paarmal hastig über seinen Vollbart.

„Nun ... Hanna ...?"

Sie hatte Gabriele bis zur Tür begleitet und war dort stehen geblieben. Unschlüssig und zag, wie noch selten in ihrem jungen Leben.

Der Großvater war Fürstendiener ohne alle Nebengedanken. Ihm waren im Grunde seines Herzens all die modernen „Firlefanzereien" — konstitutionelle Monarchie, Volksvertretung, Wahlen — verhaßt; das einzig Richtige erschien ihm der absolute Monarch. „Einer muß befehlen, die andern müssen gehorchen — Punktum!" In diesen Anschauungen war Hanna aufgewachsen; etwas vom alten Preußentum war auch auf sie übergangen. Und durchaus unkritisch veranlagt, fragte sie sich jetzt, wo der erste Eindruck sich schon abgeschwächt hatte: ‚Hat dein Mann nicht recht? Wenn's der Herzog, der doch nun einmal der Protektor des Komitees ist, so will ...'

Aber es lebte doch auch noch ein andrer Gedankengang in ihr, und auch der knüpfte wieder ganz naiv an den Großvater an. Sie stellte sich ihn vor, wie er von seinem geliebten König und Herrn einen Befehl erhielt, der ihm ganz contre cœur ging. Es sollte etwa irgendein Schlag abgeholzt werden, den er zu erhalten für seine Pflicht hielt. Und da sah sie ihn vor sich, wie er grollte: „Euer Majestät halten zu Gnaden ... aber ..."



Hermann Budde, der verstorbene preußische Minister der öffentlichen Arbeiten

Nach einem Gemälde von Hugo Vogel

„Nun, Hanna!“ fragte Serrenberg zum zweiten Male. „Du sagst ja gar nichts!“

Es stritt noch immer in ihr. Sie konnte sich nicht zurechtfinden, und sie fühlte doch auch ihr Laientum. Was verstand sie denn eigentlich von diesen ernsten Kunstfragen?

So ging sie langsam wieder zum Tisch zurück, ohne aufzusehen, und meinte zögernd: „Ja, Fritz ... sei nicht böse ... ich muß doch daran denken, daß du schon früher einmal die Penthesilea mehr in den Vordergrund stellen wolltest. Du hast das dann aber gleich aus guten Gründen verworfen ... weil die Gestalt doch nie irgendwie volkstümlich geworden ist, weil Penthesilea eigentlich immer Buchdrama geblieben ist. Siehst du ... und da wundert's mich natürlich, daß du dich so schnell zu einer andern Ansicht bekehrt hast ...“

Er warf den Kopf zurück. „Es wird auch so sehr hübsch —“

„Ja — daran zweifle ich nicht. Aber ... verzeih die Frage ... wenn dir nun ein andrer als der Herzog den Vorschlag gemacht hätte?“

„Ach, du liebes Närrchen! So meinst du das! Na, wir sind ja unter uns: dann würde ich mich natürlich dreimal besonnen haben. Ist ja übrigens eitel Spiegelfechterei, Wortklauberei: der Protektor des Komitees ist's eben, der die Veränderung wünscht.“

Allmählich wuchs ihre Sicherheit. „Es ist doch aber eine rein künstlerische Frage, Fritz. Und ich meine, da könne doch nur dein eignes künstlerisches Gefühl, dein eignes künstlerisches Bewußtsein entscheiden —“

Einen Augenblick starrte er sie ganz verständnislos an. Dann lachte er laut auf. „Daß ich ein Narr wäre. Nee, Hanna! Wie denkst du dir das eigentlich? So etwa mit Männerstolz vor Fürstenthronen? ‚Königliche Hoheit halten zu Gnaden! Ich bin ein freier deutscher Künstler! Gegen meine Ueberzeugung kann ich nicht. Hier stehe ich, Gott helfe mir ...‘ und so weiter, und so weiter. Liebste Hanna, sei du froh, daß dein Mann nicht so kindlich, nicht so dumm ist. Die Penthesilea kommt vorn hin, und sie reckt den Arm, wie Seine Hoheit das gezeichnet hat — verlaß dich drauf!“

Hanna stand ganz still, mit gesenktem Kopf. Jetzt wußte sie mit einem Male, was der Großvater gesagt haben würde, wenn ihm sein geliebter König befohlen hätte, gegen sein Gewissen zu handeln. „Euer Majestät halten zu Gnaden. Euer Majestät haben zu befehlen. Der Schlag wird gefällt. Aber Euer Majestät wollen Allergnädigst verzeihen, wenn ich um meinen Abschied einkomme.“

Und nun kroch die Scham, die sie zuerst empfunden hatte, wieder in ihrer Seele empor, und mit ihr das unsäglich wehe Gefühl: wie klein ist der Mann — dein Mann, den du für so stark und so groß hieltest. Auf den du so stolz warst —

Fast körperlich schmerzte es sie. So sehr überwältigte es sie, daß sie sich mit beiden Händen auf die Tischplatte stützen mußte. Die Lippen preßte sie fest zusammen und das Kinn gegen den Kragen. Nur ihn jetzt nicht ansehen müssen —

Sie war eine schlechte Schauspielerin. Er fühlte auch ohne Worte, was in ihr vorging. ‚Zu dumm, zu ärgerlich, daß ich mich fortreißen ließ,‘ dachte er. ‚Wirklich ... sie ist noch eine rechte kleine Närrin — ein richtiges Kind. Man sollte ernste Dinge überhaupt nicht mit ihr besprechen — wenn sie alles gleich so tragisch nimmt.‘

„Uebrigens —,“ sagte er laut. „Uebrigens faßt du die ganze Sache denn doch falsch auf, liebe Hanna. Recht falsch. Wenn es sich um tiefgehende Gegensätze handelte, so würde ich selbstverständlich meine Ueberzeugung zu vertreten wissen. Und wie! Aber so liegt es doch nicht. Es handelt sich um eine Nebenfigur — ein Ornament, sozusagen, eine Arabeske im Verhältnis zu dem ganzen Werk. Da hat schließlich die eine Ansicht ihre Berechtigung und die andre auch — und meist auch noch eine dritte und eine vierte. Verstehst du, Hanna? Na ja ... und dann geht es ohne Kompromisse ja überhaupt nie ab. Nie, sag' ich dir. Jeder Hinz und Kunz von dem Denkmalkomitee hat seine Sonderwünsche und verlangt, daß denen Rechnung getragen wird. Dann kommen die Herren Preisrichter und geben ihren Senf dazu und stellen ihre Umänderungsbedingungen, manchmal bloß, damit man doch sieht, daß sie nicht umsonst zu Gericht gesessen haben. Und schließlich kommt die Ausstellung der Modelle, mit ihr die öffentliche Kritik, und die setzt manchmal auch noch dies und das durch. Nee, liebe Hanna, so wie du dir das denkst, ist es eben in der Praxis nicht. Und da will ich doch noch hundertmal lieber einem so gütigen, kunstfreundlichen Herrn, wie der Herzog es ist, den Gefallen tun als all dem Krethi und Plethi! ... Hab' ich denn nicht recht?“

‚Hat er recht?‘ dachte Hanna wieder. ‚Es klingt ja alles so schön und richtig, was er sagt.‘

„Gib mir 'n Kuß, Schatz. Brumme nicht —“

‚Könnt' ich ihm doch an den Hals fliegen! Könnt' ich's doch!‘

Sehnsüchtig hob sie den Kopf. Aber da sah sie in seinen Zügen, in seinen Augen etwas, das ihr ganz neu und fremd war, das sie erschreckte.

Ein Aufblitzen war's — ein Flackern unter den buschigen Brauen. Unruhig, unsicher, suchend und hastend. Ganz deutlich las sie's heraus: er glaubt ja selbst nicht an das alles, was er sagte; er weiß ganz genau, daß er sein Künstlergewissen betrog; und er denkt jetzt an nichts andres, als daran, möglichst schnell über diese Auseinandersetzung fortzukommen. Mit einer Liebkosung, wenn es nicht anders geht ... mit einem Almosen ...

Es schmerzte jetzt nicht nur. Es empörte sie auch. War sie denn ein Kind, das man mit einer Süßigkeit abspeist? Mit schönen Worten und einer Zuckerdüte!

Er streckte den Arm aus, wollte sie um den Gürtel fassen —

‚So hat er es neulich schon gemacht — im Atelier —‘ dachte sie. ‚Und du hast dich richtig betören lassen wie ein Kind.‘

Langsam wich sie vor ihm zurück. Sie hielt den Kopf hoch, sie sah ihn fest an. Aber auf ihren Lippen prägte sich der herbe Zug tiefer.

„Trotzkopf!“ Noch einmal versuchte er zu scherzen. „Ein ganz schiefes Mäulchen ziehst du. Ich will's schnell gerade küssen — es beleidigt mein künstlerisches Bewußtsein.“

Da schüttelte sie traurig den Kopf, glitt ihm aus dem Arm.

„Nanu!“ rief er. „Schmollen! Hanna, das laß ich mir nicht gefallen —“

Sie hörte es nicht mehr. Er sah nur noch auf die Tür, hinter der sie verschwunden war. Eine Weile sprachlos. Dann schleuderte er die Rolle auf den Tisch.

„Eine wie die andre. Keine Logik — alles Laune! Alberne törichte Laune. Zum Davonrennen wär's —“

In ihrem Schlafzimmer saß Hanna ganz still in einer Ecke, die Hände im Schoß, die Augen starr auf eine Teppicharabeske gerichtet.

Sie rang ernstlich mit sich. Nun sie allein war, war ihre Kampfeslust schnell erschöpft, sie machte sich Vorwürfe. Nicht der Sache wegen — in der hatte sie recht, das wußte sie jetzt bestimmter als vorher —, aber sie prüfte ihr Verhalten ihrem Manne gegenüber. War sie denn zu seiner Richterin berufen? Hatte er nicht solch eine künstlerische Entscheidung schließlich allein mit sich abzumachen? Er, der doch auch allein die Verantwortung trug!

Hatte sie nicht unrecht getan, ihn zurückzuweisen? Und wenn sie vorhin in seinen Augen den Wunsch gelesen: wär' sie doch nur erst fertig mit dieser langweiligen Auseinandersetzung! — war der Wunsch denn nicht auch erklärlich? Er war zuerst doch ganz geduldig gewesen — manch andrer, Großvater auch, hätte sicher ganz anders aufbegehrt.

Gut war er doch, und lieb hatte er sie. Was ging sie im Grunde seine Kunst an? Was tat's, ob sie ihn als Künstler etwas weniger groß einschätzen mußte! Und durfte sie selbst das nach solch einem Einzelfall? Es beugten sich ja so viele tief vor Thron und Krone. Viele leider gar vor dem elenden Gelde — und das war denn doch schlimmer.

Auch daran dachte sie, daß von dieser Kleist-Konkurrenz so viel für ihn abhing — nicht nur künstlerischer Ruf, auch materieller Gewinn oder Verlust. Er nahm das ja zwar scheinbar sehr leicht, er streute das Geld mit vollen Händen aus, aber dann und wann hatte er doch schon gesagt, halb im Scherz, halb im Ernst: „Nun wird's aber bald Zeit, daß wieder Sepialappen ins Haus kommen. Sonst müssen wir zu Aschinger essen gehen —“

Und dann kam noch eins hinzu: sie hatte ein Grauen vor Szenen. Der Gedanke allein, daß sie nur durch ihre schnelle Flucht aus dem Zimmer solch eine Szene vermieden hatte, quälte sie. Es war so unschön, sich zu entzweien, so unweiblich.

Zuerst hatte sie die Hände trotzig ineinander gepreßt. Allmählich lösten sie sich.

Nein — keinen Streit, keinen Zank! Um Gottes willen nicht! Wenn man sich liebt, muß man sich auch vertragen. Und das geht immer, wenn man den rechten Willen dazu hat. Es muß gehen. Ich hab' ja doch keinen Abgott geheiratet, zu dem ich immer nur bewundernd emporschauen möchte und von dem ich mich abwenden darf, wenn ich erkenne, er ist ein Mensch mit menschlichen Fehlern. Ich will doch mit ihm durchs ganze Leben gehen, als gute treue Kameradin ...

Eine halbe Stunde wohl oder länger saß sie so und wurde immer ruhiger. Der stille Frieden im Zimmer tat ihr wohl. Draußen am Fenster pickten die Großstadtspatzen an den Krumen herum, die sie ihnen jeden Morgen streute, wie sie's von Hause gewohnt war. Unwillkürlich sah sie jetzt nach den frechen Gesellen. Die stritten sich um solch ein Krümchen, als ob nicht genug Futter für sie alle dagewesen wäre — die Dummköpfe —

So fand sie ihr Mann. Auf den Fußspitzen kam er herangeschlichen, faßte sie von hinten an beiden Ohrzipfelchen, bog ihren Kopf herum und fragte: „Brummt die Gnädigste noch?“

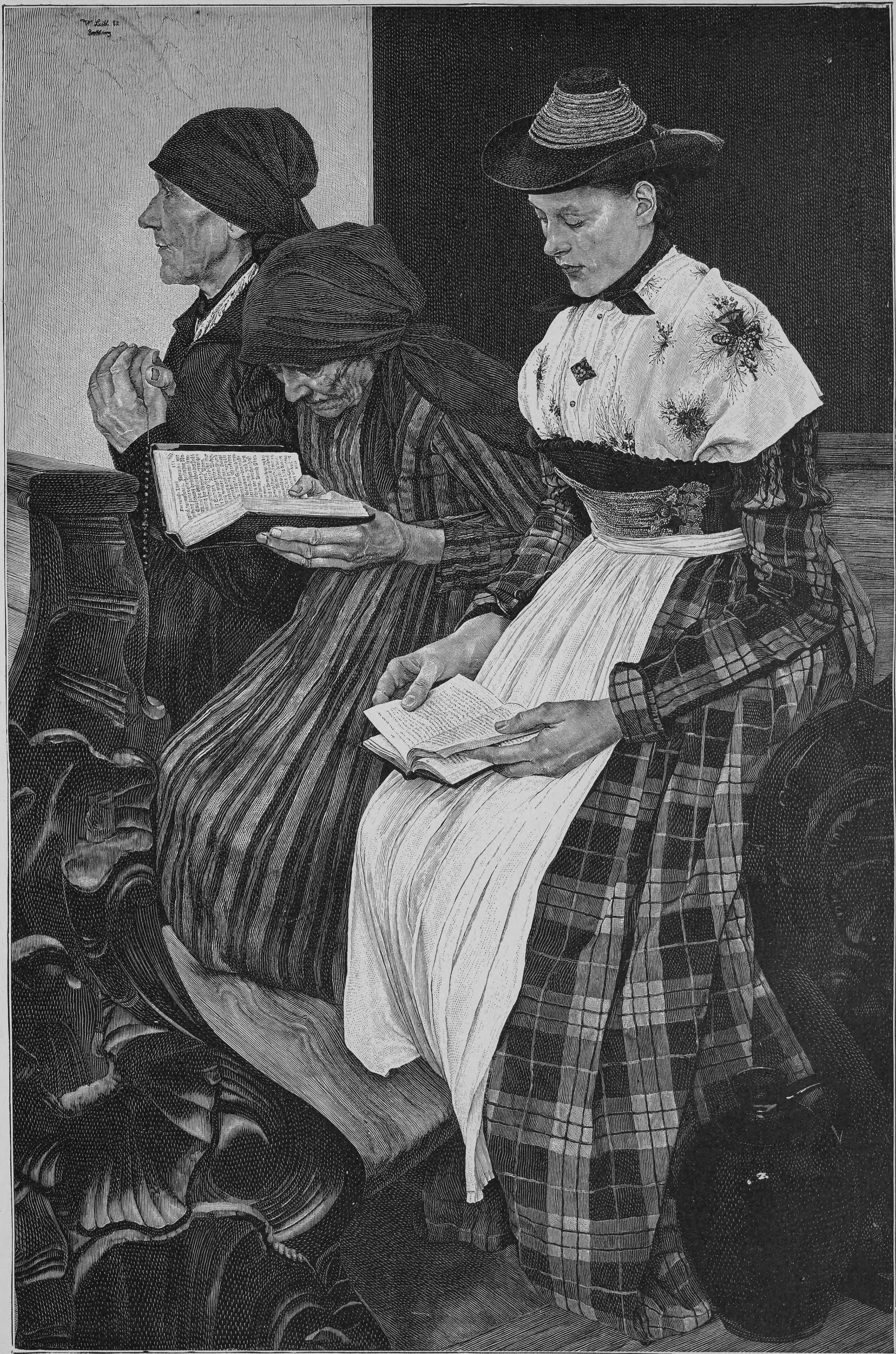
Da sah sie ihn an und lächelte. Der herbe Zug um den Mund war verschwunden. Es stand nur noch darauf geschrieben: Glücklich will ich sein —

*

Am Abend war das Diner bei der Gräfin Wiggersen.

Die Gräfin bewohnte ein winzig kleines Haus in der Wilhelmstraße — wenn Tarchow gelegentlich in ihrer Gegenwart von dem „Gräflich Wiggersenschen Palais“ sprach, lachte sie jedesmal herzlich. „Drei Fenster Front und nur zwei Stockwerke, ein Unikum in Berlin — lassen Sie mich aus mit Ihrem Palais.“ Aber Karl Gustav hatte für gewisse Nuancen wirklich ein feines Verständnis und ganz recht, wenn er auf seiner Benennung beharrte: „Die Größe macht's nicht, gnädigste Gräfin —“

So klein das Haus war und so unscheinbar die schmale Front, man hatte doch, schon wenn sich die breite Eichentür des Erdgeschosses öffnete, den Eindruck des Außergewöhnlichen. Denn der Flur nahm, abgesehen von der Portierloge, die ganze Breite des Hauses in Anspruch, und die Stiege, die nach oben führte, war in so glücklichen Abmessungen angelegt, daß sie wenigstens bis zum ersten Absatz wie eine Freitreppe wirkte. Zudem war der Vorraum ungemein wohnlich ausgestattet. Ueber den farbigen Mosaikboden waren dicke Felle gebreitet, an den in pompejanischem Rot gehaltenen Wänden hingen einige große gute Kopien alter Meister — das Concerto von Giorgione, ein Bohnenkönig von Jordaens aus der Brüsseler Galerie, ein Stilleben nach Jacopo de' Barbari; gegenüber dem Gemälde von Giorgione der berühmte Lautenspieler von Caravaggio. Von der Kassettendecke schwebte ein riesiges Lüsterweibchen herab, breite geschnitzte Truhen standen, mit losen Seidenkissen belegt, rechts und links, und hinter der Treppenwange glühte ein Kamin mit mächtigem eisernen Block



In der Kirche. Nach einem Gemälde von Wilhelm Leibl
(Aus der deutschen Jahrhundert-Ausstellung)

davor. Die Eichenstufen der Treppe deckte ein weicher dunkelroter Smyrnaläufer, vom schmiedeeisernen Geländer hing ein schöner alter Gebetteppich herab.

Der Ausgestaltung und Dekoration dieser Halle entsprachen eigentlich alle oberen Räume. Von Stileinheit und Stilreinheit hielt Gräfin Ulla augenscheinlich nicht viel. Es kam ihr gar nicht darauf an, einen gotischen Schrank an eine Wand zwischen zwei breite Gondeln von Sheraton zu stellen, und als sie einmal darauf aufmerksam gemacht wurde, zuckte sie die Achseln: „Ich kann euch nicht helfen, wenn ihr die Verwandtschaft zwischen diesen Stücken nicht heraus erkennt. Ich sehe sie —“ Ungeniert hatte sie in dem einen der zwei Vorderzimmer Empire- und Biedermeiermöbel gemischt, und im Eßzimmer prunkte zwischen der flämischen Renaissance eine große Barockkredenz.

In Wirklichkeit war doch alles, der Form und Farbe nach, harmonisch abgewogen und zusammengepaßt. Nicht auf großen Verkehr zugeschnitten, dazu waren die Räume zu klein, aber ungemein fein und ungemein behaglich. Das letzte Gepräge gaben die vielen Kunstwerke, die ohne Aufdringlichkeit in dem Zimmer zerstreut waren; auch dies keine großen Stücke, sondern meist Studien und Skizzen, Kleinplastik, schöne Bronzen, einiges herrliches Vieux Saxe, ein paar Sevresvasen, etwas Wedgwood, zwei, drei größere gute Uhren auf den Kaminen.

Wenn Karl Gustav Tarchow durch diese Räume ging, schnüffelte er stets mit angezogenen Nasenflügeln und dachte: ‚Ja ... die persönliche Note! Unglaublich, daß unsereiner das nicht 'rauskriegt.‘

Karl Gustav Tarchow war heut übrigens nicht geladen.

Es war wirklich, wie die Gräfin gesagt hatte, nur ein ganz kleiner Kreis, und Hanna außer der Hausfrau die einzige Dame. Exzellenz von Mohlband, noch immer der auffallend schöne Mann mit den langen schlohweißen Bartkoteletten, der kleinen zierlichen Gestalt, der gedämpften Sprachweise, die doch einen leichten Anflug von Kanzelton hatte; Exzellenz von Brun-Schönfeld, der Zeremonienmeister, groß, schlank, bartlos bis auf den koketten kleinen Schnurrbart, rosig von Gesichtsfarbe, blonde Perücke, wunderschöne Hände und Füße; Exzellenz de la Marieri, der portugiesische Gesandte, einem kleinen dicken Handelsmann aus der Rosenthalerstraße zum Verwechseln ähnlich mit seinem stechenden Augenpaar, seiner Hakennase, seinem kohlschwarz gefärbten Haar und seiner Beweglichkeit; Professor Lothar Sladan, der berühmte Landschafter, der die Schönheiten der vielberufenen Mark neu entdeckt hatte; der Literarhistoriker Emich Mejer, der, als Serrenbergs eintraten, seine Frau entschuldigte: „Leider in letzter Stunde ein böser Migräneanfall. Gnädigste Gräfin müssen entschuldigen —“

Serrenberg, der schon wieder in rosigster Laune war, hatte gerade noch Zeit, Hanna zuzuraunen: „Das hab' ich schon ein Dutzend Mal gehört. In Wirklichkeit hat sie große Wäsche oder die Köchin hat gekündigt, und sie muß den Kindern die Abendsuppe selber kochen.“

Das Diner wurde sehr schnell, in kaum einer Stunde serviert. Hanna saß zwischen dem Zeremonienmeister und dem Portugiesen. Beide waren außerordentlich liebenswürdig — aber zum erstenmal, seit sie verheiratet war, kam sie in eine gesellschaftliche Verlegenheit. Die Herren sprachen nämlich Französisch und in einem so rasenden Tempo, daß ihre an sich schwachen Kenntnisse vollständig versagten. Es hatte an sich gar nichts auf sich, denn kaum bemerkten ihre Tischnachbarn das Manko, so gingen sie zum Deutsch über, und Exzellenz Marieri entschuldigte sich noch dazu, daß er — trotzdem er schon acht Jahre in Berlin sei — „die swer Sprak von dem Land, wo ich akkreditiert, so unvollkommen beherrsch'.“ Aber Hanna war es nicht entgangen, daß ihr Mann, der ihr gegenüber neben Herrn von Mohlband saß, empfindlich zusammenzuckte. Sie vergaß es freilich wieder, denn sie unterhielt sich vortrefflich, zumal sich der Zeremonienmeister als ein gewaltiger Nimrod vor dem Herrn entpuppte, der ihr allerlei von der letzten Geweihausstellung erzählte und sich seinerseits köstlich darüber zu amüsieren schien, daß sie mit den Geheimnissen der Gehörnbildung gleich einem hirschgerechten Weidmann vertraut war.

Gräfin Ulla war von Exzellenz von Mohlband geführt worden, auf ihrer andern Seite saß der Landschafter Sladan. Hanna hörte wohl, wie sie sich mit dem blonden hageren Hünen, der fast gar nichts aß und nur Sauerbrunnen trank, erst über Raffaelli-Stifte und dann über die Vorzüge der Alkoholabstinenz — letzteres etwas spöttisch — unterhielt; aber Hanna bemerkte auch, wie sie dabei doch unausgesetzt dem Gespräch folgte, das sich zwischen Mohlband und ihrem Manne entsponnen hatte.

Die junge Frau selbst verstand nur einzelne Sätze, aber es fiel ihr doch auf, mit welchem Ernste Fritz von den Zielen und Aufgaben der Kirchenkunst sprach. Immer lebhafter und beredter wurde er; schließlich griff er zu dem kleinen Silberstift, den er immer in der Westentasche trug, ließ sich von dem Diener ein Stück Papier holen und begann zu skizzieren. Und gleich darauf griff die Gräfin in die Unterhaltung ein, ließ den ganz verblüfften Maler links liegen und erzählte Exzellenz Mohlband irgend etwas, das ihn ungemein zu interessieren schien. Sie sprach sehr schnell und leise, so daß Hanna wieder nur einige Worte auffangen konnte — „Kirche —“, „Heimatsort —“

Der Kaffee wurde in dem Empiresalon genommen. Und noch ehe er herumgereicht war, kam Serrenberg auf seine Frau zu: „Du, Hanna, — die Sache mit dem Kirchenauftrag macht sich, glaub' ich. Sei recht artig ... verstehst du: klug und verbindlich! — gegen Mohlband, wenn er mit dir sprechen sollte. Ja ... übrigens, was ich noch sagen wollte: peinlich war's mir, daß du im Französischen so ganz Null bist —“

Sie wußte wirklich nicht recht, sollte sie sich ärgern oder ihn auslachen. Diese Kleinlichkeit! Geradezu im Ton des Vorwurfs sagte er ihr das!

Aber die Vorsätze, die sie heute gefaßt hatte, waren noch zu stark in ihr. So machte sie nur einen kleinen Knicks und meinte: „Ich werd's ad notam nehmen, gestrenger Herr. Mir war's auch nicht angenehm, aber das bißchen Pensionsfranzösisch langte eben nicht.“

Er hatte bisweilen eine großartige Weise der Anerkennung. „Es hat ja auch nicht so viel auf sich,“ sagte er und machte dabei eine Handbewegung, die ungefähr besagte: ‚Ich verzeihe es dir.‘ Das wirkte auf sie wieder verletzend und lächerlich zugleich, und sie hatte schon eine schärfere Entgegnung auf der Zunge, als die Gräfin herantrat und sie unterm Arm faßte: „Ich muß Ihnen etwas zeigen, junge Frau —“

Während des Diners hatte Gräfin Ulla ihre Ruhe vollkommen gewahrt. Sie hatte Serrenbergs freundschaftlichst begrüßt, hatte bei Tisch entschieden für den Professor gesprochen. Alles, als ob die Erinnerung an die peinliche Szene im Atelier vollkommen für sie tot sei. Ausgelöscht, vergessen.

Sie schien auch jetzt ganz gelassen.

„Bitte, Professor, da stehen die Zigarren. Vertreten Sie mich ein wenig — es darf selbstverständlich überall geraucht werden, ich werde nachher auch sündigen. So, und nun überlassen Sie mir Ihr kleines liebes Frauchen —“ Das alles klang so ruhig, so konventionell wie nur möglich. Aber Hanna fühlte, wie die Hand der Gräfin leicht auf ihrem Arm bebte.

Sie schlenderten langsam durch das Nebenzimmer, wo die Hausfrau noch lächelnd zu dem Zeremonienmeister sagte: „Zigarren verwaltet Serrenberg drüben — wenn Exzellenz nicht an der unhöfischen Sitte, in einem Damensalon zu rauchen, allzu großen Anstoß nehmen.“ Dann ging sie schneller durch das Eßzimmer, in dem die Diener noch mit dem Abräumen beschäftigt waren, und klinkte eine Tapetentür auf.

„Mein Allerheiligstes, Frau Hanna —“ Auch das sollte noch gelassen klingen, es lag sogar ein wenig Selbstironie darin, aber der Ton war bitter und die volle Stimme unsicher.

Ein sehr kleiner Raum. Vor dem einzigen Fenster ein unverhältnismäßig großer Schreibtisch. Einige wenige Stühle. Die Wände mit Damast bespannt, auf dessen Goldgelb das elektrische Licht ganz eigne Reflexe hervorzauberte.

„Das wollte ich Ihnen zunächst zeigen, Frau Hanna —“

Die Gräfin wies auf eine kleine Konsole neben dem Schreibtisch. Eine Nymphe stand darauf, die sich über eine Quelle beugt.

Hanna wußte sofort: das war die Arbeit ihres Mannes, jene Arbeit, von der er am Abend ihrer Verlobung auf der Veranda erzählt hatte. Seine Worte klangen in ihrem Gedächtnis wieder auf: ‚Mein Gott ... die allgemeine Mäcenatin, wie wir sie nannten ... oder auch Isabella Gonzaga ... obschon sie wohl mit der Markgräfin von Mantua sonst grad' nicht viel Aehnlichkeit hat. Nun ... sie ging in den Ateliers aus und ein ...‘

Sie trat näher heran. Der Statuette konnte sie keinen Geschmack abgewinnen. Das Nackte stieß ihr Gemüt immer noch etwas ab, und sie sah unwillkürlich in der zierlichen Gestalt eine kokette Lüsternheit, die ihr mißfiel.

So schwieg sie.

Gräfin Ulla schien sich darüber nicht zu wundern. Sie verstand wohl, was in der Seele der jungen Frau vorging. „Ihr Mann hält selbst wenig von dem kleinen Marmor,“ sagte sie, wie erklärend und zugleich entschuldigend. „Mir ist die Nymphe ja auch nicht als Kunstwerk wert. Aber es ist das erste Werk, das er in Marmor ausführen konnte. Sehen Sie: der Marmor ist schlecht, nicht viel mehr als Abfall, und die unglückliche Krümmung des linken Armes auf dem Rücken kommt daher, daß der Stein nicht groß genug war ... die Quelle ist angeflickt ...“

Es lag etwas Rührendes darin, wie sie das sagte, und wie sie dabei ihre schöne schmale Hand, die viel weißer war als der Marmor und fast durchsichtig, liebkosend über den Stein gleiten ließ.

„... Aber ich wollte Ihnen noch etwas andres zeigen, Frau Hanna!“ fuhr sie nach einer kleinen Pause fort, wandte sich um und wies mit erhobenem Arm nach der Querwand.

Unwillkürlich stieß Hanna einen Ruf des Staunens und der Bewunderung aus.

In der halben Höhe der Wand, in einer Nische stand die Büste der Gräfin.

Man hätte sie in ihrer scharfen, charaktervollen Prägung für ein Werk aus der besten Zeit der Renaissance halten können, wenn nicht Einzelheiten in der Anordnung des Gewandes um den Busen und die etwas gekünstelte Haartracht an das Barock gemahnt haben würden. Das sah ja freilich Hanna nicht. Sie sah nur die meisterliche Wiedergabe der edeln schönen Züge; sie sah hinter der Marmorstirn förmlich einen willensstarken Geist pulsieren, es war ihr, als müßten die Lippen des feingeschwungenen Mundes sprechen können. Und auch das bemerkte sie, daß die kennzeichnenden Einzelheiten des Kopfes unerbittlich durchgeführt waren: in den Augen lag sogar der Ausdruck ihrer Kurzsichtigkeit.

Hanna stand völlig versunken vor dem schönen Werk: Ihr Mann war doch ein großer Künstler — gottbegnadet! Abbitten hätte sie ihm mögen, daß sie an seiner Kunst zweifeln konnte.

(Fortsetzung folgt)

Abschied

Wie ein Verschmachtender, der nie
Mehr trinken wird, allein im Wüstenraum,
Nur wenig Schritte, steht ein Palmenbaum,
Ihm aber brechen hart am Ziel die Knie.

Und wie ein Mann, der nächtlich sinkt im Schnee,
Indes es immer weicher, weißer schneit,
Er fühlt: es kommt — es kommt die Ewigkeit,
Und sitzt wie eingehüllt in seinem Weh.

So hebe ich noch einmal meine Hand
Nach dir, o Leben, das von dannen geht,
Das wie der Palmbaum nah und ferne steht,
Das wie der Mond im weißen Dunkel schwand.

Karl Schloß



Julius Oldach (?) Der alte Müller

Die deutsche Jahrhundert-Ausstellung

Von

Hans Rosenhagen

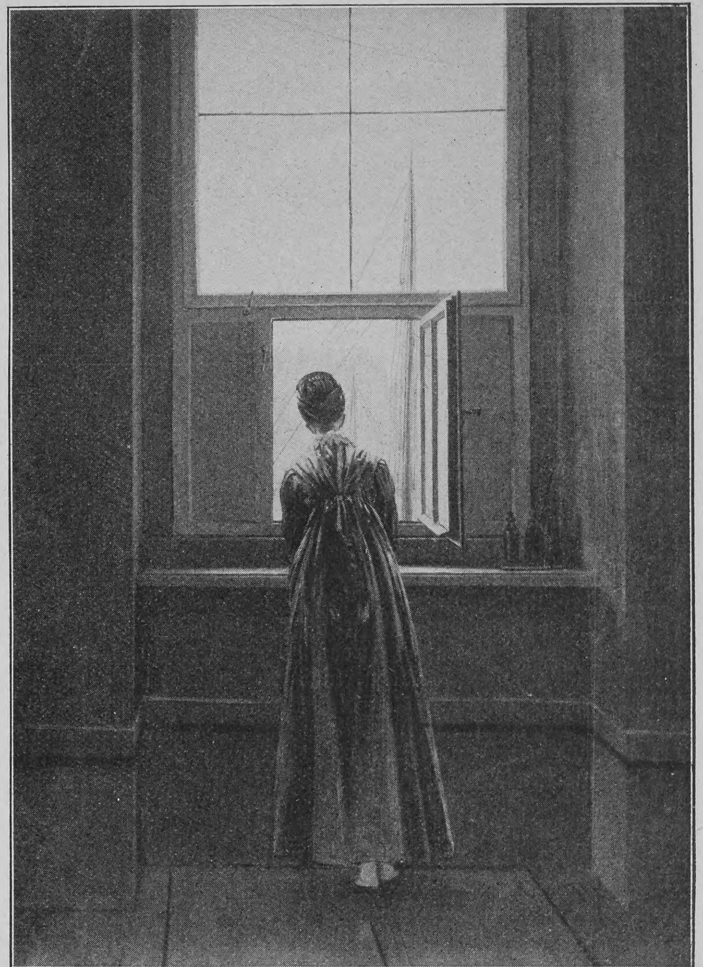
III

Die Blüte der deutschen Kunst

(Schluß)

Die im neunzehnten Jahrhundert noch allgemeine Gepflogenheit, die Bedeutung der Bilder nach ihrem Inhalt, nach dem dargestellten Gegenstand zu schätzen, hat eine unglaubliche Verwirrung über den Begriff der Malerei herbeigeführt. Selbst gegenwärtig, wo doch bereits eine gewisse Aufklärung eingetreten ist, wird man finden, daß die meisten Menschen in dem Künstler, der in seinen Bildern philosophiert oder sich in dem üblichen Sinne „phantasievoll" zeigt, einen höheren Typus sehen als in dem, der sich an die jedem zugängliche Wirklichkeit hält, trotzdem dieser die höchste malerische Empfindung besitzen, jener als Maler ein trauriger Stümper sein kann, ja, meist sogar ist; denn wie Antäos, der Gaea Sohn, ist der Künstler immer der stärkste, der mit dem Irdischen, mit der Natur die meisten und innigsten Berührungspunkte hat. Das, was der Wirklichkeit an Kraft, Schönheit und Harmonie gegeben ist, wirkt auch aus seinem Bilde und ist stärker als alle Träume, die der Mensch träumen kann. Daher hat die wirklich gesehene Farbe im Bilde auch immer Reize, die der erfundenen Farbe fehlen. Der Maler, welcher der Natur mit Empfindung zu folgen vermag, wird in seinem Werke stets das harmonische Verhältnis der Erscheinungen und Farben zueinander geben, das die Natur bei aller rauhen Wahrheit schön erscheinen läßt. Und dieses Verhältnis ist die Vorbedingung für das, was man an einem Bilde als malerische Wirkung preist. Dazu kommt noch die Art des Vortrags, der zu der Erzeugung dieser Wirkung von allerhöchstem Belang ist, auf die näher einzugehen jetzt aber kein Grund vorliegt. Jedenfalls aber ist aus dem eben Gesagten der Schluß zu ziehen, daß die Malerei in Deutschland erst von dem Augenblick an Malerei im höchsten Sinne werden konnte, als die Künstler daran gingen, die Natur selbst um ihre Geheimnisse zu befragen, und das zu malen begannen, was sie mit ihren guten Augen sahen.

Die Fähigkeit des Sehens mußte freilich sehr mühsam von den Künstlern erst wieder erworben werden. Ebenso auch die Technik der Malerei. Diese suchte man mit Hilfe der großen Maler der Vergangenheit zurückzugewinnen. In jener wurden die Franzosen die Lehrer der deutschen Künstler. In ganzen Scharen pilgerten sie nach Paris. Bei Delaroche, Cogniet, Hébert und Couture haben um die Mitte des Jahrhunderts viele deutsche Maler studiert, deren Bilder man in dieser Ausstellung findet. Es seien nur die Wiener Rahl und Pettenkofen, die Düsseldorfer Knaus und Vautier, die Berliner Steffeck und Henneberg, die Münchner Piloty und Spitzweg und ferner Feuerbach, Böcklin und der feine Kolorist Viktor Müller genannt. Und wenn Menzel auch niemals in einem Pariser Atelier gearbeitet hat, so verdankt er, abgesehen von seinem Talent, es doch dem erfolgreichen Studium französischer Bilder, daß er die Zeitgenossen nicht nur als guter Beobachter, sondern auch als Maler überragte. Die von Paris zurückgekehrten Künstler wurden zum Teil die Lehrer des Malergeschlechts, das der neueren deutschen Kunst ihre kostbarsten Werke geschenkt hat. Wenn Piloty durch sein persönliches Beispiel, durch das Aeußerliche und Theaterhafte seiner Richtung die Münchner Kunst aus den ruhigen und jeder Entwicklung günstigen Bahnen der Wiener Tradition gedrängt, ihr allerlei unausrottbare schlechte Gewohnheiten hinterlassen hat, so sind doch aus seiner Schule eine Anzahl Maler hervorgegangen, deren Namen zu den besten der deutschen Kunst zählen. Damit ist schon angedeutet, daß die Schüler Pilotys nicht alle seinen Weg eingeschlagen haben. Ihm am nächsten verwandt in ihrer Kunst sind Lenbach und Makart, die dadurch, daß ihr Talent größer war als das seine, sich weit über ihn erhoben haben. Dieser als Kolorist, trotz seines Einschwenkens in die Renaissancemode, von starker Eigenart, jener als Porträtmaler, Nachahmer alter Meister und Dekorationskünstler. Daß Gabriel Max, ebenfalls einer von Pilotys begabtesten Schülern, zum Schluß in ein ödes Bilderfabrizieren hineingeraten, empfindet man zum Glück in dieser Ausstellung nicht. Sie enthält ein „Frühlingsmärchen" betiteltes Frauenbild von ihm, das in seiner lichten Farbigkeit an Ed. Manet, einen großen weiblichen Rückenakt, der an Courbet denken läßt. Eine andre Gruppe dieser Pilotyschüler strebt, im Gegensatz zu ihrem Lehrer, nach einem selbständigen Verhältnis zur Wirklichkeit. Ihr gehören jene vielen Darsteller des tiroler und oberbayrischen Volkslebens an, die dem Ausstellungspublikum mit ihren Bildern einst soviel Freude machten, von denen aber nur einer, der Bahnbrecher für dieses Genre, Franz Defregger, als Künstler sich einer größeren Schätzung erfreut, obwohl auch er im Laufe der Jahre in seinen Leistungen immer schwächer geworden ist. Die volle Konsequenz aus der Beobachtung der Wirklichkeit für die Malerei als Kunst hat von diesen Pilotyschülern allein Wilhelm Leibl gezogen.



Kaspar David Friedrich Am Fenster

Mit Wilhelm Leibl beginnt in Deutschland eigentlich erst die Periode der guten Malerei, und mit Recht nimmt in der Jahrhundert-Ausstellung sein und seiner Schüler Schaffen den breitesten Raum ein. Wenn er auch die gute Malerei nicht zu entdecken brauchte, denn es gab davon schon einiges in Deutschland, bevor er erschien, so hat er durch seine Leistungen die Begriffe darüber doch so erweitert und gehoben, daß man ihn zu den größten Malern aller Zeiten rechnen muß. Unterstützt von einem außerordentlich feinen Gefühl für Farbe und Tonwerte, studierte Leibl von Beginn seiner künstlerischen Tätigkeit an die Wirklichkeit und daneben, um die Mittel zu ihrer Darstellung zu gewinnen, die alten Meister. Aus der mit Bewußtsein gepflegten natürlichen Anlage, der sich ein unerhörter Fleiß und die erstaunlichste Geduld gesellten, entwickelte sich allmählich bei ihm ein künstlerisches Vermögen, wie es seit dem jüngeren Holbein in Deutschland nicht wieder gesehen worden war. Dabei wußte dieser außerordentliche Künstler sich von jeder Einseitigkeit in der Darstellungsweise fernzuhalten. Er verfügte über die breite Art des Frans Hals mit der gleichen Freiheit wie über die Tondelikatesse des Velazquez oder die zeichnerische Intimität Holbeins und war doch immer ein eigner, nämlich Leibl. Es ist außerordentlich lehrreich, in dieser Ausstellung, die in seinen besten Werken eine vollkommene Uebersicht über sein Schaffen bietet, zu beobachten, wie sich bei Leibl die ursprüngliche Lust am Malerischen und schönem Handwerk durch fortwährendes Befragen der Natur zu reinigen, zu objektivieren suchte. Die Anfänge des Künstlers lassen noch deutlich seine Abhängigkeit von den im Atelier des Lehrers erhaltenen Anweisungen erkennen. Sowohl in dem Bilde „Die Kritiker", das die Maler Hirth du Frênes und Lang im Atelier über



Karl Blechen Palmenhaus auf der Pfaueninsel

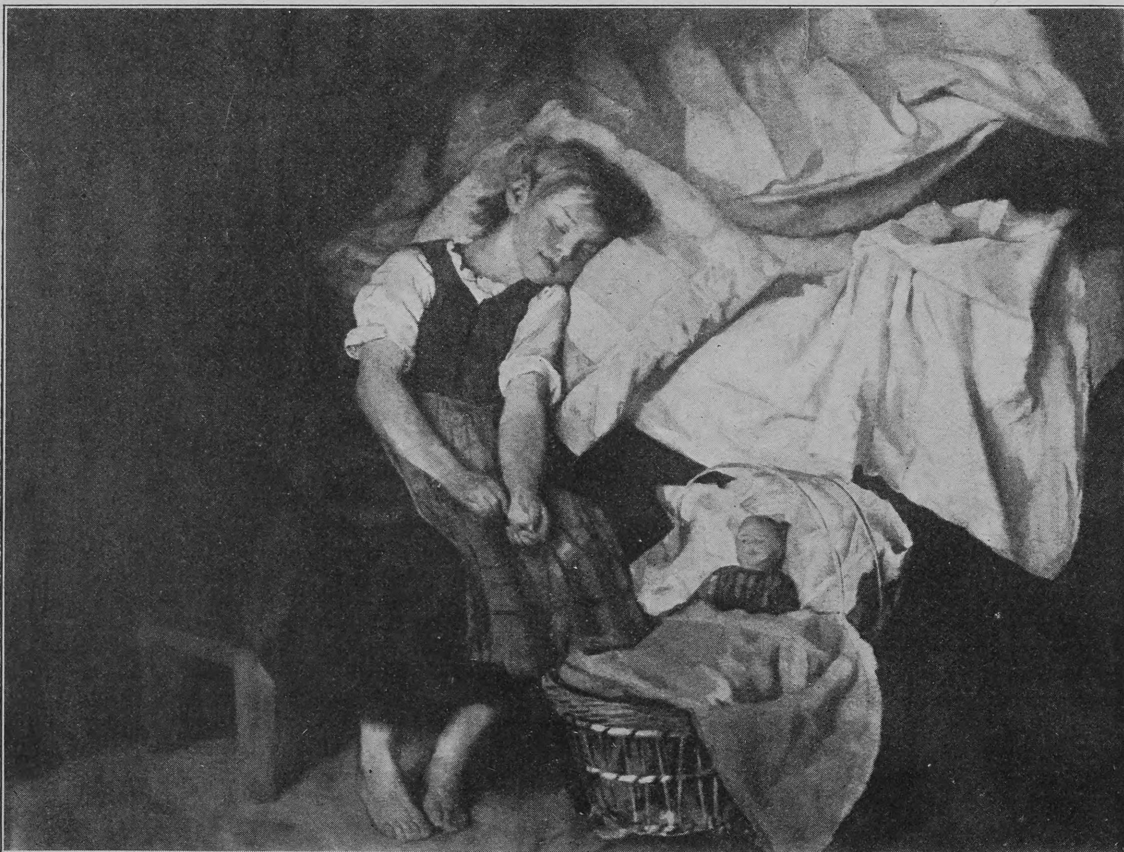


Karl Buchholz Am Waldrand

eine Zeichnung diskutierend darstellt, als auch in dem ungleich qualitätvolleren der reizenden, bequem in einem Sessel gelagerten, eine lange holländische Tonpfeife zwischen den schlanken weißen Fingern haltenden Pariser „Kokotte“ sucht Leibl den Eindruck des Malerischen noch durch allerlei stillebenhaftes Beiwerk, farbige Krüge, Teppiche und dergleichen, sinnfällig zu machen. Je reifer er wird, um so mehr verschwinden diese äußerlichen Behelfe. Die malerische Schönheit seiner Bilder beruht zum Schluß entweder auf dem sonoren Klang seiner Farben, der Fülle und dem Reichtum des Tons und dem meisterhaften Vortrag, oder aber auf einer so intimen Herausarbeitung und Differenzierung der an den Stoff, an das dargestellte Material gebundenen Reize, daß die Grenze der Nachbildungsmöglichkeiten von natürlichen Dingen durch die Malerei durchaus erreicht scheint. Hat er die Höhe der guten Malerei im schönen, farbigen, tonigen Vortrag, besonders in seinen Bildnissen — die des Bürgermeisters Klein, des jungen Trübner, des Malers Schuch, des rothaarigen Jungen, des blondbärtigen Mannes — und in einigen wunderbaren Skizzen erreicht, so bildet den Gipfel seiner durch getreue Wiedergabe der Wirklichkeit zur stärksten Wirkung gebrachten Malerei das Bild der drei Bäuerinnen „in der Kirche“. Das ist eines jener Werke, die der deutschen Kunst durch alle Zeiten hindurch zur Ehre gereichen werden. Eine größere Hingabe an sein Werk hat kein Künstler im neunzehnten Jahrhundert aufgebracht als Leibl für dieses Bild. Und das Merkwürdige ist, daß bei aller Durchbildung der nebensächlichsten Dinge — die Holzstruktur des Kirchenstuhls, die Schrift im Gebetbuch, die zahllosen Falten in den Händen der alten Bäuerin und unzähliges andre — eine große Wirkung im ganzen erreicht ist, nichts für sich hervortritt, sondern jedes in Harmonie ist mit dem übrigen, genau wie in der Natur. Und während bei den Bildern der alten Meister die bunte Farbigkeit der Dinge durch einen gewissen allgemeinen warmen Ton zusammengehalten wird, sind die Farben auf Leibls Schöpfung von einer unerhörten, fast kühlen Wahrheit. Man erzählt von Lenbach, der in seine Bilder von vornherein die Patina der Jahrhunderte hineinmalte, daß er über das Weiß in der Schürze der jungen Bäuerin in förmliche Raserei verfallen sei, damals als es ihm seinen Münchner Saal in der Wiener Ausstellung vollkommen zu ruinieren drohte. Und er hat bei seinen Lebzeiten redlich dafür gesorgt, daß die seiner künstlich interessant gemachten Malweise gefährliche ehrliche Kunst Leibls und seiner Schüler in München und dem übrigen Deutschland unbeachtet blieb und nicht erkannt wurde. Leibl hat viele Bilder in dieser Art geschaffen — den „Dorfpolitiker“, den „Jäger“, die „Dachauer Bäuerinnen“, die nur noch in einzelnen Stücken vorhandenen Wildschützen hier in der Ausstellung —, an Vollendung, Schönheit und Durchdringung des Ganzen aber kommt auch von seinen besten Leistungen keine diesem Kirchenbilde gleich.

Als ein wahrhaft großer Mensch gab Leibl mit vollen Händen von seinem künstlerischen Reichtum allen jungen Künstlern, die danach Verlangen trugen. Er unterrichtete niemand, aber er teilte jedem, der ihn befragte, aus der Fülle seiner Erfahrungen mit und suchte in dem kleinen Kreise junger Maler, die sich andächtig und bewundernd um ihn scharten, das Evangelium der guten Malerei zu verbreiten. Er wies sie auf die Notwendigkeit der völligen Beherrschung ihres Handwerks hin, ermahnte sie, die alten Meister auf ihren Geschmack und ihre Malweise hin zu studieren und zum Primamalen, als dem besten Mittel, die richtige Farbe zur richtigen Farbe zu setzen, sich schnell richtig zu entschließen und eine Malerei zu machen, die durch das Alter an Schönheit nur gewinnen kann. Von welchem ungeheuern Einfluß das Beispiel und die Lehre Leibls auf diese jungen Leute war, bezeugen in dieser Ausstellung eine Reihe von Bildern, die Anfang der siebziger Jahre des vergangenen Jahrhunderts in München entstanden sind und deren Schöpfer Rudolf Hirth du Frênes, Theodor Alt, Louis Eysen, Karl Haider, Karl Schuch und Wilhelm Trübner sind. Aber so ausgezeichnete Bilder sie auch alle in dieser Zeit geschaffen haben — nur einige waren in sich stark genug, auf dieser Höhe zu bleiben, die Bedeutung der andern liegt in ihren früheren Bildern. Karl Haider, der sich später ausschließlich der Landschaft zuwendete, ist nicht nur in dieser Beziehung einseitig geworden, sondern malt seine Bilder fast nach einem Schema. Schuch, der nach der Seite des Geschmacks kultivierteste Künstler dieses Kreises, der sich eng an Trübner angeschlossen hatte und als Stillebenmaler zu einer gewissen Bedeutung gelangt ist, allerdings erst nach seinem Tode, gab das Malen unter dem Zwange einer verständnislosen Umgebung ziemlich frühzeitig auf. Nur Wilhelm Trübner war berufen, das von Leibl Erstrebte in einer gewissen Richtung fortzusetzen und das Gebiet der guten Malerei fruchtbringend zu erweitern.

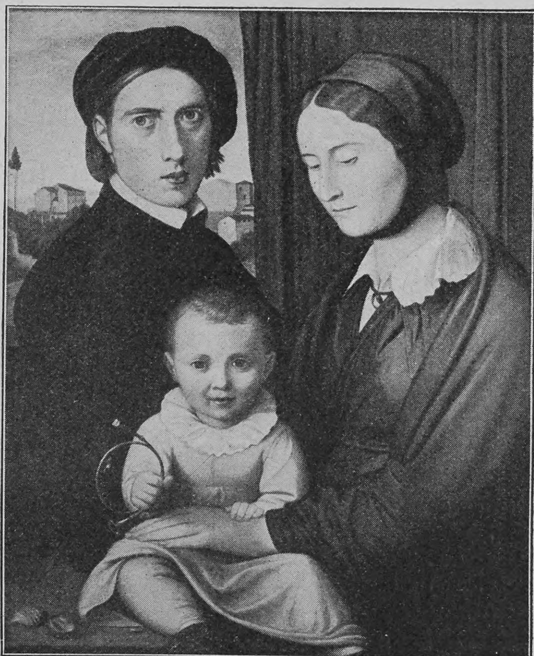
Schuch und Trübner waren in diesem Leibl-Kreise die geborenen Maler. Für sie hatte die Farbe eine höhere Bedeutung als die Form. Trübner, der 1871, kaum zwanzigjährig, mit Leibl in Berührung kam, faßte gleich eine besondere Vorliebe für dessen altmeisterliche, von Hals und Velazquez abgeleitete Art und wußte bald nicht weniger breit, weich und flächig zu malen wie der von ihm verehrte Meister, den er in seinem Atelier besuchen durfte. Wenn man nun auch an Trübners ersten Bildern eine gewisse Abhängigkeit von diesem segensreichsten aller Lehrer spürt, so ist diese doch eigentlich nur im Vortrag, nicht in der Anschauungsweise und in der Farbe zu finden. Trübners Kunst ist herber als die Leibls, wenn man will: steifer, stilisierter, aber auch, wenn man die Glut und Schönheit der Farbe in Betracht zieht, sinnlicher. Trübner hat in dieser ersten Zeit seiner Freundschaft mit Leibl mit einer geradezu erstaunlichen Beharrlichkeit den „Parademarsch der Malerei“, wie er es selbst genannt hat, das Porträtmalen, geübt und dabei Leistungen hervorgebracht, die zu den vorzüglichsten der deutschen Kunst gehören und in ihrer Art nicht ihresgleichen haben. Die Bildnisse des jungen Heidelbergers sind auf wenige klangvolle, aber in ihrer Nuancenfülle reiche Farben gestellt. Die schönsten davon sind der „Maler Schuch“ mit der grandiosen Wirkung des sicher benutzten Schwarz, der „Dichter Martin Greif“, dessen lyrische Richtung durch das Maiglöckchensträußchen in seiner Hand ebenso bestimmt wie fein angedeutet erscheint, die an Manet erinnernde „Dame in Grau“ mit dem hellen Gesicht, und einige unvergleichlich herrlich gemalte Frauenköpfe. Aber auch Genrebilder hat Trübner geschaffen, die an die besten der besten alten Holländer denken lassen, zum Teil aber auch gegenständlich überaus originell sind, wie das vor einer großgemusterten Tapete, auf einem geblümten Sofa, neben einem mit einer karierten Decke versehenen Tisch sitzende schwarzgekleidete, ein Butterbrot verzehrende unhübsche Mädchen. Aber schon in dieser Zeit schlug der Künstler einen Weg ein, den Leibl nie gegangen ist, weil er nur das zu malen liebte, was stillhielt — er malte Landschaften. Sie sind nichts weniger als realistisch, diese frühen Land-



Theodor Alt Siebenschläfer

schaften Trübners. Ihre Farbigkeit ist sehr übersetzt, in eine dunkle Tonigkeit geführt, aber sie verraten das feinste und sicherste Naturgefühl und haben eine ausgesprochene Eigenart; denn der Künstler verschmähte es sowohl, Anschluß bei den Holländern des siebzehnten Jahrhunderts zu suchen, als sich, wie die meisten Landschafter dieser Zeit — Schleich, Lier u. a. —, den französischen Meistern des Paysage intime anzuschließen. Die Anregung zum Landschaftsmalen empfing Trübner von seinem vorhin erwähnten Freunde Karl Schuch. Aber auch diese heut für so kostbar gehaltenen Landschaften konnten den Beifall der Zeitgenossen nicht finden. Der Künstler gab diese Malerei bald auf, um erst nach sechzehn Jahren wieder zu ihr zurückzukehren. Sie war es dann, die ihm half, die künstlerischen Grundsätze der Leibl-Schule zu erweitern und sie in Verbindung zu bringen mit den Anschauungen einer neuen Zeit. Wie weit er damit gekommen ist und welche herrlichen Ergebnisse die deutsche Kunst der Entwicklung Trübners über Leibl hinaus verdankt, wird vielleicht die nächste Jahrhundert-Ausstellung zeigen.

Die Mission, die Leibl in München erfüllt hat, übernahm für Berlin Max Liebermann, der übrigens indirekt mit jenem in Verbindung steht, indem er zum Beginn seiner Tätigkeit Anschluß an den zu Leibls Schülern gehörenden ungarischen Maler Munkaczy suchte. Ebenso begabt wie beweglichen Geistes fand Liebermann in Paris jedoch noch ganz andre Anregungen, als sie ihm dieser Künstler zu geben vermochte. Einen besonders starken Eindruck machte damals der große französische Maler Millet auf ihn, nicht allein durch den erhabenen Charakter seiner Kunst, sondern auch weil er etwas malte, was den jungen Berliner als Darstellungsobjekt von Anbeginn sehr lebhaft gereizt hatte, den arbeitenden Menschen in seinem Milieu. Hatte Liebermann


Jos. Fr. Overbeck Familienbild

doch in dem ersten seiner Bilder „Gänserupferinnen“ in einer Scheune gemalt, waren es doch holländische „Konservenmacherinnen“, die ihn zu seinem zweiten wichtigen Bilde gereizt hatten. Unter dem starken Eindruck der Milletschen Bilder entstanden dann in Barbizon die „Arbeiter im Rübenfelde“. Man begreift heut nicht, wie diese und andre Werke, zu denen der Künstler seine Motive vielfach in Holland fand, den Zorn der Zeitgenossen erregen konnten. Es scheint also, daß seine Wahrheitsliebe, die ihn nötigte, häßliche alte Weiber alt und häßlich, schmutzige Kleider und Schürzen mit den Zeichen ihres Gebrauchs, mit einem Worte: die Natur, wie sie sich ihm darbot, zu malen, einem Publikum nicht eingehen wollte, das sich an die sonntäglichen Bauern der Ed. Meyerheim und der Düsseldorfer Genremaler gewöhnt hatte. Jedenfalls war Liebermann in Berlin einer der ersten Maler, welche die Wahrheit des Fromentinschen Ausspruchs „de la littérature à la nature, de la nature à la peinture“ vollkommen begriffen hatten. Er hielt sich an das, was er in der Natur zu sehen vermochte, und wurde, indem er es so treu und ehrlich wiedergab, als ihm sein durch unablässiges Arbeiten erworbenes Können nur erlaubte, ein großer Maler. Das Liebermann-Kabinett in der Jahrhundert-Ausstellung gibt, da die Jahresgrenze bis etwa 1875 gezogen wurde und der Künstler sein erstes Bild 1873 malte, natürlich keinen vollkommenen, vielmehr nur einen


Wilhelm Trübner Zimmermannsplatz

sehr beschränkten Ueberblick über seine Entwicklung; aber es läßt sich der ganze Umfang seines Talents übersehen und erkennen, mit wieviel ehrlicher Arbeit die Stellung errungen wurde, die Liebermann innerhalb der deutschen Kunst heut einnimmt. Und wenn des Malers Anschauungs- und damit seine Ausdrucksweise im Laufe der letzten dreißig Jahre auch vielen Wandlungen ausgesetzt gewesen war — er ist sich darin immer gleich geblieben, daß er nie aufgehört hat, ein persönliches Verhältnis zur Natur zu unterhalten und ihr mehr zu glauben als allen andern Lehrern, und daß er sich niemals einer Erkenntnis verschlossen, die ihn in seiner Kunst bereichern konnte. Auf diese Weise ist er nicht nur ein guter Maler geworden und geblieben, sondern auch ein moderner, ein Vorkämpfer für die Ideale der Zeit, die er mitgelebt. Und er hat die Wirklichkeit nicht nur abgemalt, sondern auch gefühlt. Bezeugt das auf der einen Seite die ausgezeichnete Qualität seiner Malerei, ob sie dunkel oder hell, intim oder impressionistisch ist, so kommt es auch darin zum Ausdruck, was er sich zur Schilderung wählt. Wer das Wesen der alten Leute, das Unbewußte der Kinder, die Lieblichkeit der Jugend ohne die Spur einer Unterstreichung so eindringlich und überzeugend zur Darstellung zu bringen weiß, wie Liebermann in seinem „Altmännerhaus“, in seinen „Geschwistern“ und in seinen „Holländischen Waisenmädchen“, hat dergleichen mit seinem ganzen Herzen erlebt. Keinem Gebiet der Malerei ist der Künstler ferngeblieben. Was malbar war, hat er gemalt, und sein Lebtag ist er nicht müde geworden, nach neuen Vorwürfen zu suchen. Und auch mit dem Entdecken solcher hat er der deutschen Malerei eine Fülle von Anregungen gegeben, die reiche Früchte getragen.

Diesen starken und großen Künstlern gesellen sich in der Ausstellung natürlich zahllose andre, die bemüht gewesen sind, durch die gewissenhafte Beobachtung der Natur hinter das Geheimnis der guten Malerei zu kommen. Aber entweder sind sie nach einigen gelungenen Leistungen müde geworden oder vor Erreichung des Zieles in jungen Jahren gestorben, oder aber sie haben sich dem schlechten Geschmack der Menge gebeugt, sind akademisch, konventionell oder ganz flau in ihren Bildern geworden. Zu den ersten gehört ohne Frage der Sachse Ferdinand von Rayski, der bis zu dieser Ausstellung auch für die Leute von Fach eine unbekannte Größe war; aber das hier vorhandene Bildnis eines eleganten jungen Aristokraten, der mit einem hellvioletten Ordensband geziert in tadellosem schwarzen Gesellschaftsanzug vornehmlässig neben einem grauvioletten Sessel steht, hat die Noblesse eines Werkes von van Dyck und könnte, obgleich schon 1843 gemalt, ganz gut von einem der besten neueren französischen Maler herrühren und im letzten Pariser Salon hängen. So überaus modern wirkt es als vollendete Malerei und im Geschmack. Und fast noch erstaunlicher sind Rayskis in wilder Hast dahinstürmende „Wildschweine“. Welcher Reichtum in diesen paar Farben, wie über-


Philipp Veit Bildnis der Freifrau von Bernus

raschend gut beobachtet die Tiere und ihre Bewegung! Aber die wenigsten Künstler sind in den Verhältnissen oder haben die Selbstüberwindung, das Malen aufzugeben, wenn sie merken, daß sie in ihrer Kunst nachlassen. Unzählige, die sich mit den Werken ihrer Jugend Ruhm erworben, haben sich so, weiterschaffend, völlig überlebt. Man wird in dieser Ausstellung oft genug dadurch überrascht, daß man vorzügliche Schöpfungen von Malern findet, deren Bilder jetzt nur noch der ausgesprochensten Nichtachtung begegnen.

Sehr bedeutende Talente hat die deutsche Kunst zu früh durch den Tod verloren. Da ist der mit sechsundzwanzig Jahren verstorbene Hamburger Julius Oldach, dessen Porträts die besten Zierden der in künstlerischer Beziehung so ärmlichen Hamburger Säle bilden. Wenn er wirklich der Urheber des „alten Müllers“ ist, der in seinem grauen Schlafrock, die Zipfelmütze auf dem Schädel, lesend und pfeiferauchend vor einer lichtgrünen Wand sitzt, hat er Anwartschaft darauf gehabt, ein Vorläufer Leibls zu werden. Rührt wirklich dieses beste aller Bilder in den Hamburger Sälen von ihm her, so muß man glauben, daß die traurige Stümperei „Hermann und Dorothea“ ihm nur untergeschoben wird. Noch hervorragender erscheint der Tiermaler Teutwart Schmitson, der in dem Todesjahr Oldachs — 1830 — geboren wurde und schon 1863 starb. Hervorragender schon darum, weil er nicht nur bemüht war, schöne, farbige, aus der intensivsten Naturbeobachtung abgeleitete Malerei zu machen, sondern auch bewegtes Leben darzustellen, also eine Aufgabe zu lösen, der die neuere Malerei ihre besten Kräfte widmet. Aber dieser temperamentvolle Künstler ist längst kein Unbekannter mehr; denn die Nationalgalerie besitzt bereits mehrere Bilder von ihm. Dagegen ist der weimarische Landschafter Karl Buchholz nur einem kleinen Kreise eine bekannte Erscheinung gewesen und erst vor kurzem sozusagen „entdeckt“ worden. Sein tragisches Ende — er starb vierzigjährig durch Selbstmord — hat Veranlassung gegeben, ihn als ein Opfer der Verständnislosigkeit des deutschen Publikums hinzustellen und seinen Bildern nun um so stärkeres Lob zu spenden. Sie sind gewiß sehr gut, aber doch nicht besser, als was andre deutsche Landschafter im Anschluß an die Maler von Fontainebleau geschaffen haben, und sind auch keinem größeren Unverständnis begegnet. Der Maler hat auch nicht Hunger gelitten; denn er befand sich in ganz erträglichen Verhältnissen und nahm Abschied vom Leben aus Gründen, die mit seiner Kunst ganz und gar nichts zu tun haben.

Es ist die natürliche Bestimmung einer solchen große Ueberischten bietenden Ausstellung, daß sie in verschiedenen Richtungen klärend wirkt und Umwertungen veranlaßt. Erhebt sie auf der einen Seite das bisher Unterschätzte, so muß sie auf der andern wieder Richtigstellungen herbeiführen bei Ueberschätzungen. Hier leiden außer den künstlich hochgelobten Hamburger Malern besonders zwei Künstler dadurch, daß man ihr Lebenswerk in größerem Umfange zeigt: der Münchner Spitzweg und der Berliner Blechen. Den Ruhm von diesem kann man noch verstehen, weil er seinerzeit eine merkwürdige Erscheinung war; aber wie der gute Karl Spitzweg dazu gekommen ist, unter die ersten deutschen Künstler gezählt zu werden — das weiß der Himmel oder es wissen wahrscheinlich noch besser die, welche mit seinen bescheidenen Bildchen einen schwunghaften Handel getrieben. Spitzweg war der typische Illustrator für die „Fliegenden Blätter“, voll von drolligen Einfällen und Humor, halb Philister, halb Romantiker. Wenn er seine Ideen malte, anstatt sie zu zeichnen, so folgte er dabei wohl kaum einer inneren Nötigung, sondern wohl mehr der Erwägung, daß ein Oelbildchen mit lustigem Inhalt ein vorteilhafter zu verwertendes Objekt sei als eine Zeichnung. Wie wenig an sich die Farbe in Spitzwegs Bildern bedeutet, geht daraus hervor, daß sie in schwarz-weißen Nachbildungen nichts, aber auch gar nichts von ihrem eigentlichen Reiz einbüßen. Bei einem Werke der Malerei aber ist die Farbe ein so wesentliches Element, daß ohne sie das Beste des Bildes fehlt. Wie kommt man also dazu, Spitzweg einen guten deutschen Maler zu nennen? Er war ein lustiger Bilderzeichner — nichts weiter, und sein Deutschtum bestand darin, daß er Typen bevorzugte, bei denen der gemütvolle Deutsche sich etwas denken kann: Ritter und Nachtwächter, Klausner und hilflose Junggesellen, vormärzliche Stadtsoldaten und groteske Kleinstädter. Die Färbchen auf seinen Bildern sind so flau und konventionell wie nur möglich. Man merkt das vielleicht weniger bei dem einzelnen, als wenn, wie hier, eine größere Anzahl beisammenhängt. Die wenigen Arbeiten Spitzwegs, die von diesem Vorwurf nicht getroffen werden, sind entweder, wie das „Damenbad in Dieppe“, vor der Natur oder, wie „Der Spaziergänger“ und das „Flötenkonzert“, unter der Wirkung französischer Vorbilder — Gavarnis und Daumiers — entstanden. Wenn man einen so mäßigen Maler für einen großen deutschen Künstler erklärt, so liegt darin eine Herabsetzung der deutschen Kunst und zugleich ein Zeugnis dafür vor, daß man noch immer geneigt ist, die Schätzung des Inhaltlichen auf das Künstlerische zu übertragen. Erfindungsgabe und Humor sind gewiß sehr anerkennenswerte Eigenschaften, aber sie machen nicht den guten Maler.

Zweifellos ist Karl Blechen als Maler dem beliebten Münchner Künstler unendlich überlegen. Er hatte ein eignes Verhältnis zur Natur und suchte sie, unbeeinflußt von Vorbildern, so treu wie möglich darzustellen. Das hat ihn nicht gehindert, zuweilen, besonders in den meisten in Italien entstandenen Bildern, sehr konventionell zu sein. Bewundernswert indessen ist die Frische und Helligkeit seiner Farben und daß er sich an Motive heranwagte, für die seine Zeit nichts übrig hatte. Oder hat vor ihm in Deutschland jemand daran gedacht, mit so merkwürdig feinem Gefühl für Luft- und Lichtwirkungen über alte Dächer fort einen „Blick auf Gärten und Häuser“ zu malen? Aber was Blechen kleiner erscheinen läßt als seinen Ruhm, ist das Zerfahrene, Unruhige seines Wesens. Er hat seine Kräfte an lauter kleine Arbeiten verschwendet, von denen gewiß viele sehr originell sind und ihn als geistreichen Menschen charakterisieren, so das „Seestück“, die „Gewächshäuser auf der Pfaueninsel“, oder das „Selbstporträt“, aber in seinem gesamten Schaffen gibt es kein einziges überragendes Werk, keine Leistung, die alle Bedenken niederschlagen könnte. Sein großes Bild „Semnonenlager“ mit dem Müggelsee als Hintergrund mutet als Produkt der Zeit — Blechen starb 1840 — seltsam genug an — wer dachte damals an dergleichen! — man merkt jedoch, wie wenig die Mittel des Künstlers für die Lösung solcher Aufgaben zulangten. Bleibt also von Blechen, der vielleicht aus Erkenntnis seiner Unfähigkeit, die Höhen der Kunst zu erreichen, in den letzten Jahren seines Lebens das Malen ganz aufgegeben hatte, der Eindruck eines geistvollen Künstlers mit feinen Intentionen; aber der Ruf eines ausgezeichneten Malers und des Begründers der Berliner Landschafterschule ist mit dieser Ausstellung auf ewig dahin.

Sucht man zum Schluß die positiven Ergebnisse der deutschen „Centennale“ festzustellen, so kann man nicht umhin, zu bekennen, daß sie nach der Seite der „Entdeckungen“ die Erwartungen sehr enttäuscht hat. Es ist ganz unmöglich, in Kaspar David Friedrich oder in Friedrich Wasmann, in Runge, Dahl oder Fearnley Mehrer des künstlerischen Vermögens Deutschlands oder gar Führer und Bahnbrecher zu sehen. Nicht die hohe Gesinnung des Menschen oder das große Wollen entscheiden in der Kunst, sondern allein die Leistung. Und von hier aus kann keiner dieser der Vergessenheit nun entrissenen Künstler Ueberraschungen bieten. Was der Verfasser einer künftigen Geschichte der deutschen Kunst vielleicht mehr zu berücksichtigen haben wird als seine Vorgänger, ist die Stellung Wiens im deutschen Kunstleben. Das eigentlich Verdienstvolle dieser Ausstellung besteht darin, daß sie einmal gründlich augenfällig gemacht, einen wie großen Aufschwung die deutsche Kunst gerade in der Zeit um 1870 herum genommen, einen Aufschwung, der keinem Fürsten, keinem Mäcen zu danken ist, sondern allein dem deutschen Genius, der in dieser Zeit seine Schwingen zu hohem Fluge spannte und dessen Wirken auch in der Kunst der letzten Gegenwart noch zu spüren ist.

Die Kraftwagen der Heerführer

Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

Wie die Schöpfungen der Technik immer einen Wandel der Lebensformen im Gefolge haben, so ändern sie mit den Kampfmitteln auch oft die Kampfformen. Das zeigt wiederum eines der neuesten Produkte der Technik, der Kraftwagen. Er scheint berufen zu sein, in den nächsten Kriegen zwischen Kulturheeren nach mehrfacher Richtung hin eine bedeutsame Rolle zu spielen.

Hier sei dieses modernen Fahrzeugs nur in seiner Eigenschaft als Transport- und in gewissem Sinne auch als Kampfmittel der höheren Truppenführer gedacht. Seine Benutzung ändert in Verbindung mit Telegraph und Telephon das Bild wesentlich, das man sich bisher von dem Verhalten der Heerführer im Gefecht vielfach gemacht hat. Bald sehen wir die Führer dargestellt, wie sie auf stolzem Roß, umgeben von zahlreichem Gefolge, inmitten ihrer Truppen dahinsprengen, bald halten sie malerisch auf dem im Gefechtsfeld gelegenen „Feldherrnhügel“, bald setzen sie sich an die Spitze der Truppen, um sie fortzureißen zu Sturm und Sieg. Behalten diese Bilder auch künftig noch eine gewisse Gültigkeit für die in enger Verbindung mit ihren Truppen bleibenden Führer, für die Kommandeure also bis einschließlich derer der Divisionen, so werden die Armeekorps wie die Armeen ihre Führer auf den Märschen wie im Gefecht immer seltener unter sich zu Pferde sehen. Denn der Kraftwagen ist berufen, das Pferd der höheren Generale im Felde in vielen Lagen voraussichtlich mit großem Vorteil zu ersetzen. Das Verhalten der Heerführer erfährt dadurch manche Aenderung.

In erster Linie wird das Automobil dem Führer treffliche Dienste bei der Erkundung des Gefechtsfeldes leisten. So wenig der höhere Truppenführer dauernd in die Gefechtslinie gehört, so wertvoll ist es für seine weitere Tätigkeit, sich einen Ueberblick über das Gefechtsfeld zu verschaffen. Napoleon hat eine solche Erkundung nie unterlassen, wo die Verhältnisse sie ihm möglich machten. Das Automobil führt den Generalissimus aber weit rascher an die geeigneten Punkte heran als das Pferd. Das ist bei der heutigen Ausdehnung der Gefechtslinie großer Schlachten von besonderem Wert. Wo ungünstiges Gelände dem Kraftwagen beim Verlassen der Wege Halt gebietet, muß natürlich der Weg zu Fuß oder zu Pferde fortgesetzt werden. Die Pferde hat irgendein in der Nähe befindlicher Truppenteil zu stellen, da die Begleitung des Automobils durch die Pferde des Stabes ausgeschlossen ist.

Nach Beendigung der Erkundung begibt sich der Führer mit seinem Wagen an die für die Leitung des Gefechts günstigste Stelle, die er nur dann noch während des Gefechts verläßt, wenn dessen Gang ihn dazu zwingt. Sehr geeignet als Aufstellungspunkte sind Straßenknoten hinter der Gefechtslinie, die dem Gefechtsbereich so weit entrückt sind, daß der Führer weder durch das Kampfgetöse noch durch die Bewegungen der Truppen in seiner reiflichster Ueberlegung bedürfenden Arbeit gestört wird. Die Benutzung von Telegraph und Telephon, wie die Verwendung von Automobilen und Motorrädern zum Meldedienst wie zur Befehlsübermittlung gestatten dem Führer, jetzt viel weiter hinter der Gefechtslinie zu bleiben, als das früher möglich war.

Der Führer einer Armee ist deshalb immer weniger der Haudegen, als der er in der Phantasie des Laien lebt; er ist vermöge der genannten neuen Hilfsmittel jetzt weit mehr zu einem strategischen und taktischen Rechenmeister geworden. Ein Faktor allerdings unterscheidet ihn wesentlich von den andern Kopfarbeitern — das ist die ihm aufgebürdete Notwendigkeit, mit Menschenglück und Menschenleben rechnen zu müssen. Sein Mut hat deshalb Ausdruck zu finden in seiner Charakterstärke, deren er unbedingt bedarf, um nicht unter dem Druck der auf ihm lastenden Verantwortung nervös zu werden und damit die erforderliche Ruhe zu verlieren. Sein Kopf muß klar bleiben für das blutige, folgenschwere Schachspiel, das er mit seinem Gegner auszufechten hat.

Die Durchführung dieser schwierigen Aufgabe des höheren Truppenführers verlangt, daß, soweit möglich, alle störenden Einflüsse in der Zeit seiner Führertätigkeit von ihm ferngehalten werden. Ein übermüdeter, frierender, hungernder, durchnäßter Herr vermag, besonders in vorgerückteren Jahren, nicht mit derselben geistigen Intensität und Klarheit zu arbeiten, als wenn er sich in jeder Beziehung in guter körperlicher Kondition befindet. Hierzu trägt nun der Kraftwagen in hohem Maße bei. Er bringt den General ohne Ermüdung auf den Platz seiner Tätigkeit; bei geeigneter Konstruktion mildert er die Witterungseinflüsse, ist Arbeitskabinett und führt alles Nötige zur Ernährung und Pflege seiner Insassen mit sich. Ein solcher Wagen muß also völlig schließbar, heizbar und so geräumig sein, daß in seinem Innern ein Kartentisch aufgeklappt werden kann, an dem einige Personen Platz finden. Gerade die bequeme Auslage der Karten und die Möglichkeit, die Verteilung der Truppen auf der Karte durch Fähnchen markieren zu können, erleichtert die Uebersicht sehr.

Wagen mit ähnlicher Einrichtung, wie sie vorstehend skizziert ist, sind auf Automobilausstellungen bereits in gut entwickelten Konstruktionen vorgeführt worden. Man hat sogar, wie ich glaube, des Guten mitunter zu viel getan, indem man sie gepanzert und mit Maschinengewehren versehen hat. Da es indes nicht der Beruf des höheren Offiziers



Hopfenlese. Nach einem Gemälde von Rudolf Hirth du Frênes

(Aus der deutschen Jahrhundert-Ausstellung)

ist, selbst zu fechten, auch nicht, sich in das feindliche Feuer zu begeben, so kann die Schutz- und Trutzbewehrung seines Wagens entbehrt werden. Man darf sogar sagen, daß es fast immer fehlerhaft ist, wenn der Heerführer persönlich in die Gefahrszone kommt, denn es ist zu viel verloren, wenn er außer Gefecht gesetzt wird. Die gepanzerten und bewaffneten Kraftwagen können zu manchen andern Gefechtszwecken in trefflicher Weise Verwendung finden, für die Wagen der Heerführer ist eine solche Konstruktion aber eher schädlich wie nützlich, weil durch sie die Wagen unnötig erschwert werden. Ein für den Transport von etwa sechs Personen — General, Stabschef, zwei Generalstabsoffiziere, Wagenführer, Ordonnanz — eingerichteter gedeckter Wagen hat schon ohne Panzerung ein so beträchtliches Gewicht, daß aller Grund vorhanden ist, alle irgend entbehrlichen Einrichtungen beiseite zu lassen.

Aber Vorsichtsmaßregeln nach andrer Richtung hin müssen zur Anwendung gelangen. Dem Wagen des Truppenführers muß ein ebenso eingerichteter Reservewagen beigegeben werden, der ihm stets für den Fall einer Betriebsstörung am eignen Wagen unmittelbar folgt. Er kann durch sonstige Offiziere des Stabes benutzt werden. Außerdem ist die Zuteilung von zwei Motorradfahrern erforderlich, um Befehle rasch übermitteln zu können, wenn die telegraphische oder telephonische Verbindung noch nicht hergestellt ist. In Feindesland besonders wird man dem Heerführer noch eine ebenfalls auf Kraftwagen beförderte Sicherheitswache beigeben müssen. Auch hierzu sind schon der Reserve halber zwei Wagen erforderlich.

Ein in das Gefecht vorrückendes Hauptquartier könnte also wohl zumeist mit vier Kraftwagen und zwei Motorrädern auskommen. Dieser Train ist klein im Verhältnis zu einem berittenen Stab, der in der hier in Betracht gezogenen Stärke 35—40 Pferde brauchen würde.

Allerdings werden die Pferde der höheren Stäbe durch die Automobile nicht ganz entbehrlich, da immer Lagen eintreten können, in denen ein Stab sich der Pferde bedienen muß. Sie sind deshalb in das Feld mitzuführen. Im Gefecht würden sie, nachdem der Stab mit seinen Wagen Aufstellung genommen hat, an diese heranzuziehen sein.

Trotzdem also die Wagen als eine Doppelausrüstung der Transportmittel der höheren Stäbe erscheinen, kann doch kein Zweifel darüber obwalten, daß die Kraftfahrzeuge die weiteste Verwendung für den gedachten Zweck finden werden. Sie sind ein Mittel zu einer bisher ungeahnten Stärkung der Arbeitskraft der Führer im Felde, und um dieses Ziel zu erreichen, ist kein Preis zu hoch. Man wird deshalb auch nicht vor der Notwendigkeit zurückschrecken dürfen, die Wagen für die höheren Stäbe bereits im Frieden zu beschaffen und sie dauernd in gebrauchsfähigem Zustand zu erhalten. Die zum Kriegsdienst aus dem Privatbesitz herangezogenen Automobile werden nur ausnahmsweise für die Zwecke der höheren Stäbe geeignet sein, so gute Dienste sie auch nach andern Richtungen hin zu leisten vermögen. Die im letzten Kaisermanöver gemachten praktischen Erfahrungen dürften mit diesen Darlegungen im wesentlichen übereinstimmen.

Frühling

Der Frühling kommt, kommt in der Frühe
Und wie ein holdes Wunder her.
Er lacht und leuchtet, und ich glühe
Und bin vor Freude schön wie er.

Wie holte ich in rauhen Tagen
Mir oft sein Bild zum Trost hervor
Und fiel es an mit meinen Klagen,
Nun steht er selber vor dem Tor.

Umjubelt von den Himmelssängern
Läßt er sein blaues Banner sehn
Und allen Gram- und Grillenfängern
Um ihre kalten Nasen wehn.

Da grünt's in den verstaubten Seelen,
Da werden alte Tage wach,
Wo einst aus ihren Kinderkehlen
Ein erstes Lenzfrohlocken brach.

Nun öffnen sie die dichten Fenster
Und ihre festen Türen auch,
Und alle Grillen und Gespenster
Entwirbeln wie befreiter Rauch.

Ich aber schreit' mit Zitherklängen
An meines Königs Seite hin,
Und nichts kann mich von ihm verdrängen,
Der ich sein treuster Sänger bin.

Gustav Falke

Aus Kindertagen

Eine Frühlingserinnerung

von

Adele Hindermann

Wer's dem Schneeglöckchen in den Vorgärten und den Strohhüten in den Schaufenstern noch nicht glaubt, daß es wirklich Frühling wird, der muß sich von den Spielzeugläden überzeugen lassen, in denen ganze Berge von bunten Bällen, Murmeln und Kreiseln augenfällig in die erste Reihe gerückt sind.

Alljährlich ertappe ich mich bei einem froh überraschten Gefühl angesichts dieser bunten — Frühlingsboten; ich bleibe stehen und sehe sie mir gründlich an.

Es wird mir so viel lebendig dabei: ein Kinderleben mit starkem Pulsschlag, die engen persönlichen Beziehungen zur Heimat, das Vertrautsein mit Menschen und Tieren, das wundervolle Losgehen auf eigne Faust. Ein voll gelebtes Kinderleben mit einer gesunden Mischung von Lachen und Tränen, ein Leben, bei dem die kleine Seele ganz satt wurde und kein Herzenskämmerchen leer blieb. — — — — — — — — — — — — — —

Warum wir so glücklich waren, wir Kinder einer kleinen Stadt? Weil keine Hand uns ängstlich über die Straße führte und wohlgesittetes Gehen von uns verlangte. Mit Kopfsprung gleichsam warfen wir uns hinein in die Freiheit, daß die Wogen der Freude über uns zusammenschäumten. Und diese Kinderfreiheit war randvoll angefüllt mit Dingen, die den Großen so zwecklos, den kleinen Leuten so wichtig erscheinen!

Immer hatten wir es sehr eilig. Nicht nur, daß alle „Saisonspiele“ abgearbeitet werden mußten, daß man dabei sein mußte, wenn Militärmusik durch die Straßen zog; auch alle freudigen Familienereignisse in Hunde- und Katzenkreisen galt es durch Wochenvisiten zu ehren, und von Zeit zu Zeit furchtlos in der Dämmerung durch den unheimlichen Klosterkreuzgang zu gehen — das war schlechthin Ehrensache. Gar nicht zu reden vom Veilchensuchen, vom Puppenkleidernähen und dem eignen kleinen Beet im Garten.

Tummelplatz: so ziemlich die ganze Stadt und noch ein Stückchen darüber hinaus. Da gab's so viele „komische“ Häuser mit seltsamen dunkeln Winkeln, halsbrecherischen Treppchen, mit Falltüren zum Keller und Bodenräumen, die nadelspitz am Giebel zusammenliefen — just wie wir's brauchen für Versteckspiele; auch für „Räuber und Gendarm“ ein geradezu vorbildlicher Schauplatz.

Für „Prickelnstehlen“ — übrigens wonnevoll aufregend! — brauchten wir einen der Kasernenhöfe, die ja — leider — noch andern Zwecken dienen mußten. Als man uns dort etwa sechsmal heruntergejagt hatte, fingen wir an, das übelzunehmen, schmollten nicht nur mit dem rücksichtslosen zweiten Bataillon, was diesem sehr schmerzlich gewesen sein muß, sondern redeten uns in eine derartig militärfeindliche Stimmung hinein, daß wir uns einmal, als das ganze Regiment mit klingendem Spiel vor die Kommandantur zog — beinahe nicht angeschlossen hätten.

Viel „Charakter“ hatten wir demnach nicht, das muß ich zugeben. Ich zweifle aber, ob wir uns damals den Kopf darüber zerbrochen haben; zu schnell gingen wir zur Tagesordnung über, rotteten uns an andrer Stelle zu ganzen Rudeln zusammen, von einem Tatendrang erfüllt, der oft die Frage: was nun? zu einer schwer lösbaren machte wegen der Ueberfülle der Möglichkeiten.

Ein Dutzend Stimmen schrien durcheinander, ohne einen Höllenlärm ging es bei diesem Kriegsrat nicht ab. Und noch heute bewundere ich die Duldsamkeit der Nachbarschaft, die diesen Massenausbruch einer tobenden Lebenslust ruhig über sich ergehen ließ.

Es gab wohl noch nicht so viele nervöse Leute wie jetzt. Heute sind die Großen reizbarer, die Kleinen lautloser. Alles ist gedämpfter geworden. Wann hören wir noch auf den Straßen einen Ruf aus vollen Lungen, ein klingendes Lachen und die hellen Laute froh erregter Kinderstimmen?

Unsre engen Straßen klangen davon wider, und nur wenn eine Polizeimütze auftauchte, flaute das Getöse erstaunlich schnell ab, entwirrte sich der wildbewegte Knäuel von Mädchen und Buben im Umsehen zu einigen kleinen Gruppen äußerst artiger Kinder von fast aufdringlicher Bravheit.

Das kam, weil wir der Polizei gegenüber nie ein ganz reinliches Gewissen hatten. Nicht nur wegen der Massenansammlungen und des Lärms. Auch wegen Veilchensuchens im Glacis außerhalb der Wege, wegen Schlidderbahnen auf dem Bürgersteig, wegen unbefugten Betretens der Bastion, wegen Schlittenfahrens ohne Klingel, wegen Schaukelns auf den Ketten am Kriegerdenkmal, wegen Herunterrutschens auf dem Geländer der St. Martinitreppe, wegen Anhängens an Wagen, wegen Herumkletterns am Uebungsgiebel der Feuerwehr, wegen Versteckens in den Amtsräumen des Regierungsgebäudes beim Räuberspiel und ähnlicher, Leben, Staat und Ordnung gefährdender übler Taten.

Jeder von uns hatte sein redlich Teil von diesem Register zusammengesündigt, daher das stete Unbehagen gegenüber der Staatsgewalt, die solche Ge- und Verbote vor die allernettesten Dinge zu schreiben für gut befand.

Daß sie unsreseits nicht berücksichtigt werden konnten, stand ohne weiteres fest. So blieb schon nichts andres übrig, als die leisen Gewissensnöte und die heimliche Angst vor dem Eingesperrtwerden zu den Dingen zu rechnen, die, wie etwa Schule, als unabänderlich einfach ertragen werden mußten.

Es gab noch so manches sonst, was wir keineswegs billigten, aber nicht abstellen konnten. Zum Beispiel, daß während der Kreiselzeit die Trottoirs, deren wir zu ungestörtem Spiel so dringend bedurften, für Erwachsene nicht gesperrt wurden. Ebenso waren sie uns bei „Himmel und Hölle“ — von uns weniger poetisch „Hinkepott“ genannt — sehr im Wege, die großen Leute. Wie manchmal verschoben sie achtlos den in die Figur geworfenen Stein, so daß nicht mehr festgestellt werden konnte, ob er diesseits oder jenseits des Kreidestrichs gelegen habe. Und so konnte es vorkommen, daß man sich ganz vergebens unter allerhand knifflichen Voraussetzungen bis zum „Himmel“ durchgehinkt hatte, was durchaus nicht leicht ist — wer's nicht glaubt, probiere es!

Jedenfalls respektiere ich heute noch jeden auf das Trottoir gemalten Hinkepott; und wenn ich nicht fürchten müßte, mich vor der kleinen Generation bis auf die Knochen zu blamieren, so möchte ich's gern noch mal versuchen — man hat doch einmal wirklich Nennenswertes auf diesem Gebiete geleistet!

Aber es ist nicht geschmackvoll, vertrocknete Lorbeeren wieder grün anstreichen zu wollen, und ihre Zeit liegt so weit, weit zurück!

Menschen und Dinge verändern sich. Auch der Schauplatz meiner Kindertaten hat ein andres Gesicht bekommen, alles sieht viel weniger malerisch und erheblich praktischer aus. Ich wage zu bezweifeln, daß die Baupolizei bei Abbrüchen und Neubauten auf angemessene Gelegenheit zum Versteckspiel genügend Rücksicht genommen hat. Auch möchte ich wohl wissen, wo die Kinder von heute „fipseln“ sollen, seit die Freitreppen mit ihren großen, tischhohen Steinquadern rechts und links wegrasiert sind von den Bürgersteigen.

Daß diese Steinquadern eigens für uns, und zwar zu Fipselzwecken, da waren, erschien uns selbstverständlich. Schon unsre Mütter hatten auf ihnen die Kugel oder den kleinen Ball springen lassen; ein leichte Ausbuchtung in der Mitte erzählte von der „Arbeit“ ganzer Kindergenerationen.

Wer kennt heute noch das Fipselspiel? Es setzt gewissermaßen Jonglierfähigkeiten voraus, denn da sind vier Holzklötzchen — wegen deren Lieferung gute Freundschaft mit irgendeiner Tischlerwerkstatt notwendig ist —, die unter sehr erschwerenden Umständen einzeln oder zusammen oder in möglichst schwieriger Reihenfolge von ihrem Platz genommen werden müssen, und zwar in dem beängstigend kurzen Zeitraum eines einmaligen Ballaufspringens. Daß sich dabei Momente von fast dramatischer, atemraubender Spannung ergeben, ist leicht ersichtlich, um aber den Ernst der Sachlage in unserm Falle ganz zu ermessen, denke man sich eine Stange Lederzucker als Preis für gute Leistungen ausgesetzt.

Wenn ich mich auf meine Erinnerung verlassen kann, so ist Lederzucker etwas Wundervolles. Weiß wie Schnee, klebrig, biegsam, ziehen kann man ihn und kneten, auch bleibt er so hübsch an den Zähnen haften. Ist das letzte Stück aufgesogen, so ist der Genuß damit noch keineswegs erschöpft, denn nun bleiben noch zehn Finger abzulecken, was überdies, wenn es Kinderfinger sind, als ein Reinigungsprozeß anzusehen ist, der das Nützliche mit dem Angenehmen verbindet.

Der Lederzucker aus der Lüsterrocktasche des Herrn Provisors war es, der uns an die Freitreppe der Bärenapotheke als Musterfipselplatz immer wieder fesselte, trotzdem diesem ein Uebelstand anhaftete: die bedenkliche Nähe der Kanalöffnung in der „Gosse“, die schon so manchen herabfallenden Ball verschlungen hatte.

Dieser unheimliche schwarze Schlund gab nichts wieder heraus, was er einmal verschlungen hatte, ganze Bächlein von Kindertränen rührten ihn nicht.



Jules Adler — Streikumzug im französischen Industriegebiet

Herr Döhnichen — so hieß unser Apothekerfreund — hatte mehr Mitleid mit uns; nicht nur, daß er bei solchen Unglücksfällen die Lederzuckerportion verdoppelte, er eröffnete sogar eine berückende Aussicht auf ein Wiedersehen mit dem lieben Ball, mehr noch: mit allen Bällen, die jemals in der dunkeln Tiefe verschwunden waren: „Der Kanal wird doch mal gereinigt! Es steigen Männer hinein, und am Ende —“

Ja, am Ende fanden sie den Schatz! Zwanzig Bälle vielleicht, ach was: fünfzig oder gar hundert! Eine Vorstellung, um schwindlig zu werden vor Glück, um zu träumen davon in der Nacht.

Aufgeregt steckten wir die Köpfe zusammen. Lieschen behauptete, ihr seien mindestens zehn Bälle schon hineingefallen, Trude übertrumpfte sie mit fünfzehn, und ich hätte so erschrecklich gern „zwanzig“ gesagt, obgleich ich mich nur auf drei Stück tatsächlich besinnen konnte. Jedenfalls war ich gerade mit einer blitzschnellen kleinen Unterhandlung zwischen Wunsch und Gewissen beschäftigt, wegen meines Anteils an der späteren Aufteilung des Schatzes, als eine gemeinsame Sorge die Parteien wieder zusammenführte: Wie, wenn der Kanal gereinigt wurde gerade während der Schulzeit!

Aengstlich sahen wir alle auf Herrn Döhnichen. Der strich gelassen über seine gelben Bartkoteletten und sagte: „Dann bin ich ja noch da zum Aufpassen.“

„Ja, wenn aber dann gerad' jemand kommt mit 'nem Rezept?“

„Dann wartet er hübsch, bis ich wieder hereinkomme. Kann ja das Kreisblatt lesen inzwischen.“

Ja, Herr Döhnichen, das war ein Mann nach unserm Herzen. Brennenden Kork fressen konnte er auch und mit den Ohren wackeln, und sticken konnte er auf Stramin, fast besser als wir.

So saßen wir manchmal alle auf der grünen Bank unter dem goldenen Löwen und schnakten klug mit ihm. Bis das Stillsitzen nicht mehr auszuhalten und der letzte Zucker von den Fingern geleckt war.

Was nun? Vielleicht ein bißchen in den Warenlagern der Nachbarschaft umhersteigen? Ach ja! Aufbruch: wie ein Schwarm gescheuchter Vögel.

Wieder eine andre Welt. Speicher unter spitzen Giebeldächern, stille, mit Warenballen vollgepackte Räume, immer kleinere Verschläge nach oben hin. Blaue Dämmerung, hie und da ein scharfer Sonnenstrahl, der eine goldige Brücke durch die Staubluft spann, so breit wie die kleinen Dachluken.

Hier wurden die wilden kleinen Mädchen still; das kam von den heimlichen Reizen der Einsamkeit, die unter den dicken Dachbalken träumte, von dem seltsamen Zauber der Lautlosigkeit rings umher, in die nur das Gurren der Tauben hineinklang und ein leises Gezwitscher aus den alten Gärten, tief, tief da unten.

Die Firma C. F. A. Stuckermann erfreute sich am häufigsten unsers Besuchs. Da enthielten die stramm gefüllten Säcke Farbenpulver, und wenn man mit den Fingern daran tippte, fiel ein feiner blauer, roter oder grüner Staub zu Boden. Außerdem hatte uns der alte Herr noch nie herausjagen lassen.

„Nicht an die Winde gehen!“ rief er uns nur nach, schickte auch wohl mal seinen Volontär, einen ungeheuer eleganten jungen Mann aus Bremen, herauf, um nach dem Rechten zu sehen. Aber da der Siebzehnjährige seinerseits dieser Mädchenrotte gegenüber mit einer tödlichen Verlegenheit zu kämpfen hatte, erkannten wir sofort unser Uebergewicht und legten ihm als Aufsichtsperson überhaupt keine Bedeutung bei.

Hier taten wir auch wirklich nichts „Unbefugtes“. Der lärmende Uebermut, der uns in den Straßen so manchmal mit der Staatsgewalt in Widerspruch setzte, verflüchtigte sich hier; sanfter wurden die Bewegungen, leiser die Stimmen, wo ein großes Schweigen unter hundertjährigen Dachsparren lastete; und die Verträumtheit dieser stummen Welt umspann uns mit ihrem weichen Schleier. Ganz eng rückten wir zusammen, erzählten uns Geschichten, sannen auch wohl ein Weilchen still vor uns hin.

Oder unterhielten uns, ganz wie große Leute. Sprachen von der Schule, von Abziehbildern und Modepuppen; verglichen unsre Sohlenlänge, die sich allmählich der kleinsten Damennummer näherte, probierten mit der Zungenspitze die Nase zu erreichen oder bohrten die dünn gewordene Stelle am Ellbogen des Aermels vollends durch, damit Mama sich demnächst genötigt sah, die Aermel bis zur Schulter abzuschneiden.

Es wurde ja Frühling!

Und das war alljährlich unsrer Erlebnisse stärkstes: dies verschwiegene Knospen und Drängen auf jedem Fleckchen Erde. Das war mehr als Freude, das ging tiefere Herzensregionen an; eine Befreiung war es, ein Heißhunger, der seine Sättigung fand, ein Sicheinsfühlen der Kinderseele mit allem, was da jung und triebkräftig aus der braunen Scholle in die Höhe strebte.

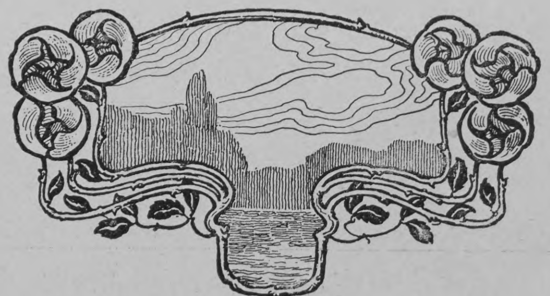
Ja, das etwa war's wohl; wir wußten's ja nicht zu sagen. Es saß uns im Herzen wie eine stumme Wonne, die den Atem versetzte, die nicht schöne Worte fand, um sich Luft zu machen. Vor dem ersten kleinen fröstelnden Veilchenknöspchen warfen wir uns ja auf die Knie, in heißer Zärtlichkeit, in wortlosem Entzücken über das bißchen Blau, das sich aus der Hülle des Kelchs herauswagte!

Es wird Frühling! —

Die Sonne will sinken; ausgelöscht sind die Goldtupfen auf den Säcken, auf unsern Kleidern.

Ein letzter Blick durch das Dachfenster. Drei, vier Köpfe drängen sich durch die schmale Luke: ein Gewirr roter Dächer unter uns, die Heimat, die liebe. Und ein stürmischer Lenzwind hat sich aufgemacht, er peitscht unsre Haare ostwärts, schwarze, braune, blonde, wirr durcheinander.

Eine Hand greift nach der Haarnadel und steckt allerlei Flatterndes fest am eignen Kopf zusammen. Sie hat blonde und schwarze Strähne erwischt, und das Losreißen tut ein wenig weh, aber lustig ist's doch; so ein rechter loser Streich des jungen Frühlingswindes!





Der letzte Stein wird auf den Turm des neuen Münchner Rathauses gesetzt

Vom neuen Münchner Rathaus

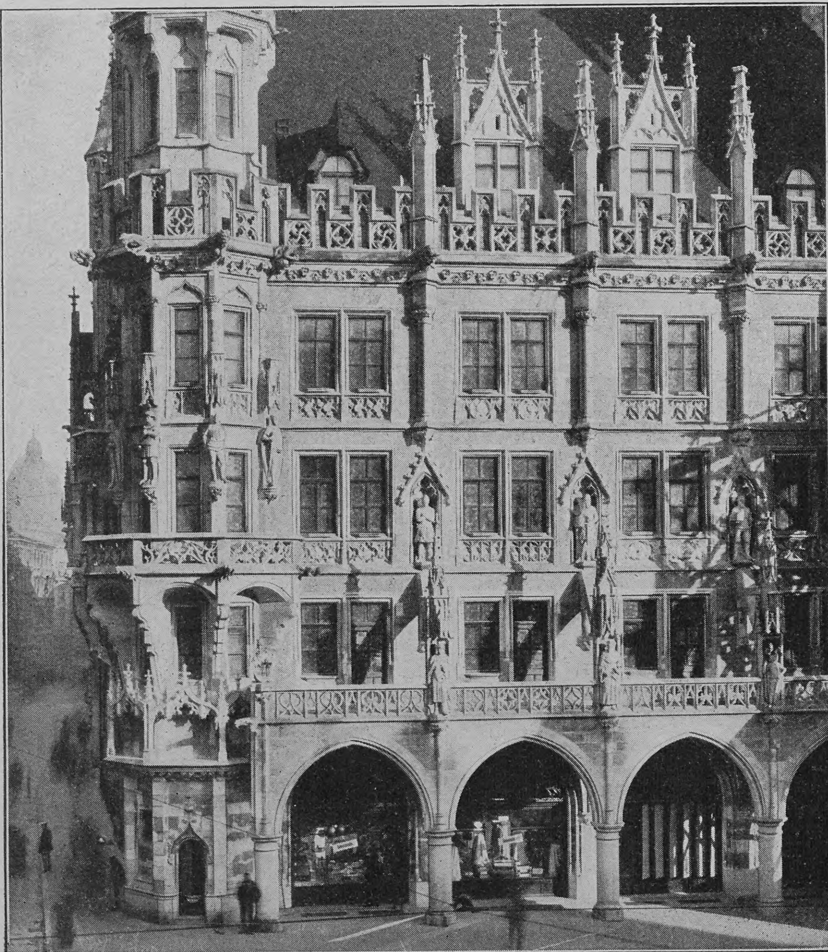
Von

Wilhelm Michel

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Jaeger & Goergen, München)

Am 25. August 1867 erfolgte die Grundsteinlegung zum Bau des neuen Rathauses. Der Bau erfolgte bekanntlich in zwei Abschnitten. Zunächst wurde der Teil an der Dienerstraße fertiggestellt, der nun schon seit über zwanzig Jahren im Dienste steht. Mit dem Ausbau des neuen Teils wurde am 20. März 1899 begonnen, und es werden sich wohl alle Hände fleißig zu rühren haben, damit es bis zum Ende dieses Jahres vollendet dasteht. Wesentliche Teile des Ausbaues sind jetzt schon fertig und bezogen. In dem Trakt an der Weinstraße, von dem wir eine Aufnahme bringen, hat sich eine Reihe von Geschäften niedergelassen, deren buntfarbige, flimmernde Warenauslagen in den spitzbogigen Fenstern mit dem schmiedeeisernen Maßwerk vornehm zur Geltung kommen. Auch die Fassaden an der Landschaftstraße und dem Marienplatz sind soweit fertiggestellt. Nur der gewaltige Turm, den man als Zeichen städtischen Machtbewußtseins, besonders als Symbol der städtischen Gerichtsbarkeit an vielen deutschen, belgischen, niederländischen Rathäusern findet, trägt um seine oberen Stockwerke noch den Schleier der Gerüstbauten. Er wird den hervorragendsten, betontesten Teil des Gesamtbaues bilden, wie sich das für seine wichtige Bedeutung als sichtbaren Sammelpunkt alles gemeindlichen Lebens nicht anders schickt. In massiver Entwicklung steigt er viereckig auf bis zum Hauptgesims. Unter demselben wird ein mächtiges mechanisches Spielwerk (Schäfflertanz und Ritterturnier), über demselben die Rathausuhr ihren Platz finden. Darüber setzt sich der viereckige Turmbau drei Stockwerke fort und endet mit zwei Achteckaufbauten in schicklicher Verjüngung. Unterm Turmhelm wird ein Glockenspiel angebracht werden. Dieser 80 Meter lange Riese wird wohl recht hoch und sehr „von oben herab“ auf den engen Marienplatz herniederschauen. Aber da er seiner Bedeutung nach nicht nur zu dem Platze, den er zunächst beherrscht, sondern auch zu allen Zugangsstraßen, ja zum ganzen Stadtbild in Beziehung zu treten hat, ist ihm dieser Hochmut nicht ernstlich zu verübeln. Die Architektur hat ja nicht nur die Aufgabe, das Raumbedürfnis zu befriedigen. Sie soll und will auch einen möglichst imposanten Ausdruck der „Baugesinnung“ schaffen. Sie will den Zweck, dem sie dient, auch künstlerisch charakterisieren. Architektur ist nicht nur Raumkunst, sondern auch Darstellungskunst. So wird man zwar, wenn man den fertigen Rathausbau nebst Turm von der gegenüberliegenden Wand des Marienplatzes mustern will, den Kopf ziemlich in die Höhe recken müssen. Aber dafür wird man auch ohne Cicerone beim bloßen Anblicke des Bauwerkes wissen, daß hier ein hochwohlweiser Magistrat und sein zahlreiches Beamtenheer für das Wohl der Stadt und ihrer Bürger tätig ist.

Professor Hauberrisser, der Erbauer des neuen Rathauses, steht als gründlicher Kenner der alten Bauformen, besonders der Gotik, schon seit Jahrzehnten in einem guten Ruf. Die Paulskirche in München, die Herz-Jesukirche in Graz, die Rathäuser in Kaufbeuren, Wiesbaden, St. Johann, die Burg Busau des Erzherzogs Eugen und zahlreiche andre öffentliche und private Bauten legen für sein Können und seine Kenntnisse ein beredtes Zeugnis ab. Selbst seine Wohnbauten zeigen ein starkes, ideales Streben, eine Lust an lebendiger, malerischer Raumgestaltung. Der Münchner Rathausbau zählt jedenfalls zu den dankbarsten, repräsentativsten Aufgaben, die dem Künstler in einem arbeitsreichen Leben zugefallen sind.



Westlicher Teil der Fassade am Marienplatz

Die gotische Architektur wurde im neuen Teile ähnlich wie am Altbau fortgesetzt. Der westliche Teil der Marienplatzfassade gewinnt einen besonderen Reiz durch die dem Erdgeschoß vorgelegten Arkaden, die mit ihrer tiefen Raum- und Schattenwirkung zu den schönsten baulichen Motiven zählen. Ihr kräftiges Dunkel, obwohl es nur ein optischer Eindruck ist, scheint den Bau zu tragen und erfüllt fast die Funktion eines Sockels. Sie machen gleichzeitig den Bau freundlich und behaglich, weil man mit ihnen unwillkürlich den Begriff des Schutzes vor Regen und Sonne und ganz im allgemeinen das wohltuende Gefühl der Geborgenheit verbindet. Ihre schmückende Wirkung beruht daneben vorzugsweise darauf, daß sich vor ihren Schatten die Linie des Bogens sehr rein und klar abzeichnet. Und diese schmückende Wirkung kommt nicht nur dem Bau selbst, sondern der ganzen Straße, dem ganzen Platze zugute. Das Motiv der Arkade zeigt sich besonders schön ausgebildet an den Rathäusern in Rothenburg, Bremen, Brüssel, Oudenarde, und

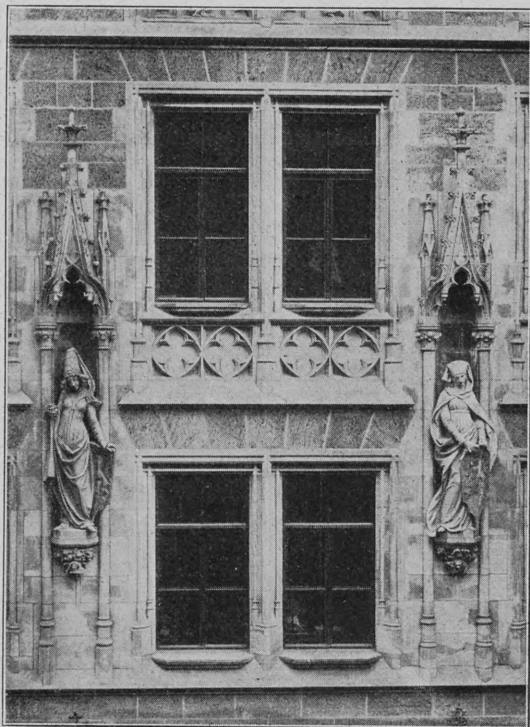


Mittelbau an der Weinstraße (Aufbau)

findet sich in alter und neuer Zeit an zahlreichen andern Orten, an öffentlichen und privaten Bauten, unter anderm auch in München selbst.

Der westliche Teil der Marienplatzfassade, den wir im Bilde bringen, schließt sich unmittelbar an den Turm an. Die erwähnten Arkaden tragen eine durchgehende Terrasse. Darüber hinweg schließen sich die Arkadenpfeiler mit gedrungenen Verstrebungen an den Mauerkern des Gebäudes an. Auf unsern Bildern werden diese Strebebögen durch Statuen und deren reichausgebildete Baldachine teilweise maskiert. Der obere Ansatz der Verstrebungen ist ebenfalls durch Statuen betont, die hier vor kleinen Nischen mit Maßwerk und angedeutetem Wimperg stehen. Die Kreuzblumen dieser Wimperge erscheinen zugleich als Sockelschmuck der Pfeilerbündel des dritten Stockwerkes, die auf massigem „Kämpfer“ nach gotischer Wasserspeierart ausgebildete Tierfiguren (Stier, Löwe, Affe) tragen. Sie markieren die Linie des Kranzgesimses, dessen Fuß als Schmuck einen erhabenen Blumenfries und darüber einen zinnenartigen, mit Maßwerk durchbrochenen Aufbau trägt. Quer durch die Senkrechten, die so vom Arkadenpfeiler bis zur Fiale über den Wasserspeiern durchgehen, laufen die Fensterreihen der drei Stockwerke. Die durchbrochene Brüstung der Terrasse, die mit abwechslungsreichem Maßwerk gefüllten Doppelkassetten unter den Fenstern und das Kranzgesims bilden eine vierfache Parallele, die zu den erwähnten Senkrechten in einer klaren Gegenbewegung steht. Das links befindliche Ecktürmchen leitet zur Fassade an der Weinstraße über. Es ist mit seinen drei umlaufenden Balkonen, seinen stark profilierten Konsolsteinen, seinem Schmuck von Skulpturen und Maßwerk besonders verschwenderisch ausgebildet. Die leeren, zierlich überdachten Kassetten unmittelbar über dem Erdgeschoß sind zur Aufnahme von Reliefs bestimmt, die durch eine Darstellung der Lindwurmsage der alten Bezeichnung dieses Ortes als „Lindwurmeck“ Rechnung tragen werden. Die Fassade an der Weinstraße läßt an reicher Schmuckwirkung gleichfalls nichts zu wünschen übrig. Sie hat mit Giebeln, Dachaufbauten, Mittelpartien, Ecktürmchen, Figuren mit Baldachinen, Erkern

und Balkonen eine sehr malerische Durchbildung erhalten. Von der hier sehr ruhigen Mauerfläche heben sich der figurale Schmuck und die angehäuften Erker und Balkone besonders vorteilhaft ab. Eine andre Abbildung zeigt die Hofansicht derselben Partie, mit Dachreiter, Kamin und dem schönen Treppengiebel der Feuermauer. In der Erwägung, daß die Höfe eines öffentlichen Gebäudes, in dem sich täglich ein so gewaltiger Verkehr vollzieht, gewissermaßen auch als öffentliche Plätze zu betrachten sind, hat der Erbauer auch auf die Hofausbildung großes Gewicht gelegt. Bekanntlich sind ihm auch hierin die alten Baumeister mit löblichem Beispiel vorangegangen. Ich darf daran wohl, vom Thema kurz abschweifend, folgende Bemerkung schließen. Wer Gelegenheit gehabt hat, in alten Häusern, auch aus der Zeit der Renaissance, die liebevolle Durchbildung der Hoffassade auf sich wirken zu lassen, der wird es lebhaft bedauern, daß die modernen Bauten all ihren Aufwand an Schmuck und architektonischer Gestaltung so ausschließlich nach der Straße verlegt haben. In der Regel freilich kommt es auch bei besseren modernen Wohnbauten gar nicht zur Anlage eines „Hofes". Was so heißt, ist gewöhnlich



Detail von der Fassade an der Weinstraße

nur ein enges Plätzchen, das durch eine trübselige niedere Mauer gegen das Innere des Häuserblockes abgeschlossen wird. Aber selbst da, wo ein wirklicher Hof vorhanden ist (was bei tiefen Baublöcken öfters vorkommt), bleibt die Hofansicht des Gebäudes roh und traurig. Und doch bietet der Hof eine viel bessere Gelegenheit zur Entfaltung von Schmuckwirkungen als die Straße. Denn die Straßenfront hat stets nur eine Fläche, die Hoffassade aber bietet deren fast immer zwei, in glücklichen Fällen auch drei und vier, die sich in ihrer Wirkung gegenseitig lebhaft unterstützen. An Bestrebungen, die dem Hofe sein architektonisches Recht wahren wollen, fehlt es nicht. Man kann ihnen nur von Herzen den besten Erfolg wünschen.

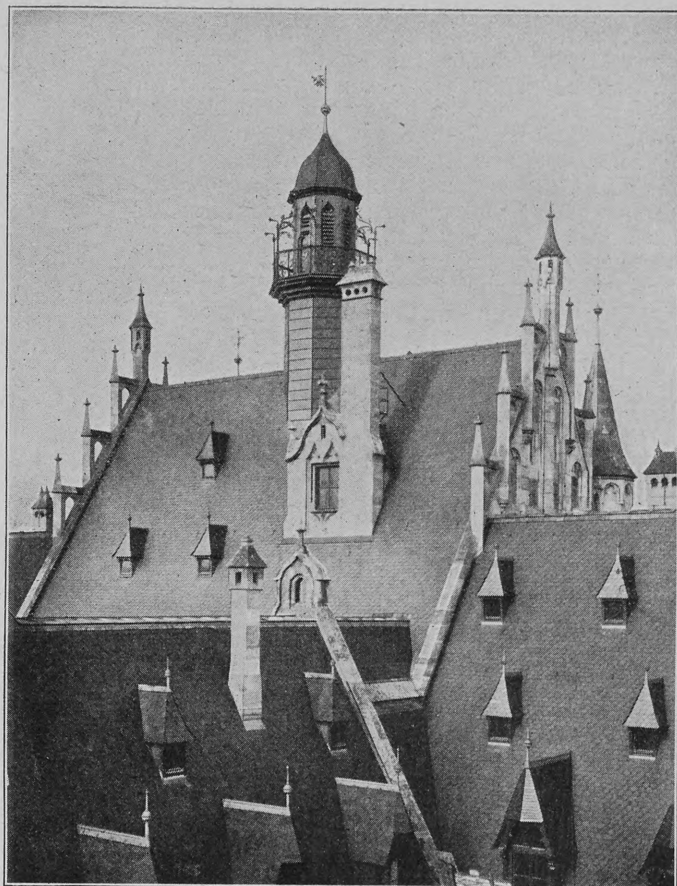
Die Fassade an der Landschaftstraße mußte sich naturgemäß in bescheideneren Formen bewegen. Die Straße hat zwar durch den Rathausausbau etwas an Breite gewonnen, doch dürfte diese auch jetzt kaum mehr als fünf Meter betragen. Bei einem so geringen Rücktritt verbot sich eine reichere architektonische Ausbildung von selbst.

Die Fronten, die wir so umwandert haben, zeigen folgende Längenmaße: Am Marienplatz (die Hauptfassade) 98,50 Meter, wovon auf den Ausbau 50,50 Meter, also etwa die Hälfte, entfallen; an der Weinstraße 86 Meter; an der Landschaftstraße 111 Meter; an der Dienerstraße (Front des alten Teiles) 85 Meter. Der Grundriß hat demnach annähernd eine rhombische Form.

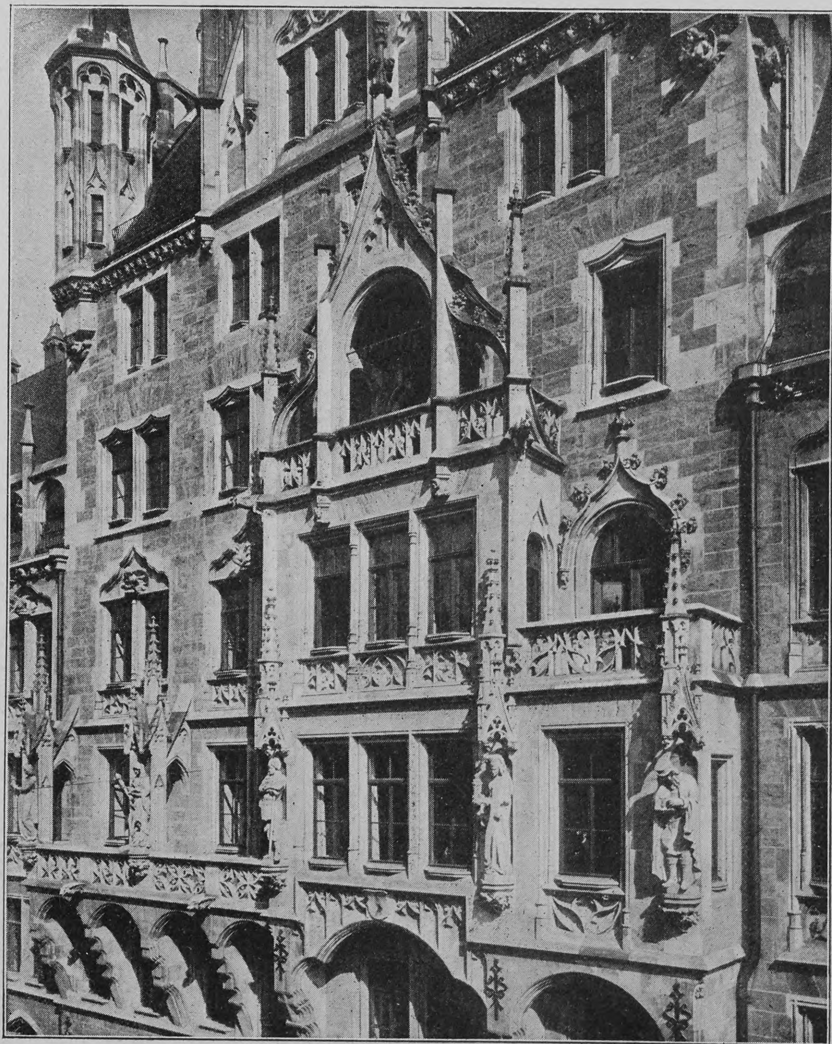
Der Innenausbau ist noch nicht so weit vorgeschritten, daß sich viel von ihm erzählen ließe. Es sei daher nur die reizende steinerne Wendeltreppe erwähnt, die abseits vom Hauptaufgang die Stockwerke miteinander verbindet.

Wie die Abbildungen zeigen, hat sich der Erbauer in allen Teilen die Schöpfungen der Gotik zunutze gemacht. Er hat dabei eine große Kenntnis seines Stoffes und ein feines Gefühl für dessen Eigenart bekundet. Ihn nach modernen Prinzipien umzubilden, fühlte er sich nicht veranlaßt, um so weniger, als man zur Zeit der Erbauung des älteren Rathaustraktes von einer modernen Baukunst noch nichts wußte. Im übrigen kann man nur hoffen, daß in Zukunft neue Aufgaben neuen zeitgemäßeren Lösungen werden entgegengeführt werden. Der beliebte Einwand, daß unsre moderne Baukunst monumentalen Aufgaben noch nicht gewachsen sei, trifft heute ganz sicher nicht mehr zu. Wer beispielsweise die Entwürfe zum Neubau des bayrischen Verkehrsministeriums gesehen hat, wird die Haltlosigkeit dieses alten Vorurteils zugeben müssen. Auch in diesem Falle hat man sich zur Annahme eines von alten Vorbildern abhängigen Entwurfs entschlossen. Auf die Dauer aber wird das Neue vermöge der ihm innewohnenden urwüchsigen Ueberzeugungskraft doch das Feld und den Sieg behalten. Einstweilen wäre es falsch, wollte man sich durch löbliche Parteinahme für das Fortschrittliche den Blick für die Vorzüge des Alten trüben lassen. So läßt sich auch dem Rathausbau eine vorzügliche Gesamtwirkung nicht bestreiten. Sie ist reich, aber nicht überladen. Die kluge, übersichtliche Gliederung trägt sowohl der Gesamterscheinung des Baues wie seinen einzelnen Teilen ausgiebige Rechnung. Die Fülle des Skulpturenschmuckes bringt doch keine Verwirrung hervor. Linien und Einheiten sondern sich überall klar heraus. Wenn vom Gesamteindruck die Rede ist, möge ein Moment nicht vergessen werden, das zur malerischen Wirkung des Ganzen nicht wenig beiträgt: der Stein. Von dem reichen Nuancenspiel der Quadern geben sogar unsre stark verkleinerten Abbildungen noch einen Begriff, besonders diejenigen von der Weinstraßenfassade. Alle Steinmetzarbeiten bestehen aus Kelheimer Kalkstein, dessen feines Korn und feste Struktur ihn zu solchen Zwecken hervorragend geeignet machen. Zu den Mauerflächen, Wölbungen und so weiter ist Tuffstein verwendet, ein herrliches Material, das mit seinen zahlreichen kleineren oder größeren Hohlräumen bald heller, bald dunkler, bald glätter, bald rauher erscheint. Es steht zu dem durchgehends lichteren Kalkstein in einem sehr pikanten Gegensatz. So herrscht schon im Rohstoff des Bauwerkes ein reiches Leben, das bereits dem Neubau das allzu Neue und Glatte benimmt. Es vertieft die Wirkung der Formen ganz außerordentlich und gibt ihnen eine Vornehmheit, eine Würde, die ihnen sonst nur das Alter, der „Zahn der Zeit", verleihen könnte. Mit spielerischer Laune verstreut der Stein seine optischen Effekte über die ganze Fassade, selbst diejenigen Flächen noch brechend und belebend, an denen die unersättliche Formgier der Gotik vorübergehen mußte. Diese Schönheit, die der Stein bewirkt, ist regellos, inoffiziell und anscheinend unbeabsichtigt. Aber sie gibt dem Ganzen doch die letzte Würze, die letzte Bindung und spielt mindestens eine ebenso wichtige Rolle wie beispielsweise der Firnis in der Malerei.

Ein ganzes Kapitel für sich bildet der figürliche Schmuck des Gebäudes und seine Bedeutung. Die bayrischen Herzöge, Kurfürsten und Könige haben — wie es sich gebührt — die besten Plätze erhalten. Sie nehmen, vom Eckturm an der Weinstraße angefangen, die ganze Marienplatzfassade in Anspruch. Rechts neben dem Turm, in der Mitte der Gesamtfront, wird auf einem massigen Unterbau von Pfeilern das von kostbaren Baldachinen überdachte Erzstandbild des Prinzregenten seinen Platz finden. Im übrigen wiegen nach altem Brauch allegorische Figuren vor. Da sind vor allem die acht bayrischen Kreise, ferner Sinnbilder für den Geschäftsgang des Rathauses (Schule, Hygiene, Baukunst und die Armenpflege mit dem Brotkorb). Andre Statuen stellen die Stände dar: Kunst, Wissenschaft, Handel, Nährstand, Kunstgewerbe und so weiter. Sie sind an der Weinstraße untergebracht. Ueber ihnen befindet sich eine recht gemischte Gesellschaft: die



Hofansicht mit Dachreiter und Feuermauergiebel



Mittelbau an der Weinstraße (Unterbau)

heilige Elisabeth, die Ratschkathl, der Geiz, der Narr, Lukrezia, die Bürgertreue, die Musik, der Protz, die Aufklärung, der Zopf, der Trinker, die Klosterfrau, der Turner — ein steinerner Maskenball, wie man sich ihn bunter gar nicht wünschen kann. Ganz ins Reich des Allegorischen begeben sich wieder die vier Elemente Feuer, Wasser, Luft und Erde. In der Landschaftstraße wird die Trennungslinie zwischen dem alten und neuen Teil durch einen — Esel markiert, der für mich zur Sphinx wurde, denn meiner Frage nach seinem Rätsel wich man mit diskretem Lächeln aus. In seiner Nachbarschaft verewigen Sarah und Abraham die alte Bezeichnung der Straße als Judengasse. Am Hauptgesims in der Weinstraße sind als groteske Halbfiguren Maurer, Steinmetzen, Bildhauer, Zimmerleute, Dachdecker, Kaminkehrer und so weiter zu sehen. Unverfälschte Münchner Typen lehnen sich daneben grinsend über die Weinstraße heraus, Existenzen, denen man in dieser unschädlichen Höhe entschieden lieber begegnet als zur Nacht auf einer Vorstadtwiese. Außer diesen Ganz- und Halbfiguren treiben sich an Konsolen, Sockeln und Gesimsen noch eine große Anzahl minderen Gewürms herum, Tiere, Schalksnarren, ich glaube auch Engel — lauter lustige Schnurren voll jenes derben Humors, den deutsche Baukünstler von jeher gern sein Spiel haben treiben lassen. Daß in dieser ganzen Gesellschaft St. Benno, Münchens Schutzpatron, nicht fehlen darf, versteht sich von selbst, ebenso, daß auf der höchsten Spitze des Turmes niemand anders thront als das Münchner Kindl mit seiner freundlichen Willkommsgebärde. Kupferschmied Kiene hat es nach einem Entwurf des Bildhauers Kaindl in Kupfer getrieben.

Unbekannte Aphoristen

Von

Otto Weiß

I

Nicht nur unter Schriftstellern, auch unter Leuten andern Berufs, sogar jeden Berufs gibt's Aphoristen. Man kennt sie allerdings nicht in dieser Eigenschaft; doch sie existieren. Folgende Zitate mögen es beweisen.

Ein Regisseur sagte: „Im Leben wird oft besser Komödie gespielt als auf der Bühne."

*

Ein Anatom: „Obgleich das Gehirn der edelste Teil des Menschen ist, arbeitet es zunächst für den Magen."

*

Ein Kreisrichter: „Unglaublich, wie schlecht das Beste sein kann!"

*

Ein Astronom: „Schon auf manche fiel ein Glück vom Himmel, das sie zerschmetterte."

*

Ein Pädagoge: „Einer unter allen Lehrmeistern läßt sich die höchsten Honorare zahlen: — das Leben."

*

Ein Architekt: „Zu den herrlichsten Schlössern dieser Welt gehören unstreitig — die Luftschlösser. Nur haben sie einen Fehler: sie sind nicht dauerhaft genug gebaut."

*

Ein Maler: „Wie häßlich wären viele Porträts, wollten wir auch das Innere der Menschen malen!"

*

Ein Uhrmacher: „Wenn man fürchtet, geht der Uhrzeiger rasch — wenn man hofft, geht er langsam!"

*

Ein Buchhändler: „Viele Gebildete lesen nur jene Worte gern, die andre gern lesen."

*

Ein Ohrenarzt: „Es gibt schwerhörige Politiker, die das Grollen der Massen nicht vernehmen."

*

Ein Straßenreiniger: „Mögen Genies und Idealisten die Welt noch so eifrig auskehren — viel Schmutz wird's da immer geben!"

*

Ein Badediener: „Manche besitzen so wenig Scham, daß sie nur dann erröten — wenn man sie massiert."

*

Ein Setzer: „Gewissen Journalisten die Schlagworte nehmen — hieße ihnen das Brot nehmen."

*

Ein Techniker: „Apparate gibt's, die funktionieren so schlecht, als wären's vernunftbegabte Wesen."



Einfassen des Randes

Die Spankorbindustrie im oberen Erzgebirge

Von

Dr. B. Gätjen

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

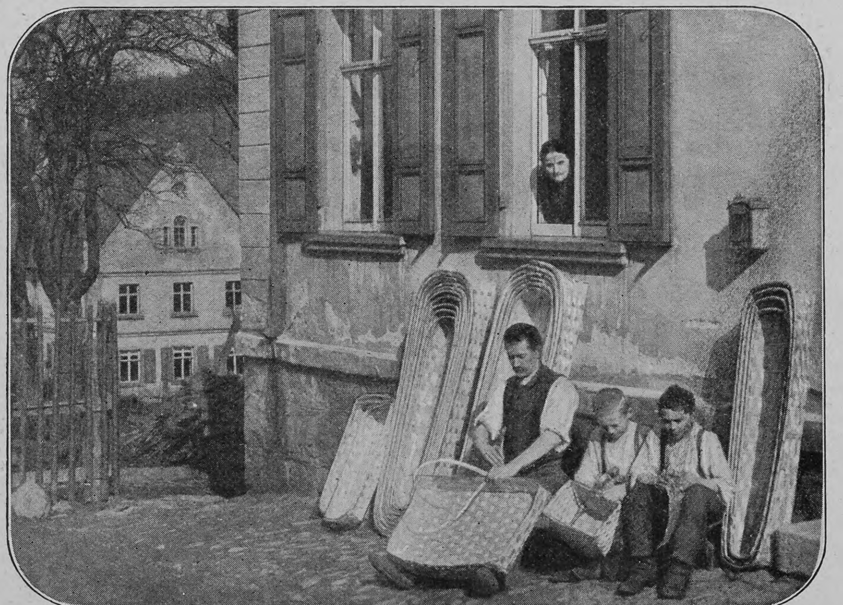
Die Ausstellung von Erzeugnissen der Heimarbeit, die vor einiger Zeit in Berlin stattfand, hat in allen Kreisen der Bevölkerung ein tiefes Interesse erregt. Hauptsächlich wandte sich das Interesse des Besuchers — und damit war ja auch der eigentliche Zweck der Ausstellung erreicht — der Lohnfrage zu, weniger den ausgestellten Gegenständen selbst. Es zeigte sich, daß all die bekannten Erzeugnisse der Heimarbeit, die Spielsachen vom Thüringer Wald, die Holzschnitzereien von Oberammergau, die Klöppelspitzen aus dem Erzgebirge und so weiter, zu einem so geringen Preise hergestellt werden, daß die Besucher mit Erstaunen ausriefen: „Wie ist es nur möglich, bei einer solchen Bezahlung das Leben zu fristen!" Und von allen Seiten wurde anerkannt, daß hier ein Wandel geschaffen werden müsse.



Schnitzen der Späne

Ich möchte den Leser heute mit einer Hausindustrie bekannt machen, deren Erzeugnisse auf der Ausstellung meines Wissens nicht zu sehen waren, mit der eigenartigen Spankorbindustrie im oberen Erzgebirge. Es ist nur ein kleiner Bezirk, in dem sie blüht; vor allem sind es die Orte Bockau und Lauter, und dann in geringerem Maßstabe Jägersgrün und Sosa, aber es leben doch Hunderte von Personen, Männer Frauen und Kinder, davon und finden dabei ihren sicheren, aber leider nur kargen Verdienst. Die Spankörbe sind in dieser oder jener Form, als Kinderspielkörbchen, als leichte Köfferchen, als Emballagekörbe für Obst- und Beerenversand und so weiter, gewiß jedem Leser wohlbekannt, aber es werden nicht viele wissen, woher sie stammen und wie sie hergestellt werden. Ich will den Leser nach einem der Hauptorte der Spankorbindustrie, nach dem in einem Seitentale der Zwickauer Mulde herrlich gelegenen Bockau führen, wo ganze Familien durch diese Heimarbeit ihren Lebensunterhalt erwerben. Dort wohnen die fleißigen Arbeiter in meistens hübsch und sauber gehaltenen kleinen Häusern, bei denen ein kleiner Ziergarten fast nie fehlt und die besonders durch die fast stets zu findenden Blumen und Blattpflanzen vor den Fenstern ein freundliches Aussehen haben. Auch viele alte, mit Holzschindeln gedeckte und mit zierlichen Wetterfähnchen versehene Holzfachwerkhäuser sind noch zu sehen und machen in ihrer eigenartigen Bauart einen besonderen Eindruck.

Zur Herstellung der Spankörbe eignet sich hauptsächlich die Fichte, und zwar am besten die aus einem mindestens vierzigjährigen Bestande. Sie muß möglichst astrein sein und „klarjährig", das heißt, sie muß möglichst langsam gewachsen sein und gleichmäßige Jahresringe aufweisen. Der Durchmesser der Stämme muß mindestens 15 Zentimeter sein; doch je stärker sie sind, desto besser und leichter sind sie zu verarbeiten. Der Preis für diese Hölzer stellt sich, da ja nur ausgesuchte Stämme gebraucht werden können, recht hoch, er schwankt zwischen 18 bis 30 Mark für den Festmeter. Hierzu kommen noch die Kosten für die Abfuhr aus dem Walde. Wir werden sehen, daß dieser hohe Preis bei der Berechnung des Verdienstes von ausschlaggebender Bedeutung ist. Die Stämme werden, nachdem sie eine gewisse Zeitlang gelagert haben, in passende Klötze zersägt. Die Klötze werden dann, wie auf unsrer Abbildung zu sehen ist, mittels Beil und einem oder zwei Eisen oder harten Holzkeilen gespalten und in einzelne Stecken zerlegt. Der Arbeiter schnitzt nun entsprechend den Jahresringen mit einem scharfen Schnitzmesser die einzelnen Späne ab, die je nach Bedürfnis breit bleiben oder abermals in schmale Späne geteilt werden. Nun beginnt die eigentliche Herstellung des Korbes, wozu meistenteils sogenannte Bodenformen benutzt werden, über die dann der Korb geflochten wird. Aber viele, be-



Arbeit auf offener Straße; die langen Körbe dienen zum Verschicken von Blumen und Palmzweigen

sonders ältere und gewandtere Arbeiter brauchen diese Formen nicht, sondern fertigen den Boden aus freier Hand an. Hat derselbe die gehörige Größe erreicht, dann werden die Späne umgebogen und die Seitenwände der Körbe geflochten. Man nennt dies den Korb „aufrichten". Die nun „aufgerichteten" Schienen werden dann mit sogenannten „Einflechtschienen" eingeflochten, eine Arbeit, die meistenteils den Frauen und Kindern zufällt. Soll ein Henkelkorb entstehen, so muß der Arbeiter als mittlere Schiene eine besonders lange nehmen. Die beiden hervorstehenden Enden werden dann oben vereinigt und mit sogenannten „Wickelschienen" umwickelt. Um den Rand der Körbe nun gleichmäßig zu machen, werden dann noch die hervorstehenden Schienen umgeknickt, zwischen den Einflechtschienen befestigt


Kinder bei der Arbeit


Ablieferung der fertigen Körbe

und nochmals mit „Einfaßschienen" eingefaßt. Auf diese Weise entsteht im großen und ganzen jeder Korb, er mag eine Form haben wie er will. Interessant ist es, daß fast nie ein und derselbe Arbeiter den Korb von Anfang bis zu Ende fertigt, sondern daß den Männern meistens nur die erste Arbeit, das Spalten, Schnitzen und Bodenschienen zukommt, während das Einflechten und Einfassen den Frauen und Kindern zufällt. Sollen die Körbe bunt werden, dann werden die Schienen einfach je nach Wunsch in rote, grüne, violette und dergleichen Anilinfarbenlösungen getaucht, lufttrocken gemacht und dann eingeflochten.

Es gibt eine große Anzahl von Formen und Größen dieser Spankörbe. Da sehen wir die mächtigen, zirka $1^1/_2$ bis 2 Meter langen, schmalen und niedrigen, mehr deckelartig aussehenden Körbe, wie sie von den großen Gärtnereien zum Versand von Palmzweigen und so weiter gebraucht werden. Daneben gibt es hohe, würfelförmige, große Körbe mit und ohne Deckel, die hauptsächlich für Strohhutfabriken und ähnliche zum Versand ihrer Erzeugnisse angefertigt werden. Koffer in allen Größen, längliche Henkelkörbe für den Versand von Obst und Beeren, die bekannten sogenannten Frühstückskörbe, wie wir sie aus den Schaufenstern der Delikateßgeschäfte kennen, hübsche Tragkörbe, sogenannte „Butten" und die bekannten kleinen bunten Henkelkörbe für Kinder folgen. Eine besondere geschweifte Art von kleinen ovalen Henkelkörbchen geht hauptsächlich nach Paris, um den Französinnen als Blumenkörbchen zu dienen. Es gäbe noch viele Arten aufzuzählen, aber die genannten mögen genügen, um die mannigfaltige Verwendung der Spankörbe zu zeigen. Was sie besonders zu Emballagezwecken geeignet macht, ist ihre verhältnismäßig große Festigkeit und ihr geringes Gewicht. Für den Versand von Lebensmitteln eignen sie sich deshalb besonders, weil sie der Luft Zutritt gewähren.

Fragen wir nun, was verdient denn so ein Korbmacher oder so eine Korbmacherfamilie pro Tag, dann müssen wir leider auch hier feststellen, daß der Lohn in keinem Verhältnis zu der Arbeit und den hohen Kosten des Materials steht. Ein Korbmacher kann, wenn er gewandt ist, bei täglich vierzehn- bis fünfzehnstündiger Arbeit etwa 2,50 Mark verdienen und, falls ein oder zwei Kinder mithelfen, vielleicht 3 Mark; das ist zirka 20 Pfennig in der Stunde, nach Abzug der Unkosten für Licht und Heizung noch weniger. Und wie häufig kommt es vor, daß das „Korbholz", die Fichte, sich beim Durchsägen als nicht geeignet zum Flechten zeigt! Dann kann er das teure Holz nur zum Teil gebrauchen und muß den Rest zum Flicken oder gar als Brennholz verwenden. Für die bekannten kleinen bunten Kinderspielkörbe, die meistenteils auch von Kindern angefertigt werden, werden für das Dutzend 25 bis 60 Pfennig bezahlt, und es muß ein Kind schon sehr fleißig sein, wenn es an einem Tage ein bis zwei Dutzend fertig stellen will. Trotz dieser niedrigen Löhne beträgt der Jahresumsatz in Bockau allein doch reichlich 100000 Mark. Bemerken will ich noch, daß die Herstellung von Spankörben, abgesehen von den meist viel zu kleinen und dunkeln Arbeitsräumen, an und für sich eine gesunde Arbeit ist. Uebrigens scheinen die Tage der Spankorbflechterei im Erzgebirge gezählt zu sein, und zwar aus folgenden Gründen.

Da die Preise für das Holz immer höher werden und da es in einer Reihe von Jahren auch an geeigneten Fichtenstämmen fehlen wird — denn die jetzt gepflanzten Fichten wachsen zwar schneller wie die früher ausgesäten, aber nicht so astrein —, so ist in absehbarer Zeit wohl das Ende dieser jetzt noch so bedeutenden Hausindustrie zu erwarten. Auch das Entstehen von großen Fabriken im Erzgebirge, wie Papierfabriken, Emaillier- und Stanzwerke und so weiter, bewirkt, daß sich viele Personen von dieser Heimarbeit abwenden und in zehnstündiger Arbeit in der Fabrik einen höheren Lohn verdienen. Verhältnismäßig nur noch wenige Kinder erlernen die Spankorbanfertigung als eigentlichen Hauptberuf. Jetzt aber sieht man noch in vielen Häusern die fleißigen Hände von Vater, Mutter und Kindern an der Arbeit, unermüdlich einen Korb nach dem andern verfertigend. Oft reicht nur die kleine Stube als Werkstätte nicht aus, und auf offener Straße unter freiem Himmel kann man bei schönem Wetter die fleißigen Leutchen bei der Arbeit sehen. Und an den bestimmten Ablieferungstagen der Woche sieht man groß und klein die Körbe, zu großen Packen auf Tragkörben aufgebaut oder auf Schubkarren zu den Händlern bringen. Die Händler wiederum schaffen sie in hochgetürmten Wagenladungen zum Bahnhof, von wo dann die Körbe ihre weite Reise aus der engen Stube des erzgebirgischen Heimarbeiters in die großen Städte des Kontinents und nach Großbritannien antreten. Das Hauptabsatzgebiet sind naturgemäß die großen Städte Deutschlands; aber auch nach dem Ausland, z. B. wie oben schon erwähnt nach Paris und London, geht der Versand.

Wenn auch ein Vergleich der Spankorbflechterei im oberen Erzgebirge mit der Mehrzahl der auf der Berliner Ausstellung vertretenen Hausindustrien sehr zugunsten der ersteren ausfällt, man wird bei einer Betrachtung der dortigen Arbeits- und Lohnverhältnisse nicht geradezu erdrückt von der Wucht sozialer Verantwortlichkeit, so wäre doch sehr zu wünschen, daß auch bei dieser Heimarbeit die Löhne bald höhere würden, damit es den fleißigen Verfertigern vergönnt wäre, nach anstrengender, aber auch lohnender Arbeit in der engen Stube sich ihrer herrlichen Heimat mit ihren waldigen Bergen und rauschenden Bächen sorglos erfreuen zu können!


Transport zum Bahnhof

Notizblätter

General von Prittwitz und Gaffron

An Stelle des kürzlich einem Herzschlag erlegenen Generals Stötzer hat der bisherige Kommandeur der 8. Division, General Max von Prittwitz und Gaffron, als kommandierender General des XVI. Armeekorps in Metz die Grenzwacht gegen Westen übernommen. General von Prittwitz, der als ein außerordentlich energischer, umsichtiger und kaltblütiger Führer gilt, steht im achtundfünfzigsten Lebensjahre; er ist am 27. November 1848 zu Bernstedt geboren. 1866 trat er in die Armee ein und wurde am 14. November 1867 zum Leutnant ernannt. Im Feldzug gegen Frankreich 1870/71 kämpfte er mit Auszeichnung und erwarb sich das Eiserne Kreuz. 1875 wurde er Premierleutnant und 1879 Hauptmann. Als solcher wurde er in den Großen Generalstab berufen, dem er dann mit nur vereinzelten Unterbrechungen bis zu seiner Ernennung zum Regimentskommandeur ständig angehört hat. Nachdem von Prittwitz 1886 zum Major befördert war, wurde er 1888 zum Generalstabsoffizier der 6. Division, 1890 zum Generalstabsoffizier bei der Kommandantur von Königsberg, 1891 zum Kommandeur des 1. Bataillons des 43. Infanterieregiments ernannt und in dieser Stellung 1892 zum Oberstleutnant befördert. Wenige Monate später wurde er an die Spitze des Generalstabs des IX. Armeekorps berufen, dessen damaliger Kommandeur, Graf Waldersee, in ein äußerst herzliches Freundschaftsverhältnis zu Herrn von Prittwitz trat und große Stücke auf seinen Generalstabschef hielt. Dieser wurde 1894 zum Obersten befördert und übernahm 1895 das Kommando des Grenadierregiments Graf Kleist von Nollendorf (1. Westpreußisches) Nr. 6. Nachdem er dann schon 1897 mit der Führung der 20. Infanteriebrigade in Posen beauftragt worden war, wurde er 1898 zu deren Kommandeur unter gleichzeitiger Beförderung zum Generalmajor ernannt und trat 1901 als Generalleutnant an die Spitze der 8. Division in Halle.



Phot. A. Pieperhoff, Halle

General von Prittwitz und Gaffron, der neue Korpskommandeur in Metz



Phot. W. Kloppenburg

Maxim Gorki auf seiner Amerikareise

Maxim Gorki in Amerika

Der russische Dichter Maxim Gorki, der sich kürzlich von Berlin aus nach den Vereinigten Staaten begab, hat dort im freien Amerika Dinge erlebt, die er nicht erwartet hatte. Man nahm in New York Anstoß daran, daß der Dichter, der von seiner Frau getrennt lebt, mit seiner Freundin, der russischen Schauspielerin Andrejewa, reist, und das Paar wurde aus drei Hotels ausgewiesen. Ein in Boston für den Dichter geplanter Empfang wurde von dem Gastgeber abgesagt, ebenso ein Diner, das die Schriftsteller New Yorks Gorki zu Ehren geben wollten. Nur einzelne amerikanische Schriftsteller nahmen sich seiner an. Diese Vorgänge haben eine Anzahl der namhaftesten russischen Schriftsteller veranlaßt, ihren amerikanischen Kollegen in einem geharnischten „Protest“ die Leviten zu lesen, indem sie ihnen Verletzung der Grundbedingungen des Kulturlebens vorwerfen und ihnen ihre tiefempfundene Entrüstung aussprechen.

Von den olympischen Spielen in Athen

Zu den olympischen Spielen in Athen haben sich die hervorragendsten Vertreter des Sports und der Gymnastik aus zahlreichen Kulturländern zusammengefunden, um in friedlichem, wiewohl scharfem Wettstreit ihre Kräfte miteinander zu messen. Schon im Jahre 1896 waren auf dem klassischen Boden Athens diese uralten Wettkämpfe in moderner Form erneuert worden, doch bewegten sich die damaligen Veranstaltungen noch in ziemlich engen Grenzen, während die Spiele diesmal einen in jeder Hinsicht großartigen Charakter tragen. Sie wurden am 22. April in Anwesenheit der griechischen Königsfamilie und ihrer Gäste, des englischen Königspaares, des Prinzen und der Prinzessin von Wales, des Prinzen Battenberg u. a., feierlich eröffnet. Das Stadion war bis auf den letzten Platz besetzt. Auf einen Wink des Kronprinzen Konstantin öffnete sich das Tor in den Propyläen, und die Athleten, nach Nationen um ihre Fahnen geschart, gegen tausend an der Zahl, hielten ihren Einzug, die Deutschen an der Spitze und die Griechen ganz zum Schluß. König Georg erklärte nun die Spiele für eröffnet, und nach einer Jubelhymne marschierte die griechische Riege ein, um Freiübungen und gemeinsames Gerätturnen aufzuführen. Es folgten die Schweden und Dänen, dann die dänischen Turnvereine. Alle wurden lebhaft beklatscht, besonders die Däninnen in ihren bis ans Knie gehenden marineblauen Röckchen mit schwarzen Trikotbeinkleidern und weißen Blusen. Die deutsche Riege errang im turnerischen Fünfkampf, der am 26. April stattfand, ihren ersten großen Erfolg und hatte den Hauptanteil an den Preisen; es fielen ihr vier erste und zwei zweite Preise zu.

Zur Vermählung Frank Wedekinds

Frank Wedekind, der bekannte Dramatiker, war ursprünglich Schauspieler und tritt noch jetzt bisweilen als Darsteller auf, besonders in seinen eignen Stücken; mit Vorliebe spielt er in „Hidalla“ den Karl Hetman. Seit kurzem ist der lange als Ehefeind verschriene Dichter mit der bisher am Kleinen Theater in Berlin tätig gewesenen Schauspielerin Tilly Niemann-Newnes vermählt und wird von jetzt an voraussichtlich öfter gemeinschaftlich mit seiner jungen Frau bei der Aufführung seiner Stücke mitwirken. Unsre Abbildung zeigt das Künstlerpaar bei einer Probe zu „Hidalla“; auch in Wedekinds Drama „Totentanz“, das am 2. Mai im Intimen Theater zu Nürnberg zum ersten Male in Szene ging, spielten der Dichter und seine Frau die Hauptrollen.



Phot. Philipp Kester

Frank Wedekind mit seiner jungen Frau (Tilly Niemann) bei einer Probe zu seinem Drama „Hidalla“

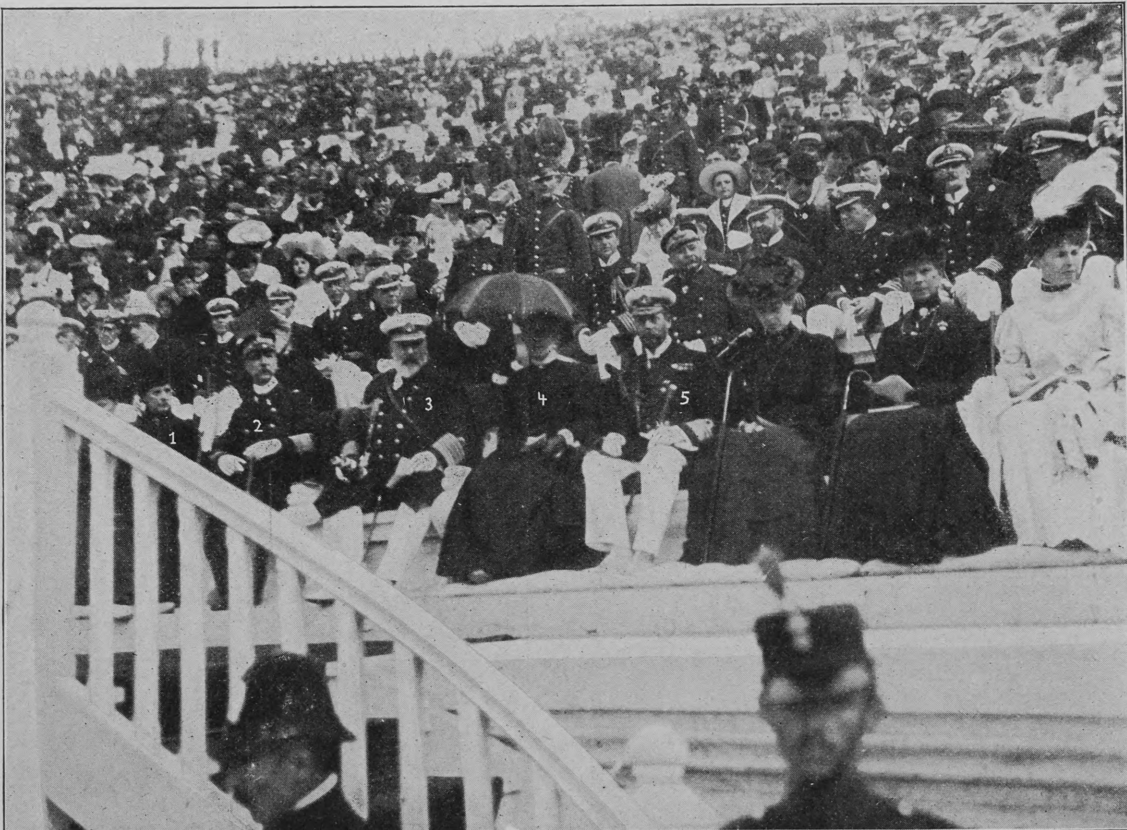


Copyright Carl Delius, Berlin

Die dänischen Turnerinnen auf den olympischen Spielen

Staatsminister von Budde †

Von schwerem Leiden ist der preußische Verkehrsminister von Budde am 28. April durch den Tod erlöst worden. Nur vier Jahre hat der Verstorbene an der Spitze seines bedeutungsvollen Ressorts gestanden, aber das, was er in dieser Zeit geleistet, hat genügt, ihm den Ruhm des besten Fachministers zu verschaffen, den Preußen auf diesem Posten bisher gehabt hat. Hermann von Budde war am 15. November 1851 in Bensberg unweit Köln geboren. Er begeisterte sich früh für die militärische Laufbahn und trat in die Kadettenanstalt in Bensberg ein. Schon 1869 wurde er zum Leutnant ernannt. Im deutsch-französischen Kriege machte er u. a. die Einschließung von Metz mit, nahm an zahlreichen Gefechten und Schlachten teil und wurde in den blutigen Kämpfen bei Noisseville durch einen Schuß in die rechte Brust schwer verwundet. 1877 wurde er Premierleutnant, fünf Jahre später rückte er zum Hauptmann auf, 1888 zum Major, 1894 zum Oberstleutnant. Schon auf der Kriegsakademie hatte sich Budde vorwiegend mit Eisenbahnstudien befaßt und durch eine 1877 veröffentlichte Schrift über „Die französischen Eisenbahnen im Kriege 1870/71“ die Aufmerksamkeit des Grafen Moltke erregt. Dank seinen gründlichen Spezialkenntnissen auf dem Gebiete des Eisenbahnwesens war er schon 1878 in den Generalstab versetzt worden und hatte ihm bis 1892 angehört. 1895 wurde er zum Chef der Eisenbahnverwaltung des Generalstabs ernannt. Im Jahre 1901 quittierte er als Generalmajor den Militärdienst und übernahm als Generaldirektor die Leitung der Deutschen Waffen- und Munitionsfabriken. Anderthalb Jahre darauf gab er diese glänzend besoldete Stellung auf, um, dem Rufe seines Königs folgend, als Staatsminister an die Spitze des preußischen Eisenbahnwesens zu treten.



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

1. Königin Alexandra; 2. König von Griechenland; 3. König Eduard; 4. Königin von Griechenland; 5. Prinz von Wales

Von den olympischen Spielen in Athen: Die Königsloge

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

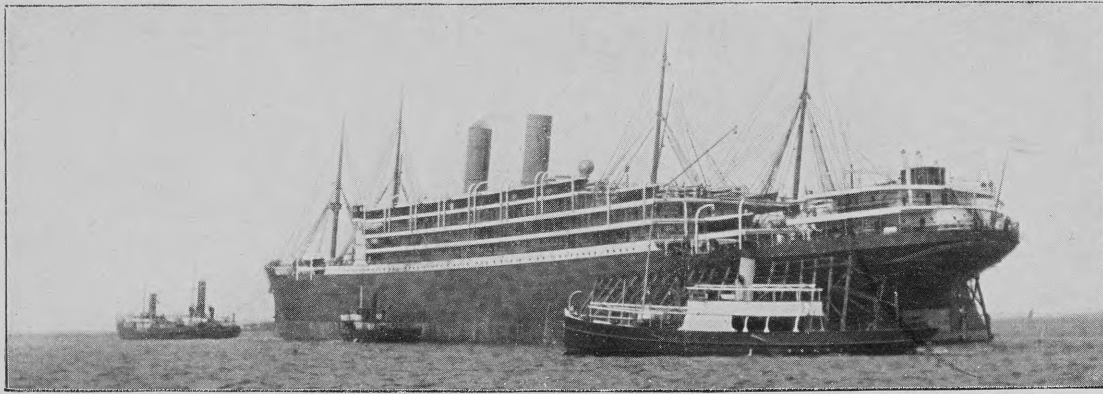
Nr. 33



Schloßruine. Nach einem Gemälde von Walter Friederici

Totenschau

Professor Dr. Giuseppe Mazzatinti, italienischer Historiker, 40 J., 18. April, Forli. — Kammersänger Alfred Oberländer, 49 J., 22. April, Charlottenburg. — Johann Jakob Weber, Mitinhaber des Verlags der „Illustrierten Zeitung“, 23. April, Leipzig. — Professor Dr. Franz Buchenau, bekannter Botaniker, 75 J., 23. April, Bremen. — Heinrich Petersen-Angeln, Marinemaler, 56 J., 23. April, Düsseldorf. — Oberbaurat Professor Walter, Direktor der Stuttgarter Baugewerkschule, 71 J., 24. April, Stuttgart. — Hofrat Erdmann-Jesnitzer, Direktor des Bremer Stadttheaters, 51 J., 24. April, Meran. — W. F. R. Weldon, hervorragender Biologe, Professor für vergleichende Anatomie an der Oxforder Universität, Oxford. — Kommerzienrat Johann Carl Ritter von Weidert, Großindustrieller, Vorsitzender der Oberbayrischen Handels- und Gewerbekammer, 21. April, Hanau. — Senator Montefiore-Levi, Großindustrieller und Philanthrop, 74 J., 24. April, Lüttich. — Paul Müller, Bildhauer, 63 J., 24. April, Stuttgart. — Geheimer Rat Graf Alexander Karolyi, Führer der ungarischen Agrarpartei, 75 J., 24. April, Mentone. — Geheimer Archivrat Dr. Heino Pfannenschmidt, Kulturhistoriker, Archivdirektor in Kolmar, 78 J., 25. April, Kolmar. — Hofrat Dr. K. Fürstner, Professor der Psychiatrie an der Straßburger Universität, 58 J., 25. April, Straßburg i. E.



Phot. Karl Zamzow, Stettin

Der neueste Dampfer der Hamburg-Amerika-Linie „Kaiserin Auguste Viktoria“ wird nach Swinemünde bugsiert

— Geheimrat Dr. Eduard Ritter von Kindinger, ehemaliger österreichischer Justizminister, 73 J., 26. April, Triest. — August Ritter von Brandt, ehemaliger Bürgermeister von Bamberg, 72 J., 26. April, Bamberg. — Robert Prölß, Schriftsteller, 86 J., 26. April, Dresden. — General der Kavallerie Julius Forinyak, ehemaliger Adlatus des ungarischen Honvedoberkommandanten, Mitglied des österreichischen Herrenhauses, 69 J., 26. April, Budapest. — Paul Pacher, Großindustrieller und politischer Schriftsteller, 73 J., 27. April, Salzburg. — Graf Michael Esterhazy, ehemaliger ungarischer Reichstagsabgeordneter, 53 J., 27. April, Budapest. — Wilhelm Polstorff, Schriftsteller und Redakteur des „Kladderadatsch“, 62 J., 30. April, Berlin.

Ein Jubiläum der Hamburg-Amerika-Linie

Die erste Ausreise des neuesten Dampfers unsrer größten Schiffahrtsgesellschaft, „Kaiserin Auguste Viktoria“, bietet zugleich Gelegenheit, sich der ersten Anfänge dieser Linie zu erinnern, denn am 2. Juni sind es gerade fünfzig Jahre her, daß die Hamburg-Amerikanische Paketfahrt-Aktien-Gesellschaft, wie sie damals hieß, den ersten regelmäßigen Dampferdienst über den Atlantischen Ozean von Hamburg nach New York einrichtete. Einige Vergleiche dürften daher nicht ganz ohne Interesse sein. Mit zwei eisernen Schraubendampfern — „Borussia“ und „Hammonia“ — von je 2000 englischen Tonnen begann die H.-A.-P.-A.-G. damals ihre erste transatlantische Dampferlinie nach New York, und mit 157 Ozeandampfern von zusammen 772780 Brutto-Registertonnen Raumgehalt umspannt die heutige H.-A.-L. auf 55 regelmäßigen Dampferlinien den ganzen Erdball.



„Und sie bewegt sich doch!“

Die für den Bau der beiden ersten Dampfer vorgeschriebenen Maße waren nach Hamburger Maß gerechnet: Länge über Deck 320 Fuß (der neueste Dampfer „Kaiserin Auguste Viktoria“ mißt 700 Fuß), Länge des Kiels 297 Fuß, Tiefe des Raumes 28 Fuß („Kaiserin Auguste Viktoria“ 54 Fuß), Breite über Deck 41 Fuß („Kaiserin Auguste Viktoria“ 77 Fuß), und Höhe des Zwischendecks 8 Fuß. Die Pferdekraft der Maschinen war nominell 375 oder nach dem Indikator 1400, der Tonnengehalt 2026 englische Tonnen („Kaiserin Auguste Viktoria“ 25000 Tonnen). Beide Schiffe erhielten einen Frischwasserdestillierapparat, der täglich 40 Oxhoft Trinkwasser lieferte. Jedes Schiff war durch eiserne Wände in zehn wasserdichte Räume geteilt. Die Dampfer, für die der Kostenanschlag des Baues sich auf zusammen zirka 1500000 Bankomark (2250000 Mark) belief, hatten bei voller Ladung einen Tiefgang von 17 Fuß, sie waren „aus Eisen und 1. Klasse“ und trugen außerdem, um gleichzeitig jeden günstigen Wind gleich Segelschiffen benutzen zu können, die volle Takelage von Barkschiffen. Die Schnelligkeit war auf „12 à 12½ Knoten pro Stunde“ berechnet und ist auch in Wirklichkeit erreicht worden, wie wir aus dem Schiffsjournal der „Borussia“ für die erste Rückfahrt von New York ersehen, auf welcher der Dampfer am 4. Juli 1856 rund 300 englische Meilen bei 12½ Knoten lief. An Passagieren konnten die Schiffe in der 1. Kajüte 54, in der 2. Kajüte 136, im Zwischendeck 310 Personen, mithin zusammen 500 Personen einnehmen, dann die Besatzung mit zirka 80 Mann. Heute, also fünfzig Jahre später, baut man allerdings Schiffe, die, wie die beiden Riesendampfer „Amerika“ und „Kaiserin Auguste Viktoria“ derselben Gesellschaft, je 3400 Passagiere und 600 Mann Besatzung, also im ganzen 4000 Menschen, das ist nahezu das Siebenfache gegen die Dampfer „Borussia“ und „Hammonia“, fassen.

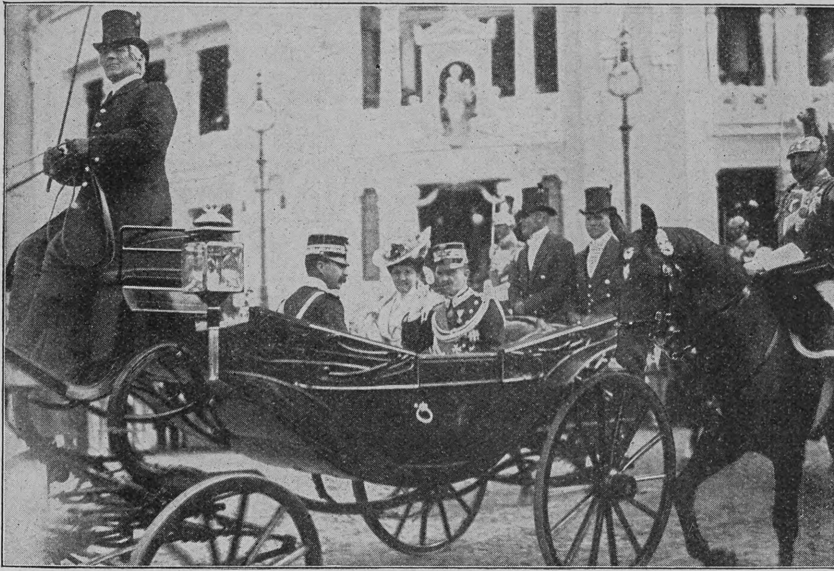
Literatur

Adolf Menzel war schon mit dem „alten Meyerheim“ (Eduard Meyerheim, 1808—1879) eng befreundet; in diese Freundschaft wuchs Paul Meyerheim, Eduards Sohn, von Jugend an hinein und hat ihr nun, nach Menzels Tod, ein Denkmal gesetzt in dem soeben bei Gebrüder Paetel in Berlin erschienenen Bande: „Adolf von Menzel. Erinnerungen von Paul Meyerheim. Mit einem Bilde in Dreifarbendruck, elf Lichtdrucken und einem Faksimile.“ (Preis 5 M.) Es sind zwanglose, ohne strenge stoffliche oder zeitliche Anordnung von einem Gegenstand zum andern, oft viele Jahre voraus und wieder zurückspringende Plaudereien, die doch im ganzen ein sehr lebendiges, farbenreiches und anziehendes Bild von Art und Wesen der großen „kleinen Exzellenz“ geben. Paul Meyerheim ist wie in der Gesellschaft so mit der Feder ein gewandter, unterhaltender Causeur, und seinen Menzel-Causerien kommt es besonders zugute, daß in ihnen das von anhänglicher, fast kindlicher Liebe für den alten Familienfreund volle Herz immer mitspricht. So lernen wir hier vor allem den Menschen Menzel kennen, der aus seiner innersten Natur heraus „edel, hilfreich und gut“ war, wenn sich auch seine Milde, vor allem Fremden gegenüber, oft unter einer rauhen Schale barg. Mancherlei Proben von dem schlagfertigen Witz des Malers, dem der alte Wrangel einmal im Aerger die Liebenswürdigkeit an den Kopf warf: „Sie sind eine giftige, kleine Kröte!“, werden besonders den Freunden des Esprit, anecdotique willkommen sein; Künstler und Kunsthistoriker finden ferner manch interessanten Aufschluß über Menzels malerische Technik, über sein Verfahren beim Zeichnen, über seine Kunstanschauungen im allgemeinen und Urteile über Künstler im besonderen. Etwas Rührendes haben die Aeußerungen seiner Selbstkritik, die bei ihm nicht wie bei so vielen minder glücklich angelegten Künstlernaturen aus permanentem „Moralischem“, sondern aus unbestechlicher Gewissenhaftigkeit in seinen Anforderungen an das eigne Können hervorging und das ruhig bewußte Vertrauen in dieses durch eisernen Fleiß errungene Können nicht zu erschüttern vermochte. Einen besonderen Schmuck des anziehenden kleinen Werkes bilden die illustrativen Beigaben, meist Reproduktionen fast oder ganz unbekannter Geschenke Menzels an die befreundeten Meyerheims. Ein Unikum, das sich wohl in keines andern Künstlers Oeuvre wiederfinden wird, ist das „Selbstporträt“, wenn der Ausdruck erlaubt ist, von Menzels rechter Hand, die der Meister mit der Linken gezeichnet hat: bekanntlich war er von Natur „Linkshänder“ und benutzte die Rechte beim Malen, während er zum Zeichnen immer der Linken treu blieb. Eine brillante Farbenskizze, das „Restaurant américain“ auf der Pariser Ausstellung 1867, gibt, in Dreifarbendruck vorzüglich reproduziert, ein treffliches Beispiel von Menzels geistreicher Art, in Farben zu skizzieren.

— Von Wielands vielbändigem Lebenswerk will der Gegenwart vieles, was noch immer lesenswert wäre, nicht mehr recht lesbar erscheinen, namentlich seine meist allzu weitschweifigen Prosaschriften, von denen selbst die besten trotz ihres ansehnlichen Gehaltes an Geist, Witz, Lebensweisheit und künstlerischem Empfinden unverdienter-, wiewohl nicht unbegreiflicherweise ein wenig in Vergessenheit geraten sind. Volle Geltung aber haben durch alle Wandlungen des literarischen Geschmacks hindurch einige seiner Versdichtungen behauptet, in deren besonderer Eigenart Wieland klassisch zu nennen und bis heute geradezu unerreicht geblieben ist — an der Spitze der ewigjunge „Oberon“, von dem schon Goethe so entzückt war, daß er Wieland zum Zeichen seiner Bewunderung einen Lorbeerkranz sandte, und dem er als einem „Meisterstück poetischer Kunst“ die Unsterblichkeit prophezeite; in zweiter Linie eine Anzahl kleinerer erzählender Gedichte wie „Musarion“, „Diana und Endymion“, „Gandalin“ und so weiter, die, wenn sie auch nicht alle gleichwertig sind, doch immer die Anmut, Erfindungsgabe und geistige Elastizität des Verfassers bewundern lassen und durch die erstaunliche Leichtigkeit des Vortrags einen künstlerischen Genuß seltener Art gewähren. Es war daher ein glücklicher Gedanke des Insel-Verlags in Leipzig, den „Oberon“ und acht der besten jener „kleinen Verserzählungen“ in die Reihe seiner geschmackvoll ausgestatteten, rasch beliebt gewordenen Dichterausgaben in Taschenformat aufzunehmen; es wird nicht an Literaturfreunden und Bücherliebhabern fehlen, welche die graziösen Dichtungen in diesen zwei zierlichen Bänden (geheftet je M. 3.—) willkommen heißen. Den „Kleinen Verserzählungen“ ist eine gute, knapp gehaltene Einführung von Franz Deibel vorausgeschickt und ein kurzer Anhang von Anmerkungen beigefügt; bei der „Oberon“-Ausgabe, die außer den zwölf Gesängen des Gedichtes nur noch zwei Seiten Anmerkungen enthält, ist als Kuriosität zu verzeichnen, daß sie wie die der kleinen Verserzählungen auf dem Titelblatt als „Neue Taschenausgabe, ausgewählt, revidiert und eingeleitet von Dr. Franz Deibel“, charakterisiert wird.

Von der Mailänder Ausstellung

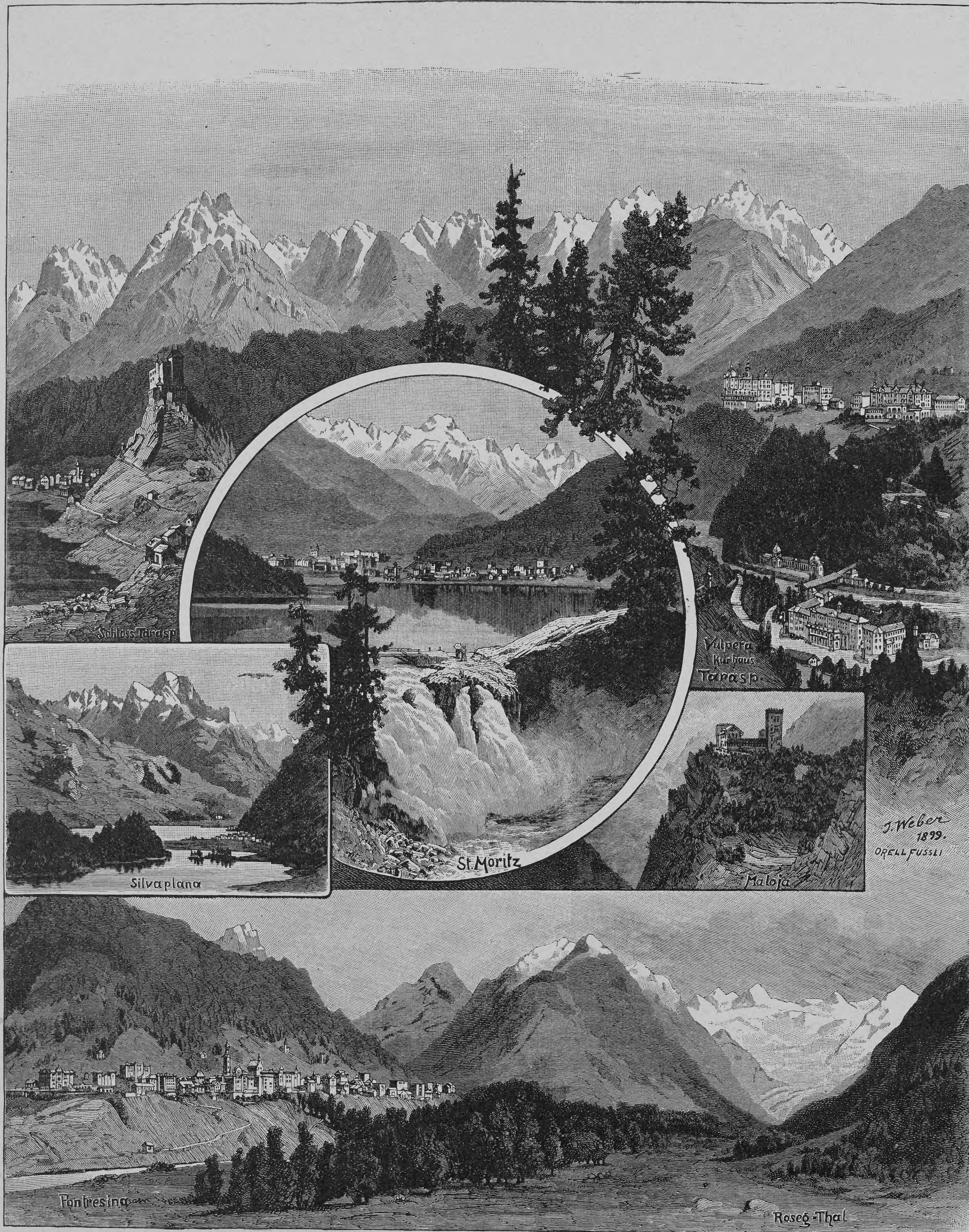
Die Eröffnung der Mailänder Ausstellung durch das italienische Königspaar, die infolge des Vesuvausbruchs hatte verschoben werden müssen, hat am 28. April stattgefunden, obwohl die innere Fertigstellung der Ausstellung noch mehrere Wochen in Anspruch nehmen wird. Zu der Eröffnungsfeier hatte sich nach mehrtägigem anhaltenden Regen, der den Ausstellungspark größtenteils in einen Morast verwandelt hatte, endlich wieder Sonnenschein eingestellt. Das Königspaar wurde bei seiner Einfahrt in den Ausstellungspark nach kurzer Begrüßung durch den Präsidenten der Ausstellung, Senator Mangili, durch einen Tunnel, der den im Bau stehenden Simplontunnel darstellen sollte, in den glänzend und geschmackvoll ausgeschmückten Empfangssaal geleitet, in dem sich der Festakt abspielte. Die Festrede hielt der Bürgermeister von Mailand, Senator Ponti, die Eröffnungsrede der Handelsminister Pantano; die Redner wiesen darauf hin, daß Mailand ähnlich wie seinerzeit den Durchstich des St. Gotthard durch eine nationale, so diesmal den des Simplon durch eine internationale Ausstellung habe feiern wollen und daß Mailand in nicht ferner Zeit, vermittelst eines Tunnels unter dem Splügen durch einen dritten Schienenstrang mit Mitteleuropa verbunden, der Brennpunkt des friedlichen Weltverkehrs des Nordens mit dem Süden und dem entfernten Osten sein werde. König Viktor Emanuel dankte den Rednern, da nach italienischer Sitte der Monarch nicht öffentlich redet, mit einem Händedruck; dann öffnete die Königin auf Einladung des Präsidenten die blumengeschmückte symbolische Eingangspforte zur Ausstellung, und damit war diese eröffnet. Da kein zusammenhängendes Gelände von genügender Größe zur Verfügung stand, so ist die Ausstellung, die hauptsächlich ein Bild des modernen Verkehrswesens geben soll, in zwei weit voneinander entlegene Hälften getrennt worden, die durch eine Hochbahn miteinander in Verbindung stehen. Die eine Hälfte ist zwischen den Baumgruppen und Gartenanlagen des nahe dem Zentrum der Stadt befindlichen öffentlichen Parks, die andre auf der neuen, im Westen gelegenen Piazza d'Armi, dem Exerzierplatz, untergebracht. Die deutsche Abteilung, die bei der Eröffnung bereits fast fertig war und jedenfalls einen beträchtlichen Vorsprung vor denen der andern Nationen hatte, ist vortrefflich beschickt worden, und zwar sowohl von den Reichs- und Staatsbehörden wie von Privatfirmen. Besonders die Luftschiffahrt, die auf der Ausstellung im Vordergrunde des Interesses stehen wird, ist in der deutschen Abteilung reich vertreten, und es sind auch Mannschaften von den deutschen Luftschifferabteilungen für die technischen Vorführungen nach Mailand kommandiert worden. Am 3. Mai stattete König Viktor Emanuel dem deutschen Luftschifferpark einen Besuch ab. Die deutschen Soldaten führten in seiner Gegenwart Manöver mit so glänzender Präzision aus, daß der König wie seine Umgebung lebhaft applaudierte und seine Bewunderung über das Gesehene aussprach.



Das italienische Königspaar bei der Eröffnung der Mailänder Ausstellung

Schweiz. * ENGADIN * Schweiz.

Zufahrten: Von **Paris** u. **Westdeutschland** über Basel-Zürich-Chur-Thusis-Engadin per Eisenbahn, oder über Zürich-Landquart-Davos (Eisenbahnstat.), dann per Post über den Flüela. Von **Stuttgart** und **München** über Lindau-Landquart-Thusis ins Oberengadin, oder über Landeck (Eisenbahnstation) ins Unterengadin.



Zufahrten: Von **Wien** über Landeck; von **Meran** über den Ofenpass, oder über das Stilfserjoch und den Berninapass oder Umbrail und Ofenpass. Von **Mailand** und den **ital. Seen** über Chiavenna (Eisenbahnstation), dann per Post über Maloja, oder durch das Veltlin und über den Berninapass.

OBER-ENGADIN: St. Moritz, 1800 M. ü. M. (Berühmter, hochalpiner Kurort, vortreffliche Eisensäuerlinge, Mineralbäder, Hydrotherapie.)
Pontresina (Hauptplatz für Touristen) **Sils, Maloja, Silvaplana, Campfér, Celerina, Samaden, Zuoz,** Luftkurorte.

UNTER-ENGADIN: Tarasp-Schuls-Vulpera, 1200 M. ü. M.
Berühmte, reichhaltigste Glaubersalzquellen, Eisensäuerlinge, Mineralbäder

Prospekte können gratis bezogen werden durch die **Verkehrs-Bureaux in St. Moritz, Pontresina und Tarasp.**

Die Deutsche Gesellschaft für Volksbäder

hält wie alljährlich auch in diesem Mai, und zwar am 23., dem Tage vor Himmelfahrt, ihre Hauptversammlung in Worms ab. Die Einladung hierzu ist von der Stadt Worms ergangen. Das Protektorat hat der Großherzog von Hessen übernommen. Diese Veranstaltung bildet sich von Jahr zu Jahr mehr zu einem Kongreß für das deutsche Badewesen heraus. Der Gesellschaft gehören außer zahlreichen Männern der Wissenschaft und Technik namentlich auch die praktischen Hygieniker, viele Badefachmänner und nahezu 150 deutsche Städte an. Die Verhandlungen geben ein lebendiges Bild von der betriebsamen Entwicklung dieses wichtigen Kulturfaktors überall im Deutschen Reiche. Davon zeugt auch das vielseitige Programm der bevorstehenden Wormser Tagung. Aus Steglitz, Dresden, Breslau, Jena, Emmendingen, Danzig, Elberfeld, Großenhain, Gießen, Nürnberg, Frankfurt, von den Professoren Sommer, Binswanger, Gärtner, den Regierungs- und Medizinalräten Bornträger, Rapmund, Rothe, Schuchardt, Langsdorff, den Bürgermeistern Stosberg (Lennep), Fuß (Kiel) und andern maßgebenden Seiten sind Besprechungen verschiedentlicher Fragen über das Volksbad angemeldet worden. Dazu kommen folgende Vorträge: Geheimer Oberbaurat Böttger-Berlin: Die Ergebnisse des Preisausschreibens Dorfbad; Geheimer Obermedizinalrat Dr. Dietrich-Berlin: Grundzüge für eine allgemeine Verordnung über das öffentliche Badewesen; Direktor Professor Dr. Hirschberg-Berlin: Statistik über das deutsche Badewesen; Stabsarzt Dr. Krebs-Hannover: Das Baden in der Armee; Dr. Laquer-Wiesbaden: Ueber amerikanische Badeeinrichtungen; Professor Dr. Lassar-Berlin: Die Kassen und die Volksbäder; Stadtbaurat Schmidt-Weimar: Ueber die Anlage eines Volksbades in mittelgroßen Städten; Stadtbaurat Michael-Nordhausen: Badeanstalt und Wäscherei; Direktor Dr. Czaplewski-Köln a. Rh.: Zur Frage der öffentlichen Bäder; Knappschaftsoberarzt Dr. Fernbacher-Zaukerode: Die Temperatur des Badewassers in Schul-, Arbeiter- und andern Bädern; Direktor Werdelmann-Barmen: Ventilation und Heizung von Hallenbädern. Die Sitzung findet in dem Kasino zu Worms statt. Ein unter dem Vorsitz des Oberbürgermeisters Köhler aus den führenden Kreisen der Bürgerschaft gebildetes Ortskomitee hat die Vorbereitungen für Bewirtung, Besichtigungen, Ausflüge und das Festmahl in die Hand genommen. Somit steht zu erwarten, daß auch die diesjährige festliche Hauptversammlung der Deutschen Gesellschaft für Volksbäder einen Schritt näher führen werde zu dem Ziele: „Jedem Deutschen wöchentlich ein Bad."

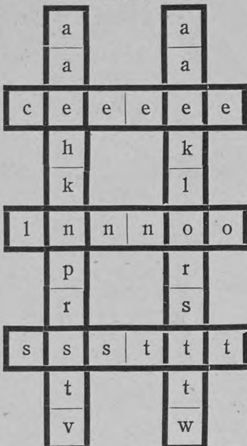
Das XV. Deutsche Bundesschießen

wird in der Zeit vom 15. bis 22. Juli dieses Jahres in München abgehalten. Es sind umfassende Vorbereitungen getroffen, um dem nationalen Unternehmen einen der Feststadt würdigen Rahmen zu geben. Kein Geringerer als der bekannte Architekt Professor Gabriel von Seidl, dem München sein neues Nationalmuseum verdankt, hat die architektonische Ausgestaltung des Festplatzes übernommen, so daß in dieser Hinsicht Vorbildliches geboten wird. Das ausführliche Programm, an dessen Durchführung Münchens Künstlerschaft hervorragend beteiligt ist, gelangt in den nächsten Tagen zur Ausgabe. Eine getreue Chronik der Festtage und zugleich eine Erinnerungsgabe von künstlerischem Werte dürfte die offizielle Festzeitung bilden, die vom Preßausschuß unter Mitwirkung der ersten Münchner Künstler und Schriftsteller herausgegeben wird.

Aus dem Unterrichtswesen

Das Programm der **Ferienkurse** in **Jena** für 1906 ist erschienen. Die Kurse werden vom 6. bis 18. August abgehalten werden und umfassen: 9 naturwissenschaftliche Kurse, 7 pädagogische Kurse, 4 Kurse aus dem Gebiet der Psychologie und pädagogischen Pathologie, 3 Kurse aus dem Gebiet der Frauenbildung, 5 Kurse aus dem Gebiet der Theologie, Geschichte und Philosophie, 6 Sprachkurse (2 deutsche, 2 englische, 2 französische). Diese Kurse werden von 30 Dozenten abgehalten: I: Dr. Gänge, Dr. Detmer, Dr. Immendorff, Dr. Ziegler, Dr. Reich, Dr. Mangold, Dr. Knopf. II: D. Braasch, Dr. Rein, Fr. Lehmensick, P. Henkler, Dr. Thrändorf, Dr. Just, Dr. Leser, Dr. Pabst. III: Dr. Spitzner, Dr. Ament, Dr. Gutzmann, Dr. Fiebig. IV: Dr. Zimmer, Dr. Fräulein v. Lengefeld, Dr. Fräulein G. Bäumer. V: D. Weinel, A. Damaschke, Dr. Mentz, Dr. Leitzmann, O. Flügel. VI: Fräulein Käthe Rein, Miß C. J. Dodd, Jules Dietz. Die Programme sind im „Sekretariat der Ferienkurse", Gartenstraße 2, bei Frau Dr. Schnetger zu erhalten. Die Kurse waren im vergangenen Sommer von 375 Teilnehmern besucht. Es ist zu hoffen, daß auch in diesem Jahre eine zahlreiche Hörerschaft aus dem Reich und aus dem Ausland sich hier zusammenfinden wird. Die Kurse werden, abgesehen von wenigen Vorlesungen, im Volkshaus abgehalten.

Leistenrätsel



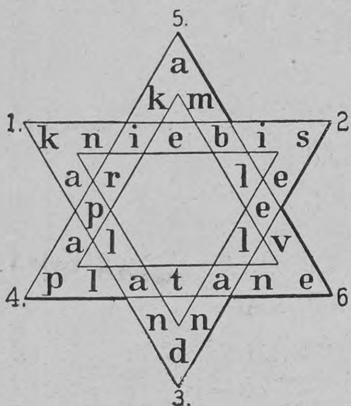
Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die senkrechten Reihen bezeichnen: 1. einen berühmten Dramatiker; 2. einen schottischen Dichter; die wagerechten: 1. einen Lehensmann; 2. ein kirchliches Fest; 3. eine Stadt in China. J. H.

Rätsel

Sie ist dir verwandt.
Noch ein Zeichen am End':
In herrlichem Land
Eine Stadt sich so nennt.
Dr. K. K. von Fr.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 766:

Des Sternrätsels:



Des Silbenrätsels: Kreuzband

Des Arithmogriphs: Nikolaus Lanolin, Alaska, Knaus, Numa, Klio Kolon, Anilin, Isolani, Nausikaa.

Richtige Lösungen sandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg (3); „Pfiffikus" in Rostock (4); „Don Carlos" in Hannover (4); Gustav Franck in Darmstadt (3); Clara M. in Bielefeld (5); Meta in Lübeck (10); K. Haus in Frankfurt a. M. (4); „Medikus" in Leipzig (3), Rosa Maurhofer in Zürich (5), Julius Czvetkovits in Pécs (3); „Erzschlaukopf" in Passau (2); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (4); M. Schulz in Ostseebad Zoppot (5); Freya in Halberstadt (7); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (5), Gretel in München (4), „Huckebein" in Eisenach (5); Myriam in Warschau (4); L. Z. in Detmold (3); „Sonnenblume" in Heilbronn (3); „Marschall Vorwärts" in Heiligenstadt (3); Lambert in Züllichau (8); Erich K. in Wiesbaden (6); Eugenie F. in Luxemburg (2); E. Beßiger in Mülhausen i. E. (2); Lisa in Zürich (5).

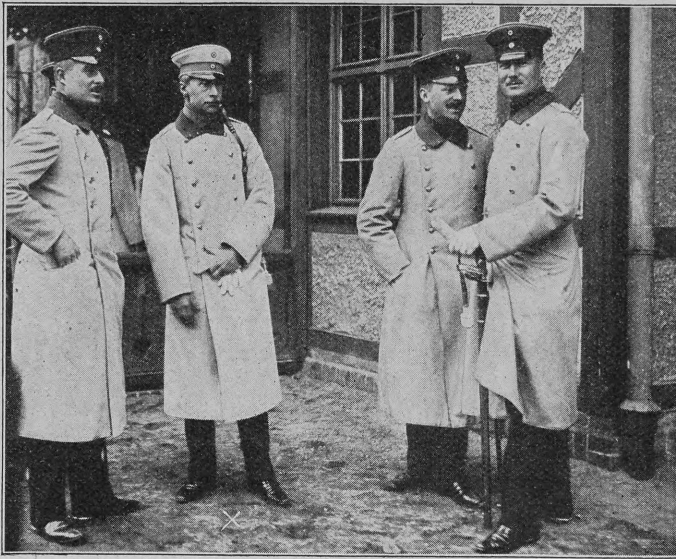
Briefmappe

Wieland in N. Unsrer Notiz in der letzten Nummer tragen wir hier noch nach, was der darin erwähnte Landrat von Uslar (Apenrade), der zur Auffsuchung von Wasseradern auf ein Jahr nach Südwestafrika beurlaubt worden ist, unterm 28. März aus Kapstadt schreibt: „Ich war sechs Wochen hindurch im Innern der Kapkolonie bis nach Pretoria, um hier die Wasserverhältnisse und so weiter zu studieren. Da fand ich denn, daß hier seit Jahrzehnten ebenfalls erfolgreich mit der Rute gearbeitet und zuverlässig Wasser gefunden wird. Die Regierung in Natal hat sogar einen solchen Mann ‚angestellt', der kein Geologe, sondern ein einfacher Mann ist, wie ich es bin, und der nie Mißerfolge hat."

K. S. in R. Daß der russischen Regierung das Projekt eines Tunnels unter der Beringstraße vorliegt, ist Tatsache; eine Spezialkommission ist mit der Prüfung desselben beauftragt. Das Projekt ist von einem französischen Ingenieur ausgearbeitet und von einem amerikanischen Syndikat vorgelegt worden, das eine direkte Eisenbahnverbindung zwischen Amerika und Asien beziehungsweise Europa herstellen will und bei der russischen Regierung um die Konzession für die sibirische Strecke nachgesucht hat. Die Bahn soll bei Kansk, 5950 Kilometer von St. Petersburg, von der Sibirischen Bahn abzweigen und zum Ostkap geführt werden; hier soll der zum amerikanischen Festland hinüberführende Tunnel beginnen. Die Beringstraße ist 40 bis 90 Meter tief und an ihrer schmalsten Stelle 75 Kilometer breit; der Tunnel würde daher im ganzen etwa viermal so lang wie der Simplontunnel (19 Kilometer) werden. Erleichtert würde der Bau des Tunnels dadurch, daß in der Mitte der Beringstraße zwei Inseln, die Diomedesinseln, liegen, so daß er nicht nur von den beiden Endpunkten, sondern auch von der Mitte aus in Angriff genommen werden könnte. Man darf sehr gespannt sein, ob das gigantische Projekt nicht doch an den technischen Schwierigkeiten oder an den Kosten, die für das ganze Unternehmen auf zirka 1200 Millionen Mark geschätzt werden, scheitern wird.

Zum Jubiläum des Vereins für Hindernisrennen

Wohl noch nie hat die populäre Karlshorster Rennbahn einen solchen Massenbesuch von seiten der sportfreundlichen Berliner Bevölkerung erlebt wie am 29. April dieses Jahres. Es war der Tag, an dem der Verein für Hindernisrennen das Jubiläum seines fünfundzwanzigjährigen Bestehens beging, und es war zur Feier dieses seltenen Ehrentages ein ungewöhnlich reiches und interessantes Programm aufgestellt worden. In Vertretung des Kaisers, der von seiner Hauptstadt abwesend war, wohnten der Kronprinz, bekanntlich ein passionierter Sportfreund und vortrefflicher Reiter, sowie Prinz und Prinzessin Friedrich Leopold dem Rennen bei, mit ihnen — selbstverständlich — alle hervorragenden Vertreter und Förderer des Rennsports, darunter Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, Prinz Salm-Horstmar, Prinz Hohenlohe, Prinz Thurn und Taxis, Oberlandstallmeister Graf Lehndorff und der greise Präsident des Vereins, Freiherr von Landsberg. Eingeleitet wurde der Tag durch ein Jockei-Hürdenrennen, das nur vier Pferde am Ablauf versammelte und von Hauptmann Spiekermanns „Sioux“ leicht gewonnen wurde. Wie dieses, so nahmen auch die andern Rennen vielfach einen den allgemeinen Erwartungen nicht entsprechenden Verlauf. Schon das nächste Rennen, der von sechs Teilnehmern bestrittene Preis von Zorndorf, sah den heißen Favoriten „Andreas“, auf dem Leutnant von Schmidt-Pauli im Sattel saß, nicht siegreich, vielmehr landete der von seinem Besitzer, Rittmeister von Rabenau, gesteuerte „Kavalier“ das Rennen leicht. Es folgte nun der erste Clou des Tages, das Veteranenrennen, zu dem acht bekannte und populäre Herrenreiter, die während der fünfundzwanzig Jahre im Sattel tätig



Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

Der Kronprinz (X) beim Jubiläum des Vereins für Hindernisrennen in Karlshorst

gewesen waren, aber seit 1894 kein Rennen im Wert von 1000 Mark gewonnen hatten, in den Sattel stiegen. Als Sieger zog nach spannendem Kampfe Major von Sandrart mit „Flexible“ sicher mit zwei Längen durchs Ziel, Zweiter wurde der Reitergeneral von Treskow auf „Queens Gold“, den dritten Platz belegte Oberstleutnant von Reitzenstein mit „Alcibiades“. Stürmischer Beifall belohnte die schneidigen Reiter, die aus der Hand des Kronprinzen die Preise beziehungsweise Erinnerungsbecher entgegennehmen konnten. Nicht geringer war das Interesse, das dem hierauf folgenden Rennen um den Stiftungspreis im Betrag von 30 000 Mark entgegengebracht wurde. Dieses wurde gleichfalls von acht Pferden bestritten, von denen zwei Vertreter der Tepper-Laskischen Farben, „Minus“ mit Herrn von Wallenberg und „Kirschblüte“ mit Leutnant von Hohberg im Sattel, von Beginn des Rennens an in überlegener Weise dem Felde den Weg zeigten. Nach dem sehr gut bestrittenen „Lankwitzer Jagdrennen“, das „Hasta“ mit zwei klaren Längen vor „Sigurd“ und „Waldteufel“ gewann, folgte sodann das „Charlottenburger Erinnerungsrennen“. Nur vier Pferde bestritten dieses, Rittmeister Kirsten errang den prachtvollen Erinnerungspreis. Ein von vier Pferden bestrittenes Flachrennen, das „Credit“ leicht gewann, beendete den glänzend verlaufenen Haupttag des Jubiläumsmeetings. Dieses fand am 2. Mai seinen Abschluß. Das zweite der an diesem Tage veranstalteten Rennen war das dreitausendneunhundertste des Vereins; der dafür ausgesetzte Ehrenpreis fiel dem von dem Husarenleutnant von Hohberg gesteuerten „Taotai“ zu. Das andre bedeutendste Rennen des Tages, das Frühjahrs-Handicap-Jagdrennen, holte sich Herrn Thiedes „Hastrmann“.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Schuhwaren.

Nichtgefallende Waren werden **bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.**

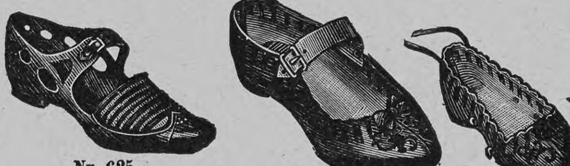
Wir empfehlen unser ungemein reichhaltiges Lager von Schuhwaren aller Art für Damen, Herren und Kinder, und bitten, bei Bedarf unseren mit über 5000 Abbildungen ausgestatteten Haupt-Katalog zu verlangen, den wir unberechnet und portofrei versenden.

Sandalen, Sport- und Touristen-Schuhe

für Herren, Damen und Kinder.



Nr. 624. Nr. 629. 630. Nr. 628. 631.



Nr. 625. Opanken Nr. 553, 554 u. Nr. 555, 556.



Nr. 626. 627. Nr. 632. 633. Nr. 634–637.

Nr. 624. Sandalen für kleine Kinder. Feines braunes Chevreauxleder, bequeme breite Form mit durchbrochenem Oberteil. Grössen 18–21 . . . . . M. 3.20.

Nr. 625. Elegante leichte Damen-Sandale mit vielfach durchbrochenem Oberteile und niedrigem Absatz. Schwarz Boxkalb, halbspitze Form mit Schnallenschluss . . . . . M. 8.–.

Nr. 626. Beliebte Sandale mit Schnallenschluss für Herren. Gutes schwarzes Boxkalbleder mit Absatzfleck. Bequeme breite Form. Grössen 39–46 . . . . . M. 6.75.

Nr. 627. Dieselbe Sandale in Damengrössen 35–42 . . . M. 6.20.

Nr. 628. Beliebte Sandale für Knaben und Mädchen. Gutes schwarzes Boxkalbleder mit Schnallenschluss und Absatzfleck.
Grösse 24–26 . . . . . M. 3.25.
" 27–30 . . . . . M. 4.–.
" 31–35 . . . . . M. 4.75.

Nr. 629. Sehr beliebte Sandale für Herren. Gutes braunes genarbtes Kipsleder mit Schnallenschluss und Absatzfleck Grössen 39–46 . . . . . M. 5.75.

Nr. 630. Dieselbe Sandale in Damengrössen 36–42 . . . M. 5.–.

Sandalen-Opanken,

aus einem Stück braunem Rindleder gewalkt, mit Absatzfleck. Praktischste, billigste, bequemste und leichteste Fussbekleidung für Haus und Sport.

Nr. 553. Herrengrössen (Stichlängen von 40–46) mit Schnallenschluss . . . . . Das Paar M. 2.85.

Nr. 554. Damengrössen (Stichlängen von 36–42) mit Schnallenschluss . . . . . Das Paar M. 2.25.

Nr. 555. Knaben- und Mädchengrössen (Stichlängen von 31–35) mit Agraffenschluss . . . . . Das Paar M. 1.75.

Nr. 556. Kindergrössen (Stichlängen von 26–30) mit Agraffenschluss . . . . . Das Paar M. 1.35.

Nr. 631. Beliebte Sandale für Knaben und Mädchen. Gutes braunes genarbtes Kidleder mit Schnallenschluss und Absatzfleck. Bequeme breite Form Grösse 24–26 . . . . . M. 2.75.
" 27–30 . . . . . M. 3.50.
" 31–35 . . . . . M. 4.25.

Nr. 632. Sport-, Strand- oder Touristenschuhe aus gutem grauem Segeltuch mit grauem Lederbesatz und Chromledersohle. Haltbar, elegant und preiswert. Herrengrössen 39–47 . . . . M. 5.25.

Nr. 633. Derselbe Schuh in Damengrössen 36–42 . . . M. 4.50.

Riemchen-Sandalen aus dunkelbraunem Leder mit Schnallenschluss, Absatzfleck und derber Sohle. **Bequeme breite, genau der natürlichen Lage des Fusses angepasste Form.** Aussergewöhnlich praktisch für Touristen und Sommerfrischler.

Nr. 634. Herrengrössen 40–46 . . . . . M. 6.50.
Nr. 635. Damengrössen 36–42 . . . . . M. 5.25.
Nr. 636. Knaben- und Mädchengrössen 31–35 . . . M. 4.–.
Nr. 637. Kindergrössen 26–30 . . . . . M. 3.25.

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:

Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders

Ludwigs-Apotheke zu München.

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin. Preis 3 M., ausreichend für 3–4 Wochen, 1/2 Fl. 1.60 M.

Thusnelda

Schokolade Kakao

angenehm erfrischend
leicht schmelzend
vorzüglich im Geschmack
ausgiebig im Gebrauch

C. H. Oehmig Weidlich, Zeitz 1.

KOSTENLOS

5,000 BÜCHER

Welche Sie darüber belehren wie Sie sich von

Rheumatismus & Gicht

BEFREIEN KÖNNEN



Gegen Rheumatismus u. Gicht, diese schrecklichen Plagen, habe ich ein unschädlichesHeilmethode erfunden, und damit jeder Leidende von meinen Kenntnissen Nutzen ziehen möge, bin ich gern bereit allen Ansuchenden das Buch zu schicken und zwar GANZ OHNE KOSTEN. Der Verfasser dieses Buches wünscht, dass jeder Leidende es besitzen möge.

Dieses Buch enthält das Geheimnis einer wunderbaren Methode, welche ein glücklicher Zufall mir in die Hände führte, und wodurch selbst die verjährtesten Fälle z. B. 20 bis 30 Jahre alte Leiden geheilt wurden.

In welcher Form auch immer Ihr Rheumatismus oder Gicht auftritt, sollten Sie dieses Buch durchlesen, weil es Sie über den Grund, Fortschritt und die Folgen von Rheumatismus und Gicht belehrt, und weil es Abbildungen von schlimmen Fällen tatsächlich reproduzirt.

Um unnötige Ausgaben zu ersparen, senden Sie eine Weltpostkarte mit Ihrem Namen und Adresse an:

J. A. SMITH

492 Bangor House, Shoe Lane, London, England.

MALZTROPON

Kraftnahrung

bei

Lungen-, Magen- und Darmleiden

Rhachitis, Scrophulose

und allen Ernährungsstörungen

Viele tausend Ärzte verschreiben Malztropon mit durchschlagendem Erfolg. Dr. med. M. in S. schreibt z. B.: Ihr Malztropon hat mir in einem Falle von sehr heftig auftretendem akutem Magenkatarrh mit anhaltender vollständiger Appetitlosigkeit und erheblichen Kräfteverfall **gute Dienste geleistet*)**.

Malztropon untersteht einer regelmässigen wissenschaftlichen Kontrolle.

Erhältlich in Apotheken und Drogerien. 100 Gramm-Büchse nur Mk. 1.–. Ausführliche Broschüre über grossartige Erfolge mit vielen ärztlichen Attesten*) bei Bezugnahme auf diese Zeitung umsonst und portofrei erhältlich von Troponwerke Mülheim-Rhein Nr. 43.

*) Die Echtheit der Atteste ist **notariell beglaubigt** durch **Justizrat Pohl**, Mülheim-Rhein.

Bildschön

ist ein zartes, reines Gesicht, rosiges jugendfrisches Aussehen, weisse, sammetweiche Haut und blendend schöner Teint. Daher gebrauche man nur die allein echte

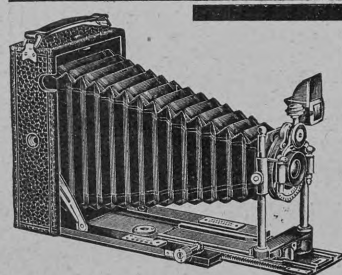
Steckenpferd-Lilienmilch-Seife

v. Bergmann & Co., Radebeul

mit Schutzmarke: Steckenpferd à St. 50 Pf.

in allen Apotheken, Drogerien, Parfümerie und Seifen-Geschäften

---



Emil Wünsche

Aktiengesellschaft für photograph. Industrie

Reick bei Dresden

empfiehlt ihre

„Afpi"-Cameras!

Allseitig rühmlichst bekannte Klapp-Cameras

für Platten 6:9, 9:12, 9:14, 13:18 cm

in allen Ausstattungen und Preislagen.

Man verlange unsere Preisliste für 1906.

Das Beste

reinste **Oliven-Speiseöl** garantiert

R. Ferrari, Porto-Maurizio, Riviera di Genova.

Blechkanister mit Kg. 4 Nettoinhalt
Fr. 12.– 11.50, 10.50, 10.– frachtfrei.
Prospekt auf Verlangen gratis.



Zu haben in besseren Parfümerie-, Drogen- und Friseur-Geschäften.

Frauen und Kinder, welche an Verstopfung leiden

nehmen m. Vorliebe Ricinus-Siccol.

Wird seines Wohlgeschmacks und seiner milden Wirkung wegen m. Vorliebe angewandt.

Anwendung: 1 Esslöffel voll Pulver Ricinus-Siccol eingerührt in Suppe, Gemüse, Kompott, Kakao, Tee usw. In praktischen Kartons mit Messgefäss à 50 Pf. (Einzelne Pulver 10 und 20 Pf.) — Ueberall erhältlich.

Teppiche

Prachtstücke 3.75, 6.–, 10.–, 20.– bis **800 Mark,**
Gardinen, Portieren, Möbelstoffe, Steppdecken etc.

billigst im **Spezialhaus** Berlin, Oranienstr. 158

Katalog (600 Illstr.) grat. u. fr. **Emil Lefèvre.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Hanna hörte plötzlich hinter sich ein kurzes, jähes Aufschluchzen, wie aus tiefsterschütterter Seele heraus.

Und als sie sich umwandte, sah sie die Gräfin auf dem Schreibtischstuhl, das Gesicht in beide Hände gepreßt, der Körper bebend unter der krampfhaften vergeblichen Bemühung, das Schluchzen zu unterdrücken.

Alles drängte sie zu der stolzen Frau hin, die ihr ein tiefes Unglück offenbarte. Niederknien hätte sie neben ihr mögen, sie zärtlich umfassen, sie trösten, sie bitten —

Aber ihr Fuß blieb wie gebannt, und das helle Feuer flammte über ihr Gesicht.

Mit einem Male wußte sie es: diese Frau liebt deinen Mann . . .

Und zugleich: wie ist es nur möglich gewesen, daß dir das verborgen blieb bis auf diesen Augenblick?

Es war etwas in dem Gedanken, das ihr junges Blut empörte. Sie hätte selbst nicht sagen können, was es war. War's, weil die Unglückliche dort fremdes — ihr Eigentum anzutasten versuchte? Das tat sie ja gar nicht — sie weinte nur um selbst verlorenes Gut. — War's, daß ihr Gemüt etwas Unreines, Unsittliches vermutete? Sie wagte nicht einmal, daran zu denken. — War's, weil das weiße Haar der Matrone ihr ein Hohn dünkte auf jugendliche Herzensgluten? Wenn sie ehrlich sein wollte: der Unterschied der Jahre zwischen jener und ihrem Mann war nicht groß genug, um eine Scheidewand zwischen ihnen aufzurichten.

Unklar wogten ihre Empfindungen. Mit beiden Händen griff sie an die Schläfen, strich sich die krausen Haare glatt, preßte die Handflächen fest gegen den brennend heißen Kopf, die Augen wollte sie schließen und sah doch unverwandt auf die bebende Gestalt, die der seelische Schmerz krümmte und bog.

. . . es gab ja doch keine Möglichkeit des Kampfes zwischen ihnen beiden. Mutter hätte ihr die Gräfin sein können —

. . . es lag ja doch auch, was immer gewesen sein mochte, vor ihrer Ehe. Sie war nicht zur Richterin darüber berufen. Am wenigsten zur Richterin über eine Unglückliche —

Minuten vergingen. Keine der beiden Frauen sprach ein Wort.

Aber es dünkte Hanna, als ob sie in diesen Minuten um Jahre reifte. Als ob ein Herbsthauch die Jugendblüten von ihr abstreifte.

Sie war kein Kind. Das Leben auf dem Lande hatte ihr manch Menschengeschick, manch Fehlen und Irren brutaler vielleicht gezeigt als einem jungen Mädchen der Großstadt. Bäuerinnen und Taglöhner tragen ihre Schmerzen offener zu Markte als Großstadtfrauen. Der alte Großvater hatte zudem nichts mehr gehaßt als Prüderie und Beschönigung. Das Menschliche war ihr nicht fremd.

Nun aber, wo es sie selbst anpackte, traf es



Karl Schindler — Wachtposten

(Aus der deutschen Jahrhundert-Ausstellung)

sie doch ins Herz. ‚Diese Frau dort liebt deinen Mann —‘ darüber kam sie nicht hinweg. Und auch darüber nicht: ‚Warum vergräbt sie ihr Unglück nicht? Warum flieht sie nicht bis ans Ende der Welt? Warum müssen wir hier sein, bei ihr?‘

Allmählich nur wurde ihr auch das klar unter der jähen Flucht ihrer Gedanken: Wie diese stolze Frau sich beugen konnte bis zur Demütigung um ihrer Liebe willen. Wie sie fortwollte, ihn nimmermehr zu sehen, und wie es sie doch immer wieder dazu trieb, ihn aufzusuchen um ihrer Liebe willen. Wie sie sich in selbstquälerischer Lust selbst das nicht versagen konnte, sein Glück mit eignen Augen zu schauen. Wie sie trotz allem nur daran dachte, ihm zu helfen, ihn zu fördern — vielleicht nur, um einen Blick armseliger Dankbarkeit von ihm zu erhaschen.

Furchtbar mußte das sein. Eine Höllenqual — Das alles konnte sie verstehen. Nur das eine nicht: warum hatte die Gräfin *sie* hierher geführt? Warum sie und sich selbst in diese Lage gebracht, in der eine Kluft sich zwischen ihnen aufrichten mußte, die unüberbrückbar war?

War das auch gewollte Selbstpein — — —

Langsam verstummte das krampfhafte Schluchzen.

Die Gräfin ließ die Hände vom Antlitz gleiten. Aber sie sah nicht auf, das Gesicht blieb tief gesenkt. Und erst nach einer Weile — fast war's, als ob sie auf ein Wort Hannas warte — sagte sie matt und tonlos: „Vergeben Sie ... es war stärker als ich ..."

Hanna rührte sich nicht. Hinter ihren Schläfen hämmerte es noch immer: ... ‚das ist die Frau, die deinen Mann liebt ...‘

Da richtete die Gräfin den Kopf hoch und sah Hanna mit flehendem Schmerz in die Augen. Es war das Gesicht einer Greisin, in das Hanna blickte. Welk die Züge und müde, als habe der Tod sie schon gestreift. Die Augen glanzlos. Um den Mund den Zug schwersten Leides —

Und trotz alldem, trotz all der Falten und Furchen, trotz der tiefen dunkeln Ränder unter den Augen, trotzdem die Schläfen grau schienen und eingefallen, der Blick wie erloschen: trotz alldem meinte Hanna die Gräfin noch niemals so schön gesehen zu haben. Es war ihr, als ringe in diesem gramzerstörten Angesicht die Schönheit einer großen Seele siegend mit aller Aeußerlichkeit.

Mühsam erhob sich die Gräfin und tastete sich bis zu der Hand der jungen Frau. Tastete wirklich, als sei der Rest ihres Augenlichtes erloschen.

Mühsam, in langsamen, abgerissenen Sätzen sprach sie dann, und es klang unsäglich traurig: „Was tut's übrigens, daß Sie mich so schwach gesehen haben! Vielleicht ist es gerade gut so, daß der Vorhang zerreißt ... wenn auch wider meinen Willen ... vielleicht werden Sie mich nun um so besser verstehen ..."

Sie schöpfte tief Atem und beugte wieder den Kopf vor, als harre sie eines entgegenkommenden Wortes. Aber Hanna ließ ihr wohl ihre Hand — das Wort fand sie nicht.

„... Sie sind so jung, und aus Ihren Augen spricht so viel Güte, Frau Hanna. Das gab mir den Mut zu einer Bitte. Sie sind so rein, daß die Schmutzwellen der Verleumdung nicht den Saum ihres Kleides erreichen können. Das gibt mir Hoffnung, daß Sie meine Bitte nicht falsch deuten werden ... Tage und Nächte habe ich gesonnen, wie ich's einkleide ... und nun, mein Gott, wo ich hier vor Ihnen stehe ... nun weiß ich doch nicht: wie sagst du's ihr! ... So ungewöhnlich ist es ... unnatürlich würden's die Menschen nennen, die immer nur die breite Fahrstraße zu ziehen wissen ...

„... Frau Hanna, ich halte Ihre Hand, und ich schwöre Ihnen in diese Hand: es gab nichts zwischen Ihrem Mann und mir, was das Licht zu scheuen hätte. Ich muß in dieser Stunde ganz ehrlich sein: vielleicht ist es nicht mein Verdienst. Das seine ist's — wenn es ein Verdienst ist. Er wollte in mir stets nur die Freundin sehen, die Gönnerin. Die Welt mag anders urteilen, aber ich flehe Sie an: glauben Sie ihr nicht. Seit fast nun zwanzig Jahren kenne ich ihn. Und wenn ich zurückdenke, so waren es zwanzig Jahre der Qual. Auch das durch meine Schuld, denn ich hätte mich frei machen müssen. Aber ich möchte keine Stunde dieser Jahre missen samt allen Enttäuschungen und allen Schmerzen, die sie brachten.

„... nun bin ich über alldem eine alte Frau geworden, älter und kränker, als Sie ahnen können. Und Sie sind mit Ihrer sonnigen, goldigen Jugend in sein Leben getreten. Sie haben das ausschließliche Recht an ihn — Gott gebe Ihnen, Frau Hanna, daß niemand es anzutasten wagt und daß er selbst Ihr und sein Glück zu erhalten versteht. Aber Sie sind doch auch zwischen uns getreten. Ich war ihm ja längst eine Last, o ich weiß es. Aber es gibt im Menschenleben solche Lasten, die man nicht entbehren kann: solch eine war ich ihm. Er ... er bedurfte meiner doch immer wieder. Auch das dürfen Sie ihm nicht verargen, dürfen's nicht falsch auslegen: Künstlernaturen, wie die seine, müssen mit besonderem Maße gemessen werden ...

„... sehen Sie, Frau Hanna, und es gehörte sich nun, daß ich ginge. Gleichviel wie und wohin ... nur fort ... am besten in das Nirwana. Aber Sie sehen ja, wie schwach ich bin. Ich kann's nicht, Hanna. Und darum bitt' ich Sie ... fleh' ich Sie an: stoßen Sie mich nicht fort! Seien Sie großdenkend! Gönnen Sie, die Sie im vollen Sonnenlicht leben, einer unglücklichen Frau, daß auch auf sie dann und wann ein armseliger Lichtstrahl fällt. Er bringt ja keine Wärme für mich mehr ... o nein! ... aber wenn ich mir ihn auch mit tausend Bitternissen erkaufen muß ... er ist doch mein einziges ... mein letztes Glück ..."

Die Gräfin schwieg. Ihr Kopf war wieder herabgesunken, als wage sie nicht, Hanna anzusehen. Nur deren Hand hielt sie fast krampfhaft fest umspannt.

Und wieder drängte ein tiefes Herzensmitleid Hanna, ihren Arm um die arme Frau zu legen und ihre junge Wange an die welke. Und wieder schrie es in ihr: ‚Was sie auch sagen mag und so gewiß jedes Wort reine Wahrheit ist — sie liebt deinen Mann! Das verhehlt sie ja nicht einmal, und wie sollst du darüber hinweg kommen —

... Lügen kannst du nicht, darfst du nicht. Ehrlich sein mußt du. So offen wie sie es war. Unbarmherzig sein ... nein ... nein!‘

Und zwischen all dem schob sich noch ein andres hinein. Ein greller Lichtbündel, der in ihr geistiges Auge fiel und auf ihres Mannes Wesen. O ... wie scharf kennzeichneten die Worte der Gräfin ihn, wider Willen, ja, obgleich sie alles, was er getan und nicht getan, zu beschönigen versucht hatte. Nicht auszudenken wagte Hanna dies „Nur nehmen und nimmer geben" — nicht allein keine Liebe, auch keine Ehrerbietung, kaum Dankbarkeit . . vielleicht selbst keine volle Achtung ...

Die Sekunden rannen. Oder waren es schon Minuten? Immer tiefer sank das weiße Haupt wie in stummer Bitte. Immer ängstlicher umkrampfte die Hand der Gräfin ihre Rechte ...

Da rang es sich endlich von Hannas Lippen: „Ich will es versuchen ... redlich bemühen will ich mich ..."

Sie fühlte, indem sie es sprach, wie karg die Gabe war. Mit einem plötzlichen Impulse beugte sie sich und drückte ihre jungen Lippen in das weiße Haar. Und die Gräfin lehnte ihr Haupt an Hannas Schulter. Wortlos — aber Hanna fühlte, wie Gräfin Ulla empfand: ‚Ich verstehe dich ... du konntest nicht anders ... auch dafür bin ich dir dankbar ...‘

Draußen hatte es schon zweimal diskret an die Tür geklopft. Jetzt zum dritten Male, etwas kräftiger: „... Frau Gräfin verzeihen ..."

Sie löste sich leise und strich mit der Hand über die Stirn.

Dann ging sie doch zur Tür und öffnete sie ein wenig. Der Diener flüsterte eine Meldung.

„... wir kommen sofort, Ernst," gab sie zurück und wandte sich um: „So viel, so unendlich viel hätte ich Ihnen zu sagen, Hanna ... Aber nicht jetzt, nicht hier ..."

Auf einen Augenblick griff sie, wie taumelnd, nach der Rückenlehne des Schreibstuhls. „Nein ... nein! Es geht schon vorüber ... bitte, entschuldigen Sie mich nur auf eine Sekunde — wir gehen dann zusammen nach vorn ... Ich vergaß ganz, daß ich noch Gäste erwarte ..." Sie sprach es hastend und schon mit der Hand vorwärts fassend, erst auf die Tischplatte, dann zur Klinke der zweiten Tür.

„Darf ich Ihnen nicht helfen, Gräfin? Soll ich Sie vorn entschuldigen? Sie sind leidend ..."

„Nein ... nein! Nur einen Augenblick ..."

Nun war Hanna allein.

Und sie dachte: ‚War das eigentlich alles ein Traum oder hast du's wirklich erlebt?‘

Es dünkte sie, ein Schleier sei vor ihrer Seele zerrissen worden. Aber sie sah nicht ins Licht hinaus, nicht in die Sonne, sondern in dunkle Schatten. Nichts konnte sie erkennen, nichts unterscheiden. Es wogte und wallte wie häßlicher Nebel.

Als ob sie nie mehr froh werden könnte, so war ihr.

Und dann rang sich aus all dem Trüben der eine große Schmerz empor: ‚Gibt es denn keine Fiber deines Herzens, die für deinen Mann Partei ergreift? Warum nicht! Du liebst ihn doch! Du mußt ihn lieben! Du hast es geschworen vor dem Altar! Du mußt zu ihm stehen! Stütze und Stab sollen wir uns sein, gegenseitig, durch das ganze Leben. Großer Gott ... gütiger Gott ... und ich kann nicht mehr an ihn glauben ...

‚Heut früh schon nicht. Das hab' ich überwunden, niedergekämpft. Aber wie überwinde ich die Vorstellung, die Gewißheit, daß für all sein Handeln, Tun und Denken der Grundtrieb Selbstsucht ist! Daß sein Herz keine Dankbarkeit kennt! Daß er mit Füßen tritt, wo ihm Liebe entgegentragen wird! Allmächtiger Gott ... hilf mir über meine Zweifel hinweg. Wenn nun einst auch die Stunde kommen sollte, in der er mich von sich stößt —‘

Die Tür ging. Die Gräfin trat ein, und es schien, als sei plötzlich sie die Stärkere.

Lebhaft kam sie auf die junge Frau zu: „Hat es lange gedauert? Liebe Hanna ... ich darf doch nun liebe Hanna sagen? ... die Augen feucht? Das dürfen Sie nicht zeigen. Tränen mag kein Mann sehen. So ... es geht schon ... und nun wollen wir nach vorn ..."

Völlig verändert war sie. Der Blick strahlte wieder, der Teint schien frisch, fast jugendlich, die Lippen lächelten. Elastisch war ihr Schritt, federnd, und jede Bewegung zeigte die entzückende Anmut, die ganz vergessen ließ, daß diese Frau eine Matrone war.

Hanna bemerkte das alles, während sie durch das Speisezimmer gingen. Die Veränderung war zu auffallend, als daß sie ihr hätte entgehen können, so sehr ihre Gedanken abgelenkt waren. Aber die Veränderung wirkte auch zu erzwungen, zu erkünstelt, als daß sie hätte erfreuen können. Die elende, unglückliche, tief Gebeugte war der Sympathien sicherer als diese Weltdame.

„Ich bin sonst nicht so vergeßlich!" plauderte die Gräfin. „Aber daß heut noch dieser Baron Gellertshausen kommen wollte, um mir sein Nichtchen vorzustellen ... total entfallen war's mir. Thüringischer Adel ... ich lernte ihn auf der Wartburg kennen. Das Mädchen wird wohl ein Landpomeränzchen sein, das auf irgendeinen kleinen Hofdamenposten ambitioniert —"

Was war Hanna ein Fräulein von Gellertshausen — —

Was galt ihr überhaupt jetzt noch diese ganze Gesellschaft! Fort sehnte sie sich. Und fürchtete sich doch vor dem Aufbruch — denn er bedeutete das Alleinsein mit ihrem Manne —

Uebrigens schien man im Salon kaum bemerkt zu haben, daß die beiden Damen so lange fortgeblieben waren. Schwüler Zigarettenduft füllte den Raum. Die Herren saßen in kleinen Gruppen verteilt. Nur Exzellenz Brun sprang sofort auf und kam auf die Hausfrau zu: „Was haben Sie uns noch für eine wunderschöne Ueberraschung zum Nachtisch gleichsam aufbewahrt, Gräfin! Wirklich — wunderschön —"



Jessika. Nach einem Gemälde von Eduard Grützner

(Zum sechzigsten Geburtstag des Künstlers)

Und da sah Hanna ihren Mann vor einer jungen Dame stehen. Der Portugiese stand noch daneben und ein kleiner eleganter älterer Herr mit einem lederfarbenen Gesicht und braunem Knebelbart. Aber sie sah die nicht, sie sah nur ihren Mann vor dem schönen Mädchen. Schön — nein, wirklich, der Zeremonienmeister hatte recht — wunderschön —

Groß und schlank; fast unnatürlich schlank in den Hüften, aber breit in den Schultern. Das Köpfchen schmal. Das Gesicht von entzückendstem Ebenmaß in jeder Linie; der Mund schwellend, feingeformt, von klassischem Schnitt die Nase. Die Augen groß, ein wenig mandelförmig, dunkel und feurig. Die Brauen herrlich gewölbt. Ueber der schmalen Stirn, hochgetufft, eine Fülle schwarzen Haares.

Viel Zeit zur Beobachtung hatte Hanna nicht. Denn jetzt bemerkte und begrüßte der ältere Herr die Gräfin, gab der jungen Dame ein Zeichen und stellte sie etwas zeremoniös und umständlich vor: „Meine Nichte Karen! Gnädigste Gräfin gestatteten mir, Ihnen das Kind zu präsentieren. Ich empfehle sie Ihrer Güte und Ihrem Wohlwollen. Karen ist ganz fremd in der Großstadt —" Er sprach noch weiter, aber Hannas Aufmerksamkeit war schon wieder abgelenkt. Sie folgte dem langen Blick ihres Mannes, der, so schien es ihr, sich von der Erscheinung der Fremden nicht losreißen konnte. Sie folgte ihm unwillkürlich, aber ohne irgendeine innere Erregung — ja, sie dachte nur flüchtig: ‚Ein Wunder ist es nicht. Jeder Mensch muß entzückt sein von solch einem schönen Mädchen ... gar nun ein Künstler ...'

Dann stellte die Gräfin auch schon ihr den neuen Gast vor. Fräulein von Gellertshausen machte eine tiefe Verbeugung und wollte ihr die Hand küssen. Unwillkürlich zog sie die zurück — es kam ihr unpassend vor, den Handkuß anzunehmen, denn dies junge Mädchen war sicher älter wie sie selbst; aber sie hatte zugleich die Empfindung, daß die schnelle Bewegung unfreundlich aussehen könne, und so zwang sie sich zu einigen liebenswürdigen Worten.

Karen antwortete sehr bescheiden, aber auch sehr gewandt und sicher. Und während sie sprach, gewann das schöne Gesicht noch mehr. Die Züge belebten sich, der Mund erschien noch reizvoller, wenn die Lippen sich öffneten und die gleichmäßigen kleinen Zähne frei ließen. Durch die Haut, die einen etwas dunkeln Ton hatte, schimmerte das Blut. Und die Stimme hatte einen eigen vibrierenden, einschmeichelnden Klang, aus dem die Konsonanten besonders heraustönten.

Das alles entging Hanna nicht, aber sie beachtete es auch nicht sonderlich. Zumal jetzt Herr von Mohlband an sie herantrat und in seinem gedämpften Hofton sein Bedauern darüber aussprach, daß er sich ihr noch gar nicht habe widmen können und wie innig ihn die Erzählung des Herrn Gemahls erfreut habe von ihrer ersten Begegnung in der kleinen Landkirche, die nun mit dem unsterblichen Werk des Meisters so wunderbar geschmückt sei. Es war nicht ganz leicht, ihm zu folgen, denn er sprach stets in überlangen Perioden.

Desto lebhafter schien sich die Gräfin für Karen von Gellertshausen zu interessieren. Sie war einige Schritte zurückgetreten, um ihr Augenglas ungenierter gebrauchen zu können, und bemerkte nun wohl erst recht die auffallende Schönheit Karens. Es war nicht nur Höflichkeit, sondern ehrliche Bewunderung, wenn sie zu dem Oheim sagte: „Ich habe selten ein so schönes Mädchen gesehen, Baron. Und noch seltener vielleicht solche Schmiegsamkeit in der Figur, solch ungekünstelte Grazie. Ihre Nichte muß wundervoll tanzen —"

„Famos!" meinte der alte Herr, zwirbelte seinen rotbraunen Kinnbart und ließ die grauen Augen fast wie mit Vaterstolz über die schlanke Gestalt gleiten. „Großartig! Sie müssen wissen, gnädigste Gräfin, Karens Mutter war eine Polin, eine Glinska. Es liegt im Blut. Ja ... aber, mein Gott, nun saß sie in dem elenden Nest und kam und kam nicht heraus ... kaum einmal im Winter nach Weimar. Da kann ein Mädel ein Engel sein! Versichere ich Sie, gnädigste Gräfin — ein Engel. Vater tot, Mutter seit Jahren fast gelähmt ... nun, so hab' ich mich des Kindes angenommen. Ist mein Patchen. Und ehrlich gestanden ... ein bissel stolz bin ich auch auf Karen. Man war ja auch einmal jung und weiß, was Frauenschönheit ist ..."

Er war unwiderstehlich komisch, wie er das so herunterplapperte mit großer Zungengeläufigkeit, großem Selbstbewußtsein und ebenso großer Offenherzigkeit; dabei unablässig am Bart drehend, bis der immer spitzer wurde, und ebenso unablässig das Schwergewicht des Körpers von einem Fuß auf den andern verschiebend. Vielleicht erheiterte seine Art die Gräfin noch mehr, als die Schönheit des Mädchens sie erfreute; das eine wie das andre beschäftigte jedenfalls ihren Geist angenehm.

„Verlassen Sie sich darauf, Ihre Fräulein Nichte wird Furore machen —"

„Wenn Sie sich des Kindes ein wenig annehmen wollen, Gräfin: ganz gewiß!" Indem er es sagte, hob er die Hände, fast wie zum Gebet gefaltet, vor die Brust und verbeugte sich zugleich. „Ich bin so wenig bekannt hier, und meine Frau — erinnern Sie sich gnädigst! — ist in Behandlung bei Professor Schweyger. Deshalb bin ich ja eigentlich in Berlin."

„Lieber Herr von Gellertshausen, Sie überschätzen, fürchte ich, meinen Einfluß. Ich lebe ziemlich zurückgezogen, bin viel leidend."

„Gräfin, wenn Sie nur wollen! Ihre Beziehungen —"

„Wir werden sehen, ich will tun, was ich kann. Jedenfalls ..." Sie unterbrach sich und winkte Hanna, die gerade von Exzellenz Mohlband freikam. „... Liebste, eine Bitte! Fräulein von Gellertshausen ist so fremd in Berlin. Sie haben gewiß noch zwei Plätze frei für den Baron hier und seine Nichte ... ein so schönes Mädchen ist auf solchem Feste ja immer willkommener Gast."

Hanna bejahte sofort, und der alte Herr holte geschäftig seine Nichte heran. Mit einem kleinen Kortege von Herren kam sie, knickste und dankte artig der Gräfin und Hanna. Sie schien völlig überrascht und gab dem sehr niedlich Ausdruck mit Worten und aufleuchtenden Augen. Exzellenz von Brun stand daneben mit dem Monokel im Auge und schmunzelte: „Tadellos —"

Mit einem Schlage war Karen der Mittelpunkt der Gesellschaft geworden. Selbst die Gräfin widmete sich fast ausschließlich ihr, fragte lebhaft nach dem und jenem, plante in nervöser Erregtheit schon ihre Beteiligung bei einem Bazar im Kaiserhof. Der Portugiese forderte den Onkel auf, mit der schönen Nichte Besuch zu machen. Der Landschafter schien nicht übel Lust zu haben, zum Porträtfach überzugehen, und der Literaturpapst faßte Serrenberg am Arm und raunte ihm zu: „Wenn Sie schon eine Penthesilea wollen — da ist sie ja!"

Der Professor sah ihn groß an, lächelte und schwieg. Es war aber, als sagte er: ‚Sehr gütig. Mit Ihrer hohen Erlaubnis hatte ich diesen Gedanken schon vor Ihnen.'

Dann wurde bald aufgebrochen.

Ein paar Minuten stand der größere Teil der Gesellschaft unten noch in der Halle zusammen, denn es hatte stark zu schneien angefangen, und es mußten erst Droschken geholt werden.

Die Gräfin war einige Stufen mit heruntergekommen, hielt Hanna fest, und es war, als sei ihre Kraft nun schon wieder am Erlöschen, so klammerte sie sich an.

„Nicht vergessen," bat sie. „Um der Barmherzigkeit willen. Wenn Sie wissen könnten, wie elend ich bin!" Dann nahm sie, in ihrer sprungweisen Hast, die Lorgnette vor die Augen und sah hinunter: „Dies Mädchen ist wirklich sehr schön! Sehen Sie nur, mit welch königlicher Anmut sie den ärmlichen roten Abendmantel — ganz Provinz — trägt. Aber ich fürchte, sie ist eine schillernde Seifenblase ... Sie sagen ja gar nichts, liebe Hanna?"

Hanna lehnte am Treppengeländer und schrak bei der direkten Frage leicht zusammen. Sie hatte geträumt. Weit weg hatte sie sich geträumt in den stillen Buchenwald der Heimat.

„Ja ... dies Mädchen ist sehr schön —" gab sie schwer zurück.

Da winkte der Professor: „Hanna ... der Wagen ..."

Schweigend saßen sie nebeneinander in dem engen Coupé. Die weißen Flocken rieselten gegen die Scheiben. Trübe leuchtete durch das beschlagene Glas das elektrische Licht. Wie ausgestorben lagen die Straßen. Fast geräuschlos glitt der Wagen über die Schneedecke. So lang schien die Fahrt — endlos.

Hanna fröstelte und zog unwillkürlich den Mantel fester zusammen. Dabei mußte die Hand wohl den Arm ihres Mannes gestreift haben. Er fuhr, wie aus tiefen Gedanken, auf und fragte scharf und hastig: „Ihr bliebt ja merkwürdig lange fort — die Gräfin und du! Was hatte sie dir denn anzuvertrauen? Natürlich habt ihr über mich gesprochen."

„Sie zeigte mir deine Büste — und dann war sie in ihrem Schlafzimmer — vermute ich —"

Die Erwähnung der Büste schien ihn abzulenken. „Schade, daß dies Werk der Oeffentlichkeit verschlossen ist," sagte er. „Ich schätze es hoch ein. Aber sie hält es zu gut für profane Augen, glaube ich. Wunderlich genug, daß sie es dir zeigte. Eine Laune, wie sie Tausende hat." Er lachte. „Nachher hatte sie wieder Morphium genommen — ich merkte es sofort." Er begann mit den Fingerspitzen an der Scheibe auf seiner Seite herumzuwischen. „Der Kutscher fährt miserabel. Das ist erst die Hildebrandstraße. Schauderhaftes Wetter —" Und dann rückte er sich plötzlich zurecht und schloß: „Uebrigens laß dir raten, Hanna — schenke der guten Gräfin nicht zuviel Vertrauen. Ich weiß, wie sie die Leutchen einzuwickeln versteht. Klasseschauspielerin, die sie ist —"

Ganz tief in ihre Ecke drückte sich Hanna. Antworten konnte sie nicht. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Sie dachte nur tieftraurig: ‚Das ist nun das erstemal, daß du deinem Mann etwas verschweigst —' (Fortsetzung folgt)

Sprüche

Am Beginn des erfundenen und am Ende des erlebten Märchens stehen dieselben wehmütigen Worte: Es war einmal ...

*

Die besten Gedanken?
Die selbstgedachten.
Die besten Verse?
Die ungemachten.
Die tüchtigste Weisheit?
Die lebt und wirkt.
Der klarste Verstand?
Der klug sich bezirkt.

*

So sehr wir uns bemühen mögen, philosophischen Gleichmut zu erringen, es ärgert uns doch, wenn wir den Regenschirm vergessen haben.

*

Das poet'sche Flämmchen schützt
Mancher ängstlich, dem es teuer;
Ach! und gänzlich unbenützt
Brennt das schöne Ofenfeuer.

*

„Das Leben" ist ein Wort, kaum auszusprechen,
Alle Züge Gottes sind hineingewebt;
Da macht's denn freilich minder Kopfzerbrechen,
Man stellt sich drunter vor, was man erlebt.

*

Orientalisch

Hast du das Glück gesehn?
„Ich sah einen Rauch im Fernen."
Hast du den Schmerz gewahrt?
„Ich sah einen Rauch im Fernen."
Hast du das Leben geschaut?
„Ich sah einen Rauch im Fernen."
Und dir hat nicht gegraut?
„Ich sah einen Glanz in den Sternen."

G. Bitler



Aufbruch zur Arbeit auf einer kalifornischen Viehfarm

Die Bonanza-Farmen Kaliforniens

Von

Franz Baumgarten

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Das furchtbare Erdbeben, dem San Francisco zum Opfer fiel, lenkt die allgemeine Aufmerksamkeit wieder nach dem amerikanischen Paradies an der Küste des Stillen Ozeans. Vor wenigen Jahrzehnten noch war Kalifornien der Welt nur als Goldland bekannt, und mit seinem Namen verknüpften sich die abenteuerlichsten Vorstellungen von „Mining camps“, Vigilanzkomitees, Lynchgerichten und andern berechtigten Eigentümlichkeiten des wilden Westens. Jetzt ist das anders geworden. Zwar ist Kalifornien auch heute noch das Goldland; aber die Goldgräberlager sind verschwunden, der Bergbau wird von großen Gesellschaften nach wissenschaftlichen Grundsätzen betrieben, aus den abenteuernden Goldgräbern sind ehrbare Geschäftsleute, Landwirte und Obstzüchter geworden, und die goldenen Aehren seiner Weizenfelder, die goldenen Früchte seiner Orangen- und Zitronenhaine, der goldene Saft seiner Reben haben den Ruhm des Goldlandes Kalifornien fester begründet und bringen mehr Wohlstand in das Land als das seinen Bergen und Flüssen abgewonnene gleißende Gold. Großartige Fabrikanlagen sind überall entstanden, um getrocknetes Obst zu bereiten, und Konservenfabriken in ungezählter Menge sorgen für das Einmachen und Verarbeiten der Früchte. Ganze Eisenbahnzüge durchqueren den amerikanischen Kontinent, um das herrliche frische Obst Kaliforniens nach den Großstädten des Ostens zu bringen, von wo es den Weg nach Europa findet. Eine mächtige Flottille von Dampfern und Segelschiffen führt den Weizen um das Kap Horn herum nach Liverpool, in neuerer Zeit auch nach China und Japan. Welchen Umfang der Weizenexport Kaliforniens angenommen hat, kann man daraus ersehen, daß er in manchen Jahren ein Drittel der gesamten Weizenausfuhr der Vereinigten Staaten ausmacht. Wenn nun gar erst der Panamakanal vollendet ist, dann wird Kalifornien mit einem Schlage dem europäischen Kontinent um einige tausend Kilometer nähergerückt und die Ausfuhr um ein Bedeutendes gesteigert werden.

Mit der Entdeckung des Goldes fällt in Kalifornien auch der Beginn des Ackerbaus im großen zusammen, während der Obst- und Weinbau, der jetzt die größte Quelle des Reichtums des Landes bildet, erst mehrere Jahrzehnte später in die richtigen Wege geleitet wurde. Solange die Spanier die Herrschaft hatten, war Kalifornien eine menschenleere Küste, völlig unbekannt oder doch unbenutzt der reiche Schatz seiner natürlichen Hilfsmittel. Die über das Land zerstreuten Missionen betrieben zwar mit Hilfe der bekehrten Indianer, die nicht viel besser als hörige Knechte waren, eine beträchtliche Landwirtschaft, sie besaßen große Herden und pflanzten aus Spanien herübergebrachte Weinreben, die noch heute weitverbreiteten „mission grapes“, die den gewöhnlichen Landwein liefern, aber ihre Tätigkeit brachte dem Lande geringen Nutzen. Erst als Mexiko sich von Spanien unabhängig gemacht hatte, im Jahre 1823, trat ein Umschwung der Verhältnisse ein. Die mexikanische Regierung erteilte zahlreiche große Landschenkungen an einflußreiche Leute, und diese begannen nun auf den weiten Ebenen des Sacramento- und des San Joaquin-Tales die Viehzucht, namentlich die Schafzucht im großen. Den ihm gebührenden Platz erhielt Kalifornien aber erst, nachdem es 1848 im Frieden von Guadelupe-Hidalgo an die nordamerikanische Union gefallen war. Im selben Jahre fand der Schweizer Sutter das erste Gold bei seiner Sägemühle am American River, und mit einem Schlage war Kalifornien berühmt. Tausende und Abertausende strömten dorthin, um den Boden nach dem „gelben Stoff“ zu durchwühlen, der ihnen Reichtum, Wohlleben und Glück bringen sollte. Doch gerade die gebildeteren und besseren unter den Goldsuchern fühlten sich bald abgestoßen durch die Beschäftigung der Goldwäscherei. Sie wandten sich der Landwirtschaft und der Gärtnerei zu, der Versuch gelang über Erwarten gut, und bei den enorm hohen Preisen gelangten die Farmer jener Zeit rasch zu Wohlhabenheit und Reichtum. Sie kauften von ihren spanischen Kollegen einen Landgrund nach dem andern, und nach einem harten Kampfe mit den Viehzüchtern, die mit allen Mitteln die Getreidebauern namentlich vom San Joaquin-Tale fernzuhalten suchten, siegten sie schließlich auf der ganzen Linie und verwandelten das „Zentral Valley“, das von den beiden genannten Flüssen durchströmt wird, in ein riesiges Getreidefeld.

Es ist ein entzückendes Stückchen Erde, dieses Zentral Valley. Vor dem Anbruch des dürren, regenlosen Sommers, unter dessen Glut das Getreide und das Obst vortrefflich gedeihen, bedecken sich die einzelstehenden, über die ganze Ebene zerstreuten Eichen und die kleinen, rebendurchrankten Haine mit reichem Blätterschmuck. Ueber die im saftigsten Grün prangenden Wiesen breitet sich ein buntschillernder Blumenteppich, und mit Entzücken ruht das Auge auf den schneeigen Gipfeln der Sierra Nevada auf der einen und den schöngeschwungenen Konturen der Coast Range auf der andern Seite. In diesem herrlichen Tale liegen die berühmten Bonanza-Farmen Kaliforniens, Güter, die an Umfang einem kleinen Fürstentum gleichen, die kaum etwas andres produzieren als Weizen und Gerste. Von dem Umfange der Weizengewinnung einzelner Güter spricht die Tatsache, daß ihre Eigentümer sich eigne Schiffe chartern und unter Umgehung der Zwischenhändler ihren Weizen direkt nach Liverpool versenden.

Ein deutscher Landwirt würde bedenklich den Kopf schütteln, wenn er den Betrieb einer solchen Riesenfarm sähe. Eine Wirtschaft mit Frucht-



Die Baulichkeiten auf einem kalifornischen Landgut

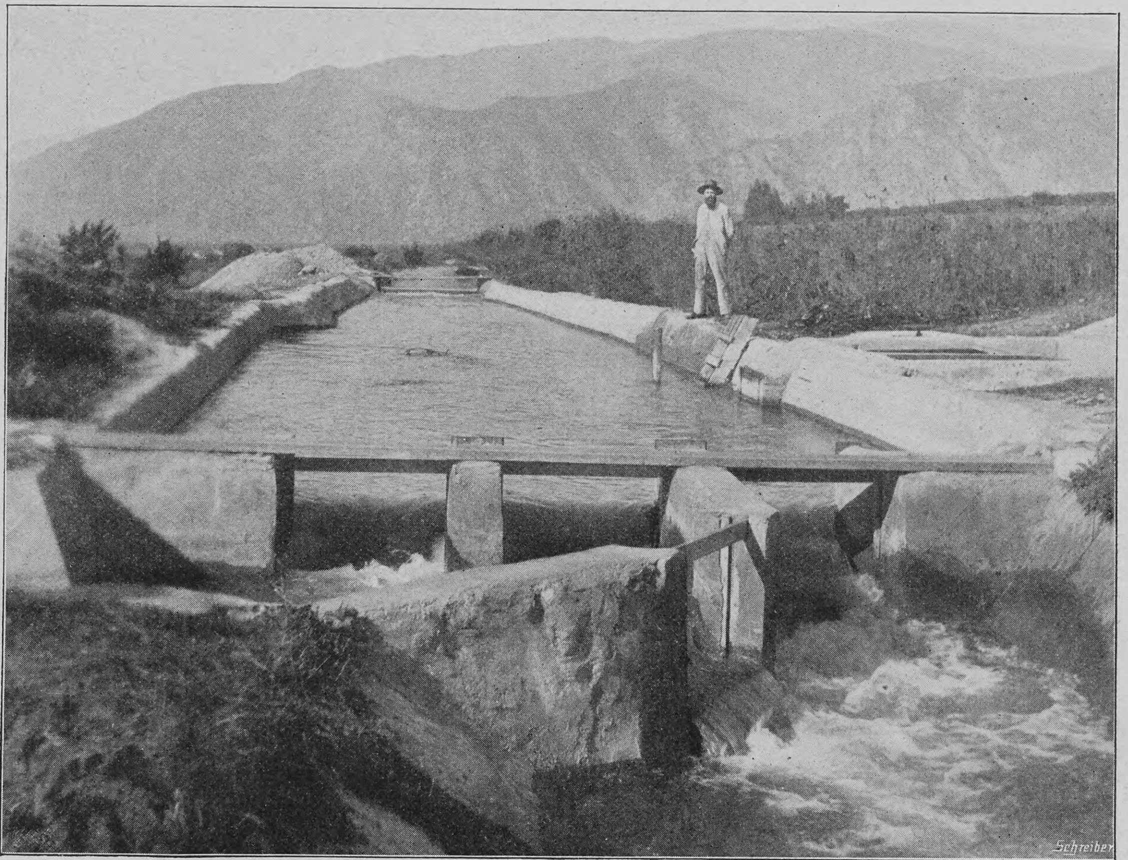


Dampfpflug in Tätigkeit

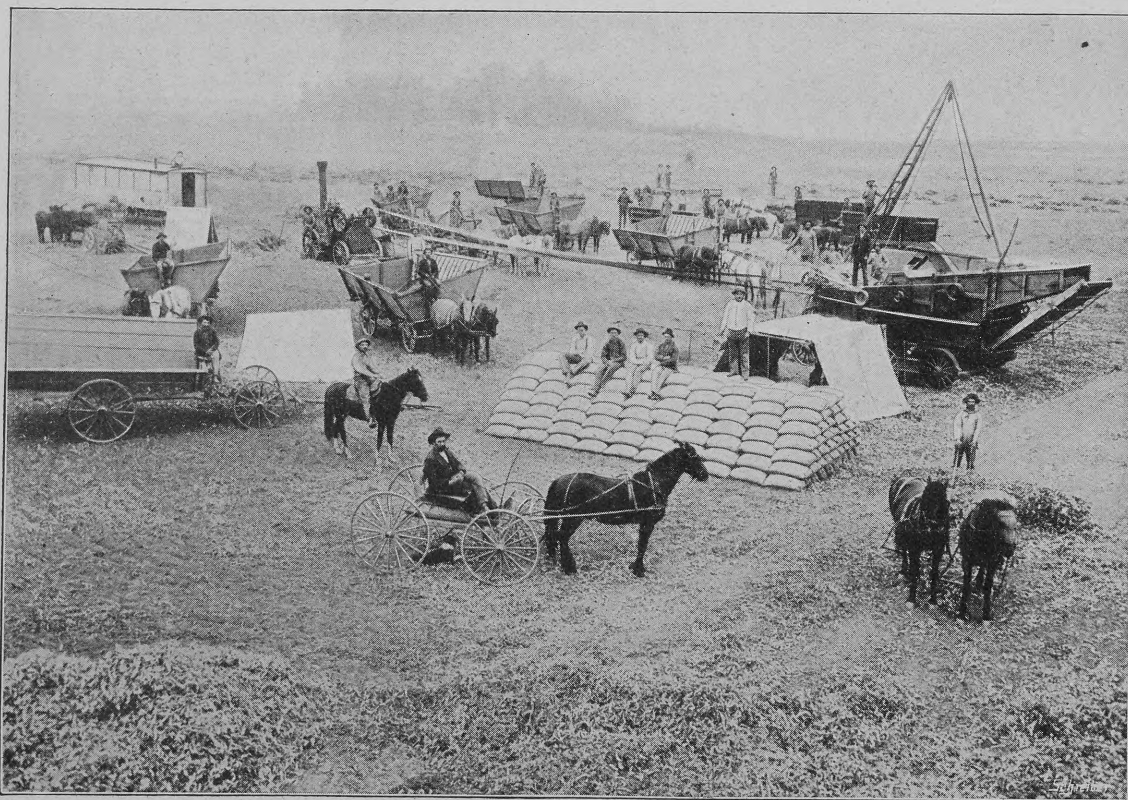
ständigen Arbeiter nach amerikanischer Weise sich mit Grazie in das Unvermeidliche fügen, solange der Verdienst gut und die Beköstigung reichlich und schmackhaft ist. Da die gesamten Niederschläge sich auf die Zeit zwischen dem 1. November und 1. Mai, und zwar hauptsächlich auf die Monate Dezember, Januar und Februar zusammendrängen und selten ein Frost eintritt, der den Boden gefrieren läßt, so bilden die Wintermonate die eigentliche Wachstums- und Arbeitsperiode. Aber man hat die Erfahrung gemacht, daß man die sichersten und besten Erträge erzielt, wenn die Aussaat frühzeitig stattgefunden hat. Man bricht daher in der Regel das Land während der Regenzeit um, läßt es den Sommer über brach liegen und bringt die Aussaat während des Septembers und Oktobers vor dem ersten Regen in die Erde. Die großen Güter verwenden zum Umbrechen der Brache zwei- bis achtspurige „sulky gang plough", die entweder von acht bis zehn Pferden oder von einer Lokomobile gezogen werden. Zur Aussaat bedient man sich meistens breitwürfiger Maschinen, und zwei Mann können mit einer solchen Maschine täglich 50 Acres und mehr bestellen. Die Saat wird eingeeggt,

wechsel und Düngung kennt man nur auf manchen kleineren Farmen, auf denen neben Getreidebau auch Wein-, Frucht- und Obstzucht betrieben wird. Der Großfarmer kennt nur die Brache als Mittel zur Bodenverbesserung, eine primitive Art der Zweifelderwirtschaft, und auf den ertragreichsten Grundstücken kommt auch diese nicht in Anwendung. Viele große und mittlere Güter haben keinen Viehstand außer den Arbeitspferden und Maultieren. Sie werden zu dieser Betriebsart zum Teil auch durch die Höhe der Arbeitslöhne und den Mangel an Landarbeitern gezwungen, die ebenfalls dazu Veranlassung gegeben haben, die Handarbeit durch Maschinen- und Pferdekraft zu ersetzen, namentlich seit dem Verbot der Chineseneinwanderung, das der Landwirtschaft ihre billigen und willigen Arbeitskräfte nahm. Jetzt hält sich jedes Gut nur einen kleinen Stamm von Arbeitern. Die übrigen werden nur zur Aussaat und zur Ernte engagiert und müssen weiter ziehen, wenn die Arbeit getan ist. Sie finden dann aber reichliche Arbeitsgelegenheit bei der Obsternte und in den Konservenfabriken, so daß ein fleißiger und nüchterner Arbeiter in der Lage ist, sich in wenigen Jahren so viel zu ersparen, um eine kleine Pachtung zu übernehmen und sich im Laufe der Zeit ganz selbständig zu machen.

Betrachten wir uns jetzt einmal den Betrieb einer solchen Bonanza-Farm. Da die ebene Beschaffenheit des Bodens in den großen Tälern die ausgedehnteste Anwendung von Maschinen ermöglicht, so bilden diese neben den Arbeitstieren den wichtigsten Teil des Inventars. Scheunen und Stallungen besitzt man so gut wie gar nicht, und das Wohnhaus ist recht einfacher Art, da der Besitzer meistens nur zur Zeit der Ernte auf seinem Gute weilt und der Verwalter und die wenigen

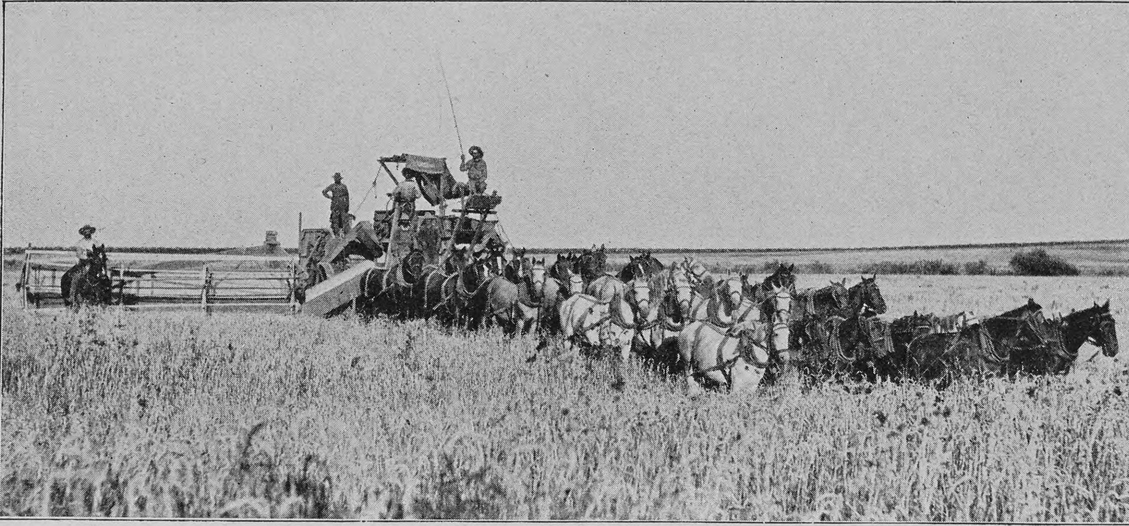


Kalifornische Bewässerungsanlage



Ernte auf einer kalifornischen Getreidefarm

wobei Rieseneggen, von einem halben Dutzend Pferden oder Maultieren gezogen, benutzt werden. Wenn dies geschehen ist, hat der Weizenbauer Ferien, unter allen Umständen aber von Anfang Februar bis Juni. Dann beginnt die Ernte. Während die kleineren Farmer sich zum Schneiden des Getreides in der Regel der auch bei uns üblichen Mähmaschinen, der selfbinders, bedienen, zieht man auf den Großfarmen den header vor, eine Maschine, welche die Aehren mit nur wenigen Zoll Stroh schneidet oder richtiger köpft. Zwanzig bis dreißig Pferde sind notwendig, um ein solches Ungetüm vorwärts zu bewegen und das 12 bis 18 Fuß lange Messer in Bewegung zu setzen, dafür aber schneidet die Maschine täglich gegen 25 Acker. Das geschnittene Getreide wird meistens direkt zur Dreschmaschine gefahren. Daher folgen jedem header zwei bis drei Wagen, auf welche die geschnittenen Aehren mittels einer einfachen Vorrichtung durch Pferdekraft geladen werden. Die Lokomobilen der Dreschmaschinen werden meistens mit Stroh geheizt, da dieses, außer in der Nähe der Städte, so gut wie keinen Wert besitzt und nach der Ernte verbrannt wird. In den letzten Jahren hat man hier auf einigen Großfarmen den gewöhnlichen header durch eine Riesenmaschine ersetzt, die das auf den Halmen wogende Getreide zugleich schneidet, drischt, reinigt und in Säcke gefüllt auf die Stoppel wirft. Sie ist kurz gesagt eine große Dreschmaschine, die an einer ihrer Längsseiten mit einem Schneideapparat versehen ist. Die geschnittenen Aehren fallen auf ein endloses Band, das sie in die Trommel der Dreschmaschine



Riesenmähmaschine im Betrieb

befördert. Ein Ventilator reinigt das Getreide in der üblichen Weise, Stroh und Spreu fallen auf die Stoppel, das gereinigte Getreide aber wird auf der Plattform in Säcke gefüllt, die, nachdem ein Arbeiter sie zugenäht, auf einer schiefen Ebene auf den Boden gleiten, wo ein nachfolgender Wagen sie aufnimmt. Die ganze Maschine wird von einem halben Hundert hinter ihr eingespannter Tiere durch Schieben in Bewegung gesetzt. Nur fünf Mann sind zu ihrer Bedienung erforderlich. Einer stellt das Messer. Der zweite steuert, hoch oben über dem Ventilator sitzend, die Maschine, der dritte lenkt die Pferde, der vierte, der die schwerste Arbeit zu verrichten hat, füllt und näht die Säcke, und der fünfte, der boss, ölt die Maschine und überwacht den ganzen Betrieb. So ein Rieseninstrument kann im Tag unter günstigen Verhältnissen 40 Acker bewältigen und man bedient sich seiner, weil die Ernte eilt und bei dem trockenen Wetter die reifen Körner leicht ausfallen. Die Trockenheit während der Ernte hat dagegen wieder den Vorteil, daß man die Getreidesäcke wochenlang im Felde liegen lassen kann, bis man Zeit findet, sie zur Bahnstation oder zum Flußufer zu schaffen, um sie nach San Francisco zu verladen. In Kalifornien versendet man das Getreide allgemein in Säcken und kennt daher die Getreideelevatoren nicht, die in den Präriestaaten und im Osten allgemein üblich sind. Als Grund wird angegeben, daß die Schiffe bei der stürmischen Fahrt um das Kap Horn das Getreide nicht ungesackt transportieren können, da die Gefahr besteht, daß die Ladung sich verschiebt.

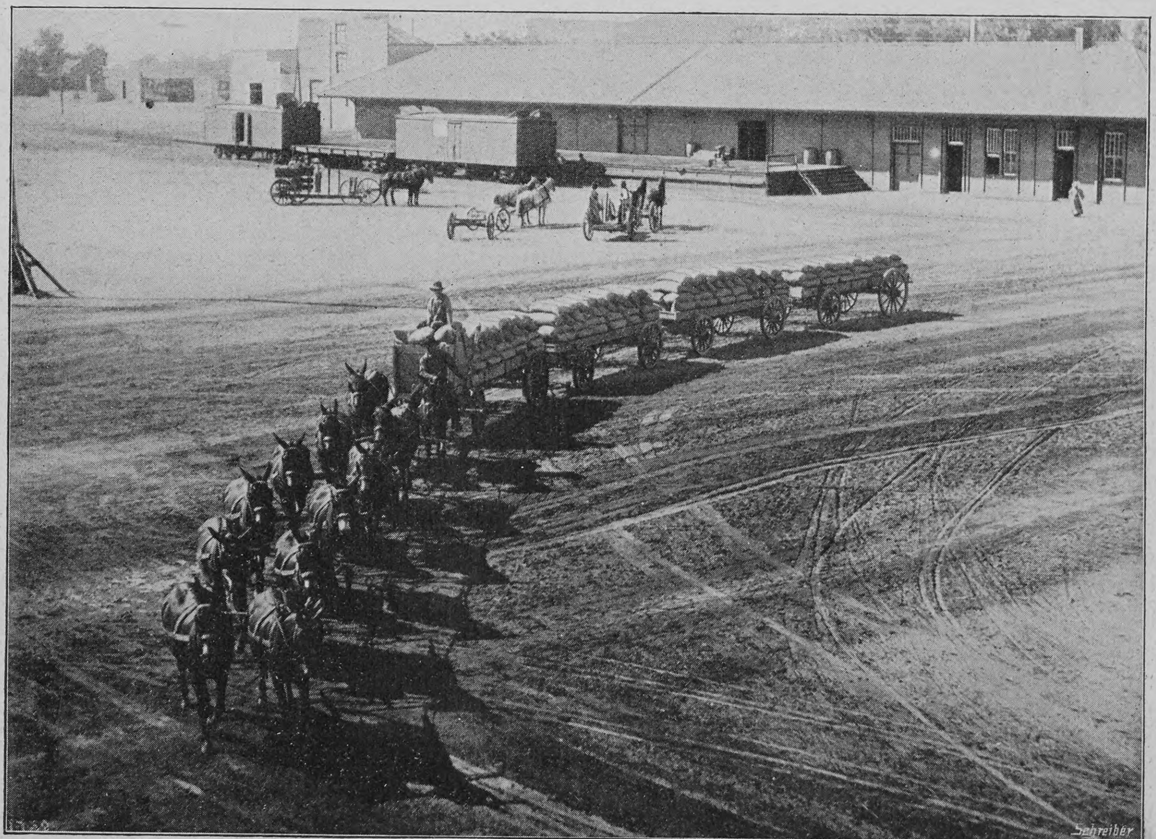


Der Maschinenpark einer kalifornischen Farm

Um sichere Ernten zu erzielen, bedarf ein großer Teil Kaliforniens der künstlichen Bewässerung, namentlich beim Wein- und Obstbau. Im nördlichen Sacramento-Tale ist sie nicht unbedingt notwendig, in besonders trockenen Jahren aber sehr nützlich. Südlich von der Stadt Sacramento, der politischen Hauptstadt des Staates, ist sie aber auf den Wein- und Obstfarmen allgemein üblich, und südlich von Modesto kann man auch Getreide nur dann mit Erfolg anbauen, wenn man für künstliche Irrigation gesorgt hat. Die Bewässerung erfolgte bisher in der Weise, daß man vom Flusse einen größeren Kanal in der Richtung des abfallenden Landes und von diesem Hauptkanal kleine Zuleitungskanäle nach beiden Seiten abzweigt.

Man bewässert das Land entweder auf die Weise, daß man es in kleinere Beete einteilt und zwischen diesen das Wasser in Gräben hindurchleitet, was besonders beim Obst- und Gemüsebau üblich ist, oder man berieselt das Land und setzt durch Aufwerfen von Querdämmen größere Flächen auf einmal unter Wasser. Bei einem Teile der Bewässerungskanäle handelt es sich um ganz großartige Werke, die mit bedeutendem Geldaufwande hergestellt worden sind. In der Regel aber sind es kleinere Anlagen, von einzelnen Farmern oder von einer Irrigationsgenossenschaft gebaut. Ist erst einmal der Hauptkanal hergestellt und die Schleusen gebaut, so sind die jährlichen Ausgaben gering und die Auslagen machen sich meistens gut bezahlt. Die Erfolge einer gut ausgeführten Bewässerung sind überraschend günstige, wenn eine sorgfältige Bodenkultur damit Hand in Hand geht. Und da diese nur auf den kleineren Farmen möglich ist, wo der Besitzer mit seinen Söhnen selbst mit Hand anlegt, haben diese auch größeren Nutzen von der Berieselung als die Großfarmer.

Trotz allen äußeren Scheines sind die Besitzer dieser Bonanza-Farmen nicht auf Rosen gebettet, wenn sie ihre Güter selbst bewirtschaften und deren Ertrag ihre einzige Einnahmequelle bildet. Viele von ihnen stecken in Schulden, die sie gemacht haben, um Irrigationen und andre Meliorationen vornehmen zu können. Dazu kommen die hohen Löhne, die hohen Steuern und die bedeutenden andern Wirtschaftsunkosten. Auf solch einer Großfarm herrscht daher durchaus kein Luxus, im Gegenteil, mit wenigen Ausnahmen auch nicht im entferntesten ein gleich behagliches Leben wie auf unsern deutschen Gütern. Das Wohnhaus einer Großfarm entbehrt jeder besonderen Eleganz und unterscheidet sich durch nichts als vielleicht durch seine Größe von dem eines Mittelfarmers. Die Wirtschaftsgebäude beschränken sich, wie in Amerika überhaupt — abgesehen von den „Farmen" eines Vanderbilt oder Rockefeller — auf das Allernotwendigste. Die Medaille hat also ihre Kehrseite, und die Klagen der Farmer beweisen, daß nicht alles Gold ist, was glänzt, selbst nicht im Goldlande Kaliforniens.



Korntransport zum Bahnhof

Eine Mutter

Erzählung

von

Kurt Aram

Ihr Fünfjähriger saß auf dem Klavier, der höchsten Sitzgelegenheit im Zimmer. Frau Lili stand neben ihm. Beide warteten und lauschten, ob sich nicht bald draußen auf dem Marktplatz der Brezeljunge vernehmen ließe, denn es ging schon auf vier Uhr nachmittags, und um diese Zeit erschien er meistens.

Da klatschte auch schon der kleine Fritz erregt in die Hände, denn man vernahm ein langgezogenes Pfeifen, das Zeichen, daß der Junge mit den Brezeln nahte.

Die junge Frau trat mit dem Kind an die Tür, machte ihren Einkauf, setzte den Kleinen mit einer Brezel mitten ins Zimmer und atmete auf. Nun war das Kind für eine halbe Stunde beschäftigt, nun konnte sie endlich ungestört ein wenig ihren eignen Gedanken nachhängen, jährte sich doch heute wieder einmal der Todestag ihres Vaters, ein Tag, an dem immer wieder ihre Jugend schwer und beunruhigend aus der Vergangenheit aufstieg.

Als Oberregierungsrat Hegner starb, hinterließ er acht unversorgte Töchter, von denen die jüngste, Lili, erst vierzehn Jahre zählte. Zwei Knaben und zwei Mädchen waren ihm im Tod vorausgegangen. Nach dem Tod des ersten Knaben kränkelte die Mutter, nach dem Tod des zweiten auch der Vater. Die Mutter starb. Die Sorge um die Kinder, die acht unversorgten Mädchen, hielt den Vater zwar noch einige Jahre am Leben, aber schließlich zehrten die Sorgen, so sehr er sich auch wehrte, seine Lebenskraft auf, und die acht Mädchen standen allein, ohne nähere Verwandte. Verwöhnt waren sie. Nun galt es, sich in drei engen Stuben einzurichten und zu sehen, wie man durchkam. Die älteste putzte Hüte, die zweite und dritte machten feinere Handarbeiten, zwei andre strickten Strümpfe, die sechste entwarf Schnittmuster, die siebte sorgte für den Haushalt, und Lili blieb in der höheren Töchterschule. Angeblich hatte sie das angenehmste Los unter den Schwestern. Aber sie litt sehr darunter, daß man nach außen hin so tun mußte, als ginge es ihnen gut, während doch in Wahrheit jeder Groschen erst zehnmal umgedreht wurde, bis man ihn ausgab. Und die wenigen freien Stunden nutzten die sieben Schwestern, um die achte, um Lili zu erziehen. Da die Schwestern von Charakter recht verschieden waren, hatte selbstverständlich jede eine andre Erziehungsmethode. Die älteste, die am längsten gute Tage im Elternhaus gesehen, mühte sich, aus Lili möglichst eine Dame zu machen. Die den Haushalt führte, fand das ganz überflüssig und predigte dem Kind, praktisch werden sei die Hauptsache. Die Stickmuster entwarf, hätte am liebsten gesehen, Lili könnte Malerin werden. So war denn die Kleine bald der einen nicht manierlich genug, bald der andern zu oberflächlich und auf schöne Kleider aus. Jede wollte sie anders haben, und jede kämpfte gegen die sechs andern um „ihre" Lili.

Frau Lili lächelte wehmütig. Wie gut hatten sie alle es gemeint und wie weh hatten sie ihr immer getan.

Dann starben zwei der Schwestern. Wie hatten sie alle geweint. Und doch, wie gut war es gewesen, daß sie wenigstens nicht lange krank lagen. Der Haushalt dieser alternden, strickenden, stichelnden Mädchen wäre daran zugrunde gegangen.

Aber am schwersten wurde doch die Zeit, da Lili erwachsen war und sich verlobte. Ihr Bräutigam stammte aus einem Kleinbürgerhaus. Seine Mutter hatte schon längst nach einem reichen Mädchen für ihn Ausschau gehalten. Und nun verlobte er sich mit der armen Regierungsratstochter, die nicht einmal eine ordentliche Aussteuer einbrachte. Ihre Schwestern waren zwar insgeheim stolz darauf, daß Lili sich verlobt hatte. Aber die älteste rümpfte doch die Nase über den Kleinbürgerssohn, trotzdem er Jurist war, und über die andern kam ein gar zu übertriebener Eifer, alles für die Hochzeit herzurichten. Aus der Privatangelegenheit wurde eine Familienangelegenheit für fünf alte Mädchen, die das Leben hart mitgenommen und die unausgesetzt mit guten Ratschlägen bei der Hand waren, damit ihre Lili es nun auch wirklich besser bekäme. Keinen Augenblick ließ man das Brautpaar allein. Die älteste hätte das unpassend gefunden, die andern hielten es für selbstverständlich, daß sie an der großen Freude sich jederzeit mitfreuten. Schrecklich war es gewesen. Ein Glück, daß ihr Bräutigam bald Amtsrichter wurde und sie gleich zu sich nahm.

Der kleine Fritz hatte seine Brezel verzehrt und mühte sich, an den Beinen des Klaviers in die Höhe zu klettern. Frau Lili nahm ihn wieder auf den Arm und trat ans Fenster, nach ihrem Mann Ausschau zu halten.

Poetisch war ihr Brautstand gerade nicht gewesen. Auch in der Ehe hatte sich bis jetzt wenig Raum dafür gefunden. Mit vierundzwanzighundert Mark kann man keine großen Sprünge machen. Für Reisen und ähnliches, wonach sie sich heimlich immer gesehnt, blieb da nichts übrig. Ein kleiner Haushalt, in dem die Ausgabe jeden Talers erwogen werden mußte wie bei ihren Schwestern die jeden Groschens. Ein Haushalt, in dem Frau Lili die Tätigkeiten ihrer sieben Schwestern auf sich allein nehmen mußte: stricken, flicken, kochen und was sonst noch dazu gehört. Sie drückte den kleinen Fritz fester an sich. Was das Leben ihr nicht gebracht, erhoffte sie für den Jungen, und was sie noch für ihr Leben erhoffte, bezog sich ebenfalls auf den Jungen, denn wenn sie auch mit ihrem Mann in gutem Einvernehmen lebte, so hatte er doch seine Tätigkeit, die ihn in Anspruch nahm, ihm wenig Zeit für seine Frau ließ. Frau Lili sah das vollkommen ein, aber sie war noch zu jung, um sich dabei genügen zu lassen, während der Kaffeestunde ein Stündchen mit ihrem Mann zu verplaudern, nach dem Abendessen sich mit ihm über die Stadt- und Zeitungsneuigkeiten zu unterhalten und ab und zu einmal bei einer bescheidenen Geselligkeit ein bescheidenes Vergnügen zu finden. So lebte sie denn ganz ihrem Jungen.

Der kleine Fritz machte ein ernsthaftes Gesicht, denn über den Marktplatz sah er den Vater kommen, und man konnte ja nicht wissen, ob er nicht ärgerlich gestimmt war. Für alle Fälle war es am besten, man blickte ernsthaft drein und wartete ab, wie das Wetter war, wenn der Vater ins Haus trat.

Der Amtsrichter war gut gelaunt. Das bemerkte der Junge gleich, lachte und stürmte auf ihn zu.

„Ist dir etwas Angenehmes begegnet, Franz?"

„Und ob! Das Gericht hat mir für dies Jahr die Revision der Grundbücher übertragen."

„Ist das eine Auszeichnung?"

Der Amtsrichter lachte. „Was kauf' ich mir dafür! Aber es gibt Diäten, Lili, eine ganze Menge Diäten. Dafür können wir dann vielleicht endlich eine kleine Reise unternehmen. An den Rhein oder so!"

Frau Lili strahlte.

Auf einmal wurde sie ganz blaß, so hatte sie die Freude überwältigt.

„Aber Frau!"

„Laß nur! Es ist schon vorbei."

Als der Amtsrichter wieder auf das Gericht ging, spielte Frau Lili noch einmal so lustig mit ihrem Fritz und war ganz ausgelassen. Und als das Kind zu Bett gebracht war, saß sie träumend im dunkelnden Zimmer und malte sich all das Schöne aus, das sie nun bald sehen würde.

Der Amtsrichter kam nach Hause, aß, holte das Kursbuch und einen Führer durch den Rheingau, den er eben erst erstanden hatte. Frau Lili erschrak nicht wenig, als nun all das Schöne, von dem sie träumte, in den dürren Worten eines Reiseführers zum Ausdruck kommen und mit Hilfe des Kursbuches und ähnlicher Hilfsmittel in Mark und Pfennig umgerechnet werden sollte. Aber sie ließ ihren Mann gewähren. Er kam ja aus kleinen Verhältnissen und war daran gewöhnt, erst den Preis für ein Vergnügen festzustellen, bevor er es sich gönnte. Es war ja auch sehr ehrenhaft, daß er das tat, und eigentlich hätte sie doch wirklich daran gewöhnt sein müssen ... Aber nein, daran würde sie sich nie gewöhnen können.

Franz stellte alles bis ins kleinste, bis auf die Anzahl der Flaschen Wein, die man sich auf dem Rheindampfer würde gönnen können, fest, trank behaglich sein Bier dazu und ging dann befriedigt zu Bett. Frau Lili jedoch saß noch lange auf und starrte mit großen, leeren Augen das Paket Bücher auf dem Klavier an, mit deren Hilfe ihr Mann das Vergnügen jetzt schon auf Tag und Stunde verteilt und die Kosten dafür angesetzt hatte. Von Freude fühlte sie nichts mehr. Sie schalt sich undankbar, sie stellte sich ihren Mann als Vorbild hin, aber sie konnte nun einmal nicht dagegen an. Ein Vergnügen, das gerade so wie der Alltag ausgerechnet und eingeteilt wurde, war eben für sie kein Vergnügen mehr. Erst als sie daran dachte, wie Fritz sich freuen würde, lächelte sie wieder. Sie erinnerte sich an einen Ausflug, den sie als Fünfjährige mit ihren Eltern nach Heidelberg gemacht. Noch jetzt galt er ihr als das schönste Erlebnis ihrer Kinderzeit. Auch für den Jungen würde es ein solches Erlebnis sein.

Aus der Reise wurde nichts. Für die Frau Amtsrichter galt es einige Rechnungen zu bezahlen, an die sie vorher nicht gedacht. Der Amtsrichter mußte einen neuen Anzug haben, der Junge auch. Franz saß und rechnete, und als er die Bilanz zog, reichte der Ueberschuß gerade noch für ein Fäßchen Rheinwein. „Damit wir doch etwas von der Reise haben," sagte er und lächelte. Frau Lili küßte ihn. Wie tapfer er war. Sie wußte, er hatte sich sehr auf die Reise gefreut.

„Aufgeschoben ist nicht aufgehoben, und auf dem Papier haben wir die Reise wenigstens gemacht," tröstete er.

Als die Mutter es am folgenden Nachmittag Fritz mitteilte, während sie wieder auf den Brezeljungen warteten, fing er laut an zu weinen, denn die Mutter hatte ihm so viel Schönes von dieser Reise erzählt, daß er sich gar nicht trösten konnte. Da nahm ihn Frau Lili hoch und ging in den ersten Stock, wo die Hausbesitzer wohnten, zwei alte, behagliche Leute. Er war Photograph, und das geheimnisvolle Gestell mit dem schwarzen Tuch darüber bewunderte Fritz sehr. Sie hatte falsche Zähne. Kein ganzes Gebiß, sondern drei einzelne falsche Zähne, die mit Stiften befestigt waren. Sowie Fritz erschien, nahm sie die Zähne aus dem Mund, und der Junge wollte sich totlachen. Das tröstete den Kleinen auch diesmal, so daß er die verunglückte Reise ganz vergaß.

Sehr erschrak Frau Lili, als ihr Junge zur Schule mußte. Sie wollte den Zeitpunkt noch hinausschieben, aber ihr Mann war dagegen, denn er fand, Fritz sei schon viel zu sehr ein Muttersöhnchen, es wäre hoch an der Zeit, daß er unter eine männliche Hand und unter Kameraden käme.

Es gefiel Fritz zunächst gar nicht in der Schule. Das Stillsitzen peinigte ihn, die Lehrerin fand er häßlich, seine Kameraden schmutzig. Das war ein kleiner Trost für seine Mutter, an die er sich jetzt immer inniger anschloß, kam es ihm doch gerade durch die Schule erst recht eigentlich zum Bewußtsein, was er an ihr hatte. Der Vater schalt, daß der Junge, kaum kam er aus der Schule, seiner Frau nicht mehr von der Schürze ging. Er zwang ihn, sich mit seinen Altersgenossen auf der Straße herumzutreiben, und als Fritz einmal eine Fensterscheibe einwarf, bekam er nicht, wie er erwartet hatte, Prügel, sondern eine Belohnung von seinem Vater, was ihn um so mehr verwunderte, als die Mutter betrübt dreinsah.

Bald aber litt es den Knaben wieder nicht mehr außer dem Haus, denn eine wahre Leidenschaft zum Zeichnen ergriff ihn. Frau Lili war glücklich darüber. Sie dachte an die Schwester, die so hübsche Vorlagen entworfen und immer gewünscht hatte, Lili möge Malerin werden können. Vielleicht wurde nun Fritz Maler? Wie froh sie das stimmte. Dann brauchte ihr Fritz nie in so eine Beamtenlaufbahn hinein, die den meisten ja nicht mehr bot als ein kärgliches Brot und ein Leben in Enge und Sorgen. Dann konnte er ein freier, unabhängiger Mann werden, der seinen Idealen, ihren Träumen lebte und wohl auch noch zu Vermögen kam.

Frau Lili sprach von solchen Träumen nie zu ihrem Mann. Er würde sie nicht gebilligt, wohl kaum verstanden haben. Ihm war es ja ein Großes, Amtsrichter zu sein, und wenn er einmal von der Zukunft seines Sohnes träumte, verstieg er sich höchstens so weit, sich auszumalen, Fritz würde einmal Landgerichtsrat oder so etwas. Aber zu ihrem Sohn sprach sie von Kunst und solchen Dingen, und wenn er schon wieder einen neuen Bleistift brauchte, schalt sie nie, sondern war stets bereit, ihn zu kaufen. Ihr Junge sollte ja nichts davon merken, daß ihr selbst diese Ausgabe nicht immer leicht wurde, da sie so häufig kam, daß in seinem Elternhaus sogar noch im Taler der Groschen geehrt wurde.

Aber Fritz merkte schließlich doch, daß er der Mutter mit seinen Bleistiften lästig fiel, und ließ sie fortan beim Buchbinder aufschreiben. Da sich das als sehr bequem erwies, kaufte er gleich noch ein schönes Messer, ein großmächtiges Portemonnaie und einen Spazierstock. Von dem Spazierstock erzählte er, es sei ein Geschenk, Messer und Portemonnaie hielt er sorgfältig versteckt. Als dann aber der Buchbinder die Rechnung schickte, kam es zu einer so lauten und heftigen Auseinandersetzung, wie es bei Amtsrichters noch nicht dagewesen. Fritz lief manchen Tag mit rotem Kopf und in einem dumpfen Zorn gegen seinen Vater umher, der ihn furchtbar geprügelt hatte. Aber auch gegen seine Mutter fühlte er Mißtrauen, hatte doch auch sie sich übermäßig aufgeregt wegen dieser Rechnung, trotzdem sie sich auf kaum zehn Mark belief. Seinem Vater verzieh er schließlich die Prügel, denn er



Beim Diner. Nach einem Gemälde von A. Chevalier Tayler

war ein jäher, rauher Mann. Aber die Mutter? Wie konnte sie ihm das so übelnehmen? Ihr verzieh er nicht.

Ein halbes Jahr später sandte der Buchbinder wieder eine ähnliche Rechnung. Wieder gab es Prügel. Der Vater ging seinem Sohn lange Zeit aus dem Weg, Frau Lili aber sah sich gezwungen, Fritz jetzt auf jede Weise einen Begriff vom Wert des Geldes beizubringen, denn ihr Mann hatte sich diesmal nicht enthalten können, ihr vorzuwerfen, dieser Mangel an ökonomischem Verstand scheine ein mütterliches Erbteil zu sein. Der Amtsrichter fühlte wohl, daß dieser Vorwurf schlecht begründet war, denn wenn seine Frau auch nicht gerne von Geldangelegenheiten redete, das sogar möglichst vermied, so zeigte sie sich doch stets als gute Haushalterin, die wie ihr Mann jeden Taler sorgfältig nach allen Seiten drehte, bevor sie ihn ausgab; aber insgeheim und ohne viel Wesens davon zu machen. Dem Amtsrichter hatte diese Art sogar gefallen. Er fand sie vornehm. Allerdings begriff er nicht, daß sie sich in diesen Dingen nur deshalb so benahm, weil sie unter der Enge ihrer Verhältnisse so sehr litt, daß sie nach ihrem Wunsch nicht einmal innerhalb der Familie, ja gerade da nicht sichtbar werden sollte. Am liebsten hätte der Amtsrichter seinen Vorwurf zurückgenommen, aber seine Frau gab ihm so gar keine Gelegenheit dazu. Zuerst tröstete er sich damit, sie habe es vergessen. Als er aber sah, wie sie bald gar nicht mehr zurückschreckte, auch vor Fritz von Geldnöten zu reden, beglückwünschte er sich sogar zu seinem Vorwurf, der nun so gute Früchte zeitigte.

Frau Lili ließ nämlich jetzt so leicht keine passende Gelegenheit vorübergehen, um über Haushaltungssorgen auch vor Fritz zu reden. In dem, was der Amtsrichter ihr vorgeworfen, steckte etwas Richtiges. Sie haßte das Geld, an dem für sie, solange sie denken konnte, so viel Kummer hing. Um des Geldes willen hatte ihr Vater die letzten Lebensjahre so viel leiden müssen. Um des Geldes willen hatten sich die Schwestern so plagen und verblühen müssen. Um des Geldes willen hatte sie so wenig Schönes, so viel Häßliches in ihrem Leben. Des Geldes wegen wurde Fritz geprügelt. Das mußte anders werden!

Der kleine Fritz verstand seine Mutter nicht, die auf einmal so streng war und ihm über jeden Pfennig, den er von ihr erbettelte, erst einen Vortrag hielt. Wenn er aus der Schule kam, hielt er sich möglichst lange auf der Straße auf, um möglichst wenig mit der Mutter allein sein zu müssen. Es gefiel ihm gar nicht mehr bei ihr. Und das mit dem Geld konnte auch nicht stimmen, war er doch der einzige Sohn des Amtsrichters, des angesehensten Mannes in der kleinen Stadt. Und wenn ihn der Vater einmal auf einen Spaziergang mitnahm, gab es immer Bier und etwas zu essen. Das tun doch arme Leute nicht? Nur wenn er mit der Mutter ging, wurde nichts verzehrt. Ihm zum Tort nicht, dachte er.

Frau Lili merkte wohl, wie Fritz ihr fremd wurde, ihr aus dem Weg ging. Sie dachte: er wird es schon verwinden, und wenn er nun doch auf dieselbe Weise wie ich das Geld hassen lernt, wird er, wenn er älter ist, erst recht alles tun, um sich nicht ein ganzes Leben lang in der Enge und in einer Kleinstadt durchbringen zu müssen. Sie freute sich sogar, daß er so empfindlich war. Sie würde es auch gewesen sein. Ein gutes Zeichen für die Zukunft.

Wenn sie jetzt stundenlang allein am Fenster saß, auf den Brezeljungen oder ihren Mann wartete, kam sie immer tiefer ins Träumen und schwelgte in Erwartung der Zeit, da ihr Sohn erwachsen, Künstler, ein freier Mann sein würde. Sie sah sich schon mit ihm auf Reisen, in Italien. Und alles ging aus dem Vollen. Wie freute sie sich auf diese Zeit. So würde sie auf ihre alten Tage haben, was sie in ihrer Jugend hatte entbehren müssen. Allerdings sprach sie von solchen Träumen nun auch zu Fritz nicht mehr... Später, wenn er groß war!...

Es war auch gar nicht nötig, von ihren Träumen zu sprechen, beobachtete sie doch, wie Fritz sich wieder mehr zu Hause in seinem Zimmerchen aufhielt. Er zeichnet, dachte Frau Lili befriedigt, und während Fritz in der Schule war, saß sie oft auf dem kleinen Stuhl vor dem niedrigen Tisch in seinem Zimmer und suchte nach den Spuren seiner Tätigkeit. Endlich kam sie dahinter, daß er nicht mehr zeichnete, sondern dichtete. Das beglückte Frau Lili erst recht, ersah sie doch daraus, daß ihr Sohn jedenfalls eine Künstlernatur war, wenn er auch noch unentschieden zwischen den einzelnen Künsten hin und her schwankte. Ein großes Gedicht auf die Pest war ihr in die Hände gefallen, das ihr recht gut gefiel.

Auf einmal wünschte Fritz, Klavierstunden zu nehmen. Der Vater war der Kosten wegen sehr dagegen, denn er sparte jetzt schon eifrig auf das Universitätsstudium seines Sohnes, für das ihm Klavierspiel höchst unnötig erschien. Frau Lili hatte ihre Not, bis sie glücklich doch die Erlaubnis für Fritz durchsetzte. Entsprechend ihren neuen Grundsätzen unterließ sie es nicht, Fritz vorzurechnen, was für ein pekuniäres Opfer sein Vater ihm damit brächte und wie er alles dazu tun müsse, sich dessen durch großen Fleiß auch würdig zu zeigen. Daß Fritz nur deshalb so auf das Klavier versessen war, weil er sich in Fräulein Anna Dietrich verliebt hatte, die solchen Unterricht für die Honoratiorenkinder des Städtchens erteilte, ahnte Frau Lili nicht. Als sie aber dahinter kam, weil sie ein feuriges Gedicht mit der Ueberschrift: „Anna am Klavier" fand, das dem Schillerschen Gedicht an Laura unglaublich ähnlich sah, lächelte die Mutter. Ihr lieber Junge! Nun erlebte sie schon seine erste Liebe! Ganz alt kam sich Frau Lili plötzlich vor, und sie würde Fritz so recht mütterlich in die Arme geschlossen und ihn getröstet haben, wäre der Junge nicht so heimlich damit gewesen. Auch wollte sie ja nicht mehr weich und zärtlich zu ihm sein, bis er erwachsen war und sie dann besser verstand als jetzt, wo er sich mehr an der rauhen und kurz angebundenen Art des Vaters gefiel.

In der Schule machte Fritz nicht gerade glänzende Fortschritte, er sorgte nur dafür, daß er immer noch als letzter oder vorletzter mitversetzt wurde. Den Amtsrichter, der ein Musterschüler gewesen, grämte das sehr, und er regte sich in jedem Jahr von neuem darüber auf. Frau Lili machte Fritz dann auch heftig Vorwürfe, aber im Innern lächelte sie. Als ob es je einen Menschen von Bedeutung gegeben hätte, der in der Schule etwas galt!

Fritz hätte gerne mit der Mutter über seine Gedichte gesprochen, sie ihr vorgelesen, denn als Bewunderer genügten ihm die paar Klassenkameraden, die sich für derlei interessierten, weil sie auch verliebt waren, nicht. Aber er genierte sich vor ihr. Sie war so anders, so fremd, immer in Sorgen und Geldgesprächen. Wenn er daran dachte, wie sie früher mit ihm gewesen, ihm Märchen erzählt, ganz ihm gelebt hatte, wuchs seine Erbitterung, und mit der Grausamkeit des Knaben ließ er das seine Mutter auf jede Weise fühlen. Selbst Frau Lili wurde das eines Tages zu viel. Als er ihr wieder einmal ungezogen antwortete, gab sie ihm, ehe er sich dessen versah, eine Ohrfeige. Sie erschrak selbst am meisten, als es geschehen war. Blaß standen sich die beiden eine Weile gegenüber. Dann ging Fritz stumm aus dem Zimmer mit dem festen Vorsatz, kein Wort mehr mit seiner Mutter zu reden. Wenn der Vater ihn strafte, so war das sein gutes Recht, er war ein Mann. Aber daß ein Weib ihn schlug, seine Mutter?... Mit Verachtung mußte er sie strafen.

Frau Lili lauschte ängstlich den Schritten ihres Sohnes. Als er die Wohnung verließ, sank sie auf einen Stuhl und weinte. Wohin war es gekommen mit ihnen beiden... Und doch, sie konnte sich unmöglich all diese Ungezogenheiten länger gefallen lassen!...

Ihr Zusammenleben wurde sehr unbehaglich. Wenn der Amtsrichter sich über seinen Sohn geärgert hatte, pflegte Fritz mit viel Geschick Ausreden zu finden, sich zu verteidigen. Fortan schwieg er zu allen Vorwürfen, was seinen Vater ganz rasend machte und Frau Lili zuweilen so in Verzweiflung brachte, daß sie für ihn Ausreden, Entschuldigungen ersann. Fritz lächelte dazu, was den Amtsrichter ganz perplex, die Mutter sehr verlegen machte. Er durchschaut mich, dachte sie und schämte sich, ohne bei der nächsten Gelegenheit anders verfahren zu können. Und wenn sie als verständige Frau ihrem Mann allerhand kleine häusliche Unannehmlichkeiten verschwieg, um ihm unnötigen Aerger zu ersparen, da er in seinem Beruf schon genug Aerger und Verdruß hatte, so konnte Fritz jetzt boshaft, ungezogen dazu lachen. Ja, er verstand es, durch zweideutige Worte Frau Lili in Furcht zu setzen, er würde sie verraten, während er es nie so weit kommen ließ. Er quälte sie nur. Weshalb war sie auch nicht mehr wie früher!

Jahrelang ging das so. Sie hatten sich in einen solchen Zorn gegen einander hineingearbeitet, daß keins mehr vom wahren Leben des andern etwas wußte. Erst als Fritz zur Universität ging, kam es endlich einmal wieder zu einer Aussprache zwischen ihnen. Der Amtsrichter wollte ja, daß sein Sohn Jura studiere, und Fritz schien damit einverstanden zu sein. Da litt es die Mutter nicht länger, sie mußte einmal wieder offen mit ihrem Sohn reden.

Es war am Tag vor seiner Abreise nach Berlin. Sie saßen allein im Wohnzimmer.

„Willst du wirklich Jurist werden?"

Fritz sah erstaunt auf. „Hattest du an etwas andres gedacht?"

„Du zeichnetest früher so hübsch... und dann dichtetest du, da glaubte ich..."

Fritz lachte laut. „Kindereien! Erinnere mich nicht daran!"

Frau Lili atmete schwer und sah fassungslos auf ihren Sohn. Das konnte doch nicht möglich sein. Verstanden sie sich denn gar nicht mehr?

„Du bist ja ganz blaß, Mutter, was ist denn?"

„Du willst also auch Amtsrichter werden wie dein Vater?"

„Vielleicht etwas mehr?..."

„Auch dein ganzes Leben bei Akten, auf einem Bureau verbringen?"

Fritz lächelte. „Vorerst will ich das Leben genießen!"

Frau Lili schwieg. Fritz, dem doch etwas weich und versöhnlich zumute war, ergriff ihre Hand und meinte: „Sieh mal, für uns beide ist es besonders gut, daß wir ein bißchen auseinander kommen... Es war doch oft recht ungemütlich in letzter Zeit. Ich glaube, es kam daher, weil wir uns zu gut verstehen, einander zu ähnlich sind, eins gleich des andern Gedanken errät."

„Meinst du wirklich?"

„Wenn wir erst einige Zeit getrennt sind, wird das anders, besser werden."

Den Amtsrichter befriedigten die Briefe, die sein Sohn von der Universität schrieb, sehr. Er war seinem Wunsch gemäß gleich in ein Korps eingetreten, schien sich gut zu amüsieren und doch nicht zu viel Geld auszugeben. Er wurde mit diesen Briefen förmlich selbst wieder jung. Abends nach Tisch unterhielt sich das Ehepaar jetzt nicht nur über Stadt- und Zeitungsneuigkeiten, sondern auch über mancherlei Studentenstreiche, die der Amtsrichter zum besten gab. „Jugend hat keine Tugend. Jugend will austoben!" Der Amtsrichter lachte viel an solchen Abenden.

Frau Lili meinte: „Gewiß, ich verstehe jetzt sehr gut, daß eine Jugend austoben will — einmal wenigstens —, die weiß, daß sie ihr ganzes Leben bald, nur zu bald mit kleinlichen Dingen verbringen muß."

Der Amtsrichter sah betroffen drein. Dann lächelte er überlegen. „Nun ja, ihr Frauen habt ja keine Ahnung, was das heißt, Student gewesen zu sein. Wie solltet ihr auch!... Wenn man erst fest in Amt und Würden sitzt, gibt die Erinnerung daran immer noch die schönsten Träume."

Als Fritz zum erstenmal von Berlin nach Hause kam, zeigte er sich als ein eleganter junger Mann, der seiner „alten Dame" galant die Hand küßte, sonst aber nicht viel mit ihr anzufangen wußte, da sie sich für Schläger und Säbel nur mäßig interessierte. Um so inniger schloß er sich an seinen Vater, der volles Verständnis für seinen Sohn zeigte und ganz glücklich war, daß er sich so entwickelte.

„Art läßt nicht von Art," sagte er stolz zu seiner Frau.

Frau Lili lächelte müde. „Die Söhne schlagen meist der Mutter nach, habe ich oft gelesen... Nun, praktischer ist es für Fritz schon, daß er dir nachschlägt."

Der Amtsrichter verließ ärgerlich das Zimmer. Diese Wunderlichkeiten und schöngeistigen Narrheiten, wie er es nannte, konnte er gar nicht vertragen. Daß sie auch immer etwas Besonderes im Kopf hatte, statt einfach eine ordentliche, ruhige Beamtenfrau zu sein, wie es sich gehörte!

Er ging zu seinem Sohn ins Bierhaus, und als sie spät in der Nacht, ein wenig unsicher auf den Beinen, nach Hause kamen, konnte sich der Amtsrichter nicht enthalten, seinem Sohn, der ja nun erwachsen, einiges über die Wunderlichkeiten seiner Mutter mitzuteilen, die ihm das Leben nicht gerade leicht mache. „Dabei ist ihr Vater doch selbst Jurist gewesen, stammt sie aus einer alten Beamtenfamilie. Es ist mir einfach unbegreiflich..."

Fritz lächelte. „Die Mama ist eben eine poetische Natur, weißt du. Ich glaube, sie führt sogar ein Tagebuch."

„Was?!"

„Wenn es ihr Spaß macht!"

Kopfschüttelnd suchte der Amtsrichter sein Lager auf.

Als Fritz wieder fort war, liefen einige größere Rechnungen ein, die der Amtsrichter, wenn auch unter Seufzen bezahlte, denn das war er seinem Sohn schuldig. Er würde nun bald Gerichtsrat werden, stand sich jetzt überhaupt ganz gut, aber gespart mußte deshalb erst recht werden, denn bis



Theodor Hosemann (Aus der deutschen Jahrhundert-Ausstellung) Gemeinschaftliche Laube

Fritz auf eignen Füßen stand, das würde noch lange dauern. Frau Lili drang erst recht darauf, zu sparen, denn je verlassener sie sich zwischen Mann und Sohn vorkam, um so mehr fühlte sie sich verpflichtet, äußerlich alles zu tun, was und wie sie es wünschten. In der Beziehung sollte ihr wenigstens niemand einen Vorwurf machen können.

Der Amtsrichter wurde Amtsgerichtsrat, Fritz Referendar, der auf seine „alte Dame" sehr stolz war, weil ihr das graue Haar, das merkwürdig früh kam, besonders gut und vornehm zu Gesicht stand. Auch ging er mit der Absicht um, sich zu verloben, und glaubte, in dieser Sache auf seine Mutter rechnen zu können. Das Mädchen war arm, das würde dem Vater vielleicht nicht angenehm sein. Aber es stammte aus vornehmem Haus, und er liebte sie. Für so eine „unpraktische" Liebe würde die Mutter gewiß Verständnis haben. Der Referendar war ein wenig stolz darauf, daß er so lieben konnte, ohne auf Geld und Gut zu sehen. Diese Fähigkeit erschien ihm wie ein Erbteil seiner Mutter, dieser einzigen etwas poetischen Natur in der Verwandtschaft. Um so unbegreiflicher war es ihm, daß gerade die Mutter von einer solchen Verlobung nichts wissen wollte, daß gerade sie sofort auf den Geldpunkt zu sprechen kam und einfach meinte, es sei ein Unglück, wenn er sich jetzt schon binde, wenn er sein Herz überhaupt an ein armes Mädchen hänge.

Frau Lili gab sich alle Mühe, ihrem Sohn klar zu machen, wie schwer es sei, sich von solcher Liebe etwas in die Ehe zu retten, wenn diese in den Sorgen um das Alltägliche aufgehen müsse. Sie meine es ja nur gut mit ihnen beiden, wenn sie warne, abrate. Sie war ganz unglücklich und brach in Tränen aus bei dem Gedanken, daß nun auch ihr Fritz würde eine Ehe führen müssen wie seine Eltern, wie ihre Eltern sie geführt hatten.

„Ach was, du bist einfach eifersüchtig, du gönnst mir das nicht!" sagte Fritz heftig und ging zu seinem Vater, der die Sache viel ruhiger aufnahm, sich schließlich sogar einverstanden erklärte. „Es wird für Fritz erst recht ein Ansporn sein, zu arbeiten, sich bald eine Stellung zu erringen," meinte der Gerichtsrat zu seiner Frau, „und wenn sie auch kein Vermögen besitzt, so erwirbt Fritz damit doch wertvolle Beziehungen, die ihm viel nützen können."

Kaum hatte Fritz als Assessor kommissarisch eine Verwendung gefunden, begehrte er seine Braut heimzuführen, und nach langen Berechnungen mit seinem Vater, die für einige Zeit an die Stelle der Zeitungslektüre abends nach Tisch traten, verstand sich der Gerichtsrat dazu, seinem Sohn jährlich eine größere Unterstützung zu gewähren, so daß er heiraten konnte.

Zum letztenmal suchte die Mutter abzuraten. Aber Fritz wollte davon nichts wissen. Er wolle gar nicht mehr sein als ein guter, tüchtiger Beamter, der die Leiden und Freuden eines solchen Lebens gerne auf sich nähme. Er sei erwachsen genug, um zu wissen, was er zu tun und zu lassen habe. Er müsse schon darum bitten, daß ihm die Mutter mit ihren überspannten Ideen nicht immer wieder dreinrede.

Frau Lili hatte ihr Tagebuch in der Hand, das sie ihrem Sohn geben wollte, damit er endlich erkenne, wie lieb sie ihn habe, wie gut sie es mit ihm meine. Als Fritz aber so sprach, lächelte sie resigniert und steckte es in den Ofen.

Als Fritz den ersten Sohn bekam, hatte seine Mutter einen beängstigenden Traum. Ihr träumte, ihr Vater, ihr Mann, ihr Sohn, ihr Enkel säßen vor ihr in einem dumpfigen Zimmer, und jeder drehte mit einem sonderbaren Lächeln einen Taler in der Hand. Rastlos hin und her. Draußen aber, durch dicke Mauern von dem Zimmer getrennt, schien die Sonne, rauschte ein Strom, sangen die Vögel, klang ein Lachen. Und wenn sie den vier Gestalten nicht mehr länger zusehen konnte und ein Fenster öffnen wollte, um die Sonne, den Gesang, das Lachen hereinzulassen, stand eine schattenhafte Gestalt an dem Fenster, ihr Urenkel, und drehte auch einen Taler, der immer größer wurde, so groß, daß er schließlich wie ein Stein vor dem Fenster lag und keine Sonne, kein Lachen durchließ. Dieser Traum verfolgte sie fortan Tag und Nacht. Die Aerzte sprachen von einer schweren Gemütsdepression, die Leute in der Stadt bemitleideten den Gerichtsrat und seinen Sohn sehr um dies Unglück. Beide so tüchtige, beliebte, geachtete Leute, die nun auch noch für den Unterhalt der Frau Gerichtsrat in einer Anstalt sorgen mußten, da sie eines Tages, als der Junge mit den Brezeln wieder über den Marktplatz kam, ihm nachgelaufen war und ihn schreiend gebeten hatte, er möge ihr doch ihren Sohn wiedergeben, den er unter den Brezeln versteckt habe.

Der Ziegenbock

Aus Wäldertiefen kam ich arbeitsfroh
Heut in mein Zimmer, wo der Erde Wissen
In tausend Büchern meines Winkes harrt.
Da wurd' ich jählings eines Frevels inne:

Aus rotem Gummi lag ein Ziegenbock
Schief auf der Weisheit dieser Welt. Es wehte
— Wohl neidenswert für manchen Weibgebornen —
Der Kinnbart ihm, hoch stand der Hörner Schwung,
Und wo der Rücken sich gefällig krümmte,
War ihm ein Stummelschwänzchen angesetzt,
Keck und manierlich. 's war ein liebes Vieh,
Ganz ohne Frage, und es trug geduldig
Den Quietscher selbst, der ihm den Bauch zerriß.

Kopfschüttelnd stand ich vor dem Meisterwerk,
Und düsterdrohend zogen Wetterwolken
Zusammen sich auf meiner Vaterstirn:

Der Raum war Tabu . . . war ein Heiligtum,
Und dennoch tappten hier — wer wollt' es leugnen? —
Zwei Füßchen 'rum (Gott, was für liebe Füßchen,
Unsicher noch und schwankend!), und ein Händchen
Warf achtlos hier sein täglich Spielzeug hin.
Das Böcklein fiel. Fiel auf den aufgeschlagnen
Matthäustext des Goten Wulfila!
Da lag es nun . . .

Fürwahr, ein schwerer Fall,
Und streng bemaß ich schon des Frevels Sühne,
Doch fing mein Herz dabei zu tanzen an,
Zuchtlos wie immer . . .

Wenn der Mund auch knurrt,
Er möcht' am liebsten doch das Händchen küssen,
Das mir nichts, dir nichts ein gelehrtes Wölflein
Mit einem Ziegenbock zusammenspannt!

Carl Busse



Jackenkostüm aus bois-de-rose-farbenem Tuch mit plissiertem Mulljabot à la Directoire

Frühjahrsmoden

Von

Anne-Madeleine

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von J. Valla, Paris)

Die neuen Frühjahrstoiletten bestätigen, daß die Schöpfungen der maßgebenden Pariser Modehäuser außerordentlich glücklich in der Wahl der für die Uebergangssaison in Frage kommenden Formen, Farben und Stoffe gewesen sind. Die diesjährigen Straßenkostüme, zu denen fast ausschließlich graue und marengo Stoffe verwendet werden, machen fast einen monotonen Eindruck, sie sind ohne Garnitur, fußfrei und durchaus schlicht gehalten. Eine beliebte Verzierung ist das weißplissierte Mulljabot à la Directoire, dessen hoher Leinenkragen wie der Ellbogenvolant mit Stulpe den distinguierten Eindruck erhöhen. Jackenkostüme in Marineblau, Laubgrün oder Lederbraun sieht man mit flachen Messingknöpfen besetzt; sonst läßt sich an den neuen Straßenkleidern keine Aenderung feststellen, es sei denn, daß der untere Umfang der Röcke zugenommen und die Zahl der knappen Trotteurs sich verringert hat. Die starken kleinen Damen behaupten nun einmal, daß der fußfreie Rock die Figur verkürze, sie sind wieder zu den Schleppröcken übergegangen und wollen den Trotteur nur als Reisekleid gelten lassen. Tatsächlich kommen diese auch für das warme Frühjahr weniger in Betracht und werden von leichten Sackpaletots und kurzen Jacken, die man über der leichten Toilette trägt, abgelöst. Wir haben heuer eine markante, neue Form der Frühjahrsjacke aus Taft, die in allen Farben, meist von der des Kostüms abstechend, um nicht mit dem Bolero zu rivalisieren, getragen werden. Aus leichtem Taft werden sie mit Ellbogenstulpe und Seidenblenden besetzt, Moiréaufschläge und weiße Tuchkragen bilden die Garnitur. Sehr knapp gearbeitet, kaum den Hüftenansatz berührend, lassen sie die helle Bluse frei herausblicken — sie werden selten geschlossen getragen, und wenn, wie auf unserm Bild, so genügen zwei große Phantasieknöpfe, um die Jacke nach der Taille zu wieder aufspringen zu lassen. Von großer Bedeutung ist die neue Prinzeßform der Röcke; ein Triumph der Frühjahrsmode, ist sie für schlanke Gestalten von unschätzbarem Vorteil. Das knapp die Taille umspannende Corselet bildet die einzige Verzierung des glatt am Körper herabfließenden Rockes, dessen Falten, bis zu den Hüften herab eng angesteppt, sich dann in weichem Fall verlieren. Die Prinzeßröcke werden im Rücken mit feinen Nesteln oder kleinen Zierknöpfen geschlossen, diese ergeben oft die alleinige Garnitur des Rockes, der einen ausgezeichneten Sitz und weichfallenden Stoff verlangt und in seiner anspruchslosen Schlichtheit unserm von Rockgarnituren ermüdeten Auge eine Wohltat ist. Selbst die Taftblusen, die zu diesen Röcken gehören, sind bis auf die zierlich besetzten Aermel einfach gehalten. Von vornehmer Wirkung ist auch das Straßenkleid, eine Toilette aus mandelgrünem Tuch; der Rock steigt in Prinzeßform glatt empor, um sich unter dem Bolero zu verlieren. Seidenumsponnene Knöpfe, eine schmale weiße, gestickte Tuchborte — sonst ohne jede Verzierung —, der Rock fällt in schmalem Schleppansatz schlicht auf dem Boden in leichten, selbstverständlichen Falten aus. Ein schwarzer Samtgainsborough, die kleine Lieblingskette der Mondaine aus roten Korallen muß bei diesem die neue Mode charakterisierenden Kostüm entzückend wirken. Man macht im allgemeinen keine Bemühungen, die Toiletten auszugarnieren, und man tut wohl daran. Reizend sind die weißen, einfachen Taftkleider, die in gesteppten, zwei Finger breiten Fältchen dem Körper anliegen bis herab zu den Knien, von wo aus sie sich erst lösen und in schlichtem Fall mit leichter Schleppe enden. Ihre Ausschmückung, ein Seidenspitzenchemisett oder das Fichu aus zarten Spitzen gibt zugleich Ausputz und Abschluß der Toilette. Meist setzen sich die Röcke direkt in die Taille übergehend fort und verlangen eine sehr sichere Hand der Schneiderin. Die neue Farbe dieses Frühjahrs ist „Rouge“, ein modernes Rot, das sich am besten durch „Rosenrot“ charakterisieren läßt, dessen frisch leuchtendes Rot in sechs oder sieben verschiedenen Abstufungen variiert, also von Blondinen und Brünetten getragen werden kann. Die zart abschattierte Orchideenfarbe und Lichtgrau stellen sich dem neuen „Rouge“ zur Seite. Die schillernde Kolibrifarbe, ein Gemisch von Rosa und Gladiol, die auch viel verwendet wird, dürfte aber auf die Dauer wegen ihrer schwierigen Tönung nur wenige Liebhaberinnen finden. Leichte Seide, die man mit gleichfarbenen Musselin-Seidensamtblenden am Rocksaum besetzt oder mit einzelnen stilisierten Orchideen, Astern oder Disteln schmückt, wird zu größeren Gelegenheiten, an denen es ja auch im Sommer nicht fehlt, der beliebteste Stoff für die Toilette sein. Seidenvoile, Gaze oder Chiffonroben sind des weichen Faltenwurfes wegen von der Mode ins Auge gefaßt worden, das leichte, zartgetönte Tuch zur Promenadentoilette, Taft, und ein außerordentlich geschätztes Sommermaterial findet jetzt schon in warmen Frühjahrstagen sehr viel Verwertung. Einzelne Kleiderröcke aus Taft, einfarbig oder in kleinkarierten Mustern, ohne Futter gearbeitet, oben um die Hüften in breiten oder schmalen Falten angesetzt, die nach dem fußfreien Rocksaum ausspringen, werden in diesem Frühjahr ebenfalls sehr viel, und zwar in allen Farben getragen. Sie sind kleidsam, ohne Garnitur, schlicht gehalten und als Sommertrotteur zu empfehlen. Dazu wählt man eine Bluse in Hemdform aus heller Seide mit mäßigem Ueberhang. Der weißen Spitzenbluse fängt man an etwas müde zu werden. Man trägt dafür Blusen aus grobem Erbstüll in denselben Farben wie die Kleiderröcke, Blusen aus Maisseidenmusselin oder man stellt sie aus Stickereien und weißem Batist zusammen. Sehr kleidsam sind die aus England herübergenommenen Matrosenblusen mit leicht überfallendem Rückenteil, zierlichem Halsausschnitt und fescher Regattaschleife. Eines der reizendsten Nachmittagskostüme gibt unser Bild wieder. Diese distinguierte Besuchstoilette aus gefälteltem Seidenvoile vereinigt alle Merkmale der neuen Mode. Wir haben den unvermeidlichen weißen Spitzeneinsatz, das schmalgelegte zierliche Fichu, die inkrustierten Medaillons aus Spitze, die bevorzugte Ausgarnierung der großen Toilette, die Fasson des kleinen Aermels; bis herab zu dem Schleppenansatz ist diese Prinzeßform für den Frühjahrsgeschmack und seine vollendete Ausführung maßgebend. Der bizarre Schottentoque mag uns vielleicht zuerst etwas fremd anmuten, da wir gewohnt sind, zur Nachmittagstoilette den breitrandigen großen Hut zu tragen. Er bestätigt aber, daß die Formen der diesjährigen Hüte kleiner geworden sind. Gerade diese Art von Toques gilt für die Uebergangszeit als besonders schik. Sie werden aus leicht gekniffenem Tuch, aus Roßhaar, besonders viel aus weißem oder schwarzem Tüll, Gold- oder Silberspitze gefertigt, durch einen Reiher, eine kecke Feder oder eine schöne Rose erhöht und fast vertikal auf das Haar gedrückt. Rosen in Blau, Grau, Lila und Grün werden am meisten verwendet. Winzige Tellerhüte aus mattgetönten hellrosa Hyazinthen, Hüte aus silberschillernden Strohborten, Altwiener Hutformen tauchen auf, die, unter dem Kinn mit großen Tüllbarben gebunden, äußerst kokett wirken. Der Clou der Mode: die Hüte aus Roßhaar machen den Strohformen eifrige Konkurrenz und haben den Vorzug, als Besuchs- und Theaterhut zu gelten, während dieses Recht dem Strohhut diesmal entzogen wird, der nur als Straßenhut in Betracht kommt. Von den Gainsboroughformen aus Samt, die mit gleichfarbener Straußenfeder dekoriert werden, bringt das eine Bild ein anmutiges und stilvolles Modell, während man über die Berechtigung der vom Spitzenschleier überwallten Toques verschiedener Meinung sein kann. Es ist, als ob die Damen sich durchaus nicht mehr von dem „Schleierfall“, den einst die Automobildamen aufbrachten, trennen könnten. Immer wieder taucht er vereinzelt auf und erheitert die Beschauer durch seine Einfältigkeit und den Ernst, mit dem er zur Schau getragen wird.



Neue Form einer dunkelblauen Taftjacke zu blauweiß getupftem Voilekleid

Unser letztes Bild gibt uns den für die warmen Tage als Luxusumhüllung in Betracht kommenden Mantel. Sandfarbenes, lichtgraues und weißes Tuch, gehoben durch Spitzenbesätze oder schlichte Samtkragen, ist das Material, das hierfür benutzt wird. Das Seidenfutter wird stets in der Tuchfarbe gehalten. Räder mit tuchartigen Zipfeln hinten und vorn, in Drapierung an die antike Toga erinnernd, gelten, wie der englische Sackpaletot aus leichtem Tuch oder Wollstoffen, nur für die Straße. Elegant und praktisch sind die Tafthavelocks, die fast bis zum Kleidersaum reichen, die Staubmäntel aus gelber Bastseide und neue kleine Kragenmäntel, erstere zur Reise besonders zu empfehlen.



Perlgrauer Prinzeßrock mit kurzem Corselet und schwarzweiß gestreifter Taftbluse



Straßenkleid aus mandelgrünem Tuch in Prinzeßform mit Bolero



Nachmittagskostüm aus korallenfarbenem, gefälteltem Seidenvoile auf Unterkleid von weißer Pongéseide mit Spitzenfichu



Lichtgrauer Besuchsmantel mit weißer, inkrustierter Tüllmedaillongarnitur

Deutsche Unterseekabel im Stillen Ozean

Von

Otto Jentsch

Die Verbindung überseeischer Besitzungen mit dem Mutterlande durch den elektrischen Draht ist heute für deren gedeihliche Entwicklung ein unabweisbares Bedürfnis. Diese Erkenntnis ist auch in Deutschland durchgedrungen, sobald es in die Reihe der Kolonialmächte eintrat. Leider war aber nun die Welt für die Auslegung der unterseeischen Kabel bereits verteilt; vornehmlich hatten sich englische, französische und amerikanische Kabelkompanien mit ihrem ausgedehnten Kabelnetze ein Monopol für den elektrischen Nachrichtenverkehr zwischen den einzelnen Kontinenten angeeignet. Sorgsam wachten sie darüber, daß neue Rechte zur Anlandung unterseeischer Kabel von den betreffenden Staaten nicht mehr vergeben wurden.

Ueber eine gewisse Länge hinaus ist das Telegraphieren in einem Kabel nicht mehr möglich; es müssen vielmehr die Unterseekabel etwa alle 3- bis 4000 Kilometer in Zwischenstationen eingeführt werden, wo die Telegramme von einem Kabel in das andre durch Menschenhand oder durch automatische Apparate weitergegeben werden. Geeignete Festpunkte zur Anlegung solcher Kabelzwischenstationen befanden sich aber nicht im deutschen Besitze. Der Anlage eines deutschen Weltkabelnetzes schienen hiernach unüberwindliche Hindernisse entgegenzustehen. Es gehörte die Zähigkeit und außerordentliche Tatkraft eines Mannes wie des ersten Generalpostmeisters des Deutschen Reichs Heinrich von Stephan dazu, um diese Schwierigkeiten aus dem Wege zu räumen. Immerhin dauerte es bis zum Beginn des Jahres 1897, bis die erste Etappe für ein deutsches Weltkabelnetz mit der Inbetriebnahme des 2060 Kilometer langen Unterseekabels von Emden nach Vigo an der spanischen Küste erreicht wurde. Das von Stephan begonnene Werk wurde von seinen Nachfolgern mit gleicher Energie gefördert. Am 1. September 1900 wurde das erste deutsch-atlantische Kabel zwischen Emden und New York mit einer Zwischenstation in Horta auf der Azoreninsel Fayal und am 1. Juni 1904 ein Parallelkabel auf der gleichen Strecke dem öffentlichen Telegrammverkehr übergeben. Von der Zentrale des deutschen überseeischen Telegrammverkehrs in Emden führen also jetzt zwei metallene Fäden auf einer Strecke von rund 7700 Kilometern durch die geheimnisvollen Tiefen des Atlantischen Ozeans hinüber nach der Neuen Welt in die im Herzen von New York eingerichtete Telegraphenstation. Es ist nur ein dünner Kupferdrahtleiter, der in einem solchen Unterseekabel den Weg für den elektrischen Strom bildet. Dieser dünne Draht liefert aber das Mittel für einen Gedankenaustausch, bei dem Raum und Zeit verschwindet. Der kürzlich zwischen Berlin und New York über das deutsch-atlantische Kabel zum Austrag gekommene Schachwettkampf gibt hierfür ein recht anschauliches Bild.

Kabelanlagen von solcher Ausdehnung erfordern naturgemäß große Kapitalien, die, wie es im Ausland allgemein üblich ist, auch bei und durch Privatgesellschaften aufgebracht wurden. Bei der Gründung der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft im Jahre 1899 war es nicht leicht gewesen, die erforderlichen Mittel zusammenzubringen, und es hatten sich nur wenige Finanzgruppen an der Gründung beteiligt. Wenn man auch die große volkswirtschaftliche Bedeutung dieser Kabelunternehmungen nicht verkannte, so hatte man doch wegen der bereits vorhandenen Konkurrenzkabel noch kein rechtes Vertrauen auf eine Rentabilität neuer Unternehmungen. Schließlich schreckte auch die Marconi-Reklame von der Ueberbrückung des Atlantischen Ozeans durch den elektrischen Funken, die vorläufig immer noch bloß auf dem Papier besteht, das Laienpublikum von der finanziellen Beteiligung an Kabelgesellschaften ab.

Erfreulicherweise ist neuerdings die Erkenntnis auch in der Allgemeinheit durchgedrungen, daß die Beteiligung an den großen deutschen Kabelgesellschaften eine recht gewinnreiche Kapitalsanlage bedeutet. Die Deutsch-Atlantische Telegraphengesellschaft verzinst gegenwärtig ihr 24 Millionen Mark betragendes Aktienkapital mit 6½ Prozent. Infolge dieser Erkenntnis haben sich an der Finanzierung der Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft in Köln, die gegründet wurde, um zunächst eine bessere telegraphische Verbindung mit unsern Pachtgebieten in China sowie zwischen den niederländischen Kolonien und dem Mutterlande herzustellen, eine ganze Reihe von angesehenen deutschen und niederländischen Banken beteiligt, obwohl sich die Gesellschaft mit ihrem Unternehmen auf ein für Kabelanlagen viel gefährlicheres Gebiet gewagt hat, als der Atlantische Ozean ist. Ich kann es mir deshalb nicht versagen, die Gründer hier namentlich aufzuführen; es sind in Berlin: die Dresdner Bank, die Bank für Handel und Industrie, die Diskontogesellschaft, J. Bleichröder und Born & Busse; in Köln: der A. Schaaffhausensche Bankverein, Sal. Oppenheim jr. & Cie., A. Levy, Felten & Guilleaume und Franz Clouth; ferner in Amsterdam: die Nederlandsche Handel-Maatschappij und die Amsterdamsche Bank. Dabei möchte ich die Hoffnung aussprechen, daß auch für den weiteren Ausbau des deutschen Weltkabelnetzes die Beteiligung des deutschen Kapitals eine ebenso starke sein möchte. Der Mangel einer direkten Telegraphenverbindung mit unsern afrikanischen Kolonien hat sich während der jetzigen Eingebornenaufstände recht fühlbar gemacht, und mit Rücksicht auf die stetig wachsenden deutschen Interessen in Brasilien erscheint auch dahin eine Kabelverbindung dringend wünschenswert. Auf der Konferenz in Algeciras hat Deutschland das Recht zur Landung eines Kabels an der marokkanischen Küste erhalten; die technische Möglichkeit für deutsche Kabel nach Afrika und Brasilien ist damit gegeben.

Die Deutsch-Niederländische Telegraphengesellschaft betreibt zurzeit ein Unterseekabel zwischen Menado auf Celebes und Guam mit einer Zwischenstation auf der deutschen Karolineninsel Yap sowie ein Unterseekabel zwischen Yap und Schanghai. In Menado erfolgt über das Kabel Menado—Balikpapan der Anschluß an das Staatstelegraphennetz von Niederländisch-Indien und damit weiter an das Welttelegraphennetz, in Guam an das amerikanische Pacifickabel Manila — Guam — Honolulu — San Francisco und in Schanghai endlich an das Deutsche Reichskabel nach Tschifu. Die letztere während der Boxerunruhen in China zwischen Schanghai über Tsingtau nach Tschifu auf Reichskosten hergestellte Kabelverbindung hat durch die Kabel der Deutsch-Niederländischen Telegraphengesellschaft erst ihre volle Bedeutung erlangt. Durch sie hat unser chinesisches Pachtgebiet eine von englischem Einflusse unabhängige Verbindung mit Nordamerika und von da über die Kabel der Deutsch-Atlantischen Telegraphengesellschaft New York—Azoren—Emden mit Deutschland erhalten. Früher mußten die Telegramme aus Deutsch-China nach der Heimat entweder über die Kabel der englischen Eastern Telegraph Company über Hongkong — Bombay — Madras—Aden und Suez oder über die Kabel der Großen Nordischen Telegraphengesellschaft und die durch häufige Störungen unterbrochenen sibirischen Landlinien gehen.

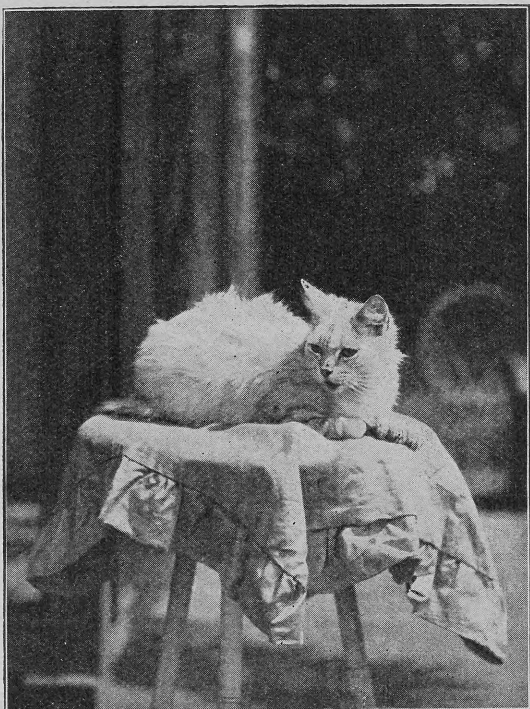
Wenn auch der Vertrag zwischen Deutschland und den Niederlanden zur Herstellung und zum Betrieb von Kabellinien im fernen Osten durch eine deutsch-niederländische Telegraphengesellschaft bereits im Jahre 1901 abgeschlossen wurde, so be durfte es doch noch recht mühevoller und zeitraubender Unterhandlungen mit den am Telegrammverkehr in den Ländern am Stillen Ozean beteiligten fremden Kabelgesellschaften, die naturgemäß über das neue Konkurrenzunternehmen wenig erbaut waren. Erst 1904 waren alle Schwierigkeiten beseitigt, nachdem auch China und Amerika die Genehmigung zur Anlandung der Kabel in Schanghai beziehungsweise Guam gegeben hatten. Im Juli 1904 trat die Deutsch-Niederländische Telegraphengesellschaft in Köln mit einem Aktienkapital von 7 Millionen Mark ins Leben. 7¼ Millionen 4-Prozent-Obligationen sollen nach Bedarf ausgegeben werden. Die deutsche Regierung zahlt der Gesellschaft für die nächsten zwanzig Jahre eine Jahressubvention von 1 525 000 Mark, die niederländische Regierung eine solche von 375 000 Mark, wogegen 90 Prozent der Gebühreneinnahme auf die Subventionssumme in Anrechnung gebracht werden. Da die Auslegung der Kabel außerordentlich schnell und glatt ohne einen Kabelbruch vonstatten gegangen ist, so kann die finanzielle Lage der Gesellschaft als eine recht gute bezeichnet werden.

Einen einflußreichen Faktor in der Wirtschaftsrechnung der großen Kabelgesellschaften, der oft erheblichen Schwankungen unterliegt, bilden die Kosten für die Instandsetzungen bei auftretenden Störungen. Zuweilen kostet die Auffindung und Beseitigung eines Seekabelfehlers mehrere hunderttausend Mark. Von großem Werte für eine ruhige und gedeihliche Entwicklung des neuen Unternehmens ist daher der mit der Großen Nordischen Telegraphengesellschaft in Kopenhagen abgeschlossene Vertrag, durch den sich diese verpflichtet, die Instandsetzungsarbeiten gegen eine jährliche Pauschalsumme für die nächsten zehn Jahre zu übernehmen. Die genannte Gesellschaft unterhält mehrere Kabeldampfer in Ostasien ständig im Dienste.

Die Herstellung und Verlegung der deutsch-niederländischen Kabel ist durch die Norddeutschen Seekabelwerke in Nordenham gegen einen Pauschalpreis von 12 220 000 Mark erfolgt. Dieselbe Firma hatte durch die gute Lieferung und erfolgreiche Verlegung des zweiten deutsch-atlantischen Kabels hinlänglich bewiesen, daß sie ebenso leistungsfähig ist wie die besten englischen Kabelfirmen.

Ein Unterseekabel bildet ein kleines Kunstwerk, zu dessen Herstellung eine Unsumme mühsamster Fabrikationsarbeit erforderlich ist. Die Seele des Unterseekabels bildet der den elektrischen Strom leitende Kupferdraht. Dieser muß sorgsam mit Schutzhüllen umgeben oder, wie der Elektrotechniker sagt, isoliert werden, damit der elektrische Strom nur die ihm durch den metallenen Draht vorgeschriebene Bahn bis zum Endpunkte durchläuft und nicht etwa vorher den für ihn bequemeren Weg in das große elektrische Reservoir „Erde“ nimmt. Das 3040 Kilometer lange Kabel Menado—Yap—Guam besitzt als Stromleiter eine Litze von sieben Kupferdrähten mit 0,86 Millimetern Durchmesser, während der Leiter bei dem 3302 Kilometer langen Kabel Yap—Schanghai durch einen 2,13 Millimeter starken kreisrunden Kupferdraht gebildet wird, der mit zwölf Kupferdrähten von je 0,71 Millimeter Durchmesser umsponnen ist. Das Kabel Yap—Schanghai hat also der größeren Betriebslänge entsprechend einen erheblich stärkeren Stromleiter als das Kabel Menado—Yap—Guam, in dem die Station Yap fast den gesamten Verkehr umarbeitet. Die Zwischenräume zwischen den einzelnen Kupferdrähten sind bei beiden Kabeln vollständig mit Chatterton Compound, einer plastischen Mischung von Holzteer, Guttapercha und Harz, umgeben. Die alsdann auf den Draht aufgebrachte Isolierhülle besteht aus drei Schichten bester Guttapercha, die mit Schichten von Chatterton Compound abwechseln. Die so isolierte Kabelader hat bei den an den Küsten oder in geringeren Tiefen als 1,8 Kilometer ausgelegten Kabeln (Küstenkabeln und Zwischenkabeln) eine besondere Messingbandumwicklung zum Schutze gegen die Bohrwürmer (Teredos) erhalten. Danach folgt eine Jutegarnumspinnung, die mit guter Isoliermasse getränkt ist und hierauf zur Erzielung der erforderlichen mechanischen Festigkeit eine Bewehrung von verzinkten Stahldrähten. Bezüglich der Bewehrung unterscheidet man schweres und leichtes Küstenkabel, schweres und leichtes Zwischenkabel sowie schweres und leichtes Tiefseekabel. Bei letzterem ist die Kabelader mit sechzehn verzinkten Stahldrähten von 2,1 Millimetern Durchmesser bewehrt. Die schwächsten Kabel sind die Tiefseekabel; sie sind für die größten Meerestiefen bestimmt. Der Tiefenabnahme entsprechend folgen die übrigen stärkeren Typen bis zum schweren Küstenkabel, das mechanischen Beschädigungen am meisten ausgesetzt ist und daher mit einer doppelten Eisendrahtschutzhülle umgeben wurde. Ueber der Drahtbewehrung ist noch eine Schutzhülle aus geteertem Jutehanf oder imprägnierten Baumwollbändern in zwei Lagen aufgebracht.

Bevor ein Unterseekabel auf dem Meeresboden ausgelegt werden kann, muß eine genaue Untersuchung des Bodenlagers für die zukünftige Kabellinie erfolgen. Hierzu wird ein Kabeldampfer zu einer besonderen Expedition ausgerüstet, die den Meeresboden auf Tiefe, Beschaffenheit und Temperatur genau erkundet. Es ist dies insbesondere auch notwendig, um die erforderliche Länge des Kabels, die durch die Oberflächenbildung des Meeresbodens mit bedingt wird, zu ermitteln. Die Meerestiefe ist an den einzelnen Stellen nicht nur sehr verschieden, sondern sie wechselt oft auch plötzlich, indem sich bald ein tiefer Abgrund, bald eine bergartige Erhöhung zeigt. Die zur Erforschung der deutsch-niederländischen Kabelwege im Stillen Ozean erforderlichen Tiefseelotungen hatte das holländische Kriegsschiff „Edi“ bereits im Jahre 1902 ausgeführt. Ergänzungslotungen wurden von dem Kabeldampfer „Stephan“ der Norddeutschen Seekabelwerke vorgenommen, der auch die Verlegung der Kabel ausgeführt hat. Auf der Strecke Menado—Yap—Guam wurden Meerestiefen von 3700 bis 5500 Metern ermittelt, auf der Strecke Yap—Schanghai dagegen erheblich größere Tiefen festgestellt. So wurde gefunden, daß südlich der Liukiuinseln eine breite Rinne von 6000 bis 8000 Metern Tiefe verläuft und sich so weit nach Nordost und Südwest erstreckt, daß sie mit dem Kabel nicht umgangen werden konnte. Von dieser Rinne nach der chinesischen Küste zu ist das Meer verhältnismäßig flach, während nach Yap zu die Tiefe zwischen 4600 bis 6000 Meter schwankt. In Meerestiefen



Die Lieblings-Chinchillakatze der Prinzessin Viktoria von Schleswig-Holstein

von 8000 Metern ist bisher noch kein Kabel versenkt worden. Würde man in einer solchen Meerestiefe den 8176 Meter hohen Berg Dhawlagiri des Himalajagebirges, eines der höchsten Berge der Erde, versenken, so würde er gerade noch mit seiner Spitze über dem Wasser hervorragen.

Die Verlegung des Kabels Menado—Yap—Guam durch den „Stephan“ ging dank der Geschicklichkeit der Ingenieure, von gutem Wetter begünstigt, ohne einen ernstlichen Zwischenfall glatt vonstatten. An der Küste von Guam wäre allerdings der „Stephan“ um ein Haar auf ein Korallenriff aufgefahren, das in den Seekarten nicht verzeichnet war. Am 28. April 1904 konnte das Kabel Menado—Yap—Guam bereits dem Verkehr übergeben werden.

An die Auslegung des Kabels Yap—Schanghai wurde wegen der Tiefenverhältnisse mit großer Sorge gegangen; sie konnte nur bei günstigem Wetter unternommen werden, weil sonst Kabelbrüche trotz der stählernen Schutzdrähte unvermeidlich gewesen wären. Um möglichst sicher zu gehen, hatten die Norddeutschen Seekabelwerke bei zahlreichen meteorologischen Stationen und Wetterwarten Erkundigungen über die für die Kabellegung günstigste Jahreszeit eingezogen. Die erhaltenen Auskünfte ergaben merkwürdigerweise, daß sich kein einziger Monat im Jahre zur Kabellegung eigne. Entweder störte der Monsun oder es drohte die Gefahr der Taifune. Schließlich wurde nach vielen Erwägungen der Monat Oktober 1905 für die Kabelauslegung gewählt. Es war eine sehr glückliche Wahl; der Kabeldampfer „Stephan“ wurde bei den Verlegungsarbeiten dauernd vom besten Wetter begünstigt. Fast unmittelbar nach der Landung des Kabels auf Yap brach aber ein so heftiger Sturm los, daß der „Stephan“ schleunigst in die hohe See hinausfahren mußte, um nicht auf die Klippen geworfen zu werden. Die Auslegung des Kabels Yap—Schanghai ist eine der großartigsten Leistungen, welche die Geschichte der Kabeltelegraphie aufweist; die deutsche Industrie kann mit Genugtuung auf diesen hervorragenden Erfolg der Norddeutschen Seekabelwerke blicken.

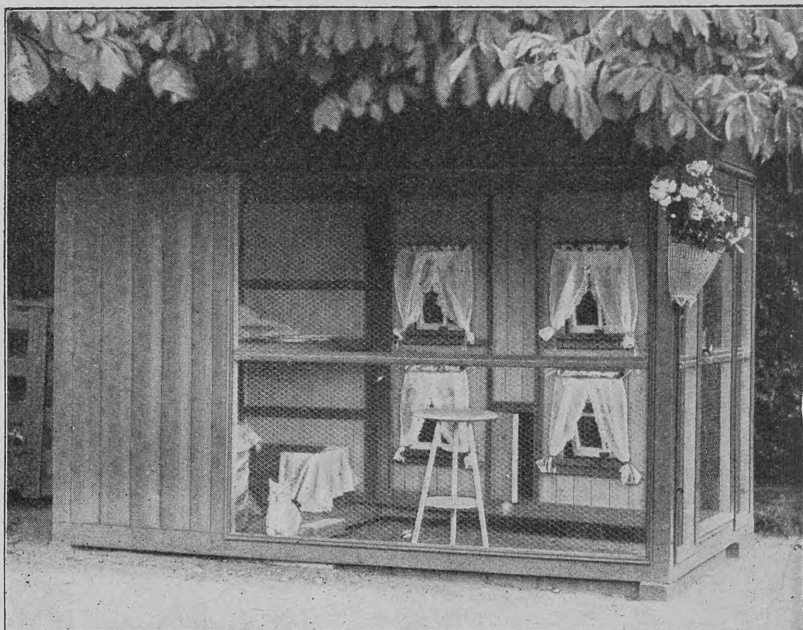
Der mir in dieser Zeitschrift zur Verfügung stehende Raum gestattet nicht, daß ich näher auf die Einrichtung der Kabelschiffe und die Arbeiten zur Versenkung der Kabel in die Meerestiefe eingehe. Wer sich hierfür interessiert, findet näheres in meinem 1904 im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt erschienenen Buche „Unter dem Zeichen des Verkehrs“.

Für den Betrieb der deutsch-niederländischen Kabel sind in Yap, Menado und Schanghai eigne Stationen eingerichtet worden, während in Guam der Dienst zunächst noch von der Commercial Pacific Cable Company gegen eine jährliche Pauschalsumme wahrgenommen wird. In Menado und Schanghai konnten die Stationen in gemieteten Räumen, und zwar in Menado im Gebäude des Niederländisch-Indischen Staatstelegraphenamtes untergebracht werden; ihre Einrichtung ist die gewöhnliche der Unterseekabelstationen. Größeres Interesse bietet die Einrichtung der Telegraphenstation auf Yap. Die einsame, 207 Quadratkilometer große Karolineninsel Yap ist durch die Station der Welt nähergerückt worden. Das auf ihr herrschende tropische Seeklima mit einer mittleren Jahrestemperatur von etwa 26° C bringt eine üppige Flora hervor. Es werden von den Eingebornen Kokos- und Betelpalmen sowie Bananen und Brotfruchtbäume gezogen. Die Eingebornen sind ein harmloser, gutmütiger, mittelgroßer Menschenschlag mit sympathischen, aber etwas verschwommenen Gesichtszügen. Sie färben sich ihre Zähne schwarz, was in den Augen der Europäer nicht geradezu ihrer Verschönerung beiträgt; auch die noch übliche Tätowierung zeigt ausschließlich schwarze Muster.

Die europäische Bevölkerung von Yap hat durch das Personal der Telegraphenstation, das aus einem Vorsteher, einem Aufsichtsbeamten, acht Telegraphisten und einem Mechaniker besteht, einen reichlichen Zuwachs erhalten, der von den dort bereits ansässigen zwanzig Europäern mit Freuden begrüßt worden ist. Der Vorsteher der Telegraphenstation ist verheiratet; seine Frau ist die erste weiße Frau, die den Boden von Yap betreten hat.

Da es auf der Insel zur Unterbringung der Telegraphenstation und der Beamten vollständig an Gelegenheit fehlte, so mußte die Telegraphengesellschaft nicht nur für den Bau eines Stationsgebäudes, sondern auch für die Herstellung von Wohnhäusern sorgen und diese mit allen Gegenständen ausrüsten, die für ein einigermaßen behagliches Leben auf einer solchen einsamen Insel erforderlich sind. Das aus Eisenkonstruktionen bestehende Gerippe der Gebäude wurde in Deutschland so weit vorbereitet, daß es in Yap nur zusammengeschraubt zu werden brauchte. Die Wände sind aus Beton hergestellt worden, während für die Dachbalken, Dachverschalungen, Möbel und alle sonstigen Gegenstände aus Holz ausschließlich von holländischen Firmen geliefertes Djatiholz zur Verwendung kam, da dieses die einzige Holzart ist, die den Angriffen der weißen Ameisen (Termiten) widersteht.

Die Leistungsfähigkeit der deutsch-niederländischen Kabel im Stillen Ozean beträgt fünfundzwanzig Wörter in der Minute, das Wort zu fünf Buchstaben gerechnet. Der Betrieb auf dem ganzen Netze ist am 1. November 1905 eröffnet worden und hat sich seitdem ohne jede Störung glatt abgewickelt. Die an das Blühen und Gedeihen des Unternehmens zur Förderung der deutschen und niederländischen Interessen geknüpften Hoffnungen dürften also in Erfüllung gehen.



Ein komfortables Katzenheim

Eine Prinzessin als Katzenfreundin

(Hierzu drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Alle Mitglieder des englischen Königshauses sind Tierfreunde, und selten sieht man König Eduard oder seine Gemahlin ohne irgendeinen vierfüßigen Begleiter. Während sich aber meistens Hunde, zuweilen wohl auch Pferde königlicher Gunst erfreuen — die verstorbene Königin Viktoria hatte in ihren letzten Jahren eine besondere Vorliebe für einen weißen Esel, der ihren Wagen zog —, ist die Nichte des Königs, Prinzessin Viktoria von Schleswig-Holstein, eine begeisterte Verehrerin des Katzengeschlechts, und diese Liebhaberei hat sie gleichsam als Erbteil von Vater und Mutter überkommen. Daß sie natürlich nur Katzen von edelstem Blut, die auf eine lange Ahnenreihe zurückblicken können und die eigentlich nicht mehr viel Gemeinsames haben mit der plebejischen Mäusefängerin, die bei uns über die Dächer streicht, mit ihrer Gunst beglückt, ist wohl selbstverständlich. Die Katzen der Prinzessinnen sind gar vornehme Tiere, und auf den Katzenausstellungen haben sie manchen Preis davongetragen. Sie führen aber auch ganz das Leben von Aristokraten im Tierreich. Ihr reizendes Heim in Cumberland Lodge mitten in dem riesigen Windsorparke zeigt unsre Abbildung. Mehrere Angestellte sorgen für ihr leibliches Wohl, ihr Tagewerk ist genau eingeteilt, und Schönheitspflege wechselt mit gymnastischen Uebungen und behaglichem Ausruhen. Auch ihre Diät ist genau geregelt. Am Morgen werden den Kätzchen Reis und frische Fische gereicht, das Diner besteht aus rohem Fleisch, frische Milch à discretion bei jeder Mahlzeit. Am Abend klettert jede in ein zierliches Bettchen mit schimmernden Bezügen und weichen Kissen.



Prinzessin Viktoria von Schleswig-Holstein mit einem ihrer Lieblinge



Phot. Grantham Bain, New York

Vom Erdbeben in Kalifornien: Das zerstörte Valencia-Hotel in San Francisco

Notizblätter

Vom Erdbeben in Kalifornien

Die furchtbare Katastrophe im äußersten Westen Amerikas, deren grauenvolle Einzelheiten der elektrische Draht in denkbar kürzester Zeit in alle Teile der Welt meldete, hat die Erinnerung geweckt an das Lissabonner Erdbeben, von dem die übrige Welt erst Wochen, ja Monate nachher Kunde erhielt. Welch ein Unterschied zwischen heute und damals! Jetzt sind auch bereits die ersten Photographien in Europa eingetroffen, und unser Bild gibt einen besseren Begriff von der verheerenden Gewalt der Erdstöße, als es jede Schilderung mit Worten vermöchte. Es stellt die Reste des Valencia-Hotels dar, eines vierstöckigen Gebäudes, unter dessen Trümmern vierzig Menschen begraben wurden.

Ferdinand Götz

Ein um das deutsche Vereinsturnwesen hochverdienter Mann, Dr. Ferdinand Götz, begeht am 24. Mai seinen achtzigsten Geburtstag. Götz, ein geborener Leipziger, ist Arzt und wirkt als solcher seit 1855 in Lindenau bei Leipzig. Er beteiligte sich schon früh an turnerischen und burschenschaftlichen Bestrebungen und leitete von 1858 bis 1864 die „Deutsche Turnzeitung“. 1860 erließ er mit Georgii und andern einen Aufruf an die deutschen Turner, der dazu führte, daß noch im selben Jahre beim ersten deutschen Turnfeste in Koburg die „Deutsche Turnerschaft“ gegründet wurde. Volle 46 Jahre hat Götz seitdem dem Ausschuß dieser großen, fast sämtliche Turnvereine Deutschlands und Deutsch-Oesterreichs umfassenden Vereinigung angehört, von 1861 bis 1895 als ihr Geschäftsführer, seit 1895 als Vorsitzender. 1863 rief Götz die deutsche Jahn-Stiftung, Pensionskasse für die deutschen Turnlehrer, ins Leben. Von 1867 bis 1870 gehörte Götz dem Norddeutschen, von 1887 bis 1890 dem Deutschen Reichstag an. Von ihm erschienen u. a.: „Aufsätze und Gedichte“ (1885), „Bahn frei!“ (2. Auflage 1877), das „Handbuch der deutschen Turnerschaft“ (6. Ausgabe 1899) und „Vom echten Turnerleben“ (1891).



Dr. Ferdinand Götz, Begründer und Vorsitzender der deutschen Turnerschaft

Zum sechzigsten Geburtstag Eduard Grützners

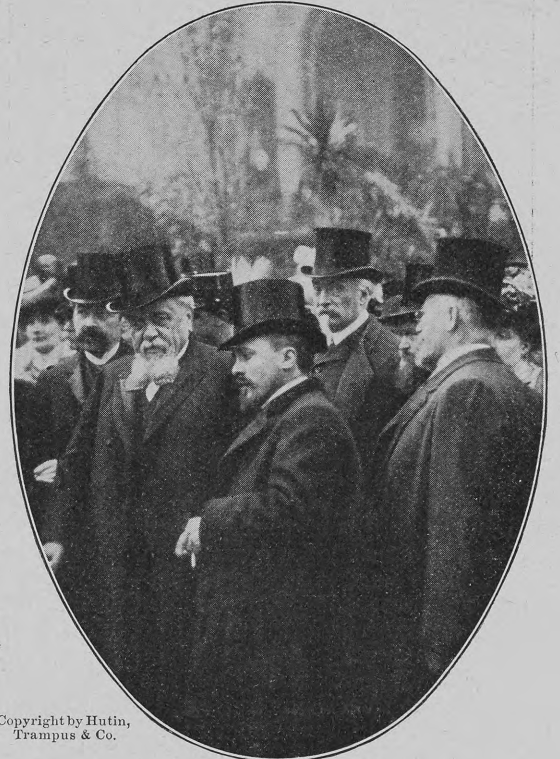
Einer unsrer liebenswürdigsten Genremaler, dessen Werke in Deutschland wohl jung und alt bekannt sind, Eduard Grützner, feiert am 26. Mai seinen sechzigsten Geburtstag. In dem Bilde „Jessika“ auf Seite 829 geben wir unsern Lesern eine Probe seiner Kunst. Grützner, dessen Kunst mit dem Süden Deutschlands eigentlich eng verwachsen erscheint — das Leben der Mönche in den hohen Hallen, tiefen Kellern und büchergefüllten Bibliotheken hat er ja ebenso oft geschildert wie die lustigen Zwischenfälle des Jägerlebens im Gebirge —, stammt aus Großkarlowitz in Schlesien. Er kam allerdings schon in jungen Jahren nach München, und dort hat er sich hart neben dem hochragenden Bau des Maximilianeums sein Künstlerheim erbaut, das er mit dem Schönsten, was er an Urväter Hausrat in Tiroler Schlössern und Bauernhäusern finden konnte, gar reizvoll ausgeschmückt hat. Auch zu den Werken verschiedener Klassiker hat er Illustrationen, bald Zeichnungen, bald Gemälde, geliefert, und der dicke Falstaff ist eine seiner Lieblingsfiguren. Die moderne Kunstbewegung hat Grützners Schaffen etwas in den Hintergrund gedrängt, aber wer nur einmal Gelegenheit hatte, seine Studien zu betrachten, wird mit Erstaunen bemerken, daß Grützner durchaus nicht nur der gemütvolle Humorist, der sichere Zeichner ist, sondern daß er auch über hervorragende rein malerische Qualitäten verfügt.

Von der Sommerresidenz des Kronprinzenpaares

Das Marmorpalais bei Potsdam, das nun schon im zweiten Jahre dem Kronprinzenpaare als Sommerresidenz dient und vor dem die nebenstehende neueste Aufnahme des jungen Paares gemacht worden ist, liegt sehr malerisch an den Ufern des heiligen Sees zur linken Seite der Glienicker Brücke. Es hat bereits eine mehr als hundertjährige Geschichte und ist reich an Erinnerungen, die für das Haus Hohenzollern Bedeutung haben. Es ist eine Schöpfung König Friedrich Wilhelms II., der 1787 durch Gontard den Bau des Schlosses beginnen und gleichzeitig den es umgebenden Neuen Garten anlegen ließ. Es besteht aus zwei Stockwerken, oben darauf ist ein Turm gesetzt mit abgetrepptem Dach. Auf der einen Seite springt ein auf Säulen ruhender Balkon vor. Eine Balustrade umgibt das Ganze, die von zum See hinabführenden Treppen unterbrochen ist. Seinen Namen hat das Schloß von dem vielen innen und außen angebrachten Marmor, der zum Teil nach dem Tode Friedrichs II. aus allen Baulichkeiten in Sanssouci kam. Ganz vollendet wurde das Schloß erst 1844—45 unter Friedrich Wilhelm IV., der die Flügel ausbaute und die Säulenhallen mit Fresken ausmalen ließ, welche die Geschichte der Nibelungen darstellen. Vor dem Schlosse steht ein marmorner Obelisk. Friedrich Wilhelm II. hatte eine große Vorliebe für das Marmorpalais und ist auch darin am 16. November 1797 gestorben. Kaiser Wilhelm II. wohnte hier als Prinz 1881—88, und Kronprinz Wilhelm erblickte hier am 6. Mai 1882 das Licht der Welt. Für seinen jetzigen Zweck ist das Palais umgebaut worden. Vom nächsten Jahre ab wird das Schloß Sommerresidenz des Kaiserpaares werden.

Der neue österreichische Ministerpräsident

Der an Stelle des Freiherrn von Gautsch zum österreichischen Ministerpräsidenten ernannte Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst ist 1863 als Sohn des Obersthofmeisters Fürsten Konstantin zu Wien geboren. Nach Vollendung seiner Studien trat er 1888 als Praktikant bei der Salzburger Landesregierung ein. 1894 wurde er mit der Leitung der Bezirkshauptmannschaft Teplitz betraut und 1899 ins Ministerium des Innern berufen. Hier leitete der Prinz zunächst das Industriedepartement und war als Regierungsvertreter vom Arbeitsbeirate 1900 mit der Leitung des Landesdepartements für Steiermark und Tirol betraut. Im April 1903 übernahm er das Landespräsidium der Bukowina. Seine Unparteilichkeit und gerechte Verwaltung erwarben ihm allseitige Sympathien. Im September 1904 wurde Prinz Hohenlohe nach dem Rücktritte des Grafen Goëß zum Statthalter von Triest ernannt. Von diesem Posten weg ist er jetzt an die Spitze des Kabinetts berufen worden, in dem er auch das Ministerium des Innern übernommen hat.



Copyright by Hutin, Trampus & Co.

Präsident Fallières bei der Eröffnung des Salons

Von den Pariser Salons

Dem altberühmten Pariser „Salon“, in dem — zum 124. Male in diesem Jahre — wie alljährlich vom 1. Mai bis Ende Juni die große Kunstausstellung der Société des artistes français stattfindet, sind im Lauf der letzten zehn Jahre zwei jugendfrische Konkurrenten an die Seite getreten, die ihn immer mehr in den Hintergrund drängen: der Salon der Société nationale des Beaux-Arts und der Salon des Indépendants; doch wird er zurzeit noch am meisten von den Künstlern beschickt und genießt noch wie früher das Interesse der offiziellen Welt, weshalb auch in diesem Jahre der neue Präsident Fallières bei seiner Eröffnung anwesend war.



Phot. Jaeger & Goergen, München

Zum sechzigsten Geburtstag Eduard Grützners: der Künstler in seinem Atelier

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 34



Text unter den Notizblättern auf Seite 842

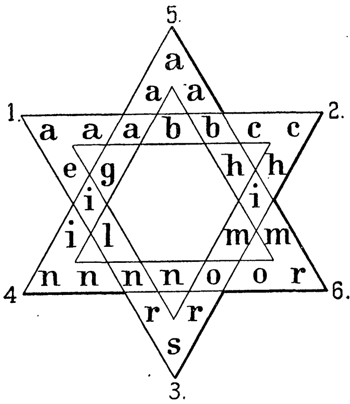
Prinz Konrad zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der neue österreichische Ministerpräsident

Geographisches Sternrätsel

Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die Wörter auf den sechs Leisten bezeichnen:

1—2 eine Stadt in der Mandschurei;
1—3 eine Stadt in Nordamerika;
3—2 berühmtes europäisches Fürstengeschlecht;
4—5 kleine italienische Insel;
4—6 Staat in Nordamerika;
5—6 Insel des Molukkenarchipels.

F. P.



Silbenrätsel

Die Mägdlein sehen gerne nicht
Eins-zwei in ihrem Angesicht;
Dagegen ist als schönste Zier
Willkommen ihnen drei und vier.

Auch bleiben viele gerne stehn,
Dem schmucken Burschen nachzusehn,
Der, funkelnd in der Sonne Glanze,
Stolz auf dem Kopfe trägt das Ganze. F. M.-S.

Buchstabenrätsel

Nimm deinen Atlas jetzt zur Hand
Und such in Asien ein Land:
Ein Zeichen streich — dann hast im Nu
Den Titel eines Priesters du.

Hast du einmal den Atlas da,
Such auch ein Land in Afrika,
Das ebenfalls, streicht man am End'
Ein Zeichen, einen Priester nennt. F. M.-S.

Rätsel

Bin selber ein Fluß,
Im Fluß auch schwimmt es;
Zwei Zeichen am Schluß:
Die Dame nimmt es. Dr. K. K. von Fr.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 798:

Des Silbenrätsels: Mauerblümchen.
Des Homonyms: Schale.
Des Palindroms: Lodi, Idol.

Richtige Lösungen sandten ein: Frl. Margarete Meyer in Wachendorf bei Syke (2); „Inséparables" aus Melz; Arthur L. in Bozen (3); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (2); Ignaz in Ansbach (2); Frau Annie Pelzer in Stettin (4); Julius Polatschek in Wien (3); „Erzschlaukopf" in Passau (2); „Prinzeßchen" in Weimar (4); L. Z. in Detmold (4); Eugenie F. in Luxemburg (2); „Marschall Vorwärts" in Heiligenstadt (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Freya in Halberstadt (2); E. Beßiger in Mülhausen i. E. (2); Lambert in Züllichau (2); „Huckebein" in Eisenach; Myriam in Warschau (2); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (2); Julius Czvetkovits in Pécs (3); Frl. Maria Toussaint in Wildbad, A. Bittrolf in Stuttgart (3); Rosa Maurhofer in Zürich (2); Clara M. in Bielefeld.

König und Marschalk

Tragische Oper von

Peter Arnold Heise

Das Stuttgarter Hoftheater, das für die Verbreitung nordischer Bühnenkunst in Deutschland bereits in früherer Zeit viel getan hat, erweckte vor kurzem die tragische Oper „König und Marschalk“ des früh verstorbenen dänischen Komponisten Peter Arnold Heise zu neuem Dasein. Die Oper, die gleicherweise Berührungen mit der Meyerbeerschen Oper wie mit der deutschen Romantik zeigt, wurde bereits vor achtundzwanzig Jahren zum erstenmal aufgeführt und ist seitdem auch ein Repertoirestück des Kopenhagener Theaters geblieben. Ueber die Grenzen des kleinen Inselreichs ist das liebenswürdige Werk jedoch niemals gedrungen. Da die Oper aber nichtsdestoweniger eine große Anzahl reizvoller Stellen enthält und einige Szenen trotz der vorwiegend lyrischen Begabung des Komponisten auch von großer dramatischer Schlagkraft sind, so berührt der Versuch, der Oper auch außerhalb Dänemarks Anklang zu verschaffen, durchaus sympathisch. Speziell die Chöre des Stückes sind voll feiner Melodik und tiefempfundener Poesie. Der Text der Oper ist der dänischen Geschichte entnommen, aber reichlich mit romantischen Zutaten verbrämt. Das Leben König Eriks wird geschildert, der in derber Liebeslust erst ein Köhlermädchen ihrem Waldleben entreißt und sie mit sich an den Hof nimmt. Bald wird er ihrer überdrüssig, und er verführt dann die Frau seines Marschalks, der für ihn im Felde steht. Dafür ereilt ihn aber die Rache, er fällt einer Verschwörung zum Opfer. Unser Bild zeigt die Schlußszene. Vergebens hat sich König Erik (Herr Weil) unter Stroh zu verstecken gesucht, er wird von einem seiner Getreuen, Rane (Herr Bolz), verraten und fällt von der Hand des betrogenen Marschalks. Zu spät erscheint das Köhlermädchen (Fräulein Dietz), die einzige, die ihm treu geblieben, um ihm sein Schwert zu bringen. Die Aufführung war sehr gut.



Phot. Hans Hildenbrand

Schlußszene von der Erstaufführung der Oper „König und Marschalk“ am Stuttgarter Hoftheater

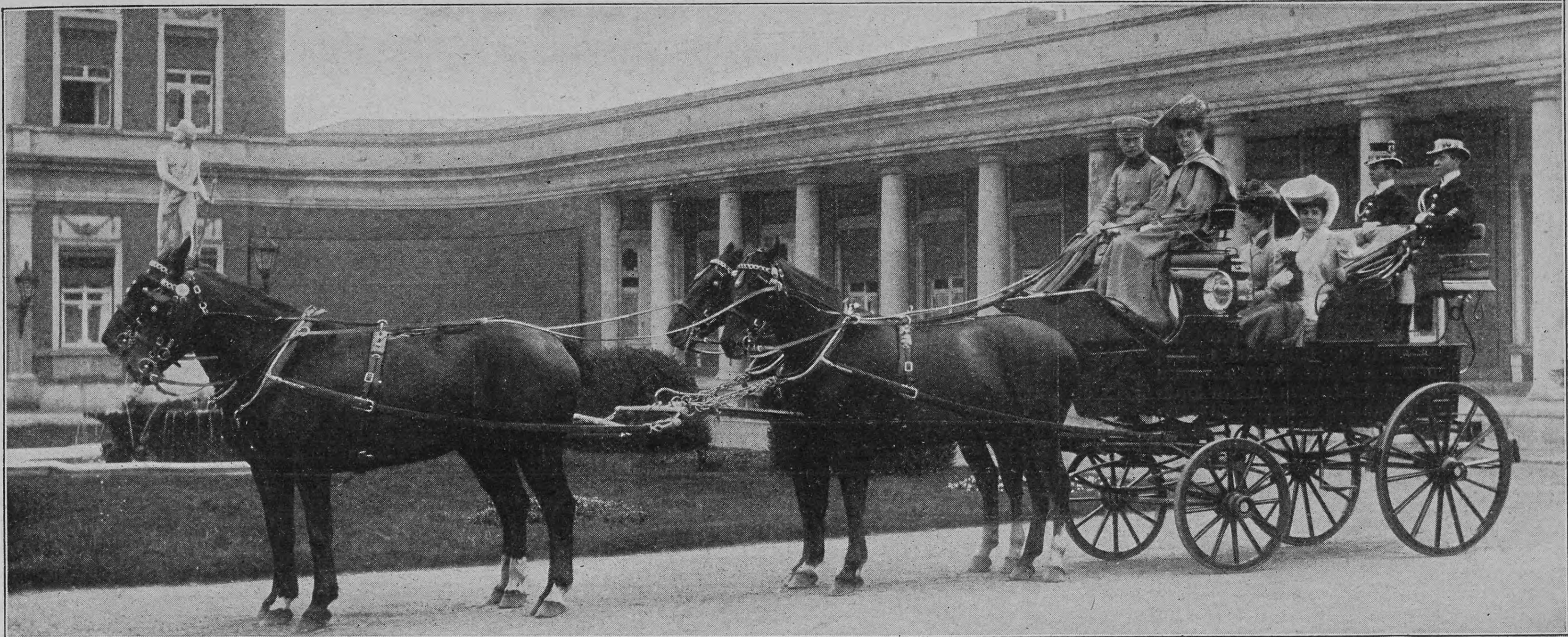
Von der Arbeiterbewegung in Frankreich

Seit Monaten wird das öffentliche Leben in Frankreich von inneren Unruhen erschüttert, die zuzeiten einen recht bedenklichen Charakter angenommen haben. Zuerst drohte die Inventarisation der Kirchen den Bürgerkrieg zu entfesseln, dann brach nach der Katastrophe von Courrières im Norden des Landes ein riesiger Bergarbeiterstreik aus, der rasch auch auf andre Departements und andre industrielle Gebiete übergriff und, von den Gegnern der Republik gefördert, sich eine Zeitlang zu einem Gesamtausstand auswachsen zu wollen schien. Die friedlichen Elemente sahen bereits dem 1. Mai, dem „Weltfeiertag“, mit großen Besorgnissen entgegen, um so mehr, als die Kammerwahlen bevorstanden und die leidenschaftliche Erregung des Wahlkampfes leicht folgenschwere Ereignisse herbeiführen konnte. Zum Glück gewann im Lager der Gewerkschaftsführer die Besonnenheit noch zur rechten Zeit die Oberhand, die geplante Einleitung des Generalstreiks wurde vertagt, und dank den energischen Maßregeln der Regierung verlief die Maifeier verhältnismäßig ruhig; zwar kam es an einigen Orten zwischen Militär und Arbeitern zu scharfen Rencontres, bei denen auch die Waffen eine Rolle spielten, doch waren die Anlässe dazu mehr zufälliger Art. In den ersten Tagen nach der Maifeier nahm die Streikbewegung an einzelnen Orten wie Toulon, Dünkirchen, Longwy und so weiter noch zu, doch kehrte dann in den Zentren des Ausstands wie Lens, St. Etienne der größte Teil der Streikenden wieder zur Arbeit zurück. Immerhin ist der Friede noch nicht definitiv geschlossen, und es wird vielleicht bald in Frankreich zu neuen wirtschaftlichen Kämpfen kommen.



Phot. Ernesto Brod

Von den Arbeiterausständen in Frankreich: Eine Verhaftung auf den Pariser Boulevards



Phot. Ernst Eichgrün

Der deutsche Kronprinz und seine junge Gemahlin mit ihrem Viererzug vor dem Marmorpalais in Potsdam

Ein neues Mittel gegen die Seekrankheit

Wir haben vor kurzem unsern Lesern von dem Vibrationsstuhl berichtet. Jetzt macht schon wieder eine neue Erfindung auf diesem Gebiete von sich reden: die „Neptunkappe", eine Erfindung des Landschafts- und Marinemalers Paul Kappmeier. Das Wesentliche der Erfindung, die eine elektrisch erwärmbare Kopfkompresse darstellt, besteht darin, daß mittels geeigneter Anordnung der Kompressenteile ein vom Hinterhauptbein aufgenommener, auf Stirn und Schläfen ausgeübter Druck, der mit teilweiser Wärmeapplikation verbunden und regulierbar ist, während der einstündigen Dauer der Behandlung nicht unterbrochen wird. Dafür sorgt eine an beiden Seiten der Kompresse angebrachte Sperrvorrichtung, wobei außerdem der vorher mit Wasser angefeuchtete Kompressenteil aus Filz dauernd erwärmt bleibt. Der Zweck dieser Kompresse besteht darin, eine höhere Blutzufuhr nach dem Gehirn zu erreichen. Außerdem werden die durch die Bewegungen des Schiffes hervorgerufenen Druckdifferenzen des Gehirns und Reibungen an den Hirnhäuten, welche die mit der Seekrankheit verbundenen Kopfschmerzen verursachen, immer weniger fühlbar, bis sich allmählich Gewöhnung einstellt, mit der die Seekrankheit überwunden ist. Die ganze Behandlung ist sehr einfach und bequem. Dadurch, daß die Kompressenteile auswechselbar sind und mit einer aseptischen Einlage versehen werden können, ist die Benutzung auch den weniger Bemittelten zugänglich, der wohlhabende Reisende aber kann seinen eignen Apparat in einer kleinen Handtasche wie eine photographische Kamera mit an Bord nehmen und ebenso leicht an die heute auf jedem größeren Passagierdampfer befindliche elektrische Stromanlage anschließen.



Die Neptunkappe, ein neues Mittel gegen die Seekrankheit

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung findet nicht statt)

August, Carl, Die Grundlagen der Naturwissenschaft. M. 1.50. Berlin, H. Walther, Verlagsbuchhandlung.

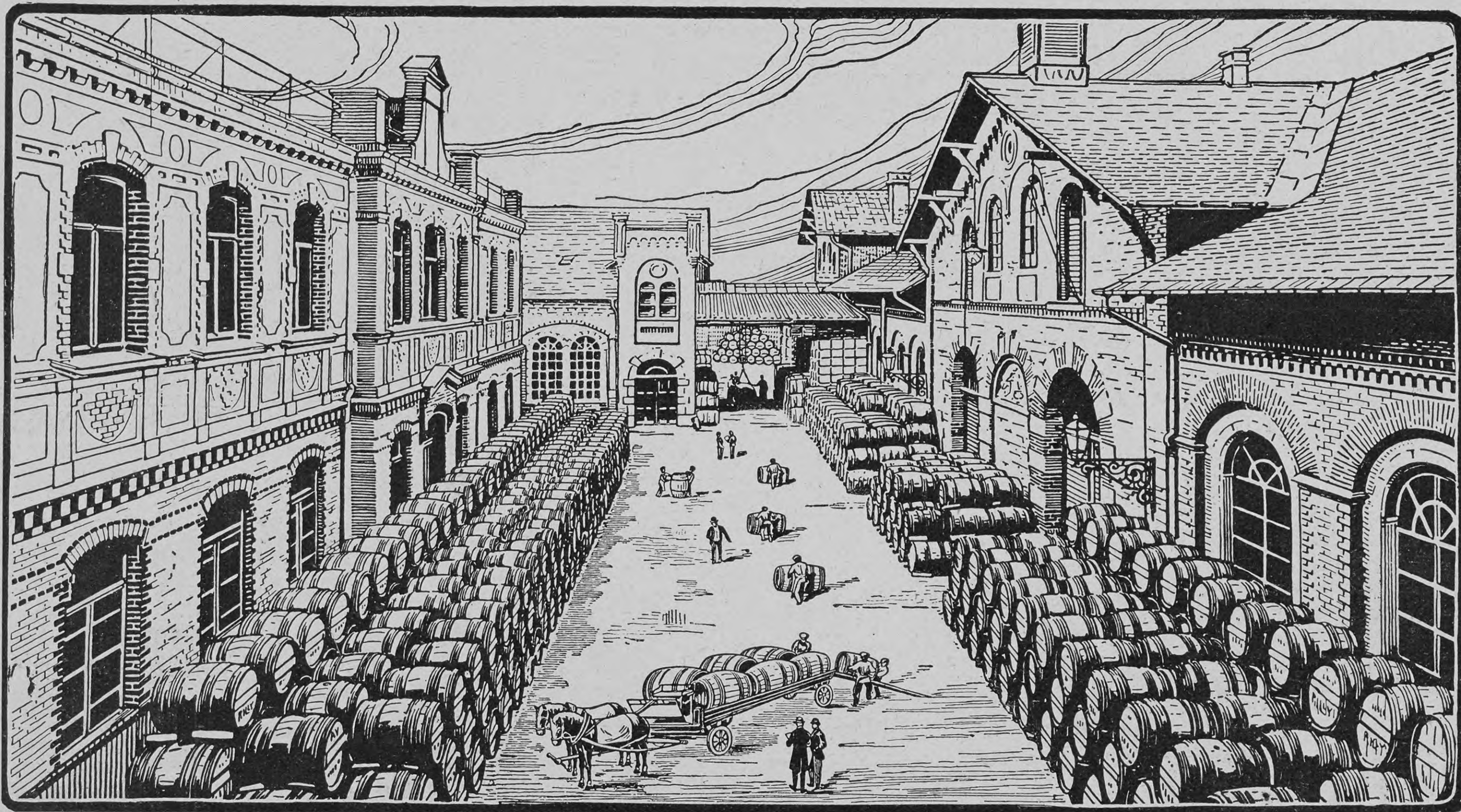
Berdrow, Herm., Jahrbuch der Naturkunde. IV. Jahrgang 1906. M. 1.50. Leipzig, Karl Prochaska.

Berthold, Konrad, Die Rose von Jericho. Gebd. M. 4.—. Jena, Hermann Costenoble.

Brischar, K. M., Jens Peter Jacobsen und seine Schule. Heft 2. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Christ-Lucas, Gartenbuch. 14. Aufl. von Fr. Lucas. M. 4.—. Stuttgart, Eugen Ulmer.

Dammer, Dr. Udo, Orchis. Monatsschrift der Deutschen Gesellschaft für Orchideenkunde i. E. Band 1 Nr. 1.



Das Württembergische Landesgewerbemuseum in Stuttgart

plant für den Herbst dieses Jahres eine große Sonderausstellung, die zum ersten Male einen ästhetischen Hauptgrundsatz, nämlich die Frage von Symmetrie und Gleichgewicht in Kunst und Kunstgewerbe nach allen Richtungen verfolgen, Beispiele und Gegenbeispiele aus allen Gebieten und Epochen vorführen und zur Diskussion stellen soll, verbunden mit Hinweisen auf die physiologischen Voraussetzungen sowie auf die Vorbilder und Gegenstücke in der Natur und Praxis. Der beabsichtigte Zweck ist ein doppelter, nämlich ein theoretischer und ein praktischer: einerseits soll diese wichtige Frage retrospektiv und aktuell studiert werden können, namentlich um zu überblicken, wie sich die konservativen und die oppositionellen Stilrichtungen mit der Symmetrie abgefunden, beziehungsweise sich über sie hinweggesetzt haben, anderseits soll unsre moderne künstlerische und kunstgewerbliche Produktion, die zum Teil unbedingte Symmetrie beobachten zu müssen glaubt, einer Fessel entledigt und zu freieren Schöpfungen angeregt werden. Sämtliche Museen, Künstler und Kunstfreunde sind zur Mitwirkung eingeladen. Alle Werke der hohen Künste sowie aus allen kunstgewerblichen Gebieten ohne Rücksicht auf Zeit oder Ort der Entstehung sind willkommen, sofern sie entweder eine ängstliche Einhaltung der axialen oder zentralen Symmetrie oder aber eine souveräne Beiseiteschiebung dieser statischen Forderungen in charakteristischer Weise veranschaulichen, selbst Gegenbeispiele, die sogar über die selbstverständlichen Gesetze des Gleichgewichtes in rücksichtsloser Weise hinausgehen zu dürfen glauben. Anmeldungen, die diese Ausstellung betreffen, werden schon jetzt mit Dank entgegengenommen.

Literatur

Kroker, Dr. E., Biographien bedeutender Frauen. Bd. 6: Katharina von Bora, Martin Luthers Frau. (Leipzig, E. Haberland.) Katharina von Bora, Luthers Käthe, ist unter den deutschen Frauen, deren Gedächtnis auf die Nachwelt gekommen ist, eine der bekanntesten und volkstümlichsten. Sie hat mit unserm Doktor Martin Luther in einem Ehebunde gelebt, der durch seine Reinheit und Gemütsinnigkeit vorbildlich ist. Mit ihrem Einzug in das Schwarze Kloster in Wittenberg ist auch in das Leben ihres Gatten etwas Neues verschönend und veredelnd eingetreten; der große Reformator, dessen Geist in uns lebt, hätte ja freilich keiner Katharina von Bora bedurft, um die weltgeschichtliche Persönlichkeit zu werden, die er ist, aber der treue Gatte, der liebevolle Vater, an dessen tiefem, echt deutschem Gemüte wir uns erfreuen, ist ohne seine Käthe undenkbar. Und in dem Kreise der bedeutenden Männer, die sich um Luther geschart haben, eines Melanchthon, Bugenhagen, Jonas, Kreuziger, steht sie als die Frau Doktorissa, als die Domina neben ihrem Gatten. So erweitert sich ihr Lebensbild zu einem Kulturbild aus dem Zeitalter der deutschen Reformation. Schon die ersten Kapitel des Buches bringen manches Neue über Käthes Abstammung und ihren Aufenthalt auf der Klosterschule zu Brehna, über ihre Flucht aus dem Kloster Nimbschen und ihre Vermählung mit Luther. An die ersten vier Kapitel, die wesentlich biographisch sind, schließen sich vier weitere Kapitel an, die Käthe als die umsichtige Hausfrau, die sorgliche Gattin, die liebevolle Mutter, die gastfreie Wirtin an der Seite ihres Gatten und in dem Kreise ihrer Kinder, ihrer Freunde und Gastfreunde schildern und zu ihrer Charakteristik den Grund legen. Die letzten Kapitel. die von den harten Zeiten ihrer Witwenschaft berichten, sind wiederum biographisch. In einem zusammenfassenden und abschließenden Kapitel wird endlich ihr Charakterbild schärfer und lebenswahrer herausgearbeitet, als es in ihren früheren Biographien geschehen ist.

— Eine ganz eigenartige Erscheinung auf dem Gebiete der deutschen Zeitschriftenliteratur ist das Monatsblatt „Kindergarderobe“, das bei John Henry Schwerin, Berlin W. 35, erscheint und bereits eine Auflage von über 300000 Exemplaren erreicht hat. Wie der Titel besagt, wendet das Blatt seine Hauptaufmerksamkeit der Bekleidung unsrer lieben Kleinen zu. Alles, was eine sorgende Mutter braucht, um ihre Lieblinge recht schön erscheinen zu lassen, findet sie hier in Wort und Bild beschrieben. Daß Schnittmuster zur Selbstanfertigung beiliegen, versteht sich eigentlich von selbst. Ein Kindermoden-Panorama in Farbendruck gereicht jeder Nummer zu besonderem Schmuck. Die Beilagen — jede Nummer enthält deren sechs — erweitern den Rahmen des Blattes aber beträchtlich. In ihnen ist nicht nur von der Bekleidung des äußeren Menschen die Rede, sondern jung und alt findet reichlichen Stoff zur Unterhaltung und vielfache Anregung zu Spiel und Kurzweil.

Briefmappe

Leo in Graz. Die Berliner Redensart „Da kennen Se Buchholzen schlecht!“ geht auf keinen Geringeren als auf Friedrich den Großen zurück. Der König hatte einen seiner Beamten, Buchholz, den er wegen seiner Sparsamkeit und Redlichkeit besonders schätzte, im Jahre 1753 zum Hof-Etats-Rentmeister ernannt. Buchholz war sehr genau, und Friedrich pflegte, wenn ihm ein Beamter oder jemand von seiner Umgebung mit einer zu hohen Geldforderung kam, zu sagen: „Da kennt Er Buchholzen schlecht!“ Diese Redensart bürgerte sich schnell ein und ist bis auf den heutigen Tag populär geblieben.

K. Fr. in Milwaukee. Den literarischen Nobel-Preis hat im letzten Jahre der polnische Romanschriftsteller Henryk Sienkiewicz erhalten. Sienkiewicz hat eine Reihe historischer Romane geschrieben, von denen „Quo vadis?“, ein großartiges, anschauliches Kulturbild aus der römischen Kaiserzeit, dem Dichter einen Weltruf verschafft hat und gerade in Nordamerika viel gelesen worden ist, während die andern, deren Stoffe der polnischen Geschichte entnommen sind, außerhalb Polen weniger Beachtung gefunden haben. Außer „Quo vadis?“ (deutsch u. a. bei der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart erschienen) ist noch sein psychologischer Roman „Ohne Dogma“ (deutsch ebenda) besonders lesenswert.

Abonnent in Halle a. S. Daß Asche vom Vesuv nach den letzten großen Eruptionen bis in Ihre Gegend gelangt ist, läßt sich durchaus nicht als unwahrscheinlich bezeichnen; ein Mitarbeiter der Frankfurter Zeitung weiß sogar zu berichten, daß sie bis nach Holstein gewandert ist. Ein Arzt in dem Ostseeküstenstädtchen Neustadt i. Holstein bemerkte am 15. April nach einem tags vorher mit Südwind niedergegangenen Gewitterregen auf dem Zinndache seiner Veranda gelbliche Ablagerungen, von denen er eine Probe an den Kieler Physiker Professor Dr. Weber sandte, der sie an den Direktor des Mineralogischen Instituts in Kiel, Professor Dr. Brauns, weitergab. Dieser untersuchte die Sendung aufs genaueste und stellte darin jedes einzelne in der Vesuvlava enthaltene Mineral, wie hellbraunes Glas, Feldspat, Lauzit, Olivin, Augit und Magneteisen, fest, während der für die holsteinische Gegend charakteristische Quarz vollständig fehlte. Professor Brauns ist daher nicht im geringsten darüber im Zweifel, daß es sich um Vesuvasche handelt, die den 1500 Kilometer weiten Weg von Neapel bis an die holsteinische Ostseeküste durch die Luft zurückgelegt hat.

Schachbriefwechsel

Herrn A. Zinner. Sind Sie aber ungemütlich! Und dabei nicht einmal im Recht, sondern flüchtig obendrein! Sie meinen, die Aufgabe Nr. 8 sei unlösbar, wenn Schwarz im 1. Zuge den König nach d7 ziehe und im 2. Zuge den Sc6 nicht nehme. Da haben Sie entschieden die Lösung, wie sie inzwischen längst mitgeteilt ist, nicht angesehen. Dort steht deutlich zu lesen, daß auf Ke6—d7 Weiß mit Damenschach auf e8 fortfährt. Von einem Schlagen des Sc6 kann also keine Rede sein, da dieser Springer durch die De8 gedeckt ist; im Gegenteil, Schwarz muß die Dame schlagen und wird sodann durch den Se4 auf f6 mattgesetzt. Wir können Ihnen hiernach Ihren Rat zur größeren Vorsicht nur zurückgeben.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: W. Scriverius in Dinslaken zu Nr. 9 und 10; J. B. in Hedewigenkoog und E. A. Suffert in Groddeck zu Nr. 11 und 12; H. Menzel in Hamburg-Borgfelde zu Nr. 11 und 13, Dr. E. L. in Graz zu Nr. 11, 12 und 13; F. Schneider in Wiesbaden zu Nr. 13.

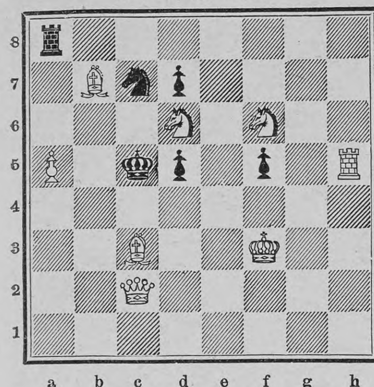
Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 15

Von Ed. Petsch-Manskopf in Frankfurt a. M.

(Neu)

Schwarz (6 Steine)



Weiß (8 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem zweiten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 12:

W. 1. Dg1—g8
S. 1. Dh8×g8 (—e5)
W. 2. Ld6(×)e5matt.

A.
S. 1. Ld7×f5†
W. 2. Sh4×f5 matt.

B.
S. 1. Ld7—e6
W. 2. Dg8×h8 matt.

C.
S. 1. e7—e6
W. 2. Tf5—f4 matt.

D.
S. 1. Sf8—e6
W. 2. Tf5—d5 matt.

E.
S. 1. Sa4—c3
W. 2. b2×c3 matt.

F.
S. 1. Sa4—b6
W. 2. Ld6—c5 matt.

G.
S. 1. e4—e3
W. 2. Dg8—g1 matt.

H.
S. 1. Ld7×c6
W. 2. Sb4×c6 matt.

I.
S. 1. belieb. anders
W. 2 Dg8—d5 matt.



Phot. Colliers Weekly

Brotverteilung in der zerstörten Marktstraße von San Francisco

Totenschau

Professor Paul Volmar, Maler und Kunsthistoriker, 73 J., 27. April, Ostermundingen. — Oberbaurat Wolff, der älteste aktive Beamte Badens, 81 J., 30. April, Konstanz. — Dr. L. H. Hecht, ehemaliger Professor der Medizin an der Universität Nancy, 75 J., Nancy. — Möllinger, nationalliberaler Reichstagsabgeordneter und Mitglied des hessischen Landtags, 82 J., 30. April, Pfettersheim. — Dr. jur. Gleichmann, ehemaliger holländischer Finanzminister, 1. Mai, Haag. — Luise Hitz, Schriftstellerin, 71 J., 1. Mai, München. — Geheimrat Baron Bela Radvanszky, ungarischer Archäologe und Heraldiker, 57 J., 2. Mai, Budapest. — Wilhelm Schwind, Bildhauer, 56 J., 2. Mai, Frankfurt a. M. — Prinz Heinrich VII. Reuß jüngere Linie, ehemaliger deutscher Botschafter in Wien, 82 J., 2. Mai, Trebschen bei Züllichau. — Professor Dr. H. Althof, Literarhistoriker, ein Urenkel des Dichters Gottfried A. Bürger, 3. Mai, Weimar. — Eugène Renevier, Professor der Geologie und Paläontologie an der Universität Lausanne, 5. Mai, Bern. — Landgerichtspräsident J. G. Lippert, 5. Mai, Stolp i. P. — Russischer Generalgouverneur Scheltanowsky, 6. Mai, Jekaterinoslaw. — Johann Zacharyasiewicz, polnischer Romanschriftsteller, 85 J., 6. Mai, Krzywcze. — Geheimer Kommerzienrat Bernhard Hasenclever, Großindustrieller, 62 J., 6. Mai, Remscheid. — Dr. Anton Kalina, Professor der slawischen Philologie an der Universität Lemberg, 6. Mai, Lemberg. — Nikolaus Duvernois, Professor des Zivilrechts an der Universität St. Petersburg, 70 J., St. Petersburg. — Kommandant J. F. Hodgetts, englischer Sprachforscher und Historiker, 79 J., London. — Emile Molinier, französischer Archäologe, Ehrenkonservator des Musée du Louvre, 60 J., 7. Mai, Paris. — Ministerialrat Gustav von Beksics, hervorragender ungarischer Publizist, 59 J., 7. Mai, Budapest. — Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Boeddinghaus, Großindustrieller, Vorsitzender der Elberfelder Handelskammer, 70 J., 8. Mai, Elberfeld.

Aus Bädern und Kurorten

Bad Reinerz liegt in der südwestlichen Ecke der Grafschaft Glatz, umgeben von den romantischen Heuscheuer-Felsen und dem Mensegebirge, ist Bahnstation der Linie Glatz-Landesgrenze, hat direkte Verbindung mit sämtlichen Zügen und seit diesem Jahre mit dem neuen Bäderschnellzuge Berlin-Glatz. Die köstliche Bergluft, das subalpine Klima und die mittlere Temperatur desselben sind allbekannt und werden ärztlicherseits ganz besonders gewürdigt und kurgemäß angewendet. Dazu gesellen sich neun Mineralquellen, von denen vier zum Trinken, die andern zum Baden benutzt werden. Sie sind alkalisch erdige Eisensäuerlinge mit reichem Kohlensäuregehalt und haben eine Wärme von 10° aufwärts bis 18,4°. Altberühmt ist die laue Quelle, die bei Katarrhen aller Art, Asthma, Krankheiten der Verdauungs- und Harnorgane ganz ausgezeichnete Dienste leistet.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



Nr. 35

96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman von Hanns von Zobeltitz

VII

Karl Gustav Tarchow hatte Verdruß. Rechter Aerger war es eigentlich, der ihm die Laune verdarb.

Daß das Hoftheater zu Lobenstein mit den Figurinen für die Neuausstattung des Sommernachtstraums unzufrieden war, tat's nicht. ‚Diese kleinen Fürstenschmieren‘ — meinte er höchst respektlos im stillen — ‚können mir überhaupt gestohlen bleiben. Ansprüche wie die Wiener Hofburg und nichts anwenden. Abhandeln und knausern und als Entgelt für die Differenz, wenn's hoch kommt, einen ihrer Liliputorden. Ich danke alleruntertänigst. Da ist mir das Monopoltheater oder irgend 'n Tingeltangel großen Stils lieber. Ein Ballettakt bringt ja mehr ein als solch ganzer Sommernachtstraum.‘

„. . . Sie! Ja, Sie meine ich, mein lieber Herr

Joh. Erdmann Hummel (Aus der deutschen Jahrhundert-Ausstellung) Zeitvertreib in der Osteria

Grundner. Sie haben wohl eben ein bißchen Mittagsruhe gehalten. Entschuldigen Sie, daß ich Sie störe. Also Sie schreiben an den hochmögenden Herrn Intendanten in Lobenstein, Karl Gustav Tarchow pfiffe auf seinen ganzen Auftrag. Natürlich kleiden Sie das in angemessene Höflichkeit, wie es sich Intendanten gegenüber geziemt."

Er ging mit schweren Schritten in seinem Kontor auf und ab.

„... und dann bestellen Sie in der Fabrik an Herrn Walker, die schon begonnene Arbeit für die Lobensteiner Kamele soll sofort eingestellt werden. Er soll aber nachher herüberkommen und mir Vorschläge machen, wie die Kostüme für die neue Feerie im Apollotheater umgedeichselt werden können. Das muß ganz gut gehen. So, mein lieber Herr Grundner, und nun haben Sie die Güte, sich zu empfehlen. Ich empfehle mich Ihnen auch."

Der kleine schmächtige Privatsekretär wußte schon: wenn Karl Gustav in diesem Tone sprach, war schlecht mit ihm Kirschen essen. Er verduftete so schnell als nur möglich. Aber er hatte die Tür noch nicht völlig geschlossen, als es hinter ihm drein klang: „Sie! So hören Sie doch nur, mein lieber Herr Grundner! Wenn Sie mit Walker gesprochen haben, dann fahren Sie mal gefälligst zu Herrn Buckert 'rauf ... mit 'm Fahrstuhl in sein himmlisches Reich. Und bestellen Sie ihm, ich hätte vorhin auf 'm Hofe so zufällig beim Abladen aus 'm geplatzten Ballen 'n Fussel Watte in die Finger gekriegt. Von der neuen Sorte — Acker & Cie. sind die Lieferanten. Ich danke untertänigst, wenn das Zeug zu Wattons verarbeitet wird. Man stelle sich bloß vor: 'ne arme Ballettratte mit der Watte an den Waden. Das kitzelt ja überall durch. Die Sendung wird Acker & Cie. zur Verfügung gestellt. Verstanden? Addio, wertgeschätztester Herr Grundner —"

Nun war der Gewaltige endlich allein, aber sein Zorn blieb bei ihm.

Es war zu eklig ... verdrießlich war's ... zum Totärgern ...

Nicht daß Frau Minona schon wieder zwei Kilo zugenommen hatte und mit stiller Duldermiene ächzte. Die zwei Kilo mehr ... nun, ihn — Karl Gustav Tarchow — drückten sie ja nicht; nach dem Aechzen brauchte man nicht hinzuhören, an der Duldermiene konnte man vorbeisehen. Er würde Minona ein mechanisches Pferd schenken ... solch Biest, wie sie es im mediko-mechanischen Institut hatten ... mit elektrischem Antrieb. Da sollte sie alle Tage zwei Stunden reiten ... hopsasa ... hopsasa ...! Minona glaubte ja immer an die neuesten Errungenschaften der sogenannten ärztlichen Wissenschaft ... hopsassa ... hopsassa ...

Neee — darüber brauchte man sich nicht zu ärgern.

Aber daß Gabi — daß Gabriele seit den letzten Wochen so ganz verändert war, das war schon verdrießlicher. Die kühle, immer gleichmäßige Gabi, der famose Verstandesmensch. Immer verstimmt, immer bissig; kein vernünftiges Wort mehr mit ihr zu reden, kein Interesse mehr für seine Angelegenheiten. Achselzucken ... „Was geht das mich an, Papa?" ... „Ich bin doch nicht dein Angestellter, Papa — ich kann doch nicht wissen, ob der hohen Polizei diese Röckchen für die Bühnenfeen des Theaters zu kurz erscheinen werden!" ... „Vergebung, lieber Papa, von dem Frühstück mit Herrn Direktor Luntenberg dispensiere mich gütigst — der Mann ist mir denn doch zu geschmacklos!" — Luntenberg! Geschmacklos! Ein pikanter Direktor, der jährlich mindestens für 45 000 Mark brauchte! — Solche Kröt'! Nervös war die Gabi — sie, auf deren Stahlnerven er einen Eid abgelegt hätte. Wär's nicht die Gabi ... beim großen Iffland, man könnte sie für verliebt halten ...

Aber mit dem Mädel wurde man schon noch fertig. Bei der kam schließlich der Verstand, die Ueberlegung doch wieder durch. Gabi war ja seine Tochter ... ganz sein Fleisch und Blut und alles, was daran und darum war ...

Andre Leute aber schienen den Verstand rettungslos verloren zu haben. Wenn sie überhaupt welchen besessen hatten, woran billig zu zweifeln war —

Auf dem gewaltigen Arbeitstisch von Karl Gustav lagen zwei Zeitungsausschnitte. Heut früh vom „Augur" — Institut für die systematische Verfolgung der gesamten Tagespresse; unentbehrlich für jeden Geschäftsmann, Industriellen, Schriftsteller, Künstler u. s. w. — eingelaufen.

Schöne Unentbehrlichkeit! Gar nicht hineinsehen sollte man in solche Wische! In solche elende Zeilenschmierereien ...

Aber die beiden Zeitungsausschnitte übten doch eine magische Gewalt aus. Immer wieder kehrte Karl Gustav auf seiner Wanderung durch das Zimmer zu ihnen zurück. Zehnmal hatte er sie schon zerreißen wollen. Immer aufs neue las er sie, mit immer ungnädiger gerunzelter Stirn.

Die eine Notiz — pah! Da konnte man allenfalls drüber zur Tagesordnung gehen. Wieder solch allgemeiner Angriff auf das Kleist-Denkmal! ... Muckerblättchen! ... Schon der Anfang: „Es ist ein wenig erfreuliches Zeichen unsrer Zeit ..." Lächerlich! „... unstätes, planloses Leben" ... „Unfähigkeit, sich trotz aller Gaben eine Lebensexistenz zu gründen" ... „nicht nur Selbstmörder! Auch Mörder! Denn er erschoß Henriette Vogel, und dann erst tötete er sich selber" ... „Ueberschätzung ... hochgepufft ... in fünfzig Jahren wird man anders urteilen ..." Zu dumm! Zu dumm! Ueberhaupt nicht der Rede wert — wenn man nicht wüßte, daß dies Blatt, ausgerechnet dies Blatt, im Schlosse gelesen wird. Selbstverständlich, daß sich jemand findet, der durch einen hübschen roten Strich — nee, blauen Strich — die Augen der Allerhöchsten Frau auf diese Wurstelei hinlenkt!

Aber nun der Literarische Merkur!

An sich lesen ihn nicht fünfhundert Leute. Wer liest denn heut überhaupt ein literarisches Spezialblatt? Ausschließlich die, die's angeht: Schriftsteller, Journalisten und ein paar alte, ästhetische Blaustrümpfe. Nur, daß dieser infame, gemeine Artikel ja nur in den Merkur hineinlanciert ist, damit ihn zwanzig, hundert andre Blätter von der Kölnischen bis zum Börsenkurier, von der alten Tante Voß bis zum Ritzebüttler Wochenblatt abdrucken: „Der Literarische Merkur schreibt —"; „Ein ernst zu nehmendes Fachblatt meint ..."; „Auch der Merkur erhebt seine warnende Stimme ..."; „Unter der pikanten Spitzmarke: ‚Warum man Denkmäler errichtet' — bringt der Merkur pikante Mitteilungen ..."

Eine Gemeinheit — eine bodenlose Gemeinheit!

„... es lebt in ... nehmen wir an in Peking ... ein gesinnungstüchtiger Industrieller Ta ... ra ... cho ..." — wie albern das schon ist! — „... Gelüst nach dem Mondorden mit Sternen und einer Pfauenfeder ..." — blödsinnig! — „... Gong schlagen, um Namen für das Komitee zusammenzutrommeln" ... „Klingelbeutel bei der Nation herumreichen" ... „Blick nach oben" ... „sich als Schützer der Literatur aufspielen" ... „Günstlingswirtschaft in der Auswahl der zum Wettbewerb heranzuziehenden Künstler" ... „schließlich auch diese Konkurrenz eine Farce ... Mandarinen wissen längst, wer den Preis erhalten muß, soll, wird ... ja auch schon vom Monarchen empfangen ... Entwurf allerhöchst genehmigt ... Pum! Pum! Trum! Trumm!"

Und nun den großen Posaunenstoß: „Daß unserm Heinrich von Kleist in der Hauptstadt des Deutschen Reiches ein Denkmal errichtet werden muß, ist selbstverständlich. Es ist das eine Ehrenpflicht unsers Volkes, denn Kleist war nächst Schiller unser stärkster Dramatiker. Aber weil es eine Ehrenpflicht des ganzen Volkes ist, soll die Aufgabe nicht ehrgeizigen, selbstsüchtigen Herren zufallen, die mit der Literatur nichts, aber auch gar nichts zu tun haben. Noch ist es Zeit. Warnend erheben wir unsre Stimme —"

Zum elften Male schleuderte Karl Gustav das Blättchen von sich. Es flatterte nicht auf die Schreibtischplatte, sondern auf den Teppich. Da stieß er mit dem Fuß danach — und dann hob er es doch auf und legte es wieder auf den Tisch, mitten auf die große Arbeitsmappe.

Das ging nun seit Wochen so! Das war die Anerkennung! Und dabei sollte man seine gute Laune behalten!

Entgegnen? Auf jeden dieser gesalzenen Artikel mit einem gepfefferten dienen? Das hieß nur Oel ins Feuer gießen. Herr Doktor Braun, Wohlgeboren, mochte das tun — es entsprach seinem Beruf und seinen Neigungen. Aber Karl Gustav Tarchow — ne! Dazu ist der zu helle —

Bescheiden schob sich Frau Minonas Kopf durch die Türspalte.

„Was soll's denn nun schon wieder?"

„Ach, lieber Karl, einziger Karl, sei doch nicht böse. Ich wollte nur fragen: muß ich denn heut wirklich mit?"

„Zu Serrenberg? Na, aber ... versteht sich doch von selber. Warum denn nun plötzlich nicht?"

„Ach, lieber Karl, ich blieb' so gern zu Hause ..."

Schüchtern trat sie ins Zimmer. Schüchtern, wie ein großes Kind, blieb sie an der Tür stehen, atmete tief und ängstlich und sah furchtsam auf des Gewaltigen wechselvolles Mienenspiel.

„Minona, du bist nicht recht bei Troste. Das Zuhausehocken ist für dich das Allerschädlichste. Sieh mich an: Bewegung, Motion — das erhält frisch." Er trat dicht an sie heran, tätschelte ihr das Kinn, auch wie einem Kinde, dem man gut zusprechen will. „Es ist ja auch gar nicht dein Ernst, meine Perle. Ich weiß ja im voraus, daß du dich freust, in deinem schwarzseidenen Maria-Theresia-Kostüm wie eine Königin, wie eine Kaiserin durch die bewundernde Menge zu schreiten —"

Sie seufzte wieder. „Ach, Karl, daß du immer spotten mußt. Wenn du nur wüßtest, wie es mich drückt —"

„Ja, meine Maus ... Hoffart will Zwang leiden. Mich drückt auch Verschiedenes. Na, und nun geh und sei lieb wie immer und laß dich anziehen. Wie heißt's doch in dem alten schönen Liede: ‚Wasch dich, putz dich, mach dich schön ...'"

Sanft schob er sie hinaus, und dann stöhnte er: „Uff! Nun nur schnell noch das Wichtigste erledigen —"

Aber das Geschick wollte ihm heute nicht wohl. Kaum hatte er sich an den Arbeitstisch gesetzt, den Ausschnitt aus dem Merkur mit einem Knips des Zeigefingers verächtlich beiseite geschoben und einen Pack Korrespondenz vorgenommen, so ging die Tür schon wieder.

„Himmeldonnerwetter — aber ich will nicht fluchen. Wer ist da?"

Es war Gabriele. Sie blieb aber nicht an der Tür stehen wie die Mutter, sondern ging geradeswegs zum Schreibtisch an die Seite des Vaters und sagte sehr präzis: „Sei doch so gut, Papa, und schreibe gleich an Professor Serrenberg, daß ich leider verhindert wäre, heut zu kommen. Ist es dir aber lieber, dann kann ich mich auch selbst bei Frau Serrenberg entschuldigen."

„Seid ihr denn alle von Gott und der Welt verlassen?"

Karl Gustav drehte sich mitsamt seinem Sessel um, schlug mit beiden Händen auf die Knie, daß es knallte, und wurde ganz rot im Gesicht.

„Ich möchte mir doch vor allem die Frage erlauben, weshalb du denn eigentlich absagen willst. In letzter Stunde fast ... geradezu beleidigend wäre das ... eine Unhöflichkeit sondergleichen ..."

„Du kannst ja schreiben, ich sei nicht wohl. Uebrigens kommt es bei solchem Massenfest auf einen Gast mehr oder weniger nicht an."

„Nicht wohl? So? Na ... ansehen kann man dir das nicht, Gabi —"

Er hatte, wie er es liebte, die Augenlider ein wenig sinken lassen, betrachtete aber die schöne volle Gestalt der Tochter und ihr hübsches gescheites Gesicht um so schärfer. Es entging Gabriele nicht, sie stand aber unbeweglich, hochaufgerichtet, ohne auch nur mit der Wimper zu zucken. Wie immer als gleichberechtigte Macht. So war es schon seit den Kinderjahren gewesen. Hatte Karl Gustav einen harten Schädel, so hatte Gabi einen noch härteren, und das respektierte er.

Auch jetzt versuchte er keinen Widerspruch.



Liszt am Klavier. Nach einem Gemälde von Joseph Danhauser

(Aus der deutschen Jahrhundert-Ausstellung)

„Dann schreib du nur selber ab," sagte er scheinbar ganz gelassen. „Meine Meinung kennst du. Ich find's hahnebüchen unartig. Aber wie du willst — des Menschen Wille ist sein Himmelreich."

„Es macht um so weniger aus, als ich ja keine Rolle übernommen habe —"

Er nickte, dachte aber: ‚Wunderlich genug, daß sie das überhaupt äußert. Ein wunderliches Mädel — nehmt alles nur in allem. Wissen möchte ich doch, warum sie eigentlich nicht mitgehen will.'

„Schade —" sagte er laut. „Es wird ganz pläsierlich werden. Viel Menschen und manche interessante. Die Aufführungen sind sicher auch hübsch."

Sie zuckte die Achseln. „Pah — schließlich sieht man das doch auf jeder halbwegs anständigen Bühne besser."

„Na — ich weiß nicht — solche Atelierchosen haben doch immer was Eignes. Selbst unsereiner kann manchmal davon noch lernen. Und Serrenberg und der Gerden . . . die haben Schmiß für diese Feste."

Wieder zog sie die Achseln hoch, fast verächtlich. Doch so sehr sie sich in der Gewalt hatte, sie konnte nicht hindern, daß eine leichte Blutwelle ihr in die Wangen strömte. Sie sagte zwar schnell: „Also, es bleibt dabei, ich schreibe ab!" und ging zur Tür, Karl Gustav hatte die Veränderung des Ausdrucks aber doch bemerkt. ‚Himmeldonnerwetter — ich will nicht fluchen — die Gabi ist wirklich verschossen —' dachte er und schüttelte den Kopf. Wie ein Naturwunder kam es ihm vor. Seit Jahren lehnte dies Mädchen die besten Partien ab, verteilte Korb auf Korb, ging mit ihrem kühlen Wesen unnahbar von Gesellschaft zu Gesellschaft — und nun plötzlich —

Er sann nach. Seit wann hatte sich eigentlich Gabis Art verändert? Wenige Wochen erst konnte das her sein. Und wen wollte sie heut vermeiden bei Serrenbergs zu treffen? Und warum vermeiden? Wenn ein Mädel verliebt ist, sucht sie den bewußten Gegenstand doch eher auf, als daß sie ihm aus dem Wege geht . . .

Plötzlich schrak er zusammen. Serrenberg?! Es war ja Unsinn! Den eben erst verheirateten Mann, der eigentlich doch auch über die Jahre hinaus war . . . Unsinn! Blech — Wellblech, Karl Gustav!

Aber Gabi war anders als andre. Und dieser verteufelte Serrenberg sollte ja so etwas wie eine dämonische Gewalt über Frauenherzen besitzen. Merkwürdigerweise! Hatte er sich doch auch jetzt erst, in seinen Jahren, dies blutjunge, bildhübsche Frauchen erobert! Und die Gräfin Ulla . . . na, was flüsterte und raunte man nicht sonst noch alles —

Himmeldonnerwetter!

So erklärte sich das auch, daß Gabi nicht zu Serrenbergs mit wollte. Höchst einfach und natürlich. Ein vernünftiges Mädel, die gegen solch eine hirnverbrannte Neigung ankämpft . . . ein anständiger Charakter . . . die Gabi, seine Tochter . . .

Er war sehr zufrieden mit ihr. Mitleid hegte sein Vaterherz und erwog bereits, ob es nicht zweckmäßig sei, Minona und Gabriele nach dem Süden zu schicken. Wenn Minona vier Wochen lang in Rom die Museen und Kirchen abklappern mußte, tat das vielleicht Wunder. Die stärksten Männer hatten dabei schon ein paar Kilo verloren. Und Gabi kam unten sicher auf andre Gedanken.

Als aber einige Stunden später der Wagen vor der Tür stand, erschien Gabriele plötzlich im vollen Kostüm. Unter dem Saum des langen Abendmantels guckten wenigstens schwarzseidene Spitzen hervor und Schuhe mit Silberflittern, und über dem vollen Haar lag ein spanischer Schal.

„Ich habe es mir anders überlegt," sagte sie ganz ruhig. „Ich habe nicht abgeschrieben. Frau Hanna würde es übelnehmen, und das möchte ich unbedingt vermeiden."

„Hm —" machte Karl Gustav und verstaute seine Gattin. „Hm — Weiber haben krausen Sinn —"

Da schlüpfte die Tochter schon an ihm vorüber in den Wagen. Langsam stieg auch er ein. Die Gedanken drückten ihn und das Landsknechtwams in der Taille auch. „Hm — vorwärts, Johann!" — — —

Serrenberg hatte klugerweise das Losungswort ausgegeben: kein Kostümzwang, aber jedes Kostüm ist erwünscht. Er kannte seine Pappenheimer. So mancher, den er auf seinem Feste nicht missen wollte, hätte die Kosten, manch andrer die Mühe der Kostümbesorgung gescheut, mancher mochte die edle Persönlichkeit auch nicht in irgendeinem bunten Gewande zeigen. Und Serrenberg wußte anderseits bestimmt, die ungeheure Mehrzahl kam doch im Kostüm, die wenigen schwarzen Fracks würden verschwinden.

So war es denn auch. Bunt und farbenfreudig die ganze Gesellschaft, die in den beiden großen Räumen durcheinander wogte, und angeregt von den ersten Augenblicken an. Hinter grünen Büschen spielte Vörös Miska mit seiner ausgezeichneten Zigeunerkapelle. Die in Arbeit begriffenen Bildwerke waren an die Wände gerückt, um Platz zu gewinnen, aber unverhüllt. Nur über dem Kleist-Modell lag die Leinwanddecke . . . „etwas ostentativ", wie der Kammerherr Baron Greutze, der auch das Kostüm verschmäht hatte, bemerkte.

An der Tür des vorderen Ateliers empfing der Professor die Gäste. Das spanische Kostüm stand ihm vortrefflich. Würdig und doch fast jugendlich sah er aus. Aber Karl Gustav Tarchow stutzte, als er die Kostümwahl bemerkte: beinahe wie ein Pendant zu dem Gabrieles dünkte sie ihm, denn Gabi hatte das Kostüm der Jüdin von Toledo gewählt. Es war ja gewiß Zufall . . . aber wie kam die blonde Gabi nur gerade auf diese Wahl? Gut stand ihr das schwarze Spitzengewand ja zu dem prächtigen Blond, und die blendendweißen vollen Schultern kamen famos zur Geltung . . . ja . . . aber extravagant war es doch, und eigentlich haßte Gabi alles Auffallende . . .

In der Mitte des ersten Raumes stand die Hausherrin. Nach langem Hin- und Herüberlegen hatte Serrenberg sich dafür entschieden, daß sie als deutsche Patrizierin erscheinen sollte. Die Wahl war nicht glücklich, so schön und stilecht das Kostüm an sich war und so gut es ihre Gestalt, die in der letzten Zeit etwas voller geworden war, hervorhob. Es gab ihrer Erscheinung etwas Steifes. Oder war es nicht das Gewand, war es ihre eigne Befangenheit? Sie fühlte sich sichtlich nicht wohl in all dem bunten Treiben, unter all diesen Menschen, von denen sie immer nur den zwanzigsten kannte und für die sie als Hausfrau doch ein freundliches Lächeln, ein liebenswürdiges Wort haben sollte. Sie lächelte denn auch — aber Professor Emich Mejer hatte nicht ganz unrecht, wenn er seinem Kollegen von der andern Fakultät, dem Geheimrat Wernher, zuraunte: „Ein Lächeln wie zu Eis gefroren. Merkwürdig . . . Frau Serrenberg sieht jedesmal, wenn man ihr begegnet, verändert aus."

Nur manchmal hellte sich Hannas Gesicht auf, und es brach ein hellerer Strahl aus ihren Augen: wenn sie in dem Getümmel den Grünrock des alten Herrn erspähte. Es war doch zu lieb, daß er wirklich gekommen war, und er machte sich auch ohne Kostüm, das ihm Fritz hatte aufnötigen wollen, vortrefflich in seinem Galarock, mit dem Hirschfänger an der Seite — seine Hünengestalt überragte all die andern, wie er so drüben am Büfett stand, sich den eisgrauen Bart strich und schmunzelnd den Becher leerte. „Onkel Rübezahl" hatten ihn die jungen Leutnants, die in den Aufführungen mitwirkten, schleunigst getauft. Unter der Jugend hatte er gleich „Ankratz" gefunden, wie er Hanna erzählte. Den einen der Herren kannte er als Sohn eines benachbarten Gutsbesitzers, der andre hatte bei ihm im Manöverquartier gelegen; den dritten und vierten lud er zu einem Bock nach Luzow ein, mit dem fünften und sechsten stieß er an. Und sie brachten ihm, wie einer alten, ehrsamen Mama, die hübschesten Mädel aus der Gesellschaft, ihre Partnerinnen in den späteren Aufführungen, und er sagte denen die niedlichsten Artigkeiten, wofür sie ihm wieder ein wenig die Kur schnitten. Solch Waldwunder sieht man doch nicht alle Tage! Es fehlte wenig, und er war die Sensation des Abends.

Serrenberg konnte sich nicht viel um Hanna bekümmern, solange immer neue Gäste hereinströmten. Er hatte genug zu tun, er war auch bei der Begrüßung ganz in seinem Element: „Gnädigste Frau — Dank, daß Sie kommen. Famos das Kostüm — meinen aufrichtigsten Glückwunsch!" — „Guten Abend, Herr Geheimrat! Als Türke — bravo! Der Medschidije-Orden ist Ihnen sicher. Die Brillanten dazu knöpfen wir nachher irgendeiner Dame ab." — „Ich küsse beide schönen Hände, Exzellenz — dort ist meine Frau." — „'n Abend, Fräulein Luischen. Ich darf doch noch so sagen? Ah — Watteau — allerliebst, wie immer. Man kann doch auch auf diesen Stöckelschuhchen tanzen?" Unerschöpflich war er in immer neuen Wendungen und in der Art ihres Vortrags.

Dabei waren seine Gedanken ganz anderswo — Ob der Herzog Adalbert kommen würde? Eberhard Adalbert, der hohe Protektor des Kleist-Komitees! Zugesagt hatte der Hofmarschall. Nur sind die hohen Herren selten absolut zuverlässig, haben auch wirklich oft unvorhergesehene Abhaltungen. Gewiß . . . aber der Herzog mußte kommen, er durfte heut nicht fehlen! Und man mußte mit dem Bajaderentanz auf ihn warten —

Das war das eine. Und doch noch nicht das, was Serrenberg am meisten beunruhigte.

Ob Fräulein von Gellertshausen kommen würde — das war das andre!

Die Einladungen für den Baron und sie waren richtig abgegangen. Der alte Herr hatte seine Karte abgegeben — Karen hatte Hanna Besuch gemacht. Beide hatten zugesagt. Aber dann gab dies seltsame Mädchen Gerden, den Serrenberg zu ihr geschickt, einen runden Korb: nein — an den Aufführungen wolle sie sich nicht beteiligen. Und außerdem stehe die Tante unmittelbar vor der Operation —

Diese Karen intrigierte ihn. Er kam nicht los von dem Gedanken an ihre schlanke Gertengestalt, an ihre weichen Bewegungen, an ihre dunkeln, bald verschleierten, bald aufblitzenden Augen —

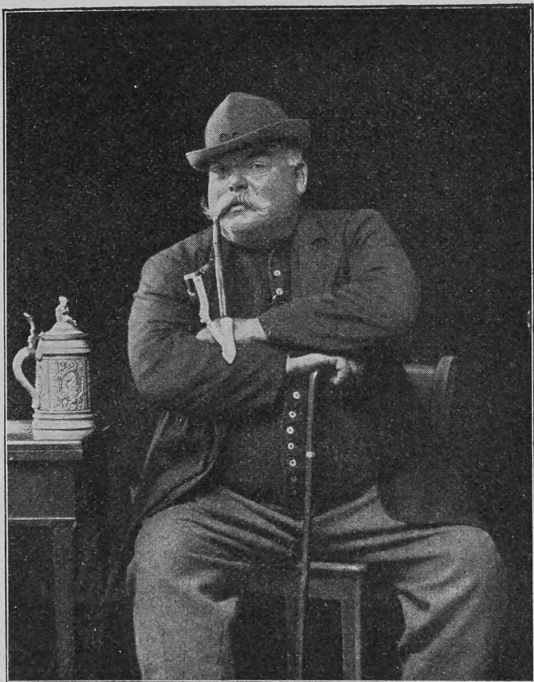
(Fortsetzung folgt)

Liszt am Klavier

(Zu dem Gemälde von Joseph Danhauser auf Seite 855)

Die Berliner Jahrhundert-Ausstellung hat nicht nur eine vergangene Kunst wieder lebendig vor unser Auge gezaubert, auch eine vergangene Zeit taucht in den Bildern wieder aus dem Dunkel des Gewesenen hervor, und gerne läßt wohl der Beschauer seine Gedanken über das Kunstwerk hinausschweifen und hält mit den vielen Gestalten, Männern und Frauen, die uns von den Wänden grüßen, heimliche Zwiesprache. Das Danhausersche Bild, das wir unsern Lesern heute vorführen — es ist vor kurzem auch in einer vortrefflichen Heliogravüre im Verlage der **Gesellschaft für vervielfältigende Kunst in Wien** erschienen —, ist besonders für ein derartiges Weiterspinnen der Gedanken geeignet. Eine phantastische, romantische Epoche des europäischen Kunstlebens ist in ihm geschildert. Liszt sitzt in seinem Zimmer in Paris, so müssen wir wohl annehmen, am Flügel und phantasiert. An der Wand hängt ein Bild Byrons, eine Büste Beethovens steht auf dem Klavier. Die Hörer aber bilden die geistige und künstlerische Elite der damaligen Zeit. Ueberwältigt von der Macht der Töne kauert Liszts Geliebte, die Gräfin d'Agoult, am Boden. Auf dem Sofa sitzt George Sand in Männerkleidung, die Zigarre in der Hand, neben ihr der ältere Dumas. Dahinter steht der jugendliche Heros der französischen Romantik, Viktor Hugo, und neben ihm Paganini und Rossini. Heute trennt uns von all diesen Großen eine ungeheure Kluft, und doch überschleicht uns manchmal etwas wie Neid oder Sehnsucht nach dem Ueberschwang des Gefühls jener Tage, nach all dem Zauber der Romantik, der uns auch aus diesem Bilde entgegenweht.





Phot. Alb. Eisele, Neuwied

Bauer aus dem Westerwald

Verborgene Schätze

Von

L. Bürkner

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Im lieben deutschen Vaterlande gibt es manch schönes Plätzchen, weitab von der großen Heerstraße, nicht erreichbar zu Eisenbahn oder zu Schiff, nur dem Wandersmann bekannt, der mit dem Ränzel auf dem Rücken, den Stab in der Hand, beschaulich durch abgelegene, stille Täler pilgert und dann nach des Tages Last und Hitze in reizvoller Einsamkeit die Wanderpoesie gemächlich genießt. Daß solche Plätzchen verhältnismäßig unbekannt sind, ist weiter nicht verwunderlich. Heutzutage zieht der große Strom der Reisenden am liebsten auf breitem, gebahntem Wege, wo vor ihm schon Tausende hergeflutet sind. Das Reisen, das früher ein auserlesener Genuß für wenige Bevorzugte war, ist zum Allgemeingut geworden, und die vielen, die nur reisen, weil es eben so Mode ist, gehen am liebsten ihren bequemen Trott, suchen auf der Reise so vieles, was nur auf der großen Heerstraße zu finden ist, Hotelkomfort, Massenansammlungen von Menschen ihrer eignen oder einer höheren Klasse, sozusagen gestempelte Naturschönheiten, von denen der Baedeker schon ganz genau erklärt, was man an ihnen bewundern muß und warum man es muß. Und auch dem Reisenden, dem es wirklich nur um das Reisen zu tun ist, fehlt meist etwas, was zum beschaulichen Genuß das Notwendigste ist, die Zeit. Sie ist uns Modernen ein so rarer Artikel, daß wir möglichst haushälterisch damit umgehen müssen, und darum verschlägt es selten einen nach Punkten, die entfernt von der großen Heerstraße der Wanderer liegen.

Seltsamer-, fast unbegreiflicherweise gibt es nun rechts und links an unsrer allergrößten Touristenstraße, die zugleich eine Hauptverkehrsader nach und von den Zentren des gesamten europäischen Reiseverkehrs ist, solches heimliche Gebiet, soviel sich der Schwärmer nur wünschen kann. Das scheint schwer zu glauben, und doch ist's so. Die allernächste Umgebung des Rheins ist solch ein unentdecktes Gebiet, das eine Menge der köstlichsten verborgenen Schätze birgt, in überwältigender Fülle zusammengedrängt. Tag um Tag, Stunde um Stunde brausen an beiden Ufern des Rheins die Züge vollgepfropft mit Passagieren landauf und -ab, dampfen die prächtigen Rheinschiffe stromauf und -ab, und die Rheinreisenden, die von Bahn oder Schiff aus im Fluge das prächtige Rheinpanorama betrachten und an den Hauptpunkten ein paar Tage verweilen, bedauern meist lebhaft, daß die „Rheinreise" so bald zu Ende ist, daß die kurze Strecke zwischen Köln und Mainz, die für den Rheintouristen eigentlich nur in Betracht kommt, so schnell „abgeklappert" ist. Hier und da folgt einer den knappen Andeutungen des Reisehandbuches, das flüchtig von den Seitentälern spricht. Die wundervoll idyllische grüne Mosel kennen verhältnismäßig noch die meisten. Seit der Moselwein sich die Welt erobert hat, gelüstet es manchen, die Stätten zu schauen, wo der gute Tropfen wächst, den sie so oft mit Andacht geschlürft haben. Und sie wissen dann nachher gar nicht genug zu rühmen von der zauberhaften Anmut des Moseltales, den intimen, köstlichen Reizen, mit denen sie den Reisenden förmlich überschüttet. Auch die Eifel ist in der letzten Zeit — nicht zum mindesten durch Clara Viebigs Werke — bekannt geworden und wird ziemlich viel bereist. Und auch von der Ahr weiß der eine oder andre etwas mehr zu melden, als seine Wissenschaft vom Ahrwein und vom St. Peter in Walporzheim reicht. Und seit das Gordon-Bennet-Rennen Hunderte von Autos in das Lahntal führte, weiß man auch von den ganz eigenartigen Schönheiten der Lahn in weiteren Kreisen. Noch lange nicht genug sind aber ihre Schönheiten bekannt.

Fast ganz unbekannt sind die kleineren Seitentäler des Rheins, das romantische Nahetal von Münster a. St. aufwärts nach dem im Fels gebetteten Oberstein mit seiner aus dem Fels gehauenen Kirche. Ferner das Sayntal, das Wiedbachtal, weiter abwärts das Wuppertal mit seinem merkwürdigen Wechsel von waldesstiller Einsamkeit und dicht bevölkerten Industriebezirken.

Alle diese Täler haben eins gemeinsam, das sie zum Ideal des Gewohnheitstouristen — wie man ihn nennen möchte — wie des beschaulichen Wanderers machen müßte. Alle sind sie verhältnismäßig leicht von irgendeiner Eisenbahnstation, von der nächsten rheinischen Stadt zu erreichen, so daß der an den Komfort des Hotels Gewöhnte diesen, wenn er will, nicht eine Nacht zu entbehren braucht. Und der beschauliche Wanderer findet doch tiefste Einsamkeit, wo er sie sucht. Ueberall aber ist dem nicht allzusehr Verwöhnten genügende Gelegenheit geboten, seinen Leib ganz komfortabel unterzubringen. Wem nicht gerade Lift, Fluten elektrischen Lichtes, Wintergärten, Tennisplätze und ähnlicher „Komfort der Neuzeit" als zum Reisegenuß unentbehrlich erscheint, der ist gerade in diesen Seitentälern des Rheins am besten aufgehoben. Die Gasthäuser an der Mosel sind in eingeweihten Kreisen berühmt. Hier ist das Land, wo Milch und Honig fließt, wo Forellen und Hechte schwimmen, wo Reh, Hase und Feldhuhn hausen, wo das köstlichste Obst in überreicher Fülle reift, wo die Wirtin noch selber nach ihren eignen Rezepten backt, siedet und kocht, und wo die freundliche Moselmaid statt des trinkgeldlüsternen Kellners die vollen Schüsseln kredenzt.

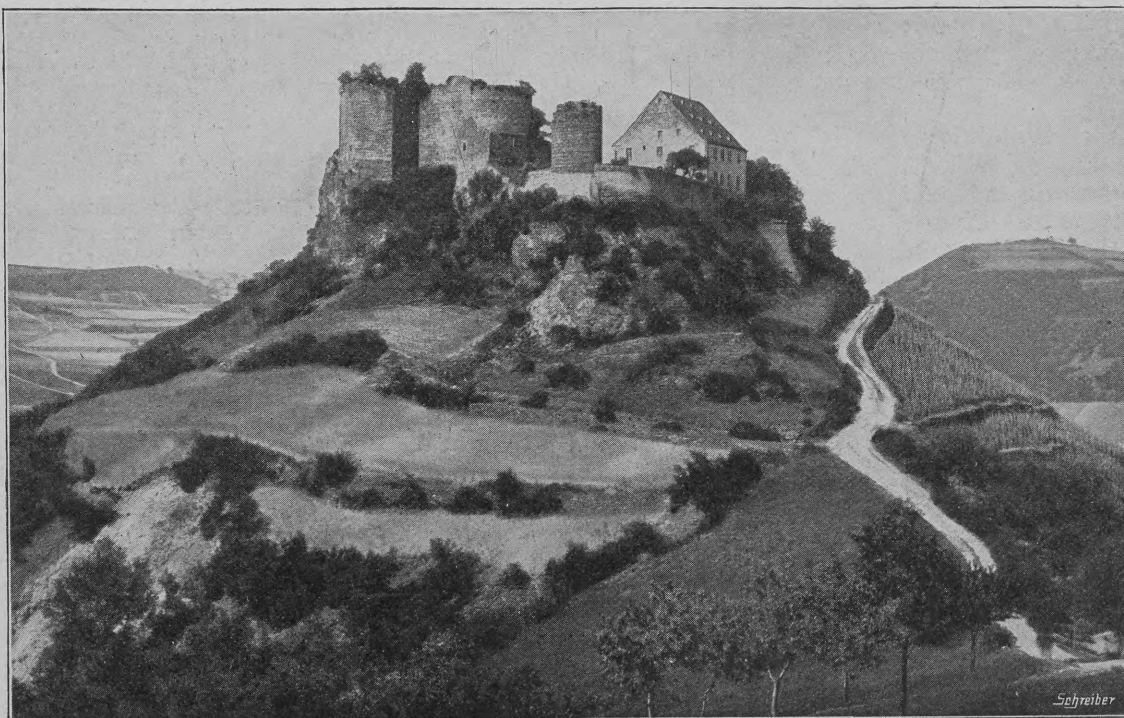
Aber auch in den übrigen Seitentälern ist gut sein. Je abgelegener sie sind, desto ursprünglicher wird's ja freilich. Aber diese Ursprünglichkeit hat ihren besonderen Reiz, weil sie in diesem gesegneten Lande immer mit einer gewissen Opulenz verbunden ist, und das liebenswürdige rheinische Entgegenkommen versagt hier niemals, so daß der Fremde sich immer angeheimelt und wohl fühlt.



Burgruine Hohlenfels

Die Reise wird sich für den nach dem Baedeker Reisenden für gewöhnlich etwa so abspielen, daß er in Mainz den Dampfer besteigt, nach Rüdesheim und von dort mit der Bergbahn zum Niederwalddenkmal fährt, dies besucht, auf der andern Seite in Aßmannshausen wieder zum Rhein gelangt, dort den Aßmannshäuser mehr oder weniger gründlich probiert, über den Rhein setzt, wobei er mit behaglichem Grausen die jetzt ungefährlichen Stromschnellen des Bingerlochs und den Mäuseturm betrachtet, Schloß Rheinstein besucht und dann in Bingen oder Rüdesheim sein erstes Nachtquartier nimmt. Am andern Tage geht es weiter nach Sankt Goar mit dem Rheinfels und dem Vergißmeinnicht- und dem Schweizertal, am dritten nach Koblenz, dann nach dem Siebengebirge und zuletzt nach Köln; so hält man eine Rheinreise schon für recht ausgedehnt, wenn man vierzehn Tage darauf verwendet.

Wie wäre es nun mit einer recht ausgedehnten Rheinfahrt, die dem Reisenden während vier bis sechs Wochen die ausgesuchtesten Genüsse verschafft? Da findet er alle die verborgenen Schätze, von denen ein kleiner Teil in unsern Bildern fest-



Blick auf die Kyrburg

gehalten ist. Tagtäglich wird man da andersartige Eindrücke in sich aufnehmen können. Kommt man von Mainz abwärts, findet man im ersten Seitentale, dem bei Bingen abzweigenden Nahetale, das romantische Münster am Stein mit der Ebernburg, der „Herberge der Gerechtigkeit“, dem Zufluchtsort Franz von Sickingens und Ulrich von Huttens. Von da weiter aufwärts der Nahe liegt dann Oberstein so pittoresk zwischen den schroffen grauen Felswänden gebettet, wo kaum Platz ist für das Städtchen und wo gar kein Platz gewesen zu sein scheint für die Kirche, die völlig aus dem Felsen herausgehauen worden ist.

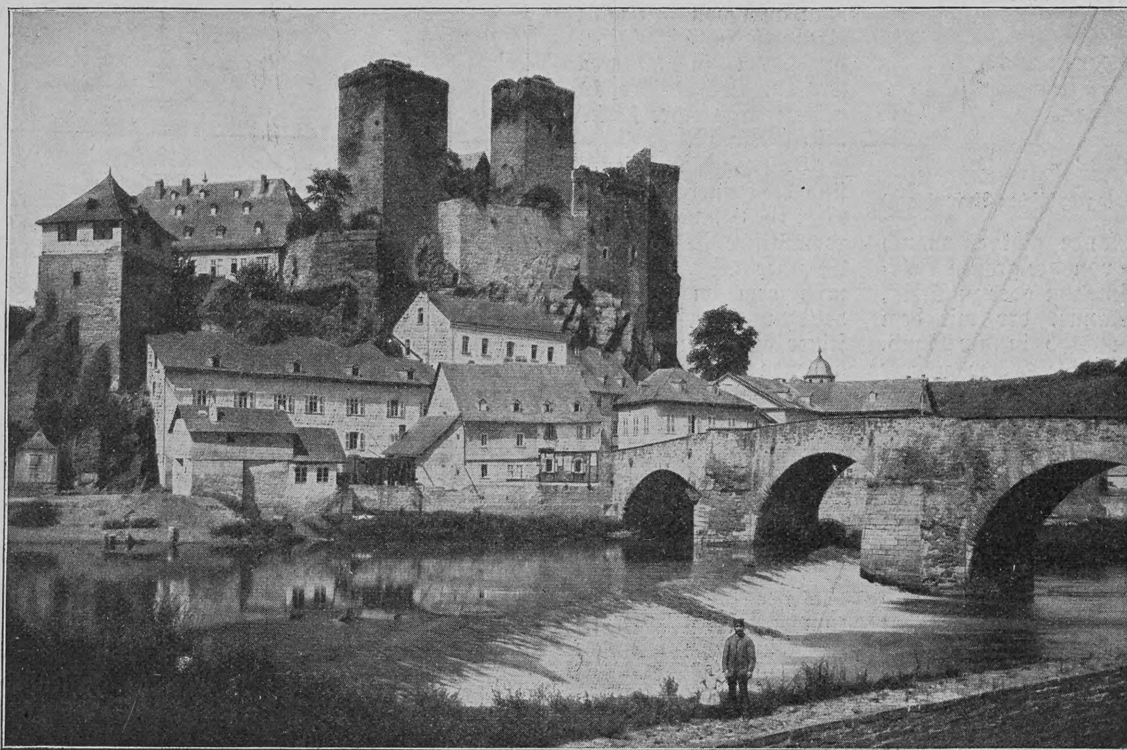
Vom Ausgangspunkt Bingerbrück geht's dann wieder stromabwärts bis Lahnstein und von dort zunächst mit der neuen nassauischen Kleinbahn nach den Stätten des vorjährigen Kaisermanövers, dem Westerwald. Die etwa zwei Stunden dauernde Fahrt von Oberlahnstein bis Becheln ist geradezu entzückend. Ein Idyllchen nach dem andern rollt sich auf, während die wackere Miniaturlokomotive pustend hochkeucht, durch bewaldete Berge, an versteckten Burgen und Klöstern und weltfremden Dörfchen vorüber. Hier scheint die Weltgeschichte stillzustehen, und wenn man in irgendeinem der kleinen Nester Halt macht und im Wirtshause einen bäuerlichen Stammtisch antrifft, dann scheint es einem, als ob auch in diese Einsamkeit „kein Laut der aufgeregten Zeit“ gedrungen wäre.



Dietkirchen an der Lahn

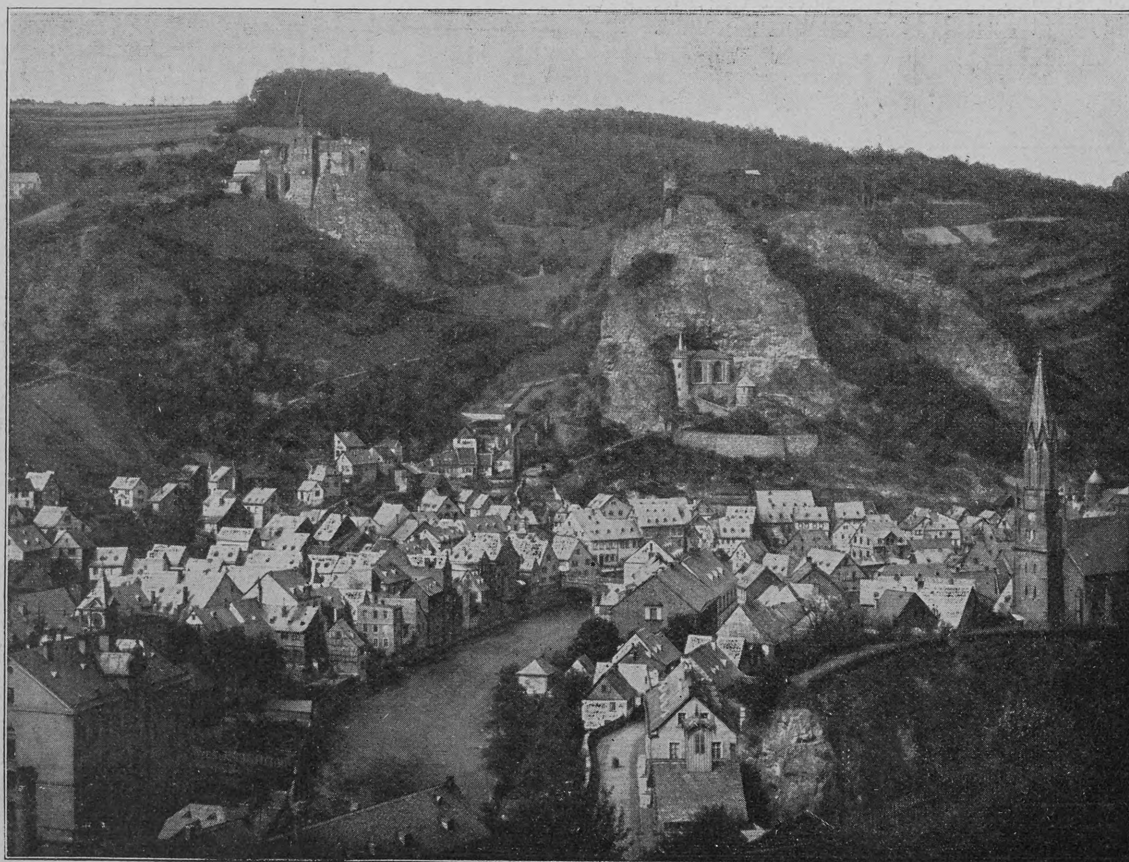
Den schärfsten Gegensatz zu dem Idyll bildet dann nachher Bad Ems im Lahntale mit seinem Weltgetriebe. Die hübschen Punkte an der Lahn sind schon bekannter, Weilburg, Limburg und wie sie alle heißen. Weniger bekannt aber ist das entzückend schöne Kloster Arnstein im Lahntale, das sich in ein enges Seitental der Lahn so hineinschmiegt, daß es von der Lahn aus gerade noch sichtbar wird. Hier kann der Naturfreund, der Wanderpoet tagelang umherschweifen. Manchmal hört er fernab den Pfiff der Eilzüge, die durch das stille Tal rasen, dann ist alles wieder still, er kann sich in der grünen Einsamkeit baden.

Von Koblenz aus dringt man dann ins Moseltal ein. Wer nennt die Namen der entzückenden Nester alle, die an dem grünen, sanft fließenden Fluß stattlich und reich so dicht aufeinanderfolgen! Jede der zahlreichen Moselkrümmungen, die einzeln wie ein kleiner See wirken, hat ihr weißes Dorf oder Städtchen mit den altersbraunen Holzhäusern zwischen den hellgetünchten villenartigen Häusern, jede ihre Burg- oder Klosterruine, ihre Kirche oder Kapelle, von grünem Bergeshang winkend. Und mit Andacht betrachtet der Wandersmann die schroffen Felshänge, auf denen auf unzähligen ungemauerten Terrassen die kostbaren Rebenstöcke wachsen, schnurgerade aufgereiht wie Rekruten, sorglich gehegt und gepflegt wie Kinder, das ganze Jahr hindurch betreut und ängstlich bewacht. Die Namen der Moselorte sind wie eine einzige große Weinkarte, Weiningen, Zeltingen, Bernkastel und wie sie alle heißen mögen. Jedes scheint dem Wanderer entgegenzurufen: „Hier ist gut rasten,“ und jedes erfüllt diese Verheißung. In den zahllosen kleinen Seitentälern der Mosel verbergen sich Burg- und Klosterruinen, von denen die berühmteste Schloß Eltz ist. Einige der alten Klöster sind zu Stätten umgewandelt, wo der Fremdling gastliche Erfrischung findet. Die bekannteste ist die Marienburg, weniger bekannt, aber unvergleichlich schön gelegen ist Kloster Springiersbach bei Alf. Glücklich der Wanderer, der Zeit genug hat, hier überall ausgiebig zu rasten und die Gottesgabe da zu probieren, wo sie gewachsen ist.



Runkel an der Lahn

Unterhalb Koblenz, bei den Hüttenwerken von Engers und Sayn und bei Neuwied, zweigt sich das stille, liebliche, waldumrauschte Sayntal und das Wiedbachtal ab. Bis vor ganz kurzem war das Wiedbachtal selbst dem Rheinländer aus der nächsten Umgebung fast unbekannt. Jetzt führt von Neuwied eine elektrische Bahn landeinwärts bis zu Altwied, wo Burg und Dorf Altwied ganz eigenartig das enge Tal völlig ausfüllen, so daß das uralte Dorf nur durch den Eingang zum Burghof erreicht und nur so wieder verlassen werden kann. Ganz im Schutze der Burg lag das Dorf, und das wird wohl nötig gewesen sein, denn die Herren von Wied waren ein streitbares Geschlecht, das beständig in Fehde mit den Nachbarn lag. So dräut auch noch im Verfall sein Horst finster vom Fels herab, und ausgedehnte unterirdische Gewölbe weisen auf nicht sehr menschenfreundliche Bestimmungen hin. Das ganze Wiedbachtal ist wie eine Perlenschnur aneinandergereihter reizender Bilder, bei jeder Krümmung taucht ein andres auf. Je tiefer man sich ins Tal versenkt, desto einsamer und idyllischer wird es. Rauschend klappern die Mühlräder, von

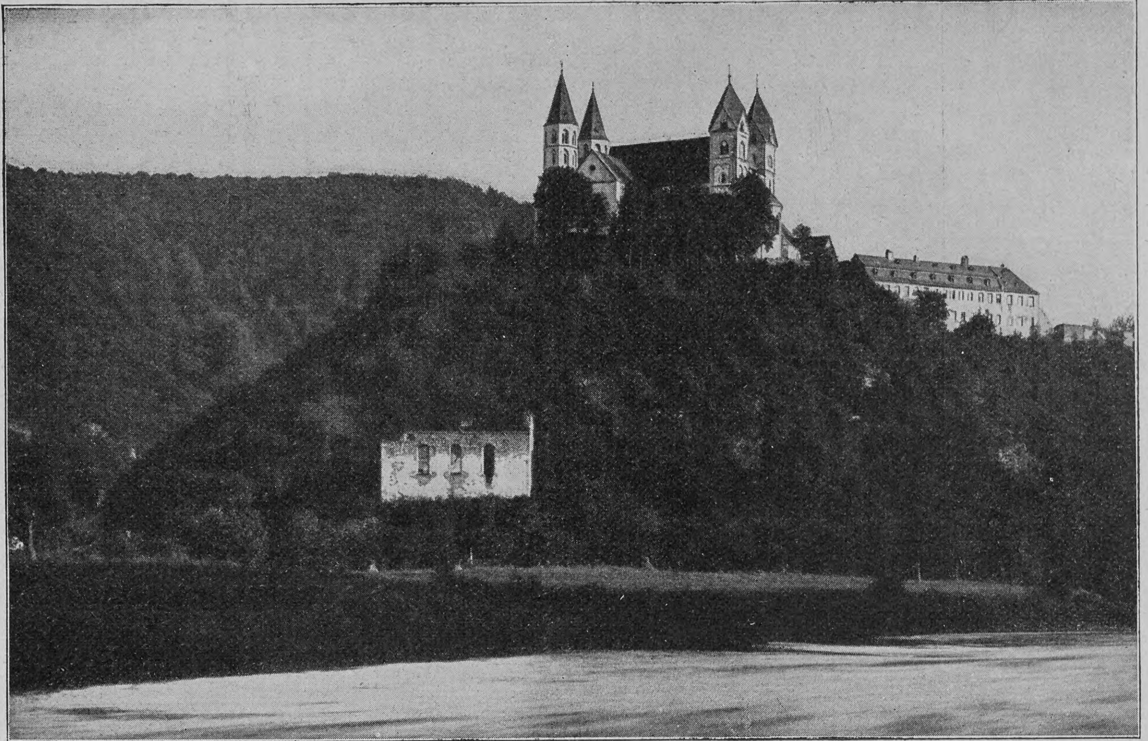


Oberstein mit seiner aus dem Felsen gehauenen Kirche

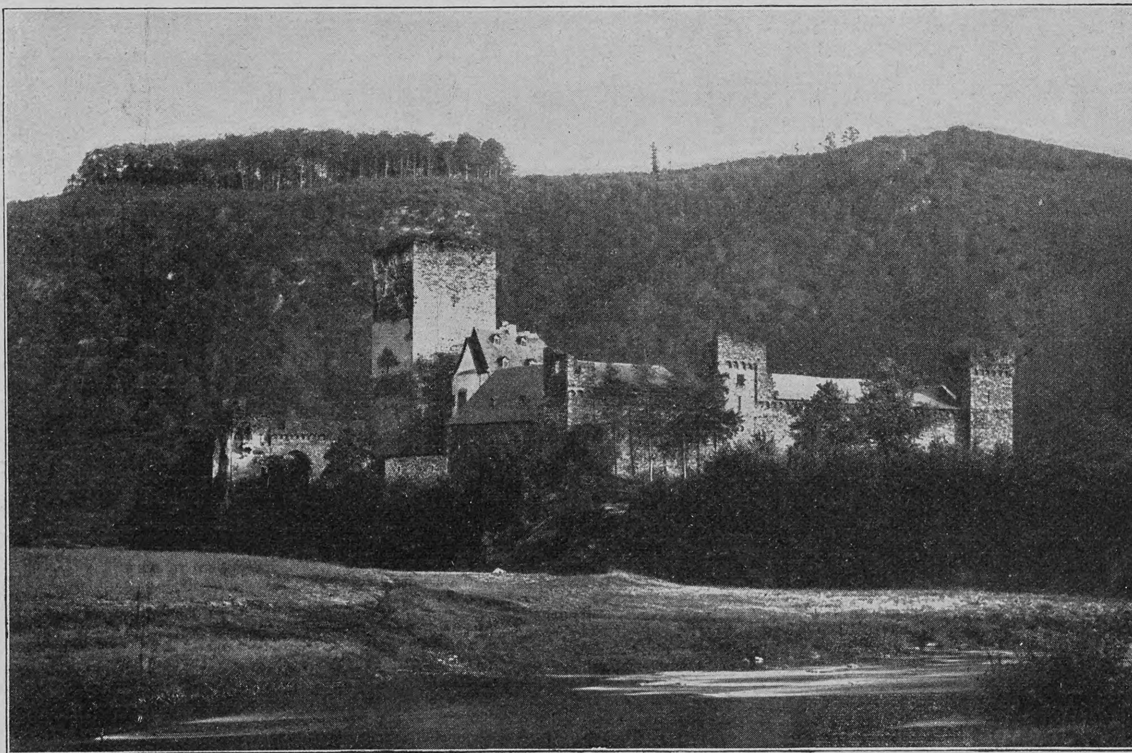
der emsig plätschernden Wied getrieben, einzelne Häuschen ducken sich tief in das Waldesgrün, und neugierig stehen die Bewohner an der Tür, den seltenen Fremdling betrachtend, und der wachsame Spitz kläfft und wedelt gleich darauf den Fremden an.

Kommt man zurück an den Rhein, so erscheint es einem ganz unglaublich, daß dicht bei seinem so lauten Leben dies stille Tal hinzieht.

Ein ganz andres Bild wieder bietet das Ahrtal hier. Alles heiter, weit, fruchtbar, gesegnet. Von der Bergeshöhe bei Ahrweiler grüßen stolz die mächtigen Bauten des Kalvarienberges, der klösterlichen Erziehungsanstalt, in welcher die Töchter des katholischen Rheinlandes den letzten Schliff erhalten. Dann folgt Neuenahr, das in den letzten Jahren zu so großer Berühmtheit gelangte Bad, überragt von der mächtigen Landskrone. Weiter aufwärts wird das Tal ein wenig enger. Es kommt dann Walporzheim mit seinem weltberühmten Ahrbleichert, der im ebenso berühmten St. Peter an der Quelle fließt. Die Krone das Tales ist Altenahr, von mächtigen Felsmassen eingeschlossen. Von Altenahr steigt das Tal aufwärts, wird unwirtlich und rauh. Im Seitental liegt Adenau, das schon in der Eifel auf armem Boden liegt, zwischen der mächtigen Nürburg und der noch mächtigeren Hochacht. Hier ist Hohe Eifel. Weite Hochflächen dehnen sich, rauher Boden, der nur kärglich seinen Anbau lohnt, hier und da ein armes Dorf, stundenweit oft keine menschliche Wohnung. Aber die Luft ist hier oben kristallklar, unvergleichlich sind die Fernsichten auf Hunderte von Bergkuppen, die in einem dunkeln Violett gegen den tiefblauen Himmel stehen.



Kloster Arnstein an der Lahn



Schloß Langenau (Lahn)

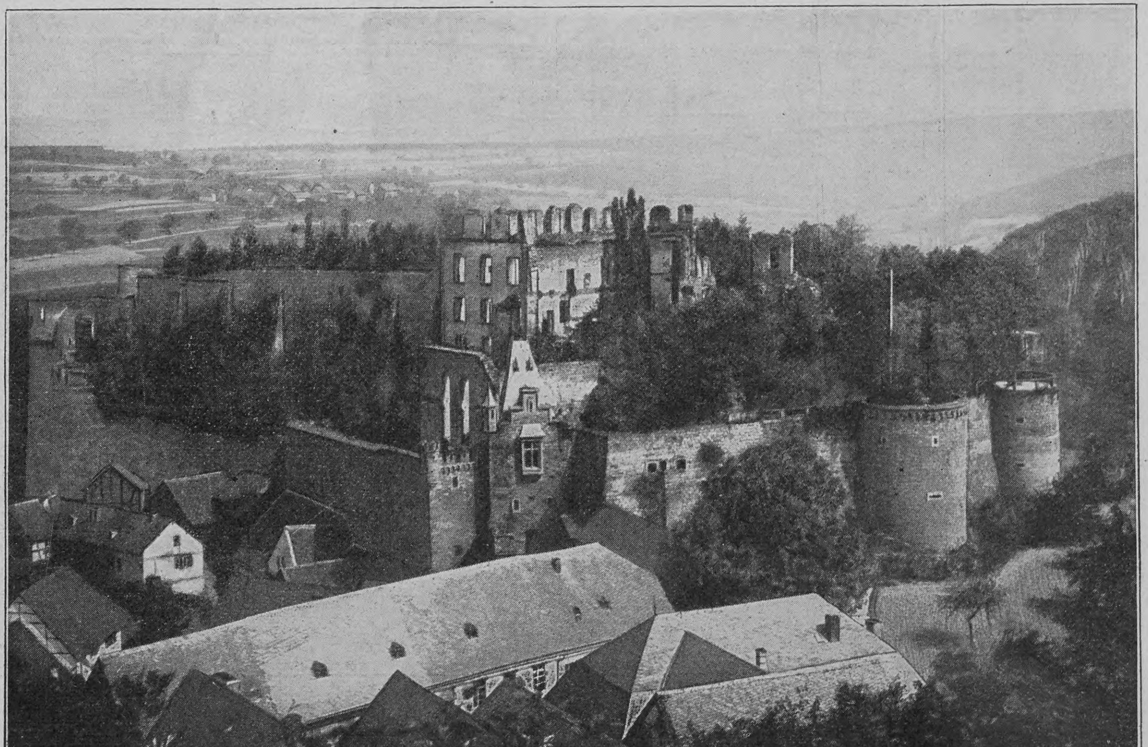
Von hier aus gelangt man in wenigen Stunden zu allen berühmten Punkten der Eifel. Nach Dhaun mit seinen Kraterseen, nach Gerolstein und Manderscheid, nach der Schnee-Eifel und dem Hohen Venn, nach dem ganz unbekannten und doch so wundervollen Roertal.

Der Raum ist zu knapp, um ausführlicher auf alle die verborgenen Schätze hinzuweisen, die im Rheinlande zusammengedrängt sind. Es ist wie in einer Gemäldegalerie, wo die großen Prachtstücke alle Aufmerksamkeit auf sich lenken, so daß viel Schönes und Wertvolles daneben völlig vernachlässigt wird. Der flüchtig die Galerie durcheilende Besucher sieht das in seinem Reisehandbuch Verzeichnete, schaut flüchtig über das andre hinweg, und so entgeht ihm so mancher Genuß, der vielleicht für ihn ebenso groß wäre als das Anschauen der Prunkstücke. Und so wird gewiß mancher der Zehntausende von Rheinreisenden uns Dank wissen, wenn wir ihn aufmerksam darauf machen, daß das große Prunk- und Prachtstück, genannt Rhein, umgeben ist von einem ganzen Kranz verborgener Schätze, deren Aufsuchen heutzutage geradezu noch eine Art Entdeckergenuß gewährt. Und eine solche Entdeckerreise sei ganz besonders denen empfohlen, die nicht nur reisen, um auch da gewesen zu sein, wo alle andern waren, sondern die auf eignen Wegen wandern, selbst auf die Suche gehen nach dem Schönen, die Poesie des Wanderns in ihrem ganzen Reiz genießen wollen.

Auf der Promenade in Karlsbad

(Zu der Zeichnung von Oscar Bluhm auf Seite 860/61)

Kaum daß der Frühling ins Land gezogen ist, erwacht auch in dem romantischen Tepltal, in Karlsbad, dem vornehmsten Kurort der Welt, ein buntes Leben. Von allen Enden der Welt kommen die Kranken, und mit ihnen kommt die größere Schar derer, die nur Vergnügen suchen oder für ein paar Wochen von den Anstrengungen der Saison ausruhen und sich am Karlsbader Jungbrunnen neue Kraft holen wollen. Obwohl Karlsbad in erster Linie Krankenbad ist, so gewährt doch das Kurleben so gar keinen traurigen Anblick; an leuchtenden Farben und schimmernden Toiletten ist kein Mangel, die beste Musik erfreut das Ohr, und österreichische Fröhlichkeit und Gemütlichkeit nimmt uns schnell gefangen. Die Kur bringt es mit sich, daß sich fast das ganze Leben der Gäste im Freien abspielt. Schon am frühen Morgen bilden sich lange Reihen an den verschiedenen Quellen, um aus der Hand der Brunnenmädchen das vorgeschriebene Quantum des heilkräftigen Wassers zu empfangen, man trinkt den Kaffee im Freien, nachdem man höchst eigenhändig das nötige Gebäck dazu erstanden, man diniert im Freien, wenn es das Wetter gestattet, und wandelt nach der Vorschrift des Arztes unermüdlich auf den schönen Waldwegen. Unser Bild schildert das Leben auf der „Alten Wiese“, der Hauptstraße Karlsbads, wo sich Verkehr und Vergnügen gleicherweise konzentrieren.



Schloß Dhaun am Kellenbach



Auf der Promenade in Karlsbad. Spezialzeichnung für „Ueber Land und Meer" von Oscar Bluhm

Die Wolkenkratzer in der Kunst

(Hierzu sechs Abbildungen nach den Radierungen von Joseph Pennell*)

Der amerikanische Wolkenkratzer scheint an und für sich das unkünstlerischste, unpoetischste Gebilde von der Welt zu sein. Der Nutzen war es, der ihn zwang, gleich einem Riesenspargel von Stein und Stahl in märchenhafter Schnelligkeit aus dem ach so teuren Grund und Boden emporzuschießen; der Nutzen bestimmte seine Lage, seine Umrisse, seine Fronten; seine Räume sind durchweht von der stickigen Atmosphäre des Geschäfts, und die Jagd nach dem Dollar tobt durch seine unzähligen Stockwerke in blinder Hast. In allen andern Nutzbauten unsrer eisernen, genauer gesagt: stählernen Zeit hat man wenigstens den Versuch gemacht, das Nützliche mit dem Idealen zu vermählen, davon zeugen die mächtigen Bogen unsrer Brücken, die Riesenhallen der Bahnhöfe und Ausstellungen, überall, wo es sich um ein allgemeines, öffentliches Interesse handelte, hat man geglaubt, dem sogenannten guten Geschmack einige Konzessionen machen zu müssen. Der Wolkenkratzer als geborener Amerikaner verschmäht in selbstsicherer Individualität solche kleinlichen Rücksichten. Zwar hat man ihm einen architektonischen Anzug, der meistens etwas fadenscheinig aus allen möglichen Stilarten zusammengeflickt ist, über seine Stahlrippen gezogen, aber er selbst scheint wenig Wert darauf zu legen, er will nicht dadurch wirken, was er scheint, sondern durch das, was er ist. Da seine Ornamentik in der schwindelnden Höhe der letzten Stockwerke sich dem Auge überhaupt entzieht, so kann man ihn eben nur als Ganzes, als Masse nehmen, als den kolossalen Ausdruck des rücksichtslosen Willens zum Riesenhaften und Großen. Wo die Ziele dieses Strebens liegen, auf welchem Gebiet es sich betätigt, ob in der Welt des Nutzens oder auf idealem Boden, ist zunächst gleichgültig, auf den Willen, das Streben selbst kommt es an, und gerade weil die amerikanischen Wolkenkratzer diese Tendenzen so gewaltig, so nackt und unverhüllt aussprechen, darum müssen wir sie bewundern, darum webt sich auch um ihre Zinnen etwas wie Poesie, man muß das Wort nur recht verstehen.

Joseph Pennell, ein Amerikaner von Geburt, der sich jetzt aber meistens in England, dem klassischen Land neuerer Griffelkunst, aufhält, hat die New-Yorker Wolkenkratzer für die Kunst erobert. Die Radierung war die erste Kunst, die sich an diese Ungetüme heranwagte, und es verlohnt schon der Mühe, einmal kurz zu analysieren, mit welchen künstlerischen Mitteln Pennell uns hier Abbilder einer prosaischen, alltäglichen Wirklichkeit und zugleich Kunstwerke, die weit über die Wirklichkeit gesteigert sind und weit tiefere, intensivere Eindrücke hinterlassen, als es etwa eine mechanische Wiedergabe der Natur vermöchte, vor Augen führt.

Die Radierung gibt uns ja nicht jedes, auch das kleinste Detail; mit vollster künstlerischer Souveränität kann der Radierer fortlassen, was ihm nicht unbedingt nötig erscheint, um die Aufmerksamkeit um so zwingender auf die Hauptsachen zu konzentrieren. Die Phantasie hat freien Spielraum, das Fehlende zu ergänzen, und so kommt in das graphische Kunstwerk eine eigenartige Lebendigkeit, und der Eindruck, den es auf uns ausübt, wechselt und verjüngt sich immer aufs neue. Auf den Pennellschen Radierungen sehen wir ja gar nicht die eintönigen Fensterreihen mit ewig sich wiederholenden Ornamenten; die steinernen Riesen wachsen gleichsam vor unsern Augen; da die Kontur, der Umriß, besonders stark akzentuiert ist, so erleben wir ihr Streben und Steigen innerlich mit. Wir sind gleichsam Zeugen eines schweigenden, unerbittlichen Kampfes, in dem die junge, riesenhafte Generation eine alte verdrängt und zur Seite schiebt. Wie zwergenhaft nimmt sich das vierstöckige Haus des New York von ehemals gegen die jüngeren Rivalen aus, und wie Ameisen wimmeln die Menschen zwischen den himmelhohen Wänden, deren Schatten sie zu erdrücken scheint. Hier ist die Welt nüchterner Arbeit ins Phantastische gesteigert, und der Gegenwartsmensch erschrickt beinahe vor sich selbst und seinem Tun. Die Tiefe der Straße wandelt sich auf einer Radierung in eine düstere Schlucht; wie Klippen, von urweltlichen Kräften ans Licht getrieben, starren auf einer andern die Mauern, und wie eine fabelhafte Riesenschlange schlingt sich das Geleise der Hochbahn um sie herum. Bald flimmern die Zacken und Zinnen im hellen Licht wie die Truggebilde einer Fata Morgana, bald bohren sie sich spitzig und schneidend in den fahlen Himmel hinein. Einzig der Gegensatz von Schwarz und Weiß ist es, mit dem der Künstler diese verschiedenen Eindrücke erzielt, und gerade dadurch, daß keine Farbe ihn beschwert und fesselt, fühlen wir so intensiv aus dem krausen aber sinnvollen Spiel seiner Striche und Linien gerade das, was uns das am meisten Charakteristische für unsre Zeit erscheint, die nie ruhende Bewegung.

Zum Schlusse noch ein paar Worte über den Künstler selbst. Joseph Pennell wurde im Jahre 1860 in Philadelphia geboren. Seine erste künstlerische Ausbildung erhielt er in seiner Vaterstadt, aber bereits in jungen Jahren kam er nach Europa, wo man ihn früher schätzen lernte als in seiner Heimat. Seit beinahe zwanzig Jahren lebt er in London, und eine große Anzahl von Radierungen und Illustrationen sind seitdem von ihm erschienen. Seine Gattin ist ebenso gewandt mit der Feder wie er mit der Radiernadel oder dem Zeichenstift, und manch interessantes Werk, bald größeren, bald kleineren Umfangs, ist aus gemeinsamer Arbeit entstanden. Auch Pennell selbst führt die Feder, und speziell über die Griffel- und Zeichenkunst hat er einige lesenswerte Bücher veröffentlicht. Unermüdlich hat er ganz Europa und Amerika bereist, und manch interessantes Blatt gibt von diesen Reisen Kunde. Er gehörte übrigens zu den ersten, die das eigenartige, morbide Talent von Aubrey Beardley erkannten und schätzten. Ganz besonders interessant ist seine Methode zu arbeiten. Er radiert tatsächlich nach der Natur, was bei seinen Motiven, Straßenbildern und dergleichen, uns seltsam anmutet. Jeder andre würde wohl froh sein, wenn er im Gewimmel des Verkehrs, umringt von neugierigen Gaffern, eine andeutende Zeichnung flink aufs Papier werfen könnte, um nachher in der Stille des Ateliers die Zeichnung auf die Kupferplatte zu übertragen. Pennell steht im dichtesten Verkehr unbekümmert an einer Straßenecke, in der Hand die Kupferplatte; mit flüchtigen Blicken streift er die Situation und mit blitzschnellen, sicheren Strichen fährt die Radiernadel über die Platte. Er ist außerdem sein eigner Drucker, und manche der Feinheiten seiner Radierungen erzielt er durch diese Methode.

N. E. Merow

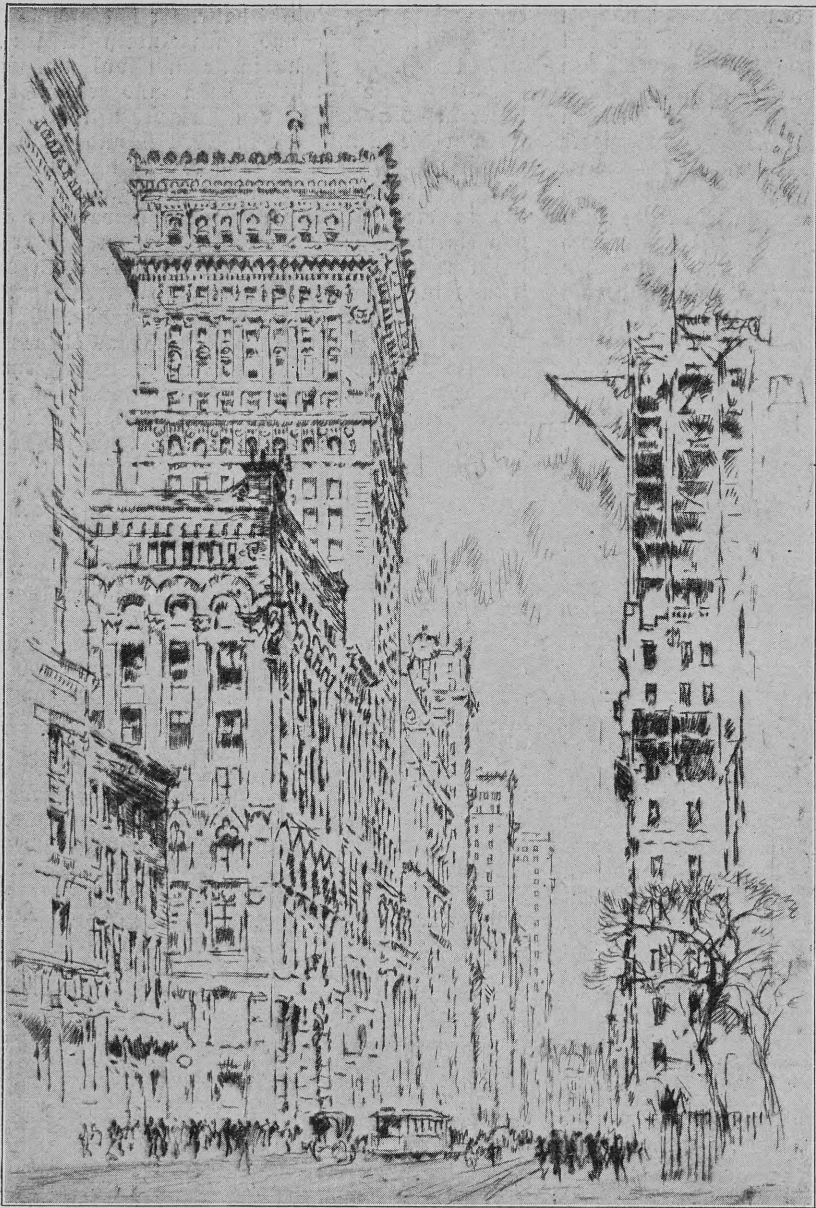
*) Wir verdanken die Radierungen Pennells der Liebenswürdigkeit der Kunsthandlung von Ernst Arnold in Dresden, die den Vertrieb der Werke des Künstlers für Deutschland besorgt. Die Red.



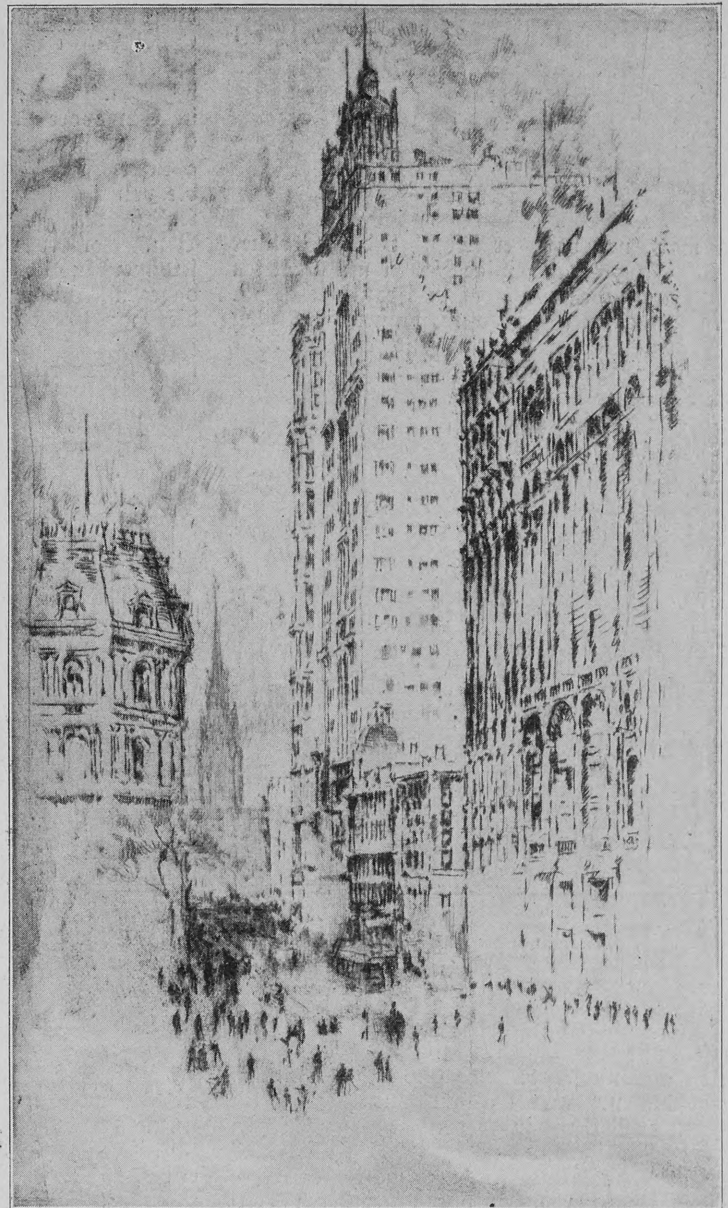
Das „Plätteisen“



Ein vierstöckiges Haus inmitten der Wolkenkratzer



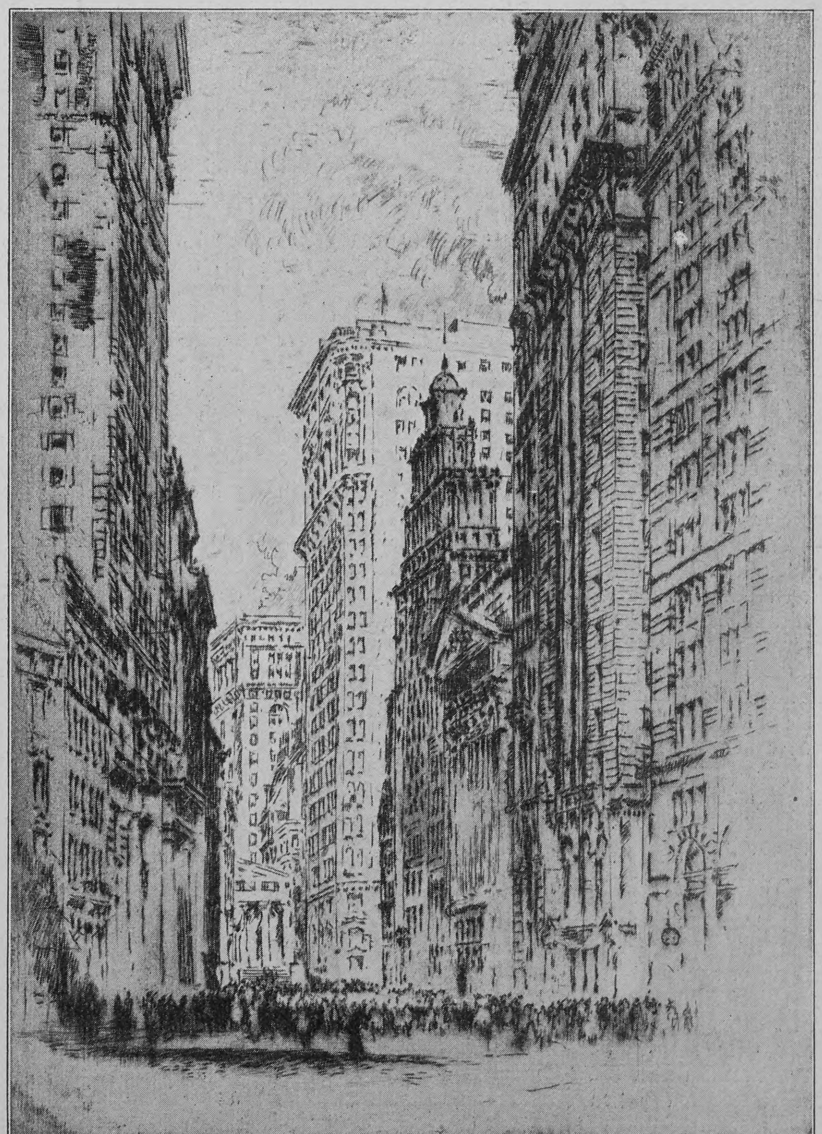
Ein Wolkenkratzer im Bau



Blick in die Parkstraße



Straßenbild aus New York



Die Börse

Herr Johannes Schröder und sein weißer Affe

Skizze
von
W. Hörstel

Es war kurz vor der Abfahrt des Berliner Schnellzuges, als einige Herren mit geröteten Wangen eiligst den Bahnhof in Frankfurt a. M. betraten und einen mittelgroßen, sonnengebräunten Herrn mit schwarzem Gehrock und weißem Vollbart nach dem berühmten Muster: „Halb zog sie ihn, halb sank er hin“, in ein Coupé beförderten, in dem bereits ein Ehepaar in mittleren Jahren saß. Dann drückten sie ihm zum Abschied die Hand und sagten: „Nun, Herr Schröder, nehmen Sie es nur nicht gar zu schwer!“ „Sie konnten ihn ja doch nicht behalten!“ und „Er ist gut aufgehoben, darauf können Sie sich verlassen.“

„Ja, meine Herren, das ist ja alles wahr, aber es ist für mich trotz alledem ein unersetzlicher Verlust,“ antwortete der also Getröstete mit unsicherer Stimme; und es war ein Glück, daß sich in diesem Augenblick der Zug in Bewegung setzte, denn sonst hätten die Wohlmeinenden mit weiterem Zuspruch Herrn Johannes Schröder noch bittere Tränen ausgepreßt. Mutig gegen seinen Schmerz ankämpfend, dankte er für die freundliche Aufnahme und die Begleitung zum Bahnhof, verneigte sich und schwenkte seinen Hut zum Fenster hinaus, solange er noch die gleichfalls in Bewegung gesetzten Hüte und die wehenden Taschentücher der Zurückbleibenden sehen konnte. Dann sank er erschöpft in die Kissen, bedeckte seine Augen mit der Hand und war bald darauf in ein sanftes Mittagsschläfchen versunken, wovon ein musikalisches Schnarchen Zeugnis ablegte.

Als er nach etwa einer halben Stunde erwachte, blickte er mit verschlafenen Augen seine Reisegefährten an und sagte: „Ich glaube, ich habe ein wenig geschlafen,“ und da ihm nun plötzlich sein „unersetzlicher Verlust“ ins Bewußtsein zurückkehrte, seufzte er: „Das ist heute ein schwerer Tag für mich.“

„Wenn es nicht indiskret ist“, sagte die Dame, deren Neugier, oder sagen wir lieber deren Teilnahme die Trostreden in Frankfurt und der Schmerz und der Schlaf ihres Reisegefährten schon längst geweckt hatten, „so gestatten Sie mir vielleicht die Frage nach dem Grunde Ihres Kummers. Bei den Worten Ihrer Frankfurter Freunde dachte ich, es handle sich um einen Todesfall, aber dann sahen die Herren doch auch wieder nach einem freudigen Familienfeste aus.“

„Ach, gnädige Frau,“ antwortete Herr Johannes Schröder, „Sie haben beinahe recht. Ich habe meinen weißen Affen in den Frankfurter Zoologischen Garten gebracht, und um mich über die Trennung zu trösten, haben jene Herren mir ein üppiges Frühstück gespendet, bei dem die Sektpfropfen wie Schnellfeuer knallten.“

„Mit einem Affen kamen Sie an, mit einem Affen sollten Sie auch wieder abreisen!“ sagte der Gemahl der teilnehmenden Dame lachend.

„Ja, mein Herr, ich sollte mit einem Affen für den andern entschädigt werden; aber solche Affen, wie ich heute einen mitnahm, habe ich genug gehabt, denn ich bin Antialkoholiker in dem Sinne, daß ich den Alkohol vom Erdboden vertilge, in welcher Gestalt er mir auch entgegentritt; aber“ — dabei wandte er sich wieder an die Dame — „einen weißen Affen bekomme ich nie wieder, und diesen hatte ich obendrein selbst aufgezogen, er hat mit mir die Reise um die Welt gemacht, er wurde überall in Europa wie ein Weltwunder angestaunt, und kein Mensch kann sich einen Begriff davon machen, wie schwer mir die Trennung von ihm wird.“

„Aber weshalb behalten Sie ihn denn nicht?“ fragte der Herr, der nun ernster geworden war.

„Das werde ich Ihnen erzählen. Aber vorher will ich mich Ihnen doch vorstellen. Mein Name ist Schröder, und meines Zeichens bin ich Weltreisender.“

„Doktor Müller. Meine Frau.“

„Nun gut,“ sagte Herr Schröder, „wenn es Sie nicht langweilt, meine Gnädige, so will ich von vorn anfangen,“ und von beiden Reisegefährten kräftig ermutigt legte er los:

„Von Singapore aus wollte ich eine Tigerjagd unternehmen und wandte mich daher an einige norwegische Konsulate, denn ich bin zwar deutscher Abstammung, aber norwegischer Staatsangehöriger. Die Antworten ließen jedoch schon erkennen, daß die Tiger in Indien nicht wie die Hasen in den deutschen Rübenfeldern umherlaufen. Ich habe denn auch keinen geschossen, denn die dazu nötigen Elefanten zu mieten fehlte mir die Lust und mit meinen 16 Führern und Trägern bin ich keinem begegnet. Diese Malaien waren auf dem Konsulat in Singapore eingeschrieben, wo sie ihr Geld in Empfang nehmen sollten, wenn sie mich dort wieder ablieferten. Ich gab ihnen für ihre Dienste und die von ihnen auf der Reise durch das flache Land wahrscheinlich gestohlenen Lebensmittel täglich einen Bon. Konserven und kondensierte Milch führte ich selbstverständlich mit mir. Geld und Goldsachen dagegen hatte ich in Singapore gelassen und, um die Habgier meiner braunen Begleiter nicht zu reizen, meine goldene Uhr durch eine ganz gewöhnliche ersetzt. Nur drei von ihnen waren mir als so zuverlässig bezeichnet worden, daß ich sie mit Flinten bewaffnen konnte. Meine Gewehre waren von verschiedenem Kaliber, so daß ich mit ihnen sowohl Schmetterlinge als auch Tiger hätte schießen können. Was ich erlegte, präparierte ich für zoologische Sammlungen.

„Eines Tages bemerkte ich unter meinen Leuten eine große Aufregung, die ihnen ein weißer Gibbon verursachte, der ein Junges mit sich trug. Die Gibbons unterscheiden sich durch ihre langen Arme von allen übrigen Affen, sie kommen nur in Ostindien und seinen Inseln vor, werden etwa einen Meter hoch, haben einen kleinen Kopf und ein menschenähnliches Gesicht, es fehlt ihnen der häßliche Affenschwanz, und sie gehen aufrecht; doch liegt ihnen das Klettern besser als das Gehen, und mit überraschender Geschwindigkeit springen oder richtiger schweben und fliegen diese Vögel in Affengestalt von einem Baum zum andern. Sie schwingen sich auf einem Zweige hin und her und schnellen sich dann, durch den zurückprallenden Zweig unterstützt, wie ein Pfeil mehrere Meter weit durch die Luft auf einen anderen Wipfel hinüber. Daher ist es diesen scheuen Tieren ein leichtes, sich ihren Verfolgern zu entziehen. Ganz selten wird ein weißer Gibbon gesehen, und die Aufregung meiner Malaien teilte sich daher auch mir mit, denn ich dachte sogleich daran, das Junge als den ersten weißen Gibbon nach Europa zu bringen. Seine Mutter hatte uns aber schon bemerkt und schwang sich bereits auf einem Palmwedel hin und her, um zu einer etwa 15 Fuß entfernten Kokospalme hinüberzuschweben. Sie war schneeweiß, nur das Gesicht und die Hände waren schwarz. Wenn ich das Junge unversehrt haben wollte, durfte ich nicht mit Schrot schießen und nahm daher meine kleinkalibrige Büchse. Obwohl ich ein guter Schütze bin, ging der Schuß auf den hin und her schwankenden Affen fehl; dieser aber schnellte sich samt dem Jungen mit wirklich affenartiger Geschwindigkeit von Baum zu Baum und entschwand bald unseren Blicken. Da kein Suchen half, und da ich wußte, daß der Gibbon immer in einem bestimmten Bezirke bleibt, ließ ich dort mein Zelt aufschlagen. Ich kam denn auch nach drei Tagen wieder zum Schuß und diesmal in den Besitz des Jungen. Nun aber sah ich mit Bedauern, daß dieses doch eigentlich noch reichlich klein war, um ohne Mutter zu leben, denn der Rumpf war nicht größer als meine Hand, die Arme hatten etwa die gleiche Länge und es konnte mit ihnen weder klettern noch auf den kurzen Beinchen gehen; und es tat mir bald darauf leid, dem hilflosen Tierchen die Ernährerin getötet zu haben, denn es wollte durchaus die Flasche nicht nehmen. Ich führte zwar alles mögliche bei mir, aber an einen Gummisäuger hatte ich leider nicht gedacht; die Federspule aber, mit der ich mehrere Versuche machte, war dem Aeffchen offenbar zu hart, obwohl ich sie mit Verbandwatte umwickelt hatte. So vergingen zwei Tage, und ich bangte schon um das Leben des immer kläglicher aussehenden kleinen Affen, als ich in meiner Not auf den Gedanken kam, einfach die Watte in die aufgelöste kondensierte Milch zu tauchen und sie dem hungernden Tierchen um den Mund zu wischen.“

„Da trank er?“ fragte Frau Doktor Müller gespannt. Es war dies das einzige Mal, daß sie Herrn Schröders Redestrom unterbrach.

„Gnädige Frau, meine Freude, als er plötzlich anfing, die Milch aus der Watte herauszusaugen, können Sie sich nicht vorstellen! Nun waren wir beide eine lange Zeit sehr eifrig, ich im Eintauchen der Watte in die Milch, er im Aussaugen, und als er sich satt getrunken hatte, ward er munterer — mein kleiner Affe, mein Baby, war gerettet. Auf diese Weise ernährte ich ihn zwei Monate lang, dann fing Baby selbst an zu trinken, indem er mit der Hand die Milch aus dem Gefäße schöpfte, und bald brachte ich ihn dahin, daß er auch direkt mit dem Munde trank. Später wurden Früchte seine Hauptnahrung, namentlich Bananen, für die er eine besondere Voliebe hatte. Er hat damals mit mir China, Japan und ganz Indien kreuz und quer bereist. Er entwickelte sich prächtig, sein schwarzes Gesicht wurde schön und seine Stirn höher als die der sonst von mir gesehenen Gibbons. Er war die Reinlichkeit in Person, und wenn ich sein seidenweiches Haar kämmte und bürstete, war er glücklich. Klettern konnte er vorzüglich, namentlich in die Bäume hinauf, auch schwang er sich von einem Busch zum andern, doch brachte er es darin nicht so weit wie seine Mutter, deren Anleitung in dieser Kunst er ja auch entbehrt hatte; von mir konnte er sie ja leider nicht lernen. Vaterfreuden habe ich dagegen erlebt, als das kleine Geschöpf die ersten Gehversuche in meinem Zimmer machte. Anfangs hielt er sich nach Kinderart mit einer Hand fest; als dann aber allmählich ein Gefühl größerer Sicherheit über ihn kam, wagte er sich ohne Halt mit noch schwankenden Schritten von einem Stuhl zum andern durch das ganze Zimmer hindurch und sah mich dabei mit einem glücklichen Ausdruck in seinen klugen, dunkeln Augen an, als wollte er sagen: ‚Siehst du, Papa, das kann ich schon.‘ Immer hob er beim Gehen die langen Arme über den Kopf empor und watschelte, das Gleichgewicht vorzüglich haltend, nach rechts und links wankend, dahin. Man hat von den Gibbons gesagt, daß der Leib zu lang und zu schwer sei für die kurzen, dünnen Beinchen und sich deshalb beim Gehen nach vorn neige, und daß die emporgehobenen Arme mithelfen müßten zur ruckweisen Vorwärtsbewegung. Das muß ich ja auch zugeben, aber mein Baby marschierte doch ganz prächtig.

„Auch auf dem Schiff führte er ein ungebundenes Dasein und kletterte vergnügt im Takelwerk umher. Als wir den Suezkanal durchfahren hatten, bereisten wir noch Palästina, die Türkei und Griechenland zusammen, und als wir in Triest landeten, mochte er 1¾ Jahr alt sein.

„Hier blieben wir 14 Tage in der Villa eines Reisegefährten, und es kamen Gelehrte zu uns, den in Europa noch nie gesehenen weißen Gibbon kennen zu lernen. Von Triest fuhren wir nach Wiesbaden, wo wir viel Aufsehen erregten, denn mein Affe war nie glücklicher, als wenn er Hand in Hand mit seinem Papa auf der Promenade spazieren gehen durfte. Das langsame Gehen strengte ihn nicht im mindesten an, dagegen vermochte er die Treppenstufen nicht zu überwinden und kletterte daher stets am Geländer hinauf. Seine größte Freude war es, wenn ich mit der Hand an meine Brust schlug, denn das war das Zeichen, daß er auf meine Schulter springen durfte. Im Nu saß er oben, winselte vor Glück — andre Laute als dieses Wimmern ließ er nie hören —, legte seinen schneeweißen Arm um meinen Hals und lehnte seine schwarze Wange an mein Gesicht. Das war sein liebster Platz, den er nur gezwungen verließ. Beim Essen saß er neben mir auf der Erde, und nur, wenn ich ihn dazu aufforderte, setzte er sich auf einen Stuhl oder auf den Tisch. Stundenlang saß er am Fenster und beobachtete neugierig und vergnügt das Straßentreiben; zuweilen gelang es einer Fliege, seine Aufmerksamkeit zu erwecken, dann versuchte er, sie mit der Hand zu fangen, doch habe ich nie gesehen, daß er dabei Glück gehabt hätte. War er nicht in meinem Zimmer, so brauchte ich nur die Tür zu öffnen und zweimal in die Hände zu klatschen, dann war er sogleich bei mir, d. h. wenn er nicht gerade Visiten bei seinen Freundinnen im Hotel machte, wobei er höflich mit seiner schwarzen Hand an die Tür klopfte. Da er stets unter Menschen gelebt hatte und nie geneckt worden war, sondern nur Freundlichkeit erfahren hatte, war er weder scheu noch boshaft, sondern zutraulich und freundlich gegen jedermann, doch bevorzugte er, oder ich müßte eigentlich sagen sie — denn Baby war ein Weibchen —, das schöne Geschlecht, und auch unter den Damen machte er Unterschiede. Von dem Sonnenschein der Gunst schöner Damen, gnädige Frau, der ihn bestrahlte, fiel zuweilen auch etwas für seinen Vater ab, und stets waren wir von einem holden Damenkranze umgeben, was mir nichts weniger als unangenehm war.

„Eines Tags besuchten uns vier Herren, die mir bekannten Direktoren der Zoologischen Gärten von Hamburg, Berlin, Köln und Frankfurt. Bei dieser Gelegenheit stellte der Kölner Direktor die Frage: ‚Was wollen Sie Nomadenmensch mit dem schönen Tiere? Sie konnten es wohl in Indien halten, aber nicht in unserm deutschen Klima. Es geht Ihnen ein!‘

„Es war mir, als ob ich einen Stich ins Herz bekäme, denn wenn auch in mir zuweilen schon jene Befürchtung aufgestiegen war, so hatte ich den schmerzlichen Gedanken doch immer wieder zurückgedrängt.



Abschiedsszene bei der Ausweisung der Ordensschwestern aus Frankreich. Nach dem Gemälde von Jean Béraud

(Aus dem diesjährigen Pariser Salon)

„‚Vorläufig behalte ich ihn, solange ich kann‘, sagte ich.

„Aber der Zeitpunkt, wo ich mich von ihm trennen mußte, um ihm das Leben zu erhalten, ist schneller gekommen, als ich dachte. Denn so leicht der Affe in Wiesbaden zu halten gewesen war, wo unter seiner Schlafstelle eine warme Quelle hindurchlief, so schwer wurde es in Wildungen. Daß wir auch hier das allgemeine Aufsehen erregten und viele Früchte gesandt erhielten, brauche ich wohl nicht zu bemerken, aber, meine hochverehrte Dame, der Herbst zog ins Land, und nachts kam mein Affe, den ich bei mir im Zimmer hatte, frierend an mein Lager und zog wimmernd an meiner Bettdecke, bis ich ihn zu mir nahm. Das war natürlich recht unbequem für mich, denn Baby war nun einen Meter hoch, und weil ich fürchtete, ihn im Schlaf zu erdrücken, war es um meine Nachtruhe geschehen.

„Da entschloß ich mich endlich, in den sauern Apfel zu beißen und mein Baby dem Zoologischen Garten in Frankfurt a. M. als dem nächstgelegenen anzubieten. Umgehend erhielt ich die Antwort. Bei unsrer Ankunft heute morgen wurden wir vom Direktor empfangen. Mit der Frage: ‚Ist der Affe mitgekommen?‘ begrüßte er mich. Dann fuhren wir zum Zoologischen Garten, wo bereits all die Herren uns erwarteten, die Sie in Frankfurt auf dem Bahnhofe gesehen haben. Man überließ mir die Wahl des Käfigs. Wenn ich auch die darin liegende Liebenswürdigkeit schätzte, so war mir der Gedanke doch fürchterlich, Baby in einen Käfig einschließen zu sehen, meinen Affen, der immer in Freiheit unter Menschen gelebt hatte, der weder durch eine Kette, noch durch Eisenstangen in seiner Freiheit gehemmt, ja selbst während der Eisenbahnfahrt aus dem Fenster aufs Verdeck und wieder ins Coupé sich zurückzuschwingen gewöhnt gewesen war. Und doch — es mußte sein. Ich wählte also einen geräumigen Käfig aus, in dem er seiner Kletterlust fröhnen konnte, und das arme weiße Kerlchen wurde hineingesetzt. Aengstlich blickte er sich um, sprang an den Eisenstäben hinauf und sah mich von oben traurig an. Mir war's, als sähe ich ihn weinen und hörte ihn schluchzen, und ich selbst war nicht weit von beidem entfernt, als einer jener Herren sagte:

„‚Nun, Herr Schröder, wir haben es uns gedacht, daß es Ihnen schwer würde, aber lassen Sie sich's nur nicht zu sehr zu Herzen gehen!‘

„Dabei wurde ich von beiden Seiten unter den Arm genommen und zu dem Sektfrühstück geführt, das mich trösten sollte. Aber mein armer, kleiner weißer Affe sitzt nun im Käfig, und ich werde ihn niemals wiedersehen; denn diesen Anblick kann ich nicht ertragen."

Tränen erstickten seine Stimme, Tränen rollten über die Wangen der Frau Doktor Müller, und auch ihrem Gemahl war das Scherzen darüber vergangen, daß Herr Johannes Schröder mit einem Affen in Frankfurt angekommen und mit einem andern abgereist war.


Adolf von Sonnenthal (neueste Aufnahme)

Adolf von Sonnenthal

(Zu seinem 50jährigen Burgtheater-Jubiläum)

Von

Paul Wilhelm (Wien)

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einem Autogramm)

Wie München die Stadt der bildenden Kunst ist, in der Farben und Formen atmen und leben, ist Wien durch Jahrzehnte hindurch die Stadt der Bühne. Nirgends werden ihre Zauber mit durstigerem Auge eingesogen, nirgends ihren Lauten mit feinhörigeren Ohren gelauscht. Das hat im Lauf der Jahre wohl manche Steigerung, manche Abnahme erfahren, aber es hat niemals völlig aufgehört. Auf diesem Boden, in dieser empfänglichen Atmosphäre, die dem Dichter wie dem Darsteller den innigsten Kontakt mit dem Publikum schuf, konnte die Darstellung sich zum großen Stil, die Kunst der ersten deutschen Bühne sich zur mustergültigen Tradition entwickeln. Zu einer Tradition, die ein unvergänglicher Nimbus umflocht, die sich auf Kinder und Enkel vererbte!

In zwei Namen hat diese Tradition ihre vollendetste Verkörperung gefunden: in Charlotte Wolter und — Adolf von Sonnenthal.

Am 1. Juni ist es ein halbes Jahrhundert, seit der größte Darsteller des Burgtheaters zum erstenmal als Mitglied die Hofbühne betreten. Zahllose Federn werden in diesen Tagen seinen Lebenslauf und seine Bedeutung würdigen. Es sei mir hier vergönnt, einiges über Sonnenthals Kunst und Wesen aus meinen persönlichen Eindrücken und Erinnerungen mitzuteilen.


Sonnenthal als Nathan

Adolf von Sonnenthal, der Grandseigneur der deutschen Bühne, ist in seinem Heim der liebenswürdigste Hausherr. Sein ganzes Wesen strömt den Zauber gewinnendster Liebenswürdigkeit aus, die doch nie das Gefühl seiner Größe vergessen macht. In seinem Gehaben ist das typisch Schauspielerische verkörpert. Das volle breite Ausklingen seines Organes, eines der schönsten, das je ein Schauspieler besessen, die souveräne Geste, die edle Prägung des Wortes, die Betonung des Bedeutsamen im ausgesprochenen Satze, alles dies kommt in seiner Sprechweise, in seinem Gebaren zu vollendetem Ausdruck. Aber jedes Wort wirkt durchaus lebendig und ist von schöner Innigkeit durchpulst. Ueber seinem Heim liegt etwas bescheiden Anmutendes, trotz allem Reichtum, den Jahrzehnte künstlerischer Triumphe verschwenderisch darin aufgehäuft haben. Sonnenthals Villa im Cottage ist ein kleiner Kunstpalast, in dem aber nichts mit Museumsgeschmack breitspurig zur Schau gestellt ist; sondern persönlichstes Empfinden, Laune und Bequemlichkeit haben alles geordnet. Man fühlt über allem einen freundlichen Geist walten, und die tiefe Innigkeit von Sonnenthals Wesen spricht auch aus der bescheidenen Einfachheit, mit der das schlichteste Erinnerungszeichen neben dem fürstlichen Geschenk sein Plätzchen findet. Hier atmet alles den Hauch einer eignen Welt. Vergangenheit blickt zu uns herüber mit weitgeöffnetem Auge. Die Wehmut großer Erinnerungen wird wach — es ist, als ob der Geist Laubes vorüberzöge. Aus Tilgners berühmter Büste blickt Charlotte Wolter herüber, die Unersetzliche! — William Ungers Meisterradierung der Helene Hartmann sieht auf uns herab. Dort nickt Novellis Shylock herüber und so weiter, dicht gedrängt, Bild an Bild, Erinnerung an Erinnerung! Wie grüßende Schatten ziehen die Geister der Großen vorüber und umringen wie in traulicher Gemeinschaft das stille Plätzchen am Schreibtisch, an dem der Künstler sitzt und arbeitet. Und vor ihm steht das Bild seiner Tochter Hermine, Sonnenthals Liebling, die am Vater mit abgöttischer Liebe hängt, die klug ist und kunstverständig und manchmal allerliebste kleine Märchen schreibt.


Sonnenthal und Charlotte Wolter in „Antonius und Kleopatra"

So fand ich Sonnenthal bei meinem jüngsten Besuche vor. Liebenswürdig wie immer, und doch ein wenig zur Nachdenklichkeit gestimmt. Wir plauderten lange und über vielerlei. Dem bevorstehenden Jubiläum sieht der Meister mit einigem Bangen entgegen. Es stürmt zu viel auf ihn ein. Und Sonnenthal ist kein Freund der lauten Oeffentlichkeit. Wir sprachen von der Freude seines Berufes, von der Befriedigung künstlerischer Erfolge. Auf meine Bemerkung, daß es kaum einen zweiten künstlerischen Beruf gebe, bei dem Arbeit und Tätigkeit so viel Befriedigung gewährt, als der des Schauspielers, meinte Sonnenthal: „Ich freue mich wohl des Erfolges, und ich spiele unendlich gern. Mein eigentlicher Genuß aber ist das Studium. Das Studium! Das tiefe Versenken in den Geist der Rolle. Aus der Lektüre die Gestalten erstehen sehen, sie deutlich greifbar in ihrer geistigen Physiognomie aus ihrer Umgebung hervortreten lassen, das ist mir die reinste Freude. Ich greife selten viel hin und her. In den meisten Fällen steht die darzustellende Gestalt nach der ersten Lektüre völlig fertig in Maske, Haltung und Charakter vor mir. Manches wird dann wohl noch geändert, auf der Szene verstärkt oder gemildert, aber jenes erste Bild bleibt im wesentlichen fast immer aufrecht. Wir mögen mancherlei spielen, uns mehr oder minder verwandeln können, das wahrhaft Bedeutende vermögen wir doch nur dort zu geben, wo wir uns mit der darzustellenden Figur geistig zu decken, sie völlig, nicht nur mit dem Verstande, sondern auch mit dem Charakter zu begreifen vermögen. Wovon ich nichts in mir trage, das vermag ich nie vollkommen zu geben. Persönlichkeit und Gestalt müssen eines sein, wie aus einem Gusse geformt, von innen heraus beseelt."


Sonnenthal in den siebziger Jahren

In Sonnenthals Jugend standen seine Salonhelden, die mit unvergleichlicher Noblesse gespielten Konversationsrollen in der Gunst des Publikums obenan. Von Etappe zu Etappe, mit der fortschreitenden Vertiefung seines Wesens und im engsten Zusammenhange mit seiner künstlerischen Aufnahmefähigkeit, erweiterte sich sein Rollenfach bis zum höchsten Gipfel tragischer Kunst, so daß sein Repertoire vielleicht das umfangreichste wurde, das je ein deutscher Schauspieler beherrschte. Mit einer einzigen Beschränkung: Sonnenthal konnte nie einen wirklich schlechten Menschen spielen. Vielleicht weil er nicht mochte. Schuldige, Irrende, Strauchelnde, Gefallene und Gebrochene — ja, das vermochte er — aber der Kern ihres Wesens mußte ein guter sein.

„Ich habe bloß einmal in meinem Leben," sagte mir Sonnenthal vor kurzem, „eine Rolle gespielt, mit der ich nicht völlig verschmelzen konnte: den König Philipp! Als mir Direktor Schlenther die Rolle antrug, stutzte ich und bat um Bedenkzeit. Da las ich in Schillers Briefen eine Stelle, die ungefähr lautete: ‚Ich habe in Don Carlos nicht eine historische Tragödie, sondern die Familiengeschichte eines eifersüchtigen Gatten und Vaters schreiben wollen.' Also eines unglücklichen Menschen! Von diesem Punkt aus konnte ich an die Rolle heran und doch — es konnte nicht völlig gelingen. Denn die Härte gegen den Sohn, diese stählerne, mitleidlose Härte, die habe ich nicht, nein, die habe ich nicht!" Sonnenthal rief es mit dem Ton seiner wärmsten Ueberzeugung. Ein Zug schöner Selbstbeschränkung, der überaus sympathisch berührt. Wie Sonnenthal überhaupt in künstlerischen Dingen von der höchsten, oft rührendsten Bescheidenheit ist, so ist er auch namentlich in seinem Verhältnis zum Dichter und dessen Werk von einer Hingabe, die fast an Selbstverleugnung grenzt.

Nicht alles fügt sich ihm mühelos. Aber er liebt den Kampf, und der Sieg, den er über die Schwierigkeiten einer Rolle erringt, ist sein höchster Stolz. Wir sprachen einmal davon, welches seine liebste Rolle sei. „Der Wallenstein," meinte Sonnenthal, „denn er hat mich am meisten Arbeit gekostet. Die verschiedenartigen Züge seines Wesens, das Beherrschende, Kriegerische, den Mystizismus und das Schwankende, Zaudernde, seine stolze Herrennatur und seine Fähigkeit, dennoch menschlich und tief zu empfinden — die in dem Verhältnis



Sonnenthal mit seiner Tochter im Automobil

zu Max so schön zum Ausdruck kommt —, alles dies unter einen Hut zu bringen, in eine einheitliche Gestalt zu gießen, ohne in psychologische Widersprüche zu verfallen, das war meine schwerste Aufgabe."

Wie sie der Künstler bewältigte, ist sattsam bekannt. Sein Wallenstein ist vielleicht die vollendetste Gestalt der deutschen Bühne, und Heinrich Bulthaupt hat sie mit Recht einmal zum Ausgang genommen, um an ihr das Wesen und die Bedeutung der großen Burgtheatertradition zu erörtern. Bulthaupts Charakterisierung dieses Darstellungsstils ist zugleich das Erschöpfendste, das sich über Sonnenthal selbst sagen läßt: „Die weise Zurückhaltung im Gebrauch der schauspielerischen Mittel, das Zusammenfassen von hundert kleinen zu einer einzigen ruhigen und großen Wirkung, die Gipfelung der Darstellung zu einem oder mehreren alles überragenden Höhepunkten ist nirgends im Bereiche deutscher Kunst so zum Prinzip entwickelt wie im Burgtheater ... Wer innerlich nicht genug zu sagen hat, den muß die prunklose Gelassenheit des Burgtheaterstils unrettbar bloßstellen ... nur die Vollnaturen siegen mit der Kunst der Burg überall durch sich wie durch sich selbst, weil sie aus dem echtesten Kernholz das einfachste, vornehmste und dichterische Bühnenbild schaffen ..." Und gerade der Wallenstein schien Sonnenthals Wesen manche unüberbrückbare Schwierigkeit zu bieten. Der Künstler erzählt selbst ein launiges Geschichtchen darüber. Als Laube, der Burggewaltige, der damals bereits das Burgtheater verlassen hatte, in einer Gesellschaft erfuhr, daß Wilbrandt den Wallenstein mit Sonnenthal besetzt habe, brummte er ärgerlich: „Unsinn, falsch, grundfalsch, das kann er nicht, nein, das kann er nicht." Sonnenthal aber spielte den Wallenstein und errang mit ihm einen durchschlagenden Erfolg! Als jemand Laube nachträglich an seine Prophezeiung erinnerte, knurrte dieser, kurz abweisend: „Kann eben alles!" Unter dem Eindruck jenes großen Erfolges machte Wilbrandt dem Künstler eines Tages den Vorschlag, auch den Franz Moor zu spielen! „Ich fiel fast vom Sessel," sagte mir Sonnenthal herzlich lachend. „Nein," rief ich, „nein, Direktor, das geht doch nicht, das liegt mir unmöglich. Wenn ich den Franz spiele, stelle ich das ganze Stück auf den Kopf, ich heirate am Schluß die Amalie, hole den alten Moor wieder heraus — nein, Direktor — um Gotteswillen, daraus wird nichts! Nun," fügte der Künstler lächelnd hinzu, „das Burgtheater ist von meinem Franz Moor verschont geblieben."

Zur Kur in Karlsbad

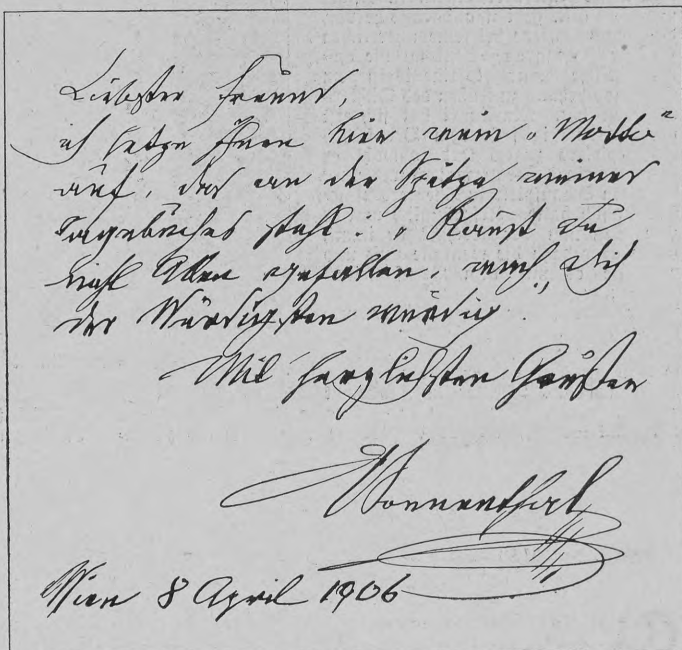
Ueber seine Stellung denkt Adolf Sonnenthal mit stolzer Bescheidenheit. Daß er auf seinem Wege nie stehen geblieben, ist sein Stolz. Er ist aber auch den Jungen, Nachstrebenden nie ängstlich im Wege gestanden. Die unerschütterliche Gunst des Publikums zwang ihn, bei mancher seiner Rollen länger auszuharren, als es ihm Bedürfnis war. Kam aber der Richtige, dann fand er in Sonnenthal den bereitwilligsten Förderer. Der Künstler, der heute im 72. Lebensjahre steht und mit bewundernswürdiger Kraft und Frische noch an das Studium neuer Rollen geht, dessen darstellerische Arbeitsfreude die Fülle der Triumphe nicht abgestumpft hat, ist eben in dem inneren Reichtume seiner Natur einer der wenigen Glücklichen, die ihr Leben voll ausleben dürfen, denen es vergönnt ist, mit fester Hand die Früchte zu greifen, die, sich vom Lebensbaume niederneigend, der Sehnsucht und dem Ehrgeize sich entgegenstrecken.

Ein halbes Jahrhundert wirkt der Künstler nun an der ersten deutschen Bühne, und er ist — der Schauspieler der Jugend geblieben! Noch heute betritt Sonnenthal fast in keiner seiner berühmten Rollen die Bühne, ohne mit spontanem Beifall begrüßt zu werden. Und welcher seiner reichen künstlerischen Eigenschaften mag wohl Sonnenthal diese Unverwelklichkeit seiner Wirkung verdanken? Ich glaube, es ist mit wenigen Worten gesagt: Er ist der gefühlstiefste Künstler, den die deutsche Bühne besitzt. Seine Gegner haben ihm daraus manchen Vorwurf gemacht. Namentlich die moderne Darstellungskunst, die alles vom Verstande aus zu bewältigen sucht, die Spitzfindigkeit, Klugheit, Schärfe und Intelligenz an Stelle der reinen Wirkung des Herzens und der Macht des Temperamentes stellt, glaubte auf Sonnenthals Kunst herabsehen zu dürfen. Seine große unversiegliche Wirkung aber straft sie von Fall zu Fall Lügen. Die tiefsten Erschütterungen wird eben zu allen Zeiten jene Kunst auslösen, die aus der Tiefe des Herzens dringt. Und dieser Ton ist Sonnenthal zu eigen wie keinem zweiten, seine Tränen „sind naß", seine Leidenschaft echt, seine Güte tief, seine Liebenswürdigkeit nicht Manier, sondern von erquickender Natürlichkeit. Er und Bernhard Baumeister haben die Liebe des Publikums nie verloren, selbst zu jenen Zeiten nicht, da die Kritik, gebannt von dem aufleuchtenden Meteor des genialen Mitterwurzer, glaubte ihre Pfeile gegen die Größen der Burg schleudern zu müssen.

Sonnenthal ging unbeirrt seinen Weg, der keinen Stillstand kennt. Mit unermüdlicher Hingabe hat er dem Burgtheater seine Kraft geweiht, dessen stolzester Besitz er zu allen Zeiten gewesen ist. Wiederholte Reisen nach Amerika trugen seinen Ruhm als „der erste deutsche Schauspieler" auch in die Neue Welt. Heute noch, da der Künstler auf ein halbes Jahrhundert seines Schaffens zurückblickt, zählt er zu den mächtigsten Stützen des klassischen und modernen Repertoires. Unerreicht sind seine großen Gestalten, der Wallenstein, Lear, Nathan, Meister von Palmyra, sein Heinrich IV. (dessen Sterbeszene im zweiten Teil zu dem Gewaltigsten gehört, das die deutsche Bühne besitzt), sein Rudolf von Habsburg (König Ottokars Glück und Ende) und viele andre.

Aber auch im modernen Repertoire steht Sonnenthal in erster Reihe. Er schuf in den letzten Jahren seinen tragisch erschütternden Fuhrmann Henschel, den Professor in „Traumulus", Dr. Wangel in „Frau vom Meere", den Grafen in „Wenn wir altern" (eine seiner entzückendsten Lustspielfiguren) und viele andre. Und er trägt jetzt, wie ich weiß, noch eine tiefe künstlerische Sehnsucht in sich: den — Shylock! Möchte es ihm gegönnt sein, noch an diese große Aufgabe zu schreiten.

Am Jubiläumstage wird die Villa Sonnenthals alle die Hunderte von Glückwünschen und Liebesgaben aufnehmen, die Sonnenthal feiern werden. Und mancher innige Wunsch, mancher Dank für unvergeßliche Stunden reinen Kunstgenusses werden aus der Ferne zu ihm flattern! In meinem Gedächtnis aber steigt ein Wort wehmütiger Resignation auf, das Sonnenthal bei meinem jüngsten Zusammensein mit ihm sprach.



Liebster Freund,
ich setze Ihnen hier mein „Motto" auf, das an der Spitze meiner Tagebuches steht: „Kannst du nicht Allen gefallen, mach's den Würdigsten recht."
Mit herzlichsten Grüßen
Sonnenthal
Wien 8 April 1906

Sonnenthals Autogramm

„Ach," seufzte er, „wenn der Vorhang herunterfällt, dann ist alles aus. Wenn ein andrer oben steht, dann sind wir bald vergessen. Unser Lachen ist verklungen, die Tränen, die wir entlockt, getrocknet, und die Erinnerung geht über uns hinweg. Der Lebende hat immer recht. Und es ist gut so," setzte er fest hinzu, „denn der Jugend gehört die Welt! Wir haben von den Alten gelernt, sie beerbt und auf unser Daseinsrecht gepocht, die uns nachstreben, haben das gleiche Recht." In dieser Achtung vor der Jugend aber, dieser Liebe zu ihr ist der Meister selbst jung geblieben, jung im Geiste und jung im Herzen! Und gerade die Jugend ist es, die ihm dankbaren Herzens mit einer Begeisterung huldigt, wie kaum einem zweiten, die seiner Kunst in unvermindertem Maße Liebe und Verständnis bewahrt hat.

So darf Adolf Sonnenthal heute auf den Höhen unvergänglichen Ruhmes sich einer Jugendlichkeit, einer ungebrochenen Schaffenslust freuen, die ihn zu jenen wenigen Erkorenen des Schicksals reiht, deren Lebensbaum noch in späten Wintertagen grünen und blühen darf.

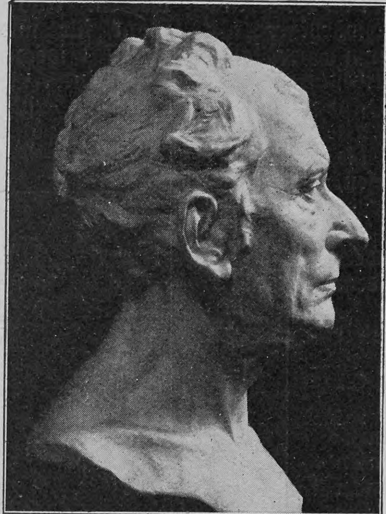


Sonnenthal als Baron Falkenhagen in „Fee Caprice"

Notizblätter

Zum Bühnenjubiläum Ludwig Martinellis

„Dem Mimen flicht die Nachwelt keine Kränze,“ dies Dichterwort gilt in unsrer Zeit nicht mehr; heute errichtet die dankbare Mitwelt ihren Lieblingen auf den Brettern Denkmäler sogar noch bei deren Lebzeiten. So wird am 19. Mai im Deutschen Volkstheater zu Wien eine prächtige, von dem Bildhauer Hans Scherpe geschaffene Büste Ludwig Martinellis, des besten Darstellers der Anzengruberschen Charakterrollen, zur Feier seines fünfzigjährigen Bühnenjubiläums aufgestellt. Wie sehr Martinelli als der geeignetste Interpret Anzengruberscher Gestalten gilt, geht u. a. daraus hervor, daß Hans Scherpe bei seinem herrlichen Wiener Anzengruber-Denkmal die charakteristische Figur Martinellis in dem Steinklopferhans zu Füßen des Dichters verewigt hat. Martinelli hat sich erst verhältnismäßig spät dem Beruf des Schauspielers zugewendet, obwohl er als Sohn eines Theatermalers und einer begabten Schauspielerin Theaterblut genug in sich hatte. Ursprünglich war er zum Studium der Technik bestimmt, zeigte aber dazu die wenigste Lust und versuchte es mit dem Beruf seines Vaters; er studierte unter Waldmüller, mußte aber später diesen Lehrer verlassen und bei dem Hoftheatermaler Lehmann arbeiten, bei dem er es bald so weit brachte, daß er mit reichlichen Aufträgen ans Theater in Innsbruck berufen wurde. Hier betrat er — infolge einer Wette — zum erstenmal als Schauspieler die Bühne und hatte als „Tratschmirl“ in Nestroys Posse „Tritschtratsch“ so großen Erfolg, daß er bald darauf ein Engagement nach München bekam. Hier blieb er zwei Jahre am Vorstadttheater; dann folgten Wanderjahre, die ihn nach Nürnberg, Ansbach, St. Gallen, Zürich u. s. w. führten. Von 1860 bis 1864 wirkte er als Charakterdarsteller am Grand Theater in Amsterdam, dann als Regisseur und Charakterkomiker in Graz, wo er Anzengruber kennen lernte und mit ihm innige Freundschaft schloß. Später spielte er am Theater an der Wien, am Deutschen Landestheater in Prag, dann als Oberregisseur am Wiener Carltheater. Bei der Gründung des Deutschen Volkstheaters wurde er als Spielleiter und Schauspieler engagiert. Dieser Bühne gehört Martinelli nun seit 1889 an. Früher hat er schon wiederholt Orden und andre Auszeichnungen für seine Verdienste um das deutsche Volksstück erhalten.



Ludwig Martinelli

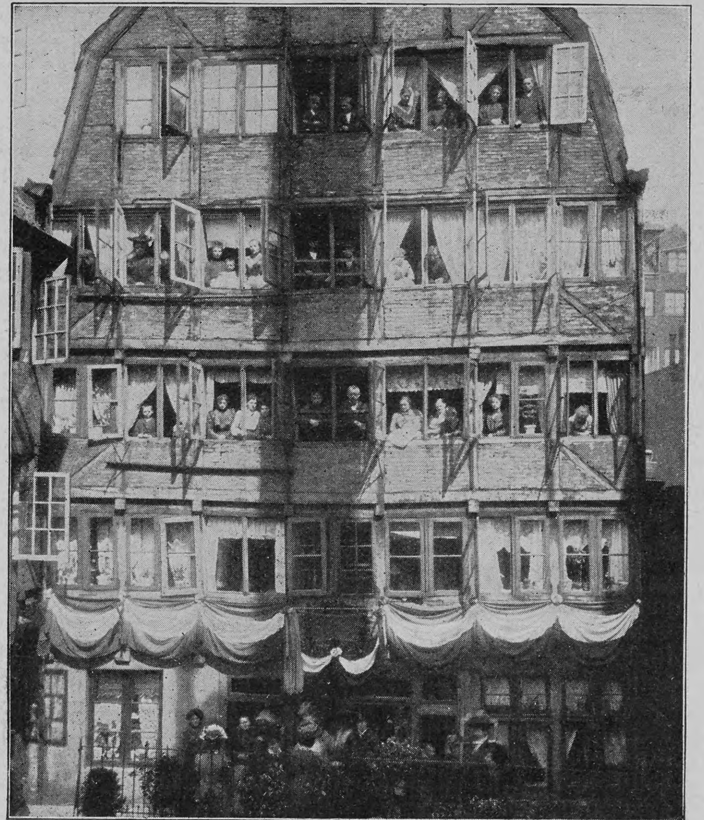


Phot. Carl Seebald, Wien

Kaiser Franz Joseph bei der Grundsteinlegung der neuen Laimgrubenkirche in Wien

Die Grundsteinlegung für die Laimgrubenkirche in Wien

Am 5. Mai dieses Jahres fand zu Wien die feierliche Grundsteinlegung für die neue Kirche zu St. Josef ob der Laimgrube im Bezirke Mariahilf in Anwesenheit des Kaisers statt. Die Mariahilferstraße und die den Festplatz umgebenden Häuser waren mit Fahnen geschmückt. Zu der Feier waren u. a. die Erzherzoge Friedrich und Rainer, mehrere Minister und Generale, Vertreter der Stadtgemeinde, der Geistlichkeit und einer Anzahl von Staatsbehörden erschienen. Um 10 Uhr fuhr der Kaiser, von der Hofburg kommend, am Festplatz vor. Er wurde vom Bürgermeister Dr. Lueger begrüßt und dann in das Festzelt geleitet. Hier hielt der Bürgermeister eine Ansprache, in der er zunächst für die Anwesenheit des Kaisers bei der Feier der Grundsteinlegung für die neue Kirche zu St. Josef ob der Laimgrube dankte und dann ausführte, daß bis vor kurzem der Regulierung einer der wichtigsten und schönsten Straßen Wiens, der Mariahilferstraße, ein anscheinend unüberwindliches Hindernis entgegengestanden habe: die weit über die Baulinie vorstehende alte Laimgrubenkirche. Durch das zwischen dem fürsterzbischöflichen Ordinariate, der niederösterreichischen Statthalterei und der Gemeinde Wien getroffene Uebereinkommen sei diese Schwierigkeit beseitigt und der Bau einer neuen Pfarrkirche gesichert worden. Der Kaiser habe das Ministerium für Kultus und Unterricht ermächtigt, dieses Uebereinkommen zu genehmigen. Zum Ausdruck des Dankes der Bevölkerung hierfür brachte der Bürgermeister ein Hoch auf den Kaiser aus, in das die ganze Versammlung einstimmte. Als die Hochrufe verklungen waren, erwiderte der Kaiser die Ansprache des Bürgermeisters mit freundlichen Worten und schloß: „Ich erhebe mein Gebet zum Allmächtigen, daß er diesen Bau unter seinen Schutz nehme.“ Während der Kaiser und die Erzherzoge die Grundsteinurkunde unterzeichneten, nahm Weihbischof Dr. Marschall die Weihe des Grundsteines selbst vor. Die Urkunde, die eine Darstellung der Geschichte der alten Kirche und des Baues der neuen Kirche enthält, wurde sodann in den Grundstein eingemauert. Währenddessen trugen Bürgerschülerinnen aus der Mädchenbürgerschule am Loquaiplatze eine Festhymne vor. Nach der Einsetzung des Grundsteines erfolgten seitens des Kaisers und der übrigen Festgäste die üblichen Hammerschläge. Hierauf ließ sich der Kaiser die an der Bauleitung beteiligten Persönlichkeiten vorstellen und besichtigte die Pläne zur Kirche und zur Regulierung des ganzen Stadtteils. Mit der Absingung der Volkshymne schloß die Feier. Unter den begeisterten Hochrufen der tausendköpfigen Versammlung verließ der Kaiser mit seinem Gefolge den Festplatz.



Phot. John Thiele

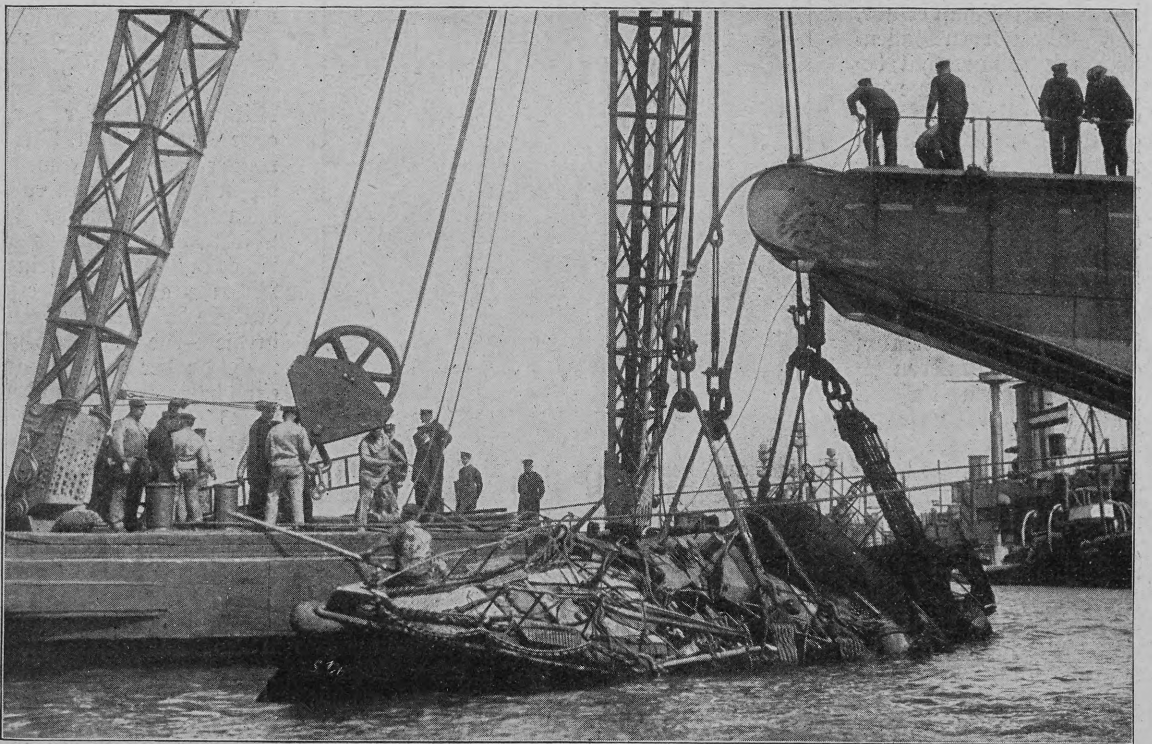
Enthüllung der Gedächtnistafel am Geburtshause von Johannes Brahms in Hamburg

Von Johannes Brahms' Geburtshaus

Johannes Brahms, der im Jahre 1889 von seiner Vaterstadt Hamburg zum Ehrenbürger ernannt wurde, ist in einem bescheidenen, nur an Fenstern überreichen Hause der engen, winkligen, im sogenannten Gänge-Viertel belegenen Speckstraße am 7. Mai 1833 zur Welt gekommen. Die Wohnung seines Vaters, eines Kontrabassisten am Stadttheater, befand sich im ersten Stockwerk links; in der sogenannten „guten Stube“, die direkt über dem auf unserm Bilde sichtbaren großen Parterrefenster liegt, stand die Wiege des berühmten Komponisten. Am 7. Mai d. J., dem 73. Geburtstage des Meisters, wurde über der Haustür des denkwürdigen alten Hauses eine bronzene Gedächtnistafel angebracht und feierlich enthüllt, welche die Inschrift trägt: „An dieser Stätte ist Johannes Brahms am 7. Mai 1833 geboren worden. Gestiftet vom Zentralausschuß hamburgischer Bürgervereine 1906.“ Nach der Feier, bei der Ansprachen gehalten und Brahmssche Lieder gesungen wurden, besichtigten die Festteilnehmer die ehemalige Brahmssche Wohnung, die jetzt von einem Werftarbeiter Ruge bewohnt wird, und trugen ihre Namen in ein aufgelegtes Buch ein.

Die Bergung des Torpedobootes S. 126

Am 17. November vorigen Jahres stieß bei einem Nachtmanöver in der Kieler Bucht das Torpedoboot S 126 mit dem Kreuzer „Undine“ zusammen und sank bald darauf infolge einer Kesselexplosion, durch die ein Offizier und 32 Matrosen den Tod fanden. Nur ein kleiner Teil der Leichen konnte damals an Land gebracht werden, und erst anfangs Mai wurden die seitdem unternommenen, aber durch die Ungunst der Witterung oft gestörten Bergungsarbeiten von Erfolg gekrönt. Es gelang zuerst, weitere vier von den noch im Boote befindlichen Leichen zu bergen; dann wurde das vom Rammsporn der „Undine“ glatt abgeschnittene Vorderschiff gehoben und von einem Bergungsdampfer nach Kiel gebracht. Zunächst wurde der Rumpf an verschiedenen Stellen angebohrt, damit das Wasser abfließen konnte. Dann drang man in das Innere vor. In wüstem Durcheinander lagen Hängematten, Kleiderkisten und andre Inventarien herum. Es mußte erst gründlich aufgeräumt werden, damit man weiter dringen konnte. So kam man an die mittels eines Hebels verschlossene Schlottür zum vorderen Backbordmannschaftsraum. Auch sie war so festgeklemmt, daß es kräftiger Hammerschläge bedurfte, um sie zu öffnen. Gleich hinter ihr fand man die erste und, wie sich später herausstellte, einzige Leiche im geborgenen Schiffsteil, den Torpedomatrosen Franz Dilz aus Schackstedt bei Bernburg. Anscheinend hat der Ertrunkene beim Eintritt der Katastrophe nicht mehr so viel Zeit gefunden, daß er die Tür erreichte. Die Erwartung, die man nach den Angaben von Geretteten hegen durfte, daß sieben Leichen im Wrackteil lägen, ging nicht in Erfüllung. Das Wrackstück hat im Wasser wenig gelitten und es wird, wenn das Achterschiff gehoben wird, voraussichtlich mit ihm wieder vereint werden können. Es wird angenommen, daß im Achterschiff, speziell im Heizraum, noch manche Leichen liegen. Vermißt werden jetzt noch 22.



Phot. A. Renard, Kiel

Die Bergung des in der Kieler Bucht gesunkenen Torpedoboots S. 126

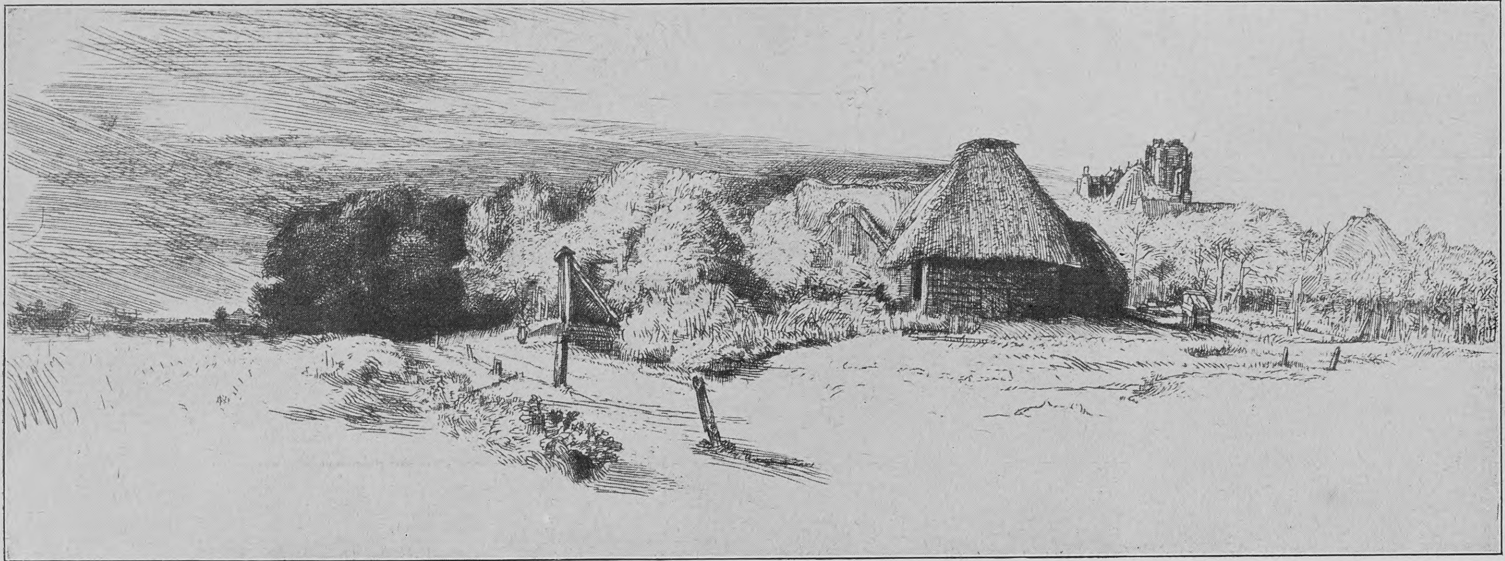
Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 35



Vierländerin. Nach einem Gemälde von Rudolf Eichstaedt



Die Landschaft mit dem Turm
Probe-Illustration aus „Rembrandts Radierungen"

Rembrandts Radierungen*)

Die Kunst des Radierens, die jüngere Schwester des Kupferstichs, hatte wenig über hundert Jahre eigner Entwicklung hinter sich, als sie durch Rembrandt zu einer Höhe technischer Vollkommenheit und innerlicher Ausdrucksfähigkeit geführt wurde, die von späteren Künstlern im besten Fall behauptet, aber nicht mehr gesteigert werden konnte.



Rembrandts Mutter
Probe-Illustration aus „Rembrandts Radierungen"

Rembrandt bemächtigte sich der Radierung als einer Sprache, in der er von seiner Art, die Welt zu schauen, Wunder und Geheimnisse mitteilen lernte, für die ihm die Oelmalerei noch zu irdisch, zu vollblütig, zu aufdringlich erschienen sein muß. Wenn seine Gemälde in der Schönheit der Farbe schwelgen, in einer Schönheit freilich, die ungleich geistiger, keuscher, verschwiegener ist, als sie irgendeiner seiner Vorgänger erkannt hatte, so verraten uns seine Radierungen, daß auch die Farbe ihm nur eine körperliche Hülle war, die er liebte im Sinn jenes Wortes von Nietzsche:

„Der schönste Leib — ein Schleier nur,
In den sich schamhaft Schön'res hüllt."

Und dies Schönere, die Seele im Leib der Farbe, ist ihm das Licht.

Eine Urkraft wie jene, die in Rembrandt lebte und wirkte, herrscht, auch wo sie anbetet. Seine Verehrung für das Licht war nicht schwärmerische Hingabe, sondern schöpferisches Gestalten. Es sind seine Talente und geistvolle Spezialisten, die beobachteten, daß das Licht „die Formen auflöse", und diese Beobachtung zum eigentlichen Inhalt ihrer Bilder machten. Für Rembrandt ist das Licht der Gestalter der Form und zugleich der Künder der Seelen. Das „Hundertguldenblatt" und vielleicht noch mehr die „kleine" Predigt Christi wirken als Schöpfungen eines ins tiefste Wesen der Dinge dringenden Auges und einer ihr Aeußeres mit Meistergriff packenden Hand, die der Farbe nicht mehr bedürfen. Es sind Werke, technisch unübertrefflich, in der Komposition von bewunderns-werter Weisheit, und zugleich sprengt das Riesenmaß ihres seelischen Gehalts das Prokrustesbett einer neuen Kunsttheorie, die, anmaßend und beschränkt wie je eine frühere, im Kunstwerk *nur* die Augenweide, in der suggestiven Beredsamkeit einer mit überzeugender Lebendigkeit gegebenen Geste nur eine „Arabeske" im Ganzen des Bildes sehen und anerkennen will. Freilich, die Güte eines Kunstwerks ist von dem geistigen Gehalt seines Stoffes ganz unabhängig; wenn jedoch ein Kunstwerk einen menschlich bedeutsamen Stoff so gestaltet, daß er dessen seelische Werte mit rein künstlerischen Mitteln zum vollen, zwingenden Ausdruck bringt, dann ist das Höchste der Kunst Ereignis geworden. Dies aber als das Höchste anerkennen, heißt darum noch nicht andres geringschätzen. Es ist nur eine anders gestimmte, darum nicht minder aufrichtige und erbauende Andacht, wenn wir nach der „kleinen Predigt" die schönsten seiner Selbstporträts, die Bildnisse seiner Mutter, die „Landschaft mit den drei Bäumen", die „Windmühle", das „Landgut des Goldwägers", das „Schwein" oder die „Muschel" bewundern.

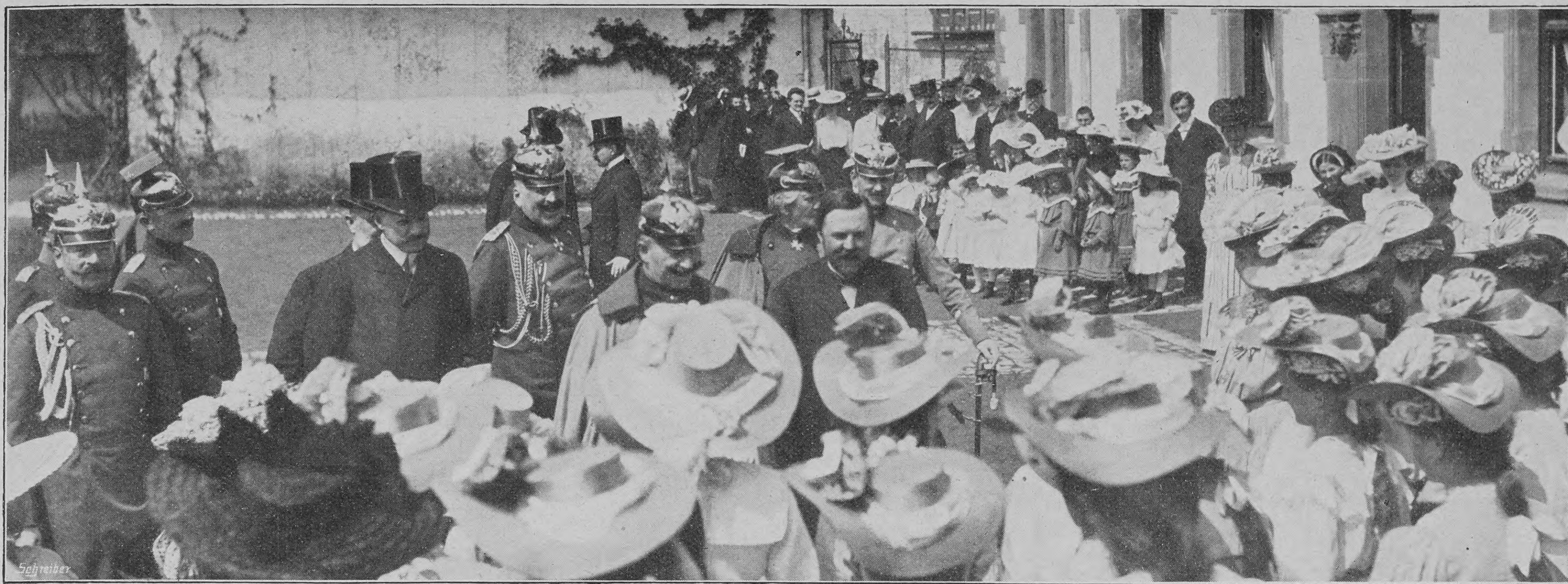
Schon diese paar fast wahllos herausgegriffenen Beispiele erinnern zugleich daran, welche Weite des Stofflichen Rembrandt auch in seinen Radierungen beherrscht. Und indem er sich für jeden Gegenstand, für jede Stimmung eine eigne Darstellungsweise fand, hat er innerhalb des technisch ziemlich eng begrenzten Gebiets der „reinen" Radierung eine solche Fülle von Ausdrucksmöglichkeiten geschaffen, daß von den Maler-Radierern der folgenden Jahrhunderte jeder einzelne reich genug wurde, indem alle sich in sein Erbe teilten. Die englische Radierkunst, die blühendste und vornehmste in Europa, knüpft in ihren Führern und Meistern einem Seymour Haden und Cameron, einem Strang und Legros, direkt an Rembrandt an.

Alles in allem: Rembrandts Radierwerk ist ein nicht wegzudenkender Bestandteil seines gesamten Lebenswerkes. Und so durfte es auch in einer Gesamtausgabe, wie die „Klassiker der Kunst" sie bieten, nicht fehlen. Eben rechtzeitig zur Rembrandt-Feier ist der Band erschienen, der achte der ganzen Serie, der die Radierungen des großen Holländers enthält. Hans Wolfgang Singer, einer der Kundigsten und Gelehrtesten unsrer Kunsthistoriker speziell auf dem Gebiet der graphischen Künste, hat den Band mit einer vortrefflichen Einleitung und teils kritisch, teils sachlich erläuternden Anmerkungen versehen. Seine Einleitung ist eine wirkliche Einführung, mit eindringender Sachkenntnis und überzeugender Beredsamkeit die Meisterschaft und Tiefe Rembrandts, des Radierers, darlegend. Wer sich in den Band recht hineinsieht und -lebt, wird dem französischen Künstler und Kenner Eugène Fromentin beistimmen, der in seinem Buch „Les maîtres d'autrefois" gesagt hat: „In seinen Radierungen haben wir den ganzen Rembrandt," und: „Es gibt niemand, der nicht den Radierer Rembrandt höher als alle andern Radierer schätzen wird."



Die Predigt Christi
Probe-Illustration aus „Rembrandts Radierungen"

*) Klassiker der Kunst in Gesamtausgaben. Bd. 8: Rembrandt. Des Meisters Radierungen in 402 Abbildungen, herausgegeben von Hans Wolfgang Singer (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt, elegant gebunden M. 8.—).



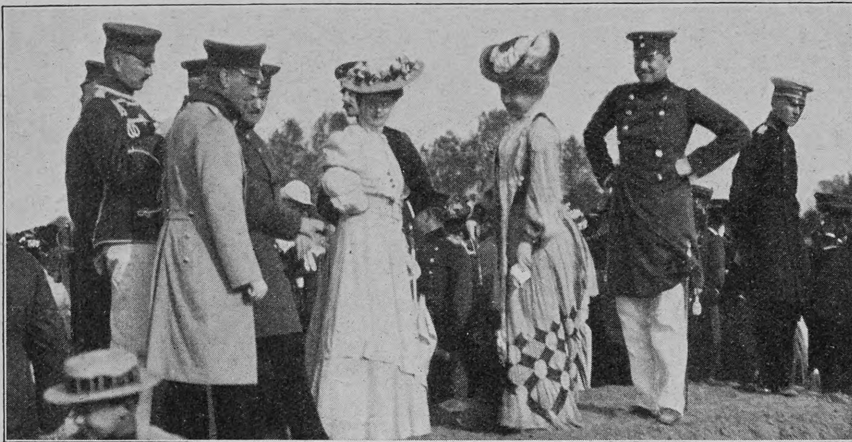
Phot. Eugen Jacobi, Metz

Graf Hülsen-Haeseler Der Kaiser Feldmarschall Graf Haeseler

Vom Besuch des Kaisers in den Reichslanden: Der Monarch im Gespräch mit den Pensionärinnen des Augusta-Viktoria-Stiftes in Kurzel

Totenschau

Abeddin Pascha, ehemaliger türkischer Minister des Aeußern, 8. Mai, Konstantinopel. — Gustav Scherenberg, ehemaliger Leiter des Berliner Viktoria-Theaters, 76 J., 9. Mai, Berlin. — Fritz Stavenhagen, plattdeutscher Dramatiker, 29 J., 9. Mai, Hamburg. — Geheimer Hofrat Professor Dr. Gebhardt, Direktor der Leipziger Universitätsbibliothek, 62 J., 10. Mai, Leipzig. — Oskar Freiherr von Soden, ehemaliger württembergischer Gesandter am bayrischen Hofe, 75 J., 10. Mai, München. — Pastor Dr. Albert Kalthoff, hervorragender Theologe, Präsident des Deutschen Goethe-Bundes und Vorsitzender des Monisten-Bundes, 56 J., 10. Mai, Bremen. — Geheimer Regierungsrat Dr. K. Pape, Professor der Physik an der Universität Königsberg, 70 J., Steglitz. — Bischof Fallières, ein Vetter des Präsidenten Fallières, 42 J., 11. Mai, Saint-Brieux. — Sidi Muhammed El Hadschi, Bey von Tunis, 51 J., 12. Mai, Tunis. — Dr.-Ing. Heinrich Sulzer-Steiner, hervorragender Industrieller und Techniker, Seniorchef der Maschinenfabrik Gebrüder Sulzer in Winterthur, 69 J., 12. Mai, Bern. — Lord Currie, ehemaliger englischer Botschafter in Konstantinopel und Rom, 72 J., 12. Mai, London. — Prinzessin Friedrich Karl von Preußen, geborene Prinzessin von Anhalt, 68 J., 12. Mai, Friedrichroda. — Karl Fürst Fugger von Babenhausen, 77 J., 12. Mai, Schloß Babenhausen. — Stadtschulrat Dr. Gerstenberg, Chef des Berliner Volksschulwesens, 13. Mai, Berlin. — Geheimer Regierungsrat Dr. Franz Lotz, ehemaliger deutsch-konservativer Reichstagsabgeordneter, 84 J., 13. Mai, Kassel. — André Godfernaux, französischer Lustspieldichter, 41 J., Paris. — Russischer Kontreadmiral Kusmitsch, Kommandant des St. Petersburger Hafens, 14. Mai, St. Petersburg. — Geheimerat Baron Lemayer, Präsident des österreichischen Verwaltungsgerichtshofs, 65 J., 14. Mai, Wien. — Leonhard Haas, Bischof von Basel, 73 J., 14. Mai, Solothurn. — Karl Schurz, hervorragender deutsch-amerikanischer Politiker und Publizist, 1877—81 Minister des Innern der Vereinigten Staaten von Nordamerika, 77 J., 14. Mai, New York. — Württembergischer Generalleutnant z. D. Eberhard Freiherr von Röder, zuletzt Inspekteur der 3. Kavallerie-Inspektion, 55 J., 15. Mai, Stuttgart.



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Prinz und Prinzessin Eitel Friedrich und Prinzessin Friedrich Leopold beim Rennen des Berlin-Potsdamer Reitervereins











Die deutschen Luftschiffer in Italien

Die nach Mailand zur Ausstellung kommandierten Offiziere und Mannschaften der deutschen Luftschifferabteilungen haben bei den Italienern viel Aufsehen erregt und überall eine sehr freundliche oder sogar enthusiastische Aufnahme gefunden. Bei ihrer Ankunft in Mailand wurden sie am Bahnhofe von einer italienischen Abteilung mit unsrer Nationalhymne begrüßt. Ueber den Besuch, den ihnen das italienische Königspaar abstattete und bei dem sie durch die Raschheit und Exaktheit ihrer Vorführungen lauten Beifall ernteten, haben wir bereits berichtet. Um den deutschen Luftschiffern Gelegenheit zu geben, außer den Sehenswürdigkeiten der Ausstellung und der Stadt auch die landschaftlichen Schönheiten des Südens kennen zu lernen, lud die deutsche Kolonie in Mailand das ganze Kommando vor der Rückfahrt zu einer Rundfahrt auf dem Comersee ein. Schon auf der Hinfahrt erregten die deutschen Soldaten allgemeines Aufsehen und wurden auf den verschiedenen Schiffsstationen überall mit „Evviva!“ und Händeklatschen begrüßt. Als sie abends wieder in Como landeten, wurden sie von einer Offiziersdeputation des in Como garnisonierenden Infanterieregiments Nr. 65 zu einem Besuche des Regiments eingeladen und im Kasino des Regiments von dem gesamten Offizierkorps der Garnison herzlich begrüßt und festlich bewirtet. Trinksprüche auf die beiderseitigen Monarchen löſten sich ab mit solchen auf die beiden Truppenteile; die Musik spielte die deutsche Hymne und die „Marcia reale“. Auf die Bitte des italienischen Regimentskommandeurs führten die Deutschen im Kasernenhof ihren italienischen Kameraden einen Parademarsch vor, wie ihn der Boden Italiens wohl kaum bis dahin verspürt hatte. Unter dem Vorantritt der Regimentskapelle wurde alsdann der Marsch zum Bahnhof angetreten; das Händereichen und Umarmen wollte kein Ende nehmen, und unter den brausenden Klängen der deutschen Hymne, unter Evvivarufen und Händeklatschen der Einwohner von Como setzte sich der Zug mit den heimreisenden Deutschen in Bewegung.

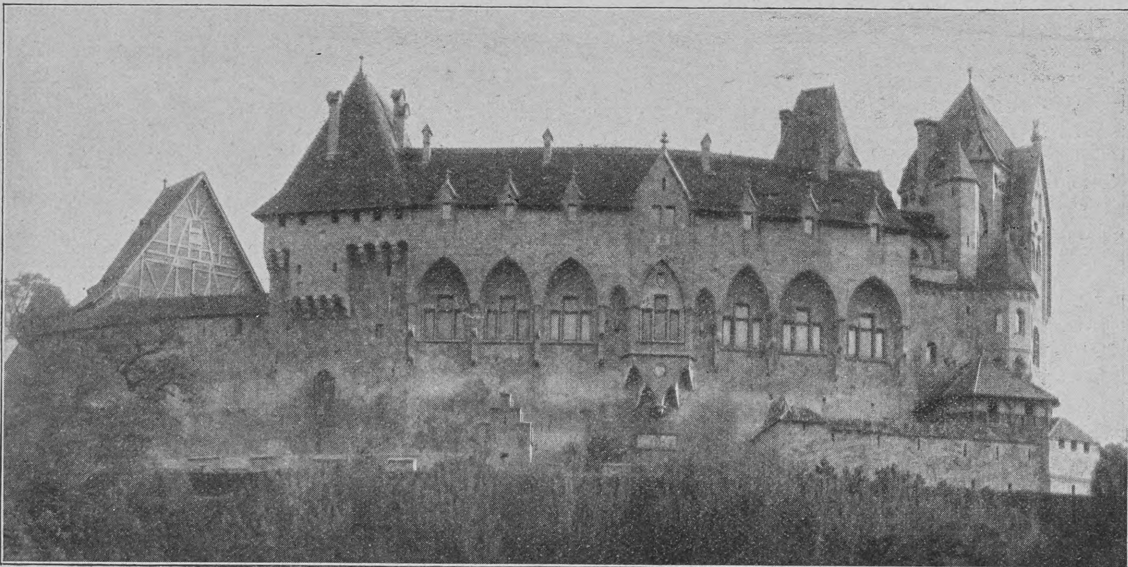


Phot. Adolfo Croce, Mailand

Die deutsche Luftschifferabteilung auf der Mailänder Ausstellung

Burg Kreuzenstein

Auf dem Programm der bevorstehenden Reise Kaiser Wilhelms nach Wien steht unter anderm auch ein Besuch des Schlosses Kreuzenstein, das etwa 16 Kilometer von Wien entfernt auf dem rechten Ufer der Donau nächst dem Städtchen Korneuburg liegt. Das Schloß ist von dem Grafen Hans Wilczek auf den Resten einer mittelalterlichen Ritterburg erbaut worden und dieser nach den noch vorhandenen alten Plänen bis in die kleinsten Details nachgebildet. Ein lebender Wall, eine dichte Dornenhecke, dann weiter eine starke Palisadenwand und endlich der Burggraben, der eine Breite von 10—15 Metern und eine Tiefe von 15 Metern hat, umgeben die Burg, die nur über eine Zugbrücke zu erreichen ist. Das Schloß birgt eine Kapelle, in der die Familiengruft des Wilczekschen Grafengeschlechts sich befindet, eine Rüstkammer, eine mustergültig geordnete Bibliothek, reich an seltenen Ausgaben und Manuskripten, einen Speisesaal, ein Pfarrstübel, eine Pechküche, ein Weinstübel, ein Fluchtloch und so weiter



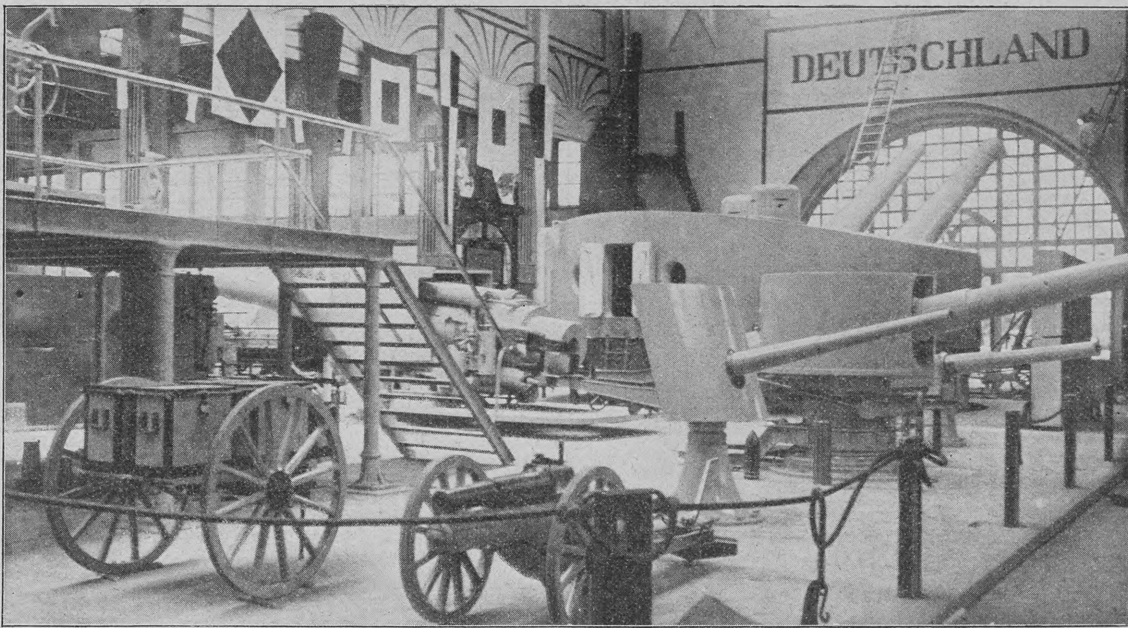
Phot. Karl Seebald, Wien

Schloß Kreuzenstein, wird von Kaiser Wilhelm auf seiner Reise nach Oesterreich besucht werden

Kreuzenstein galt als die stärkste Raubritterburg an der Donau und auch als die gefürchtetste, mit ihr die ihr gegenüber am linken Donauufer gelegene Burg Greifenstein, mit der sie der Sage nach durch einen unterirdischen Gang verbunden sein soll. Die Kreuzensteiner und Greifensteiner Raubritter hatten sich zur Zeit des Faustrechtes verbündet, hielten jedes Schiff, das die Donau abwärts passierte, an und plünderten es. Dazu bedienten sie sich einer mächtigen Eisenkette, die über den Fluß gespannt wurde und so die Schiffe aufhielt. Im zwölften Jahrhundert, als der erste Habsburger mit den Raubburgen aufräumte, fiel auch Kreuzenstein nach harter Belagerung und schweren Kämpfen. Burg Kreuzenstein wird wegen ihrer schönen Lage und ihrer hervorragenden Sehenswürdigkeiten von den Wienern und von der großen Schar der Donaureisenden viel besucht, ebenso das jetzt im Besitze des Fürsten Liechtenstein befindliche, nur zum Teil noch erhaltene Schloß Greifenstein, das den Ausgangspunkt für eine Anzahl schöner Partien in den südlich gelegenen Wiener Wald bildet.

Literatur

Krupkes Konversationslexikon der Börse und des Handels und Praktischer Führer für Kapitalisten. — Fünfte, gänzlich neu bearbeitete und stark erweiterte Auflage. 3 Bände. (Verlag Krupkes Konversationslexikon, Berlin.) Dieses in der Bank- und Börsenwelt längst bekannte Nachschlagewerk liegt nunmehr in 3 Bänden komplett vor. Alle 3 Bände zeichnen sich durch große Uebersichtlichkeit, Reichhaltigkeit und Vollständigkeit aus und bieten in dem gesetzlich geschützten System des Verfassers die gründlichste, rascheste und bequemste Orientierung über jede einschlägige Frage. Die Bände 1 und 2 enthalten das Börsenkonversations- und Rechtslexikon sowie andres wichtiges Material in übersichtlicher enzyklopädischer Darstellung. Der soeben erschienene Band 3 umfaßt auf 400 Seiten wertvolle Informationen über alle Börsenwerte von: Augsburg, Berlin, Braunschweig, Bremen, Breslau, Dresden, Düsseldorf, Essen, Frankfurt a. M., Hamburg, Hannover, Köln, Königsberg i. Pr., Leipzig, Magdeburg, Mainz, Mannheim, München, Stettin, Stuttgart und Zwickau; ferner über die Minenwerte, deren letztjährige und neueste Kurse und die Aussichten der einzelnen Werte für die Zukunft und so weiter, und die amerikanischen Werte der internationalen Börsen sowie die Originalcouponsverzeichnisse aller Zahlstellen und die heute gültigen Börsenusancen in neuer Bearbeitung; rund 10000 deutsche und ausländische Firmen in 2500 Städten sowie die Börsenorgane aller Börsen, enthält ferner das erweiterte Bankierlexikon, Adreßbuch und Ortsregister. Interessante tabellarische Beigaben wie: die Tabelle der in den letzten Jahren bis jetzt an jeder deutschen Börse neu eingeführten Industriepapiere mit den Einführungskursen und so weiter, die Bilanztabellen und eine Fülle andrer wichtiger Informationen erhöhen den Wert dieses Originalwerkes und machen dasselbe als bewährten Ratgeber unentbehrlich. Bei den Aktiengesellschaften mit Dezember-Abschlüssen ist die letzte Dividende zur Eintragung für die noch nicht erklärten Dividenden offen gelassen, und bleibt das Werk durch diese Eintragungen sowie durch die vorgesehenen anderweiten Ergänzungseintragungen aktuell.



Phot. Adolfo Croce, Mailand

Abteilung der Firma Krupp auf der Mailänder Ausstellung

Sternrätsel

4.
13
8 16
1. 2.
1 2 3 4 5 6 7
8 4 7 6
2 10
12 4 12 6
2 14 6 15 11 6 7
5. 6.
9 1
10
3.

Die Zahlen innerhalb des Sternes sind durch Buchstaben so zu ersetzen, daß die Wörter auf den sechs Leisten bezeichnen:
1—2 ein Königreich;
1—3 Negervolk in Afrika;
3—2 eine südeuropäische Halbinsel;
4—5 Stadt in Zentralasien;
5—6 angebliche Goldmacher;
4—6 Land auf der Balkanhalbinsel.

F. P.

Rätsel

Wie man's oft im Leben findet,
Werd' ich erst, wenn etwas schwindet,
Bringe manches an den Tag,
Was im Grund verborgen lag.

Packst du mich von hinten an,
Nicht es dir gelingen kann,
So zu ändern meinen Sinn,
Nein, ich bleibe, was ich bin.

Ist's im Geiste eingetreten
Oder gar in den Moneten,
Tust du gut, dich aufzuraffen,
Dieses Uebel abzuschaffen. Th. W.

Scharade

Ich bin, wahr muß ich sagen,
Nur von gemeiner Art.
Dumm nennt man die Mutter leider;
Sie trägt so weiße Kleider
Und ist so jung und zart.

Doch war ich lange Jahre
Vertraute des Genies;
Da kam ein eiserner Ritter,
Der meinen Ruhm in Splitter,
Mich aus dem Dienste stieß.

Nun leb' ich noch verstohlen,
Vergangner Zeiten Kind,
Bei alten Herrn und Frauen,
Die nicht dem Neuen trauen
Und treu dem Alten sind. Dr. Sch.

Homonym

In Bayern bild' ich weite Strecken,
Die man bei Nacht vermeiden muß.
Willst du beim Studio mich entdecken,
So komm nicht zum Semesterschluß!
Ich biete dir im grünen Wald
Den allerschönsten Aufenthalt.

F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 824:

Des Leistenrätsels: Die senkrechten Reihen: Shakespeare, Walter Scott; die wagerechten: Vasall, Ostern, Kanton.
Des Rätsels: Base—l.

Richtige Lösungen sandten ein: „Teichfräulein" in Briesnitz (3); Gretel in München (4); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (2); „Don Carlos" in Hannover (3); Frl. Margarete Meyer in Wachendorf bei Syke (2); „Pfiffikus" in Rostock (4); Lisa in Zürich (4); Erich K. in Wiesbaden (5); Frau Minna Stone in Hamburg (6); Meta in Lübeck (8); Julius Czvetkovits in Pécs (2); K. Haus in Frankfurt a. M. (3); E. Beßiger in Mülhausen i. E. (3); „Inséparables" aus Metz (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg (3); „Sonnenblume" in Heilbronn (4); „Medikus" in Leipzig (3); Arthur L. in Bozen; Miki Frank in Wien (4); Stammtisch „Baas Kaels" in Aachen (3); Fricke-Schultheiß in Magdeburg (2); A. Bittrolff in Stuttgart (3); Frau Margarete Brosig in Stuttgart (6); Frau Helene Graul in Striegau (2); Gustav Franck in Darmstadt (3); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (4); Clara M. in Bielefeld (3); „Erzschlaukopf" in Passau (3).

Das Komitee für vollständige Mädchengymnasien

erläßt folgenden Aufruf: Seit der Gründung des ersten deutschen Mädchengymnasiums (1893 in Karlsruhe) ist unablässig für die Ausgestaltung gymnasialer Frauenbildung gewirkt, ununterbrochen danach gestrebt worden, jene Anfänge gymnasialer Mädchenschulung in stetigem Ausbau zu einem organischen Ganzen zu entwickeln. Gegenwärtig nun ist zu befürchten, daß die Reformen auf diesem Gebiete, die so verheißungsvoll begonnen haben, im Sande verlaufen, denn von den verschiedensten Seiten wird darauf hingearbeitet, daß die „Gymnasialkurse für Mädchen", wie sie heute bereits in mehreren preußischen Städten bestehen, nicht zu vollständigen Mädchengymnasien entwickelt, sondern unorganisch mit Höheren Töchterschulen verbunden und so an ihrem Ausbau nach unten hin gehindert werden. Es bedarf aber nicht erst der Erwähnung, daß solche Gymnasialkurse nicht imstande sind, den gerechten Anspruch der Frauen auf eine gründliche, nur in langen Jahren zu erwerbende gymnasiale Schulung zu befriedigen. Der Staat selbst erkennt an,

daß es notwendig ist, den Frauen verschiedene auf wissenschaftliche Studien gegründete Berufe — in erster Linie den Beruf des Arztes — zu erschließen: er läßt die Frauen zum Universitätsstudium zu. Der Staat selbst will die Frauen zu solchem Studium nur unter den gleichen Voraussetzungen zulassen wie die Männer: er fordert von ihnen das Abiturium. Der Staat selbst aber macht es den Frauen unmöglich, zu diesem von ihm geforderten Abiturium auf demselben Wege zu gelangen wie die Männer: er verweigert ihnen vollständige Mädchengymnasien und gestattet ihnen nur fünf- beziehungsweise sechsjährige „Gymnasialkurse" im Anschluß an die vollendete beziehungsweise an die noch nicht vollendete Höhere Töchterschule. (Durch die vor kurzem vom Kultusministerium in Aussicht genommene Umwandlung Höherer Töchterschulen in Lyzeen und Schaffung von Oberlyzeen wird die Frage voller systematischer gymnasialer Ausbildung der Frau nicht berührt, da diese geplante Neueinrichtung nur eine neue Art der Zusammenfügung gymnasialer und andrer Schulung darstellen würde.) Wir glauben, daß es hohe Zeit ist, denjenigen unsrer Töchter, die aus irgendeinem Grunde volle Gymnasialbildung brauchen, zur Erlangung dieser Bildung ebensogut eine Vollschule zu gewähren, wie sie den die gleiche Bildung brauchenden Söhnen in ihrem Gymnasium und — wie sie den eine gymnasiale Bildung nicht erstrebenden Töchtern in ihrer Höheren Töchterschule zur Verfügung steht. Wir glauben, daß „das Volk der Dichter und Denker" es für seine Pflicht halten muß, gerade seinen strebsamsten Töchtern für ihre gymnasiale Ausbildung in Zukunft etwas Besseres zu bieten, als die ihnen heute gebotenen Bruchstücke zweier ganz verschiedener Schulgattungen. Darum bitten wir alle, die gleich uns das prinzipielle Recht der Frau auf vollständige Gymnasialschulung anerkennen, sich an unsern Bestrebungen zu beteiligen, indem sie uns ihre Zustimmung aussprechen und uns gestatten, diese Zustimmung mit Namensnennung unsrer nächsten an das preußische Kultusministerium zu richtenden Petition beizufügen, in welcher sowohl für die Errichtung vollständiger Mädchengymnasien wie für die Ausgestaltung bestehender Gymnasialkurse zu Vollschulen die prinzipielle Genehmigung der Regierung erbeten wird. Wir bitten, solche Zustimmungserklärungen freundlichst an unsre Geschäftsführerin Frau Professor J. Kettler, Hannover, Lavesstraße 67, gelangen zu lassen.

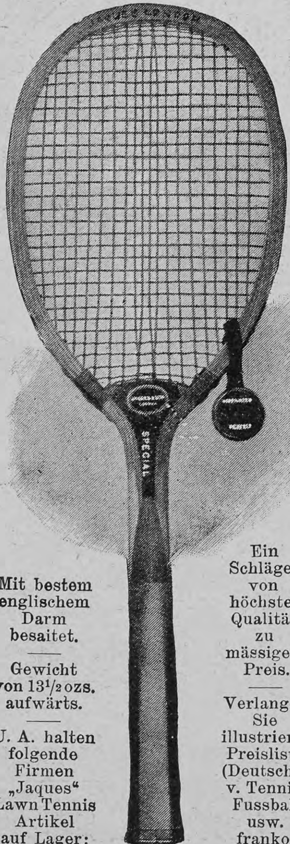
Aus Bädern und Kurorten

Bad Sooden-Werra, das im Juni dieses Jahres auf ein fünfundzwanzigjähriges Bestehen zurückblicken kann, ist von Jahr zu Jahr mehr in Aufnahme gekommen und erfreut sich besonders des Zuspruchs der besten Kreise. Seine zu Bade-, Trink- und Inhalierzwecken, zum Teil unter Zusatz von Kohlensäure oder Fichtennadelextrakt, verwendete Sole hat sich als Heilmittel gegen Rheumatismus, Lähmungen, Skrofulose, Gicht, Rhachitis, Frauen- und Hautkrankheiten, Katarrhe der Luftwege, Blutarmut, Herz-, Rückenmarks- und Nervenleiden hervorragend bewährt. Mit Beginn seiner Jubiläumssaison eröffnet Sooden ein neues Inhalatorium, das hinsichtlich seiner Ausstattung mit Apparaten der verschiedensten Systeme gegenwärtig als größtes und mustergültiges in ganz Deutschland dasteht.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

David, Ludwig, Ratgeber für Anfänger im Photographieren. Jubiläumsausgabe 1906. 33. bis 35. Auflage. ℳ 1.50. Halle, Wilhelm Knapp.
—, —, Photographisches Praktikum. Gebd. ℳ 4.—. Ebd.
Der Kunstschatz. Die Geschichte der Kunst in ihren Meisterwerken. Lieferung 25 bis 28. In 50 Lieferungen à 40 ₰. Stuttgart, W. Spemann.
Der St. Bernhardshund. Zur Belehrung angehender Liebhaber und Freunde der Rasse herausgegeben vom St. Bernhardsklub. München, Verlag des St. Bernhardsklub.
Donnay, M., Liebesleute. Aus dem Französischen von Stephan Estienne. Gebd. ℳ 4.—. Berlin, Verlag Harmonie.
Elsenhans, P. Chr., Berufsbüchlein. Auskunft über Bildungsgang, Kosten und Aussichten der Berufswege für Söhne und Töchter aller Stände. 2. Aufl. ℳ 1.50. Stuttgart, Verlag W. Kohlhammer.
Evers, P., Die Verhochdeutschung Fritz Reuters. Eine literarische und sprachliche Zeit- und Streitfrage. 50 ₰. Schwerin, Ludwig Davids.
Fischer, Marthe R., Toska baut. Thüringer Geschichten. ℳ 2.60. Stuttgart, A. Bonz & Co.
Graef, Herm., Heinrich Heine. Beiträge zur Literaturgeschichte. Heft 5. 2. Aufl. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
—, —, Schillers Romanzen in ihrem Gegensatz zu Goethes Balladen. Heft 1. Beiträge zur Literaturgeschichte. Ebd.
v. Hornstein, Ferd., Fühlung. Psychologische Dichtungen. II. Ausgabe. Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.
—, —, Mohammed. Drama in 3 Akten. ℳ 2.—. Ebd.
Kiel-Hoffmann, Sturm und Stille. Dichtungen. Gebd. ℳ 3.50. Selbstverlag.
Wohldorf, die Hamburger Gartenstadt. 50 ₰. Hamburg, H. O. Persiehl.



Aus Industrie und Gewerbe

Um Kinder während des Wachstums vor Erschöpfung zu bewahren, empfiehlt es sich, ihnen neben der gewöhnlichen, von ihnen aber meist nicht genügend genommenen Kost ein konzentriertes Nährpräparat, wie Eisentropon, immer wieder auf längere Zeit zu reichen, das gleichzeitig ganz bedeutend den Muskelanbau sowie die Verbesserung des Blutes, dieses beim Organwachstum so wichtigen Nährmaterials, fördert.

Als das sicherste, bequemste und darum für den Hausgebrauch geeignetste Desinfektionsmittel ist seit langer Zeit das Lysol bekannt. Nachdem durch schärfere Kontrolle beim Verkauf dem Mißbrauch, der in der letzten Zeit mit Lysol getrieben wurde, entgegengetreten worden ist, kann dasselbe um so unbedenklicher dem Verbraucher zu ordnungsmäßiger Verwendung empfohlen werden. Bekanntlich werden die ätzenden Eigenschaften des konzentrierten Lysols durch Hinzufügen von Wasser aufgehoben, so daß die für den Gebrauch vorgeschriebenen Lösungen völlig unschädlich sind.

Magenbeschwerden und Durchfälle, besonders alle diejenigen Zustände, die mit Gärungen einhergehen, Appetitlosigkeiten und alles, was dazu gehört, bekämpft man am sichersten, schnellsten und unschädlichsten mit „Sirolin Roche". Es hat die altberühmten Heilqualitäten des Buchenteeres, aber vermeidet die Nachteile aller andern Präparate. Es ist ungiftig, reizlos, sicher dosierbar und hat einen tadellosen Geschmack. Es ist nach dem Urteil aller Sachverständigen das beste aller Teerpräparate. Erhältlich in den Apotheken.

Bei der jetzt herrschenden Mode der Prinzeßkleider ist es für viele Damen vorteilhaft, die neuen breiten Miedergürtel der Firma Weeks mit demselben Stoff zu überziehen wie der eines Kleiderrocks. Man erhält auf diese Weise ein Kostüm, das dem Prinzeßrock außerordentlich ähnlich ist und einen durchaus eleganten, gefälligen Eindruck macht. Besonders vorteilhaft ist hierbei der Umstand, daß man den Rock mit oder ohne diesen Miedergürtel tragen kann und hierdurch den Eindruck zweier vollständig verschiedener Roben erweckt. Wenn diese neuen Miedergürtelunterlagen noch nicht in den besseren Modewarenhandlungen einiger Städte erhältlich sein sollten, so wende sich man direkt an die alleinigen Fabrikanten Weeks & Co., Hamburg I Departement — und man wird das Gewünschte prompt erhalten. Der Preis beträgt 2 Mark per Stück.

Zur Krönungsfeier des Königs Haakon von Norwegen, die am 22. Juni dieses Jahres in Drontheim stattfindet, arrangieren Kapitän Bades Söhne, Wismar i. M., bekannt durch ihre jährlichen Spitzbergenfahrten, eine Extratour, auf der dem Publikum Gelegenheit geboten wird, gleichzeitig die interessantesten Punkte der norwegischen Küste wie auch durch eine dreitägige Ueberlandtour das Innere des Landes in Augenschein zu nehmen. Die Fahrt beginnt in Kiel und dauert vom 15. bis 30. Juni. — Die Spitzbergenreisen finden wie in früheren Jahren vom 5. bis 31. Juli und vom 5. bis 31. August statt.

Ein gutes Mittel zur Körperkräftigung ist Hausens Kasseler Hafer-Kakao, namentlich bei Blutarmut, Bleichsucht, Magenleiden, Darmkatarrh und so weiter. Es ist nicht allein ein vorzügliches Nährmittel für Leidende, sondern auch ein Kräftigungsmittel für Gesunde, namentlich für solche, die angestrengt geistig arbeiten müssen, also für Künstler, Gelehrte, Journalisten, Rechtsanwälte, Kaufleute und so weiter, insbesondere aber auch für Schüler und Schülerinnen höherer Lehranstalten und für schwächliche Frauen.

Für die den Säuglingen so gefährliche Sommerzeit empfiehlt es sich, bei vorkommenden Krankheitsfällen die Nahrung mit Kuhmilch auszusetzen und nur mit der bekannten Kindernahrung „Odda" und Wasser zu nähren, bis die Gesundheit wiederhergestellt ist. Die „Odda"-Wassermischung kann auch noch später beibehalten werden, da sie außerdem auch die Milch bekömmlicher macht.

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

A. Crès — (Aus den diesjährigen Pariser Salons) — Auf der Terrasse

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Voller und voller wurde es in den Räumen. Die Geigen sangen ihre Pußtalieder. Zweimal schon hatte Gerden fragen lassen, ob er denn nicht beginnen könne; seine Bajaderen würden ungeduldig, und die Griechenleutnants tränken eine Pulle Schaum nach der andern. Serrenberg sah verstohlen nach der Uhr. Schon die zehnte Stunde vorüber. Und dann blickte er rückwärts nach seiner Frau. Er hatte eine leise Besorgnis, ob sie heut in dem ungewohnten Treiben auch richtig zu repräsentieren wissen werde ... überhaupt eine leichte Scheu: Hanna war in diesen Tagen so anders, so fremd gewesen.

Ah ... da stand ja Gräfin Ulla neben ihr. Natürlich ... als ob sie hier mit Hausfrau spielen dürfe. Uebrigens sah sie brillant aus als Mediceerin mit dem wundervollen Wiggersenschen Familienschmuck ... neidlos anzuerkennen. Vielleicht war's auch gut, daß sie neben Hanna blieb, ihr — sozusagen — ein wenig assistierte. Wenn eine, so kannte sie sich ja in diesem Tohu-Wabohu aus. Gott, die Menschheit —

„Alleruntertänigsten Dank, Königliche Hoheit! Darf ich Königliche Hoheit zu meiner Frau führen?"

Serrenberg atmete erleichtert auf. Das Raunen und Schwirren in der Gesellschaft ebbte auf einige Augenblicke ab. Tiefe Verbeugungen —

„Ja, lieber Professor, bitte, vor allem die gnädige Frau! Hoffentlich haben Sie nicht auf mich gewartet ... ich wurde im Schloß festgehalten ..."

Der alte Herr — in kleiner Uniform, nur den Stern des Hausordens auf der Brust — schritt, nach allen Seiten huldvollst grüßend, rasch und elastisch durch den Raum und war dann sofort in angeregter Unterhaltung à trois, mit Hanna und der Gräfin. Wieder atmete Serrenberg erleichtert. Gottlob, Hanna benahm sich tadellos.

Und nun schnell beginnen. „Lieber Herr von Wietersheim, fliegen Sie zu Gerden ... er soll losschießen."

Ah — ah —

Vier Mohren in phantastischen prunkvollen Kostümen rollten einen Riesenteppich auf, gleichmäßig vorschreitend, und schafften dadurch zugleich Raum. Die Musik setzte in einer weichen, rhythmischen Melodie ein. Aus dem hinteren Raum glitten vier schlanke, reizende Indierinnen, in einer Linie mit verschlungenen Armen, herein, lösten sich, begannen in graziösen Windungen, fast ohne sich von der Stelle zu bewegen, ihren anmutigen Tanz.

Entzückende Erscheinungen, blutjunge Damen aus der Gesellschaft, die mit einer vollendeten Grazie tanzten. Die zarten, weichen orientalischen Stoffe schmiegten sich eng an die knospenhaften Formen, die langen duftigen Schleier spielten und wehten —

Karl Gustav Tarchow konnte sich gar nicht satt schauen. Die Kostüme kannte er ja sehr genau und flüsterte auch seinem Nebenmann, dem Doktor Braun, zu: „Von mir." Aber es war doch etwas ganz andres: in diesen Kostümen diese Rassemädchen, jede in ihrer Art eine Schönheit, blühend, jung und frisch, hier in diesem Kreise — und ein Dritteldutzend Ballettratten auf der Bühne mit ihrem Stereotyplächeln, das immer zu sagen schien: hier siehste mir, hier haste mir. Ja, den Deubel auch — das hier war Klasse!

Unter allgemeinem Jubel verschwanden die vier Bajaderen, wie sie gekommen waren, in einer Reihe, sich gegenseitig mit den Armen umfassend.

Für sie aber stürmten acht Faune herein — junge Herren von der Garde, „à la Böcklin frisiert," wie Exzellenz Brun meinte, der für heute all und jedes Zeremoniengesicht abgelegt zu haben schien und sich köstlich amüsierte.

Die Waldteufelchen wälzten sich auf dem Teppich, tranken aus efeuumwundenen Bockshörnern, stoben bald nach rechts, bald nach links in den engen Kreis der Zuschauer — stets nach dort, wo die hübschesten Frauen standen, und betrugen sich ein Weilchen so unpassend, wie es eben in guter Gesellschaft noch möglich ist. Bis, in Gruppen zu vieren, acht reizende Nymphen erschienen, auf welche die frechen Gesellen förmlich Jagd machten, die sie sich eroberten und mit denen sie sich im Reigen schwangen. Dann ritt hoch zu Roß Orpheus herein — ein unheimlich dicker Orpheus, ganz komische Figur; das Roß trug höchst merkwürdige goldene Pegasusflügel, und Orpheus trug in den Armen eine Lyra aus Stroh, und er sang ein ganz diabolisches Liedchen mit allerlei Anspielungen auf die moderne Kunst.

Serrenberg folgte den Aufführungen längst nicht mehr.

Seine ganze Aufmerksamkeit war auf die präraffaelitisch schlanke Mädchengestalt gerichtet, die plötzlich unweit des Eingangs auftauchte. Man hatte ihr Platz gemacht, sie stand vorn in der ersten Reihe, doch der ganze Raum trennte den Professor von ihr; er konnte nicht über den Teppich mit den Tänzern hinweg; er konnte auch nicht von der Seite des Herzogs. Aber seine Augen hingen wie gebannt an Karen.

Einer roten Mohnblüte gleich hob sie sich drüben ab. Rot, knallrot das Kleid, das sich, jede Mode des Tages verschmähend, ganz eng an ihre Glieder schmiegte; roter Mohn in dem blauschwarzen üppigen Haar; einen vollen Strauß roten Mohns an dem sehr tiefen Ausschnitt; rot die Schuhchen; rot der große Fächer, den sie in den Händen hielt. ‚Es ist so gewagt wie nur möglich,' sagte Serrenberg sich. Für jede andre wäre es unmöglich gewesen. Zu dieser eigenartigen Schönheit paßte aber gerade das Extravagante, ja, es fiel kaum als extravagant auf. Raffiniert freilich war es — das sah auch er. Erstaunlich raffiniert sogar. Der Stoff des Kleides gewiß spottbillig, der Mohn, der Fächer von Wertheim. Aber das Kleid saß wie eine Aalhaut. Unwillkürlich mußte er denken: kein Korsett, kein Jupon! Und sie trug die billigen Blüten, als stammten sie direkt aus Paris. Dazu der matte und doch so leuchtende Teint — und diese dunkeln Augen, über denen die langbewimperten Lider sich bald schlossen, bald weit auftaten.

Uebrigens erregte Karen doch Aufsehen. Noch ehe die Nymphen und Orpheus verschwanden, beugte sich der Herzog zu Serrenberg und fragte flüsternd, wer sie sei. Der Professor gab Auskunft und fühlte, wie er dabei seiner Stimme Zwang antun mußte.

„Guter alter Name," meinte der hohe Herr. „Aus dem Thüringischen, wenn ich mich recht erinnere. Schönes Mädchen ... nur, wie soll ich denn sagen ... etwas exotisch gekleidet."

„Auf einem Künstlerfest, Königliche Hoheit —"

„Richtig! Sehr richtig! Man mag es als Kostüm nehmen."

Endlich fand Serrenberg eine Gelegenheit, sich nach der andern Seite hinüberzuschieben, den Baron und seine Nichte zu begrüßen. Karen dankte nur mit einem kleinen Neigen des Kopfes, aber sie nahm doch seinen Arm und ließ sich zu Hanna führen. Die Puffen seines Aermels streiften dabei ihre entblößte Schulter, und er empfand die Berührung fast gleich einem elektrischen Schlag.

Hanna machte etwas verwunderte Augen, fand Serrenberg und dachte: ‚Mein Gott, wie kleinlich! Wie unkünstlerisch!' Die Gräfin hob die Lorgnette und lächelte. ‚Sie kann den Neid auf Jugend und Schönheit nie unterdrücken. Immer hat sie dann diesen ironischen, malitiösen Zug — meinetwegen — laß sie!' Schließlich sprachen beide Damen ja doch einige liebenswürdige Worte; Karen machte den vollendetsten Hofknicks vor Seiner Hoheit — und dann drängte sich auch schon der unvermeidliche Schwarm junger Leutchen heran, sich vorstellen zu lassen, dem neuen Stern zu huldigen.

Bötel sang, und Frau Götze sang. Agnes Sorma sprach einige Verse. Serrenberg mußte danken und wieder danken; mußte dann den Herzog bis in die Garderobe begleiten — Seine Hoheit reisten noch in der Nacht nach der Riviera, wünschten „sich polnisch zu drücken", waren aber äußerst enchantiert und gnädig: „Wenn ich zurückkomme, werd' ich hoffentlich Ihren Kleist sehen, lieber Professor. Majestät sprachen gestern noch davon. Viel Glück ... und gutes Amüsement heut noch ..."

So hatte Serrenberg Karen ganz aus dem Gesicht verloren. Er fand sie erst wieder, als der Tanz schon begann. Sie saß in einem der Korbstühle nahe dem Orchester, so daß die grüne Wand einen wirkungsvollen Hintergrund bot. Weit zurückgelehnt, die Füße vorgestreckt und gekreuzt; winzig klein, wie Aschenbrödelpantöffelchen, die leuchtend roten Schuhe; ein Stückchen Strumpf war noch sichtbar, um eine Nuance heller — oder schien's nur so, weil die Haut durch das spinnwebdünne Gewebe schimmerte.

Eine Schar Herren war um sie herum.

Serrenberg hatte schon, in größter Hast, die nötigen Pflichttänze absolviert, als er herantrat. Auch mit Hanna hatte er getanzt —

Nun fragte er ehrlich erstaunt: „Und Sie tanzen nicht, gnädiges Fräulein?"

Langsam schlug sie die Augen auf und schüttelte den Kopf.

„Tanzen Sie überhaupt nicht gern?"

„O — doch! Aber ich hab' heute keine Lust."

Ein paar der Herren jammerten laut. Sie sah mit großen Augen lächelnd im Kreise umher. „Wenn ich doch keine Lust habe. Ich bin doch keine Sklavin."

In Serrenberg trotzte es auf, und ihn überkam eine trunkene Lust, sie im Arme zu haben. Er trat noch näher an sie heran und bat heiß: „Eine Ausnahme müssen Sie aber machen, gnädigstes Fräulein. Dem Hausherrn dürfen Sie eine Extratour nicht abschlagen."

Sie antwortete nicht gleich. Es war, als überlegte sie. Dann stand sie auf. „Einmal soll ja wohl keinmal sein —" sagte sie gedehnt.

Es war ein Straußscher Walzer.

Serrenberg wußte, daß er vorzüglich tanzte. Aber er wußte auch, so gut hatte er noch nie getanzt. Es war wie ein Schweben. Er brauchte nicht zu führen, sie glitt mit ihm durch den Raum leicht wie eine Libelle, geschmeidig wie eine Sylphide. Er fühlte sie kaum und fühlte doch wieder, wie sie sich im Rhythmus ihm anpaßte.

Dann sagte sie plötzlich: „Genug —", ehe sie noch völlig herumgetanzt hatten. Es klang fast wie ein Befehl.

„Aber, gnädigstes Fräulein —"

„Bitte — nein! Ich tanze nicht mehr."

So führte er sie zurück. Innerlich bebend vor Zorn. Machte ihr eine knappe Verbeugung und sah nur noch, wie sie sich auf ihren Stuhl hinstreckte, mit lässiger Grazie den großen roten Fächer spielend ausbreitete, und wie gleich wieder der Schwarm junger Herren um sie herum war.

‚Das soll sie mir büßen,' dachte er. ‚Nicht einen Moment kümmere ich mich mehr um sie.' Und er ging zum Büfett, stürzte hastig ein Glas Sekt hinunter und widmete sich den alten Herren, die hier Posto gefaßt hatten. Auch der Oberförster war unter ihnen, und der fragte gleich:

„Wer war denn die Rote, mit der du eben tanztest, Fritz?"

„Ein Fräulein von Gellertshausen oder so ähnlich. Ich sah sie heut erst zum zweitenmal," gab er kurz Auskunft.

„Prachtmädel. Aber weißt du, so 'n bissel was Zigeunerisches. Ich war mal als Forstassessor unten in Rumänien — lang ist's her —, da gab's die Rasse. Milch und Blut, Feuer und Wasser — alles in einem. Recht, um die Männer toll und verrückt zu machen und ihnen nachher eine lange Nase zu drehen."

Serrenberg wandte sich ab. Denn gerade schwieg die Musik, und die Diener begannen die kleinen Tische für das Souper hereinzutragen. Er mußte eilen, um Exzellenz von Mohlband zu suchen, die er führen wollte. Gottlob, daß die kleine bescheidene Frau mit dem blonden Diakonissenscheitel keine großen Ansprüche an die



Raoul du Gardier — Auf der Themse

(Aus den diesjährigen Pariser Salons)

Unterhaltung machte. Sie nickte eigentlich immer nur mit demselben freundlichen Lächeln.

Das Souper war ganz kurz. Zwei Schüsseln und Eis. Die meisten berührten die Speisen kaum, da die Aufmerksamkeit bald durch eine Art chinesischen Schattenspiels abgelenkt wurde, zu dem Tielscher, der urkomische Tielscher, einen drolligen Text über Tante Charley im Trojanischen Krieg vortrug.

Wider Willen suchte Serrenberg bei Tisch doch nach Karen. Aber er sah nur in einer entlegenen Ecke, an einer Tafel der Jugend, einen roten leuchtenden Fleck. Dort war sie wohl — diese unartige, unausstehliche Person —

Am Nebentisch saß Hanna, die der Zeremonienmeister zu Tisch geführt hatte; an ihre andre Seite hatte sie sich selbst den Großvater geholt. Sie sprach angeregt mit beiden Herren. Serrenberg fand, sie sah jetzt besser aus als vorhin, viel frischer und viel anmutiger. Es freute ihn, und es freute ihn auch, daß die sonst so schweigsame Exzellenz Mohlband einige liebenswürdige Worte über Hanna sagte in ihrer ruhigen, sanften Art, die immer den Stempel innerlichster Wahrhaftigkeit trug. Es war doch ein reizendes Frauchen — seine Hanna. Gleich nachher mußte er zu ihr gehen, noch gar nicht hatte er sich heut um sie gekümmert. Und eigentlich nur diese alberne Karen im Sinne gehabt —

Ganz an der andern Seite des vorderen Ateliers hatte der Zufall Gabriele Tarchow und Herrn von Gerden zusammengeführt. Sie war erschrocken, als ihr Tischherr, ein junger Assessor aus dem Auswärtigen Amt, sie gerade an diesen Tisch geleitete. Und sie war empört, als Gerden ganz gelassen sagte: „Das ist nett, Herr von Wilten, daß Sie Wort halten. Ich armer geplagter Vizedirektor der Serrenbergschen Unternehmungen wäre sonst vielleicht gar nicht dazu gekommen, das gnädige Fräulein um ihr Urteil über unsre Aufführungen zu fragen."

Hochmütig schürzte sie die Lippen. Gar nicht antworten — am Ende war's das beste. Aber es brannte ihr doch auf der Zunge. Und so meinte sie kühl und spitz: „Wenn Sie mich fragen, Herr von Gerden — ganz nett. Ich habe freilich nicht viel hingesehen. Sie wissen ja, ich habe wenig Interesse für diese Dinge."

Er nahm sich in aller Seelenruhe Kaviarsauce zu seinem Lachs, kostete, erklärte: „Vortrefflich —", aß das Stück auf dem Teller ziemlich auf und fragte dann erst: „Wofür haben Sie denn eigentlich besondere Interessen, gnädigstes Fräulein?"

Gabriele kochte innerlich. Am liebsten hätte sie entgegnet: ‚Das geht Sie doch wahrhaftig zu allerletzt was an!' Aber sie begnügte sich mit dem gemäßigteren: „Für ernstere Dinge — auch für die ernstere Kunst." Das „ernst" beide Male, zumal aber zu zweit, kräftig zu unterstreichen, konnte sie sich doch nicht versagen.

„O — ja!" meinte er, wieder nach einer kleinen Pause. „Ernstere Kunst ... schöne Sache das! Nur daß wir eben Epigonen sind. Was sollen wir anfangen, die wir doch nur von den Brosamen leben, die von den reichbesetzten Tischen der klassischen Meister abgefallen sind!"

„Genügsamkeit ist eine köstliche Tugend —" höhnte sie.

„Ist sie auch. Wenigstens sichert sie vor Unbescheidenheit und Ueberhebung. Ich bitt' Sie übrigens, gnädiges Fräulein: ist's denn heut in den andern Berufen, vom kaufmännischen und technischen vielleicht abgesehen, anders? Die Armee zehrt noch immer vom Ruhm Moltkes, die Politik — fragen Sie Herrn von Wilten — lebt von der Hinterlassenschaft Bismarcks. Seit der Wolter haben wir keine wirklich große Heroine gehabt, vielleicht seit Devrient keinen wirklich großen Schauspieler —"

„... und wer war der letzte große deutsche Bildhauer? Ihrer Meinung nach?"

„Ich werd' den Geier tun und mir den Mund verbrennen, gnädiges Fräulein. Jedenfalls werde ich nie ambitionieren, ein großer Meister zu werden." Wieder sprach er sehr gelassen, trank sein Glas Schaumwein aus und machte ein Gesicht, so harmlos wie ein junges Mädchen.

Gar zu gern hätte sie gesagt: ‚Das glaub' ich auch.' Aber das ging ja leider nicht, und so fragte sie nur: „Ja — warum sind Sie denn Bildhauer geworden?"

„Aus Freude an der Kunst. Warum soll ich ihr nicht auch mit meinem kleinen Talentchen dienen dürfen? Als bescheidener, aber beglückter Jünger. Alle Tage freu' ich mich von neuem, daß ich die Pandekten hinter den Ofen geworfen habe."

Gabriele zog die schönen Schultern hoch und schliff in Gedanken eine neue Spitze. Da kam aber der junge Diplomat dazwischen und riß das Gespräch an sich. Fast gewaltsam, denn er fühlte sich in seiner Eigenschaft als Tischherr und als Vertreter seines hohen Amtes gleich gekränkt. Und außerdem war dies Fräulein Tarchow wirklich eine famose Erscheinung ... der Papa sollte ja auch ein ganz annehmbarer Herr sein ... „bloß" Tarchow freilich ... aber man nahm das heutzutage nicht so genau ...

Der Kommerzienrat Modderstedt hatte um die Ehre gebeten, Gräfin Wiggersen zu Tisch führen zu dürfen. Sie mochte den alten behaglichen Herrn gern und gebrauchte daher keine der Ausflüchte, die sie sonst immer zur Hand hatte. Es verschlug auch nichts, daß sie im voraus wußte, er hatte ein kleines Anliegen — um gefährliche Dinge handelte es sich bei ihm nie. Richtig kam er denn auch bald mit seiner Bitte herausgerückt: Professor Sladen hatte ihm von einer Wedgwood-Tasse erzählte, die sie besäße, eine der berühmten Froschtassen, die der große britische Keramiker einst für den russischen Hof gefertigt habe; er sei selbst leidenschaftlicher Wedgwood-Sammler ... ob er sich wohl erlauben dürfe, gelegentlich in ihrem Palais vorzusprechen ...

Lächelnd stimmte sie zu. Es war ja nur ein Vorwand Modderstedts, die nicht ganz ungeschickte Anbahnung gesellschaftlichen Verkehrs. Warum nicht?

Dann freilich schlief das Gespräch zwischen ihnen etwas ein. Aber die Gräfin kam mit ihren andern Tischnachbarn in eine desto angeregtere Unterhaltung. Sie kannte den hochgewachsenen jüngeren Herrn nicht, hatte bei der Vorstellung wohl auch seinen Namen nicht verstanden. Und er wußte augenscheinlich nichts von ihr ... gar nichts ...

Er schien überhaupt ganz fremd in der Gesellschaft. Sonst hätte er kaum so offen gesprochen. Unvorsichtig offen fast.

Allmählich, indem sie das Gespräch mit der ihr eignen Geschicklichkeit schob und lenkte, kam sie dahinter, daß er Münchner und ohne Zweifel auch Bildhauer sei. Eine scharfe, rücksichtslose Zunge! Ein ganz moderner Mensch zugleich — Hildebrand-Schüler wahrscheinlich. Eine Schale ätzenden Spotts nach der andern goß er über die Berliner Bildhauerkunst aus. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte man nichts Besseres tun können, als das Bismarck-Denkmal abzutragen, das Nationaldenkmal als Alteisen zu verkaufen, von der Siegesallee nur die Bänke stehen zu lassen.

Es amüsierte die Gräfin. Aber schließlich fragte sie doch: „Und trotzdem sind Sie hier?"

„Ja!" gab er lachend zurück. „Warum nicht? Mein Studienfreund Gerden, der ja freilich jetzt auch mit seinem ganz netten kleinen Talentchen im Spreefahrwasser ertrinken wird, gab mir eine Karte. Nun — man muß doch auch den Menschen von dem Künstler trennen. Warum soll ich nicht eine Gesellschaft bei einem Kollegen besuchen, der mir als Künstler ziemlich fad vorkommt!"

„Oho! Das ist stark!"

„Persönliche Ansicht, Gnädigste. Vielleicht hätt' unser liebenswürdiger Wirt auch Besseres geschaffen, wenn er nicht halt grad' nach Berlin gekommen wäre. Uebrigens Frage gegen Frage, wenn die Gnädigste gestatten: wie kommt's wohl, daß man bei ihm fast gar keinen Kollegen trifft — den Gerden ausgenommen?"

„Das ist wohl auch eine Eigentümlichkeit des Berliner Lebens. Jeder zimmert sich hier seinen Kreis — und darüber geht der Zusammenhalt verloren."

„Schad' ist's. Aber ich denk' mir, das Kreiszimmern wird wohl halt auch im Geschäftsinteresse geschehen. Die Kunst geht nach Brot oder nach Trüffelpasteten oder nach Orden — alles dasselbe. Das ist immer ihr Tod gewesen. Nichts für ungut, meine Gnädigste —"

Die Tafel wurde aufgehoben. Sofort wogte und schwirrte die Gesellschaft durcheinander.

Serrenberg hatte sich bestimmt vorgenommen, sich Hanna zu widmen, sowie es seine Pflichten als Wirt nur zuließen. Es war etwas wie Reue in ihm — all die letzte Zeit hatte er sie ein wenig vernachlässigt.

Aber gerade als er zu ihr trat, ihr ein herzliches Wort sagte, ihr die Hände küßte, tauchte wenige Schritte neben ihm das flammende Rot auf. Karen verneigte sich vor ein paar älteren Damen, und die langsame, tiefe Verbeugung brachte ihm wieder all den Reiz ihrer geschmeidigen Gestalt zum Bewußtsein. Er ärgerte sich, er biß sich auf die Lippen. Er war fest entschlossen, ihr aus dem Wege zu gehen — und eine Minute später stand er doch vor ihr.

„Mahlzeit, gnädiges Fräulein. Haben Sie sich gut bei Tisch unterhalten?"

Sie hatte ihm die Hand gereicht. Eine merkwürdige Hand — er brauchte gar nicht hinzusehen, er empfand es bei der Berührung. Nicht übermäßig klein, aber erstaunlich schmal; sehr wenig Fleisch, die Knochen aber so dünn und fein, als müßte jedes feste Zufassen sie zerbrechen. Ganz kühl, fast kalt lag sie in der seinen, nicht gebogen, sondern lang gestreckt, wie um den Handdruck zu vermeiden.

„Unterhalten?" sagte Karen. „O ja. Ich unterhalte mich eigentlich immer gut. Und dann stand gegenüber an der Wand ein Apollotorso. Der hätte mir auch allein genügt ..."

„So interessieren Sie sich für meine Kunst?"

Sie schlug langsam die Lider auf und sah ihn — nur auf einen Augenblick — voll an.

„Ja!" sagte sie dann. „Aber ich habe wenig gesehen, bin sehr dumm, um den rechten Ausdruck zu gebrauchen."

„In der Kunst kann die Empfindung das Wissen oft ersetzen. Ja, richtig zu empfinden ist nicht selten mehr wert als kritisches Zergliedern."

„Das wäre ein Trost für mich, wenn ich mich trostbedürftig fände. Das bin ich aber gar nicht."

„Sie haben auch keine Veranlassung dazu, gnädiges Fräulein! Nur der Arme ist trostbedürftig. Sie sind reich, denn Sie sind schön."

Karen lächelte, ohne aufzusehen. „Herr Professor ... warum diese Phrase? Daß ich nicht gerade häßlich bin, sagt mir mein Spiegel auch. Aber es ist so gleichgültig —"

Er wußte ganz genau, daß sie log. Rundweg log. Daß sie eitel war und gefallsüchtig. Daß sie ihn nur reizen wollte, mehr zu sagen. Daß es ihr darauf ankam, ihn in diesem Moment an dieser Stelle festzuhalten, wo sich schon ein kleiner Kreis um sie gebildet hatte, dessen Mittelpunkt sie war. Alles das fühlte, wußte er. Fort wollte er, das Gespräch mit einem kurzen Wort abbrechen — er hatte sich schon viel zu weit eingelassen.

Da sah sie plötzlich auf. Ganz anders wie sonst. Sein scharfes Künstlerauge hatte das sofort erfaßt. Sie schielte nämlich ein wenig. Ganz wenig nur. Aber gerade das, was bei andern Augen so häßlich ist, gab ihrem Blick einen merkwürdig fesselnden, ja aufreizenden Ausdruck. Er konnte nicht los — diese schönen dunkeln Augen mit dem pikanten Fehler hielten ihn fest —

Aber er sprach auch nicht. Wortlos standen sie sich beide ein paar Sekunden gegenüber, und er sagte sich, innerlich wütend: ‚Das ist ja gerade, als ob sie ihre Macht erproben wollte. Den bösen Blick hat dieses Weib — das ist alles. Bist du denn ein abergläubischer Italiener? Mach dich nicht lächerlich! Dein Benehmen muß ja auffallen!'

(Fortsetzung folgt)





Charles Hoffbauer — Einzug eines Kondottiere in Florenz

Pariser Kunstausstellungen

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu neun Abbildungen nach Werken verschiedener Künstler)

Frankreich oder, was auf eins herauskommt, Paris ist die Patrie des arts. Wer das in Zweifel zieht, der soll nur einmal im Frühling an den Seinestrand kommen, dann wird er sich bald zu der von allen Franzosen unterschriebenen Anschauung bekehren. Von dem Umfange der hiesigen Ausstellungen hat man anderswo keine Ahnung, und wenn ich nicht in Paris, sondern in Berlin, Wien oder London lebte, würde ich fröhlich hinzusetzen: Gott sei Dank!

Denn nur wer die Sache nicht kennt, vermag sich einzubilden, daß es ein Vergnügen und ein Genuß sei, ein mit achttausend Bildern und Skulpturen austapeziertes und angefülltes Gebäude zu durchwandern. Achttausend, das ist die runde Zahl der heuer in den beiden Salons gezeigten Kunstwerke. Dazu kommt dann noch der Salon der Unabhängigen, der glücklicherweise schon geschlossen ist und dessen Katalog die Kleinigkeit von gerade 5552 Nummern aufwies.

Ja, Paris ist die Patrie des arts.

Das zeigen auch die unzähligen Ausländer, die hier wohnen, um sich der Kunst zu widmen. Alles, was im ersten Drittel des neunzehnten Jahrhunderts nach Rom zog, um sich dort auszubilden, sucht jetzt Paris auf. Allein die Nordamerikaner entsenden eine wahre Armee, und es soll hier nicht weniger als zehntausend amerikanische Maler und Malerinnen geben. In den privaten Kunstschulen, deren berühmteste von dem selbst höchst mittelmäßigen Maler Julian gegründet worden ist, studieren jahraus, jahrein weit mehr Ausländer als Franzosen, und die Amerikaner bilden in den meisten Klassen die Mehrheit. Vor hundert und auch vor fünfzig Jahren noch mußte der Künstler in Rom gewesen sein, um für voll angesehen zu werden, jetzt aber muß er in Paris gearbeitet haben, wenn er etwas vorstellen will.

Gerade an den Amerikanern merkt man das am deutlichsten. Sogar die Deutschamerikaner, die doch naturgemäß eher nach München, Düsseldorf und Berlin gravitieren sollten und die auch in der Tat in den fünfziger, sechziger und siebziger Jahren des vorigen Jahrhunderts nicht daran dachten, eine andre als eine deutsche Kunstschule aufzusuchen, kommen jetzt mit ganz wenigen Ausnahmen nach Paris. Die Russen, die Deutschen, die Engländer, die früher nach Rom gingen, alle, alle suchen jetzt die Patrie des arts auf. Nicht mehr die Piazza di Spagna, die Campagna und Tivoli ziehen jetzt den Maler und Bildhauer an, sondern die Place Pigalle, der Wald von Fontainebleau und die Bretagne.

Die Franzosen schmeicheln sich, daß Paris deshalb das Mekka der Kunstjünger geworden ist, weil sie im Gegensatze zu andern Leuten geborene Künstler seien. Ich bin sehr geneigt, dies für eine nationalistische Einbildung zu halten und den Grund des Aufblühens der Kunststadt Paris in der Zentralisation zu suchen, die alle französischen Maler und Bildhauer aus den Provinzen nach der Hauptstadt gezogen hat. Ich glaube, in jedem andern Lande wäre es ähnlich ergangen. Wenn wir in Deutschland nicht sechzig, sondern ein einziges Kunstzentrum hätten, wenn alle deutschen Künstler aus Wien und Berlin, aus München und Stuttgart, aus Düsseldorf, Dresden, Weimar und so weiter an einem einzigen Ort lebten, wenn sie schon seit zwei Jahrhunderten an diesem Ort gelebt hätten, würde dieser Ort dann nicht zu einem erstaunlichen Kunstzentrum gediehen sein? Hätte dieses Zentrum nicht auch außerhalb der deutschsprechenden Lande seine Anziehungskraft bewährt? Wäre diese Stadt nicht in diesen zwei Jahrhunderten das Mekka der Künstler aller Völker geworden, genau wie es Paris geworden ist?

Nein, mit der âme française oder latine, die Paris zum internationalen Kunstzentrum gemacht haben soll, ist es nicht weiter her als mit der âme germaine oder der âme slave. Wenn der Franzose von Natur künstlerischer begabt wäre als der Deutsche, dann wären Dürer und Holbein, Memling und van Eyck wohl auf französischem Boden zur Welt gekommen. Und gegen diese vier haben die Franzosen doch kaum gleich große Künstler aufzuweisen. Die natürliche Begabung kann also kaum die Ursache sein, daß Frankreich jetzt die führende Rolle in Kunstdingen spielt, während frühere Führer wie die Italiener, die Spanier und die Niederländer nunmehr nur noch Gefolge sind.

Auch darf man nicht vergessen, daß die Kunststadt Paris ihren Glanz keineswegs nur den französischen Malern und Bildhauern verdankt. Wenn hier nicht so viele ausgezeichnete ausländische Künstler lebten, besonders Amerikaner und Spanier, dann würde dieser Glanz beträchtlich abnehmen. Zugestanden muß freilich werden, daß diese Ausländer in der Heimat weder den internationalen Ruf erlangt noch auch wohl so Vortreffliches geleistet hätten wie in Paris.

Nirgends erwirbt man leichter internationalen Ruf als in Paris, denn Paris ist das internationale Zentrum aller Luxusdinge. Wären Zuloaga, Anglada, Castelucho in Spanien, Whistler, Sargent und Gari Melchers in Amerika geblieben, wer in Mitteleuropa wüßte etwas von ihnen? Und in ihrer Heimat hätten sie auch so Treffliches nicht geleistet, denn eben weil Paris der Zentralpunkt ist, wo alle Kunstbeflissenen zusammenströmen, weht hier eine den Künsten außerordentlich günstige Luft, die man sonst nirgends auch nur annähernd so



Albert Bréauté — Die Manikure



Henry Gervex Nach dem „Grand prix"

belebend und anfeuernd findet. In Paris lebt der Künstler in der Atmosphäre, die ihm zuträglich ist, kommt er tagtäglich mit Gleichgesinnten und Gleichstrebenden zusammen, sieht er fortwährend Arbeiten, die ihn ermutigen und anfeuern, merkt er nichts von dem materiellen Spießertum, das ihn fast überall sonst erdrückt.

Kurz, die Zentralisation hat Paris zum internationalen Kunstzentrum gemacht, aber damit will ich nicht etwa gesagt haben, daß ich diese Zentralisation für eine wünschenswerte Sache hielte. Für die Kunst im allgemeinen mag sie wohl ersprießlich sein, soviel hat das Beispiel der französischen Hauptstadt wohl gelehrt. Aber für Frankreich selbst ist dieses Zusammenziehen aller geistigen Kräfte an einen Ort sicher kein Segen. Für die Kunst schlechthin wäre es wahrscheinlich förderlich, wenn es keine Künstler mehr in München, Wien, Stuttgart, Weimar, Frankfurt und so weiter gäbe, wenn alle zusammen in Berlin, in Dresden oder an sonst einem Orte säßen, aber für die deutschen Lande wäre das ein großes Unglück. Es gibt gar nichts Kläglicheres, Spießbürgerlicheres als die französischen Provinzstädte. Nirgends auch nur eine Spur von geistigem Leben, von selbständiger Regung. Nirgends wird ein Bild ausgestellt, das nicht vorher schon in Paris gezeigt worden wäre, nirgends wird ein Stück aufgeführt, das nicht seine Premiere in Paris erlebt hätte, nirgends wird ein Konzert gegeben, das man nicht vorher schon in Paris angehört hätte. Keine deutsche Stadt von 20000 Einwohnern hängt geistig so von der Hauptstadt ab wie französische Halbmillionenstädte von Paris.

Paris ist freilich das leuchtende Kunstzentrum für die ganze Welt geworden, dafür aber ist es im ganzen übrigen Frankreich dunkelste Nacht, und die deutschen Lande würden viel zu teuer zahlen, wollten sie um den gleichen Preis in Deutschland ein internationales Kunstzentrum schaffen. Ich denke also, wir können neidlos zugeben, daß wir in Deutschland kein Kunstzentrum wie Paris besitzen, und wir können uns heimlich freuen, daß uns statt dieses weithin erstrahlenden Leuchtturmes ein paar hundert recht ansehnliche Lichtquellen von minderer Stärke zuteil geworden sind.

Wenn man nun die Pariser Ausstellungen durchwandert, so wird man bald finden, daß sie eigentlich nur größer, aber im Grunde nicht besser sind als die in den deutschen Kunstzentren veranstalteten. Und die Quantität allein ist kein sehr guter Maßstab in Dingen der Kunst. Der berühmte Maler Degas sagte einmal, als man ihn fragte, ob er den Salon des Artistes français oder den der Société nationale für den besseren halte: „Bei den Artistes français werden mehr Bilder gezeigt, folglich ist ihr Salon schlechter."

Dieses Witzwort trifft aber nur insofern zu, als tausend Bilder uns mehr ermüden und somit langweilen als hundert. Im übrigen muß man zugeben, daß in den Pariser Salons zwar mehr mittelmäßige und langweilige Bilder gezeigt werden als etwa in Berlin oder München, daß es dafür aber auch mehr gute Bilder gibt. Das Verhältnis wird ungefähr das gleiche sein: von hundert Bildern ist eins interessant, von zehntausend also hundert. Auf den großen deutschen Ausstellungen werden nur tausend Bilder gezeigt, darunter zehn interessante. Dieses einfache Rechenexempel ergibt, daß in Paris jahraus, jahrein gerade zehnmal so viele gute Bilder gezeigt werden als in Berlin, in München oder in Wien. Freilich werden auch zehnmal so viele mittelmäßige Bilder gezeigt, und das ist's, was Degas zu seinem bitteren Urteil berechtigt.

Jede Ausstellung, die etwas auf sich hält, muß ihren „Clou" haben, den „Nagel", an dem sich das allgemeine Interesse aufhängen kann. Der Clou im alten Salon ist der ganz von Henri Martin eingenommene Raum. Henri Martin, der zu den Pointillisten gehört und diese Manier zu offiziellen Ehren gebracht hat, kann sich glücklich preisen, das Licht der Welt in Toulouse erblickt zu haben. Denn die Leute aus Languedoc halten fest zusammen und unterstützen ihre Landsleute. Diesem Zusammenhalten verdanken sie es, daß Paris und ganz Frankreich von ihnen beherrscht wird, obgleich das schaffende und gewerbfleißige Rückgrat des französischen Volkes nicht im Süden, sondern im Norden und im Osten zu suchen ist. Martin ist augenblicklich einer der größten, wenn nicht der größte dekorative Künstler Frankreichs. Daß er das aber geworden ist oder daß er seine Begabung betätigen konnte, verdankt er seiner Vaterstadt Toulouse. Wäre er in Lyon, Havre, Nanzig oder Paris geboren, so hätte er ohne Zweifel nie die Gelegenheit erhalten, sein Talent so zu offenbaren, wie es in dem von ihm ausgemalten großen Saale des Kapitols von Toulouse geschieht. Weder Puvis de Chavannes noch Besnard, deren dekorative Begabung gleich groß, wenn nicht größer ist, haben jemals einen solchen dankbaren Auftrag erhalten: sie hatten eben nicht das Glück, in Toulouse geboren zu sein.

Die Hälfte dieser dekorativen Malereien war schon in früheren Ausstellungen zu sehen: Heumacher auf einer sonnigen Wiese, im Hintergrunde ein von der Abendsonne vergoldeter Berg, links ein liebendes Hirtenpaar am Bach inmitten seiner Herde, rechts ein altes Mütterchen mit einigen Ziegen. Dieser Wiesenlandschaft als Pendant dient eine Uferlandschaft von der Garonne in der Stadt Toulouse selbst. Wir wandeln am Ufer, sehen auf den Strom, auf die hohen Kaimauern und Häuser drüben, alles wiederum von der Abendsonne verschönert. Zu diesen großen Darstellungen gesellen sich einige kleinere, eine Kapelle, worin dem Künstler seine Muse erscheint, u. a. Das Ganze geht außerordentlich warm, harmonisch und stilvoll zusammen, und das Kapitol von Toulouse, das schon so manchen schönen malerischen Schmuck besitzt, dürfte mit diesem Saale seine schönste Zierde erhalten haben.

Ganz andrer Art ist der Clou nebenan bei der Société nationale. Hier ist das allgemeine Interesse, das sich dem Bilde zuwendet, nicht auf künstlerische, sondern auf gegenständliche Ursachen zurückzuführen. Zum ersten Male nämlich seit der Gründung des Deutschen Reiches ist in Paris ein Porträt des Deutschen Kaisers ausgestellt. Sonst haben die Pariser hier schon so ziemlich alle europäischen Potentaten in Oel, Marmor oder Bronze gesehen, der Deutsche Kaiser aber ist zum ersten Male da, und dieser Reiz der Neuheit bewirkt, daß stets dichte Mengen das ebenso schlechte wie große Bild umlagern, das der in Paris lebende deutsche Maler Felix Borchardt ausgestellt hat.

Im nämlichen Salon sind noch zwei gegenständliche „Clous": die Theaterpause des Karikaturenzeichners Albert Guillaume und der Pavillon d'Armenonville am Abend des Grand Prix von Henri Gervex.



P. Dupuy Auf der Reise in Spanien

Künstlerisch ist von beiden Bildern nichts zu sagen, aber sie erzählen amüsante Anekdoten, und das ist schließlich die Hauptsache bei Arbeiten, die sich an das große Publikum wenden. Daß aber auch die Kunst zu ihrem Rechte komme, dafür sorgt Gaston Latouche, der eine ganze Wand eines eigens hergerichteten Raumes mit köstlichen dekorativen Gemälden bedeckt hat. Das Mittelbild, ein Wasserfest mit rauschenden Springbrunnen, blendenden Raketen und Sonnen, schimmernden Lampions, alles das im träumerischen Kreise eines der von architektonisch verschnittenen Hecken umgebenen Bassins des Parkes von Versailles, ist für das Elysée bestimmt. Die beiden andern sind dem größeren Bilde ganz ähnlich insofern, als auch sie den Dekor des Rokoko benutzen, um darin modern gekleidete Menschen im Verein mit antiken Satyren und Faunen ein Dasein voll Poesie und Liebe führen zu lassen. Die tiefe Glut der Farbe gibt diesen Liebeshymnen ihre gewaltige und hinreißende Melodie.

Ein Künstler, den ich seit fünf Jahren mit immer wachsender Bewunderung und Sympathie beobachte, ist Charles Hoffbauer, den wir übrigens, falls wir großdeutsche Annexionsgelüste verspüren, als halben Landsmann beanspruchen können, denn wie der Name zeigt, ist er deutscher Abstammung, und der Großvater ist vor achtzig Jahren von Deutschland nach Frankreich gekommen. Was mich so besonders freut an Hoffbauer, ist der Umstand, daß er trotz seiner großen Erfolge niemals bei dem Errungenen stehen bleibt. Das tun nämlich die allermeisten berühmten Künstler. Als Henner und Ziem einmal erkannt hatten, was dem kaufenden Publikum am besten gefiel, blieben sie hier stehen und wiederholten das nämliche Motiv tausend- und aber tausendmal. Selbst so feine Künstler wie der vorhin genannte Martin, wie Puvis de Chavannes haben, nachdem sie einmal ihren Weg oder ihr Ziel gefunden hatten, diesen Weg und dieses Ziel nicht mehr verlassen.

Hoffbauer stellte vor fünf Jahren eine niederländische Bauernrevolte aus: rote Backsteinhäuser, weiße Schneelandschaft, darin ein Zug bunt gekleideter, mit Sensen und mittelalterlichen Waffen ausgerüsteter Bauern. Die Farbenkraft in dem Bilde war ungeheuer. Der große Erfolg, den das ausgezeichnete Bild fand, hätte den Künstler bewegen können, hinfort immer wieder diese starke Wirkung von Rot und Weiß auszubeuten. Statt dessen brachte er zwei Jahre später ein großes, ganz modernes Bild „Nach der Schlacht". Ein grauer Tag, zerstampfte und aufgewühlte Wiesenlandschaft mit zerschossenen Bäumen, alles still und bewegungslos, tote Soldaten und Pferde, gestürzte Kanonen und Karren, ganz vorn ein zu Tod verwundeter, im Sattel und über den Hals eines ebenfalls angeschossenen grauen Pferdes hängender Soldat. Niemals habe ich vor einem Bilde die ganze Trostlosigkeit unsrer modernen Kriegsbarbarei packender empfunden als vor diesem blutenden Schimmel in seiner stillen, verwüsteten Umgebung. Und gemalt war die Arbeit mit einer Kraft, einem Feuer, einem Farbensinn, wie sie von zehntausend Malern kaum einer hat.

Im vorigen Jahre erschien Hoffbauer wieder mit einer ganz neuen Sache. Diesmal saß eine elegante Gesellschaft auf dem Dache eines New-Yorker Wolkenkratzers im Roof-Restaurant beim Souper, von allen Seiten leuchteten die elektrischen Scheinwerfer, und die seltsamsten Lichterspiele vereinigten sich zu einem überraschenden Konzerte. Und nun kommt Hoffbauer in diesem Jahre mit dem Triumphzuge eines Kondottiere und gibt damit gleichsam die Synthese der pracht-, kunst- und gewaltliebenden italienischen Renaissance. Das ist das Merkwürdige an Hoffbauer, daß ein jedes seiner Bilder uns eine ganze Epoche greifbar vor Augen stellt und daß seine Arbeiten zugleich künstlerisch auf der allerhöchsten Stufe stehen. Ich glaube, daß Charles Hoffbauer schon bald als einer der größten Künstler des zwanzigsten Jahrhunderts anerkannt werden wird.



Albert Guillaume — Im Zwischenakt

Die „Magenfrage" im Lichte der modernen Forschung

Von

Dr. H. Mertens-Berlin

Nachdem ich mich im Titel etwas euphemistisch ausgedrückt habe, kann ich hier wohl den Vorgang, um den es sich handelt, mit dem richtigen Namen nennen: die Verdauung. Unter Verdauung verstehen wir die Vorbereitung der Nährstoffe für die Aufnahme in die Körpersäfte. Sie geschieht in einem an beiden Enden offenen Schlauch, dem Verdauungsrohr, das in der Mundhöhle beginnt und als Speiseröhre zu der sackartigen Erweiterung des Magens führt; dann folgt der Zwölffingerdarm (Duodenum), dann der Dünndarm, der Dickdarm, schließlich der Mastdarm und so weiter. Jeder dieser Abschnitte hat seine bestimmte Funktion: im Munde beginnt die Verdauung, wird im Magen fortgesetzt, im Dünndarm vollendet, hier erfolgt auch der Hauptakt der Aufnahme (Resorption) der fertig vorbereiteten Nahrung in die Blutbahn, die im Magen bereits begonnen hat, im Dickdarm wird aus den Resten der Nahrung der Abfall gebildet, der dann zum Schluß aus dem Körper hinausbefördert wird.

Die Verdauung besteht anderseits darin, daß die Nährstoffe in eine Form übergeführt werden, welche die Darmschleimhaut aufnehmen kann. Dazu müssen die Stoffe erstens in flüssigen Zustand gebracht werden. Das aber genügt noch nicht, es müssen auch chemische Aenderungen mit ihnen vorgenommen werden. Nur einen sehr geringen Teil der in den Nahrungsmitteln zugeführten Stoffe kann nämlich der Organismus in der dargebotenen Form aufnehmen, wie zum Beispiel den Zucker der Trauben; die allermeisten, so besonders die Eiweißstoffe, die Stärke, die Fette, müssen erst durch die Verdauung in einfachere chemische Körper über-

geführt werden. Das Studium dieser chemischen Veränderungen umfaßt nun die eine Seite der Lehre von der Verdauung, die andre untersucht die Mittel, mit denen diese Umsetzungen vor sich gehen, und studiert die Aufnahme der fertig vorbereiteten Nährstoffe.

Die Mittel, mit denen der Körper die Nährstoffe so weit aufspaltet, daß sie resorptionsfähig werden, sind die sogenannten Fermente des Darmes und seiner anhängenden Drüsen, die sich in seinen Säften vorfinden. Die Fermente sind eigentümliche Stoffe, welche die seltsame Fähigkeit besitzen, durch ihre bloße Anwesenheit die Spaltung komplizierter Stoffe in einfachere zu bewirken. Auf ihre Art und Natur wollen wir hier nicht näher eingehen, weil dieses schwierige Thema eine Abhandlung für sich verlangte. Hier genüge es, zu sagen, daß diese Fermente am allerbesten gerade unter den Bedingungen wirken, die ihnen der Aufenthalt in den Darmsäften bereitet, und daß sie sehr kritisch in der Wahl der Stoffe sind, die sie verarbeiten. So kommt es, daß es für die verschiedenen Abarten der Nährstoffe eine Reihe verschiedener Fermente gibt, die sich an verschiedenen Orten des Darmrohres aufhalten.

Da nun die Nahrung außer Wasser und den nötigen Salzen, die einer besonderen Verdauung nicht unterliegen, vorwiegend aus den drei Hauptgruppen der Kohlehydrate, Fette und Eiweißkörper besteht, so haben wir auch die drei dazugehörigen Hauptgruppen von Fermenten im Darmkanal.

Am einfachsten gestaltet sich die Verdauung der Kohlehydrate. Wir nehmen sie in der Hauptsache in der Form von Stärke auf, die im Brot, Kartoffeln, Mehlspeisen, Gemüsen als Nahrung dient. Daneben kommt Zucker in zweiter Linie. Dagegen geschieht die Aufnahme in die Säfte ausschließlich in der Form von Traubenzucker (neben Fruchtzucker). Es ist also nötig, daß alle Kohlehydrate während der Verdauung in diesen Zucker übergeführt werden. Dies geschieht mit Hilfe einer Reihe von Fermenten, und zwar sind dies folgende: die Diastase, die Stärke in Dextrin und Malzzucker spaltet, die Maltase, die diese beiden in Traubenzucker überführt, die Invertase, die den Rohrzucker zu Traubenzucker und Fruchtzucker verwandelt. Da sich nun die Diastase im Mundspeichel vorfindet, so beginnt tatsächlich die Verdauung der Stärke schon dort. Dagegen passiert sie den Magen unverändert, und ihr definitiver Abbau geschieht erst im Darm, wo sich in dem Saft, der teils aus der Dünndarmschleimhaut selbst sich bildet, zum größeren Teile aber ihm aus der benachbarten Bauchspeicheldrüse (Pancreas) zufließt, alle nötigen Fermente vorfinden, um aus allen vorkommenden Kohlehydraten den resorbierbaren Traubenzucker zu bilden. Dieser wird dann von der Schleimhaut aufgenommen, geht in die Blutbahn über und wird mit dem Blute den Organen zur Benutzung als Kraftquelle zugeführt.

Viel komplizierter stellt sich schon der Ablauf der Fettverdauung. Früher nahm man fast unbestritten an, daß das Fett der Nahrung im wesentlichen unverändert den Magen passiere, dann im Darm in feinste Tröpfchen umgewandelt und in dieser Form, aber chemisch unzersetzt, von der Darmschleimhaut aufgenommen und in die Blutbahn geführt werde. Erst in neuester Zeit hat der Physiologe Pflüger in Bonn diese Lehre angegriffen und allem Anschein nach zu Fall gebracht. Durch subtile Versuche wies er nach, daß der Uebergang unzersetzten Fettes die Ausnahme bildet, daß aber im normalen Verdauungsprozeß die Fette ebenfalls in ihre Bestandteile, Fettsäuren und Glyzerin, gespalten werden, und daß erst bei der Aufnahme durch die Darmwand diese beiden Teile wieder zu Fett, und zwar zu dem speziellen Fett des betreffenden Tieres aufgebaut würden. Ein solches fettspaltendes Ferment war schon seit langem in dem Saft der Bauchspeicheldrüse nachgewiesen und durch diese Versuche seine Funktion ins rechte Licht gerückt. Kurze Zeit darauf fand man aber weiterhin auch im Magensaft ein ähnliches Ferment, das allerdings nicht auf alle Fette wirken soll, aber doch zu der Annahme berechtigt, daß in vielen Fällen die Fettverdauung schon im Magen mit der Spaltung mindestens eines Teiles des Fettes beginnt. Der Rest wird dann, wie gesagt, im Dünndarm aufgarbeitet, in Form von Fettsäuren und Glyzerin resorbiert und in der Darmwand wieder in Fett umgewandelt.

Weitaus schwieriger als die eben besprochenen Fragen ist aber die nach der Verdauung der dritten großen Gruppe von Nährstoffen, der Eiweißsubstanzen. Schon daraus, daß uns die chemische Natur dieser Substanzen im Gegensatz zu der der Kohlehydrate und Fette nicht bekannt ist, daß sie von viel verwickelterem Bau sind als jene, ergeben sich beim Studium ihres Abbaus im Darm große Schwierigkeiten. Dazu kommt dann eine viel mehr ausgebildete Arbeitsteilung der einzelnen Darmabschnitte und der in ihnen gebildeten Fermente, so daß hier Prozesse von äußerster Kompliziertheit vorliegen, deren letzte Rätsel auch durchaus noch nicht gelöst sind.

Die Verdauung der Eiweißkörper beginnt im Magen. Hier findet sich ein Ferment, das Pepsin, das im sauern Magensaft in der Weise wirksam ist, daß es die Spaltung der sehr komplizierten Eiweißstoffe in etwas weniger komplizierte, aber uns immerhin in ihrer Konstitution nicht bekannte Stoffe, die sogenannten Albumosen und Peptone, umwandelt. Diese werden nun zum kleineren Teil von der Magenwand resorbiert und direkt in die Blutbahn und die Gewebe geleitet, zum größeren Teil aber gehen sie in den Darm über. Hier begegnen sie nun dem Ferment der Bauchspeicheldrüse, dem Trypsin, dessen Tätigkeit vor allem jene ausgedehnten Kontroversen hervorgerufen hat. Wenn man nämlich außerhalb des Körpers Eiweißsubstanzen mit diesem Saft zusammenbringt, so wird eine tiefgreifende Spaltung herbeigeführt. Das ganze komplizierte Eiweißmolekül zerfällt in eine große Reihe einfacher Bruchstücke, die in ihrer chemischen Natur uns wohlbekannt sind. Es war nun die Frage, ob sich analoge Vorgänge auch tatsächlich im Darm abspielen, ob der relativ kurze Aufenthalt darin genügt, daß das Trypsin dort dieselben tiefgreifenden Wirkungen entfaltet wie in tagelangen Versuchen außerhalb des Körpers. Früher glaubte man über diese Dinge sehr schön im klaren zu sein. Da man diese tiefgreifende Spaltung einerseits nicht so genau kannte, anderseits aber annahm, daß sie im Darm nicht so intensiv verlaufe, so hatte man sich ein ziemlich einfaches Schema gemacht: Die Eiweißsubstanzen werden im Darm weiter in Peptone gespalten, diese werden von der Darmwand aufgenommen und in den Geweben zu neuem, zu Körpereiweiß aufgebaut. Nun hatte aber diese Rechnung ein Loch, da man nie Peptone weder in der Darmwand noch im Blut finden konnte. Man mußte also notgedrungen annehmen, daß diese Regeneration zu neuem Eiweiß sich schon in der Darmwand selbst abspielt, so daß man nirgends mehr Peptone finden kann. Gegen diese Ansicht, daß also die Peptone durch Aufbau aus dem Darm verschwinden, sprach nun aber sehr energisch die Auffindung eines neuen, sehr eigentümlichen Fermentes im Darm, des Erepsins, durch Cohnheim. Dieses Ferment hat die Eigenart, daß es gewöhnliche Eiweißsubstanzen überhaupt nicht angreift, sondern nur auf bereits aufgespaltenes, also auf Albumosen und Peptone wirkt, und zwar in dem Sinne, daß es aus ihnen, wie das Trypsin direkt, einfachste Bruchstücke abspaltet. Damit war erwiesen, daß die Peptone nicht durch Wiederaufbau, sondern im Gegenteil durch weiteren Abbau aus dem Darm verschwinden. Damit war aber auch die Wahrscheinlichkeit größer geworden, daß auch das Trypsin im Darm eine ähnlich energische Wirkung ausübe wie außerhalb. Inzwischen waren die Methoden zur Auffsuchung dieser einfachen Körper wesentlich verbessert worden, und es gelang nun tatsächlich, solche Stoffe in geringen Mengen im Darm aufzufinden. Damit schien der Beweis geführt, daß tatsächlich bei der Verdauung der Eiweißkörper eine tiefgreifende Spaltung in einfachste Bruchstücke stattfindet, aus denen sich dann der Organismus sein eignes Eiweiß wieder aufbaut. Wenn das aber so ist, so müßte ja auch umgekehrt die Fütterung mit einer geeigneten Mischung solcher Eiweißbruchstücke genügen, um den Körper zu versorgen, da ja dadurch nur die Arbeit des Darmes ausgeschaltet würde, diese Stoffe erst zu bilden. In der Tat sind derartige Versuche in gewissem Maße gelungen. Loewi überließ Eiweiß so lange Zeit der Verdauung durch Pankreassaft, daß kein unverändertes Eiweiß mehr nachzuweisen war, und verfütterte dies Gemisch an Hunde, die es tatsächlich verwenden konnten. Aehnlich fielen andre Versuche aus. Warum sich der Körper diese enorme Arbeit macht, erst die Eiweißstoffe tief zu spalten und sie dann wieder zu ebenso verwickelten Stoffen aufzubauen, kann nur aus dem Ideengang seine Erklärung finden, daß eben der Körper sein spezielles Eiweiß sich bilden muß, und daß dies doch von dem Eiweiß der Nahrung so stark verschieden ist, daß eine geringere Modifizierung nicht ausreichen würde, um diese Umwandlung zu vollziehen. Da scheint eben ganze Arbeit vonnöten zu sein. Nicht Umbau, sondern völliger Neubau aus dem Baumaterial ist hier, wie so oft, das Rationellste.

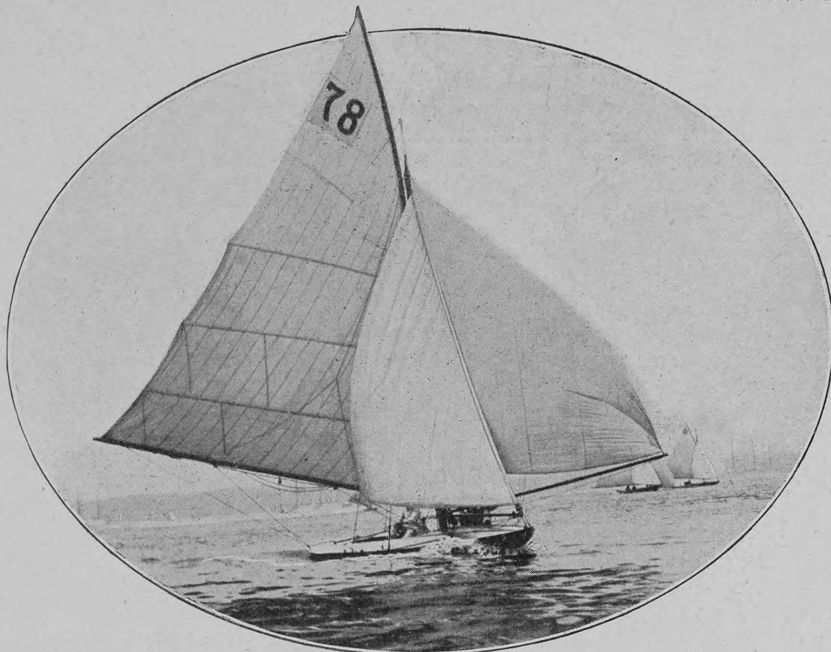
Die moderne Physiologie der Verdauung hat sich aber mit diesen Feststellungen des rein chemischen Abbaus der Spaltprozesse im Darm nicht begnügt. Wir haben die Fermente als etwas Gegebenes hingenommen, ohne zunächst nach ihrer Bildung zu fragen. Auch diese ist aber ein sehr wichtiges Problem. Diese Fermente sind die Werkzeuge, mit denen der Organismus bei der Verdauung arbeitet. Sie werden teils von der Schleimhaut des Darmrohres selbst, teils von den anliegenden Drüsen gebildet. Sie finden sich in dem Darmsaft vor. Es wäre nun aber eine äußerst unökonomische Einrichtung, wenn diese Körpersäfte immer fließen würden. Bei der großen Sparsamkeit, die der Tierkörper in allen Dingen walten läßt, war es anzunehmen, daß hier bestimmte Regulationen vorhanden wären, welche die Art und Menge der Fermentbildung beherrschen sollten. Durch Ausarbeitung einer Reihe von genialen Operationsmethoden ist es nun Pawlow gelungen, diese Frage in geradezu klassischer Weise der Lösung näher zu bringen, und er hat Beziehungen von einer so überraschenden Präzision aufgedeckt, daß man staunend dieser wunderbaren Anpassung gegenübersteht. Durch seine Operationen ist es möglich, die Säfte des Magens und Darmes sowie der anliegenden Drüsen in vollster Reinheit zu gewinnen und auf ihren Fermentgehalt zu untersuchen. Dabei hat sich nun, wenn wir von einzelnen Ausführungen hier ganz absehen wollen, ergeben, daß ganz regelmäßig der Organismus diejenigen Fermente, die nach der Art und Menge der Nahrung gerade nötig sind, in der richtigen Art und in der richtigen Menge erzeugt, so präzis, als ob eine genaue Bestellung bei einer guten Firma darauf abgegeben worden wäre. Nicht ein bißchen wird verschwendet, nicht um Haaresbreite fehlen jemals die gerade nötigen Fermente. Beim Uebergang von einem Nahrungsregime ins andre treten in kürzester Zeit die nötigen Relationen ein. Sowohl der Magen- als auch der Pankreassaft sind verschieden in der Zusammensetzung und der Menge der Fermente, je nachdem die Nahrung mehr Fleisch, Brot oder Milch enthält und so weiter. Die Bestellung an die „Firma“ geschieht nun tatsächlich, und zwar ist die Firma das Zentralnervensystem, die Boten die Nerven, welche die Kunde von der gewissen Zusammensetzung der Nahrung dorthin tragen, worauf dann vom Zentralort die Order an die entsprechenden Drüsen wiederum auf dem Nervenwege erfolgt, so und so viel Pepsin oder Trypsin zu „liefern“. Solche Regelung der Beziehungen zwischen Inanspruchnahme und Leistung nennen wir „Reflexe“, und auf dem Wege der Reflexe geschieht sicherlich zum Teil die sorgfältige Regulierung der Fermentproduktion. Diese Regulierung beginnt aber nicht erst, wenn die Speisen eingeführt sind. Schon der bloße Anblick der Speise genügt, um eine lebhafte Absonderung von Magensaft herbeizuführen, dem von Pawlow so genannten „Appetitsaft“. Diese Entdeckung ist von geradezu erstaunlicher Bedeutung, denn sie liefert uns die exakte Grundlage für die allgemein angenommene Bedeutung des Appetits für eine gute Ausnutzung der Nahrung. Wenn die Speisen Widerwillen einflößen, wenn der Appetit fehlt, so bleibt auch der Reflex aus, der zur reichlichen Absonderung des verdauenden Magensaftes führt.

Ich muß darauf verzichten, an dieser Stelle weitere Einzelheiten über diese äußerst interessanten Dinge zu geben. Nur eines sei noch erwähnt. Zwar ist die nervöse Regulierung auf dem Wege der Reflexbahnen so gut wie sicher, aber für die zweite wichtige Funktion der Verdauung, für die Tätigkeit der Bauchspeicheldrüse, gibt es außerdem noch einen andern Weg der Regulation. Hier hat sich der Körper mit dem einen Mittel nicht begnügt, um diese für den Lebenshaushalt so wichtige Funktion vor Störungen zu schützen. Es hat sich also neben der Regulierung durch Nervenreflexe für die Pankreasfunktion noch eine direkte chemische Steuerung ausgebildet. Es findet sich nämlich in der Darmschleimhaut ein sehr eigentümlicher, bisher unaufgeklärter Stoff, das Sekretin, das bei seiner Einführung in andre Tiere eine energische Sekretion der Drüsen, besonders des Pankreas, hervorruft. Man kann nun annehmen, daß das Sekretin auch im eignen Körper des Tieres dieselbe Funktion erfüllt, indem es vom Darm aus aufgenommen wird und dann von der Blutbahn aus auf das Pankreas wirkt. Man kann nachweisen, daß diese Reizung des Pankreas von den Nerven völlig unabhängig ist, denn sie tritt auch dann noch ein, wenn man sämtliche zum Pankreas führenden Nerven zerstört hat. Es ist also tatsächlich eine unabhängige zweite Regulation der Funktion auf chemischer Basis.



Virginie Demont-Breton — Das alte Boot

(Aus den diesjährigen Pariser Salons)



Sonderklassenjacht vor dem Wind

Um den Kaiserpreis!

Von

Otto Protzen

(Hierzu sechs Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers und photographischen Aufnahmen von Arthur Renard, Kiel)

Schweigend, in Erwartung der Dinge, die da kommen sollten, saß die Mannschaft der „Wannsee“ beim Morgenkaffee. Schon schmückte die dritte Garnitur, die nur bei sehr nassen Regatten in Tätigkeit tritt, unsre wetter- und sturmerprobten Glieder.

„Das wird heute wieder ein feuchtes Vergnügen werden,“ knurrte mit einem Blick zum Fenster hinaus mein Bestmann, der weit und breit unter dem Kosenamen „Moppi“ bekannte Segelfreund. „Wenn's hier in der Kieler Ecke sich mal im Südwesten festgesetzt hat, bekommt man die ganze Woche hindurch seine Sachen nicht wieder trocken.“

„Immer kalt Blut und warm angezogen,“ tröstete „die Rakete“, meine zweite Hand an Bord, und kroch in den dicksten Troyer.

„Wannsee“ und ihre Mannschaft sind sehr verwöhnt. Während der sechs Jahre, in denen um den Kaiserpreis der internationalen Sonderklasse gekämpft wurde, hat nur einmal uns der Berliner Jachtklub und ein andermal der „Uncle Sam“ von jenseits des großen Teiches den Lorbeer weggeschnappt. Und wenn in Berlin, in Dänemark oder in Schweden etwas zu holen war, hat sie es sich gewöhnlich auch nicht entgehen lassen. In unsrer „Sonderklasse“, in der nur von Herrenmannschaft bedient werden darf, kommt es darauf an, von den ersten drei Rennen zwei zu gewinnen. Wenn nun an jedem Tage ein andres Boot als erstes durchs Ziel geht — was sehr leicht vorkommen kann, da stets ungefähr zwanzig Jachten aller möglichen Nationen starten —, so muß ein viertes Rennen zur Entscheidung um den Kaiserpreis zwischen den drei bisherigen Gewinnern gesegelt werden. So war es auch diesmal. Am ersten Tage hatte „Tilly“ bei frischer Brise um wenige Sekunden gesiegt; am zweiten Tage hatte „Wannsee“ allen den Weg gezeigt, und der dritte Tag hatte eine Ueberraschung gebracht dadurch, daß der Vertreter der Grande Nation sich hartnäckig an „Wannsees“ Heck gehängt hatte. Ein allzulange ausgedehnter Schlag auf die Laboer Sände hatte dem deutschen Boot den Preis gekostet.

Heute galt also die Entscheidung zwischen dem Franzmann, zwischen „Tilly“ und unsrer „Wannsee“. Durch einen leichten Neuanstrich erstrahlte unser kleiner Liebling wieder in fleckenloser Schönheit, und erst spät abends war man todmüde und in dem Bewußtsein, daß man morgen für die Ehre Deutschlands einzutreten habe, zur Koje gegangen.

„Ist denn das Frühstück immer noch nicht fertig?“ — Steuerleute pflegen vor der Wettfahrt etwas nervös zu sein. Besser vorher als während. Man liest krampfhaft die Zeitung, hat aber natürlich nachher keine Ahnung, was in der Welt vorgegangen ist. Die inzwischen erschienenen Brötchen und die Flasche Portwein werden in die Gummistiefel verstaut, die man sorglich unter dem Arm trägt, um keinen Sand an Bord einzuschleppen. So ziehen die drei zur Landungsbrücke.

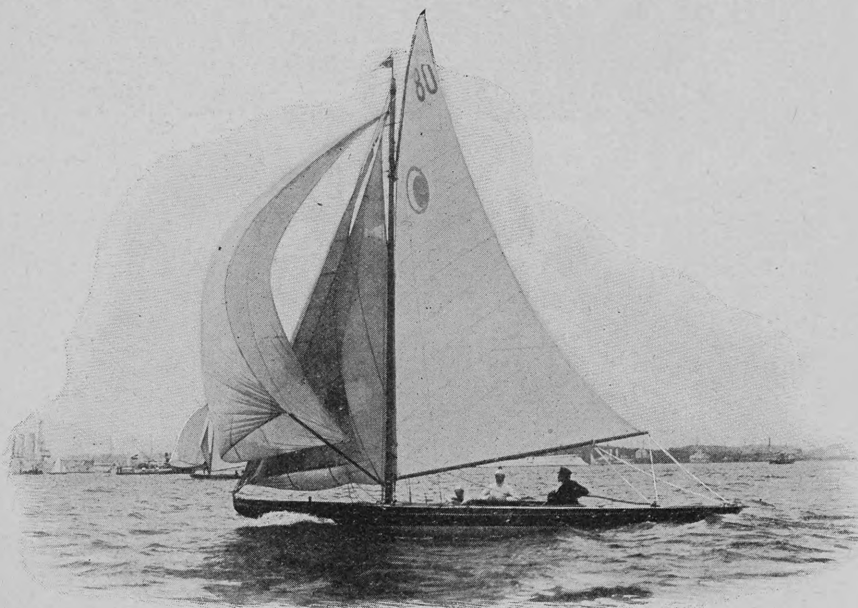
„Wannsee“ ahoi!! —

Der Bootsjunge, der die Persennings schon abgedeckt und das Messing schön geputzt, bringt uns mit dem Beiboot hinüber. Jeder sieht prüfend ins Wetter. — „Das wird heute ein Dreireffer.“ — „Unsinn; in einer halben Stunde flaut es ab!“ — „Wir werden ja sehen,“ setzt die Rakete besänftigend hinzu.

Alles, was einigermaßen entbehrlich ist, wandert ins Beiboot, und drei Reffe werden eingesteckt. Wenn's draußen flauer werden sollte, können wir ja immer noch ausreffen; denn es ist noch ein weiter Weg zum Startplatz. Unterwegs wird der Ballonklüver, klar zum Ausreißen, eingebunden, die Wanten etwas nachgeschraubt und die beim Reffen im Großsegel leicht entstehenden Falten glattgestrichen, wie wenn eine Dame ihr neues Jackett anprobiert.

Um dem erwartungsvoll klopfenden Blute durch Beschäftigung besänftigende Ablenkung zu geben, wird jedes Fall, jeder Schäkel, jeder Stropp auf seine Haltbarkeit hin angesehen und peinlichste Ordnung an Bord geschaffen. Nachdem im Boot beim besten Willen nichts mehr zu tun, klettert Freund Moppi auf den Mast. — Immer, wenn Moppi freudig oder zornig erregt ist, klettert er auf den Mast. — Auch dort oben in schwindelnder Höhe beklopft und befühlt er alles eingehend.

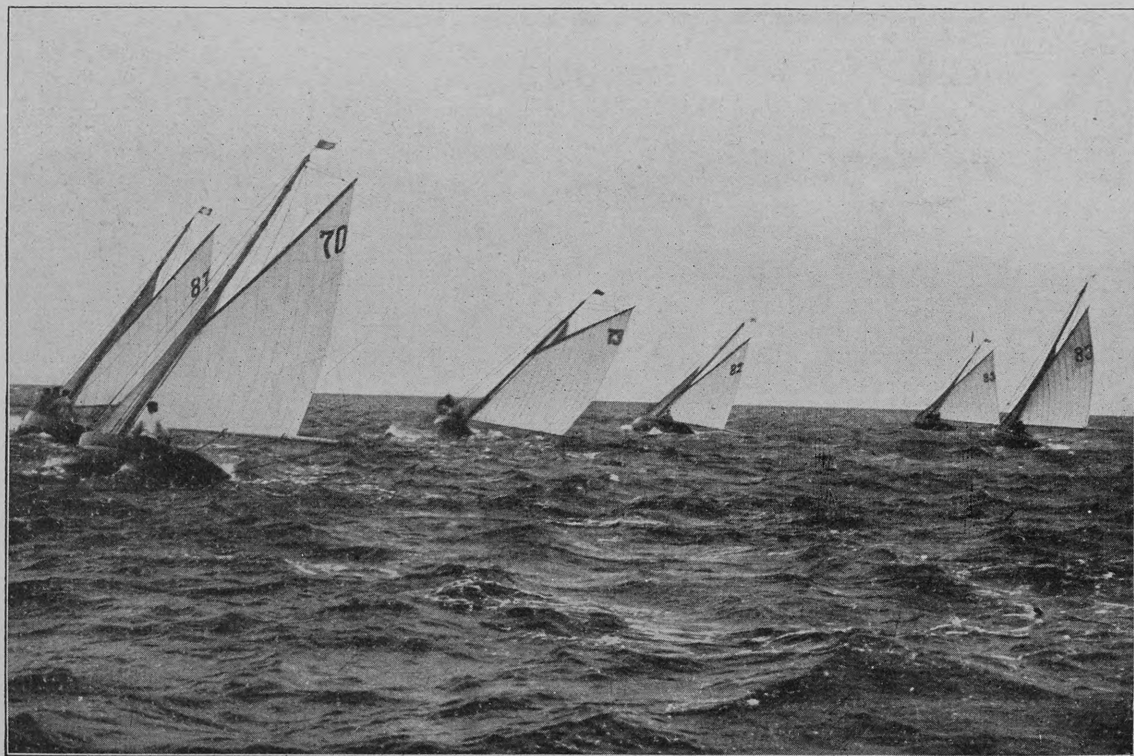
Währenddem laufen wir in flotter Gangart zwischen den Reihen der verankerten Kriegsschiffe hinaus aus dem Hafen auf die freie Kieler Föhrde. „Wir machen aber gar keine Fahrt voraus!“ stellt der besorgte Kapitän kopfschüttelnd fest, mit einem Blick auf die rechts und links vorbeischießende Bugwelle und das strudelnde Heckwasser. „Ich glaube, wir haben wieder mal Seetang oder Putzwolle mit dem Ruder gefaßt.“ — „Ob ich eine Stunde früher oder später naß werde, ist mir auch gleich,“ antwortet der Allerweltsmoppi, zieht sich ohne viel Worte aus und hüpft, nachdem „Wannsee“ in den Wind gegangen, in kühnem Bogen über Bord, um zu tauchen. Und richtig, mit schrecklichem Fluche das Salzwasser und einige Quallen ausspeiend, befördert er eine Strohpuppe ans Licht, die einst eine Sektflasche liebevoll umsponnen hatte. „Sekttrinken müßte in Kiel polizeilich verboten werden!“



Vor Spinnaker

Ich habe auch einmal vierzehn Tage lang mit einem Tauende von zwei Metern Länge Regatten gesegelt, das sich im Balanceruder vertörnt hatte.

Jetzt mal hinüber zu den schwarzen Tonnen; dann zu den roten Stangenseezeichen, um festzustellen, wo heute der Strom aus- oder einläuft. Dann wird dicht unter Land beigedreht, um die Frühstücksvorräte zu vertilgen; denn nachher ist keine Zeit dazu. Der erste Tropfen wird unter feierlichen Zeremonien den Göttern der Meere und der Winde geweiht. Inzwischen kommt der Startdampfer mit dem Richterkomitee heran und legt sich in der genau vorgeschriebenen Peilung vor Anker. Starten wir heute oben oder unten an der Linie? — Wenn man nur zwei Gegner hat, immer dort, wo der schlimmste ist; vor allem aber „Mit der Sekunde!“ „Tilly“ erscheint auf dem Kampfplatz und bald darauf im Schlepp einer Dampfjacht der Franzose, an seinen roten Hosen von weitem erkennbar. Man begrüßt sich, geht sich aber dann aus dem Wege, damit nicht der eine am andern noch in letzter Minute Studien über die zweckmäßigste Segelführung machen kann. Von fernher ertönen lustige Walzermelodien; die dichtbesetzten Begleitdampfer nahen, geschmückt mit dem Stander der veranstaltenden Vereine. Frohes Tücherschwenken und aufmunternde Zurufe von den mit uns hoffenden, mit uns bangenden Freunden. In sicherem Wurfe erreicht uns ein

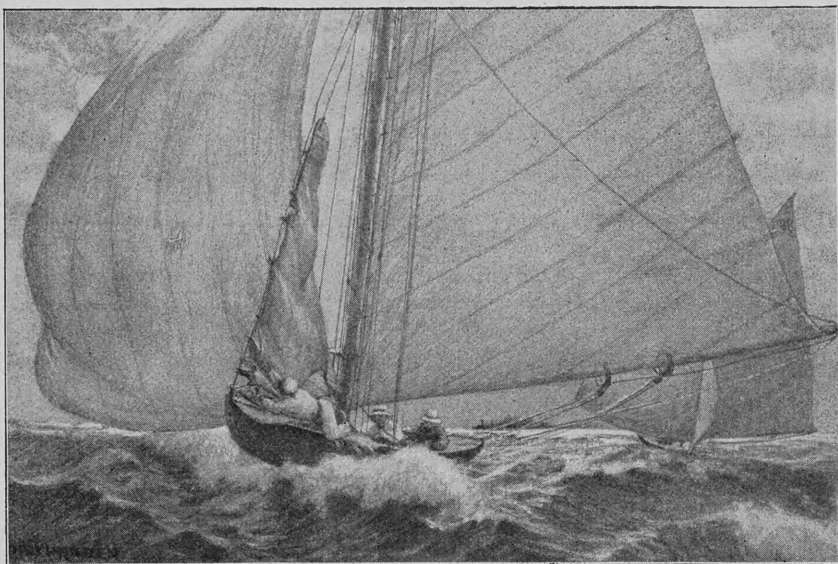


Start eines Vorrennens



O. Protzen fec.

Umsegeln der Markboje



O. Protzen fec.

Vor dem Wind

duftender Strauß köstlicher weißer Nelken. Aha — die Gewinnblumen! Sie wirken Wunder, wenn während des Rennens an der Mütze oder am Sweater getragen. Wer also künftig Kaiserpreise gewinnen will, beachte dieses Zaubermittel! Ein Schwarm von Pinassen, mehrere Torpedoboote, Dampf- und Segeljachten stellen sich in der Gegend der Startlinie auf. Die Standarte des Kaisers und der Kaiserin, die Prinzen ziehen die Blicke eine Zeitlang von dem bunten Regattabild ab. Am Signalmast des Startdampfers steigt eine grüne und eine weiße Flagge hoch; die Bahn ist also nur einmal und zwar rechts herum abzusegeln. Einmal ist auch gerade genug bei dem Wetter! —

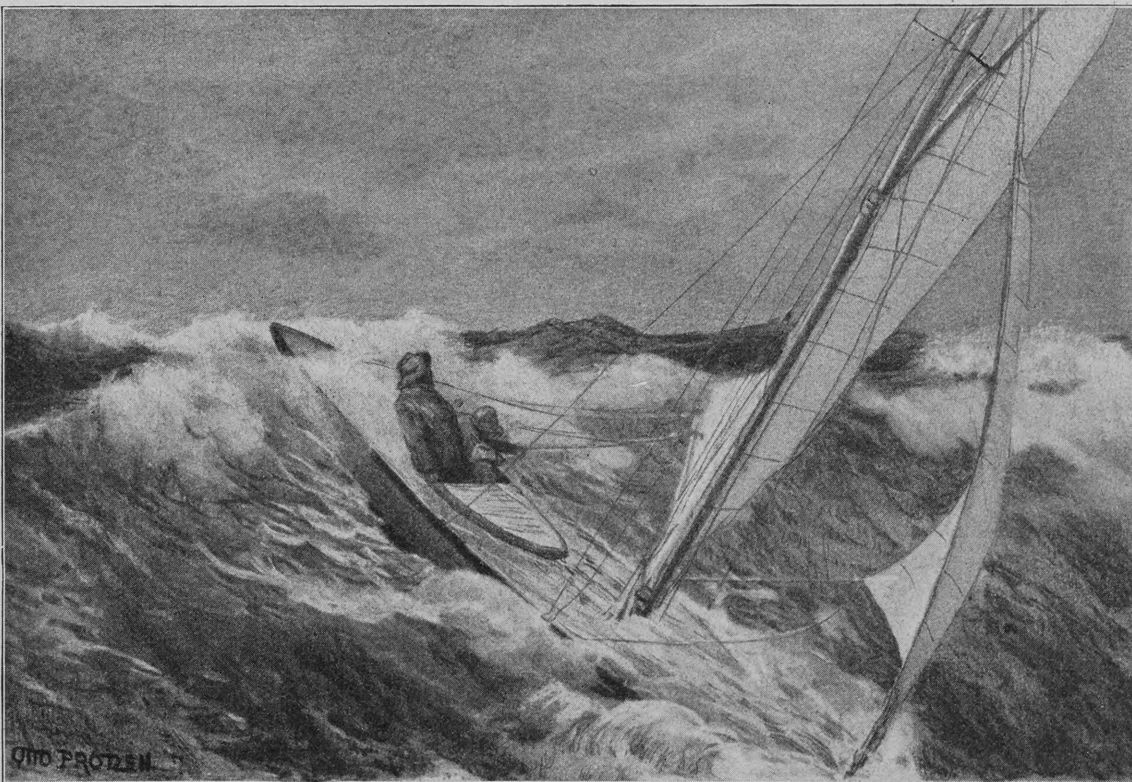
Die Zeit des Starts rückt heran, alle Fallen und Strecker werden nachgesetzt; es weht mit ungeschwächter Kraft aus Südwesten. Mit der Stoppuhr in der Hand umkreisen wir den Startdampfer. Dumpf rollt der Donner eines kleinen Geschützes über die schaumgekrönten Wellen; in demselben Augenblick bringt mein Fingerdruck den Sekundenzeiger der Startuhr in Bewegung. So, jetzt noch fünf Minuten. Heiß die Ballonfock! Aber vorsichtig, damit die Schot nicht das Segel vorzeitig ausbricht. Moppi geht aufs Vorschiff, das schon ständig von den Seen überspült wird, und hakt, auf dem Bauche liegend, die Segel ans Vorstag; die Rakete holt das Fall nach. Noch zwei Minuten!

Nun bringen wir unsern Renner in Bewegung; der Franzose hat sich mit losen Schoten zu Luv von der Linie aufgestellt, und „Tilly“ schießt dicht an der Linie auf und ab. Die wollen wir uns mal vornehmen.

Noch eine Minute! — In demselben Moment meldet die Rakete, daß der Signalball auf das vorletzte Feld am Mast gerückt ist. „Tilly“ liegt ganz in Lee dicht an der Startlinie und will sich zum Startschuß bis an den Dampfer hart am Wind hinaufmogeln. „Wannsee“ läßt ziehen, was ziehen will — noch zwanzig Sekunden! — und rennt ihr über die Segel, so daß sie festgenagelt wird und zu spät in die Linie kommt. Noch zehn Sekunden! — Der Franzose, der beiliegend fast bis an den Start getrieben, hat nicht Fahrt genug, um die unter ihm durchbrechende „Wannsee“ abzudecken. „Wir kommen zu früh!“ schreit die Rakete angsterfüllt. — „Reiß aus, Ballon!“ brülle ich als Antwort. Bum!! — dröhnt der Schuß, und „Wannsee“ stürmt durch die Linie als erste, dicht gefolgt von „Tilly“. — Ein guter Start ist schon halb gewonnen, denn es ist im allgemeinen nicht leicht, an einem geschickten Gegner vorbeizukommen. „Tilly“ schnaubt wütend hinter uns drein; diese Gangart mit dem Ballonklüver liebt sie ganz besonders. Bald ist ihr Vorschiff bei unserm Heck angelangt, da sie, geschickt in unserm glatten Kielwasser segelnd, die von uns schon gebrochenen Seen leichter überwindet.

Großschot und Vorschoten dichter! — „Tilly“ luvt aber mit. „Wir sind nicht mehr frei!“ — „Wannsee“ muß also stark abfallen und wird kurz darauf abgedeckt. Der Gegner zieht lächelnd in Luv vorüber.

In solchen Minuten krampft sich das Herz zusammen. Aber nicht locker lassen und Ruhe im Boot und in der Hand! Kaum hat ihre Großbaumnock unser Vorstag passiert, als wir auch schon in ihr Kielwasser aufdrehen, uns nun das zunutze machend, was vorher dem Feinde vorteilhaft war. Wie zusammengebunden durchpflügen wir das Wasser. Der Gischt staubt über uns fort; die durch zerfetzte Wolken brechende Sonne verwandelt ihn in Tausende von Diamanten und malt auf die schäumende Wasserfläche tiefblaue Schatten und grünglitzernde Flecke. Wir aber haben nicht Zeit und Sinn, auf dieses herrliche Bild zu achten, denn hart überliegend nähern wir uns dem Strander Markboot.



O. Protzen fec.

Segeln bei schlechtem Wetter

„Macht den Spinnaker klar an Steuerbord!" Auch „Tillys" Mannschaft arbeitet schon an den Segeln. Vor Freude zitternd sehe ich, daß sie ihn für Backbord vorbereiten. Jetzt gilt's. „Tilly" fiert die Großschot weit auf und baumt ihren schnell geheißten Spinnaker an Backbord aus. Zwei Längen hinter ihr schießt „Wannsee" herum; mit aller Gewalt wird die Ruderpinne nach Luv gepreßt. In Lee des Großsegels steigt in der Wendung der Spinnaker hoch. Die Achterbrasse ist richtig belegt, und als mit lautem Krach der Großbaum herumfliegt bis an die Backbordwante, so daß das Luvbackstag kaum mehr steif zu setzen ist, zieht auch schon der Spinnaker, sich wie ein Luftballon nach vorwärts wölbend. Schnell liegen wir längsseit des Gegners, der im Augenblick seinen Fehler erkennt und durch blitzartiges Halsen mit uns wieder gleiche Chancen herstellt. Bord an Bord ziehen wir dahin nach Osten, auf Tonne 2 zu. Eine halbe Minute hinter uns folgt der Franzose, dem der krause Seegang nicht zu behagen scheint. Jetzt ist nicht viel zu machen; nur nicht das Boot quälen mit zu vielem Rudergeben. Stark gierend, taumeln wir zwischen den Wellenbergen hin und her.

„Rakete, rutsche mal etwas weiter nach vorn; ich glaube, das Heck saugt sich fest!" Dann wieder lautlose Stille im Boot; nur das gleichmäßige Gurgeln und Brausen der See und das Knarren der ächzenden Spieren. Ein munterer Galopp schlägt von fernher an unser Ohr; er stammt vom Begleitdampfer. Wir hören ihn nur wie im Traum; jeder Nerv, jeder Gedanke gehört unserm Kampfe. Starr ist das Auge nach vorn gebannt, um die zu rundende Tonne zu erspähen.

„Da — siehst du sie nicht? Etwas rechts voraus auf jenen dunkeln Fleck am Horizont zu." — Als der Spinnakerbaum mal wieder hochsteigt, kann ich unter ihm durchsehen. „Richtig, gerade unter den Schafhäusern; wenn ‚Tilly' nur nicht anfängt zu drängeln!"

Keinen Zentimeter entfernten sich die beiden führenden Jachten voneinander; der Franzose kam von hinten etwas auf. So eine Spinnakertour ist eine schreckliche Geduldprobe!

„Ich glaube, es wird flauer." — „Laß nur gut sein: vor Wind ist's immer flau; wenn aber bei Tonne 2 der Tanz gegenan beginnt, dann wundert ihr euch!" — Die Tonne wächst immer höher aus dem Wasser heraus, weißer Schaum tost um sie herum und in wilden Sprüngen wirft sie sich an ihrer schweren Kette hin und her. Wehe der Jacht, der dieses Ungetüm mal in die Planken springt!

Eine nachschiebende See hat „Tilly" um eine halbe Länge vorgeworfen; schon geht die Mannschaft aufs Vorschiff, das bis an den Mast unter die Seen rennt.

„Wir müssen Spinnaker bergen." „Warte noch ein paar Sekunden, sonst rennt sie unter unsrer Lee durch." — „So, nun herunter mit dem Kram!"

In wütendem Kampfe wird das wild um sich schlagende Segel geborgen.

„Tilly" luvt: „Raum, Raum an der Boje!" Vier Hände holen mit übermenschlicher Gewalt die Großschote dicht. „Hol an, hol an; Hand über Hand hol an!" — Moppi bändigt mit eisernen Fingern die Stagfock, und wenige Zentimeter zwischen Tonne und Gegner zwängt sich „Wannsee" durch. Da die Hände nicht frei, müssen die Beine das Ruder herumdrücken. Mit fürchterlichem Krach haut das Vorschiff in die Seen ein; fast stehen wir auf der Stelle. Von vorn bis hinten überlaufen uns die Brecher, das Salzwasser beißt in den zugekniffenen Augen; aber nicht locker lassen und immer ruhig durchhalten! Leebackstag fest! Sobald wieder etwas Fahrt im Boot ist, gehen wir über Stag; „Tilly" folgt eine halbe Minute später. Der Franzose stampft sich tot in den steilen Seen; wir kundigen Thebaner streben eiligst nach der schützenden Küste zurück. Die Mannschaft kauert sich am Boden möglichst in Luv zusammen; nur der Steuermann muß die wie Hagel ins Gesicht peitschenden Sturzseen über sich ergehen lassen.

„Fier mal die Großschot ein paar Zoll; wir würgen zu sehr! So, nun das Wasser aus dem Boot!" Beide Kameraden mühen sich an dieser Sisyphusarbeit mit Pumpe und Schwamm. Aber soviel sie in fünf Minuten herausschaffen, schlägt eine See in einer Sekunde wieder herein. Etwas achteraus, aber in Luv, preßt „Tilly", in eine Schaumwolke gehüllt, gegenan. Der Franzose ist rettungslos nach Lee versackt. Da das Wasser jetzt nahe der Küste schon glatter wird, droht die Hamburgerin uns wieder zu überholen; also kurz entschlossen: „Klar zum Wenden — Rhe!"

Wird sie noch frei von uns kommen und uns beim Bug vorbeiziehen? Eine bange Minute folgt, beide Steuerleute pressen so hoch wie möglich. Da entscheidet eine etwas raumende Brise zu unsern Gunsten; dicht unter meinem Großsegel muß sie wenden. Sobald sie etwas achteraus ist, gehen wir wieder über Stag, den Gegner dadurch nochmals um den Bruchteil einer Minute bedeckend. Jede Sekunde hilft! Dann laufen wir bis dicht unter Land, um das Ziel mit einem Schlage anliegen zu können. „Tilly" setzt den ihr aufgezwungenen Schlag bis nach Laboe hinüber fort; ein nochmaliges Wenden hätte gar zu viel Zeit gekostet. Dadurch kommen wir zum erstenmal ganz weit auseinander. Unter Land wird es flauer. Eine nagende Unruhe bemächtigt sich der Mannschaft. Welche von beiden Jachten hat das bessere Los erwählt? Denn dies ist die Entscheidung. Draußen auf See stampft „Tilly" auf dem nächsten Weg mit schäumendem Bug hart gegenan dem Ziele zu; hier unter Land raumt die flauere Brise etwas.

„Ausreffen!" Die Sperrklinke des Patentreffers wird ausgehakt, und rasselnd rollt sich das Großsegel vom Baum ab. „Halte dich fest, Moppi!" Eine Fallbö kommt schwarz angereist, erfaßt das bauchig stehende Großsegel und krängt das Boot bis über den Rand des Cockpits. Mühsam richtet es sich wieder auf. „Heiß die Klau!" Jede Sekunde ist kostbar. Endlich steht das Vorliek wieder gut steif, die Piek ist mit dem Strecker richtig getrimmt, und „Wannsee" zieht hart überliegend unter dem vermehrten Segeldruck durchs glatte Wasser.

„Das war ein Unsinn, auszureffen!" „Sieh doch, wohin ‚Tilly' schon inzwischen gelaufen ist!" „Du hast auch viel zu viel Höhe genommen!" So macht sich die fiebernde Mannschaft Luft. Der für alles verantwortliche Steuermann muß schweigen und bebt in der Hoffnung, daß ihm der Erfolg recht geben möge. Wie mit Nadeln prickelt es ihm von der Hand bis in die Fußspitzen. Jede Brise muß, auf dem Wasser aufschlagend, schon von weitem beobachtet und gebührend empfangen werden; das Auge hängt unverweilt an den Segeln und müht sich daneben ab, den Dunstschleier, der über dem Land liegt, zu duchbohren, um das Ziel zu erkennen. Dabei muß aber die Hand, die das Ruder umklammert, ruhig und leicht bleiben und keinen Millimeter weit sich unnütz bewegen.

„Du knabberst zu sehr!" „Mein Vorsegel kommt schon wieder lose!" „Himmelkreuzdonnerwetter, dann nehmt doch die Schoten dichter!" So ein aus Herzensgrunde herausgeschleuderter Fluch mildert manchmal ein wenig die elektrische Spannung. Jetzt kann man endlich die rote Flagge auf dem Startdampfer erkennen, der uns auch als Ziel dient. Die Brise kommt immer schraler ein, schon können wir kaum mehr Kurs anliegen. Arme „Tilly", dann wird wohl drüben dein Grab gegraben. „Nicht zu früh frohlocken; erstens: kommt es anders, und zweitens: als man denkt."

Wenn man schon wieder kalauern kann, ist das Schlimmste überstanden.

„Hurra! ‚Tilly' muß über Stag! Gratuliere." „Willst du dein Maul halten! Noch sind wir nicht durchs Ziel!" In dichtem Haufen liegen die Begleitdampfer und Pinassen bei der Linie. Auch von dort aus kann man noch nicht erkennen, wer als erster durchs Ziel gehen wird. — Sogar die Musik schweigt. — Stetig rückt „Wannsee" heran. „Tilly" liegt auf uns zu. Als sie mit uns in gleichem Abstand vom Ziel ist, wendet sie wieder. Wir aber haben die Luvseite. Keiner spricht ein Wort. So geht es noch fünf Minuten.

„Sind wir denn noch immer nicht durch?" Ganz in Lee an der Linie schiebe ich mich mit einem Aufschießer an der grünen Telegraphentonne vorbei; im selben Augenblick steigt eine weiße Rauchwolke vom Startdampfer auf. Wir sind durch! — Und zwar als erste; denn Tilly muß nochmals wenden, um mit einem neuen Schlage die Linie passieren zu können. Die Spannung löst sich in Kopf und Gliedern — wie ein Stahlreifen hatte in letzter Zeit der Südwester meine Stirn gepreßt —, es ist ein Augenblick, in dem einem alles andre in der Welt gleichgültig ist.

Fünfunddreißig Sekunden danach gibt wieder die Dampfpfeife ihr schrilles, kurzes Zeichen: für „Tilly". Donnerndes Hip, Hip, Hurra empfängt uns bei den begleitenden Fahrzeugen; Hüte und Mützen wehen, Taschentücher flattern freudig zu uns herüber. Aus vollstem Herzen erschallt unsre dreimalige Antwort, unterstützt vom Tusch der Bordkapellen.

Unter den Klängen der „Wacht am Rhein" und „Heil dir im Siegerkranz" klimmt Moppi auf den Mast, um die Flaggleine einzuscheren und die geliebte Rennflagge herunterzuholen. Entblößten Hauptes begrüßen wir den Klubstander, der wir zu Ehren gebracht und der nun an ihrer Stelle, gefolgt von einer stattlichen Reihe von Preisflaggen, in den Masttop emporsteigt. Beigedreht erwarten wir die Gegner; auch mit ihnen tauschen wir ritterlich Glückwünsche und Seglergruß. Dann geht es heimwärts. Am Abend ist Preisverteilung. Unser Kaiser überreicht uns mit huldvollen Worten die kostbare Trophäe, die wir in so heißem Ringen wieder für unser Seglerhaus erkämpft haben.

Klapperschlangen-Tim erhält Besuch

Von

Henry F. Urban

Ein andermal saß der Klapperschlangen-Tim wieder in der guten Stube mit den Klapperschlangenhäuten an den Wänden und zog grimmig an seinem kurzen Pfeifchen, das er sich aus einem ausgehöhlten Maiskolben gefertigt hatte. Es war Herbst, den sie in Amerika Indianersommer nennen — schön warm und sonnig tagsüber und kühler in der Nacht, an den Bäumen in der Bergwildnis kaum ein wenig Goldgelb oder Purpurrot. Vor ihm, auf dem rissigen und splittrigen Fußboden, lag eine Nummer des „Pueblo-Donnerkeils" mit einem Bericht über seinen Ueberfall der Postkutsche von Las Vegas im benachbarten Neu-Mexiko. Die hatte ihm sein Freund und stiller Teilhaber, der Sommersprossen-Charlie, zugesandt. Teufel — das war ein niederträchtiger Bericht! Tim nahm das Blatt auf und las den Schluß noch einmal. „Zwar ist man sich", so schrieb der Berichterstatter, „über die Person des Räubers nicht ganz einig, da er maskiert war. Aber die Feinheit der Inszenierung, die Virtuosität der Ausführung und das liebenswürdige Auftreten des Räubers lassen mit fast unzweifelhafter Sicherheit auf Klapperschlangen-Tim schließen. Nur schade, daß das Ergebnis des Ueberfalls in so gar keinem Verhältnis zu all der aufgewendeten Kunst stand."

„So ein boshafter, elender Scherenhengst!" knurrte Tim durch die Zähne hindurch und ließ das Blatt wieder fallen. „Wenn der mir mal über den Weg kommt, so mache ich mit Revolverkugeln ein Suppensieb aus seinem Sitzapparat. Muß der das überall herumklatschen mit der lumpigen Beute. So etwas schadet einem doch!"

Er horchte.

In der Ferne ward das Klirren von Wagenrädern vernehmbar, die hart gegen Gestein stießen. Tim erhob sich, schritt über den ächzenden, wackligen Fußboden an sein Auslugfenster, das den schmalen Bergpfad zum Hause beherrschte und wo stets zwei Winchesterbüchsen hingen, und sah hinaus.

„Die Tante!" sagte er.

Bald darauf hielt der Wagen vor dem bretternen Häuschen, und die knochige Tante Tulipine stieg aus.

„Tim," sagte sie, als sie ins Zimmer trat, „ich habe dir von Dingmans Ferry einen Brief mitgebracht."

„Einen Brief!" sagte Tim erstaunt. „Wer zum Teufel kann denn an mich schreiben?" Er nahm den Brief in Empfang und besah prüfend den Umschlag und die Aufschrift, die in steilen, sauberen, dünnen Buchstaben besagte: Herrn Timothy Boyd, postlagernd Dingmans Ferry, Kolorado. Der Poststempel nannte ein kleines Nest nahe St. Louis. Tim riß den Umschlag auf und las. Dann lachte er nach seiner Gewohnheit so fürchterlich, daß die trockenen Klapperschlangenhäute an den Wänden mit den Schwanzklappern rasselten, und sagte:

„Nicht übel, Tante, nicht übel. Du entsinnst dich des kleinen Neffen Bob, den wir mal vor zwanzig Jahren in Denver sahen, als ich noch in der Sägemühle von Stubel arbeitete, dem Deutschen?"

Die Tante Tulipine bejahte lebhaft.

„Schön — also der ist jetzt Apothekergehilfe, schreibt er, macht eine Urlaubsreise nach Utah und will mich besuchen. Er glaubt, ich sei Farmer und Holzhändler — huhuhu! Weiß der Teufel, wo er meine Adresse herbekommen hat. Da lies!"

Und die Tante Tulipine holte sich erst eine Tasse von ihrem sanften Kaffee, der immer am Herd stand, setzte sich in den grasgrünen Schaukelstuhl, rückte die große silberne Brille zurecht und las. Tim schritt derweil dröhnend auf und ab und rauchte wie ein Fabrikschlot.

„Fünftausend verfluchte Klapperschlangen!" knurrte er (das war sein Lieblingsfluch, müßt ihr wissen) und spuckte zum hinteren Fenster hinaus, den Hühnern auf die Köpfe, „wo soll ich denn das

Geld hernehmen für den Bob? So ein fünfundzwanzigjähriger Schlingel frißt ja wie ein ausgehungerter Ogalalla! Nur gut, daß der Teddy nicht hier ist." Teddy, ihr erinnert euch wohl, war sein hoffnungsvoller Sohn. Er stahl augenblicklich Pferde in Dakota.

„Tim — es wird dir nichts weiter übrig bleiben, als mit Charlie wieder ein Geschäft zu machen. Das letzte war so wie so nicht besonders. Und der Kaffee ist fast alle!" Nämlich: ein Geschäft machen hieß im Hause Tims, irgendeinen Ueberfall auf Reisende ausführen.

„Der Kaffee ist fast alle — immer der Kaffee! Als ob deine Kaffeetasse das wichtigste im Haushalt wäre! Tante, du hast nicht den Zug ins Große, der unsre Familie auszeichnet. Aber im übrigen hast du recht. Wir müssen wieder ein Geschäft machen, und zwar ein gutes. Das letzte war wirklich hundsschlecht. Hundertfünfzig lausige Dollar und vierzig Cent, vier silberne Uhren und drei von Nickel und zwei Paar silberplattierte Manschettenknöpfe. Die Schufte reisen jetzt nur noch mit Schecks und mit billigen Uhren und Manschettenknöpfen, und die Diamantnadeln lassen sie zu Hause. Davon fünfzig Prozent an den Partner, macht fünfundsiebzig Dollar, dreißig Dollar von uns beiden an den Halunken, den Sheriff, damit er nichts gegen mich unternimmt oder mich beizeiten warnt. Bleiben mir sechzig Dollar. Sech—zig Dollar! Fünftausend verfluchte Klapperschlangen!" Er spuckte wieder auf die Hühner.

„Ja, es ist trostlos, Tim!" seufzte die Tante Tulipine und schlürfte einen langen Schluck von dem sanften Kaffee. „Das Geschäft wird von Jahr zu Jahr schlechter."

„Ja, so ist's, Tante. Morgen will ich gleich zum Charlie herüber nach Parsippany und das neue Unternehmen verabreden. Der Bob muß wie ein Lord aufgenommen werden — das bin ich ihm schuldig."

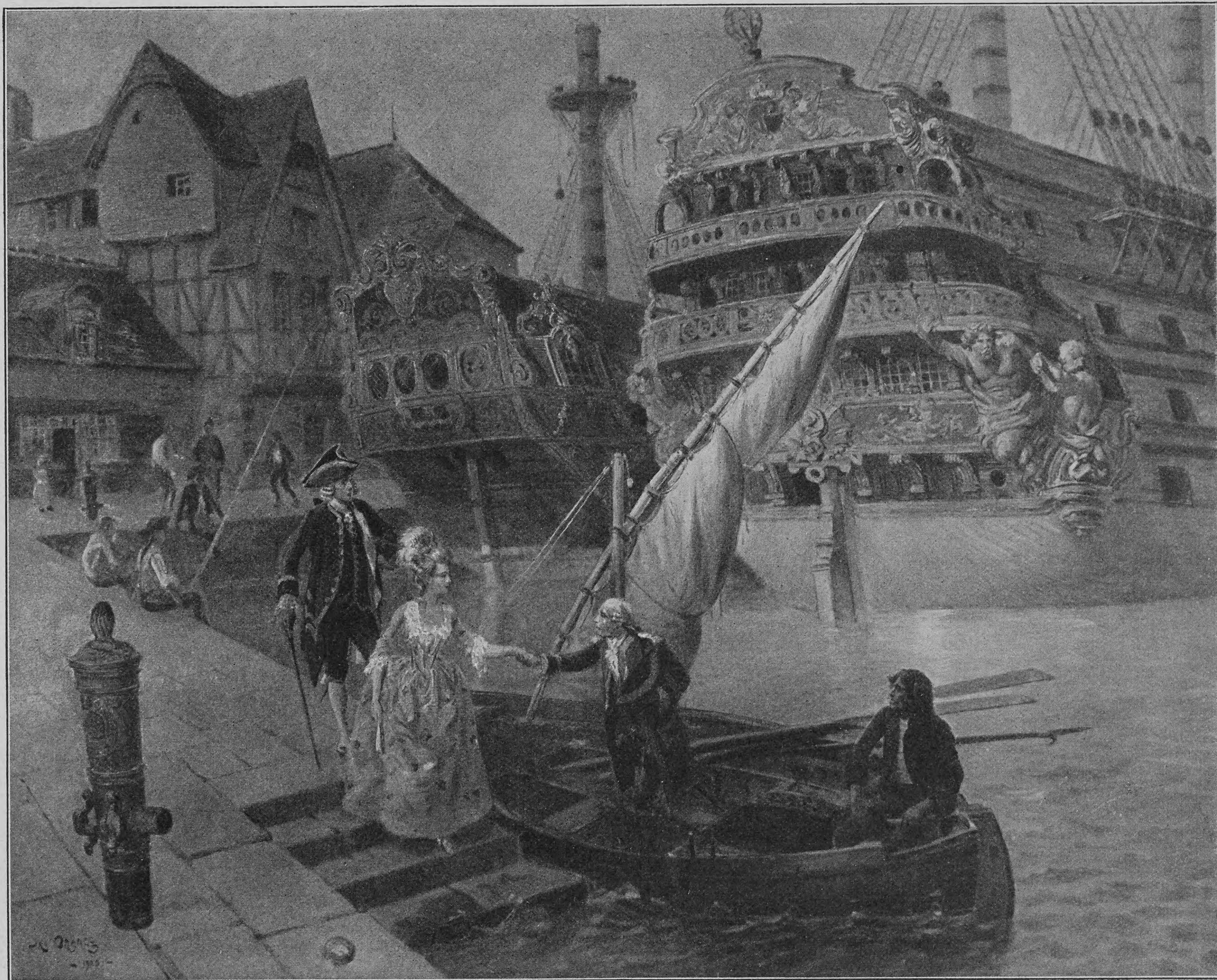
*

Der Arkansas-Expreß hatte gerade die kleine Station Las Animas am Arkansasfluß verlassen und donnerte westwärts in die nachtdunkle Prärie hinaus. Es mochte so gegen elf Uhr nachts sein. In den drei Schlafwagen waren schon die Lichter gedämpft worden, und die meisten Insassen, darunter drei Damen, lagen schon in den Kojen zu beiden Seiten des Mittelganges. Nur in dem Rauchsalonwagen saßen noch vier Herren beim Poker und Whiskey mit Soda. Hinter der kleinen Bar saß der Schankkellner in seiner schneeweißen Jacke und gähnte und schielte nach den vier Pokerspielern hinüber, ob sie noch immer nicht Miene machten, aufzuhören. Die Schlafwagenbedienten in schmucken Uniformen, lauter Neger, wie überall auf den Bahnen, huschten lautlos durch den teppichbelegten Mittelgang in den Wagen, noch mit allerlei kleinen Pflichten in den Waschzimmern oder an den Schränken beschäftigt. In dem hintersten Schlafwagen kramte der Schwarze an seinem Wäscheschrank herum, schloß ihn leise und wollte sich in den nächsten Wagen begeben, als sich die Wagentür öffnete. Er wandte den Kopf, und ein Pack Handtücher fiel ihm vor Schreck aus der Hand. Vor ihm stand ein Mann, der ungefähr wie ein Kuhhirte von der Prärie aussah. Er hatte ein dunkelblaues wollenes Hemd an, dessen Aermel bis über die Ellbogenspitze aufgekrempelt waren, und ein schwarzes Tuch um den Hals. Auf dem Kopf trug er den echten breitkrempigen Filzhut der Kuhhirten. Sein Gesicht bedeckte zu gut drei Vierteln eine Art Maske aus grobem Stoff, offenbar selbstverfertigt, mit zwei Oeffnungen für die Augen. In der rechten Hand hielt er einen Revolver von gewaltigem Umfang, den sogenannten „Sechsschüssigen". Der Griff eines zweiten Revolvers lugte an seiner linken Seite aus dem offenen Revolverfutteral. Hinter ihm erschien gleich darauf ein zweiter Maskierter von ähnlichem Aussehen, der sogar in jeder Hand einen Revolver von ganz märchenhaften Dimensionen hielt.

„Mein lieber Junge," sagte der erste Maskierte leise zu dem Schwarzen, „drehe die Lichter an, schließ die Tür zu und die am Ende ebenfalls und bleib an der Tür da drüben stehen!" Das sagte Klapperschlangen-Tim etwa in dem Ton, als wenn er den Schwarzen ersuchte, ihm ein Glas Wasser zu bringen. Denn es war Tims Grundsatz, im „Geschäft" von ausgesuchter, ihm sonst ganz fremder Höflichkeit zu sein. Der Schwarze, ganz grau im Gesicht vor Angst, gehorchte. Es war nun wieder flimmernde Helle im Wagen. Während Sommersprossen-Charlie an der ersten Tür blieb, öffnete Tim den Vorhang vor den nächsten beiden Kojen oben und unten zur Linken, dann den Vorhang vor den Kojen gegenüber. Er rüttelte die Schläfer wach und sagte freundlich:

„Bitte, meine Herren — wollen Sie gütigst aufstehen und herunterkommen. Ich möchte Sie einen Augenblick in Geschäften sprechen. Hier ist die Trittleiter!" Er schob die Trittleiter heran, damit die in den oberen Betten bequem herunter konnten. So ging er von Vorhang zu Vorhang, erst links, dann rechts. Wie er die drei Damen weckte, entschuldigte er sich vielmals und war doppelt höflich. Ununterbrochen raste inzwischen der Zug durch die Nacht. Es war die alte Erfahrung, die sich auch hier wieder bestätigte. Die Reisenden, völlig betäubt durch die Gewalt des Plötzlichen, Unerwarteten, Verhängnisvollen und das Bewußtsein der Wehrlosigkeit, kletterten gehorsam wie die Kinder aus den Betten. Wem etwa noch ein Fünkchen Widerstandslust in der Männerbrust glomm, dem ward es durch die beiden unangenehmen Revolver in Sommersprossen-Charlies Händen an der Tür ausgepustet. Seine Aufgabe war es gerade, dem andern den Rücken zu decken und ihn vor etwaigen Angriffen eines Tollkühnen zu schützen. So konnte Tim ungestört arbeiten.

„So," meinte Tim gelassen. „Sind alle unten? Ah — die drei Damen fehlen noch. Schön, wenn Sie sich genieren, meine Damen, bleiben Sie ruhig,



Maurice Henry Orange — (Aus den diesjährigen Pariser Salons) — Aufbruch zu einer Segelfahrt

wo Sie sind. Es macht nichts. Ich komme dann zu Ihnen. Nun, meine Herren — wie hoch gedenken Sie Ihr Leben bei mir zu versichern?" Ihr wißt, das war Klapperschlangen-Tims ständiger Witz bei solchen Gelegenheiten. Er erhielt stets das rein Geschäftliche dabei aufrecht. Und nun packten sie aus, bleich, verlegen, scheu, zitternd, gezwungen lächelnd, je nach dem Temperament. Der eine oder andre versuchte witzig zu sein, in der Annahme, sich dadurch das Wohlwollen dieses humorvollen Banditen zu sichern. Nichts entging ihm: keine Tasche in der Hose, der Weste, dem Rock, der Handtasche. Einer hatte einen Revolver in der Hose.

„Oh, oh," sagte Tim und untersuchte ihn. „Scharf geladen. Jedenfalls für böse Wegelagerer bestimmt."

Er nahm die Patronen aus den Kammern, steckte sie in seine Tasche und tat den Revolver wieder in die Hose.

„Nun die Schlipsnadeln und Ringe, bitte schön!"

Da ging's denn wieder los mit den „teuren Andenken" von der Mutter, Schwester, Großmutter, Tante, Onkel und so weiter. Es half nichts. Auch den Vorschlag eines dicken Kahlkopfs, ihm statt des Geldes den dreifachen Betrag in einem Scheck zu zahlen, wies er freundlich zurück. In seinem Geschäft, bemerkte er, werde nur in bar gezahlt. Und schmunzelnd zählte er fünfhundert Dollar in des Dicken Brusttasche. Welch ein Geschäft! Tim war in bester Laune. Hierauf kamen die drei Damen an die Reihe, die in den Kojen geblieben waren. Es waren zwei Schwestern und ihre Tante. Sie hatten wie gewöhnlich „leider" nur wenige Dollars bei sich, die reichten sie ihm heraus.

„Ich danke verbindlichst!" sagte Tim. „Und nun das andre in den — verzeihen Sie meine Kühnheit — Strümpfen!" Er kannte das ja. Zitternd fuhren die Hände unter die Decke und reichten Tim die warmen Dollarscheine.

„So!" sagte er dann. „Entschuldigen die Herren und Damen die Störung. Sie sind nun bis Salt Lake City versichert. Bitte kein Glied zu rühren, bis wir hinaus sind!" Danach wandte er sich dem Schwarzen zu, gebot ihm, die Tür zu öffnen, und schritt rückwärts hinaus. In der offenen Tür blieb er stehen und winkte Charlie. Der schritt durch den Wagen, diesmal von Tim gedeckt. Nun befahlen sie dem Schwarzen, herauszukommen, die Tür zu verschließen, ihnen den Schlüssel zu geben und zu bleiben, wo er war. Sie betraten den zweiten Wagen. Alles wiederholte sich genau wie im ersten. Sie betraten den dritten Schlafwagen. Die vier Pokerspieler im Rauchsalonwagen übersahen sie. Vorn auf der Lokomotive begann die Glocke zu läuten.

„Charlie!" sagte Tim, „wir kommen nach La Junta. Wir müssen vom Zug herunter zu den Pferden!" Er gab das Signal nach der Lokomotive. Beide klammerten sich am eisernen Geländer neben ihnen fest. Die Luftbremsen packten mit eisernem Griff die knirschenden Räder. Noch einige Augenblicke schoß der Expreß gerade aus. Dann ein Ruck, daß beide heftig gegeneinander stießen. Der Zug stand. Als der Zugführer und die übrigen Beamten vorsichtig mit Laternen herbeiliefen, waren die Banditen im Dunkel der Nacht verschwunden. Aus der Ferne klang das Geklapper galoppierender Pferdehufe.

*

Und abermals saß der Klapperschlangen-Tim in der guten Stube mit den Klapperschlangenhäuten an den Wänden und zog noch grimmiger als sonst an seinem kurzen Maiskolbenpfeifchen. Es war am Nachmittag. Das letzte Versicherungsgeschäft war wieder nicht glänzend gewesen. Nach Abzug des Anteils für seinen Partner, den Sommersprossen-Charlie, und für den Sheriff waren ihm bar dreihundert Dollar geblieben. Die fünfhundert Dollar in Papiergeld die er dem dicken Kahlkopf abgenommen hatte, hatten sich als falsch herausgestellt. Tim und Charlie hatten zwei Stunden geflucht, denn das war der fetteste Bissen gewesen, und dann über die Unehrlichkeit der Reisenden von heute Beobachtungen angestellt. Für einen Teil des Geldes hatte die Tante Tulipine in Dingmans Ferry allerhand eingekauft — Kaffee für sich und viele andre schöne Sachen, um den Neffen Bob anständig zu bewirten. Wohl oder übel mußte er in den sauern Apfel beißen. Daher hatte Tim schon eigenhändig aus dem See Kickapoo die leckersten Barsche und Makreelen gefangen und in dem kleinen Bach hinter seinem Hause in den Fischkasten getan. Denn der Neffe Bob mußte jeden Augenblick kommen. Andrew Horn, Tims Vertrauensmann in Dingmans Ferry, hielt sein klapperiges Wägelchen bereit, um den Neffen Bob nach Tims Schlupfwinkel zu bringen. Niemand sonst wagte sich dem Schlupfwinkel zu nähern. Das hatte Tim sich schon vor Jahren ausgebeten, und bei den wilden Bergmenschen in Dingmans Ferry fand Tims Gebot unbedingten Gehorsam. Er erhob sich, um nach dem Hühnerstall zu gehen und die Hühner zu füttern. Kaum hatte er das Haus durch die Hintertür verlassen, als er von weitem das Klirren von Wagenrädern vernahm, die hart gegen Gestein stießen. Zugleich kam die Tante Tulipine gelaufen und meldete ihm, daß der Bob käme. Tim, immer mißtrauisch, lief an sein Auslugfenster und spähte hinaus. Ja, der Bärtige im Wagen, der wie ein Strolch aussah, das war Andrew Horn, und neben ihm der modische junge Mann mit dem feurigen Schlips, das war wohl Bob. Er eilte vor das Haus, auf den sonnigen, holprigen Bergpfad hinaus.

„Hier bringe ich den Bob!" sagte Andrew Horn lächelnd.

„Willkommen, Bob!" sagte Tim und reichte ihm freundlich die harte, schwielige Hand, daß Bob die Finger knackten.

„Willkommen, Bob!" sagte auch die Tante und beäugte ihn forschend durch die silberne Brille. „Du bist ein stattlicher junger Mann geworden!" Dann geleitete sie ihn ins Haus. Andrew Horn drehte um und fuhr zurück. Die drei begaben sich in die gute Stube, wo Bob die Klapperschlangenhäute bewunderte. Die Tante holte ihren sanften Kaffee und unsanften, selbstgebackenen Kuchen.

„Du bist später gekommen, als wir dachten," bemerkte Tim durch die Zähne hindurch und stopfte sich eine neue Maiskolbenpfeife.

„Ja!" sagte Bob und schlürfte behutsam an dem sanften Kaffee der Tante „Das hat seinen guten Grund. Du weißt wohl schon, Onkel, daß der Arkansas-Expreß vorgestern nacht zwischen Las Animas und La Junta von zwei Banditen ausgeplündert worden ist."

„Ich — hm — hm — ja, ich hörte davon."

„Ich hatte das Unglück und war auf dem Zuge, und die Kerls haben mir mein ganzes sauer erspartes Bargeld, hundertfünfzig Dollar, abgeknöpft sowie die Uhr. Ich mußte erst nach Pueblo, um mir neues Geld von meinem Geschäft anweisen zu lassen."

„Fünftausend verfluchte Klapperschlangen!" sagte Tim und spuckte aus dem Fenster geradewegs auf die Hühner. Ja, nun wußte er, wo er dieses Gesicht schon gesehen hatte. Im dritten Schlafwagen!

Die Tante hustete trocken und trank immer einen Schluck Kaffee nach dem andern, als ob sie in Eile war.

„Uebrigens," fuhr Bob fort, „so etwas Merkwürdiges wie den Banditen, der uns ausraubte, habe ich noch nicht gesehen. Er sprach immer nur von ‚Geschäft' und war die Freundlichkeit selber. Es war nahezu spaßhaft!" Und er erzählte den Vorfall ausführlich. Er schloß: „Aber einer, ein dicker Kahlkopf, hat ihn fürchterlich 'reingelegt — mit fünfhundert Dollar. Er ist schon zweimal auf Zügen ausgeraubt worden. Seitdem reist er mit Falschgeld. Das echte trägt er im Hutfutter. Und damit der Bandit besser auf das Falschgeld anbisse, bot er ihm erst einen Scheck an!"

„Hähä!" lachte Tim gezwungen. „So ein Halunke!"

Am Abend spät, wie sie in der guten Stube allein waren, sagte Tim zu der Tante:

„Irgend jemand hat uns das Glück verwünscht. Was sagst du dazu? Ich muß ihm das Geld wiedergeben, selbstredend — und die Uhr muß ich ihm später schicken. Bleiben mir hundertfünfzig Dollar. Ich könnte — na, gute Nacht!"

„Gute Nacht!" sagte die Tante lächelnd, holte sich eine frische Tasse Kaffee vom Ofen und verschwand in ihrer Kammer.

Zehn Tage blieb Bob beim Onkel Tim, ohne zu ahnen, bei wem er war. Als er Abschied nahm, zog ihn der Onkel beiseite und sagte:

„Mein lieber Junge. Hier hast du die hundertfünfzig Dollar wieder, die dir der Schuft damals abgenommen hat. Ich kann sie entbehren. Ich habe genug. Sollte ich noch deiner Uhr habhaft werden — das wird gewöhnlich unter der Hand verkauft —, kriegst du sie auch wieder. Und nun lebe wohl!"

Bob schloß ihn gerührt in seine Arme. Darauf umarmte er die Tante, sprang in Andrew Horns klapprigen Wagen und stuckerte davon. Die Tante wehte noch lange mit der Schürze. Dann schritt Tim ins Haus zurück.

„Fünftausend verfluchte —" Doch er unterbrach sich, spuckte den Hühnern auf die Köpfe und schlug ein Gelächter auf, daß die Klapperschlangenhäute mit den Schwanzklappern rasselten.



Bei der Arbeit



Das Wohnhaus

Damen als Gärtnerinnen

Von

Luise von Brinken

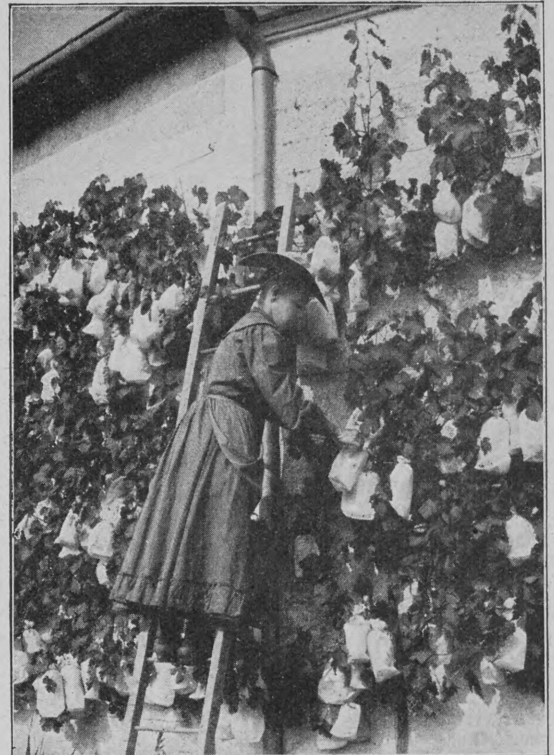
(Hierzu vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Eines der schwierigsten Kapitel der Frauenfrage bildet die prekäre Lage, in die Damen so oft geraten, wenn sie einen Teil der besten Jahre ihres Lebens einem der wenigen Berufszweige gewidmet haben, in denen dem weiblichen Geschlechte unter den bestehenden sozialen Verhältnissen überhaupt eine selbständige Tätigkeit gestattet ist, und für die dann die Zeit herannaht, in der nach dem naturgemäßen Verlaufe der Dinge dieser Tätigkeit ein Ziel gesetzt wird. Denke man doch nur einmal an die vielen jungen Mädchen, die als Lehrerinnen und Erzieherinnen ihr Dasein fristen; gewiß, sie bestehen, obwohl sie in der Regel nichts weniger als auf Rosen gebettet sind, den Lebenskampf im Vergleiche zu vielen ihrer Mitstreiterinnen leidlich, aber sie können doch nicht ewig Lehrerinnen und Erzieherinnen bleiben, und was sollen sie beginnen, wenn der Betrag von Lebensenergie, den sie ihrem Berufe entgegenbrachten, verzehrt ist? Nehme man nun den günstigsten Fall, den, daß diese Damen in der Lage waren, sich etwas zu ersparen. Wie weit werden sie mit dieser Ersparnis reichen? Wie zu fürchten steht, nicht allzu weit, denn von dem Kapital oder Kapitälchen, um das es sich handelt, gilt nur allzu oft das ominöse Wort: zum Sterben zu viel und zum Leben zu wenig.

Und doch dürfte es gerade in diesem Falle einen Ausweg geben, und er dürfte nicht nur den ehemaligen Lehrerinnen und Erzieherinnen offenstehen, sondern allen denen, die sich in einer ähnlichen Lage befinden: die Beschäftigung mit Arbeiten, die in das Gebiet der Landwirtschaft und Gärtnerei fallen. Man mißverstehe mich nicht und glaube noch weniger, daß ich scherze. Es soll sich natürlich nicht um die grobe Feld- und Gartenarbeit handeln, sondern um eine Menge von Verrichtungen in Feld und Garten, die sich für Damenhände sehr wohl eignen und bei deren Uebernahme nichts weniger zu befürchten steht, als daß die „weibliche Würde" darunter zu leiden habe.

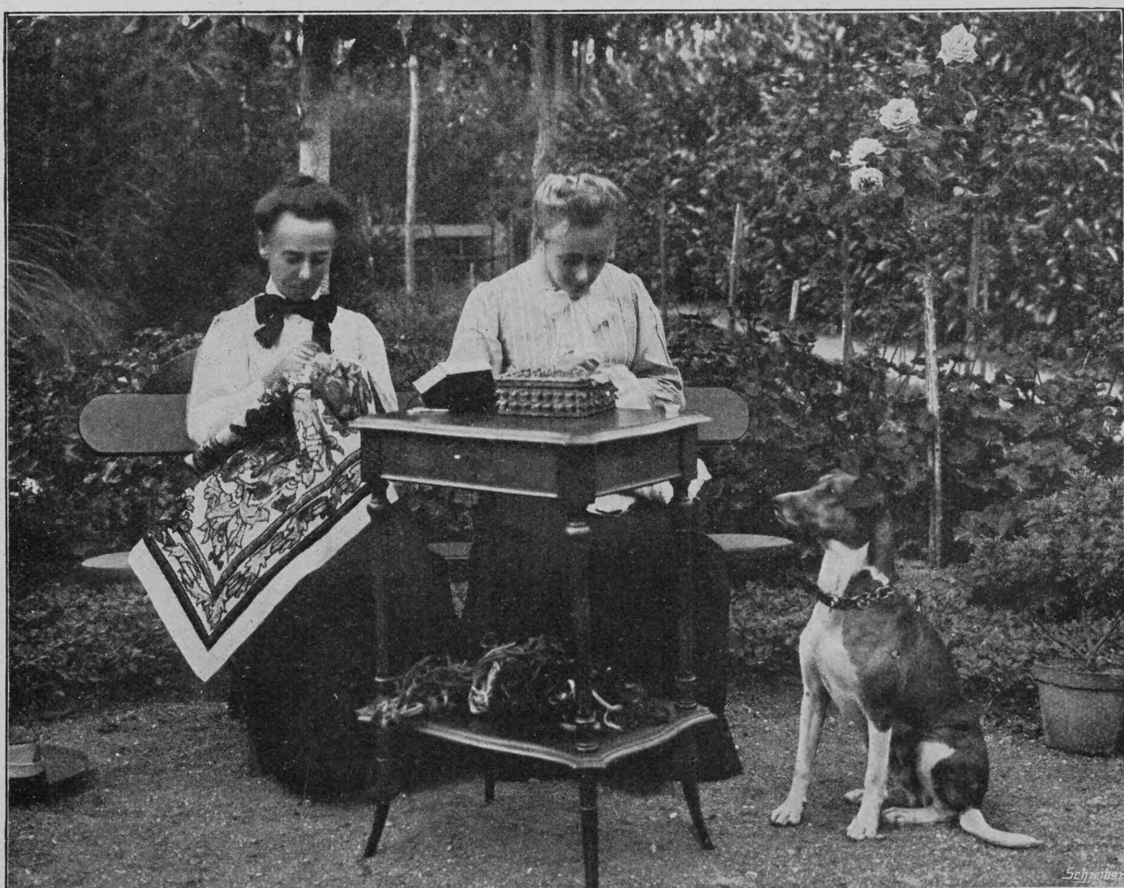
Statt mich auf weitschweifige Erörterungen und theoretische Darlegungen einzulassen, will ich lieber zum Beweise meiner Worte ein Stückchen Lebenserfahrung geben. Es handelt sich um zwei Bekannte, Französinnen, die aus der schönen Touraine stammten und lange Jahre als Erzieherinnen tätig gewesen waren, und zwar hauptsächlich in Rußland. Als für sie der erwähnte kritische Moment in ihrer Berufstätigkeit gekommen war, kehrten sie in ihre Heimat zurück und erwarben sich mit einem Teile dessen, was sie sich erspart hatten, ein Stück Ackerland und ein kleines Haus. Das Haus war nur ein gewöhnliches Bauernhaus mit einer angebauten Scheune, und das ländliche Grundstück mochte etwa 600 Quadratmeter umfassen, die Lage war vortrefflich, hoch und nach Süden gerichtet, mit hinreichender Wasserversorgung und nicht allzu weit von der guten Stadt Tours entfernt. Das erste, was sie zu tun hatten, war, das Haus wohnlich zu machen, die Backsteinböden außer in der Küche durch Holzböden zu ersetzen, die Fenster zu vergrößern und in die Wohnstube an Stelle des alten, verfallenen, offenen Kamins einen ordentlichen Ofen zu setzen. Die Scheune wurde zu einem einfachen, aber behaglichen dreizimmerigen Häuschen mit Küche umgebaut und im Sommer an erholungsbedürftige Stadtbewohner vermietet, so daß es alljährlich einen ganz hübschen Ertrag abwarf.

„Fanden Sie nicht," so fragte ich bei einem gelegentlichen Besuche die ältere der Damen, „daß Ihnen anfangs die Arbeiten zu schwer wurden, oder hatten Sie einige Erfahrung in der Land- und Gartenarbeit?" — „Durchaus nicht," lautete die Antwort; „wir beide waren von Jugend auf an das Stadtleben gewöhnt, aber wir schwärmten für das Land, und unser Lieblingsstudium hatte von jeher die Botanik gebildet. Da wir indessen nichts von der Landwirtschaft verstanden, beschlossen wir, uns wenigstens die allernotwendigsten Kenntnisse zu erwerben, vor allem aber schafften wir uns einen anerkannt guten Leitfaden zur Obstbaumkultur an und gaben fleißig darauf acht, wie es die Bauern in unsrer Umgebung machten. So sahen wir, daß sie zu einer gewissen Zeit die Bäume schnitten. Sie wußten nicht, warum sie es taten, sondern machten es nur, weil sie es immer so gemacht und ihre Eltern und Großeltern es vor ihnen ebenso getan hatten. Ich zog mein Buch zu Rate, las, warum und wie es geschehen müsse, und machte mich dann sofort an das Beschneiden meiner Bäume; ich hatte mehr Glück damit als meine ländlichen Nachbarn, weil ich wußte, warum es zu geschehen hatte. Wir ziehen jetzt die schönsten Tafeläpfel, die wir um teures Geld nach England verschicken. Wir kultivieren von allen Obstsorten nur die erstklassigen, und das möchte ich allen raten, die aus dem Obstbau Nutzen ziehen wollen. Die Reben, die Sie an der Südseite des Hauses gewahren, sind nicht zur Weinbereitung, sondern zur Erzielung schöner Tafeltrauben bestimmt. Um die Mitte des September, wenn die Trauben ausgewachsen, aber noch nicht ganz reif sind, streifen wir über die größten Säckchen aus wasserdichtem Papier. Das gewährt ihnen Schutz gegen Sonne, Regen, Wind und leichten Frost, und sie erhalten sich dann bis über den November, ja bis tief in den Dezember hinein, wenn die größte Nachfrage nach Trauben ist und das Pfund mit 2 bis 3 Franken bezahlt wird."

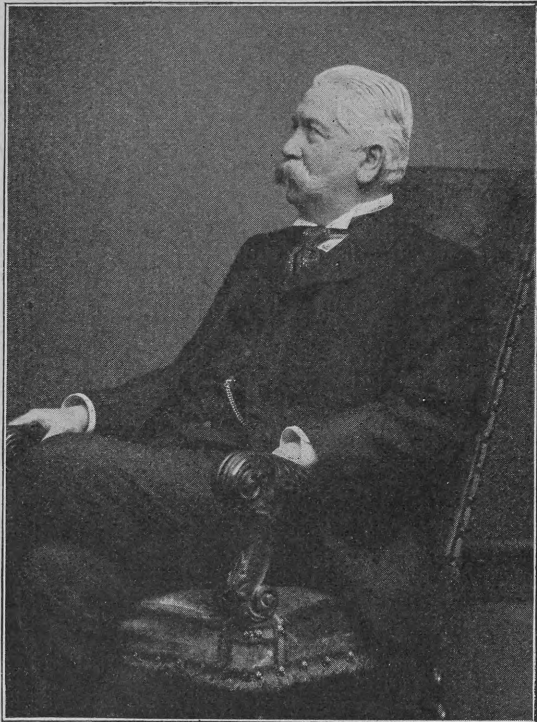


Pflege der Tafeltrauben

Weiter erfuhr ich dann noch, daß die beiden Damen außer Trauben und Birnen hauptsächlich Aepfel, Reineclauden und Stachelbeeren ziehen, für die sie reichlichen Absatz in dem benachbarten Tours finden. Ihren Gemüsegarten bestellen sie vor allem mit Erbsen, Bohnen, Artischocken, Spargel und allen Arten von Salat, Artikeln, die fast ganz und gar für den Bedarf ihrer Sommergäste bestimmt sind und gar nicht zu Markte kommen. Eine kleine Ackerparzelle liefert ihnen das Korn für ihr Brot, und auf einer andern ziehen sie Kürbisse, Rüben, Mais, Kohl und Kartoffeln als Futter für ihren Viehstand, Ziegen und Kaninchen, von welch letzteren sie eine fast ungezählte Menge unterhalten. Sie und die Bewohner ihres Hühnerhofs versorgen ihren Tisch mit den hauptsächlichsten ihrer Fleischspeisen. So haben sie bei nur kleinen Barauslagen verhältnismäßig große Einnahmen, und die Bilanz ihres kleinen gärtnerischen und landwirtschaftlichen Geschäftsbetriebes hat sich bei einer Tätigkeit, die ihrer Gesundheit mehr wie jede andre förderlich ist, und bei Heranziehung der erforderlichen Hilfsarbeiter nur für die gröbsten und schwersten Verrichtungen bis jetzt schon so gestaltet, daß sie für den Abend ihres Lebens aller Sorgen enthoben sind.



Feierstunde im Garten



Phot. H. Brandseph

Adolf Kröner

Notizblätter

Zum siebzigsten Geburtstag Adolf Kröners

Einer der hervorragendsten deutschen Verleger, Geheimer Kommerzienrat Adolf Kröner, beging am 26. Mai seinen siebzigsten Geburtstag. Als junger Buchhändler erwarb Kröner 1859 in seiner Vaterstadt Stuttgart die Mäntlersche Buchdruckerei und gründete gleichzeitig einen Verlag, der vorzugsweise populärwissenschaftliche Werke, Jugendschriften und künstlerisch illustrierte Prachtwerke auf den deutschen Büchermarkt brachte und bald durch Erwerbung des Verlags von A. Becher und A. Krabbe eine beträchtliche Erweiterung erfuhr. Im Jahre 1877 trat Adolf Kröners jüngerer Bruder Paul als Teilhaber in das Verlagsgeschäft ein, und 1883 erwarb die Firma „Gebrüder Kröner“ den Verlag von Ernst Keil in Leipzig, 1889 noch die altangesehene J. G. Cottasche Buchhandlung samt dem Verlag und der Druckerei der „Allgemeinen Zeitung“ in München. 1890 gingen die Krönerschen Verlagsgeschäfte in der Deutschen Verlagsgesellschaft „Union“ in Stuttgart auf, an deren Spitze Adolf Kröner lange als Vorsitzender des Aufsichtsrats stand, und 1904 ging die Cottasche Buchhandlung, die 1899 in eine Gesellschaft mit beschränkter Haftpflicht umgewandelt worden war, in seinen persönlichen Besitz über. Um den deutschen Gesamtbuchhandel hat sich Adolf Kröner, der von 1882—1887 und 1889—1891 Vorsitzender des Börsenvereins der deutschen Buchhändler war, in dieser Eigenschaft wie als mehrmaliger Vorsitzender des Stuttgarter Verlegervereins und des Süddeutschen Buchhändlervereins große Verdienste erworben, die die Stadt Leipzig, der Mittelpunkt des deutschen Buchhandels, durch seine Ernennung zu ihrem Ehrenbürger gewürdigt hat.

Die Enthüllung des Grabdenkmals für Rikard Nordraak

Auf dem Friedhof der Jerusalems-Gemeinde in Berlin fand am 17. Mai eine ergreifende, pietätvolle Feier statt. Die in Berlin lebenden Norweger hatten sich versammelt, um das Grabdenkmal einzuweihen, das sie ihrem am 20. März 1866 im Alter von 24 Jahren zu Berlin verstorbenen Landsmann Rikard Nordraak, dem genialen Komponisten der von Björnson gedichteten norwegischen Nationalhymne, gesetzt hatten. Björnson selbst war mit seiner Gattin nach Berlin gekommen, um an dem feierlichen Akt teilzunehmen, und hatte es übernommen, die Gedächtnisrede zu halten. Er schilderte nach einem kurzen markigen Hinweis auf die Freiheit, die Norwegen endlich errungen, und die Rolle, welche die Nationalhymne in allen Kämpfen des Landes gespielt habe, das Leben und Wirken des Verstorbenen, mit dem ein Großer der Musik dahingegangen sei. Ihm habe der Tote, der erst 18 Jahre alt war, als er das Nationallied komponierte, als Freund besonders nahegestanden; er habe die Absicht gehabt, ihm die Texte für seine Musikdramen zu schreiben, aber der Tod habe diesen Plan zerstört. Nach Beendigung der eindrucksvollen Rede fiel auf einen Wink Björnsons die norwegische Flagge, die bis dahin das Grabdenkmal verhüllt hatte. Es zeigte sich ein hoher, grob behauener Granitobelisk, mit einer nur den Namen und das Geburts- und Sterbejahr des Toten enthaltenden Inschrift versehen. Unter den Klängen der norwegischen Nationalhymne wurden mehrere Kränze niedergelegt, und dann defilierte die zahlreiche Versammlung am Grabe und an Björnson vorbei.



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Björnson auf dem Wege zur Enthüllung des Grabdenkmals für den Komponisten Nordraak in Berlin

Der Kaiser in den Reichslanden

Kaiser Wilhelm hat bei dem Besuch, den er kürzlich den Reichslanden abgestattet hat, wieder bei verschiedenen Gelegenheiten sein besonderes Interesse für die Altertumskunde an den Tag gelegt. Von Straßburg aus besuchte er die Hohkönigsburg, die bekanntlich in ihrer ursprünglichen Gestalt wieder aufgebaut werden soll; in Metz ließ sich der Monarch im Garten des Bezirkspräsidiums durch den Oberstleutnant Schramm vom Sächsischen Fußartillerieregiment Nr. 12 die von diesem Offizier rekonstruierten Modelle alter griechischer und römischer Wurfgeschütze vorführen. Von Schloß Urville aus begab sich der Kaiser zu der in der Nähe belegenen Fundstätte alter römischer Gebäude und überzeugte sich in eingehender Besichtigung von dem Stand der Ausgrabungsarbeiten, die der Notar Kelter in Metz leitet.



Phot. Eugen Jacobi, Metz

Der Kaiser besichtigt in Metz die rekonstruierten römischen Geschütze

Die deutschen Städtevertreter in London

Die Oberbürgermeister, Stadträte und Stadtverordneten von Berlin, Charlottenburg, Dresden, Köln und Aachen, die vor kurzem den im vorigen Jahre von einem englischen Studienkomitee ihren Städten abgestatteten Besuch erwiderten, haben in London einen überaus warmen und herzlichen Empfang gefunden. Nicht nur ihre Gastfreunde, sondern auch die Behörden und die höchsten Vertreter der englischen Regierung taten alles nur Erdenkliche, um den deutschen Besuchern ihren Ausflug nach England angenehm und genußreich zu gestalten. Den Anfang des großen und vielseitigen Programms, das ihnen zu Ehren aufgestellt wurde, machte ein festlicher Empfang in De Keysers Royal Hotel, wobei Wirte und Gäste einander begrüßten und viele von ihnen ihre Bekanntschaft erneuerten. In den folgenden Tagen besichtigten die deutschen Gäste u. a. auf Einladung König Eduards Schloß Windsor und den Buckinghampalast und wurden in dem letzteren vom König in Privataudienz empfangen. Bei dem ihnen im Mansionhouse gegebenen Frühstück hielt der frühere Lord-Mayor, Sir Faudel Philipps, eine Rede in deutscher Sprache, in der er die Hoffnung aussprach, daß Deutschland England stets die Hand zur Freundschaft bieten würde. Tief eingewurzelt sei eine aufrichtige Wertschätzung der Deutschen in den Herzen der Engländer. Der Redner schloß: „Ich bin überzeugt, daß ewig Friede und Freundschaft zwischen den beiden Ländern herrschen werden.“ Auf einen ähnlichen freundschaftlichen Ton waren auch die Reden gestimmt, die bei andern Veranstaltungen der Chefsekretär für Irland, Bryce, der Kriegsminister Haldane und der Marineminister hielten.



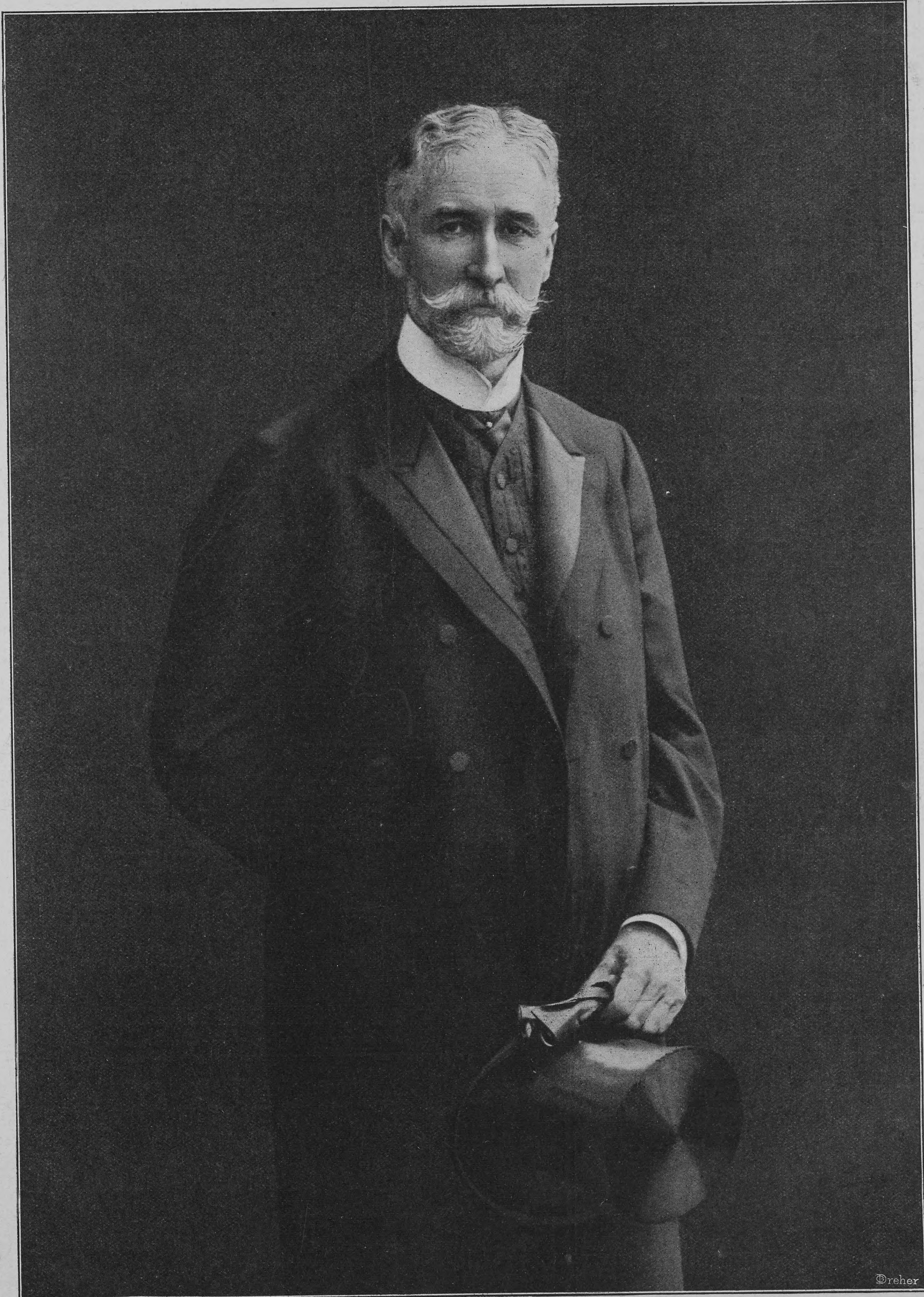
Phot. Fradelle & Young

Vom Besuch der deutschen Städtevertreter in England: das Begrüßungsdiner in De Keysers Royal Hotel

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur. An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 36



Phot. W. Höffert, Berlin

Der neue preußische Eisenbahnminister Paul Breitenbach

Minister Breitenbach

Als Nachfolger des verstorbenen Ministers von Budde und, wie es heißt, auf dessen besondere Empfehlung hin ist der bisherige Präsident der Kölner Eisenbahndirektion Paul Breitenbach zum preußischen Minister der öffentlichen Arbeiten ernannt worden. Der neue Minister ist am 16. April 1850 in Danzig geboren. Er studierte Jura und Staatswissenschaften und wurde im Jahre 1873 Gerichtsreferendar, 1877 Assessor. Im Jahre 1878 erfolgte seine Ernennung zum Regierungsassessor, nachdem er zur Eisenbahnverwaltung übergetreten war. Seine Ausbildung erhielt er bei der Eisenbahndirektion Hannover; 1880 wurde er als Hilfsarbeiter bei der Direktion der oberschlesischen Bahnen in Breslau beschäftigt, deren Präsident damals der jetzige Unterstaatssekretär Fleck war. Am 1. Juli 1884 wurde er nach Berlin versetzt und mit der Wahrnehmung der Funktionen eines Direktionsmitglieds der Berlin-Hamburger Eisenbahn beauftragt. Am 1. April 1885 kam er in gleicher Eigenschaft nach Altona und wurde am 17. August desselben Jahres zum Regierungsrat ernannt. 1893 wurde er Direktor des Betriebsamts in Hannover, 1895 Oberregierungsrat bei der Eisenbahndirektion in Altona und 1897 Präsident der Direktion in Mainz, wo unter seiner Leitung die Ueberführung der hessischen Ludwigsbahn in die Betriebsmittelgemeinschaft der Direktion Mainz erfolgte. Die Rheinbrücke in Mainz, die sein und des verstorbenen Ministers von Budde Bild zeigt, ist sein Werk. 1903 nach Köln versetzt, zeigte Breitenbach eine ungewöhnlich großzügige Arbeitskraft. Ihm ist es zu danken, daß für die Eisenbahnbauten in Köln und Umgegend über 60 Millionen bereitgestellt wurden. Um die Erschließung der Eifel und Venn erwarb er sich große Verdienste. In diesem Jahre wurde er durch die Verleihung des Roten Adlerordens zweiter Klasse mit Eichenlaub und vom König Eduard durch persönliche Ueberreichung des Kommandeurkreuzes des Victoria-Ordens ausgezeichnet. In seiner ganzen bisherigen Tätigkeit hat sich der neue Chef des volkswirtschaftlich so ungemein wichtigen Eisenbahnressorts den Ruf eines tüchtigen Organisators, eines hervorragenden Verwaltungsbeamten und eines warmherzigen Sozialpolitikers erworben, so daß er allgemein als der rechte Mann für seinen verantwortungsvollen Posten angesehen wird. Minister Breitenbach ist seit 1882 mit der Tochter des verstorbenen Eisenbahnpräsidenten Lentze vermählt. Aus dieser Ehe stammen drei Söhne und drei Töchter.

Totenschau

Sauberzweig Schmidt, deutscher Missionsinspektor, 47 J., Hongkong. — J. K. Paine, nordamerikanischer Komponist, 66 J., Cambridge (Nordamerika). — Major a. D. Karl von Bruchhausen, Militärschriftsteller, 54 J., 13. Mai, Berlin. — Professor Dr. E. Schellwien, Geologe und Paläontologe, Direktor des ostpreußischen Provinzialmuseums, 40 J., 14. Mai, Königsberg i. Pr. — Oberst a. D. Camille Schaible, Militärschriftsteller, 96 J., 16. Mai, Freiburg i. B. — Professor Dr. med. Hermann Obst, Direktor des Grassi-Museums in Leipzig, 59 J., Leipzig. — G. Emil Barthel, Schriftsteller, 70 J., Halle-Giebichenstein. — Cuneo d'Orano, bonapartistischer französischer Deputierter, 60 J., 17. Mai, Paris. — Professor Dr. Tarnowsky, russischer Dermatologe, 18. Mai, Paris. — Dr. phil. Theodor Bierfreund, dänischer Kunstschriftsteller und Novellist, 51 J., 18. Mai, Kopenhagen. — G. Frommel, Professor der Theologie an der Genfer Universität, Genf. — Professor Karl Robert von Osten-Sacken, Zoologe, 78 J., 21. Mai, Heidelberg.

Die Literarhistorische Gesellschaft Bonn,

die kürzlich unter dem Vorsitz von Professor Berthold Litzmann gegründet worden und der bereits eine große Anzahl hervorragender literarischer Persönlichkeiten beigetreten sind, versendet folgendes Programm:

Die Absicht der Literarhistorischen Gesellschaft Bonn geht dahin, mit beizutragen zur erfolgreichen Vermittlung einer harmonischen Allgemeinbildung auf dem abgegrenzten Kunstgebiet der deutschen Literatur. Harmonische Allgemeinbildung umschließt neben bestimmten Fachkenntnissen, welche die Schulen vermitteln, auch ästhetische Bildung, die diese Schulen mit Rücksicht auf ihre nächste Zweckbestimmung gar nicht oder nur mangelhaft vermitteln können, also eine Bildung, die nicht nur Kenntnis, sondern innerliches Erfassen von Kunstwerken erstrebt, die Fähigkeit des Nacherlebens anerzieht. Literarische Bildung (insbesondere), d. h. bewußtes Verarbeiten der durch Lektüre erworbenen künstlerischen Eindrücke, wird heute erstrebt: 1. durch Ansammlung positiven Wissens (historische, rein verstandesgemäße Bildung, vermittelt durch Schulen, Hochschulen, Fachzeitschriften, populärwissenschaftliche Vereinigungen), vielfach unter Benachteiligung der ästhetischen Ausbildung. 2. durch Ausbildung von Fähigkeiten, vor allen Dingen der des künstlerischen Genießens, vielfach unter Verkennung der historischen Grundlagen des Kunstwerks, das ja in den meisten Fällen ein Kulturprodukt ist (Bestrebungen der Kunsterziehungstage, Kunsterziehungszeitschriften und ähnlicher Organisationen). Ein Wort zu verlieren über den Wert oder die nutzbringende Wirkung beider Bestrebungen ist überflüssig. Bedauerlich aber bleibt die Tatsache, daß man sich auf beiden Seiten in den weitaus meisten Fällen wenig verständnisvoll gegenübersteht. Diese beiden Richtungen zu vereinen, die besten Ergebnisse auf beiden Gebieten in fruchtbringender Arbeit auf dem abgegrenzten Arbeitsfeld der deutschen Literatur zusammenzufassen, ist die Aufgabe, welche die Literarhistorische Gesellschaft sich gestellt hat. Denn literarisch-ästhetische Bildung kann erfolgreich nur erstrebt werden durch gleichzeitigen Erwerb historischer Erkenntnis und der Aufnahmefähigkeit für künstlerische Eindrücke. Keine harmonische Persönlichkeit, ob produktiv oder rezeptiv, ob schaffend oder genießend, ist ohne diese doppelte Ausbildung denkbar; darin beruht die Stärke ihrer besonderen Bildung, gleichviel, ob das Gebiet, das sie beherrscht, groß ist oder klein. Keine Dichtung, die über die Fassungskraft des Alltagsmenschen hinausgeht, ist zu verstehen und ganz zu genießen ohne diese Vereinigung. Der nur ästhetisch Genießende, d. h. das Künstlerische im Kunstwerk Nachempfindende, der die historischen Grundlagen übersieht, aus denen das Kunstwerk entstand, hat in den meisten Fällen wirkliches Verständnis nur für die Kunstwerke der Gegenwart, deren Daseinsbedingungen zum Teil mit den Bedingungen seiner eignen Bildung zusammenfallen. Er hat Geschmack und Verständnis nur für das sogenannte moderne, das Kunstwerk der eignen Tage. Daraus erklärt sich die einseitige moderne Geschmacksrichtung unsrer in rein ästhetischen Dingen oft sehr feinfühligen Tageskritik. Der vorwiegend historisch Verstehende dagegen ist in den meisten Fällen nur imstande, den künstlerischen Wert derjenigen Kunstwerke zu begreifen, die ihre künstlerische Daseinsberechtigung unzweideutig nachgewiesen haben, weil sie, vom Zeitgeschmack unabhängig, ihre Wirkung behielten. Er ist urteilslos zeitgenössischer Kunst gegenüber, bei der diese Erkennungsmerkmale naturgemäß versagen müssen. Nur der mit historischen Kenntnissen und ästhetischer Genußfähigkeit Ausgerüstete wird sowohl dem Kunstwerk unsrer Tage wie dem der Vergangenheit völlig gerecht werden können, weil er das Kunstwerk, welches das Ergebnis der besten in einer Zeit treibenden Kräfte ist, aus seiner Entstehungszeit und seinen individuellen Bedingungen heraus zu verstehen und nachzuerleben sucht. Um die Arbeit in solcher Richtung und nach solchem Ziel zu leisten, bedarf es schöpferischer Literarhistoriker, d. h. solcher Fachleute, welche die Ergebnisse eigner und fremder Forschung selbständig gestaltend verwerten und vermitteln können und gewillt sind, ihre Arbeitskraft ohne materielle Vorteile in den Dienst der Sache zu stellen. Diese sind die ordentlichen Mitglieder der Gesellschaft. Damit solche Arbeit Frucht bringe, bedarf es aber des Zusammengehens also Schaffender (der ordentlichen Mitglieder) mit den Genießenden (den außerordentlichen Mitgliedern), als die uns alle diejenigen willkommen sind, die unsre Arbeit in diesem Sinne und in dieser Richtung für berechtigt und notwendig halten. Ueber die Aufnahmebedingungen, Rechte und Pflichten der ordentlichen und außerordentlichen Mitglieder sowie über das Arbeitsprogramm enthalten die Satzungen das Nähere. Weiterer Ausbau der Arbeitsgebiete, z. B. Bearbeitung und Sonderausgabe von wertvollen in- und ausländischen Dichtungen. Anlage einer Bibliothek und Lesezimmers bleiben vorbehalten.

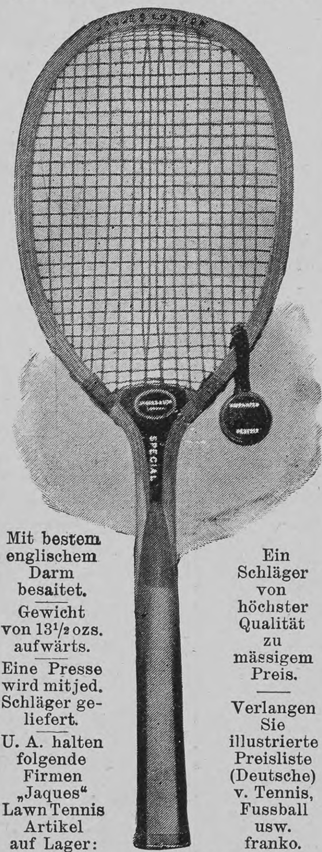
Vom Wiesbadener Internationalen Lawn-Tennis-Turnier

Am Montag den 7. Mai begann das diesjährige große Internationale Lawn-Tennis-Turnier in Wiesbaden unter der bewährten Leitung der Herren F. Moran Brambeer als Oberschiedsrichter und Referendar H. Borgmann als Ehrenschriftführer. Hauptanziehungspunkt der Wettspiele war die Beteiligung vieler erstklassiger ausländischer Spieler und Spielerinnen. In erster Linie dürfte A. F. Wilding zu nennen sein, der junge Australier, der, wie bekannt sein dürfte, augenblicklich zu den allerersten Tennisspielern der Welt zu zählen ist. Er gewann nicht nur das Herreneinzelspiel um die Meisterschaft von Wiesbaden und das Herreneinzelspiel um den Wiesbadener Pokal, sondern auch mit Simond das Doppelspiel für Herren ohne Vorgabe und mit Mademoiselle Masson, der Meisterschaftsspielerin von Frankreich, das gemischte Doppelspiel ohne Vorgabe. Außerdem beteiligten sich an dem Turniere die vorzüglichen belgischen Spieler Lemaire de Warzée, Frasenster und Storms, von England waren G. M. Simond, Fr. Howard,



Phot. Benade — Kurdirektor Major a. D. von Ebmeyer
Preisverteilung beim Internationalen Tennis-Turnier in Wiesbaden

Miß Blahiston, Miß Fougue, Miß Salisbury u. a. m. gekommen. Deutschlands Tennisgrößen waren vollzählig erschienen. O. von Müller, Froitzheim, O. K. Kreuzer, von Parpart, Schmidt, Koratz, Dr. Frese, Frl. Bergmann, Frl. Berton, Frl. Holzapfel, Frl. Seligmann, Frl. von Krohn, Frl. v. d. Landt u. a. m. Ganz Wiesbaden versammelte sich auf dem Sportplatze an der Blumenwiese. Zu den regelmäßigen Besuchern gehörten Ihre Durchlaucht Frau Fürstin zu Liechtenstein, Fürstin Urussow, Graf und Gräfin und Komtesse Kielmansegg, Graf und Komtesse zu Dohna-Mallmitz, Graf Merenberg, Frau und Fräulein von Ziegler-Klipphausen, Baron und Baronin von Knoop, Baron Kammerherr von Busche-Streithorst, Herr und Frau Vorwerk, Baronin M. von Knoop, Graf zu Limburg-Stirum, Graf und Gräfin Bernstorff, General von Wartensleben u. a. Der Kurdirektor, Major a. D. von Ebmeyer, nahm die Preisverteilung vor, und Frau Vorwerk überreichte die wertvollen Preise den glücklichen Siegern. Unser Bild stellt diesen letzten feierlichen Akt des Internationalen Tennis-Turniers dar, das sich seinen Vorgängern würdig anreihte.




Phot. Eugen Jacobi, Metz

Die alte und neue Uniform in der deutschen Armee: Vorbeimarsch verschieden uniformierter Kompagnien des Infanterieregiments Nr. 195 vor dem Kaiser

Von der bayrischen Jubiläumsausstellung

An der Jubiläumsausstellung in Nürnberg hat der bayrische Staat, dem nationalen und geschichtlichen Charakter der ganzen Veranstaltung entsprechend, hervorragenden Anteil genommen und tritt selbst unter Beteiligung sämtlicher Ministerien als Aussteller auf. Das mächtige staatliche Ausstellungsgebäude, dessen von Assessor Ullmann entworfene eigenartige Fassade unser Bild zeigt, wirkt außerordentlich imposant und geschmackvoll. Obenan steht unter den vom Staat veranstalteten Schaustellungen das Museum für Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen mit seinen höchst anschaulichen Modellen von Arbeiterwohnhäusern und Arbeiterkolonien. Sehr interessant ist auch die vom Verkehrsministerium arrangierte Abteilung, die kolossale Modelle von bayrischen Eisenbahnbrücken, Elektrizitätswerken, Bekohlungsanlagen, Schleusen- und Wehranlagen, Eisenbahnwagen, Gasanstalten und so weiter aufweist, dann die Forstabteilung, in der dem Beschauer u. a. die Gewinnung und Verwertung des Holzes in allen Einzelheiten mit plastischer Lebenswahrheit vor Augen geführt wird, und die damit verbundene Gruppe des Bergbaus, des Salinen- und Hüttenwesens.

Literatur

Wer eines zuverlässigen, auf der Höhe der Zeit stehenden Konversations-Lexikons bedarf und sich nicht eine der bekannten großen, kostspieligen Enzyklopädien mit ihren sechzehn oder zwanzig Bänden kaufen mag, der kann gegenwärtig nichts besseres tun, als sich die neue, fünfte Auflage von Brockhaus' Kleinem Konversations-Lexikon anzuschaffen, deren erste Lieferungen wir vor einiger Zeit hier besprochen haben. Der erste Teil dieses praktischen zweibändigen Hausbuchs liegt jetzt vollständig vor (Preis geb. 12 Mark); er behandelt auf 1042 Seiten in Lexikon-Oktav-Format die Buchstaben A—K in fast 40000 knapp gefaßten Artikeln, in die zur Ergänzung und Veranschaulichung ein überaus reiches, größtenteils geradezu musterhaft ausgeführtes und zusammengestelltes Material an Textillustrationen, Karten, Tafeln und Textbeilagen eingefügt ist. Wir erachten das Werk seiner ganzen Anlage nach für so zweckmäßig und haben die Informationen, die der vorliegende Band gewährt, bei fortgesetzter Benutzung in allen Fällen so vortrefflich gefunden, daß wir den nach längerer Pause verjüngt wieder auf den Plan tretenden „Kleinen Brockhaus" nur aufs neue unsern Lesern angelegentlichst empfehlen können. Schade ist es, daß der inneren Gediegenheit des Werkes seine äußere Erscheinung nicht so ganz entspricht; bei der Wahl des Einbandes ist der Verlag, der seinem Großen Konversationslexikon bisher stets ein vornehmes, den Forderungen des guten Geschmacks entsprechendes Gewand zu geben verstanden hat, diesmal entschieden nicht gut beraten gewesen.

Aus dem Unterrichtswesen

Der Bericht des Rektors über das dritte und vierte Studienjahr der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften zu Frankfurt a. M. (Herbst 1903 bis Herbst 1905) ist kürzlich erschienen. Er gibt von sehr erfreulicher Entwicklung der jungen Hochschule Kunde; insbesondere ist die Zahl der immatrikulierten Studierenden stetig gewachsen. Am Ende der Berichtsperiode waren dreizehn etatsmäßige Lehrstühle vorhanden, davon waren neu geschaffen die Lehrstühle für Philosophie und Psychologie und für germanische Sprachen und Literaturen. Der Unterricht hat durch die Gründung der neuen Lehrstühle und auch sonst weitere Ausdehnung gewonnen. Die Akademie unternahm oder beteiligte sich an Fortbildungskursen für Ingenieure und Chemiker, für höhere Verwaltungsbeamte, für Beamte der Arbeiterversicherung und so weiter. Es wird eingehend über den Lehrgang berichtet, der in den einzelnen Fächern beobachtet worden ist, die Verbindung des Unterrichts mit der Praxis wird hervorgehoben, die technischen Besichtigungen und Exkursionen werden aufgezählt. Besonders ausführlich wird über die zehn Seminare gesprochen, deren Uebungen im Zentrum des akademischen Unterrichts stehen und die mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln vortrefflich ausgestattet sind. Das alles legt von eifriger Arbeit Zeugnis ab, so daß der Bericht mit Recht mit einem hoffnungsvollen Ausblick in die Zukunft schließt. Die Akademie wird im Oktober 1906 das an der Ecke Viktoria-Allee-Jordanstraße von der Jügelstiftung neu erbaute Auditoriengebäude beziehen und dadurch die Möglichkeit zu noch reicherer Entfaltung ihrer Tätigkeit gewinnen.

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 13

Gespielt im IV. allrussischen Turnier zu Petersburg am 9. Januar 1906 (27. Dezember 1905)

Weiß: B. Blumenfeld (Kowno); teilte mit A. Rubinstein (Lodz) den 2. und 3. Preis.

Schwarz: G. Hellbach (Petersburg).

Schottische Partie

Weiß.	Schwarz.		
1. e2—e4	**e7—e5**	8. Dd1—g4	g7—g6
2. Sg1—f3	**Sb8—c6**	9. Dg4—f4	d7—d6
3. d2—d4	**e5×d4**	10. Lf1—c4	Sc6—e5
4. Sf3×d4	Lf8—c5	11. 0—0 [3])	Lc8—e6
5. Lc1—e3	Dd8—f6	12. Lc4×e6	f7×e6
6. Sd4—b5 [1])	Lc5×e3	13. Sb1—c3	Ke8—d7 [4])
7. f2×e3	Df6—d8 ? [2])	14. Ta1—d1	Kd7—c8 [5])
		15. Df4×e5 [6])	Aufgegeben.

[1]) Ein Angriff von zweifelhaftem Wert. Die übliche Fortsetzung ist 6. c2—c3.

[2]) Ke8—d8 war hier der richtige Zug; Schwarz hätte dann später von seiner besseren Bauernstellung Vorteil gezogen. Allein auch Weiß hatte inzwischen vermöge seiner freieren Stellung gute Aussichten (8. Sb1—c3 a7—a6 9. Sb5×c7; 8. . . . Sg8—e7 9. Sc3—d5 und so weiter).

[3]) Zug für Zug ein Entwicklungszug mit unmittelbarem Angriff.

[4]) Schwarz sollte sich hier mit a7—a6 Luft verschaffen. (Nicht c7—c6 wegen 14. Sb5×d6† Dd8×d6 15. Ta1—d1 und so weiter.)

[5]) Falls Se5—c6, so 15. Sb5×d6. Am besten war noch Kd7—e7, worauf indessen Weiß mit 15. Df4—g5† Ke7—e8 (falls nach d7, so 16. Dg5×e5) 16. Sb5×c7† Ke8—d7 (oder Dd8×c7 17. Sc3—b5) 17. Dg5×e5 Kd7×c7 18. Td1×d6 ebenfalls gewinnt.

[6]) Kurz und bündig.



Von der Nürnberger Jubiläums-Ausstellung: Gebäude des bayrischen Staates, entworfen von Bauamtsassessor Ullmann

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Nichtgefallende Waren werden **bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.**

Abteilung: Damen-Garderobe.

Damen-Blusen.

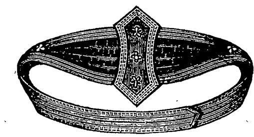
Vorrätig in Grösse 42, 44, 46, 48.



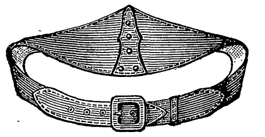
Nr. 6815. Nr. 6809.

Nr. 6788. Duftige Bluse aus weissem Batist mit Seidenglanz, mit Spitzen-Zwischensatz reich verziert und Fältchen-Garnitur, Halbärmel. M. 4.25.
Nr. 6789. Weisse Batistbluse, Stehkragen, Vorderteil und Aermel-Manschetten mit Stickerei garniert . . . . M. 4.50.
Nr. 6791. Reizende Bluse aus weissem Mull mit Seidenglanz, mit viereckigem Ausschnitt. Koller und Vorderteil reich gestickt und mit weissem Spitzenzwischensatz ausgestattet . . . . M. 5 50.
Nr. 6809. Feine duftige Bluse aus weissem Mull mit Seidenglanz. Aermel-Manschetten, Vorderteil und Achselstück reich gestickt und mit abgenähten Fältchen verziert . . . . M 11.50
Nr. 6810. Beliebte Bluse aus gutem, schwarzseidenem Merveilleux, durchweg gefüttert. Stehkragen, Vorderteil, Rücken und Aermel mit abgenähten Fältchen . . . . M. 13.50.
Nr. 6812. Feine Hemdbluse aus gutem, weissem, reinwollenem Flanell, Vorderteil mit abgenähten Falten, zum Durchknöpfen. Sehr geeignet für Sportzwecke . . . . M. 15.—.
Nr. 6813. Hochmoderne Bluse aus gestreifter Seide, durchweg gefüttert, weiss mit schwarz, resedagrün mit weiss oder blau mit weiss gestreift, Vorderteil in Falten genäht, abnehmbarer, weisser Kragen . M. 15.50.
Nr. 6815. Elegante Bluse aus gutem Voile, gefüttert, elfenbein, hellmode oder schwarz. Aermel, Stehkragen, vorn und im Rücken kollerartig mit Spitzenzwischensatz garniert, Halbärmel . . . . M. 18.—.

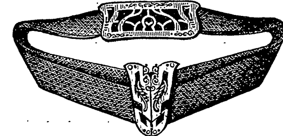
Unser ungemein reichhaltiges, mit über 5000 Abbildungen ausgestattetes Preisverzeichnis, welches eine reichhaltige Auswahl sämtlicher von uns geführten Artikel enthält, sowie Stoffproben versenden wir unberechnet und portofrei.



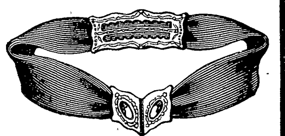
Nr. 93.



Nr. 98.



Nr. 96.



Nr. 100.

Nr. 93. Beliebter Gürtel aus schwarzem Atlas, hinten miederartig gearbeitet, mit Biesenstepperei . . . . M. 1.25.
Nr. 96. Hochmoderner, schwarzer Gummigürtel mit feiner Rücken-Agraffe und Metallschloss . . . . M. 2.50.
Nr. 98. Gediegener Ledergürtel, schwarz, weiss oder modebraun, im Rücken breit mit Knopfverzierung, vorn schmal zusammengehend mit Lederschnalle . . . . M. 3.25.
Nr. 100. Feiner Ledergürtel, schwarz, hellgrau, resedagrün oder weiss mit aparter Rücken-Agraffe und Metallschloss. M. 4.—.
Nr. 101. Eleganter, breiter Ledergürtel, aparte Form, mit 3 mit Metallnieten verzierten Leder-Agraffen, vorrätig: schwarz, modefarben oder hellgrau . . . . M. 4.50.

Spiritusbügeleisen „Einfach"

Nur echt mit dieser Fabrik-Marke.

Modell 1905. Mit oder ohne Regulierung.

34 Patente u. Gebrauchsmuster. Großer gold. Staatspreis Wien 1904.

Jede Reparatur ausgeschlossen.

Dochtloser Vergaser. ◇ Keine Dichtungsscheibe.

Überall erhältlich.

Bügeleisenfabrik Oberriexingen a. Enz (Württ.)
Bügeleisenfabrik Bruck a. Mur (Steiermark).

Älteste Bügeleisenfabrik, gegründet 1862.
400 Arbeiter, Betriebskraft 500 P.S.

Photograph. Apparate

von einfacher, aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung sowie sämtliche Bedarfs-Artikel zu enorm billigen Preisen. Apparate von M. 3.— bis M. 585.— Illustrierte Preisliste kostenlos.

Chr. Tauber, Wiesbaden L.M.

Etruria Kunstgewerbl. Anstalt.

Seegerhall Post Neuwedell. *Preisliste kostenfrei.*

Schmuck für Garten u. Park. Beeteinfassungen, Fontänenfiguren, Gnomen, Märchengruppen, Tierfiguren, Vasen usw.

Prachtkinderwagen.

Ob Bareinkauf mit 10% Rabatt oder bequeme Teilzahlung sage d. Katalogverlangen direkt der Kinderwagenfabrik **Julius Tretbar, Grimma 399.**

Unübertroffen

sind meine neuen, besond. präpariert. **Holzwollebinden** für Damen u. Hämorrhoidalleidende à 1 M. p. Dtzd., gewöhnl. Konkurrenzware zu 70 ₰ p. Dtzd., einf. Gürtel dazu 40 ₰, verbesserte 60 ₰ p. St., alle and. Gürtelsorten (n. Dr. Fürst, Dr. Credé 2c.) billigst. **Moosbinden** à M. 1.25 p. Dtzd. **Bei 12 Dtzd: Binden 30% Rabatt.** — Sämtliche Artikel z. Gesundh.- u. Krankenpflege nach Preisliste! **Emil Schäfer,** Verbandstofffabr., Chemnitz 1.

Magerkeit

Schöne, volle Körperformen durch unser orientalisches Kraftpulver, **preisgekrönt gold. Medaillen Paris 1900, Hamburg 1901, Berlin 1903,** in 6—8 Wochen bis 30 Pfund Zunahme. Aerztlich empfohlen. **Streng reell. Kein Schwindel. Viele Dankschreiben.** Preis Karton mit Gebrauchsanweisung **2 Mark.** Postanweisung oder Nachnahme exkl Porto. **Hygien. Institut D. Franz Steiner & Co. Berlin 62, Königgrätzerstr. 78.**

Eine Mama

welche ihren Kindern eine Freude bereiten will, gibt ihnen Kuchen und Puddings, bereitet mit **Dr. Oetker's** Backpulver und Puddingpulver à 10 Pfg. (3 St. 25 Pfg.)
Die **besten** Geschäfte empfehlen diese 100millionenfach bewährten Artikel!

München, Dr. med. Pfeuffers Hämoglobin.

Gegen Blutarmut!

In der Münchener **Kgl. Universitäts-Kinder-Polyklinik** (Reisingerianum) seit Jahren **fortwährend** in Anwendung.

München, den 10. Juli 1884.

Die k. Untersuchungsanstalt bezeugt, dass die von Herrn Dr. Pfeuffer bereiteten und anher zur chemischen Untersuchung überschickten Hämoglobin-Pastillen im Durchschnitt 1,3 Gramm Hämoglobin (natürliches Eiseneiweiss) enthielten und dass dieselben frei sind von für die Ernährung ungeeigneten Bestandteilen, wie solche im gewöhnlichen Blute als Excretionsstoffe (Auswurfstoffe) vorhanden sind. Obige Untersuchung bestätigt:
Dr. Rudolf Emmerich (kgl. Professor an der Univ. München).
Dr. Max von Pettenkofer (Geheimrat, kgl. Prof. an der Univ. München).

Dieses vorzügliche, von Aerzten anerkannte Naturheilmittel gegen Blutarmut und Schwäche empfiehlt für Bleichsüchtige und schwächliche Kinder ganz besonders **Ludwigs-Apotheke** zu **München.**

Bei Einkauf in Apotheken achte man auf die Bez.: Dr. Pfeuffers Hämoglobin. Preis 3 M., ausreichend für 3—4 Wochen, ½ Fl. 1.60 M.

Junge, gebildete Mädchen

werden von dem Frankfurter Schwester-Verband in einer städtischen Kranken-Anstalt **gut ausgebildet zum Zwecke dauernder Anstellung als Krankenpflegeschwestern in dem genannten Verbande bei guten Gehalts- und Pensions-Verhältnissen.**

Die Satzungen des Verbandes sind beim **„Vorstand des Frankfurter Schwestern-Verbandes" Abteilung L, Frankfurt a. Main,** Städt. Krankenhaus (Gartenstrasse), zu erhalten.

Edelste Qualität!

Bensdorp's reiner holländ. Cacao

gibt dem geschwächten Körper Kraft und beruhigt schnell die überreizten Nerven

Man trinke **Bensdorp's Cacao** an Stelle von Kaffee oder Tee.

Excelsior Fahrräder und Motorzweiräder

Unerreicht in Qualität und Ausführung.

Jahresproduktion: über 36,000 Räder.

Katalog auf Wunsch.

Excelsior-Fahrrad-Werke Gebr. Conrad & Patz, Brandenburg a. H.

ENGELHARD'S ANTISEPTISCHER DIACHYLON-WUND-PUDER Preis 70 ₰

Dieses Präparat enthält das bekannte heilkräftige **Diachylon-Pflaster** fein verteilt in Puder unter Beimischung **von Borsäure. Unübertroffen als Einstreumittel für kleine Kinder,** gegen Wundlaufen der Füsse, übelriechenden Schweiss, Entzündung und Rötung der Haut etc.

Herr **Dr. Vömel,** Chefarzt an der hiesigen Entbindungs-Anstalt, schreibt über die Wirkung des Puders:

„Der in der **Fabrik pharmaceutischer Präparate** von Herrn **Karl Engelhard** dargestellte **antiseptische Diachylon-Wund-Puder** wird von mir seit Jahresfrist vielfach, nahezu ausschliesslich angewendet und immer mit vorzüglichem Erfolge. Dieser Puder hat den grossen Vorzug vor andern, dass er nicht so stark stäubt, den Atmungsorganen gar nicht lästig fällt und sich dennoch gut, auch in kleine Hautfalten auftragen lässt. Beim Wundsein kleiner Kinder ist er mir ganz unentbehrlich geworden: in meiner ganzen Klientel, sowie auch in der städtischen Entbindungsanstalt ist derselbe eingeführt. Bei Schweissfüssen und Wundlaufen bewährt sich der Puder gleichfalls vortrefflich. Auch andre Kollegen, die denselben anwandten, bestätigen meine guten Erfahrungen."

Fabrik pharm. Präparate Karl Engelhard, Frankfurt a. M.

Zu beziehen durch die Apotheken.

Um die Erde alle 5 Tage

senden Sie die Empfehlungen Ihrer Fabrikate, wenn Sie regelmässig in den 3 Ausgaben der „DEUTSCHEN EXPORT-REVUE" (Deutsch, Spanisch und Englisch) annoncieren. Preisanstellung und Probenummern gratis durch die Geschäftsstelle der **„Deutschen Export-Revue", Berlin S.,** Ritterstr. 33.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Karen wartete ganz ruhig mit ihrem kaum merkbaren Lächeln auf den Lippen.

Bis er endlich schwer atmend sagte: „Ich möchte Ihnen gern im hinteren Raum noch eine Arbeit von mir zeigen, gnädiges Fräulein —“

„Danke sehr, Herr Professor ... ich habe bereits alles gesehen ...“ Die langen seidigen Wimpern sanken wieder herab. Sie neigte ein wenig den schönen Kopf: so, nun bist du entlassen ..., und dann wandte sie sich an ihren Onkel, der immer in ihrem Gefolge blieb, mit einem gleichgültigen Wort.

Mit den Zähnen hätte Serrenberg knirschen mögen! Wieder ließ sie ihn wie einen dummen Jungen stehen. Wer war sie denn eigentlich, was dünkte sie sich ... diese Bettelprinzessin ...

Und er stürzte sich mit forcierter Hast in die Gesellschaft. Der Tanz hatte wieder begonnen — er tanzte wie ein Rasender. Er suchte seine Frau auf und überbot sich in Liebenswürdigkeiten. Er widmete sogar der Gräfin ein paar Minuten. Aber der einen wie der andern mochte er nicht recht in die Augen sehen.

Dann kam, in früher Morgenstunde, die Kaffeepause. Eine kleine Sensation für den Rest der Gesellschaft, so zierlich hatten er und Gerden sich das ausgedacht. Ein reizendes Zweigespann von prächtigen Ziegenböcken, aus dem Zoologischen Garten entliehen, fuhr ein allerliebstes Wägelchen herein, auf dem in Riesenkörben Kannen und Tassen echt braunen Bunzlauer Fabrikats lagen; ein zweites Gespann brachte einen ganzen Berg mit Streuselkuchenblechen. Ausgesucht ländlich und primitiv — so recht etwas für verwöhnte Großstadtnerven und daher mit Hurra und Jubel gegrüßt.

Hanna und er machten selbst die Kaffeeschenken, schnitten mit großen Messern den überzuckerten Kuchen in Streifen.

Und da sah er plötzlich, wie er so auf der Runde durch die Räume neben dem Ziegengespann einherschritt, Karen noch einmal. Sie hatte sich wieder einen Ruheplatz ausgesucht, der ihre Schönheit wirkungsvollst hob. Vor dem großen Torso im andern Atelier kauerte sie auf einem Schemelchen, so daß ihr Kopf dicht an den weißen Gliedern der Gestalt lag, und als er vorüberzog, sah sie flüchtig zu Serrenberg auf — nur eine Sekunde, aber mit einem flimmernden Glutblick.

Dicht neben ihr saß Gabriele Tarchow in einem kleinen Kreise, in dem auch Gerden nicht fehlte. Serrenberg hielt den Kuchenwagen an, zersäbelte mit wütenden Streichen die letzten Bleche — und dann ließ er alles stehen und liegen, zog sich einen Schemel neben Gabriele und begann ihr in einer Weise den Hof zu machen, die fast die Grenze der Schicklichkeit streifte. Er sprach laut, er bewunderte ihr Kostüm, er pries den Gegensatz zwischen ihren schimmernd weißen Schultern und dem dunkeln Schwarz der Spitzen, er fand ihr Goldhaar bezaubernd, er schwärmte von der Tiefe ihres Blicks. Er wunderte sich dabei, daß dies kühle Mädchen das alles nicht nur über sich ergehen ließ, daß Gabriele sogar dazu lächelte. Scheinbar ganz wohlgefällig lächelte,



Peter Schwingen — Bildnisgruppe aus der Biedermeierzeit
(Aus der deutschen Jahrhundert-Ausstellung)

anstatt achselzuckend aufzustehen und ihm zu sagen: ‚Professorchen, machen Sie sich nicht lächerlich —‘ Und dieser Gerden saß dabei und zog ein Gesicht, als bisse er auf eine Tollkirsche. Oder bildete er sich das nur ein — das Ganze war ja doch wie ein wüster Traum.

Bis dann endlich Karl Gustav quer durch den Raum mit schweren stilgerechten Landsknechtsschritten angestapft kam.

„Gabriele . . . Mama wartet schon! Herr Professor . . . es war wieder einmal reizend bei Ihnen“ — und auch dieser gute Tarchow hatte solch Gesicht, als ob er den ganzen Mund voll Essig hätte.

Und dann war plötzlich der rote Fleck unter dem Torso verschwunden. Mit einem Male. Hexen verschwinden eben im Nu — den Besen zwischen die schlanken Glieder, und fort sind sie — zum Blocksberg — hui —

Aber er stand und stand und mußte sich nach rechts verbeugen und nach links und die fremdesten Hände drücken und Phrasen drehen: „Zu gütig, Baronin!“ — „Wenn Sie sich nur ein wenig amüsiert haben —“

Draußen in der Garderobe war ein fürchterliches Durcheinander, ein Schwirren und ein Gedränge wie auf dem Subskriptionsball. Mitten darin saß Minona auf zwei Stühlen und keuchte, denn sie hatte sich ihren Abendmantel selbst heraussuchen müssen.

Gottlob — endlich kam Karl Gustav. Aber er sah erregt und finster aus. Entweder er hatte sich schwer geärgert oder er hatte zuviel von dem deutschen Sekt getrunken, den er nun einmal nicht mehr vertragen konnte — oder beides. Beides: so sah er aus. Sie kannte ihren Karl Gustav! Und dabei nicht einmal fragen dürfen. Denn das konnte er noch schlechter vertragen wie den Schaumwein. Gott, diese Künstler! Immer soll das nach was aussehen — ohne Sekt geht es nicht —, und er bekommt doch nun mal Karl Gustav nicht! Das gab eine schöne Nacht . . . Sodbrennen natürlich und Schnarchen . . . und **der** Kater morgen früh . . . nein, heute früh . . .

In tiefem Schweigen fuhren sie nach Hause.

Als aber Karl Gustav seine Minona ausgeladen und der harrenden Zofe übergeben hatte, wandte er sich um und sagte sehr ernst: „Gabi, ich habe mit dir noch zu sprechen!“ Dabei schritt er, wieder mit seinen schweren Landsknechtsschritten, in das Arbeitszimmer voran, ließ das elektrische Licht hell aufleuchten und lehnte sich mit vor der Brust gekreuzten Armen an den Schreibtisch. Die Haltung war mehr Julius Cäsar oder Marc Anton als Frundsberg, aber das tat nichts. Wenn sie nur würdig war, ernst, feierlich.

Die Tochter war ehrlich neugierig gefolgt. „Nun, Papa?“

Er räusperte sich.

„Mein liebes Kind,“ begann er dann, „ich habe dir alle Freiheit gelassen, und ich muß zugeben, du hast diese nicht mißbraucht. Du warst immer verständig. Hm — manch andrer Vater würde vielleicht sagen: du warst zu verständig. Manch andrer Vater hätte gewünscht, daß du nicht gar so kühl und zurückhaltend sein möchtest, nicht so abweisend, wenn sich ein ehrlicher Bewerber dir naht. Denn wie sagt der Dichter:

‚Efeu und ein zärtlich Gemüt
Heftet sich an und grünt und blüht;
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.‘

Ja, meine Gabi, ich hätte gern einen guten Schwiegersohn gehabt. Aber ich beschied mich. Auch Mama beschied sich. Immer haben wir gedacht: nur warten . . . der Rechte wird schon noch kommen. Der Rechte — verstehst du . . . wie Halm sagt:

‚Zwei Seelen und ein Gedanke —
Zwei Herzen und ein Schlag —‘“

Er räusperte sich wieder.

„Ja, mein Kind, so war es,“ sprach er dann mit starker Betonung weiter. „Und was muß ich nun erleben? O — ich bin nicht prüde, ich bin nicht kleinlich. Nichts Menschliches ist mir fremd. Aber, Gabriele, die Ehe ist eine heilige Sache. Heilig vor Gott und Menschen. Weh dem, der auch nur in Gedanken mit frevlem Sinn in eine Ehe hineingreift. Siehst du, Gabi — und darum hat es mich in tiefster Seele geschmerzt — geschämt habe ich mich, wie du dich vergessen konntest, — ja — du und dieser alte Sünder — dieser Serrenberg —“

Weiter kam Karl Gustav nicht.

Denn Gabriele, die ihn immer erstaunter angesehen hatte, fing plötzlich an, laut zu lachen.

„Erlaube —“ sagte er noch.

Aber sie lachte weiter. Erst war's wie wirklicher Uebermut. Dann war's fast wie ein Krampf. Nicht mehr fröhlich klang es, sondern gallebitter.

Mit einem Male schlug es um. Aus dem Lachen wurde ein kurzes Aufschluchzen. Schneidend und schrill. Und gleich darauf sagte Gabriele scheinbar ganz gelassen: „Beunruhige dich nicht, Papa, und geh zu Bette. Meinetwegen kannst du sorgenlos schlafen — **deine** Fährte war ganz falsch! Gute Nacht —“

VIII

Großvater und Hanna saßen am Frühstückstisch sich gegenüber.

Es war doch später geworden als sonst. Der Oberförster hatte bereits einen tüchtigen Morgenmarsch durch den Tiergarten gemacht und sich die neuen Ausholzungen angesehen. Bis zum Brandenburger Tor war er marschiert und über Kroll und die Zelte zurück. Für ihn gab's dabei überall Erinnerungen aufzufrischen aus alter Zeit. Bunt durcheinander — wie er Anno 1866 auf dem Königsplatz in Parade gestanden, wie er 1871 durch das Brandenburger Tor als Hauptmann der Landwehr eingezogen war; an den schwarzen Engel bei Kroll, der so drollig sein Orchester dirigiert hatte, ja noch an manch Frühkonzert in den Zelten zu Anno Toback. Das und die kräftige Winterluft hatten ihn erfrischt. Er war so munter wie ein Fisch im Wasser. Nur von dem labbrigen Tee wollte er nichts wissen. Einen strammen Kaffee sollte Hanna ihm kochen lassen und ein paar Eier dazu —, „und wenn du 'n Stück Schinken da hast, wird's auch nichts schaden.“

Hanna war ja so froh, ihr Großväterchen endlich einmal im eignen Hause betreuen zu können. Wie einst draußen in Lugow ihm selbst das Brot zu buttern, die Tasse einzuschenken, ihm alles bequem zurechtzustellen. Sogar an das Rückenkissen hatte sie gedacht, das er immer haben wollte und nie benutzte, denn er saß stramm aufgerichtet wie der Jüngste.

Froh war sie, daß sie ihn hier hatte. Und doch lag es ihr wie Blei in allen Gliedern — und im Kopf — und im Herzen —

Der Alte war entzückt, begeistert vom Fest. Er brummte immer wieder in seiner erschrecklich unmusikalischen Art eine der Zigeunermelodien. Famos war alles geglückt — alle Hochachtung. Bissel viel Geld gekostet — na, Serrenberg verdiente es ja. Nett und liebenswürdig die ganze Gesellschaft. Sogar diese Gräfin Wiggersen. Alles, was wahr ist — sie auch — kann man nicht anders sagen. Scharmante Frau — Dabei schielte er ein wenig unter den dichten Brauen nach der Enkelin — harmlos neckisch, ob sie irgendwie reagieren würde. Bewahre. Hanna saß ganz gelassen. Also von Eifersucht keine Spur. Wär' ja auch lächerlich gewesen. Die junge blühende Frau und die — na, allenfalls: diese schöne Matrone —

Er klappte sich seine Brötchen zusammen und biß kräftig mit seinen Eisenzähnen hinein. „Ja, du mein Schmaltierchen, da kam noch was Merkwürdiges heraus, als ich mich mit der Gräfin unterhielt. So ganz gefällig. Denk dir doch, mein Geroth ist ein Vetter von ihr. Das heißt, ein Vetter fünften Grades, oder so — was man durch sieben Scheffel Erbsen nennt. Persönlich kennt sie ihn gar nicht. Aber wie ich den Namen nannte, wußte sie gleich Bescheid. — Uebrigens hast du noch nicht einmal nach dem guten Geroth gefragt!“

Er blinzelte wieder neugierig. Aber Hanna nickte nur: „Ich bin ja überhaupt noch nicht zum Fragen gekommen, Großvater, und wenn ich erst anfangen würde, fänd' ich sicher gar kein Ende. Seit wann ist er denn wieder in Lugow? Es geht ihm doch gut?“

Sie sagte das mit etwas allgemein gehaltener Anteilnahme. ‚Aehnlich,‘ dachte der Alte, ‚könnte sie auch nach Diana oder nach Karo fragen.‘ Es verdroß ihn ein wenig, und da es überhaupt nicht seine Art war, mit seinen Gedanken hinter dem Berge zu halten, sagte er: „Na ja . . . jetzt hat er's wohl langsam überwunden —“

„Was denn? Ueberwunden —“

Der alte Herr schüttelte den Kopf. „Aber Hanna, so stell' dich doch nicht dümmer, als du bist. Daß er dich liebhatte —“

Sie erschrak heftig. Mit großen Augen sah sie den Alten an.

Der lachte: „Na ja . . . aber, Irrwisch, das mußt du doch gemerkt haben! Bist doch sonst nicht blind. Na — es ist ja nun auch abgetan. Du lieber Gott, es ist eben nicht jedem jungen Menschen beschert, daß er gleich die erste Liebe heimführen kann. Und er hat's wacker 'runtergekämpft. Deshalb nahm er ja damals den längeren Urlaub.“

Noch immer sah Hanna starr vor sich hin. Vor ihrem geistigen Auge tauchte mit einem Male dies und jenes Zusammensein mit Geroth wieder auf. Harmlos wie Kinder waren sie gewesen, hatten sich gestritten und wieder vertragen. Sehr gern hatte sie mit ihm geplaudert, gerad' weil er so weit in der Welt herumgekommen und so voller Interesse war. Allein mit ihm war sie durch Feld und Wald gewandert, zweistimmig gesungen hatten sie dabei und sich gefreut, wenn es hübsch widerhallte. Aber sonst —

Dabei überkam sie plötzlich ein leises Weh — etwas wie herzliches Bedauern, ihm einen Schmerz zugefügt zu haben.

„. . . ich kann nichts dafür,“ sagte sie. Es klang ganz kindlich, und der Großvater mußte unwillkürlich lachen.

„Nee — das glaub' ich dir, Hanna. Du kannst nichts dafür. Das ist nun mal so in der Welt . . . Na, da bist du ja endlich, Fritz! Alle Wetter, du siehst aber hübsch verkatert aus. Haarweh, Kinnweh — was? 'Morgen! Ihr seid doch Schwächlinge, ihr Großstadtpflanzen!“

Der Professor hatte in der Tat kein Auge zugetan und fühlte sich körperlich und geistig todelend. So elend, wie noch niemals. Als ob alle Spannkraft in ihm erloschen wäre.

Vorhin, als Hanna aufgestanden war, hatte er unter den halbgeschlossenen Lidern hervor jede ihrer Bewegungen verfolgt. Sie war so leise, aber das kleinste Geräusch tat ihm weh. ‚Wenn sie doch erst hinaus wäre!‘ dachte er. ‚Und ich allein —‘

Und dann lag er, und die Erinnerung an die Feststunden bohrte in ihm. Nicht die Augen zu schließen wagte er: immer sah er dann den einen rotleuchtenden Fleck vor sich. Zum Wahnsinnigwerden! Und immer der eine tolle Gedanke: ‚du mußt sie wiedersehen. Du mußt — mußt — mußt!‘ Und zugleich der andre: ‚was bist du doch für ein erbärmlicher Kerl! Hast eine junge, reizende liebe Frau — ein Schuft bist du! Weißt es, und wirfst doch um einen Blick aus den schielenden Augen der Hexe dein Weib verraten! Pfui Geier! . . .‘ Und dann wieder: ‚was will dieser Dämon eigentlich? Was spielt sie mit dir! Dahinter wenigstens mußt du kommen und sie dann zertreten, zu Boden treten! . . .‘ Und endlich: ‚wie fängst du's nur an, daß du sie wiedersiehst — heut — heut noch —‘

Schließlich hatte er sich aufgerafft, eine Dusche genommen, so kalt sie die Wasserleitung nur hergab. Aber auch das löschte die Glut in ihm nicht. Ihm war, als rase ein Fieber durch seine Adern.

Vor der Tür des Frühstückszimmers war er dann stehen geblieben und hatte noch einmal tief Atem geschöpft. Er fürchtete sich vor den Augen seiner Frau.

Aber Hanna schien ganz ruhig. Ein Glück noch, daß der Alte da war — das war doch eine Ablenkung. Nur zusammennehmen . . .

Er küßte seiner Frau die Stirn. Wich sie wirklich ein wenig zurück? Es war wohl nur Einbildung —



Friedrich der Große im Lager von Bunzelwitz. Nach einem Gemälde von Franz Skarbina

„'Morgen, Ihr Lieben. Ja, alter Herr ... ich will's nur gestehen, ich hab' einen Riesenkater, einen Leoparden, einen Tiger. Scheußlich. Hanna, bitte, laß mir einen sauren Hering kommen und eine Weiße. Tee — um aller guten Götter willen! Hundehaare muß man auflegen, so wie man's in der goldenen Jugend machte."

„... nimm 'nen tüchtigen Löffel Natron bi, Fritz!" Dem Oberförster machte Serrenbergs Leiden geradezu Vergnügen. „Und dann getröste dich: selbst der schlimmste Kater stirbt am Abend."

„Lang genug bis dahin —" Serrenberg stützte den Kopf in beide Hände. Nur nicht aufsehen. Keinem von den beiden in die Augen sehen. Das war so ganz gut: mochten sie glauben, daß er körperlich leide. Die guten Toren. Was sind körperliche Leiden —

Eine Weile schwieg der Alte. Der Diener kam, mit verschmitzt malitiösem Gesicht, und brachte die schäumende Weiße und den Hering. Serrenberg würgte ein Stück hinunter, trank einen langen Schluck, schüttelte sich, stemmte wieder die Ellbogen auf den Tisch und die Schläfen in die Hände. Nervös zauste dabei seine Finger im Haar.

Dann wurde es dem Oberförster doch zu viel. Er fing an, vom gestrigen Fest zu sprechen. Anfangs hörte Serrenberg nur mit halbem Ohr. Bis dann plötzlich ein Name aufklang — ihr Name —

„Was war denn das eigentlich für ein Pflänzchen, Hanna — die mit dem roten Kleid und dem roten Fächer? Ich hab' den Namen vergessen."

„Fräulein von Gellertshausen —"

Hanna hatte es leidlich ruhig gesprochen.

„... von Gellertshausen. Sieh mal an. Theaterdämchen wohl. Uebrigens ein schönes Mädel. Schade, daß sie so infam schielt ..."

Also das hatte der scharfe Weidmannsblick auch bemerkt. Was, zum Teufel, gingen den Alten Karens Augen an! Diese Augen!

Laut aufstöhnen hätte er mögen. Oder mit beiden Händen die Tischdecke packen und sie herunterreißen mitsamt den Kannen und Tassen und Gläsern. All den Plunder. Nur daß es recht klappte und klirrte, daß es Scherben gab wie zum Polterabend.

Es bohrte und brannte in ihm. Irgendwie mußte er sich Luft machen, etwas tun oder sprechen, was mit ihr zusammenhing. Und wenn es das dümmste war.

So sagte er schließlich, zwischen den fest über dem Gesicht zusammengeschlossenen Händen heraus: „Du ... Hanna, hast du eigentlich den Besuch ... der jungen Dame schon erwidert?"

„Ich traf sie nicht zu Hause. Meine Karte gab ich natürlich ab." Wieder sprach es Hanna ruhig. Trotzdem witterte er — und vielleicht nicht ganz mit Unrecht — etwas wie Abwehr in ihrem Ton. Das reizte ihn nur noch mehr. Eine Weile fraß er's in sich hinein. Dann zog er die eine Hand halb zur Seite und sagte: „Wir wollen sie zum Freitag zu Tisch bitten. Sie und den Baron. Schreib ihr das doch."

Er wartete, er lauerte förmlich auf Hannas Antwort. Eine wahnsinnige Lust, mit dem Feuer zu spielen, überkam ihn. Was würde sie sagen? Hatte sie schon Argwohn geschöpft? Sie war anders gewesen als sonst, schon seit dem Diner bei der Gräfin. Hing das mit Karen zusammen oder nur mit irgendwelchen Albernheiten Ullas? Nun würde das ja klar werden — und das war ganz gut —

Einen Augenblick zögerte Hanna.

Sie hatte wohl bemerkt, daß ihr Mann gestern ein paarmal lebhaft mit dem schönen Mädchen gesprochen hatte. Sie hatte es auch bitter empfunden, daß er sie nach Tisch stehen ließ und sich nach jener umwandte. Aber eifersüchtig? Nein! Das nicht! Um Gottes willen — nein! Es drückte und quälte sie andres genug. Nur unsympathisch war ihr diese Karen im höchsten Grade. Sie hätte nicht einmal recht begründen können, weshalb. Nach allem, was sie gesehen hatte, benahm sich die junge Dame zurückhaltend, tadellos. Aber sie war trotzdem so auffallend; nicht ihr Wesen, aber ihr Anzug, ihre Art, sich zu bewegen, hatten etwas so Herausforderndes.

„Das möchte ich nicht —" sagte sie endlich. Es klang mehr wie eine Bitte.

Er ließ beide Hände schwer auf den Tisch niederfallen. „Nanu?!" stieß er brutal hervor. „Da möcht' ich denn doch wissen, weshalb nicht?"

Wieder zögerte Hanna. Sachlich begründen konnte sie ihre Ablehnung kaum. Eine Szene wollte sie in Gegenwart des Großvaters vermeiden. Aber eine Ausrede brauchen — lügen: nein, das erst recht nicht.

„Sie ist mir unsympathisch." Es kam etwas kleinlaut heraus. „Ich habe vielleicht unrecht. Aber ich möchte sie nicht als Gast in meinem Hause haben."

Er fühlte, daß sie unsicher war. Er fühlte auch, besser als sie selbst, weshalb Hanna dies Mädchen nicht bei sich sehen mochte: daß es die unbewußte Scheu der reinen Frau vor der raffinierten Kokette war! Aber ihr Widerspruch reizte ihn nur noch mehr.

„Erlaube mal!" sagte er. „Da hört sich denn doch verschiedenes auf. Das ist doch kein Grund, eine Dame aus guter Familie aus deinem Hause auszuschließen. Unsympathisch? Was ist Frauen nicht alles unsympathisch? Und dein Haus? Unser Haus! Also hab' ich da doch auch mitzusprechen und zu entscheiden."

In Hannas Gesicht stieg eine feine Röte auf.

Der Großvater kannte das. Es war immer das Zeichen gewesen, daß das sonst so sanfte Kind trotzig wurde, eigensinnig. Dann hatte kein Zureden, hatte keine Strafe geholfen.

„Kinder —" warf er dazwischen. „Zankt euch nicht. Seid nicht ungemütlich. Es liegt ja gar kein Grund vor. Ist ja ganz gleichgültig, Hanna, ob du die rote Dame mal bei dir siehst oder nicht."

„Nein! Ich will nicht!"

Diesmal kam es ganz kurz heraus, mit voller Entschiedenheit.

So hatte Serrenberg seine Frau noch nicht sprechen hören. Er starrte sie eine Sekunde stier an. Dann lachte er auf, sprang auf, raste ein paarmal durch das Zimmer, daß die Tassen auf dem Tische klirrten.

„,Ich will nicht!' Da hörst du's, alter Herr. Sie will nicht," rief er heftig. „Kein Grund, keine Vernunft. ,Ich will nicht!' Wer ist denn Herr im Hause? Du oder ich? Ich denke doch: ich! Mir liegt der Geier an ... an diesem Mädel. Gar nichts liegt mir an ihr. Aber nun wird sie erst recht eingeladen. Ich will! Verstehst du, Hanna — ich will!"

Hanna saß ganz still. Sie hatte die Hände um die Tasse vor sich gelegt und drückte sie fest auf das Tischtuch. Das Klirren tat ihr weh, die laute Stimme ihres Mannes tat ihr weh. Die Scham quoll in ihr auf, daß der Großvater ihr gegenübersaß und nun doch Zeuge dieses Auftrittes war. Im Herzen empfand sie einen schneidenden Schmerz.

Der Alte stand langsam auf. Sie las auf seinem Gesicht: er gibt dir unrecht. Er kann ja auch kaum anders. Und dann — er ist in der Anschauung aufgewachsen, daß das Weib dem Mann untertan sein muß. Freilich auch in der andern, daß der Mann dem Weibe das durch Liebe und Treue zu vergelten hat. — Ernst und traurig sah er aus, und den Kopf schüttelte er.

Auch Serrenberg entzifferte das faltige Antlitz dort drüben ganz richtig. Ihm war's sehr recht, den Großvater zum Zeugen zu haben.

„Tut mir leid, alter Herr," sagte er. „Aber was soll ich anfangen! Der Deubel soll da nicht heftig werden. Und dann — ich muß dir erklären — das Mädel ist mir natürlich ganz gleichgültig, aber ich brauche sie notwendig für mein Kleist-Denkmal. Weißt du, als Modell für die Penthesilea ... ich erzählte dir ja von der neuen Figur an meinem Denkmal. In der ganzen Welt find' ich nicht solch Modell! Und nun verpurrt mir Hanna die Sache — rein aus Eigensinn, aus kindischem Eigensinn —, zum Auswachsen ist's!"

In Hannas Augen stiegen die Tränen. Das war so ganz seine Art, das Eisen zu schmieden — sie noch tiefer ins Unrecht zu setzen. So klein war das — Aber plötzlich quoll es siedend heiß in ihr empor. Mit einem Male kam ihr, wie sie in das gerötete Gesicht ihres Mannes, in seine zornigen Augen blickte, die Erkenntnis: er lügt ja! Es ist ihm gar nicht so um das Modell zu tun — für die ihm vorgeschriebene Gestalt gibt's schließlich hundert für eine —, eine rasende Leidenschaft hat ihn erfaßt.

,Mein Gott,' dachte sie, ,erinnere dich doch nur: wie war's denn, als er dich an sich riß! Da warf er auch alles hinter sich. Maß und Selbstbeherrschung kennt er nicht. Und nun sind wenige Monate verflossen, und es flammt und lodert schon wieder in ihm. Du bist ihm nichts mehr. Auch dich wirft er fort —'

Großvater kam um den Tisch herum. Sie sah es nicht. „Du mußt wirklich verständig sein, Hanna —"

Sie hörte es nicht. Sie sah nur immer und immer nach ihrem Mann hinüber, und ihr Herz krampfte sich zusammen. Da stand er, fest und starr, groß und breit, die Hände auf der Stuhllehne vor sich, mit der Stirn von Eisen. Jetzt zog er die Achseln hoch und lächelte. Ganz deutlich sah sie es: er lächelte. Und dann sagte er: „Laß nur gut sein, Großvater" — zum ersten Male nannte er ihn Großvater —, „Hanna wird sich die Sache schon überlegen. Ihre Nerven sind wohl auch ein bissel 'runter nach der schlaflosen Nacht. Ich nehm's ihr nicht übel. Weißt du: wir wollen sie allein lassen und nach der Stadt fahren. Uns wird ein Männertrunk auch gut tun —"

Das war wieder ganz er! O, wie sie ihn nun kannte! Jetzt noch den Gütigen, den Verzeihenden spielen! Lügen! Heucheln!

Sie starrte ihn an. Ihre Lippen bebten.

Und nun kam auch er herum und wollte sich über sie beugen —

Da stieß sie ihn zurück. Mit aller Kraft. Und dann warf sie die Arme lang auf den Tisch und den Kopf darauf und weinte — weinte —

Dem impulsiven Ausbruch leidenschaftlichen Schmerzes gegenüber waren beide Männer gleich ratlos. Großvater konnte wohl über „Weibertränen" spötteln, sich auch über sie ärgern — widerstehen konnte er ihnen schlecht. Am liebsten flüchtete er vor ihnen. Doch das ging ja hier nicht. ,Mitgefangen, mitgehangen,' dachte er. Und dann war in seiner Seele zuletzt doch auch ein Bedenken rege geworden, das nicht für Serrenberg sprach. In der Sache selbst hatte Hanna ja unrecht — gewiß! Aber daß der Professor sich so um das Mädel mit dem französischen Blick ,hatte', das war eigentümlich —

In Serrenbergs Brust aber kämpften der Aerger und das schlechte Gewissen, kämpfte die Leidenschaft und der Verstand. Nachgeben — nein! Etwa jetzt die Hand küssen, die ihn eben so schroff zurückgestoßen hatte — nein! Aber es mußte doch einen Weg des Ausgleichs geben! Wenn Hanna jetzt nur vernünftig sein wollte — nachher mochte diese Hexe mit den berückenden Gliedern der Teufel holen — zum Blocksbergtanz meinetwegen. Diese Weiber — diese Weiber! Und man bedurfte doch der Ruhe, des Friedens!

„Aber — Hanna —" sagte der Oberförster von der einen Seite. „So sei doch nur gut — so hör doch nur auf —" bat Serrenberg von der andern.

(Fortsetzung folgt)

Aphorismen

Wenn die Not am kleinsten ist, ist der Teufel am nächsten.

*

Es gibt Kurorte, von denen man sehr schnell kuriert wird.

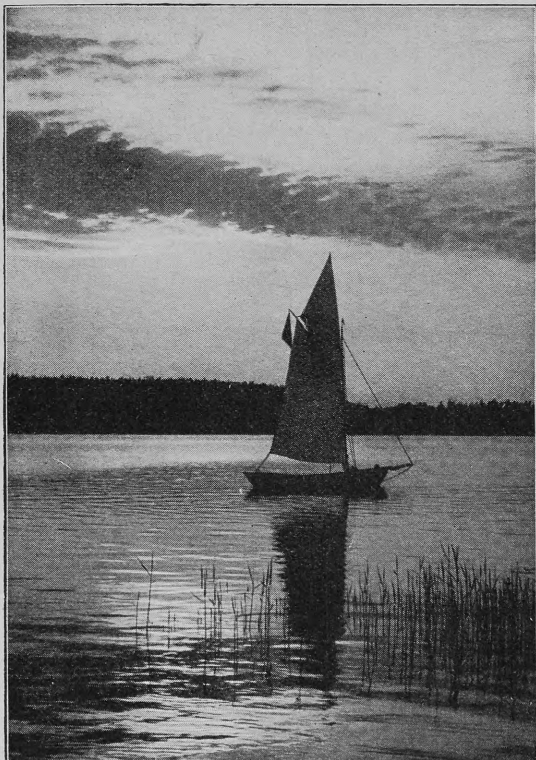
*

Die Kultur hat es zuwege gebracht, daß wir am Kinde strafen müssen, was wir im Grunde bewundern.

*

Schwache Punkte gehören zur Interpunktion jedes Menschen. Peter Sirius

---



Eine „weiße Nacht“ in den Schären

In den Schären von Stockholm

Von

Gregers Nissen-Altona

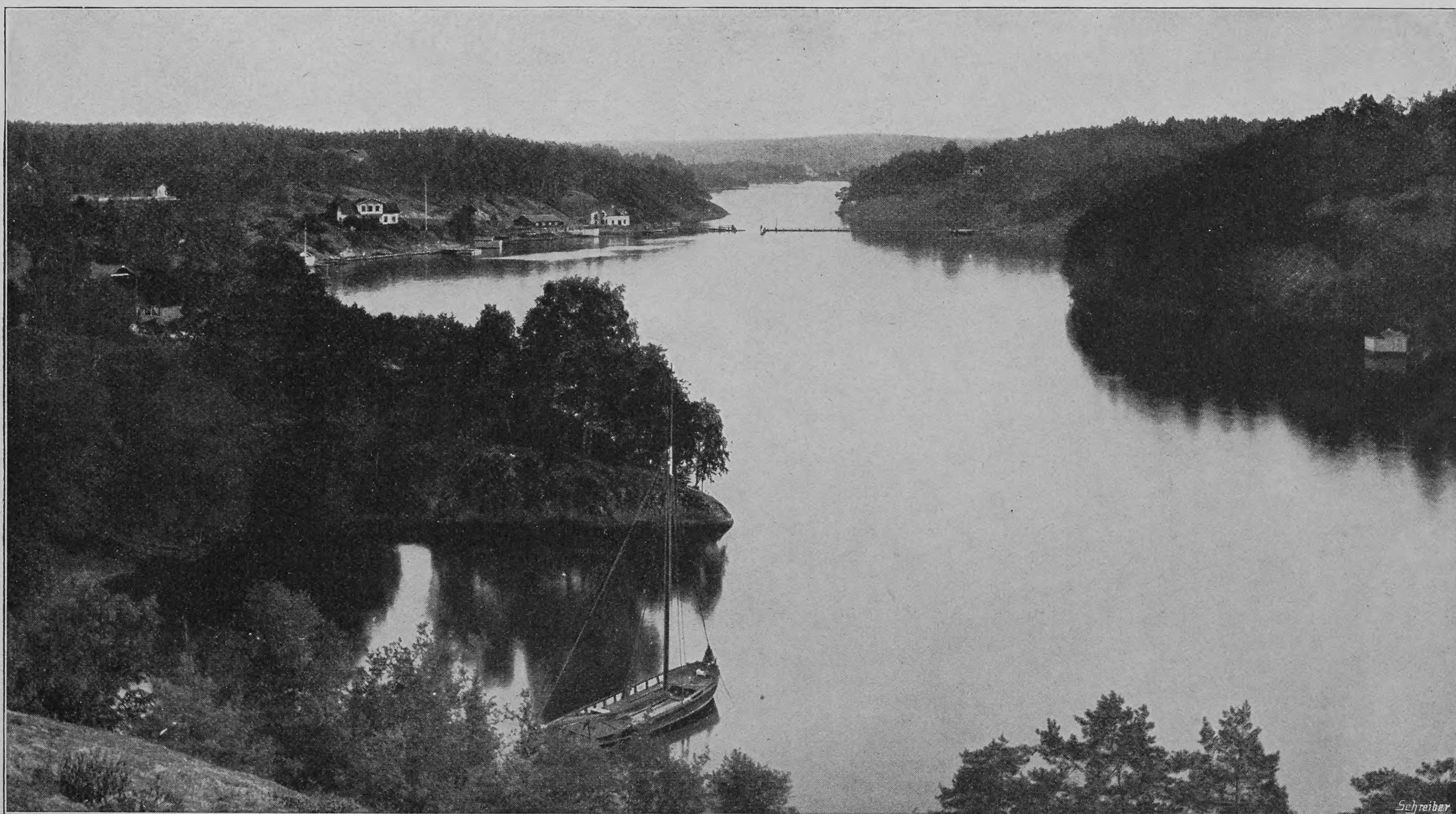
(Hierzu acht Abbildungen nach Aufnahmen von Hofphotograph Lindahl-Stockholm)

Von welcher Seite man sich auch der schwedischen Hauptstadt nähern mag, ob zu Wasser oder zu Lande, der erste Eindruck ist so überraschend, ja geradezu sensationell, daß man ihn fast mit dem Ausdruck amerikanisch belegen möchte. Aus einer wahren Wildnis von Wasser, Fels und Wald taucht plötzlich eine schimmernde Metropole auf mit breiten Avenuen, prächtigen Kais, aber überall tritt noch der nackte Granit zutage, und wo die Straßen aufhören, da breitet sich vor dem Auge wieder das Labyrinth von kleinen Felseneilanden, mit spärlichen Kiefern bestanden, scheinbar endlos nach allen Seiten. Wer die Lage von Stockholm nur nach der Karte kennt, der lebt gewöhnlich in gewaltigem Irrtum und unterschätzt meistens die Entfernung, welche die Stadt von der offenen Ostsee trennt. Die Entfernung von Stockholm bis zu den äußersten Inseln beträgt nicht weniger als 60 Kilometer, und auf der andern Seite dehnt sich der Mälarsee, dessen Fluten sich gerade vor dem königlichen Schlosse mit denen der Ostsee mischen, 130 Kilometer landeinwärts, und wer zu Schiff die alte schwedische Universitätsstadt Upsala besucht, der fährt viele Stunden lang durch den Irrgarten seiner Schären. Eine solche Schärenfahrt ist von ganz besonderem Reiz, nicht daß das Auge jeden Augenblick neue Bilder genießen könnte, dazu gleicht eine Insel der andern zu sehr, überall starren die von den Fluten glattgeschliffenen Granitwände, mühsam haben die Kiefern in Ritzen und Rillen Wurzel geschlagen, hier und dort belebt ein mit bunten Farben gestrichenes hölzernes Sommerhaus die Landschaft. Trotzdem ist der Eindruck imposant, ja beinahe erdrückend, denn dem Fremdling erscheint es unmöglich, in diesem Wirrwar einen Weg zu finden, ihn überkommt ein Gefühl völliger Ratlosigkeit, wenn immer wieder neue Wasserstraßen sich auftun zwischen den Felsen und immer neue Inseln auftauchen. Eine Fahrt durch die Schären gehört daher zu den eigenartigsten Genüssen, und wer als Reisender die Zeit hat, sollte nicht versäumen, der schwedischen Hauptstadt auf dem Wasserwege zu nahen. Gegen Abend erreicht das Dampfboot, das von Lübeck abgeht, Kalmar mit seinem festen Schloß am Strande. Dann geht die Fahrt durch den schmalen Kalmarsund. Auf hohem Uferrande, umgeben von dunkeln Fichtenwäldern, sieht man zur Rechten auf der Insel Oeland die malerischen Ruinen des gewaltigen Schlosses Borgholm. Im Glanz der hellen Nacht grüßte man die mitten im Sunde vereinsamt liegende felsige „Jungfrau“, den Blocksberg des nordischen Hexenglaubens, und früh am andern Morgen liegt der Dampfer unmittelbar vor den Schären Stockholms. Das kahle, felsige Eiland Landsort mit seinem hohen Leuchtturm verkündet deren Nähe. Bis zur Hauptstadt fährt der Schiffer aber noch gegen acht Stunden, und der fremde Schiffer nimmt in Landsort einen Lotsen an Bord.



Schloß Kalmar

Die ersten Schären nähern sich. Unruhig schäumt das Meer um die von Wogen blankgespülten nackten Klippen. Karg und hart ist die Natur; nur hier und dort erblickt das Auge vom Sturm zerzauste Fichten oder einen Rasenfleck zwischen Felsengeklüft. Allmählich verengert sich das Fahrwasser; ringsum, so weit das Auge reicht, ein einziges Labyrinth von Eilanden. Manchmal scheint es, als ob das Schiff nicht weiter könne; doch immer neue Krümmungen öffnen sich. Auf den Klippen sieht man überall an der Einfahrtsstraße kleine Holzhäuschen, nach schwedischer Art rot angestrichen; sie bergen die Leuchtfeuer, die in dunkler Nacht den Weg kennzeichnen. Wir nähern uns allmählich dem Seebade Dalarö mit seinen zahlreichen Villen, die sich vom Strand bis hoch hinauf in den Fichtenwald hinziehen. Am Eingang liegt ein kleines Eiland mit einem massiven, halbverfallenen Wachtturm aus mittelalterlicher Zeit, da die Schweden in lang-



Der Skurusund im „Schärengarten“ in der Umgebung von Stockholm

jährigen Seeräubereien ihre Küsten gegen die Dänen verteidigen mußten. Was unsern Seebädern so zum Vorteil gereicht, der weiße Strand, fehlt hier gänzlich; man erblickt nur den Granit, auf dem unten am Wasser die kleinen Badehäuschen aufgebaut sind, und aufwärts die schmucken Villen, alle aus Holz und mit vielen Veranden. Wir steuern hart am Ufer entlang, und da die Dampfer meistens pünktlich einlaufen, steht alles erwartungsvoll zum Austausch von Begrüßungen am Ufer. Könnten wir von hier aus die engen Fahrstraßen benutzen, die links abzweigen, so wären wir in kaum zwei Stunden in Stockholm. Wir müssen zunächst aber noch über drei Stunden nordwärts, bevor wir zur Hauptstadt abbiegen können. Bis dahin ist wenig Abwechslung; nur Inseln mit Fichtenbestand. Man muß die Fichte ihrer Genügsamkeit wegen bewundern, denn es ist nur bitter wenig, was diese Granitfelsen ihr bieten, und doch zeigt sich überall auf den Eilanden ein kräftiger Waldbestand, dessen würziger Duft über die stillen Gewässer zieht. Endlich haben wir die längst erwartete Biegung erreicht; der Dampfer wendet scharf nach links und nimmt einen fast südlichen Kurs.

Jetzt beginnt der Teil der Einfahrt nach Stockholm, der seiner Schönheit wegen von allen Reisenden gepriesen wird. Alle, selbst die Schweden, sind jetzt auf dem Deck versammelt. Rotbemalte Bauernhäuser bringen einen etwas kräftigeren Ton in die Landschaft. In einer sehr engen Wasserstraße passieren wir die Festung Oskar-Fredriksborg. Hoch oben auf der Flaggenbatterie steht der Wachtposten und unten in den weißen Zelten herrscht reges militärisches Leben. Es ist ein Gibraltar des Nordens, denn die Festung ist ebenfalls in den Felsen hineingesprengt. Jetzt erscheinen die ersten Stockholmer Sommervillen, wenn auch noch vereinzelt. Hell glänzen die Fenster im Sonnenschein, von der Flaggenstange wehen die Landesfarben, und neben den obligaten Badehäuschen liegt bei der Brücke das Segelboot angekettet. Bald folgen andre Villen, und in Kürze sind alle Ufer, die jetzt beträchtlich höher werden, von ihnen bedeckt. Jede neue Wendung bietet neue Bilder! Jetzt passieren wir den zwischen riesigen Granitblöcken eingebetteten Badeort Vaxholm. Inmitten der Fahrstraße liegt die Festung gleichen Namens, und dräuend blicken uns die Kanonen entgegen, welche die Einfahrt zur Hauptstadt verteidigen. Auf dem Wasser wird es jetzt lebhafter, überall gleiten kleine Segelboote, flinke Dampfer huschen vorbei, die diesen weit ausgedehnten Villenkranz mit der Stadt verbinden. Von Brücke zu Brücke fahrend holen diese die Herren ab, welche aus Berufsgründen in die Stadt müssen, während die Familienmitglieder zurückbleiben und lebhaft mit Sonnenschirmen und Tüchern Abschiedsgrüße zuwinken. Fast jede Villa ist telephonisch mit der Stadt verbunden. So weit das Auge vom Dampfer aus die Partien zur rechten wie zur linken Seite überblicken kann, sind die zahllosen Inseln alle bewaldet, und von einzelnen Höhen grüßen stattliche Schlösser zu uns herüber. Jetzt zeigen sich schon die Türme der Stadt; unsrer aller bemächtigte sich eine erwartungsvolle Spannung. Dort am Ufer zieht sich Djurgarden entlang, elegante Restaurants tauchen auf und auf den schattigen Wegen herrscht ein lebhafter Equipagen- und Radverkehr. Endlich dreht der Dampfer um die letzte Landzunge. Wie ein einziges unermeßliches Rundbild, in Sonnenlicht gebadet, liegt Stockholm vor unsern Blicken. Als der Schreiber dieser Zeilen diese Fahrt zum letztenmal machte, war ein alter, sehr einfach, fast hinterwäldlerisch gekleideter Herr an Bord. Er war über dreißig Jahre von Schweden fort, hatte in Australien Schafzucht betrieben und jetzt sein Schäfchen im Trockenen. Als die Türme Stockholms sichtbar wurden, ging er unruhig auf Deck hin und her, und als gleichsam der Vorhang von dem herrlichen Rundbilde ganz fortgezogen war, da ließ er sich laut aufschluchzend auf eine Bank nieder.



In den Schären

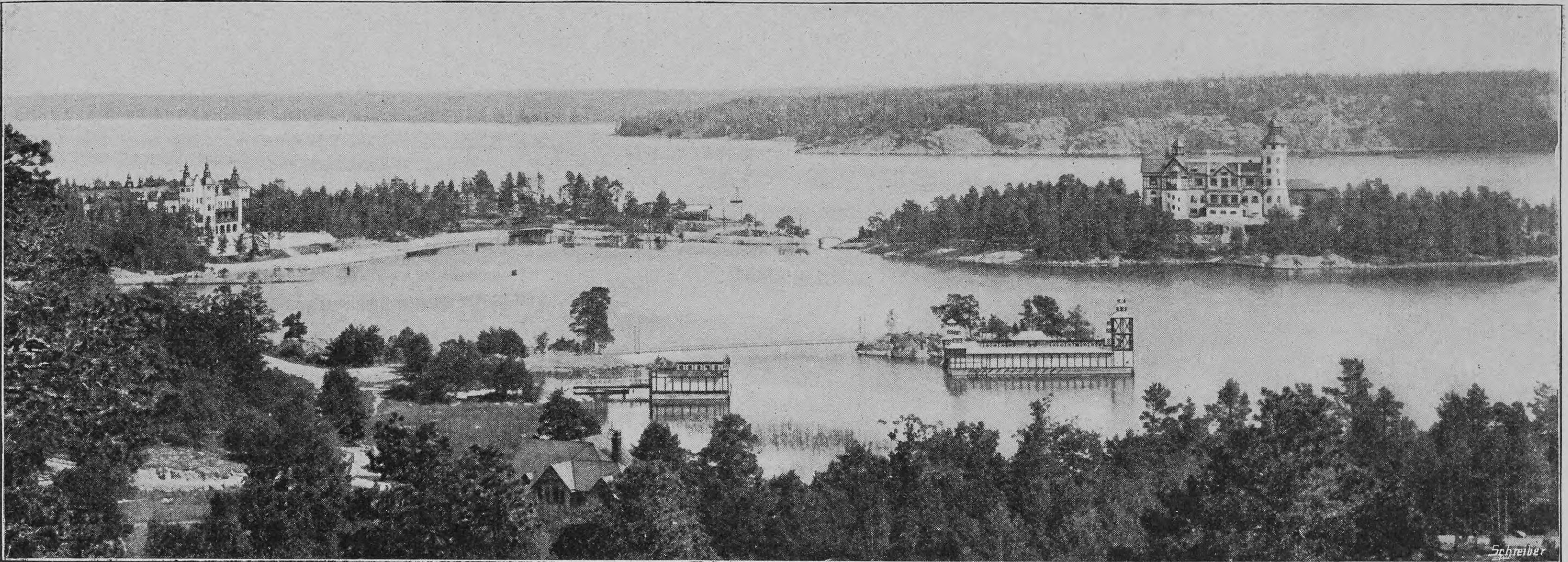
Wie der Dampfer bei Skepsbron anlegt, sind wir, ohne es recht zu wissen, bereits mitten im Zentrum der Residenz. Rund um uns mit Gebäuden bedeckte Inseln, überall grüne Parks und Promenaden. Auf dem klaren Wasser tummeln sich kleine Dampfschaluppen; bald tauchen sie unter den Brückengewölben empor, dann wieder entschwinden sie dem Auge hinter hohen Steinkais. Zahlreiche elegant ausgestattete Dampfer liegen mit ihren Schiffsenden an den Kais vertaut, und auf dem Strom wiegt sich in selbstherrlicher Beschaulichkeit die glänzend weiß gehaltene Jacht eines amerikanischen Millionärs. Wer einmal die Einfahrt nach Stockholm mitgemacht hat, darf weit und lange reisen, bis der Eindruck davon in seiner Erinnerung sich verliert.

Wer sich aber damit begnügt, den Skärgard (Schärengarten) vom Deck des Schnelldampfers aus zu betrachten, der kennt dessen Schönheiten nur zum geringen Teil. Man muß in den schneeweiß schimmernden Birkenwäldern, deren Boden ein wahrer Teppich von Maiglöckchen ist, in den Nadelwäldern, die noch von keiner Axt berührt erscheinen, gewandert sein, um den Skärgard ganz schätzen und lieben zu lernen. Ein reizendes Idyll in dieser nordischen Inselwelt ist das Seebad Saltsjöbaden. Der kleine Dampfer, der uns dorthin bringt, folgt anfänglich der Fahrstraße nach Vaxholm, biegt aber bald zur Rechten in den sehr schmalen Skurusund ein. Hier beginnt jene sommerliche Stille unter den bewaldeten felsigen Hängen am klaren Wasser, nach der sich der Stockholmer so sehr sehnt. Ein Sommerhäuschen reiht sich an das andre, alle aus Holz und zierlich in ihrer Bauart. Nirgends fehlt der Landungssteg für das Ruder- oder Segelboot, fehlt das Badhäuschen, das von Klein und Groß eifrig benutzt wird. Die Gärten mit ihren sauberen Kieswegen und ihren Lauben am Wasser sind nur klein und nur mühsam dem Granitfelsen abgerungen. Für 300 bis 400 Kronen kann man schon draußen eine kleine bescheidene Sommerwohnung mieten, und wer nur irgend die Summe zusammenbringen kann, flieht aus der Stadt mit Kind und Kegel und dem ganzen Hausstand. Der schmale Skurusund erweitert sich wieder, an seinen Ufern zeigt sich schöner Laubwald, und hier und dort öffnen sich bezaubernde Blicke in romantische Taleinschnitte. Jetzt biegen wir in den schönen Baggens-Stäket ein; es ist der Glanzpunkt auf dieser Fahrt. Das Wasser ist seicht und läßt den Grund scharf erkennen, die Fahrstraße so eng, daß man bequem vom kleinen Dampfer hinüber auf die Kieswege in den Parks springen könnte. Ueber unsern Köpfen begrüßen sich die Baumwipfel von hüben und drüben und werfen ihre Schatten auf das Verdeck. So geht es eine ganze Weile, dann aber öffnet sich der enge Sund, eine frische Brise weht uns entgegen, und wir steuern hinein in den weiten Baggensfjärd.

Ein stiller Sommerabend in Saltsjöbaden gehört zu den schönsten Erlebnissen, die der europäische Norden zu bieten vermag. Der erfrischende Hauch des Salzwassers eint sich mit den würzigen Düften der Fichten, und eine köstliche Ruhe breitet sich über Wasser und Wald. Der Ort liegt verstreut auf mehreren Inseln von verschiedener Größe, und graziöse Brückenbogen, deren lebhaftes Rot mit dem Tannengrün kontrastiert, spannen sich von Stein zu Stein. Das große Badhotel ist ein imposanter Bau mit breiter Terrasse, von der Stufen zum Wasser hinabführen. Auf der stillen Fläche liegen die Jachten vor Anker und kleine Boote gleiten mit leichtem Ruderschlag darüber hinweg.



Seebad Dalarö



Blick auf das Seebad Saltsjöbaden, den beliebtesten Ausflugsort der Stockholmer



Die Granitwände der Schären

Der Beschauer hat hier gleichermaßen den Eindruck der stillen abgeschlossenen Ruhe des Binnensees, und doch auch verspürt er einen Hauch von der Unendlichkeit des Meeres, denn so weit sein Auge auch reicht, überall blinken wieder neue Wasserläufe auf zwischen den grünen Fichtenkronen, und manchmal sieht er ein weißes Segel oder den Rauch eines Dampfers dort, wo er überhaupt keine Wasserstraße mehr vermutet. Auf einer andern Insel liegt Saltsjöbadens Restaurant, ein mit vielen Veranden geschmücktes Gebäude. Wer hier ganz eingeschlossen von den Fichtenzweigen, inmitten einer lustigen Gesellschaft die seltsam helle, schimmernde Nacht des Nordens erwartet, zu dem redet die herbe, verschlossene Natur des Nordens mit leiser, aber eindringlicher Sprache. Kaum daß man das allmähliche Dunklerwerden verspürt, noch um Mitternacht kann man ohne Mühe lesen, nur ein silberner Hauch fällt auf die Dinge, wie hinter dünnem Schleier liegt die Welt, und alles wandelt sich ins Phantastische, Unwirkliche. Es fällt schwer, sich von dem Zauber dieser Einsamkeit loszureißen, und wenn man dann mit dem Schiff oder der Bahn wieder in Stockholm anlangt, welch ein Gegensatz! Der Unterschied von Tag und Nacht ist verwischt, noch um Mitternacht herrscht auf den Straßen reges Leben und seltsam gelb blinken die Lichter von den Terrassen der Restaurants hinaus in die weiße Nacht. Ein unersättlicher Lebenshunger scheint die Stadt ergriffen zu haben; es gilt den kurzen Sommer bis zur Neige auszukosten, denn nur wenige Monate und der Herbst und in seinem Gefolge das Dunkel klopft wieder an die Türe.

Friedrich der Große im Lager von Bunzelwitz

(Zu dem Gemälde von Franz Skarbina auf Seite 905)

Das Jahr 1761 war eines der düstersten für den großen König in der langen Kette der Kriegsjahre, in denen er mit scharfem Schwert den Grundstein legte zur Großmachtstellung des jungen preußischen Staates. Prinz Heinrich stand dem Feldmarschall Daun in Sachsen gegenüber, und der König selbst hatte den größeren Teil der österreichischen Truppen unter seinem begabtesten Gegner Laudon vor sich, die sich später mit einer russischen Armee unter Buturlin vereinigten. Mit seinem geschwächten Heere konnte er keinen Angriff auf den übermächtigen Gegner wagen, so bezog er denn eine stark befestigte Defensivstellung bei dem Dorfe Bunzelwitz im Kreis Schweidnitz und hielt sich dort vom 18. August bis zum 9. September verschanzt. Es galt, die geringe Stärke der preußischen Armee nach Möglichkeit zu verbergen, und so wurden denn hier und dort Baumstämme in die Schießscharten der Schanzen gelegt, um dem Gegner eine möglichst formidable Artillerie vorzutäuschen. Ein umfassender Angriff wurde tatsächlich nicht gewagt. Der „große Alliierte" half aber dem Preußenkönig auch aus dieser Klemme. Die Russen, die während des ganzen Jahres den Krieg ziemlich lässig betrieben, zogen ab, und so konnte Friedrich sein Lager bei Bunzelwitz abbrechen. Der Feldzug des Jahres schloß aber noch mit einem schweren Schicksalsschlag: Laudon erstürmte am 1. Oktober Schweidnitz, die stärkste Festung Schlesiens.



Ruinen des Schlosses Borgholm

Henrik Ibsen †

Von

Wilhelm Michel

Das Gefühl, das den Kulturmenschen beim Tode eines großen Zeitgenossen beschleicht, wird in der Regel mit Trauer verwechselt. Sieht man aber bei einer solchen Gelegenheit tiefer in die eigne Seele hinein, so wird man wohl Erschütterung genug, aber von Trauer, die das mit Schmerz betonte Bewußtsein eines erlittenen Verlustes ist, keine Spur wahrnehmen. Es fehlt die Niedergeschlagenheit, es fehlen die Gefühle der Verarmung und Vereinsamung, welche die wahre Trauer begleiten. Es fehlt die seelische Verwüstung, die jeder Verlust eines Gegenstandes unsrer Liebe zu erzeugen pflegt.

Statt dessen erleben wir beim Tode eines Menschen, der in Dichtungen, Kunstwerken und andern Taten gewaltige Denkmale seiner Kraft hinterläßt, eher ein Gefühl von feierlicher, erlöster Freude. Wir sind nicht schmerzlich, sondern erhebend berührt. Mancherlei wirkt zur Erzeugung dieser großen, ruhigen Freude zusammen. Ein ganz allgemeines und ein spezielleres Motiv möchte ich herausgreifen. Es gibt etwas Dunkles in unsrer Brust, das danach hungert, in großen, an sich schmerzlichen Ereignissen das Walten des Schicksals deutlicher als sonst wahrzunehmen. Goethe spricht irgendwo von Uebermenschen, deren Lebensgefühl sich gerade an Ereignissen voll Schreck und Grauen zu höchster Intensität entzündet. Aber diese Art seelischer Reaktion ist wohl nichts Uebermenschliches, sondern findet sich, freilich dumpfer und unbewußter, fast bei allen Menschen vor. Tod und Grauen, besonders wenn sie an großen Gegenständen hervortreten, gelten uns als die klarsten, eindeutigsten Offenbarungen der Gottheit, und ein Anblick voll Schrecken stellt unsre durch den Alltag stets gefährdete Beziehung zu den Gesetzen, dem Fatum, am sichersten wieder her. Dieses Verlangen der Menschenseele, der Macht, die sie von außen und von innen beherrscht, unmittelbar ins Gesicht zu sehen, wird auch zur Quelle jener tiefen Lust, von der ich vorhin sprach. Und noch ein andres trägt dazu bei. Vom Totenbette des Schöpfers wenden sich die Blicke sogleich hinweg zu seinen Schöpfungen. Wir wissen: Sie stehen nun für alle Zeiten, bis ans Ende der Welt gesichert und abgeschlossen da, selbst vor Eingriffen und Weiterbildungen ihres Erzeugers geschützt. Der Tod des Dichters oder Künstlers ist die Mündigkeitserklärung seiner Werke. Sie waren, solange er lebte, noch Kinder, seine Kinder, aber indem er sie endgültig verläßt, werden sie zu Männern und beginnen in einem prägnanteren Sinne ihr eignes Leben.

Die Nutzanwendung des Gesagten auf Henrik Ibsens Tod ist klar, so daß ich sie mit keinem Worte zu betonen brauche. Er hat es in einem gesegneten Leben so weit gebracht, daß nicht mehr mit ihm sterben konnte als der belanglose Träger einer voll ausgelebten und ausgewirkten Kraft. Das Feuer des Schaffens hat ihn so heftig und so lange durchglüht, bis alles, was Kohle an ihm gewesen, verzehrt und nur noch Schlacke übrig war. Sein Leben gehört zu den versöhnlichsten Dramen, die er uns hinterlassen hat. Es verletzt uns nicht durch einen gellen Abbruch. Es hat wie ein rechter, redlich durchlebter Schaffenstag seinen Morgen, seinen Mittag und eine lange, freundliche Dämmerung, nach der man den Müden gerne zu Nacht und Ruhe eingehen sieht. Die Frage Ibsen wird durch seinen Tod aufs neue ins Rollen gebracht, und es wäre sogar mehr, als man erwarten darf, wenn diese erneute Diskussion uns in der Erkenntnis seines Wesens einen Schritt vorwärtsbrächte.

Denn dieses Wesen ist der Widerspruch selbst. Von Natur schon zwiespältig, problematisch und grüblerisch veranlagt, ließ ihn ein langes Leben an unerhörten kulturellen Katastrophen teilnehmen, deren Einwirkung er sich nicht entziehen mochte. Wäre Ibsen als Fünfzigjähriger (vor den „Stützen der Gesellschaft“) oder als Sechzigjähriger (vor „Rosmersholm“) vom Schauplatz abgetreten, so hätten wir heute von ihm ein weniger reiches, aber jedenfalls geschlosseneres Bild. Aber als hätte das Leben Gewicht darauf gelegt, in diesem großartigen Bemerker einen Zeugen und ein Demonstrationsobjekt für seine Entwicklung zu besitzen, trieb es ihn durch Feuer und Wasser seiner Evolution hindurch und gestattete ihm ein Zurücktreten erst dann, als es ohne Schaden möglich war. Außerordentlich günstig und beziehungsreich ist Ibsens Lebenszeit in sein Jahrhundert eingefügt. Als er geboren wurde (1828), war Goethe noch am Leben. Der Einfluß des Klassizismus war noch im Steigen, und der junge Ibsen wuchs in eine Zeit hinein, die neben bewegtem politischem Geschehen auf literarischem Gebiete jenen Pseudo-Klassizismus ins Kraut schießen sah, zu dessen Sturz er selbst das meiste beitragen sollte. Als Zwanzigjähriger erlebte Ibsen die revolutionären Bewegungen des achtundvierziger Jahres, die einen starken Widerhall in dem ersten Werke des Dichters, dem 1850 erschienenen „Catilina“, fanden. Daß der Revolutionsgedanke in seiner Seele haften geblieben ist, weiß die Welt. Nur bekam er mit der fortschreitenden Zerbröckelung der alten Ideale, mit dem zerstörerischen Eindringen neuer Kulturfaktoren, mit dem Auftauchen des sozialen Gedankens eine andre als eine rein politische Richtung. Er betätigte sich als Kritik der Gesellschaft und nahm hier zugleich mit den sozialen Lügen auch die ethische und die ästhetische Lüge unter seine Lupe. Aber beim Kritischen ist es nicht geblieben. Es waren ja Dichtungen, es waren Kunstwerke, in denen diese Kritik vorgetragen wurde. Und als Dichter wurde Ibsen auch der künstlerische Erneuerer der alten Welt. Man erinnert sich noch, mit welcher Leidenschaft in jener Zeit von neuem auf die Zusammenhänge zwischen Kunst und Wahrheit hingewiesen wurde. Dem Pseudo-Klassizismus waren diese Zusammenhänge verloren gegangen, weil er das Ideal als etwas Fertiges übernommen hatte, weil er ihm eine äußerliche Realität erzwingen wollte, ohne zu bedenken, daß diese Realität von innen, aus der Verarbeitung der Wirklichkeit erwachsen muß. Die Epigonen hatten die Form bewahrt, aber der Inhalt war dieser Form verloren gegangen. Für die Art nun, in der man damals, ohne Rücksicht auf ein vorher fertiges Schönheitsideal, dem Schönen einen neuen Gehalt von Wahrheit zuführen wollte, gibt es keine bedeutenderen Zeugnisse als Ibsens spätere Bühnenwerke. Auch den Umschlag des Verismus in sein symbolisch-mystisches Gegenteil hat Ibsen noch bei voller Kraft erlebt und ihm in seinen sechs letzten Dramen eine für alle Zeiten maßgebende Gestalt verliehen.

Dieses reiche seelische Geschehen eines ganzen Jahrhunderts, das durch seinen Geist hindurchging, hat sein Bild in einer überreichen Weise nuanciert. Und weil diesem äußerlichen Anstoß zur Verwirrung ein zwiespältiges, schwerblütiges und außerordentlich reflexives Naturell entgegenkam, ward Ibsen zur widerspruchsvollsten Erscheinung unsrer Zeit. Sich diese Widersprüche in seinem Wesen zu vergegenwärtigen, ist vielleicht nützlich insofern, als es den Einzelnen zu eignem Suchen und zum Erringen eines persönlichen Standpunktes am sichersten anregt.

So erscheint er in seinen Werken bald als überzeugter Kämpfer für Wahrheit, Freiheit und das Recht der Persönlichkeit, bald als grimmiger Skeptiker, der mit höhnischem Finger auf die Relativität aller dieser Dinge hinweist. Unbarmherzig geißelt er die Lüge im „Volksfeind“, in den „Stützen der Gesellschaft“, um dann in der „Wildente“ den Träger der idealen Wahrheitsforderung, Gregers Werle, als einen unheilstiftenden Narren hinzustellen. Bald erscheint er als völlig neutraler Beobachter des Lebens, der lediglich Wirkliches darstellt, ohne Partei zu ergreifen, bald nimmt er offen und rückhaltlos Stellung und läßt uns keinen Zweifel, wie sein Werk auszudeuten ist. Daher kommt es, daß der Inhalt einiger seiner Dramen sich mit wenig Worten einwandfrei wiedergeben läßt, während in andern Elemente der Wirklichkeit und eignen psychischen Geschehens so ineinander gewirrt sind, daß man zu herzhaftem Zupacken kaum den Mut findet. Es entsteht daraus der Ueberreichtum an Motiven, der ihm sogar von seinen Anhängern öfters vorgeworfen wird. Ich ziehe abermals die „Wildente“ heran. Ist das Stück die Tragödie der kleinen Hedwig? Ist es die Komödie des Hjalmar Ekdal? Ist es die Satire des Gregers Werle? Und alle diese Fragen sind, wie man sieht, wieder doppelter Natur. Sie erstrecken sich nicht nur darauf, welche Person in den Vordergrund zu rücken sei, sondern auch auf die Gesamtqualifikation des Werkes. Und selbst nach ihrer Lösung bleibt immer noch die Frage offen, wie die einzelnen Personen aufzufassen sind. Um nur eine herauszugreifen: Ist Gregers Werle als individuell begrenzte Erscheinung ohne symbolische Bedeutung zu nehmen, als einfacher Narr und Schwachkopf? Oder hat man in ihm einen berufenen Vertreter des Ideals zu erblicken, so daß also mit ihm zugleich auch das Ideal eine Niederlage erleidet? In letzterem Falle wäre die „Wildente“ etwa als Tragikomödie des Ideales zu bezeichnen und bekäme damit einen völlig transzendenten Gehalt. In „Rosmersholm“ aber gibt es bekanntlich auch einen Vertreter des Ideals; er heißt Ulrik Brendel und ist eine durchaus deklassierte Erscheinung, ein Gestrandeter, ein Schiffbrüchiger. Ist er es trotz des Ideals? Ist er es gerade wegen desselben? Und was hat hiernach als Ibsens letztes Wort über das Ideal zu gelten? Sind Gregers Werle und Ulrik Brendel nur ein Ausbruch vorübergehender Verzweiflung, Zeugnisse eines tiefen, aber akuten Pessimismus! Oder eine überlegte und endgültige Erkenntnis! Ich lasse die Frage offen und setze nur ein Selbstbekenntnis des Dichters her, das vielleicht zu ihrer Lösung verwandt werden könnte: „Teils schrieb ich,“ so äußerte er sich einmal brieflich, „über das, was nur funkenweise und in meinen besten Stunden sich lebhaft als etwas Schönes und Großes in mir rührte ... Aber ich habe auch das Entgegengesetzte gedichtet, das, was der in sich gekehrten Betrachtung als Schlacke und Bodensatz des eignen Wesens zu Gesicht kommt. In diesem Falle ist mir das Dichten wie ein Bad gewesen, aus dem ich mich reiner, gesünder und freier hervorgehen fühlte.“

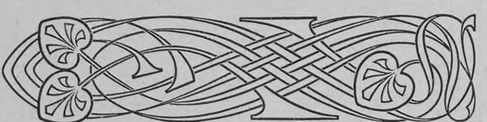
Wir fragen weiter. Wie stellt sich Ibsen zu den Haupterscheinungen der spezifisch modernen Entwicklung? Gibt die Antwort darauf „Nora“ oder „Hedda Gabler“? Dem Individualismus hat Ibsen unzählige Male das Wort geredet. „Sei, was du willst, nur sei es ganz!“, dieses Wort, das einer ganzen Zeit zum Schlagwort wurde, wiederholt sich bei ihm in den verschiedensten Wendungen, und oft genug hat es eine Spitze nicht nur gegen Konvention, Feigheit, Schwäche, sondern auch gegen Recht, Sitte und Sittlichkeit. Aber „Klein Eyolf“, „John Gabriel Borkman“, „Rosmersholm“ und zahlreiche Einzelgestalten seiner Dramen, besonders Frauen, verherrlichen den altruistischen Gedanken, preisen die demütige Unterordnung unter die ethische Rücksicht und rücken den Zweck des Lebens deutlich aus dem Einzelwesen hinaus ins allgemeine. Ibsen der Moralist wäre ein gewaltiges Thema für sich. Er hat über das Sittliche nachgedacht, solange er überhaupt dachte. Den Anstoß dazu gab ihm zweifellos sein anfänglich sehr starker und nie ganz aufgegebener Individualismus. Gerade weil er die Persönlichkeit über alles schätzte, mußte er auch die ethischen Grenzen abspüren, die ihr gesetzt sind. Durch alle seine Werke zieht sich ein großartiger Dialog zwischen der Tat und dem Ethos, und nicht selten, aber nicht immer wird der entstehende Widerspruch im Sinne der alten Moral gelöst (siehe Peter Skule und Rebekka West). Die Resultate, zu denen der Dichter bei seinen ethischen Unternehmungen kam, hat er der Welt nicht vorenthalten, aber er gab sie ihr nicht eindeutig, nicht verarbeitet, sondern stellte sie hin verschlossenen und unbewegten Gesichtes, schweigend wie einer, dessen Seele nur ein Festes kennt: den Zweifel.

Zu den schärfsten Widersprüchen seiner Natur zählt jedenfalls auch der Gegensatz zwischen dem Denker und dem Dichter in ihm. Bartels nennt ihn geradezu einen zu Unrecht als Dichter aufgefaßten Philosophen. Vielleicht geht er darin zu weit. Aber als Kennzeichnung des eminent Thesenhaften, das seinen Stücken eignet, kann man sich diesen Ausspruch immerhin gefallen lassen. Vielleicht kann man das Verhältnis (wie oben angedeutet) so auffassen, daß nur der Zweifler, der Agnostiker in ihm Dichter war. Vielleicht wählte er zur Mitteilung dessen, was er zu sagen hatte, nur deshalb die dichterische Form, weil sie ihm die begrifflichen Auseinandersetzungen, die er als skeptischer Tatsachenmensch scheute, ersparte. Freilich widerspricht dem der reine poetische Zug, der schon in seinen Jugendarbeiten auftauchte und der in Gestalten wie Hilde Wangel, Hedwig Ekdal, in Stimmungen, wie sie in der „Frau vom Meer“ und in „Rosmersholm“ gegeben sind, sieghaft zutage tritt. Der Gesamteindruck der Dramen aber scheint wieder für ein Vorwalten des gedanklichen Momentes zu sprechen. Die Hauptsache bei allen seinen Dramen ist der Plan. Er hat etwas Mathematisches, Durchgerechnetes an sich, und es sieht aus, als sei dieser Plan nur behufs besserer Wirkung auf dritte mit Fleisch, Haut und etwas Blut ausgestattet. Ibsens Menschen haben, weil das Pseudoschicksal dieses Planes unentrinnbar über ihnen waltet, fast alle etwas Trockenes, Unfreies und Gedrücktes. Sie handeln mehr wie Automaten als wie Menschen. Ihr Verhalten ist stets sehr geistreich motiviert, aber in vielen Fällen nicht glaubhaft und im künstlerischen Sinne wirklich gemacht. Björnson meinte vielleicht dasselbe, als er sagte: „Ibsen ist vielleicht nicht der größte Dichter, gewiß aber der größte Baumeister des neuen Dramas.“



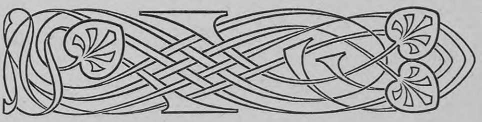




„Habemus papam!“ Nach einem Gemälde von Nikolaus Schattenstein

(Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung)



Der Prolog

Humoreske

von

Gustav Falke

Sie halten alle ihre Geschichte zum besten gegeben. Der dicke Doktor Küsterle vom Volksblatt hatte das Thema angeschlagen: Die erste Liebe. Es waren recht harmlose Geschichten, wenn auch die alten Herren mit einem so pfiffigen Lächeln erzählten, als wären sie alle rechte Don Juans gewesen, damals als das Herz noch jung war. Nur der kleine Doktor Goldammer von der Morgenpost war seine Geschichte noch schuldig. Er lutschte vergnügt an seiner langen Holländer und liebäugelte mit der weißen Binde auf seiner Stange Pilsener Urquell.

„Wenn Sie denn noch was vertragen können," fing er bedächtig an. „Erlebt hat man ja auch sein Teil. Wenigstens hab ich's damals genau so weit gebracht wie unser guter Küsterle, der beinah einen Kuß gekriegt hätte. Das hätte ich auch, ja noch mehr, ich hätte beinah eine Braut bekommen. Und mein Leben stand auch auf dem Spiel dabei."

„Nanu," lachte einer. „Quartanerduell um die blonde Meta mit den blauen Zopfbändern?"

„Sie haben doch immer einen guten Riecher, Böckchen, die reine Reporternase. Mit dem Quartaner ist es nun freilich nichts. Ich schrieb damals schon Leitartikel. Und mit den Zopfbändern ist es auch nichts. Aber Meta hieß sie wirklich, und blond war sie auch."

„Darauf kam es mir auch nur an," sagte Bock mit Genugtuung.

„Aber Leitartiklers erste Liebe, mein Verehrtester?" wandte Doktor Küsterle ein. „Wir erwarteten eigentlich etwas Jugendlicheres."

„Einmal habe ich meinen ersten Leitartikel schon in sehr jugendlichem Alter geschrieben, und dann ist mir vor dieser Zeit leider nichts Nennenswertes in der Liebe passiert. Also müssen die Herren schon mit diesem Spätling vorlieb nehmen."

„Wie alt waren Sie denn, Kleiner, als Sie Ihren ersten Leiter verfaßten?" fragte Bock spöttisch.

„So an die zweiundzwanzig 'ran."

„Da kann man ja noch einigermaßen Knabe sagen."

„Nun also! Jugendliebe war es auf alle Fälle noch," fuhr Goldammer fort. „Oder soll ich sagen Jugendverirrung?"

„Das lassen Sie uns entscheiden, Goldchen. Erst erzählen Sie mal."

„Bitte mich aber nicht zu unterbrechen. Die Geschichte spitzt sich tragisch genug zu. Es ist nun — ja wie lange mag es her sein — so ungefähr zwanzig Jahre. Ich hatte damals gerade meine erste Redaktionsstelle in einer kleinen norddeutschen Stadt angetreten. Wir waren zwei, mein Chef, der die Politik hatte, äußere und innere, und ich, der das Feuilleton redigierte. Das Lokale und die Annoncen besorgte der Besitzer, der zugleich der Drucker war, selbst."

„Ich meine, Sie schrieben damals schon Leitartikel?" sagte Peterzani, der Oberlehrer.

„Ganz recht. Vertretungsweise. Doch das ist alles gleichgültig und tut nichts zur Sache. Sie wollen ja eine Liebesgeschichte hören und kein Kapitel aus der Geschichte des deutschen Zeitungswesens. — Wie gesagt, ich war noch in recht jugendlichem Alter, und der Bart, den Sie jetzt alle so an mir bewundern —"

Ein allgemeines Gelächter unterbrach den Erzähler, dessen dünner, blonder Backenbart nur eben noch Anrecht auf den Namen eines solchen machen konnte.

„Sie lachen. Aber hätten Sie diesen Bart früher gekannt, würden Sie vor der Energie, mit der er sich herausgemacht hat, Respekt bekommen. Damals freilich war er schüchtern, wagte sich nicht an die Oeffentlichkeit. Hier und da guckte ein vereinzeltes Haar neugierig und doch so ängstlich, so unmännlich heraus, daß ich mich schämte, andern dieses jämmerliche Gebilde zu zeigen. Ich ließ mich also zweimal in der Woche rasieren. Glatt geschabt konnte ich es, was Gefälligkeit des Aeußeren anbelangt, ganz gut mit andern aufnehmen. Und Auguste, die rundliche Magd unsers Prinzipals, die uns jeden Morgen den Frühstückstee ins Lokal brachte — es herrschten ganz nette, patriarchalische Zustände bei uns —, Auguste mochte mich wohl leiden. Im allgemeinen haben wir Männer ja nicht dafür den Scharfblick wie die Weiber. Aber so täglich versetzte Blicke dringen schließlich durch die dickste Haut. Uebrigens gleich gesagt — auch Auguste hat mit meiner Geschichte weiter nichts zu tun. Ich erwähne ihre stille Zuneigung bloß, um meine Bemerkung über mein gefälliges Aeußere zu erhärten.

Daß ich mich manchmal nach der Zierde des Mannes sehnte, leugne ich nicht. Aber wenn ich nach jedem Versuch, mir den Bart stehen zu lassen, aussah wie eine verbrauchte, lückenhafte Zahnbürste, so ergab ich mich wieder in mein Schicksal und ging zum Barbier.

Solcher nützlicher Künstler waren zwei im Ort. Der eine wohnte ganz am Ende der Stadt, der andre in der Nähe unsers Bureaus. Zu diesem ging ich natürlich. Er war ein kleiner, beweglicher, gesprächiger und intelligenter Mann, der sogar auf der Stadtverordnetenliste stand. Er galt für den feinsten der beiden Scherkünstler, war es auch, was seine Stube anlangte. Die war mit mehr Komfort ausgerüstet als beim Konkurrenten, und seine Lesemappe war erster Klasse, sauber, wie sie ihm der Buchhändler schickte. Obendrein war er dreifacher Abonnent unsrer Zeitung. Ein Exemplar für die Kunden, eins für seine Familie und eins für einen überseeischen Bruder.

Leider war es mir nur selten vergönnt, von diesem vortrefflichen Mann behandelt zu werden. Er bediente seine vornehmere Kundschaft aus dem Hause selbst, und die Stunde, die ich meinem Bart opfern konnte, fiel unglücklicherweise gerade in die Zeit seiner Abwesenheit. ‚Unglücklicherweise' darf ich gar nicht mal sagen, denn sein Gehilfe stand ihm als Künstler um nichts nach und war ihm, was äußere Erscheinung und Auftreten betrifft, sogar noch überlegen. Sie werden neulich alle in der ‚Woche' Kainz als Tasso gesehen haben. So war er, genau so. Ein hübscher, brünetter, bartloser Mensch mit dunkeln, schwermütigen Augen und einem Benehmen, das zwischen der gemessenen Würde eines spanischen Granden und der Nonchalance eines gelangweilten Zahlkellners die Mitte hielt. Er war übrigens aus Zwickau gebürtig.

Er behandelte mich mit großer Aufmerksamkeit, sprach nie anders als im Plural der tiefsten Ehrfurcht. — ‚Herr Doktor haben, Herr Dokter befehlen, Herr Doktor sollten,' und verbarg mir nicht den Grund seiner Hochachtung: er las alle meine Feuilletons mit Bewunderung und Liebe. Er wagte es manchmal sogar, mir seine Meinung darüber zu sagen, bescheiden und von wenig Gedankenblässe angekränkelt. Der Klügste war er nicht, das merkte ich bald, aber er war Idealist, Enthusiast, Gemütsmensch und, wozu ihn seine Aehnlichkeit mit Kainz besonders prädestinierte, Vorstand eines Theaterklubs, in dessen Bühnengeheimnisse er mich dann und wann diskret einweihte. Sie sehen, ein lieber, guter Mensch, dem ich keine Veranlassung hatte, böse zu sein! Nur mit einem fiel er mir auf die Nerven. Er hatte sich eine lächerliche Redensart angewöhnt und trieb den größten Mißbrauch damit: ‚Wenn ich mir erlauben dürfte, zu bemerken.' Er wandte sie freilich nur an, wenn das Thema der Würde solchen Ausdrucks entsprach, das heißt, wenn wir über etwas ‚Höheres' unsre Gedanken austauschten. Dieses ‚Höhere' war fast immer das Theater, dem er leidenschaftlich frönte.

Was er aber auch in andern Unterhaltungen reichlich verausgabte, was ihn überhaupt nur oben zu erhalten schien auf dem Strom des Gespräches, wie ein paar Schwimmblasen, das war sein albernes ‚sozusagen'. ‚Ist Schiller nicht sozusagen der Lieblingsdichter des deutschen Volkes.' ‚Haben Herr Doktor gestern nicht sozusagen herrliches Wetter gehabt in der Waldschenke?' ‚Diese Bartwichse ist sozusagen die beste, die es gibt.'

Denken Sie sich dazu Kainz mit der Schwermut Tassos und einem ausgeprägt sächsischen Dialekt. Dazu hieß der Mensch noch August Winsel.

Eins trug er mir nach — wenigstens erfüllte es ihn mit geheimem Kummer, daß ich ihn noch nicht in seinem Klub bewundert hatte. Er hatte ganz im Anfang unsrer Bekanntschaft mal darauf angespielt und mir Karten angeboten. Aber ich konnte nicht und mochte nicht. Von Zeit zu Zeit hatte er dann mal wieder nachgefühlt und ich hatte es ihm versprochen: ‚gelegentlich', ‚später mal'.

Da kam die Zeit, wo der Klub sein fünfjähriges Stiftungsfest feiern wollte. ‚Erato' glaub' ich, hieß er. ‚Erato von 1880'.

Die Wochen vorher können Sie sich ausmalen. Mein Kainz Winsel sah aus, na, wie soll ich sagen, wie Tasso, dividiert durch Hamlet. Ich weiß nicht, ob Sie sich das vorstellen können."

„O, sehr gut, wenn Sie ihn nicht noch mit Lear multiplizieren," sagte Bock trocken.

Goldammer warf dem Sprecher einen geringschätzigen Blick zu und steckte sich eine neue Holländer an.

„Wo bleibt denn das Mädel?" fragte Peterzani, der einzige, der vorhin eine etwas unmoralische Geschichte erzählt hatte.

„Sie erleben es noch, ich werde Ihnen doch keine Geschichte ohne Mädel erzählen," beruhigte ihn Goldammer, das ‚Ihnen' malitiös betonend.

„Weiter, bitte weiter!" mahnten die andern und der Erzähler fuhr fort:

„August, wie ich ihn jetzt immer kurz nennen will und wie er auch von der Kundschaft genannt wurde, August hatte mir anvertraut, daß er als Vorsitzender und einziges literarisch etwas mehr gebildetes Mitglied es übernommen hätte, den Prolog zu dichten.

‚Was?' rief ich. ‚Donnerwetter! Dichten können Sie auch?'

‚Ein bißchen,' sagte er mit bescheidenem Stolz.

‚Und das haben Sie mir nie gesagt?'

‚Wie werde ich?' lächelte er melancholisch. ‚Herr Doktor sind doch sozusagen der weitaus größere Dichter.'

Hätte er mich nicht unterm Messer gehabt, ich hätte ihm wahrhaftig eine dankende Verbeugung gemacht für dieses überzeugungsvoll dargebrachte Kompliment. So begnügte ich mich mit einem halbgeröchelten: ‚Das wohl. Aber dennoch —'

Er hatte meinen Kopf gerade sanft hintenüber gedrückt, um mir die Kehle zu schaben, und ich mußte meinem Bewunderer eine Weile wortlos still halten.

‚Leicht ist es nicht,' meditierte August indessen. ‚Etwas Gutes soll es sein, und als Präses darf ich mich nicht blamieren.'

Keinesfalls, dachte ich und ließ mir den Kopf nach rechts drücken.

‚Und dann ist es diesmal sozusagen ein besonderer Ehrenpunkt für mich.'

‚Hm?' brummte ich.

‚Wie meinen Herr Doktor?' fragte er, und da ich nicht antwortete, drückte er meinen Kopf sanft nach links und sagte: ‚Meinen Herr Doktor nicht auch? Sind Jamben nicht das beste? So wie Schiller im Don Carlos:

„Die schönen Tage von Aranjuez sind vorüber."

Ich würde meinen Prolog ähnlich anfangen:

„Die schönen Tage sind vorüber, Freunde."'

Seine Stimme zitterte vor Inbrunst, und seine Hand ließ mich, Gott sei Dank, los, denn er war mit seiner Deklamation doch meinem Zwerchfell so bedenklich nahe gekommen, daß ich fürchtete, ich könnte ihm mit einer plötzlichen Lachsalve in die Klinge fallen. Das hätte ihn gekränkt und mich verletzt.

Ich richtete mich im Stuhl auf und atmete tief und befreit.

‚Meinen Herr Doktor nicht auch?' fragte er nochmal zögernd.

‚Ach so, Sie meinen die Jamben? Ja, warum nicht. Jamben machen sich immer gut.'

‚Ich danke Ihnen, Herr Doktor," sagte er erfreut, ‚Sie haben mich sozusagen neu geboren.'

Na, ich war nur froh, daß diese Neugeburt ohne besondere Wehen für mich vonstatten gegangen war, warf mein Geld auf den Teller und wünschte ihm zum Gelingen seines Prologes viel Glück.

August Winsel als Dichter. Warum nicht? Mir waren in puncto Poesie schon die wunderlichsten Hühner über den Weg gelaufen. Das Gegackel und dann die Eier!

Ich dachte an August erst wieder, als ich das nächstemal meine Schritte nach seinem Barbierladen lenkte; dann war meine erste Frage freilich: ‚Na, was macht Ihr Prolog?'

Er wurde rot, sah mich mit einem Blick hilfloser Schwermut an und sagte nichts als ‚danke schön'. Als er mich aber erst unterm Messer hatte, merkte ich, wie es in ihm wühlte.

Seine Hand zitterte nicht, das muß ich zu seiner Ehre erwähnen, er hatte das leichte, sichere Handgelenk wie immer. Aber seine Stimme zitterte, und seine Rede war stockend, einsilbig. Ich kam bald dahinter, was ihn bewegte. Er konnte mit seinem Prolog nicht fertig werden und druckste nun mit der Absicht herum, mich um Rat und Hilfe zu bitten.

Endlich faßte er sich Mut, brach in Vorwürfe aus gegen die Muse, die sich so spröde erwies, gegen das Geschäft, das ihn ablenkte, und gegen sich selbst, daß er sich auf die ganze Sache eingelassen hatte. Aber zurück könne er nicht wieder. Seine Ehre wäre ‚sozusagen' verpfändet; ja noch mehr: Fräulein Murrjahn sollte den Prolog sprechen. ‚Sie kennen doch Fräulein Murrjahn?' fragte er erregt.

Ich kannte sie damals noch nicht. Er schilderte sie in den glühendsten Farben. Sie war die älteste Tochter vom Töpfermeister Murrjahn in der Markt-

straße. Das schönste und talentvollste Mädchen im ganzen Klub. Eine Luise hätte sie gespielt in ,Kabale und Liebe', geweint hätten die Leute. Und sie, Fräulein Meta Murrjahn, hätte Zweifel in sein Können gesetzt, und er hätte ihr sein Wort, seine Ehre verpfändet. Den Prolog müsse er liefern, oder er wäre bei Fräulein Murrjahn und dem ganzen Klub ,Erato' für alle Zeit blamiert. Und in vierzehn Tagen solle das Fest doch schon sein. Fräulein Meta — er verbesserte sich —, Fräulein Murrjahn hätte schon nach dem Prolog gefragt. Ach, sein Kopf sei ganz wüst. Ob ich ihm nicht helfen könne. Ob er mir den Prolog nicht mal zeigen dürfe. ,Warum nicht? Zeigen Sie mir Ihre Verse,' sagte ich. ,Das wollen wir schon deichseln.'

So richtete ich ihn wieder auf, und er war gleich Feuer und Flamme, das heißt in seiner elegischen, gedämpften Art, so etwa wie ein düster brennendes Nachtlicht unter roter Glaskuppel. Ich hatte mal so 'n Ding.

Am andern Tag hatte ich dann seinen Prologtorso in Händen. Er hatte ihn mir in Kuvert in meine Wohnung geschickt. Der Anfang war so, wie er mir schon gesagt hatte. Genau kann ich das Opus natürlich nicht mehr zusammenkriegen, aber es ging ungefähr so in Ton und Stil:

,Die schönen Tage sind vorüber, Freunde,
Und was vorüber ist, kehrt niemals wieder.
Wir in ,Eratos' zauberschönem Kreise,
Wo Jüngling sich und Jungfrau froh vereint,
Gedenken mancher göttervollen Stunde
Und fragen alle wie aus einem Munde:
Wo blieb sie? Wo? Und unser Herze weint.'

So ging es noch in ein paar wundervoll geschwollenen Phrasen weiter und schlug dann plötzlich ins ganz Banale um. Diese letzte Strophe haftet mir noch fest im Gedächtnis:

,Geehrte Damen und geehrte Herren,
Mitglieder ihr und werte Festgenossen,
Heut ist der Tag, heut feiern wir ihn hier,
Wo vor fünf Jahren wir uns gründeten,
Uns, das heißt unsern lieben Klub Erato.'

So weit war August Winsel gekommen, da verließ ihn die Muse. Verdenken kann ich es ihr nicht.

Nun sollte ich ja Musenstelle an ihm vertreten. Was er da zusammengereimt hatte, konnte ich natürlich nicht gebrauchen. Ich bestieg ein ganz neues Roß und ritt aus in die gefährlichen Reimwälder, worin so mancher arme Ritter von dem schrecklichen Riesen ,Blödsinn' totgeschlagen wird.

Na, ich kam heil heraus, wie Sie sich denken können. Ich hatte einen recht artigen Prolog geschrieben. Er gefiel mir wirklich gut, und August war hingerissen.

,Das hätte ich nicht gekonnt,' sagte er.

,So geben Sie Fräulein Murrjahn nur diesen Prolog und sagen ihr ausdrücklich, ich hätte ihn gelesen, ich, Doktor Theobald Goldammer, und hätte gesagt, die Verse wären großartig!'

,Aber wenn sie mir nun nicht glaubt?' stotterte er.

,Wieso? Haben Sie ihr denn schon mal was vorgelogen?'

,Aber Herr Doktor! Nie! Ich versichere Sie. Ich wäre ja sozusagen nicht wert, daß sie mich noch ansähe.'

,Na, also!'

,Ja, aber —,' sagte er gedehnt.

,Was noch?'

,Sie — ich meine Fräulein Murrjahn — sie wird's doch nie erfahren? Ich darf doch sicher sein?'

Ich stellte mich erst etwas gekränkt über seine Zweifel und gab ihm dann die Hand darauf, daß ich reinen Mund halten würde.

,Aber nicht wahr, Herr Doktor, Sie kommen? Diesmal dürfen Sie nicht nein sagen. Der ganze Klub wird sich sozusagen geehrt fühlen.'

Und dann führte er mir zuletzt nochmal Fräulein Murrjahn in bengalischer Beleuchtung vor.

Ich versprach denn auch zu kommen. Die Sache machte mir doch Spaß. Und dann hatte ich auch inzwischen erfahren, daß Fräulein Murrjahn wirklich eine recht hübsche Blondine wäre. Die Blonden waren immer mein Faible.

Anderseits stieß ich mich etwas an dem Namen Meta. Wir hatten nämlich mal im Elternhaus ein Dienstmädchen dieses Namens. Und immer verbindet sich mir seitdem mit dem Namen Meta die Vorstellung von Küchendunst und Staubbesen. Das ist ja Unsinn. Aber wir sind ja solchen Einflüssen alle unterworfen. So war ich denn angenehm enttäuscht, als ich in Fräulein Meta Murrjahn, älteste Töpfermeisterstochter aus der Marktstraße, wirklich einen ganz niedlichen, blonden Käfer kennen lernte. Etwas reichlich kleinbürgerlich im ganzen Habitus, trotz des Festgewandes. Aber als sie vor dem weißen, verblichenen Vorhang der kleinen Bühne stand, schämig errötete und nach Ueberwindung der ersten Befangenheit meinen Prolog wirklich ganz niedlich sprach, mit Verständnis und ohne pathetischen Singsang, applaudierte ich so laut, daß sich alle mir zuwandten und August Winsel mir aus seinen schwermütigen Tassoaugen einen ängstlich fragenden Blick zuwarf.

Ich sah es ihm an, er fürchtete, der Erfolg könnte mich berauschen, und ich könnte doch noch meinen Lorbeer reklamieren.

Ich nickte ihm zu, klatschte gegen ihn gewandt noch lebhafter, und es gelang mir, die allgemeine Aufmerksamkeit auf den geehrten Herrn Verfasser des schönen Prologs hinzulenken. Blutrot stand er da und ließ den Beifallssturm über sich ergehen.

In diesem Augenblick gefiel er mir, wie nie wieder. Er war nicht eitel. Sonst hätte er sich wenigstens in dieser sicheren Stunde im Glanz auch eines erschlichenen Ruhmes gebläht. Ich nickte ihm nochmal freundlich zu, um ihn in seinem Vertrauen zu meiner Verschwiegenheit zu stärken, und er lächelte melancholisch zurück.

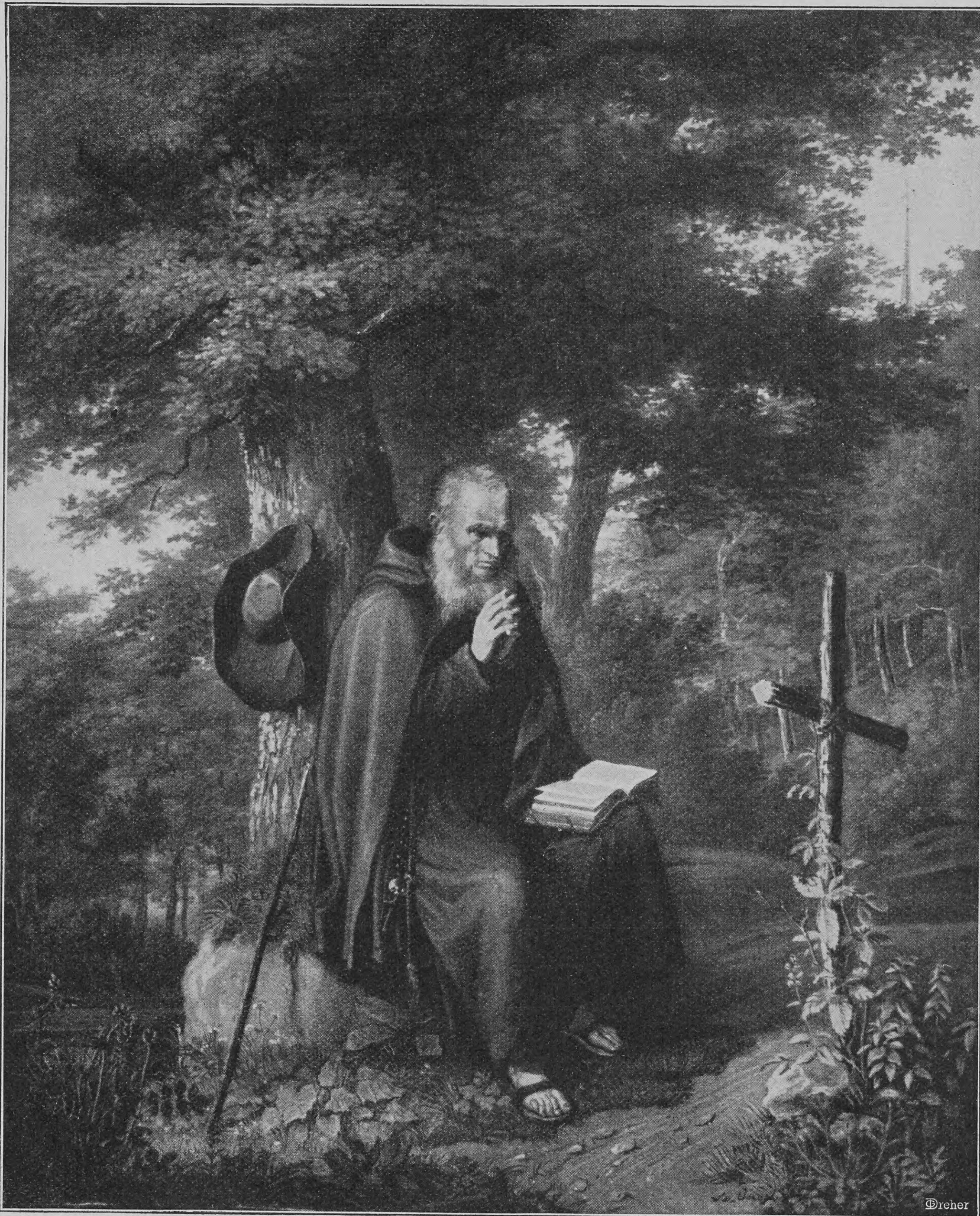
Mit der Schilderung der andern ,Darbietungen', wie das Lieblingswort eines früheren Kollegen lautet, will ich Sie nicht langweilen. Es war wie immer bei solchen Festen. Musik, Prolog, ein albernes Lustspiel — worin übrigens mein Kainz und seine Meta gar nicht übel waren — na, und nachher der übliche Tanz. Es war aber ganz nett im Klub Erato von 1880. Es herrschte ein netter, solider, bürgerlicher Ton. Und da ich doch Fräulein Murrjahn noch gern mein Kompliment sagen wollte, blieb ich im Saal.

Das Glück wollte, daß ich einen Tisch in der Nähe vom Töpfermeister erwischte, und als August Winsel nach der Aufführung zu mir kam, stellte er mich sogleich Herrn Murrjahn und seiner Familie vor. Es waren Vater, Mutter und Sohn, ein blasser, semmelblonder Seminarist mit dem mir fürchterlichen Namen Hugo. Er war aber ein bescheidener, schüchterner Jüngling, der aus lauter Verlegenheit alle Augenblicke an seinem Glas Bier lutschte. Na, kurz und gut, die Murrjahns waren eine ganz nette Bürgerfamilie. Und als nun Fräulein Meta auch kam, war ich mit meinem Schicksal für diesen Abend zufrieden. Ich küßte ihr artig die Hand, was sie nicht gewohnt zu sein schien, denn sie wurde sehr verlegen und sah sich um, ob es auch jemand gesehen hätte. Gesehen hatten es natürlich viele, unter anderm auch August, der als Präses und Festordner mitten im Saal zu tun hatte. Er war alle Augenblicke von andern Dämchen umringt, und ich sah, daß er bei ihnen beliebt war. Auch darin ganz Kainz. Er wandte aber kein Auge mehr von unserm Tisch, als gerade nötig war. Und jetzt kam er nach dem Handkuß sofort heran und sagte hastig: ,Wenn ich mir sozusagen erlauben darf, zu bemerken — Sie wissen, Fräulein Murrjahn, bei der Polonaise habe ich die Ehre. Ich meine nur, daß kein Irrtum entsteht, sozusagen. Wir haben nämlich leider keine Tanzkarten,' wandte er sich entschuldigend an mich.

Beruhigt, daß ich ihm sein Polonaisenmädchen nicht weggeschnappt hatte, kehrte er zu seinen Pflichten zurück.

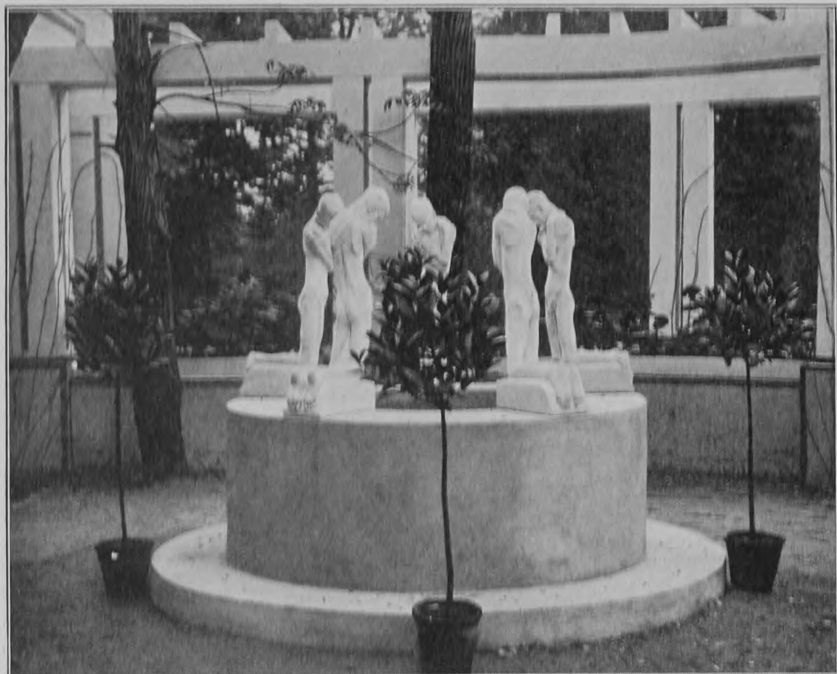
(Schluß folgt)





Lorenzo Quaglio Eremit

(Aus der deutschen Jahrhundert-Ausstellung)



Brunnen am Tonhause, entworfen von George Minne

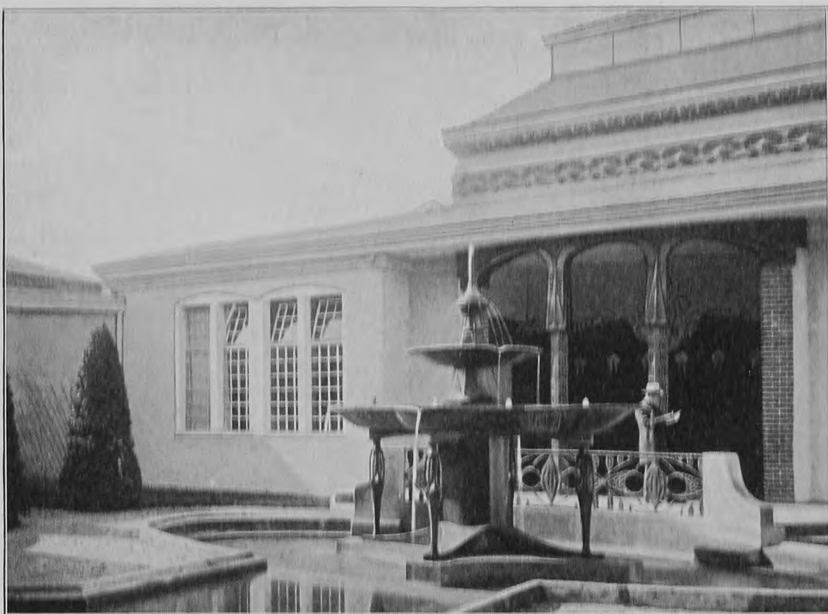
Die Kölner Kunstausstellung

Von

N. E. Merow

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von P. Geus, Köln)

Der Verband der Kunstfreunde in den Ländern am Rhein verdankt seine Entstehung hauptsächlich kunstpolitischen Erwägungen. Sieht man genauer zu, so zielen seine Bestrebungen in letzter Linie darauf ab, eine neue Kunstprovinz auf deutschem Boden abzugrenzen, zu organisieren und nach einheitlichen Gesichtspunkten zu verwalten. Auch auf ästhetischem Gebiet verschieben sich gelegentlich die Schwerpunkte ebenso wie auf politischem, und es kann wohl kaum einem Zweifel unterliegen, daß die Länder am Rhein, die uralte Wiege deutscher Kultur und bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts ein Hauptsitz deutscher Kunst, in den letzten Jahrzehnten von andern Städten und Gegenden unsers Vaterlandes in dieser Hinsicht überflügelt worden sind. Nicht daß man am Rhein die Kunst selbst weniger hochgeschätzt hätte, der frische, offene Sinn der Rheinländer und der materielle Wohlstand, der in dem größten Industriebezirk Deutschlands herrscht, sorgten dafür, daß ihr überall eine gastliche Stätte bereitet wurde. Aber die Künstler selbst wanderten aus und schlugen ihr Zelt anderswo auf. Vielleicht trug die Wandlung von der Romantik zum Realismus dazu bei, diesen Exodus zu beschleunigen. Das Landschaftsideal wandelte sich desgleichen und neue malerische Motive suchte man nicht mehr in romantischen Tälern und verfallenen Burgen, sondern auf weiten Heiden und schimmernden Flächen. Jahrzehntelang behauptete sich München unbestritten als erste deutsche Kunststadt, bis ihm in der Reichshauptstadt eine immer stärker werdende Gegnerin erwuchs. „Hie München, hie Berlin!“ war eine Zeitlang das Feldgeschrei in der deutschen Kunst, und zwei Richtungen, zwei Kunstanschauungen schienen sich darin zu verkörpern. Gegen die Vorherrschaft dieser beiden Städte erhob sich nun an verschiedenen Orten Opposition. Karlsruhe, Stuttgart beriefen junge Kräfte an ihre Akademien und schickten sich an, das lokale Kunstleben stärker zu entwickeln, der junge Großherzog von Hessen gründete in Darmstadt jene vielbesprochene Künstlerkolonie, die sich seither mannigfach gewandelt hat. Diese verschiedenen Kunstströmungen nun wieder in ein gemeinsames Bette zu leiten, das Interesse nicht nur für die Kunst, sondern auch für die Künstler zu heben und ringenden Talenten den Weg zu ebnen, ist das Ziel des Verbandes, und er hofft, auf solchem Wege langsam den Ländern um den Rhein ihre führende Stellung im deutschen Kunstleben wieder zurückzuerobern. Wird ihm das gelingen? Es muß zunächst auffallen, daß die Bezeichnung der „Länder am Rhein“ etwas weit gegriffen ist, und es steht kaum zu erwarten, daß sich innerhalb dieses Bezirks wirklich eine ausgesprochene künstlerische Eigenart entwickeln, ein geistiges Band zwischen all den einzelnen Teilen dieser ausgedehnten Kunstprovinz knüpfen wird. Die Münchner, die Berliner Kunst hat ihre charakteristische Note, der Zusammenschluß führender Geister hat sich an jenen Plätzen so stark erwiesen, daß sich auch in unsern Tagen des hochgespannten Individualismus doch der einzelne der Gesamtheit einfügt. Die moderne rheinische Kunst soll erst geboren werden, und vorderhand ist die Anziehungskraft der großen Zentren so stark, daß der eigentliche Fortschritt deutscher Kunst, die innere Entwicklung sich nach wie vor in München oder in Berlin vollzieht und daß wirklich selbständige Künstler, mögen sie auch in Darmstadt, Stuttgart oder Karlsruhe wohnen, mit ihrem Schaffen dennoch nach einer der beiden Städte gravitieren. Daß überhaupt äußerliche kunstpolitische, keine inneren künstlerischen Gründe für den Zusammenschluß maßgebend waren, beweist der Umstand, daß man zwar die drei preußischen Provinzen Rheinland, Westfalen und Hessen-Nassau, Baden, Hessen-Darmstadt, Württemberg und Elsaß-Lothringen in den Verband aufgenommen hat, die bayrische Pfalz aber muß draußen stehen. Nach der Sachlage müssen daher Ausstellungen, die von diesem Verbande veranstaltet werden oder in irgendeinem Zusammenhange mit ihm stehen, ein wesentlich andres Gesicht haben als die größeren oder kleineren Kunstmärkte an den eigentlichen Zentralpunkten. Gilt es dort, einen Ueberblick über das Schaffen des letzten Jahres zu geben, so handelt es sich hier mehr um Fragen und Probleme künstlerischer Kultur, und die Ausstellung erhält gleicherweise einen didaktischen und experimentellen Charakter. Das gilt auch von der diesjährigen Kölner Kunstausstellung, mit der wir uns im folgenden beschäftigen wollen. Nicht die ausgestellten Bilder sind eigentlich die Hauptsache, so bedeutende Werke, es sei nur an die vier großen Trübnerschen Reiterporträte erinnert, auch unter ihnen sein mögen, sondern das Interesse wird mehr durch die Ausstellungstechnik, die Bauten und die Veranstaltungen gefesselt, die mit der Ausstellung verbunden sind. Die Darmstädter Kunstbewegung ist nicht ohne Einfluß geblieben, und mancherlei Anregungen, die ursprünglich von dort ausgingen, sind in Köln wieder aufgenommen und weiter entwickelt worden.



Brunnenhof des Ausstellungsgebäudes

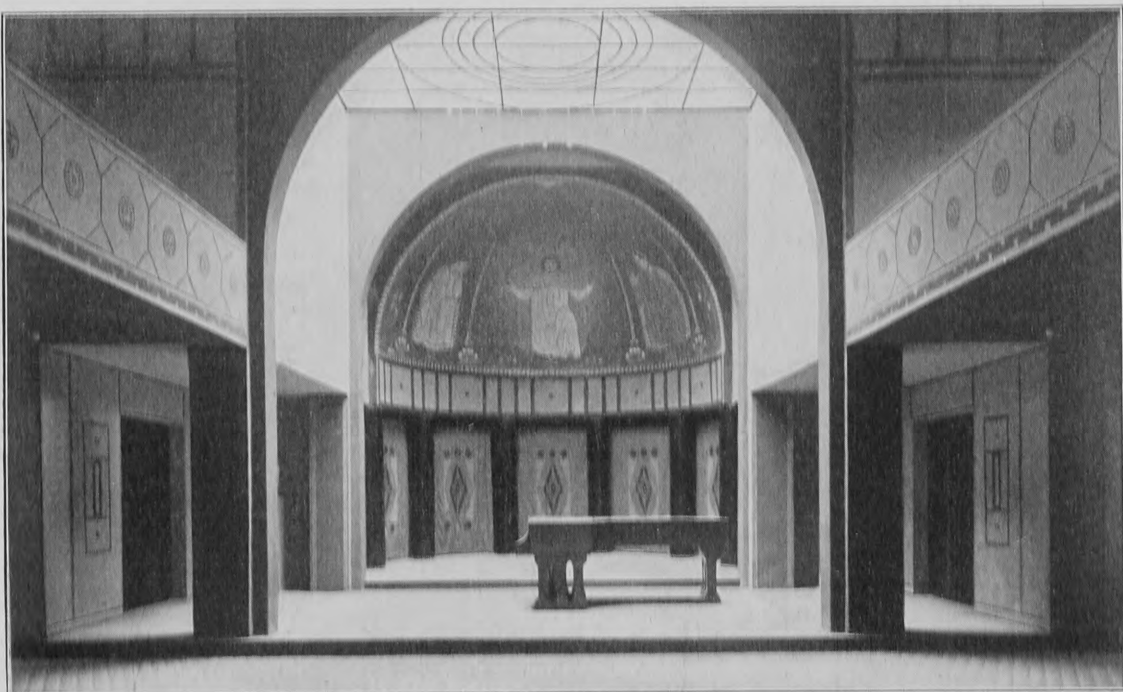
Die Anlage der Kölner Ausstellung ist ein Kunstwerk an sich. Die Verbindung der Architektur mit der Landschaft ist überraschend gut gelungen, und wenn sich erst etwas Grün an den weißen Spaliers hinaufgerankt haben wird, muß der Eindruck ein wirklich poetischer sein. Verständnisvoll aufgestellte Plastiken, der etwas an die Antike anklingende Stil der Ausstellungsbauten, alles das trägt dazu bei, beim Besucher das Gefühl zu erwecken, daß er sich einem der Kunst geweihten, stillen Tempelbezirk nahe. Das Hauptgebäude ist von dem bekannten Karlsruher Architekten Hermann Billing entworfen. Der von Darmstadt nach Düsseldorf übergesiedelte Peter Behrens nimmt auf der Kölner Ausstellung einen alten Lieblingsgedanken wieder auf. Seit langem plädiert er in Wort und Schrift für eine Vermählung aller Künste. Eine Ausstellung soll nicht nur dem Auge Ge-



Fürstenzimmer, entworfen von Ludwig Pfaffendorf (Köln)



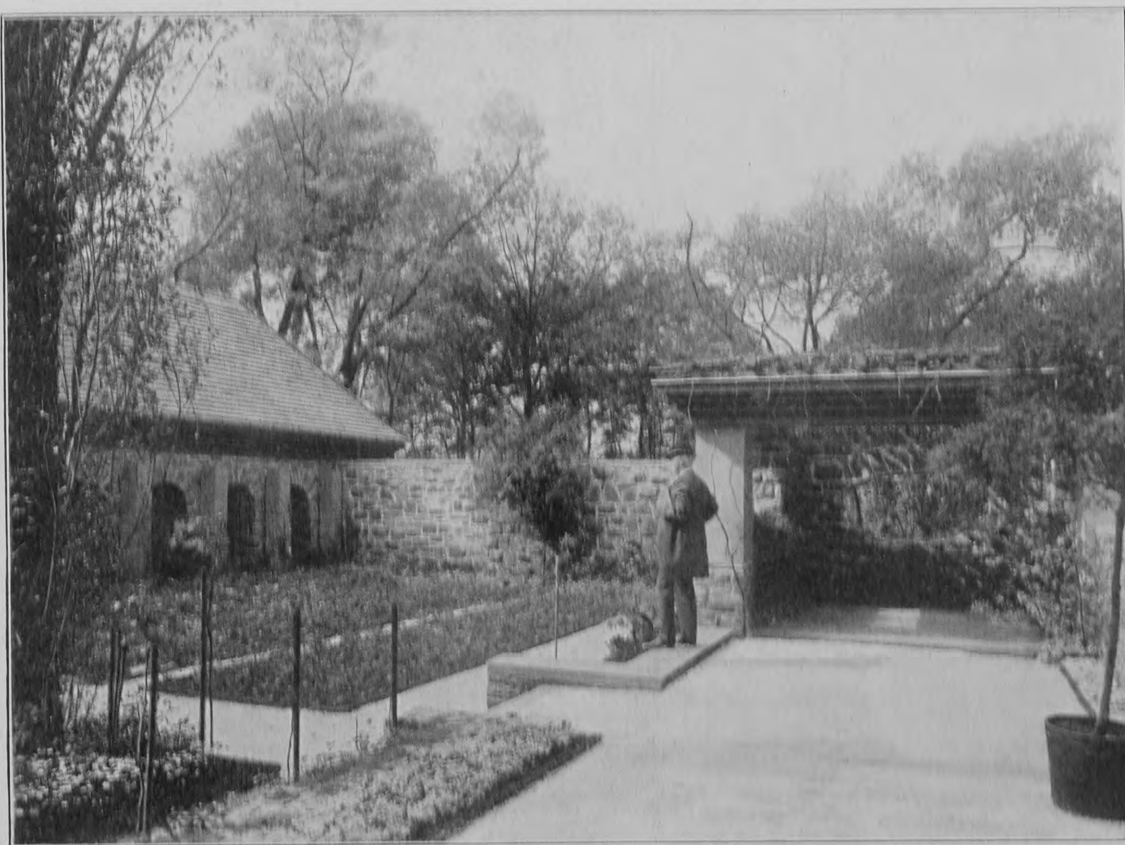
Das von Hermann Billing (Karlsruhe) entworfene Hauptgebäude der Ausstellung



Blick in das Innere des von Peter Behrens erbauten Tonhauses

nüsse verschaffen, Wort und Klang sollen sich der Farbe zur Seite stellen, und der ganze Mensch soll ästhetisch erhoben und erbaut werden. Darum hat er in Köln ein „Tonhaus“ errichtet, einen in edelsten Formen gehaltenen, mit Säulen und seidenen Vorhängen geschmückten Musiksaal, in dem vor einem gewählten Publikum Werke der Tonkunst zur Aufführung gebracht werden sollen. Die Innenausstattung und die Raumgestaltung zielen darauf ab, etwas wie eine weihevolle, beinahe religiöse Stimmung zu erwecken. Oberlicht fällt in den Raum, an den sich eine Apsis anschließt. Hier steht der ebenfalls nach Entwürfen von Peter Behrens in modernen Formen stilisierte Flügel. Die Apsis selbst ist mit einer Allegorie in Mosaik geschmückt, das die Inschrift trägt: „Alles Vergängliche ist nur ein Gleichnis.“ Das Haus ist schön, und hoffentlich findet der würdige Rahmen auch einen schönen Inhalt. Ein ähnliches Experiment ist seinerzeit in Darmstadt kläglich gescheitert. Ob die Kölner dem Aestheten Behrens williger in sein erträumtes Land der Schönheit folgen werden, bleibt abzuwarten.

Ein vielbesprochener Bau ist der von Professor Olbrich entworfene Frauen-Rosenhof, ein in mittelalterlich-klösterlichen Formen gehaltener Bau, der in seinem Innern allerlei von Olbrich für Kölner Damen entworfene Schmuckstücke birgt und der den Hintergrund abgibt zu einem von demselben Künstler nach koloristischen Prinzipien entworfenen Mustergarten. Eine Ausstellung von Möbeln und Gefäßen im Empirestil, eine Sammlung von Porträten Kölner Persönlichkeiten, mehrere Sonderausstellungen geben der ganzen Veranstaltung einen aparten Reiz, der gewiß manchen Besucher nach der schönen Rheinstadt, dem heiligen Köln, locken wird.



Der von Josef Olbrich entworfene Frauen-Rosenhof

Das Geheimnis der Fußspur

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Auf dem Gipfel des Adams-Piks auf der Insel Ceylon, 2250 Meter über dem blauen Spiegel des Indischen Ozeans, zeigt sich den Gläubigen ein uralt heiliges Mirakel. Ueber einem Kranz wundervoll rot blühender Alpenrosenbäume läuft der Berg in eine fast genau spitze letzte Pyramide aus. In diese Pyramide senkt sich auf engstem Raum oben eine flache Mulde ein, zwischen fünf und sechs Fuß lang und zweieinhalb breit. Ob der Umriß der Vertiefung (wohl einer einfachen Verwitterungsspur) je eine nähere Aehnlichkeit mit einem menschlichen Fußabdruck von Natur besessen, steht dahin; denn längst hat Priesterhilfe durch nachträgliche Kunstarbeit den Rand im Sinne eines solchen Fußumrisses absichtlich verändert. Fromme Wallfahrer aus drei Religionen streiten sich heute um die Deutung dieses „Fußtritts“. Nach der Sage der Buddhisten war es der Fuß Buddhas, der dieses Mal in den harten Gneisfels preßte, als der Heilige sich auf dieser höchsten Stelle den nötigen Schwung gab, um in die blauen Himmel

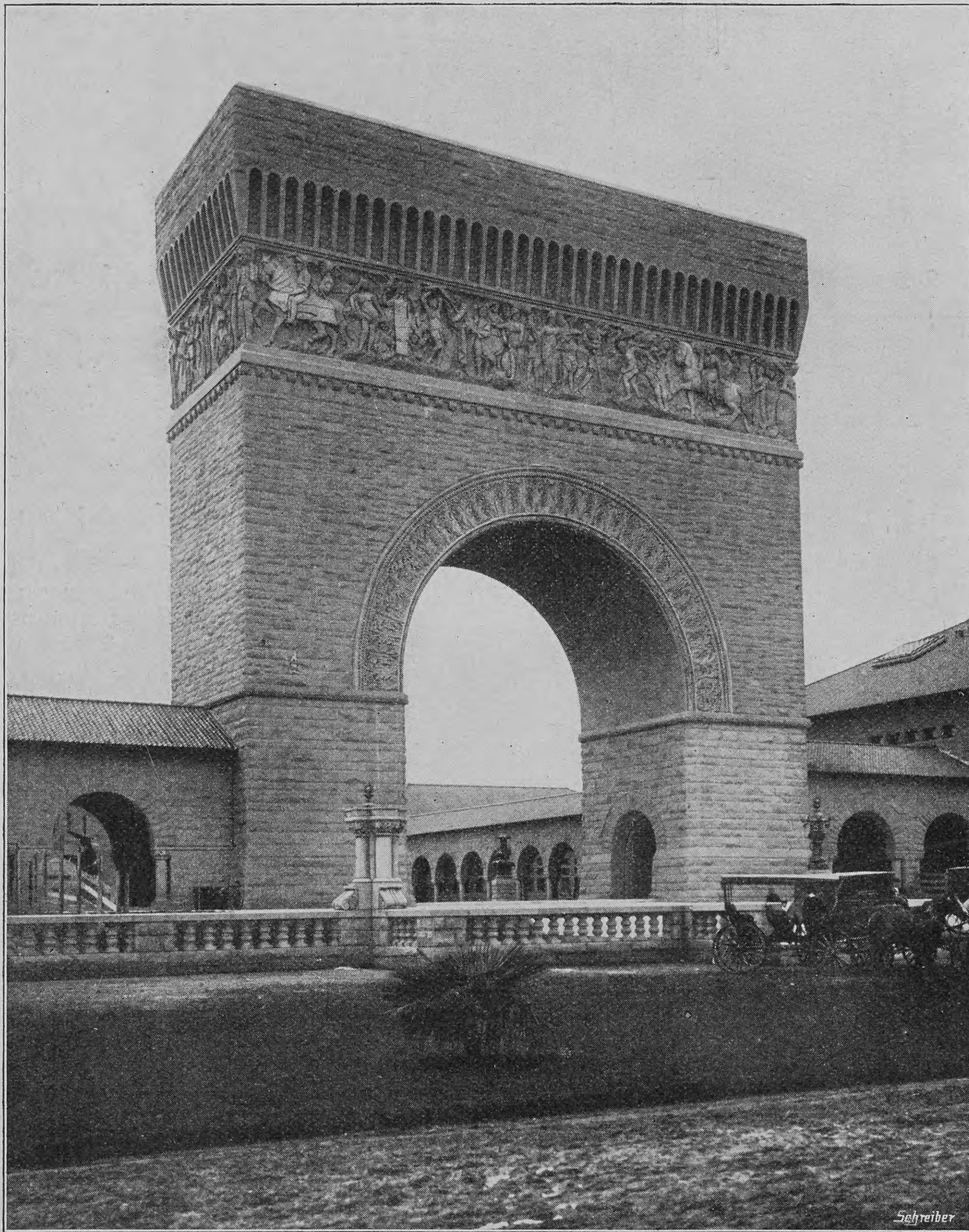
der mystischen Ueberwelt wieder einzutauchen. Die Tamilen, die zu Wischnu und Siva beten, sehen die Fußspur Sivas darin. Am sinnigsten aber klingt die Legende der mohammedanischen Araber. Als Adam aus dem Paradies vertrieben wurde, setzte ihn der Engel auf dieser Bergspitze nieder. Es wäre ein Bild, eines Meisters wie Michelangelo würdig: der gefallene erste Mensch, der seinen ersten Schritt auf der einsamen wilden Erde wie mit tausend Zentnerlasten in die harte Scholle gräbt. Jeder der Pilger aber, die heute auf mühsamem Pfade aus dem Urwald hier heraufgeklettert kommen, fühlt den Schauer des ehrwürdigsten Altertums. Wie unsagbar lange muß das her sein, damals, als noch Götter auf der Erde wandelten, als das Paradies noch ganz nahe war ...

Der Naturforscher, der in seinen eignen stillen Gedanken auch einmal mitklettert auf den schlechten Pilgerstufen, sich auch einmal mitzieht an den alten Geländerketten, bringt eine andre Vorstellung mit von dem Begriffe des durch Altertum Ehrwürdigen. Mit einer solchen kleinen Verwitterungsmulde hat einmal der Verfall aller Berge, aller Gebirge auf der Erde begonnen. In Jahrmillionen sind diese Gebirge durch langsamen Druck heraufgewachsen. In Jahrmillionen werden sie durch die Gewalt der Lüfte und der Wasser so wieder vollständig abgetragen. Als die Steinkohlenwälder grünten, türmte sich quer durch Mitteldeutschland eine gewaltige Gebirgskette auf. Als der Ichthyosaurus schwamm, war sie bis auf einzelne Kernbrocken schon wieder heruntergearbeitet, als Sand ins Meer verfrachtet. Als der Mensch die Erde betrat, richteten sich eben die Alpen auf. Was er heute von ihnen sieht, ist nur noch ein Trümmerhaufen. Wenn er noch etwas ausdauert, wird er ihr Ende erleben. Das sind geologische Altersperspektiven. Die Fußspur irgendeines Wesens, das in die Rechnung dieser Jahrmillionen geraten soll, müßte schon ein ganz andres Alter besitzen, als der Gläubige von Ceylon seinem Buddha oder Adam selbst mit verwegenster Phantasie zu geben wagt.

Es war im Frühjahr 1833, als sich mitten im lieben Deutschland, am Heßberg bei Hildburghausen, im buchstäblichen Sinne die Erde spaltete, um eine solche unzweifelhaft echte Reliquie sehen zu lassen. Es spalteten sich im Steinbruch Blöcke eines uralten Sandsteins in gewissen, durch Urverhältnisse offenbar schon angelegten Schnittstellen reinlich auseinander. Der Stein hatte an der Stelle nie ganz scharf zusammengehalten. Die untere Schnittplatte bildete eine alte Oberfläche, gegen die sich die obere nur äußerlich, ohne echten Steinzusammenhang, irgendwann einmal als zweite Lage angepreßt hatte. Eigentümlicherweise zeigten sich aber in der unteren Fläche verschiedene Löcher, zu denen die entsprechenden Ausfüllungen an der losgelösten oberen Platte vorragten; die Löcher gehörten offenbar ursprünglich in die untere Fläche, während die Ausfüllungen mit der oberen aufgesetzten Gesteinsplatte organisch verwachsen waren. Es gab nur die eine einzige Lösung, daß die obere Platte einmal in mehr oder minder losem, weichem, plastischem Zustande auf die untere gekommen war, so daß sie sich wie weicher Kuchenteig in das schon damals harte und widerstandsfähige Relief der unteren Platte eingequetscht und genau plastisch entsprechende Füllungen der Löcher dort erzeugt hatte. Das Material dieser oberen Platte war Sandstein, sehr alter zwar, viele Millionen von Jahren alter, aber schließlich Sandstein dem Inhalt nach wie andrer auch. Es stand nichts im Wege, daß er vor Millionen von Jahren in der Tat einmal eine weiche, plastische Masse gewesen sei, nämlich einfacher weicher Sand, der genau, wie er es heute tun würde, auch damals schon mit dem Winde flog, sich auf weiten, festen Flächen ablagerte und in alle Löcher und Unebenheiten dieser Fläche wirklich einkroch und sich einschmiegte, wie er es heute bei jeder Kuchenform eines spielenden Kindes willig vollführt. In den Jahrmillionen seither war dieser Sand erst so fest verbacken worden, daß er heute wie eine steinharte Platte zusammenhielt.

Aber merkwürdig: auch die bewußte untere Platte, also die Fläche selbst, auf der sich dieser Sand einst abgelagert hatte, bestand selber aus Sandstein von durchaus ähnlicher Art. Hatte sie auch damals bereits eine etwas härtere Oberfläche gebildet und als feste Sandform für die sich auflagernde lose Masse sich bewährt, so verriet ihre Struktur doch deutlich, daß auch sie ursprünglich lose Sandmasse gewesen sei, die sich bloß zufällig schon etwas früher einigermaßen verhärtet hatte. Woran diese Verhärtung aber hatte liegen können, dafür gab es mancherlei deutliche Anzeichen. Die Löcher in ihr erwiesen sich zum Teil als zu einem höchst charakteristischen Netzwerk verbundene Sprünge in der Masse. Dazwischen fanden sich ebenso charakteristische kleine Abdrücke von Kochsalzkristallen. Ein Bild von heute taucht uns jäh auf. Eine Fläche, von der Sonne ausgedörrt, auf die der Wüstenstaub in hohen Sandhosen einfällt! In dieser Wüstenfläche lag ein kleiner Teich mit salzigem Wasser. Wer kennt nicht dieses Schreckgespenst unsrer heutigen Wüsten, wo der verschmachtende Wanderer mit Jubel einen Tümpel zum Trinken begrüßt und mit Verzweiflung merkt, daß er vor untrinkbarer Salzlauge steht! Aber die Glutsonne der trockensten Zeit hat selbst diesen Salztümpel zum Verdunsten gebracht. Die Schlammsohle seines Grundes, in welcher der Wüstensand zu feinster plastischer Masse angerührt war, ist nackt zum Vorschein gekommen. Der Schlamm ist zu harter Rinde eingetrocknet. Die Rinde ist zerplatzt, während der Sumpf fest wurde, daher das Netzwerk von Sprüngen. Der Salzgehalt hat sich in Kristallen als weiße Blüte darauf abgeschieden. Auf diesen zerborstenen, frisch verhärteten Boden hat sich jetzt der lose wirbelnde Treibsand der Wüste von oben gelagert, er ist in die Ritzen der Sprünge eingekrochen, hat die Salzkristalle umformt. Nun sollen Jahrmillionen hingehen. Boden wie Auflage werden zu hartem Sandstein. Aber als nach Jahrmillionen eine harte Axt gegen den Sandsteinblock schlägt, da spaltet er sich von dem Stoß doch gerade noch wieder da, wo einst der lose Flugsand und der schwach erhärtete Schlammsand zusammentrafen; die eingedrungenen Füllungen der Schlammspalten haften an dem Sandsteinstück, das aus Flugsand geworden war, die leeren Höhlungen der Löcher und Sprünge dagegen bleiben in der Platte, die damals schon verhärteter Schlamm war.

So erzählen uns die alten Spaltplatten eine Geschichte. Hier, wo jetzt der Heßberg ragt, war mitten in Thüringen einst eine Wüste mit fliegendem Sand und austrocknenden Salzpfannen. Der Stein, in unsre Bestimmungstabellen eingeordnet, verrät, wann das war. Es war auf der Grenze von der großen Erdepoche, deren Waldmoore unsre Steinkohlenlager geschaffen haben, zu der Ichthyosauruszeit, in der Triasperiode, zu deren Schaffensresten der gesamte sogenannte „bunte Sandstein" der Erde gehört, jener prachtvolle Stein, der in dunkelroter Form das Heidelberger Schloß und das Straßburger Münster zusammensetzt, nach so viel Jahrmillionen hier vom Menschen in seine Kunstformen gebannt.



Der große Torbogen der Leland-Stanford-Universität in Kalifornien vor dem Erdbeben

Doch unser Blick kehrt noch einmal zu den Löchern der unteren Platte zurück. Es sind nicht bloß Spuren zerspaltenen Trockenschlammes. Mitten zwischen solchen laufen kreuz und quer über die Fläche seltsamste Gebilde. Auch sie stellen unten eine Vertiefung dar, der in der oberen Platte ein getreuer plastischer Ausguß entspricht. Aber das Eigenartige ist dabei jetzt die ganz bestimmte, unverkennbare Form. Hier hat keine fromme Hand nachgeholfen wie bei jener Buddhaspur. Und doch steht deutlich in jeder dieser Höhlungen vor uns der Abdruck einer Hand. Einer Hand, bei der wir unwillkürlich an eine Menschenhand denken müssen! Ganz deutlich erscheinen die fünf Finger. Der mittelste ist der längste. Der Daumen setzt sich mit kräftigem Ballen sehr schön ab. Gerade dieser Daumenansatz läßt sich besonders gut erkennen, da man ja im Loch wie im Ausguß nur die Innenseite der Hand abgeprägt findet. Man sieht die Hand so, wie sie sich in den Schlamm eingepreßt und abgeprägt hat, als er noch einigermaßen weich, morastig war. Ehe der Sand von oben sich auflegte, müssen auch diese „Handstapfen" sich so weit durch fortgeschrittenes Austrocknen des Sumpfes erhärtet haben, daß dieser Sand auch von ihnen einen plastischen Ausguß schaffen konnte, der aber natürlich auch nur die untere Handfläche zeigen kann. Wiederum sonderbarerweise sind in vielen Fällen die Hände nicht alle gleich groß. Große Patschen von etwas mehr als Menschengröße wechseln ab mit Kinderhändchen, und oft wechseln diese großen und kleinen Hände gerade so, daß man glauben sollte, sie müßten ein und demselben Wesen angehört haben, wobei dieses Wesen allerdings einen höchst kuriosen schlenkernden und rollenden Paßgang gehabt haben müßte.

Ein Geschöpf, das auf Menschenhänden lief, und zwar auf vier Händen, zwei kleinen und zwei großen! Abgesehen davon, daß der Mensch heute nicht auf vier Händen läuft, wäre es rein zeitlich eine Absurdität, in dieser Erdperiode schon Menschenspuren suchen zu wollen. Mag man den Menschen mit den neuesten Funden bis in die Mitte der Tertiärzeit zurückdatieren: zwischen diesem äußersten Termin und der Zeit, da dieser bunte Sandstein weicher Salzschlamm war, liegen nach schlichtester Schätzung noch zehn Millionen Jahre. Aber was war es nun für ein Wesen, das da gelaufen ist?



Nach dem Erdbeben

Hier ist nun das erneut Rätselhafte, daß wir bis auf den heutigen Tag bei all der Masse urweltlicher Tiergerippe, die unsre Museen füllen, noch immer absolut nichts weiter von diesem Geschöpf kennen als eben den Abdruck seiner vollkommen menschenähnlichen Hände. Das „Handtier", wie man es nach seiner einzigen uns überlieferten Eigenschaft genannt hat, lebte in seiner Zeit keineswegs bloß in der Salzsteppe Thüringens. Es hat seine Handspuren in verschiedenen Arten und Größen ganz gleichermaßen abgeprägt in gleichalterigen oder noch etwas älteren Sandsteinen Oesterreichs, Frankreichs, Nordamerikas, ja selbst des weit entlegenen Südafrika auf der Südhalbkugel der Erde. Alle Deutungsversuche aber, es mit sonst bekannten Tieren jener Erdperiode in Zusammenhang zu bringen, sind bisher vollkommen gescheitert. Wegen der großen Hinterpatschen und kleinen Vorderpätschchen hat man an einen gigantischen Frosch von Menschengröße gedacht. Aber von solchen Riesenfröschen ist sonst absolut nichts, weder damals noch später, überliefert. Die großen Amphibien der Zeit, zum Teil an Größe wohl entsprechende, wehrhafte Ungeheuer, erscheinen sämtlich in Molchsgestalt mit nachschleppendem Schwanz. Von solchem Schwanz zeigen die Handtierfährten keine Spur. Dafür verrät die Hand mit ihrem menschen- und affenhaft entgegenstellbaren starken Daumen aber ganz sicher etwas, was aus der Oertlichkeit des platten Salzsumpfs, wo man Frösche und Molche allenfalls wirklich suchte, noch einmal ganz herausführt.

Wenn die Handtiere über solchen nassen Sumpf auch vielfältig die Kreuz und Quer dahingelaufen sind, so müssen sie doch ganz unbedingt von wo anders eigentlich gekommen sein. Ihre Hand ist nämlich ausgesprochen die Hand eines Klettertiers. Solche Handbildung an allen vier Füßen zeigen nur Klettertiere, sie ist eine spezifische, gar nicht mißzuverstehende Anpassung an das Leben auf Bäumen, bei dem die Hand greifen, Aeste umgreifen konnte. Auf Bäumen müssen diese Handtiere gelebt haben als ihrer ursprünglichen Heimat! Mögen sie wie unsre heutigen großen Affen der afrikanischen Waldsteppe ausgedehnte Wanderungen zu Tränken und Salzlecken unternommen haben: ihr eigentlicher gegebener Naturhintergrund muß stets der Wald gewesen sein. Einer gewohnheitsmäßigen Kletterbewegung mag auch jene sonderbare Tatzensetzung beim Laufen auf Flachboden entsprochen haben: sie schaukelten und setzten die Hände durcheinander, wie der Orang-Utan oder das Faultier es kletternd in ihrem grünen Blätterbereich machen. Waren es wirklich noch amphibische oder reptilische Geschöpfe? Oder steckten, wie die ersten Beobachter zum Teil meinten, schon älteste Uebergangsstufen zum Säugetier dahinter? Wären die Handtiere so wenigstens doch die wahren ursprünglichen Erfinder und Ueberlieferer der Daumenhand des Säugetiers, der Beuteltierhand und Affenhand gewesen? Denken wir daran, daß an der Existenz dieser Hand in gewissem Grade die ganze Möglichkeit der menschlichen Kultur hing, — an der Hand, die das Werkzeug fassen und führen konnte! Unwillkürlich fragen wir uns, ob diese geheimnisvollen Fährten von Hildburghausen, die ganz gewiß nicht von Menschenhänden herrühren, nicht doch in irgendeinem Zusammenhang stehen könnten mit dem größten Mysterium der Erdgeschichte.

Aber gerade dieser Fund mahnt uns besonders stark daran, wie schwach noch alle unsre Kenntnis ist. Zu Hunderten (denn so zahlreich sind diese Fährtenplatten) tauchen die Handtiere für uns aus dem Nebel der Dinge auf, laufen über einen weichen Schlammgrund, graben ihre Tatzen ein und verschwinden. Wir sehen ihre Gestalt nicht, sie geht wie in einer schaurigen Nacht unsichtbar an uns vorüber. Unser Auge folgt in stiller Museumshalle auf der aufgestellten Platte der Spur, hier wechselte die Richtung, hier kreuzte nachher ein andres Exemplar den Weg. Es ist wie bei jenen spiritistischen (angeblichen) Geisterfüßen, die sich, ohne daß man den Fuß selber sieht, auf einer geschwärzten Tafel abdrücken. Es gibt vielleicht kein besseres Beispiel, wie unergründlich tief der Abgrund des Unbekannten ist, über dem wir schweben, als diese Fußspur im Sandstein des schönen Thüringerlandes, aus der unsre Menschenhand uns schon anstarrt, aufgeschlagen wie in einer halb verwischten einzelnen Zeile aus der Urschrift der Entwicklung. Der gespaltene Stein schließt sich wieder und jeder Faden reißt...

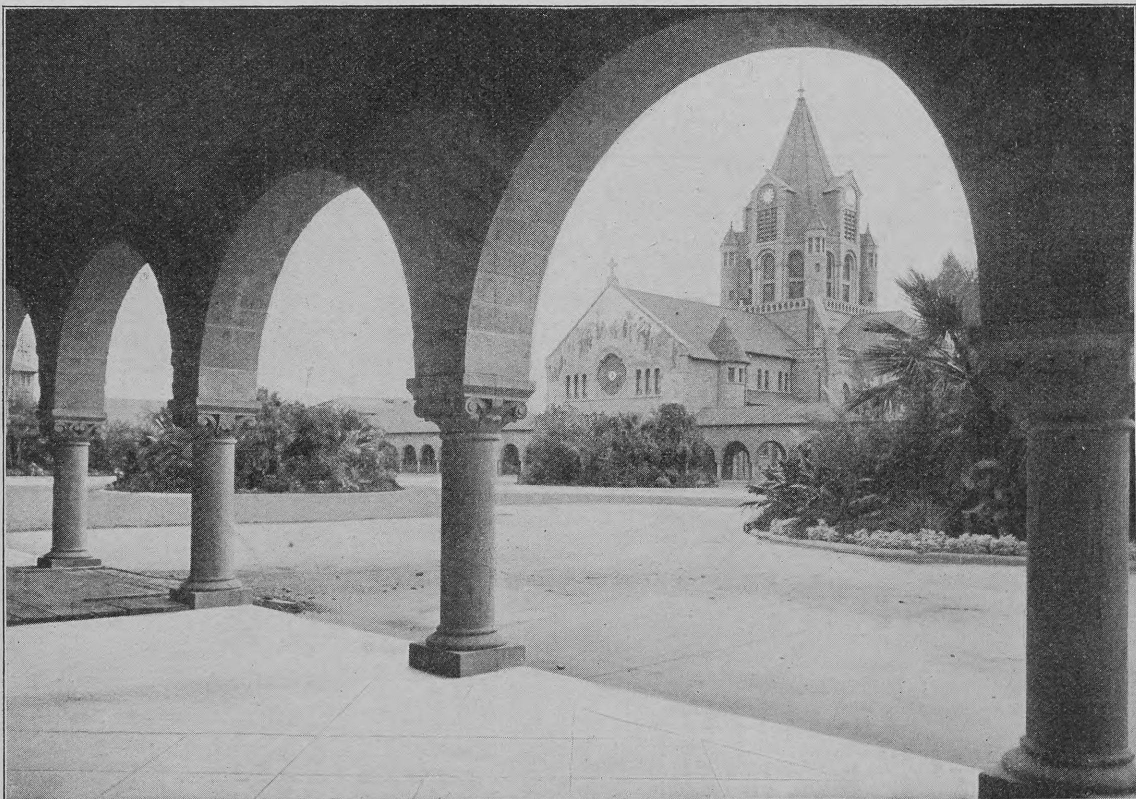
Die Leland-Stanford-Universität

(Hierzu vier Abbildungen nach phot. Aufnahmen)

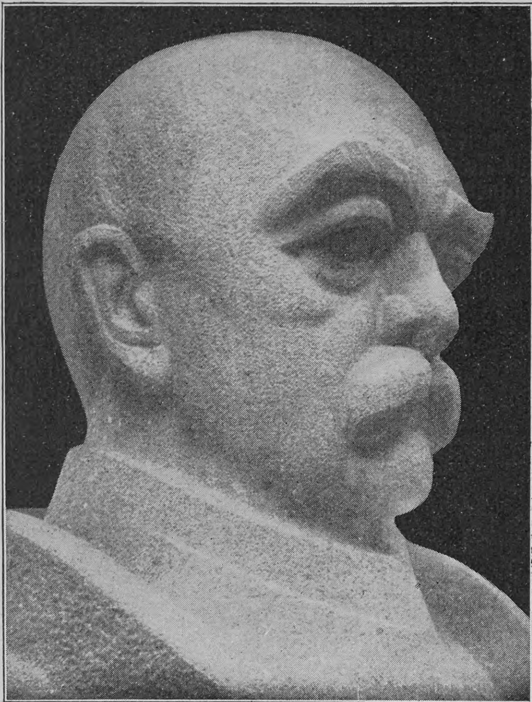
Das große Erdbeben in Kalifornien hat auch die ragenden Gebäude der Leland-Stanford-Universität in der Nähe des Städtchens Palo Alto in Trümmer gelegt und damit eine der seltsamsten wissenschaftlichen Gründungen der Welt vernichtet. Selten haben sich ehrliche Pietät, der ernste Wille, die Wissenschaft zu fördern, mit echt amerikanischer Sensationslust und Reklame so eng verbunden wie bei der Gründung dieses Instituts, das die Kleinigkeit von 40 Millionen Dollar gekostet haben soll. Alles war dort in großem, man kann sagen übergroßem Maßstab angelegt. Fremd sahen die Gebäude im prächtigen Stil der spanischen Mission in die Landschaft der Neuen Welt, und Studenten und Studentinnen ergingen sich in mittelalterlichen Kreuzgängen. In ein paar Minuten ist die ganze Herrlichkeit in sich zusammengesunken, aber schon ist man am Werk, neue Mittel aufzubringen, damit Kaliforniens Hochschule neu verjüngt aus den Ruinen wieder erstehen kann. Ganz besonderes Interesse boten die Sammlungen der Lehrmittel, wobei auch die technischen Wissenschaften nicht unberücksichtigt geblieben waren. Der Gründer der Universität war der Eisenbahnkönig und frühere Gouverneur von Kalifornien Leland Stanford, der sie zum Andenken an seinen früh verstorbenen Sohn ins Leben rief. Es heißt, der Knabe wäre seinem tiefbetrübten Vater im Traume erschienen und habe ihn aufgefordert, zu seinem Andenken eine Stätte der Bildung für die amerikanische Jugend zu gründen. Die kürzlich verstorbene Witwe hatte die Hochschule außerdem mit Legaten reichlich bedacht, das Denkmal der Familie bildete den Mittelpunkt des Innenhofes. Besonders liberal waren die Eintrittsbedingungen: jeder Erwachsene, der ein Jahr in Kalifornien gelebt und nur ein einigermaßen ausreichendes Reifezeugnis aufweisen konnte, wurde zugelassen und konnte ohne jede Entschädigung an allen Kursen teilnehmen.



Nach dem Gottesdienst vor der Kirche



Blick von den Wandelgängen auf die Kirche der Leland-Stanford-Universität



Phot. C. F. Höge

Der Kopf des Hamburger Bismarck-Denkmals

Notizblätter

Zur Enthüllung des Hamburger Bismarck-Denkmals

Das mächtige Bismarck-Denkmal in Hamburg, dessen Enthüllung demnächst auf der Elbhöhe in St. Pauli stattfindet, ist ein Werk des Bildhauers H. Lederer und des Architekten Schaudt. Der Entwurf der beiden Künstler hat seinerzeit viel Aufsehen erregt, da er, statt den Kanzler in der üblichen realistischen Weise darzustellen, durch enge Anlehnung an die Idee und den Stil der alten niederdeutschen Rolandsäulen die unvergängliche historische Bedeutung des großen deutschen Staatsmannes mit prägnanter Symbolik auszudrücken und seine reckenhafte Erscheinung in der monumentalen Gestalt und überragenden Größe, in der sie im Gedächtnis des deutschen Volkes fortlebt, wiederzugeben sucht. Diese Lösung der schwierigen plastischen Aufgabe erscheint außerordentlich glücklich und gereicht den Urhebern des Entwurfs, besonders dem Schöpfer der Statue, der schon durch so manches andre eigenartige und bedeutende Werk seine starke künstlerische Begabung erwiesen hat, zu hoher Ehre.



Copyright by The Photo-News-Comp.

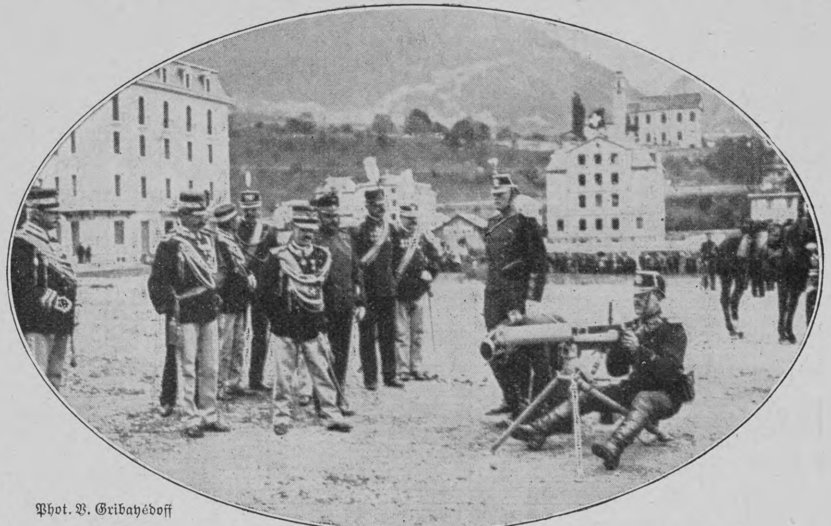
Abfahrt der Prinzessin Ena von Battenberg von London

Zur Vermählung König Alfonsos von Spanien

Es war ein bedeutungsvoller Abschied, den Prinzessin Ena von Battenberg, die junge Königsbraut, am 19. Mai von dem Lande ihrer Geburt nahm, um in Begleitung ihrer Mutter die Reise nach Madrid anzutreten und dort am 31. Mai ihrem hohen Bräutigam angetraut zu werden. König Eduard und zahlreiche Mitglieder der englischen Königsfamilie waren zur Verabschiedung auf der Victoria-Station erschienen. Die Reise bis zur spanischen Grenze nahm mehrere Tage in Anspruch. Am 25. Mai trafen die Prinzessinnen in der spanischen Grenzstation Irun ein, wohin ihnen König Alfons mit glänzendem Gefolge entgegengereist war, um seine Braut beim Betreten ihres neuen Heimatlandes mit allen ihr zukommenden Ehren zu empfangen. Eine jubelnde Menschenmenge begrüßte die künftige Landesmutter. Der König stellte seiner Braut sein Gefolge vor und ließ die Truppen vor ihr defilieren. Die Prinzessin empfing dann zahlreiche Abordnungen von Frauen und Mädchen, die ihr Blumensträuße überreichten. Unter dem begeisterten Zuruf des Volkes und unter dem Donner der Geschütze erfolgte die Weiterfahrt nach Madrid, wo die Königin-Mutter Marie Christine und die Infanten die Braut empfingen, und von dort begab sich das Brautpaar nach dem in der Nähe gelegenen Jagdschloß El Pardo, wo die Prinzessin die fünf Tage bis zu ihrem Einzug in die Hauptstadt verbrachte.

König Viktor Emanuel in Brig

Zur feierlichen Einweihung des Simplontunnels traf König Viktor Emanuel von Italien am 19. Mai in Brig ein. Er wurde am Bahnhof von den Mitgliedern des schweizerischen Bundesrats empfangen, dessen Präsident Forrer ihn mit Händedruck begrüßte. Nach dem Abschreiten der Ehrenkompagnie und dem Empfange mehrerer italienischer Abordnungen begab sich der König mit dem Gefolge in den Pavillon, wo ein vom Bundesrat gegebenes großes Festbankett stattfand. Hierbei brachte Präsident Dr. Ludwig Forrer dem Monarchen den Gruß der Schweizer Nation entgegen, indem er auf die geschichtlichen Traditionen beider Nachbarländer hinwies. Für die Schweiz und Italien sei jetzt ein die Interessen beider Staaten noch enger verknüpfendes Werk in der Simplonbahn geschaffen, ein Riesenwerk des Friedens und der modernen Kultur, auf das sich große Hoffnungen der beiden Länder stützten. Ein Handelsvertrag sei nun für lange Zeit geschlossen. Nachdem der Redner dem Wunsche Ausdruck gegeben hatte, daß die Simplonbahn den Verkehr zwischen beiden Ländern verdoppeln und ihre Freundschaft festigen möge, trank er auf das Wohlergehen des Königs, seiner Familie und des italienischen Volkes. Der König beantwortete den Trinkspruch des Präsidenten, indem er seine Freude über den heutigen Tag aussprach und das geschaffene Werk als einen Segen für beide Länder pries; er entbot allen, die an dem Werke mitgeschafft, seinen Gruß und trank auf das Wohl des Schweizervolkes und seiner Regierung. Ein Vorbeimarsch der Truppen, bei welchem dem Monarchen auch zwei Berggeschütze neuesten Modells vorgeführt wurden, schloß den ersten Tag der Feierlichkeiten. Am Nachmittag fuhr der König mit sämtlichen Gästen nach Domodossola zurück, wo eine Truppenschau und ein Bankett, das er gab, die Feier schloß.

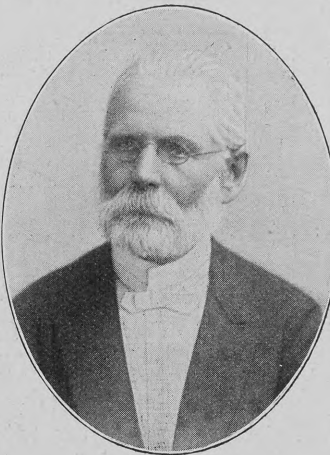


Phot. V. Gribayédoff

Von der Eröffnung der Simplonbahn: König Viktor Emanuel besichtigt die neuen Schweizer Maschinengewehre

Alwin Moser †

In dem am 26. Mai zu Stuttgart verstorbenen Kommerzienrat Alwin Moser ist ein Mann dahingegangen, der durch seine eminente Tatkraft und Intelligenz den wirtschaftlichen und industriellen Aufschwung Württembergs während der letzten fünfzig Jahre in außerordentlicher, verdienstvoller Weise gefördert hat. Moser, der 1823 zu Obernheim geboren war, begann, mit ungemein vielseitigen Kenntnissen ausgerüstet, seine öffentliche Wirksamkeit als Gemeindebeamter der Stadt Wangen, die ihn 1855 in den Landtag sandte. 1857 zum Verwalter des Interkalarfonds ernannt, erwies er sich bald als hervorragender Finanzmann und entfaltete als solcher u. a. bei der Gründung der Württembergischen Notenbank und der Württembergischen Vereinsbank, zu der er beigezogen wurde, eine höchst erfolgreiche Wirksamkeit. 1866 übernahm er die Leitung der vielfältigen Unternehmungen Eduard Hallbergers, der damals anfing, sich zum größten Industriellen des Landes zu entwickeln. Diese Tätigkeit gab ihm Gelegenheit, den ganzen erstaunlichen Umfang seiner Fähigkeiten zu beweisen; er schuf nicht nur eine Reihe neuer, blühender Unternehmungen, sondern gab den Anstoß zur Entwicklung neuer industrieller Zweige in Württemberg, wie der Ziegelindustrie und der Portlandzementindustrie. Nach dem Tode Eduard Hallbergers (1880) fiel Moser die selbständige oberste Leitung der zahlreichen Unternehmungen des Verstorbenen zu, und er wurde dieser Riesenaufgabe mit bewundernswerter Tatkraft bis in seine letzte Lebenszeit gerecht. Besonders dem Hallbergerschen Verlag, der 1881 unter der Firma Deutsche Verlags-Anstalt in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, widmete er als erster Vorsitzender des Aufsichtsrats noch bis 1901 seine Kraft und erwarb sich große, unvergängliche Verdienste um dieses noch heute blühende Institut. Als ein leuchtendes Vorbild treuer Pflichterfüllung und als edler, lauterer Charakter wird der Verewigte in den Herzen aller, die ihn kannten, fortleben.



Alwin Moser †

Die Enthüllung des St. Stephans-Denkmals in Budapest

Am 21. Mai wurde auf der Höhe der Fischerbastei in Budapest das neugeschaffene Denkmal Stephans des Heiligen, des ersten Apostolischen Königs von Ungarn, in Anwesenheit Kaiser Franz Josephs feierlich enthüllt. Die in Erz gegossene Reiterstatue ist ein Werk des Bildhauers Alois Strobl, das mit reichen Arabeskenfriesen geschmückte Postament und die architektonische Umrahmung hat der Architekt Professor Friedrich Schulek geschaffen. Bei der Darstellung der legendären Gestalt Stephans des Heiligen hat der Bildhauer mit Recht eine naturalistische Wiedergabe möglichst vermieden. In der etwas starren, feierlichen Strenge byzantinischer und frühromanischer Bildwerke sitzt der König hochaufgerichtet da, das von der Gloriole umgebene Haupt andächtig erhoben. Der reiche Faltenwurf der antikisierenden Gewandung, die üppige, schwere Ornamentik des Sattels und des Zaumzeugs sowie das Pferd selbst zeigen alle stilistischen Eigentümlichkeiten der frühesten christlichen Kunstepoche, und das ganze Denkmal hält durchwegs ihre tiefernste, fast religiöse Auffassung fest, die in dem ersten Träger der Stephanskrone vor allem den apostolischen König sieht. Der Enthüllungsfeier, die um zwölf Uhr mittags ihren Anfang nahm, ging eine stille Messe in der Mathiaskirche voraus, an der die Minister, eine Anzahl von Abgeordneten und Mitglieder des Hochadels teilnahmen. Als Kaiser Franz Joseph auf dem Festplatz eingetroffen war und in dem für ihn errichteten Prunkzelt Platz genommen hatte, trat Ministerpräsident Dr. Wekerle vor, um die Festrede zu halten. Er schilderte kurz die Entstehungsgeschichte des Denkmals, bat sodann den Monarchen um die Erlaubnis, es enthüllen zu lassen, und auf ein Zeichen des Kaisers fiel die Hülle, während von der Mathiaskirche Posaunenklänge ertönten. Hierauf übernahm der stellvertretende Bürgermeister Rószavölgyi das Denkmal in die Obhut der Stadt.



Das Denkmal Stephans des Heiligen auf der Fischerbastei in Budapest

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

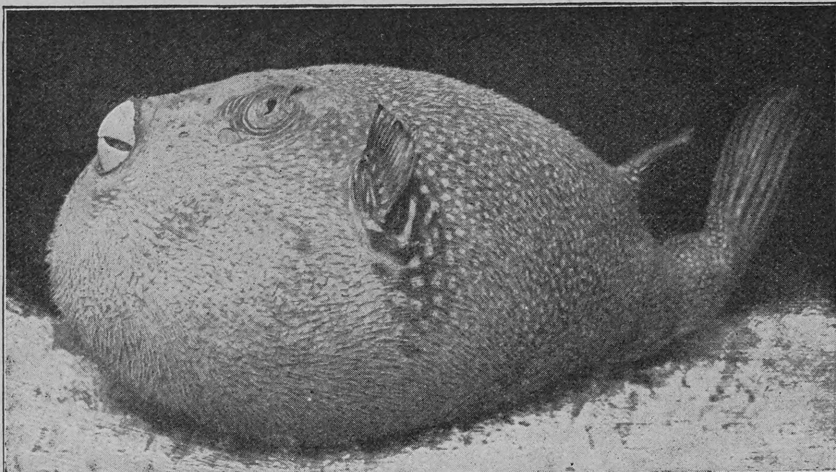
Nr. 37



Henrik Ibsen †

Totenschau

Georg Graf Stadion zu Warthausen und Tannhausen, 62 J., Chodenschloß (Böhmen). — Konstantin Skalkowski, russischer Schriftsteller, 63 J., 19. Mai, St. Petersburg. — Achilles Gengel, hervorragender schweizerischer Journalist, 64 J., 19. Mai, Au in Vorarlberg. — Claire von Glümer, Romanschriftstellerin, 81 Jahre, 20. Mai, Blasewitz bei Dresden. — Dr. F. Gutenäcker, Professor an der Tierärztlichen Hochschule in München, 53 Jahre, 21. Mai, München. — Graf Ludwig zu Reventlow, deutsch-sozialer Reichstagsabgeordneter (Rinteln-Hofgeismar), 42 J., 22. Mai, Wiesbaden. — Bayrischer General der Kavallerie Alfons Graf Lerchenfeld-Prennberg, Generaladjutant des Prinzregenten Luitpold, 67 J., 22. Mai, München. — Bischof Dr. Ferdinand Wolafka, 54 J., 22. Mai, Budapest. — Adriano Lemmi, ehemaliger Großmeister der italienisch. Freimaurerei, 84 J., 23. Mai, Florenz. — Georges Vanor, französischer Schriftsteller, 41 J., Paris. — Prof. Dr. Friedrich Hegelmaier, Botaniker, Ehrenmitglied der Berliner Naturforschenden Gesellschaft, 72 J., 25. Mai, Tübingen. — Graf de Froidemont (Pseudonym Léon Kerst), bekannter französischer Theaterkritiker, 60 J., Paris. — Robert Tabory, ungarischer Romanschriftsteller, 51 J., 25. Mai, Budapest. — Nintschitsch, ehemaliger serbischer Justizminister, 26. Mai, Belgrad. — Kommerzienrat Karl Berg, Großindustrieller in Lüdenscheid, 55 J., 26. Mai, Bonn. — Nils Juel Simonsen, hervorragender dänischer Sänger, 26. Mai, Kopenhagen. — Bayrischer Generalleutnant z. D. Graf Hermann Thürheim, zuletzt Präsident des bayrischen Generalauditoriats, 71 J., 26. Mai, München. — Dr. Heinrich Bruppacher, schweizerischer Sprachforscher, Redakteur am „Schweizerischen Idiotikon", 61 J., 26. Mai, Zollikon. — Oberbürgermeister Erich Zweigert, Mitglied des preußischen Herrenhauses, 57 Jahre, 27. Mai, Essen. — Professor Dr. H. Reimann, Musikhistoriker, 56 J., Berlin. — Senatspräsident a. D. Dr. von Stiegele, 68 J., 28. Mai, Stuttgart. — Fortbildungsschuldirektor Oskar Pache, hervorragender Pädagoge und Förderer des deutschen Fortbildungsschulwesens, 63 J., 28. Mai, Leipzig. — Türkischer General Wadschid Pascha, Präsident der Kommission zur Regelung der türkisch-persischen Grenze, 27. Mai, Konstantinopel.

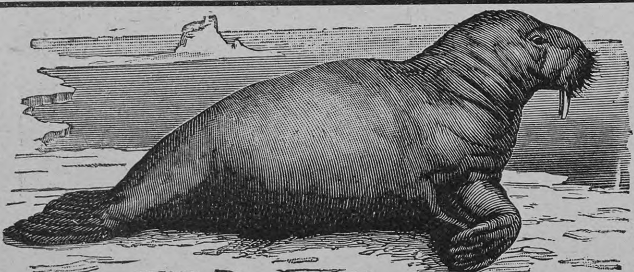


Der in den indischen Gewässern lebende Papageifisch









Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 14

Turnierpartie, gespielt zu Stockholm am 12. Februar 1906
Weiß: K. Schlechter (Wien)
Schwarz: V. Sjöberg (Gotenburg)

Abgelehntes Damengambit

Weiß	Schwarz	Weiß	Schwarz
1. d2—d4	**d7—d5**	17. g2—g4	f5×g4
2. c2—c4	**e7—e6**	18. Tg1×g4	Sd7—f6
3. Sb1—c3	Sg8—f6	19. Tg4—g2	Sf6—e4
4. Lc1—g5	Lf8—e7	20. Sf3—e5	Lc8—f5 [3])
5. e2—e3	Sb8—d7	21. Td1—g1	Le7—f6
6. Sg1—f3	b7—b6	22. De2—h5	Lf6×e5 [4])
7. Lf1—d3	Lc8—b7	23. Lf4×e5	Lf5—g6
8. 0—0	0—0	24. f2—f3	Tf8—f7 [5])
9. c4×d5	e6×d5	25. Dh5—h3	Se4—f6
10. Dd1—e2	Sf6—e4	26. Lb1×g6	h7×g6
11. Lg5—f4	c7—c5	27. Tg2×g6	Sf6—e8
12. Ta1—d1	Se4×c3	28. Tg6—h6	Kg8—f8
13. b2×c3	c5—c4	29. Le5×g7†!	Se8×g7 [6])
14. Ld3—b1	f7—f5 [1])	30. Th6—h8†	Kf8—e7
15. Kg1—h1	b6—b5 [2])	31. Th8×d8	Ta8×d8
16. Tf1—g1	Lb7—c8	32. Dh3—h4†	Aufgegeben.

[1]) Sieht ganz plausibel aus, erleichtert aber dem Anziehenden die Eröffnung eines Angriffs auf der g-Linie, der mit gewohnter Tatkraft und Eleganz durchgeführt wird.

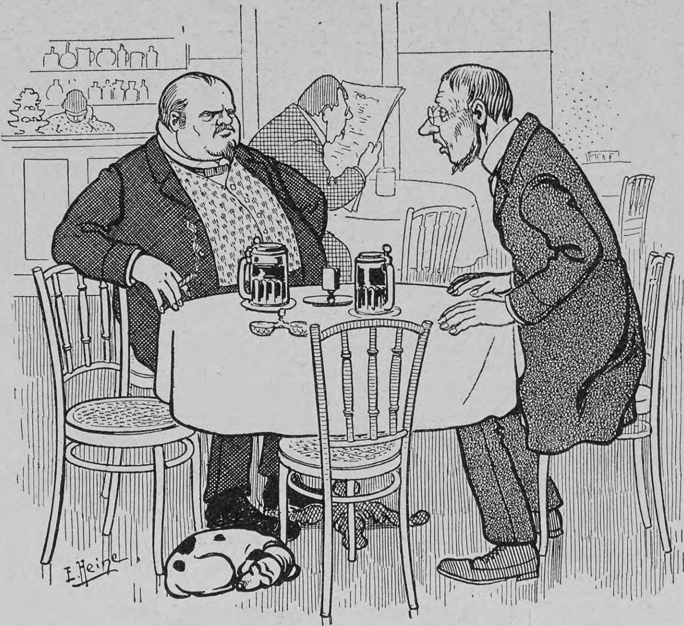
[2]) Der Läufer mußte sofort nach c8 zurück; im nächsten Zuge ist es schon zu spät.

[3]) Auf Se4×c3 würde 21. Lb1×h7† Kg8×h7 22. De2—h5† Kh7—g8 23. Tg2×g7† zum alsbaldigen Untergang führen.

[4]) Schwarz hat nicht viel zu wählen. Auf Dd8—c8 setzt Weiß mit 23. f2—f3 fort und hat nach Se4—d6 die Möglichkeit des doppelten Turmopfers auf g7.

[5]) Es ist klar, daß Lg6×h5 nicht angeht.

[6]) Oder Tf7×g7 30. Th6—h8† Kf8—f7 31. Dh3—h5† Kf7—f6 32. Dh5—e5†. Die Dame geht stets verloren.

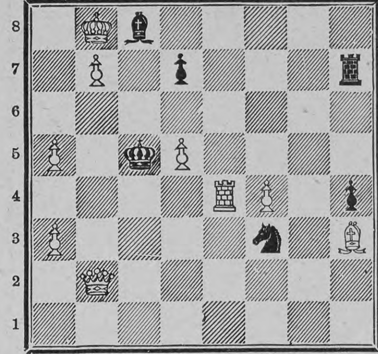


„Wenn ich mal nachts lange kneipe, bin ich am nächsten Morgen ganz zerschlagen!"
„So? Sind Sie auch verheiratet?"

Aufgabe 16

Von **Dr. F. Binder** in Weimar
(Neu)

Schwarz (6 Steine)



Weiß (9 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 13

W. 1. Dh1—h2
S. 1. d5—d4
W. 2. Dh2—d6
S. 2. d4×e3, —d3, Ke4×f5 oder beliebig
W. 3. Sf5—g3, Dd6—e6, d5, ×d4 matt.

A.

S. 1. g6×f5, Ke4×f5
W. 2. Dh2—f4†
S. 2. K—d3, e6
W. 3. Df4—d4, f6 matt.

B.

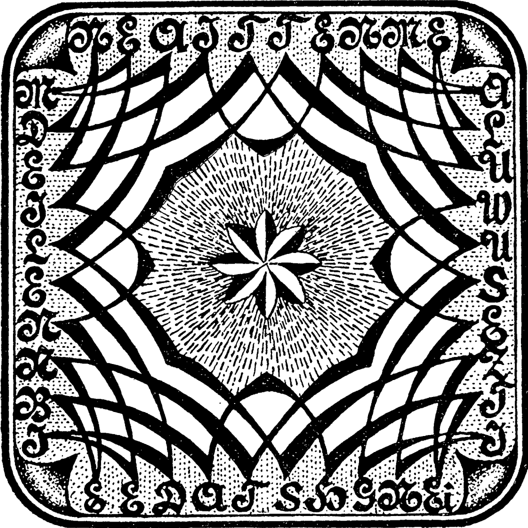
S. 1. Ke4—d3
W. 2. Dh2—f4
S. 2. beliebig
W. 3. Df4(×)d4 matt.

Schachbriefwechsel

Ed. P.-M. in Frankfurt a. M. Verbindlichen Dank für den neuen Beitrag, der so bald wie möglich zum Abdruck gelangen wird.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 11 und 13; F. Schneider in Wiesbaden, H. Menzel in Hamburg-Borgfelde und Dr. E. L. in Graz zu Nr. 14; Frau C. Sauer in Dresden zu Nr. 15.

Kaleidoskoprätsel



Welchen Text ergeben, richtig aneinandergereiht, die Buchstaben der vorstehenden Figur? H. B.

Silbenrätsel

Die erste Silbe auf der Straße
Man oft vierfüßig sehen kann,
Auch pflegt mit ihr nach Haus zu gehen
Vom Festmahl mancher brave Mann.

Mehrfach die zweit' und dritte Silbe
Als Städtename sind bekannt,
Auch werden in der Seemannssprache
Dieselben häufig angewandt.

Das Ganze liegt im hohen Norden,
Ein ödes, eisbedecktes Land;
Doch hat sich selbst nach dieser Gegend
Jetzt der Touristenstrom gewandt. F. M.-S.

Homonym

Ich suchte einst, in grauer Vorzeit Tagen,
Mit meiner Brüder kampfesfroher Schar
Vom hohen Thron den Herrscher zu verjagen,
Doch ach! Vergeblich unser Kämpfen war.

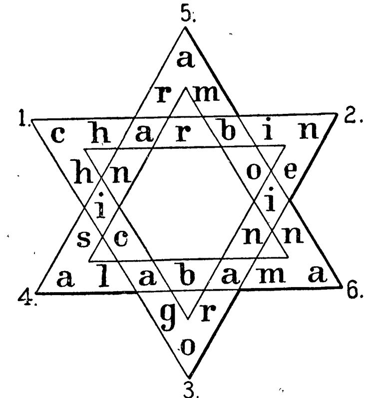
Ich wanderte, umstrahlt vom Jugendscheine,
Einst hochgepriesen schnell von Hand zu Hand;
Jetzt aber steh' ich still im Bücherschreine,
Ein staubbedeckter, längst vergess'ner Band.*)

Ich bin zwar in dem stolzen Bau der Erde
Ein unscheinbarer kleiner Baustein nur.
Doch bin ich ganz besondrer Art und werde
Bedeutungsvoll im Haushalt der Natur. F. M.-S.

*) Ein Buch von Jean Paul.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 844:

Des Geographischen Sternrätsels:



Des Silbenrätsels: Pickelhaube.

Des Buchstabenrätsels: Dekhan, Dekan – Kapland, Kaplan.

Des Rätsels: Schlei, Schleier.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Helene Graul in Striegau (2); „Archibald Nußknacker" in Wien (3; Ihr Pfingsträtsel ist leider zu spät eingetroffen. D. R.); Lambert in Züllichau (4); „Marschall Vorwärts" in Heiligenstadt (3); Stammtisch „Baas Kaels" in Aachen (2); Julius Polatschek in Wien (4); Myriam in Warschau (3); „Huckebein" in Eisenach (4); Clara M. in Bielefeld (2); Julius Czvetkovits in Pécs (5); „Erzschlaukopf" in Passau (4); Joh. P. Stoppel in Hamburg (5); Frau Annie Pelzer in Stettin (3); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (4); Ignaz in Ansbach (5); L. Z. in Detmold (3); „Prinzeßchen" in Weimar (3); Gretel in München (2); Rosa Maurhofer in Zürich (4); Eugenie F. in Luxemburg (3); Freya in Halberstadt (2); Meta in Lübeck; E. Beßiger in Mülhausen i. E. (2); Arthur L. in Bozen (2); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (2); K. Haus in Frankfurt a. M.; Fritz Guggenberger-Medtasch in Gmunden.

Ein entthronter Negerkönig

Das ehemalige Königreich Dahome an der Neu-Guineaküste ist seit 1893 französische Besitzung. Sein letzter Herrscher Behanzin hat es schwer zu büßen gehabt, daß er den Franzosen, die sich seit 1878 an mehreren Küstenorten des Landes festgesetzt und 1890 von ihm selber die Abtretung der ganzen Küste gegen die ansehnliche Summe von 20 Millionen Franken erlangt hatten, in dem Glauben, von ihnen übervorteilt zu sein, im Frühjahr 1892 den Krieg erklärte. Sein kriegerisches Heer wurde von einem französischen Expeditionskorps unter Oberst Dodds wiederholt geschlagen und seine Hauptstadt Abome besetzt. Der König ergab sich am 25. Januar 1894 und wurde nach Martinique abgeführt; an seine Stelle wurde ein willfähriger Verwandter namens Genthili gesetzt, der aber nur noch als Scheinkönig anzusehen war, da das Land der französischen Kolonie Golfe de Bénin einverleibt und wie die übrigen nordwestafrikanischen Besitzungen Frankreichs dem in St. Louis residierenden Generalgouverneur von Westafrika unterstellt wurde. Es läßt sich denken, daß es dem König, der vordem als Gottheit verehrt worden und absoluter Herrscher über Leben und Eigentum seines Volkes gewesen war, hart ankam, sich mit der so erheblich weniger angesehenen Stellung eines unfreiwilligen französischen Staatspensionärs zu begnügen, jedenfalls war er mit seinem Aufenthaltsort, obwohl die französische Regierung ihn so viel wie möglich nach seiner gewohnten Fasson leben ließ, höchst unzufrieden, und es ist ihm daher die Erlaubnis erteilt worden, sein Leben fortan in der am Fuß des Atlas gelegenen festen Stadt Blidah in Algier zu verbringen. Auf der Reise dorthin berührte er kürzlich Marseille. Das Gefolge der schwarzen Majestät



Der entthronte König Behanzin von Dahome mit seinen Frauen in seinem neuen Wohnort Blidah in Algier

bestand aus seinen vier Frauen Etioni, Viloté, Menoussai und Cenocou, drei Töchtern, einem zweiundzwanzigjährigen Sohne und vier Dienern. Die Frauen trugen nicht übermäßig viel Kleider, und die Zuschauer hatten Gelegenheit, die bronzefarbenen nackten Schultern der Damen zu bewundern. König Behanzin, der jetzt sechzig Jahre alt ist, trug über einem langen Rock einen großen, mit Goldborten besetzten Mantel. Von seinen alten Sitten und Gebräuchen hat er noch nichts aufgegeben. Als er mit seinem Gefolge nach der Ankunft den Bahnsteig betrat, schlug er mit einem axtähnlichen, aus Elfenbein bestehenden Zepter, das er nie von sich legt, sehr zeremoniös dreimal auf den Boden, worauf sich seine vier Frauen auf die Erde warfen und die Stelle küßten, die der Negerkönig berührt hatte. Am Bahnhofe bestieg der König nach dem Empfang durch die Behörden mit den vier Frauen einen großen Landauer, und während der Wagen davonrollte, zündete sich Behanzin eine türkische Pfeife an. Eine seiner Frauen hielt mit den Händen einen weißen porzellanenen Spucknapf, in den der König, ohne die Pfeife aus dem Munde zu nehmen, mit großartiger Fertigkeit spie. Jedesmal nach einem solchen Spuckmanöver wischte ihm eine seiner andern Frauen mit einem seidenen Taschentuch sorgfältig den Mund. Große Ehrerbietung legt der Sohn, der eine europäische Erziehung erhalten hat und fertig Französisch spricht, gegen den Vater an den Tag. So wirft er sich jeden Morgen, wenn er das Zimmer des Königs Behanzin betritt, nach dahomeischer Sitte auf den Boden und steht erst auf, wenn ihm sein Vater Erlaubnis dazu gibt. Diese Förmlichkeit im persönlichen Verkehr mit seinen Angehörigen beruht übrigens nicht bloß auf der Gottähnlichkeit des Königs, sondern das Volk der Dahomeer zeichnet sich überhaupt durch die zeremoniellste Höflichkeit aus.

Pierre Corneille

(Zu seinem dreihundertsten Geburtstag)

Pierre Corneille, der anerkannte Meister des hohen tragischen Stils im siebzehnten Jahrhundert, der eigentliche Schöpfer der dramatischen Poesie und der heroischen Tragödie in Frankreich, wurde am 6. Juni 1606 zu Rouen, wo sein Vater Generaladvokat war, geboren und ist in Armut gestorben. Gegen keinen der großen Dichter seiner Zeit hat sich König Ludwig XIV. so zugeknöpft gezeigt wie gegen den Schöpfer des klassischen französischen Dramas. Corneille wurde Advokat, aber die ausgesprochene Neigung für die Dichtkunst entfremdete ihn frühzeitig seiner beruflichen Tätigkeit. Schon 1626 brachte er seinen ersten dramatischen Versuch, das Lustspiel „Mélite“, mit Erfolg auf die Bühne. Es folgten schnell hintereinander „Clitandre“, „La veuve“, „La galerie du palais“, „La suivante“ und „La place royale“, die alle großen Beifall fanden. Seine erste Tragödie war „Médée“, die 1635 herauskam und sich streng an das gleichnamige Stück Senecas hielt. Ihr folgte ein Jahr später der „Cid“, der Corneille mit einem Schlage zum berühmtesten Dramendichter seiner Zeit machte. Die erste Anregung zu diesem bewundernswertesten seiner Werke hat Corneille aus dem Studium des spanischen Dramas, insbesondere des Spaniers Guillen de Castro dramatischer Dichtung „Las mocedades del Cid“ („Die Jugendtaten des Cid“) empfangen. Man hatte, solange es eine Geschichte des französischen Dramas gibt, nicht jene Sprache echter Leidenschaft gehört, wie sie in Corneilles „Cid“ gesprochen wird. Dem „Cid“, der einen bis dahin geradezu beispiellosen Erfolg hatte, ließ der Dichter in den Jahren 1638,



Pierre Corneille

1639 und 1640 drei andre Dramen folgen, die zwar in ihrer Bedeutung nicht an den „Cid“ heranreichen, aber immerhin den Meisterwerken Pierre Corneilles zuzurechnen sind: „Horace“, worin der Kampf der Horatier und Curiatier trefflich zur Darstellung gelangt; „Cinna“, in dem eine der zahlreichen Verschwörungen gegen das Leben des Kaisers Augustus behandelt wird, und sodann „Polyeucte“, worin sich römisches Heldentum und christliche Frömmigkeit mischt. In dem „Mort de Pompée“, das 1641 auf die Bühne kam, tritt bereits ein Hang des Dichters zum Schwulstigen und bombastischer Ueberladung nachteilig hervor. 1642 erschien „Le Menteur“, ein Lustspiel, bearbeitet nach Pedro de Roxas; es bedeutet den Beginn der Charakterkomödie in Frankreich. Von den zahlreichen andern Werken Corneilles seien nur noch erwähnt „Rodogune“, „Nicodème“, „Oedipe“ und „Sertorius“. Am 1. Oktober 1684 starb Corneille, dieser große Geistesheros Frankreichs, von dem einst Napoleon auf St. Helena gesagt haben soll, er hätte einen Dichter wie Pierre Corneille zum Fürsten ernannt, zu Paris im Alter von über 78 Jahren. Seine letzten Jahre waren durch literarische Streitigkeiten aller Art, durch den wachsenden Ruhm seiner jüngeren Nebenbuhler immer mehr getrübt worden. Auch seine Pension, die im übrigen nur spärlich und unregelmäßig bezahlt worden war, hatte man ihm seit einem Jahrzehnt gänzlich entzogen. Das Eintreten Boileaus konzentrierte zwar noch einmal das Interesse auf Corneille, aber es handelte sich bereits um einen Sterbenden. Sein Beiname „Der große Corneille“ ist nicht geschmälert worden bis in die heutigen Tage. In seiner Vaterstadt Rouen wurde ihm im Jahre 1834 ein Standbild errichtet. Paris hat ihm aber erst zu seinem dreihundertsten Geburtstag ein Denkmal gesetzt.

F.

Das Dorastift in Ilsfeld

Die furchtbare Brandkatastrophe, die den württembergischen Ort Ilsfeld beinahe völlig zerstörte, wird unsern Lesern noch im Gedächtnis sein. Seitdem hat man rüstig am Wiederaufbau gearbeitet und vor kurzem wurde dort das Dorastift, das von Professor Karl Vollmöller in Dresden, einem geborenen Ilsfelder, auf dem Platze seines bei dem großen Brande zerstörten Elternhauses erbaut und der Gemeinde geschenkt wurde, in Gegenwart des Ministers von Pischek, der Spitzen der Behörden und einer großen Anzahl geladener Gäste eröffnet. Dasselbe ist nach seiner Frau Dora, geborene Mirus, benannt und enthält eine Kleinkinderschule, eine Badeeinrichtung mit Hydrotherapie nach Professor Dr. Winternitz in Wien, Wohnung der Kinderschwester und eine Anzahl von Zimmern, die für ähnliche Zwecke zur Verfügung bleiben. Das schöne hochgelegene Gebäude mit seinem hübschen Kindergarten bildet die Zierde des neuerstandenen Ilsfeld.


Das neue Dorastift in Ilsfeld (Württemberg)

Briefmappe

Frl. Agnes Rentz in Riga, Rußland, Säulenstraße 98, erbittet Adressen von Lesern unsrer Zeitschrift, die Postkartenaustausch wünschen.

R. T. in Mbg. Es gibt sogenannte „Zeitungsnachrichtenbureaus", die gegen eine bestimmte Entschädigung alle in den größeren Blättern erscheinenden Nachrichten aus einem bestimmten Gebiet für Interessenten sammeln und ihnen von Zeit zu Zeit zuschicken. Davon Gebrauch zu machen, dürfte sich jedoch in Ihrem Falle nicht verlohnen. Ein einfacherer Weg zum Ziele eröffnet sich Ihnen durch das von dem Ornithologen Dr. Martin Braeß herausgegebene „Jahrbuch für Vogelfreunde", dessen erster, einen Rückblick auf das Jahr 1905 enthaltender Jahrgang kürzlich im Verlag von Hans Schultze in Dresden erschienen ist (Preis 1,20 Mark). Das Buch enthält in kurzer, knapper Form alles Wesentliche, was das Jahr 1905 Wissenswertes und Interessantes auf dem Gebiete der Vogelkunde gebracht hat. Der Stoff ist übersichtlich nach 22 Kapiteln geordnet, z. B. Vogelschutz, Seltene Arten, Zug und Strich, Gefangenleben, Anatomie, Psychologie, Bücherbesprechungen, Vereine und so weiter. Sorgfältige Angabe der Quellen gewährt die Möglichkeit, sich leicht über diese oder jene besonders interessierende Mitteilung des näheren zu unterrichten.

Literatur

Von den im Verlage von Paul Neff (Max Schreiber) in Eßlingen erscheinenden „Führern zur Kunst“ ist unlängst das vierte Bändchen (Preis 1 Mark) zur Ausgabe gelangt, in dem Karl Woermann „Die italienische Bildnismalerei der Renaissance“ zum Thema einer Darstellung gemacht hat, die in der wunderbar instruktiven Art, mit der die Entwicklung der malerischen Bildniskunst in ihrer zweiten Blütezeit gezeichnet ist, zu ehrlicher Bewunderung zwingt. Dem ungeheuern Stoff gegenüber kann der Inhalt eines Bändchens von 90 Oktavseiten freilich nur gleichsam aphoristischer Art sein, nichtsdestoweniger aber erwächst dem geistigen Auge des Lesers auch aus den knappen Bemerkungen, die Woermann in übersichtlicher Einteilung jeder Art der rein malerischen Entwicklung sowohl wie auch jedwedem Wandel in der Auffassung und der äußeren Form des Renaissancebildnisses widmet, ein wohl abgerundetes Gesamtbild. Und da nun einmal Bildnisse, wenn man in ihnen zu lesen versteht, eindringlicher als Dokumente und Chroniken den Geist vergangener Zeiten offenbaren, so erweitert sich ungewollt die Darstellung eines künstlerischen Spezialgebietes zu einem fesselnden Kulturbild, auf dessen Untergrund die großen Künstler, um deren Werke es sich handelt, um so leuchtender hervortreten. — Nicht unwichtig für die Bedeutung des Büchleins ist der reiche Bilderschmuck, den die Hand des Verlegers ihm in zweckmäßiger Weise eingegliedert hat.

— Seit kurzem erscheint im Verlage von W. Spemann in Stuttgart unter dem Titel „Der Kunstschatz“ ein auf 50 Lieferungen (à 40 Pfennig) berechnetes Prachtwerk in Großfolioformat, das die Meisterwerke der bildenden Kunst aller Zeiten in getreuen, von einem erläuternden Text begleiteten Reproduktionen vor Augen führt. Eine Geschichte der Kunst in ihren Meisterschöpfungen, wie wir sie hier vor uns haben, hat als populäres Werk unleugbar vor einer allgemeinen Kunstgeschichte manches voraus, da sie gleich die Auslese gibt, um die es dem größten Teil des Laienpublikums doch fast ausschließlich zu tun ist. Läßt sich somit der dem Werke zugrunde liegende Gedanke schon von vornherein als ein glücklicher bezeichnen, so ist auch der Art und Weise seiner Verwirklichung hohes Lob zu spenden. Die zahlreichen, meist in liberalstem Maßstab gehaltenen Reproduktionen in den uns vorliegenden ersten 24 Lieferungen sind fast durchweg vortrefflich (als eine der seltenen Ausnahmen ist Tizians „Bella“ zu erwähnen), besonders die (zum Teil doppelseitigen) Vollbilder, von denen jeder Lieferung eins beigegeben ist, zeichnen sich durch schöne Ausführung aus. Der Text, der von Dr. A. Kisa, dem ehemaligen Direktor des Aachener Museums herrührt, wird der Bedeutung der einzelnen Künstlerindividualitäten mit Glück gerecht und hebt in knapper Form das Wesentliche verständnisvoll hervor. Die bisher erschienenen Lieferungen, bei deren Ausgabe die chronologische Reihenfolge aus äußeren Gründen nicht streng eingehalten worden ist, behandeln Raffael, Leonardo da Vinci, Michelangelo, Sebastiano del Piombo, Fra Bartolommeo, Andrea del Sarto, Correggio, die Venezianer der Frührenaissance, Giorgione, Tizian, Paris Bordone, Tintoretto, die Meister von Brescia, die Schüler des Andrea del Sarto, Luini, Parmeggianino, die Naturalisten und Akademiker, die italienische Plastik des vierzehnten Jahrhunderts und der Renaissance, die spanische Malerei des siebzehnten Jahrhunderts — Ribera, Murillo, Velazquez —, endlich Albrecht Dürer. Die noch ausstehenden Lieferungen werden nach den andern Meistern des Mittelalters und der Renaissance und denen der folgenden Jahrhunderte am Schluß die antike Plastik behandeln, doch wird diese in dem fertigen Werk der Chronologie entsprechend die erste Stelle einnehmen.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

v. Baudissin, Eva, „Ahoi!“ Drei See-Erzählungen. Gebd. M. 2.80. Leipzig, Grethlein & Co.

Berdrow, Wilhelm, Jahrbuch der Weltreisen und geographischen Forschungen. 5. Jahrgang 1906. M. 1.50. Leipzig, Karl Prochaska.

Bergwald, Joh., Ernstes und Heiteres aus Aktuar Sperlings Tagebuch. M. 1.50. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Bickelhaupt, Greta, Rege un Sunneschoi. Gedichte und Geschichten aus dem Odenwald. Gebd. M. 1.50. Gießen, Emil Roth.

Braeß, Martin, Jahrbuch für Vogelfreunde. Ein Rückblick auf das Jahr 1905. 1. Jahrgang. M. 1.20. Dresden, Hans Schultze.

Daffner, Dr. Franz, Erinnerungen an den deutsch-französischen Feldzug 1870/71. Gebd. M. 4.—. Stuttgart, Strecker & Schröder.

Der Modelleur und Bildhauer. Zeitschrift für plastische Arbeiten aller Art. Jahrgang VIII. Heft 7. Berlin, Kauter & Mohr.

Ernst, Franz, Bruder Frantzius. Roman aus dem Leben eines Idealisten. Geh. M. 5.—. Schwerin, A. Müllers Verlag.
Ganghofer, Ludwig, Gesammelte Schriften. Volksausgabe. I. Serie. Lieferungen 3—7 à 40 ₰. Vollständig in 38 Lieferungen. Stuttgart, Bonz & Co.
Gittermann, Wilhelm, Ein Antichrist. Dichtung. M. 2.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Glaser, Henrica, Wege ohne Umkehr. Novellen. Kr. 1.20. Wien, C. Fromme.
Griebens Reiseführer. Der Harz. 30. Auflage. Gebd. M. 2.50. Die Ostsee-Bäder. 2. Auflage. M. 2.—. Berlin, Alb. Goldschmidt.
Herzog, S., Vor dem Kadi. Lustige Funken aus Morgen- und Abendland. Gebd. M. 3.—. Berlin, Verlag „Harmonie".
Hochenegg, Adolf, Singen und Ringen. Lieder und andre. Gebd. M. 3.—. Leipzig, Verlag von Max Altmann.
v. Hofmann, A., Die Grundlagen bewußter Stilempfindung. Stuttgart, W. Spemann.
Kellermann, C. A., Braut- und Ehejahre einer Weimaranerin aus der klassischen Zeit Ilmathens. Gebd. M. 2.—. Weimar, Hofbuchhandlung A. Huschke.
Knodt, K. E., Theodor Storm als Lyriker. Heft 4. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Koch, Max, Geschichte der deutschen Literatur. 6. Aufl. 80 ₰. Leipzig, Göschensche Verlagshandlung.
Kroker, Dr. E., Biographien bedeutender Frauen. Band 6. Katharina von Bora, Martin Luthers Frau. Gebd. M. 7.—. Leipzig, E. Haberland.
Krupkes Konversations-Lexikon der Börse und des Handels. 3. Band. 5. Aufl. Gebd. M. 3.50. Berlin, Franz Krupke & Co.
v. Kuebel, Walter, Die Wissenschaft. Sammlung naturwissenschaftlicher und mathematischer Monographien. Heft 15. Höhlenkunde mit Berücksichtigung der Karstphänomene. Gebd. M. 5.50. Braunschweig, Vieweg & Sohn.
Kunad, Paul, Immermanns Merlin und seine Beziehungen zu Richard Wagners Ring des Nibelungen. Heft 3. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.
Langenscheidt, P., Im Blütenschnee. Lieder des Glücks. 2. Auflage. Groß-lichterfelde, Verlag Dr. P. Langenscheidt.
v. Laßberg, K., Das alte und neue Testament als Menschenwerk oder Wahrheit und Dichtung im Bibelglauben. M. 12.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Layriz, Ottfried, Der mechanische Zug mittels Dampfstraßenlokomotiven. Seine Verwendbarkeit für die Armee im Kriege und im Frieden. Gebd. M. 3.25. Berlin, E. S. Mittler & Sohn.
v. Lipperheide, Fr., Sprichwörterbuch. Lieferung 3—7 à 60 ₰. Berlin, Expedition des Spruchwörterbuches.
Ludwig, Herbert, Die Examenskandidaten. Göhrensche Novellen. M. 1.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Metz, Josepha, Didi und Konsorten; lustige Kindergeschichten, illustriert von Tony Sarg. Gebd. M. 2.50. Berlin, Verlag Harmonie.
v. Molo, W., Wie sie das Leben zwangen. Roman. Berlin, Vita, Deutsches Verlagshaus.
Molsberger, Clara, Ratschläge zur Berufsfrage der Frauen; für Eltern, Vormünder und Erzieher. M. 1.80. Köln, Verlag von J. P. Bachem.
Müller, J. P., Mein System. 15 Minuten Körperpflege täglich. 1. bis 5. Aufl. Kopenhagen, Tilges Buchhandlung.
Newest, Th., Ergründung der Elektrizität ohne Wunderkultus. III. Teil. M. 2.—. Wien, Verlagsbuchhandlung C. Konegen.
Pariser Modephotographien. Lieferung 3. Berlin-Steglitz. Verlag Neue Photographische Gesellschaft.
Philipp, Ed., Die deutsche Auslandsschule und ihre Lehrer. 50 ₰. Dresden, E. Pierson's Verlag.
v. Prittwitz, E., Ernst und Humor in Krieg und Frieden. M. 3.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Ready, Sidney, Der Schwimmsport und die neueste Methode des Schwimmunterrichtes. Graz, Verlag „Leykam".
Reich, E., Henrik Ibsens Dramen. 5. Aufl. M. 3.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Reitler, M. A., Briefe von Verbrechern. Ein Buch für Denker und Menschenfreunde. M. 2.—. Ebd.
Rennecke, P., Liebes, loses und lustiges vom kleinen Volk. Gesammelt für erwachsene Leute. M. 1.50. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Saxer, Carl, Ironie des Lebens. Roman. M. 3.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Scheufler, Paul, Bahn frei ... Erzählungen. M. 2.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Schiller, J., Ist Hühnerhaltung gewinnbringend? 80 ₰. Selbstverlag (Flensburg).
Schlemm, E. F., Gedanken und Empfindungen. Gedichte. III. Band. M. 3.—. Leipzig, Carl Fromme.
v. Schubert-Soldern, V., Memoiren eines Unbekannten 1818 bis 1862. Dresden, E. Pierson's Verlag.
v. Schweiger-Lerchenfeld, A., Kulturgeschichte. Werden und Vergehen im Völkerleben. Lieferung 2—10. Vollständig in 40 Lieferungen à 50 ₰. Wien, A. Hartleben.
Semper, M., Das Münchner Festspielhaus. Gottfried Semper und Richard Wagner. Gebd. M. 4.—. Hamburg, H. A. Kloß.
v. Suttner, Bertha, Randglossen zur Zeitgeschichte. Das Jahr 1905. Kattowitz, Carl Siwinna.
Voigt, A., Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen. 4. Auflage. Gebd. M. 3.—. Dresden, Hans Schultze.
Weber-Mainka, F., Weib nicht, Weibchen. Roman. M. 3.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.

Ein neues Uebungssystem für Violine

Goby Eberhardt, der bekannte Violinvirtuose und Verfasser einer Reihe epochemachender Studienwerke, hat ein neues Uebungssystem für sein Instrument erfunden, das für alle Geiger von unschätzbarem Werte sein dürfte, da es nicht allein die tägliche Uebungszeit um ein bedeutendes verringert, sondern auch die technische Fertigkeit auf eine bis heute ungeahnte Weise fördert und steigert.

Wie Eberhardt auf seine neue Idee gekommen, ist äußerst interessant und lehrreich.

Infolge eines schweren Nervenleidens ist der Künstler gezwungen, den größten Teil des Jahres in stiller Zurückgezogenheit in dem kleinen Kurorte Braunlage im Oberharz zu leben. Vor einigen Jahren erlitt Eberhardt einen Schlaganfall, der seine linke Seite lähmte. Trotz allgemeiner Besserung schien eine Schwäche der linken Hand dauernd zurückbleiben zu wollen, so daß es den Anschein hatte, als müsse der Künstler wohl für immer seinem Berufe als Violinspieler entsagen. Doch die Not und die Liebe zu seiner Geige machten Eberhardt erfinderisch. Er ersann sich kurze Fingerübungen zur Stärkung der geschwächten Muskeln, die, auf psycho-physiologischer, nicht auf rein mechanischer Grundlage beruhend, geradezu Wunder wirkten, denn nach viermonatlichem Studium war Eberhardt wieder völlig im Besitz seiner früheren Technik und imstande, seine Kunst ausüben zu können. Nach diesem glänzenden Erfolge hat der Künstler sein System nun ausgebaut und in die Praxis seines Unterrichts eingeführt.

Zum Beweise für die eminente Wirkung seiner neuen Methode des Uebens führte Eberhardt am 28. Dezember 1905 in der Aula der hohen Schule zu Hannover einen Schüler vor, dessen rapide technische Entwicklung jeden, der Gelegenheit hatte, sie von Anfang an zu verfolgen, verblüffte. Die Hand des zirka 21jährigen jungen Mannes, der sich erst vor einem Jahre entschloß, die Künstlerlaufbahn einzuschlagen, war durch die Ausübung von allem möglichen Sport so hart, und die Finger waren so ungelenk und steif, daß sie schier untauglich zum Violinspielen schienen; doch schon nach kurzer Zeit trat durch die neue Uebungsmethode ein Umschwung ein, und jetzt nach einjährigem Studium zeigte sich die Technik des jugendlichen Künstlers bereits so weit entwickelt, daß er höchst schwierige technische Probleme, wie die in einer Mazurka seines Meisters, mit verblüffender Sicherheit zu lösen imstande war. Gleichzeitig aber spielte er so echt musikalisch, daß das zahlreiche Publikum ihm stürmischen Beifall zollte. Eberhardt hat die Absicht, sein neues System bald weiteren Kreisen zugänglich zu machen, und wird dadurch allen, die sich mit der schönen Kunst des Violinspiels beschäftigen, einen unendlich großen Dienst leisten und sie sich zum größten Danke verpflichten. Er selbst nennt sein System das „Geheimnis Paganinis". Er hat durch seine Freundschaft mit Eliassohn, der Paganini einst nahegestanden und der vielleicht der einzige war, der von des seltsamen Italieners Uebungsmethode wußte, den Schlüssel zu manchem gefunden, das das Geheimnis der Virtuosentechnik ergründen hilft. Es steht bestimmt zu hoffen, daß Eberhardts Buch demnächst auch den Skeptiker von der Richtigkeit seiner Methode überzeugen wird, deren Erfindung kürzlich ein berühmter Musiker sehr zutreffend, wenn auch nicht gerade poesievoll, als das „Ei des Kolumbus in der Musik" bezeichnet hat.



Goby Eberhardt

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



Nr. 38

96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Der Alte nahm's im Grunde noch immer nicht tragisch. Das war ein Gewitter — das ging schon vorüber. Streit gab's in jeder Ehe einmal. Bald hatte er recht, bald sie — schließlich glich sich das aus. Morgen lagen die beiden sich vermutlich lachend in den Armen, und die Sonne schien wieder. Zu dumm war's nur, daß sie sich gerade seine Anwesenheit für ihren Zwist ausgesucht hatten.

Anders Serrenberg. Es war ihm, je länger er da hinter Hannas Stuhl stand, bald schwieg, bald zuredete, als verflöge ein Rausch in ihm. Er dachte zurück auf die wenigen Monate seiner Ehe. Wie anders war das gekommen, als er erwartet hatte. Ein liebliches, heiteres, anspruchsloses Waldvögelein hatte er heimzuführen gedacht; ein Mädchen, das auch als seine Frau in steter Begeisterung zu ihm aufsehen würde. Und nun — nun mußte er erkennen, daß Hanna denn doch ein Wesen für sich sei, ein Mensch, der mit eignen Rechten neben ihm stehen wollte, der Kritik an ihm übte — der mit scharfem Auge bis tief in sein Innerstes zu blicken wußte.

Die Worte des Pfarrers von Lugow fielen ihm ein: „Uebrigens ist Hanna gar nicht so leicht zu deuten . . .“ Hatte er nicht sogar gesagt: „Sie ist eine komplizierte Natur . . .“ Hanna war gewachsen in diesen Monaten. Auch in seinen Augen. Das verhehlte er sich nicht. Er liebte sie ja auch noch — o gewiß! Aber anders wie früher. Mit der Leidenschaft, mit der er sie einst umfangen hatte, war es vorbei.

Die Lippe nagte er sich blutig, während er stand und sein Auge über den Rücken seiner Frau hinglitt, hinauf zu dem schlanken weißen Hals und dem dunkeln Haar, aus dem sich die kleinen Löckchen hervorstahlen. Diese Weiber! War es denn seine Schuld — war's nicht sein Verhängnis, daß der Besitz ihn immer ernüchterte? Wer kann gegen seine Natur?

Und es war doch auch sonst so manches anders gekommen, als er erwartet und gehofft hatte — und nicht durch seine Schuld. Die Fülle der künstlerischen Anregungen, die er von Hanna erwartet hatte, war ausgeblieben. Für das Käthchen . . . ja . . . da war sie das denkbar beste Modell gewesen. Aber seitdem lag er brach. Sie besaß wohl nicht die Wandlungsfähigkeit des Ausdrucks, die er bei ihr vorausgesetzt hatte. Und eine gewisse Schwerfälligkeit lag auch in ihr — etwas Spießbürgerliches beinahe —

Mit einem Male stand wieder das schlanke Mädchen in dem roten Kleide vor ihm. Ja, Karen — diese Hexe — die konnte gewiß tausenderlei Gestalt annehmen! Aber — nein — er wollte, wollte jetzt nicht an sie denken — jetzt nicht, überhaupt nicht mehr —

Allmählich war Hanna ruhiger geworden. Wenigstens das schütternde Schluchzen verstummte. Und dann richtete sie sich langsam auf.

„Verzeiht,“ sagte sie leise.

Todtraurig sah sie aus, wie sie jetzt mit beiden Händen das Haar an den Schläfen glattstrich



Lockenköpfchen. Nach einer Zeichnung von Anton Schöner

und die Arme dann wie mutlos wieder vor sich auf den Tisch sinken ließ.

Nicht nur dem Alten schnitt's ins Herz. „Du dummes liebes Schmaltierchen —“ schmeichelte er und küßte sie auf die Stirn. Auch Serrenberg packte es. „Liebe Hanna,“ bat er, „sei nur wieder gut. Wenn du nicht willst, daß Fräulein von Gellertshausen —“

Aber er kam nicht weiter. Hanna fiel ihm ins Wort. Sie schüttelte den Kopf und sagte: „Ach ... das ist ja nun ganz gleichgültig ...“

In ihm kochte es schon wieder auf. Das hatte man von seinem Einlenken! Aber er bezwang sich. Vielleicht war's am besten, man ließ sie gewähren und sich selber zurechtfinden. Vielleicht war's auch gut, eine Ablenkung nach außen zu suchen, irgend etwas Triviales einzuschieben. Schon um des Alten willen. So ging er ans Fenster, trommelte ein paar Takte an die Scheiben und meinte: „Prächtige Bahn draußen. Wie wär's, wenn ich an Beerman telephonierte und uns einen Schlitten kommen ließe, und wir führen auf zwei Stunden in den Grunewald?“

Er sprach es halb über die Achsel. Ansehen mochte er Hanna nicht. Wahrscheinlich verneinte sie ja doch.

Aber wider Erwarten sagte sie: „Mir ist es recht.“ Es klang freilich gerade so wie vorhin ihr: „Das ist ja nun ganz gleichgültig ...“ und der wehe, starre Ausdruck in ihrem Gesicht vertiefte sich noch. Dann erhob sie sich: „Ich werde mich umziehen ...“ und verließ rasch das Zimmer.

Sie hatte sich schwach erwiesen. Jetzt wollte sie stark sein.

Während der langen Fahrt durch den bereiften Forst, während sie schweigsam in ihrer Ecke saß, ihrem Manne gegenüber, den Großvater zur Seite, war ihr das klar geworden. Töricht war sie gewesen und schwach. Und pflichtvergessen. Denn sie mußte kämpfen. Jetzt war der Kampf ihr Pflicht. Kämpfen mußte sie um die Liebe ihres Mannes. Kämpfen für das Kind, das sie unter dem Herzen trug.

Ganz klar stand das nun vor ihrer Seele: sie durfte nicht rechten mit dem Leben, weil es ihr Enttäuschungen gebracht hatte. Sie mußte ringen auch mit ihm, es zum Guten umzuformen. Sie mußte die Treue halten, die sie vor dem Altar gelobt hatte, auch im Unglück. Im ersten schmerzensvollen Erkennen hatte sie, zusammenbrechend wie ein schwankes Gras, gedacht: ‚Geh von ihm. Er liebt dich ja nicht mehr. Er wird aufatmen wie von einer Last befreit.‘ Nun wußte sie: ‚du mußt standhalten. Nur standhalten, und alles wird gut werden. Gut nicht im Sonnenglanz, wie du ihn dir erträumtest, aber doch gut. Du wirst dich auch daran gewöhnen müssen, daß dein Mann wieder und wieder, hier oder dort, in irgendeiner flackernden Leidenschaft auflodert. Das ist sehr traurig, aber du wirst auch das überwinden. Es ist ja wohl das Los so vieler Frauen. Vielleicht der Künstlerfrauen besonders. Vielleicht findest du in seinem Wesen, auch in seinem Beruf mancherlei Entschuldigendes, vielleicht trägst du es später leichter. Tragen mußt du es. Er ist dein Mann. Er wird der Vater deines Kindes sein —‘

Und bei dem Gedanken an dies Kind hob sich die trübe Resignation zu stiller, stummer Herzensfreude. Kein Leid ist unerträglich, wenn sich eine Hoffnung mit ihm verschlingt. — — —

Großvater war abgereist. Sichtlich beruhigt. Er hatte ja recht behalten — es war alles wieder im richtigen Gleise.

Die Tage verliefen ruhig. Serrenberg war von der ausgesuchtesten Rücksichtnahme auf seine Frau. Und Hanna war so mutig — o, so mutig!

Nur des Nachts, wenn sie schlaflos lag, kamen die quälenden Gedanken, Zweifel und Zagen. Aber sie rang sie immer tapfer herunter. Es mußte ja sein, und ihr Wille war stark. Wenn Gräfin Ulla dann und wann vorsprach, machte die freilich ein besorgtes Gesicht und sprach es wohl auch aus: Hanna sah elend drein. Doch das lag gewiß an ihrem Zustand. Man mußte nur wollen, dann ließ sich auch das überwinden. Und sie lachte Ulla aus und trug den Kopf hoch.

Es war auch ganz gut, daß Fritz sie oft allein ließ. Sie wußte, es gab viel für ihn zu tun, gerade jetzt. Sie wußte auch, daß er allerlei Verdrießlichkeiten hatte. Das ganze Kleist-Denkmal stand auf dem Spiel. Gabriele Tarchow erzählte ihr davon: Karl Gustav hätte am liebsten seine Hände überhaupt von der Sache zurückgezogen, die ihm nur Aerger bereitete, um die sich ein förmlicher Preßkrieg entsponnen hatte. Mit einem bitteren Lächeln, das ihr jetzt manchmal eigen war, berichtete Gabriele von einem Artikel der „Stunde“ unter der pikanten Doppelüberschrift: „Wieviel Orden hatte Heinrich von Kleist? Wieviel Orden hat Herr Karl Gustav Tarchow?“ Auch bei Hofe gab es wieder starke Strömungen gegen das Denkmal — unterirdische Strömungen, die aber wie das Wasser im Karst plötzlich hervorbrechen konnten.

So sicher hatte Serrenberg auf das Kleist-Denkmal gerechnet! Recht nach Künstlerart mochte er es schon im voraus in seinen Etat eingestellt haben. Nun kamen zur Enttäuschung Geldsorgen —

Früher würde Hanna es schmerzlich empfunden haben, wenn Fritz nicht seine Sorgen mit ihr geteilt, sie nicht hätte mittragen lassen an ihnen. Jetzt schien ihr das alles viel ferner gerückt. Ferner gerückt auch seine Arbeiten. Nur selten ging sie nach dem Atelier hinüber. Die Käthchengestalt war ja abgeschlossen.

Aber daheim zeigte sie ihrem Mann stets ein freundliches Gesicht, suchte ihm das Haus angenehm zu machen. Er sollte nicht sagen dürfen, daß er vernachlässigt würde. Sorgsam, ängstlich fast schob sie jede Möglichkeit eines Streites aus dem Wege. Und es schien, er war ihr dankbar dafür. Als sie ihm ihr süßestes Geheimnis anvertraute, war er sogar gerührt gewesen.

Alles war ganz gut — ganz gut: täglich sagte sie sich das selber; predigte es sich, um den eignen Widerspruch zu übertäuben; bog ihr Temperament, demütigte ihren Stolz, gab das eigne Ich auf — mehr und mehr. — — —

Eine bessere, bequemere Frau hätte Fritz Serrenberg gar nicht finden können.

Weihnachten sollten sie nach Lugow kommen. Hanna schrieb ab. Es war eine Scheu in ihr vor dem Großvater, vor dem stillen Hause, vor dem Forst — sie wußte selbst nicht, wovor noch und weshalb. So leuchtete der Baum ihnen beiden allein. Fritz hatte ihr einen ganzen Tisch voll wertvoller Gaben aufgebaut; auch sie hatte ihn beschenkt — er sollte nicht finden, daß sie seiner nicht gedacht hätte. Und sie dankte — und er dankte. Dann saßen sie zusammen im Eßzimmer, während nebenan der Baum noch brannte und der Tannenduft den Raum durchdrang. Fritz war sehr liebenswürdig, scherzte, lachte. Auch sie suchte sich zur Heiterkeit zu zwingen. Aber es mißlang wohl. Das Gespräch wurde langsamer und matter. Er stand auf, schaute nach dem Baum, löschte ein paar Kerzen; sie saß und hörte ihn nebenan mit unruhigen Schritten auf und ab gehen. Endlich kam er wieder herein. „Bist du müde, Hanna?“ — Ja, sie war müde, matt zum Umsinken. Wieder kramte er unruhig umher, auf dem Tisch, am Büfett. „Weißt du, Hanna — wenn du es nicht übelnimmst — ein paar Kollegen, Junggesellen — auch Gerden — haben mich zu ihrer Bescherung im Künstlerhause aufgefordert ...“ — „Geh nur, Fritz ... ich lege mich bald zu Bette ...“ — „Du bist wirklich ein liebes, verständiges Frauchen ... auf eine Stunde nur ...“

Dann stand sie lange, lange vor dem Baum, an dem die letzten Lichter langsam verglühten. Hier und dort glimmten ein paar Tannennadeln an. Es duftete immer stärker nach Harz und Wachs und dem süßen Gebäck. Wenn sie die Augen schloß, war ihr's wohl, als sei sie daheim, in Lugow — wieder ein Kind —

Aber sobald sie die Lider öffnete, sah sie die breite Pracht, sah sie den überladenen Geschenktisch und — war allein. Ganz allein —

Langsam ging sie bis an den Tisch, ließ seine Geschenke durch die Hände gleiten. Alles geschmackvoll, vieles kostbar, gar zu kostbar. Alles Tand im Grunde. Und nicht bei einem der Geschenke hatte er an das Kind gedacht —

Nur nicht mutlos werden! Das wird ja alles anders. Uebers Jahr, da strecken sich zwei rosige Händchen dem Lichterbaum entgegen, und zwei süße Lippen lallen, und zwei Augen glänzen! Nur in die Zukunft schauen — in der Zukunft liegt das Glück —

Zwischen Weihnachten und Neujahr kam Gräfin Ulla. Sie war zum Fest, wie alljährlich, auf ihrer Herrschaft Kloritten gewesen, um nach altem Brauch dort persönlich zu bescheren. Es schien, die frische Winterluft dort habe ihr wohlgetan.

Und sie hatte an die kommende Zeit gedacht. Ein zierliches Körbchen brachte sie Hanna mit allerlei Kleinkram, wie ihn vorsorgliche Liebe wählt.

Aber Hanna fühlte aus dem ganzen Wesen der Gräfin heraus, daß sie etwas auf dem Herzen habe, daß sie ihr irgend etwas sagen, anvertrauen wollte und sich nicht recht traute; daß sie unzufrieden war auch mit ihr.

Schließlich fragte Hanna geradezu.

Ulla saß am Fenster, in dem tiefen Biedermeierstuhl mit den breiten Seitenwangen. Der weiße schöne Kopf lehnte sich an den geblümten Stoff des Rückens, die feinen, durchsichtigen Hände mit den blauen Adern und den vielen Ringen lagen rechts und links auf dem Polster. Hanna saß ihr gerade gegenüber. Das Licht fiel auf ihr blasses Gesicht — sie sah sehr elend aus.

Und wie Ulla ihr in die matten Augen blickte, überkam sie wohl die Besorgnis: sprich lieber nicht, ersinne eine Ausrede; es könnte ihr schaden. So tat sie, als habe sie die Frage überhört, und versuchte gleichgültig und heiter zu plaudern. Von Kloritten und ihren alten treuen Leuten dort und von den bevorstehenden Hoffesten, und daß sie oben im preußischen Verwandtenkreise endlich auch ihren Neffen — oder Vetter — Geroth kennen gelernt, und daß der, übrigens ein prächtiger Junge, ihr so viel Liebes und Gutes von Lugow erzählt habe.

Einen Augenblick schoß Hanna durch den Sinn: wollte sie darauf hinaus? Etwa auch darauf, daß Geroth sich einst ... nein ... sicher nicht! Der war viel zu stolz dazu, von seiner stillen Neigung zu sprechen. Der hatte ja auch längst überwunden und sie vergessen — hoffentlich! Das war es nicht. So fragte sie noch einmal, hartnäckig: „Du wolltest mir noch etwas andres sagen, Ulla ...“

Wie sie gefragt hatte, mußte sie die Augen schließen. Denn ihr war's mit einem Male, als ob die Gräfin von Karen Gellertshausen sprechen würde. Und die Angst schnürte ihr die Kehle zu.

Aber Ulla versuchte einen scherzenden Ton anzuschlagen.

„Ja ... richtig! Vorwürfe wollte ich dir machen, kleine Frau. Bitterböse Vorwürfe! Du vergräbst dich ja völlig; niemand sieht dich; alle Welt wundert sich —“

„Aber Ulla ...“

„... das hat doch alles seine Grenzen, Hanna. Sieh mal, Kind — einmal muß ich dir das sagen — du läßt deinen Mann zuviel allein —“

Da war schon wieder die herzbeklemmende Angst. Was kam jetzt?

„... du mußt ihn mehr ans Haus fesseln. Erschrick nicht, Hanna — es ist nicht das Schlimmste. Aber ich habe gehört, aus guter Quelle ... er spielt ...“

Der Eindruck, den diese Eröffnung machte, war ganz anders, als die Gräfin erwartet hatte. In Hannas Zügen spiegelte sich kein Schreck — sie atmete vielmehr wie erleichtert auf.

„... er spielt hoch und meist mit Unglück. Hanna, es scheint, du machst dir nicht klar, was das bedeutet. Euern wirtschaftlichen Ruin bedeutet es ...“

Aber Hanna lächelte nur. Arm werden, arm sein — war denn das so schlimm? War's nicht vielleicht ein Glück?

Ulla hatte gut reden. Hanna verstand sie wirklich nicht. Sie schüttelte nur den Kopf ... „Das ist nicht meine Sache ... Fritz muß wissen, was er tut ...“

Schließlich verstummte die Gräfin. Schweigend saßen sie sich eine Weile gegenüber, jede mit ihren eignen Gedanken beschäftigt.



Streit beim Kartenspiel. Nach einem Gemälde von Gerard Portielje

Dann fragte Ulla plötzlich — leidenschaftlich: „Liebst du ihn denn nicht mehr?" Und gleich darauf: „Wenn du ihn liebtest, müßten dir sein Wohl und eure Zukunft mehr am Herzen liegen!"

Hanna wurde totenblaß. Schwer atmend lehnte sie sich zurück.

Es war dieselbe Frage, die sie sich in all den letzten Tagen und Wochen immer wieder vorgelegt und die sie immer wieder gewaltsam zurückgedrängt hatte.

War denn das noch Liebe, was sie für ihren Mann empfand?

Großer, guter Gott, mit welch heißer Liebe, mit welch unendlichem Vertrauen, mit welch überreichem Glücksgefühl war sie in ihre Ehe getreten! Und nun waren nacheinander das Vertrauen auf ihn, der selige Glaube an ihn erloschen und ertötet worden. So viel Kleines und Nichtiges hatte sie an ihm kennen gelernt. So wenig war übriggeblieben von seiner Größe, von der Festigkeit seines Charakters, von der erträumten Güte seines Herzens.

Grausam klar stand das alles vor ihrer Seele. Auch das andre, wie sie nun jetzt nebeneinander her lebten —

Und dennoch! dennoch! Wie hatte sie vorhin gebebt und gebangt bei dem Gedanken, Ulla könne ihr von jenem Mädchen sprechen! Wie hatte sie befreit aufgeatmet, als sie hörte: er spielt! Was tat ihr das?!

Ja — ja! Sie liebte ihn immer noch! Der Pflichtenmantel geduldigen Tragens war eitel Selbstbetrug. Wie die Glut unter der Asche, so lag die Liebe in ihrem Herzen. Anders wie ehedem, eine Liebe mit tausend Qualen, und doch Liebe!

Was wollte diese Frau? Was gab ihr das Recht, zu fragen, zu zweifeln?

Nein — Ulla sollte, durfte sich nicht, auch nicht in Gedanken, zwischen sie schieben, zwischen Mann und Frau! ‚Meine Kämpfe will ich allein auskämpfen! Meine Leiden allein tragen! Mein Glück allein genießen — wenn mir noch einmal ein Glück werden sollte!'

Und Hanna richtete sich auf. Sie wuchs förmlich.

„Ulla —" sagte sie ernst und ruhig, „du meinst es gewiß gut. Aber ich bitte dich, erspar mir alle Auseinandersetzungen. Deine Frage hat fast etwas Beleidigendes —"

Die Gräfin hatte sofort empfunden, daß ihr Temperament sie über alle Klugheit hinweg zu weit fortgerissen hatte. Sie nickte stumm, mit zusammengepreßten Lippen. ‚Hanna hat recht,' dachte sie. ‚Sie ist doch die feiner Organisierte von uns beiden. Meine Frage war brutal und unklug zugleich. Müßt' ich nicht von mir selbst es wissen, wie eine Liebe das Herz des Weibes mit so eng verästelten Wurzeln durchzieht, daß sie gar nicht zu lösen ist? Oder daß doch Jahre und Jahre und ein langsames Absterben all der feinen Wurzeladern dazu gehören, sie zu töten — wenn das arme Herz nicht darüber früher stirbt.'

Sie streckte Hanna beide Hände hinüber. Gleich einer rührenden Abbitte war es. Langsam legte die junge Frau die ihren hinein, die wie im Fieber glühten. Und Ulla dachte weiter: ‚Sie ist doch die ärmere von uns beiden. Unglücklich sind wir beide. Aber ich härme mich und gehe zugrunde um ein Glück, das ich nie besaß. Sie sitzt am vollen Bronnen und möchte vergehen vor brennendem Durst ... Und er schreitet durchs Leben mit hocherhobener Stirn, unberührt und ungerührt ... und nicht einmal hassen kann man ihn!'

In Hannas Seele klang dies Gespräch mit der Gräfin lange und tief nach. Es hatte ihr eine Klarheit gebracht, die sie sich selber zu geben immer gescheut hatte.

Mit der stillen Resignation, mit der bloßen Pflichterfüllung, mit dem Einspinnen in den einen Gedanken an ihr Kind war sie auf einen ganz falschen Weg geraten. Jetzt wußte sie das. Kämpfen um die Liebe ihres Mannes hatte sie wollen und war doch nur schweigend und duldend neben ihm her gegangen. Es war gut, daß die impulsive Frage Ullas sie aufgerüttelt hatte.

Sie begann sich wieder für ihren Mann zu schmücken; sie suchte die Unterhaltung mit ihm; sie trachtete, jedes Gespräch auszuspinnen; sie zeigte Interesse für seine Arbeiten, seine Kunst. Kleine Wünsche, unausgesprochene, wollte sie ihm ablauschen; ihm kleine Annehmlichkeiten, kleine Freuden bereiten; seine Freunde wieder einmal bei sich sehen, mit ihm ausgehen — ja, und wenn es möglich war, seine Sorgen teilen, sie ihm erleichtern helfen.

Es mußte ja gehen. Der rechte Weg mußte sich finden lassen.

Und sie schöpfte wieder Mut. Nur Vertrauen haben, Selbstvertrauen auch!

Anfangs glückte es. Serrenberg machte zwar etwas verwunderte Augen, als sie ihn einmal bat: „Bleib doch zu Haus. Es ist so einsam ohne dich —", aber er blieb, und er schien sich wohl und behaglich zu fühlen.

Dann ging sie in das Atelier hinüber, sah sich ein paar Büsten an, die er begonnen hatte — „Brotarbeit", wie er bitter meinte —, stand vor dem großen Modell des Kleist-Denkmals, das verhangen war.

„Darf ich es sehen?"

Er nickte.

Nun war, als die Hülle fiel, doch eine große Angst in ihr. Wie sie dann aber die Penthesilea sah, die ganz Karen war und doch auch ganz nicht Karen, hätte er nicht wieder mit dem bitteren Lächeln zu sagen brauchen: „Ohne Modell — nach der Erinnerung." Sie erkannte das auch ohnedem. Es pulsierte kein Leben in der Figur.

Da standen sie nun vor dem Werk, nebeneinander, und er beschrieb mit der Hand einen großen Kreis und sagte: „Wie gefällt es dir? Das Ganze?"

Alles drängte in ihr, schnell zu antworten: ‚Vortrefflich. Es ist ein Meisterwerk.' War das nicht eine erlaubte Lüge? Durfte, mußte sie nicht mit der die Schaffensfreudigkeit ihres Mannes neu beleben, stützen und stärken? Einzelheiten gefielen ihr ja auch. Das Käthchen war gewiß gut, die Seitenreliefs mit Szenen aus der Hermannsschlacht und dem Zerbrochenen Krug waren fein ausgewählt und durchgeführt. Aber der ganze Aufbau erschien ihr heut gänzlich verfehlt, allzusehr auf den äußeren Effekt herausgearbeitet, allzu theatralisch, und in dem Antlitz Kleists selber lag mehr der Ausdruck des verfehlten Daseins als der des starken frohen Schaffens.

Lügen — nein, sie konnte es nicht. Zag und lahm kam von ihren Lippen: „Du wirst den Preis schon gewinnen, Fritz."

Er sah sie mit einem finsteren Blicke an, lachte wieder und sagte kurz: „... Wenn er überhaupt je verteilt wird! Sonst können wir nämlich beide Hungerpfoten saugen!"

Er sprach das so laut, daß es die Arbeiter im vorderen Raum hören mußten.

Eine Sekunde schwieg sie. Dann trat sie näher an ihn heran, faßte seine Hand und bat leise: „Fritz, laß uns doch vernünftiger wirtschaften. Ich kann mich ja einschränken, so sehr du willst. Mir ist's eine Freude. Du machst dir wirklich unnötige Sorgen. Wir wollen eine kleinere Wohnung nehmen, den Diener entlassen —"

„Unsinn!" unterbrach er sie barsch. „Das Törichtste, was ich tun könnte. Damit alle Leute davon reden, wie schlecht es mir geht ... ich möchte wissen, wer dir diese Kindereien in den Kopf gesetzt hat!"

Ein Anlauf, den sie nahm, scheiterte nach dem andern.

Vielleicht war sie ungeschickt. Vielleicht war der Zeitpunkt schlecht gewählt.

Ein paar Bekannte bei sich sehen ...

„Wenn du durchaus willst!" meinte er achselzuckend und streifte sie mit einem Blick, der ihr das Blut in die Wangen trieb.

Nein! Nein! Es wollte kein Ton mehr aufklingen, kein reiner Akkord. Die Saite war gesprungen —

Und wieder vergingen Wochen.

Die Saison stand auf der Höhe. Sie waren fast an jedem Abend eingeladen. Zuerst hatte er gezögert, allein zu gehen. Jetzt ging er ohne Bedenken und ohne zu fragen. Und sie saß daheim, nun ganz mutlos.

Sie sah, wie er von Tag zu Tag von einer brennenderen Unruhe geschüttelt wurde. Sie sah, daß auch er litt, daß seine Eisennerven zu versagen drohten. Es kam ihr vor, als lebe er unter einem beständigen Rausch, in unausgesetzter Betäubung. Bisweilen starrte er viertelstundenlang vor sich hin; bisweilen lachte er plötzlich ganz unmotiviert auf. Dann und wann wandelten ihn seltsame Launen an: er sprach davon, sie wollten nach Italien ziehen, bald, gleich womöglich; oder er blieb einen ganzen Tag im Bette liegen, ließ den Arzt holen, fragte, ob er nicht in eine Kaltwasserheilanstalt solle? Oder Hanna hörte, daß er mitten in der Nacht plötzlich aufsprang und Stunde auf Stunde durch die öden dunkeln Zimmer raste —

Fragen durfte sie nicht. Wenn sie Teilnahme äußerte, lachte er sie aus. In seinem Lachen lag jetzt ein so grausamer Unterton, den sie nicht anders deuten konnte, als: Du bist der Irrtum meines Lebens! Du bist der Ballast meines Schiffleins!

Und trotzdem fachte sie mit ihrem schwachen Odem immer noch die eine letzte Hoffnung, die ihr geblieben war, an. Es konnte ja doch noch alles besser — es konnte vielleicht noch alles gut werden. Sie dachte und hoffte nur noch auf ihr Kind.

In der Sturmnacht des letzten Februartages, gegen Morgen, wurde Hanna ein Kind geschenkt, ein Mädchen. Es kam zu früh zur Welt, das kleine zarte Geschöpfchen. Der in der Eile herbeigerufene Arzt zuckte die Achseln.

Fritz Serrenberg tanzte zur selben Stunde bei Karl Gustav Tarchow. (Fortsetzung folgt)

Unbekannte Aphoristen

Von

Otto Weiß

II

Ein Theateragent: „Ob die Kunst ein Handelsartikel ist oder nicht, das weiß *ich* am allerbesten."

*

Ein Jurist: „Nichts ist leichter zu widerlegen als eine Selbstanklage."

*

Ein Steuerkommissär: „So hoch der Mensch auch sonst geschätzt sein will — *meine* „Geringschätzung" tut ihm wohl!"

*

Ein Buchbinder: „Ach, so vieles in der Welt wird schön gebunden — was bald auseinander fällt!"

*

Ein Professor: „Warum bereitet sich niemand auf jene Prüfungen vor, die das Schicksal veranstaltet?"

*

Ein Schwimmeister: „Um gegen den Strom zu schwimmen, bedarf es jener besonderen Kraft, die von wenigen besessen und von vielen verhöhnt wird."

*

Ein Menageriebesitzer: „Der gutgebaute Käfig und das gehörige Futter — die sind der beste Schutz gegen Bestien aller Art."

*

Ein Tischler: „Gewisse Dinge kann man Jahre und Jahre lang hobeln — sie werden nicht glatt!"

*

Ein Metzger: „Ein Menschenherz ist eine Wurst — die Leute wissen nie so recht, was alles darinnen ist."

*

Ein Hutmacher: „Schade, daß nicht jeder große Kopf ein großer Kopf ist!"

*

Ein Geometer: „Zwei Größen einer dritten gleich, sind — wenn man sie so reden hört — untereinander ganz *ungleich*."

*

Ein Meteorologe: „Den ehelichen Himmel bedecken oft Wolken — die sich jedoch bald verziehen, um *andern* Wolken Platz zu machen."



Blick auf Schloß Patshull, Landsitz des Lords Dartmouth

Das Leben auf den englischen Landsitzen

Von

Karl von Dahlen

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Noch steht London im Zeichen der season, das Parlament tagt in seinem gotischen Palast an der Themse, die Oper in Covent-Garden hat die stars aus allen Enden der Welt zusammengetrommelt, in den Theatern spielt man Komödie in den verschiedensten Sprachen, englische, französische, deutsche Kunstausstellungen laden zum Besuch ein, allmorgendlich versammelt sich die Reiterschar der Aristokratie in Rotten Row und nachmittags fahren die Herzoginnen und Peeresses im Hydepark spazieren und stolz thronen die Lakaien mit den gepuderten Perücken auf den altertümlichen Karossen mit goldenen Wappen. Aber nur ein paar Wochen dauert die Herrlichkeit noch, dann flattert die vornehme Gesellschaft, die in Ernst und Scherz, mit ihrer politischen Arbeit und den Reizen ihrer Geselligkeit der Riesenstadt für die kurze Spanne Zeit von Mitte Mai bis Mitte Juli ihren Stempel aufdrückte, wieder nach allen Richtungen auseinander und verstreut sich über das schöne Inselland. Nichts ist charakteristischer für den Unterschied der tonangebenden Gesellschaft in England und in Deutschland als ihr beiderseitiges Verhältnis zu Stadt und Land. Bei uns sind die führenden Persönlichkeiten im geselligen wie im politischen Leben überwiegend Städter; abgesehen von einigen ostelbischen Großgrundbesitzern, die sich lebhafter am öffentlichen Leben beteiligen, sind unsre Politiker in der Reichshauptstadt seßhaft; sie gehen aufs Land, wenn sie sich von den Mühen des Berufs erholen wollen. In England ist es gerade umgekehrt: man wohnt eigentlich auf dem Lande und geht vorübergehend zur Arbeit oder zum Vergnügen in die Stadt. Die Vorliebe der Engländer für das Landleben hat geradezu etwas Fanatisches, jeden freien Augenblick benutzt er, um auf den weiten Rasenflächen oder an den schattigen Ufern der Flüsse seiner Heimat sich zu tummeln, und dem innigen Verkehr mit der freien Natur verdankt das englische Volk seine besten Charaktereigenschaften. Auch im Bau der Städte prägt sich diese Neigung aus. Selbst die Millionenstadt London zeigt in einigen Teilen einen beinahe dörflichen Charakter; das Einfamilienhaus herrscht fast durchweg vor, und auch das Gärtchen hinter dem Hause fehlt nicht. In den Vorstädten reiht sich ein Park an den andern und beinahe unmerklich geht die Stadt in die Landschaft über. Die über das ganze Land verstreuten Schlösser und Villen geben dem englischen Landschaftsbilde das Heitere, Festliche, Sorglose: man fährt durch die Grafschaften des südlichen Englands wie durch eine riesige Villeggiatur. Der Ackerbau hat fast ganz dem Weideland Platz gemacht, überall sieht das Auge das saftige Grün des Insellandes, große Waldbestände trifft man selten, dagegen beleben einzelne Baumgruppen mit charakteristischen Formen das Bild, und dazwischen bald Schlösser im mittelalterlichen Stil, trotzig wie die Burgen aus den Kriegen der weißen und roten Rose, bald Landhäuser in dem modernen englischen Stil, der vorbildlich geworden ist für die ganze Welt.

Wer daher englisches Leben an der Quelle studieren will, der darf sich nicht auf die eleganten Räume der Klubs im Londoner Westend beschränken oder sich mit einer Statistenrolle bei den Festlichkeiten in der Stadt während der season begnügen. Er muß hinaus aufs Land! Die englische Gastfreundschaft zeigt sich dort von ihrer besten Seite. Der jedem Engländer angeborene Respekt vor der Individualität des andern kommt auch seinen Gästen gegenüber zum Ausdruck. Jeder Zwang wird vermieden. Wenn der Gast über die Hauptmahlzeiten unterrichtet ist — auch auf dem Lande erscheint man zum Diner im Gesellschaftsanzuge —, kann er über den Rest des Tages frei verfügen. Tennis- und Golfspartien finden sich zwanglos zusammen, in ungezwungenem Verkehr machen junge Damen mit jungen Herren weite Ruderpartien auf dem Flusse, Reitpferde stehen in genügender Zahl bereit, kurz für alles Vergnügen, jegliche Unterhaltung in freier Luft ist verschwenderisch gesorgt. Zieht aber mal ein Regentag ins Land, vertieft man sich in die Schätze der Bibliothek oder widmet seine Aufmerksamkeit den Bilderschätzen. Im Kamin prasselt das Feuer und die englische Konversation — so nichtssagend sie auch manchmal sein mag — täuscht mit ihrem munteren, harmlosen Tonfall über ein paar Stunden hinweg. Die Einrichtung der englischen Landhäuser ist die denkbar komfortabelste. In den Schlössern der Aristokratie sind meistens die Kunstschätze aufgehäuft, die damals, als das englische Linienschiff noch unumschränkt die Meere beherrschte, während die kontinentalen Völker mit dem korsischen Eroberer rangen, in großen Massen nach England wanderten. Und dort lebt man auch noch zum größten Teil in täglichem Verkehr mit diesen Meisterwerken. Keine Galerie empfängt uns zu kalt staunendem Besuche, sondern in den Zimmern verstreut laden Bilder von Rembrandt, van Dyck und so weiter zu vertrauter Zwiesprache ein. Die berühmte Bridgewater-Madonna von Raffael hängt in London im Drawing Room der Lady Ellesmere und van Dycks Selbstbildnis mit der Sonnenblume schmückt das Eßzimmer des Herzogs von West-



Typische Halle eines englischen Landsitzes

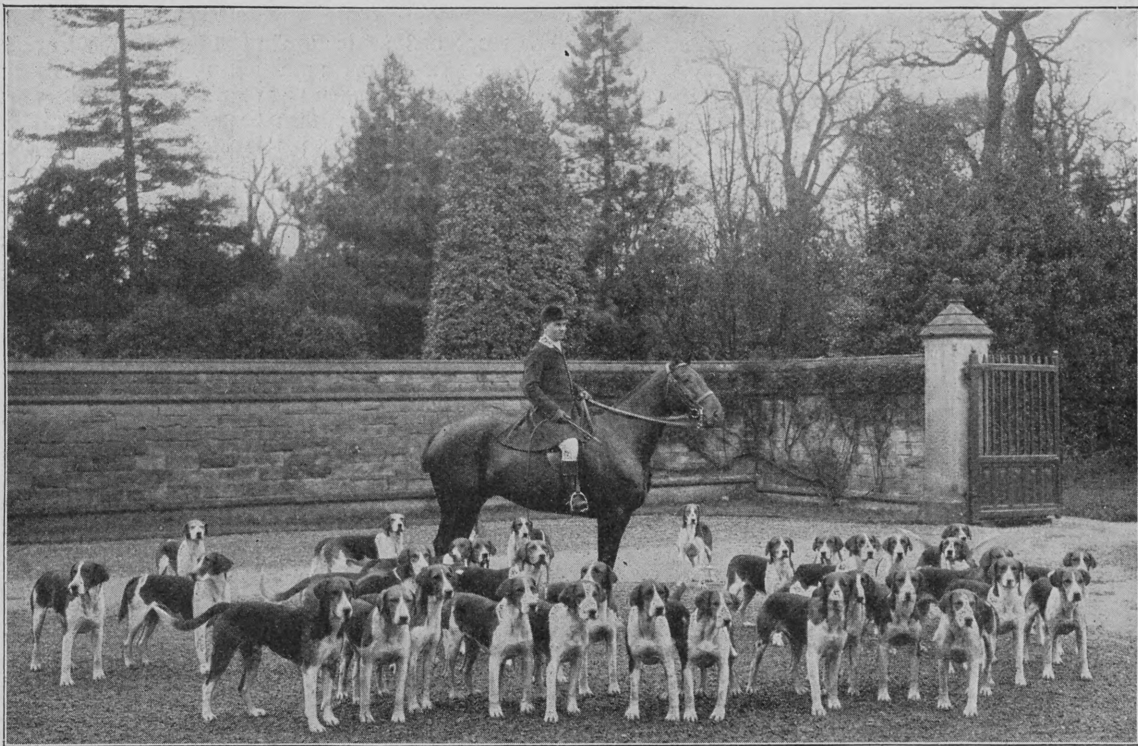


Newnham Paddox, Landsitz des Earl Denbigh

minster. In der Tat, es muß ein stolzes Geschlecht sein, das im täglichen Verkehr mit solchen Meisterwerken noch im geistigen Sinne des Wortes aufrecht gehen kann.

Einen großen Teil des Tages füllt auf den englichen Landsitzen natürlich die Jagd aus, und die Engländerin handhabt die Flinte oder Büchse mit derselben Geschicklichkeit und Leidenschaft wie der Engländer. Das Weidwerk aber hat dort auch einen starken Beigeschmack des Sportlichen erhalten und von der stillen Poesie der deutschen Jägerei spürt man nur wenig. Gejagt wird so ziemlich alles, aber einzelne Jagden sind besonders charakteristisch für den englischen Geschmack. Ein Ereignis von ganz besonderer Tragweite ist die Eröffnung der Jagd auf das Moorhuhn (Grouse). Dieser wichtige Tag (12. August) findet die ganze vornehme englische Gesellschaft, Männlein wie Weiblein, auf den Hochebenen im Norden der Insel versammelt. Ueberhaupt spielt die Jagd auf Federwild eine besonders große Rolle. Daneben aber gräbt man nach dem Dachs, spürt mit den Hunden der Fischotter nach und gegen Schluß des Jahres beginnen die Fuchsjagden. Wer vom Kontinent kommend den Engländer nur im Hydepark hoch zu Roß gesehen hat, fühlt sich zunächst ziemlich enttäuscht. Die Pferde sind wundervoll, aber der Reiter hängt nachlässig im Sattel, die Haltung läßt alles zu wünschen übrig, die Schenkel arbeiten nicht genügend und langen Halses spielt das Pferd mit der Trense. Draußen aber auf der weiten Heide scheint der englische Reiter wie verwandelt. Alles wird straffer an ihm, Roß und Reiter erscheinen nun wie zusammengewachsen, und in tollkühnem Ritt braust das Feld über Gräben und Hecken. Auch hierbei ist die Engländerin oft an der Spitze, und die Unerschrockenheit, mit der auch die Reiterin die Hindernisse nimmt, ist geradezu verblüffend. Roß und Hund sind natürlich auf das feinste dressiert, und hinter einer der berühmten Meuten des Landes zu reiten, rechnet sich jeder junge Sportsmann zur Ehre an. Das milde Klima der britischen Inseln gestattet es, diese Jagden fast durch das ganze Jahr fortzusetzen, und da der Engländer der vornehmen Gesellschaft eigentlich nur den einen Beruf hat, sich auszuleben und meistens durch ererbten Besitz der drückenden Sorge um das tägliche Brot enthoben ist, so genießt er seine goldene Freiheit in vollen Zügen, wochen- und monatelang zieht er von einem Landsitz zum andern und erst der Beginn des Frühlings im Süden lockt ihn nach andern Breiten; im englischen Reiche geht ja auch die Sonne nicht unter, und der englische Gentleman ist überall zu Hause.

Was bei einer Betrachtung des englischen Landlebens zunächst auffällt, ist der Umstand, daß die Mehrzahl der Mitglieder der englischen Gesellschaft eigentlich so gut wie nichts zu arbeiten scheinen. Abgesehen von ihrer politischen Tätigkeit, von gelegentlicher Mitarbeit an den großen Tageszeitungen, lebt der englische Gentleman (im eigentlichen Sinne des Wortes) seinem Vergnügen, und auch bei den Ministern, die doch mit einem verhältnismäßig geringen Stab von Beamten ein ganzes Weltreich regieren, setzt es manchmal in Erstaunen, wieviel freie Zeit zu Sport und Jagd ihnen die Berufsgeschäfte noch übriglassen und wie oft auch die nach unsrer Meinung geplagtesten Männer in den vereinigten Königreichen die Stadt verlassen, um sich auf dem Lande zu ergehen. Das ist natürlich nur dadurch möglich, daß die englische Gesellschaft, aus welchen Schichten sie sich auch zusammensetzen mag, über ganz enorme Mittel verfügt. Die in der Politik und im gesellschaftlichen Leben Englands führenden Kreise sind tatsächlich unabhängig, und die energische, zuweilen auch wohl rücksichtslose Führung der englischen Politik ist teilweise darauf zurückzuführen. Ein Mann wie Chamberlain trat erst mit ganzer Kraft ins politische Leben ein, nachdem er sich ein Vermögen erworben; heute ist der ehemalige Schraubenfabrikant ebenso unabhängig wie der Lord oder Earl, der auf seinem seit Jahrhunderten im Besitz der Familie befindlichen Schlosse lebt, und die strengen Vorschriften der englischen Etikette, die äußerlich nivellierenden Tendenzen des englischen Lebens bringen es mit sich, daß der Besucher kaum den Unterschied spürt, ob er bei einem hochgeborenen Aristokraten oder bei einem Selfmademan zu Gaste ist, der entweder durch den Import von Tee oder durch eine gutgehende Zeitung die Mittel erworben hat, die ihm gestatten, sich an der Regierung des größten Weltreichs zu beteiligen und daneben sein Leben in vollen Zügen zu genießen.



Die berühmte Atherstone-Meute



Drawing Room in Chamberlains Landsitz Highbury



Aufbruch zur Fuchsjagd

Das moderne Stildrama

Von

Wilhelm von Scholz

Die goldenen Zeitalter des Dramas sind dadurch gekennzeichnet, daß in ihnen völlige Kongruenz des Dramas und des Theaters vorhanden ist, daß man von ihnen sagen kann: ihr Theater ist ihr Drama. Diese Uebereinstimmung war im höchsten Maße Ereignis in der großen Blütezeit der griechischen Tragödie; auch die klassischen Epochen des spanischen und des englischen Dramas zeigen sie deutlich. Sie setzt eine dreifache Einheit voraus: der dramatische Dichter, der Theaterleiter, die Aufnehmenden müssen sich verstehen, müssen ihre stärksten Lebenserregungen im Umkreis verwandter Vorstellungen und Gedanken empfangen. Weiter ist Bedingung einer großen Zeit des Dramas, daß das Niveau des Sichverstehens zwischen dem Dichter und seinem Publikum die geistige Ebene des höchstentwickelten Individuums der Zeit ist, daß die Aufnehmenden willig und fähig sind, zu ihr emporzusteigen, wenn sie geleitet werden; daß nicht der Dramatiker die Einheit mit seinen Zuschauern nur erreicht, indem er in die Anschauungswelt eines niedrigeren, engeren Gesichtskreises hinabsteigt, dem der Schöpfer eines klassischen Dramas niemals angehören wird. Denn das ist ja die erste stillschweigende Grundvoraussetzung, die wir machen, wenn wir von einer Blüte des Dramas reden: daß der höchste menschliche Gehalt sich in starker dramatischer Gestaltung verkörpere, daß das Bühnenkunstwerk, das lebendige, Tausende erfreuende Spiel großes menschliches Ringen ausdrücke; Bedingungen, die nur die freie geistige Persönlichkeit reicher Begabung und Erfahrung zu erfüllen vermag.

Wir haben heute, in einer verhältnismäßig so späten Periode des Dramas, nicht mehr das unmittelbare Gefühl dafür, von welcher Erheblichkeit für sein Werden, für das Sichherausbilden der dramatischen Form, die Anteilnahme eines großen Publikums war. Immerhin erleben wir die Schaffensanregung, die von der Schar der Aufnehmenden ausgehen kann, und die Lähmung der Arbeitsfreudigkeit, die das Nichtverstandenwerden mit sich bringt, täglich und haben geschichtliche Beispiele einer fast sklavischen Abhängigkeit des Dichters von der ihm dienenden Bühne und dem Publikum etwa in Gozzi und Holberg vor Augen, deren Schaffensbeginn und -ende genau mit der zufälligen Anknüpfung und Auflösung einer äußeren Verbindung mit der Bühne zusammenfällt.

Welches Verhältnis sich zwischen dem modernen Stildrama, das durchaus das bewußte Programm der Hohes und Höchstes wollenden jungen Dichtergeneration ist, und dem Publikum herausbilden wird, das kann für die ganze Entwicklung dieser Kunst von entscheidender Bedeutung sein. Ich möchte deshalb noch ein paar Worte zitieren, mit denen ich die Wirkungen dieses Verhältnisses zwischen Schaffenden und Aufnehmenden früher gekennzeichnet habe: „Alle, die sich den großen



Chamberlains Orchideentreibhaus in Highbury

Dramatiker ganz ohne Beziehung zum Publikum denken, irren; sie kennen seinen Organismus nicht, sie wissen nicht, wie er die Kraft aller Teilnehmenden innerlich mit in sein Werk zwingt und sein Werk dadurch zur Welt steigert. Es mag sein, daß die Künstler, die weniger gestaltend als rein offenbarend sind, der Berührung mit verstehendem Leben gar nicht bedürfen. Doch ist es kaum zweifelhaft, daß, wenn sie diesen Kontakt hätten, sie von selbst ihre Intuitionen stärker gestalten, sie sichtbarer, lebendiger machen würden. Die ihrem Wesen nach gestaltende Kunst, die Bühnenkunst: der schöpferische dramatische Gedanke wie der Menschen nachschaffende Impuls im Schauspieler, drängt mit aller Kraft hinaus ins Leben. Es ist nicht zu leugnen: je gewaltiger, größer die Schar der Empfangenden ist, je mehr und je stärkere Gegensätze sie in sich trägt, um so größer, um so allähnlicher wird die Kunst sein, die mit ihr die Verbindung findet. Es ist kein Zufall, daß die größten dramatischen Werke in Zeiten geboren wurden, in denen die Bühne die engste Berührung mit dem ganzen Volke hatte; ebensowenig, daß alle Zeiten, die dieser Berührung entbehrten, die subjektiven, weniger vom allgemeinen Leben durchpulsten — man könnte sagen: die Ichdramen hervorbrachten.

Die Kongruenz des Dramas und des Theaters ist seit langem nicht viel mehr als eine schöne, wehmütige Erinnerung. Ist doch der charakteristischste Dramatiker des neunzehnten Jahr-



Woodmorton, Landsitz des Herzogs von Orleans

hunderts, Hebbel, für die Theatergeschichte seiner Zeit fast ganz belanglos geblieben. Und seinem großen harten, verschlossenen und farbenunfrohen Werk fehlen alle die Kräfte, die ihm aus freudigem, beglücktem und beglückendem Verstehen erwachsen wären: halberfroren steht seine gewaltige Schöpfung vor uns. Es ist seit Hebbel nicht viel anders geworden. Kaum eines der vielgegebenen zeitgenössischen Theaterstücke erfüllt die Bedingungen des großen Dramas, die hoch über aller raschen und rasch verfliegenden Bühnenwirksamkeit stehen, und spiegelt in erschütterndem Kampf ewige Konflikte wieder. Anderseits sind nur wenige der selten oder gar nicht gegebenen Dramen, in denen starke Dichter um das Erleben der Welt in Ideenhöhe ringen, heute schon so von den Kräften des allgemeinen flutenden Lebens erfüllt, daß sie der unmittelbaren zwingenden Wirkung gewiß sein könnten, die zu einer wenigstens bedingten Kongruenz von Drama und Theater führen würde. Die unbedingte Uebereinstimmung von Drama und Theater wird sicherlich nie mehr erreicht werden; wir würden mit der bedingten, in der das Drama immer wenigstens einem Teil des Theaters entspräche, vollauf zufrieden sein müssen. Es wird von den nächsten Dramen der jungen Dichtergruppe, die jetzt an mehreren Orten mit starken Versuchen auf den Brettern stand, abhängen, ob die enge Bühnenberührung zwischen Drama und Volk gelingen und damit eine gemeinsame Steigerung des Dramas wie des Theaters einsetzen wird. Bei der wundervollen Energie, mit der diese Generation praktisch und theoretisch für ihre Ziele eintritt, bei dem mit erwachendem Können sich paarenden höchsten, bewußtesten Wollen ist zu hoffen, daß sie den passiven Widerstand der Theaterleiter — die entweder auf das niedrige Kassenstück oder, wo sie künstlerischen Willen haben, auf spezifisch sensationelle, vom Dramatischen unabhängige Regiewirkungen ihr Haus bauen — siegreich überwinden wird.

Die Situation, aus der die Dichter zur Forderung eines neuen, unsre tiefsten Erlebnisse aufnehmenden Stildramas kamen, war Naturalismus und symbolische Stimmungsphantastik. Beide Stilarten standen sich nahe: es wurde Stimmung erweckt mit Detailmalerei; hier schöpfte man aus der Wirklichkeit, dort aus einer blühenden, mit Märchen und Büchern aller toten Kulturen überernährten Phantasie. Und den Werken beider Gattungen fehlte das letzte Zeichen des Dramas; sie suchten den Schein der niedrigeren Wirklichkeit mit so breiten Mitteln zu erreichen, daß ihnen zur Darstellung letzter Konflikte gar kein Raum geblieben wäre, selbst wenn die Dichter dieser Gruppen als Menschen über den engen Horizont ihrer Detailkunst hinausgesehen hätten. So ließ die Stimmungswelt, die man im Theater erlebte, trotz ihrer Schönheiten unbefriedigt, so viel augenblickliche Wirkung sie auch tat. Weil alle Werke dieser Art mit ihrem geringen Gehalt die dramatische Form nicht ganz erfüllen konnten, erweckten sie Wunsch, Sehnsucht nach Steigerung, nach Vollendung. Man fühlte deutlich: diese Zwischenkunst hatte gerade die Aufgabe gehabt, die von den Händen akademischer Epigonen abgegriffenen großen dramatischen Probleme eine Zeitlang abzulösen, unbeachtet werden zu lassen. Und wenn ich auch dem großen Skeptiker — der gesagt hat: „Die erfrischende Wirkung des Naturalismus hätte man ebensogut erreicht, wenn man die Theater zehn Jahre ganz geschlossen hätte“ — durchaus nicht beipflichten kann und den Mitteln zur Zeichnung von Nebenfiguren (der Naturalismus kannte nur Nebenfiguren!) und zur Erweckung von Stimmung, die wir dem Naturalismus verdanken, großen Wert zusprechen muß, so möchte ich seine Hauptbedeutung doch darin sehen, daß er die hohl gewordene Epigonenkunst abbrach, daß ihre blassen und verblasenen Bearbeitungen der dramatischen Probleme vergessen wurden und die ursprüngliche Wucht dieser Probleme wieder sichtbar werden konnte, daß die Dramatiker von neuem aus der Fülle des bunten Lebens schöpfen und ihre Form, nachdem die schlechte, kraftlose Tradition der letzten Ausläufer des Klassischen rasch vom Winde der Zeit hinweggeweht war, an die große Tradition anknüpfen konnten

Die Sehnsucht der Modernen, über das bloße Stimmungsdrama — auch alles Menschliche, das nicht von der gestaltenden Idee durchdrungen wird, erweckt nur Stimmung — hinauszukommen, war zunächst kein Anschlußsuchen bei der Vergangenheit; es fand eher ein Neugestalten statt, tastend, unsicher, voller Irrtümer über die dramatischen Wirkungen — doch voll Hoffnung und unbezähmbaren Willens. Es hätte sicher auch ohne das Vorhandensein älterer Blütezeiten zu etwas Größerem geführt. So erweckte es mit den neuen Horizonten, die es errang, ein plötzliches vertieftes, gewandeltes, verlebendigtes Verständnis für das klassische Drama, dessen fortwährendes wie zeitgenössisches Vorhandensein ja natürlich bei der Entstehung der Sehnsucht nach größerer Kunst mitgewirkt hatte und dessen hohe Formwerte jetzt wieder von den Dichtern — abgelöst von allem zeitlich Zufälligen der alten Werke, an das sich die Epigonen gehängt hatten — erkannt werden. Man ringt um das Wesen des Dramas — will es in neuen Werken darstellen. Man stellt sich auf den Standpunkt: wie Malerei vor allem malerisch, Musik musikalisch, so müsse das Drama vor allem dramatisch sein. Dazu findet man den Führer in den Werken der großen Blütezeiten, und man erkennt wieder klar und bewußt das Wesen des Dramatischen. Nicht einengende tote Regeln, wie sie dem Kothurn der französischen Konventionstragödie den Weg wiesen, sondern die Gesetze der dramatischen und tragischen Wirkung stehen am Anfang des modernen Stildramas; die Erkenntnis vor allem: daß das Drama Willenskunst ist, die das Kennzeichnende hat, daß ihre Unmittelbarkeit und Wirkung am größten ist, wenn sie von vielen gleichzeitig aufgenommen wird. „Die gespannten Gefühle der eng zusammengedrängten Menge werden vor ihr, dort, wo die Kräfte Raum finden, zum sinnbildlichen Kampf, zu einer Lösung der lagernden Spannung. Der Dramatiker nimmt die Zuschauer in den Kreis seiner Welt auf wie ein großes begleitendes Gefühlsorchester. In der Menge verhallen die Wellen der Handlung, aus dem angespannten Willen der Menge scheinen neue Wogen heranzurollen. In allen höchsten dramatischen Momenten ist die Zuschauermasse ganz umschlossen von der Dichtung, ist sie beteiligt an dem Geschehen; und läge der Bann des Dichters nicht wie eine Traumlähmung auf ihr, so würde sie mithandeln.“

Man hat den Dichtern des modernen Stildramas ihr Wissen um Mittel und Wirkungen ihrer Kunst zum Vorwurf gemacht, hat sie „allzu bewußt“, „allzuwenig naiv“ gescholten. Kurzsichtig und ohne Recht! Denn es ist für jeden Künstler, gleichviel welchen Gebietes, der nicht bei naiv gefundenen hübschen Halbheiten stehen bleiben will, unerläßlich, daß er die höchsten Aufgaben seiner Kunst klar erkennt und zu bewältigen trachtet, daß er sich, ehe er ein Werk als vollendet ansieht, die genaueste Rechenschaft gibt, ob er die Forderungen, die ihm sein Stoff stellte, erfüllt hat; es ist insbesondere beim Drama, das zu seiner vollen Belebung den ganzen Menschen — klaren Verstand so gut wie starken Willen und leuchtende Phantasie — fordert, ein so enormes praktisches Können zu erringen, wie es der Maler und Bildhauer etwa für ihre Kunst brauchen; und dies praktische Können ist hier rein geistige Beherrschung der Form und des Materials, also Bewußtheit; und es ist drittens für eine Generation, die auf dem Theater der Zeit nebeneinander ein Gewirr von Stilen aller Epochen und aller Völker vorfindet, eine Lebensfrage, wenn sie nicht in die stillose Abhängigkeit der eklektischen Eindrücke geraten will, ob sie bewußt Bahn zu schaffen vermag; die negative, hinwegräumende Tätigkeit des Verstandes ist unerläßlichste Vorarbeit, damit jetzt ein großes Drama zustande kommen kann. Das bewußteste Kunstwerk ist geradezu die von der Zeit geforderte Phase in der jahrhundertelangen Entwicklung. Und sicherlich: ebenso wie, ehe der konstruktive harte, logische Bau der Handlung beginnt, die Intuition des Dichters eine zwingende Anregung schaffen muß, in der alle Größe und dichterische Gewalt der schließlichen Vollendung beschlossen liegt, so ist auch, wenn der gedankenfeste Bau vollendet ist, Raum genug für den Dichter, daß er Schönstes und Herrlichstes offenbare. Auch muß natürlich für das Zustandekommen eines bedeutenden Werkes die Bewußtheit des Künstlers eine freie, zeugende sein, in der sich die Gesetze der Kunst formplastisch darstellen.

Der entscheidendste Grund, weshalb wir auf diese jüngste Bewegung unsrer dramatischen Literatur mit starker Hoffnung blicken dürfen, ist: daß hier nichts erstrebt wird als das reine, das dramatische Drama. Es ist keineswegs eine aus irgendwelchen idealistischen Kategorien geborene und von außen an die Sache herangetragene Forderung, daß das neue Bühnenkunstwerk im Bereich unsrer tiefsten Ideen zu spielen habe. Diese Forderung, die auf die große Tragödie abzielt, hat sich vielmehr naturnotwendig aus der wiedergewonnenen Einsicht in das Wesen des Dramas ergeben; denn nur das Ideendrama ist Drama im höchsten Sinn, ist gewissermaßen hundertprozentige Dramatik. Der Gehalt eines Werkes an Dramatik, an spannender, erregender und erschütternder Wirkung, wächst nämlich mit dem zunehmenden Maß an Wirklichkeit, das der in ihm vorgeführte Kampf für uns hat. Die Naturalisten glaubten in ihrer wahrhaft primitiven Aesthetik, daß eine möglichst sklavische Kopie der objektiven Wirklichkeit auch für das Kunstwerk Wirklichkeit bedeute. Ein Grundirrtum! Das Kunstwerk verlangt subjektive Wirklichkeit, das heißt es muß sich in ihm handeln um die Leben zeugenden und fördernden Mächte, die in unserm zur Bewußtheit gesteigerten Fühlen und Wollen herrschen, denen wir untertan und hingegeben sind, auf denen wir beruhen, aus denen unsre Kraft und unser Glück fließt, deren Willenswirklichkeit aus unserm Innern heraus alle andre Wirklichkeit so überwächst, wie uns unser Wille wirklicher wird als die Dinge, die, sobald sie uns nur bewußt werden, uns sofort erfüllen und aufs lebhafteste erregen. Also lediglich um die höchstmögliche dramatische Wirkung hervorzubringen, ist nach der Ansicht der modernen Stildramatiker großer geistiger Gehalt — der eben jene subjektive Wirklichkeit darstellt — für das Drama Erfordernis. Ein wesentliches, kein akzidentelles Erfordernis! — Der Prüfstein übrigens, der unzweideutig erkennen läßt, ob ein Werk nur geschickte Theatermache, die auf Momente täuschen kann, oder hohe dramatische Wirklichkeit ist, liegt im Schluß des Werkes; er zeigt die Größe des Dichters absolut. Und der Dichter, dessen Schlüsse versagen, sein Werk im letzten Grunde als unwirklich erscheinen lassen und ihm das Nachklingen im Zuschauer abschneiden, ist gerichtet; sein Werk kann nie dauernde Wirkungen üben.

Wenn wir erkennen, welche Art von Wirklichkeit das moderne Stildrama sucht, so sehen wir sofort, daß es ohne Einbuße an seinem Eigentümlichen vereinfachen, auf spielendes Detail verzichten kann, ja verzichten muß, um die große Linie der Idee klar und ruhig hervortreten zu lassen. Stil bedeutet aber nichts andres als Vereinfachung, Verzicht auf naturalistisches Detail. Es ist also klar, daß die Forderung nach einem stilisierten Drama organisch aus der Forderung nach einem dramatischen Drama hervorgeht. Denn das — ich wiederhole es — ist das wertvollste Kennzeichen der Bewegung: sie will Drama, nichts weiter, sie will das Wesen des Dramas so rein, so voll erfassen wie möglich. Und aus diesem Grundwollen entwickelt sich klar und konsequent Forderung auf Forderung, keine willkürlich, zufällig, jede logisch und notwendig.

Wird die Generation diesen höchsten Forderungen, die sie stellt, gewachsen sein? Schon ist das Ringen um die Aufgaben heiß und schön, der spornende Ehrgeiz lebhaft entfacht. Einige große Begabungen sind vorhanden. Aber noch ist keine Voraussage möglich. Noch haben die entscheidenden einflußreichen Bühnenleiter die Bewegung nicht ganz begriffen, noch stellen sie, die des Dramas ungewohnt geworden sind, nicht ihre beste Kraft in den Dienst dieses ringenden Kunstwerks, das sie freilich nicht mehr ganz ignorieren oder immer noch mißtrauisch und scheu betrachten. Sie können sehr fördernd und sehr hemmend einwirken. Und wenn auch keine letzte Entscheidung bei ihnen liegt, so ist die Verantwortung, die sie tragen, doch schwer genug.

Leben

Ist bezwungen denn der Tod
Durch des Sommers Machtgebot?
Ist ihr Bild so ganz versunken,
Die den Becher leer getrunken:
Aller, die sich wesenlos
Bargen in der Erde Schoß?
Hier in Duft und Sonnenschein
Fühl' ich wieder dich allein,
Dich, die nie ein Weh erfuhr,
Einzig Dauernde, Natur!
Um den vollen Rosenstrauch
Lebenglühend weht dein Hauch,
Hell wie immer durch den Wald
Deine Tausendstimme schallt —
Deiner Stärke Ueberschwall
Wirfst du in des Stromes Fall:
Und aus brausend wilder Lust
An gebäumter Felsenbrust
Schwingst du dich zur Sehnsuchtsschau
In der Lüfte reinstes Blau!
Ja, du lebst... aus dir, aus dir
Trink' auch ich ein Leben mir!

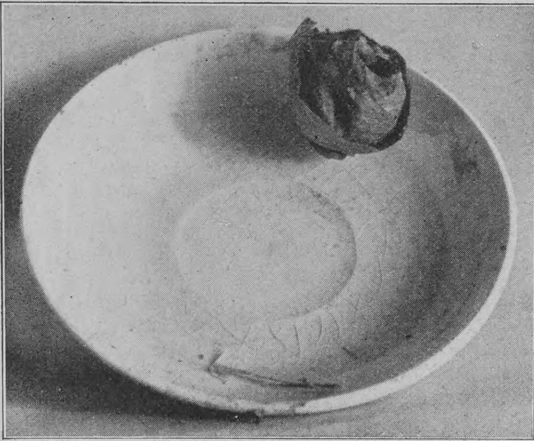
Hanns von Gumppenberg



Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Bildnis der Tänzerin Cléo de Merode

Nach einem Gemälde von Fritz August von Kaulbach


Nest von Vespa media an einem Teller

Die Wespen als Baukünstler

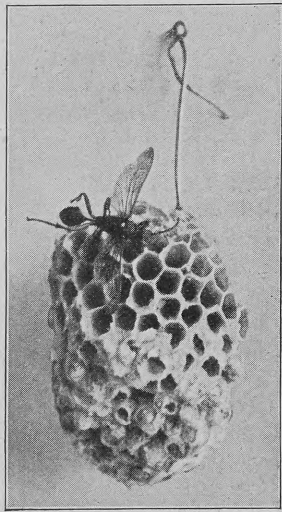
Naturwissenschaftliche Plauderei

von

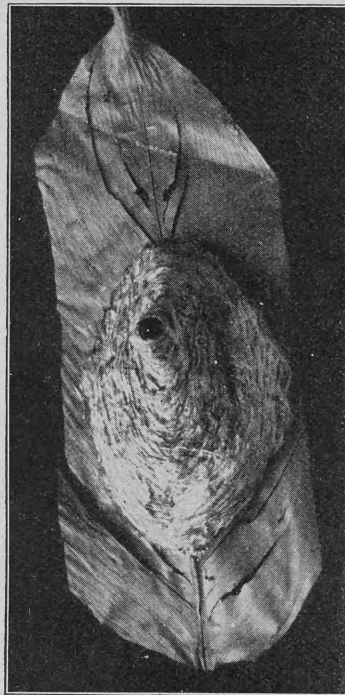
K. Diederichs-Eutin

(Hierzu zwölf Aufnahmen des Verfassers nach Originalen des Hamburger und Lübecker Naturhistorischen Museums)

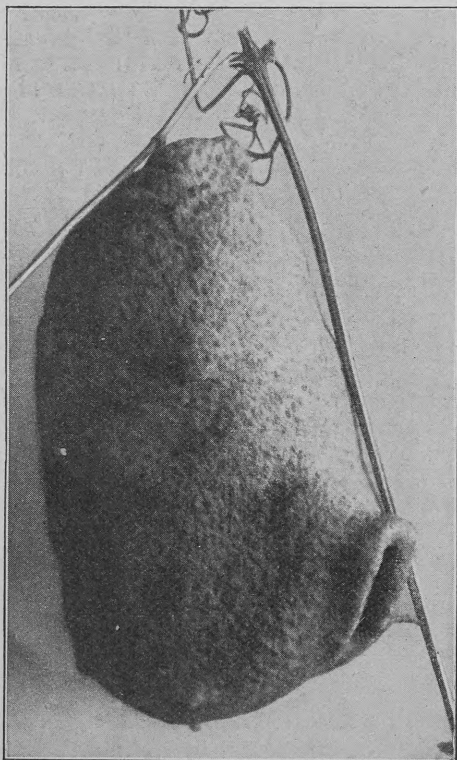
Schimmernde Blütenpracht verdeckt das Laub an den Bäumen. Die Linden sind wie überschneit, und balsamische Düfte steigen in den dunstigen Sommerhimmel. In der Luft, in den Zweigen der Bäume, im Gebüsch, überall summen tausend und aber tausend Insekten. Sie alle sind bestrebt, nach Möglichkeit die kurze Spanne Zeit, die schönen, sonnigen Tage auszukosten. Denn nur allzubald brausen die kalten Herbststürme über das Land und ihr kurzes Leben hat ein Ende, oder ihrer wartet ein langer, langer Winterschlaf.

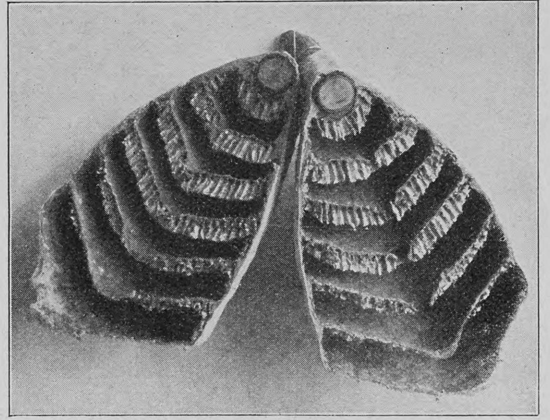

Sandwespenartige Papierwespe auf ihrem Nest (Port Natal)

Am emsigsten sind die Bienen. Von Blüte zu Blüte summen sie, um süßen Honigsaft heimzutragen. Behaglicher sitzt die Wespe an gut gewählter Stelle und saugt sich voll. Ueberall ist der Tisch gar reichlich gedeckt für das muntere Volk der Insekten. Die Wespe ist gesättigt. Sie fliegt auf und davon, und wir folgen ihr zum nahen Sandabhang. Hier können wir den Anfang eines gar wunderbaren Märchens erleben, das die Biene dort drüben in ihren Stöcken im Laufe der Jahrmillionen vollendete. Wir kennen die Geschichte vom Basilisken, jenem Ungeheuer, das die Gabe besaß, alle Geschöpfe mit seinem Blicke zu lähmen, um sie dann in eine finstere Höhle zu schleppen, wo die armen Opfer bei lebendigem Leibe von den Nachkommen aufgezehrt wurden. Diese groteske Fabel wird hier am Sandabhang der Heide zur Wahrheit. Das Ungeheuer ist eine Grabwespe, deren es viele Arten gibt. Dort kommt sie daher, und mit sich schleift sie eine vollständig wehrlose Raupe, bei weitem größer wie sie selbst. Mittels ihres gifttriefenden Stachels brachte sie der Arglosen hinterlistig einen Stich bei. Das ist ihre Basiliskengabe. Die arme Raupe krümmt sich noch ein paarmal und liegt dann still da. Sie ist nicht getötet, das würde der Wespe auch gar nicht in ihre Rechnung passen, sondern sie ist nur betäubt. Jetzt ist die Räuberin am Sandabhang angekommen, und wir sehen, wie sie ihre Beute fahren läßt, um in ein rundes Loch im Sandhang hineinzukriechen. Aber gleich ist sie wieder da, sie hat sich nur davon überzeugt, ob in ihrer Wohnung alles sicher ist. Rückwärts gehend zerrt und schleift sie nun die Raupe hinein. Diese Tragödie wiederholt sich noch ein- oder zweimal, dann legt die Wespe ein Ei auf den Grund ihrer Sandhöhle und mauert ihre Behausung zu. Aus dem Ei kriecht ein ekler Wurm, der sich nun daran macht, die Fleischtöpfe, zwischen denen er sitzt, zu leeren. Eine Raupe nach der andern wird von der Wespenlarve angebohrt und ausgesogen. Da die armen Opfer nur gelähmt und nicht getötet sind, bleiben sie bis zuletzt schön frisch. Das dauert einige Tage, der Wurm ist zusehends fetter geworden. Er beginnt sich einzuspinnen und wird zur Puppe, aus der nach kurzer Zeit eine neue Grabwespe lustig hervorkommt.


Nest von Chartergus frontalis (Puerto Cabello)

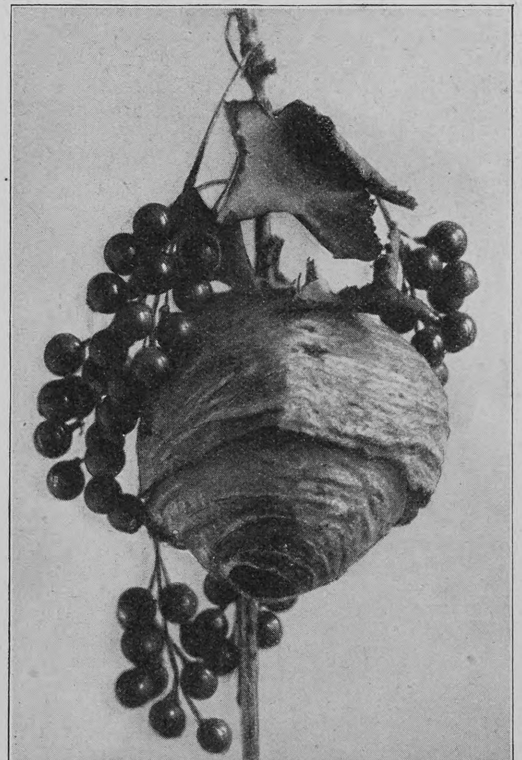
Zunächst war die Wespe Einsiedlerin. Im gelben Sandabhang der weiten Heide grub sie sich ihr einfaches Nest, ihre Kinderwiege, in den Erdboden. Die günstigen Wohnungsbedingungen führten aber bald mehr Genossinnen herbei, und so wurde Röhre an Röhre in den Abhang gebaut. Bis die ganze Gesellschaft schließlich einsah, ein gemeinsam gegrabener Stollen, von dem ja immer noch die einzelnen Röhren als separate Wohnungen abgezweigt werden konnten, war leichter anzulegen, und was sehr wichtig war, auch leichter zu verteidigen. Das war sicher ein Fortschritt. Aber ein weiterer, bedeutungsvollerer auf dem Wege zum Endziel der Staatenbildung im Sinne des Bienenstockes sollte bald folgen. Die Mutterliebe brachte ihn zuwege. Die Einsiedlerwespe legte ihr Ei, verproviantierte die Nesthöhle und bekümmerte sich nicht weiter um ihre Nachkommen. Sie bekam dieselben nie zu sehen. Allmählich aber existierten Wespenarten, die nicht bei der einzelnen Nesthöhle blieben, sie erweiterten ihren Bau zu einem kleinen Bergwerk, von dessen Hauptstollen eine Reihe kleiner Nebenstollen ins Erdreich gingen, die schließlich zu kleinen Waben mit mehr oder weniger Zellen ausgebaut wurden, im Lehmboden frei an dünnen Säulchen hängend. In der zuerst angefertigten Zelle legte die Wespenmutter ihr Ei, verproviantierte dasselbe und verschloß die Zelle. Dann wurde zum Bau einer zweiten, dritten und vierten geschritten, alle mit Eiern und Nahrung für die ausschlüpfende Brut versehen und darauf verschlossen. Aber vom Anfang bis zum Ende der Legezeit war eine lange Periode. Ehe die letzte Zelle fertig, das letzte Ei gelegt war, schlüpfte schon aus dem ersten eine junge Wespe hervor. Erstaunt betrachteten sich Mutter und Kind. Aber nicht lange dauerte die Verwunderung, unser junges Wespchen begriff schnell seine Aufgabe, hurtig flog es davon, trug Bau- und Nährmaterial herbei und half tatkräftig am Bau des großen Werkes. Sie wurde zur Arbeiterin, während die Mutter fortfuhr, Eier in die neuen Zellen zu legen. Fortan gab es dauernde Arbeitswespen und eine eierlegende Königin, genau wie im Bienenstock. So fingen die Wespen an, sozial zu werden.

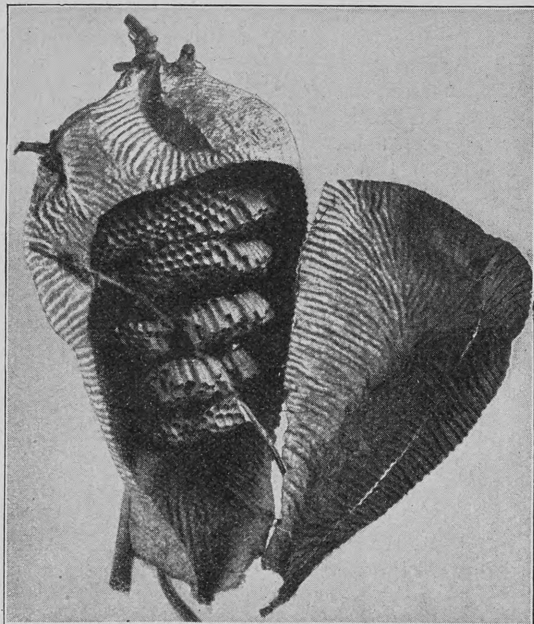

Lehmnest von Polybia cayennensis


Durchschnittenes Nest von Chartergus nidufans

Das war auch der Anfang zu jenen wunderbar kunstvollen Wespennestern, deren sinnreiche und künstlerisch vollendete Einrichtung uns in Staunen und Verwunderung versetzt.

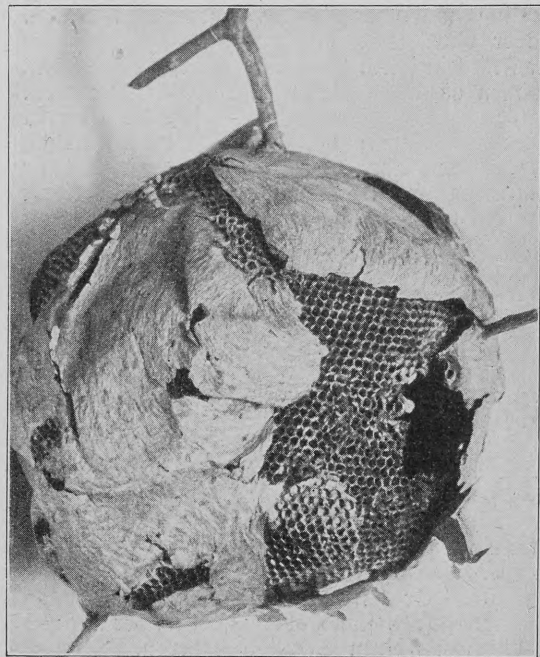
Vor allem sind es die sogenannten Papierwespen (Vespidae), die es verstehen, ihre Wohnungen kunstvoll herzustellen, und unter ihnen wiederum diejenigen Arten, die in den Tropen leben. Wie dort unter der Glut der Sonne alles Leben farbenfreudiger und abenteuerlicher geformt ist, so auch die Wespennester, die dort den größten Grad der Vollkommenheit und die größte Mannigfaltigkeit erreichen. Die Wespen, diese kleinen geschickten Baumeister, verstehen es wie kein zweites Insekt, nach genauen Bauplänen zielbewußt zu arbeiten. Eigentlich verwunderlich genug, wenn man den kriegerischen, wilden Sinn, der den meisten Wespen innewohnt, in Betracht zieht. Ja, die Wespennester können auf dem Gebiet der Insektenbauten selbst als Glied gelten in jener Kette, die uns als Beweis der modernen Entwicklungsgeschichte gilt. Schon Aristoteles und Plautus haben darauf hingewiesen, daß eine ganze Reihe von Verhältnissen im Bauplan der Wespennester vorhanden ist, die auf Anfänge von Fähigkeiten hinweist, die in höchster Vollkommenheit im Besitz des Menschen sind. Sucht dieser sich für seine Bauwerke den geeignetsten und sichersten Platz aus, so versteht es auch die Wespe, genau den passenden Träger, den sichersten Ort für ihr Nest ausfindig zu machen. Die Anheftungsweise der Wespennester ist sehr verschieden. Manche Arten legen ihre Wohnungen an die


Nest von Vespa media im Johannisbeerstrauche



Nest von Chartergus apicalis (Bahia)

Unterseite großer Blätter an. Andre bauen sie in Astgabeln, indem sie die Zweige fest umwickeln. Wieder andre hängen ihr Nest hoch oben in die Wipfel der Bäume oder sie bauen sich an Häuserbalken oder unter Mauervorsprüngen wie die Schwalben fest. Ebenso besteht in der Form der Nester eine große Mannigfaltigkeit. Da gibt es solche, die das Aussehen einer Kugel oder eines stumpfen Kegels haben, andre sind walzenförmig oder halbkugelig. Ferner gibt es große, unregelmäßig geformte Nester, die noch obendrein mit Zacken und Stacheln versehen sind. Die einfachsten Nester bestehen bloß aus einer Anzahl Waben ohne jegliche Umhüllung. Sie werden mit nach unten gerichteten Zellen an Baumstämme, Blätter und dergleichen gebaut, wie zum Beispiel die Nester der Polistesarten, von denen die französische Papierwespe nicht nur in Frankreich, sondern auch in Deutschland vorkommt. Ferner bauen solche einfachen Nester die Apoica pallida aus Brasilien, die Polybia pediculata, die ihre Waben

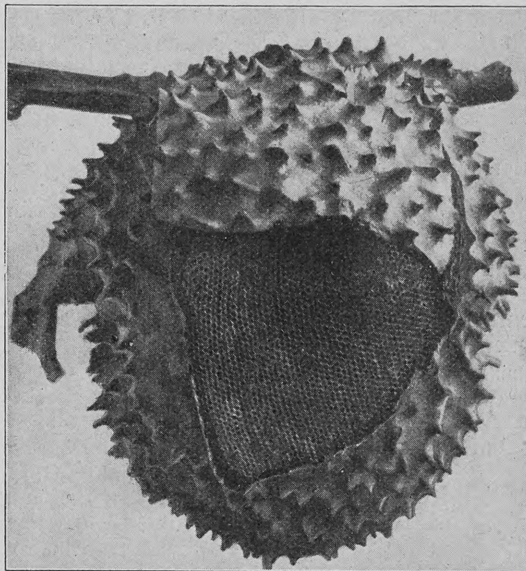


Nest von Nectarinia Lecheguana

an der rauhen Rinde eines Baumstammes angeheftet hat, und die sandwespenartige Papierwespe, die in ihrer Heimat ihres empfindlichen Stiches wegen sehr gefürchtet wird.

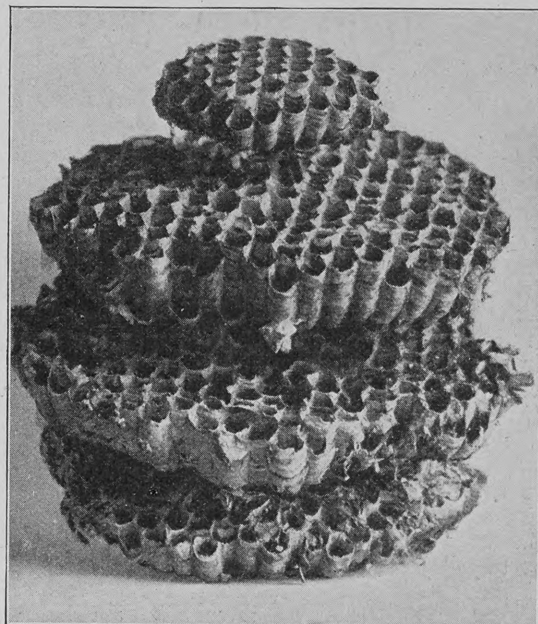
Immerhin sind es aber nur wenig Wespenarten, die sich mit so kunstlosen Wohnungen behelfen, besonders dann nicht, wenn sie in großen Völkern beisammenwohnen. In den meisten Fällen umgeben die Tiere ihre Waben mit einer Umhüllung. Als Baustoff dient ihnen dabei sowohl für die Umhüllung wie auch für die Zellen und Waben vorwiegend Pflanzenmaterial, das von der Wespe zerkaut und mit ihrem chitinhaltigen Speichel tüchtig durchtränkt wird, worauf sie diesen Pflanzenbrei zu ihren papierartigen Nestern zusammenfilzen. Die Umhüllung kann sehr dünn und elastisch ausgeführt sein, wie zum Beispiel die Bauwerke unsrer einheimischen Wespen. Solche Hüllen bestehen durchweg aus langem Bastzellengewebe, das die Wespen von Baumstämmen abnagen. Anderseits gibt es Nester, die aussehen, als seien sie aus einer weißen Pappmasse hergestellt, wie zum Beispiel diejenigen der tropischen Chartergusarten. Diese Hülle verleiht den Nestern eine große Stabilität, die in der Tropenzone mit ihrer Sonnenglut und Regenzeit nur von Vorteil ist. Derartige Pappnester werden von den Wespen aus zerkauten und verfilzten Pflanzenhaaren, Gefäßbündelstücken und dergleichen hergestellt. Auch gibt es Wespenarten, die zum Bau ihrer Nester anorganische Stoffe gebrauchen, wie die Polybia cayennensis, die quarz- und glimmerhaltigen Ton verwendet. Diese Nester werden natürlich sehr schwer; die Wespe sucht sich daher immer zum Anheften einen zwar dünnen, aber zähen Zweig aus, der stets nach abwärts wächst, damit er die schwere Last, ohne zu brechen, tragen kann.

Wie die äußere, so ist auch die innere Einrichtung der Wespennester durchaus verschieden, wenngleich eine gewisse Uebereinstimmung untereinander nicht in Abrede zu stellen ist. Im großen und ganzen lassen sich zwei Systeme voneinander unterscheiden, nämlich deckelwabige und säulenwabige Nester. Solche ersterer Art bauen sich beispielsweise die Polybia rejecta. Als Abschluß jeder einzelnen Wabe folgt ein Deckel, an dem die folgende Wabe mit ihren Zellen angeheftet wird. In der Mitte eines jeden Deckels bleibt ein Flugloch offen, das sich durch den ganzen Bau fortsetzt und hier als Fahrloch bezeichnet wird. Diese sinnreiche innere Einrichtung veranschaulichen uns die beiden Hälften eines durchschnittenen Nestes von Chartergus nidufans. Bei allen nach diesem Stil gebauten Nestern, von denen wir noch einige sehr schöne Exemplare, die zum Teil geöffnet sind, abgebildet sehen, bei den Riesennestern der Chartergus sericeus, Polybia scutellaris, Icaria Cabetii und Nectarinia Lecheguana, hängt die äußere Hülle auf das engste mit den Zellen und Waben zusammen, jeglicher Hohlraum ist vermieden. Einem ganz andern Bauplan folgen diejenigen Wespen, die ihre Nester säulenwabig einrichten. Das Nest des Chartergus apicalis veranschaulicht uns ein solches System. Wir sehen deutlich im geöffneten Nest, wie die einzelnen Waben, die stockwerkartig aufeinander folgen, durch Stielchen angeheftet an einen Zweig in der Umhüllung hängen. Noch deutlicher veranschaulicht uns das die ihrer Hülle entkleidete Wabensäule der Hornisse. Ebenso wie sie baut die tropische Polybia ampullaria ihr kugeliges Nest an der unteren Seite von Blättern. Da die Waben ringsherum zugänglich sind, fehlen bei dieser Bauart die Fahrlöcher und nur am unteren Ende des Nestes befindet sich ein Einflugloch.



Nest von Polybia scutellaris (Argentinien)

Nach diesem Nestsystem bauen alle unsre einheimischen Arten. Teils in Erdhöhlen und hohlen Bäumen, in Zweigen und Buschwerk, teils in den menschlichen Wohnräumen, wie z. B. die Hornissen, Vespa crabro, die ihre großen, bunten Nester gern an Dachsparren und Balken anhängen. Die mittlere Wespe, Vespa media, baut ihre niedlichen Nester mehr im Baumgezweig, aber sie scheut sich auch nicht, sie in die Häuser zu bauen. Und wenn sie in günstigen Jahren sehr zahlreich auftreten, können sie zur großen Last werden, wie einmal in einem alten Bauernhause, an dessen Gebälk die dreisten Wespen Hunderte von Nestern gebaut hatten. Eines unsrer Bilder zeigt uns sogar, wie die Vespa media sich ihr Häuschen fein säuberlich auf einen Teller gestellt hat.



Wabensäule der Hornisse (Vespa crabro)

Die Waben im Wespennest sind nichts andres wie Scheiben von Brutzellen, in die je ein Ei gelegt wird nebst etwas Proviant, der bei diesen Wespen schon nicht mehr tierischer Natur ist wie bei den Raubwespen, sondern aus Honigsaft und Blütenstaub der Blumen besteht. Aus dem Ei schlüpft die Larve, die sich bald zur Puppe einspinnt, ihr Häuschen mit Seidenfibrin austapeziert und es mit einem Deckel verschließt. In dieser Seidenwiege geht das Insekt der völligen Entwicklung entgegen. Nach einiger Zeit wird der Deckel der Zelle durchnagt, und die junge Wespe verläßt fröhlich ihre kunstvolle Wohnung.



Nest von Polybia rejecta



Riesennest von Icaria Cabetii (Australien)

Der Prolog

Humoreske

von

Gustav Falke

(Schluß)

Natürlich war ich längst dahintergekommen, daß mein guter Tasso Winsel in Fräulein Meta seine Leonore verehrte. Ja, daß er etwas eifersüchtig veranlagt war. Aber schon gewillt, ihn nicht zu verletzen, war ich doch nicht gesonnen, mir mein harmloses Vergnügen an dem naiven Geplauder der niedlichen Blondine ganz stören zu lassen, und geradezu für meine Pflicht erachtete ich es, wenigstens einmal einen Walzer mit ihr zu tanzen. Das ging dann so famos, daß ich Lust auf einen zweiten bekam, und da ich ein guter Tänzer war — lächeln Sie nicht so mokant, Böckchen! — und Vater und Mutter Murrjahn nur so mit Herr Doktor hinten, Herr Doktor vorn um sich warfen und den Stolz, einen studierten Ehrengast des Klubs an ihrem Tisch zu haben, weithin leuchten ließen, so hatte ich auch bald bei Fräulein Meta einen Stein im Brett. Und wie es so geht — zuletzt hatte ich selbst Feuer gefangen, ohne es zu merken. Tasso aber war vom Hof von Ferrara verbannt, oder vielmehr, ich hatte ihn ahnungslos hinausgegrault. Ich muß sagen, ich hatte in meiner Poussierfreude meinen guten August bald wieder vergessen, und als ein feindlicher Blick von ihm mich wieder an ihn mahnte, dachte ich, was will er denn? Ich werde mir doch seinetwegen keinen Kummer machen. Dank ist er mir auch schuldig. Das fehlte noch, für meinen Prolog hier fünftes Rad am Wagen zu spielen.

Als das Vergnügen aus war, bekam mein Blondchen dann noch einen Handkuß. Ich half ihr ins Jäckchen, hielt ihren Schirm und machte sonst den Ritter. Der alte Murrjahn knurrte etwas von großer Ehre und die Mama sagte: ‚Besuchen Sie uns auch mal.‘

Und dann ging ich ganz sentimental im Mondschein nach Hause und deklamierte im Bett noch:

> Du bist wie eine Blume
> So hold und schön und rein.

Na, das stimmte ja auch alles, wenn man das schön auf hübsch milderte und das hold nicht gar zu minneselig hoch griff.

Am andern Morgen dachte ich freilich wieder etwas kühler über Fräulein Meta Murrjahn. Gewiß, ein niedlicher Käfer! Aber die alten Töpfermeisters! Und dann hatte Fräulein Meta immer Gratulat-zi-ohn und Reputat-zi-ohn und Honorat-zi-ohren gesagt, und die Alte hatte von Penn-si-ohn gesprochen. So was tut ja freilich der Liebe keinen Abbruch. Aber meinen Gefühlen für Fräulein Meta wollt' es doch einigen Abbruch tun. Also war es wohl keine Liebe, was mich beseelte.

Dennoch dachte ich in den nächsten Tagen oft an das niedliche Frätzchen, die guten blauen Augen, das naive Geschwätz, die weichen Hände, die ich geküßt hatte, und sah mich auf der Straße auch mal um, ob nicht zufällig Fräulein Murrjahn daherkäme.

Das tat sie denn auch. Und Meta sehen und Meta wieder lieben, war eins. Sie sah so niedlich aus in ihrem hellen Jäckchen, hielt sich so adrett und wurde — was den Ausschlag gab — so rot, daß sie mich damit ansteckte. Die Frucht dieser Begegnung war ein Epigramm:

> Dein Vater ist ein Töpfer, Kind,
> Ein leerer Topf sein Sohn,
> Du aber bist ein Kunstgebild
> Aus seinem besten Ton."

„Donnerwetter! Geistvoll!" unterbrach Böckchen.

„Lassen Sie diese überflüssigen Unterbrechungen, Böckchen! Wenn man verliebt ist, ist man immer geistvoll. Erhöhtes Seelenleben. Dieses Epigramm bekam Nachfolger. Tasso bekam auch seinen Teil:

> Die Brandung meines Herzens bäumt
> Und brüllt nach dir, begreife
> Das ganz, doch wenn der andre schäumt,
> O Lieb, so ist es Seife."

„Sie waren sehr verliebt, Doktor, das muß man sagen," lachte Küsterle.

„Das war ich," sagte Goldammer. „Wenn ich mich auch jetzt dieser Verse schäme.

Aber hören Sie weiter. Mit der Liebe wuchs auch mein Bart und erinnerte mich, daß es auch einen August Winsel auf der Welt gäbe.

Vor dem ersten Wiedersehen graute mir etwas, das muß ich sagen. Aber ich hatte Glück. Statt seiner traf ich den Meister selber. Der hatte sich den Fuß ein wenig verletzt, nicht schlimm gerade, aber August mußte doch für ihn die Kunden aus dem Haus bedienen.

Nun hinkte der redselige Meister, Pinner hieß er übrigens, fällt mir grad ein, um mich herum, rasierte und schwatzte abwechselnd und freute sich anscheinend ganz außerordentlich, mich mal wieder zu sehen. Er hatte natürlich erfahren, daß ich im Klub Erato gewesen war und daß sein Gehilfe einen so schönen Prolog gedichtet hatte. ‚Na, nu sagen Sie mal, Herr Doktor, wie war es denn? Nett? Ja? Und sagen Sie mal, der August hat ja wohl geradezu was gedichtet! Wer hätte das gedacht! Ich will nicht sagen, daß ich mir's nicht gedacht hätte, nein, so was Aehnliches hab ich ihm schon zugetraut. Ich dacht', er würd' am Ende noch mal auf die Bühne gehen. Aber nun geradezu was dichten. Nee, das hätte ich nicht gedacht. War's denn was? Sagen Sie mal, kann er denn wirklich was?‘

Sollt' ich meine eignen Verse schlecht machen? Ich lobte sie natürlich und damit auch ihren unglücklichen Pflegvater.

‚Sehen Sie, das will ich ihm doch sagen,‘ sagte Meister Pinner, ‚daß Sie seine Verse gelobt haben. Vielleicht bringt's ihn wieder 'n bißchen in die Höh'! Er läßt nämlich den Kopf so hängen in diesen Tagen, als wenn er was hätt'!‘

‚Was soll er haben,‘ sagte ich. ‚Er macht wahrscheinlich neue Verse.‘

Der Alte machte ein Gesicht, als mißbillige er das. Er mochte an seine Kunden denken. Und recht hatte er ja. Hat doch nicht nur Apollo den Marsyas geschunden, sondern so manche seiner Söhne auch andre Sterbliche. Ob es ratsam ist, sich von einem Dichter barbieren zu lassen? Mir würde er schon nichts tun. Eine Krähe hackt der andern die Augen nicht aus."

„Die Krähen, nee. Aber die Dichter? Das soll doch vorkommen."

„Kann sein, Küsterle. Meine sind aber noch vorhanden, obgleich mein Freund das nächstemal, wo ich ihn wieder antraf, einen etwas seltsamen Eindruck machte. Ganz Kainz-Tasso, aber diesmal noch mit irgend etwas multipliziert, um Böckchens Witz zu Ehren zu bringen. Es war so etwas Fremdes noch dabei, nichts Vertrauenerweckendes.

Ich tat ungezwungen, sagte ihm jovial guten Tag und ließ mich etwas kräftiger als sonst in den Sessel fallen.

‚Etwas frisch heute,‘ sagte ich und rieb mir die Hände. Er antwortete nicht. Er drehte mir den Rücken zu — ich konnte ihn im Spiegel kontrollieren — und schärfte das Messer.

Ich räusperte mich möglichst gleichgültig und befahl ihm — so eine plötzliche Eingebung —, mir die Fliegenden Blätter zu geben. Da mußte er ja nun gehorchen, und ich sah in ein unbewegtes Gesicht. Nur die Augen hatten mehr Glut als sonst, und der Mund war fester zusammengekniffen.

Nun kam mir sein stummes Gebaren aber doch albern vor und ich sagte: ‚Na, Sie sind ja so schweigsam heute! Fehlt Ihnen was?‘ Es dauerte eine Weile der Ueberwindung, bis er antwortete.

‚Nichts, Herr Doktor, gar nichts.‘

Er stand jetzt mit dem Frisiermantel hinter mir, und da gewahrte ich im Spiegel einen so brennenden Blick des Hasses, daß mir mit einemmal höchst ungemütlich wurde. Auch das Multiplikationsexempel löste sich mir. Das war Tasso dividiert durch Hamlet mal Othello.

Nein, dacht' ich, dem vertraust du deine Kehle heute nicht an. Wenn die Mordchronik deines Blattes um einen sensationellen Fall bereichert werden soll, willst du doch nicht selbst den Stoff dazu liefern.

‚Erlauben Sie,‘ sagte ich hastig. ‚Da fällt mir gerade ein, ich habe was Wichtiges vergessen. Ich muß eben noch mal in die Redaktion. Mein Kollege weiß sonst nicht ein noch aus.‘

Damit sprang ich auf, riß meinen Ueberzieher vom Haken und rief ihm zu: ‚In einer halben Stunde bin ich wieder da.‘

Als ich draußen war, schämte ich mich aber doch. Was war nur in mich gefahren! Wie konnte ich so töricht sein! Eifersüchtig war er ja, und einen Haß hatte er auch auf mich. Aber von da bis zum Gurgelschnitt — ich schämte mich fürchterlich. Feigling! schalt ich mich.

Ich mußte wieder hin, mußte tun, als hätt' ich wirklich nur etwas vergessen gehabt. Ich lief ein paar Straßen auf und ab, wurde immer ruhiger über ihn und ärgerlicher über mich, schob alles auf einen plötzlichen Nervenchok, machte kehrt und trat wieder bei ihm ein.

Er sah mich eigentümlich an. Ein leichter Anflug von Hohn schien mir über sein düsteres Gesicht zu laufen.

‚Da bin ich wieder,‘ sagte ich möglichst leicht; ‚ärgerlich, solche Vergeßlichkeiten.‘

Ob er mich wohl durchschaut hatte? Er hatte so einen wunderlichen Ausdruck. Dann hatte ich mich aber unsterblich blamiert. Um jeden Preis mußte ich diesen Gedanken wieder bei ihm verwischen. Ich ließ mich ostentativ langsam und sanft in den Sessel gleiten und sagte dabei so nonchalant als möglich: ‚Na, hat Herr Pinner Ihnen erzählt, daß ich neulich Ihren Prolog bis in die Puppen gelobt hab'?‘

Er sah mich mißtrauisch an.

‚Nein,‘ sagte er kurz.

‚Na, ich hab' Sie aber ordentlich rausgestrichen,‘ entgegnete ich. ‚Das müssen Sie doch gemerkt haben? Zeigt er nicht einen tüchtigen Respekt vor Ihnen?‘

‚Wenn ich mir erlauben dürfte zu bemerken, ich finde es nicht hübsch, daß der Herr Doktor seinen Spott mit mir treiben,‘ sagte er elegisch.

‚Spott treiben? plagt Sie der Deubel?‘ schalt ich. Ich hatte jetzt Ueberwasser und benutzte es, ihm den Kopf zu waschen.

‚Es war nicht recht von mir,‘ sagte er, und seine Stimme zitterte. ‚Ich hätte mich nicht mit Ihrem Prolog brüsten sollen.‘

‚Dummes Zeug! Das haben Sie ja gar nicht. Sie waren in einer Zwangslage,‘ beruhigte ich ihn.

‚Durch meine Schuld. Und dann das andre,‘ seufzte er förmlich.

‚Welches andre?‘ fragte ich.

Er schwieg und fing an zu schaben. Ich merkte, seine Hand war nicht ruhig. Aber ich wollte es nicht merken. Du fängst wieder an, nervös zu werden, schalt ich mich.

Aber welches andre mochte er meinen?

Natürlich, das mit dem Mädel. Und plötzlich kam mir der lächerliche Gedanke, das heißt, damals war er mehr fürchterlich — wenn er dir jetzt die Kehle abschneidet, weiß kein Mensch nachher, daß du den Prolog gemacht hast.

Mein Gott, wie viele Motive hatte dieser Mensch, mir die Gurgel abzurasieren! Nun, das sind keine angenehmen Gedanken, während das Messer immer so schab-schab um Kinn und Kehle kratzt. Aber es verlief unblutig. Er half mir sogar in meinen Rock hinein und öffnete mir die Tür. Als ich draußen war, fing ich aber noch einen Blick auf, den hatte die Hölle geboren.

Von jetzt an gehst du doch lieber hin, wenn der Alte da ist, nahm ich mir vor, kam aber nachher auf den klugen Gedanken, mir den verliebten Jüngling mal mit Humor zu kaufen und ihm in aller Güte auseinanderzusetzen, daß der liebe Gott Fräulein Meta Murrjahn nicht für ihn allein geschaffen hätte. Er sollte einsehen, daß jeder ein Recht hätte, sie niedlich zu finden, ihr den Hof zu machen und sie eventuell zu heiraten, wenn sie ihn haben wolle. Aber von Eifersucht ließe ich mir nicht imponieren. Aber nun denken Sie sich, klopft es da am nächsten Tag nach Feierabend an meiner Tür, und herein tritt mein Tasso; blaß, schwermütigen Groll in den dunkeln Augen und ganz in Wichs.

Er fing auch gleich an zu sprechen, atemlos, ich weiß nicht, waren es die Treppen oder die drängende Fülle seines Busens.

‚Herr Doktor verzeihen — ich habe — sozusagen — sozusagen was Wichtiges, was mich — was mich hierher treibt.‘

‚Bitte, was ist es denn? Nehmen Sie erst mal Platz,‘ forderte ich ihn auf.

‚Ich muß danken, ich danke — das heißt — ich kann mich nicht eher setzen —‘

‚Aber was haben Sie denn, was ist denn?‘ fragte ich. Er hatte sich trotz seiner Ablehnung mechanisch gesetzt, stand aber sofort wieder auf und trat dicht an meinen Schreibtisch heran.

‚Sie haben einen sonderbaren Begriff von mir bekommen gestern morgen‘ — sagte er langsam und düster.

‚Wieso? Nicht daß ich wüßte,‘ heuchelte ich.

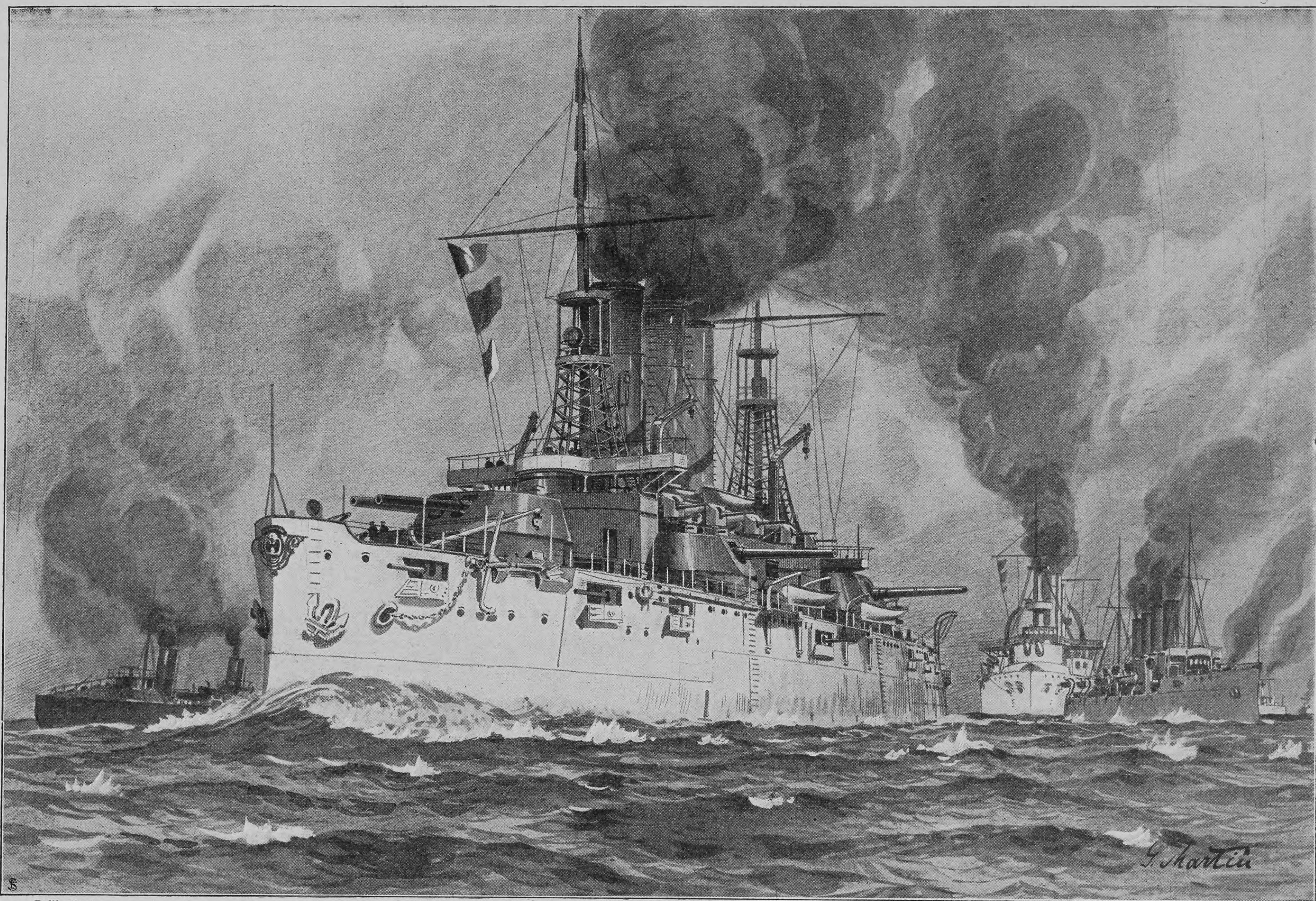
‚Doch, doch, das müssen Sie. Ich fühl' es.‘ Er sah finster vor sich hin. ‚Es hat mich übermenschliche Anstrengungen gekostet.‘ Er wurde feierlich. ‚Ein zweites Mal würde ich diesen Sieg nicht über mich erringen.‘

Also doch! dachte ich. Mir wurde auch etwas feierlich zumute. Dieser Mensch! Warst du wirklich seinem tödlichen Schnitt überantwortet?

‚Aber was soll ich tun?‘ fuhr er fort. ‚Was soll ich nun tun? Ich wollte Sie bitten, nicht wieder zu kommen. Aber das darf ich nicht! Ich habe Pflichten gegen meinen Prinzipal. Sozusagen. Ich wollte kündigen. Aber ich habe eine Mutter.‘

‚So, so,‘ sagte ich teilnahmsvoll.

‚Ja, eine Mutter,‘ wiederholte er und schwieg vor innerlicher Bewegung.



G. Martin fec.

Vergl. den Aufsatz auf der folgenden Seite

Das neue Riesenlinienschiff der amerikanischen Flotte „South Carolina“

‚Aber was beabsichtigen Sie, was wünschen Sie? Was haben Sie auf dem Herzen?‘ fragte ich etwas unwillig.

‚Ich könnte Sie fordern,‘ sagte er schwermütig. ‚Ich wollte es. Ich komme eigentlich deswegen, sozusagen. Zweifeln Sie nicht an meinem Mut. Aber der Prolog! Der unglückliche Prolog hält mich zurück. Und meine Mutter! Meine unglückliche Mutter!‘

Jetzt brach ich aber in ein schallendes Gelächter aus, so daß er mich ganz verstört ansah.

‚Sie sind ja ein ganz verrücktes Huhn!‘ schrie ich ihn an. ‚Sie wollen mich fordern, mich, Ihren Wohltäter?‘

Bei dem ‚Wohltäter‘ zuckte der arme Kerl zusammen. ‚Ja, Wohltäter!‘ wiederholte ich grausam. ‚Das sage ich Ihnen: Bevor einer von uns die Erde mit seinem Blut düngt, erfährt die Welt, wer der Verfasser Ihres berühmten Prologs ist.“

Er fuhr wie gestochen auf und lief im Zimmer hin und her.

‚Das ist es ja! Das ist es ja! Ich bin in Ihrer Hand! Sie können mich vernichten! Aber mein Herr!‘ Er pflanzte sich dicht vor mir auf — ‚dies ist ein fühlendes Herz. Auch ich bin den beseligenden Gefühlen der Liebe sozusagen zugänglich. Auch ich liebe, auch ich leide!‘ Und dabei schlug er sich immer aufs Herz, da, wo es meiner Meinung nach gar nicht sitzen konnte, so ungefähr unter der letzten Rippe. Ich pflege an dieser Stelle meine Taschenuhr zu tragen und würde die solchen temperamentvollen Schlägen nicht aussetzen.

Sonderbarerweise fesselten mich von seinem leidenschaftlichen Ausbruch diese Herzschläge am meisten, und ich sah immer auf die seitwärtige Partie seiner Magengrube, die er so unsanft behandelte.

Da ich nichts sagte, schwieg auch er zuletzt und sah mich düster an.

‚Hören Sie mal, lieber August,‘ unterbrach ich das gegenseitige Anstarren. ‚Sind Sie denn so rasend verliebt in das Mädel?‘

‚Sie meinen Fräulein Murrjahn,‘ sagte er in verweisendem Ton. ‚Ja, ich liebe sie, ich liebe sie!‘ rief er und schlug sich wieder auf die Magengegend.

‚Na, dann heiraten Sie sie doch,‘ lachte ich.

‚Heiraten?‘ fragte er verständnislos, als hätte ich ihm zugemutet, dem Mond Locken zu brennen.

‚Herr Doktor! Wie könnte ich! Dieses reine Mädchen, das so hoch über mir steht.‘

‚Na, holen Sie sie man 'n bißchen weiter runter. So hoch stehen sie alle nicht, daß sie nicht gern heirateten,‘ ermunterte ich ihn.

‚Sie, ja Sie sind ein gelehrter Mann, ein Dichter, ein Poet sozusagen! Aber ich, was bin ich?‘

‚Ein großes Schaf, lieber August,‘ sagte ich, ärgerlich über seine albernen Tiraden. ‚Nun will ich Ihnen aber ernstlich was sagen. Diese Geschichte langweilt mich. Das muß ein Ende haben. Entweder Sie oder ich. Das sehe ich ein, das sehen Sie ein. Gut. Zwei Wege gibt es nur. Entweder wir schlagen uns, ich bin bereit; wir können uns auch schießen — das ist mir einerlei. Aber vorher erfährt die Welt — Sie wissen, was ich meine.‘

Er zuckte nicht mit den Wimpern, als ich von Schlagen und Schießen sprach, sondern sah nur unendlich schmerzlich zu Boden. Aber als ich den Prolog erwähnte, fuhr er zusammen.

‚Nein! Niemals!‘ rief er pathetisch.

‚Gut! Also der andre Weg. Das ist der, daß einer von uns Fräulein Murrjahn heiratet. Ich liebe sie auch, daß Sie es nur wissen. Ja, ich auch.‘ — Dabei schlug ich mir auch ein paarmal auf den Magen. — ‚Aber ich weiß, Sie haben ältere Rechte. Das geb' ich zu. Also gut. Gehen Sie hin, morgen, gleich morgen, und halten um ihre Hand an.‘

‚Herr Doktor!‘ rief er wie verzweifelt. ‚Morgen?‘

‚Wenn Sie nicht wollen, daß ich Ihnen zuvorkomme. Denn übermorgen gehe *ich* hin,‘ erklärte ich mit aller Bestimmtheit, die mir in dieser komischen Situation zu Gebote stand.

‚Und sie erfährt nie, wer den Prolog gedichtet hat?‘ fragte er beschwörend.

‚Nie, sozusagen!‘ beteuerte ich.

‚Gut, ich gehe, ich halte um sie an. Aber ich weiß, sie verschmäht mich. Was kann ich ihr bieten? Sie wird lieber Frau Doktor werden. Sie verdient es auch. Sie ist ein Engel!‘

In der Tür blieb er noch einmal stehen.

‚Wenn ich mir erlauben dürfte zu bemerken — wenn sie nun ja sagt?‘

‚Ihrem Glück werde ich nichts in den Weg legen.‘

‚Danke, danke. Herr Doktor! Aber sie sagt nein, ich weiß es, sie sagt nein!‘

Das war auch meine Meinung. Ob er wohl wirklich hingehen wird, dachte ich.

Aber wirklich, er ging hin, und ich war baff — sie nahm ihn.“

„Kluges Mädel,“ sagte Bock. „Einen Schaumschläger hätte sie auf alle Fälle bekommen. Da nahm sie den hübscheren.“

„Etwas unglaublich, Ihr guter Seifen-Tasso,“ meinte Doktor Küsterle.

Goldammer strich sich seinen spärlichen Bart. „Aus der Entfernung, ja. Aber ich hab' ihn erlebt. Er war so. Ich hoffe, daß meine Reputat-zi-ohn als Erzähler bei Ihnen nicht unter dieser Geschichte gelitten hat.“

„Prost, Goldchen, trinken Sie mal aus,“ rief Bock. „Und freuen Sie sich der geretteten Gurgel, indem Sie noch eins durchgießen. — Piccolo! Noch 'n Pilsner für Doktor Goldammer!“

Schöne Zeile

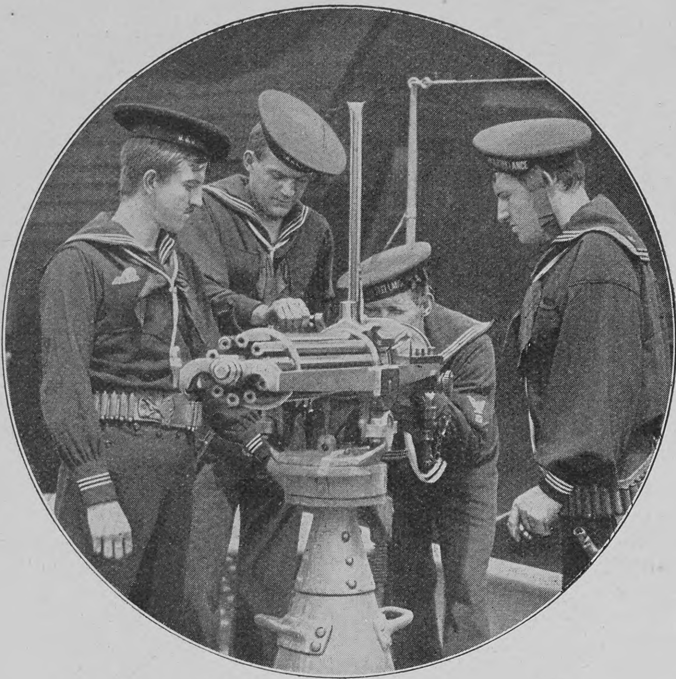
Der Heinrichspark steht ganz in Blüten.“
In einem deiner Briefe fand
Ich diesen sonnenüberglühten,
Glitzernden Satz — du liebe Hand!

Du schriebst die Zeile so im Briefe
Gleichmütig hin und wußtest nicht,
Daß sie von Klang und Wohllaut triefe!
Mir war sie wie ein Lenzgedicht.

Seither ist fast ein Jahr vergangen:
Der Park war grün, ward gelb, war tief
In seinen weißen Traum befangen,
Die schöne Zeile aber schlief.

Heut steh' ich in dem lenzerglühten,
Erblühten Park. Er rauscht, er spricht:
„Der Heinrichspark steht ganz in Blüten!
Suchst du vielleicht dein Lenzgedicht?“

Hugo Salus



Amerikanische Matrosen am Revolvergeschütz

Die amerikanische Marine

Von

Otto von Gottberg

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen und einer Zeichnung)

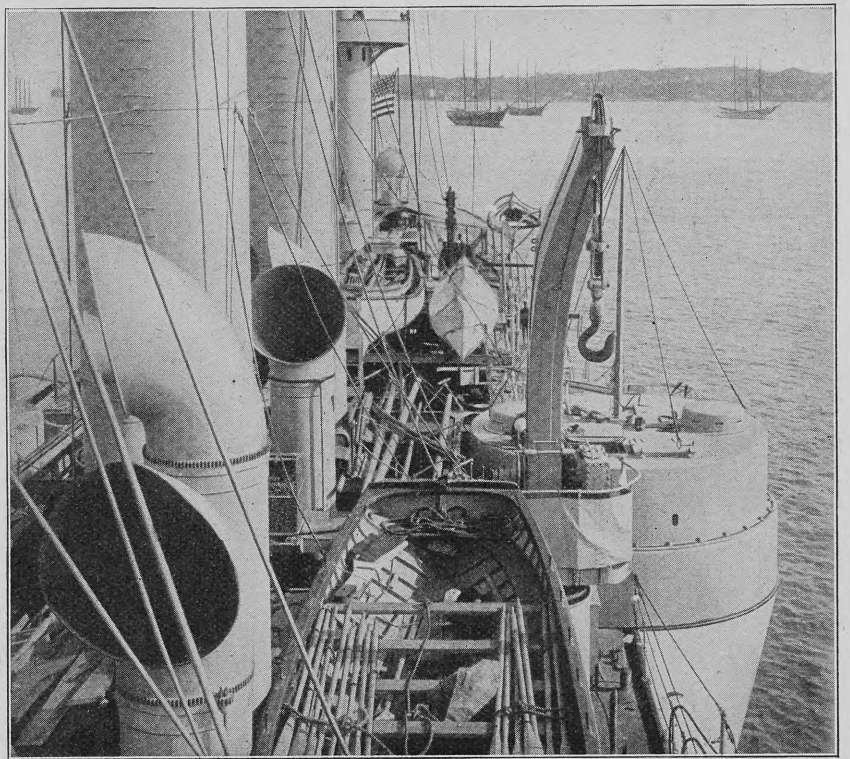
Das Rooseveltsche Weltmachtsprogramm, durch eine Mehrheit von Amerikanern an der Wahlurne gutgeheißen, fordert eine Bundesflotte, stark genug, um sich gegen die Geschwader jeder andern einzelnen Nation nicht nur behaupten, sondern sie niederkämpfen zu können. Also das Minimum an Wehrkraft auf den Wellen, das die Yankees in kommenden Jahren zu erreichen trachten werden, dürften etwa die jeweiligen Stärkeverhältnisse der britischen Marine bestimmen.

Unendlich praktisch und anerkennenswert, wie dieses Programm jedem scheinen muß, der erkannt hat, daß nur der Starke und Wehrhafte das „Frieden auf Erden“ zu gebieten vermag, ist es doch einstweilen als gänzlich unausführbarer Traum zu betrachten. Gewiß dürfte nichts das vom Schicksal verwöhnteste und mit Glücksgütern am reichsten gesegnete Schoßkind der internationalen Völkerfamilie daran hindern, mehr Kriegsfahrzeuge auf den Kiel zu legen, zu bauen und vom Stapel zu lassen, als Nationen mit bescheideneren Geldmitteln möglich ist. Ebenso bietet die hoch- und beständig weiterentwickelte amerikanische Schiffsbau- und Stahlindustrie wohl Bürgschaft genug, daß jedes seinem Element und seiner Bestimmung übergebene Schiff an Konstruktion und technischer Vollkommenheit dem schwimmenden Material keiner andern Nation erheblich nachstehen wird.

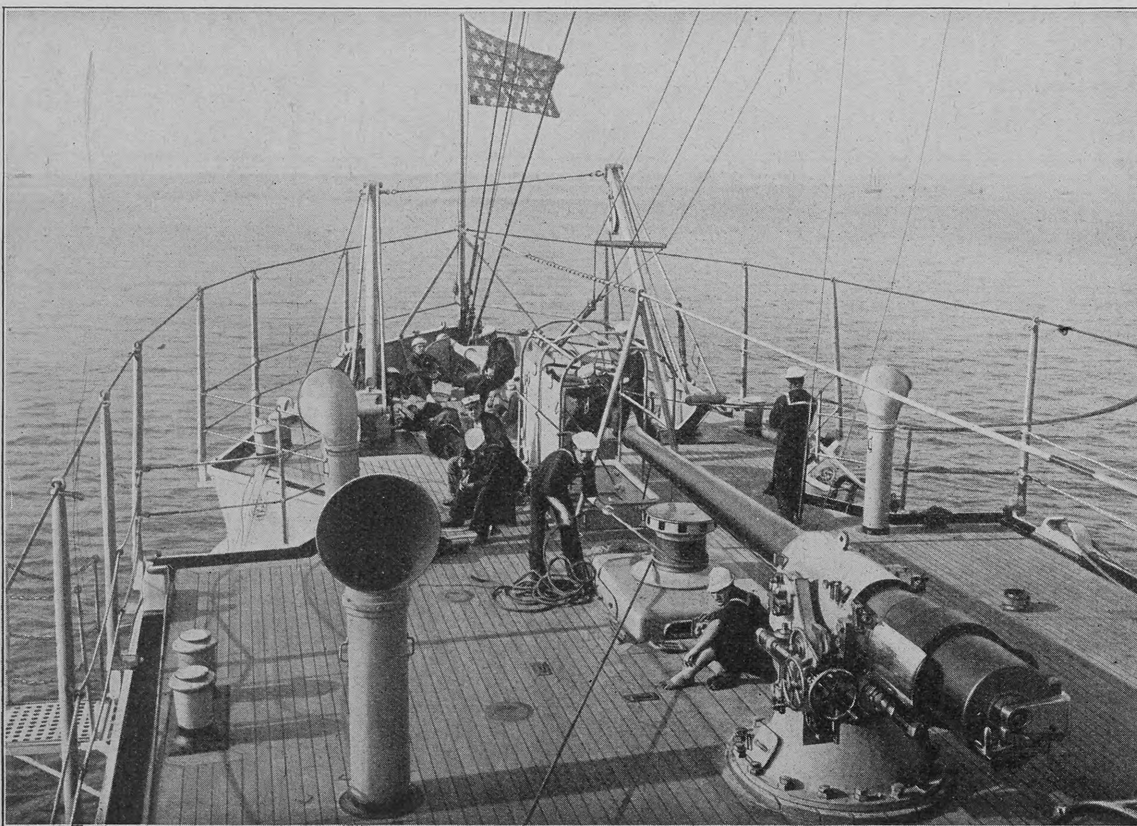
Aber nicht mit totem Material allein, auch mit lebendem Personal will Seemacht behauptet und Seegeltung erstritten sein. Stählerne Bastionen zu Wasser sind wertlos wie steinerne zu Lande, wenn nicht bemannt! Im Personal, nämlich im unzureichenden Offiziers- wie Mannschaftsersatz, dürfen wir die Achillesferse der amerikanischen Marine sehen. Wohl Tonnage, aber nicht Equipage konnte der Dollar kaufen.

Die Offiziere der Bundesflotte werden in der Marineakademie von Annapolis ausgebildet. Da, wie gegenwärtig, schon seit Jahren Geschwader nicht vollzählig auslaufen und Fahrzeuge nicht dem Jahresprogramm entsprechend in Dienst gestellt werden konnten, weil es an Offizieren fehlte, wurde im März 1903 die Vergrößerung der Akademie durch Kongreßbeschluß bestimmt. Nach Vollendung der nunmehr errichteten neuen Baulichkeiten würde jedes Mitglied beider Häuser des Parlaments berechtigt sein, während je einer Periode von zwei Jahren je zwei unbescholtene und körperlich gesunde junge Leute von genügender Vorbildung der Marineakademie als Offiziersaspiranten und Kadetten zu überweisen. Sieben weitere Zöglinge wählt wie bisher der Bundespräsident aus. Selbstverständlich werden diese im Alter von 16—18 Jahren eintretenden jungen Leute während ihrer sechs Lern- und Lehrjahre in Annapolis oder an Bord von Schulschiffen gekleidet, verpflegt und unterrichtet durch den Staat, der ihnen ein Jahresgehalt von 2250 Mark bezahlt. Ihre Gesamtzahl von je 984 Neulingen für 24 oder von 492 für 12 Monate würde ganz gewiß dem Offizierkorps einen wenigstens für die gegenwärtigen Bedürfnisse hinreichenden Ersatz sichern, wenn die Parlamentarier, die bisher übrigens jährlich nur etwa 200 Kadetten ernannten, bei der Auswahl mehr Vorsicht bekundeten. Nicht selten werden jedoch der Akademie Aspiranten überwiesen, um Politiker für die der Partei geleisteten Dienste zu belohnen. Im Charakter der Zöglinge wohnt dann häufig das Gegenteil der Eigenschaften, die den Menschen zum Soldaten, Seemann und Führer machen. Er muß entlassen werden. Gerade weil das amerikanische Offizierkorps sich aus den verschiedensten Elementen rekrutiert, wird in Annapolis zum Leidwesen der Landespresse ein Esprit de Corps gepflegt und ein Standes-, wenn nicht Kastenbewußtsein geschaffen, das später den Offizier einer demokratischen Republik weit schärfer von Angehörigen bürgerlicher Berufszweige scheidet als etwa den des monarchischen Deutschland. Die dortige Atmosphäre stößt darum viele aus und manche ab. Es legt nur etwa ein Drittel der Kadetten jedes Jahrganges schließlich die Epauletten an.

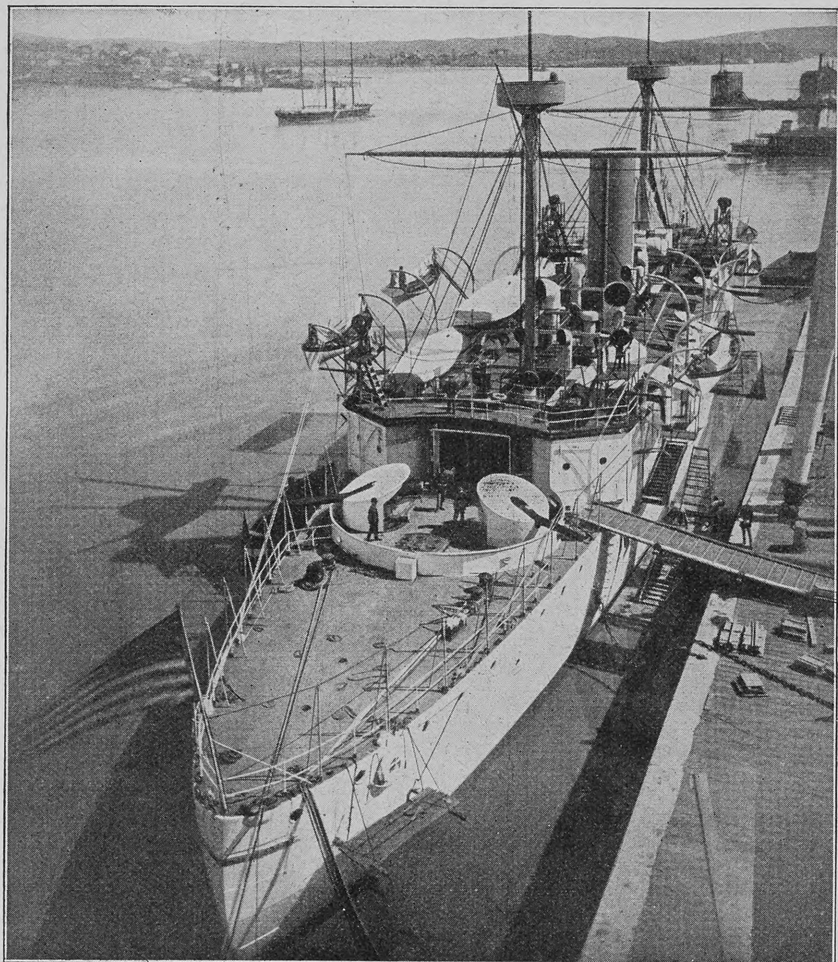
Der dadurch erklärliche Mangel an Führermaterial würde weniger empfindlich sein, wenn jeder Offizier mit allen Berufspflichten vertraut wäre, die ihm der Befehl seiner Vorgesetzten oder die einen Kameraden außer Gefecht setzende Granate übertragen mag. Das ist zur Stunde in der amerikanischen Marine nicht der Fall. Sie unterschied bis vor kurzem zwischen „Linien-“ und „Stabsoffizieren“. Zu den letzteren gehörten auch die Ingenieure, die wohl den Rang eines Kapitäns oder Admirals mit gleichem Diensttitel erreichen konnten, aber trotzdem an Bord stets unter dem Befehl des ältesten Offiziers der Linie standen, die allein den Dienst auf der Brücke versah und Kommandanten und Geschwaderchefs lieferte. Nun waren Linien- wie Stabsoffiziere oder Seeoffiziere und Ingenieure auf der Akademie durch die gleiche gemeinsame Schule gegangen. Die Ingenieure beklagten ihre Unterordnung unter die einstigen Kameraden um so mehr, als sie auch außerdienstlich und gesellschaftlich durch dritte anerkannt und betont wurde. Diese Verhältnisse führten zu Friktionen an Bord, die das Interesse des Dienstes schädigten, und die Marineleitung glaubte Stab und Linie verschmelzen zu müssen. Seither wird, wenn der Kommandant erkrankt und der nächst ihm rangälteste Offizier an Bord ein Ingenieur ist, dieser aus dem Maschinenraum auf die Brücke zur Uebernahme des Kommandos berufen. Seinerseits wird er vielleicht durch einen Kapitänleutnant abgelöst, der während fünfzehnjähriger Dienstzeit den Maschinenraum stets nur als ein Mysterium betrachtete. Augenblicklich sind alle Offiziere der Bundesmarine lediglich nach dem Dienstalter ohne Berücksichtigung der Vorbildung auf die Fahrzeuge der Geschwader verteilt. Jeder muß auf der Brücke wie im Maschinenraum Dienst tun. Der komplizierte innere Mechanismus eines modernen Linienschiffes mag einem Leutnant anvertraut werden, der bisher nur Wachtdienst tat. Diesem Mißstande waren bereits in Friedenszeit Unfälle zuzuschreiben. Gelegentlich der Kesselexplosion auf der „Bennington“, die hundert Menschenleben



Seitenturm am Panzerkreuzer „Brooklyn“



Das Hinterschiff eines kleinen amerikanischen Kreuzers



Kreuzer „Charleston" in der Bai von San Francisco

und ein Fahrzeug vernichtete, stellte sich heraus, daß seit Monaten kein vom Ingenieurwesen etwas verstehender Offizier an Bord Dienst getan hatte. Es liegt auf der Hand, daß diese Verhältnisse für Jahre andauern und sich vorm Feinde wohl schärfer rächen werden.

Doch diese Mängel treten gegen jene zurück, die sich bei Betrachtung des Mannschaftsersatzes offenbaren. Wie an Offizieren fehlt es auch an Leuten, um selbst nur alle den Ansprüchen des Friedensdienstes genügenden Fahrzeuge vollzählig zu bemannen. Hinter den Besatzungen aber ist keinerlei geschulte Reserve, sondern nur eine selbst an Zahl unzulängliche Miliz von problematischem Gefechtswert für den Kriegsfall bereit. Ob der gewiß ungemein anerkennenswerte Patriotismus junger Leute, die opfer- und freiwillig alle zwei Jahre zehn Tage lang an Bord eines Hilfskreuzers leben, berufliche Schulung ersetzen kann, ist fraglich.

Ihre Matrosen erhält die Bundesflotte:

1. durch Anwerbung von 15—18jährigen Knaben als Schiffsjungen. Soldatisch werden diese in den Stationen von Newport und San Francisco, seemännisch auf vier Schulschiffen ausgebildet. Nach halbjähriger Dienstzeit an Land und Uebungsfahrt von gleicher Dauer tut der Junge Dienst an Bord eines Kriegsschiffes. Nach Ablauf eines weiteren Jahres fährt er als Matrose, und fünf Jahre nach dem ersten Anlegen der Uniform wird er entlassen oder kapituliert und erhält Unteroffizierstressen. Gewöhnlich bleibt er im Dienst und wird nicht selten Deckoffizier.

2. Matrosen der Handelsmarine werden gegen einen Sold von 120 Mark monatlich angeworben und nach kurzer Ausbildung dem Dienst überwiesen.

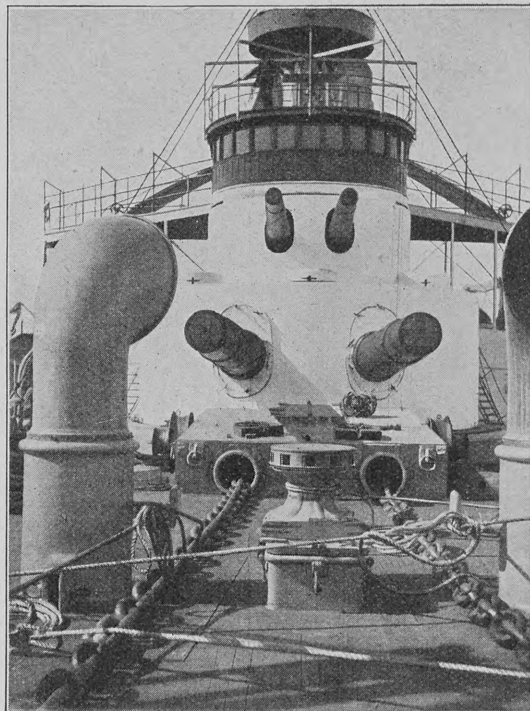
3. Inlandrekruten werden bei einem Sold von zunächst 80 Mark wie die vorgenannten für vier Jahre angeworben, in Norfolk und Port Royal soldatisch und dann auf acht Matrosenschulschiffen seemännisch ausgebildet. Nach zwei Jahren erst werden diese „Landmänner" als Seeleute mit dem Sold von 120 Mark auf die Geschwader verteilt.

Da an Schiffsjungen jährlich nur 1200 und an Seeleuten der Handelsmarine nur etwa 500 eintreten, muß das Binnenland 5000—6000 Rekruten liefern. Es war in den letzten Jahren nicht möglich, diese Zahl zu gewinnen, und die Sollstärke der Flotte von 31000 Mann ist nie erreicht worden, obwohl viele Gediente sich zu einem zweiten, ja dritten Diensttermin entschieden. Dafür desertierten nämlich durchschnittlich 4000 alljährlich. Die auf dreierlei Art sich vollziehende Ausbildung der 7000—8000 Rekruten erheischt ein Personal von mehr als 4500 Mann. Danach würden einschließlich der Deserteure und Rekruten etwa 15000 Mann alljährlich von der Sollstärke abgehen und für Stationen oder Besatzungen bestenfalls 16000 Mann übrigbleiben. An Führern stehen augenblicklich nur 1687 Offiziere und 610 Deckoffiziere zur Verfügung. Eine Reserve fehlt auch hier. Mit diesem lebenden Material ist an schwimmendem bemannt zunächst die Atlantische Flotte. Diese allein stellt bis zur Vollendung des Panamakanals für Wochen nach der Mobilmachung den Gefechtswert der amerikanischen Seestreitkräfte gegenüber einem europäischen Gegner dar. Ihre erste Abteilung ist die aktive Schlachtflotte, befehligt vom Konteradmiral Evans. Nur in ihr vereinigen die Amerikaner eine größere Zahl von Linienschiffen, nämlich acht.

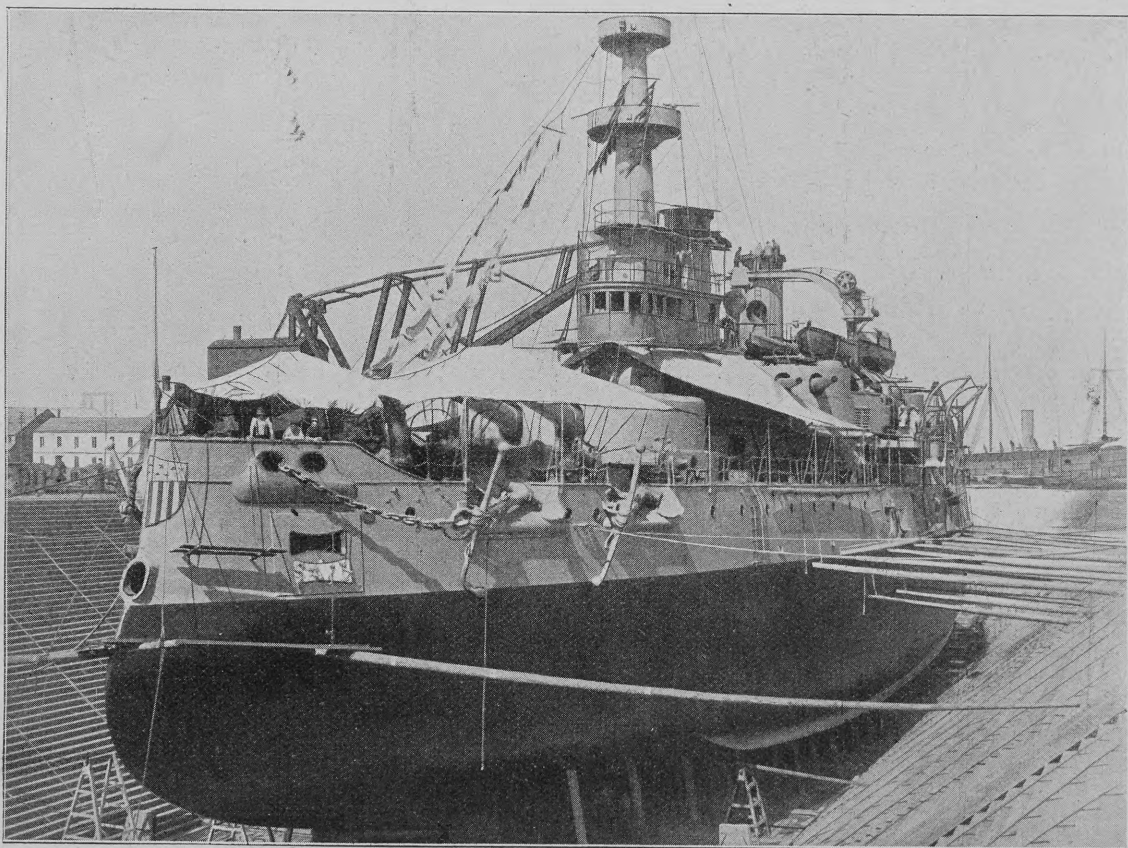
Ferner befahren den Atlantic drei Kreuzergeschwader von insgesamt 17 Fahrzeugen, manche alt und ungepanzert, aber 5 den modernsten Typ darstellend. Zur Küstenverteidigung sind ein im Jahre 1891 erbautes Linienschiff zweiter Klasse, „Texas", und 3 gleich alte Kreuzer bestimmt. Neben Torpedobooten befinden sich 6 Torpedojäger und 13 kleine Hilfsfahrzeuge an atlantischen Gestaden im Dienst. Das Geschwader des Pacific zählt 7 Kreuzer von bescheidenem Gefechtswert, in den Jahren von 1883 bis 1890 erbaut. Die Asiatische Flotte, unter Konteradmiral Train, hat zunächst 3 Linienschiffe. Das Flaggschiff „Ohio" wurde 1899 mit einem Deplacement von 12500 Tonnen und 18 Knoten Fahrgeschwindigkeit erbaut. „Wisconsin" und „Oregon" gehören der Klasse der „Kearsage" an. 3 alte Kreuzer, ebenso viele Kanonenboote und 5 Torpedoboote vervollständigen diese, mit den unsern verglichen, allerdings erheblichen Streitkräfte in asiatischen Gewässern.

Der Rest der 327 Fahrzeuge der Bundesflotte kann bestenfalls dem Melde- oder Aufklärungsdienst dienen. Summa Summarum schwimmen 12 Linienschiffe, darunter eins zweiter Klasse. Aber im Bau befindlich oder geplant sind 14 weitere. In ihnen werden während der nächsten 12 Jahre sehr große Fahrzeuge von 18—19 Knoten Fahrgeschwindigkeit und 16000 Tonnen Deplacement entstehen. Ja, das Beispiel Englands vor Augen, erwägt man, ob über diesen Tonnengehalt nicht noch hinauszugehen ist.

Alles in allem möchte ich mit einem alten Schlagwort die amerikanische Marine, namentlich in Anbetracht der Küstenausdehnung des Landes, nur eine „Flotte der Zukunft" nennen, aber auch davor warnen, auf Grund der obigen Ausführungen ihr Personal zu unterschätzen. Der Offizier mag nicht zugleich Navigator und Ingenieur sein. Aber auf seinem eigentlichen Posten steht er dem keiner andern Marine nach. Ebenso sollte die Häufigkeit der Desertionen nicht den Glauben erwecken, daß es dem Mann vor dem Mast an Disziplin fehle. Er entläuft der Flagge, weil in einer Demokratie nur der Buchstabe des Gesetzes, aber keineswegs das Volksempfinden ein Verbrechen darin sieht. Sonst ist er soldatisch und seemännisch veranlagt. Der Yankee dürfte fast stets einen guten Soldaten namentlich vorm Feinde machen. Er hat alle Eigenschaften eines solchen: Ausdauer, Zähigkeit und fröhlichen Wagemut, der ihn Gefahr nicht nur verlachen, sondern suchen läßt, besonnene Kaltblütigkeit und schließlich unverwüstlichen Humor auch in den verzweifeltsten Lagen.



Ein Geschützdoppelturm,
Spezialität der amerikanischen Marine



Linienschiff „Oregon" im Dock



Phot. V. Gribayédoff

Das neuvermählte spanische Königspaar

Notizblätter

Von der Hochzeit des spanischen Königspaares

Mit starrem Entsetzen hat die ganze gesittete Welt die Kunde von dem schändlichen Anschlag vernommen, den ein fühlloser Unmensch auf das spanische Königspaar verübt hat, als es eben die Weihe der Kirche für seinen Lebensbund empfangen hatte und freudestrahlend durch die festlich geschmückten Straßen Madrids seinem prunkvollen Heim zufuhr. Den jungen Herrscher, der genau ein Jahr vorher in Paris seine „Feuertaufe“ erhalten hatte, bewahrte abermals ein gnädiges Geschick vor dem ihm zugedachten Lose; er wurde nur an der Brust von einem Bombensplitter getroffen, aber nicht verwundet, da die Kette des portugiesischen San-Jago-Ordens ihn schützte, und auch die Königin blieb völlig unverletzt, aber von den dichtgedrängten Zuschauern auf der Straße und in den Häusern sind über hundert getötet oder verwundet worden. So ist im Augenblick der höchsten Freude ein tiefer Schatten auf das Glück der Neuvermählten gefallen, und die einst so viel beneidete junge Königin, die mit blutbeflecktem Hochzeitskleid in das Madrider Königsschloß einzog, ist mit einem Schlage ein Gegenstand allgemeinen tiefsten Mitleids und Bedauerns geworden.



Phot. H. Reinhard

Georg von Neumayer

Gg. von Neumayer

Einer der hervorragendsten und verehrungswürdigsten deutschen Gelehrten, ein Physiker von Weltruf, der Wirkliche Geheime Admiralitätsrat Georg von Neumayer, beging am 21. Juni seinen achtzigsten Geburtstag. Seine vielseitige und fruchtbare Forschertätigkeit hat den Jubilar weit in der Welt herumgeführt. Geboren am 21. Juni 1826 zu Kirchheimbolanden in der Pfalz, studierte er in München und trat 1850 als Matrose in den Seedienst, in dem er sich das Schiffsführerzeugnis erwarb. Auf Veranlassung des Königs Maximilian II. begab er sich 1856 zur Ausführung physikalischer, besonders magnetischer Arbeiten nach Australien und gründete 1857 zu Melbourne ein Observatorium für die Physik der Erde, das er bis 1864 leitete. Nach mehreren Forschungsreisen in das Innere des Kontinents kehrte er 1864 nach Europa zurück und trat 1872 als Hydrograph und Admiralitätsrat in das neu gegründete Hydrographische Bureau in Berlin ein. 1876 wurde er zum Direktor der nach seinen Entwürfen ins Leben gerufenen Deutschen Seewarte ernannt, welche Stellung er wegen seines hohen Alters vor einigen Jahren niederlegte. An der Organisation der internationalen Polarforschung nahm er regen Anteil und schrieb darüber mehrere bedeutende Werke, wie „Die Erforschung des Südpolargebiets“ (1872), „Die internationale Polarforschung 1882/83“ (mit Professor Börgen, 1886), „Die Deutsche Expedition und ihre Ergebnisse“ (1891), „Auf zum Südpol!“ (1901), außerdem eine Reihe wertvoller Schriften über Meteorologie, Erdmagnetismus, Nautik und so weiter.

Die Enthüllung des Hamburger Bismarck-Denkmals

Die feierliche Enthüllung des imposanten Bismarck-Denkmals auf der Elbhöhe in Hamburg fand am 2. Juni nachmittags 3 Uhr in Gegenwart des Senats, der Vertreter der Bürgerschaft und der Kaufmannschaft, des Gesandten der Hansestädte in Berlin Dr. Klügmann, des preußischen Gesandten Freiherrn von Heyking, der Generalität, zahlreicher Offiziere und Ehrengäste statt. Von der Familie Bismarck waren der Einladung zur Teilnahme an der Feier gefolgt die vier ältesten Kinder des verstorbenen Fürsten Herbert, mit ihnen Graf und Gräfin Hoyos, Graf Hermann Kaiserlingk und Baron Merck. Die Fürstin Herbert war durch tiefe Trauer am Erscheinen verhindert. Die Feier wurde durch Chorgesang mit Musikbegleitung durch die Kapelle des Infanterieregiments Nr. 76 eingeleitet. Dann hielt Bürgermeister Dr. Mönckeberg die Festrede. Nachdem er die Vorgeschichte der Errichtung des Denkmals geschildert hatte, charakterisierte er dieses folgendermaßen: „Das Bild des Fürsten Bismarck, wie wir ihn bei seinen Lebzeiten gesehen haben, ist es nicht und soll es nicht sein. Alle Bildnisse, die Bismarck als den großen Staatsmann und Diplomaten oder als den geistesmächtigen Redner, die ihn in der bekannten Kürassieruniform oder als Schloßherrn von Friedrichsruh in einfacher bürgerlicher Kleidung darstellen, so schön und lebenswahr sie sein mögen, zeigen uns doch immer nur eine Seite im Wesen des großen Mannes; das Bild, das wir heute enthüllen, soll uns aber den ganzen Bismarck zeigen, wie er noch nach Jahrhunderten in den Herzen des deutschen Volkes fortleben wird, wenn das Zufällige und Aeußerliche in seiner Erscheinung längst vergessen sein wird. Ein solches Bild kann nur ein Idealbild sein, das in künstlerisch-genialer Auffassung das innerste Wesen der ganzen gewaltigen Persönlichkeit, die großen Eigenschaften und mächtigen Gedanken verkörpert, als deren Träger Bismarck zu allen Zeiten bewundert und verehrt werden wird. In der riesigen Gestalt mit den ernsten, festen Zügen und den tiefen, gewaltigen Augen sehen wir das Bild des starken deutschen Mannes, der, weil er außer Gott nichts auf der Welt fürchtet, durchdrungen ist von wahrer Gottesfurcht; der bei aller Unabhängigkeit und Selbständigkeit seines Charakters doch in echt deutscher Treue keinen höheren Ruhm kennt, als der erste Diener seines Kaisers und Königs zu sein; der mit unerschütterlicher Ueberzeugung und unbeugsamer Energie auf das als richtig erkannte Ziel zusteuert und mit glühendem Patriotismus die Kraft seines Lebens daransetzt, des Vaterlandes Einigkeit und Macht zu begründen und zu befestigen.“ Nachdem die Hülle gefallen war, nahm der präsidierende Bürgermeister Dr. Burchard das Denkmal namens der Stadt Hamburg mit einer kurzen Ansprache entgegen.



Phot. Otto Reich

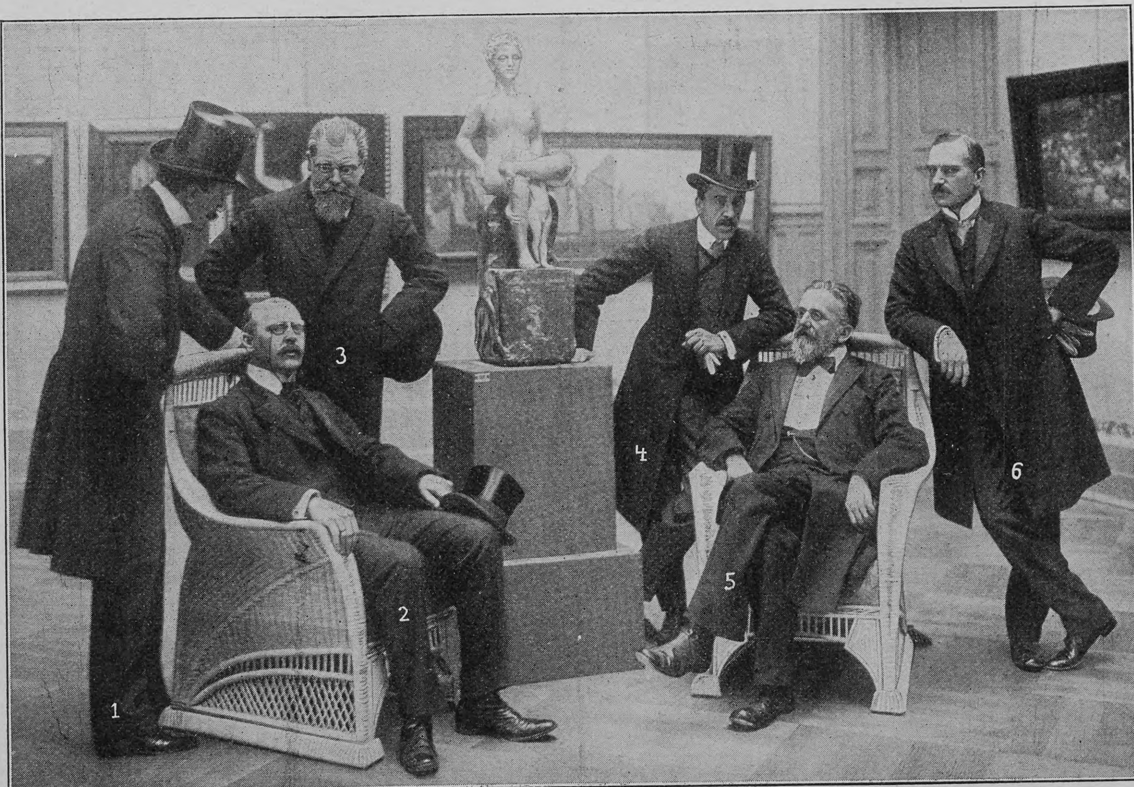
Enthüllung des Bismarck-Denkmals in Hamburg

Vom Deutschen Künstlerbund

Die dritte Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes ist am 1. Juni in Weimar, dem Sitz der Vereinigung, unter reger Teilnahme seiner Mitglieder und geladener Gäste eröffnet worden. Der Bund wurde im Herbst 1903 von den sezessionistischen Vereinigungen gegründet, nachdem sie aus der Deutschen Kunstgenossenschaft ausgetreten waren; seine erste Ausstellung fand 1904 in München, die zweite 1905 in Berlin statt. Die Künstler, die den hervorragendsten Anteil an der Gründung des Bundes haben, gehören zum größen Teil auch dem Komitee der diesjährigen Ausstellung an; die meisten Mitglieder desselben haben ihren Wohnsitz in Weimar. Hans Olde ist Direktor der Großherzoglichen Kunstschule, an der auch Henry van de Velde, Ludwig von Hofmann und Th. Hagen wirken. Graf Keßler, der nicht ausübender Künstler, sondern Kunstfreund und Publizist ist, hat sich als Leiter der ständigen Kunstausstellung in Weimar große Verdienste um das dortige Kunstleben erworben.

Die Eröffnung des Teltow-Kanals

Nach einer Bauzeit von $5^1/_4$ Jahren ist der 37 Kilometer lange Teltow-Kanal, der im Süden der Reichshauptstadt die Spree mit der Havel verbindet, der Vollendung so weit nahe, daß am 2. Juni die formelle Eröffnung dieser neuen bedeutungsvollen Wasserstraße stattfinden konnte. Sie erfolgte durch einen feierlichen Weiheakt in Gegenwart der kaiserlichen Familie und der obersten Vertreter zahlreicher Staats- und Kommunalbehörden. Um elf Uhr fuhr die kaiserliche Familie mit ihrer Umgebung und ihren Gästen von Potsdam auf der kleinen Jacht „Alexandria“ ab, und bald darauf durchschnitt das Schiff das weißrote Atlasband, das zwischen dem Ufer von Klein-Glienicke und der gegenüberliegenden Schloßseite von Babelsberg an derselben Stelle, an der im Dezember 1900 der Kronprinz den ersten Spatenstich zu dem großen Werke getan hatte, über den Kanal gespannt war. Drei Dampfer des Kreises Teltow mit Ehrengästen folgten dem Kaiserschiff.



Phot. Louis Held, Weimar

1. Graf Harry Keßler; 2. Ludwig von Hofmann; 3. Max Klinger; 4. Henry van de Velde; 5. Th. Hagen; 6. Hans Olde

Von der dritten Ausstellung des Deutschen Künstlerbundes in Weimar: Mitglieder des Ausstellungskomitees

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

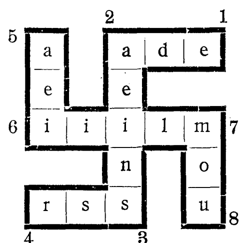
Über Land und Meer

Nr. 38



Begegnung. Nach einer Zeichnung von Franz Jüttner

Griechisches Hakenkreuz



Die Buchstaben sind so anzuordnen, daß bedeuten:

Reihe 1—2 deutsche Festung;
„ 2—3 Person aus der griechischen Sage;
„ 3—4 geographischer Begriff;
„ 5—6 Raubvogel;
„ 6—7 Teil des Baumstammes;
„ 7—8 Naturprodukt.

G. L.

Verschiebrätsel

1. Devonshire,
2. Kilogramm,
3. Werndel,
4. Reklame,
5. Toulon,
6. Handgelenk,
7. Pflegling,
8. Valencia,
9. Reim,
10. Georgine,
11. Landauer,
12. Wenzeslaus.

Die nebenstehenden zwölf Wörter sind so lange zu verschieben, bis zwei durch einen Buchstaben getrennte Senkrechte, von oben nach unten gelesen, ein weltpolitisches Ereignis der neuesten Zeit ergeben.

J. H.

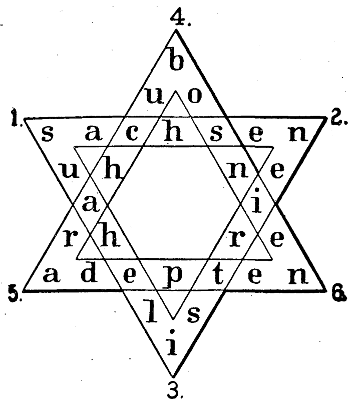
Rätsel

Leutnant von X. lag noch und schlief,
Als frech das Wort als Substantiv
Ihm über Stirn und Nase lief —
— Der Leutnant nach dem Diener rief:
„Mir scheint, daß ich die Post verschlief."
Da brachte ihm sein Diener Knief
Eilfertig einen blauen Brief.
Leutnant von X. errötet tief.
„O weh, geht mir denn alles schief?" —
Weil er verschuldet ganz enorm,
Stand da in knapp umschriebner Form
Das, was ihn stört als Substantiv,
Im kategorischen Imperativ.

K. R.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 876:

Des Sternrätsels:



Des Rätsels: Ebbe.
Der Scharade: Gänsefeder.
Des Homonyms: Moos.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Margarete Brosig in Stuttgart (5); Maus und Muki in Hamburg (3); Lisa in Zürich (2); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (4); Frau Minna Stone in Hamburg (6); Frl. Margarete Meyer in Wachendorf bei Syke (3); Kleopatra 131 in Charlottenburg (4); „Sonnenblume“ in Heilbronn (4); Don Carlos in Hannover (5); Joh. P. Stoppel in Hamburg (3); „Pfiffikus“ in Rostock (4); Gretel in München (2); Frau Rosa Hechinger in München (3); Otto Schwarzlose in Magdeburg (3); „Medikus“ in Leipzig (4); K. Haus in Frankfurt a. M. (4); „Archibald Nußknacker“ in Wien (3); Erich K. in Wiesbaden (3); Freya in Halberstadt (3); Rosa Maurhofer in Zürich; Lambert in Züllichau (2); Betty Hook in Trier (4); Gustav Franck in Darmstadt (3); Myriam in Warschau (2); Julius Polatschek in Wien (2); „Inséparables“ aus Metz; Rätsellöser-Compagnie Wieser & Co. in New York (4); Ignaz in Ansbach; Arthur L. in Bozen (2); Clara M. in Bielefeld (3); Centa Hartl in München (4).

Aus San Francisco

geht uns folgender Aufruf ‚An unsre deutschen Brüder‘ zur Veröffentlichung zu:

Ungewöhnliche Ereignisse erfordern und rechtfertigen ungewöhnliche Maßregeln. Die „Allgemeine Deutsche Unterstützungs-Gesellschaft“ von San Francisco, die seit länger als einem halben Jahrhundert besteht und mehr als fünftausend Mitglieder zählt, hat sich bisher noch nie um Beihilfe zu ihrem Werk nach außen gewendet, aber sie sieht sich jetzt dazu gezwungen. Und sie hofft, daß ihre Bitte richtig verstanden werden und willige Erfüllung finden wird. An unsre Gesellschaft, deren Kräfte gerade jetzt durch den Beginn des notwendig gewordenen Baues eines neuen deutschen Hospitals in stärkster Weise in Anspruch genommen sind, werden seit dem Tage der schrecklichen Katastrophe, die Ihnen allen bekannt ist, die schwersten Anforderungen gestellt. Zunächst handelte es sich um die Aufnahme von schwer Verletzten und Erkrankten ins Hospital. Dieser Aufgabe sind wir gerecht geworden, soweit wir es immer vermochten. Nun aber tritt die zweite, weit bedeutendere Anforderung an uns heran — es handelt sich darum, vielen Tausenden, die durch das entsetzliche Ereignis, ohne ihre Schuld, zeitweise und leider in vielen Fällen unzweifelhaft für viele Monate hinaus ihren Erwerb, ihre Stellungen verloren haben, über die schwere Zeit hinwegzuhelfen. Wir sind nicht in der Lage, allen, die jetzt ohne Stellung und Beschäftigung sind, wieder zu Arbeit oder Stellung zu verhelfen, aber viele haben sich ja in besseren Zeiten kleinere oder größere Summen ersparen können, und solche werden sich in den meisten Fällen bald selbst helfen können. Aber die geringen Mittel vieler sind durch die Not der letzten Wochen erschöpft worden und es bleibt ihnen nichts andres übrig, als sich um Hilfe an ihre Mitmenschen zu wenden.

Darum appellieren wir hiermit an unsre deutschen Brüder, an alle, die Deutsch sprechen und deutsch denken. Wenn immer in den Vereinigten Staaten oder sonstwo in der Welt ein großes Unglück sich ereignet hatte, unter dem Deutsche gelitten hatten, dann haben wahrlich die Deutschen von San Francisco ihre Brüder nie vergessen — dann haben sie immer das alte gute Wort befolgt: „Laß deine linke Hand nicht wissen, was die rechte tut.“ Die Katastrophe von San Francisco ist, was die Verluste nicht an Blut, aber an Gut anlangt, die schlimmste, die jemals sich ereignet hat. Da hier vor allem rasches Handeln notwendig ist, so bitten wir unsre deutschen Brüder, in den einzelnen Städten Komitees zu bilden, die Beiträge sammeln. Für Nahrungsmittel und Kleider ist vorderhand gesorgt, aber Geld tut dringend not, um das Werk der Gesellschaft energisch fördern zu können. Alle Gaben, kleine oder große, sind willkommen und sollten gerichtet werden an

Henry Epstein,
Präsident der „Allgemeinen Deutschen Unterstützungs-Gesellschaft“ in San Francisco (German General Benevolent Society).





Totenschau

Professor Dr. Giovonni Zannoni, italienischer Literarhistoriker, 40 J., 23. Mai, Rom. — Veterinärrat Christian Schmidt, Dozent für Tierarzneikunde an der Universität Gießen, 51 J., 23. Mai, Gießen. — Julius Lukacs, ungarischer Reichstagsabgeordneter, 29. Mai, Budapest. — Senatspräsident Otto von Osthelder, 60 J., 30. Mai, Zweibrücken. — Professor Dr. Otto von Voßler, ehemaliger Direktor der landwirtschaftlichen Akademie in Hohenheim, 31. Mai, Stuttgart. — Dr. Hermann Schell, Professor der katholischen Theologie an der Würzburger Universität, 56 J., 31. Mai, Würzburg. — Oesterreichischer Konteradmiral a. D. Hermann Ritter von Jedina, 31. Mai, Graz. — Michael Davitt, bekannter irischer Agitator und ehemaliges Mitglied des englischen Unterhauses, 60 J., 31. Mai, London. — Russischer Generalleutnant im Generalstab Basilius Afanasius, 1. Juni, Berlin. — Pleß, preußischer Landtagsabgeordneter (Zentrum), 81 J., 1. Juni, Köln. — General der Infanterie z. D. Georg von Perbandt, zuletzt Generalinspekteur der Fußartillerie, 60 J., 1. Juni, Berlin. — Regierungsrat Professor Dr. Theodor Polek, Pharmakologe, 85 J., 1. Juni, Breslau. — Geheimer Rat Dr. Otto Heine, hervorragender Philologe und Schulmann, 74 J., 3. Juni, Weimar.

Aus Industrie und Gewerbe

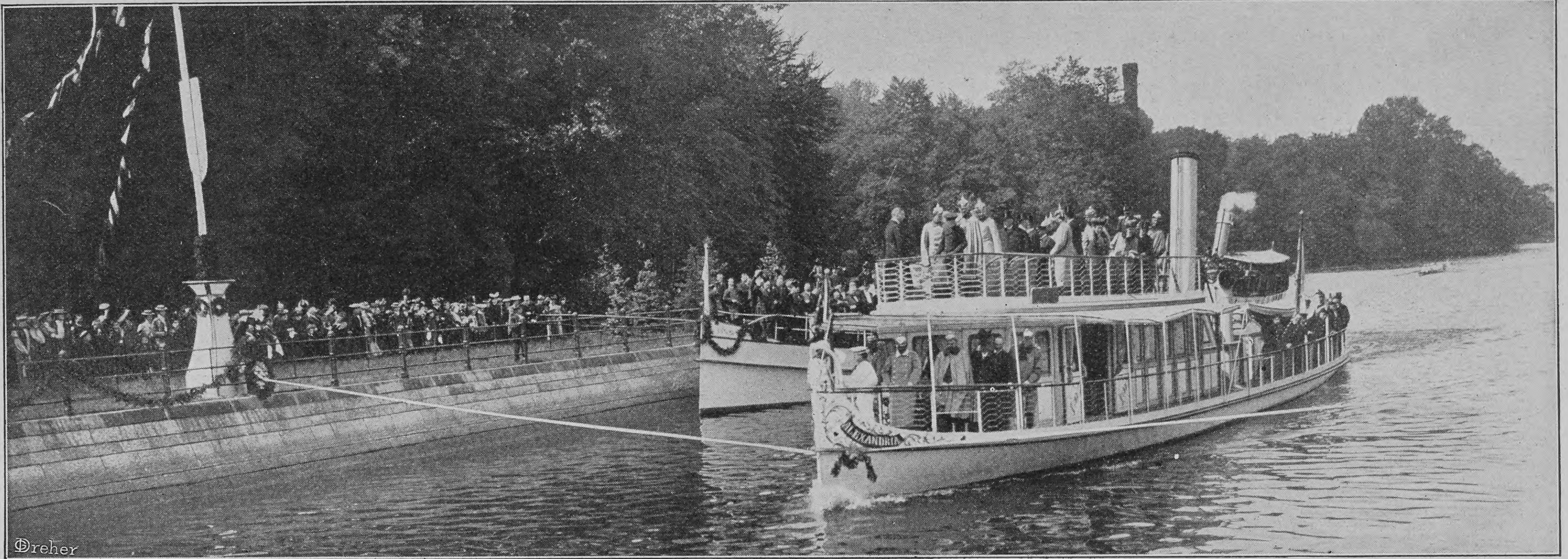
Anläßlich der vom 15. bis 27. vorigen Monats in Barmen stattgefundenen Westdeutschen Kochkunst- und Fachausstellung wurde der von dem Hoflieferanten Adam Rackles in Frankfurt a. M. ausgestellte Apfelwein und Apfelwein-Champagner mit der Goldenen Medaille und dem Ehrenpreis (einer silbernen Jardiniere in Form eines Wikinger Schiffes) ausgezeichnet.

Aus Bädern und Kurorten

Bad Soden am Taunus. Seit dem 1. Mai hat die 22 Mann starke Kurkapelle unter Leitung ihres bewährten Dirigenten, Herrn Kutschenreuter, ihren Einzug in Bad Soden gehalten. Die Konzerte finden allseitig regen Zuspruch. Die Zahl der bisher eingetroffenen Fremden ist um ungefähr 200 höher als am gleichen Tage im vergangenen Jahre. Die Leitung des Kurtheaters während dieses Sommers hat Herr Hans Wilhelmy, erster jugendlicher Held und Liebhaber vom Residenztheater in Wiesbaden, unter Mitwirkung erster Kräfte der Theater in Wiesbaden und Hannover und vom Deutschen Schauspielhaus in Hamburg übernommen.

Bad Wildungen. Nahezu 2000 Kurgäste, ein Plus von 300 gegen dieselbe Zeit im vergangenen Jahre, haben bereits bis jetzt unsre besonders für Heilung von Blasen- und Nierenleiden in Betracht kommenden Quellen aufgesucht. Der Aufschwung ist nicht unverdient, denn Wildungen hat sich in den letzten Jahren sehr herausgearbeitet. Das neue Fürstliche Badehotel mit den wunderbaren Mineral- und Sprudelbädern ist in diesem Jahre noch mit Dampf-, Heißluft-, elektrischen Licht- und Wasser-Bädern sowie Fango ausgestattet.

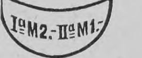
Schierke (Oberharz). Unser Höhenluftkurort hat sich für den Beginn der kommenden Saison in ungewöhnlicher Weise gerüstet. Nicht weniger als 20000 Mark sind für Schaffung von Parkanlagen und andern Verbesserungen innerhalb des Ortes und seiner nächsten Umgebung im Laufe des Herbstes und Winters verausgabt worden. Für Veranstaltung von Konzerten und Reunions während der Saison ist eine leistungsfähige Musikkapelle gewonnen. Die neu geschaffene Kurverwaltung, die über erhebliche Mittel verfügt, wird es sich angelegen sein lassen, den Aufenthalt für die Gäste zu einem immer angenehmeren und abwechslungsreicheren zu machen. Für den Ausbau der Waldwege in der weiteren Umgebung sorgt außerdem noch der Harzklubzweigverein Schierke. Der gesteigerte Besuch während der Wintermonate läßt hoffen, daß die Bemühungen um Hebung unsers Kurortes auch einen noch immer wachsenden Sommerbesuch zur Folge haben werden.



Copyright Carl Delius, Berlin

Von der Eröffnung des Teltow-Kanals: Die Kaiserjacht „Alexandria“ zerschneidet das Seil

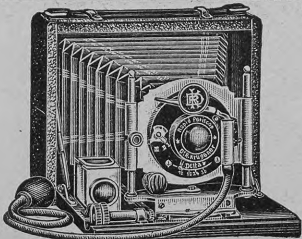












Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

IX

(Fortsetzung)

Seit drei Monaten hatte Serrenberg Karen nicht gesehen. Heut würde er sie sehen — endlich — endlich —

Nach dem Atelierfest war er ihr nur noch einmal begegnet, ganz flüchtig, auf der Straße; unweit der kleinen Pension, in welcher der Onkel wohnte und die er umschlichen hatte wie ein junger dummer, eifersüchtiger Student die Wohnung seiner Grisette. Da war sie an ihm vorübergegangen, den Kopf hoch und schneidend hochmütig im Gruß, und doch mit dem eignen, ganz winzigen Lächeln auf den Lippen. Nicht anzusprechen hatte er sie gewagt — er! —, aber ihr nachgeschaut, bis sie im Menschengedränge verschwand. Nur gestreift hatte ihn ihr Blick. Aber er hatte ihn völlig gebannt, daß er stand und ihr nicht nacheilte — dieser ironische Blick, der herausforderte und abwehrte zugleich.

Dann war er mit innerstem Widerstreben, ein paar Tage später, in der Dämmerstunde in die niedrige Portierloge gekrochen, hatte der schmutzigen, grinsenden Frau ein Goldstück in die Hand gedrückt. Als ob er nicht die Treppen hinaufsteigen dürfte, sich bei dem Onkel melden zu lassen — unter irgendeinem Vorwand. Ausgehorcht hatte er die Alte wie ein Detektiv und sich geschämt wie ein Schulbube, der auf verbotenen Wegen ist, und doch weiter gefragt, wo es eigentlich gar nichts zu fragen gab. Erst recht nichts zu erfahren — nur daß die Augenoperation der Frau Baronin geglückt sei. Die Herrschaften wären gestern früh nach Hause gereist.

Mit den Zähnen knirschte er. Abgereist, ohne daß er sie noch einmal gesprochen hatte!

Die wahnwitzigsten Pläne trug er mit sich herum. Schreiben wollte er ihr — nein, ihr nachreisen! Nein — dann war alles verloren, dann war er ihr rettungslos verfallen. Und er haßte sie ja, haßte sie, wie man die Sünde hassen soll. Oder liebte er sie, wie man die Sünde liebt? Aber Liebe oder Haß: knechten sollte sie ihn nicht! Ihn nicht, der über alle Frauen triumphiert hatte!

Ihre Stunde kam schon noch — und die seine kam —

Nur betäuben muß man sich, die Zeit töten und die Gedanken. Arbeiten? Wer kann arbeiten mit solch einer brennenden Qual in der Brust, mit der Furcht vor dem Kommenden und der Sehnsucht nach dem Kommenden und der Scheu vor der Gegenwart, vor dem eignen Hause. Aber es gab ja gute oder schlechte Freunde, und es gab ja die Karten —

Dann hatte er sich in den tollsten Gesellschaftstrubel gestürzt. Karen kam ja sicher im Lauf der Saison wieder nach Berlin: er wußte nichts darüber, aber er empfand das wie eine



Carl Seiler — In einer kleinen Stadt
(Aus der diesjährigen Jahresausstellung im Münchner Glaspalast)

Gewißheit. Ja, mehr noch: er fühlte, sie kam seinethalben. Und wenn er sich hundertmal sagte: Das ist ja der tollste Unsinn! Er wußte doch, sie kam. Es war Fatum, war Schicksal.

Abend um Abend wartete er darauf, sie zu treffen. Ihre Kreise mußten sich ja berühren.

Bis gestern Exzellenz Brun, ganz beiläufig, zu ihm gesagt hatte: „Gestern war übrigens die hübsche Gellertshausen beim brasilianischen Gesandten." Und gerade gestern war er nicht zu Marieri gegangen, trotzdem er eine Einladung hatte, nur weil Hanna nicht recht wohl gewesen war. Diese ewigen Rücksichten —

Heut früh war Tarchow im Atelier gewesen, in rosigster Stimmung. Das Kleist-Denkmal „wurde" dennoch; trotz alledem; die Sammlung lieferte sogar fortgesetzt gute Erträge; die Preßkulis bekamen allmählich die Nörgeleien satt. Dabei hatte der alte Karl Gustav herumgeschnüffelt, wie er das liebte, mit aufgeblähten Nasenflügeln; hatte sich nach Gerden erkundigt: was das eigentlich für ein Männchen wäre, ob er etwas könne, ob er etwas habe? Und hatte dann mit seinem listigsten Schmunzeln gesagt: „Professorchen, heut abend bei mir ... Zucker! Ihre rote Siegellackstange, Ihre Mohnblume! Gestern machte sie Besuch. Donner und Doria! Beim Himmel, dieses Weib ist schön — um den unsterblichen Goethe zu zitieren. Mir ja ein bissel zu dünne, mein Geschmack ist vielleicht durch Minonas Fülle etwas verdorben worden. Na — natürlich haben wir sie gleich eingeladen."

Den ganzen Tag war Serrenberg in zitternder, bebender Erwartung gewesen, in der unausgesetzten Sorge, er könnte noch in letzter Stunde verhindert sein. Aber Hanna schien ja leidlich wohl. Angegriffen natürlich, wie immer; still und stumm und langweilig, wie immer; mit der Miene, die wie immer zu sagen schien: Bitte, meinetwegen genier dich nicht. Zum Rasendwerden!

So fuhr er gegen zehn Uhr zu Tarchow.

Als er die kleine Freitreppe im Vestibül der Villa emporstieg, überholte er die Gräfin Wiggersen. So erregt war er, daß er ihre hohe Gestalt nicht einmal von rückwärts erkannt hatte. Nun war kein Ausweichen möglich. Er zog den Hut, mußte stehen bleiben.

„Guten Abend, Gräfin —"

Es packte sie, wie immer, wenn sie ihn unvorbereitet sah, wenn sie plötzlich den Klang seiner Stimme hörte. Auch sie blieb stehen, faßte nach dem Geländer. Aber sie bewahrte ihre Haltung, beherrschte sich. „Guten Abend, Professor. Wie geht es Hanna?"

Fluchen oder lachen hätte er mögen. Wie ein übles Omen kam ihm diese Begegnung vor, diese Frage. Und der besorgte und doch auch vorwurfsvolle Ausdruck der großen, fast blinden Augen indignierte ihn.

„Danke, gnädigste Gräfin. Meine Frau ist ganz wohl," sagte er kurz und wandte sich links in die Garderobe, warf dem Diener den Pelz hin, strich sich vor dem Spiegel über den Bart. ‚Wie du aussiehst!' dachte er dabei. ‚Ein Jammerbild! Hohle Backen und rote Flecken darauf und ganz eingefallen an den Schläfen. Laß dich auslachen, du Hansnarr!'

Dann wollte er in den Saal. Aber da stand plötzlich neben ihm vor dem Spiegel der Portugiese, reckte sich, nickte ihm zu:

„Bon soir, monsieur le professeur. Was hab' ich bedauert, daß Sie mir nicht gegeben haben die Ehre ... vorgestern. Sie haben versäumt so viel. Als Künstler ... als Mann! Dies Fräulein von Gellertshausen — tout à fait ravissante!" Und während er sich die Ordensbänder auf der Brust zurechtzupfte, tuschelte er weiter: „Aber passen Sie auf, cher ami ... das entzückende Mädchen ist heimlich verlobt. Trägt einen Ring ... wie es bei euch Brauch ist. Schade ... verloren für diese Welt ... vorläufig ..." Er lachte und zwinkerte sich selber im Spiegel zu mit seinen listigen Orientalenaugen. Der Professor neben ihm war verschwunden. —

Karl Gustav Tarchow liebte den großen Stil. Als er zur letzten Weltausstellung in Paris war, hatte er als „Exposant" auch eine Einladung zu einer der Massensoireen im Palais der deutschen Botschaft erhalten, und es hatte ihm riesig imponiert, wie dort im sonst ganz leeren Vorzimmer der greise Fürst — nein, damals war er noch Graf — Münster stand, neben ihm die Vertreterin der Hausfrau, wieder daneben die kleine reizende Nichte, und wie der Botschafter jedem der fünfhundert Gäste die Hand drückte.

Genau so stand er jetzt im ersten Zimmer, stattlich anzuschauen mit der ordengeschmückten Brust, und neben ihm die arme Minona in pfauenfarbener Seide, mit großen Brillantboutons und noch größeren Schweißperlen auf der Stirn. Nur Gabriele hatte sich entschieden geweigert mitzutun.

Die nächsten Räume waren stark besetzt, aber nicht übermäßig voll. Es war ja ein Eliteabend, und Karl Gustav hatte in den Einladungslisten mit dem Rotstift förmlich gewütet. Der Mensch sollte bei ihm heut — mit einigen Ausnahmen — auch erst beim Baron, Kommerzienrat, Professor anfangen.

Serrenberg eilte mit fast unpassender Hast durch die ersten Zimmer. Aus dem Saal klangen schon die Geigen. Hier und dort wurde er festgehalten, fertigte den und jenen Bekannten durch ein fiebriges Wort ab, drückte eilends diese und jene Hand.

Ehe er den großen Saal noch erreichte, brach die Musik ab. Ein kleiner Strom von Gästen flutete ihm entgegen, plaudernde Tänzer und Tänzerinnen, die in dem kühlen Vorzimmer etwas Luft schöpfen wollten. Er reckte sich in seiner Ungeduld, um über ihre Köpfe hinweg auszuspähen. Vergebens. Dann sah er plötzlich dicht vor sich die Tochter des Hauses am Arm eines Offiziers und neben ihnen Gerden; und Gabriele kam auch gleich auf ihn zu und fragte nach Hanna. Immer dieselbe Frage! Als ob sich und ihm die Leute das nicht ersparen könnten!

Nun stand er endlich an der Türpfoste des Saales und durchmusterte den Raum. Nichts als gleichgültige Menschen — in den üblichen Gruppen an den Wänden, in den vier Ecken, plappernd, lachend, flirtend — und ein paar Lakaien mit Riesenbrettern voll Erfrischungen.

Ob er umkehren, ob er Gabriele nach Karen fragen sollte? Es war etwas in ihm — Scheu oder Scham —, das ihn hemmte.

Mit einem Male fand sein Auge sie doch. Ganz drüben, schon im Wintergarten. Er konnte nur die Umrisse ihrer Gestalt sehen. Aber unter Tausenden hätte er die ja herauserkannt.

Das Blut siedete in ihm auf — und dann ging er, sich gewaltsam zu recht langsamen Schritten zwingend, quer durch den Saal. Einmal hielt er an, um einem Diener ein Glas Wasser abzunehmen und es hastig hinunterzustürzen. Und immer haftete sein Blick auf den schlanken Gliedern —

Sie hatte wieder den richtigen Hintergrund für sich gewählt, die dunkelgrünen Palmen und Farren. Wie sie das verstand! Und wie sie sich zu kleiden wußte! Eine Symphonie in Rot damals, eine Symphonie in Weiß heute. Ein ganz loses, weißes Gewand, in weichen Falten, tief im Rücken ausgeschnitten, die Arme völlig frei — diese herrlich geformten Arme, an denen auch nicht ein Gran Fleisch zu viel war. Im Haar nur ein paar weiße Blumen. Keine Handschuhe — wirklich, sie wagte das! Die rechte Hand hing zur Seite herab — er sah es — keine Handschuhe! Aber wie paßte der feine Hautton, der ihn immer an ganz lichte Bronze erinnerte, zu dem Weiß des Kleides!

Noch einmal blieb er stehen.

Dann trat er rasch heran und sagte fast atemlos: „Guten Abend, gnädigstes Fräulein."

Sie wandte sich um — und er meinte deutlich zu erkennen, wie ein frohes Erstaunen in ihrem Gesicht aufleuchtete. Doch etwas wie Freude am Wiedersehen! Sie gab ihm auch sofort die Hand. Wieder ganz wie sonst, lang ausgestreckt die kühlen, feinen Finger; aber sie sagte doch auch freundlich: „Ah ... Professor Serrenberg! Guten Abend, Herr Professor!"

Dann freilich sprach sie gleich mit ihrem Herrn, dem Assessor von Wilten vom Auswärtigen Amt, weiter. Und dann klang auch schon die Musik ... zur Gavotte ... und sie wollten beide an ihm vorüber in den Tanzsaal.

„Heut tanzen Sie, gnädiges Fräulein?"

„Gewiß —"

„Und Sie haben noch einen Tanz für mich frei?"

Sie schüttelte den Kopf. Doch sie sah ihn zugleich mit ihrem sprechenden, zündenden Blick an, mit dem eignen Aufleuchten der dunkeln Pupillen. Jetzt schielte sie wieder — es machte ihn rasen und entzückte ihn.

Ihr Begleiter wurde sichtlich ungeduldig, sie blieb ruhig stehen, als ob sie Serrenberg erst ihre ganze Macht fühlen lassen wollte. Dann lächelte sie gnädig und sprach ganz langsam: „Sie sind zu spät gekommen, Herr Professor. Aber ... obwohl ich heut sonst keine Extratour tanze — Sie dürfen mich nachher um eine bitten ... Kommen Sie, Herr von Wilten ..." Und sie rauschte weiter. Doch nach drei Schritten blieb sie wieder stehen, sah über die Achsel zurück — ‚wie schön sie im überschnittenen Profil ist,' dachte er — und winkte. Sofort war er an ihrer Seite: „Ach, Herr Professor ... mein Fächer ist mir unbequem. Würden Sie ihn mir aufheben? Oder wenn er Ihnen lästig ist, ihn dort drüben auf das Fensterbrett legen ... Danke sehr ..."

Nun stand er und hielt den Fächer in der Hand. Es war wieder ein billiges Stück — schneeweiß natürlich, schlechte Seide, wohl von Wertheim oder Tietz — sehr groß. Aber es war ihr Fächer, ihn hatten diese schmalen, unheimlich schmalen Finger umschlossen!

‚Du Narr!' sagte sich Serrenberg. Denn er fühlte, daß er zitterte.

Und dabei sah er im ganzen Saale nur sie. Wie sie sich zu der altertümlichen Melodie drehte, sich verbeugte, sich aufrichtete, zierlich das winzige Füßchen vorsetzte, das Kleid graziös erhob. Wie der weiche Stoff sich um ihre Glieder schmiegte, wie ihre Haut leuchtete in der dunkleren Tönung, wie die drei weißen Blüten in ihrem Haar leise sich bewegten, als kosten sie mit den dunkeln Wellen. Den feinen Knöchel sah er, den schlanken Hals, die schöne Linie des Rückens. Bald sah er sie im Profil, bald sah er sie en face — und immer war sie gleich schön! Plötzlich zuckte er zusammen: ihr Blick hatte ihn gesucht, gefunden. Kein Zweifel, sie lächelte ihm zu! Ihm? Oder war's nur, weil er so getreulich gehorsam ihren Fächer trug —

Mit einem Male schoß ihm der Gedanke durch den Sinn: ‚Soll denn das nun den ganzen Abend so bleiben? Daß du sie immer nur siehst und siehst, im Arm der andern; daß du höchstens einmal mit ihr herumtanzest auf eine flüchtige Minute; daß du kaum zwanzig Worte mit ihr sprechen kannst?'

Unmöglich ... unerträglich ...

Draußen im Vorzimmer hatte er das große Tableau gesehen für das Souper. An kleinen Tischen wurde gegessen, jeder in andrer Farbe mit entsprechenden Blumen dekoriert. Er hatte Karens Namen gesucht: Wilten führte sie, und sie saß am Tisch der roten Tulpen. Ihn aber hatte der gute Tarchow natürlich zu den älteren Herrschaften, ganz an der andern Seite des Saales, placiert.

Da mußte Rat geschafft werden.

Und er durchquerte den Ballsaal, suchte in den anstoßenden Räumen den Hausherrn. Endlich faßte er ihn ab — fatal genug, er stand gerade im Gespräch mit Ulla Wiggersen. Aber das half nun nichts.

„Liebster Tarchow ... auf ein Wort! Verzeihung, Gräfin."

„Hören Sie, Tarchow, liebenswürdigster aller Gastgeber — ich hab' eine große Bitte —" er zog Karl Gustav am Frackarm etwas beiseite — „Sie müssen mir einen Gefallen tun. Sie müssen mich umplacieren. Einschieben ... bitte ... rechts neben Fräulein von Gellertshausen."

Karl Gustav zuckte die Achseln: „Professorchen, das geht doch nicht! Wie soll ich denn das

deichseln bei fast zweihundert Personen? Sie gehören doch zu den Wauwaus — ich hatte Ihnen ja auch einen besonders hübschen Platz ausgesucht. Ich glaube, Sie sollen Frau von Cramer führen ... von der bayrischen Gesandschaft ..."

„Tarchow, Sie müssen mir den Gefallen tun! Müssen! Unter uns gesagt: Ich muß mit der jungen Dame sprechen ... wegen der Penthesilea, Tarchow ... ich muß sie als Modell gewinnen ... ich muß ..."

„Sie schmeißen mit dem ‚Muß' herum, lieber Freund, als ob's 'ne Kartoffelschale wäre. Kein Mensch muß müssen. Ich weiß jedenfalls nicht, wie ich's anfangen soll ..." Der arme Tarchow zog ein recht verdrießliches Gesicht.

„Es geht schon, wenn Sie nur wollen! Ich schlage Ihnen einen Tausch vor, ein Geschäft: Wenn Sie mir den Platz verschaffen, modelliere ich für Sie die Penthesilea noch einmal und schenke Sie Ihnen —"

Nun lachte Karl Gustav doch und nickte: „Topp! Geschäft bleibt Geschäft. Ich will's jedenfalls versuchen — Sie sind übrigens doch ein unverbesserlicher Schwerenöter, Professor! Hol' mich der Geier ... immer muß, muß, muß er die Jüngste und Schönste haben —"

Serrenberg war schon wieder fort, mit dem Fächer in der Hand, auf seinen Beobachtungsposten im Ballsaal. Aber Tarchow lachte immer noch, als er zur Gräfin zurückkehrte und ihr von des Professors „Muß-Wünschen" erzählte. Nicht ohne den geheimen Nebengedanken: ‚Wie sie's wohl aufnehmen wird? Das Neueste und Allerneueste ...'

Er irrte. Ulla wußte sich zu beherrschen. Keine Miene ihres Gesichts zuckte, und sie sprach sofort von etwas anderm. Dann freilich wandte sie sich bald — „So gehen Sie, Herr Tarchow, schaffen Sie für die liebenswürdige Frau von Cramer einen andern Tischherrn —" und schritt langsam dem Ballsaal zu.

In der Tür traf sie auf einen Herrn, der sie mit anscheinend besonderer und ein wenig ungewandter Beflissenheit begrüßte. Sie sah nur, daß er blond war und groß; zu erkennen vermochte sie ihn bei ihrer Kurzsichtigkeit nicht oder konnte sich seiner doch nicht erinnern. Aber er sprach sie an: „... ich hatte die Ehre, Frau Gräfin, Ihnen bei Professor Serrenberg vorgestellt zu werden. Möllbach ist mein Name ... Kurt Möllbach ..."

Jetzt war sie orientiert: der Münchner Bildhauer, der so schroff über die Berliner Kunst gesprochen hatte ...

„Sie noch in dem bösen Berlin, Herr Möllbach? Ich glaubte Sie längst wieder an der Isar."

„Man hat mich festgehalten, Frau Gräfin. Ich habe hier einige schöne Aufträge erhalten."

„Und was, wenn ich fragen darf?"

Nun wurde er etwas verlegen. „O ... eine Büste für die Ruhmeshalle ... und dann einen Nischenbrunnen für das Schloß ..."

Sie nickte ihm zu: „Gratuliere herzlich. So werden Sie hier Boden fassen. Sie fühlen sich wohl in Berlin?"

„Man lebt sich ein, Frau Gräfin. Schließlich ... jeder Schaffende freut sich, wenn er anerkannt wird, Gelegenheit zur Betätigung findet. Das Wo? steht erst in zweiter Linie ..."

„Gewiß, Herr Möllbach ... viel Glück ..."

Sie ging weiter. Lächeln mußte sie doch: ‚Wie schnell sich menschliche Ansichten wandeln ... der Volkstribun wird zum Tyrannen, wenn er das Ministerportefeuille erreicht hat ... der freiste Künstler beugt sich, wenn er Gelegenheit findet, einen Gedanken in weißen Marmor umzusetzen ... es muß wohl in der menschlichen Natur liegen ... brechen wir nicht den Stab über Herrn Möllbach ...'

Dann stand sie im Saal. Ein paar Herren beeilten sich, ihr einen Stuhl heranzuschieben. Die Tochter des Hauses, die gerade im Tanz pausierte, eilte zu ihr, um nach ihren Wünschen zu fragen.

Die Gräfin hatte Gabriele immer gern gehabt. Sie plauderte auch jetzt freundlich mit ihr, fand sie vortrefflich aussehend ... „Mich dünkt, Sie sind jetzt heiterer als früher, Fräulein Gabi ... aber ich will Sie nicht vom Tanz abhalten ... da steht schon Herr von Gerden und macht ungeduldige Augen ..." Dabei suchte ihr Lorgnon doch immer nur den einen und die eine —

Endlich fand sie beide. Sie tanzten gerade, und Ulla brauchte nur zu sehen, wie sie tanzten, um mit ihrem geschärften Herzensempfinden zu wissen: in Serrenberg gärte und siedete es wieder einmal.

Wie sie es geahnt, gefürchtet hatte! Nicht mehr so für sich als für Hanna. Für sich?! Was tat's, wenn zu dem vielen Leid noch ein neues hinzukam? Vielleicht ... wer konnte es wissen? ... vielleicht hätte es dich weniger geschmerzt, wenn du diese beiden da vor einem Jahre so hinschweben gesehen hättest. Vielleicht hättest du dir damals gesagt: Laß ihn ... das ist nur eine vorübergehende Leidenschaft, ist ein jähes Aufflackern, der Johannistrieb des ewig jungen Künstlers! Die Ernüchterung wird nicht ausbleiben ...

Nun war das anders. Nun einte sich mit dem flüchtigen eignen Schmerz die bittere Empörung. O gewiß ... dies Mädchen dort war schöner als Hanna. Aber wie konnte ein Mann um dieses gefallsüchtigen, eiteln Schmetterlings willen eine Hanna zur Seite schieben, mißhandeln? Und sie dachte wieder zurück: ‚Wär's vor einem Jahre gewesen! Um Hannas willen konntest, mußtest du kampflos zurücktreten; Hanna konntest du liebgewinnen. Dies Ding dort drüben, das ihn nur durch geschmeidige Glieder und eine außergewöhnlich schöne Larve berauscht, hättest du zu Boden getreten ... gehaßt hättest du sie und verachtet. Denn sie spielt mit ihm ...'

Deutlich sah sie das: wie er Karen auf ihren Platz zurückführte, wie sie ihn stehen ließ, dann doch wieder zurückkam; wie sie bald eine abweisende, hochmütige Miene aufsteckte, bald ihm zulächelte; wie ihre Augen ihn lockten und ihn dann zurückstießen; wie er noch um einen Tanz bat und sie sich ihm versagte, um dann im Arm eines andern sich zu wiegen, als tanze sie doch nur für ihn.

Was wollte diese Person?

Ja — diese Person! Ulla wußte ganz genau, daß sie selbst wahrscheinlich die einzige im ganzen Saale war, die dies Spiel bemerkte. Wußte, daß sie es nur bemerkte, weil sie seelisch beteiligt war. Denn dies Mädchen dort im weißen Unschuldskleide spielte so raffiniert, daß es die äußeren Grenzen des Salonanstandes auch nicht um eines Haares Breite überschritt. Eine Seiltänzerin des Flirt —

Seit Karens erstem Auftreten in Berlin waren doch allerlei Nachrichten über sie durchgesickert und auch zur Kenntnis Ullas gelangt. Durchaus nichts Böses. Sie lebte mit ihrer Mutter und einer ganzen Anzahl Geschwister in recht beschränkten Verhältnissen; auch der Onkel war ohne nennenswertes Vermögen. Sie sollte einmal verlobt gewesen sein, blutjung, mit einem armen Offizier, und hatte, hieß es, die aussichtslose Verbindung selbst gelöst. Die Mutter, erzählte man, sei eine kleine polnische Schauspielerin gewesen, auch bildschön — aber niemand konnte ihr etwas nachsagen. Wie hatte der Kammerherr aus Weimar geschrieben, als sich Exzellenz Brun erkundigte: „Was wollen Sie, mein Lieber? Die Schönheit des Mädchens ist das Kapital der ganzen Familie. Traurig aber wahr. Uebrigens muß man der jungen Dame lassen, daß sie, in so engen Environs aufgewachsen, sich großartig zu benehmen weiß. Ich will ihr wünschen, daß sie noch einen Milliardär findet. Im Notfall tut's auch eine Eurer Berliner Finanzgrößen."

Das klang in der Gräfin noch nach, als der alte Modderstedt sich zu ihr gesellte, und sie zwang sich zu einem Lächeln: „Herr Geheimrat, sehen Sie das junge Mädchen dort drüben — in dem weißen Kleide? Sie gelten ja als feiner Kenner. Wie gefällt Ihnen dieser neueste Star?"

„Verwandt — bekannt, gnädigste Gräfin?"

„O nein! Oberflächlich bekannt höchstens. Jedenfalls bin ich gänzlich uninteressiert."

Der alte Herr schmunzelte. Manchmal konnte er aussehen wie ein bejahrter Satyr. „Mir ist dies Fräulein von Gellertshausen schon zu Anfang der Saison aufgefallen," meinte er. „Wenn ich nicht irre, zuerst bei unserm Freunde Serrenberg. Kann ich wirklich ganz offen sprechen, Gräfin?"

„Aber gewiß —"

„Also: Posito, gesetzt der Fall, ich wäre Ludwig der Vierzehnte, le roi soleil ..."

„Sie holen etwas weit aus —"

„Richtig — ich will mich lieber auf eine etwas näher liegende Zeit beschränken. Posito, gesetzt also, ich wäre vierzig Jahre alt und ich lernte das schöne Geschöpf — denn wunderschön ist es — kennen ... nehmen wir einmal an, zwischen der dritten und vierten Kulisse oder etwa auf dem famosen Dienstbotenball im Kaiserhof oder auch in Monte Carlo ... bei der ewigen Aphrodite, es sollte mir auf ein Brillantarmband nicht ankommen."

„Herr Geheimrat, wie unmodern. Wer trägt heut Armbänder!"

„Bitte, gnädigste Gräfin: Erstens sprach ich von der schönen Zeit, wo ich vierzig Jahre alt war, und dann sind Brillanten immer modern. Im Etui steht ja die Adresse des Juweliers, und ein solider Geschäftsmann nimmt sie stets mit fünfundzwanzig Prozent Abschlag zurück."

„Mir sind zuviel ‚Wenn's' in Ihrer Rede, mein Herr Geheimrat. ‚Wenn ich vierzig Jahre alt wär'' — ‚wenn ich die junge Dame auf der Bühne träfe'. Schöpfen Sie, bitte, aus dem momentanen Eindruck!"

„Gräfin, wie kann man so grausam sein! Ich versetze mich so gern um ein Vierteljahrhundert zurück. Aber es sei. Also, wenn — da ist schon wieder ein ‚Wenn' — wenn ich einen Sohn hätte, so würde ich ihn in eine Ecke nehmen und ihm sagen: ‚Mein lieber Junge, sei ein einziges Mal verständig und verliebe dich nicht in Fräulein von Gellertshausen. Ich gebe dir zu, das ist nicht leicht. Aber traue den Erfahrungen deines Vaters, die ihm teuer genug zu stehen gekommen sind. Dies Mädel ist so kalt ... wie die Nase eines Jagdhundes. Sie hat nicht für ein Dittchen Herz. Aber sie sieht aus in ihrem harmlosen billigen Mullfähnchen, als ob sie Vanderbilt zum armen Manne machen könnte.' Ich habe gesprochen, gnädigste Gräfin. Und nun bitte ich um Ihren Arm. Ich bin so glücklich, Sie zu Tisch führen zu dürfen. Tarchow mußte natürlich die neueste Mode mitmachen: wir sitzen am gelben Hyazinthentisch."

Das Souper fand in den Gesellschaftsräumen des oberen Stockwerks statt, die in einen Blumenhain verwandelt waren. Palmen an den Wänden, in den Ecken; langgestreckte Rabatten längs der Fensternischen; auf jedem der Tischchen flache große Schalen mit den Blüten, die zur Farbe des Tisches gehörten, dessen kleine elektrische Leuchter wiederum Schirme in den gleichen Nuancen trugen. Blütengirlanden von den Kronen zu den Tafelaufsätzen; vor jeder Dame ein lose gebundener Strauß.

„Ihr Herr Papa ist ein Meister. Wunderschön ist das Arrangement mit all dem Flor —" sagte Gerden zu der Tochter des Hauses.

Sie lachte. Neuerdings lachte sie wirklich manchmal ganz herzlich. „Hüten Sie sich, Herr von Gerden. Die Blumen hier verbergen manchen Dorn."

„Pah! Ich fürchte die Dornen nicht, wenn ich nur die Rosen haben darf. Man muß mit dem stachlichten Zeug umzugehen wissen. Dann ist's gar nicht so schlimm — im Gegenteil, es erhöht den Zauber der Blüte —"

„Keine Phrasen, Herr von Gerden. Sonst ist's mit dem leidlichen Vertragen zwischen uns gleich wieder zu Ende. Es steht so wie so auf schwachen Füßen —"

„Ich werde ihm einen soliden Untergrund zu geben suchen, Fräulein Gabriele —"

Sie errötete, schlug mit dem Fächer nach ihm: „Jetzt sind Sie aber still, bitte ich mir aus. Man darf sich wirklich nicht mit Ihnen einlassen."

„Ich gehorche ja schon, Allerungnädigste — außerdem lockt mich diese Auster in Kaviar gar zu übermächtig. Was es nicht alles Gutes und Schönes auf dieser schlechten Welt gibt —"

(Fortsetzung folgt)

Der Biberkäfer

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Jetzt wird die Sache aber langweilig. Wie einer daran bloß noch Gefallen finden kann!" Wie oft habe ich das auf einem bestimmten Punkt gehört, wenn ich einem Freunde meine Käfersammlung wies. Die großen Schaustücke der Tropen, die Goliaths und Herkules und leuchtend edelsteinfunkelnden „Prachtkäfer" (Buprestiden), erregten Entzücken. Auch unser Hirschkäfer fand noch Wohlwollen. So ging es etwa bis zum Johanniswürmchen, von dem der Beschauer oft als Neuigkeit vernahm, daß sein grünes Laternchen einem Käfer angehöre. Aber wenn jetzt Papierstreifchen auftauchten, kleiner wie ein Fingernagel, und auf dem Schnitzelchen ein schwarzes oder braunes Pünktchen, kleiner wie der kleinste Stecknadelknopf, klein wie ein Komma Petitdruck, endlich wie ein Punkt in solchem Druck — und das ging ganze Reihen, halbe Kästen so weiter: dann kam der Schmerzensstoßseufzer. „Das sollen noch Käfer sein? Das sind ja noch Flöhe in Duodezformat!" Es nützt auch nicht immer, daß ich ein paar solcher Papierstückchen unter mittelstarke Vergrößerung bringe. Wohl findet ein braunes Pünktchen von 0,8 Millimetern noch Gnade, wenn es sich als das Käferchen Trichopteryx atomaria enthüllt, das ein paar Unterflügelchen von täuschender Gestalt allerzierlichster Flaumfedern sehen läßt, ein köstliches Miniaturkunstwerk der Natur. Aber die Laune sinkt wieder, wenn wahrheitsgetreu berichtet wird, daß solche Federflügelzwerge sich gern in der getrockneten Hinterlassenschaft weidender Kühe bergen und dort aufgesucht sein wollen. Und die meisten weiteren Objekte sind dann auch unter den Vergrößerungslinsen nicht einmal mehr hübsch. Es zeigen sich struppige Gesellen mit langen Borsten, und es ist nicht zu leugnen: die Flohähnlichkeit nimmt für den Laien zu. Jetzt muß ich mich schon aufs Erzählen legen. Das hier sind hilflose blinde Käferchen, die bei Ameisen leben und dort gefüttert und gehätschelt werden wie verwöhnte Möpse oder Kanarienvögel. Der größere hier, der wie ein Tropfen Siegellack aussieht, der nach allen Seiten feine Streifen gezogen hat, ist der berühmte Leptoderus, ebenfalls absolut blind, weil er in den rabenschwarzen Gründen der Adelsberger Grotte bei Triest zu Hause ist. Mit solchen geheimnisvollen Höhlenkäfern ließen sich allein so und so viel Kästen füllen. Von so manchem der größten Sammlungen kennt man nur ein einziges Exemplar, wie von dem augenlosen Spelaeodytes mirabilis, dessen ganze Gattung wie Art auf einem einzigen Individuum im Wiener Hofmuseum ruht, gefangen in einer fast unzugänglichen Grotte der Herzegowina, oder dem Trechus Scopolii, dessen Höhle zwischen Adelsberg und Luegg verschollen ist wie die Höhle Xa Xa des Märchens, vielleicht längst eingestürzt mit all ihren Bewohnern, so daß es sich hier möglicherweise bereits um einen ausgestorbenen Käfer handelt. „Ja, ja, das ist alles ganz interessant. Aber nun gestehe endlich, daß dieser hier ein wirklicher und wahrhaftiger Floh ist — der rotbraun glänzende Liliputer da, dem du offenbar einen besonderen Fallschirm untergebaut hast, damit er dir nicht noch von der Nadel forthüpft." In der Tat hatte ich unter das angenadelte Papierdreieck, das diesen Rotbraunen an der Spitze trug, einen kleinen Schachteldeckel gepflanzt. Er sollte mir nicht zufällig sich einmal lösen und im Kasten herumfahren. Dazu war er zu kostbar nämlich. Von allen Käfern der Sammlung hatte er den wohl wunderbarsten Roman.

Es steht in den Sternen geschrieben, daß der Platypsyllus castoris, wie dieser Käfer heißt, von unsern Enkeln und Urenkeln noch einmal in den Sammelkästen ihrer Urgroßväter und Uronkel gesucht und begehrt werden wird, wie wir heute mit fieberndem Auge die vergilbten Briefkuverts in der Fremde verstorbener und verdorbener Tanten durchstöbern, ob auf einem von ihnen nicht am Ende gar die Krone alles Briefmarkensports, die beiden Mauritiusmarken von 1847, kleben könnten, die heute einen Kaufwert bis zu 60000 Mark besitzen. Ein umsichtiger Vater wird den Platypsyllus gegenwärtig schon sozusagen für seine Nachkommen auf Zinsen legen, indem er ihn hoch und heilig verwahrt, auf daß ihn die Motten und der Rost nicht fressen; denn kein Mensch kann voraussagen, bis zu welchem schwindelhaften Preise dieses Naturobjektchen noch einmal gelangen wird — wenn seine Zeit erfüllet ist.

Das Volk dieser Platypsyllus-Käfer hat nämlich etwas ganz Besonderes begangen, etwas, was absolut herausfiel aus dem Brauche aller seiner Mitkäfer, und für dieses ganz Besondere wird es nun auch bestraft werden wie alle Extravaganzler in dieser Welt. All die guten Orte hat es verschmäht, die dem Käfer sonst zur Verfügung stehen. Es hat sich nicht in trockenem Mist und nicht in faulenden Baumschwämmen oder in Puffpilzen, nicht auf den tropfenden Stalaktiten gespenstischer Höhlen, nicht in Hornissennestern, noch in einer Erbse oder wie ein indischer Heiliger in einem Reiskorn angesiedelt. Wie viel unedlere Glieder seines Insektenreichs verlangte es nach einem Wohnsitz mitten in weichem tierischen Haar. Auch hier aber war ihm nicht Genüge getan mit dem Wunsch der Käfergenossen von der großen Gilde der „Museumskäfer", die der Schrecken aller Naturalienkabinette sind, da sie im toten, ausgestopften Pelzwerk schonungslos die furchtbarsten Zerstörungswerke begehen. Er suchte sich einen lebendigen Pelz — nicht um ihn zu fressen, sondern um, winzig wie er war, sorglos zwischen seinen Borsten zu leben wie ein Mäuschen im hochwogenden Kornfeld. Das Tier, dessen Fell es sich aber solchergestalt erwählte, war der Biber.

Vom ausgestorbenen Vogel Riesenalk wird berichtet, daß eine seiner letzten Niststätten eine Insel war, die bei einem vulkanischen Ausbruch vom Meer verschlungen wurde. Auch der Biber ist eine solche untergehende Insel. Vor unsern Augen wird er auf der ganzen Erde ausgerottet. In Europa ist dieses Vernichtungswerk schon nahezu vollendet. Nordamerika kommt mit Eilschritten darin nach.

Das Geschlecht der Biber, das Haus Bockert, um den Namen aus dem deutschen Tiermärchen zu gebrauchen, ist eine alte Dynastie. In Urtagen hat es schon in beiden Erdteilen seine höchste Blüte gehabt. Damals wurden die Biber so groß wie ein Bär, und ein Vertreter in Amerika, der Ceratogaulus rhinozeros, trug ein mächtiges Horn auf der Nase. Aber auch als sie in der Natur schon beträchtlich heruntergegangen waren, fühlten sie sich immer noch viele Jahrtausende lang als gewaltige Herren; denn sie waren die ersten Förster, die den Urwald nach ihrem Willen modelten. Mit seinen kolossalen Dammbauten staute der Biber Bäche ab und setzte so ganze Talgründe mit ihrem Wald zeitweise unter Wasser; die Stämme faulten und fielen, und an den Fleck des alten Waldes traten ausgedehnte Lichtungen mit üppigem Graswuchs, die sogenannten „Biberwiesen". Aber auch diese Herrlichkeit schwand eines Tages dahin. Fromme Klosterbrüder, die sich auf der Biberwiese angesiedelt, bemerkten, daß der Biberschwanz der köstlichste aller Leckerbissen sei, und da der Biber ein „fischähnliches Tier" sein sollte, durfte man ihn auch in der Fastenzeit sich schmecken lassen. Pelzhändler begehrten sein wunderbar weiches Fell. Der Apotheker requirierte eine kampferartige Drüsenabsonderung, das „Bibergeil". Wo die Kultur wirkliche Förster in den Wald setzte, war die Freundschaft zu dem alten Abholzkonkurrenten auch gering. Gegen wen sich aber so der Zorn und die Begehrlichkeit des Gewaltigen der Erde richtet, der ist bald verloren.

Bei uns in Deutschland gibt es heute nur noch einen einzigen Fleck, wo Biber wild leben: in der Gegend zwischen Wittenberg und Magdeburg an der Elbe und im Mündungsgebiet der Mulde. Im Jahre 1894 veröffentlichte Friedrich aus Dessau eine feinsinnige Monographie dieser letzten Kolonie, er zählte damals noch 160 Köpfe seiner Lieben. Im Jahre 1899 mußte der gleiche Beobachter bekennen, daß seine Stimme zum Schutz dieses Idylls aus Urvätertagen verhallt sei wie die eines Predigers in der Wüste und daß auch hier ein so rapider Rückgang in den paar Jahren erfolgt sei, daß vollkommener Untergang dicht vor der Tür stehe. In Nordamerika ist gleichzeitig entsprechend gewüstet worden, hier besonders von den Pelzjägern. Ihr Lohn ist, daß echter Biberpelz bald so rar werden wird wie der echte Bordeaux, von dem Weinkenner sagen, daß sie ihn ihren Gästen nicht mehr vorsetzen, weil es keinen reinen mehr gebe.

Es war im Jahre 1869, als ein Naturforscher nun einen solchen nordamerikanischen Biber im Zoologischen Garten zu Rotterdam auf seine Ungezieferverhältnisse untersuchte und dabei auf ein kleines Insekt stieß, das er als eine „Federlaus" beschrieb. Ein englischer Insektenkenner, der Exemplare erhielt, fand es aber so seltsam gebaut, daß er den Vertreter einer ganz neuen Ordnung der Insekten vor sich zu haben glaubte. Drei Jahre später reihte man das mysteriöse Tier den Käfern an, wo es, obwohl noch immer nicht ganz unbestritten, geblieben ist. Jedenfalls war es ein sehr aparter Käfer, bis 3 Millimeter lang, mit verkümmerten, aber doch noch sehenden Augen, lang bedornt und behaart, ja mit förmlichen Kämmen zum Einheften in das Biberhaar, ganz flugunfähig und nur mit kurzen oberen Flügeldecken. 1884 fanden amerikanische Gelehrte den Platypsyllus, wie man ihn genannt hatte, auch in Amerika selbst auf ihren Bibern wieder. Zugleich aber entdeckte ihn ein Franzose jetzt auf dem echt europäischen Biber. In ganz Frankreich gibt es heute ein paar wilde Biber nur noch am Unterlauf der Rhone, die inzwischen zum Teil auch noch offiziell mit Hilfe von Schußprämien (!) als Deichbeschädiger abgeschossen worden sind. Der Rhonebiber hegte ebenfalls den Platypsyllus in, wie es schien, genau identischer Art. Und diese Studien wurden gekrönt durch Friedrich selbst. Eines Tages erhielt er einen frischgeschossenen alten männlichen Biber, der 59 Pfund wog, er war am Waldersee nahe der Muldemündung in einem Fischottereisen gefangen worden. Dem Biberkenner fielen zum erstenmal flohartige Tierchen auf, die in wilder Hast an den Haaren des erkaltenden Kadavers auf und ab liefen. Es war der Platypsyllus!

So hatte man jetzt sicher die wunderbare Tatsache vor Augen, daß diese ganz außergewöhnliche Anpassung einer Käferart an den Pelz eines Säugetiers sowohl bei dem neuweltlichen wie bei dem altweltlichen Biber sich fand. Diese beiden Biber sind nach dem Urteil bester Kenner selbst heute nicht mehr völlig identisch, was bei so weit entlegenen Wohnorten auch theoretisch schon höchst unwahrscheinlich wäre — sie bilden zwei gute Arten. Trotzdem beherbergen sie den gleichen Käfer. Selbständig von Europa nach Amerika gelangt kann dieser Käfer nicht sein, denn der Sturm kann ihn, den Flugunfähigen, nicht übers Meer verschlagen haben, und vom freien Schwimmen ist er, wie Friedrich nachwies, nicht einmal im Süßwasser ein Freund. Zweimal in zwei Erdteilen die gleiche Anpassung mit genau gleichem Resultat anzunehmen, geht auch unmöglich. So wird man vermuten müssen, daß der Käfer sich schon in Urtagen einem Biber zugesellte, welcher der Stammvater sowohl der heutigen amerikanischen wie der europäischen Biberart ist. Möglicherweise hat er in Nordasien gelebt und ist in Amerika erst später über die Beringsstraße eingewandert wie der große kanadische Wapitihirsch, dessen Urheimat auch sicherlich der asiatisch-europäische Kontinent war. Es gibt heute noch in Sibirien Biber, ob sie aber auch den Käfer haben, ist noch nicht festgestellt. Und so eröffnet dieses unscheinbare Schmarotzertierchen alsbald große Perspektiven auf die nachträgliche Entstehung von Tierarten durch räumliche Trennung und örtlich verschiedene Einflüsse. Am Flohkäfer ihrer Ahnen in ihrem Pelz erkennt man noch die ursprüngliche Zusammengehörigkeit von zwei weit verschlagenen und verunähnlichten Brüdern! Wer dächte nicht an Heines Lied von Krapülinski und Waschlapski, die „eine Laus und eine Seele hatten". Bloß daß der Forscher hier nicht Spott sucht, sondern den tiefen Ernst großer Fragen über Dauer und Wechsel, Aufstieg und Niedergang in der Natur. Es ist aber Zeit, daß er sucht. Denn der Biber stirbt und sein Käfer sinkt ihm nach.

Entführung

Wenn die leichte Kerzenflamme
Schwelend sich gespenstisch hebt,
Die am runden weißen Stamme
Zuckend wie gefangen klebt,

Und ein Hauch im düstern Zimmer
Unbemerkt sie plötzlich treibt,
Daß ihr flüchtig blasser Schimmer
Schattend seinen Kreis beschreibt:

Fühlst du dich im tiefsten Kerne
Wie von einem Ruf berührt,
Der dich in die große Ferne,
In die Ewigkeit entführt,

Fühlst dich über diesem Leben
Körperfrei im Wirbelwind
Lautlos zu den Quellen schweben,
Draus die Zeit ins Dunkle rinnt.

Richard Schaukal



Jeanne d'Arc auf dem Wege zum Richtplatz. Nach einem Gemälde von Fred. Roe
(Aus der diesjährigen Ausstellung der Londoner Royal Academy)



J. H. F. Bacon Ein Märchen

Die Ausstellung der Royal Academy in London

Von

N. E. Merow

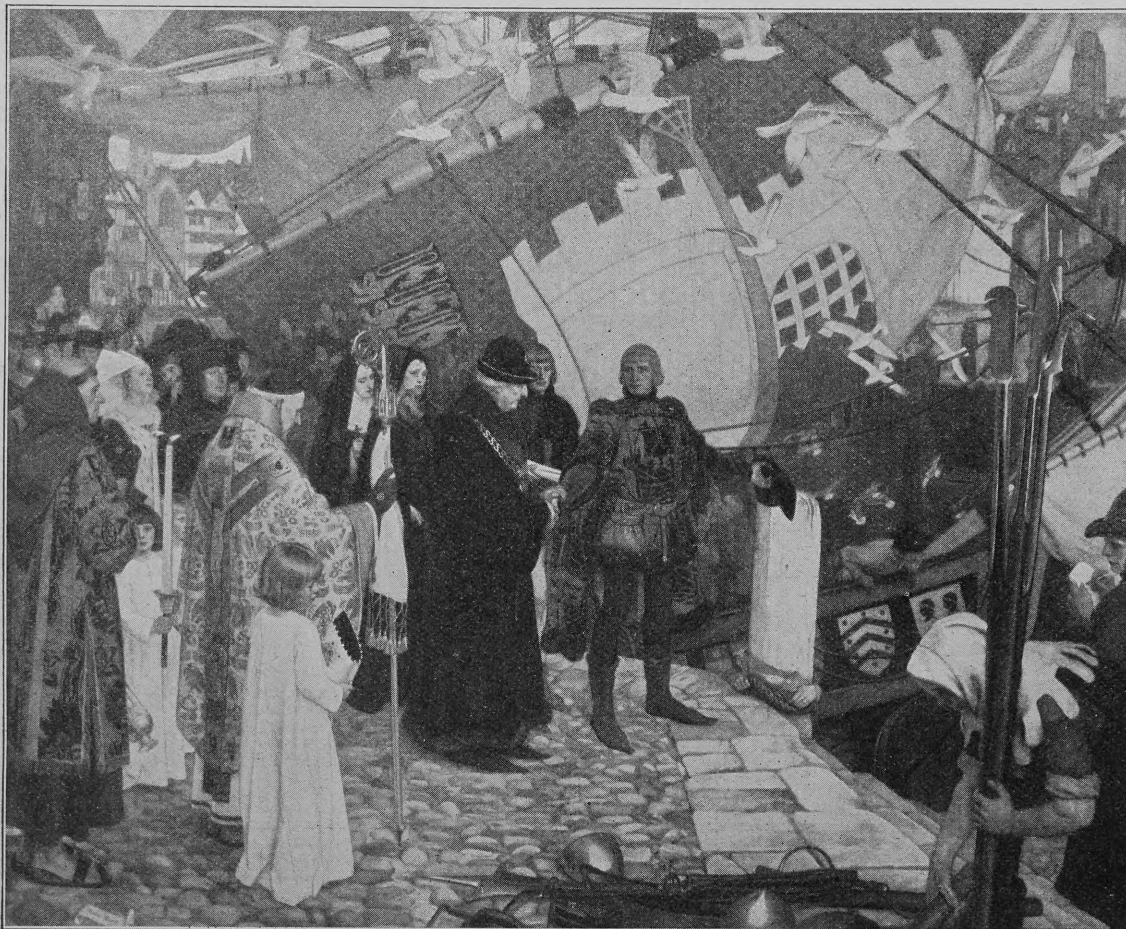
(Hierzu fünf Abbildungen nach Werken verschiedener Künstler)

Wer von den Kunstausstellungen des Kontinents kommend, zuerst die stolzen Hallen des Burlington-House in Piccadilly betritt, glaubt sich im Anfang um ein Jahrhundert in der Entwicklung der europäischen Kunst zurückversetzt. Der erste Eindruck, den man empfängt, ist, die stürmische Entwicklung der letzten Jahrzehnte, welche die Physiognomie der deutschen und französischen Ausstellungen so gründlich umgestaltete, sei spurlos an der englischen Kunst vorübergegangen. Bei näherem Zusehen erblickt man natürlich auch Gemälde, die Zeugnis ablegen, daß auch jenseits des Kanals um die großen Probleme des Lichts und der atmosphärischen Luft gerungen wird. Aber nur ganz vereinzelt finden sich derartige kühne Gemälde, und die Stadt, die dem einen der ersten Lichtmaler aller Zeiten, Turner, die schönsten Motive in Hülle und Fülle bot, die auch heute noch den alternden Monet immer aufs neue in ihren Bann zieht, huldigt selbst einer ganz anders gearteten Kunst.

Die fortschrittlichen Künstler, die heute in London leben, sind meistens Amerikaner von Geburt, haben ihre künstlerische Bildung in Paris empfangen, holen sich von dorther ihre Anregungen und wohnen meist nur aus gesellschaftlichen Rücksichten in der Themsestadt. Whistler pendelte zeit seines Lebens zwischen London und Paris hin und her, und auch Sargent fühlt sich als Künstler wohler an der Seine. Natürlich hat auch London seine Sezessionen, in der New Gallery und in den andern Ausstellungsräumen des Westend finden sich jüngere Künstler zusammen, aber die Kluft, die sie im ganzen von den ehrwürdigen Herren der Royal Academy — sie tragen entweder ein A. R. A. (Associate of the Royal Academy) oder ein bloßes R. A. hinter ihrem Namen — trennt, ist nicht so tief, und die Physiognomie der englischen Kunst von heute, sofern man sie als Ganzes betrachtet, ist erstaunlich konservativ. Der Engländer hält noch fest an dem Grundsatz, daß sich bei einem Bilde auch was denken lassen müsse. Steht er vor einer Landschaft, so will er auch wissen, wo eigentlich die Bäume gewachsen, welchen Weg der Fluß, dessen gemalte Silberwellen er bewundert, in seinem geliebten Heimatlande nimmt, und vollends entzückt ist er, wenn ihm der schlaue Maler in der Unterschrift verrät, daß es sich um herrliche Jagdgründe oder ertragreiche Fischwässer handelt. Die historische Malerei steht noch heute in England in höchster Gunst. Man wird nicht müde, alle Heldentaten der britischen Geschichte immer aufs neue im Bilde wieder erstehen zu lassen, und von den Kriegen der weißen und roten Rose bis zum Burenkrieg in Südwestafrika ist eine ununterbrochene Kette. Aber alle diese vielen Gemälde sind meistens mehr sensationell als künstlerisch aufgefaßt, und der Maler sucht gewöhnlich durch ein paar Dichterverse oder durch ein Zitat aus einem bekannten Historiker den Eindruck zu steigern. Ein Blick auf unsre Abbildungen wird das Gesagte bestätigen. Da ist zunächst der Gang der Jungfrau von Orleans zum Scheiterhaufen. Ihr Beichtiger, der sie verraten, drängt sich durch den Kreis der Soldaten und bittet die Todgeweihte um Verzeihung. Eine ähnliche Szene hat Frank Craig in einem großen Gemälde behandelt „The Heretic“, das zu den am meisten besprochenen Werken der diesjährigen Ausstellung gehört. Das Bild von Ernest Board stellt einen ruhmreichen Moment aus der Geschichte der englischen Entdeckungsfahrten dar. John oder Giovanni Cabot war ein Genuese und Zeitgenosse des Kolumbus. Frühzeitig kam er mit der englischen Stadt Bristol in Handelsverbindung, und England wurde schließlich seine zweite Heimat. Von König Heinrich VII. unterstützt, segelte er im Mai 1497 von Bristol mit vier Schiffen ab und entdeckte am 24. Juni, also noch vor Kolumbus, das amerikanische Festland, und zwar die Küste von Labrador. An geschichtlichen Genreszenen ist natürlich in der Ausstellung auch kein Mangel. Desgleichen liefert auch die Antike noch immer eine große Zahl von Motiven. Auch die letzten Nachklänge der präraffaelitischen Kunst sind noch vernehmbar.

Was bei den englischen Ausstellungen im allgemeinen günstig auffällt, ist die große Zahl guter, wenigstens befriedigender Bildnisse. Der vornehme oder reiche Engländer hat es von jeher als selbstverständliche Pflicht angesehen, sich und die Seinen für sein home im Bilde verewigen zu lassen. Diese nie unterbrochene Gewohnheit hat anscheinend auch eine fortlaufende künstlerische Tradition erzeugt. Die englischen Bildnisse sind zwar wesentlich verschieden von den modernen deutschen, etwa den vier Trübnerschen Fürstenbildnissen in Köln oder den Porträts von Liebermann und Slevogt in der Berliner Sezession. Experimentiert wird auf den englischen Bildnissen so gut wie gar nicht; vielfach spürt man noch die Einwirkung von Reynolds und Gainsborough, aber der Eindruck ist durchweg vornehm, manchmal vielleicht ein wenig zu dekorativ. Das letztere gilt vornehmlich für Frauen- und Kinderbildnisse. So schön die englischen Frauen auch sind, jedem Fremdling wird das auffallen, im Bildnis werden sie zu Göttinnen und die Kinder zu Engeln. Die Vorliebe des modernen Engländers für das Süße, das sich auch in der Literatur ausprägt, fühlt man auch hier, und manche Werke zeigen diese Tendenz sehr zu ihrem Schaden.

Neben der Landschaft, die in der englischen Kunst immer eine sehr bedeutsame Rolle gespielt hat, fallen namentlich einige gute Seestücke in der diesjährigen Ausstellung auf. Stanhope A. Forbes hat wiederum eine Szene aus dem Fischerleben, deren ehrlicher Realismus sehr vorteilhaft von der süßlichen Umgebung absticht. Frank Brangwyns „Begräbnis in Venedig“ gehört auch zu den besseren Leistungen des fruchtbaren Künstlers. Die übrigen Koryphäen der englischen Academy, Sir E. J. Poynter, Frank Dicksee u. a., schneiden nicht so gut ab. Das Gros des englischen Publikums aber betrachtet auch heute noch die Eröffnung der Academy-Ausstellung mehr als ein gesellschaftliches als ein künstlerisches Ereignis, und die vornehme Gesellschaft geht in das Burlington-House weniger um zu sehen als um gesehen zu werden.



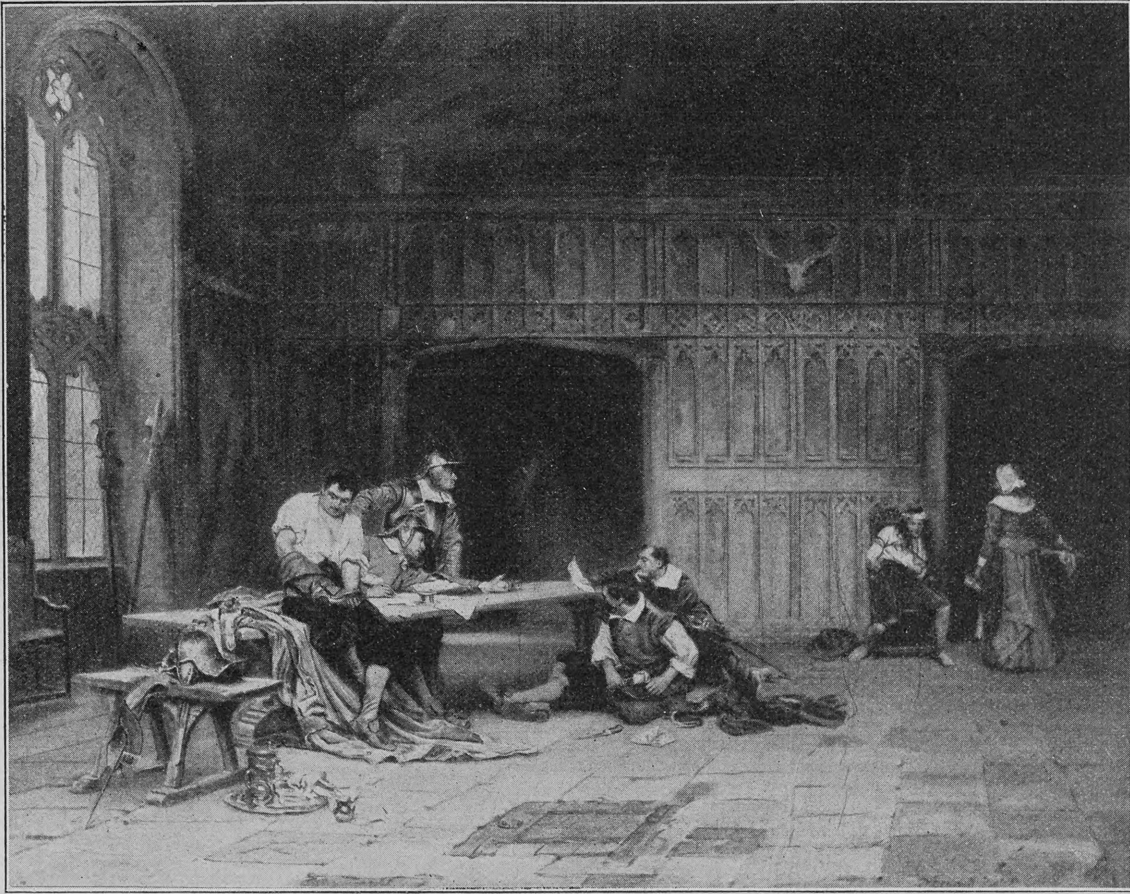
Ernest Board Abfahrt der Entdecker John und Sebastian Cabot von Bristol

Landhausfreuden

Von
C. Ulrich

I

Er:
Alter Freund!
Verdienst Du eigentlich diese Anrede? Frage es Dich selbst — Da schreibst Du von meinem Tuskulum, von den herrlichen Sommertagen, die ich hier verlebt haben müsse, und scheinst ganz vergessen zu haben, daß ich Dich eingeladen, sie mit mir zu teilen. Fühlst Du denn gar nicht, daß in diesem konsequenten Ignorieren eine Beleidigung für mich liegen muß? Und auch für Irma? Näher- und Entfernterstehende finden sich bei uns zusammen mit größter Selbstverständlichkeit — nur Du, unserm Herzen der Allernächste, schneidest uns. Ich weiß, was Du einwenden willst, Du hast es mündlich schon mal getan: die Rücksicht auf Irma — es werde ihr ohnehin schon genug des Besuches sein. — — Aber Mensch, wo denkst Du denn hin, Irma freut sich ja riesig! Was könnte ihr, der Hausfrau, besseres widerfahren, als ihr Haus so recht voller Gäste zu sehen — es ist dies ja doch die größte Anerkennung, die ihr zuteil werden kann.



Frank M. Bennett — An die falsche Adresse

Glaube mir, mein Lieber, ein stolzeres und froheres Gefühl als das, als Herr auf der eignen Scholle zu sitzen, gibt es wohl kaum. Wenn ich diese menschenmörderische Großstadt, die gemietete Etagenwohnung, in der mein Hund nicht bellen darf, in der man mir Vorschriften macht, wann ich meine Teppiche — meine Teppiche! ausklopfen darf, in der ich um elf Uhr abends den Klavierdeckel zuklappen und vor neun Uhr morgens den Mülleimer ausschütten muß — kurzum, wenn ich diesem alles Selbstgefühl knechtenden Zustande des Mieters entflohen und auf meinem eignen Besitz gelandet bin, fühle ich mich erst wieder als Mensch. Mein Hund darf hier ohne den Zwang des Maulkorbs herumlaufen, das ist symbolisch: ich ohne den zehnmal, hundertmal mehr drückenden Zwang von allerlei Verboten, Geboten. Mein Gärtchen, das mir gehört, in das keine neugierigen Nachbarn aus allerlei Balkons und Loggien lugen, um das leider Irma sich nicht so bekümmert, wie sie wohl sollte — das aber doch Gemüse und Obst in achtbarer Qualität hervorbringt! Niemand kann es sich vorstellen, welches Hochgefühl im Genuß eines solchen Apfels steckt, der auf eignem Grund und Boden gewachsen ist. Meine allerliebste kleine Villa, ein Bijou, so sauber, so neu — mein netter Portier, vor dem nicht ich zittere, der vor mir zittert — aber nein, das tut er nicht, denn ich bin ihm ein gütiger Herr, der es wohl mit ihm meint. Aber immerhin der Herr — es liegt doch ein großer Reiz in diesem Bewußtsein. — Und vor allem meine Veranda, dieser Blumensalon mit den bunten Verglasungen und den grün lackierten Möbeln — etwas ganz andres als der großstädtische Gußeisenkorb mit seiner Geranieneinfassung! Diese Nachmittage, wenn unsre Gäste dort beim Kaffee zusammensitzen, diese Abende bei Mondschein, Blütenduft und Bowle, je nachdem die Jahreszeit es beut, Waldmeister, Erdbeer oder Pfirsich. Die älteren Damen in den bequemen Sesseln, die jungen in ihren weißen Kleidern in den Schaukelstühlen wippend wie vom Winde geschaukelte weiße Blüten. — Wenn dann der Rauch unsrer männlichen Zigarren in blauen Ringeln aufkräuselt, so ist's wie ein Dankopfer, das man dem Geschick darbringt, das es so gut mit uns gemeint hat. Und wenn zudem einer der Gäste das Glas erhebt, um in warmen Herzenstönen den Spender so viel echter Freuden, den liebenswürdigen Hausherrn, der den Traditionen deutscher Gastfreundschaft so treu geblieben ist, leben zu lassen — ja, Du altes Haus, dann fühle ich mich auf der Höhe des Lebens, dann bin ich ganz, ganz glücklich.

Ganz glücklich? Nein, ein Wermutstropfen ist auch in meinem Becher. Das ist Irma. Sie hat es leider wenig gelernt, sich den Verhältnissen anzupassen, die Schloßfrau, die große Dame liegt ihr ganz und gar nicht. Es fehlt ihr ganz die anmutige Leichtigkeit, ganz jenes Maß von Rücksicht und Frische, das liebe Gäste doch nun mal von der Hausfrau verlangen dürfen. Sie ist ja sonst die Seele von einer Frau, dabei aber von der fixen Idee besessen, sich das Leben so schwer wie möglich zu machen. So ist sie denn immer auf den Füßen und kehrt die Vielbeschäftigte heraus, was das Behagen gewiß nicht erhöht. Ziehen wir nachmittags in fröhlicher Schar in den Wald, um ein Frühlings- oder Dionysosfest zu begehen, so schließt sie sich unter irgendeinem Vorwand aus; abends trägt sie eine abgespannte Jammermiene zur Schau, und morgens ist sie überhaupt nicht zu sehen — oder, was schlimmer, sie wird sichtbar in einem Morgenkleide, das sehr, sehr viel von dem Ideal der Hülle einer eleganten Hausfrau entfernt ist. Ich hasse solche Nachlässigkeit, hasse es auch, wenn man das Räderwerk eines Haushalts beständig knarren hört. Und wenn noch Grund dazu wäre! Aber wir sind in jeder Weise gut versorgt, haben eine tüchtige Köchin und die Portiersleute, und für den Notfall sind immer noch ein paar junge Mädchen zum Besuch, die Irma gut zur Hilfe anstellen könnte, wenn sie eben die richtige Art dafür hätte. Und — für den Fall plötzlicher Ueberraschungen bin doch auch ich da! Ich verstehe es so herrlich, Sandwiches zu präparieren, und das Brauen der Bowle besorge ich grundsätzlich selbst, dafür fehlt einer Frau doch einmal ganz der feinere Instinkt. Was bleibt ihr also noch an Arbeit, frage ich? Weißt Du es? —

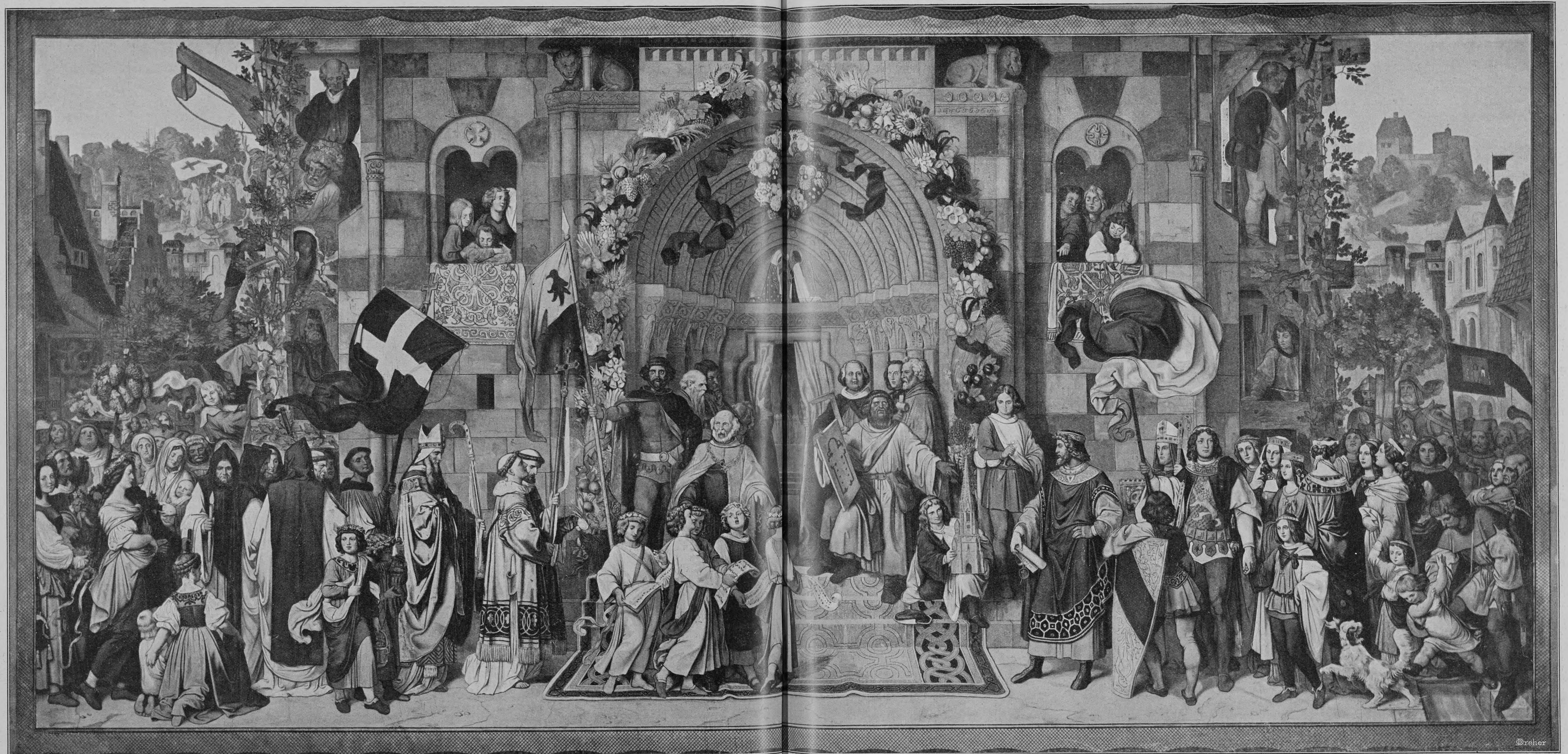
Auch sonst bin ich mit Irma unzufrieden. Sie hat ein hübsches Maltalent, das, seitdem sie sich auf das Kunstgewerbliche verlegt, auch goldenen Lohn gefunden hat. Ich dachte nun, sie würde hier, wo sie die schönsten Blumenmodelle zum Stilisieren findet, sich ernsthaft an das Malen machen. — Hundertmal habe ich ihr vorgehalten, daß es gar nicht nötig ist, sich ständig um unsre Besuche zu kümmern — die Baronin Barnekow blieb auch an der Staffelei, wenn sie das Haus voller Gäste hatte — aber bei Irma ist alles in den Wind gesprochen — ihr hübsches Atelier im Giebel steht unbenutzt, so daß wir es jetzt als Fremdenzimmer nehmen, damit es nicht ganz leersteht.

Du fragst, alter Freund, wie es mit meinen Arbeiten stehe? Schlecht, miserabel. Bücher und Exzerpte sind wohl mitgenommen, aber die Sache rückt nicht vorwärts. Frage Irma, warum! Schiebt sie mir nicht die ganze Unterhaltung unsrer lieben Gäste zu? Ich versichere Dich, sie wären hier verraten und verkauft, wenn ich mich ihrer nicht annähme.

Doch da fällt mir ein: möchtest Du mir nicht dabei helfen? Es wäre ein Liebesdienst. Freilich, der größte Schwarm ist zurzeit verflattert, und das



G. Sheridan Knowles — Eine alte Geschichte



Die Einweihung des Freiburger Münsters

Nach dem Wandgemälde von Moritz von Schwind in der Großherzoglichen Kunsthalle zu Karlsruhe

Wetter läßt sich nicht günstig an, aber etwas Gesellschaft findest Du trotz alledem, und auch bei geheizten Zimmern und verstellter Veranda ist's gemütlich, ja, gerade Regenwetter ist die Probe auf die Gemütlichkeit. Komm! Ich bitte Dich darum. Du bist es auch Irma schuldig. Es sieht wie eine Demonstration aus, wenn Du nicht kommst, Du, unser nächster und bester Freund. Unser Gastbuch, das sich in diesem Sommer wieder um eine ganze Reihe guter Namen bereichert hat, schreit geradezu nach dem Deinen. Also säume nicht, laß die letzten guten Herbsttage nicht ungenutzt vorübergehen, komm zu Deinem Dich mit allen Fasern erwartenden alten Freunde Georg Schulze.

II

Sie:

Liebe!

Ich könnte Dir böse sein — — Also auch Du glaubst mir nichts Besseres auftischen zu können als die gedankenlose Phrase von der „nervenstärkenden Ruhe unsrer Sommerfrische"! Wie oft ich das zu hören bekomme, und nun auch noch von Dir — —

Sieh, Liebe, mit dieser Ruhe ist es wie mit einem Vexierbilde: von ganz weitab gesehen, kann man wohl etwas entdecken, was danach aussieht, wenn man aber näher zusieht, so ist's nichts mehr damit.

Wie glücklich ist doch der Mensch in der Beschränkung einer großstädtischen Etagenwohnung daran, auch das wird einem erst wieder so recht klar weitab von der Sache. Gas, Wasserleitung — tausend holde kleine Annehmlichkeiten, die man als selbstverständlich hinnimmt. Alles ist vorgerichtet, fertig, man braucht sich nur so in das warme Nest hineinzusetzen, und dann ist alles so einfach, so bequem, als ob man bei sich selbst zum Besuch wäre.

In solcher Villa auf dem Lande ist's dagegen ein Chaos, in das nach der Uebersiedlung nur langsam, langsam, unter tausendfacher Mühe Ordnung kommt. Diese Zinkdachreparaturen und Verglasungen, diese Maurer- und Malerarbeiten nach jedem Winter, und diese ländlichen Arbeiter, die durch nichts, aber auch durch nichts aus ihrer Ruhe kommen. Dazu diese umständliche Wirtschaftsführung: der Sonntagsbraten muß schon Dienstags bestellt werden, und mit der übrigen Fleischernährung ist man ganz auf die Willkür des einzigen Metzgers angewiesen, er ist's, der den Küchenzettel bestimmt. Mit Gemüse versorgt uns zwar unser Garten, aber es ist nicht weit damit her. Der Kohlrabi ist holzig, die Gurken sind bitter. Mein Mann, der sich die Bestellung als seine Domäne, als ganz besonders nervenstärkende Beschäftigung reserviert hat, kommt nicht dazu, und ich — — ach du lieber Gott — —

Eins ist für den Großstädter, der es gewohnt ist, unbehelligt von der Nachbarschaft dahinzuleben, geradezu unerträglich, diese ständige Kontrolle von seiten der lieben Nächsten, das Wissen von unsrer Fleischerrechnung und jeder Kiste voll Wein, die ankommt, die Kritik über jedes Kleid, das nicht den Stempel der Genialität unsrer Frau Quisner trägt — nämlich unsrer Portiersfrau, die nach glücklich absolvierter Treppenreinigung als „Schneiderin außer dem Hause" wirkt. Zuletzt noch die atemlose Erwartung, die oft zu Volksansammlungen nahe unserm Besitz ausartet, wenn die Nachricht Tornau durchläuft: das Hotel Schulze ist wieder eröffnet! Es ist dies die festliche Zeit, die große Sensation für Tornau. Hierzu laden sich die Eingebornen wieder ihre Sommergäste ein, und der junge Postexpedient hat interessante Zeit durch das Lesen all der Postkarten für unser Haus.

Du kennst Georg, er ist die Güte und Herzlichkeit selbst und freut sich zudem wie ein Kind über seinen kleinen Besitz. Immer muß er jemand um sich haben, der an seiner Besitzerfreude teilnimmt, und das ist ja auch hübsch, denn ganz ohne Besuch würde man ja hier in den Sommermonaten versauern.

Schon im Winter umwirbt er unsre Bekannten mit seiner unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit: „Sie müssen uns in Tornau besuchen, müssen doch sehen, wie wir uns unsern Sommersitz eingerichtet haben. Was — Last? Umstände? Aber Verehrtester, das ist ja einfach eine Beleidigung, und nun lasse ich nicht locker, nun müssen Sie sich erst recht einstellen, schon um sich beweisen zu lassen, daß es uns keine Umstände macht. I, wir sind ja doch auf Gäste eingerichtet!"

Das letzte mit einer so großartigen Selbstverständlichkeit, daß vor den Augen des Umworbenen das zauberhafte Bild einer Gastfreundschaft im großen Stile, mit einer Flucht von Gastzimmern, mit einer Schar von Dienerschaft ersteht, wobei die Schloßfrau müßig und huldvoll auf hohem Altane inmitten ihrer Gäste thront.

Was ist dagegen die Wirklichkeit unsrer zwei Gastbetten mit Zubehör, was ist unsre „Lina", die Alltägliches erträglich kocht, aber bei jeder Ueberrumpelung den Kopf verliert. Von unsrer Portiersfrau, der Schneiderin außer dem Hause, berichtete ich Dir schon, er, Quisner, versorgt als Flickschuster ganz Tornau, sonst aber ist hier nichts zu haben, und den Segen von Aushilfefrauen und Kochfrauen kennt man hier nicht.

Georg ist ja ein herzensguter Mann, wäre er nur nicht von dem Wahn besessen, alles mache sich von selbst. So sind aber wohl die Männer alle. Was ich hinter den Kulissen wirke, ist ihm gleich, wenn ich nur die Illusion fertig bringe, vor seinen Gästen die große Dame zu spielen. Das Wie ist meine Sache. Es ist rührend und doch zum Lachen: da hat er mir ein Morgenkleid geschenkt, weit, lose, schleppend, fliederfarben mit vielen Spitzen — und natürlich nicht waschbar. Stelle Dir vor, wenn ich in diesem Gewand Besingen auslesen oder eine Kalbskeule zurechtschneiden wollte!

Früh wenn die Hähne krähn, eh' die Sternlein verschwinden, beginnt meine Tätigkeit. Dafür ist beim Erwachen der Gäste alles zauberisch geordnet, der Kaffeetisch aufs beste besetzt. Der Kaffeetisch! Ich lache wieder! Was begehrst Du: Kaffee, Tee, Schokolade, Kakao, Eier? Das alles ist vorhanden, aber ich wette, Georg wird Dir, aus Rücksicht für Deinen Magen, noch Haferkakao anbieten oder ein Glas Eiskaffee, obgleich er weiß, daß es in Tornau keinen einzigen Eiskeller gibt. Auch zu Mittag leistet das Hotel Schulze individuelle Ernährung wie ein Sanatorium, je nachdem mit vegetarischer Kost oder Trockendiät. Hast Du nicht Lust?

Erlöst bin ich stets, wenn Georg erst mit dem ganzen Schwarm ins Freie wandert und ich in einem eiligst übergestreiften Aschenbrödelkleidchen weiter wirken kann, nur das Notwendigste. Diese improvisierten Lager auf Sofas und Diwans, diese aus einer Versenkung hervorgestiegenen Wascheinrichtungen, die für den Tag wieder verschwinden müssen, damit doch einige Zimmer den Charakter von Wohnräumen zurückgewinnen. Man will doch seine Gäste nicht dahinter kommen lassen, wie beschränkt mit dem Raum man im Grunde ist. Glücklicherweise kommt niemand dieser Gedanke. Unsre Sonntagsgäste finden es meist so nett hier, daß sie gegen ihre ursprüngliche Absicht über Nacht hier bleiben, wobei sie dann mit Nachthemden und Kämmen, mit Seifen und Zahnwassern versorgt werden müssen. Bei Zahnbürsten ist aber Besitzübertragung nicht wohl angängig, so kaufen wir diesen Toiletteartikel gleich dutzendweise, und jeder Besucher nimmt sich seine Zahnbürste mit. Das ist dann ein freundliches Andenken. Dafür sind die Besucher nicht rücksichtsvoll und wählen für ihre Abreise, „um nicht länger zur Last zu fallen", den Frühzug um 6 Uhr 27, und ich bin's, die ihnen die Abreisehonneurs zu erweisen hat. Ganz allein. Georg setzt volles Vertrauen in mich.

Wie Du weißt, sind wir beide gänzlich ohne Verwandte — merkwürdig ist's, wie trotzdem mit den schönen Tagen die „Nichten" nur so bei uns einfallen. Alles Wahlverwandtschaft. Töchter von irgendwelchen Bekannten, Reisefreundschaften. Hübsche junge Mädchen, die unendlich viel Zeit haben — die haben die jungen Mädchen ja jetzt alle. Georg macht ihnen ein bißchen die Kur, ganz in allen Ehren, versteht sich, und vergleicht sie mit einem Schwarm weißer Schmetterlinge, wenn sie sich abends auf der Veranda in den Schaukelstühlen niedergelassen haben. Leider verlangen die weißen Schmetterlingshüllen, um hübsch zu sein, ein häufiges Aufplätten, was mir zuteil wird, da die einzige Lina sich nicht gut verdreifachen kann — oder es gibt eine Arbeitsschiebung: sie plättet, mir blüht heimliches Geschirrspülen zur Zeit der allgemeinen Siesta. Zuweilen, wenn Not an Mann ist, erbieten sich die „Nichten" auch zur Hilfe. Dann machen sie wohl die Lampen zurecht, die dann abends derartige Petroleumdüfte ausströmen, daß man's vorzieht, im Dunkeln zu sitzen, oder sie pflücken ein paar hübsche Waldblumensträuße für die Tafel und gießen die Vasen so voll Wasser, daß das ganze Parkett schwimmt — —

Es ist ja reizend, dieses viele frische Leben um uns her, nur müßte ich nicht immer so jämmerlich abgespannt sein und nicht so nervös aufgeregt. Wenn nur ein Brief kommt, zittere ich. Hätte ich Georgs Natur! Er ist immer frisch, immer liebenswürdig. Jeder ist dann auch entzückt von ihm, ich höre es den ganzen Tag — und es klingt wie ein Vorwurf gegen mich durch. „Aber so bleiben Sie doch sitzen, Liebste, gönnen Sie uns doch auch einmal Ihre Gegenwart, Sie sollen nicht immer für uns unterwegs sein," heißt's dann wohl einmal sanft vorwurfsvoll — aber die hundert Bier-, Selters- und Rheinweingläser kommen doch nun einmal nicht von selbst anspaziert, und der Durst an einem Sommerabend ist etwas so Köstliches. Zuweilen geht dann auch mein guter Mann, um selbst eine Bowle zu brauen, und das ist dann gar schlimm. Dann wird das ganze Haus mobil gemacht, einschließlich sämtlicher Nichten. Es gibt ein unendliches Hin und Her, alle Küchengeräte wandern auf die Veranda, die Tischdecke ertrinkt in Mosel, man hat nicht Hände genug, den Retter in der Not zu bedienen, nicht Hände genug, um hinterher wieder Ordnung zu schaffen — und nach dieser Arbeit müssen andern Tages natürlich die weißen Kleider gewaschen werden — —

Eins geht mir wirklich ans Herz: meine Arbeit, die ich ganz vernachlässigen muß. Du weißt, ich bin mit Leib und Seele Malerin, letzthin hatte ich gerade einen gewaltigen Aufschwung genommen, so daß mir so etwas wie eine „Zukunft" vorschwebte. Nur ein paar Sommermonate Ruhe, Studienmalen, weiter studieren, und alles würde werden — —

Nun haben sich in meinem Atelier seit Wochen ein Dresdner Architekt mit tadelloser Bügelfalte und ein Schriftsteller ohne nennenswerte Buchvergangenheit eingenistet, beides Reisebekanntschaften und wirklich allerliebste Leute — —

Neulich machte Georg mir Vorwürfe, daß ich die Kunst so ganz an den Nagel gehängt hätte, stellte mir die Baronin Barnekow zum Muster auf — ich erzählte Dir von ihrem Haushalt mit der Wirtschafterin, dem Diener und den zwei Mädchen — — da habe ich denn zum dritten Male gelacht, aber es war mir dabei wie etwas Bitteres in der Kehle.

Ach Du — Du bist mir ja doch die Allernächste, und wir sind durch so viele Meilen getrennt, und Dein eignes Hauswesen läßt Dich nicht los — da kann ich Dir denn etwas gestehen, etwas Gräßliches, Fürchterliches: ich bin neidisch auf meine Gäste. Für mein Leben gern möchte ich auch einmal bei mir zum Besuch sein.

Deine getreue

Irma Schulze.

Die Einweihung des Freiburger Münsters

(Zu dem Gemälde von Moritz von Schwind auf Seite 958/59)

Das Wandgemälde im Treppenhaus der Karlsruher Kunsthalle, „Die Einweihung des Freiburger Münsters", gehört zu den umfangreichsten Schöpfungen des Meisters Schwind, ist aber viel weniger bekannt als seine andern Werke. Im Jahre 1836 wurde in Karlsruhe unter der Regierung des kunstsinnigen Großherzogs Leopold mit dem Neubau der Akademie, der jetzigen Kunsthalle, begonnen, und Moritz von Schwind wurde dazu ausersehen, den Monumentalbau mit Wandgemälden zu schmücken. Das Treppenhaus wurde für eine Verherrlichung der bildenden Künste bestimmt, und zwar entwarf Schwind auf den beiden Seitenwänden zum Preis der Malerei das Bild „Hans Baldung Grien das Bildnis des Markgrafen Christoph (das sich übrigens noch heute in der Karlsruher Galerie befindet) malend" und zur Verherrlichung der Plastik „Sabine, die Tochter Erwins von Steinbach, die Statue der Synagoge am Straßburger Münster meißelnd". Die Hauptwand blieb für die Verherrlichung der Architektur aufgespart, und zwar wählte man als Motiv die Einweihung des Freiburger Münsters, des schönsten kirchlichen Gebäudes im Großherzogtum. Schwind löste diese keineswegs leichte Aufgabe auf seine Weise. Es wurde zwar eine Haupt- und Staatsaktion alten Stils, und der Beschauer, der jetzt vor das Bild tritt, wird von den harten Farben desselben keineswegs erbaut sein, aber der Meister versteckte in der reichen Fülle seines Bildes wiederum eine ganze Menge heimlicher Schönheiten, die erst bei näherem Zuschauen sich offenbaren, um dann aber um so länger im Gedächtnis zu haften. Von der einen Seite naht sich Konrad von Zähringen, gefolgt von seinem Sohn Hermann, der die Züge des Großherzogs Leopold trägt, dem Portal, von der andern Seite kommt die Geistlichkeit, und mancherlei Volk drängt sich herbei, während die Ratsherren der Stadt und der Erbauer den Zug empfangen. Der Kinderreigen gerade in der Mitte gehört zu dem Besten, was Schwind geschaffen hat. Oben rechts hat er sich selbst als Maurergeselle abkonterfeit. Das Bild war bislang nur in einem Stich weiteren Kreisen zugänglich. Unsrer Abbildung liegt die erste photographische Aufnahme des Bildes zu Grunde, die für den in einigen Monaten erscheinenden Schwind-Band der „Klassiker der Kunst" (Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt) gemacht wurde.



Konzert. Nach einem Gemälde von Henry Caro-Delvaille

(Aus den diesjährigen Pariser Salons)



Prinzeßkleid aus weißem Crêpe de Chine mit mauvefarbenen Samtbändern

Sommermoden

Von

Anne Madeleine

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von J. Valla, Paris)

Nach trübem Regenwinter hatte plötzlich ein warmes Frühjahr eingesetzt, so rasch und unvermittelt, daß die Modeateliers, um den Wünschen nach leichter, lustiger Toilette gerecht zu werden, genötigt waren, zugleich mit den Frühlingsmodellen schon die vorbereiteten Sommermodellkleider in die Oeffentlichkeit zu bringen. So ist im Mai, der uns leider nachher so arg enttäuschte, eine ungewöhnlich reiche Fülle von neuen Kostümarten und Hüten vor uns aufgetaucht, ein embarras de richesse, bei dem die Wahl schwer wird. Aber es ist auch nicht weiter zu verwundern, daß die neu hinzugekommenen neuesten Modeschöpfungen für den Sommer gleichsam nur eine Vervielfältigung, eine Fortsetzung der Frühjahrsmodelle bedeuten.

Ueber die moderne Reise- und Straßentoilette gilt das, was an dieser Stelle im Frühjahrsbericht bereits erschöpfend besprochen wurde. Zu den feschen Trotteurs aus leichten englischen Stoffen kommen die Leinenjackenkostüme, die wie alle Straßenkleider fußfreie Faltenröcke und die knappe Sportjacke haben — seltener den langen Sakko —, deren einziger Ausputz der Samt- oder Leinenumlegekragen ist. Schwarzer Taft ist ein sehr begehrtes Sommermaterial, als leichtes staubfreies Reisekleid ist es durchaus zu empfehlen und wird viel zu Trotteurs verarbeitet; die Garnituren sind nur diskret, und die Machart ist sportsmäßig schlicht. Ueberhaupt tritt eine starke Zurückhaltung gegen bunte Besätze und grelle Farben zutage. Sehr viel getragen wird Schwarz-weiß in kleinen Karos.

Wir widmen heute dem leichteren Genre der Sommertoilette unsre Aufmerksamkeit. Im Vordergrund des Interesses steht die wichtige Hutfrage. Man kann kaum von einer Hutmode sprechen, es gibt dafür zu mannigfaltige Formen und Arten, so daß es fast zur Unmöglichkeit wird, die am meisten getragenen neuen Hutmodelle auch nur zur Hälfte zu beschreiben. Kunstwerke aus Bast- und Roßhaargeflecht, darunter ein neues Hutformenmaterial, Tagal genannt, wetteifern mit den Hüten aus breiten durchbrochenen Phantasieborten, aus Tüll oder aus Blumen um unsre Gunst. Die kleineren Formen werden zur Besuchstoilette und überhaupt als vornehmeres Genre bleiben, müssen sich aber an heißen Tagen von den breitgerandeten Formen verdrängen lassen, da man bei strahlender Sonne nach einem Schutz verlangt und die Schleier bei Hitze gern vermieden werden. Mächtige weiße leichte Bast- und Panamahüte, durch richtig angebrachten Kniff, die Falte, oder ein Aufbiegen der Krempe zu kleidsamen Schutzhüten gestaltet, sind vorherrschend. Daneben findet man Mousquetaireformen aus feinem weichen Stroh, kleine, vorn hochgarnierte Kapottes mit breiten Tüllbarben, die seitlich unter dem Kinn geknüpft werden, und Matrosenhüte aus grobem Stroh. Blumen in verschwenderischer Menge, so frisch, als seien sie eben gepflückt, bedecken die Köpfe der Hüte, oft in grellem Kunterbunt, das wiederum anderseits eine sehr harmonische und gedämpfte Toilettenzusammenstellung erfordert. Als vornehmste Hutgarnitur gilt der Reiher, auch wird die Straußenfeder noch gern verwendet, aber nur mehr zu ganz aparten Hutformen als einziger Aufputz.

Mit dem Auftauchen neuer Hutformen verändern sich auch die Haartrachten, und es ist wohl selbstverständlich, daß zu einem Hyazynthentoque, der keck nach der Stirn geneigt getragen wird, ein Mozartzopf nicht paßt und daß die Damen mit Ponyfrisuren oder glattem Scheitel niemals verlangen können, daß sie die neuen Formen kleiden. Der neue Hut verlangt diktatorisch gewelltes Haar oder sehr geschickt und lose nach der Stirn zu überstehende Vorderfrisur, und wenn man sich auch der in Paris durchweg beliebten Haarrollen, die den „Cake walk", das heißt die falsche Vorderfrisur, ersetzen, nicht bedienen will — und wir werden es wohl kaum dahin bringen —, muß man sich doch das Haar nach der Hutform ordnen. Ein leichtes, wenn man von Natur mit schönem Haar begünstigt ist. Der im heißen Sommer recht lästigen Haarunterlage bedürfen wir nicht mehr — zum großen Kummer der Herren Friseure. Man verleiht dem lose über die Stirn gewellten Haar bloß durch geschickt gesteckte Seitenkämme den nötigen Schwung. Unsre Bilder bringen sämtlich die neuen Frisuren, die allerdings einen geschmackvollen Friseur oder eine leichte Hand und — viel Zeit beanspruchen.

So verschieden auch die Gewebarten der duftigen Sommerstoffe sind, die Farbentöne gleichen einander und wiederholen sich in den Schattierungen, selbst die Musterungen erinnern aneinander, ob es sich um einfache oder kostbare Stoffe handelt. Wir verlangen aber von der Sommertoilette nur, daß sie duftig und zarttönig ist und ihre Stoffe den losen Fall der leicht gekrausten oder zierlich eingelesenen Röcke begünstigen. Die modernen Töne sind Senffarben, Lavendelblau, Korinthrot, im übrigen Weiß und Creme. In bezug auf Schmiegsamkeit wetteifern die weichen Seiden mit den halbseidenen Colinnes, den kaschmirartigen Wollbatisten, den mattglänzenden Satins und den Louisines. Die gestreiften und karierten Voilestoffe verlangen ihrer Durchsichtigkeit halber Unterkleider von Gloria oder Satin; knisternder Taft wird nicht mehr verwendet. Die weichen Stoffe schmiegen sich lautlos dem Körper an, das „Froufrou" verschwindet ganz, und rauschende Unterkleider gelten für diese Saison nicht mehr als vornehm. Natürlich bringt uns der Sommer wieder üppige Spitzengarnierung. Verschwenderisch werden Schleppen und Rocksäume mit breiten Macramé-, irischen und Seidenspitzen besetzt, die Prinzeßkleider hüllt man förmlich in Spitzen ein, ganze Boleros aus kostbarsten Geweben entstehen. Die Stoffe werden von Spitzenkanten unterbrochen oder mit Einsätzen und Medaillons inkrustiert, sogar zwischen Chiffon- und Spitzenrüschen drängt sich noch ein breiter Spitzenstoff, und die reizenden knappen Aermel sind bei nahem Besehen nichts als eine Zusammenstellung von gerafften Valenciennes oder ein duftiges Wolkengemisch von zartestem spitzendurchsetzten Tüll. Sanftgefärbter Samtbandbesatz am Rocksaum wird vielfach angebracht und in der Weise wie auf dem ersten Bild lose auf den zarten Ausfall des Schlepprockes gesetzt. Die Gürtel — eine Art runder Medicis — strafft man von zarter Seide knapp um die Taille, meist verliert sich der Prinzeßrock unter dem Spitzenbolero ohne Gürtel, dann wieder liegen empireartig gekreuzt schmale bunte Samtbänder um die Taille und geben dem Prinzeßkleid die echte Form. Am häufigsten jedoch bleibt das Prinzeßkleid glatt, es fließt unter der leichten Fichugarnitur der Schultern eng am Körper entlang, um sich in leichter Schleppe endlich auszubreiten.

Um dieser Form willen kann man die neue Mode liebgewinnen. Exzentrische Auswüchse bleiben natürlich nicht aus, die Köpfe der Atelierkünstler ersinnen immer noch etwas Apartes — gleichviel ob kleidsam oder nur tollkühn — es muß nur eine Neuheit sein. Mit dem sogenannten „Maikäfer" werden sich nur wenige befreunden können, er verlangt einen biegsam schlanken Frauenkörper und kann höchstens bei größeren festlichen Anlässen als Kuriosum, charakteristisch für eine mit vergangenen Zeitaltern kokettierende Mode, durchgehen. Fast erstaunlich ist es, daß die beliebte Frackschoßtaille, die man sich vergangenen Winter müde gesehen hatte, wieder aufgenommen wird, aber sie versteht es, ihren Trägerinnen zu schmeicheln — „Verlängerung der Taille" ist das Geheimnis, durch das sie sich so lange in der Gunst der Frau hält.

Breite Echarpes aus Tüll mit Volantabschluß werden über die Schulter gelegt oder schalartige zartgetönte Schleiergewebe von Chiffonrüschen umsäumt, auch die weißen und bunten Straußenfedernboas kommen wieder auf und verdrängen dunkle Pelze, die sonst auch für den Sommer als Umhüllung wichtig waren. An das Zeitalter unsrer Großmütter erinnern die niedlichen koketten „Knicker", der moderne Sonnenschirm, der mit Empiregirlanden und kleinen Rosenbuketts bestickt ist. Im übrigen nimmt der Luxus der überreich garnierten Schirme ab. Die großen Sonnenschirme werden einfach mit schmaler Kante oder eingestickter Spitzenbordüre geziert. Als moderner Handschuh kommt neben den langen Schweden der Ellbogen-Handschuh aus durchbrochenem Seidengewebe in Frage, jedoch immer nur in zweiter Linie, denn die elegante Toilette erfordert den geschlossenen Handschuh.



Frackschoßtaille aus écrufarbener Seidenspitze auf mattlila Chiffon, Unterkleid aus weißer Louisineseide mit irischen Spitzeneinsätzen



Dinertoilette aus creme Chiffon mit butterfarbenen Macraméspitzen-inkrustierungen



Weiße Spitzentoilette mit hyazinthenblauem Seidengürtel und gleichfarbigem Strohhut



Kleine Kurschleppe mit sogenanntem „Maikäfer“ aus goldgelbem Atlas



Theaterumhang aus Valencienner Spitzen mit Schulterkragen aus plastischer Stickerei

Tagebuchblätter

von

Ludwig Finckh

I

Der Himmel weiß nicht, wie schwer

Ruta, Ruta, du kleines Vogelnest. In deinen warmen Grund habe ich meinen Gram gebettet, ein ruheloser Wandrer. Noch lastete der Gotthard auf mir mit seinen Steinmassen, Bergkopf um Bergkopf schob sich zwischen mich und die alte Liebe, Riesenschultern drängten mich weg von ihr, ferner, immer ferner, und die alte Herzensangst loderte und brannte in mir. Ich versuchte sie zu übertäuben, krampfhaft griff ich nach einer Zerstreuung und spähte in meiner Erinnerung nach einem Vergessen. Ich dachte daran, da ich als Knabe die erste Reise machte und wie jetzt durch grüne Felder und durch das Leben flog. Ich sollte erleben. Auf meinen Knien lag mein Reisetagebuch, und mit glühenden Backen verzeichnete ich darein die Stationen nebst allen Denkwürdigkeiten der Erde:

1. Reutlingen.
2. Betzingen. Eine Brücke über die Blaulach, darunter schwammen Wildenten.
3. Kirchentellinsfurt. Hier weideten Kühe.
4. Tübingen.

Ich versäumte keine Brücke und keinen Steg, ich schenkte mir kein Kreuz, keine Kapelle und kein Schloß am Weg. Fiebernd vor Aufmerksamkeit saß ich im Wagen. Wo ein Tunnel kam, da trug ich ein: „Ein Tunnel; wir konnten bis auf dreißig zählen." Ganz glücklich war ich bei Triberg, wo die Tunnels sich jagten und wo ich klopfenden Herzens berichten konnte: „Ganz langsam bis auf 197 gezählt." Auch unsre Leibesnotdurft wurde getreulich verewigt: Freudenstadt. Hier gingen wir ins Gasthaus „Schwarzer Rehbock". Wir aßen:

1. Nudelsuppe.
2. Pfannkuchen mit Endiviensalat.
3. Ein Beefsteak.

Dazu tranken wir weißen Wein.

*

Jugend, Jugend! Was war mir ein Tunnel! Ein Bergschlund, in den man hineinfuhr auf Nimmerwiedersehen, ade! Nacht, Finsternis, Grauen. Was war mir eine Minute! Ein Jahr, zwei Jahre, drei Jahre, man konnte alt werden in einem Tunnel und mit weißen Haaren herausfahren. Und dann Licht, Tag, Sonne, Auferstehen, Leben! Wahrhaftig wieder dem Leben geschenkt, gestorben, begraben und wieder auferstanden — ein Tunnel! Wieviel habe ich erlebt als Knabe zwischen Triberg und Hornberg. Zehnmal den Tod erlitten, den Tod genossen, zum Leben erweckt.

Das war, das war. Ich fuhr unter dem Gotthard durch und litt; alle Tode, die ich je gestorben, waren nicht so bitter wie das. Und doch wollte ich's gern tragen, alles noch einmal tragen mit tausend Freuden, wenn sie nur lächelte.

Ruta, Ruta, du kleines Vogelnest! Ueber Camogli liegst du, dem wehrhaften Schifferdorf, in silbergrauen Pinien- und Olivenwäldern. Der Erdbeerbaum blüht und duftet. Im Albergo steht Nietzsches Bett, auf einer Marmortafel steht geschrieben, wie oft er dort gewacht hat. Von den Nachbarkirchlein am Berge läutet's lustige Lieder, närrisch in Rhythmus und Melodie. Man geht ruhig schmale Pfade auf Bergrücken und sieht in das blaue Meer hinunter, man ahnt im letzten Hauch dort hinten geheimnisvoll Korsika liegen. Die weißen Segelboote tanzen. Ruta, wie gütig lehrst du Vergessen! Glockenspiel, Glockenspiel.

Einen tollen Burschen traf ich in Ruta. Er trug eine Schachtel in der Hand, sein ganzes Reisegepäck, darauf stand: Hermann Grashupfer, Biskra, Algerien. Ich liebte ihn, denn er hatte Leid.

„Was heißt das: Grashupfer, Biskra?"

„Ich weiß nicht; ich schrieb's im Unsinn darauf."

Ein Gedanke. „Ich will dir einen Vorschlag machen. Geh mit mir nach Korsika, so reis' ich mit dir nach Afrika." Topp! Wir hatten beide zu begraben.

Wir steigen oft nach Camogli herunter, wo die schönsten, feurigsten Mädchenkinder wachsen auf der Erde. Seefahrerblut, kühne, trotzige, wilde Kinder, zwölfjährige Königinnen. Wir saßen auf Mauern und ließen sie an uns vorüber, die schlankste Grazie in Schritt und Gang. Schwarze Haare, schwarze Augen.

Ein Vater tanzt in der Gasse zur Handharmonika mit seinem zweijährigen Buben, der Vater einen Schritt, der Bub einen Schritt, Lachen, Händeklatschen, Küsse, Grazie.

Und wir wanderten. Mond wie Silber, Mond wie Gold, Mond wie Blut. „Kamerad, warum weinst du in der Nacht?" Mit blassem Munde zogen wir morgens die Straßen, lachten durch Schenken und Dörfer und belogen uns. Da schwimmt eine Perle im Meere, blinkend wie eine Träne, ehrfürchtig und heiter, silbrig und golden, heißt Porto Venere. Ein alter Heidentempel steigt aus dem Felsen, das Meer spielt mit Frauenhänden um seine Wände, gelbe und rote Segel leuchten wie Seeräuberschiffe, und im Meere steht ein Haus; singt ein blonder Bursche, trinkt und zerbricht das Glas.

*

Schwer von Liebe und schwer von Gram ist Korsika, der Himmel weiß nicht, wie schwer. Mond wie Sichel, Mond wie Kugel, Mond wie Sichel.

*

Am Fels von Sidi Racheb. Auf sechs grauen Eseln reiten nebeneinander sechs Araber im weißen Burnus und Turban; ihre Gesichter blicken schwarz und finster, ich stelle mich ihnen entgegen, lästere und erzürne sie. Schwarz und finster reiten sie vorüber.

Die verschleierten Frauen und dunkeläugigen Jüdinnen tanzen, nehmen dich an der Hand. Feuer in ihren Gliedern, kein weißes Mädchen tanzt wie sie, bebend und erbeben machend.

„Kamerad, warum weinst du in der Nacht?"

Schwer von Liebe und schwer von Gram ist Biskra, der Himmel weiß nicht, wie schwer.

II

Eselinnen

Im Herzen von Korsika laufen die Straßen auf und ab, und die Steine duften. Auf blühende Oelbäume fällt Schnee, schneit Kristalle auf weiße Rosen, und Bäume und Schnee und Steine reden. Ich greif' auf den Boden und esse den frischen Bergschnee, er knirscht, schmeckt köstlich und macht mich rein.

In tausend glühenden Schlägen rüttelt das alte Leiden an meinem Herzen und schmiedet es. Was für ein Glück, das Brot der Verbannung zu essen! Die Fremde bricht den Stachel ab am Zweig, Bitterkeit macht sie süß. Ich irre durch die Lande, suche und finde nicht. Schmerz und Glück wächst auf meiner Straße. Wenn Gott ein einzigmal barmherzig ist im Leben, so läßt er mich jung sterben, ihren Namen auf den Lippen.

Aber der Bergschnee macht hungrig. Er putzt den inwendigen Menschen aus und macht das Blut hell und klingend. Ein Hunger von acht Stunden im Bergschnee, und ein korsisches Dorf vor mir mit alten festen Steinhäusern ohne Dach. Das einfache Wirtshaus bietet ein Göttermahl. Um zwei und einen halben Franken, den steten Preis, an dem nie gerüttelt wird, bekommt der Genügsame Käse, Würstchen und Brot, und der Schlecker das Paradies: Täubchen, Stare und Amseln, Fische und Braten, Artischocken, Orangen, Feigen, Nüsse, Datteln und Trauben in ununterbrochener Folge, dazu Wein in Strömen. Wirt und Wirtin setzen sich an den Tisch, fragen, erzählen, und das Glück der Eitelkeit über den Segen ihres Landes verklärt sie. Auf den Matten weiden schwarze und weiße Ziegen, die jungen Kitzlein und Böcklein rührend täppisch und lustig an der Mutter spielend und saugend, grasen Schweine, für die man einen edleren Namen erfinden müßte, schlanke, graziöse, gescheite Tierlein, nicht wie auf dem Festland lebendig herumlaufende Schinken. Es ist immer ein Labsal, mitanzusehen, wie Menschen- und Tierkinder an der Mutter trinken. Ich Hans im Glück belauschte an der Straße eine Atzung, ein Frühstück im grünen Gras, ein Königsmahl, das eine Mutter den durstigen Sprossen spendete. Eine prachtvoll gezeichnete Sau, schwarz an Kopf und Hinterteil, weiß in der Mitte, lag zärtlich und glückselig am Rain, von sieben hungrigen Mäulern angepackt, darein sie ihren Segen ergoß. Diese Mutter war nicht mehr Tier, bloß Mutter, glücklich und beglückend, diese Kinder waren nicht Tiere, bloß Kinder, eins köstlicher als das andre. Ich hätte sie küssen mögen.

Wie kindlich sind vollends die korsischen Eselchen, Zwerge an Gestalt, Riesen an Kraft! Ihre Farbe wechselt zwischen Silbergrau, Violett, Rehbraun, Weiß und Schwarz. Alle sind folgsam wie Hunde, flink und schlank wie Rehe, genügsam wie geborene Hungerleider, klug und gescheit wie wilde Tiere und edel wie verkannte Könige. Sie stammen vom afrikanischen Wildesel ab und haben nichts mit dem entwürdigten deutschen Mülleresel gemein als den Namen. Dieser arme Geselle ist durch jahrhundertelanges Mißhandeln und Mißverstehen verkümmert und zu dem störrischen, verprügelten Zerrtier heruntergesunken, als das ihn der Deutsche kennt. Die edeln korsischen und afrikanischen Tierlein brauchen Verständnis ihrer Seelenvorgänge, Liebe anstatt der Prügel, und sind dann vorzüglich zu behandeln. Sie sind reinlich und scheuen den Schmutz. Ihre einzige Freude ist, sich im höchsten Wohlsein auf trockenem Boden, Sand oder in Asche zu wälzen. Erst kündet eine freudige Schwanzbewegung diese Absicht an, dann werfen sie sich in die Knie, überpurzeln sich ein paarmal in Wonne und stehen hochbeglückt wieder auf. Sie schreien nur aus Heimweh, Sehnsucht, aus Motiven des Herzens. Sie halten minutenlang still, wenn man ihren Kopf in den Arm nimmt und die Backen streichelt und liebkost. Sie fressen wenig; was der Tag ihnen bietet, Disteln, Kaktusfeigen, Brot, Rüben, schlechtes Heu; aber sie verlangen stets das reinste, beste Wasser; sie schlafen nicht viel, sind niemals krank und werden in harter Mühe dreißig Jahre alt. Ihre Arbeitsleistung wird von keinem andern Tier übertroffen. Ein Eselein von einem Meter Höhe zieht und trägt spielend fünf Zentner im schlanken Trab. Stundenlang geht's trabend den Berg hinauf auf schmalem Fußpfad, halsbrecherisch, sicher und vorsichtig; die Frau reitet vorn fast auf dem Hals des Tieres, der Mann hinter ihr fast auf dem Schwanze; zu beiden Seiten hängen noch schwere Tragkörbe herunter. Es ist ein richtiges Wunder, woher dieses zarte, kleine Geschöpf die Kräfte dazu nimmt. Ich kenne kein fleißigeres, klügeres, mutigeres und bescheideneres Tier, und kann mir die Pracht der Jüdinnen in der Bibel erst vorstellen bei dem Worte: „Die ihr reitet auf schönen Eselinnen." Das weibliche Tier ist wie bei edeln Hunden das bessere und wertvollere, voller Schätze an guten Eigenschaften. Und mir fällt ein, daß Christus einst auf einer Eselin einritt in Jerusalem, auf diesem demütigen, sanften und königlichen Tier.

Milch einer Eselin ist die beste Milch nach der Frauenmilch. Sie schmeckt wie Sonne und Bergschnee von Korsika.

Die „Nebenklassen" und „Klassen für Schwerhörige" in Berlin

Von

Marg. N. Zepler

(Hierzu drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Wir leben doch in einer schönen Zeit. Das mußte ich wieder und wieder denken, als ich, nach den üblichen Eingaben an die vorgesetzte Schulbehörde, die Erlaubnis erhalten hatte, einen tieferen Einblick in Einrichtung, Handhabe und Unterricht der „Nebenklassen" zu tun.

Mit „Nebenklassen" (in andern Städten „Hilfsschulen") bezeichnet man in Berlin einen Schulorganismus, der, gleich den Volksschulen, von der Stadt eingerichtet und unterhalten wird und für alle diejenigen Kinder bestimmt ist, die geistig so weit zurückgeblieben oder mit körperlichem Defekt, wie zum Beispiel Schwerhörigkeit, derartig hinderlich behaftet sind, daß sie dem allgemeinen Unterricht in der Normalschule nicht zu folgen vermögen.

Der erste Versuch Berlins, dem Leipzig in jeder Weise vorbildlich vorangegangen, datiert aus dem Jahre 1898; ein bis zwei „Sonder"klassen wurden einzelnen Gemeindeschulen angegliedert; 1903 entstand der erste derartige Schulkörper mit sechs Klassen und zurzeit, seit 1906, hat Berlin acht derartige Schulen, daneben noch einzelne „Nebenklassen", aufzuweisen.

Ein unendlicher Segen ist mit dieser Einrichtung für alle Beteiligten geschaffen worden: für die Kinder selbst, die man durch diesen Sonderunterricht, soweit dies überhaupt möglich, zu dem unausbleiblichen Kampf ums tägliche Brot auszurüsten versucht, für die Lehrer, die nun nicht weiter zu „pressen" sich mühen, sondern „individuell" unterrichten können, und schließlich für die normalen Kinder, die einesteils nicht mehr durch diese armen rückständigen Geschöpfe aufgehalten, andernteils aber nicht mehr, nach Kinderart, sich zu Spott, Hohn und Selbstüberhebung geradezu herausgefordert fühlen. Solch arme Dinger blieben bisweilen jahrelang in der untersten Klasse sitzen, drückten sich buchstäblich auf den Bänken herum, anfangs quälend und gequält, schließlich unbeachtet und geduldet, da der Schulzwang unsrer Gesetzgebung ihre Anwesenheit notwendig heischte. Geistig profitierten



Anschauungsunterricht in einer „Klasse für Schwerhörige“

sie natürlich nichts, da sie in keiner Weise dem Unterricht zu folgen vermochten, seelisch, ethisch und moralisch wurden sie vielfach geschädigt.

Nun ist das alles anders. Wenngleich man auch keineswegs mit allen „Staat machen“ könnte, wie der Volksausdruck lautet, so führt man doch den weitaus größten Teil einem menschenwürdigen Dasein zu: die Ziele der unteren Mittelstufe der Volksschule werden, wie der feinfühlige Leiter solcher „Klassen“, Herr Arno Fuchs, berichtet, ungefähr erreicht; „die besten Kinder können, wenn sie die ganze Sonderschule absolviert haben, jede Druckschrift fließend lesen, gut und richtig abschreiben, im Zahlenraum bis hundert, bisweilen bis tausend ohne Anschauungsmittel rechnen, einen einfachen Brief selbständig abfassen und sich mit den kulturellen Einrichtungen der Großstadt und des großstädtischen Verkehrs abfinden.“

Die „Nebenklassen“ sind in drei Stufen (Unter-, Mittel- und Oberstufe) zu je zwei Jahren aufgebaut; als Normalfrequenz der einzelnen Klassen werden für die Unterstufe bis sechzehn, für die Mittelstufe bis achtzehn, für die Oberstufe bis zwanzig Kinder angenommen.

Der Unterricht umfaßt Religion, Deutsch, Schreiben, Rechnen, Anschauung, Handarbeit, Zeichnen, Gesang, Turnen und Spielen. Für die Sprachgebrechler eines Schulorganismus wird ein wöchentlich zwei bis vier Stunden umfassender Kursus in Artikulation eingerichtet. Der „Entwurf eines Stoff- und Lehrplans für aufsteigende Nebenklassen an Berliner Gemeindeschulen“ (Berlin 1906 bei W. & S. Loewenthal) „will zur vorläufigen Grundlage die Grenzen der unterrichtlichen Belehrung schwachsinniger Kinder in diesem dreistufigen Schulsystem ungefähr bestimmen und eine Auswahl geeigneter Unterrichtsstoffe bieten. Die reichen Stoffangaben in mehreren Fächern geben dem Lehrer Gelegenheit, das für die eignen Schulverhältnisse am meisten Passende auszuwählen oder eine Abwechslung in den Unterrichtsstoffen eintreten zu lassen.“

Der Unterricht in den geistigen Disziplinen findet für Knaben und Mädchen gemeinsam statt, für den technischen werden Knaben und Mädchen gesondert in Fachabteilungen unterwiesen, die nicht nach Alter oder Klassen, sondern nach Fertigkeitsvermögen eingeteilt sind. So finden wir zum Beispiel in der „Strickklasse“, die das Strumpfstricken übt, Mädchen aus der ersten Abteilung der Oberstufe mit solchen aus der zweiten der Mittelstufe zusammen; der Handarbeitsunterricht der Unterstufe beginnt bei den Mädchen mit den Grundbegriffen des Nähens, in die übrigens die Knaben der Oberstufe in weiser Erkenntnis künftiger Lebensbedürfnisse ebenfalls eingeweiht werden. Anderseits lehrt man sie hauptsächlich die sogenannten Knabenhandarbeiten, ohne indessen auch hier wiederum die Mädchen ganz auszuschließen. Der Gesamtunterricht dieser „Nebenklassen“ wie der der Einzelfächer zielt darauf hin, diese von der Natur vernachlässigten Kinder fürs praktische Leben zu erziehen, sie praktisch geschickt zu machen. Der Anschauungsunterricht in seiner umfassendsten Bedeutung nimmt den breitesten Spielraum ein, auf ihm ist fast die ganze Lehre aufgebaut, da auch den Kindern, die in logischer Denkfähigkeit hinter normal beanlagten natürlich weit zurückstehen, abstrakte Begriffe sehr lange fremd bleiben. Das reiche Anschauungsmaterial, das sich in den lichten Klassenzimmern auf Borden, auf den Schränken, an den Wänden befindet, macht diese zu freundlichen, fast gemütlichen Wohnräumen. Die lebenden Pflanzen am Fenster, der Pflege der Kinder anvertraut und den naturkundlichen Unterricht als Lehrmaterial ergänzend, die blaugrün gestrichenen, mit bunten Blumenmustern nach Bauernart verzierten Möbel erhöhen den Eindruck der Behaglichkeit. Lehrer und Lehrerinnen walten mit Hingebung und Begeisterung ihres mühevollen Amtes, um so mehr, als man ihnen hier genügend Freiheit läßt zu individuellem Unterricht und Maßnahmen nach eignem Gutdünken und selbsterprobter Erfahrung. Kein starres Schulgesetz zwingt sie zu unumstößlich vorgeschriebenem Pensum einzelner Stunden, vielmehr erwartet man von eigner Beobachtungsgabe, von richtigem Takt und Verständnis, daß sie die ihnen anvertrauten Kinder wechselweise so mit Unterricht, Pausen und Spiel beschäftigen, wie es ihnen nach deren Fähigkeit und körperlicher Verfassung am zuträglichsten erscheint. Merkt Lehrer oder Lehrerin, daß die Kinder ermatten, flugs wird ein Liedchen gesungen, ein paar Turnübungen oder auch ein Weg in den Schulhof gemacht. Einzelne dieser Sonderschulen zählen auch stolz ein kleines Gärtchen zu ihrem Besitz, ein Kleinod, das in diesen völkerreichen, engbebauten Stadtteilen nach jeder Richtung hin ein Kapital repräsentiert.

Die Aufnahme in die „Nebenklassen“ geschieht auf Grund eines Antrages des Rektors derjenigen Volksschule, in der sich das betreffende Kind bisher befand und durch fortgesetztes „Nichtmitkommen“ seine Unfähigkeit, dem Normalunterricht zu folgen, bewiesen hat. Personal-, Bericht- und Hauptbogen zirkulieren bei Eltern, Schularzt und Behörden, sammeln aufs sorgfältigste das nötige Material, aus dem dann die Summe gezogen wird, bis die „Ueberweisung“ erfolgt. Eine gewissenhafte Statistik, die alle möglichen Einzelbeobachtungen vom Lehrkörper, Schularzt und Schulinspektor sammelt, geht halbjährlich an die „Oberste Schulbehörde“ ab und bietet das Material zu neuen Plänen, Verbesserungen



Handfertigkeitsunterricht

und Fortschritten. Der segensreiche Vorteil des Sonderunterrichts in den aufsteigenden Nebenklassen wird einem deutlich klar, wenn man irgendeiner Unterrichtsstunde in der am 1. April 1906 eröffneten Fortbildungsschule für Schwachbegabte beiwohnt. „Der Menschheit ganzer Jammer faßt mich an.“ Wenn man hier Achtzehn- und Neunzehnjährige hört und sieht, die trotz engelhafter Geduld und gleichbleibender Güte des Lehrers nicht imstande sind, selbst mit konkretem Material bis — drei zu zählen oder gar bis sechs zu addieren und zu subtrahieren. Vierzehn- und Fünfzehnjährige, die schon des Sonderunterrichts früher teilhaftig geworden und sich ebenfalls hier „fortbilden“ möchten, bewältigen dagegen im Abstraktrechnen dieser selben Klasse den Zahlenkreis bis vierzig. Auch die „Schwerhörigen“ bezeigen befriedigendes Fortkommen, seit man ihnen „Sonderklassen“ schuf; lange hat es gedauert, bis man den Grund ihrer Art richtig erkannte, der oft mit verstockt, blöde, schwachsinnig verwechselt wurde. Teilweise unterrichtet man sie jetzt besonders, teils mit den Kindern der „Nebenklassen“, immer aber nach diesem Lehrplan. „Ablesen“, artikuliertes, skandiertes Sprechen sind die grundlegenden Hauptfächer; die Hörrohre werden nur ab und zu benutzt.



In der Rechenstunde


Phot. Ernst Keßler, Essen

Berta Krupp


Legationsrat Gustav von Bohlen und Halbach

Notizblätter

Kaiser Wilhelms Besuch in Wien

Der Besuch Kaiser Wilhelms bei dem Herrscher der verbündeten österreichisch-ungarischen Monarchie, der nach der etwas lauen Haltung Italiens auf der Marokko-Konferenz und nach der bekannten Depesche des Kaisers an den österreichisch-ungarischen Minister des Aeußern Grafen Goluchowski zunächst wohl als eine Betonung des intimen Verhältnisses der beiden Staaten und als eine kleine Demonstration gegen den dritten Verbündeten anzusehen war, hat doch noch zu einer deutlichen Kundgebung über das Fortbestehen des Dreibundes


Phot. Berliner Illustrations-gesellschaft

Vom Besuch Kaiser Wilhelms in Wien: der Kaiser im Gespräch mit den Damen der deutschen Botschaft

in dem vielbesprochenen Telegramm der beiden Kaiser an den König von Italien geführt. Die Idee zu diesem Telegramm soll von Kaiser Wilhelm ausgegangen sein, der den Text auch selbst aufgesetzt hat. Die italienische Antwort ist zwar in einem wesentlich kühleren Ton gehalten, und allzu enthusiastische Folgerungen an diesen Depeschenwechsel zu knüpfen, dürfte nicht angezeigt sein. Auch in Wien tat man das möglichste, um dem Kaiserbesuch zwar einen herzlichen, aber auch nur familiären Charakter zu geben, ihn jedoch einer politischen Bedeutung so viel als möglich zu entkleiden. Der Besuch des Kaisers beschränkte sich im großen und ganzen auf Schloß Schönbrunn und die deutsche Botschaft. Eine Abwechslung bot nur der Ausflug nach dem restaurierten Schloß Kreuzenstein, für das der Kaiser großes Interesse zeigte. Daß die schwebenden politischen Fragen in den oft mehrstündigen Unterhaltungen der beiden Monarchen oder des Kaisers mit den österreichischen Ministern ebenfalls gestreift wurden, bedarf wohl keines weiteren Hinweises. Das bemerkenswerteste Moment war wohl die einstündige Konferenz beider Monarchen, die unmittelbar nach deren Eintreffen im Schönbrunner Schloß stattfand, und der hieran anschließende Empfang des Ministers des Auswärtigen, Grafen Goluchowski, des österreichisch-ungarischen Botschafters in Berlin, Grafen Szögyenyi, und des deutschen Botschafters in Wien, Grafen Wedel, durch Kaiser Wilhelm. Viel bemerkt wurde besonders die Höflichkeit, mit welcher der Deutsche Kaiser den ungarischen Ministerpräsidenten Dr. Wekerle auszeichnete, den er vor und nach dem Frühstück auf der deutschen Botschaft in ein längeres Gespräch zog. Am gleichen Nachmittag fand bei Wekerle eine einstündige Konferenz zwischen dem Grafen Wedel, dem Grafen Szögyenyi und dem ungarischen Minister am Hoflager Grafen Zichy statt, der jedenfalls politische Bedeutung beizumessen ist. Leider hat das fast winterliche, von fortgesetzten Regengüssen begleitete Wetter das Programm für den Aufenthalt Kaiser Wilhelms wesentlich beeinträchtigt.

Eine Verlobung im Hause Krupp

Fräulein Berta Krupp, die älteste Tochter des verstorbenen Wirklichen Geheimen Rats Exzellenz Friedrich Alfred Krupp und seiner Gemahlin Margarete, geborenen Freiin von Ende, hat sich mit dem Legationsrat der preußischen Gesandtschaft beim Vatikan, Herrn Gustav von Bohlen und Halbach, verlobt. Die Verlobung hat natürlich das Interesse der weitesten Kreise erregt, handelt es sich doch um die reichste Erbin Deutschlands. Die Braut wurde am 29. März 1886 auf Hügel bei Essen geboren. Dort wuchs sie heran und dort wurde sie auch im Verein mit ihrer jüngeren Schwester Barbara (geboren 25. September 1887 auf Hügel) unter den Augen und dem direkten Einflusse der Eltern erzogen. Namentlich der Vater legte großen Wert auf die Pflege naturwissenschaftlicher und mathematischer Kenntnisse, so daß der Lehrplan des Schulunterrichts sich im allgemeinen an den eines Realgymnasiums anlehnte. Als der Vater im November 1902 starb, war dieser Schulbildungsgang im wesentlichen abgeschlossen. In den folgenden Jahren unternahm Frau Krupp mit ihren Töchtern alljährlich längere Reisen, die zunächst auch erzieherische Zwecke verfolgten. Es wurden abwechselnd die verschiedensten Kunstschätze und Kunststätten, meist unter fachmännischer Führung, besucht. Auf der diesjährigen Reise nach dem Süden lernten die Verlobten sich in Rom kennen. Der Bräutigam, Herr Gustav von Bohlen und Halbach, entstammt einer altangesehenen badischen Familie. Er ist am 7. August 1870 im Haag in Holland als fünfter Sohn des damaligen Großherzoglich Badischen Ministerresidenten Dr. Gustav von Bohlen und Halbach, späteren Großherzoglich Badischen Oberschloßhauptmanns, und seiner Gemahlin Sophie, geborenen Bohlen, geboren. Im September 1897 trat Herr von Bohlen und Halbach in das Auswärtige Amt ein; im Jahre 1899 erfolgte seine Ernennung zum dritten Legationssekretär der Kaiserlichen Botschaft in Washington. Im Juli 1900 begleitete er bei Ausbruch der chinesischen Wirren den Gesandten Mumm von Schwarzenstein als zweiter Legationssekretär nach Peking, wo er während der Friedensverhandlungen Sekretär der Gesandtenkonferenz war. Im Sommer 1903 erfolgte seine Rückkehr nach Deutschland, und im Jahre 1904 wurde er zum Legationssekretär der Königlich Preußischen Gesandtschaft beim päpstlichen Stuhl in Rom ernannt. Die Verlobung wurde auf Hügel gefeiert. Die Heirat soll im nächsten Frühjahr, wenn Fräulein Krupp großjährig geworden ist, stattfinden. T. K.

Die Herkomer-Konkurrenz

Die diesjährige Herkomer-Konkurrenz erstreckte sich über eine ganz enorme Strecke. Es galt in sechs Etappen die Tour von Frankfurt a. M. über München, Linz, Wien, Klagenfurt, Innsbruck und wiederum München zurückzulegen. Die eigentlichen Sensationen der diesjährigen Konkurrenz waren einerseits die Ueberschreitung des Semmering, anderseits aber die Ueberwindung des Zierler Berges nicht weit von Innsbruck, eine Bravourleistung, die ungefähr der Fahrt über die Kesselbergstraße zwischen dem Kochel- und Walchensee bei der vorjährigen Konkurrenz entspricht. Besonderen Reiz erhielt die diesjährige Fahrt durch die Teilnahme des Prinzen Heinrich, der seinen Wagen persönlich steuerte. Der Prinz ist nicht nur ein passionierter, sondern auch sehr gewandter Fahrer, der übrigens mit der Technik der Automobilkonstruktion genau vertraut ist. Er läßt fast niemals einen Chauffeur ans Steuer, und auch den Ruhetag in Wien benutzte er zu einem Ausflug nach dem Semmering, um die Strecke zu erkunden. Das Publikum brachte dem prinzlichen Fahrer an vielen Orten während der Tour Huldigungen dar. Neben dem Prinzen Heinrich wandte sich das Interesse des Publikums, das sowohl in Deutschland wie in Oesterreich in dichten Scharen die Rennstrecke umsäumte, namentlich der schneidigen englischen Fahrerin Mrs. Maud Manville zu, die einen englischen Daimlerwagen lenkte. Eine Schnelligkeitskonkurrenz im Forstenrieder Park unweit München beschloß ebenso wie im Vorjahre das sportliche Ereignis. Die Strecke war von zwei Kompagnien Infanterie abgesperrt, und mehrere bayrische Prinzen und Prinzessinnen hatten sich am Ziel eingefunden. Prinz Heinrich durchfuhr die 5½ Kilometer lange Strecke der Schnelligkeitsprüfung in 3 Minuten 54 Sekunden, eine recht beachtenswerte sportliche Leistung. Am Abend war er beim Prinzen Rupprecht von Bayern zur Tafel geladen, während die übrigen Teilnehmer an der Fahrt sich zu einem Festabend im Künstlerhause vereinigten.


Phot. Jaeger & Goergen, München

Von der Herkomer-Konkurrenz: Prinz Heinrich nach seiner Ankunft in München

Eduard von Hartmann †

Mit Eduard von Hartmann ist der letzte deutsche Philosoph der nachkantischen Zeit dahingegangen, der seine Weltanschauung zu einem selbständigen, großangelegten und umfassenden System ausgebaut hat. Für immer bleibt sein Name in der Vorstellung der Allgemeinheit mit der „Philosophie des Unbewußten“ verknüpft, dem glänzenden Erstlingswerk, das doch nicht in demselben Sinne sein Hauptwerk bleiben sollte, wie dies bei Schopenhauer und dessen „Welt als Wille und Vorstellung“ der Fall war. — Hartmann war erst siebenundzwanzig Jahre alt, als „Die Philosophie des Unbewußten“ erschien; am 23. März 1842 zu Berlin geboren, gehörte er von 1858 an der Garde-Artillerie an, bis ein nervöses Knieleiden ihn 1865 zwang, die Offizierskarriere aufzugeben; mit raschem Entschluß und erstaunlicher Energie wandte er sich nun ganz der Wissenschaft zu. Der „Philosophie des Unbewußten“ folgte in rascher Reihenfolge eine stattliche Anzahl großenteils umfangreicher und tiefbegründeter Werke, die entweder dem Ausbau und der Weiterentwicklung seiner Lehre oder wichtigen Tagesfragen des kulturellen und politischen Lebens gewidmet waren. Ein so gewaltiger Erfolg, wie er der „Philosophie des Unbewußten“ zuteil wurde, teils weil sie der durch das endliche Durchdringen Schopenhauers beeinflußten Zeitstimmung entgegenkam, teils dank der allgemeinverständlichen, fortreißenden Darstellung, ist seinen späteren Werken nicht mehr beschieden gewesen; aber eine Genugtuung mußte es dem unabhängig weiterstrebenden Denker und Forscher sein, zu sehen, wie nach und nach die wissenschaftlichen Strömungen der Gegenwart sich wieder gewissen Grundlehren seiner Philosophie nähern, die er selbst immer fester mit den Anschauungen und Ergebnissen der Naturwissenschaften zu verknüpfen gesucht hatte. — Als Mensch hat Eduard von Hartmann vollauf die Forderung erfüllt, die der unbefangene Sinn des Volkes an die Philosophen erhebt, daß sie nicht nur im Denken, sondern auch im Handeln und Dulden Weise sein sollen: eine edle, für alles Schöne und Gute empfängliche Natur, hat er in einem glücklichen Familienleben und in der Hingabe an seine Wissenschaft ein harmonisch beschlossenes Dasein geführt.


Phot. E. Bieber

Eduard von Hartmann †

Schluß des redaktionellen Teils

Über Land und Meer

Nr. 39



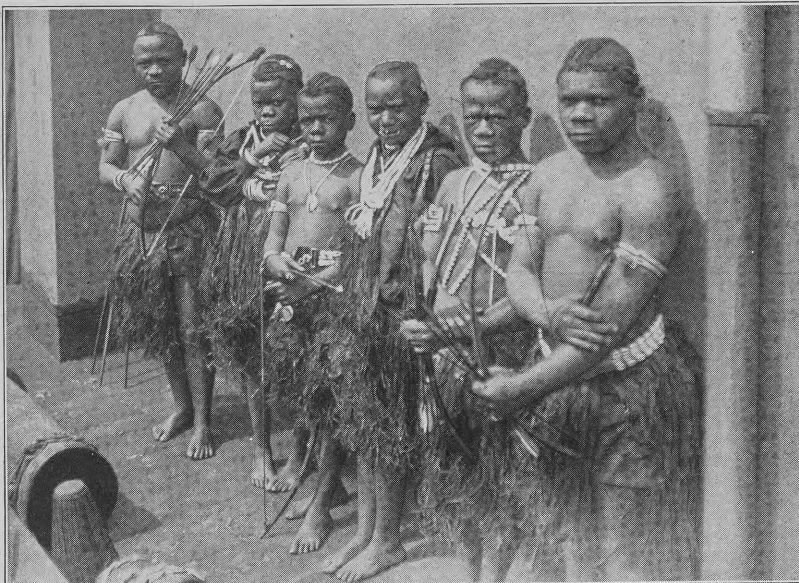
Am See

Nach einem Gemälde von Franz Hoch

(Aus der Kunstabteilung der Bayrischen Jubiläums-Landesausstellung in Nürnberg)

Totenschau

Wilhelm Steinhauer, ehemaliger liberaler Reichstagsabgeordneter (Wahlkreis Bütow), 64 J., 1. Juni, Pölitz. — Professor Dr. Ludwig Brackebusch, Geologe, 57 J., 2. Juni, Hannover. — Max Judd, amerikanischer Schachmeister, 54 J., St. Louis. — Professor Dr. A. Lindhagen, Astronom, ehemaliger Direktor der Stockholmer Sternwarte 87 J., Stockholm. — Paul Schulze, liberaler sächsischer Landtagsabgeordneter, 45 J., 6. Juni, Dresden. — Französischer General Dessirier, Militärgouverneur von Paris, 64 J., 6. Juni, Paris. — Feldmarschalleutnant a. D. Leonhard Freiherr de Vaux, 69 J., 6. Juni, Wien. — Oberpostdirektor Geheimer Oberpostrat Holfeld, 63 J., 7. Juni, Halle a. S. — Geheimer Bergrat A. Ledebur, Professor der Eisenhüttenkunde an der Freiberger Bergakademie, 7. Juni, Freiberg i. S. — Senator Arthur Pue Gorman, Führer der Demokraten im nordamerikanischen Bundessenat, 67 J., Washington. — Dr. J. Macchi, apostolischer Nuntius in Lissabon, 7. Juni, Lissabon. — Hofrat Friedrich Kiedaisch, ehemaliger Intendant des Stuttgarter Hoftheaters, 74 J., 8. Juni, Stuttgart. — Landrat a. D. Karl Graf von Behr, Mitglied des preußischen Herrenhauses, 71 J., 9. Juni, Behrenhof (Pommern). — Seddon, Ministerpräsident von Neu-Seeland, 10. Juni. — Genieoberst Folly, Chef der Abteilung für Befestigungsbauten im schweizerischen Militärdepartement, 60 J., 10. Juni, Bern.



Copyright by Dannenberg & Co., Berlin

Zwerge vom Kongo, zurzeit in Berlin

Literatur

Einem der feinsten und geistreichsten Kartenspiele, dem Whist, das heute vielleicht nicht mehr dieselbe Rolle spielt wie in den Zeiten unsrer Großväter und noch unsrer Väter, aber noch immer viele treue Anhänger hat und entschieden verdiente, wieder mehr gepflegt zu werden, ist eine kleine Monographie von Dr. Richard Münzer gewidmet, die unter dem Titel „Das Cayenne Whist (und Bridge)" als 33. Band der „Bibliothek für Sport und Spiel" im Verlage von Grethlein & Co. in Leipzig erschienen ist (Preis geb. 3,80 Mark). Die ausführliche, genaue und wohl alle Möglichkeiten erschöpfende Anleitung zu dem Spiel, die der Verfasser in 39 Abschnitten gibt, zeichnet sich vor dem Inhalt der meisten sonst vorhandenen Katechismen und Lehrbücher aufs vorteilhafteste dadurch aus, daß sie nicht rein praktisch gehalten ist, sondern — ohne irgendwie schwerfällig zu werden — in gediegener Weise den Stoff genetisch entwickelt, den geistigen Gehalt des Spiels klarlegt, seine Regeln und Ausnahmen logisch begründet, wobei in ausgiebigem Maße exemplifiziert wird. Ein besonderes Kapitel ist einer in jüngster Zeit besonders beliebten Abart des Spiels, dem „Bridge", gewidmet, das freilich, wie der Verfasser mit Recht bemerkt, dem Cayenne-Whist, was Vornehmheit, Ruhe und Eleganz betrifft, nachsteht und, auch bei niedrigen Spielsätzen, erheblich größere Differenzen zwischen Gewinn und Verlust ergibt, eine Eigenschaft, die viel dazu beigetragen haben dürfte, daß es zum fashionabeln Gesellschaftsspiel der upper ten des Dollarlandes geworden ist.



Phot. Carl Seebald, Wien

Vom Besuche Kaiser Wilhelms in Wien: Kaiser Franz Joseph holt seinen Gast am Bahnhof in Penzing ab

Worträtsel

Wenn unserm Worte man Zeichen hinzufügt oder sie wegnimmt,
Wird es wie selber es heißt. Wort, ei wie narrend du bist!
Frühere Trachten, verglichen mit unsern heutigen, waren
Sie wie es meldet das Wort — unbestimmt nur allerdings.
Tropft es seit Tagen vom Himmel, dann klagt man: „Ach, möchte das Wetter
Werden entsprechend dem Wort! Sonne, erfreu unser Herz!“
Seltsam fürwahr ist das Rätsel, weil jeder, der fand seine Lösung,
Meint dann, es müsse wohl doch anders die richtige sein.

Dr. F. B.

Verwandlungsaufgabe

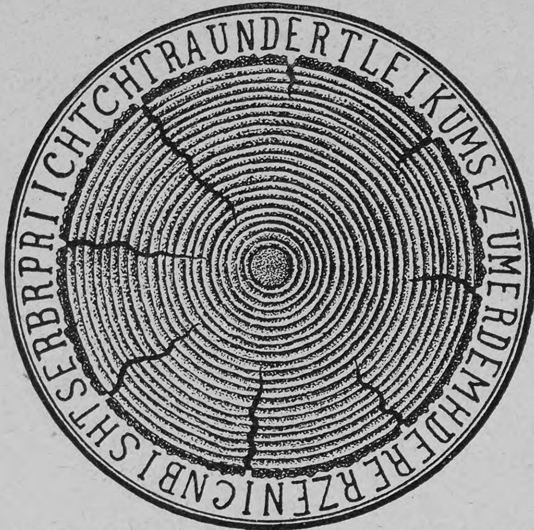
Man bilde aus den Buchstaben von:

Ost, Ur	eine Stadt in Frankreich,
Bergen, Erich	eine Stadt in Böhmen,
Dachs, Eimer	einen berühmten Mathematiker,
Bein, Rum	eine Landschaft in Mittelitalien,
Art, Maus	eine Sunda-Insel,
Rain, Tisch	einen männlichen Vornamen,
Alm, Hering	einen deutschen Dichter,
Nase, Rad	einen männlichen Vornamen,
Bau, Orgel	ein finnisches Gouvernement,
Base, Edwin	einen deutschen Kurort,
Eber, Rede	eine Frucht,
Adam, Nil	eine Stadt in Italien.

Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter nennen ein Sprichwort.

H. v. d. M.

Dechiffrieraufgabe



Welchen Text ergeben, nach Maßgabe der Zeichnung richtig verbunden, die obigen Buchstaben?

H. B.

Silbenrätsel

Wer, Schwalbe, zeigte dir den Pfad,
Dich sicher führend in dein Zwei?
Wer sagte, daß sich hat genaht
Mit linder Luft der liebe Mai?

Man sagt, Instinkt; doch dies ist nur
Ein Wort für das, was man nicht weiß.
In Schweigen hüllt sich die Natur
Und gibt uns nicht das Ganze preis.

Nun feire, daß du bist zurück,
Nachdem du fernes Land geschaut!
Auch weil dir blüht der Liebe Glück,
Drei umgekehrt mit Eins drum laut!

Dr. F. B.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 922:

Des Kaleidoskoprätsels: „Die Leute, die niemals Zeit haben, tun am wenigsten.“ (Lichtenberg)

Des Silbenrätsels: Spitzbergen.

Des Homonyms: Titan.

Richtige Lösungen sandten ein: „Archibald Nußknacker“ in Wien (3); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (2); „Huckebein“ in Eisenach; „Aux quatre peupliers blancs“ in Salzburg (2); „Erzschlaukopf“ in Passau (2); Frau Annie Pelzer in Stettin (2); Arthur L. in Bozen; „Prinzeßchen“ in Weimar (3); Lisa in Zürich (3); „Marschall Vorwärts“ in Heiligenstadt (2); Meta in Lübeck (3); Erich K. in Wiesbaden; Frau M. Gleißner Wwe. in Reinbek (3); Eugenie F. in Luxemburg (4); L. Z. in Detmold (2); Don Carlos in Hannover; Frau Margarete Brosig in Stuttgart (8); Lambert in Züllichau (2); „Fröhlich Pfalz“ in Kaiserslautern (3); Clara M. in Bielefeld (2); Gretel in München (2); Ignaz in Ansbach (4); „Sonnenblume“ in Heilbronn.

BAD-NAUHEIM

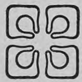
Grossherzoglich Hessisches Bad bei Frankfurt a. M.

Frequenz in 1905 = 26197 Personen (ausschliesslich Durchreisender). Bäder-Abgabe in 1905 = 383748.

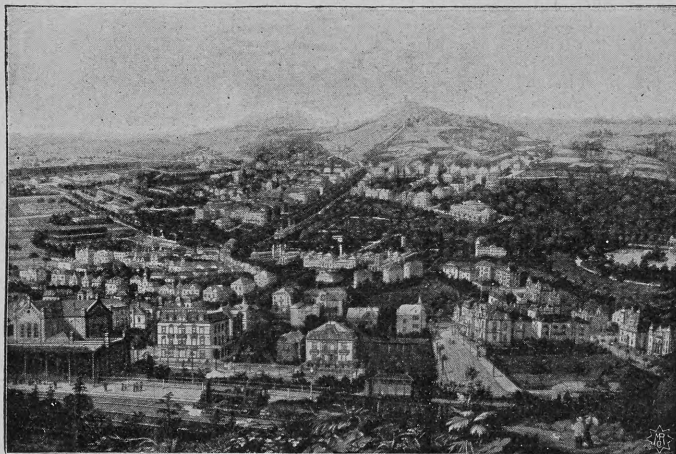
Aeltestes und berühmtestes Bad für Herzkrankheiten.

Indikationen:

Herzkrankheiten, Gicht, Rheumatismus, Frauenkrankheiten, Skrofulose, Nerven- und Rückenmarksleiden.



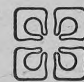
Bezug der Trinkquellen:
Durch die **„Staatsquellenversendung"** Bad-Nauheim.



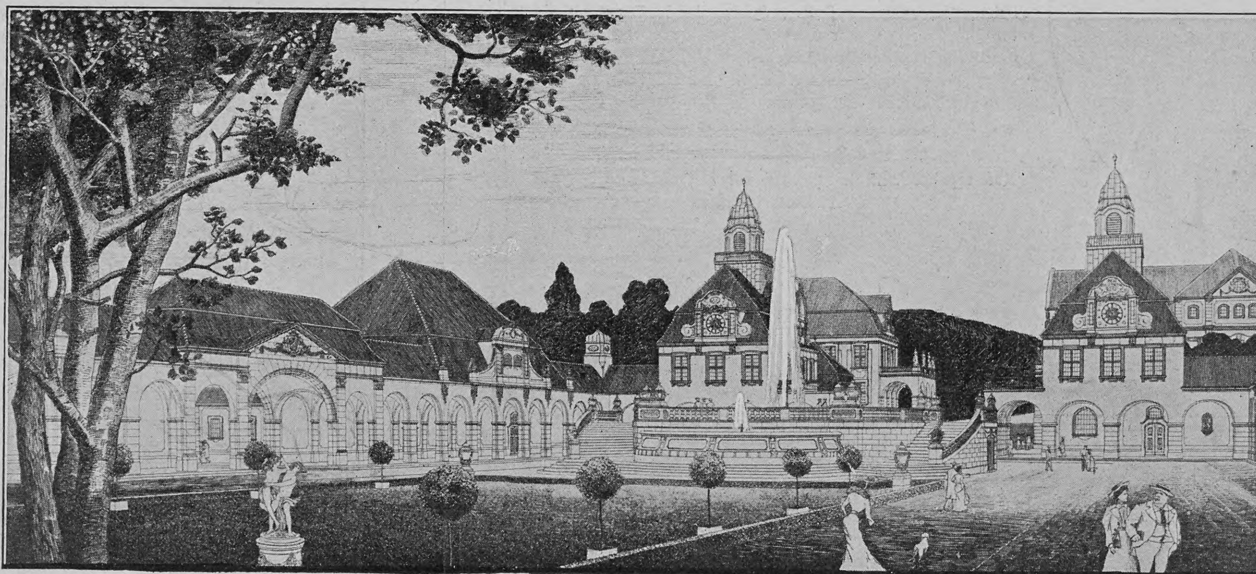
Gesamtansicht vom Bad-Nauheim.

Kurmittel:

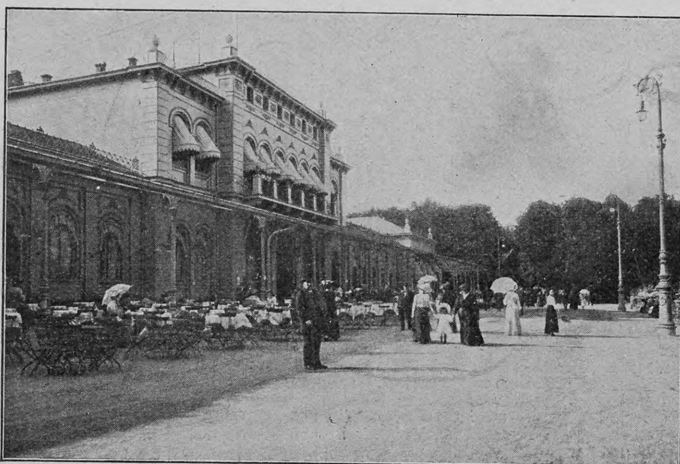
Badekur, Trinkkur, Inhalatorium, Gradierbauten, Heilgymnastik und Massage, Röntgen-Kabinett.



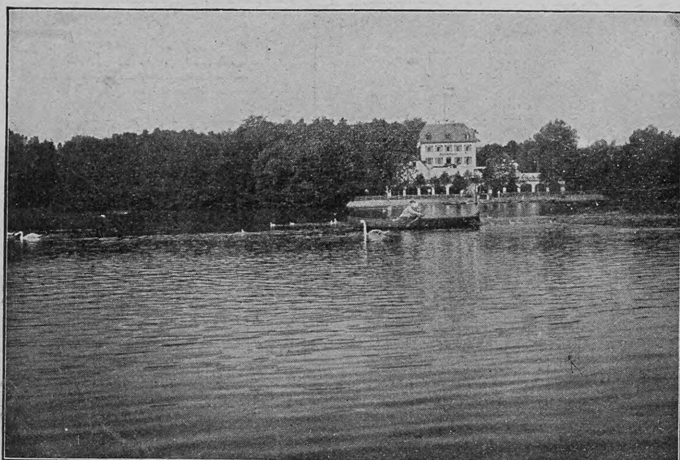
Bezug von **Bad-Nauheimer Badesalz und Mutterlauge** durch Grossherzogl. Salinenrentamt Bad-Nauheim.



Ansicht des Sprudelplatzes und der neuen Badeanlage mit den drei Sprudeln nach Fertigstellung.



Kurhaus mit Terrasse



Grosser Teich und Teichhaus

Projektierte Neubauten,

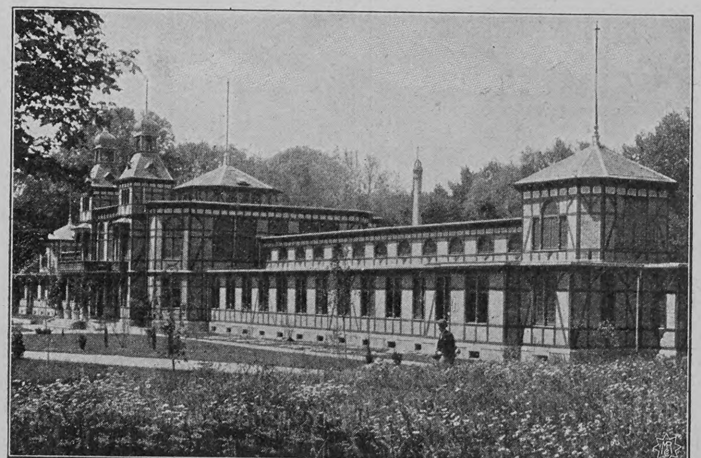
welche in den nächsten Jahren zur Ausführung genehmigt sind:

1. Sechs neue, elegante Badehäuser in Massivbau mit ca. 300 Badezellen.
2. Massiver, monumentaler Umbau für die drei Sprudel.
3. Zwei Verwaltungsgebäude, in welchen unter anderem auch alle Kassen untergebracht sind.
4. Konzertgarten mit neuem grossen Konzerthaus und neuem Musikpavillon.
5. Terrassenerweiterung.
6. Neuer Trinkgarten mit Café und grossen Kolonnaden.
7. Maschinen-Zentrale für neues Elektrizitätswerk, Fernheizungsanlage, Eisfabrik und eigene Dampfwäscherei.
8. Neue Saline.
9. Neue Trinkquellen-Anlagen usw.

Davon wurden im Jahre 1905/06 bereits ausgeführt: 2 Verwaltungsgebäude mit allen Kassen und Bureauräumen der Gr. Badedirektion und des Gr. Tiefbauamtes, die Badehäuser 8 (Süd und Nord) mit 72 Badezellen, die Maschinen-Zentrale (Elektrizitätswerk, Fernheizungsanlage und Eisfabrik), die Dampfwäscherei und der Musikpavillon unter gleichzeitiger Erweiterung der Kurhaus-Terrasse.



Parkstrasse mit Parkallee



Badehaus V

Prospekte in allen Sprachen gratis und franko durch **„Geschäftszimmer Kurhaus"**.

Grossherzogl. Kurverwaltung Bad-Nauheim.

Die wirtschaftliche Bedeutung der Großgasmaschinen

(Mit einer Abbildung auf nebenstehender Seite)

Der nationale Wohlstand und damit im Zusammenhang stehend die Macht und die kulturelle Bedeutung eines Staates beruhen im wesentlichen auf seinem Reichtum an natürlichen Bodenschätzen. Den ungeheuern Aufschwung, den Deutschlands Industrie im letzten Jahrzehnt genommen, und die Bedeutung seines Handels, der das Staunen der Welt erregt, verdankt es vor allem den Kohlen und Erzen, die seine Oberfläche birgt. In der ausgiebigsten und zugleich sparsamsten Verwertung dieses reichen Gutes liegt die ernste Aufgabe unsrer hochentwickelten Industrie und Technik. Wohl scheinen unsre Erz- und Kohlenlager zurzeit noch unerschöpflich; aber ein Blick auf England, das mit Besorgnis der Erschöpfung seiner Kohlenbergwerke entgegensieht, mahnt uns, hauszuhalten und keinen Raubbau zu treiben. Haben wir nun immer diesen Grundsätzen gemäß gehandelt? Seit mehr als hundert Jahren arbeitet man daran, die Kohle in der Dampfmaschine in zweckentsprechendster und rationellster Weise für Kraftzwecke nutzbar zu machen; die geistvollsten Erfindungen und Verbesserungen wurden ausgedacht, die besten Kräfte unsrer Ingenieure haben sich an diesen Problemen versucht, und was ist erreicht worden? Selbst unsre vollkommensten zurzeit bestehenden Dampfanlagen, seien es nun Kolbenmaschinen oder Turbinen, können nur etwa 10 Prozent der im Brennstoff aufgespeicherten Energie ausnutzen. Fast 90 Prozent werden nutzlos vergeudet und gehen dem Nationalwohlstand verloren.

Hier mußte Wandel geschaffen werden! Man hatte erkannt, daß mit dem Prinzip der Dampfmaschine keine wesentlichen Fortschritte mehr zu erzielen seien, und entschloß sich nun, andre Wege einzuschlagen. Heute weiß man, daß unsre moderne Gasmaschine die Möglichkeit gibt, über 30 Prozent der im Brennstoff aufgespeicherten Energie in nutzbringende Arbeit umzusetzen. Das bedeutet eine etwa zwei- bis dreifach bessere Ausnutzung gegenüber den besten Dampfanlagen.

Für große und sehr große Leistungen, wie sie unsre elektrischen Zentralen, Hüttenwerke, Zechen und Großfabrikbetriebe brauchen, kam die Gasmaschine als Kraftmaschine aber erst in Betracht, nachdem die anfänglichen Schwierigkeiten wirtschaftlicher Gasreinigung und betriebssicherer Ausführung solch großer Maschinen erfolgreich überwunden waren und so die Möglichkeit gegeben war, die Abgase der Hüttenwerke und Kohlenzechen und die billig herzustellenden Kraftgase zu verwerten.

Ursprünglich entwichen die Gase, die bei der Erzeugung des Eisens in den Hochöfen entstanden, unverwertet in die Luft. Ein wesentlicher Fortschritt wurde schon erreicht, als man dazu überging, diese Abgase unter Dampfkesseln zu verfeuern und den erzeugten Dampf zum Betrieb von Dampfmaschinen und in neuester Zeit von Dampfturbinen zu verwenden. Eine vollkommene Lösung des Problems wurde aber erst erreicht, als es gelang, die Abgase der Hochöfen unmittelbar in der Gasmaschine in Kraft umzusetzen. Klarer und überzeugender wie Worte sprechen hier die Zahlen:

Mit den Abgasen zum Beispiel eines Hochofens, der in 24 Stunden 150 Tonnen Roheisen liefert, können durch Heizung von Dampfkesseln und Betrieb von Dampfmaschinen oder Turbinen nur etwa 1500 Pferdestärken, bei unmittelbarer Verbrennung in Gasmaschinen dagegen 4000 bis 5000 Pferdestärken gewonnen werden. Für jede an einem Tag erzeugte Tonne Roheisen können also nebenbei ungefähr 30 bis 40 effektive Pferdestärken für Kraftzwecke gewonnen werden. Bei einer jährlichen Roheisenerzeugung von rund 11 Millionen Tonnen in Deutschland können danach durch Gichtgasmaschinen rund 1 000 000 Pferdestärken geleistet werden.

Aehnlich günstig liegen die Verhältnisse für die Verwendung der in den Kokereien der Kohlenzechen gewonnenen Koksofengase. Bei der Reinigung dieser Gase erhält man wertvolle Produkte, wie Benzol, Teer, Ammoniak, und etwa der dritte Teil der noch einer besonderen Nachreinigung unterzogenen Gase kann durch die Gasmaschine für Kraftzwecke weitere gewinnbringende Verwendung finden. Für jede in 24 Stunden verkokte Tonne Kohle stehen durchschnittlich 5,5 Pferdestärken zur Verfügung.

In Deutschland wurden 1905 rund 16,5 Millionen Tonnen Koks erzeugt, wozu bei einem Ausbringen von 73 Prozent rund 22,5 Millionen Tonnen Steinkohle erforderlich waren, deren Koksofenabgase für eine Jahresleistung von 340 000 Pferdestärken ausreichen würden.

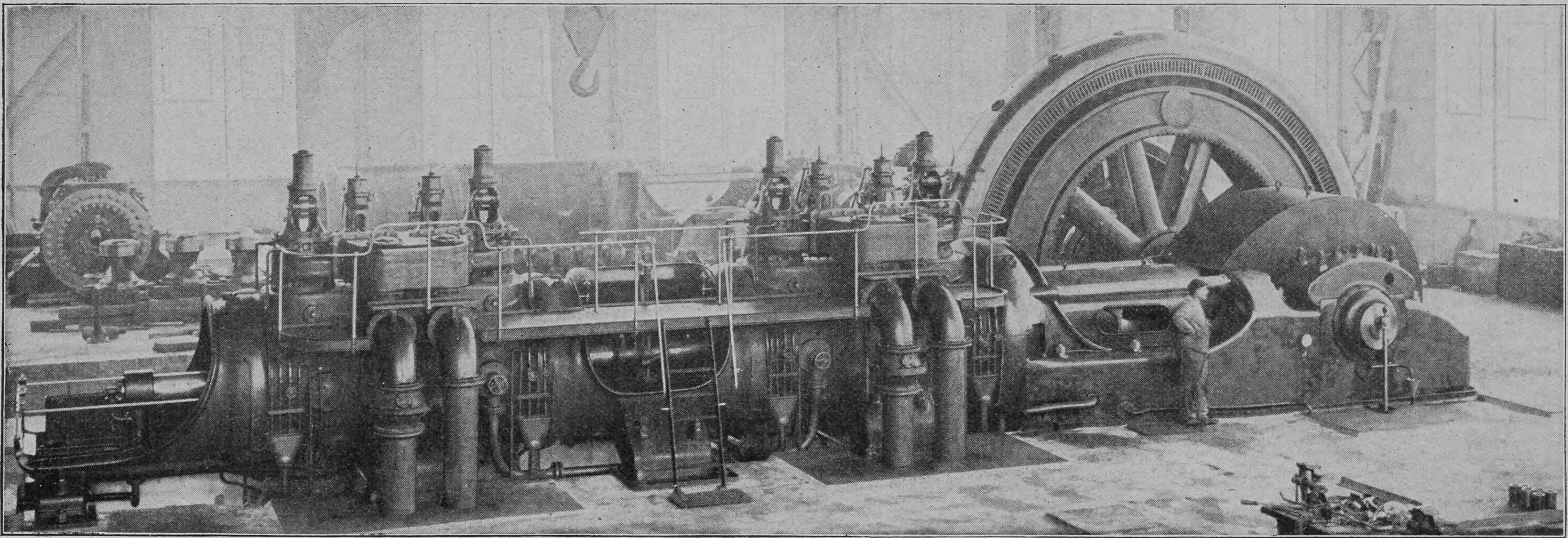
Erst in allerneuester Zeit wurde auf dem Gebiete der Krafterzeugung ein weiterer wesentlicher Fortschritt erzielt, indem es gelang, einen Generator herzustellen, der in seiner sich vollkommen bewährenden Ausführung die Möglichkeit bietet, die billigen Braunkohlenbriketts zur Erzeugung von Kraftgasen zu verwenden.











Aeußere Ansicht einer Großgasmaschine

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 15

Turnierpartie, gespielt zu Stockholm im Februar 1906

Damenbauer gegen Königsbauer

Weiß: J. Mieses (Leipzig). — Schwarz: J. Möller (Kopenhagen).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. e2—e4	**d7—d5**	24. Dg4×g6	h7×g6
2. e4×d5	Dd8×d5	25. Td1—d8	Sb8—a6
3. Sb1—c3	Dd5—a5	26. Sf5—d6	Ta8×d8
4. Sg1—f3	Sg8—f6	27. e7×d8D	Te8×d8
5. Lf1—e2	Lc8—g4	28. Sd6—f7†	Kh8—g8
6. 0—0	e7—e6 [1]	29. Sf7×d8 [11]	c6—c5
7. Sf3—d4	Lg4×e2	30. b4×c5	Sa6×c5
8. Dd1×e2	c7—c6	31. Lb2—d4	b7—b6
9. d2—d3	Lf8—e7	32. Ld4×c5	b6×c5
10. a2—a3	0—0	33. Kh1—g1 [12]	g6—g5
11. b2—b4	Da5—c7 [2]	34. Kg1—f2	c5—c4
12. Lc1—b2	Le7—d6	35. Kf2—f3	Kg8—f8
13. Sc3—e4 [3]	Ld6×h2†	36. Sd8—c6	a7—a6
14. Kg1—h1	Lh2—e5	37. Sc6—b4	Kf8—e7 [13]
15. f2—f4! [4]	Sf6×e4	38. Sb4×a6	Ke7—d6
16. d3×e4	Le5×f4 [5]	39. Kf3—e4	Kd6—c6
17. De2—g4	e6—e5! [6]	40. Ke4—d4	g5—g4
18. Sd4—f5	f7—f6	41. Sa6—b4†	Kc6—b5
19. Tf1×f4 [7]	e5×f4	42. Sb4—d5	g7—g5 [14]
20. Ta1—d1!	Kg8—h8 [8]	43. Sd5×f6	g4—g3
21. e4—e5!	Dc7—f7 [9]	44. Sf6—e4	g5—g4
22. e5—e6!	Df7—g6	45. Se4×g3!	f4×g3
23. e6—e7	Tf8—e8 [10]	46. c2—c3	Aufgegeben.

1) Wir würden e7—e5 vorziehen, vielleicht schon in einem früheren Stadium.

2) Natürlich nicht Le7×b4 wegen 12. Sd4—b3.

3) Weiß opfert den Bh2, durch dessen Wegnahme Schwarz, da der Läufer sofort zurückgezogen werden muß, ein wichtiges Tempo verliert, das Weiß für den Angriff ausnutzt.

4) Ein zweites Bauernopfer zur Verstärkung des Angriffs.

5) Falls Le5×d4, so 17. Lb2×d4 Sb8-d7 18. De2—g4 e6—e5 19. Ld4—b2 Ta8—d8 20. Ta1—d1 mit guter Angriffsstellung.

6) Falsch wäre Lf4—h6 wegen 18. Tf1—f6. Falls Lf4—e5, so 18. Sd4×e6 Dc7—d6 19. Lb2×e5 Dd6×e5 20. Se6×f8 mit Gewinnstellung für Weiß.

7) Weiß spielt die Partie im glänzendsten Stile.

8) Fehlerhaft wäre Sb8—d7 wegen 21. Td1×d7 Dc7×d7 22. Sf5—h6†.

9) Auf f6×e5 entscheidet 22. Td7—d6 für Weiß.

10) Falls nach g8, so gleichfalls zunächst Damenabtausch und sodann 25. Td1—d3, worauf Schwarz den Turm doch nach d8 ziehen muß, um dem König das Feld g8 freizumachen.

11) Schwarz hat nun zwar für die verlorene Figur drei Bauern erhalten, doch ist Weiß wegen der günstigeren Stellung seiner Steine im Vorteil.

12) 33. Sd8—d6 würde bereits einen Bauern gewinnen; es ist aber wichtiger, zunächst den König ins Spiel zu bringen.

13) Oder a6—a5 38. Sb4—c6 a5—a4 39. Sc6—a5 c4—c3 40. Sa5—b7 und Weiß erobert beide Bauern.

14) Etwas besser ist f4—f3; doch hat auch dann nach 43. g2×f3 g4×f3 44. Sd5—c3† K beliebig 45. Kd4—e3 beziehungsweise 43. . . . g4—g3 44. Sd5—c3† K beliebig 45. Kd4×c4 g3—g2 46. Sc3—e2 Schwarz keine Aussicht mehr.

Mitteilungen aus der Schachwelt

„The Preß World" in London schreibt ein **Problemturnier** für Zwei- und Dreizüger aus, für das die Bewerbungen aus Europa bis zum 31. August, aus andern Erdteilen bis zum 31. Oktober in den Händen des Schachherausgebers sein müssen (Adresse: The Chess Editor, Press World, 1, Upper Montague Street, Russel Square, London W. C.). Die eingesandten Aufgaben müssen Originalerzeugnisse und bisher unveröffentlicht sein; die Stellung darf keine partiewidrige sein. Der Schlüsselzug darf nicht in Enpassantschlagen oder Bauernverwandlung bestehen; auch ist die Rochade in keinem Teil der Lösung zulässig. Jede Aufgabe muß mit voller Lösung und einem Motto versehen sein; der Name des Einsenders ist in besonderem verschlossenen Umschlag, der außen das nämliche Motto trägt, beizufügen. In der Zahl der einzusendenden Aufgaben ist der Bewerber nicht beschränkt. Abänderungen der Aufgaben sind bis zu den obenbezeichneten Terminen zulässig. Ausgesetzt sind je drei Preise, und zwar für Dreizüger 3, 2 und 1 Guinee, für Zweizüger 2, 1 und 1/2 Guinee (1 Guinee = etwa 21 Mark). Preisrichter sind die Herren Johann Berger in Graz, George E. Carpenter in Tarrytown und Max J. Meyer in Bournmouth.

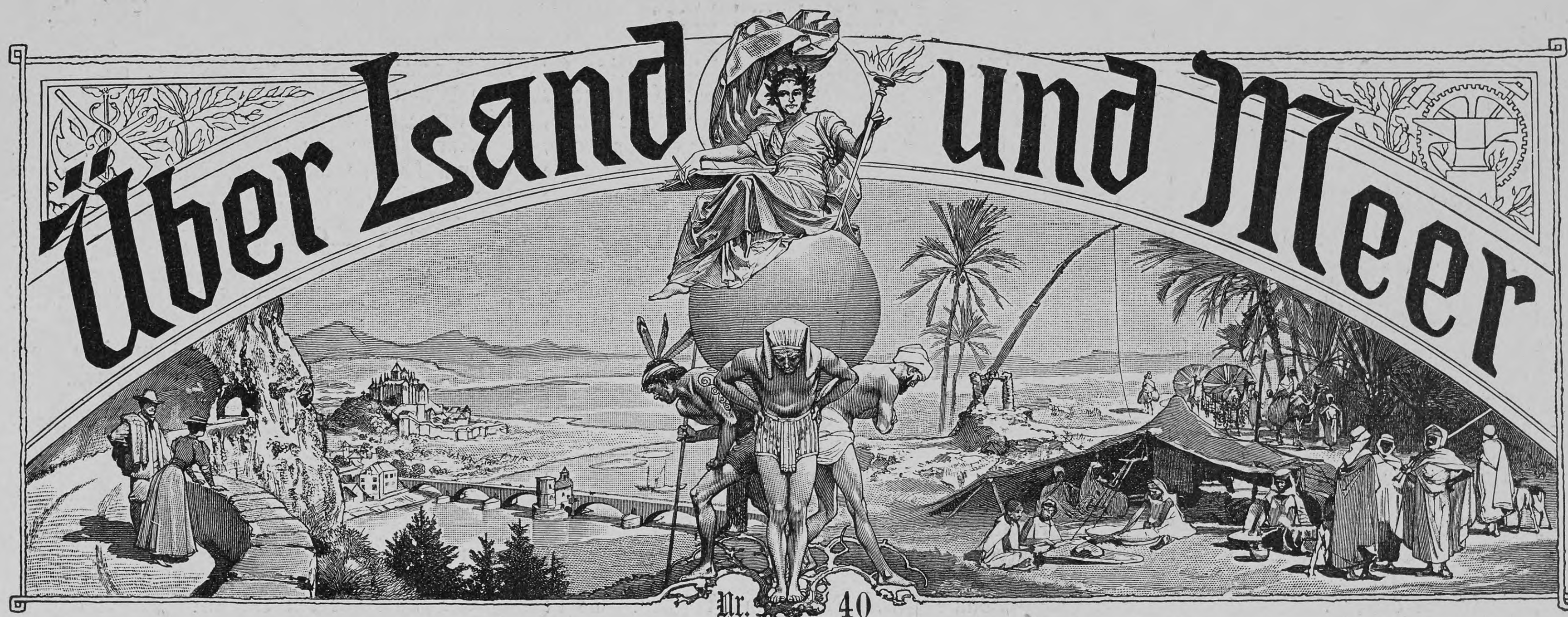
Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

E. SCHREIBER

Ein schwieriger Brief. Nach einem Gemälde von J. Jendrassik

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Karl Gustav hatte Wort gehalten, wie er immer Wort hielt. Serrenberg fand den Platz rechts neben Karen frei.

Sie sah erstaunt auf, als er Platz nahm, und es wollte ihm scheinen, als rücke sie unwillkürlich ein wenig ab. Aber dann sah sie ihn an und sagte in ihrem leisen langsamen und doch scharf akzentuierten Tonfall: „Wenn ich nicht irre, so sollte hier ein Herr von Wiltersheim sitzen."

„Wie Sie sehen, sitze ich hier —" gab er trotzig zurück. Es bäumte sich doch manchmal alles in ihm gegen ihre Art auf.

„Wie kommt das?"

„Weil ich neben Ihnen sitzen wollte."

Sie zog die Achseln hoch, drehte ihm den Rücken zu, sprach mit Wilten. Recht absichtlich liebenswürdig, verbindlicher als sonst. Ihn beachtete sie gar nicht. Er hörte sie wohl leise lachen, aber er konnte ihr Gesicht, ihre Augen nicht sehen, und sie sprach auch so leise, daß er nicht verstehen konnte, was sie sagte. Vielleicht spottete sie über ihn?! Das Blut stieg ihm schon wieder siedendheiß zu Kopfe. Und dabei starrte er auf die schönen Linien ihres Nackens, sah dann und wann ihre feinen schmalen Hände, glaubte den Duft ihres Haares zu atmen.

Endlich hielt er es nicht mehr aus. Er beugte sich zu ihr und sagte heiß: „Fräulein von Gellertshausen —"

Sie sah sich um und ihn nun plötzlich wieder mit ganz verändertem Ausdruck an, mit einem kurzen Aufleuchten.

„Warum behandeln Sie mich so schlecht, gnädiges Fräulein?" grollte er.

„Ich? Aber ich bitte Sie! Ich muß mich doch zunächst dem Herrn widmen, der mich zu Tisch führte. Sonst — ich wüßte nicht, Herr Professor —"

„Doch! Es lag Absicht darin, wie Sie mir den Rücken zukehrten. Ich fühlte das."

„Aber, Herr Professor —" Sie lachte und zeigte ihre Zähne. „Wie kann man sich so etwas einbilden! Aber," — sie sprach noch leiser — „aber, um ehrlich zu sein, es ist nicht recht, daß Sie den Platz hier suchten. Das muß auffallen."

„Und wenn es auffällt!"

„Ihnen mag das gleichgültig sein — mir nicht." Und wieder wendete sie sich ab.

Karl Gustav war doch ein weiser Mann. Oder hatte es der Zufall so gefügt, daß neben Serrenberg einer jener liebenswürdigen jungen Herren saß, die man in jeder Gesellschaft trifft: tadellos angezogen, mit der Tuberose im Knopfloch, in immer korrekter Haltung und mit stets geschlossenen Lippen. Solange nämlich, bis man zu Tisch geht; dann aber öffnet sich ihnen Herz und Mund, obwohl sie nach wie vor schweigsam bleiben. Serrenberg streifte seinen Nachbar mit einem flüchtigen Blick: Von dem war nichts zu befürchten; der war nur mit der Gabel und dem Glase beschäftigt. Wie ein Raubtier am Morgen nach dem Hungertage arbeitete er.

Gegenüber saßen Gabriele und Gerden. Pah, die beiden führten ja doch nur ihren verliebten Kleinkrieg, der wohl nächstens mit dem Friedensschlusse endigen würde. Sie dachten auch nur an sich. Und schließlich — es war ja alles ganz gleichgültig —

„Fräulein Karen —"

Wieder wandte sie sich um. Nur mit einem halben Blick, fast spöttisch, und gleich bog sich der Kopf zurück. Dabei schob sich ihre rechte Hand vor, faßte nach dem Sektglas, und — wahrhaftig! — sie trug einen Ring. Sollte der Brasilianer doch recht haben? Es war ein Ring mit einem kleinen rötlich schimmernden Stein, ganz glatt und schlicht. Es konnte wohl ein Verlobungsring sein!

Wie fasziniert starrte er auf den Stein. Er meinte seine Art herauszuerkennen. Einer jener merkwürdigen und seltenen Halbedelsteine war's, die bei Tageslicht grün scheinen wie ein Smaragd, bei künstlicher Beleuchtung aber rot leuchten. Die Chamäleons unter den Juwelen. O . . . er paßte für sie . . . sie schillerte auch in den verschiedensten Farben . . .

„Wo haben Sie den Ring her, gnädigstes Fräulein?"

Diesmal sah sie ihn mit gelassenem Lächeln an. „Er ist ehrlich erworbenes Eigentum, Herr Professor —" scherzte sie.

„Darf ich ihn sehen? Der Stein interessiert mich."

Sie nickte, streifte den Ring ab und schob ihn sacht auf dem Damast ihm zu — mit der äußersten rosigen Fingerspitze. Sorgsam betrachtete er ihn, spähte nach einer Gravierung im inneren Reifen. Nichts! Ein Verlobungsring war es kaum.

„Danke sehr. Der Stein ist selten. Es ist ein Alexandris."

„Ich weiß," sagte sie gleichgültig. „Er gehörte meiner Mutter. Sie erzählte oft, daß man am Tage, wo Alexander der Zweite geboren wurde, den ersten Stein dieser Art im Ural gefunden habe. Daher der Name." So viel hatte sie noch nie ohne Unterbrechung zu ihm gesprochen. Aber mehr entzückte ihn die zierliche, lässige Art, wie sie den Ring ein Weilchen zwischen den Fingern drehte, bis sie ihn endlich aufschob. Dann wandte sie sich wieder Wilten zu.

Serrenberg irrte übrigens, wenn er meinte, seine Erregung wäre Gabriele entgangen. Die sah trotz ihrer Neckerei mit Gerden alles, und plötzlich fragte sie leise: „Wenn ich nicht irre, sollte doch Herr von Wiltersheim mir gegenüber sitzen?"

„Ich glaub's gern. Aber der Professor wird wohl getauscht haben, um neben das schöne Mädchen zu kommen. Er liebt — solche kleine Schiebungen."

„Und flirtet wie der Jüngste. O ihr Männer! Ihr Künstler im besonderen! Wer euch traut, hat auf Sand gebaut."

„Gnädigstes Fräulein —" Gerden legte mit komischer Miene die Rechte auf die glänzend weiße Hemdenbrust. „Es gibt Ausnahmen —"

„Unter den Künstlern gewiß nicht."

„O—ja . . . wir sind doch auch Menschen. Gute und schlechte. Warum sehen Sie immer nur den Künstler, Fräulein Gabriele, warum sehen Sie so wenig auf den Menschen . . . auch in mir? Ich bin solch ein ausgezeichneter Mensch. Gut, brav, häuslich, liebevoll, zärtlich; ich spiele nicht; ich bin kein Schürzenjäger —"

Sie lachte. „Nun hören Sie aber endlich auf. Wer sich selbst so lobt, muß es sehr nötig haben."

„Ich gehorche. Sehen Sie: gehorsam bin ich auch. Das bietet die höchste Garantie für den Ehestand. Das und mein ausgezeichneter Appetit. Diese Wachtel hier zum Beispiel . . . famos . . ."

Serrenberg ließ ein Gericht nach dem andern vorübergehen. Nur ein paar Gläser Sekt stürzte er hinunter. Immer starrte er nach links, auf den Nacken Karens, auf ihr reiches Haar, auf das kleine Ohr, durch dessen feingeformte Muschel das Licht rosig hindurchschimmerte. Sie kümmerte sich gar nicht um ihn.

Dann aber sah er, wie plötzlich neben ihr ein weißes Etwas auf den Teppich glitt, und bückte sich hastig. Es war ein winziges seidenes Tuch. Eine Weile hielt er's fest umspannt, wollte es dann, wie ein Tanzstundenjüngling, als süßen Raub in der Brusttasche bergen, sprach sie endlich darauf an. „Ach so . . . danke, Herr Professor . . ." Wieder sagte sie das ganz kühl, aber ihre Hände berührten sich doch, als sie das Tuch in Empfang nahm. Und er benutzte die Gelegenheit, um hastig auf sie einzusprechen:

„Sie wissen, gnädiges Fräulein, daß ich an einem Kleist-Denkmal arbeite. Was Sie nicht wissen, ist, daß Sie auf dem Denkmal verewigt werden. Jawohl — als Penthesilea — ganz im Vordergrund." Er schöpfte tief Atem. „Aber ich mußte aus der Erinnerung schaffen. Es ist nichts geworden, steif und hölzern, ohne Leben. Und darum muß ich Sie bitten: Gewähren Sie mir einige Sitzungen . . . ich flehe Sie an . . ."

Karen hatte den Kopf ein wenig vorgeneigt. Einmal hob sie die Lider, sah ihn mit einem kurzen Aufleuchten an. Eine Frage lag in dem Blick: Spricht der Künstler zu mir oder der Künstler und der Mann? Sie schien zufrieden zu sein mit dem, was sie aus dem erregten Gesicht herauslas. Aber sie antwortete nicht gleich. Er sollte warten. —

„Herr Professor," sagte sie dann sehr langsam. „Das ist gewiß ehrenvoll. Ich will auch nicht geradezu nein sagen . . ."

„Dank! Innigen Dank! Wie glücklich Sie mich machen. Morgen — bestimmen Sie die Stunde —"

„. . . natürlich nur unter der selbstverständlichen Bedingung, daß Ihre Frau Gemahlin zugegen ist."

„Meine Frau ist krank!" grollte er.

Sie zuckte mit den Achseln: „Dann geht es eben nicht."

„Ich werde für eine andre Chaperon sorgen —"

„Das käme darauf an, wer es ist —"

Ihm brausten alle Möglichkeiten durch den Kopf. „Hundert für eine," sagte er schnell. „Unsre liebenswürdige Wirtin zum Beispiel — Frau Minona —"

Hochmütig krauste sie die Lippen. „Die gnädigste Frau in Ehren. Aber ich würde doch eine Dame vorziehen, die meinen Kreisen näher steht. Exzellenz Mohlband etwa oder Gräfin Wiggersen."

Er biß sich auf die Lippen. Ulla — lächerlich! Exzellenz Mohlband mit dem glatten Diakonissenscheitel. Eine wunderliche Chaperon. Und doch nicht unmöglich, wenn man's richtig anfing. Sie half so gern, wo sie helfen konnte.

Zum Erwidern kam er nicht, denn die Tafel wurde gerade aufgehoben. Aber er fühlte aus einem Blick Karens heraus, aus der Art, in der sie ihm die Hand reichte, daß er Boden gewonnen hatte. Es war ihm jetzt ganz klar: bei ihrer Eitelkeit war sie zu fassen; der Gedanke, daß ihre Gestalt in seinem Werk der Nachwelt überliefert werden könne, reizte sie. Vielleicht malte sie sich schon aus, daß alle Zeitungen, alle Kunstzeitschriften künden würden: Für seine Penthesilea stand dem Meister freilich auch ein unvergleichlich schönes Modell zur Verfügung —

Gräfin Ulla hatte gleich nach dem Souper aufbrechen wollen. Als der Gästestrom aber die Treppe hinunterflutete, bemerkte sie Karen und Serrenberg. Zwar wurde jene von dem kleinen gleichgültigen Assessor geführt, doch der Professor hielt sich dicht an ihrer Seite. Und er sah anders aus als vor einer Stunde. Ulla, die jeden Zug in diesem leidenschaftlichen Antlitz kannte, wußte sofort: Es spiegelt sich ein Triumph in seinem Gesicht.

Das hielt sie fest. Sie ließ sich von Modderstedt in den Tanzsaal zurückführen.

Es war schon spät geworden. Baron Greutze, der sich auf einige Minuten zu ihr gesellte, meinte naserümpfend: „Daß diese guten Leutchen nie ein Ende finden können! Nun noch der endlose Blumenwalzer, wahrscheinlich mit den übertriebenen geschmacklosen Arrangements, die ihn zu dem veralteten Kotillon umstempeln. Man sollte sich an der relativen Einfachheit unsrer Kreise ein Vorbild nehmen. Dazu gehört freilich Feinempfinden, das nicht jedem gegeben ist. Nicht wahr, Gräfin?"

Ulla hörte kaum, was er sagte. Sie sah auch kaum das riesige Automobil, das in den Saal rollte, mit den kostbarsten Blumen gefüllt, sah kaum den Ansturm der tanzenden Herren auf das fauchende Ungetüm, auf dem Tarchow höchstselbst als Chauffeur saß. Sie sah nur nach drüben — nach dem Wintergarten, wo Karen unter den Palmen wieder ihren Platz gesucht hatte, als ginge sie das bunte Treiben im Saal gar nichts an.

Weit zurückgelehnt saß sie in einem der Rohrstühle; wie sie das liebte, die Füße nach vorn ausgestreckt und übereinander gelegt. Hinter ihr stand Serrenberg und sprach hastig und erregt

auf sie ein. Dann und wann legte sie den Kopf noch weiter zurück, sah zu ihm auf, lächelte —

Wie unerbittlich scharf die Lorgnette dies alles zeigte!

Dann verschob sich das Bild. Karen wurde zum Tanz geholt. Serrenberg irrte wie suchend im Saal umher. Er fragte hier, er fragte dort. Einmal sprach er längere Zeit mit der kleinen guten Mohlband, die in ihrer hausmütterlichen Weise getreulich hinter ihrem Töchterchen Wacht hielt. Jetzt eilte Serrenberg zum Blumenauto, brachte Karen einen Strauß weißen Flieders; sie legte alle andern Blumen beiseite, behielt nur den Flieder in der Hand; sie tanzten — knapp um den halben Saal; nun führte er Karen zur Mohlband. Verbeugungen verstand dies Mädchen zu machen — erstaunlich. Exzellenz lächelte ... immer ihr mildes, freundliches Lächeln ... und nickte. Dann tanzten sie noch einmal; und dann saß Karen wieder drüben im Grün, lehnte all die Bitten der andern Herren ab, stets mit dem gleichen müden Kopfneigen; in ihrem Schoße lag der weiße Flieder, ihre schlanken Hände strichen dann und wann darüber hin, oder sie hob die Blüten, wie um sich an ihrem Duft zu erfreuen. Und sie sprach nur noch mit Serrenberg. Nur mit ihm —

Vorhin hatte sie mit ihm gespielt. Jetzt war es, als habe sie alle Trümpfe in der Hand. Sie gab sich freier, bewußter.

Ulla konnte nicht mehr hinübersehen. Die Augen waren es nicht allein, die sie schmerzten.

Das Auto fauchte aus dem Saal. Aber dafür erschien ein kleiner Zwergelefant, der, von einem indischen Knaben geführt, nur rote Rosen trug — rot in allen Schattierungen. Hoch oben im mächtigen Korbe die ganz dunkel leuchtenden, dann im breiten Kranze die Lafrance, unten in Girlanden kleine Moosröschen. Und wieder begann der Ansturm.

Exzellenz Mohlband kam an dem Platz Ullas vorüber und lächelte ihr zu. Den ganzen Arm hatte sie voll Blumen: „Ich muß das in Sicherheit bringen. Meine Kleine ist selig, wenn sie morgen beim Tee diese Pracht vor Augen hat. Die guten Kinder!"

„Ich gehe mit Ihnen, Exzellenz. Ich will mich so wie so heimlich empfehlen."

„Ja, wer das kann! Ich bin auch so müde. Aber man bringt ja solch liebem Töchterchen gern das Opfer einer Nacht. Morgen muß ich freilich um ein Uhr schon wieder au fait sein ..."

Es durchzuckte Ulla.

Sie waren schon in der Garderobe angelangt. Die Gräfin ließ sich den Pelz umlegen. Da fragte sie wie beiläufig: „Arme Exzellenz — so früh schon? Ich denke einen langen Schlaf zu tun. Was reißt Sie denn so früh aus Morpheus' Armen? Eine Sitzung?"

„Bewahre, Gräfin. Herr Professor Serrenberg kam zu mir und bat mich, die hübsche Gellertshausen zu chaperonieren. Seine arme Frau ist ja krank. Es handelt sich nur um eine Sitzung. Sehen Sie, Gräfin, ich konnte nicht gut nein sagen. Er bat so nett, und das Mädchen steht so allein —"

‚Ich hab' mich nicht getäuscht! Ich hab' mich nicht getäuscht!' Es klang gleich Hammerschlägen hinter den Schläfen Ullas, als sie durch die Vorhalle schritt. An der Tür standen schon, mit Umhängen und Decken über dem Arm, harrende Diener. In der ersten Reihe, ganz vorn, der Serrenbergs. Sie hätte ihn nicht erkannt, aber er trat hervor, dicht an sie heran:

„Frau Gräfin — Verzeihung —"

Da hob sie ihre Lorgnette und sah, daß der Mann ganz verstört dreinblickte. Er fuhr auch gleich fort:

„Frau Gräfin wollen gnädigst vergeben ... Ich habe aber schon dreimal zum Herrn Professor hineingeschickt ... unsre gnädige Frau ... ist sehr krank geworden ..."

„Mein Gott!"

„Ich habe gleich den Herrn Doktor geholt ..."

Sie stand einen Augenblick wie erstarrt. Das alte, elende Schwindelgefühl kroch in ihr herauf, es flimmerte vor den Augen, und die roten Ringe tanzten. Wie zum Hohn klang von oben her die rauschende Musik — jeder Ton eine Pein —

Aber gleich hatte sie die Schwäche überwunden.

„Lassen Sie dem Herrn Professor sagen, er müsse sofort kommen. Ich — verstehen Sie — ich wäre zur gnädigen Frau gefahren —"

Dann stürzte sie hinaus. Ihr eigner Diener folgte ihr. Draußen mußte sie eine Sekunde stehen bleiben, um Atem zu schöpfen. Ah — die frische Winterluft —

„Clemens ... der Wagen ..."

„Ist schon da, Frau Gräfin ..." Er winkte. Aus der langen Doppelreihe der Equipagen lösten sich zwei Laternen, schoben sich heraus und heran. Wie langsam das ging —

„Clemens ... was die Pferde hergeben! Händelstraße — Professor Serrenberg —"

„Zu Befehl, Frau Gräfin ..."

Und dann saß sie endlich im Coupé, krampfte die Hände ineinander, drückte sich ganz fest in die eine Ecke. ‚Jetzt nur stark bleiben! Jetzt nur stark bleiben — —'

X

Der Morgen dämmerte grau und trübe durch die Scheiben, als Gräfin Ulla aus Hannas Zimmer trat.

Vier lange bange Stunden hatte sie am Bett der jungen hilflosen Frau gesessen, gewartet, getröstet, beschwichtigt, mit Arzt und Wärterin verhandelt, den Schrank und jenen geöffnet und wieder verschlossen, das arme kleine neugeborene Wesen mit der Scheu der Frau betrachtet, die nie selbst ein Kind ihr eigen nannte und deren Herz doch voll Zärtlichkeit ist.

Hanna war tapfer und verhältnismäßig ruhig gewesen. Nur ein paarmal hatte sie mit ängstlichen Blicken und schwacher Stimme gefragt: „Wo ist denn Fritz?" Dann einmal: „Will er denn sein Kind nicht sehen?" Und immer wieder hatte Ulla gut zugesprochen: „Nicht aufregen, Hanna ... ganz still liegen ... nicht sprechen ... nur an dein Kind denken ...", hatte ihre Hand in der ihren gehalten, sie sanft und leise gestreichelt. Nun war Hanna endlich eingeschlummert. Lag wenigstens ganz still, mit geschlossenen Augen, wie von langem Kampf überwältigt. Die Wärterin, die der Arzt als verläßlich gelobt, blieb bei ihr und dem Kinde.

Vorsichtig, leise drückte die Gräfin die Tür hinter sich zu.

Als sie nun nach dem matten künstlichen Licht des Krankenzimmers in den kühlen dämmernden Morgen schaute, fröstelte sie. In all den Stunden hatte die unmittelbare Sorge um Hanna und um das schwache, winzige junge Menschenkind alles andre in ihr zurückgedrängt. Jetzt tauchte es langsam, wie ein graues Gespenst, wieder auf und trat in ihr Bewußtsein.

Sie ging bis zum nächsten Fenster, schob mechanisch die Scheibengardinen zurück, starrte hinaus. Das Wetter mußte gegen Morgen umgeschlagen sein. Die Bäume drüben trugen noch vereinzelte Schneekuppen, aber gegen das Fenster peitschte der Märzregen; auf dem Asphalt der Straße lag der graue Großstadtschmutz. Der Himmel hing voll dunkler schwerer Wolken.

Geraume Zeit starrte Ulla hinaus. Sie wollte sich sammeln, einen Entschluß vorbereiten, ihre Stellungnahme in einem Kampf, den sie voraussah. Aber die Gedanken jagten in ihrer Seele wie die Wolken am Horizont. Nur über eins staunte sie selbst und empfand es fast gleich einem Wunder: daß sie sich persönlich über den Dingen fühlte. Ihre Seele war voll Leid und Schmerz; doch das galt nur Hanna; nur mit ihr und um sie litt sie, nur um Hanna sorgte sie sich, erwog sie immer aufs neue die Frage: ‚Was soll nun werden?'

Der Chirurg scheut ja wohl heut vor einem Eingriff selbst in das Herz nicht zurück. Ihr war's, als sei aus ihrem Herzen auch durch irgendeinen scharfen Schnitt all die Leidenschaft, die Jahre und Jahre darin getobt hatte, herausgehoben worden. Vielleicht täuschte sie sich: Das hatte sich langsam vorbereitet, es wurde ihr nur jetzt, in dieser grauen Morgenstunde, mit einem Male bewußt. Aber es gab ihr gleichsam eine neue Kraft und innere Ruhe.

Endlich wandte sie sich. Sie wollte ihren Diener, der gewiß im Vorflur oder in der Küche saß, nach Hause schicken, sich einige notwendige Sachen kommen lassen; denn sie war entschlossen, mindestens die ersten Tage bei Hanna zu bleiben, sei es auch nur, um sich gleichsam als Puffer zwischen Hanna und Serrenberg zu schieben.

So ging sie durch Hannas Salon und das Speisezimmer. Plötzlich schrak sie zusammen. Nur in undeutlichen Umrissen sahen ihn ihre kurzsichtigen Augen. Er saß am Speisetisch, noch im Gehpelz, der auf der Brust weit geöffnet war; der Klapphut lag neben ihm auf dem Teppich; vor ihm stand eine Flasche — das Büfett war geöffnet.

Zuerst glaubte sie, er schliefe. Dann sah sie, daß er wach und nur tief in Gedanken versunken war; nicht einmal ihr Eintreten bemerkte er. Er hatte den Halskragen halb aufgerissen, die weiße Krawatte hing gelöst über die verbogene, zerknitterte Hemdenbrust; eine breite Haarsträhne fiel tief in die Stirn; mit der linken Hand umspannte er das Kognakglas. Die Füße hatte er weit vorgestreckt, der Kopf war bis auf die Brust herabgesunken.

Ein unwiderstehliches Gefühl des Ekels überkam sie. Aber sie überwand sich, trat näher zu ihm heran und fragte: „Serrenberg ... wollen Sie denn Ihr Kind nicht sehen?"

Da schrak er auf, warf den Kopf zurück. Mit einer unwillkürlichen Bewegung faßte er nach dem Halskragen, knöpfte ihn fest. Dann stand er schwer auf und starrte sie an. Und dann sagte er endlich, rauh und hart: „Nein — jetzt wenigstens nicht!"

Der Gedanke durchzuckte sie: ‚Ist er betrunken?' Aber sie stand jetzt nahe genug, um zu erkennen, daß er ganz nüchtern war. Das Auge war klar, der Blick scharf und ungetrübt. Und doch: wie sah der Mann aus! Die Runen hatte kein Leid — die Leidenschaft hatte sie in das Gesicht gerissen. Fahl war die Farbe, die schwarzumränderten Augen lagen tief in ihren Höhlen, bis zu den Schläfen hinauf zog sich Falte an Falte. Der schöne Bart schien wie zerzaust von fiebrigen Händen.

Hatte er doch schwer gekämpft? War vielleicht doch schon die Reue in ihm wach geworden? Einen Augenblick standen sie sich wortlos gegenüber. Dann bat Ulla noch einmal: „Serrenberg — wollen Sie Ihre Frau und Ihr Kind nicht sehen?"

Nun sah sie es: In seinen Augen flackerte der Haß auf.

„Das ist doch wohl meine Sache, Gräfin Wiggersen," rief er brutal. „Was kümmern Sie sich um meine Angelegenheiten! Die pflege ich nach meinem Ermessen zu ordnen. Ich brauche keinen Vormund!"

Wieder war ein Moment des Schweigens zwischen ihnen.

Und wie sie so vor ihm stand, da konnte sie mit einem Male in diesem verwüsteten Antlitz, das sie einst so geliebt hatte, lesen wie in einem offenen Buche. Ganz deutlich stand da geschrieben: Frei will ich sein! Frei muß ich werden! Was schert mich Sitte, Moral und Brauch — ich will! Weg mit all euerm Ballast — Platz für mich und meine Zukunft!

Nein — dieser Mann hatte nicht wider sich selbst gerungen. Nur wie er dem Toben in der eignen Brust Raum und Freiheit schaffen könne, nur das hatte ihn beschäftigt, ihn hypnotisiert. Nichts — nichts andres —

Es schrie in ihr auf: ‚Schurke —'

Und da schleuderte sie ihm den Schimpf auch schon ins Gesicht. Und dann stand sie ganz still und wartete.

Sein Gesicht wurde noch fahler. Seine linke Hand griff wütend in das Holz des Tisches. Aber plötzlich lachte er auf: „Gegen Beleidigungen aus Frauenmund ist man wehrlos. Nur möchte ich Sie darauf aufmerksam machen, Gräfin Wiggersen, daß ich hier das Hausrecht besitze —"

(Fortsetzung folgt)

Rembrandt im Spiegel der Jahrhunderte

Betrachtungen bei der dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages

Von
K. Lange (Tübingen)

(Hierzu 8 Abbildungen)


Selbstbildnis Rembrandts (Radierung)

Es ist merkwürdig, daß gerade die bedeutendsten Künstler von jeher den verschiedensten ästhetischen Beurteilungen ausgesetzt gewesen sind. Nicht nur, daß man ihre Kunst zu verschiedenen Zeiten verschieden gewertet hat. Auch da, wo über ihre Bedeutung im allgemeinen kein Zweifel herrschte, sind es, je nach dem herrschenden Zeitgeschmack und der persönlichen Kunstrichtung der Beurteiler, ganz verschiedene Seiten ihres Schaffens gewesen, die in den Vordergrund gestellt wurden. Man kann es geradezu als ein Kennzeichen eines großen Künstlers hinstellen, daß jeder Mensch das Bedürfnis hat, sich selbst, seine eigne Auffassung vom Wesen der Kunst in ihn hineinzudeuten. Je umfassender das Darstellungsgebiet, je vielseitiger die künstlerischen Tendenzen eines Malers sind, je mehr er in seinem Schaffen die beiden Seiten Natur und menschliche Persönlichkeit, die alle Kunst ausmachen, vereinigt, um so mehr bietet er auch jedem Menschen Gelegenheit, sich selbst in seiner Kunst wiederzufinden.

Das zeigt sich besonders deutlich an der Art, wie Rembrandt im Laufe der Jahrhunderte aufgefaßt worden ist. Zunächst hat auch sein Ruhm unter der Ungunst der Mode leiden müssen. Dessen dürfen wir uns heute, bei der dreihundertsten Wiederkehr seines Geburtstages, wohl erinnern. Es hat etwas Beruhigendes für moderne Künstler, die schwer gegen den Geschmack des Publikums zu kämpfen haben, wenn sie sehen, daß das Verkanntwerden auch einem Rembrandt nicht erspart geblieben ist. Zwar hat man ihn niemals eigentlich ignoriert, dazu war er zu fruchtbar, zu interessant, zu originell. Immer hat es eine geistige Elite gegeben, die seine Radierungen sammelte und die eigenartige Kunst, die sich in ihnen aussprach, bewunderte. Aber sein Volk hatte ihn schon in den letzten Jahren seines Lebens vergessen, und die Schriftsteller, die nach seinem Tode (1669) über ihn schrieben, standen ihm bei aller Anerkennung seiner Begabung geistig fern. Baldinucci, der seine Nachrichten von einem Rembrandtschüler, dem dänischen Maler Bernhard Keil, hatte, sagt (1686), sein Ruhm sei größer als sein Verdienst gewesen, nennt seine Nachtwache „flach und verworren" und weiß eigentlich nur seine Gutmütigkeit zu rühmen. Joachim von Sandrart, der gleichzeitig mit ihm in Amsterdam gelebt hatte, und dessen Teutsche Malerakademie (1675) auf lange Zeit hinaus das Urteil der Nachwelt bestimmte, beklagt sich darüber, daß er sich nicht gescheut habe, „wider unsere Kunstregeln, als die Anatomia und Maß der menschlichen Gliedmaßen, wider die Perspektiva und den Nutzen der antiken Statuen, wider Raffaels Zeichenkunst und vernünftige Ausbildungen, auch wider die unsrer Profession höchst nötigen Akademien zu streiten und denenselben zu widersprechen, vorgebend, daß man sich einzig und allein an die Natur und keine andern Regeln binden solle".

Houbraken erzählt in seiner Großen Schauburg (1717), offenbar auf die Autorität eines andern Rembrandt-Schülers, Hoogstraaten, hin, daß er noch in den dreißiger und vierziger Jahren des siebzehnten Jahrhunderts einer der beliebtesten Maler Hollands gewesen sei, dem die Schüler in Menge zuströmten, daß aber schon in seinen letzten Jahren ein Umschwung der Stimmung erfolgt sei, indem die Schüler, die bis dahin getreulich seine „braune" und „dunkle" Manier nachahmten, plötzlich ihren Stil geändert und wieder „hell" gemalt hätten. Man erhält aus seiner Schilderung durchaus den Eindruck, daß Rembrandts Stil schon bei seinen Lebzeiten veraltet war und zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts nur wie eine Kuriosität angesehen wurde, von der kein vernünftiger Mensch etwas wissen wollte.

Wie sehr hatten sich doch damals die Zeiten geändert! Die gesunde nationale Kunst Hollands war im Verfall begriffen, französisches und italienisches Wesen hatten begonnen, sich breit zu machen, helle kalte Buntheit, sorgfältig glatte Ausführung waren an die Stelle des geheimnisvollen Helldunkels, der temperamentvollen Skizzenhaftigkeit Rembrandts getreten. Ein Adriaen van der Werff und Gérard de Lairesse nebst andern langweilig glatten Klassizisten waren die Sonnen, neben denen sein Stern verblaßte. Jetzt mußten die Maler ihre Bilder mit gleichmäßiger Genauigkeit ausführen, und deshalb wurden von den Zeitgenossen Rembrandts nur Tüftler wie Gerard Dou geschätzt, bei dem Houbraken nur nicht begreifen konnte, wie ein „so edles Reis" aus der Schule Rembrandts habe hervorgehen können.

So stellt denn gerade dies halbe Jahrhundert nach Rembrandts Tode den Tiefstand der Verehrung des großen Meisters dar. Man spricht zwar mit einer gewissen scheuen Verehrung von diesem Sonderling, der sich um niemand kümmerte und keine Autorität anerkannte. Aber man kann im Grunde nichts mit ihm anfangen. Er ist für die Schriftsteller ein seltsames Problem — der „Fall Rembrandt" interessiert sie mächtig —, aber von wirklichem Verständnis oder gar von Liebe oder Verehrung keine Spur. Dadurch wird einmal wieder die Richtigkeit des oft gehörten Satzes bewiesen, daß jede Generation gegen die unmittelbar vorhergehende am undankbarsten ist.

Der Umschwung trat erst ein, als Europa von einer neuen Naturbegeisterung ergriffen wurde, als die Aufklärungsapostel Rousseau und Diderot wieder auf die Natur als einzige Lehrmeisterin hinwiesen, als in England der bürgerliche Roman, in Frankreich und Deutschland das bürgerliche Schauspiel entstand, als Greuze und Chardin ihre Sittenbilder und Stilleben malten und man überall von der akademischen Schablone loszukommen suchte.

Da erinnerte man sich auch des Natürlichkeitsfanatikers Rembrandt, und in Malerei und Radierung wurde das „Genre Rembrandt" wieder Mode. Man verstand darunter die Wahl niederer Stoffe, Greisenköpfe, Bettler und so weiter, einen gewissen braunen Ton in der Malerei, eine gewisse freie Handhabung der Radiernadel, ein gewisses wirkungsvolles Helldunkel. Es war zwar nur ein kümmerliches Epigonentum, was sich da breit machte, aber man sieht doch daran, daß die Künstler wieder ihre Freude an Rembrandt hatten. Und so wird denn auch das Urteil über ihn in der Literatur wieder günstiger. Hagedorn, der eklektische Aesthetiker der Winckelmannschen Periode, hat in seinem weiten Herzen auch für „den den Kennern mit Recht so beliebten Rembrandt" ein Winkelchen übrig, und der junge Goethe, der damals noch in seiner realistischen Sturm- und Drangperiode stand, bewundert das „Anspruchslose und Häusliche seiner Kunst, sein Haften an denselben Gegenständen, einem Schrank voll alten Hausrats und wunderbarer Lumpen".

War es das Natürliche in Rembrandts Kunst, was diese Vertreter der Naturbegeisterung vor allem interessierte, so stellten sich die Sammler und Kenner seit der Mitte des Jahrhunderts mehr auf den Standpunkt des künstlerischen Könnens. Reynolds machte seine Reise nach Holland und entdeckte die holländische Malerei, von der alle Maler nur lernen könnten. Er besaß selbst Bilder von Rembrandt und bewunderte an ihnen besonders die Einheit der Komposition im Gegensatz etwa zu der zerstreuten und unkonzentrierten Kompositionsweise Poussins, bei dem alle Gegenstände auseinanderfielen und das Auge keinen Ruhepunkt finde. Gleichzeitig wurden des Meisters Radierungen immer eifriger gesammelt, und es erschienen in Frankreich schon Kataloge, die den Bedürfnissen der Kunsthändler und Liebhaber entgegenkamen. So sammelte sich um den Meister zunächst eine kleine Gemeinde von Kennern, Aristokraten des Geistes, Feinschmeckern der Kunst, die gerade das an ihm schätzten, was die früheren Kritiker verachtet hatten, was der großen Menge allzeit unverständlich geblieben ist, und die nun im stillen für ihn warben und langsam aber sicher seinen Ruhm verbreiteten.

In der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts folgt dann wieder eine verhältnismäßig tote Zeit für den Meister. Man hält zwar, besonders in seiner Heimat, sein Andenken in Ehren, und hier und da hört man auch eine anerkennende Bemerkung. Aber von allgemeiner Billigung und Bewunderung ist nicht die Rede. Das ist kein Zufall, sondern wieder eine Folge des herrschenden Kunstgeschmacks. Auf die Naturbegeisterung der Aufklärungsperiode war der Klassizismus und auf den Klassizismus die Romantik gefolgt. Das Ideal der antiken Kunst, der klassische Stil der Italiener oder der Primitivismus des Mittelalters, steckte den Menschen im Kopf und ließ sie nicht zu einer objektiven Würdigung kommen. Eine Auferstehung sollte er erst feiern, als um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts zuerst in Frankreich die koloristischen und dann besonders die realistischen Bestrebungen sich entwickelten, als kongeniale Künstler auftraten, die ähnliches erstrebten und die in seiner Kunst das vorgebildet fanden, wonach sie selbst sich mit allen Fasern ihres Herzens sehnten.

Im Jahre 1851 schrieb Eugène Delacroix in sein Tagebuch: „Vielleicht kommt man noch einmal dahinter, daß Rembrandt ein viel größerer Maler ist als Raffael. Ich schreibe diese Gotteslästerung, über die allen Schulmännern die Haare zu Berge stehen würden, nieder, ohne endgültig Partei zu ergreifen. Nur finde ich, je weiter ich im Leben fortschreite, daß die Wahrheit das Schönste und Seltenste ist. Rembrandt fehlt vielleicht etwas von der Erhabenheit Raffaels. Aber vielleicht liegt diese Erhabenheit, die Raffael in den Linien, in der Majestät jeder seiner Figuren besitzt, bei Rembrandt in der geheimnisvollen Auffassung, in der tiefen Naivität des Ausdrucks und der Bewegungen. Wenn man auch diese majestätische Emphase Raffaels, die vielleicht der Größe mancher Stoffe mehr entspricht, vorziehen kann, so könnte man doch behaupten, ohne von den Leuten, die Geschmack besitzen, gesteinigt zu werden, daß der große Holländer mehr geborener Maler war als der fleißige Schüler Peruginos."

Man sieht aus der Verklausulierung dieses Urteils, wie neu diese Auffassung damals war, und wie wenig sie auf allgemeine Zustimmung rechnen konnte. Aber Delacroix wußte Gründe für diese Hochschätzung anzuführen, und da ist es nun interessant zu sehen, wie gerade das, was die jüngeren Zeitgenossen Rembrandts an seiner Malerei auszusetzen hatten, in seinen Augen zu einem Vorzug wird.

Houbraken hatte sich nicht genug tun können im Bedauern darüber, daß Rembrandt viele seiner Bilder und auch seiner Radierungen nur zur Hälfte vollendet, einzelnes daran zwar bis aufs äußerste fleißig ausgeführt, das übrige aber „wie mit einem rohen Anstreicherpinsel" ohne Rücksicht auf die Zeichnung hingeschmiert habe.

Delacroix dagegen war schon so weit, daß er gerade auf das Unfertige der Malerei die erhabensten Wirkungen seiner Kunst zurückführte. Was er an ihm bewunderte, war gerade das Unbestimmte, der Zauber, die ausdrucksvolle Zeichnung in seinen Bildern, und er lobte ihn ganz besonders um deswillen, daß er alle Objekte je nach ihrer Wichtigkeit verschieden deutlich ausgeführt, z. B. bei einem Porträt nur den Kopf deutlich wiedergegeben, die Hände und den Anzug dagegen nur angedeutet habe. Die Malerei könne eben nur dann wirken, wenn sie der Wirkung das eine oder andre opfere. Das habe Rembrandt meisterhaft verstanden. In seinen Bildern gingen Figuren und Hintergrund immer zu einer einheitlichen Wirkung zusammen; jedes Fleckchen sei darin interessant. Ein solches Bild sei wie eine schöne Aussicht in der Natur, wo alles dazu beitrage, uns zu entzücken. Keine andre Malerei versetze die Phantasie in einen solchen Aufruhr, eine solche Verwirrung durch das Naive und Seelische der Charaktere, das Merkwürdige und Ueberwältigende gewisser Eindrücke.

Delacroix' Bemerkungen waren nicht für die Publikation bestimmt. Um so wichtiger war es, daß bald darauf zwei Schriftsteller mit Begeisterung für Rembrandt eintraten, Koloff in Raumers historischem Tagebuch (1854) und Thoré, der unter dem Pseudonym Burger seine Beschreibung der Ausstellung in Manchester (1857) und sein Werk über die holländischen Museen (1858/60) schrieb. Koloffs kleine Rembrandt-Biographie ist weitaus das Reifste, was bis dahin über die Kunst Rembrandts geschrieben war, und der beste Rembrandt-Kenner der Gegenwart, Bode, hat sehr wohl daran getan, daß er seine Urteile wiederholt in seiner neuesten Charakteristik der Rembrandtschen Kunst zitiert hat.

Sylvestre Thoré aber, der Freund Rousseaus, der temperamentvolle Vorkämpfer der Schule von Barbizon, der ganz in Rembrandt lebte, ja sogar zu Millets großem Leidwesen bei allen Bildern, die er sah, den Vergleich mit ihm bei der Hand hatte, ist mit großer Energie und staunenswerter Sicherheit des Urteils für seinen Helden eingetreten. Er führt ihn als Beweis dafür an, daß die Kunst auch vom Standpunkt der Volkswirtschaft keineswegs etwas Ueberflüssiges sei, indem ein einzelner Künstler unter Umständen Werte schaffen könne, die in die Millionen gehen. Obwohl Rembrandt selbst arm gestorben sei, gebe es doch nicht viele industrielle Arbeiter, abgesehen vielleicht von den großen



Saskia von Uijlenburgh, die Gattin Rembrandts

Nach dem Gemälde des Meisters in der Dresdner Galerie



Selbstbildnis Rembrandts a. d. J. 1639 Radierung

Stils nicht befreunden können, erklärt seine nackten Weiber vom Schlage der Susanna, über deren Häßlichkeit schon der Dichter Andries Pels und Houbraken gejammert hatten, für geradezu schön. Wenn noch Reynolds sich darüber gewundert hatte, daß Rembrandt mit so viel Mühe schließlich doch eine häßliche und unangenehme Figur zuwege gebracht habe, so wendet er dagegen mit Recht ein, daß diese Susanna freilich keine englische, sondern eine holländische Schönheit, als solche aber wirklich eine Schönheit sei.

Außerordentlich fein ist sein Vergleich der Nachtwache mit der korrekten, aber nüchternen Schützenmahlzeit des Bartholomäus van der Helst. „Alle beide treiben, jeder in seiner Art, den Realismus bis zur Illusion. Aber ihre Art und Weise, die Natur zu sehen, ist eine verschiedene. Rembrandt sieht sie in ganz individueller Weise. Trotzdem erzeugt auch er Illusion. Wenn man sich plötzlich, ohne an Malerei zu denken, dem gelbgekleideten Leutnant der Nachtwache gegenüber sähe, so würde man zur Seite treten, um ihn mit seiner Partisane passieren zu lassen. Das ist Realität, aber eine Realität, wie sie nur Rembrandt vermöge seines Genius sehen konnte. Van der Helsts Art, die Natur zu sehen, ist dagegen allgemeiner, vulgärer. So wie er diese Schützenmahlzeit sieht, würde sie aller Welt erscheinen, weshalb auch sein Bild von jeher einen allgemeineren Erfolg als dasjenige Rembrandts gehabt hat."

Besonders fein ist die Schilderung der Erfindern, die in diesem Maße zum Wohlstand der Völker beigetragen hätten, ganz abgesehen von dem poetischen, intellektuellen und zivilisatorischen Werte seiner Werke. Aber man kenne Rembrandt, wenigstens in Frankreich, noch nicht, besonders nicht seine Gemälde. Sein Genie werde nicht so geschätzt, wie es sollte. Er müsse für Frankreich noch entdeckt werden. Thoré hatte die Absicht, eine Rembrandt-Biographie zu schreiben, doch ist sie nie zustande gekommen. Um so wichtiger sind für uns seine feinsinnigen Schilderungen der Rembrandtschen Bilder, besonders der Nachtwache, der Anatomie, der Staalmeesters, der Judenbraut in der Sammlung van der Hoop. Sie sind eigentlich niemals übertroffen worden, und auch in der stilistischen Beurteilung zeigt er ein sehr feines Gefühl. Was Delacroix nur angedeutet hatte, führt Thoré in eingehender Begründung durch. Er spottet über seine Landsleute, die sich mit der Derbheit (grossièreté) des Rembrandtschen

Anatomie. Er glaubt nicht, daß es in irgendeiner Schule ein Bild gibt, welches aufrichtiger und intimer die Natur darstellt. Der nackte Leichnam und die lebhaft erregten Gesichter der Zuhörer, alles das sei sicher unmittelbar nach der Natur gemalt. Aber es ist die Natur „ein wenig so, wie alle Welt sie sieht". Rembrandts besonderer Genius hat nicht dabei Pate gestanden und die Klaue des Löwen hat ihre Spur nicht darin zurückgelassen. Ein andrer als Rembrandt hätte sie auch malen können.

Was Thoré meint, ist klar. Entsprechend der naturalistischen Bewegung, in der er mitten darin stand, deren Vorkämpfer er sogar war, ist das eigentliche Ziel der Malerei für ihn die Illusion. Millet hat zwar einmal in einem Brief an Sensier darüber gespottet, daß Thoré, der ihm noch viel zu sehr Gelehrter war, im Gespräch mit ihm und Rousseau eine Lanze für den bedeutenden Inhalt eingelegt habe, aber Sensier betont mit Recht, daß das ein Irrtum sein müsse, Thoré habe, wie aus seinen Werken hervorgehe, den Wert eines Bildes durchaus nicht vom Inhalt abhängig gemacht. Und wer seine Bücher liest, kann auch nicht darüber in Zweifel sein, daß er nur zwei Forderungen an jedes gute Bild stellte: Illusionskraft und individuelle Naturauffassung. Beides fand er am stärksten bei Rembrandt entwickelt, und darum stellte er ihn von allen Künstlern am höchsten. Der größte Künstler ist in seinen Augen nicht der, welcher den erhabensten Inhalt verkörpert, und auch nicht der, welcher die Natur so sieht, wie alle Welt sie sieht, sondern der, der sie ganz individuell sieht und doch Illusion erzeugt.

Das Wort „Illusion" ist bei der Beurteilung Rembrandts seitdem oft genug ausgesprochen worden. Je nach dem, was man darunter versteht, spricht man sie Rembrandt entweder zu oder ab, erklärt man sie entweder für einen Vorzug oder eine Schwäche seiner Kunst. Auch darauf wirken künstlerische Modeströmungen viel mehr ein, als man gewöhnlich denkt. Thoré schrieb in der Zeit eines jugendlich aufstrebenden Realismus. Dafür ist nicht



Rembrandts Mutter Radierung

nur seine Betonung der Illusion, sondern auch seine Abweisung alles Allegorisch-Symbolischen charakteristisch. Nichts imponiert ihm an der Anatomie so sehr wie die nüchterne Sachlichkeit, mit welcher der Maler das Wesen der Wissenschaft, der medizinischen Forschung verkörpert hatte. Da bedarf es keiner allegorischen Figuren und Embleme, zu deren Erfindung nicht viel Grips gehört, da es sich dabei nur darum handelt, an die Stelle der Menschen die Hieroglyphe und das Rätsel zu setzen. Das ist Sache der Maler, die nicht malen können, z. B. eines Cornelius. Gegenstand der Malerei ist immer nur das natürliche Leben, nicht die abstrakte Idee, die in einem Phantom besteht. Keine mythologisch-allegorische Figur könnte die Wissenschaft der Medizin besser darstellen als dieser Dr. Tulp mit seinem breitrandigen Hut und seinen weißen Manschetten und seiner ganz aus dem Leben gegriffenen Bewegung. „Niemals, in keiner andern Schule hätte ein Maler solche Natürlichkeit gewagt. Rembrandt packt das Leben nicht bei der Idee, sondern bei der Tat, er ist ein Maler, der malen kann, und der gut malen kann, weil er gut sieht; was ihn nicht hindert, tief zu denken und zu fühlen."

Ich möchte hier auf die merkwürdige Erscheinung aufmerksam machen, daß diese nüchtern realistische Auffassung von Rembrandts Kunst, die von Thorés Zeiten an bis etwa in die achtiger Jahre hinein geherrscht hat, neuerdings einer mehr symbolistisch-poetischen Platz zu machen droht. Und es ist sehr bezeichnend, daß die Kritik des Fin de siècle, die mit den Richtungen des „Neuidealismus", des „Symbolismus" und andrer seltsamen „Ismen" rechnen muß, in Rembrandt durchaus nicht den treuen Schilderer der Natur, als den Sandrart und Thoré ihn, wenn auch in verschiedenem Sinn auffaßten, sondern im Gegenteil den Poeten, den Mystiker, den „Metaphysiker" des Lichtes sieht. Denn da man den vielfach vulgären Formen seiner Figuren nun einmal keine Poesie und keinen Realismus nachrühmen kann, so hat man sich gewöhnt, das Idealistische seiner Kunst in der Lichtführung, in dem Helldunkel zu sehen. Wenn das heißen soll, daß er sein Licht frei gewählt und das Licht der Natur nach Maßgabe seiner Intentionen frei abgewandelt hat, so ist Rembrandt freilich ein Idealist gewesen. Aber gibt es überhaupt einen Künstler,



Die Landschaft mit den drei Bäumen Radierung



Die Ehebrecherin vor Christus Gemälde in der Galerie Weber, Hamburg

der die Natur nicht auswählt, arrangiert, akzentuiert, steigert, um gerade diejenige Illusion zu erzeugen, die er im einzelnen Falle erzeugen will?

Und ist es etwa Idealismus, wenn Rembrandt das Licht der Heiligenscheine, der visionären Erscheinungen heller und geheimnisvoller strahlen läßt als das gewöhnliche, da man es sich doch eben dem Inhalt entsprechend in dieser Weise dachte? Wenn er, worauf auch schon Thoré aufmerksam gemacht hat, die Kraft des Lichts durch Unterdrückung der Einzelheiten an den beleuchteten Stellen steigert? War das nicht einfach die Folge des Strebens, die Dinge ebenso darzustellen, wie sie sich der Beschauer vorstellte, war es nicht einfach die Folge sehr nüchterner optischer Erwägungen, die ja überhaupt zu zahlreichen Umänderungen der Natur im Kunstwerk führen müssen?

Ich behaupte, man kann sich überhaupt kein Licht denken, das realistischer aufgefaßt, nach Richtung und Stärke genauer berechnet wäre als dasjenige Rembrandts. Das Helldunkel war für ihn das Hauptmittel, plastische Illusion und Raumillusion zu erzeugen. Immer denkt er sich seine Lichtquelle an einer ganz bestimmten Stelle und ordnet die Licht- und Schattenmassen dementsprechend. Mit wahrhaft brutalem Illusionismus hat er in seiner Jugend durch das geschlossene und konzentrierte Seitenlicht, das schräg von oben kommt, die plastischen Formen seiner Köpfe aus der Fläche herausgeholt. Von Lionardo über Caravaggio zu Rembrandt ist es nur eine Linie, in der sich die plastische Illusion entwickelt. Das, was schon Lionardo das eigentliche „Wunder" der Malerei nannte, daß die Formen aus der Fläche plastisch hervortreten und die Hintergründe in die Tiefe des Raumes zurückgeschoben werden, Rembrandt hat es erreicht.

Und zwar hat er es nicht nur durch die einfache Modellierung der Formen, sondern vor allen Dingen durch die geschickte Anordnung der Schlagschatten erreicht. Auf der Nachtwache fällt der Schlagschatten der aus dem Bilde herausgestreckten linken Hand des Hauptmanns auf das gelbe Wams des neben ihm marschierenden Leutnants. Auf dem Hundertguldenblatt zeichnet sich der Schlagschatten der die Hände betend erhebenden Frau auf Christi Gewand ab. Auf dem Ecce-homo in Breitformat sehen wir den Schlagschatten einer ganzen Figur auf der senkrechten Fläche der Estrade, auf der Christus dem Volke gezeigt wird. Jan Sylvius schaut auf der bekannten Radierung aus einer ovalen Fensteröffnung heraus, auf deren Umrahmung der Schlagschatten seines Kopfes und seiner vorgestreckten Hand fällt. Solche Effekte sind nicht mystisch oder metaphysisch. Man hat zwar gesagt, diese Kunstgriffe, die den geistigen Ausdruck beeinträchtigten, habe er später verschmäht. Aber in Wahrheit hat er sie später ebenso wie in seiner Jugend angewendet, und die Tatsachen lehren, daß sie den geistigen Ausdruck seiner Figuren niemals beeinträchtigt haben. Denn außer der plastischen und Raumillusion war es besonders die Gefühlsillusion, das heißt eben der geistige Ausdruck, was ihn beschäftigte. Es ist bekannt, daß er schon in seiner frühesten Jugend um dieser Fähigkeit willen bewundert wurde. Sein Freund und Gönner Constantin Huygens hat in einer unvollendeten Selbstbiographie, deren Entstehung in die Jahre 1629 bis 1631 gesetzt wird, das erste uns erhaltene Urteil über Rembrandts Kunst abgegeben und dabei gerade die Lebhaftigkeit des Ausdrucks seiner Figuren (affectuum vivacitas) besonders hervorgehoben. Als Beispiel dafür wird ein reuiger Judas vor den Hohenpriestern, der sich jetzt im Privatbesitz in Paris befindet, angeführt. Und wer als einundzwanzigjähriger Jüngling ein so durchgeistigtes, mimisch so wunderbar sprechendes Gesicht wie das des Apostels Paulus in der Stuttgarter Gemäldegalerie malen konnte, bei dem lag keine Gefahr vor, daß er um der einen (plastischen) Illusion willen die andre, das heißt die Gefühlsillusion, vernachlässigen würde.

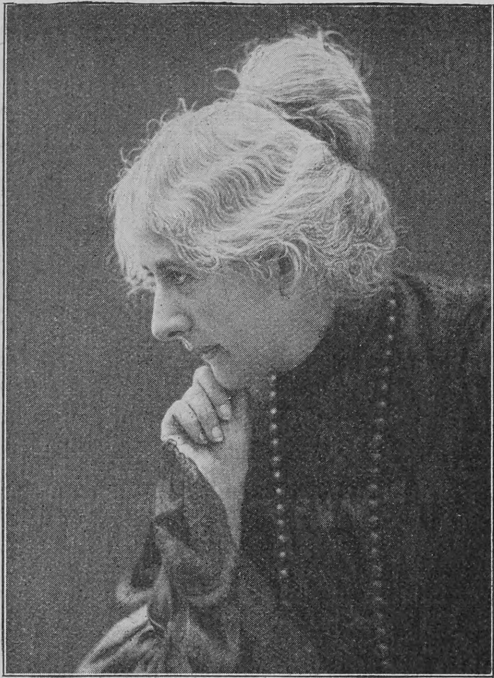
Von einer dritten Illusion, der Stoffillusion, legen weiterhin so viele seiner Bilder Zeugnis ab, auf denen er Waffen, Schmucksachen, orientalische Schals und dergleichen mit dem offenbaren Streben nach koloristischer Wahrheit und stofflicher Charakteristik gemalt hat, daß es kaum nötig ist, dies durch den Hinweis auf die bekannten Darstellungen des aufgeschnittenen Ochsen, die Bilder der Rohrdommeln und Rebhühner, auf die Radierungen des liegenden Schweines und der Muschel noch besonders zu bekräftigen. Wer derartige „Gleichgültigkeiten" nicht etwa nur in flüchtigen Skizzen, sondern in sorgfältig ausgeführten Kunstwerken, teilweise sogar mehrmals verkörpern konnte, der wußte ganz genau, daß der Inhalt für die ästhetische Wirkung eines Bildes nicht ausschlaggebend ist, daß es nicht auf das Was, sondern auf das Wie in der Kunst ankommt.

Daß Rembrandt aber nach Bewegungsillusion gestrebt hat, das sagt er selbst in der einzigen Aeußerung, die wir von ihm über seine Kunst haben, nämlich in einem Brief an Constantin Huygens, den Sekretär des Prinzen-Statthalters Friedrich Heinrich, vom 22. Januar 1639. Er entschuldigt sich hier, daß er zwei Passionsbilder aus einer für den Prinzen-Statthalter gemalten Serie, die Grablegung und Auferstehung — letztere nebenbei gesagt eine höchst lebendige Komposition —, erst jetzt fertigbekommen habe. Aber es seien diejenigen, „in denen die meiste und natürlichste Bewegung beobachtet sei, und das sei die Ursache, daß er sie so lange unter Händen gehabt habe".

Schade, daß nicht noch mehr Aeußerungen von Rembrandt über seine künstlerischen Intentionen erhalten sind. Vielleicht würde sich dann manches in seiner Kunst einfacher und natürlicher darstellen, als es unsern Biographen und Kunstkritikern gegenwärtig erscheint. Jedenfalls sind wir jetzt darauf angewiesen, seine Intentionen aus seinen Werken zu erschließen. Jeder wird das nach Maßgabe der Auffassung tun, die er vom Wesen der Kunst hat. Gibt es überhaupt der Kunst der Vergangenheit gegenüber eine andre Art der Beurteilung?



Gruppe von Zuhörern aus der Anatomie des Professors Tulp
(Gemälde im Haager Museum)



Gabriele Reuter

Der Deutsche Schriftstellerinnen-Bund

Von

L. Kurt

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

In diesem Frühjahre feierte der Deutsche Schriftstellerinnen-Bund das Gedächtnis seiner zehnjährigen Gründung. Den Lesern und Leserinnen dieses Blattes sind viele Namen aus der Mitgliederliste dieser Vereinigung schriftstellernder Frauen wohlbekannt. Und sicherlich wird es ihnen interessant und erfreulich sein, sich aus dem Gesamtbilde und aus den Einzelbildern ihre Lieblinge herauszusuchen, soweit sie ihnen nicht schon aus früheren Reproduktionen in diesen Blättern bekannt und vertraut geworden sind.

Es ist eine feststehende Tatsache, daß es außerordentlich schwierig ist, gerade schriftstellernde Männer und Frauen zu einem festen Verband zusammenzuschließen. Die Interessen des Schriftstellers sind nach vielen Beziehungen Einzelinteressen, und um sich für das Gesamtinteresse des ganzen Schriftstellertums zu erwärmen und auch praktisch dafür tätig zu sein, dafür mangelt es den einzelnen an Initiative, oft genug leider auch an praktischer Lebensweisheit. Die Erkenntnis, daß gerade die schriftstellernden Frauen den praktischen Anforderungen, welche die Verwertung ihrer Arbeiten an sie stellt, oft genug fremd und hilflos gegenüberstehen, und der Wunsch, einen Mittelpunkt zu bilden, wo sich die Gleichstrebenden und -arbeitenden stets zusammenfinden könnten, veranlaßten vor zehn Jahren Frau Dr. Helene Wachsmuth zur Gründung des Bundes, der zunächst mit schweren Entwicklungsstörungen zu kämpfen hatte. Es ging hier, wie es bei allen derartigen Vereinigungen zu gehen pflegt, die Erfolgreichen, die Satten und die Gutbezahlten haben hier noch viel mehr als anderswo keine Veranlassung, sich zur Interessengemeinschaft zusammenzuschließen. So fanden sich die schwer Ringenden und Kämpfenden zuerst zu der neuen Vereinigung, der auch in mancher andern Hinsicht allerhand Kämpfe und Widerwärtigkeiten nicht erspart blieben. Ganz langsam wurden dann die bedeutenderen Frauen auf den Bund aufmerksam. Das Solidaritätsgefühl, das in der Neuzeit die Frauen so fest zusammenschließt zum erfolgreichen Kampf um die Befreiung von so vielen durch Gewohnheit und Vererbung überkommenen Lasten und Vorurteilen und zur Verbesserung ihrer Lebensbedingungen, erwachte bei der schriftstellernden Frau in der Tat ziemlich spät. Allerdings, schon genau fünfzig Jahre vor Gründung des Bundes, im Jahre 1846, versuchten drei Schriftstellerinnen, ihre Mitschwestern einmal zu gemeinsamer Besprechung zusammenzurufen. Das waren Bettina von Arnim, Charlotte Birch-Pfeiffer und Luise Mühlbach. In Weimar wurde eine Versammlung deutscher Schriftstellerinnen veranstaltet, und die Präsenzliste weist über achtzig Namen auf, darunter Annette von Droste-Hülshoff, Ida Gräfin Hahn-Hahn, Betty Paoli, Adele Schopenhauer und Helmine von Chézy. Dieser Schriftstellerinnentag war eine Demonstration gegen die kurz vorher aus Leipzig von Laube, Biedermann und Kühne an die männlichen Kollegen der Feder ergangene Einladung zu einer Versammlung zu Weimar, von der die Frauen ausgeschlossen bleiben sollten. Daß es so etwas geben konnte, ist ja freilich für uns Lebende des zwanzigsten Jahrhunderts befremdlich. Indes, gerade die Schriftsteller, die doch eigentlich in dieser Beziehung an der Spitze der neuzeitlichen Bewegung stehen sollten, sind hier auch heute noch merkwürdig rückständig. Nimmt doch selbst die größte Vereinigung von Schriftstellern und Journalisten in Deutschland heute noch keine Frauen als Mitglieder auf. Damals entrüsteten sich die Damen gewaltig, und leidenschaftlich wurde in den Sitzungen im Stadthaussaal und in den geselligen Zusammenkünften im Gasthof „Zum Erbprinzen" in Weimar die Gleichberechtigung der schriftstellernden Frau mit dem schriftstellernden Manne verlangt und begründet. Und die Erregung löste sich erst in Heiterkeit, als Helmine von Chézy beim Festmahl die Reihe der Toaste also begann:



Agnes Harder

„Ich seh' die Männer schon die Nase rümpfen,
Weil wir zu gutem Werke uns versammelt.
Verächtlich reden sie von blauen Strümpfen
Und hätten gern uns Tür und Tor verrammelt.
Die blauen Strümpfe wahrlich sind zu loben,
Ganz Deutschland sieht, wie sie sich heut erproben." —

Es ist übrigens charakteristisch für die damalige Anschauung von der Bedeutung und Berechtigung der schriftstellernden Frau, daß, obwohl Bettina von Arnim zu den Teilnehmerinnen der Versammlung gehörte, doch Goethes Arbeitszimmer den Besucherinnen verschlossen blieb.

In diesen fünfzig Jahren hat sich nun manches verändert. Die verzweifelte Gegenwehr der Männer von dazumal hat ihnen wenig genützt. Die Frau hat sich die Berechtigung und Gleichstellung gerade im und zum Schriftstellerberuf so völlig erkämpft, daß wohl heute einem Schriftstellerinnenbunde keine Tür, die sich überhaupt irgendeinem Besucher öffnet, verschlossen bleiben dürfte. Uebrigens auch damals schon hat es sich trotz des Widerstandes der Männer recht lebhaft im deutschen Dichterinnenwalde geregt, denn Gräfin Ida Hahn-Hahn machte die mißbilligende Bemerkung: „On trouve des talents lyriques partout," worauf indes Bettina von Arnim die echt frankfurterische Antwort gab: „Ja, aber zwischen Aeppelwein und Aeppelwein ist ein Unterschied."



Antonie Andrea-Carel

Heute führt die Liste des Deutschen Schriftstellerinnen-Bundes etwa 200 Mitgliedernamen auf, und wenn auch einzelne hervorragende Namen noch fehlen, so wird in weiteren fünf oder zehn Jahren wohl kaum noch eine Lücke zu finden sein. Seit fast drei Jahren trägt die Vorsitzende des Bundes einen Namen, der unsern Lesern wohlbekannt ist. Unsre langjährige Mitarbeiterin Louise Schulze-Brück leitet den Bund, nachdem die erste Vorsitzende, Helene Wachsmuth, ihre langjährige Arbeit beendet hatte, um sich der wohlverdienten Ruhe hinzugeben. Die Vortragsabende und Feste des Bundes erfreuen sich in Berlin einer sehr großen Beliebtheit und meist eines förmlichen Massenbesuches. Ist es ja auch so natürlich, daß jeder einmal gern die Gelegenheit benutzt, seine Lieblinge von Angesicht zu Angesicht zu sehen und einige von ihnen ihre Werke vortragen zu hören. Augenblicklich plant der Deutsche Schriftstellerinnen-Bund die Errichtung eines Feierabendheims für ruhebedürftige und erwerbsunfähige Mitglieder, und der Erlös seiner Veranstaltungen soll diesem Zwecke dienstbar gemacht werden.



Helene von Monbart (Hans von Kahlenberg)

Wie sehr der Bund den Bedürfnissen des einzelnen in bezug auf die Beantwortung praktischer Fragen wie auch auf ideelle Güter entgegenkommt, das beweist am besten sein gewaltiges Anschwellen. Konnten doch im letzten Jahre sechsundfünfzig neue Mitglieder aufgenommen werden.



Marthe Renate Fischer



Elisabeth Krickeberg

Von unsern Lesern wohlbekannten Mitgliedern nennen wir zunächst Klara Blüthgen, deren Bild wir bereits früher brachten, Katharina Zitelmann, der unser Blatt so manchen wertvollen Beitrag über Indien und den fernen Osten überhaupt verdankt, Hedwig Schobert, Klarissa Lohde, Emma Böhmer, Rose Litten, Sabine Clausius, Anna Hundertmark, die bekannten Romanschriftstellerinnen, Erika Kraft, die verdiente Schriftführerin des Bundes und vornehme Lyrikerin, Ilse Franke, die feine Dichterin und begabte Tochter Gertrud Franke-Schievelbeins, Annemarie von Auerswald, Dorothee Goebeler mit ihren tiefen und schweren Versen, von den Neuen, Himmelstürmenden Thekla Skorra, Julia Virginia, Frida Grauel, Marie Louise von Bançels.

Nicht vergessen sei auch Klara Braune, eines der ältesten Mitglieder des Bundes, deren Tätigkeit sich auf einem vielen unsrer Leserinnen gewiß außerordentlich sympathischen Gebiete bewegt. Sie ist nämlich die Verfasserin unzähliger wunderbarer Kochrezepte und einer ebenso ungezählten Reihe hauswirtschaftlicher Artikel, die jeder Hausfrau sicherlich schon einmal in ihrem Leben nützlich und angenehm geworden sind.

Auf dem Gesamtbilde konnte natürlich nur ein Teil der Mitglieder, die sich zu einem Gesellschaftsabend versammelt hatten, zur Darstellung kommen. Die Liste der bekannten Namen könnte noch um ein gut Teil verlängert werden. Im Vordergrunde haben zwei langjährige hochverdiente Vorstandsdamen Platz gefunden, die geschäftsführende zweite Vorsitzende Frau Martha Friedemann und die Kassenführerin Fräulein A. Helene Brix.

Von den übrigen schriftstellernden Frauen, die wir teilweise im Einzelbilde unsern Lesern vorführen, seien noch einige kurz charakterisiert. Frau Gertrud Franke-Schievelbein ist unsern Lesern durch ihre tiefgründigen, den ernstesten Problemen nachgehenden Schöpfungen genugsam bekannt. Von ihr erschien 1898 in diesen Blättern der Roman „Die Hungersteine", der wohl ihr bekanntester ist, 1900 „Der Unkenteich", sowie in der Deutschen Romanbibliothek 1901 „Der Gottüberwinder". Ihre weiteren Schöpfungen, die Romane „Ni", „Kunst und Gunst", „Liebeswerben", „Stark wie das Leben" und „Die Sehnsüchtigen" tragen alle denselben Stempel des Suchens und Ringens nach dem Höchsten und Reinsten und sind Werke einer durch und durch vornehmen, in sich gefesteten und keuschen schöpferischen Kraft. Frau Franke-Schievelbein ist im Jahre 1899 nach fast zwanzigjährigem Aufenthalt in Göttingen und Wiesbaden in ihre Heimat zurückgekehrt und lebt in Charlottenburg



Anselma Heine



Gertrud Franke-Schievelbein

als Gattin des Direktors der Königlichen Universitätsbibliothek zu Berlin, Dr. Joh. Franke.

Gabriele Reuters Bild deckt sich wohl in hohem Grade mit der Vorstellung, die sich der Leser von der Autorin der Bücher „Aus guter Familie", „Ellen von der Weiden", „Frau Bürgelin und ihre Söhne" zu machen pflegt. Gabriele Reuter ist die berufene Schilderin der modernen Frau mit all ihren differenzierten Empfindungen, ihrem komplizierten Geistes- und Gefühlsleben und der daraus sich ergebenden Probleme. Sie geht dem allem bis zum verborgensten Ursprung nach und reißt uns mit, ob wir wollen oder uns sträuben. Die Autorin lebt ebenfalls seit langem in Berlin.

Auch Hans von Kahlenberg (Helene von Monbart) ist eine solche Kennerin der modernen Frau, aber auch diejenige unsrer Schriftstellerinnen, die das ganze moderne Leben, seine sozialen Strömungen, seine Höhen und Tiefen, seine Schäden und Wunden am tiefsten und stärksten erfaßt hat. Die Entwicklung dieser noch jungen Schriftstellerin ist seltsame Wege gegangen. Ueber die „Familie von Barchwitz" und „Die Sembritzky's", zwei Romane, die in militärischen Kreisen spielen und das Milieu mit unbarmherziger Schärfe beleuchten, über das



1. Hedwig von Grolmann; 2. Sabine Clausius; 3. Anselma Heine; 4. Klarissa Lohde; 5. A. H. Brix, Kassiererin; 6. Gertrud Franke-Schievelbein; 7. Louise Schulze-Brück, erste Vorsitzende; 8. Martha Friedmann, zweite Vorsitzende; 9. Dorothee Goebeler; 10. Ellen Otto-Fulda; 11. J. A. Pfuhl; 12. Rose Litten; 13. Klara Blüthgen (C. Eysell-Kilburger); 14. Katharina Zitelmann; 15. Marthe Renate Fischer; 16. Lotte Gubalke; 17. Anna Hundertmark (August Mark); 18. Clara Braune; 19. Agnes Harder; 20. Annemarie von Auerswald; 21. Ilse Franke; 22. Frieda Ballin (Frida Grauel); 23. Elisabeth Krickeberg; 24. Julia Scheuermann (Julia Virginia); 25. Hedwig von Bode (H. Schobert); 26. Antonia Andrees-Carel (Ant. Andrea); 27. Klara von Sydow; 28. Marie Louise von Bançels; 29. Thekla Skorra; 30. Julia Jobst; 31. Erika Kraft, Schriftführerin; 32. Emma Böhmer

so viel genannte und verkannte „Nixchen“ bis zu der zarten, feinen und innerlichen „Ulrike Dhuym“, dem mystischen „Fremden“ und ihren beiden letzten Romanen, „Die starke Frau von Gernheim“ und „Der Weg des Lebens“, der groß angelegte Schilderungen unsrer ganzen Zeitepoche enthält, ist Hans von Kahlenberg beständig und unbeirrt weitergeschritten, und man wird von ihr noch manche interessante Schöpfung erwarten dürfen.

Agnes Harder kennen unsre Leser aus vielen reizvollen, feinen Novellen und Skizzen. Von ihren Romanen ist „Der Siebenschläfer“ besonders interessant, außerdem hat sie ein reizendes Kinderbuch „Engelchen und Bengelchen“ und ein gedankentiefes ethisches Werk „Liebe“ herausgegeben. Die Künstlerin ist geborene Ostpreußin, lebt aber in Berlin. Auch Antonie Andrea ist unsern Lesern eine Alt- und Liebvertraute. Viele ihrer höchst reizvollen italienischen Novellen sind in diesen Blättern erschienen, einige ihrer Romane außerdem im Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt. Nach langen Reisejahren, die ihr die intime Kenntnis italienischer Verhältnisse vermittelten, lebt sie jetzt in Charlottenburg als Gattin des Professors Dr. G. Carel. Ebenfalls in Charlottenburg und in nächster Nähe Antonie Andreas hat Elisabeth Krickeberg ihr Heim, die einen ihrer letzten Romane, „Dore“, in der „Deutschen Romanbibliothek“ veröffentlicht hat. Elisabeth Krickebergs Werke haben einen etwas schwermütigen Grundton. Sie liebt es, dem Schicksal seltsam veranlagter Menschen nachzugehen und sich in seine Irrgänge zu vertiefen. Einen ganz bestimmten Kreis für solche Studien hat Marthe Renate Fischer, das Thüringer Land, das sie kennt, liebt und mit feinstem Reiz schildert wie kaum ein andrer. Ihre Lieblinge sucht sie überall, im Altersheim, wo die uralten Männlein und Weiblein nach unruhvollem, schwerem Leben und manchem Schiffbruch gelandet sind und mitten im geborgenen Ausruhen doch noch in ihrer Art am Leben teilnehmen mit großen und kleinen Erlebnissen, Freuden und Leiden; unter den jungen Mädchen und Burschen des Dorfes, die in der Liebe Lust und Leid ihr Höchstes finden, und unter den reifen, zusammengefaßten Männern und Frauen, bei denen unter scheinbar ruhiger Oberfläche doch so vieles Erschütterndes sich begibt. Marthe Renate Fischer ist eine Dichterin im wahrsten Sinne des Wortes. Auch sie lebt in Berlin, jedoch nur einen Teil des Jahres, die übrige Zeit verbringt sie in ihrem geliebten Thüringen.

Das benachbarte Hessenland ist Lotte Gubalkes Geburtsstätte, und im Hessenland und unter hessischen Menschen begeben sich auch die oft seltsamen Dinge, die Lotte Gubalke schildert. Bei dieser Heimatkünstlerin im besten Sinne des Wortes hat die starke Schilderungskunst meist noch einen mystischen Einschlag und einen innigen Zusammenhang mit dem Weltganzen, der ihren immer anziehenden Geschichten einen schweren und tiefen Unterton gibt. Selbst in den scheinbar harmlosesten kurzen Skizzen schwingen solche Untertöne stets mit, oft nur dem ganz aufmerksamen Leser deutlich fühlbar, oft sehr stark hervortretend, aber immer den Lauf der Geschehnisse bestimmend, ihnen eine nachhaltige Wirkung und tiefe Bedeutung verleihend. Sie nennt auch einmal ihre Geschichten, von denen viele in der „Deva“-Roman-Sammlung zusammengefaßt sind, „Von seltsamen Leuten“. Lotte Gubalke hat spät zu schreiben begonnen, aber ihre Kunst ist dafür um so reifer und ausgeglichener. Als Pfarrersfrau hat sie jahrelang in hessischen und thüringischen Dörfern gelebt und mehr Einblick in Leben und Schicksale der Bevölkerung gewonnen, als es andern möglich war. Das wirkt in ihren Geschichten stark mit und macht sie so ganz besonders lebendig und ergreifend. Jetzt lebt auch sie als Witwe in Berlin. Louise Schulze-Brück ist geborene Rheinländerin, Eiflerin, und hat auch die Jahre ihrer ersten Ehe am Rhein gelebt, ehe sie, zum zweitenmal verheiratet, nach Berlin übersiedelte. Auch sie hat in ihrem Heimatboden ihre besten Wurzeln, und ihre größeren Novellen spielen alle am Rhein unter rheinischen Menschen, die mit dem lebhafteren Temperament des Westdeutschen und seinem stark humoristischen Element doch starke Leidenschaften einen.

Aus allen Gauen unsers großen Vaterlandes finden sich die Schriftstellerinnen in Berlin zusammen. Mag man in mancher Beziehung auch eine solche Zentralisation nicht gutheißen können — „draußen im Reich“ ist man eifersüchtig genug auf diese Anziehungskraft Berlins —, für die Künstlerinnen selber hat sie doch unendlich viel Wertvolles, besonders wenn sie sich in einem Mittelpunkt zusammenschließen können. Das hätte in der Millionenstadt seine unüberwindlichen Schwierigkeiten, wenn nicht der „Bund“ diesen Mittelpunkt bildete. **Zu wissen, daß man an bestimmten Tagen Kolleginnen** trifft, Gleichschaffende, Gleichstrebende, Gleichgestimmte, das ist für die schriftstellernde Frau nicht nur angenehm, es ist notwendig, notwendiger als für den arbeitenden Mann, der doch noch immer — trotz aller „Emanzipation“ — ganz anders mitten im Getriebe des Lebens steht. Und so ist der Deutsche Schriftstellerinnen-Bund seinen Gliedern zu einer Notwendigkeit geworden, die sie nicht mehr missen mögen, und ist bestrebt, es noch immer mehr zu werden.

Der Hut im Wasser

Skizze

von

Paul Ilg

Schon zwei Wochen war keine Handbreit Himmelblau mehr zum Vorschein gekommen, rauh und kalt wogte ein undurchdringlicher Nebel hin und her, Hütten und Herzen verfinsternd.

Das Straßenbild hatte sich in diesen Tagen völlig verändert. Der Sportswagen, die offene Viktoria mit schaulustigen, sonnenschirmtragenden Modedamen, zeitunglesenden Handelsherren und den steifen Lakaien in weißen Reithosen waren verschwunden; jetzt rollten die Coupés mit Gummirädern dumpf, in geschäftiger Eile, über den nassen Asphalt, die Kutscher, deren Gesichter Aushängeschildern glichen — die Vornehmheit der Herrschaft verkündend —, blickten finster in das Getriebe der Straßen, und wenn sie auf ihrem Wege ein Hindernis antrafen, konnte man sehen, daß sie aus Fleisch und Blut geschaffen, ja sogar stimmbegabt waren, wie ein gelegentlich strenges „Hep, hep!“ bewies.

Auf den Fußsteigen herrschte bereits ein winterlich beschleunigter Verkehr; die Lungerer und Leierkastendreher hatten sich fast alle in ihre Höhlen zurückgezogen, die Blumen- und Zeitungsverkäufer lärmten noch mehr als sonst, um die fliehende Menge zu bannen.

Da geschah es, daß der Föhn auf einer Nordlandsreise durch die große Stadt fuhr, in der auch sonst nicht wenig Wind gemacht wird. Eines Morgens sah man hinter wildjagenden weißen Wolken hervor den blauen Himmel, die Sonne wieder scheinen.

Es war ein klarer Novembertag; der Wind hatte alles reingefegt, und wenngleich er mit den Menschen wenig Gutes vorhatte, zogen sie doch noch einmal in Scharen hinaus, Abschied zu nehmen von letzten Zeugen herbstlicher Schönheit — zu sehen, wie der Bäume Goldflor in den Lüften wirbelte, über die Dächer, das Pflaster hin, den breiten Kanal schier zudeckend, so daß die dunkeln Fluten aller Augen beseelten für das schwermütige Gleichnis vom ewigen Strom des Todes.

Unter den Spaziergängern am Lützow-Ufer erregte ein alter Mann ebensosehr durch sein absonderliches Betragen als wegen der Kleidung, des starren Gesichtsausdrucks die Verwunderung der Vorübergehenden. Er war sehr ärmlich gekleidet. Ein enthaarter, verblichener Lodenmantel hüllte ihn fast ganz ein und doch nicht so, daß dem Auge die abscheulichste Ruine einer hellkarierten Hose entgangen wäre. Die Zugstiefel klafften, das Leder hatte wohl lange weder Fett noch Wichse geschluckt, und der breitkrempige Filzhut schimmerte in allen Farben.

Aber diese Dürftigkeit allein hätte gewiß nicht viele beunruhigt. Auffallend war besonders eine mit dem äußeren Habitus kontrastierende stolze Haltung und ein ergreifend edles, durchgeistigtes Greisenantlitz. Das lange Silberhaar fiel breit, schön gepflegt auf die Schultern, die schweren Falten auf Stirn und Wangen erweckten nicht das Gefühl des Verfalls, schienen vielmehr untrügliche Zeichen von Energie zu sein gleich dem herbgeschlossenen Mund und der schwungvollen Nase unter buschigen Brauen. Erst wenn man genauer hinsah, fiel einem auf, daß die Augen Glanz und Ausdruck verloren hatten; sie waren weit geöffnet und blickten geisterhaft kalt in die Welt. Eine eisige Ruhe ging von ihnen aus. Keine von all den wechselnden Erscheinungen der Straße zauberte Leben in den starren Blick.

Als ich diesen Augen begegnete, fühlte ich mit tiefem Erschauern das Wesen der Hoffnungslosigkeit. In der Seele dieses Mannes mußte alle Liebe gestorben sein. Nie zuvor hatte ich begreifen können, daß es Menschen gibt, die Jahre vor dem Tode ein hohles Scheindasein führen.

Es trieb mich, zurückzugehen, noch einmal in sein Gesicht zu blicken. Er ging wiederum an mir vorbei, ohne mir die geringste Beachtung zu schenken, stolz und aufrecht, die linke Hand im Brustteil des Mantels geborgen, die rechte fest auf den Stock gestützt. Diesmal vollends wollte mir's scheinen, daß die edle Form seiner Züge nichts andres sein könne als eine unbeseelte, aus früherer Zeit zurückgebliebene Maske, unter der die lebenbildenden Mächte längst erstarrt, erkaltet waren.

Konnte ich mich täuschen?

Nachdenklich folgte ich seinen gemessenen Schritten — einer verkehrsreichen Brücke zu.

‚Ist es möglich,‘ dachte ich, ‚mag ein Menschenherz auch nur eine Stunde weiter schlagen, wenn einmal der letzte Funke von Liebe und Hoffnung erloschen ist?‘

Wir verstehen, wie ein großes Unglück den Geist mit einem Schlage zugrunde richten kann. Vor dem unverständlichen Schicksal zusammengebrochen, stehen diese Opfer nie wieder auf; ihr Lebensbächlein fließt fortan matt und trübe bis zum endlichen Versiegen. — Aber dieses Los stand in seinem Gesicht nicht geschrieben.

Dann wieder hört man oft von begnadeten Seelen, die dem Fluch des Lasters verfielen. Ihre Augen blicken düster, unstät; sie haben die Brücken hinter sich abgebrochen und wissen nicht mehr, woher sie kamen und wohin sie gehen. — Auch danach sah der Mann nicht aus. In seiner Verkommenheit lag etwas merkwürdig Sorgloses, als ob die Oeffentlichkeit für ihn nicht vorhanden wäre.

Kein Zweifel schien ihn zu hemmen. Sein Gang war jugendlich leicht — man mochte glauben zielbewußt. Und doch kam ich nicht los von dem Gefühl, einen rettungslos Verlorenen vor mir zu haben, einen Vergessenen, nach dem nirgends mehr gefragt wurde, und der selbst längst verlernte, mit Menschen umzugehen, Wünsche zu hegen, kurz, sein Glück zu machen.

Was konnte **ihm** der schöne Herbsttag bedeuten, offenbaren?

Seltsame Ideen schossen mir durch den Kopf. Ob ich dem Sonderling in den Weg trat und seine Antwort auf irgendeine belanglose Frage herausforderte? Vielleicht gelang es mir, auf diese Weise ein Gespräch mit ihm anzuknüpfen, Erinnerungen in ihm wachzurufen an längst entschwundene bessere Zeiten? Dann saßen wir am Ende zusammen bei einem Glase Wein, erzählten, was zu erzählen war, und begründeten so eine unverhoffte und darum zuverlässige Freundschaft.

Ja, ich zitterte vor Glück und Wehmut bei diesen Gedanken! Hat nicht jeder einmal empfunden, wie unvergeßlich schön es sein müßte, einem Verlorenen die Hand reichen, die verlöschende Lebensflamme wieder anfachen zu können?

„Ach, hätte ich ihn gekannt! Wäre ich um ihn gewesen!“ rufen wir bekümmert aus, wenn wir von einem traurigen Lebensende hören.

Allein ehe in mir der gute Vorsatz ganz zur Reife kam, ereignete sich eine aufregende Szene. Wir waren gerade vor der Brücke angekommen, die in Verbindung steht mit einer südlichen Straße, als ein heftiger Windstoß des Greises schäbigen Filz ergriff und in großem Bogen über das Brückengeländer hinweg in den Kanal warf.

Auch die Schadenfrohen waren natürlich gleich zur Stelle. Alles stürzte lachend ans Geländer, um sich mit eignen Augen zu überzeugen, daß der Hut nicht in der Luft hängen geblieben war.

Einen Augenblick stand der Beraubte verdutzt still und faßte sich in die Haare, was einen Zuschauer veranlaßte, ihm zuzurufen: „Nee, Männeken, da sind Sie belämmert, weg is er!“

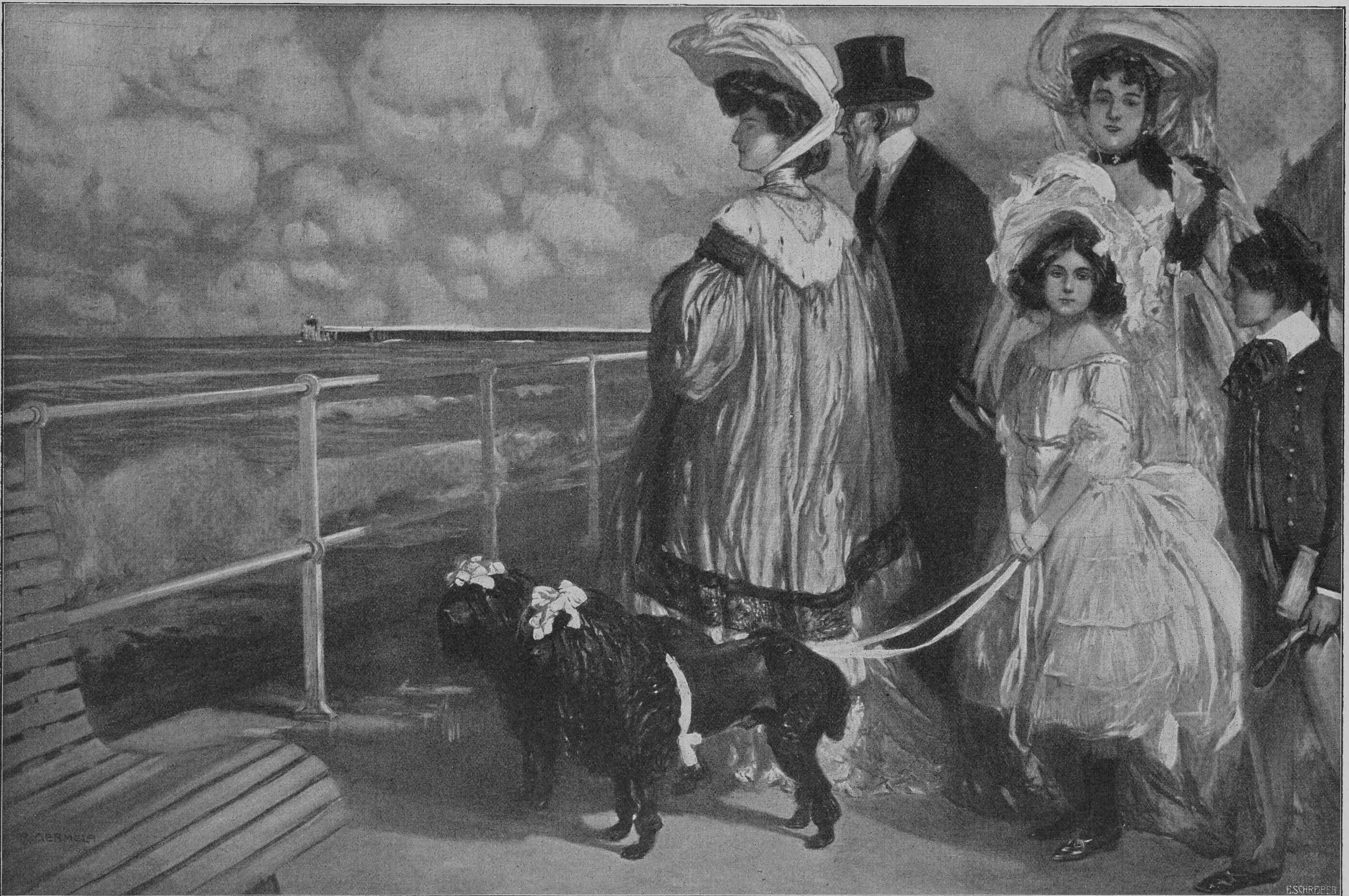
Dann verließ mein Freund die Brücke und eilte wie ein Irrsinniger die Treppe hinunter, die zu einem Rettungsboot führte. Mit bebenden Händen löste er die Kette, stieg hastig ein und gebärdete sich überhaupt, als gälte es das Leben seines einzigen Kindes zu retten, und ob er gleich im Einlegen und Gebrauch der Ruder wenig Geschick verriet, kam er doch noch zurecht, den Weg des Flüchtlings zu kreuzen.

Aber das Gelächter der Zuschauer, die nun von allen Seiten an die Geländer stießen, erhob sich bei diesen Veranstaltungen des scheinbaren Vagabunden zu einem wahren Freudengeheul. Es fehlte nicht an allerlei höhnischen Ermunterungen und schlechten Scherzen.

„Schmeiß ihm doch de Stiebel nach. Immer druff! Mr wer'n schon krie'n. Wat kost' de Vorstellung?“

Und jedesmal, wenn er mit dem langen Enterhaken daneben schlug oder ins Schwanken geriet, ertönte eine verstärkte Lachsalve.

Einmal hörte ich einen Droschkenkutscher sagen: „Schlag mich tot, det is ja der olle Ziegenspeck!“ und aus weiteren Andeutungen entnahm ich, daß



Auf dem Strand von Ostende. Nach einem Gemälde von Raimund Germela

es ein vor vielen Jahren ausrangierter Schauspieler war, der als „Liebling des Publikums“ an einer Vorstadtbühne Könige und Helden agiert hatte.

Nun war mir alles klar. Auf einmal verstand ich den abgestorbenen und doch noch sichtbaren Adel seiner Züge, den stolzen Gang und — die traurige, ins Herz schneidende Verkommenheit. Ich weiß nicht, warum mir da die Angst um den Armen noch mehr als zuvor in den Kopf stieg, aber gewiß hätte sie in eigner Todesgefahr nicht größer sein können. Die nach Hunderten zählende Schar der Gaffer hätte ich am liebsten mit Pulver und Blei auseinandergejagt.

Der Hut trieb immer noch lustig weiter, umtanzt von den gelben Blättern, während der Alte unter dem Geschrei der Leute immer wieder absitzen und zu den Rudern greifen mußte. Ich sah, wie ihm der Schweiß auf die Stirne trat; sein Kopf war dunkelrot, die Augen blutunterlaufen; er zitterte in furchtbarster Aufregung.

„O Himmel, mach ein Ende, ein Ende!“ schrie es auf in mir, da mich eine Ahnung beschlich von dem unheimlichen Zustand, in dem sich der Bedauernswerte befand.

Endlich verfing sich der Haken in den wertlosen Filz, aber durch eine Bewegung des Kahns wurde er tief unter das Wasser gestoßen, und als der Hut dann triefend wieder zum Vorschein kam, verfluchte ich den verzweifelten Eigensinn des Mannes, der um eine nichtswürdige Bagatelle solch lächerliche Komödie aufführen mochte.

„Bravo, Ziegenspeck!“ schrie da ein Teufel los.

Das war ein willkommenes Signal für alle.

„Bravooo, Ziegenspeck!“ kam es aus hundert Kehlen. „Ziegenspeck lebe hoch!“

Die Menge kennt kein Mitleid, keine Barmherzigkeit. Ich mußte die Augen schließen. In der nächsten Minute erfüllte sich die schreckliche Ahnung meines Herzens. Der Schauspieler hatte Haken und Hut fallen lassen. Dann vernahm ich einen dumpfen Fall, unterdrückte Schreie, und als ich die Augen notgedrungen wieder auftat, sah ich gerade noch, wie das Silberhaar im dunkeln Wasser verschwand.

Es war umsonst, daß sich ein Mutiger — das Verbrechen der andern gutzumachen — ungesäumt in den Kanal warf und vom Kahn aus, den er schwimmend erreichte, Rettungsversuche unternahm. Erst nach vielen, entsetzlich aufregenden Minuten tauchte das weiße Haupt — an andrer Stelle, als wo gesucht wurde — wieder auf. Und als sie ihn endlich hatten, war es aus. Die langen Wiederbelebungsversuche verliefen erfolglos.

Mich trieb's mit Gewalt, den Ort des Schreckens zu verlassen. Mir graute, den Leichnam zu sehen, in das tote Antlitz zu blicken, dem erst der Tod noch einmal Leben verliehen hatte. Ein gewandter Journalist verkündete andern Tags das Ereignis unter dem Titel: „Ziegenspecks Abschiedsvorstellung“.

Tief erschüttert, ohnmächtig, einen vernünftigen Gedanken zu fassen, lief ich eine Strecke das Ufer entlang, wischte mir den Schweiß von der Stirn und beugte mich endlich erschöpft über das Geländer.

Warum war es mir nicht vergönnt gewesen, dem Verlorenen ein gutes Wort zu sagen? Darüber konnte ich nicht hinweg.

Wie ein höllischer Witz trieb unten gerade der alte, lumpige Filz vorbei — umtanzt von den goldenen Blättern.

Um die Ecke pfiff und sauste der Föhn.

Bosnische Schwänke

Ein Mann hatte zwei ungeratene Söhne; täglich fingen sie Streit mit ihrem Vater an und mißhandelten ihn und rauften ihm den Bart.

Einst war wieder um einer Kleinigkeit willen ein gewaltiger Lärm ausgebrochen. Die Bösewichter packten den Alten am Kopf und an den Füßen, warfen ihn aus dem Zimmer, packten ihn wieder und schleiften ihn auf den Hof, aus dem Hof in den Garten — und hätten ihn auch noch über den Zaun aufs freie Feld befördert, da schrie er:

„Halt, ihr Undankbaren! Jetzt ist's genug! Auch ich habe euern seligen Großvater nie weiter als bis hierher an den Zaun geschleift.“

*

Der Bauer pflegte seine Kuh allabendlich in ihren Stall zu sperren. Einmal machte sie sich los, öffnete irgendwie den Riegel und schnüffelte im Hofe umher. Dabei fand sie einen großen Topf, halb voll mit Weizen — fraß, fraß immer weiter —, und als sie den Topf ungefähr bis auf den Grund geleert hatte, blieb sie mit dem Kopfe darin stecken.

Ihr ersticktes Brüllen weckte endlich die Hausleute aus dem Schlafe. Sie bemühten sich, die Kuh zu befreien — vergebens! Der Topf ließ sich nicht herabziehen.

„Wenn es hier überhaupt noch eine Hilfe gibt,“ sprach der Bauer, „dann wird unser Hodja (Priester) Rat wissen.“ — Sprach's und ging ihn zu fragen.

„Ganz einfach,“ entschied der Hodja. „Breitet eine dicke Lage Stroh auf und legt die Kuh vorsichtig darauf nieder. Wenn sie dann ruhig daliegt, schlachtet ihr sie und zieht den Topf herab. — Sollte aber dieses Mittel versagen, dann will ich euch ein andres empfehlen, das unbedingt verläßlich ist.“

Der Bauer dankte und tat, wie ihm geheißen worden. — Nach einer Stunde kam er wieder.

„Effendim, wir haben's mit allen Kräften versucht — der Topf läßt sich auch jetzt nicht abziehen. Sag uns das andre, das unbedingt verläßliche Mittel.“

„Bauer, das ist noch einfacher: zerschlagt den Topf.“

Roda Roda



Vom Vierwaldstättersee: Brunnen und die Mythen

Die Seen der Schweiz

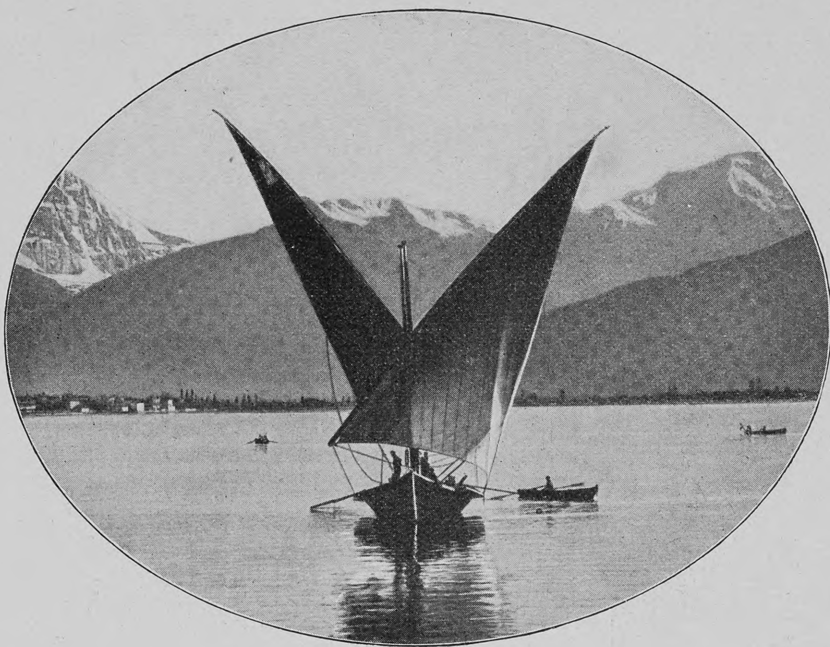
Von

J. C. Heer

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen der Photoglob-Comp., Zürich, und der Gesellschaft Aristophot in Leipzig-Taucha)

Eine so herrliche Naturoffenbarung das schweizerische Alpengebirge, der ragende Kranz grüner Höhen und weißer Gipfel an sich ist, erhält die Schweizerlandschaft doch erst dadurch ihre höchste Schönheit, daß lebendige Wasser von den Bergen herniederspielen und sich in bald lieblichen, bald großartigen blauen Seen sammeln. Die Seen bilden gleichsam die Augen, die Seele der Landschaft, und nirgends spricht diese mit so vollen Schönheitsakkorden zu den menschlichen Sinnen wie da, wo sich das Leuchten der Fels- und Firngipfel mit dem lichten Traum der klaren Wasser verbindet, die Berge sich spiegeln können in kristallener Flut. Dazu sind die Seen im Naturhaushalt der Schweiz eine außerordentliche Wohltat, sie bilden die Klärbecken der trüb von den Bergen brausenden Ströme, die nach dem Durchzug durch die Seen quellenrein einherwallen, die Reservoirs, welche die Fülle der Schneeschmelze in ihren großen Becken zurückbehalten, und die Regulatoren, die zum Segen der Landschaft den Ueberfluß des Wasserzustroms im Vorsommer über das Jahr verteilt in gemessenen Mengen wieder an die Flüsse abgeben. Zugleich sind sie ein starker klimatischer Faktor im Sinne der Temperaturausgleichung, sie leiten die Wärme, die sie sommersüber der Luft entziehen, im Winter wieder an ihre Umgebung ab, und deshalb sind ihre Gestade die klimatisch bevorzugten, pflanzenüppigsten Stellen des gesamten Landes. Von alters her sind sie auch die natürlichsten aller Verkehrsstraßen und um ihrer verschiedenen Vorzüge willen die ursprünglichen Kulturherde der Schweiz. Es ist darum auch kein Zufall, daß eine Reihe ihrer ältesten und bedeutendsten Städte an jenen Seen gelegen sind, die sich am Fuße der Berge sonnen, so Konstanz, das wohl politisch zum Reich, geographisch aber zur Schweiz gehört, das mächtig aufblühende Zürich, Luzern, das Herzblatt der Urschweiz, Neuenburg, die aristokratisch feine Jurastadt, Lausanne, das Bildungsemporium der französischen Schweiz, Genf, die durch ihre internationale Lebensfülle an Paris gemahnende Stadt, und jenseits der Alpen im milden Süden Locarno und Lugano, die berühmten Winterrefugien nordischer Gäste.

Alle größeren Schweizerseen vom Bodan zum Leman haben das Gemeinsame der Lage, daß sie nicht dem eigentlichen Hochgebirge, sondern den Voralpen und dem zwischen den Gipfeln der Alpen und den Kämmen des Jura eingebetteten Hügelland angehören, ja wie der Murtner-, Bieler- und Neuenburgersee vollkommen ins Hügelland hinausgerückt sind; alle aber nehmen insofern an der Schönheitsoffenbarung der Alpen teil, als an jedem hellen Tag Firnleuchten aus blauem Süden über den Traum der Wasser geht und die Gestade mit einem großen Gedanken verklärt. Ganz in voralpinen Rahmen sind nur drei Seen geschlagen, der Walensee zwischen St. Galler- und Glarnerland und der Thuner- und der Brienzersee im Berneroberland, darüber hinaus die oberitalienischen Seen, soweit sie der Schweiz angehören, der Luganersee im besonderen. Das Hochgebirge im engeren Sinne des Wortes gewährt nur kleineren Seen


Auf dem Genfersee

Raum, die aber ausgezeichnet sind durch ihre malerische Schönheit und Sattheit der Stimmung, wie die Becken des Hochengadin.

So viel Seen, so viel besondere Bilder! Jeder hat seine Eigenart, jeder seine nur ihm eigentümliche Seele, die je nach Himmelblau und Wolken lächelt oder weint.

Kommt man von Deutschland her an das dem Reich und der Schweiz gemeinsame Gewässer des Bodensees, dann dehnt sich vor uns eine Fläche von über 50 Kilometer Länge und einer größten Breite von 14 Kilometern und wirkt mit ihrer azurnen Bläue und der Weite des Blicks mit meerähnlicher Stimmung. Nur wie weiße Tupfen erschimmern die Hafenpunkte der jenseitigen Ufer, und in der Länge des Sees wirkt die Erdkrümmung so bedeutend, daß für den oberen Seeteil das hochragende Münster von Konstanz bis auf die Kreuzblume hinter die Gesichts- und Wasserlinie sinkt und man das Schauspiel des Sonnenuntergangs in den Wogen wie am Meer genießen kann. Zum Eindruck der Meerähnlichkeit trägt die schwache Gliederung der Ufer des Hauptbeckens bei, der See könnte fast für einförmig gelten, wenn er nicht unter allen Binnengewässern Europas am regsten von großen und schönen Dampfern belebt wäre und wenn nicht der hochherrliche Kranz ferner Schneegipfel von der Scesaplana bis zu den Riesen des Berneroberlandes wenigstens die östlichen Uferpartien beschiene. Ausgezeichnet durch intime Schönheit sind seine Nebenkammern, der von Bergen und dunkeln Wäldern umkränzte Ueberlingersee und der die alte Klosterinsel Reichenau umspielende Untersee, eine lyrische Perle unter allen Gewässern der Schweiz, ein Lieblingsaufenthalt der Maler.

In zwei Schnellzugstunden erreicht man vom Bodensee den Zürichsee. Welch ein andres Bild! Nur wie ein breiter, ruhsamer Strom, den die Dampfer überall in einer Viertelstunde zu kreuzen vermögen, liegt er als ein 40 Kilometer langes blaues Horn in Rebenhügel und in einen so dichten Kranz von Ortschaften eingebettet, daß er davon wie von einer einzigen großen Stadt umgeben ist. Zweiundzwanzig Ortschaften spiegeln sich in seiner hellen Flut und schließen eine lachende Girlande um den friedlichen Bogen. Wohin man blickt, ein Gemälde höchster Kultur! Ihr Brennpunkt ist das herrliche Zürich, das reichbewegt von den Borden der blauen Limmat an die Höhen emporsteigt und den Seespiegel weithin wie eine Königin beherrscht. Landschaftlich am reichsten aber entfaltet sich der See an seinem oberen Ende um die altersgraue Gartenstadt von Rapperswil. Da taucht die Ufenau, das vielgefeierte Eiland Huttens, aus den Wellen und gewährt mit dem nahen Glarner Hochgebirge, das den gesamten See in traumhafter Schönheit überglänzt, ein wundersames Stimmungsgemälde. Haben Schwab, Mörike und Droste-Hülshoff dem Bodensee ihre Lieder gewidmet, so rankt sich um den Zürichsee die Poesie Klopstocks, Goethes, einer großen Zahl von Dichtern bis auf Gottfried Keller und K. F. Meyer.

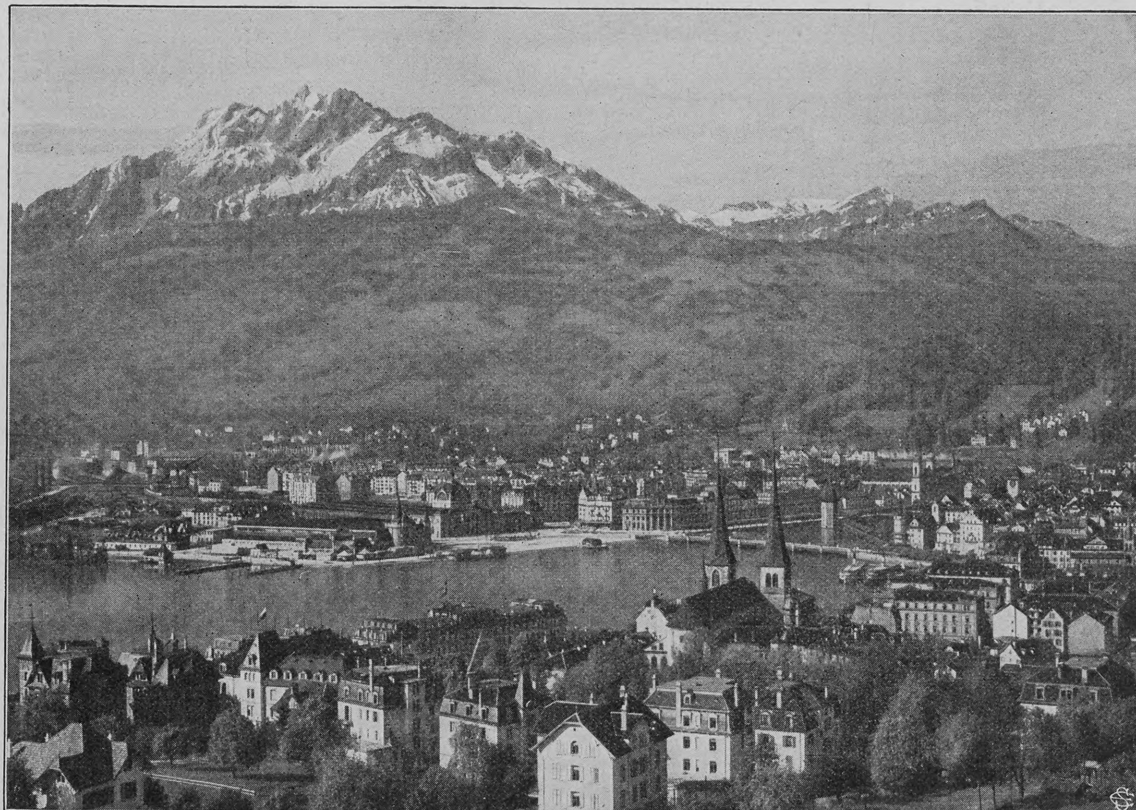
Dem oberen Zürichsee benachbart liegen zwei Seen, die im Gegensatz zu seiner milden Pracht uns das Zusammenspiel ruhender Wasser mit ernster Hochgebirgsnatur weisen. Es sind der Walen- und der Klönthalersee, jener an der Eisenbahnlinie Zürich—Chur, dieser in stiller Hochgebirgskammer unter den senkrechten Felsenmauern des Glärnisch. Der von der Churfirstenkette und dem Glarner Hochgebirge eingeschlossene Walensee wirkt durch seine großartigen Felsenlandschaften mit dem feierlichen Ernst eines echten Bergsees, zumal im Vorsommer, wenn von allen Bergen die Wasserstürze in sein Becken hernieder psaltern, mitten aber in die Wildheit seiner Natur sind kleine Dorf- und Vegetationsidyllen von zauberischem Reize gesät. Der kleine Klönthalersee dagegen, in dessen reinen Fluten sich die Felsen und Firnen des Glärnisch mit wunderbarer Leuchtkraft spiegeln, ist ein Hochgebirgsgewässer ohne mildernde Züge, Weichheit geben ihm nur die malerischen Ahornbäume, die seine Ufer schmücken.

Vom Zürichsee führt uns der Weg nach der inneren Schweiz, da liegt unter der grünen Pyramide des Rigi ausgebreitet der Zugersee, an dem in mittelalterlicher Romantik das kleine, aber stimmungsfeine Städtchen Zug gelegen ist. Die stillen Ufer sind überaus mild, mächtige Nußbäume und Edelkastanien, Wein- und Obstgärten umrahmen den See, dem die Felsenhäupter des Pilatus und der Mythen einen romantischen Hintergrund geben, während ihn im Norden die Fruchtebene des schweizerischen Mittellandes säumt.

Ueberschreiten wir an seinem Westende nur einen grünen Hügelrücken, so stehen wir gleich am berühmtesten aller Schweizerseen, an demjenigen der Vierwaldstätte. Darf man über ihn überhaupt noch schreiben? Jedermann weiß, daß er an großartiger Naturschönheit von keinem See Europas erreicht wird, jedermann kennt die Schilderung seiner Ufer aus Schillers „Wilhelm Tell", der ihn zu einer klassischen Stätte verklärt hat. Ein sonderbar verschobenes Schiefkreuz bildend, nach allen Seiten ins Land eingebuchtet, ist seine Gliederung ebenso originell wie reich, bildet er mit seinen Ufern eine zusammenhängende Galerie der herrlichsten und gegensätzlichsten Naturgemälde mit Dörfern und Weilern in üppigem Grün und wilden Felslandschaften. Während Luzern, die malerisch mit Türmen und Mauern umkränzte Stadt, welche den Ausfluß der Reuß aus dem See hütet, noch am Rand der schweizerischen Hochebene gelegen ist, setzen schon beim Kreuztrichter, wo sich die vier Hauptarme des Sees vereinigen, durch das Tor des Brünig die Berneroberländer Berge mit weißen Häuptern herniedergrüßen, die Voralpen ein, und der südlichste Teil des Sees, der felsenumstarrte Urnersee, hat einen so hochalpinen Rahmen wie sonst keines der schweizerischen Gewässer. Unmittelbar aus dem See steigt nämlich der 3000 Meter hohe Urirotstock, daraus ergibt sich der wundervolle Kontrast weichen Seeblaus in der Tiefe und blitzenden Firnleuchtens in der Höhe. An schönen Lichtwirkungen, tiefen Schlagschatten, Spiegelbildern und Farbentönen besitzt der Vierwaldstättersee überhaupt einen Wechsel, der die Fahrt durch seine Kammern stets wieder zu einem neuen Erleben werden läßt. Und gedenken wir nur der stillen Waldwiese des Rütli, so ist die Fülle der klassischen Erinnerungen geweckt, die um seine Gestade ranken.

Zwischen dem trotzigen Pilatus und dem Alpnacherarm des Sees führt uns die Brünigbahn dem Berneroberland ent-


Die Treib am Vierwaldstättersee


Vierwaldstättersee: Luzern, im Hintergrund der Pilatus

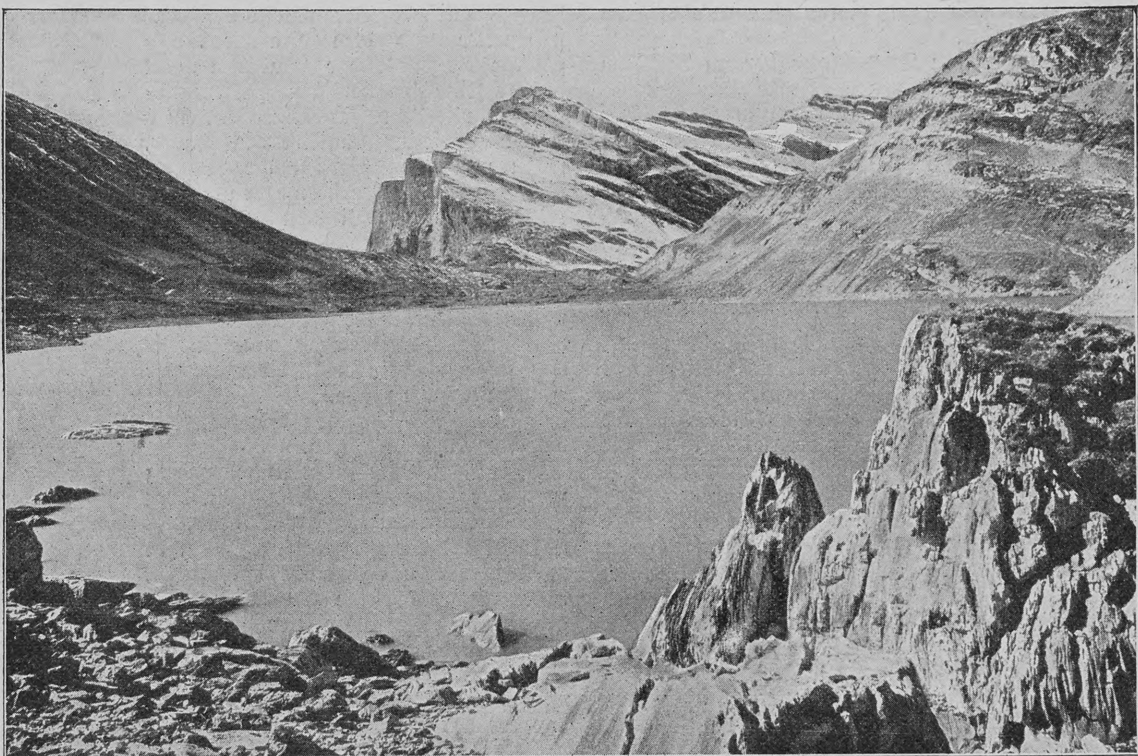

Spiez am Thunersee

Gegenüber den jedem Auge offenkundigen lachenden Reizen der am Rand der Alpen gelegenen Seen, zu denen die naturfrohe Welt wallt, vermögen die Seen des schweizerischen Mittellandes an redender Pracht nicht aufzukommen, und wer die Schweiz nur einen Sommer durchreist, der gibt sich die Mühe eines Besuches dieser Gewässer kaum. Und doch haben sie ihre stillen Freunde, der kleine Baldegger-, Hallwyler- und Sempachersee im Luzernergebiet, die in unaufdringlicher lyrischer Schönheit träumen, mit alten Schlössern und behäbigen Ortschaften geschmückt sind, der Bieler-, der Murtner- und der Neuenburgersee mit der großen Einsamkeitsstimmung, die nur unterbrochen wird durch die am Fuß des Jura hingelagerte gelbe, von einem romantischen Schloß überkrönte Stadt. Die walddunkeln Kämme des Jura bilden den etwas einförmigen, aber kräftigen Hintergrund dieser Gewässer, durch die Entfernung wundersam getönt, leuchten ihnen die Alpen in fast unkörperlichem Weiß wie schwebende Gebilde des Himmels, und wem einmal das Treiben auf den belebtesten Schweizerseen zuviel geworden ist, der flüchte sich an die Seen der deutsch-französischen Sprachgrenze, in jene kleinen alten Städte, die vom großen Reisestrom noch unberührt sind. Wie viel intime Poesie, welche Ruhestimmung über Wassern und Landen, durch die sich blaue Flußbänder von See zu See winden!

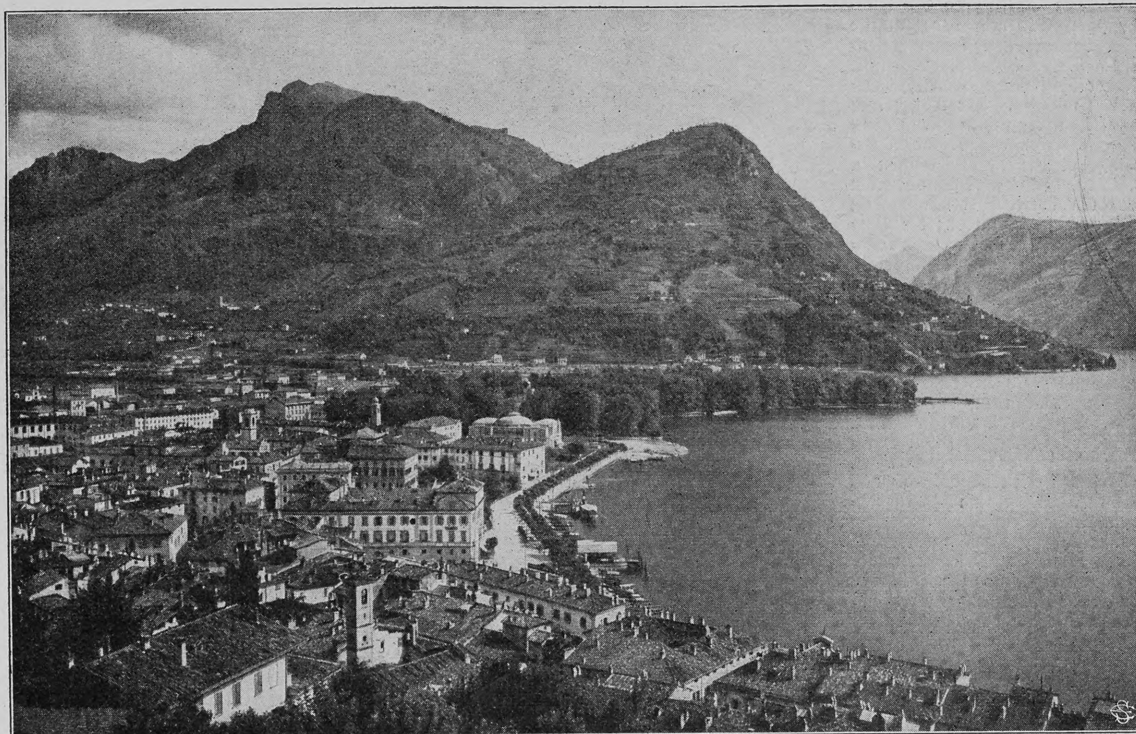
Am Genfersee schwillt wieder das reiche Leben einer Sammellinse des Völkerverkehrs. Die an Macht und Fülle dem Bodensee ähnliche Seeplatte mit dem langen blauen Horn, das sie gegen Genf hinunterstößt, verbindet an den Gestaden die Reize der italienischen Seen mit der reichen Uferkultur des Zürichsees, vom Montblanc überleuchtet die Bilder erhabenster Bergnatur mit jener südlichen Ueppigkeit, die namentlich aus Montreux eine klimatische Winterstation ersten Ranges hat werden lassen. Matthisson, Byron, Rousseau, Voltaire u. a. haben die Schönheit der Ufer gefeiert, der schwere Traum des Schlosses Chillon in der östlichsten Bucht, auf welche das Schneelicht der siebenzackigen Dent du Midi fällt, ist ein Kleinod unter allen Landschaftsbildern der Welt, und in den großen Städten am See, Lausanne und Genf, blühen von alters her Kunst und Wissenschaft vereint mit einer hohen Kultur, die uns französisches Geisteswesen von der sympathischsten Seite spiegelt, überall, auch in den kleinen Städten und Dörfern, begegnen wir froher, lachender Jugend aus allen Ländern, die in den hochentwickelten Schulen und Pensionen ihre Ausbildung vollendet, an See und Bergen fesseln die Bilder warmer Daseinsfreude, die Hantierungen einer aufgeweckten Bevölkerung, die für die Schönheiten des Lebens besonders empfänglich ist.

Einen Blick auch auf die oberitalienischen Seen, von denen der Luganersee zum größeren, der Langensee zum kleineren Teil der Schweiz angehören. An diesem liegt als nördlicher Hafenpunkt Locarno, eine kleine Stadt von echt italienischem Gepräge und mit einer Vegetation von südlicher Anmut, mit einer üppigen Pflanzenwelt, wie man sie erst wieder an der Riviera oder in Unteritalien findet. Ueber

gegen. Im Vorüberflug weist sie uns zwei kleinere Seen, den von Nußbäumen und Ahornen umkränzten lieblichen Sarnensee und der Paßhöhe des Brünig genähert den kleinen tiefblauen Lünnernsee, ein Auge der Erde, wie sich kaum ein stimmungsreicheres denken läßt. Haben wir aber den Brünig überschritten, so leuchtet uns schon eine Scherbe des Brienzersees im grünen Grund entgegen. Er atmet eine voralpine Stimmung. Liebliche Buchten und entzückende Vorlande brechen den Ernst des Gesamteindruckes. Wie eine Herde weißer Schafe, die an die Flut drängt, erschimmern die dreizehn waldumrahmten Stufenfälle des Gießbachs, und Iseltwald mit seiner Insel und seiner Naturromantik ist eine Idylle von unvergleichlichem Reiz. Am Ende des Sees winkt Interlaken, das große Sommerstelldichein der reisenden Völker, und an ihm vorüberwallend bildet die dem Brienzersee entfließende Aare ein noch herrlicheres Stehgewässer, den Thunersee, herrlicher deswegen, weil die erhabensten Berge des Berneroberlandes, Finsteraarhorn, Schreckhorn, Wetterhorn, Eiger, Mönch, Jungfrau und Blümlisalp, die Könige und Königinnen des ewigen Winters, den gewaltigen Hintergrund des Seegemäldes bilden, das in sich selber ein Zusammenspiel von Romantik und Milde ist. Ein Abend oder Frühmorgen auf dem Schloß in Thun, das Erglühen der erhabenen Berge über dem blauen See — das ist ein Bild, das sich lebenslang wie ein weihevolles Lied in die begeisterte Seele prägt.


Die Gemmi mit dem Daubensee


Der See von Campfer und Silvaplana im Oberengadin



Lugano am See gleichen Namens

Lorbeer-, Feigen-, Oliven-, Granat-, Orangen- und Zitronenbäumen, Zypressen und Reben, die sich an Platanen emporranken, über Kamelien und Magnolien erschimmern die Berge, die den oberen Teil des Langensees umkränzen, auf ihren Terrassen schlanke weiße Kirchtürme und Kapellen, darunter die berühmte Madonna del Sasso, dazu eine Menge schöner Villen. Bald grün, bald azurn erstrahlt der See, um den sich fächerartig romantische Hochgebirgstäler öffnen, und leitet die Gedanken hinunter in den Südlandstraum der borromäischen Inseln. Mit Locarno teilt Lugano den Ruhm, der wärmste und geschützteste Winkel der Schweiz zu sein. Der Luganersee erinnert durch seine bizarre, einer Angel nicht unähnliche Form an den Vierwaldstättersee, in ernstem, tiefem Blau leuchtend, gewährt er mit seinen Wald- und Felsenufern, seinen malerischen Buchten, Villen und Hainen ein Prachtgemälde südlicher Schweizer Natur.

Was für einen Gegensatz zu den fast subtropischen Vegetationsbildern der Gestade der oberitalienischen Seen bilden die kleinen, von öden Felsen umstarrten Seen im Herzen des schweizerischen Hochgebirges, die oft neun Monate im Jahr unter Eis und Schnee begraben liegen und sich der Sonne nur kurze Sommerwochen öffnen. In dieser Zeit aber entfacht der Frühlingsjubel der Alpenblumen an ihren Rändern das bunteste Farbenspiel, ein Intermezzo von lachender Schönheit. Es gibt eine Menge Hochgebirgsseen in der Schweiz, doch sind alle nur kleineren Umfangs. Ihrer die meisten liegen auf den Paßhöhen oder in deren Nähe, wie der Engstlensee im Unterwaldnerland, der Schwarzsee an der Gemmi, die Seen auf der Gotthardhöhe, auf dem Großen St. Bernhard und an den Pässen des Engadin, die einen milchiggrün, die andern so dunkel, als ob das Licht sie nie durchleuchte. Namentlich die toten Hochseen der Paßhöhen sind von einem eigenartigen Stimmungsgehalt. Geröll, Felsklippen, Rasen und Blumen umgeben die Fluten, darüber ragen die nackten Spitzen in den blauen Himmel, erglänzen wohl auch Schnee und Gletscher im scharfen Licht der Höhe. Durch diese Einsamkeit windet sich die Paßstraße wie ein weißes Band des Lebens, zu gewissen Tagesstunden erfüllt sich das Bild mit der fröhlichen Staffage der vorüberziehenden Post, dann träumt wieder die tiefe Hochgebirgsruhe, die nur unterbrochen wird vom Donner ferner Lawinen oder dem Getöse eines Gletscherbruchs.



Am Thunersee: Eiger, Mönch und Jungfrau im Hintergrund

Wohl der originellste Hochgebirgssee der Schweiz ist der Märjelensee im Wallis, wenig unter dem 3000 Meter hohen Gipfel des Eggischhorn. Er ist im Hintergrund begrenzt vom mächtigen Aletschgletscher, der hohe blauerschillernde Eiswände gegen das stille Gewässer kehrt. Oft sinken Stücke dieser Wände krachend in die Fluten, die den Gletscher unterwühlen, und treiben, vom Winde leis bewegt, als Eisberge oder Eisinseln durch den See, so daß der Besucher die Eindrücke einer Polarbucht genießt. Fragen wir aber nach den schönsten Hochseen der Schweiz, so müssen wir den Preis unbedingt den vier Seen des Oberengadin zuerkennen, dem St. Moritzer-, Campfèrer-, Silvaplaner- und Silsersee, denen auf 1800 Meter Meereshöhe der junge Inn entspringt. Das hohe Tal mit der Fülle reinen Lichtes, mit dem Kranz weichgrüner Lärchenwälder, der es umschlingt, ist an sich schon das Ideal einer Alpenlandschaft. In ihre Mannigfaltigkeit hinein zuckt mit grünen und blauen Strahlen der See von St. Moritz, es ist, als gehe ein Wohllaut des Glücks über die sonnigen, kristallenen Wasser. Hoch drüben leuchtet das Dorf am samtgrünen Hang, schade nur, daß die gewaltigen Hotelfassaden nicht recht in die verklärte Hochgebirgslyrik passen wollen. Aber wenden wir den Blick westwärts. Da ahnen wir hinter einigen wie Versatzstücke genial in die Rahmen des Tales eingefügten Hügeln bereits die andern Seegemälde, und indem wir von St. Moritz zum Maloja drei Stunden wandern, genießen wir die gesammelte Pracht dieser herrlichsten Alpenseen, an denen blumige Wiesenrasen, malerische Baumgruppen, scharfe Felsenriffe, stille Buchten, hellgrünes Leuchten, tiefblaue Schlagschatten, Spiegelbilder weißer Berghäupter und das Glühen der Alpenrosen wie eine Symphonie der Schönheit ineinanderspielen und die Seele des Wanderers gefangennehmen.

Die Seele des Wanderers! Im Grunde bleibt ihre Empfänglichkeit, der offene Sinn für die Gemälde des Gebirges das Maßgebende; an sich stumm, erlangt die Natur erst ihre Sprache, wenn das Menschenherz ihre Erscheinungen mit seinen heiteren oder ernsten Gedanken begleitet. Möge uns allen der richtige Wandersinn beschieden sein, wenn wir in die Alpen und an die lichten Wunder ihrer Seen pilgern!



Der St. Moritzer See mit Dorf und Bad St. Moritz



Copyright by Hutin, Trampus & Co., Paris

Das Denkmal für Alexander Dumas Sohn in Paris

Notizblätter

Das Denkmal des jüngeren Dumas in Paris

Auf der Place Malesherbes in Paris, wo schon Alexandre Dumas der Aeltere in Stein und Erz verewigt ist, ist nun auch seinem gleichnamigen Sohne, dem größten französischen Dramatiker der neueren Zeit, ein Denkmal gesetzt worden, dessen Enthüllung am 12. Juni stattgefunden hat. Das Monument ist ein Werk des Bildhauers Saint-Marceaux, dem nach seinem eignen Ausspruch die Idee zu seiner Komposition von Sardou, dem alten Freunde des Dichters, eingegeben worden ist. Der Dichter ist im Arbeitsgewand dargestellt, wie er sinnend in die Ferne schaut; den Sockel umgeben die weiblichen Hauptgestalten seiner Werke, darunter Marguerite Gautier, die Kameliendame. „Dumas war der Beichtvater der Frauen, ihr Vertrauter; so mußte man ihn darstellen," hieß es in der Enthüllungsrede Sardous, die dieser eines Unwohlseins wegen durch den Vizepräsidenten des Denkmalskomitees, Henri Roujon, verlesen lassen mußte. Nach Roujon kamen bei der Feier noch neun andre Redner zu Wort, darunter Paul Bourget, Paul Hervieu und Jules Claretie.

Das Hösch-Museum in Düren

In der rheinischen Industriestadt Düren ist jüngst das neue Städtische Museum, das seine Entstehung der hochherzigen Stiftung der Familie des verstorbenen Kommerzienrats Leopold Hösch verdankt, seiner Bestimmung feierlich übergeben worden. Der trotz seiner zierlichen Renaissanceformen imposant wirkende Bau, eine Schöpfung des Professors Frentzen in Aachen, präsentiert sich vornehm als ein dreiteiliger Kuppelbau mit zwei Eckrotunden; die Vorderfront wird durch einen reichgegliederten Portalbau beherrscht, den zwei überlebensgroße Bronzegruppen flankieren, die Phantasie und das Studium darstellend, Werke des Professors Krauß in Aachen, dessen Meisterhand auch die figurenreichen Friese an den beiden Rotunden entstammen. Das von sechzehn Marmorsäulen getragene Kuppelvestibül zeigt eine vornehme Innenarchitektur, zu deren Ausgestaltung das Kunsthandwerk in weitestgehendem Maße herangezogen worden ist. Im Erdgeschoß befindet sich links die Stadtbibliothek, rechts das Archiv und die städtische Altertumssammlung; im hinteren Saale ist die naturwissenschaftliche Sammlung untergebracht, zu welcher die Schenkungen des aus Düren gebürtigen Afrikareisenden Schillings den Grundstock bilden. Im Obergeschoß sind ein großer Vortragssaal und die Räume für die Gemäldesammlung untergebracht.



Phot. Albert Hoffmann, Berlin

Die kaiserliche Familie auf der Wanderausstellung der deutschen Landwirtschaftsgesellschaft

Der Stifter-Stein im Wienerwalde

Bei Hainbach im Wienerwalde ist kürzlich dem deutschböhmischen Novellisten Adalbert Stifter, dem Verfasser der durch ihre herrlichen Naturschilderungen berühmt gewordenen „Studien", dessen hundertjähriger Geburtstag im vorigen Jahre gefeiert wurde, an einer Stelle, die der Dichter besonders geliebt und häufig aufgesucht hat, ein sinniges Denkmal gesetzt worden. Es ist ein mächtiger, fast ganz unbehauener Felsblock, in den in Mannshöhe ein von dem Bildhauer Rathausky modelliertes Porträtmedaillon aus Bronze eingefügt ist; darunter steht in einfachen Lettern der Name des Dichters. Die Enthüllungsfeier, der zahlreiche Verehrer des Verewigten beiwohnten, fand am 10. Juni statt. Die Festrede hielt Forstverwalter Dr. Walther Sedlaczek; namens des Denkmalskomitees übergab dessen Präsident, Buchhändler H. Kirsch, das Denkmal in die Obhut der Gemeinde Weidlingau.



Phot. Heinrich Schuhmann, Wien

Von der Enthüllung des Stifter-Denkmals im Wienerwalde

Von der Landwirtschaftlichen Ausstellung in Schöneberg

Die Landwirtschaftliche Wanderausstellung, die von der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft dieses Jahr in Schöneberg veranstaltet wird, wurde am 14. Juni vom Deutschen Kronprinzen in Gegenwart zahlreicher Ehrengäste mit einer Ansprache eröffnet. Nachdem der Kronprinz die Ausstellung eingehend besichtigt hatte, erschien auch das Kaiserpaar mit der Prinzessin Viktoria Luise, dem Großfürsten Wladimir von Rußland und einem größeren Gefolge in der Ausstellung und nahm auf einer fast zweistündigen Rundfahrt mit lebhaftem Interesse die einzelnen Abteilungen der großartigen Schaustellung in Augenschein. Die Ausstellung bietet ein prächtiges Bild von den erfreulichen, zum Teil imposanten Fortschritten der deutschen Landwirtschaft auf wissenschaftlichem, technischem und sozialpolitischem Gebiet.

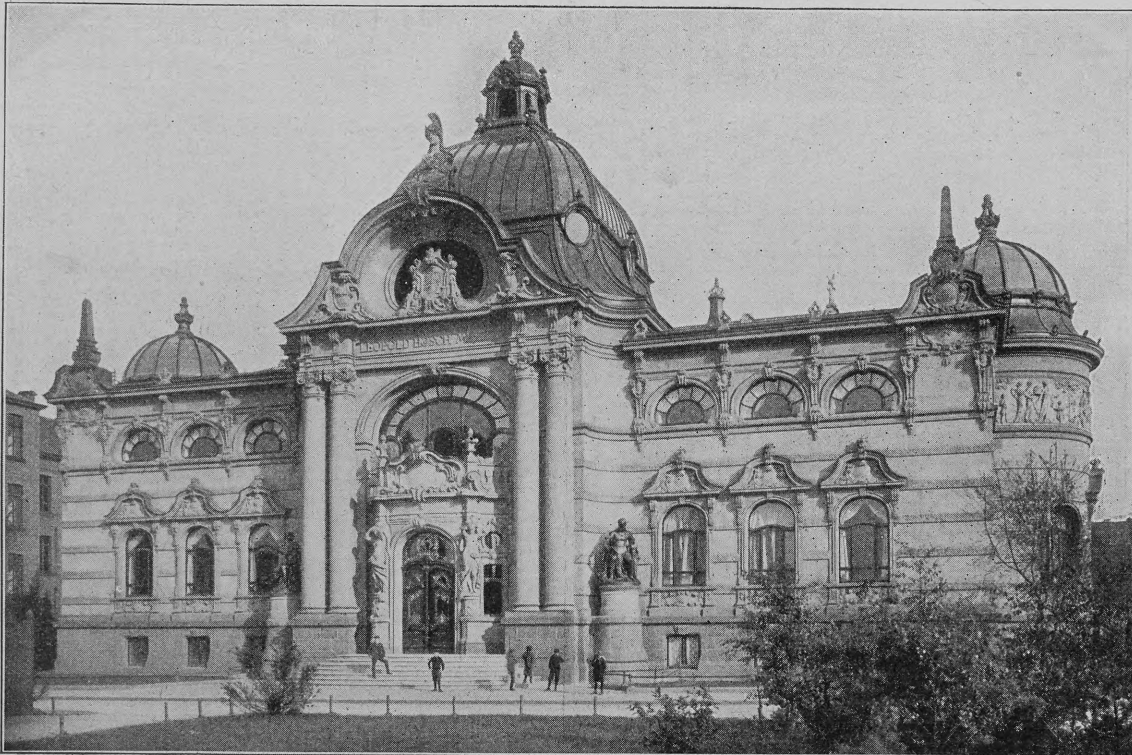


Phot. H. Heydenhauß, Wien

Graf und Gräfin Lónyay (Prinzessin Stephanie von Belgien)

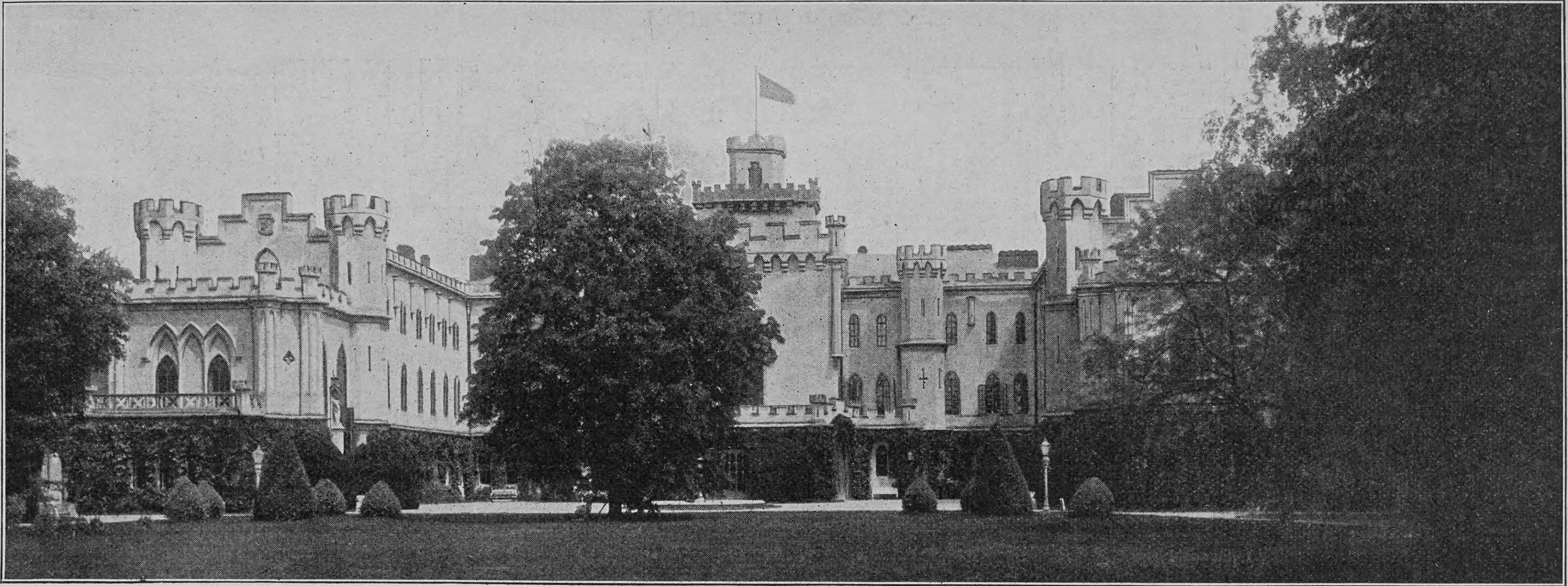
Schloss Oroszvár

Vor kurzem ist Schloß Oroszvár aus dem Besitz des Grafen Henckel von Donnersmarck in den des Grafen und der Gräfin Lónyay übergegangen, die dort ihren ständigen Wohnsitz nehmen werden. Die Gräfin Lónyay ist bekanntlich die frühere Kronprinzessin von Oesterreich. Das Dorf Oroszvár, das etwa 12 Kilometer südlich von Preßburg unweit der Donau im ungarischen Komitat Wieselburg liegt und zirka 1700 teils deutsche, teils magyarische Einwohner zählt, führt seinen ungarischen Namen noch nicht sehr lange, sein ursprünglicher, deutscher Name ist Karlburg. In den Besitz des gräflich Henckelschen Geschlechtes kam Schloß Karlburg durch die Heirat des 1811 geborenen, 1890 gestorbenen Grafen Hugo Henckel von Donnersmarck mit Laura von Kaszonyi. Früher bestand in Karlburg ein berühmter Rennstall mit Gestüt.



Das neue Städtische Museum in Düren, erbaut von Professor Frentzen

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten



Phot. A. Heydenhauß, Wien

Schloß Oroszvár, vom Grafen Elemer von Lónyay unlängst erworben

Magisches Buchstabenquadrat

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die sechs wagerechten Reihen bezeichnen:

1. eine europäische Hauptstadt;
2. eine Stadt in Toskana;
3. einen altgriechischen Stamm;
4. eine wohlriechende Gartenblume;
5. eine europäische Insel;
6. eine Fischart.

Die erste und sechste senkrechte Reihe ist mit der entsprechenden wagerechten gleichlautend.

A	A	A	A	A	D
D	D	D	D	D	D
E	E	E	E	E	I
I	I	L	M	N	O
O	O	R	R	R	R
R	R	R	S	Z	Z

Eta.

Homonym

An dem Bache drunten flüstert es ganz leise,
Spielet mit den Kätzchen, still, in seiner Weise,
Netzet sich die Füße in der feuchten Au,
Zeigt mit spitzen Fingern nach des Himmels Blau.
Liegt auch still und friedlich weit dahingestreckt,
Vor der lieben Sonne Gluten nicht versteckt,
Sauget heiß und gierig ihre Strahlen ein,
Dürstet dann am Morgen nach Tautröpfelein. Th. W.

Silbenrätsel

Wie lustig ist's beim 1, 2 zu sein
Auf der Wiese draußen im Sonnenschein,
Dort kannst du mit Lust im 2 im vollen
Mit 1 nach Belieben herum dich tollen.

Doch traurig ist's, wenn 2, 1 wir sind
Dem Feinde, den Wellen oder dem Wind,
Und mußt du es gar dem Leben werden,
So hast du kein ruhiges Dasein auf Erden. Th. W.

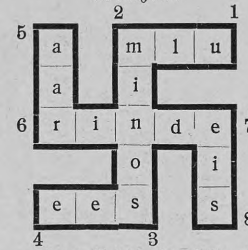
Rätsel

Ein Dichter ist's; und wenn er von ihm geht,
Das Wirkungsfeld der Köchin vor dir steht. Th. W.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Rosa Hechinger in München (2); Stammtisch „Baas Kaels“ in Aachen (2); „Pfiffikus“ in Rostock (3); Myriam in Warschau (2); „Huckebein“ in Eisenach; Gustav Franck in Darmstadt (2); „Sonnenblume“ in Heilbronn (2); Freya in Halberstadt (3); K. Haus in Frankfurt a. M. (3); „Medikus“ in Leipzig (2); Rosa Maurhofer in Zürich (3); Eugenie F. in Luxemburg; Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Julius Polatschek in Wien (2); Ignaz in Ansbach; „Prinzeßchen“ in Weimar (2); Clara M. in Bielefeld (2); Miki Frank in Wien (3); Arthur L. in Bozen (2).

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 946:

Des griechischen Hakenkreuzes:



Des Rätsels: Fliege!

Des Verschiebrätsels:

Devonshire
Kilogramm
Werndel
Reklame
Toulon
Handgelenk
Pflegling
Valencia
Reim
Georgine
Landauer
Wenzeslaus
Die Konferenz von Algeciras.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Totenschau

Johann Philipp van der Kellen, holländischer Kunsthistoriker, ehemaliger Direktor des Amsterdamer Printenkabinetts, 75 J., 6. Juni, Baarn bei Amsterdam. — P. de Josselin de Jong, holländischer Maler, 42 J., Haag. — Professor Platon Michailowitsch Melioranski, russischer Orientalist, 38 J., St. Petersburg. — Sir Halliday Macartney, ehemaliger chinesischer Legationsrat in London, 8. Juni. — Charles Frémine, französischer Lyriker, 9. Juni, Paris. — Major a. D. Hans von Katte, Mitglied des preußischen Herrenhauses, 80 J., 10. Juni, Vieritz bei Rathenow. — Castelanos, ehemaliger spanischer Minister und Gouverneur der Bank von Spanien, 11. Juni, Madrid. — Dr. Heinrich Hart, Dichter und Kritiker, 50 J., 11. Juni, Tecklenburg (Westf.). — Professor Philipp Owssjannikow, russischer Ichthyologe und Histologe, 79 J., 11. Juni, St. Petersburg. — Johann Bankel, Kupferstecher und Radierer, 69 J., 12. Juni, München. — Baron Auguste d'Anethan, ehemaliger belgischer Gesandter in Paris, 77 J., 13. Juni, Brüssel. — Raphael Bischoffsheim, Bankier und bekannter Mäcen, Mitglied des Institut de France, 83 J., Paris. — Württembergischer Generalmajor a. D. Emil von Löffler, 80 J., 14. Juni, Ulm. — Professor Karl Hummel, Landschaftsmaler und Radierer, 85 J., 16. Juni, Weimar. — Professor Dr. Adolf Strack, Literarhistoriker, 16. Juni, Gießen. — Harry Nelson Pillsbury, nordamerikanischer Schachmeister, 34 J., 18. Juni, Philadelphia. — Dr. Wenzel Lustkandl, ehemaliger Professor des Völkerrechts an der Wiener Universität und österreichischer Reichsratsabgeordneter, 74 J., 18. Juni, Wien. — Hennie Raché, Romanschriftstellerin und Dramatikerin, 29 J., 18. Juni, Hamburg.



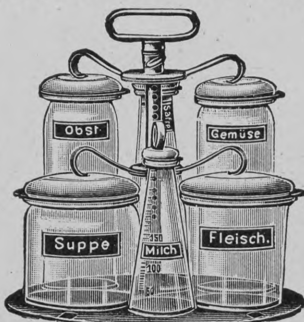
Von der Nürnberger Ausstellung: Der Saal für kirchliche Kunst im Pavillon der Stadt Nürnberg

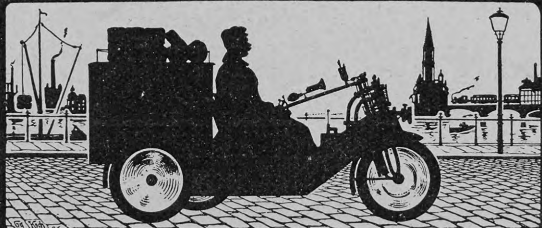
Schachbriefwechsel

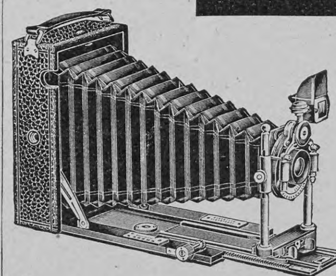
Richtige Lösungen sandten ferner ein: Dr. E. L. in Graz, H. Menzel in Hamburg-Borgfelde, Lambert Einspieler in Wien und J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 15.











Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Über Land und Meer

Nr. 40



Zur dreihundertsten Wiederkehr von Rembrandts Geburtstag

Des Meisters Selbstbildnis im Louvre zu Paris

Literatur

Bereits vor Schluß der Veranstaltung selbst ist unter dem nicht übel gewählten verlegerischen Schlagwort „Ein Jahrhundert deutscher Kunst“ bei der Verlagsanstalt F. Bruckmann in München der erste Teil der offiziellen Publikation erschienen, die der „Deutschen Jahrhundert-Ausstellung“ gewidmet sein soll. Der stattliche Folioband (Preis 20 Mark) führt den Titel „Ausstellung deutscher Kunst aus der Zeit von 1775 bis 1875 in der Königlichen Nationalgalerie Berlin 1906. Herausgegeben vom Vorstand der Deutschen Jahrhundert-Ausstellung. Auswahl der hervorragendsten Bilder mit einleitendem Text von Hugo von Tschudi“. Vorangestellt ist diesem ein Vorwort von Alfred Lichtwark, der darin kurz über die Vorarbeit berichtet, die für die Ausstellung nötig war. Ueber diese selbst, die mit vollem Recht eine nationale Tat genannt werden darf, braucht an dieser Stelle Ausführlicheres nicht mehr gesagt zu werden; den in dieser Zeitschrift veröffentlichten Aufsätzen Hans Rosenhagens sei bei dieser Gelegenheit auf Wunsch der Verlagsanstalt Bruckmann nur noch die Bemerkung angefügt, daß nach ihren photographischen Aufnahmen auch die Mehrzahl der Abbildungen hergestellt werden konnte, die in „Ueber Land und Meer“ nach Ausstellungswerken erschienen sind. Der vorliegende Band vereinigt der Zahl nach 451 Abbildungen, für deren Auswahl die der ganzen Veranstaltung zugrunde liegende Tendenz gleichfalls maßgebend gewesen ist. Der naheliegende Versuch, in einem solchen, für weitere Kreise bestimmten Werke eine objektive Wertung der Entwicklung mehr in den Vordergrund zu rücken, ist nicht gemacht worden. So kann es denn allerdings nur als ein Mißverhältnis erscheinen, daß von den wie gesagt 451 Abbildungen des Bandes beispielsweise 41 (unter ihnen 10 nach Wasmann) bestimmt sind, die Bedeutung Hamburgs in der deutschen Kunst des angegebenen Zeitraums darzutun, Wien sich mit der gleichen Zahl abzufinden hat und auf München, für dessen Vertretung, gleichwie für Düsseldorf, die Ausstellung gewisse Entwicklungsstadien ganz vernachlässigt hat, 60 Abbildungen entfallen. Indes: derlei abwägende Erörterungen werden den Kunstfreuud nicht quälen, ihm kann der vornehme Band nicht mit Unrecht ein gern gesehenes Bilderwerk sein, wie anderseits er dem, der ihn studienhalber genießt, ein oft benutztes Handbuch sein wird. Die Ausstattung des Werkes verdient hohes Lob, das sich zu rückhaltlosester Anerkennung steigert, wenn man erwägt, in welch kurzer Zeit das Buch fertiggestellt worden ist, und wie mancherlei Schwierigkeiten bei der Herstellung der für den Bilderteil grundlegenden photographischen Aufnahmen zu überwinden gewesen sein mögen. Kleine Widersprüche zwischen Bilderteil und Text seien en passant erwähnt, so in dem Umstand, daß des Schwaben Theodor Schüz „Mittagsruhe bei der Ernte“ in dem vornehmsten Verfahren, das der Band aufweist, ganzseitig reproduziert ist, während die Einleitung Tschudis, deren klare Darstellung und knappe Sachlichkeit gerühmt sei, das Werk ein „übrigens mäßiges Bild“ nennt. Dann in der Tatsache, daß hie und da Schöpfungen nur um des Namens willen ganzseitig oder überhaupt aufgenommen sein dürften, so beispielsweise zwei ziemlich unbedeutende Bildnisse Kügelgens, wohl weil sie Schiller und Goethe darstellen. Ueberraschend wirkt es beim Durchblättern des Bandes überhaupt, um noch vom Porträt an sich zu reden, wie sehr dies in den Vordergrund tritt. Nicht weniger als 130 solcher Darstellungen sind zu zählen: ein vielleicht ungewollter Beweis gleichsam dafür, daß das menschliche Bildnis doch nun einmal das Alpha und Omega aller Malerei ist. Der bei solchen zusammenhängenden Bilderwerken leidige Umstand, daß die Größe der Wiedergaben nicht immer in dem richtigen Verhältnis zur Größe der Gemälde selbst gewählt werden kann, beziehungsweise diese auszudrücken vermag, wäre zu umgehen gewesen, wenn man sich entschlossen hätte, die Maßangaben für die Originale aus dem Verzeichnis der Werke, wo sich schwer irgendwelche Vorstellung mit ihnen verbindet, herauszunehmen und sie den Abbildungen selbst beizusetzen. Vielleicht kommt diese Praxis unter Fortlassung der für die Benutzung des Buches eigentlich zwecklosen Katalognummern der Ausstellung oder deren Verweisung in das Register bei dem für den Herbst vorgesehenen zweiten Bande der Publikation zur Anwendung, der bestimmt ist, mit weiteren 1200 Abbildungen den großen illustrierten Gesamtkatalog der Ausstellung abzuschließen, und der die farbenanalytische Beschreibung der Bilder auch für die im ersten Band bereits gegebenen Werke bringen wird.



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman von Hanns von Zobeltitz

(Fortsetzung)

Gräfin Ulla war es, als wüchse ihre Kraft. Noch stolzer hob sie das Haupt.

„Sie werden mich nicht vertreiben, solange ich es für meine Pflicht halte, hier zu bleiben.“

Fest ruhte ihr Blick in dem seinen. Etwas wie Kampfeslust war in ihr wach geworden.

‚— du hast ihm ja nichts mehr zu sagen, nachdem du ihm das gesagt hast,‘ sprach es in ihr. ‚Bescheide dich und kehre ihm den Rücken —‘

Aber sie blieb stehen, sah ihm in die Augen, starr und gerade und zwingend. Bis sein Blick sich vor dem ihren senkte. Ueber sein graues Gesicht flog eine rasche Blutwelle.

Dann trotzte er gleich wieder auf. „Was wollen Sie eigentlich von mir, Gräfin Wiggersen? Unsre Wege haben sich doch schon seit langem getrennt!“

„Jawohl!“ gab sie rasch zurück. „Aber Beziehungen, wie sie zwei Jahrzehnte zwischen uns bestanden, hinterlassen einen Rest von Rechten! Verstehen Sie das, Serrenberg? Ich könnte auch sagen: Einen Rest von Pflichten — wenn Sie nicht alles, was Pflicht heißt, längst verächtlich hinter sich geworfen hätten. Ich war immer zu

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Unter Blumen. Nach einem Gemälde von Paul Wagner

stolz, es auszusprechen — jetzt muß ich es Ihnen doch sagen: Wer waren Sie denn, als ich Sie fand? Einer von vielen. Ein junger Künstler mit einigem Talent. Wer hat Sie herausgehoben aus der Masse? Wer hat Ihnen alle Wege geebnet? Wer ermöglichte Ihnen, die zahllosen Lücken Ihrer Bildung — der künstlerischen, der gesellschaftlichen — auszufüllen? Wer erschloß Ihnen den Blick für die wahre Weite Ihrer Kunst? Wer gab Ihnen die Möglichkeit — direkt und indirekt —, Anregungen zu sammeln? Wer verschaffte Ihnen die Beziehungen und Verbindungen, ohne die, leider vielleicht, auch ein Meister sich heut nicht Bahn brechen kann? Wer tröstete Sie, wenn es nicht vorwärts gehen wollte? Wer blies Ihnen immer aufs neue Selbstbewußtsein und Kraft ein?

„. . . ja, lachen Sie nur, Serrenberg! Dies höhnende Lachen schafft die Tatsachen nicht aus der Welt. Und wie haben Sie mich dann geknechtet, vielleicht auch verlacht, als Sie Boden unter den Füßen fühlten! Wie hab' ich um Sie geduldet und gelitten — bis zur Erniedrigung, als Sie sich Herr fühlten! Wie haben Sie das ausgenutzt — erbärmlich ausgenutzt, Serrenberg, daß ich Ihre Sklavin geworden war!

„. . . so lachen Sie doch nur! Das ist ja die bequemste Art, über alle Wahrheit fortzukommen. Ich hätte mich auch lachend von Ihnen abwenden sollen, als ich Sie zu durchschauen anfing in Ihrer hohlen Eitelkeit, in Ihrer grenzenlosen Selbstsucht, in Ihrem Sichüberheben, in Ihrer Jagd nach allen Aeußerlichkeiten dieser Welt! Daß ich es nur getan hätte — daß ich es nur gekonnt hätte!

„. . . aber der Tag der Abrechnung sollte nicht ausbleiben. Heut ist er da, Serrenberg — heut ist er da! Mich konnten Sie treten und knechten, ich mußte schweigen, solange es sich um mich handelte — das war mein Los, mein Fatum. Da fehlte mir die Kraft. Aber nun, wo Sie Ihr junges gutes Weib, das Sie so heiß liebte, mißhandeln — jetzt will ich reden. Ich hatte kein Recht auf Sie — auf Hannas Seite steht göttliches und menschliches Recht. Ihr gelobten Sie Treue und sie in Ehren zu halten! Serrenberg und Treue! Fritz Serrenberg und sein Weib in Ehren halten! Um einer Dirne willen stößt er sie von sich!"

Hochaufatmend schwieg sie.

Serrenberg hatte den Stuhl vor sich mit beiden Händen an der Lehne gefaßt, hob ihn an und stieß ihn hart zu Boden: „Ich verbiete Ihnen —"

„Heut haben Sie mir gar nichts zu verbieten, Serrenberg," begann sie leidenschaftlich von neuem. „Heut ist meine Stunde! Heut gilt eben mein Rest von Recht Ihnen gegenüber. Ich habe in dieser Nacht Sie nicht aus den Augen verloren. Nicht aus diesen leiblichen Augen, als Sie sich zum Spielball einer gefallsüchtigen Person ohne Seele und Herz erniedrigten; nicht aus meinem seelischen Auge, als ich zwischen dem Bett Ihrer armen Frau saß und der Wiege Ihres Kindes; bis zu dem Moment, in dem ich vorhin in Ihrem Auge all die Erbärmlichkeit las, die in Ihrer Brust lebt! Wenn in mir noch ein Funke der unseligen Liebe wohnte, die ich einst für Sie empfand und mit der Sie schnöden Wucher trieben, dann müßte ich weinen um Sie. Aber gottlob, auch diese Liebe haben Sie ertötet. Heute ist nichts mehr in mir als Abscheu! Ja, und noch eins freilich, Serrenberg: Die Gewißheit, daß Ihre Schuld sich schon auf Erden rächen wird. Die traurige Gewißheit, daß eine kokette Dirne Hannas Rächerin sein wird. Wir beide, Hanna und ich, wir waren zu rein für Sie, darum mußten wir Ihrer Selbstsucht unterliegen. Aber gegen die Ketten, die Ihnen jetzt Rosenketten dünken, werden Sie dereinst vergeblich anknirschen. Fräulein Karen von Gellertshausen wird auch den stärksten Trieb, der in Ihnen ist, Ihren Egoismus, zu zwingen wissen. Unser Herr waren Sie — ihr Knecht werden Sie sein —"

Bis zum letzten Wort hatte Ulla Aug in Aug mit ihm gestanden. Hochaufgerichtet, den Kopf im Nacken. Einem Feuerregen gleich waren ihre Worte über ihn hingegangen. Immer wieder, wenn er unterbrechen wollte, hatte ein Heben ihrer Hand ihm Schweigen geboten; immer wieder hatte er zähneknirschend gehorcht.

Auch er hatte den Kopf nicht gebeugt. Nur daß seine Rechte mit zitternden Fingern im Vollbart wühlte, verriet äußerlich, was ihn innerlich erregte.

Nun wollte er sprechen —

Es gärte und kochte in ihm. Niederschmettern wollte er sie —

Aber da zwangen ihre Augen ihn doch wieder zum Schweigen. So gebieterisch, so hoheitsvoll blickten sie ihn an. Und dann wandte sich die Gräfin kurz, und sie schritt an ihm vorüber zur Türe. Als Siegerin —

Er fühlte das selbst, und es bohrte vielleicht am tiefsten in seiner Brust. Sie hatte ihn dennoch gedemütigt, hatte ihn bezwungen. Ihr nachstürzen hätte er mögen, sie mit rauher Hand zurückreißen, ihr zurufen . . .

Ja — was denn zurufen? Höchstens doch: Was geht's dich an, daß Fritz Serrenberg ein Schurke geworden ist? Ist's nicht sein gutes Recht, sich auszuleben! Sein gutes Recht auch dann, wenn er dabei Sitte und Anstand mit Füßen tritt, wenn er über Leichen geht, um sich neue Erregungen und Anregungen zu erkaufen. Sein Recht als Mann und doppelt sein Recht als Künstler!

Noch immer stand er, die zausende und zerrende Hand im Bart, und starrte auf die Tür, hinter der Ulla verschwunden war. O . . . wie er sie haßte! Wie er sie haßte um der Wohltaten willen, mit denen sie ihn überhäuft hatte! Um der Rechte willen, die sie sich anzumaßen wagte! Um der Stütze willen, die sie nun für Hanna darbot in dem Austrag, der ja jetzt doch unvermeidlich war.

Denn es gab kein Zurück!

Hinübergehen — am Bett Hannas niederknien — „Vergib!" sagen — sich beugen und bücken — ein plärrendes Kind auf dem Arm wiegen: nein, nein, nein — tausendmal nein! Das Kind! Es würde ja gut aufgehoben und behütet sein auch ohne ihn. Besser wahrscheinlich, als wenn er noch seine fiebernde Hand über ihm hielt. Wenn's noch ein Junge wär' — aber solch fieches Mädel: Das hatte an der Mutterliebe genug.

Er warf sich wieder auf den Stuhl, trank hastig ein Glas Kognak, stützte den Kopf in beide Hände, brütete vor sich hin.

Was sollte er hier noch? Mochten sie ihm doch nachrufen: „Du Schurke!" Das verklang und verhallte. Sie hatten ja wohl recht nach den landläufigen Begriffen. Ja — gewiß! Aber die Ketten dieser freudlosen Ehe hinter sich herschleppen bis in alle Ewigkeit: Nein! Es war eben ein Unglück gewesen, eine Täuschung, diese ganze Ehe. Schlimm für Hanna — aber die kam gewiß darüber hinweg. Schlimmer doch noch für ihn. Ein verlorenes Jahr — und das Leben ist so kurz . . .

Und das Leben kann so schön sein. Karen ist so schön —

Er knirschte mit den Zähnen. Wie hatte die Gräfin sie genannt? Unsre Rächerin! Er verstand das wohl — er wußte, Ulla war keine schlechte Prophetin. Es würde nicht fehlen an Dornen und Stacheln. Aber hinter den Dornen lagen die Rosen. Nur sich nicht schrecken lassen, nicht feig sein! Und war er nicht Manns genug, um mit eiserner Hand die Dornen und Stacheln zu zerreißen? Mußte das nicht die höchste aller Wonnen sein, wenn er diese hochmütige, eitle . . . die wunderschöne Karen bezwang, sich stärker zeigte als sie, bis sie zu seinen Füßen lag . . .

Das war etwas andres, als ihm seine Ehe gebracht hatte. Oede und leer war die ihm geworden und gewesen: jetzt winkte der Kampf, und an dessen Ende stand der Sieg.

Lächerliche Pedanten! Mochten sie zetern und schreien. Durch! hieß es — durch! Im Leben, wie es ist, ist sich doch jeder der nächste.

Eine Weile saß er mit geschlossenen Augen ganz still. Und da sah er sie deutlich vor sich — im roten Kleide erst, dann in den schneeweißen Falten, die um ihre Glieder kosten; sah ihr klassisch schönes Gesicht, die tiefen dunkeln Augen mit dem faszinierenden Fehlblick; sah den feinen Bronzeton ihrer Haut und ihre hinreißend anmutigen weichen Bewegungen; hörte ihre lockende Stimme mit den eignen Akzenten, ihre leisen, aufreizenden Worte: „Herr Professor, Sie vergessen, daß Sie verheiratet sind!" — „Wenn ich mich einmal verheiraten sollte, will ich einen Mann heiraten, keinen jungen Fant!" — „Wie sagen Sie, Herr Professor? Ein geschiedener Mann? Ah — was ginge das mich an, was vor meiner Ehe liegt." — Und dann plötzlich wieder dies brüske, hochmütige Zurückwerfen des Kopfes: „Nun ist's genug. Ich lasse nicht mit mir spielen!" Und dann das weiche, verheißungsvolle Lächeln: „Also . . . um ein Uhr in Ihrem Atelier . . . unter gnädiger und fürsorglicher Obhut . . ."

Plötzlich sprang Serrenberg auf. Mit einem Male war der Entschluß in ihm gereift. Er war nun ganz ruhig, ganz kaltblütig. Den Hut nahm er auf vom Teppich, die Halsbinde schob er mit sicherem Griff zurecht, knöpfte den Pelz zu. Dann ging er hinaus und in die Dienerstube, hieß seinen Handkoffer packen — „nur das Allernötigste —", ließ sich eine Droschke holen.

Oben am Fenster des Krankenzimmers stand Gräfin Ulla, als er abfuhr. Den kleinen Koffer sah sie aufladen, Serrenberg einsteigen, den Wagen sich in Bewegung setzen, nach der Stadt zu.

Schmerzlich bitter lächelte sie vor sich hin. Sie wußte ja ganz genau: Serrenberg war um ein Uhr in seinem Atelier. Er fuhr nach irgendeinem Hotel, vielleicht zu einem Freunde, vielleicht zu einem Anwalt. So inszenierte man ja wohl unter anständigen Leuten die Komödie der „böswilligen Verlassung". Und das war dann der Anfang vom Ende —

Arme — arme Hanna —

Einen Moment durchraste sie ein Angstgefühl: Hast du's verschuldet? Warst du zu hart gegen ihn? Hast du ihn zum Aeußersten getrieben? Sie preßte die Stirn gegen die kühlen Scheiben . . . im Nebel verschwand gerade die Droschke hinter den Baumreihen . . . und es war ihr, als müsse sie die Fenster aufreißen und ihm nachrufen: „Bleib doch nur — es kann ja noch alles gut werden!"

Aber es war nur das Schmerzempfinden, die Schwäche eines Augenblicks.

Sie trat vom Fenster zurück und setzte sich wieder neben das Bett Hannas. Links neben ihr stand die Wiege mit dem Kind.

Das war nun ihr Platz, und hier lagen ihre Aufgaben. Und trotz allem — es war das doch auch ein Vermächtnis von ihm.

XI

Berliner Abendblatt:

„. . . unter den leuchtenden Strahlen der Augustsonne fand um elf Uhr die Enthüllung des Kleist-Denkmals statt, das, der Initiative eines unsrer verdientesten Mitbürger entsprungen, recht eigentlich von dem ganzen deutschen Volk den Manen des großen Dichters gewidmet wurde. Die hervorragenden Schönheiten des geistvoll entworfenen, wundervoll durchgeführten Denkmals besprach schon unser künstlerischer Mitarbeiter anläßlich der Preisverteilung, die vor Jahresfrist Professor Fritz Serrenberg die Krone zuerkannte. Aber das prächtige, aus dem vollen heraus geschaffene Werk wirkte doch auch auf uns, die wir es im Modell kannten, heut überraschend: Unter den zahlreichen Denkmälern, mit denen die Reichshauptstadt sich in den letzten beiden Jahrzehnten schmückte, steht es in vorderster Reihe. Glänzend verlief auch die Enthüllungsfeierlichkeit. Der Kaiser war leider verhindert; ihn vertrat Herzog Adalbert, der schon an dem Zustandekommen des Werkes regsten Anteil genommen hatte. Die städtischen Behörden waren fast vollständig vertreten. Professor Emich Mejer, unser berühmter Literarhistoriker, hielt die schwungvolle, von wahrer Poesie durchglühte Weiherede. Mehrfache Ordensverleihungen wurden bekannt; so erhielt Herr Kommerzienrat Karl Gustav Tarchow den Roten



Ahasver. Nach einem Gemälde von Werner Schuch

Adlerorden vierter Klasse, Herr Professor Fritz Serrenberg den Kronenorden dritter Klasse mit der Schleife; ihm verlieh außerdem Herzog Adalbert das Komturkreuz seines Hausordens . . ."

Der Landbote:

„Gestern wurde endlich auch das Kleist-Denkmal im Tiergarten enthüllt — jenes vielberufene, mit viel Reklame ins Werk gesetzte Denkmal eines großen Dichters, der zugleich leider ein kleiner, innerlich haltloser Mensch war. Wir wollen auf die Entstehungsgeschichte des Monuments heut nicht näher zurückkommen, es findet sich wohl noch anderweitige Gelegenheit, die moderne Denkmalsmacherei zu erörtern. Das Denkmal an sich ist nicht besser und nicht schlechter als die ähnlichen Werke des Professors Fritz Serrenberg. Die Beteiligung an der Enthüllungsfeier war trotz all der Posaunenstöße der Macher mäßig. Als ein erfreuliches Zeichen können wir nur registrieren, daß der Hof sich fernhielt . . ."

Die Stunde:

„Schwüler Herbsttag. Schwüle Stimmung. Schwüle Kunst. Mehr ist eigentlich zu sagen unnötig. Kleist — ein großer Dramatiker! Serrenberg — ein Epigone! Herr Serrenberg, wo nahmen Sie nur den Mut her?! Schwülstige Weiherede. Emich Mejer, Literaturpapst, selbstverständlich. Großer Pontifex, wo nehmen Sie nur den Mut her?! Fanfarenstöße. Der Vorhang — Hülle wollte ich sagen — fällt. Wieder Fanfaren. Ah . . . vielstimmig. Händedrücken. Ordenssegen. Morgen sieht's kein Mensch mehr an. Ich habe gesprochen. Schon zu viel der Worte für dies Machwerk . . ."

Deutsche Schauwarte:

„. . . immerhin ein Werk, das eingehender Würdigung wert ist. Ohne Zweifel ist es stark theatralisch im Aufbau; über die Gestalt und den Kopf des Dichters wird man recht verschiedener Ansicht sein können. Reizend sind die Reliefs, wundervoll ist die Gestalt der Penthesilea; aber auch bei ihnen tritt der Barockkünstler nach unserm Geschmack etwas zu sehr hervor. Köstlich, anmutig, frisch will uns eigentlich nur eine Figur erscheinen: das entzückende Käthchen auf der rechten Seite des Aufbaus. Hier schuf Professor Serrenberg wirklich ein kleines Meisterwerk von hinreißendem Zauber. Ehrlich gestanden: das Schönste, Reifste und Reinste, das wir von ihm kennen . . ."

*

Hanna faltete die Blätter zusammen. Unter Kreuzband waren sie ihr zugegangen, der Absender hatte sich nicht genannt; vielleicht war es Gabriele Gerden.

Zwei Jahre —

Manchmal schien es ihr, als sei ihre kurze Ehe ein Traum gewesen. Als liege der schon weit, weit hinter ihr mit allem Glück, mit allem Leid. So redlich und kräftig hatte sie zu überwinden gesucht. Vergessen würde sie ja nie können, aber sich zu einem neuen Leben hindurchzuringen: Das war ihr Wille.

Draußen, zwischen den neu angelegten Rabatten, ging der Forstmeister auf und ab; neben ihm her trudelte drollig Klein-Edith und krähte. Das süße Kind war ja ihr eigenstes Eigen. Kann ein Leben arm sein, in dessen Mitte dies Kind stand?

Da lag noch ein Zeitungsausschnitt. „Randglossen zur Enthüllungsfeier des Kleist-Denkmals. Von unserm Spezialberichterstatter":

„. . . auf der Estrade des Zoologischen Gartens einte ein glänzendes Festmahl das Komitee und den Kreis derer, die sonst dem Werden des Werkes nahe gestanden: ein Ausschnitt aus den geistigen und künstlerischen Kreisen Berlins war's, wie man ihn selten beisammen sieht. Neben dem Herzog Adalbert, der wenigstens auf eine Stunde erschien, saß rechts der Kommerzienrat Tarchow, der das Unternehmen allen Hindernissen zum Trotz mit seltener Energie und Umsicht zu so schönem Gelingen geführt hat. Aus seinem charakteristischen Gesicht voll Bonhomie leuchtete die helle Freude. Links vom Herzog saß der Meister, unser allverehrter Professor Serrenberg. Auf beiden Seiten Herren und Damen im reichsten Kranz. Exzellenz von Knobbe sahen wir im Glanz seiner Orden, Geheimrat Wernher und Professor Emich Mejer von der Universität, den Kammerherrn von Greutze, den brasilianischen Gesandten, den Bildhauer von Gerden mit seiner reizenden Gattin, aber wozu all die Namen aufzählen! . . . Nachdem die Tafel aufgehoben war, fand ich Gelegenheit, mit Professor Serrenberg ein Viertelstündchen zu verplaudern. Was er demnächst vorhabe? ‚Ich will die nächsten Wochen der Erholung widmen, lieber Freund!' Der Meister sah wirklich angegriffen aus — kein Wunder nach der Vollendung des großen Werkes. ‚Ich gehe mit meiner Frau an die Riviera.' Ah — da war sie ja selbst — diese schönste aller Frauen, das vielbewunderte Urbild der Penthesilea. Wieder in einer köstlichen Toilette, malvenfarben mit prächtigen Valenciennesspitzen und den beneidenswerten Brillanten! Auch sie erinnerte sich meiner sofort und daß ich ihr im Frühjahr in Monte Carlo vorgestellt worden war, wo ihre Schönheit und ihr unvergleichlicher Schick allgemeine Bewunderung erregten . . ."

Hanna las nicht weiter. Sie schob beide Hände über dem Blatt zusammen und senkte in leidvollem Sinnen den Kopf. Ja — es war schon so: Mochte die Wunde äußerlich verharscht sein, es gab doch noch mehr als eine Stelle, wo sie schmerzte.

Ueberwinden — ja! Vergessen — nein!

Was sind denn auch zwei Jahre?

Allzu frisch war noch die Erinnerung, und der gute Großvater hatte keine sonderlich linde Art. Er riß wider Willen leicht einmal die Wunde auf, wenn er sich erregte und ins Erzählen kam: Wie er damals gewütet habe, als Ulla an ihn schrieb. Vor die Pistole den Kerl! Wie ihn dann Magnus Geroth, der damals noch bei ihm gewesen oben in der Oberförsterei, allmählich besänftigt habe — hinterlistig gut. Wie der ihm ausredete, selbst nach Berlin zu fahren, wie er statt seiner gefahren sei. „Und wie er und die Gräfin dich dann brachten und das Kind, Hanna — großer Gott! Großer Gott!"

Zwei Jahre! Daß sie es hatte überstehen können! Solch junger Körper muß doch eine merkwürdige Widerstandskraft haben . . . ‚Könnt' ich doch sterben, wär' ich tot!' denkt man zuerst . . . und dann kommt leise, leise der Wunsch und das flehentliche Gebet: „Laß mich doch leben und gesund werden für mein Kind . . ."

Qualvolle Tage, schlaflose Nächte. Eine Flut von Gedanken: ‚Bist du auch frei von Schuld? Hast du dir nichts vorzuwerfen?' Schmerzensreiches, endloses Grübeln: ‚Wie war es nur möglich? Wie ist es nur gekommen?' Herzzerreißende Sehnsucht neben Abscheu und Empörung. Ein stummes, scheues — ein trotziges Ablehnen all der hundertfältigen Liebe, Nachsicht, Geduld der andern, und doch das heiße Verlangen nach ihr, das Sichklammern an die dargereichten helfensfreudigen Hände. Ein langsames Bergauf endlich — so matt und müde —

Ja, wenn das Kind nicht gewesen wäre! Das schwache Kind war doch die stärkste Helferin!

Dann griff das Leben ein. So einfach es hinfloß, es barg seine Forderungen in sich, und auch sie hatten Heilkraft. Als Großvater den Abschied genommen hatte und hinunterzog ins Dorf, da regte sie zuerst wieder die Hände. Seitdem war nun auch schon wieder fast ein Jahr verflossen.

Die heiße Sehnsucht war erstorben; die tiefe Empörung war niedergeebbt. Aber immer noch kamen die Stunden, in denen ihre Gedanken, oft wider Willen, zurückwanderten. Es lag ja wie ein dunkler Schleier zwischen dem Damals und Jetzt, und der Schleier wurde wohl von Monat zu Monat dichter; doch es genügte noch ein leiser Windstoß, und er klaffte von neuem auseinander. Wie heute!

Vor wenigen Tagen, nach Ullas Ankunft, hatten sie von der Zukunft sprechen wollen und waren doch zur Vergangenheit zurückgekehrt. Wie verschieden die Charaktere sind! Ulla konnte nicht vergeben. So sanft sie geworden war, es gab einen Punkt, der nur berührt zu werden brauchte — und sie loderte empor. Hanna vermochte an Serrenberg zu denken ohne Zorn, sie hätte ihm trotz allem wünschen mögen, daß er noch ein Glück und innere Zufriedenheit fände. Ulla haßte ihn, und es klang wie ein Triumph, wenn sie prophetisch sagte: „. . . und alle Schuld rächt sich auf Erden!"

Vor dem offenen Fenster tauchte Großvaters Greisenkopf auf, und der Alte — recht alt war er geworden — hob die Kleine empor. Die war jetzt sein Irrwisch, sein Liebling —

„Hanna, wir wollen zur Gräfin. Es ist sechs Uhr." (Schluß folgt)

Den Feinden

Wie sollt' ich euch zürnen
Geheim oder laut?
Meine Haut ist hürnen
Wie Siegfrieds Haut.

Ja, besser geborgen
Bin ich als er:
Denn mir macht Sorgen
Kein Fleckchen mehr.

Hab' Feiung gefunden
Am ernstesten Tag —
Könnt nirgends mich wunden
Mit Stich oder Schlag!

Im Drachenblute
Wusch ganz ich mich hart:
Nun ist nur das Gute
Mir Gegenwart!

Hanns von Gumppenberg

Unbekannte Aphoristen

Von

Otto Weiß

III

Ein Philosophieprofessor: „Es gibt Trugschlüsse, ohne die der Mensch nicht leben kann."

*

Ein Stiefelputzer: „Prächtig glänzt mancher Schuh, dessen Sohle zerrissen ist!"

*

Ein Gefängnisaufseher: „Die Freiheit der meisten besteht darin — nicht eingesperrt zu sein."

*

Ein Arithmetiker: „Die Natur verlieh allen Menschen die Gabe, sich in wichtigen Dingen zu verrechnen."

*

Ein Apotheker: „Auf allen Gebieten gibt's Medikamente, deren Nutzen darin besteht, daß man an sie glaubt."

*

Eine Hebamme: „Wenn sie ihre Zukunft kennten — ich bin überzeugt, viele würden sich weigern, auf die Welt zu kommen."

*

Ein Schornsteinfeger: „Manch häuslicher Herd wärmt wenig — und raucht viel."

*

Ein Musiktheoretiker: „Was ist das Ende vom Liede? . . . Ein Trauermarsch!"

*

Ein Irrenarzt: „Wenn ein Mensch seinen Egoismus verloren hat — dann ist er unheilbar."

*

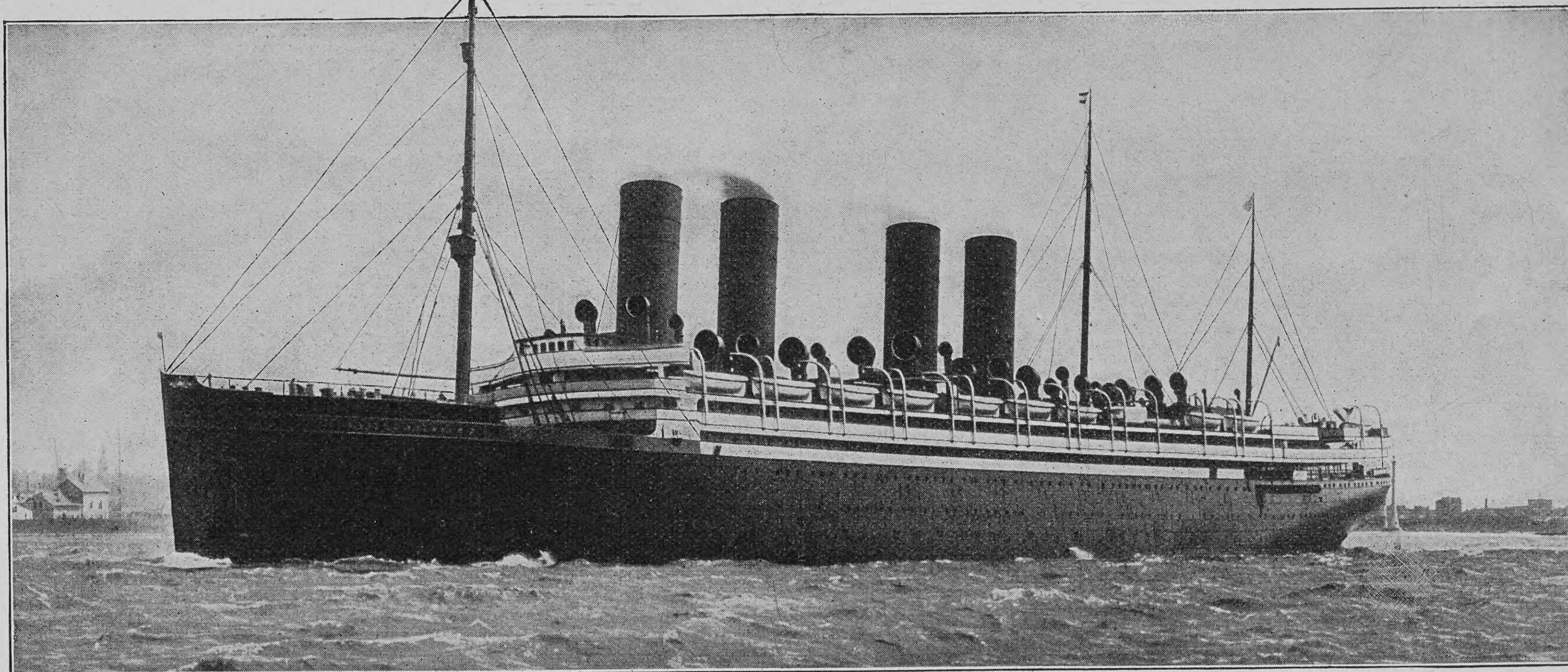
Ein Hotelier: „Neuvermählte gibt's, die glücklich sind, solang sie im Hotel wohnen."

*

Ein Kaufmann: „Solang man jung ist, schenkt man dem Leben großen Kredit; später jedoch, da kommt der Bankrott — dann sind wir froh, wenn das Schicksal sich mit uns auf dreißig Prozent ausgleicht."

*

Ein Dachdecker: „Wenn man die Menschen von einem sehr hohen Standpunkt aus betrachtet — kann man leicht das Genick brechen."



Der Doppelschraubenschnelldampfer „Kaiser Wilhelm II." vom Norddeutschen Lloyd in Bremen

Ein Tag an Bord eines Ozeandampfers

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Als ich im vergangenen Sommer zur Beobachtung der Sonnenfinsternis nach Aegypten reiste, wovon ich den Lesern dieser Blätter bereits erzählt habe, benutzte ich wieder einmal drei verschiedene Dampfer des Norddeutschen Lloyd. Es waren ganz herrliche Fahrten über das blaue Mittelmeer, und mehr wie auf allen meinen früheren Ozeanfahrten konnte ich diesmal alle die wunderbaren Eindrücke in mich aufnehmen, die man als Gast solch eines schwimmenden Riesenhotels empfängt, das uns, zwar selbst ein Produkt der allerhöchsten Kultur, doch hinausträgt, weit hinweg von allen Wirren der Menschheit, in die ursprünglichste aller Naturentfaltungen, das große, das unendliche Meer, den ewig lebendig bewegten Schoß der Welt, aus dem alles Leben einst entsprang.

Ganz besonders als ich zurückkam aus dem uralten Reiche der Pharaonen und noch erfüllt war von der Gewaltigkeit der gigantischen Bauten, welche die Jahrtausende überdauerten und unter deren Eindrücken wir so recht unser Epigonentum, unsre Zwergkultur erkennen, mußte ich dennoch immer wieder aufs neue staunen über den Riesenorganismus eines modernen Ozeandampfers, der, durchaus vergleichbar mit einem lebendigen Körper und in den Dimensionen der größten Bauten, die auf fester Erde jemals aufgeführt wurden, mit Eilzugsgeschwindigkeit die Meere durchkreuzt, unbekümmert um den wildesten Aufruhr der Elemente, durch die er mit sicherer Kraft die Bevölkerung einer kleinen Stadt von Erdteil zu Erdteil führt.

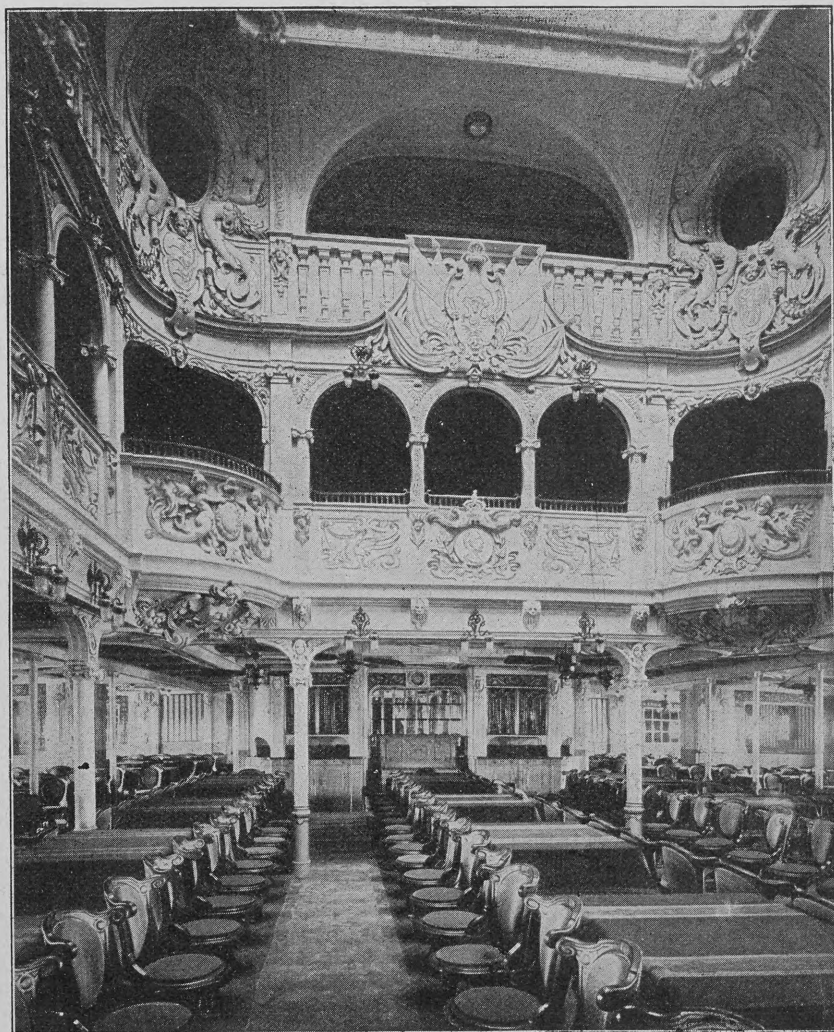
Wer solch ein Riesenfahrzeug noch nicht aus eignem Augenschein kennen gelernt hat oder wer auch nur die vor einem Jahrzehnt noch als erstklassig geltenden kannte, macht sich kaum eine Vorstellung von der Größe, Schönheit und Vollkommenheit der Einrichtungen zum Beispiel eines „Kaiser Wilhelm II." vom Lloyd. Was nützt es, wenn man erfährt, das Schiff habe eine Länge von 216 Metern, so daß man es eigentlich nicht mehr ein schwimmendes Haus, sondern schon eine schwimmende Straße nennen müßte. Erst wenn wir die Innenräume durchwandern, erkennen wir recht die eigentliche Größe des Bauwerks. Unser Bild versetzt den Leser in den Speisesaal jenes Dampfers. Würde man es glauben, daß man sich auf einem Schiff befindet? Macht er nicht vielmehr den Eindruck eines großen Konzertsaales mit seinem eleganten hohen Logenaufbau? 554 Personen können darin gleichzeitig sich zu Tisch setzen. Das ganze Schiff aber kann 2500 Personen in sich beherbergen, die alle verpflegt werden müssen. Man mag sich vorstellen, was solch ein Schiff allein an Nahrungsmitteln mitzunehmen hat, denn es gibt ja auf dem Wege über den „großen Heringsteich" keine Station, um frische Nahrung unterwegs aufzunehmen. Da interessiert es wohl auch, einen Blick in die Pantry, den Anrichteraum, und die Küche zu werfen. Man sieht, alles besitzt die Dimensionen eines großen Hotels.

Ein Hotel aber hat heutzutage nicht nur den Speisesaal als Prunkraum ausgebildet. Der verwöhnte Reisende unsrer Zeit will „zu Hause", das heißt in seinem Hotel, allen Komfort vereinigt haben, so daß er überhaupt nicht das Bedürfnis hat, auszugehen. In dem schwimmenden Hotel kann er das ja überhaupt nicht, um so mehr wünscht er also hier sich in behaglichen Nebenräumen ergehen zu können. Um diese alle kennen zu lernen, lade ich die Leser ein, einen Tag mit mir an Bord zuzubringen.

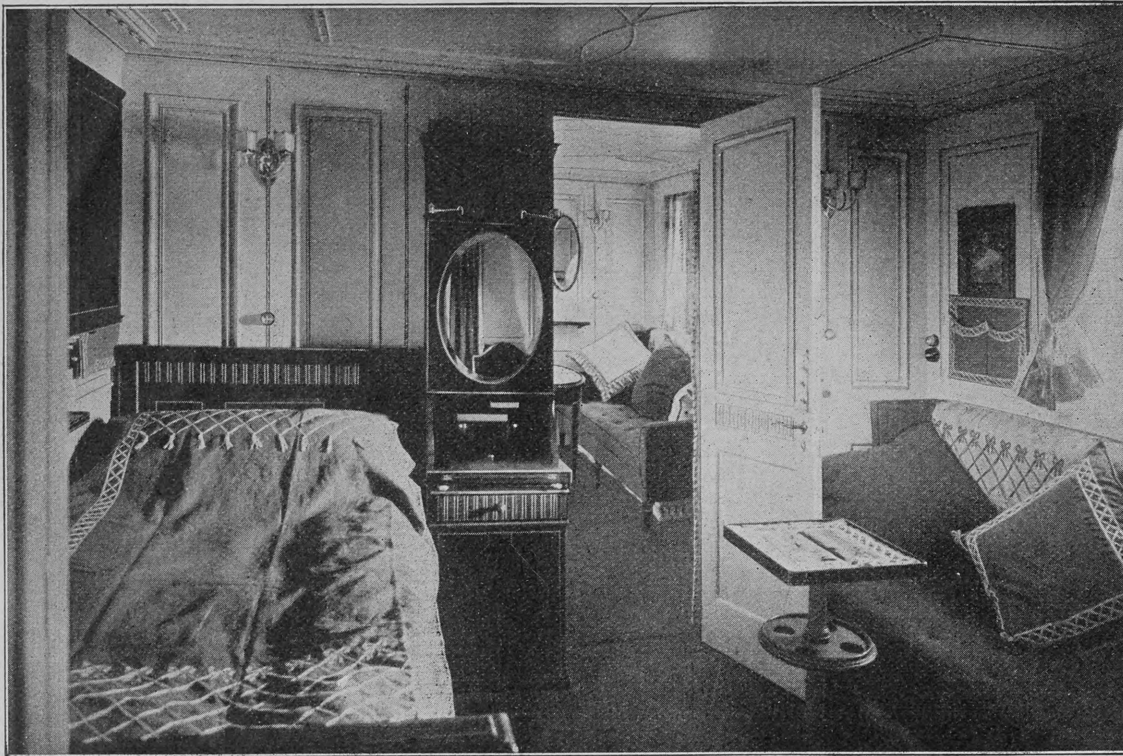
Wir beginnen diesen Tag natürlich im Schlafzimmer. So muß man es füglich nennen, denn die sonst übliche Bezeichnung Kabine paßt wirklich auf den großen Schiffen nicht mehr für diese Räume. Außer den breiten schönen Betten, der Waschtoilette und dem Sofa auf der andern Seite befindet sich ein Schrank, oft auch noch eine Kommode darin, die man als Schreibtisch benutzen kann. Elektrisches Licht ist eine Selbstverständlichkeit. Man findet aber auch elektrische Ventilatoren in jedem Schlafzimmer, die uns nach Belieben frische Luft zuwehen. Hat man die Mittel dazu, so kann man in wahrhaft prunkvoll ausgestatteten Zimmerfluchten wohnen, in welche unser Bild einen Einblick gewährt. Freilich gehören amerikanische Börsen dazu, um sich solchen Luxus zu gestatten. Es gibt auf „Kaiser Wilhelm II." solche Wohnungen, deren Zimmer nicht einzeln vergeben werden und die dann für die einfache Ueberfahrt von New York nach Bremen die Kleinigkeit von dreitausend Mark kosten.

Um 1/28 Uhr weckt uns der Trompeter, der gewöhnlich das Lied „Freut euch des Lebens" bläst, um unsern Tag mit diesem angenehmen Hinweis beginnen zu lassen, und wenn uns der Himmel günstig ist, können wir uns an diesem Tage wirklich des Lebens so recht freuen, denn, abgeschlossen von der ganzen übrigen Welt, kann uns nichts in unserm Genusse stören. Um 8 Uhr, wenn wir Toilette gemacht haben, zeigt uns das zweite Signal an, daß der Frühstückstisch bereit steht. Schon jetzt bei Tagesanbruch könnteman sich ein vollkommenes Diner nach der Karte zusammenstellen, und wir Deutsche, die wir uns meist mit einer Tasse Kaffee für den nüchternen Magen begnügen, staunen über die Leistungsfähigkeit, mit der oft die ätherischen englischen Misses jetzt schon die blutigsten Beefsteaks zu vertilgen vermögen.

Für die Frühaufsteher wird natürlich auch gesorgt. Sie können zunächst ein Bad und dann auf Deck ein einfacheres Frühstück nehmen. Um diese frühe Zeit sieht man noch keine Damen auf Deck, und die Herren machen es sich deshalb, namentlich in den heißen Tagen, auf den ostasiatischen Dampfern recht bequem. Man sieht sie meist nach dem Bade, nur mit ihrem Kimono, dem japanischen Schlafrock, bekleidet, ihre Morgenpromenade machen. Das ist in diesem überall durchlässigen Kostüm so gut wie ein Luftbad. Freilich nach der Frühstückszeit kann man in diesem beinahe adamitischen Kostüm nicht mehr erscheinen. Man wirft sich in den Promenadenanzug und ergeht sich auf Deck mit allerhand Spielen und anregender Konversation. Man wird ja in dieser kleinen, für sich bestehenden Welt bald miteinander bekannt und findet dort manchen interessanten Menschen. Die meisten, die auf diesen großen Linien fahren, sind weitgereist und kennen die ganze Welt.



Der Lichtschacht des Speisesaals erster Klasse

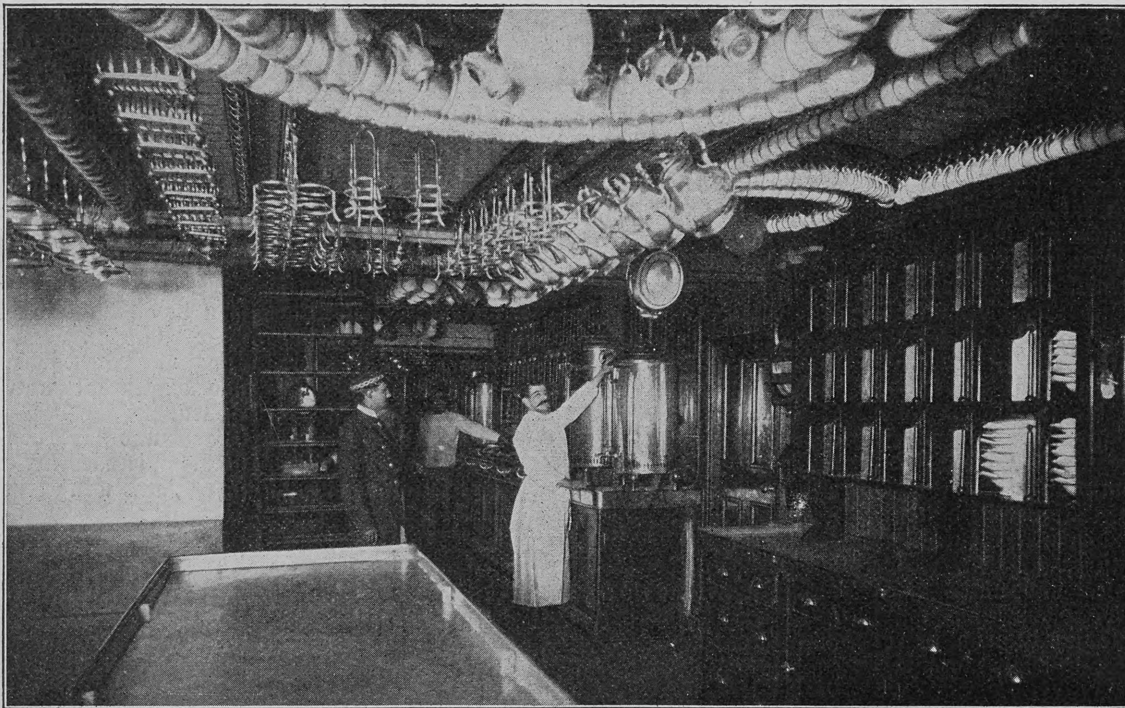


Im Schlafraum der Kaiserzimmer

Auch für den raffiniertesten Sport ist auf den neuen Schiffen gesorgt, um die sonst auf einer weiten Ozeanfahrt beschränkte körperliche Bewegung in ausgiebigerem Maße zu gestatten. Es befindet sich an Bord ein Turnzimmer mit allen Instrumenten der schwedischen Gymnastik. Man kann dort auf hoher See nach Herzenslust in dem mechanisch bewegten Sattel reiten, oder radeln, oder rudern. Die meisten aber ziehen es doch vor, im Eilschritt beständig um das Promenadendeck herumzuwandern: dreimal herum ist immerhin ein Kilometer. Die Zeit geht im Nu vorüber. Ich habe mir von Leuten, die alle zwei Jahre die sechswöchige Seereise von Ostasien nach Bremen hin und zurück machen, erzählen lassen, daß sie sich niemals dabei auch nur einen Augenblick gelangweilt hätten.

Nun kommt der Lunch um ein Uhr. Es ist inzwischen recht heiß geworden und die Punka tritt in Funktion, das ist der große, über jedem Tisch angebrachte Fächer, oder besser ein langer Tuchstreifen, der, von einer horizontalen Stange herabhängend, durch einen Strick von einem Chinesen hin und her gezogen wird.

Nach dem Lunch gehen die Herren ins Rauchzimmer, wo sie den Kaffee trinken und dazu ihre Partie Poker oder Skat spielen. Es gibt nichts Behaglicheres wie so ein Rauchzimmer auf einem Lloyddampfer mit seinen breiten Lederstühlen. Gegenüber der stilvollen Ruhe und den dunkeln Farben, in denen dies Rauchzimmer gehalten ist, macht das Gesellschaftszimmer mit seinen hellfarbigen Seidenmöbeln, seiner künstlerisch-eleganten Ausstattung und dem reichen Gemäldeschmuck einen festlichen Eindruck. Ein Prunkflügel ladet zu musikalischer Unterhaltung ein. Neben dem Gesellschaftszimmer liegt der Damensalon, ein reizendes Boudoir, und das Kinderzimmer, an dessen Wänden Darstellungen aus unsern schönsten Märchen die hier auf See fast immer fröhlichen Kinderaugen ergötzen. Dann gibt es auch ein besonderes Schreibzimmer mit einer ganzen Reihe von Doppelpulten, die, in Nischen angebracht, den Schreiblustigen volle Ruhe gewähren, und es wird nirgends mehr geschrieben als an Bord, denn nirgends kann man ungestörter sich seinen Gedanken hingeben und nirgends hat man, trotz der angenehmsten Gesellschaft, mehr das Bedürfnis, seiner lieben Angehörigen zu gedenken. Ich habe auf der Reise von Neapel nach Port Said einen Herrn (einen Herrn, keine Dame) kennen gelernt, der es zu 150 Ansichtskarten gebracht hat.

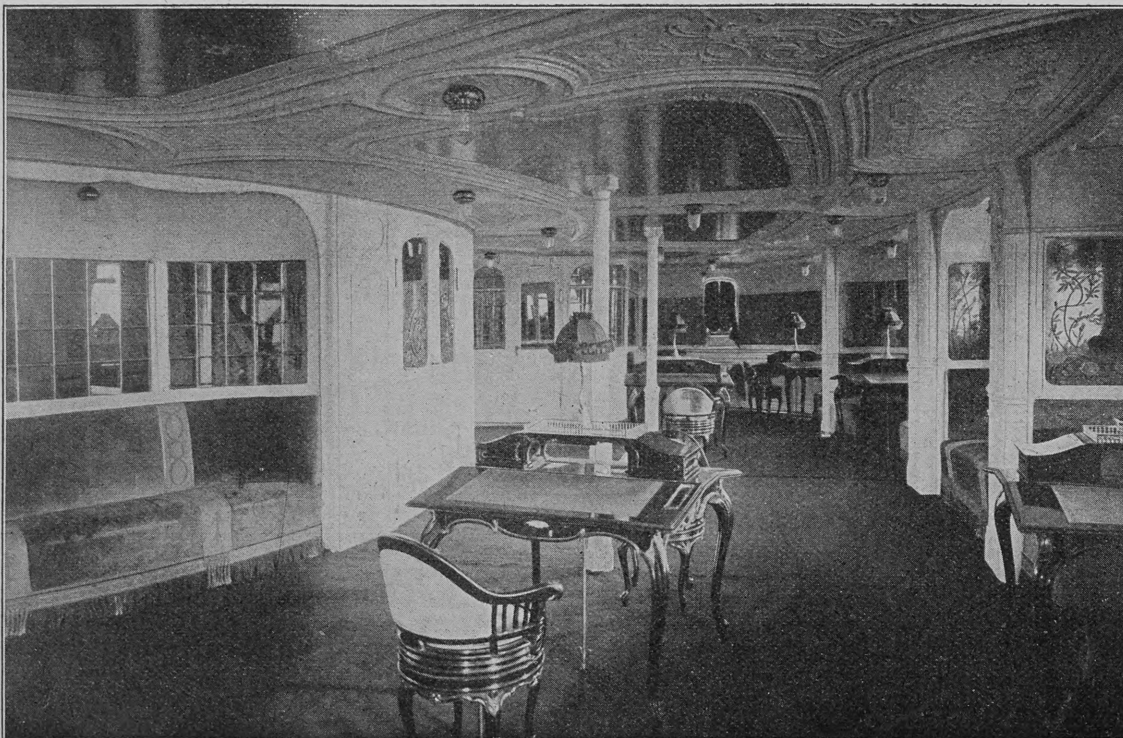


In der Pantry

Damit ist es aber noch nicht genug der allgemeinen Gesellschaftsräume. Auf den neuen Dampfern gibt es auch noch ein „Wiener Café“, in dem nicht geraucht werden darf und wo man abends oft zu theatralischen Aufführungen zusammenkommt. Draußen auf Deck vor dem Wiener Café ist die „Laube“, ein gedeckter, nach der einen Seite hin freier Raum, wo es sich in frischer Luft namentlich am Abend so recht behaglich plaudern und träumen läßt.

Bei dem abwechslungsreichen Leben in all diesen Räumen, die so viel Kunstschätze an ihren Wänden enthalten, daß allein Tage dazu gehören, um sie etwas näher kennen zu lernen, hat sich die Sonne dem Horizonte entgegengeneigt. Nichts Schöneres und Erhebenderes gibt es als ein farbenreicher Sonnenuntergang auf offenem Meere. Auch der naive Beschauer hat dabei die unbewußte Empfindung, daß er sich auf einem Weltkörper befindet, der mit ihm durch den Aetherozean der Himmelsräume eilt. Man ist ja dieser kleinen Menschenwelt so vollkommen entrückt, und auch von der reichen Natur unsrer Erde ist nur noch das allumspannende Meer unsern Augen zugänglich geblieben, die irdische Unendlichkeit. Und der gewaltige Sonnenball taucht in sie hinab. Berührt er den Horizont, so überrascht die Schnelligkeit seiner Abwärtsbewegung: Man sieht deutlich vor Augen, wie die Erde sich um sich selber dreht.

Nach dieser großen Feierstunde der Natur aber müssen wir uns zu einem irdischeren Feste vorbereiten: dem Diner! Das ist ja wirklich ein Prunkmahl, wie es sich selbst der verwöhnteste Gourmand nur selten leisten kann. Es ist begreiflich, daß man, den unantastbaren Gesetzen der Etikette folgend, auch hier an Bord Festkleidung anlegt. Die Herren kommen im Frack oder Smoking, allenfalls ist in den Tagen tropischer Hitze ein weißer Anzug nach Art des Smoking erlaubt, und die Damen kommen in großer Toilette. Das ist oft keine geringe Konzession, die sie dem Brauch machen müssen. Man stelle es sich vor, welche unendlichen Schwierigkeiten es bei auch nur einigermaßen unruhiger See



Der Damensalon der ersten Kajüte

machen muß, in den immerhin doch relativ beschränkten Räumen der Schlafzimmer sich mit dem für einen gewöhnlichen Sterblichen ganz unentwirrbaren Labyrinth eines modernen Ballkleides zu umgeben. Dieser Zwang der großen Toilette ist das einzige, was ich an dem Leben an Bord auszusetzen habe, daran sind wir aber nur selber schuld. Freilich, man kann denen nicht ganz unrecht geben, die uns erklären, in dem prachtvollen Rahmen, den die Architektur und ganze Ausstattung des Speisesaals, der Blumenschmuck der Tafel, die blendende Fülle des elektrischen Lichts, der Glanz des geschmackvollen Service bilden, müsse auch der Mensch, der hier sein Mahl einnimmt, in festlichem Gewand erscheinen, um nicht gegen seine Umgebung gar zu sehr „abzufallen“. Auch liege es in der Natur der Sache, daß ein so internationales Publikum, wie es sich um eine Schiffstafel zusammenfindet, sich auf den gesellschaftlichen Kodex desjenigen Volkes einigen solle, das gewissermaßen das klassische Volk der Weltreisenden geworden ist. Aber so gewiß unter diesen Umständen auch ein guter Deutscher diese Konzession an unsre angelsächsischen Vettern machen darf, unbequem bleibt die Sache, wenn sie rigoros durchgeführt werden soll. Alle Damen habe ich einstimmig darüber bitter klagen hören, aber sie machen es doch nicht anders, und als eine meiner mutigsten Taten verzeichne ich die Kühnheit, mit der ich, wahrhaft Spießruten laufend bis auf meinen Platz, es wagte, in meinem Tennisanzug zu Tisch zu gehen. Ich rechne mich seit dieser Zeit zu den bedeutenderen Reformatoren der Menschheit, denn schon am nächsten Tage hatte ich die hohe Freude, noch zwei andre Herren in ihren Promenadeanzügen erscheinen zu sehen. Es geht also doch. Nur Mut gehört dazu. —

Vom Diner ab herrscht noch lange bis in die Nacht hinein Feststimmung. Wie anders sieht es jetzt auf dem Promenadendeck aus als am frühen Morgen. Da hätte es auch eine Dame, wenn sie sich so früh schon hinaufwagte, nicht übelnehmen dürfen, wenn sie uns Herren in unsern paradiesischen Kimonos antraf. Aber es gleicht sich eigentlich doch alles wieder aus: morgens gehen die Herren und abends die Damen dekolletiert.

Wie viel und wie lange nun noch im Rauchzimmer gekneipt, im Gesellschaftszimmer, an Deck und namentlich in der stillen Laube da hinter dem Wiener Café beim Rauschen des Meeres, bei den silbernen Reflexen des Mondscheins geflirtet wird, davon muß ich hier leider schweigen.

Endlich muß man aber doch seinen Weg zurücksuchen in seine Kabine. Häufig genug soll dabei die merkwürdige Naturerscheinung beobachtet worden sein, daß man das Schiff schwanken fühlt selbst bei der ruhigsten See. —

Der erste Tag ist vorüber, und alle andern verlaufen ebenso vergnügt, wenn es Neptun erlaubt.

So ist das Haus bestellt, das die Kunst des Ingenieurs und die Wissenschaft des Seefahrtswesens über die Meere schwimmen und den rechten Weg finden läßt nach allen fernsten Ländern. Wie dies möglich ist, davon will ich meinen Lesern später einmal einen Begriff zu geben versuchen.



Zeitvertreib an Bord

Zwerge der Urwelt

Naturwissenschaftliche Plauderei

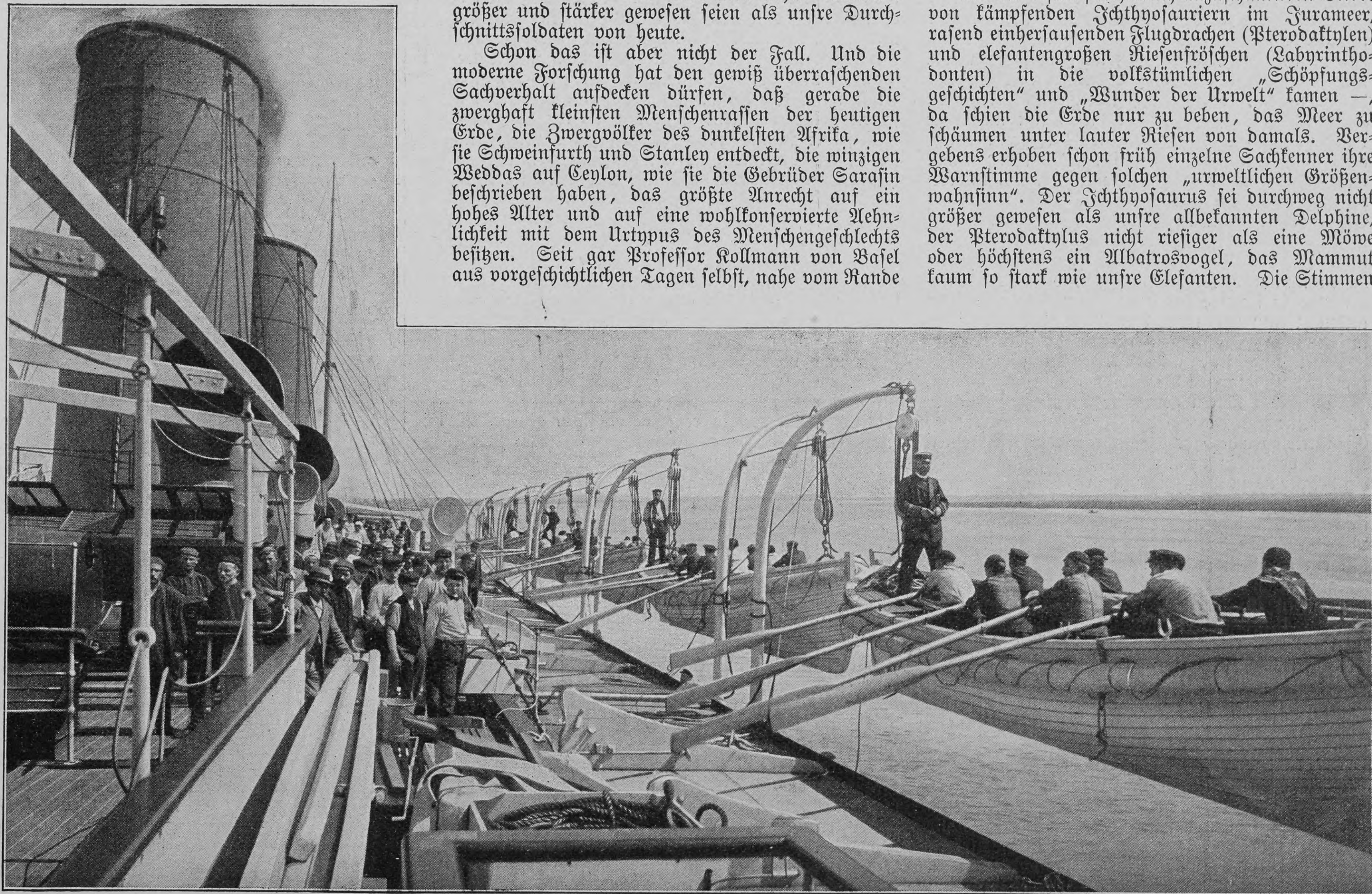
von

Wilhelm Bölsche

Die Vorwelt ist das Reich der Riesen! Dieser Gedanke ist alt. Er wurde zuerst im Völkermärchen auf den Menschen selbst angewandt. Wir Lebenden waren ein kleiner Nachwuchs; je älter die Tage, desto heroischer wurden die Leute; im Grau der Urzeit kämpften haushohe Titanen mit den Göttern. Noch heute lebt das fort in dem gangbaren Glauben, daß die Helden des alten Rom, die Ritter der mittelalterlichen Turniere größer und stärker gewesen seien als unsre Durchschnittssoldaten von heute.

Schon das ist aber nicht der Fall. Und die moderne Forschung hat den gewiß überraschenden Sachverhalt aufdecken dürfen, daß gerade die zwerghaft kleinsten Menschenrassen der heutigen Erde, die Zwergvölker des dunkelsten Afrika, wie sie Schweinfurth und Stanley entdeckt, die winzigen Weddas auf Ceylon, wie sie die Gebrüder Sarasin beschrieben haben, das größte Anrecht auf ein hohes Alter und auf eine wohlkonservierte Aehnlichkeit mit dem Urtypus des Menschengeschlechts besitzen. Seit gar Professor Kollmann von Basel aus vorgeschichtlichen Tagen selbst, nahe vom Rande der Eiszeit, in Schweizersbild bei Schaffhausen die Skelette einer echten oberrheinischen Zwergbevölkerung ausgegraben hat, neigen auch skeptischere Gelehrte dazu, uns statt eines riesenhaften einen sehr bescheidenen Anfang zu geben.

Gleichwohl schien es eine Weile, als sollte die absolute Riesentheorie an einer andern Stelle um so sieghafter gerade mit der neueren Naturforschung durchbrechen. Jenseits des Menschen sollte die Tierwelt durch ein Weltalter gegangen sein, wo sie allgemein wahre Orgien der Größe feierte. Als die ersten Tiernamen sich aus der jungen Geologie wie Schlagworte in das große Publikum hinein verbreiteten: Megatherium, Megalosaurus, alle mit dem griechischen Worte Megas, groß, versetzt — als die ersten fürchterlich anzuschauenden Bilder von kämpfenden Ichthyosauriern im Jurameer, rasend einhersausenden Flugdrachen (Pterodaktylen) und elefantengroßen Riesenfröschen (Labyrinthodonten) in die volkstümlichen „Schöpfungsgeschichten“ und „Wunder der Urwelt“ kamen —, da schien die Erde nur zu beben, das Meer zu schäumen unter lauter Riesen von damals. Vergebens erhoben schon früh einzelne Sachkenner ihre Warnstimme gegen solchen „urweltlichen Größenwahnsinn“. Der Ichthyosaurus sei durchweg nicht größer gewesen als unsre allbekannten Delphine, der Pterodaktylus nicht riesiger als eine Möwe oder höchstens ein Albatrosvogel, das Mammut kaum so stark wie unsre Elefanten. Die Stimmen



Ein Bootsmanöver für den Ernstfall

verhallten. Und als sie eben etwas verstärkt sich Geltung schaffen wollten, kamen die wunderbaren neuen Fundstätten versteinerten Lebens in Nordamerika zutage und lieferten von eng konzentriertem Fleck wirklich Riesengeschlechter, wie sie selbst amerikanischer Reporterhumbug nicht zu erfinden gewagt hätte: den Brontosaurus mit 20000 Kilogramm Gewicht und 70 Fuß Länge, schwimmende Mosasaurier mit weit über 100 Fuß langem Seeschlangenleib, auch echte Flugdrachen mit 20 Fuß Flügelspannweite. Seitdem ist, in Wort und Bild verbreitet, die urweltliche „Gigantomachie“ wieder so populär und scheinbar gesichert, daß der Laie lächelt, wenn man von „urweltlichen Zwergen“ sprechen will. Was er nicht weiß, ist aber folgendes.

Unsre Ueberlieferung aus den vergangenen Epochen der Erdgeschichte, beschränkt auf gewisse versteinerte und versteinerbare Knochenreste und Abdrücke, ist eine außerordentlich lückenhafte. In diesem ungleichen und fragmentarischen Material war aber stets die Wahrscheinlichkeit, erhalten zu bleiben, größer für die Knochen der großen und derben Tiere als für die Leibesteile der zarten, weichen und kleinen. Wo solche Knochen im Gestein zutage kamen, zogen auch noch wieder die größten zuerst die Aufmerksamkeit auf sich, und so füllten sich die ersten Sammlungen fast ausschließlich mit solchen. Im Eise Sibiriens hätten gefrorene Mäuse- oder Spatzenkadaver lange liegen können, ohne daß einer sich darum kümmerte; als aber aus diesem Eise ganze Mammutleichen mit Haaren und Stoßzähnen heraustauten, da wurde selbst der beschränkteste Untertan in der fernsten Ecke von Väterchen Zars Riesenreich unruhig und berichtete an die Behörde.

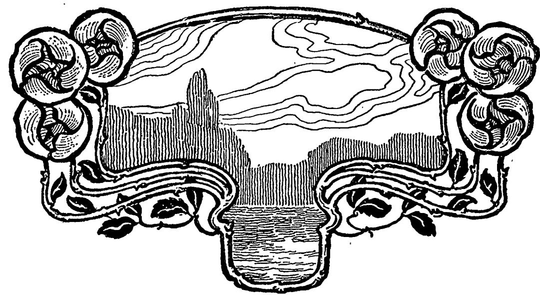
Zweitens aber ist das verhältnismäßig Geringe, das der Geologe überhaupt noch findet von jenen Vorweltsdingen, der durchgesiebte Abhub ungeheuerster Zeiträume, ungezählter Millionen von Jahren, in denen noch viel ungezähltere Generationenfolgen der Tiere über die Erde gezogen sind. Im Verlaufe dieser Millionenfolgen haben nun immer einmal wieder e i n z e l n e Tiergeschlechter es vorübergehend zu gewissen Extremen, Extravaganzen kann man geradezu sagen, der Körpergröße gebracht. Der Trieb zu solcher Extravaganz scheint auf gewissen Punkten der tierischen Entwicklung fast überall gelegentlich bestanden zu haben. Auch heute sehen wir ihn unter den lebenden Formen an verschiedenen Stellen gerade in seiner Hochblüte. Eine solche extreme Riesengestalt ist unter den lebenden Seesäugetieren unser Grönlandwalfisch. Unter den Affen spielt eine ähnliche Rolle der Gorilla, der nach den neuesten Nachrichten in einer Art $2^1/_2$ Meter hoch werden soll. Die Giraffe gehört als Wiederkäuer hierher; wir haben neben ihr noch das lebende Okapi, dessen Hals und Höhe keineswegs dieses fast unsinnige Maximum erreicht haben, obwohl es sonst durchaus auch ein Giraffentier ist. Die afrikanischen Elefanten am Kilimandscharo mit „zweihundertpfündigen Stoßzähnen pro Zahn“, die neuerdings Schillings beschrieben hat, zählen dazu. Von wirbellosen Tieren der Kraken, der Riesentintenfisch. In der Millionenfolge der Erdgeschichtsjahre haben nun auch sonst bald diese, bald jene Tiergruppen so ihren „Tag des Extrems“ gehabt. Vor vielen Millionen war das Volk der Reptilien in gewissen Ordnungen gerade an der Reihe: Produkt sind jene allerdings ganz extravagant schweren und langen Brontosaurier und Konsorten.

Durchweg hatten gerade solche Riesenausläufer aber keine günstigen Chancen im Daseinskampf. Sie unterlagen besonders leicht irgendeinem einzelnen Unheil, versanken in Sumpf und Flugsand, gingen ein bei geringem Nahrungsmangel durch eine Dürre, kurz, sie verschwanden meist rasch wieder. Aber ihre Knochen häuften sich gerade so an gewissen Lokalitäten an. Und war jedes Einzeltier schon fast ein wandelnder Berg, so gab das Grab riesige Katakombenhügel, wie sie an den berühmten Saurierfundstätten in Nordamerika tatsächlich unberührt bis heute liegengeblieben sind und jetzt unsre Museen mit Schaustücken füllen.

Zu keiner Zeit aber sind diese Riesen einmal das Gros der Tierwelt gewesen. Niemals hat eine allgemeine „Riesenzeit“ bestanden, von deren Höhe dann die gesamte Tierentwicklung wieder heruntergesunken wäre. Auch jenen extremsten Kolossen der Urwelt sind in dieser gleichen Urwelt selber schon sehr viel kleinere Vorfahren voraufgegangen, lange, lange Ketten kleiner und ganz kleiner Tiere. Und stets hat neben ihnen zu ihrer Zeit eine Masse kleinerer Verwandten fortbestanden. Ja, diese Kleinen haben meist viel länger weitergelebt als die Riesen. Es gibt heute in den Reihen des Lebendigen auf Erden eine gewisse Zahl von Tiergattungen, die man mit Fug und Recht als „lebende Fossilien“, überlebende Urweltler selbst, bezeichnen kann. Und gerade sie sind merkwürdigerweise unter ihren entfernten Verwandten von heute durchweg keineswegs groß. Ein solcher unveränderter Urweltler, der auf ein paar Millionen zurückschaut, ist der Tapir; er ist kleiner als seine Neffen Nashorn und Pferd. Ebensolche Urweltsreliquien sind die geradezu winzig kleinen Zwergmoschustiere. Klein ist das nachweislich älteste Säugetier unsrer deutschen Heimat: der Igel. Ein wunderbares Tier aus Palästina und Afrika, dessen genaueren Stammbaum wir zwar noch nicht ganz sicher kennen, das aber seinem ganzen Bau und Zusammenhang nach auch nur eine Reliquie aus den grauesten Anfängen des Huftierstammes sein kann, ist der sogenannte Klippschliefer oder Klippdachs, das „Kaninchen in den Felsen“ der Lutherschen Bibelübersetzung. Dieses Geschöpf ist wirklich nur so groß wie ein Kaninchen. Wie sehr aber erstaunte der große Anatom Cuvier, als er seinerzeit feststellen mußte, daß diese Klippschliefer trotz ihrer Pygmäengestalt den ungeschlachten Riesen, den Nashörnern, nahe verwandt seien. Welche Vorstellung: sich ein Nashorn in der Urwelt eingeschrumpft zu denken zur Größe eines Kaninchens! Es sollte der neueren Geologie vergönnt sein, diese ungeheuerliche Vorstellung, die fast das paradoxe Wort von der Maus, die zum Elefanten wird, umkehrt, auf einem kleinen Umwege zur buchstäblichen Wahrheit zu erheben. Unser schönes Roß sowohl wie auch das Nashorn und jener Tapir sind in der Urwelt Sprossen eines und desselben Stammes. Dieser gemeinsame Grundstamm aber führt, wenn auch nicht direkt zu Klippschliefern, doch zu fast oder ganz so kleinen vorweltlichen Ahnenstufen zurück. Im ersten Drittel der sogenannten Tertiärzeit lebten (durch wohlerhaltene Skelette für uns noch erwiesen) winzige „Ururpferdchen“, einige nur noch wie ein Fuchs, die allerkleinsten gar nur mehr wie ein Marder groß. Das kleinste Fohlen von heute würde mitleidig auf sie herabsehen, ein erwachsenes Rhinozeros sie mit dem Tritt eines einzigen Fußes zerquetschen.

Kaum größer als diese Klippschliefer und Kaninchenpferdchen ist aber auch das älteste Säugetier, das (allerdings in vielfach degenerierter Form) überhaupt auf der Erde noch fortlebt: das australische Schnabeltier, das seine Jungen noch in einer Eihülle zur Welt bringt und in seinem Zahnbau beweist, daß es zu den reptilienähnlichen Vor- und Säugetieren der endlos entlegenen Triasperiode noch unmittelbare Beziehungen besitzt. Auch diese ersten Säuger waren klein und glichen Mäusen und Kaninchen, aber nicht Mastodonten und Megatherien; gerade sie erlebten jene Extravaganzzeit der Saurier noch vollständig mit, kletterten als winzige Elfchen auf den Bäumen, unter denen die Brontosaurier einherstapften, ohne damals ihr Liliputermaß selber zu ändern. Aber auch das älteste Reptil selber, das bei uns überlebt, der einzige leibhaftige Ursaurier von heute: das geheimnisvolle Tier Hatteria von Neuseeland, das man anfangs für eine simple Eidechse hielt, bis man es als verschlagenen Gast der noch älteren Permzeit erkannte — es ist kein Brontosaurus und noch nicht einmal ein Krokodil an Größe, sondern noch nicht einen Meter lang im stärksten Exemplar. Die unmittelbar daran anschließenden versteinerten Ur- und Anfangsreptile aus dem Plauenschen Grunde bei Dresden bleiben sogar noch unter dem halben Meter. Mit solchen bescheidenen Maßen setzten die Ichthyosaurier, die Brontosaurier, die Pterodaktylen, die a l l e in der Millionenfolge der Jahre j ü n g e r sind, also selber zuerst ein!

Gerade die letzten Beispiele lehren das Entscheidendste. Die kleinen oder wenigstens mittleren Formen sind jederzeit die Uebergangsformen in der ansteigenden Entwicklung gewesen; sie haben das Amphibium zum Reptil, das Reptil zum Säugetier geführt; auch der berühmte Urvogel Archäopteryx, der vom Reptil zum Vogel vermittelte, besaß nur die Größe einer Taube. Diese kleineren Formen waren die eigentlich bildungsfähigen, während in den großen Extremen der Fortschritt zeitweise brach und erstarrt lag. Mit ihren Zwergen ist die Urwelt emporgestiegen, in ihren gelegentlichen Riesen hat sie pausiert, gespielt, vergeudet. Man nimmt der Vorwelt ihren wirklichen tatkräftigen Kopf- und Handarbeiter, wenn man bloß an die Brontosaurier und Mastodonten denkt. Das räumlich absolut Größte auch an „versteinerter Masse“ aber, was uns überhaupt aus dieser Urwelt überliefert ist, verdanken wir erst recht ihren allerzwerghaftesten Bewohnern. Wir verdanken es der gemeinsamen Arbeit ihrer Korallen und Urtiere, der Arbeit von Geschöpfen, bei denen das Einzelwesen sehr oft geradezu mikroskopisch klein war. Wer die Dolomitalpen mit ihren himmelragenden Zinken, die noch als verwitternde Trümmer wie die Säulen eines wirklichen Titanenschlosses ragen, besucht, der wird auch das kolossalste Beingerüst eines Brontosaurus wie ein Spielzeug daneben empfinden. Und doch steht auch er vor tierischer Urweltsleistung: enormen Korallenriffen jener Triaszeit, die einst fleißige Tiere in rascher Generationenfolge — winzig kleine Tiere! — aufgemauert haben. Noch kleinere Urweltwesen, die nur das Mikroskop enthüllt, bilden die schönen weißen Kreidefelsen Rügens. An solcher Stelle, wo das Tierleben der Urwelt „gebirgsbildend“ auftritt, Berge aufgetürmt hat, die den Titanen der Sage zu schwer gewesen wären, wird die Macht des „Kleinen“ in der Weltgeschichte überwältigend. Der Riese tritt zurück — und wir erinnern uns, daß in dem Häufchen grauer Hirnsubstanz unter einem kleinen Menschenschädel die ganze geistige Persönlichkeit Goethes Raum gefunden hat — Raum und Kraft, um auf Jahrtausende die menschliche Kultur entscheidend zu beeinflussen. Diese ganze Person lag aber einst sogar in einer einzigen Zelle. In einer einzigen ersten Zelle kann das gesamte Leben der Erde einmal gesteckt haben. Einer mikroskopisch winzigen Zelle! Hier setzt die wahre Größe der Natur ein, gegen die der extravagante Fettleib des Brontosaurus mit seinen 20000 Kilogramm Gewicht nur als der häßliche Spuk eines verlorenen Moments erscheint. Es ist mit diesen lebendigen Größen wie mit den rein mechanischen. Die Natur wirkt gelegentlich auch mit stürmischen Katastrophen, die den Eindruck eines dramatisch zugespitzten Gigantenkampfes der Elemente machen. So haben wir in diesem Jahre die Eruption des Vesuv, das Erdbeben von San Francisco erlebt. Aber die wirklich schaffenden wie zurückgebenden Kräfte liegen nicht hier, heute so wenig wie in der Urwelt. Sie liegen bei einer unendlich stillen, aber unendlich zähen Tätigkeit wie der des fallenden Tropfens, der endlich Gebirge abträgt. Wer diesem Tropfenfall zu lauschen versteht, der erlebt das Weltdrama, und er lächelt über das Feuerwerk der Katastrophe, das doch nur einen Moment rot bestrahlt, wie er über den Brontosaurus, unter dem der Boden nachdonnert, lächelt gegenüber dem ungeheuern Schritt der wahren Weltgeschichte: der Entwicklung.



In meiner Heimathalde

Sterben und Verderben
Hat herben Ton.
Tausend Vögel sterben —
Weiß kein Mensch davon.

In meiner Heimathalde
Will ich begraben sein.
Da lieg' ich, nicht weit vom Walde,
Mit meinem Stab allein.

Meinem Wanderstabe
Macht der Märzwind kalt und heiß —
Dann sproßt aus meinem Grabe
Ein frisches Buchenreis.

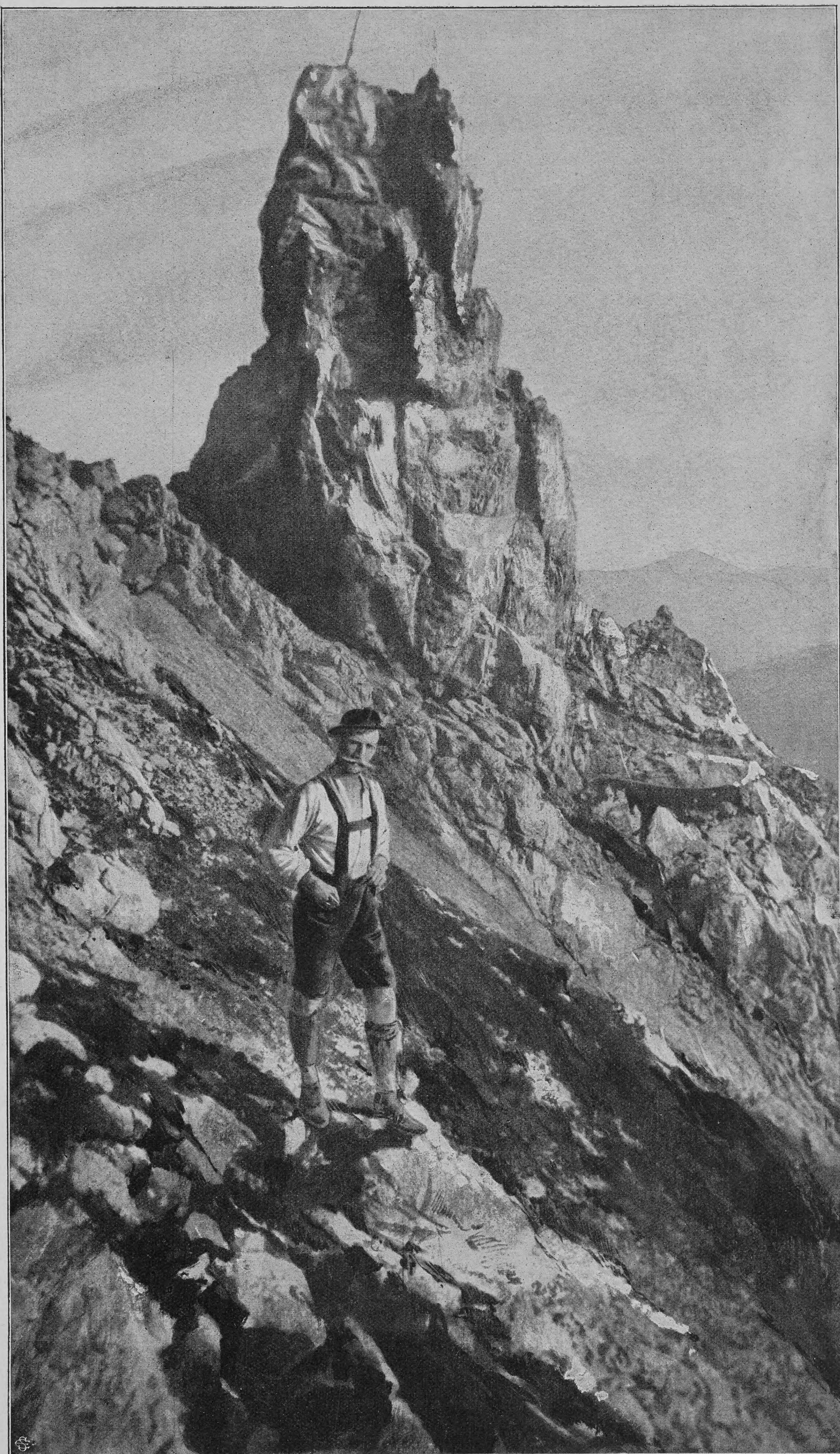
Es lehnt sich an den Felsen
Und wird ein rechter Wald,
Buchfinken und Bachstelzen
Ihr liebster Aufenthalt.

In die seidnen Blätter
Steigt mein leichtes Wanderblut,
Gut und böses Wetter
Schaukel ich wohlgemut.

Und fährt mir in die Krone
Ein brüderlicher Strahl —
Ich bitt' nicht lang: verschone —
Und sterb' ein zweites Mal.

Dann wird meine Asche wehen,
Von Gottes Hauch entsühnt,
Und ewig auferstehen,
Sooft die Erde grünt.

Martin Lang



Zum Aufsatz auf den nächstfolgenden Seiten

Frau Hitt. Nach einer Aufnahme von M. Peters

Ein Besuch bei Frau Hitt

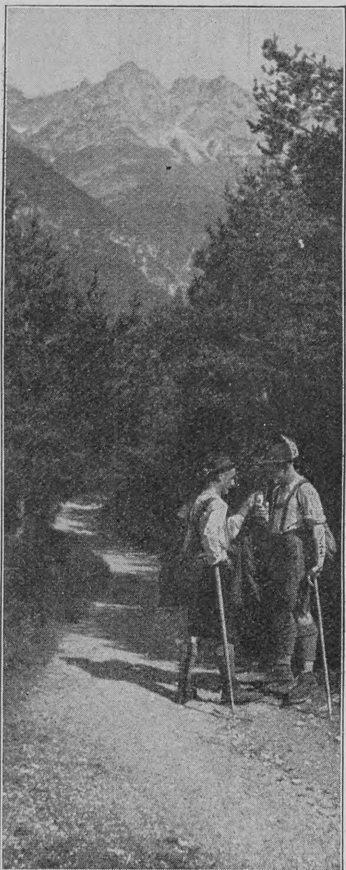
Von

Louis Humpeler-Innsbruck

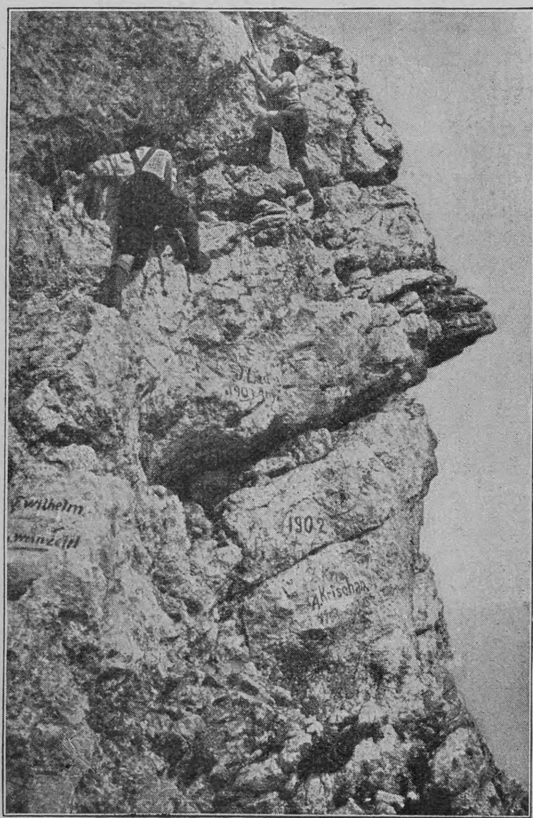
(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von M. Peters in Innsbruck)

„Und droben sitzt, ein Bild von Stein,
Frau Hitt im Donnergeroll
Und schaut, umzuckt von der Blitze Schein,
Ins Land so grausenvoll.“

Wer kennt nicht das Wahrzeichen Innsbrucks, jenes stolze Felsgebilde der Nordkette? Wohl jeder, der zum erstenmal diese Stadt betritt, blickt neugierig hinauf zur sagenumwobenen, weitberühmten, aber auch berüchtigten Frau Hitt. Herrlich ist sie anzuschauen, wenn sie erglänzt im Morgensonnenstrahl, lieblich, wenn das scheidende Tagesgestirn zum letzten Male ihren Scheitel küßt, grausig aber, wenn droben das Gewitter tobt, das Rollen des Donners ihre Grundfeste erzittern macht und grelle Blitze ihr Haupt umzucken. Sie ist ein kokettes Weib, das die Kletterlustigen geradezu herausfordert, sich mit ihr zu messen. Wie die meisten Frauen hat auch sie ihre schwache Seite, und das ist der gewöhnliche Aufstieg, von uns die „Wendeltreppe“ oder „Altweiberweg“ genannt. Doch noch andre Aufstiege gibt es, so der „Alpenklub-Einstieg“, der „Delagoweg“ und der schwierigste, der „Rennerkamin“. Hier entfaltet sie ihre ganze Schönheit, und wehe dem, der hier gegen ihre weiblichen Reize nicht gefeit ist! Dann heißt's von ihm: „Und wo der Tritt und Griff ihm fehlt, da stellt zur rechten Zeit der Flug sich ein.“ Mancher hat schon daran glauben müssen — zerschmettert



Auf dem Wege zur Frau Hitt

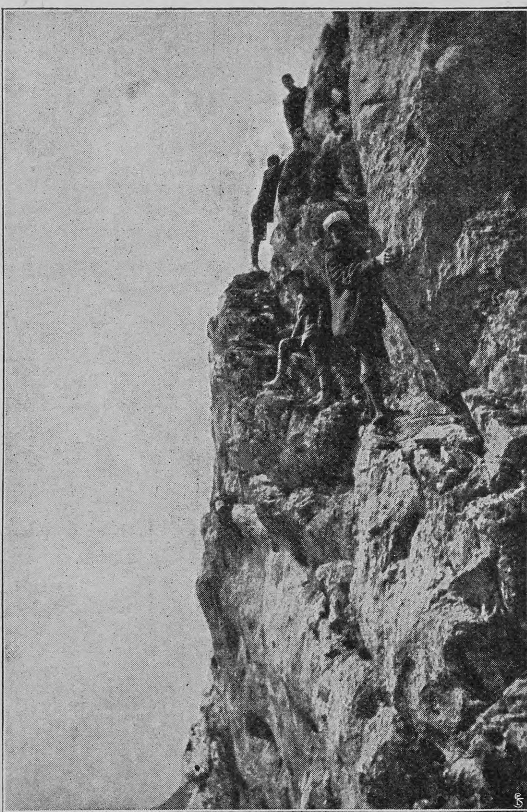


Der „Alpenklub-Einstieg“

liegt er im öden Kar, und höhnisch lacht das steinerne Riesenweib ihm nach. Schon oft hab' ich ihr den Schuh glücklich auf den Nacken gesetzt, doch einmal hätte sie mich beinahe abgeschüttelt, und das kam so:

Der Frühling war erst vor kurzem ins Land gezogen, als ich mich mit zwei Bekannten aufmachte, der Frau Hitt den ersten Besuch in diesem Jahre abzustatten. Es war Ende April. Wir wanderten gemächlich an einem schönen Nachmittag durch die Höttingergasse, an der Kirche vorbei bis zum Wallfahrtskirchlein „Höttingerbild“. Dort bogen wir rechts ab und erreichten bald den „Gramartboden“, einen vielbesuchten Ausflugsort der Innsbrucker. Von hier wendet sich der Weg direkt aufwärts und mündet in einen Saumpfad, bekannt unter dem Namen „Roßfalle“. Es geht von dort noch ein bequemerer Weg in großen Serpentinen zur „Höttinger Alm“ (1480 Meter). Wo man auch wandern mag, immer hat man die stolze Gestalt der Frau Hitt vor Augen.

Es war schon spät geworden, als wir bei den Almhütten ankamen, aber eine herbe Ueberraschung erwartete uns. In solchem Zustande hab' ich wohl noch keine Almhütte getroffen. Keine Tür, kein Fenster, kein Tisch, kein Stuhl — rein nichts; der Herd war demoliert und, o Jammer, nicht einmal Holz! Endlich nach langem Suchen fanden wir ein paar Stücke; sie waren zum Teil noch naß, und so kostete es manchen Schweißtropfen und manche Träne, die der Rauch verursachte, bis ein lustiges Feuer aufflackerte, an dem wir uns einen warmen

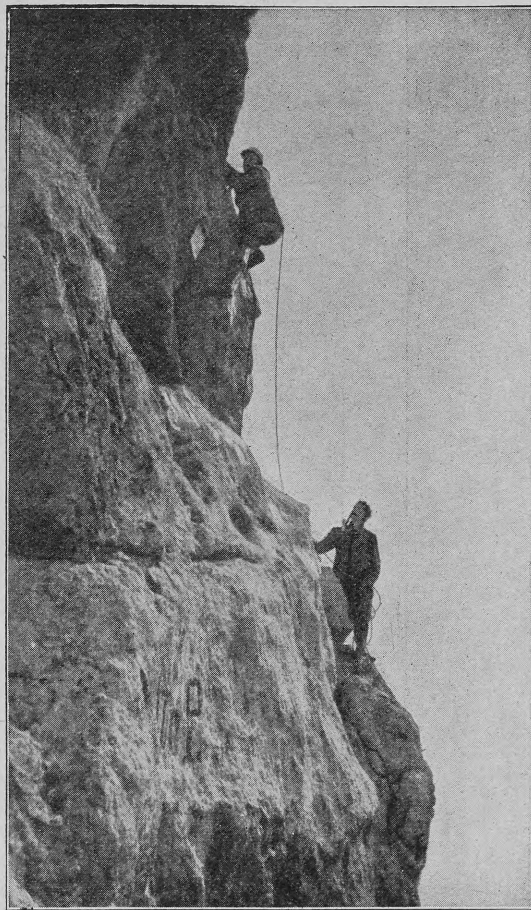


An der Wendeltreppe

Abendimbiß bereiteten. Dann rauchten wir unser Pfeifchen und legten uns ums Feuer, so daß wir auf der einen Seite halb gebraten wurden, während es uns auf der andern Seite fror. Unter solchen Umständen war natürlich an Schlaf nicht zu denken. Wir vertrieben uns deshalb die Zeit, so gut es ging.

Endlich ist's vier Uhr geworden. Schnell noch einen Schluck Tee getrunken, und dann stürmten wir über den Almboden hinauf, am Almkreuz vorüber, in eine Lawinenrinne, die bei den sogenannten „Gufeln“ (stark überhängende Felsen) ihren Anfang nimmt. Wir hatten vor lauter Eile gar nicht auf ein heranziehendes Gewitter geachtet, und so bemerkten wir es erst, als wir auch glücklich schon mitten drin waren. Plötzlich fingen die Pickel an zu surren; so schnell wir konnten, legten wir sie und alles, woran Eisen war, weg und flüchteten unter einen Ueberhang. Und da brach auch schon das Gewitter in seiner ganzen Gewalt los. Schlag auf Schlag folgte nun, und jeder Blitz, der in die Felsen fuhr, machte unsre Nerven erschüttern, fürchterlich rollte der Donner und weckte in den Wänden tausendfaches Echo. In wenigen Minuten war alles tief mit Schnee bedeckt.

So schnell wie das Unwetter gekommen, so schnell war es auch wieder verschwunden. Wir suchten unsre Hüte, Schuhe und Pickel zusammen und wateten im Neuschnee weiter. Frau Sonne schaute



Das Gipfelwandl

auch wieder hinter den Wolken hervor und machte uns noch gehörig warm. Es gingen infolge der Hitze an diesem Tage eine Menge Lawinen nieder, die uns oft in Gefahr brachten. Doch kamen wir ohne Unfall am Fuße der Figur an. Nicht weit davon ist ein Felstürmchen. Nachdem wir diesem noch einen Besuch abgestattet hatten, machten wir's uns bequem und sorgten fürs leibliche Wohl. Während nun die andern sich „nur ein Viertelstündchen“ niederlegten, zündete ich mir meine Pfeife an und stieg etwas höher hinauf, um die Aussicht besser genießen zu können.

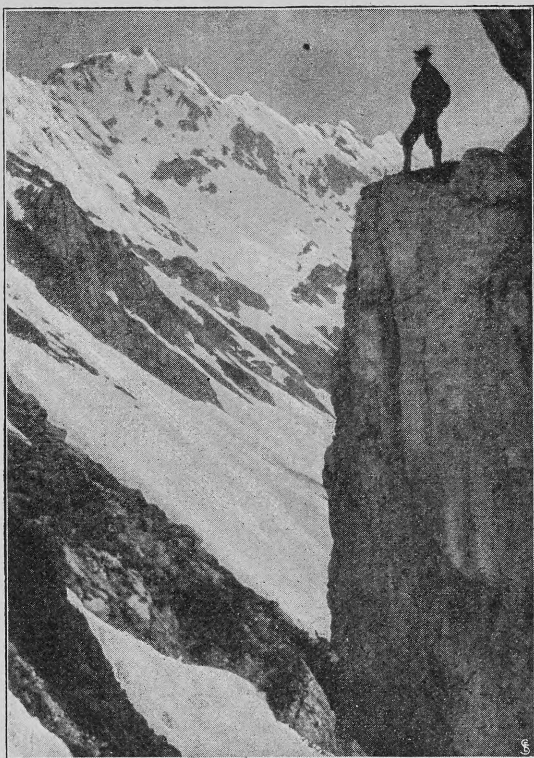
Ganz still ist's da heroben in der erhabenen Einsamkeit, kein Laut in der Runde, nur das Ticken der Taschenuhr kann man vernehmen. Diese friedliche Stille greift gar mächtig ans Herz. Horch, da drüben poltert ein Stein in die Tiefe — dann ist's wieder totenstill. Es war wie ein Pulsschlag des Gebirges.

Vor mir ragt in dämonischer Schönheit der Riesenleib der Frau Hitt empor. Gegen Osten ist die Aussicht begrenzt durch die wild aufragenden Sattelspitzen, im Norden erblickt man das Gipfelmeer des Karwendels und Wettersteins und weiter bis zur bayrischen Hochebene. Im Westen ragen die furchtbar zerrissenen Nordwände des hinteren und vorderen Brandjochs empor. Am schönsten ist die Aussicht nach Süden. Da sind die Zillertaler, der Tuxer Hauptkamm, die Serles, der Habicht, die zerklüfteten Kalkkögel, die Dolomiten Nordtirols, und dahinter schimmern im Sonnenglanz die herrlichen Stubaierferner. Unten liegt die Stadt und das herrliche Inntal, die vielen Ortschaften, Schloß Amras und das Mittelgebirge. Da drunten ist Lärm und Streit, hier oben Friede und Ruhe!

Ein fröhlicher Juchzer weckte mich aus meinen Betrachtungen. Der schwere Kampf begann. Schnell waren die „Genagelten“ mit den Kletterschuhen vertauscht, alles Unnötige weggelegt, das Seil umgehängt, und los ging's.

Wir wählten den schwierigsten Aufstieg, den „Rennerkamin“. Die untere Hälfte ist verhältnismäßig leicht, erst später kommt das schwierigste Stück, die sogenannte „Mäusefalle“. Es ist da ein großer Block eingezwängt, über den man sich hinaufschwingen muß. Ich probierte zuerst, ob er wohl fest war, und schlang dann das Seil darum. Ich versuchte nun, so gut es ging, hinaufzustemmen, doch es ging nicht, es ging halt nicht! Plötzlich merk' ich, daß meine Kräfte mich verlassen; ich ruf' hinunter: „Marl, ich kann nicht mehr!“ Zufällig erwisch' ich noch einen Griff, an dem ich mich halten kann. Mein Freund stürmt herauf und ergreift das andre, frei herabhängende Seilende, da — Herrgott — der Block gibt nach, er kippt um, und schon sehen wir uns im nächsten Augenblick hinuntergerissen in die Tiefe; aber, Gott sei

Dank, saust der Block hart an uns vorüber, schlägt vor meinem Freund das Seil durch und zerschellt, so daß ein Stück ihm noch gerade die linke Hand zerquetscht, und verschwindet in der gähnenden Tiefe, während die beiden Seilenden frei herabhängen. Schreckensbleich starren wir hinunter; hätte der Block das Seil nicht durchschlagen, so lägen wir jetzt zerschmettert unten und eine dritte Tafel würde die Figur zieren. Wir steigen nun aus dem Kamin heraus auf die sogenannte „Schulter", wo das Gipfelwandl ansetzt, und erholen uns allmählich von dem ausgestandenen Schrecken.



Bei den Gufeln

Das nun folgende Stück, das Gipfelwandl, erfordert gute Muskeln. Auf dem Bilde ist die Tafel sichtbar, worauf zu lesen ist, daß hier Otto Ortner abgestürzt ist — ein ernstes „Memento mori". Glücklich kamen wir über dasselbe empor, dann noch durch ein kurzes Kamin, und endlich stehen wir auf dem Gipfel, den eine Stange mit dem Tiroler Adler ziert (2272 Meter). Es war ein heißer Kampf, schwer ist er uns geworden, aber gesiegt haben wir doch!

Gar viele Menschen halten es für Torheit, den gefährlichen Weg zu nehmen, während gar nicht weit davon ein leichter zum gleichen Ziele führt. Aber allen diesen fehlt, wenn ich so sagen darf, das ethische Moment des Bergsteigens. Solchen Menschen ist die Anstrengung als solche kein Genuß, sie haben keine Freude an der bloßen Ueberwindung von Schwierigkeiten. Aber gerade das ist es, was den wahren Bergsteiger anspornt. Die Stunden der schweren, harten Arbeit sind gar bald vergessen, aber die Minuten des reinsten und schönsten Glückes haften für immer im Gedächtnis.

Manch kecken Juchzer und manches fröhliche Lied ließen wir auf der luftigen Spitze erschallen. Doch bald drängte die Zeit zum Abstieg. Nachdem wir uns über das Gipfelwandl abgeseilt, gelangten wir wieder zur „Schulter". Von da klettern wir nicht durch den „Rennerkamin" hinunter, sondern wählen den sogenannten „Alpenklub-Einstieg". Am Ausgang desselben ist eine Mosaiktafel angebracht zum Andenken an Hugo Ascher, der hier abgestürzt ist.



Die Brandjochspitzen, von der Frau Hitt aus

Am Nordfuße der Figur befindet sich ein kleiner See, der Frau-Hitt-See genannt. Als wir ihn passierten, schwammen noch Eisschollen darin umher, und er war so klein, daß er nicht einmal zu einem Fußbad für die Frau Hitt ausgereicht hätte.

Durch eine Lawinenrinne fuhren wir nun ab und kamen naß bis auf die Haut auf der Alm an, wo wir am Feuer dann unsre Kleider trocknen konnten.

Allmählich begann es zu dunkeln. Von der Stadt herauf tönt der Abendglockenklang. Langsam kriecht das Abendrot an den Bergen hinauf, bis es endlich erlischt.

Einen letzten Blick werfen wir noch hinauf zur stolzen Frau Hitt, dann steigen wir hinab zur Stadt.

Wie Pedro Caballero ein Einbrecher wurde

Eine spanische Dorfburleske

von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor

„Und das sag' ich dir, Pedro, wenn du noch einmal Dummheiten machen willst, dann mach sie wo anders! Hier halt' ich jetzt die Augen auf und passe dir auf die Finger; meinen Blicken bleibt nichts verborgen."

Er nahm einen tüchtigen Schluck aus seinem Glase, wischte sich den Schnauzbart, zog die buschigen Brauen seines Nilpferdangesichtes zusammen und blickte den erst seit wenigen Tagen aus dem Gefängnis Entlassenen selbstbewußt und überlegen an.

‚Solch ein Esel!' dachte Pedro bei sich, er hütete sich aber wohl, diesem gefährlichen Gedanken Ausdruck zu geben, ‚er bildet sich wohl was auf seinen gelben Kragen und seinen Krötenspieß ein? So einem aufgeblasenen Stadtpolizisten ist der Pedro noch allemal über.'

Laut aber sagte er — und er schaute dabei bescheiden und demütig in das vor ihm stehende, fast schon geleerte Gläschen:

„Herr Polizeisergeant, der Gebrannte scheut's Feuer; meine Strafe habe ich verbüßt, und ich will nun ein ehrlicher Kerl werden und bleiben. Sonst — wenn ich Lust dazu hätte" — er hob das Antlitz und eine gewisse trotzige Schadenfreude leuchtete aus seinen Augen, während es um seine Lippen spöttisch zuckte — „ich würde auch Sie hinters Licht führen, und es sollte Ihnen doch schwer werden, den Pedro auf der Tat zu ertappen."

„Großmaul!" wetterte der Mann der heiligen Hermandad, der sich durch das leise Gelächter der in der Schenkstube versammelten und der Unterhaltung lauschenden Bauern schwer gekränkt fühlte, „du scheinst dir immer noch nicht genügend klarzumachen, mit wem du's jetzt zu tun hast, sonst würdest du das Renommieren fein bleiben lassen. Das aber merke dir: ich behalte dich im Auge, und wenn dich einmal wieder der Hafer stechen sollte, und du unternimmst etwas, was Sonne und Licht zu scheuen hat, bei meiner Seele, ich fasse dich in flagranti, wie die Herren Juristen sagen, oder ich will nicht der Sergeant Villegas heißen!"

Der dicke, ehrgeizige Herr war vor Aerger blaurot geworden, stand auf, warf seine Zeche auf den Tisch und verließ, protzig aufstapfend und den Pedro mit einem halb feindlichen, halb verächtlichen Blicke streifend, die Gaststube des Dorfwirtshauses.

Die Bauern guckten ihm schweigend nach, indem sie sich heimlich mit den Ellbogen anstießen; wie er aber draußen war, da lachten sie laut auf und riefen dem Pedro zu:

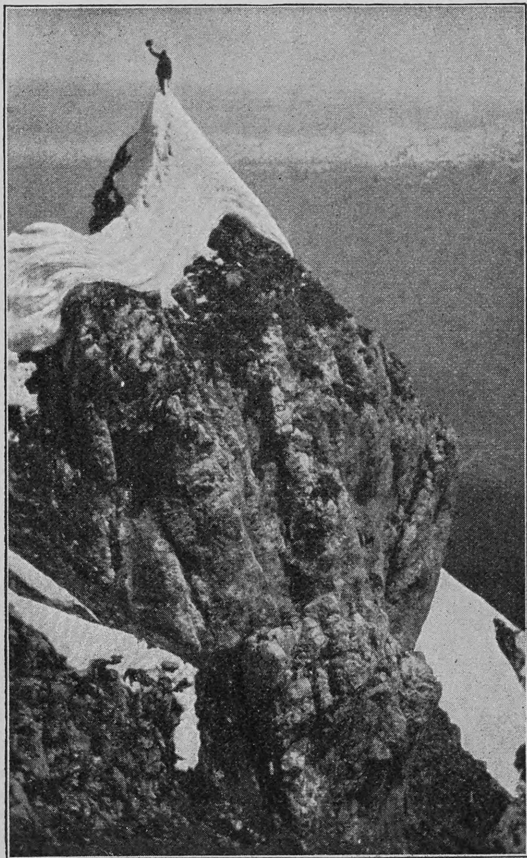
„Nun weißt du's, Pedro, vor dem nimm dich in acht; der hört einen Floh im Bette niesen."

„Ja," meinte Pedro, „das ist einer von den Neumodischen, welche die Weisheit mit Löffeln gefressen haben; wenn ich ihm einmal eine Nase drehe, wollt ihr mir dann eine Buttel Wein spendieren?"

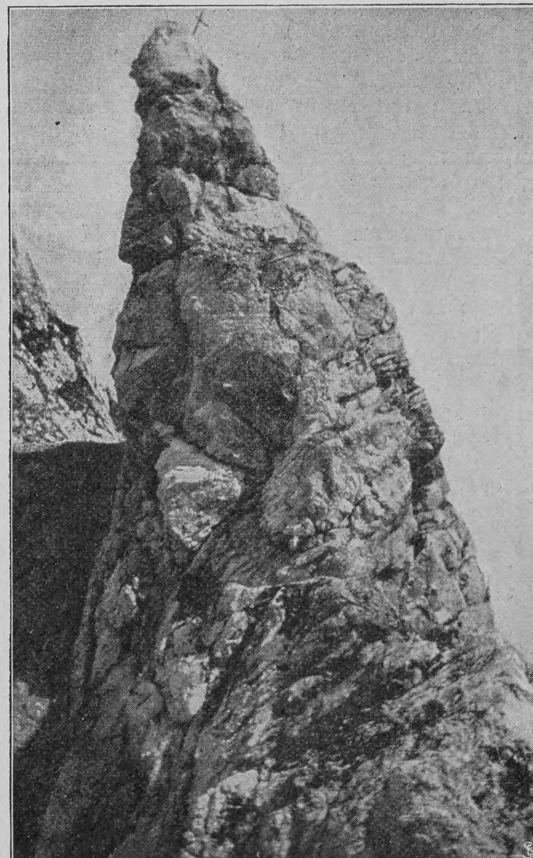
„Na, das mag gelten," sagten lächelnd die Bauern, die in dem Umstande, daß Pedro wegen eines Forstfrevels ein paar Wochen hatte brummen müssen, nicht gerade eine Schande für den Bestraften erblickten, „aber sei vernünftig und laß dich lieber mit dem aufgeblasenen Kerl nicht ein; daß er ein Dummkopf ist, das wissen wir auch ohne dich, das brauchst du uns nicht erst zu beweisen."

Der Pedro brummte etwas Undeutliches in den Bart und stand auf, um die Posada zu verlassen.

Draußen schien die helle Mittagssonne. Wie der Pedro die Dorfstraße entlang ging, die Richtung nach dem Nachbardorfe, wo er wohnte, innehaltend, kam er bei der Kirche vorbei. Die Kirche



Ein kecker Juchzer



Frau Hitt

stand links am Wege, umgeben von dem mit steinernen und hölzernen Kreuzen dicht besetzten Friedhof; rechts am Wege, ihr gegenüber, stand das Pfarrhaus. Ein Gedanke schoß dem verärgerten Knechte durch den Sinn, ein böser, rachsüchtiger Gedanke; er suchte ihn zu verscheuchen und schritt schneller aus, um dem Orte der Versuchung zu entfliehen. Am Ausgange des Dorfes, wo er wieder freie Aussicht nach allen Seiten gewann, sah er den Villegas, der auf einer rechts abbiegenden Straße mit plumpen, schwerfälligen Schritten sein dickes Bäuchlein nach der nahen Stadt trug. Aufs neue kochte in ihm der Groll empor, und halblaut, aber entschlossen murmelte er:

„Und ich tu's doch! Ich will den Esel einmal gründlich ärgern."

Der Pedro hatte einen guten Freund, den lahmen Basilio, einen schlauen und verschmitzten Schlingel, der zwar noch nie mit dem Gesetze in Konflikt geraten, aber immer dabei war, wenn es galt, der hohen Hermandad eine Nase zu drehen. Mit diesem Freunde und Gefährten so manchen Abenteuers hatte nun der Pedro in der nächsten Zeit mehrfache geheime Unterredungen.

Eines Tages erhielt der Alguacil Villegas einen Brief ohne Unterschrift, worin ihm mitgeteilt wurde, daß am nächsten Sonntag um Mitternacht, wo die Dorfbewohner, vom Wein überwältigt, wie die Murmeltiere zu schlafen pflegten, von einem verwegenen Gesellen ein Einbruch in das Gotteshaus in X. geplant sei. Er würde sich schon denken können, wer der Nichtswürdige sei, der den geweihten Ort so schnöde schänden wollte; die Briefschreiberin hätte vergebens versucht, den Verbrecher von seinem Vorhaben abzuwenden; jetzt, vom Gewissen getrieben, verrate sie es der Polizei, damit diese ihre Vorkehrungen treffen könne.

Villegas triumphierte. Hier war ja ein Weg gewiesen, auf dem er dem unverschämten Pedro die eigne Ueberlegenheit beweisen und sich zugleich seinen Vorgesetzten, die bisher keine besondere Meinung von seinen Leistungen gefaßt hatten, als schlau und schneidig empfehlen konnte. Er steckte das Brieflein vorsichtig in seine Tasche, sagte keinem Menschen ein Sterbenswörtlein von dessen Inhalt und erwog die ganze Woche über, wie er gegen den frechen Einbrecher mit Erfolg vorgehen sollte.

Der Ehrgeiz ist eine schöne Sache; wenn er aber nicht ganz gefestete Naturen packt, so ist er ein Irrwisch, der sie leicht in den Sumpf lockt. Hätte der brave Villegas das Brieflein seiner vorgesetzten Behörde übergeben und dieser die weiteren Anordnungen überlassen, er würde sich wahrscheinlich manche Demütigung und manchen Rippenstoß erspart haben.

Der Sonntag war angebrochen, und dem ehrgeizigen Alguacil schlug vor Erwartung das Herz bis an den Hals. Gegen Abend schlich er in einen Barbierladen, wo er sich seinen struppigen Schnauzbart bis auf die letzte Borste abnehmen ließ. Sein dickes, aufgedunsenes Gesicht erinnerte jetzt mehr als je an das eines Nilpferdes; kein Mensch würde ihn wieder erkannt haben. Nichtsdestoweniger drückte er sich auf allerlei Umwegen nach Hause, um jede Begegnung mit einem Bekannten zu vermeiden. In seiner Wohnung angelangt, vertauschte er seine Uniform mit einem schäbigen Zivilanzuge, steckte einen geladenen Revolver in die Hosentasche, goß ein Wasserglas Alicante hinter die Binde und verließ nun, neugestärkt und zu jeder Heldentat im Dienste der Menschheit entschlossen, sein Haus, um sich nach dem nahen Kirchdorfe zu begeben.

Es war ziemlich dunkel geworden; der sonst weithin sichtbare Kirchturm des Dorfes, dem der Wanderer zustrebte, war in dem nebligen Dämmer der hereinbrechenden Nacht kaum noch zu erkennen.

Ein Bauer, der aus der Stadt heimkehrte, ging ausgiebigen Schrittes bei dem nur mühsam vorwärts keuchenden Villegas vorüber, und als er vorüber war, wandte er noch einmal den Kopf, um den in seiner Vermummung Unkennbaren mit schnellem Blicke zu mustern.

‚Teufel!‘ dachte Villegas verdrießlich, ‚der Esel hat mich am Ende erkannt und wird nun mein Kommen verraten.‘ „He, he! Herr Nachbar!" rief er dem Bauer nach, „auf ein Wort!"

Der Angerufene blieb stehen und ließ den andern an sich herankommen.

Villegas fühle den Beruf in sich, jetzt besonders würdevoll und amtlich-geheimnisvoll aufzutreten.

„Es bereiten sich heute wichtige Dinge in euerm Dorfe vor," hub er großsprecherisch an; „Ihr dürft es niemand sagen, daß Ihr mir begegnet seid. Kann ich darauf rechnen?"

Der schlaue, mißtrauische Bauer, der immer noch keine Ahnung hatte, wer da eigentlich mit ihm sprach, den es aber auch anderseits durchaus nicht gelüstete, mit dem dicken, starken und ihm wahrscheinlich überlegenen Strolche Händel anzufangen, glaubte am klügsten zu handeln, wenn er jede Frage der Neugier unterdrückte und scheinbar auf den sonderbaren Wunsch des Unbekannten bereitwillig einging.

„Darauf könnt Ihr Euch schon verlassen," beeilte er sich voll heuchlerischer Gemütlichkeit zu erwidern, „über meine Lippen kommt kein Wort."

„Nun, das wollte ich Euch auch geraten haben," schnarrte Villegas drohend — ihm schlug schon wieder der Polizist in den Nacken —, „und nun macht, daß Ihr heimkommt; ich brauche keine Gesellschaft."

Der Bauer ließ sich das nicht zweimal sagen, er schritt zu, als ob ihm der Teufel auf den Fersen wäre.

‚Wenn der nicht etwas Böses vorhat, dann will ich nicht christlich getauft sein,‘ dachte er im eiligen Weitergehen. ‚Aber warte nur, Brüderchen! So dumm, wie du meinst, bin ich denn doch nicht — wir wollen dir schon aufpassen.‘

Noch bevor Villegas das Dorf erreicht hatte, war das Bäuerlein schon in der Stube des Dorfältesten und trug dem Ortsgewaltigen sein Erlebnis und seine Befürchtungen vor.

„Hm, hm!" machte der Herr Corregidor, und er zog sinnend und bedrohlich die Augenbrauen zusammen, „das ist am Ende der Einbrecher gewesen oder einer von seinen Spießgesellen. Das Gerücht scheint denn doch nicht unbegründet zu sein."

„Welches Gerücht?"

„Nun, es geht das Gerede im Dorfe, heute nacht sollte unsre Kirche beraubt werden. Ich habe das nur für leeres Spinnstubengeschwätz gehalten, denn die Spitzbuben pflegen doch sonst nicht ihre Besuche vorher anzumelden; aber hol' mich der Teufel! Nun scheint doch was Wahres an der Sache zu sein. Wir müssen unsre Vorkehrungen treffen, Gevatter Juan! Ich rechne auf Eure Unterstützung."

„Ja, was sollen wir aber tun? Es ist schon nachtschlafende Zeit; und den Villegas können wir nicht mehr holen lassen — — —"

„Ach was, den Villegas!" unterbrach ihn der Dorfälteste verächtlich, „der Dickwanst würde uns gerade was nutzen! Nein! Selbst ist der Mann! Wir bewaffnen uns und stellen uns auf die Lauer!"

„Wir zwei beide nur?" klang es kläglich zurück. „Bedenket, Herr! Wir könnten es mit einer ganzen Räuberbande zu tun kriegen."

„Wohl bedacht!" stimmte der Aelteste bei, „deshalb schlage ich vor, wir sagen es noch dem Posadero und dem Stellmacher — das sind ein paar handfeste Gesellen."

Der Bauer faßte neuen Mut.

„Ja, wenn die beiden mitmachen, dann bin ich auch dabei."

„So geht, Gevatter Juan, und sagt es ihnen! Jedermann gut bewaffnet; Rendezvous um zehn Uhr auf dem Kirchhofe! Und vor allem: gegen jeden Nichteingeweihten strengste Verschwiegenheit!"

Als der Polizist Villegas endlich keuchend und schweißtriefend das Dorf erreichte, schlug es vom Kirchturm drei Viertel auf Zehn. Das Dorf war wie ausgestorben; nur von der Posada her, wo noch getanzt wurde, klangen die Töne einer Gitarre und gelegentliches Jauchzen und Lachen. Villegas horchte eine Weile in der Richtung der Posada, und ein schwerer Seufzer hob ihm die beschleunigt atmende Brust.

Ja, ja! Das glückliche junge Volk durfte sich belustigen und die Dirnen um die Taille fassen, und er — er mußte sich im Amte plagen und schinden, um seiner daniederliegenden Reputation bei seiner vorgesetzten Behörde wieder etwas emporzuhelfen! Aber ein Gedanke tröstete ihn; er würde mit ihr zusammentreffen, die er schon seit langem unerhört anschmachtete; und wer weiß, vielleicht würde es ihm gerade heute glücken, den ersten Kuß von den Lippen der spröden Pfarrerswirtschafterin zu rauben.

Vorsichtig schob er sich an den Häusern entlang bis zum Pfarrhaus. In dessen erstem Stockwerk flimmerte durch zwei Fenster der Schein einer Lampe; der Herr Pfarrer mochte wohl noch bei der Arbeit sitzen. Villegas schlich sich geräuschlos bis zur Haustür und klopfte dort leise, ganz leise ein paarmal an. Wie sich drinnen nichts regte, wollte er schon kräftiger klopfen; aber er bedachte noch zur rechten Zeit, daß es vielleicht besser war, den Herrn Pfarrer nicht vorzeitig zu alarmieren, und so begnügte er sich, mit den Fingernägeln an der hölzernen Tür wiederholt zu kratzen. Es klang, als ob Holz gesägt würde oder als ob eine ganze Schar Mäuse an der Tür knabberte.

„Mein Gott! Was für ein merkwürdiges Geräusch!" tönte es endlich drinnen vom Flur her, „ist da jemand?"

Es war Donna Isabellas Stimme. Das Nilpferdangesicht draußen begann vor Freude zu grinsen.

„Ich bin es, Teuerste!" flüsterte süß der brave Alguacil, „bitte, öffnen Sie! Ich habe Ihnen was Wichtiges mitzuteilen. Aber leise! Recht leise!"

Die Tür tat sich auf. In ihrem Rahmen erschien ein reifes Frauenzimmer in weißem Unterrock, ein Tüchlein züchtig um die bloßen Schultern geschlagen, mit einer brennenden Küchenlampe in der Hand.

„Um Gottes willen, Isabella, löschen Sie die Lampe aus! Kein Mensch darf uns sehen."

Er sprach so befehlshaberisch und dabei so aufgeregt, daß die erschrockene Magd augenblicklich gehorchte und, die roten Lippen spitzend, das Flämmchen ausblies.

„So ist's recht," flötete Villegas im Flüsterton, und er trat über die Schwelle, um seinen Arm um den Wuchs der Erschrockenen zu schlingen, „und nun hören Sie, mein süßes Schätzchen: Sie müssen mich hier irgendwo verstecken, doch so, daß ich die Kirche drüben im Auge behalten kann; es gilt einen Einbrecher auf frischer Tat zu ertappen."

„Allmächtiger Gott!" kam es bebend von Isabellas Lippen, „das muß ich gleich dem Herrn Pfarrer melden." Und sie entzog sich der zärtlichen Umfassung und wollte sich der Treppe im Hintergrunde des Flures zuwenden.

Doch Villegas hielt sie mit kühnem Griffe fest.

„Nicht von der Stelle! Hier geblieben! Das, was ich Ihnen da verraten habe, ist ein Amtsgeheimnis. Erst wenn wir den Einbrecher haben, dann mögen Sie den Herrn Pfarrer rufen, damit er erkennt, wie die Polizei auch zur Nacht ihre Pflicht tut." Und er zog die Festgehaltene an sich und wollte sie küssen.

Doch sie schlug ihm mit ihrem derben Patschchen ins glattrasierte Antlitz.

„Daraus wird schon lange nichts!" höhnte sie den Verblüfften, „so lassen wir uns nicht überrumpeln."

„Aber, Donna Isabella, wer wird denn gleich so böse sein?" suchte Villegas die Gekränkte zu besänftigen, „ich dachte mir, daß ich für meine nächtliche Bemühung wohl einen besseren Lohn verdient hätte. Nun, nun — ich bin ja schon ganz artig; Sie haben wirklich von mir nichts zu befürchten. Nun sagen Sie mir aber auch, wohin Sie mich verstecken wollen."

Erst hatte Isabella daran gedacht, ihr eignes, auf ebener Erde gelegenes Stübchen, dessen Fenster gerade der Kirche zugewandt waren, als Versteck anzuweisen; aber der freche und verliebte Polizist war ihr jetzt so zuwider, daß er es zur Strafe ein wenig unbequemer haben sollte.

„Kommen Sie!" sagte sie, schnell entschlossen, „ich werde Sie verstecken."

Sie zog ihn aus der Haustür und führte ihn am Hause entlang nach der am Gitter des Vorgartens in einer Ecke errichteten Laube.

„Hier drinnen sind Sie unbemerkt, und Sie können von hier bequem den Zugang zur Kirche übersehen."

Villegas machte einen langen Hals und spähte durch die Dämmerung der Nacht über die Dorfstraße nach dem gegenüber liegenden Gotteshause.

„Hm," brummte er, „man sieht zwar nicht mehr scharf genug; aber ich kann mich auf mein Gehör verlassen. Uebrigens hat die Kirche, so viel ich weiß, auf der andern Seite auch noch einen Zugang — ist es nicht so?"

„Ja, allerdings," bestätigte Isabella, „dort geht der Herr Pfarrer hinein, wenn er die Messe zu zelebrieren hat. Aber wer in die Kirche will, muß erst über den Kirchhof, und der Kirchhof hat nur den einzigen Zugang von der Straße, den wir hier beide sehen."

„Ja, mein süßes Herz, wir sehen ihn," girrte der Polizist, und er wollte in einem plötzlichen Anfalle von Verliebtheit die Spröde wieder an sich ziehen; aber sie gab ihm einen Klaps auf die Finger, trat einen Schritt zurück und flüsterte grüßend:

„So wünsch' ich gute Wache und guten Erfolg. Wenn Sie den Kerl kriegen, so sollen Sie auch eine Tasse warme Schokolade bekommen."

Damit zog sie sich zurück und verschwand wieder im Hause.

Dem auf der Lauer stehenden Polizisten gingen allerlei Gedanken durch den Kopf. Er dachte an Isabella und ihre schwellenden Reize; es war doch ein appetitliches Frauenzimmer! Wenn es ihm heut gelänge, einen Kirchenräuber beim Einbruche



Heimkehr. Nach einem Gemälde von Hans Pöck

festzunehmen, dann würde ihm seine Behörde nicht nur verzeihen, daß er auf eigne Faust und ohne jede amtliche Anweisung gehandelt hatte, man würde ihn sogar beloben, und die Gunst seiner Vorgesetzten würde ihn bald in die Lage bringen, daß er durch einen ernsten Heiratsantrag das spröde Herz der Pfarrersköchin würde schmelzen können. Doch horch! Regte sich da nicht etwas in der Dorfstraße? Nein, es war eine schwarze Katze, die über die Kirchhofsmauer gesprungen war. Wie ihm das Herz klopfte! Er hatte doch wohl einen zu großen Schluck Alicante zu sich genommen, und der Marsch nach dem Dorfe hatte sein Blut noch mehr in Wallung gebracht. Doch jetzt — jetzt klangen deutlich menschliche Schritte durch die Stille. Er faßte seinen Revolver und lauschte mit scharf angespannten Sinnen. Die Schritte kamen näher: es war ein verliebtes Pärchen, das offenbar aus der Posada vom Ende des Dorfes zurückkehrte; der Bursch hielt sein Mädchen umschlungen, und leise flüsternd gingen sie vorüber.

Neidisch schaute ihnen Villegas nach. So gut könnte er es jetzt auch haben, wenn Isabella nicht so verzweifelt zimperlich wäre und ihm lieber Gesellschaft leistete auf seiner einsamen Nachtwache.

Es war wieder ganz still geworden; auch die Gitarre in der Posada war nun verstummt; der Tanz war beendet, man hatte die Polizeistunde innegehalten und sich rechtzeitig zur Ruhe begeben. Wie es dem Spähenden vor den Augen flimmerte! Und was die beiden Trauerweiden am Eingang zum Kirchhofe für wunderliche Gestalten annahmen; es sah genau so aus, als ob es ein Paar wasserköpfige Mißgeburten wären, die den auslugenden Mann der Sicherheit verspotten wollten. Er faßte seine Schußwaffe noch fester und war entschlossen, für den Sieg der guten Sache Ehre und Leben aufs Spiel zu setzen.

Jetzt! Jetzt knarrte die Kirchhofspforte in ihren Angeln! Eine schwarz vermummte, höchst verdächtige Gestalt trat vorsichtig heraus und schritt langsam und geräuschlos über die Straße gerade auf das Gitter der Pfarrerwohnung zu. Die Gestalt trug etwas wie eine Flinte oder einen Knüppel in der Rechten, und in der andern Hand hielt sie einen Gegenstand, der genau so aussah wie ein Opferkasten, den man in den Kirchen aufzustellen pflegt.

Sollte der Einbruch schon erfolgt sein? War der Räuber vielleicht über den hinteren Teil der Kirchhofsmauer geklettert und von da in das Gotteshaus eingedrungen? Was wollte er dann aber noch hier? Wollte er auch den Pfarrer berauben? Wenn er, Villegas, jetzt vorbräche, würde der Kerl davonlaufen, das war ganz sicher! Und Villegas mit seinem runden Bäuchlein war kein Schnellläufer; er würde den Flüchtling nimmer einholen.

Also schießen wir ihm eins auf den Pelz! Aber — wenn es nun ein Irrtum war? Auf gut Glück durfte ein vielleicht unschuldiges Menschenleben doch nicht gefährdet werden! Kalt Blut, Villegas! Warte erst ab, ob sich die Anzeichen eines hier verübten Verbrechens nicht noch zweifelloser gestalten.

Der Späher stand regungslos in seiner Laube; aber das Herz trieb ihm die fiebernde Blutwelle bis an den Hals. Der Unbekannte näherte sich der Tür des Pfarrhauses und klopfte leise.

Das war ja sonderbar! Sollte am Ende Isabella mit im Spiele sein? Eine Bundesgenossin des Räubers? Wut und Eifersucht machten dem Braven das Hirn wirbeln, aber noch immer verharrte er auf seinem Posten.

Die Haustür öffnete sich. Der Vermummte hielt den Gegenstand, den er trug, etwas höher, machte sich einen Augenblick damit zu schaffen, und ein heller Lichtschein fiel in die offene Tür und ließ die dort stehende Isabella erkennen; der vermeintliche Opferkasten war eine — Blendlaterne.

Nun war kein Zweifel mehr! Dort stand der Einbrecher, und mochte er nun im Pfarrhause vorhaben, was er wollte, und mochte Isabella beteiligt sein oder nicht, es galt, ohne Verzug den Verbrecher dingfest zu machen.

„Steh oder ich schieße!“ donnerte der aus seinem Versteck mit einem Tigersprunge Hervorgebrochene dem erschreckten Dorfältesten zu. Denn der Dorfälteste war es, der mit seinen heldenhaften Kumpanen erst die hintere Kirchhofmauer besetzt gehalten hatte, dann aber über den Kirchhof nach dem Pfarrhause geschlichen war, um hier um einen Unterschlupf zu bitten, damit die Kirche auch von dieser Stelle aus beobachtet werden konnte.

Der erschrockene Dorfvorstand stürzte nach dem Friedhofe zurück und schrie aus Leibeskräften:

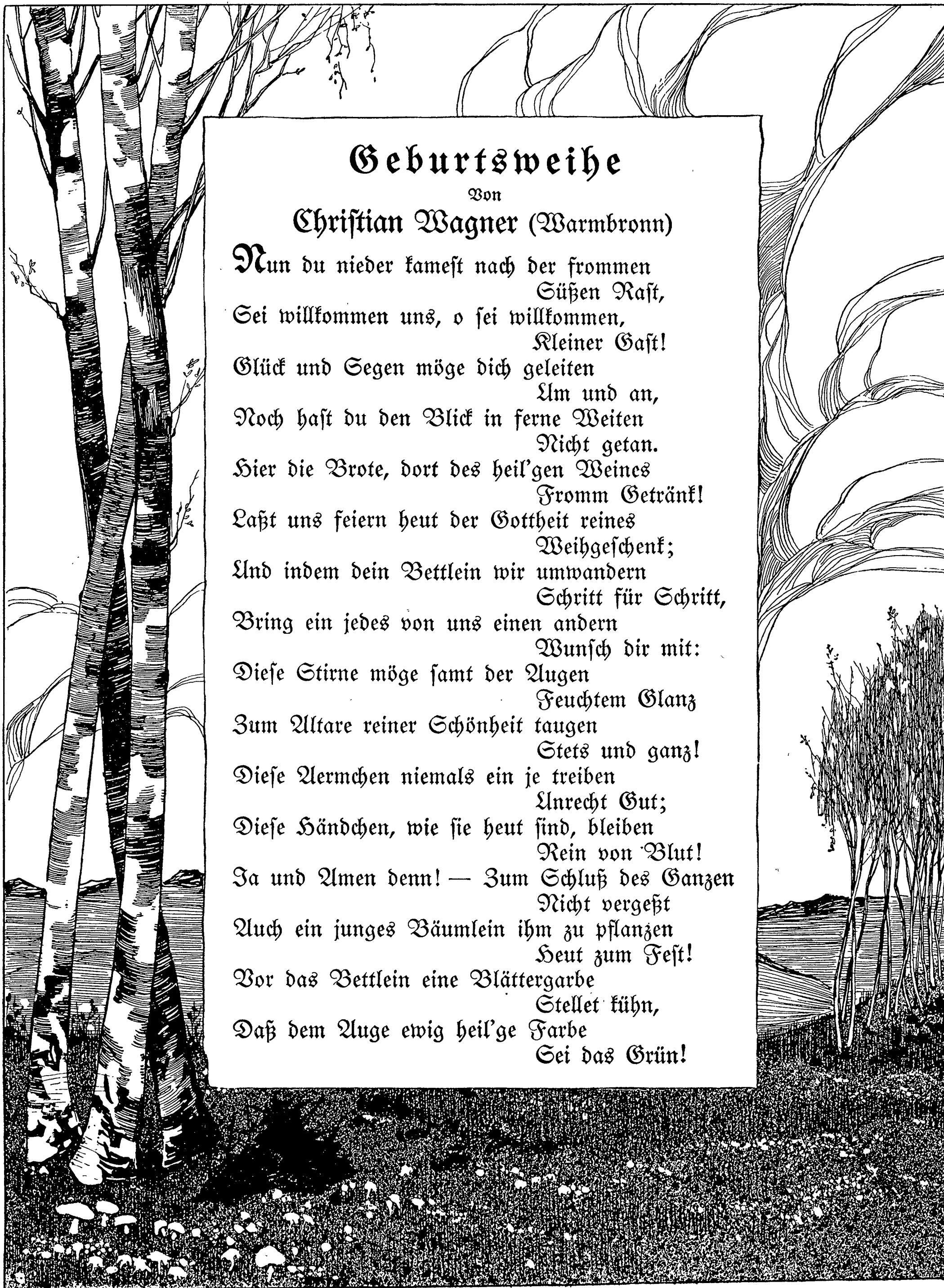
„Zu Hilfe! Zu Hilfe! Hierher, Kameraden! Wir haben ihn!“

Ein Schuß krachte; aber ungetroffen setzte der Corregidor seinen strategischen Rückzug fort. Villegas keuchte ihm tapfer nach.

„Steh, Halunke, oder du bist ein Kind des Todes!“

Drei Männer kletterten wie Kobolde über die hintere Kirchhofsmauer; einer purzelte dabei auf die Erde, die beiden andern aber liefen, laut schreiend, dem bedrängten Dorfoberhaupte zu Hilfe.

(Schluß folgt)



Geburtsweihe

Von

Christian Wagner (Warmbronn)

Nun du nieder kamest nach der frommen
Süßen Rast,
Sei willkommen uns, o sei willkommen,
Kleiner Gast!
Glück und Segen möge dich geleiten
Um und an,
Noch hast du den Blick in ferne Weiten
Nicht getan.
Hier die Brote, dort des heil'gen Weines
Fromm Getränk!
Laßt uns feiern heut der Gottheit reines
Weihgeschenk;
Und indem dein Bettlein wir umwandern
Schritt für Schritt,
Bring ein jedes von uns einen andern
Wunsch dir mit:
Diese Stirne möge samt der Augen
Feuchtem Glanz
Zum Altare reiner Schönheit taugen
Stets und ganz!
Diese Aermchen niemals ein je treiben
Unrecht Gut;
Diese Händchen, wie sie heut sind, bleiben
Rein von Blut!
Ja und Amen denn! — Zum Schluß des Ganzen
Nicht vergeßt
Auch ein junges Bäumlein ihm zu pflanzen
Heut zum Fest!
Vor das Bettlein eine Blättergarbe
Stellet kühn,
Daß dem Auge ewig heil'ge Farbe
Sei das Grün!

Der Heiratsmarkt in Ecaussinnes-Lalaing

Von

F. Peregrinus

(Hierzu zwei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Der englische „Mägdemarkt von Richmond“ ist allgemein bekannt, und wenn er auch der Vergangenheit angehört, erhält das Andenken an ihn sich doch durch Flotows reizende Oper „Martha“ fort, und man erblickt in der ihm zugrunde liegenden Idee nichts Anstößiges oder Befremdendes mehr. Aehnliche Einrichtungen sind ja auch anderwärts vorgekommen und bestehen, wenn auch in abgeänderter Gestalt, wohl noch fort. Unsre Zeit ist sogar einen Schritt weitergegangen und hat jahrmarktähnliche Veranstaltungen eingeführt, nicht nur um Dorfschönen Gelegenheit zu geben, sich ein ihnen passendes Dienstverhältnis zu suchen, sondern auch um sie vor dem Schicksal zu bewahren, ihr Leben in dem traurigen Zustande der Ehelosigkeit zu beschließen. Es ist das wenigstens in dem in der belgischen Provinz Hennegau gelegenen Dorfe Ecaussinnes-Lalaing der Fall gewesen, wo seit drei Jahren ein regelmäßiger „Heiratsmarkt“ besteht.

Die Sache hat folgenden Ursprung. Vor drei Jahren traten die jungen Mädchen jenes Dorfes zu einer förmlichen Vereinigung zusammen, erwählten eine Präsidentin und erörterten in ihren Zusammenkünften ganz ernstlich die traurige Lage, in der sie sich hinsichtlich ihrer künftigen Versorgung befänden, da ihnen so wenig Gelegenheit zu einer passenden Verheiratung geboten sei. Die jungen Burschen des Dorfes holten sich ihre Frauen fast alle von auswärts, und wegen der einsamen Lage ihres Ortes könnten sie auf Freier aus andern Gegenden nicht rechnen. Da sie nun aber keine Lust hätten, alte Jungfern zu werden, müsse etwas geschehen, um sie vor diesem Schicksal zu bewahren. Entschlossen, wie sie waren, ließen sie es bei fruchtlosen Erörterungen nicht bewenden, sondern gingen mutig und unbekümmert um die Stichelreden und billigen Scherzworte müßiger Zungen zur Tat über. Sie erließen nach allen Richtungen hin brieflich, durch öffentliche Anschläge und Zeitungsanzeigen „an die Junggesellen der ganzen Welt“ Einladungen zu einer „Riesenkaffeevisite“, die in ihrem Orte am Dienstage nach Pfingsten stattfinden sollte. Und ihr Bemühen hatte Erfolg. Von weit und breit, selbst aus Italien und Amerika liefen Anfragen ein, in denen zunächst Auskunft darüber begehrt wurde, ob es sich um eine ernste Sache oder einen Scherz handeln solle. Nachdem die ernste Absicht festgestellt war, trafen denn auch an dem festgesetzten Tage Bewerber ein, von denen viele zwar nur aus Neugierde kamen, von denen aber andre auch das fanden, was sie suchten, denn vier von ihnen wiederholten den Besuch und führten ihre Erkorenen heim, und unter den Dorfschönen, die von diesem Lose betroffen wurden, befand sich auch die Präsidentin.

Im nächsten Jahre hatte die Sache noch größeren Erfolg, die Anzahl der Bewerber hatte zugenommen, und fast mehr noch waren die positiven Erfolge der „Kaffeevisite“ gewachsen. Nach den Ergebnissen dieses Jahres ist kaum noch daran zu zweifeln,



Vorbereitungen zur Kaffeevisite

daß die ursprünglichen Veranstalterinnen der Visite bald alle das Schicksal ihrer ersten Präsidentin geteilt haben werden.

Ein besonderes Ansehen hat die Einrichtung dadurch gewonnen, daß jetzt der Ortsvorstand mit dem Bürgermeister an der Spitze sie unter seinen Schutz genommen hat. Ueberall waren diesmal in dem Dorfe an dem festlichen Tage Triumphbogen errichtet mit Schildern, auf denen vom Liebespfeil durchbohrte Herzen und schnäbelnde Tauben zu gewahren waren, und mit Inschriften, auf denen allen Freiern ein frohes „Heil“ entboten wurde. Ein besonderes Kaffeehaus war sogar für „wirkliche“ Junggesellen reserviert, da man in Erfahrung gebracht haben wollte, daß in den Vorjahren viele verheiratete Männer gekommen seien, die vor dem Eintritte in das Dorf ihre Eheringe sorgfältig versteckt gehabt hätten. Anderwärts luden im Freien sauber gedeckte Tische mit blumenbekränzten und mit den Devisen „Liebe“, „Hoffnung“ oder ähnlichen versehene Kaffeekannen zu einem gemütlichen „Kaffeeklatsch“ ein. Schon früh morgens waren Fremde gekommen, die zunächst die Sehenswürdigkeiten des Ortes, die berühmten Steinbrüche und das Schloß der Fürsten von Arenberg, in Augenschein nahmen. Gegen zwei Uhr nachmittags war das Dorf nur noch eine einzige hin und her wogende Menschenmenge, in der natürlich das männliche Element vorherrschte. Allerwärts spielten Musikbanden und ertönten fröhliche Lieder. Gegen vier Uhr wurde der eigentliche Festakt, die große „Kaffeevisite“, auf dem Rathause eröffnet. Die Mädchen nahmen im Sonntagsstaat Platz an langen Tischen, je rechts und links von sich einen Stuhl freilassend; auf den Tischen standen Kaffeekannen, ähnlich wie die vorhin erwähnten aufgeputzt, und es wurden Backwerk und Süßigkeiten aller Art in Hülle und Fülle aufgetragen. Nachdem von einer Plattform aus die Präsidentin eine zündende Ansprache gehalten, in der sie das Thema von der „Kunst, den Männern zu gefallen“ behandelte, entwickelte sich ein lebhafter Verkehr zwischen den Gastgeberinnen und Gästen, und es fehlte nicht an heiteren Scherzen und Witzworten, von denen manches auch die derbere Seite des bäuerlichen Humors zur Geltung kommen ließ, ohne indes in irgendeiner Weise auszuarten. Ein Tanz unter freiem Himmel beschloß dann gegen Abend die Festlichkeit, und es zerstreuten sich mit einbrechender Dunkelheit die von auswärts gekommenen Teilnehmer zu Fuß, zu Pferde, im Wagen und zeitgemäß natürlich auch im — Automobil.

Einen der interessantesten Züge der ganzen Veranstaltung bilden die bei dem Komitee einlaufenden Briefe, Anfragen, Angebote und Empfehlungen. Nach diesen scheinen eigentümlicherweise das meiste Verlangen nach Verehelichung die Metzger zu tragen, doch sind unter den Ehekandidaten fast alle Stände wie ebenso fast alle Nationen vertreten. So empfahlen sich in diesem Jahre drei Herren aus Köln, Straßburg und Mülhausen der Präsidentin mit dem Wunsche, „Schwesterseelen“ zu begegnen. Ein Korrespondent aus den französischen Ardennen erklärte seine Vorliebe für die schönen Belgierinnen, wenn er auch, patriotisch wie er sei, damit nichts gegen seine schönen Landsmänninnen gesagt haben wolle. Ein Messerschmied aus Lausanne schickte, da er selbst am Erscheinen verhindert sei, zwölf Rasiermesser für die nächsten zwölf erfolgreichen Freier und zwölf Hühneraugenmesser für die nächsten zwölf Bräute, während ein Juwelier aus Metz eine Offerte in „Eheringen zu ermäßigten Preisen“ machte.

Alles in allem konnte jeder, der diesmal zu dem Feste gekommen war, zufrieden sein, und am meisten dürfte das bei Gott Hymen der Fall gewesen sein, denn als er abends sein Buch schloß, mußte er sich eingestehen, daß seine Aussichten für die nächsten zwölf Monate gar nicht übel seien und daß er seinen Gehilfen Kupido binnen dieser Zeit wohl mit manchem auf die große Kaffeevisite in Ecaussinnes zurückzuführenden Geschäftsabschlusse werde betrauen müssen. Wie heiter und ungebunden es übrigens gerade auf dem diesjährigen Heiratsmarkte zuging, mag man daraus ersehen, daß nachmittags die erschienenen Ehekandidaten genötigt wurden, im Gänsemarsch an den Dorfschönen vorbeizudefilieren, damit letztere sich jeden einzelnen ganz genau ansehen und sie ihre Wahl auf Grundlage eines ausgiebigen Augenscheins treffen könnten. Der Gedanke wurde für so vorzüglich gefunden, daß darob eine Schar von Junggesellen auf dem Dorfplatze einen Freudentanz veranstalteten; sie blieben dabei übrigens nicht lange allein, denn nach und nach stellten auch die Dörflerinnen sich dazu ein, so daß zuletzt regelrecht Paar um Paar im Kreise sich drehte. Selbst ein über das Dorf hinziehendes Gewitter vermochte die allgemeine Heiterkeit nicht zu beeinträchtigen. Es liegt klar auf der Hand, daß mit der großen Kaffeevisite in dem erwähnten belgischen Orte eine ganz neue Art von Dorffestlichkeiten ins Leben gerufen worden ist, die wohl manches mit Jahrmarkt und Kirchweih gemein hat, sich im ganzen aber einen selbständigen Charakter wahrt. Die Bewohner von Ecaussinnes-Lalaing werden jedenfalls gefunden haben, daß ihre ganze Gemeinde sich dabei nicht schlecht steht; das in einem verlorenen Winkel des Hennegau gelegene, früher kaum beachtete Dorf hat sich jetzt bereits einen Namen gemacht, und sein Heiratsmarkt ist eine Sehenswürdigkeit geworden, die aus allen Weltgegenden Fremde scharenweise herbeizieht.



Auf dem Heiratsmarkt in Ecaussinnes-Lalaing



Phot. Chusseau-Flaviens

König Haakon und Königin Maud von Norwegen mit dem Kronprinzen Olaf

Notizblätter

Die Krönung des norwegischen Königspaares

In der Domkirche zu Drontheim hat am 22. Juni in Anwesenheit zahlreicher auswärtiger Fürstlichkeiten die Krönung des Königs und der Königin von Norwegen stattgefunden. Das Königspaar wurde von der Geistlichkeit und den obersten Staatsbeamten in feierlichem Zuge in die Kirche geleitet. Nach einem Choralgesang hielt der Bischof von Christiania die Predigt, worauf der erste Teil der Krönungskantate vorgetragen wurde. Sodann schritt der König zum Throne. Der Justitiarius des Höchsten Gerichts legte ihm im Verein mit dem Bischof von Drontheim den Königsmantel um die Schultern, der König kniete nieder und empfing von dem Bischof die Salbung auf Stirn und Handgelenk. Nachdem der König sich erhoben und auf den Thron gesetzt hatte, setzte Ministerpräsident Michelsen mit dem Bischof von Drontheim ihm die königliche Krone aufs Haupt, der Minister des Auswärtigen übergab dem König das Zepter, Staatsrat Arctander überreichte ihm den Reichsapfel und Staatsrat Olsson das Schwert. In ähnlicher Weise wurde die Krönung der Königin vollzogen. Hierauf sprach der Bischof von Bergen ein Gebet und erteilte den Segen. Nachdem der Storthingspräsident sodann den Krönungsakt für vollzogen erklärt hatte und die Bischöfe vor dem Königspaar defiliert waren, verließ dieses in feierlichem Zuge die Kirche und kehrte im Wagen nach dem Schloß zurück.

Zum fünfundsiebzigsten Geburtstage Gerhard von Amyntors

Der unter dem Pseudonym Gerhard von Amyntor in allen literarischen Kreisen bekannte Dichter Dagobert von Gerhardt, der am 12. Juli dieses Jahres sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr vollendet, ist einer der ältesten Mitarbeiter unsrer Zeitschrift, in der er seine ersten literarischen Arbeiten veröffentlicht hat und auch in der vorliegenden Nummer wieder mit einem originellen, humorvollen Beitrag vertreten ist. Herr von Gerhardt war ursprünglich preußischer Offizier und machte als solcher die Feldzüge von 1864 und 1870/71 mit. Wegen einer bei Düppel empfangenen Wunde, die ihm jahrelang schlimme Beschwerden verursachte, nahm er 1872 als Major seinen Abschied und widmete sich seitdem schriftstellerischer Tätigkeit. Schon seine ersten Veröffentlichungen, „Hypochondrische Plaudereien“ (1875) und „Randglossen zum Buche des Lebens“ (1876), erregten Aufsehen; das 1878 erschienene Epos „Peter Quidams Rheinfahrt“ zog vollends die allgemeine Aufmerksamkeit auf das sich hier offenbarende bedeutende Talent. In rascher Folge erschien seitdem eine stattlicher Reihe weiterer literarischer Schöpfungen des Dichters, unter denen außer den Gedichtsammlungen „Lieder eines deutschen Nachtwächters“ und „Der neue Romanzero“ vor allem seine vortrefflichen Romane („Frauenlob“, „Gerke Suteminne“, „Vom Buchstaben zum Geiste“, „Eine heilige Familie“, „Die Gisellis“ und so weiter) hervorzuheben sind.



Phot. E. Eichgrün, Potsdam

Dagobert von Gerhardt-Amyntor

Fürst Bülow in Norderney

Zum siebenten Male hat Fürst Bülow dieses Jahr sich zum Sommeraufenthalt nach Norderney begeben, um dort Erholung zu finden, die ihm diesmal nötiger als je war, nachdem sich die Folgen anhaltender Ueberarbeitung bei ihm in so empfindlicher Weise bemerkbar gemacht hatten. Obwohl der Fürst auch jetzt nicht völlig seiner Gesundheit leben kann, sondern die oberste Leitung der Staatsgeschäfte in der Hand behalten hat, so ist ihm doch dank der nervenstärkenden Seeluft und der äußeren Ruhe, die er auf der Insel genießt, der Aufenthalt bereits vorzüglich bekommen, und nicht nur sein gesundes Aussehen, sondern noch mehr die Tatsache, daß sein sorglicher Arzt Professor Renvers es nicht mehr für nötig hält, in seiner Nähe zu sein, bekundet unzweideutig, daß der Fürst die vorübergehende Erschütterung seiner Kräfte vollständig verwunden hat. Wie in früheren Jahren, bewohnt der Kanzler auch diesmal mit seiner Gemahlin die im holländischen Stil gebaute Villa Wedel, von deren Terrasse man einen herrlichen Ausblick auf das Meer genießt. Den Vormittag verbringt der Fürst meist mit Erledigung von Staatsgeschäften und wird in der Regel erst zum Mittagessen sichtbar, das er mit seiner Gemahlin im Restaurant Richter einnimmt, worauf er sich wieder in die Villa Wedel zurückzieht, um zunächst ein Mittagsschläfchen zu halten und hierauf bis gegen fünf Uhr nachmittags zu arbeiten. Dann macht er gewöhnlich mit der Fürstin und dem Reichshund „Mohrchen“ einen längeren Spaziergang auf der Strandpromenade. Bisweilen bringt auch ein Spazierritt Abwechslung in das Tagesprogramm. Zum Beschluß des Tages folgt nach dem Abendessen eine gesellige Unterhaltung im Salon der Fürstin, die dabei meist etwas musiziert, doch geht der Fürst, auch darin dem Wunsche des Arztes Folge gebend, immer ziemlich zeitig zu Bett.



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Fürst Bülow auf einem Spazierritt am Strande von Norderney

Die Flaggenfeier auf dem Linienschiff „Preussen“

Die feierliche Uebergabe der Toppflagge, die vor einiger Zeit die Provinzen Ost- und Westpreußen für das Linienschiff „Preußen“ gestiftet haben, fand an Bord des Schiffes am zweiten Tage der „Kieler Woche“ in Anwesenheit des Kaisers statt. Die Flagge zeigt den preußischen Adler im weißen Felde. Zu der Feier hatten der Kommandant Kapitän z. S. von Bredow und das Offizierkorps des Schiffes, darunter auch Prinz Adalbert, Aufstellung genommen. Ferner hatten sich versammelt Großadmiral von Köster, Vizeadmiral von Ahlefeld, dann als Vertreter der Provinz Ostpreußen Oberpräsident von Moltke, Graf Eulenburg-Prassen, Vorsitzender des Provinziallandtages, Burggraf und Graf zu Dohna-Lanck, Vorsitzender des Provinzialausschusses, und Landeshauptmann von Brandt, als Vertreter Westpreußens Oberpräsident von Jagow, Rittergutsbesitzer von Graß-Klanin, der Vorsitzende des Provinziallandtages, Rittergutsbesitzer Geheimer Regierungsrat Döhn, der Vorsitzende des Provinzialausschusses, und Landeshauptmann Hintze. Als der Kaiser, in dessen Begleitung sich u. a. Fürst Dohna-Schlobitten und Oberhofmarschall Graf Eulenburg befanden, an Bord erschien, präsentierte die auf dem Stern mit den übrigen Mannschaften aufgestellte Ehrenwache. Graf Eulenburg-Prassen hielt eine Ansprache, in der er auf die glanzvolle Entwicklung Preußens und des Reiches hinwies, die über alle Zweifel erhabene Treue der Preußen betonte und das Gelübde ablegte, daß sie den Zeichen der gestifteten Flagge, dem Adler und dem Eisernen Kreuz, auf allen Wegen folgen wollten bis in den Tod.



Phot. A. Renard, Kiel

Uebergabe der dem Linienschiff S. M. „Preußen“ von Ost- und Westpreußen gestifteten Toppflagge

Die deutschen Redakteure in England

Die Vertreter der deutschen Presse, die der Einladung des deutsch-englischen Freundschaftskomitees gefolgt sind, haben in England eine über alles Erwarten glänzende Aufnahme gefunden, und man darf wohl annehmen, daß die Veranstaltung, über deren praktischen Erfolg viele Leute anfangs etwas skeptisch dachten, nicht ohne günstigen Einfluß auf die Beziehungen zwischen den beiden Nationen bleiben wird. Die Herzlichkeit, mit der die deutschen Gäste überall von Vertretern der verschiedensten Kreise, nicht zuletzt der offiziellen, denen König Eduard mit einer liebenswürdigen Einladung der Journalisten nach Schloß Windsor voranging, empfangen worden sind, beruht zweifellos nicht bloß auf der vielgerühmten englischen Gastfreundlichkeit, sondern hat deutlich erwiesen, daß das englische Volk in seiner überwiegenden Majorität sich noch immer der alten Stammesverwandtschaft erinnert und mit Deutschland Frieden und Freundschaft zu halten wünscht.



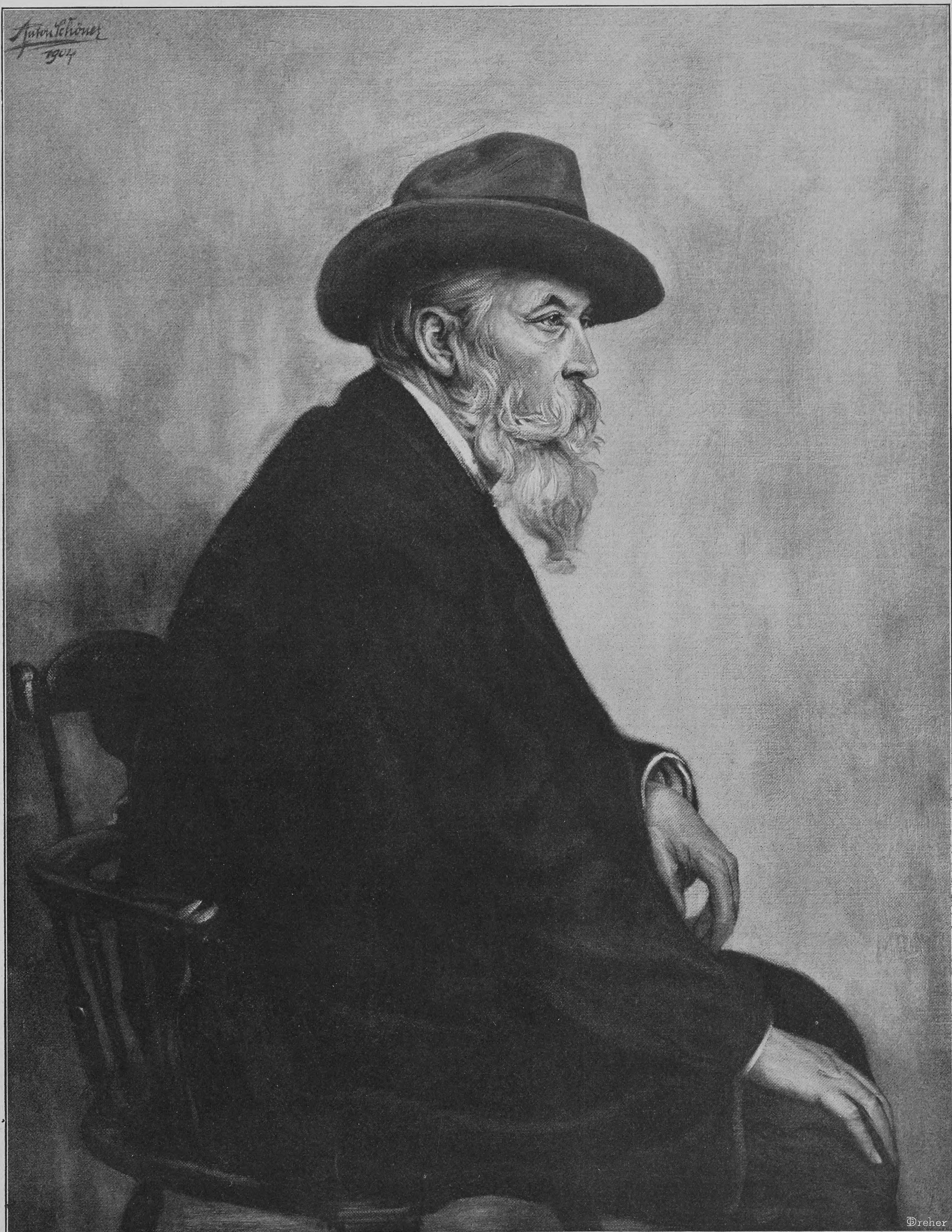
Photo-News Co., London

Die deutschen Redakteure in London: Gruppenbild, aufgenommen vor dem Albert-Memorial in Kensington

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 41



Anton Schöner pinx.

Reinhold Begas

Zum fünfundsiebzigsten Geburtstag des Künstlers

Zum fünfundsiebzigsten Geburtstage von Reinhold Begas

Der Schöpfer der Nationaldenkmäler für Kaiser Wilhelm I. und den Fürsten Bismarck in Berlin, Reinhold Begas, unter den hervorragenden deutschen Bildhauern nächst Kaspar von Zumbusch der älteste, vollendet am 15. Juli dieses Jahres sein fünfundsiebzigstes Lebensjahr. Fast sechzig Schaffensjahre liegen hinter dem Meister, der 1846, also mit fünfzehn Jahren, sein Studium auf der Berliner Akademie begann, aber mit ungebrochener Kraft wirkt er noch heute im Dienste der hehren Kunst, in der er lange Zeit eine führende Stellung eingenommen hat und in gewissem Sinne noch heute einnimmt. Wie hoch ihn insbesondere Kaiser Wilhelm II. schätzt, ist allgemein bekannt; aufs deutlichste bekundet es die große Anzahl bedeutungsvoller Monumentalwerke, die der Künstler im Auftrag des Monarchen für die Reichshauptstadt geschaffen hat und die durch sich selbst wie durch ihren Einfluß auf die moderne Plastik des Nordens, deren jüngere Vertreter zum großen Teile ehemalige Schüler des Begasschen Musterateliers sind, in erster Linie dem neuen Berlin sein künstlerisches Gepräge gegeben haben. Die jüngsten größeren Schöpfungen des Meisters, die Sarkophage des Kaisers und der Kaiserin Friedrich in Potsdam und der Bismarck-Sarkophag im Dom, gehören unbestritten zu seinen besten und legen so Zeugnis für die jugendliche Frische des greisen Meisters ab. Sein neuestes Werk, an dem er zurzeit noch arbeitet, ist eine Andromeda.



Von den Krönungsfeierlichkeiten in Drontheim: Die Ankunft des norwegischen Königspaares

Totenschau

Weihbischof **Trepnau**, 71 J., 16. Juni, Pelplin (Westpreußen). — Generalleutnant z. D. **Edmund von Müller**, 86 J., 16. Juni, Engers a. Rh. — **A. Rayet**, französischer Astronom, Direktor der Sternwarte in Bordeaux, 67 J., Bordeaux. — Rittmeister a. D. **Johann Paul Pfeiffer**, der älteste Offizier des bayrischen Heeres, 98 J., 19. Juni, München. — Ministerialrat **Lukas Enyedy**, bekannter ungarischer Politiker und volkswirtschaftlicher Schriftsteller, 61 J., 20. Juni, Budapest. — **Max Gustav Neiße**, Senatspräsident am Reichsgericht, 67 J., 20. Juni, Leipzig. — **Alexander Reißig**, Bureaudirektor des preußischen Herrenhauses, 45 J., 20. Juni, Berlin. — Professor **Hirschberg**, Direktor des Statistischen Amts der Stadt Berlin, 22. Juni, Berlin. — Professor **Fritz Schaudinn**, Zoologe und Protozoenforscher, der Entdecker des Syphiliserregers, 36 J., 22. Juni, Hamburg. — Professor Dr. **Wibrand**, Altertumsforscher, 67 J., 22. Juni, Bielefeld. — Herzog **von Almodovar**, spanischer Minister des Auswärtigen, Vorsitzender der Konferenz von Algeciras, 50 J., 23. Juni, Madrid. — **Karl Fischer**, der Verfasser der „Denkwürdigkeiten und Erinnerungen eines Arbeiters“, 65 J., Halle a. S. — Prälat **Anter**, Erzpriester und fürstbischöflicher Kommissarius, 95 J., 25. Juni, Lauban. — Marinepfarrer a. D. **Paul Heims**, bekannter Marineschriftsteller, 59 J., Kiel. — **Karl Crome-Schwiening**, Romanschriftsteller, 48 J., 25. Juni, Hannover.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.
Anzeigen
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Der Bildhauer

Roman

von

Hanns von Zobeltitz

(Schluß)

Ein wunderliches Bild, wie der Forstmeister dann höchstselbst den Kinderwagen durchs Dorf schob. Nicht nehmen ließ er sich das. Wunderlich und rührend. Und dabei erzählte er dem Kinde, das viel lieber schon selber gehen wollte und immer unruhig war, die wundersamsten Mären.

Hanna schritt langsam hinterher.

An dem Kirchlein vorbei — das hatte sie auch erst überwinden lernen müssen. Wie hatte es sie zuerst geschmerzt, als sie das Altarrelief wiedersah, vor dem sie ihn kennen gelernt hatte, vor dem sie getraut worden war! Jetzt störte nichts mehr ihre Andacht. Und die Gräber unter dem Maulbeerbaum, den Friedrich der Große hatte pflanzen lassen, pflegte sie. Es kümmerte sich ja sonst niemand um die beiden Hügel mit dem schlichten Kreuz.

Ein alter Mann kam die stille Dorfstraße entlang, die Kiepe auf dem gekrümmten Rücken. An dem Forstmeister zog er devot die Kappe lüftend vorüber. Der hielt immer noch auf den Respekt und konnte grob werden, als sei er noch im Dienste; schielte sogar im Vorübergehen in den Tragkorb, ob er nicht verbotenen Inhalt berge. Vor Hanna aber blieb der Alte stehen, grinste über das ganze bauernschlaue, verwitterte Gesicht: „n' Abend ooch, gnä' Frau —"

„Guten Abend, Stelling. Wie geht's Euch?"

Er machte sich's bequem, hockte die Kiepe auf den Zaun und lehnte sich an.

„O ja! O ja! Das Reißen, gnä' Frau. Und dann . . . die verfl— Bengels! Kein Suppernation mehr . . . immer sin se hinter mich her . . . verzählen soll ick, und jlauben tun tut das Volk nischt mehr . . . reine nischt."

„Aber, Stelling . . . es wird schon nicht so schlimm sein."

„Schlimm is, gnä' Frau! Wollen die verfl— Bengels doch nich mal mehr glauben, daß mein Freund Berndt, der Fritze Berndt, und ick Anno Sechsundsechzig oder so 'rum mit 'n Luftbalong uff'n Mond jewesen sin. Un dabei hab' ick ihnen doch den Stein jezeigt, den wir 'runterjebracht hab'n. Das eene Stück. Das annere hat ja der Sultan sich in Gold fassen lassen für 'n Mondorden. Nee . . . die Jungens sin a schlimm . . ."

Hanna mußte lächeln. „Ihr lügt aber auch zu sehr, Lügenfranz."

Der Alte spuckte verächtlich aus. „Lüjen! Ick verzähl' doch man bloß. Na, un überhaupt, gnä' Frau, das is sohne Sach mit dem Lüjen. Wie ich in Sibirien war, wo das Eis wächst, da hat mich ein oller Zaubrer jesagt: ‚Ohne Lüje ist nischt in der Welt!' hat er jesagt. ‚Se lüjen alle. Bloß manche lüjen un bedrüjen. Das sin die Schlimmen.'" Und er huckte seine Kiepe wieder auf. „n' Abend, gnä' Frau. Ick



Nach schwerer Krankheit. Nach einem Gemälde von N. A. Jaroschenko

hol' mich balde mal vom Herrn Forstmeester den Balsam von wejen des Reißens —"

Langsam ging Hanna weiter. ‚Sie lügen alle!' Guter Gott — nein! Nein! Nicht alle! Nicht den Glauben an die Menschheit sich rauben lassen ... nicht bitter werden! Nicht, was der einzelne erleben und erleiden mußte, auf die Allgemeinheit übertragen ...

Vorne war Großvater stehen geblieben und wartete, bis sie heran war und nun neben ihm herging, immer die Augen auf das Kind gerichtet. Nein: die Lüge lag nicht im Menschen. Erst das Leben legte sie hinein. Und davor den blauäugigen Schatz dort zu bewahren ... das war nun ihre Aufgabe ...

Schweigend gingen sie den Hang zur Oberförsterei hinauf. Großvater schob kräftig, denn die Wagenräder mahlten tief im märkischen Sande.

„Ja ... so!" meinte er endlich. „Was ich noch sagen wollte, Hanna. Vormittag war der Kretscham also bei mir. Er will das Haus pachten. Ich hab's ihm so halb und halb zugesagt. Wir ziehen dann also im Herbst —"

Sie blieb unwillkürlich stehen und hielt den Atem an, so erschrocken war sie. Und es war doch ihr eigenster Wunsch gewesen. Ueber die grüne duftende Wiese sah sie hinweg zum schattigen Waldrand empor, auf die braunen Dächer unten. So lieb war ihr das alles gewesen und wieder so lieb — so lieb. Hier war Edith gesundet. Hier war der Großvater mit dem Boden, mit seinem Walde verwachsen. Und nun sollte er, sollten sie in die Stadt ziehen, in die Mauernwälle —

War's nicht unrecht, war's nicht eine Laune?

Aber dann sah sie hinauf zur Oberförsterei. Das alte Haus im neuen Anstrich — und davor zwei große grüne Möbelwagen —

Der Alte blinzelte sie unter seinen schweren Lidern listig an. „Also im Herbst ..."

Da stieß sie kurz hervor: „Ja, Großvater ... im Herbst ..." Und schweigend legten sie die letzte Wegstrecke zurück.

Es war ja eine so seltsame Fügung, daß Magnus Geroth gerade diese Oberförsterei erhalten hatte. Wenn es eine Fügung war? Wenn es nicht sein Wunsch gewesen ist und Ulla mit ihren Verbindungen nachgeholfen hat? Denn Ulla mußte ja immer helfen, immer jemand haben, dem sie die Hände unter die Füße breiten konnte. Nun war's eben ihr Vetter —

Die Gräfin stand auf der Veranda und winkte schon von weitem.

Zwei Jahre!

Wie eine Greisin sah sie nun wirklich aus. Aber auch recht wie eine schöne alte Landedelfrau. Stattlich und gesund. Das Antlitz gefurcht, aber so lieb und so durchgeistigt. Das schlohweiße Haar ganz schlicht gescheitelt. Die Augen hell leuchtend, wie einst nur in ihren besten Stunden.

„So spät, Hanna! Guten Abend, Forstmeister! Natürlich wieder unzertrennlich vom Enkelkind. Ihr beide wachst noch zusammen." Und sie erzählte frisch und resolut. Heute waren die letzten Möbel angekommen. Drinnen sähe es noch ziemlich wüst aus. Aber Anfang nächster Woche könne der gestrenge Herr einziehen. „Wollen wir mal durch die Zimmer gehen, Hanna?"

Die junge Frau schüttelte den Kopf. Sehr still und ernst war sie geworden.

Dann ging der alte Herr an den Waldrand und nahm Edith mit. Eine Bank hatte er sich dort zimmern lassen, auf der saß er gern beim Sonnenuntergang und blickte ins Tal hinunter.

„Komm nur," bat die Gräfin noch einmal und faßte Hanna unter den Arm.

Die alten lieben Räume. Jeden Fleck und jede Ecke kannte sie in ihnen. Da hatte Großvaters Schreibtisch gestanden und hier sein Gewehrschrank. Das war das Eßzimmer gewesen und jenes das Wohnzimmer mit der grünen Ripsgarnitur, dem steiflehnigen Sofa, auf dem sie nie hatte sitzen dürfen, auf dem die Teckel aber dann desto ärger hausten. Die Kindheitserinnerungen hafteten, obschon die Zimmer von Grund auf umgestaltet, neu tapeziert und moderner eingerichtet waren.

Dann ging's die Holztreppe hinauf, die bei jedem Tritt immer noch so heimelig sang wie ehedem; an den alten Eichenstufen, die in der Mitte ganz tief ausgetreten waren, hatte die Kunstfertigkeit des umbauenden Meisters versagt. Das Geländer war auch geblieben; dasselbe, auf dem sie einst so gern heruntergerutscht war; manch Katzenköpfchen hatte es dafür gegeben, und einmal band Großvater sie zur Strafe eine ganze halbe Stunde mit dem Zopf dran fest. Es klang noch in ihr nach: „Wart nur, du Irrwisch! Sollst schon Geduld lernen und Gehorsam —"

Oben hatte sich Ulla die Fremdenstube als Wohnzimmer eingerichtet und ihr, Hannas, früheres Mädchenzimmer als Schlafstube. Hier war schon alles fertig. Nichts, oder doch fast nichts aus dem Palais in der Wilhelmsstraße; schlichte helle Ahornmöbel und lichte Mullvorhänge an den kleinen Fenstern. Aber so wohnlich.

Im Schlafzimmer in einer Ecke ein seidener Vorhang. Sie sahen beide darauf hin. Dann trat die Gräfin schnell heran und zog die Hülle fort. Dahinter stand, wie es Hanna geahnt hatte, Ullas Büste.

‚Also davon hat sie sich doch nicht trennen mögen,' fühlte Hanna.

Wortlos standen sie beide davor und dachten zurück.

Im ersten Augenblick hatte es wieder in Hannas Herzen gezuckt. Aber es war nur der Schmerz einer einzigen Sekunde; gleich wandelte er sich in stille Wehmut, fast als ob die Hand, die dort den Meißel geführt, die eines Verstorbenen sei. Derselbe Empfindungswechsel war's, den sie dem Altarrelief unten im Kirchlein gegenüber durchgemacht hatte; nur daß er dort langsam, allmählich gekommen war und hier in wenigen Minuten.

Ulla schloß den Vorhang. „Ich will daran das Schwerste lernen — das Verzeihen," sagte sie leise, wie erklärend und wie entschuldigend, und zog Hanna fort.

Das Wohnzimmer hatte einen kleinen weinlaubumsponnenen Balkon. Da saßen sie nieder, dicht nebeneinander. Schweigsam zuerst. Hanna sah hinaus ins Tal und aufs Dörflein, hinüber über die Baumwipfel, die sich wie ein Meer breiteten. Und dann suchte und fand sie das Fleckchen drüben am Waldrand, wo Großvater sich seine Bank hatte zimmern lassen. Mit ihren scharfen Augen erkannte sie den alten Mann, wie er dasaß, die Hände im Schoß — und der kleine helle Punkt, der sich zu seinen Füßen bewegte, das war ihr Kind.

„Du bleibst nun hier, Ulla —" Es war nur halb eine Frage, halb war's doch auch der impulsive Ausdruck des Bedauerns, scheiden zu müssen.

Die Gräfin schien nur die Frage herauszuhören. Wenigstens antwortete sie: „Vorläufig — ja! Bis mich vielleicht doch wieder das Reisefieber packt ... oder bis einmal eine junge Frau hier einzieht."

Dann war wieder Schweigen zwischen ihnen. Aber Ulla fühlte wohl das Bedürfnis, zu deuten, zu erklären.

„Ich will dir sagen, Hanna —" begann sie, „Magnus ist mir sehr ans Herz gewachsen. Ich hab' ihn schätzen gelernt ... damals ... und dann während der Monate, die er bei mir in Cloritten war. Mehr noch, ich bin ihm dankbar, denn ohne seinen Zuspruch und seine Energie würde ich wohl rettungslos zugrunde gegangen sein. Du verstehst schon ... ohne ihn wäre ich niemals gesundet. Er hat schwer mit mir ringen müssen, ehe er mich so weit hatte ... Das, und wie er's fertig brachte, vergess' ich ihm nie ...

„Siehst du, Hanna, da bat ich ihn, bei mir in Cloritten zu bleiben. An einem dankbaren Wirkungskreis hätte es ihm nicht gefehlt, denn meine Beamten dort sind mit mir alt geworden, und die Herrschaft brauchte eine junge Kraft. Aber er wollte nicht. Es wurde ihm dann eine Stelle in Rominten angeboten — oder, um ehrlich zu sein, ich wandte mich deshalb an meinen alten Freund, den Oberlandforstmeister. Es war Egoismus: Ich hätte Magnus so in der Nähe behalten. Aber er schlug auch diesmal aus. Er wollte ja nur hierher ..."

Ulla beugte sich weit vor, wie um mit ihren kurzsichtigen Augen besser in Hannas Gesicht lesen zu können. In dem ging und kam das Blut; wie ehedem, als sie noch kurze Kleider getragen hatte, konnte sie's nicht hindern. Und so mädchenhaft sah sie aus.

Zärtlich legte die Gräfin den Arm um ihren Nacken und zog sie an sich; und Hanna dachte: ‚Wie eine Mutter' — und fühlte: ‚Sie ist auch wie eine Mutter! Ach ... hättest du damals ... damals eine Mutter gehabt ...'

Aber dann durchschauerte es sie wieder. Nein — nein — nein! Wenn es geht, die Vergangenheit begraben! Vergessen — vergeben! Mit der Gegenwart sich abfinden; dem Großvater leben und meinem geliebten Kinde! Aber nichts weiter — nichts darüber hinaus —

Und Ulla erinnerte sich eines Gedankenbildes, das ihr einmal gekommen war: Wie die Liebe manch Frauenherz mit tausend feinen Wurzeladern durchdringt, schier unlösbar. Dann mag wohl bei der einen das Messer des Chirurgen Haß kommen und all die Verästelungen mit einem Male herausschneiden — auf Tod und Leben geht das, und das Herz bleibt unfruchtbar für alle Zeit. Bei der andern aber löst, wenn das zarte Pflänzchen Liebe nicht mehr gehegt und gepflegt wird, die Zeit langsam die Wurzeladern aus dem Herzen und macht es wieder reif zu neuem Keimen.

Nur nicht rühren daran! Zwei Jahre ... Was sind zwei Jahre? Die helfende Natur arbeitet langsam, aber sie heilt sicher ...

Hannas Kopf lag noch immer an der Schulter der Freundin. „Wir ziehen nun zum Herbst nach der Stadt —" sagte sie, und es klang seltsam unsicher.

Die Gräfin lächelte still vor sich hin. Keimte es doch schon?

„Ja, liebes Kind ..." meinte sie dann. „Vielleicht ist's ganz recht, daß du auch einmal an dich denkst ..."

„An mich?" Ganz erschrocken richtete Hanna sich auf.

„Nun ja: an dich! Ich kann's gut begreifen, daß du dich hier fortsehnst. Für den lieben alten Herrn freilich wird's schmerzlich und schwer sein. Für Edith wär's ja am Ende auch besser, sie bliebe noch ein paar Jahre hier in der gesunden Waldluft. Von mir will ich nicht sprechen, obwohl ich's mir schön ausgemalt hatte, auf Büchsenschußweite von euch zu wohnen ..."

Sie unterbrach sich. Denn sie las in Hannas Zügen, daß sie doch nicht den rechten Ton angeschlagen hatte. Auf einen Augenblick hatte sie vergessen, aus einem wirklich fast mütterlichen Gefühl heraus vergessen, daß diese junge Frau mit dem mädchenhaft jungen Gesicht durch Seelennot und Herzensleid gegangen und in Schmerzen gereift war. Wie durfte sie mit ihr sprechen wie mit einem Kinde, dem man eine goldene Brücke bauen will?

So faßte sie Hannas Hand, drückte sie herzlich und schloß ernst: „Verzeih! Ich wollte ganz etwas andres sagen: Man soll nie vor sich selber fliehen — das war es. Und nun komm, Hanna, wir wollen zu Edith gehen."

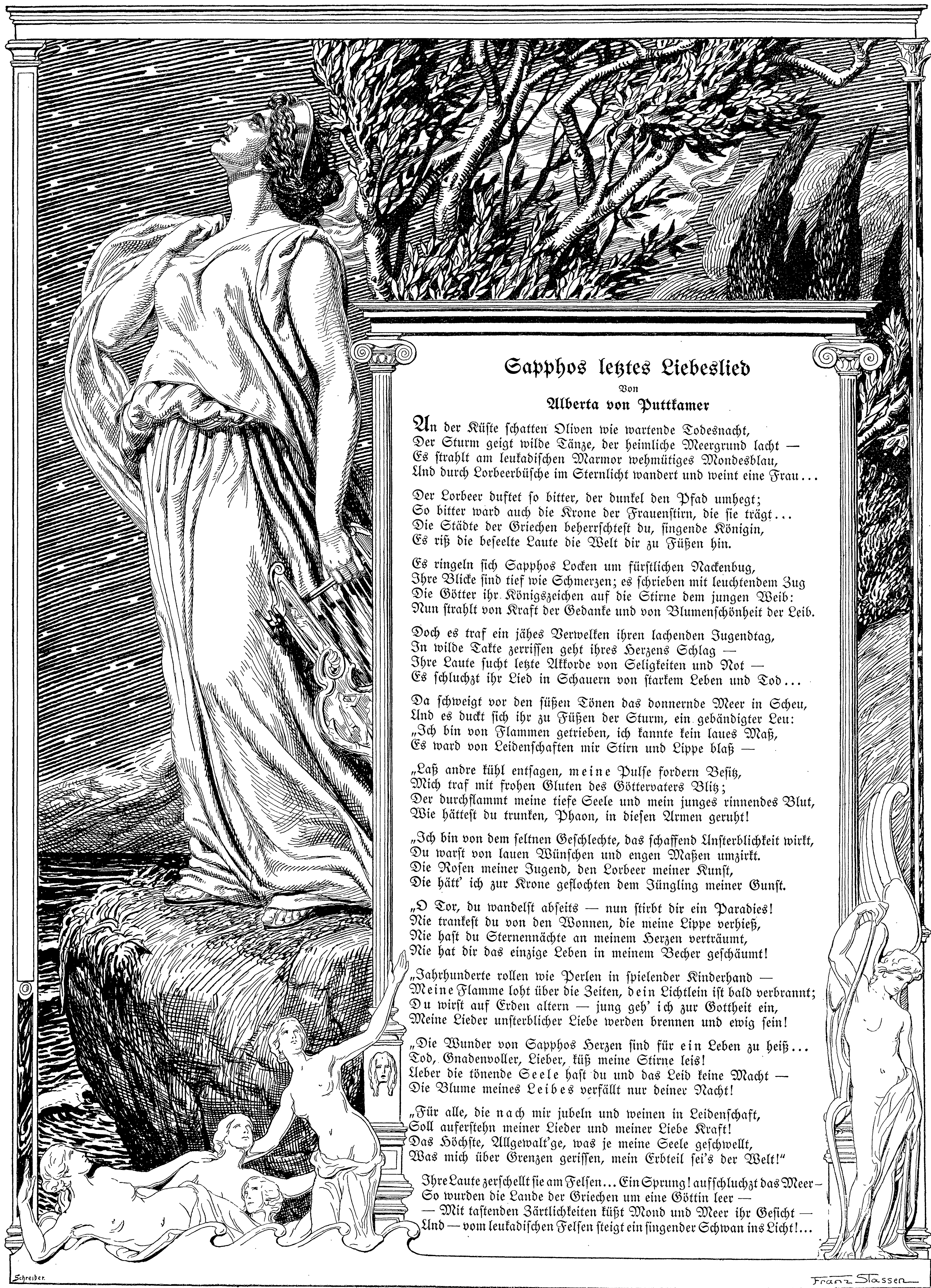
Der alte Herr saß noch auf seiner Bank, das Kind auf dem Schoß, als sie zu ihm herantraten. Aber er sah trübe drein.

„Wenn ich so denke —" meinte er — „daß ich vierzig Jahre hier war ... wie mir das Nestchen da unten ans Herz gewachsen ist und der Forst und alles ... und nun soll ich in die Stadt ziehen ... es ist doch schwer. Heut war nämlich der Kretscham bei mir, Gräfin. Er will mein Häuschen pachten, will auch ganz gut zahlen ... ja! Vielleicht ist's auch am besten so ... meint Hanna. Aber wenn ich da drüben ins Abendrot sehe ..."

Ulla blickte erwartungsvoll auf Hanna.

Die hatte dem Großvater das Kind abgenommen und hielt es im Arm. Ganz still stand sie und sah auch nach dem Osten, wo die Sonne sich gerade in das grüne Baummeer senkte. Purpurn leuchtete darüber der Himmel.

Und plötzlich sprach sie: „Ich hab' es mir überlegt, Großvater. Wir wollen in Lugow bleiben —"



Sapphos letztes Liebeslied

Von

Alberta von Puttkamer

An der Küste schatten Oliven wie wartende Todesnacht,
Der Sturm geigt wilde Tänze, der heimliche Meergrund lacht —
Es strahlt am leukadischen Marmor wehmütiges Mondesblau,
Und durch Lorbeerbüsche im Sternlicht wandert und weint eine Frau...

Der Lorbeer duftet so bitter, der dunkel den Pfad umhegt;
So bitter ward auch die Krone der Frauenstirn, die sie trägt...
Die Städte der Griechen beherrschtest du, singende Königin,
Es riß die beseelte Laute die Welt dir zu Füßen hin.

Es ringeln sich Sapphos Locken um fürstlichen Nackenbug,
Ihre Blicke sind tief wie Schmerzen; es schrieben mit leuchtendem Zug
Die Götter ihr Königszeichen auf die Stirne dem jungen Weib:
Nun strahlt von Kraft der Gedanke und von Blumenschönheit der Leib.

Doch es traf ein jähes Verwelken ihren lachenden Jugendtag,
In wilde Takte zerrissen geht ihres Herzens Schlag —
Ihre Laute sucht letzte Akkorde von Seligkeiten und Not —
Es schluchzt ihr Lied in Schauern von starkem Leben und Tod...

Da schweigt vor den süßen Tönen das donnernde Meer in Scheu,
Und es duckt sich ihr zu Füßen der Sturm, ein gebändigter Leu:
„Ich bin von Flammen getrieben, ich kannte kein laues Maß,
Es ward von Leidenschaften mir Stirn und Lippe blaß —

„Laß andre kühl entsagen, *meine* Pulse fordern Besitz,
Mich traf mit frohen Gluten des Göttervaters Blitz;
Der durchflammt meine tiefe Seele und mein junges rinnendes Blut,
Wie hättest du trunken, Phaon, in diesen Armen geruht!

„Ich bin von dem seltnen Geschlechte, das schaffend Unsterblichkeit wirkt,
Du warst von lauen Wünschen und engen Maßen umzirkt.
Die Rosen meiner Jugend, den Lorbeer meiner Kunst,
Die hätt' ich zur Krone geflochten dem Jüngling meiner Gunst.

„O Tor, du wandelst abseits — nun stirbt dir ein Paradies!
Nie trankest du von den Wonnen, die meine Lippe verhieß,
Nie hast du Sternennächte an meinem Herzen verträumt,
Nie hat dir das einzige Leben in meinem Becher geschäumt!

„Jahrhunderte rollen wie Perlen in spielender Kinderhand —
Meine Flamme loht über die Zeiten, *dein* Lichtlein ist bald verbrannt;
Du wirst auf Erden altern — jung geh' *ich* zur Gottheit ein,
Meine Lieder unsterblicher Liebe werden brennen und ewig sein!

„Die Wunder von Sapphos Herzen sind für *ein* Leben zu heiß...
Tod, Gnadenvoller, Lieber, küß meine Stirne leis!
Ueber die tönende *Seele* hast du und das Leid keine Macht —
Die Blume meines *Leibes* verfällt nur deiner Nacht!

„Für alle, die *nach* mir jubeln und weinen in Leidenschaft,
Soll auferstehn meiner Lieder und meiner Liebe Kraft!
Das Höchste, Allgewalt'ge, was je meine Seele geschwellt,
Was mich über Grenzen gerissen, mein Erbteil sei's der Welt!"

Ihre Laute zerschellt sie am Felsen... Ein Sprung! aufschluchzt das Meer —
So wurden die Lande der Griechen um eine Göttin leer —
— Mit tastenden Zärtlichkeiten küßt Mond und Meer ihr Gesicht —
Und — vom leukadischen Felsen steigt ein singender Schwan ins Licht!...

Die soziale Mission der Frau

Von

Eliza Ichenhaeuser

Wie groß die Bedeutung der durch die Frauen geschaffenen Kulturwerte von den frühesten Zeiten an gewesen ist, davon macht sich die Gegenwart kaum einen richtigen Begriff. Sie werden außerordentlich unterschätzt, weil die Frauen selbst, in einem Umwandlungsprozeß ihrer Tätigkeitsgebiete und ihrer gesamten Stellung begriffen, vom Wunsche beseelt, ihn in geistig höhere Wege zu leiten, unwillkürlich mit der Verurteilung der früheren Stellung der Frau auch zu einer falschen Wertung ihrer Tätigkeit gelangten. Anderseits trägt der Umstand, daß der technische und wissenschaftliche Fortschritt in der Hauptsache vom Manne bewerkstelligt wurde, ebenfalls nicht wenig zur Mißachtung der bisherigen weiblichen Tätigkeit bei. Und doch ist der Teil, den die Frauen beigetragen haben, absolut nicht gering anzuschlagen. Sie haben die sittlichen Werte geschaffen.

Was wäre das Leben ohne die Wärme, die Liebe, die Zärtlichkeit, die Hingebung, die Fürsorge, die sie ihrer Umgebung gespendet und gelehrt haben? Sie haben nur einen einzigen Fehler dabei begangen, sie sind in der Selbstaufopferung zu weit gegangen. Sie haben dadurch noch nicht genügend Einfluß auf die Kulturentwicklung nehmen können. Und das eben ist einer der größten Vorzüge der modernen Frauenbewegung, daß sie es eingesehen hat, daß die Frau, um mit Ellen Key zu sprechen, „bevor sie ein Selbst zu geben hat, erst ein Ich werden muß“, daß die Lebensauffassung der absoluten Selbstverleugnung ebenso unfehlbar zum Untergang der Kultur führen müsse wie die der ausschließlichen Selbstbehauptung.

„Sie sieht nicht mehr im besinnungslosen Opfern, im Sichausplündernlassen die höchste Lebenserfüllung“ (Bäumer), sondern erkennt, daß nur in der Harmonie von Selbstaufopferung und Selbstbehauptung das zu erstrebende Ziel liegt.

Sie weiß jetzt, daß die höchste Pflicht nicht nur gegen sich selbst, sondern ihrer Umgebung, ihren Angehörigen, ihren Kindern, der ganzen Menschheit gegenüber die höchste Entwicklung der eignen Persönlichkeit ist. Und erst, wenn sie diese erreicht, wird ihr das gelingen, was bisher nur ein Ziel aufs innigste zu wünschen war, die volle und glückliche Verschmelzung von Altruismus mit dem zum Leben nicht minder unentbehrlichen Egoismus. War das Wohltun, die Liebestätigkeit seit den frühesten Zeiten der Frauen Teil, dem sie zunächst in ihrem eignen Reiche, dem Heim, oblagen, so nahmen sie doch auch an der kirchlichen Armenpflege, die so alt ist wie das Christentum selbst, teil und nicht minder an der Vereinsarmenpflege, deren erstes organisiertes Zusammenwirken eine Folge der Völkerschlacht bei Leipzig war. Erst als im neunzehnten Jahrhundert infolge der durch die wirtschaftlichen Umwälzungen entstandenen ungeheuern Armut der Staat die Notwendigkeit einsah, die Armenpflege gesetzlich zu regeln, weil die freie Liebestätigkeit sich als ungenügend erwies, da wurde vergessen, die Frauen hierzu heranzuziehen. Aber dieses Versehen machte sich sehr schnell bemerkbar, denn der Zweck der Armengesetzgebung, daß niemand in den Kulturstaaten am unentbehrlichen Lebensunterhalt Mangel leide, wurde bisher nicht erreicht. Die Absicht der Armengesetzgebung ist, jedem Hilfsbedürftigen, der zeitweise oder dauernd außerstande ist, für sich selbst einzutreten und zu sorgen, und der keine unterstützungspflichtigen Verwandten hat, ein Obdach, den unentbehrlichen Lebensunterhalt und im Todesfall ein Begräbnis zu sichern, wofür die Kosten und die Ausführung der dem Gesetze nötigen Organe von den Gemeinden aufzubringen sind.

Daß auch dies vorläufig nur ein Ziel aufs innigste zu wünschen ist, ist wohl jedermann klar. Die Gründe hierfür wohl weniger. Mit dankenswerter Offenheit orientiert darüber Alice Salomon, deren Spezialgebiet die soziale Frauenarbeit ist. Im Handbuch der Frauenbewegung setzt sie klar auseinander, daß der Grund hierfür darauf zurückzuführen ist, daß es den Verwaltungen nicht immer gelingt, in ausreichendem Maße geeignete männliche Armenpfleger zu gewinnen, daß sie sich daher in solchen Fällen mit ungeeigneten Ehrenbeamten begnügen müssen und dieser Umstand die Mängel in der Verwaltung verursache. Gleich mir sieht auch sie das geeignetste Mittel, diesem Uebelstand abzuhelfen, darin, daß die ungeeigneten Männer durch geeignete Frauen ersetzt werden, daß durch die vergrößerte Auswahl alle ungeeigneten Elemente leichter ausgemerzt werden könnten und daß auch die weiblichen Gesichtspunkte, die gerade, wo es sich wie bei der Armenpflege um Tätigkeiten, die mit dem Haus und Hauswesen zusammenhängen, von großer Bedeutung sind, mehr gewürdigt würden als unter dem ausschließlichen Männerregime. Man sollte denken, daß dies auch den Männern vollständig einleuchten müsse und daß es bloß der Anregung bedurft hätte, um Frauen in zahlreichster Weise heranzuziehen. Dem war aber durchaus nicht so, sondern es bedurfte eines langwierigen Kampfes, um den Widerstand der ausführenden Organe, die sich in ihrer Alleinherrschaft bedroht fühlten, zu besiegen, und überall ist es bis jetzt noch nicht geglückt. Aber die Frauen erkennen ihre Pflichten der Gesellschaft gegenüber immer mehr und mehr und lassen sich nicht mehr so leicht einschüchtern. Je mehr Raum der Entwicklung ihres Intellekts und ihrer Individualität gegeben wird, um so ernster und voller erfassen sie ihre Pflichten, um so schärfer erkennen sie die Arbeit, die ihrer harrt. Je mehr ihre Erziehung sie dazu befähigt, den Organismus des sozialen Körpers kennen und verstehen zu lernen, um so mehr begreifen sie, wie viel zu seiner Gesundung geschehen muß, wie viel sie dazu beizutragen haben. Es bedurfte nur der Weckung ihres sozialen Empfindens, ihres sozialen Bewußtseins, um sie zum Handeln zu veranlassen. Und aus diesem Grunde muß auch die gesamte Frauenarbeit als ein großer Segen betrachtet werden, weil sie die Frauenkräfte befreit und die segenbringende dienstbereite Hand der Frau der Allgemeinheit geöffnet hat. „Die Macht der Liebe ist nicht mehr auf die engste Umgebung beschränkt, sondern erstreckt sich auf weiteste Kreise und Gebiete; die Fähigkeit absoluter Ergebenheit und ständiger Dienstleistung für eine bestimmte Person ist jetzt anwendbar auf ein bestimmtes gesellschaftliches Bedürfnis, und wir sehen um uns die Wirkung all dieser potenten Mütterlichkeit auf die Gesellschaft.“ (Stetson.)

Am meisten ist dies natürlich schon jetzt in den Ländern zu erkennen, in denen die Frauen am weitesten fortgeschritten sind, so vor allen Dingen in der Neuen Welt. In Tausenden reformatorischer Frauenvereine und -klubs arbeiten die Frauen dort an ihrer Selbsterziehung, fachlich, philanthropisch, reformatorisch, wissenschaftlich sich auf die Bürgerpflichten vorbereitend und sie betreibend. Von diesen Stätten der Kultur ergießt sich ein Strom warmer, selbstloser Menschenliebe, der die Frauen immer mehr zu menschenfreundlicher Arbeit hinreißt. Die amerikanische Soziologin Mrs. Perkins-Stetson nennt die sich immer intensiver ausbreitende Bewegung der reformatorischen Frauenvereine eine der bedeutendsten soziologischen Erscheinungen des neunzehnten Jahrhunderts. Sie berichtet, daß es in Amerika kaum eine Frau von einer gewissen Intelligenz gibt, die nicht auf irgendeinem sozialen Gebiet ein bestimmtes Interesse und eine bestimmte Tätigkeit entwickelt, die nicht eine besondere Pflicht auf sich genommen hat, außer der zufälligen ihrer eignen verwandtschaftlichen Beziehungen. Die religiöse, wohltätige, philanthropische, reformatorische, allgemein humane Arbeit der Gegenwart wird in Amerika hauptsächlich von Frauen verrichtet, sie sind die Träger der höheren Bildung sowohl wie auch der soziologischen Interessen.

Auch in England haben die Frauen sich auf sozialem Gebiete in hervorragender Weise betätigt. Dort erblickte, wie so viele soziale Reformen, auch die Settlementsbewegung, dieser glänzende, sozialstem Empfinden entsprechende Versuch zur Ueberbrückung der Klassengegensätze durch jahrelange Arbeit und jahrelanges Leben der Besitzenden unter den Enterbten des Schicksals und für sie, um ihnen durch persönliche Arbeit zu einer höheren Kultur zu verhelfen, das Licht der Welt. Dort entstand auch das erste Frauensettlement, dem ein Jahr später ein zweites in Amerika und seither hüben und drüben zahlreiche andre gefolgt sind. Dort haben die Frauen sich auch an den kommunalen Aufgaben in vielseitigster Weise beteiligt und die besondere Eignung der Frauen hierfür aufs schlagendste bewiesen, indem sie das ihnen seit 1869 erteilte kommunale Wahlrecht, das im Laufe der Jahre immer mehr erweitert wurde, mit großem Verständnis ausübten und sich als Armen-, Kirchen-, Schulrätinnen und so weiter außerordentlich bewährten.

Und nicht allein als tüchtige Helferinnen an der Lösung sozialer Aufgaben sehen wir die Frauen dort, wo ihnen freie Entwicklung gestattet ist, arbeiten, sondern wir lernen sie auch als Schöpferinnen und Führerinnen kennen.

Wir sehen, wie Harriet Beecher-Stowe durch ihren mit ihrem Herzblut geschriebenen, von echtester Menschenliebe durchglühten Roman „Onkel Toms Hütte“ zur Sklavenbefreiung mehr beiträgt als irgendein andrer Faktor. Wir sehen, wie Florence Nightingale nicht allein durch ihr beispielloses Wirken im Krimkriege die Heldin desselben wurde, sondern ein noch weit großartigeres Werk durch die vollständige Reform und Hebung der Krankenpflege vollbringt. Wir sehen, wie Elisabeth Fry in England und Dorothea Dix in Amerika den Anstoß zur Reform des Gefängniswesens geben, die von dort den Weg durch die ganze zivilisierte Welt nimmt. Wir sehen, wie die Temperenzbewegung, die gerade für die Neue Welt, wo die Trunksucht das verheerendste Laster zu werden drohte, von eminenter Bedeutung ist, von Frances Willard in allumfassender Weise organisiert und erfolgreich wird. Wir sehen, wie Octavia Hill eine Reform in der Armenpflege bewirkt, wie Lady Dilke, Beatrice Webb u. a. auf dem Gebiete der Arbeiterinnenfrage reformierend vorgehen.

Und sogar bei uns, die wir noch in den Kinderschuhen sozialer Entwicklung stecken, finden sich Bahnbrecherinnen auf ethisch-sozialem Gebiete, wie beispielsweise Berta von Suttner, der beredteste Friedensapostel des neunzehnten Jahrhunderts, und einer Reihe andrer Reformerinnen.

Und trotz allen Widerstandes der maßgebenden Kreise ist es gelungen, immer mehr Gebiete der sozialen Frauentätigkeit zu erschließen. Deutschland, das in dieser Beziehung am hartnäckigsten und rückständigsten war, ist verhältnismäßig und im Vergleich zu den andern kontinentalen Ländern in Europa mit Ausnahme Skandinaviens am raschesten fortgeschritten. Es ist dies nur der Energie der Frauen selbst zu verdanken, die, einmal aus dem Dornröschenschlaf erweckt, nicht mehr ruhten und rasteten, bis sie sich in der Oeffentlichkeit mit ihren Forderungen Gehör verschafft und anderseits selbst an ihre Ausbildung schritten, um den Beweis der Fähigkeit, die ihnen so lebhaft abgestritten wurde, zu liefern. Nur dadurch sind sie in der Lage, gegenwärtig eine Reihe sozialer Frauenberufe, zu denen sie heute geradezu erwünscht werden, auch auszufüllen. Nur dadurch ist es gegenwärtig möglich, den Nachfragen nach Gefängnisbeamtinnen, nach Krankenpflegerinnen, nach Vorsteherinnen von Asylen, Krippen, Kinderhorten und so weiter, nach Fabrikinspektorinnen und Inspektionsassistentinnen, nach Aerztinnen und so weiter zu genügen. Das gleiche gilt von den unbesoldeten, ehrenamtlichen sozialen Frauenberufen.

Hier waren es in erster Reihe die „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit“ in Berlin, die den ersten Schritt auf diesem Gebiet taten. Ihr Programm, Mädchen und Frauen zur tatkräftigen Unterstützung aller Wohlfahrtsunternehmungen heranzuziehen zur Unterstützung durch *persönliche Fürsorge*, nicht durch Geld, ferner den Mädchen und Frauen, die Wunsch und Willen haben zu helfen, Gelegenheit zu bieten, sich die zu einer wirksamen Hilfeleistung notwendigen Kenntnisse anzueignen, ist in außerordentlich befriedigender Weise ausgeführt worden. Ein Verzeichnis aller Wohlfahrtsvereine und Anstalten wird alljährlich zusammengestellt und Vortragskurse bezwecken durch Kenntnisvermittlung der Gesetzkunde, der Volkswirtschaftslehre, der Grundlehren der Armenpflege und der Kinderfürsorge die freiwillige Frauenarbeit in der Wohlfahrtspflege zu vertiefen, ein Verständnis für die Lage der arbeitenden Volksklassen herbeizuführen.

Daß dieser Gedanke einem großen Bedürfnis entsprach, beweist der Umstand, daß ähnliche Einrichtungen an andern Orten folgten. Die Soziale Frauenschule des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes in Hannover beruht auf ähnlicher Grundlage.

Gelegenheit, sich zu betätigen, haben die Frauen jetzt auf verschiedenen Gebieten auch in Deutschland, so beispielsweise in der Armenpflege und dem mit ihr verwandten Amt des Vormundes über fremde Kinder. Auch zur Waisenpflege sind Frauen herangezogen worden, und die in dieser Hinsicht gemachten Erfahrungen sind außerordentlich gut. Wir sehen demnach, daß überall, wo den Frauen freie Bahn zu sozialer Arbeit eröffnet wird, sie den eifrigsten und — was noch wertvoller ist — den besten, ernstesten und verständnisvollsten Gebrauch davon machen.

Groß ist hier noch das Arbeitsfeld, das ihrer harrt. In der Ueberbrückung sozialer Gegensätze, in bezug auf Arbeiterinnenschutz, Kinderschutz, Wohnungsreform, Vorbeugungsarbeit, Gefängnisreform, Rettung Gefallener, kurzum im unübersehbar großen Gebiet der Sozialreform bietet sich den Frauen ein ebenso dankbares als großes Feld der Arbeit.



Vor dem Regattatag. Nach einem Gemälde von Stanhope A. Forbes
(Aus der diesjährigen Ausstellung der Royal Academy in London)



Ein Sechsundneunzigjähriger

Ein Schwarzwaldmaler

Von

Julius Müller-Gengenbach

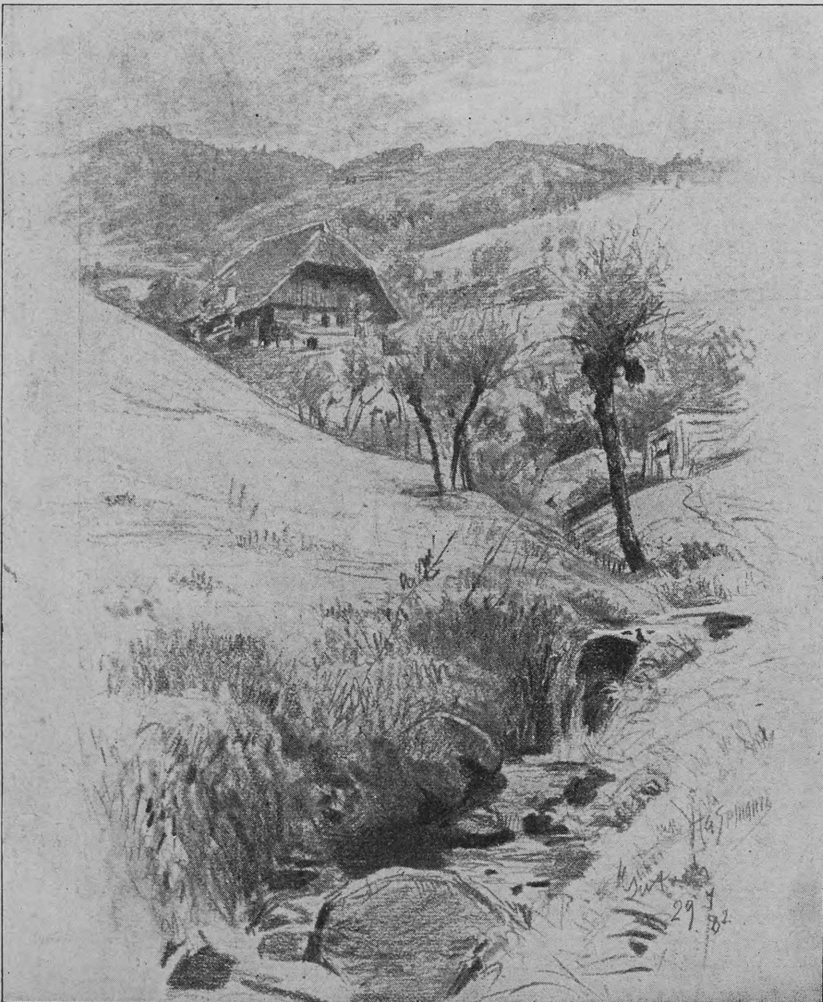
(Hierzu fünf Abbildungen nach Werken des Künstlers und einer Photographie)

Wenn heute jahraus, jahrein Tausende den schönen Schwarzwald nach allen Richtungen durchstreifen und sich in seinen Wäldern und Bergen neue Lebenskraft holen, so denkt man kaum daran, daß dieser Schwarzwald vor nicht gar sehr langer Zeit ein ziemlich unerforschtes, wenig bekanntes Land war. Hauptsächlich drüben über dem Rhein bei unsern fränkischen Nachbarn vermutete man, daß hinter den dunkeln Bergen Barbaren wohnten, die vielleicht kaum von der Zivilisation gestreift waren, und einer meiner Bekannten wurde noch in den sechziger Jahren in Paris gefragt: „Aux forêts noires, n'y a-t-il pas des brigands?“ Also ob es im Schwarzwald Räuber gebe. Nun kommt ja freilich in unsrer Zeit, wo der Städter die freie Natur mehr aufsucht als je, die Landschaft mehr zu Ehren als zuvor. Aber die Pioniere, welche die Herrlichkeiten unserm Auge erschließen, sind fast immer die Maler gewesen, wie sie auch stets unter den ersten gewesen sind, die den Zug der Naturfreunde in bisher unbekannte Gebiete geleitet haben. Viel anders ist es auch in unserm Schwarzwald nicht gewesen, und wir haben vergangenen Frühling das Jubiläum eines Mannes gefeiert, dem eines der lieblichsten Täler des badischen Schwarzwalds und der Ort Gutach mit seiner weiteren Umgebung außerordentlich viel verdankt, nämlich des Professors **Wilhelm Hasemann** in Gutach, der nun gerade ein Vierteljahrhundert dort lebt und arbeitet. Einer Idylle gleicht das trauliche Schwarzwaldheim des Meisters, das Ateliergebäude stellt selbst ein Miniaturschwarzwaldhaus dar, im Innern der große Kachelofen, die hölzerne Wanduhr, der Herrgottswinkel, alles stimmungsvoll mit den Bildern des Künstlers und seinen liebsten Motiven harmonierend und zugleich den praktischen Bedürfnissen einer Malerwerkstatt angepaßt.



Schwarzwälder Typen

Wilhelm Hasemann ist geboren 1850 zu Mühlberg an der Elbe, wo sein Vater Mechaniker war; es war das Nächstliegendste, daß er nach der Schulzeit den Beruf seines Vaters ergreifen mußte — trotz unzweifelhafter Neigung zur Kunst; wir wissen ja von vielen Beispielen, daß ein Handwerker von der soliden Grundlage der Kunst gewöhnlich keinen sehr guten Begriff hat. Es war eine harte Zumutung, daß der Knabe, der für das Handwerk überhaupt etwas schwächlich war, etwas andres sollte, als seiner inneren Stimme folgen. Aber schließlich setzte er es doch durch, Maler zu werden. Im Jahre 1867 begann er auf der Berliner Akademie, die damals in trauriger Verfassung war, seine Studien. An ausreichende Unterstützung von Hause war nicht zu denken, so mußte Wilhelm sich mit Originalbildchen für Luxuspapierfabriken, Uebermalen von Oeldrucken und so weiter seinen Lebensunterhalt erwerben. Als sodann 1870 der Krieg ausbrach und die Akademien sich leerten, würde er sich am liebsten angeschlossen haben und zog nun, für die Front nicht tauglich befunden, unter dem Roten Kreuz mit den Berliner Turnern ins Feld. Bald aber sehen wir ihn wieder in Berlin, da er unter der ungewohnten, harten Arbeit zusammenbrach. Dann zog der junge Hasemann nach Weimar, da er in Berlin nicht so rechte Förderung zu erwarten hatte. In Weimar kam er zu Karl Gussow, welcher der rechte Mann war, sein Talent zur Blüte zu bringen; es war im Jahre 1873, die dortige Kunstschule — zwölf Jahre zuvor von Großherzog Alexander gegründet — erfreute sich unter der Leitung Stanislaus Kalckreuths eines schönen Gedeihens. Besonderen Einfluß auf den jungen Maler hatte der Landschafter Th. Hagen, der nach Gussow sein Lehrer war und dessen Freundschaft er sich gewann. Das erste hier verkaufte Bild stellte einen Knaben dar, wie er einen unter dem Sieb gefangenen Sperling in den Käfig sperren will und ärgerlich sehen muß, wie der Vogel entwischt. Auf sommerlichen Wanderungen lernte er die Schönheiten des Thüringer Waldes und dessen originelles Volksleben kennen; in der Folge entstanden aus diesen Motiven reizvolle Bilder, besonders auch Kinderbilder. Ein „Thüringer Kirchweihfest“ war auf der Akademischen Kunstausstellung Berlin 1877 zu sehen und erwarb vielen Beifall. Später folgten: „Kasperltheater“, „Einweihung der Friedenseiche im Thüringer Dorf“ und andre.



Motiv aus Gutach

Anfang der siebziger Jahre machte Hasemann die wertvolle Bekanntschaft der kunstsinnigen Generalin von Boyen, einer Nichte der Herzogin Dorothea von Kurland; er wurde nach Schloß Löbichau eingeladen und sollte dort den Speisesaal dekorieren, bei der Gelegenheit bewohnte er das Zimmer, das der Dichter Tiedge innegehabt hatte, auch Theodor Körner, ein Pate der Besitzerin, war seinerzeit dort zu Gast gewesen. Im Jahre 1879 führte ihn Frau von Boyen zu Menzel; dies war entschieden ein Lichtblick in dem Leben des Aufstrebenden, Menzel ist sein Freund und Berater geblieben, wenn auch



Ein „malerisches" Plätzchen

die räumliche Entfernung sie später trennte. Menzels Rat folgend, ging der Künstler 1879 nach München, und das Jahr darauf brachte die für die Zukunft entscheidende Wendung in seinem Leben. Das ging folgendermaßen zu, wie wir in der Einleitung zu dem Werke „Bilder aus dem Schwarzwald" von Professor Pietsch-Berlin lesen können. Eine Stuttgarter Buchhandlung beabsichtigte, von Auerbachs Novelle „Lorle, die Frau Professorin" eine illustrierte Ausgabe zu veranlassen, die sich in ihrem Charakter der Erzählung „Barfüßele" desselben Verfassers, von Vautier illustriert, anschließen sollte. Vautier, L. Knaus, Paul Meyerheim, an die sich der Verlag mit der Bitte, die Illustrierung zu übernehmen, gewendet hatte, mußten ablehnen. Da fragte Meyerheim bei Hasemann an, ob er Lust dazu hätte. Die Aufgabe interessierte ihn, und somit erklärte er sich bereit. So kam es nun, daß er 1880 im Frühling nach dem Schwarzwald zog, und zwar nach dem malerischen Dörfchen Gutach, das ihm von Auerbach für die auf dem Lande spielende erste Hälfte der Novelle besonders bezeichnet wurde, weil dort Tracht, Häuser und Landleben unverfälscht am besten zu studieren wären. Als er einzog, blühten die Kirschen, und wer jemals um diese Zeit das Tal durchwandert hat, wird es nie vergessen und leicht begreifen, daß die Gegend mit den einfachen Menschen in der merkwürdigen Tracht und den seltsamen Häusern einen tiefen Eindruck auf das empfängliche Gemüt des Malers machten, so daß er bald den Entschluß faßte, für immer zu bleiben. Er hat sich sodann überraschend schnell in das „Milieu" eingelebt, seine Zeichnungen sind von großem Reiz, flott, stimmungsvoll und mit Liebe und Verständnis erfaßt. Fortan entstanden mit den Illustrationen Gemälde aus dem Schwarzwald, z. B. „Der Schellenmarkt der Hirtenbuben" 1882, das „Mädchen aus dem Mühlenbachtal", ein besonders glückliches Bild, es schmückte das Titelblatt von Jensens „Schwarzwald". Nach Amerika kamen „Am Gartenpförtchen", „Fleißige Hände", „Bild vom Schatz", „Dorfstraße". „Vor der Wallfahrtskirche" besitzt der Großherzog von Baden.

Nach „Lorle" wurden noch illustriert die Bücher: Jensens „Schwarzwald" im Verein mit andern, Storms „Immensee" mit seinem Freunde Kanoldt, Hansjakobs „Vogt auf Mühlstein". Zum Teil entstanden die Zeichnungen in Karlsruhe, wo der Künstler die Winter zubrachte und sich besonders Professor Schönleber anschloß. Durch verschiedene Umstände blieb merkwürdigerweise das Material für „Lorle" bis zum Jahre 1885 liegen, wo das Buch erst erschienen ist. Ein interessanter Briefwechsel, eben durch diese Verzögerung veranlaßt, gibt insbesondere auch von der Sympathie Menzels mit dem jungen Kollegen Zeugnis.

Auf Meyerheims Mitteilung an Menzel, daß Hasemann Auerbachs Buch illustrieren würde, sprach sich der Altmeister sehr günstig darüber aus, er äußerte zuversichtlich, daß Hasemann seinen Weg machen würde. In dem Briefe Meyerheims an Auerbach heißt es dann wörtlich: „Wollen Sie Menzels Ansicht selbst hören, gehen Sie hinunter, er hat ein herrliches Bild fertig, eine Tiroler Prozession." Auch Ludwig Knaus, dem die Illustrationen von Dr. Auerbach zugeschickt waren, war sehr darüber erfreut, taxierte den Verfertiger als Künstler von Gemüt und Humor, der mit Fleiß und Geschick auf die Intentionen des Erzählers eingehe.

Wenn wir uns über die Werke Hasemanns Rechenschaft geben wollen, so dürfen wir sagen, daß die Popularität, deren er sich erfreut, eine wohlverdiente ist; wie auch der Strom der Kunstrichtungen fließen und vergehen mag, seine Lebensarbeit wird das beste Denkmal haben im Herzen des Volkes. Die Landleute, die Gegend, wie sie in seinen Gemälden stets wiederkehren, sind echt und mit Liebe gesehen, in einer sicheren Technik wiedergegeben, zumeist köstliche Idyllen. Wir sehen keine kühnen Experimente der Farbe, nichts, was durch eine Tragik unser Inneres aufrüttelt; aber wir finden eine liebliche, harmonische Ruhe, einen Frieden, der uns in der Hetze des Alltags leider nur allzuoft verloren geht. Wir sehen das Volk bei friedlicher Beschäftigung, beim Weiden der Herden, die Mädchen in der Spinnstube, die prächtigen alten Häuser, Dorfszenen, gerade so, wie die Dörfler bedächtig das Tal herabwandern, wenn wir, von Hausach herkommend, in das Gutachtal einbiegen, und — es ist das, was wir jetzt so sehr schätzen, echte, beste Heimatkunst.

Ist auch das heutige Gutach nicht mehr dasselbe wie das der achtziger Jahre, so ist es doch immer noch ein sehr malerisches Dorf, und die Bewohner hängen konservativ am Althergebrachten. Eine Malerkolonie, deren Begründer Hasemann ist, kehrt jedes Jahr wieder, und viele derjenigen, die wir heute hochachten, haben Schätze aus dem Tal herausgeholt, das Künstleralbum im „Löwen" nennt uns eine stattliche Zahl derer, die diesen Fleck Erde liebgewonnen haben.

Im badischen Schwarzwald sind die Trachten besser erhalten als anderswo; es wurden aber speziell auf Hasemanns Anregung Vereine gegründet, die eine rege Tätigkeit entfalten. Auch die Architektur wird gehütet, und man sieht die alten, echten Schwarzwaldhäuser noch in einer stattlichen Zahl und Mannigfaltigkeit, wie sonst selten, ebenso wie man kaum in einer Ortschaft die kleidsame Tracht, dazu die berühmten „Bollenhüte" (Mädchen rot, Frauen schwarz) so einheitlich getragen sieht wie eben in Gutach.

Die Bewegung zugunsten des Landes, die in dem großen „Verein für ländliche Wohlfahrtspflege in Baden" gipfelt, geht ja nun auch — es ist an der Zeit — nach Württemberg über und hat dort greifbare Form erhalten. Hasemann selbst ist gewiß keiner von den Bahnbrechern der neuen Kunst in irgendeiner Art und nicht veranlagt, viel von sich reden zu machen, doch eine überaus lautere, vornehme und selbstlose Natur. Wir werden uns eins wissen mit allen Freunden des beliebten Malers, wenn wir ihm noch viele Jahre frohen Schaffens wünschen — ihm selbst zur Befriedigung, uns allen zur Freude und seinem Schwarzwald zu Ehre und Ruhm in aller Welt!

Die Wolke

Einmal wieder jung und selig sein,
Lachend auf zum lichten Himmel schauen!
Einmal wieder opfern schwerem Wein,
Heißgeküßt von vielen schönen Frauen!
Welt, du blühst in Wundern und bist mein.

Einmal, einmal! Ach, mein dunkler Kahn
Kennt die Insel nicht der Seligkeiten.
Eines armen Lebens kurze Bahn
Muß er, wunschbeladen, abwärtsgleiten.
Und die Ufer trauern, die ihn sahn.

Ferne glänzt der Strom in goldnem Licht,
Fern, in unbesieglich tiefen Weiten.
Weinend starr' ich hin: du Glück! — Da spricht
Eine Wolke: Glück ist nur im Gleiten.
Sieh auf mich, fahr hin und klage nicht.

Hans Müller (Wien)



Wilhelm Hasemann in seinem Atelier

Susanna

Von
Anny Demling-Hammelehle (Stuttgart)

Dort, wo die schmale Straße, die das Städtchen in zwei Hälften teilt, am breitesten wird, stand das Elternhaus der kleinen Susanna. Es war ein auffallend massiges zweistöckiges Gebäude mit hohen Fenstern und verwitterten alten Mauern. Zwischen den angrenzenden, grell herausgeputzten Häusern nahm es sich wie eine bedächtige, ehrwürdige Matrone aus. Unter der offenen Haustür saß auf der niederen Schwelle die zwölfjährige Susanna und lauschte unbeweglich auf das klingende Hämmern in der nahen Schmiede. Sie hatte ein kleines mageres Gesicht mit einer mattleuchtenden braunen Hautfarbe, eine schmale Nase und sehr weiche Lippen. Ihr Gesichtsausdruck war gewöhnlich ruhig und teilnahmslos, und wenn man nicht in ihre Augen sah, konnte man sie fast für unintelligent halten. Diese Augen waren lang und schmal, tiefschwarz und hatten einen unnatürlich starken Glanz. Sie zeigten ein gewisses ungläubiges Durchschauen, das selbst ältere Leute in ihrer Rede stocken ließ. Das braune Haar hing ihr immer wirr um den Kopf und verbarg die hohen Schläfen. Susanna hatte einen zarten, überschlanken Körper. Aber ihre Bewegungen waren weich und gleichmäßig. In ihrem ganzen Wesen lag etwas Fremdartiges und Rätselhaftes, obschon sie nichts Ungewöhnliches tat. Der männlichen Schuljugend galt es als Ehrenpflicht, sich Susanna bei jeder Gelegenheit gefällig zu erweisen. Sie hielt das für selbstverständlich. Die Schmeichelnamen, die man ihr im Vorübergehen gab, waren ihr so unentbehrlich wie die Luft, die sie einatmete. Sie dachte aber nicht daran, auch nur durch einen Blick zu beweisen, daß sie sich dieser Huldigungen bewußt war. Fand sie in der Schule auf eine Frage nicht sogleich eine Antwort, so machte ihr das die ganze Klasse in schweigendem Einverständnis zum Vorwurf. Denn man war daran gewöhnt, daß sie alles wußte. Wenn die andern sie kommen sahen, nahmen sie sich unbewußt zusammen und hüteten sich besonders davor, etwas Dummes zu sagen oder über eine Schulgenossin zu spötteln und zu lachen. Denn dann konnte Susanna mit einer erschreckenden Heftigkeit aufbrausen und verlangen, daß monatelang niemand mit der Missetäterin spreche. Und sie sparte nicht Spott und Hohn und Verachtung, um ihren Willen mit unerbittlicher Grausamkeit durchzusetzen. Gewöhnlich war sie wortkarg, aber an heißen Sommernachmittagen, wenn „Handarbeit" auf dem Stundenplan stand, erzählte sie wundersame, glänzende Geschichten. Sie führte ihre regungslosen Zuhörerinnen auf die äußersten Gipfel ihrer Phantasie, sie ließ sie in farbentrunkene Märchenländer schauen und berauschte sie mit dem süßen Gift ihrer Worte. Da kam es jedesmal wie dämonische Gewalt über sie und lockte die Früchte glücklicher Einsamkeit aus ihrem Herzen. Ihre Wangen röteten sich, ihre Augen glänzten noch mehr, ihre halblaute Stimme bekam einen bestrickenden, tiefen Klang. Wenn sie in einem solchen Augenblicke das Leben von ihren Freundinnen gefordert hätte, ohne Besinnen hätte man es ihr gegeben. Aber auf jeden dieser Ausbrüche folgte das Erwachen und brachte Tage tiefer innerer Scham und verzehrender Reue. Und sie haßte ihre Gefährtinnen, die ihr die zarten und feinen Geheimnisse abgelauscht hatten. Mit müder, trauriger Seele suchte sie auf langen, einsamen Spaziergängen die Tage zu vergessen und sehnte sich nach dem stillen Leben und klaglosen Welken der Blumen.

Susanna war krank. Sie wußte genau, wie krank sie war. Das boshafte Stechen in der Brust ließ ihr darüber keinen Zweifel. Sie war auch froh, mit dem Sommer in ungekannte Länder wandern zu dürfen. Denn hier war es zu rauh für sie, es gab so manches, was ihr weh tat. Es gab niemand, der mit ihr im seligen Reich der Träume wohnen konnte. Niemand als ihre Schmerzen. Die blieben ihr treu und verstanden sie und waren ihr zu unentbehrlichen Freunden geworden. Diese Freundschaft wurde täglich inniger und zarter und war zuletzt ein vollständiges Aufgehen ineinander. Kein Mensch wußte darum. Nur wenn Susanna in der Schule manchmal gar zu blaß war, wurde die Lehrerin ungeduldig. Aber Susanna klagte nicht und ihr Gang war von jeher gemessen und langsam gewesen.

Auf dem Weg zur Schule ging sie gewöhnlich an der Schmiede vorbei. Da standen jeden Mittag der dicke Bäckergeselle mit dem aufgedunsenen Gesicht, der braune Schlosserlehrling in Hemdärmeln und die Leute aus der Schmiede. Einmal war ein neuer Schmiedgeselle dabei. „Schwarzamsel" hatte er gesagt in einem Ton, der Susanna aufblicken ließ. Sie sah seine schlanke, nervige Gestalt, sein blondes Haar, seine wasserblauen Augen, den treuherzigen Ausdruck in dem eigentümlich frischen Gesicht. Vom Kirchturm läuteten die schweren Glocken Feierabend, die Sonne glänzte auf der großen Uhr, die Schulbuben schrien und lärmten, aus den Röhren des Stockbrunnens plätscherte das Wasser, alles tönte durcheinander, die Hitze war erdrückend, Susanna sah noch einmal wie im Taumel die wasserblauen Augen, die ihr jetzt schon ganz dunkel und feurig vorkamen. Mit zitternden Füßen eilte sie zur Schule. Ein stilles, in sich gekehrtes Lächeln wich den ganzen Nachmittag nicht mehr von ihren Lippen. Sie vergaß das heftige Stechen in der Brust, sie vergaß das Lernen und dachte nur mehr an die eine Gestalt, die ihr wie eine lichte Offenbarung vorkam. Sie hatte etwas in jenen Zügen gesehen, etwas, aus dem sie einen Gott machen konnte. Dieses Etwas war rein und gut und aus Bewunderung für sie zusammengesetzt. Es war ein so angenehmer Friede über Susanna gekommen. Sie saß und wuchs wie die weißen Blüten des Akazienbaumes, die sich in üppigen Träumen wiegten und duftberauscht zum Fenster hereinnickten. Als sie gegen Abend heimging, arbeitete er ganz nahe bei der offenen Türe der Schmiede. Susanna sah es nicht, aber sie fühlte es, sie hörte sein Hämmern, und jeder Schlag fuhr ihr durch die Glieder und sie fühlte den Ton in ihren Nerven. Dann war es einen Augenblick still, er trat aufatmend unter die Tür und blickte scharf nach ihr. Sie wandte die Augen nicht ab, trotzdem konnte sie seine Gestalt nicht unterscheiden. Es lag etwas Feierliches in diesem Augenblick. Mit kleinen Schritten bog sie langsam in die nächste Gasse ein. Tag für Tag begegnete sie ihm auf dem Weg zur Schule, und immer wiederholte sich dasselbe: wenn sie um die Ecke bog, brach er mitten im Satz ab und erwartete sie mit leuchtenden Augen. Weiter sah sie nichts. Mit gesenkten Blicken und gleichgültigem Gesichte ging sie steif an ihm vorbei, und erst in der Entfernung von mehreren Schritten ließ sie die Arme wieder baumeln. Wenn im Religionsunterricht vom Heiland gesprochen wurde, so hatte er wasserblaue Augen und blondes Haar. Aber die Augen waren nicht gewöhnlich, die ganze sonnige Wunderwelt, die Susanna sich zusammengeträumt hatte, war darin zu sehen. Es war überhaupt alles anders geworden, schöner, farbenglühender. Die schweren Düfte und die leise zitternden Winde flüsterten nicht mehr von unfaßbaren Gestalten, es war alles viel greifbarer und näher gerückt. Sie war des früher so geliebten Umherstreifens in Wald und Feld müde geworden, stundenlang saß sie scheu unter der Haustür und hörte auf das Hämmern in der Schmiede. Sie kannte genau seinen Schlag, er hatte einen viel helleren Klang, der sich langsam in der Luft verlor. Auch heute lauschte Susanna wieder. Aber das Klingen, das ihre Seele erbeben machte, ließ sich nicht vernehmen. Betrübt ließ sie den Kopf sinken, und dann sehnte sie sich wieder fort, aus dem Städtchen hinaus, in die Berge und weiter hinauf, als die Berge reichten. Die Sonne war ihr lästig und kam ihr vor wie ein dicker, gelbglühender Dunst, von dem mit Steinplatten belegten Hausflur schlug ein feuchtkühler Hauch an ihren Rücken. Und in der Brust stach es viel heftiger als sonst, der Schmerz wollte sie daran mahnen, daß sie ihm treulos geworden sei. Mißmutig erhob sie sich, holte den breitrandigen braunen Strohhut mit den orangefarbenen Bändern und ging langsam durch die leeren Gassen. Keuchend schritt sie den Schloßberg hinan, es ging heute ganz erschreckend schwer. Es tat ihr nun doch fast leid, daß die Blumen für sie nur noch so kurze Zeit blühen sollten. Am Fuße der Burgruine setzte sie sich auf einen Felsen, der von der Sonne erwärmt war. Um sie herum begannen die Hagebutten sich bereits rot zu färben, einem einsamen Könige gleich stand hier und da der Fingerhut mit seinen lockenden, fleischfarbenen Blüten, an den zerbröckelnden Mauern kauerte düster dräuend der schwarze Nachtschatten, zwischen dunkelgrünen Blättern versteckten sich volle, saftige Beeren, ungezählte Hauche kamen und schwanden. Mit bangem, zitterndem Sehnen ging alles der Reife entgegen. Susanna fühlte es mit jedem Nerv und sie wurde noch trauriger, wenn sie dachte, daß sie allein ungereift welken müsse. Sie dachte an ihre Mutter, bei der sie so trauliche Winterabende verlebt hatte, an die frohen Stunden, die sie im Kreise der Gespielinnen genossen hatte. Das Leben kam ihr plötzlich schön und verlockend vor, sie sehnte sich nach einem neuen Anfang, nach einem frohen, göttlichen Leichtsinne.

Für sie war alles dahin. Sie weinte. Lange blieb sie auf dem Felsen sitzen. Und dann wollte sie weiter hinaufgehen, um den Sonnenuntergang zu sehen. Ganz in der Nähe hörte sie jemand lachen. Ein gutmütiges, gewöhnliches Lachen, das mit der geläuterten Schönheit des Tages nicht harmonierte und Susanna an die plumpe, eingerostete Art der Leute drunten im Städtchen erinnerte. Abseits zwischen jungen Reben stand er und trank mit zurückgebogenem Kopfe aus einem ganz kleinen Weinfäßchen. Mit breiten, schwulstigen Lippen saugte er gierig. Dadurch bekam sein Gesicht etwas Rohes, Tierisches. Als er Susanna sah, wurde er ein klein wenig verlegen. Dann sagte er sehr freundlich grinsend:

„Guten Tag, Schwarzamsel, willst du nicht auch trinken?"

Sie konnte nicht sprechen. Sie sah nur die breiten, blutüberfüllten Lippen. Alles um sie her schien rot zu sein, dickes, abscheuliches, rotes Fleisch zu werden. Der Ekel tötete sie fast. Aus dem da hatte sie nun einen Gott gemacht. Im innersten Grunde ihres stolzen Herzens hatte sie an seiner Bewunderung Gefallen gefunden. Nein, sie konnte nicht mehr sprechen.

„Bist wohl aus lauter Liebe zu mir erstarrt, kleine Prinzessin," fuhr er fort. Er machte kein boshaftes Gesicht, und auch die zwei Taglöhner, die ruhig weitergehackt hatten, verzogen ihre Mienen nur wohlwollend. Susanna erstickte fast. Jetzt sah sie, daß die wasserblauen Augen wasserblau waren. Und so blöd und glanzlos.

„Wart Ihr denn immer so?" preßte sie heraus.

Alle schauten sie verständnislos an.

„Ob Ihr denn immer so waret, so blöd, so dumm, so gewöhnlich? Den da, den da mit seinem einfältigen Gesichte frage ich. O Gott, warum sinkt er nicht in die Erde, warum lebt er noch!" schrie sie und rannte den Berg hinunter. Erschöpft, von übermäßigem Stechen gequält, sank sie auf eine Bank nieder. Alles Licht und aller Glanz schien von der Welt gewichen. Susanna sah alles so hart und nüchtern, so deutlich, zum Verzweifeln deutlich. Sie konnte keinen Schleier mehr über die Bäume weben, die Gold- und Silberfäden waren zerstoben, der Brokat ihrer Träume zerfetzt und durch die Löcher blickte der graue Alltagshimmel. Die nächsten Tage besuchte sie die Schule nicht. Sie klagte über Kopfschmerzen und hütete geduldig das Bett. Die Mutter ahnte nicht, wie schwer ihr Kind krank sei, und holte auch keinen Arzt. Susanna war es zufrieden so, die stürmische Sehnsucht und die böse Heftigkeit hatten sich geglättet, sie lebte nur noch in einem ruhigen, friedvollen Erwarten. Sie war auch so dankbar für ihr junges, kurzes Leben. Es war dahingeflossen wie ein kleiner, jungfräulicher Bach, von den hohen Riesen des Waldes behütet, von mildem Sonnenflimmern geküßt. Die Luft draußen wurde weicher, und von Wohlgerüchen gesättigt drang sie durch die grüngestrichenen Läden und die schweren Gardinen zu Susanna. Und sie weckte tausend Erinnerungen und brachte zarte Grüße von hingerafften Wiesenblumen und von der lebenslustigen Heide. Und Susanna wollte nur noch einmal hinaus und sich einen langen Vorrat von Träumen holen.

Mühsam erhob sie sich und schlich durch das düstere Haus. Dahinter lag sanft ansteigend der wilde Garten. Unter dem Holunderstrauch ließ sich Susanna nieder. Neben ihr wuchsen die ersten Astern empor, blau und dunkelrot mit gelbem Grunde. Susanna stützte den müden Kopf in die Hand. Es war ihr so sonderbar geworden. Sie fühlte kein Weh mehr, in der Luft klangen süße, einschmeichelnde Melodien. Die Ferne färbte sich blutigrot. Kosende Winde kamen wie mit weichen, warmen Händen, sie schläferten Susanna ein und wollten ihre Seele mitnehmen, weit fort. Sie baten und schmeichelten und kämpften mit dem armen Körper und zeigten sich als Feinde des Blutes. Es war ein Ringen, das sie kaum mehr spürte, und dann ein stilles, müdes, lächelndes Vergehen.

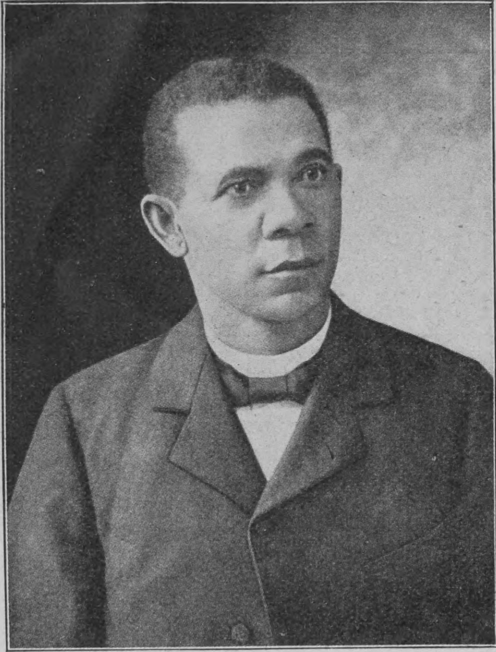
Als die Mutter gegen Abend scheltend in den Garten kam, lag Susanna mit gefalteten Händen unter dem Holunderstrauch, tot.





Kunststudien

Nach einem Gemälde von Daniel Hernandez



Booker Washington

Der Neger in den Vereinigten Staaten

Von

Adolf Pilger

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die brennendste Frage in den Vereinigten Staaten ist heute unstreitig die Negerfrage. Seit dem großen Kriege, der den Sklaven die Freiheit brachte, sind vierzig Jahre verflossen, und statt daß sich die Gegensätze zwischen der schwarzen und weißen Rasse im Süden ausgleichen, verschärfen sie sich mehr und mehr, ja in letzter Zeit drohen sie sogar auf die Nordstaaten überzuspielen. Lynchereien, Straßenkämpfe, Austreibungen der Farbigen aus einer Stadt ereignen sich fast täglich, und wohin das noch führen soll, weiß Gott allein. Man ist nun wohl in Deutschland mehr geneigt, mit dem armen unterdrückten Neger zu sympathisieren als mit dem Weißen, und auch in den Nordstaaten der Union versagt man ihm sein Mitgefühl nicht. Aber es ist ein ganz ander Ding, aus sicherer Entfernung die Sachlage zu betrachten als inmitten der farbigen Bevölkerung zu leben, besonders in Gegenden, wo sie die weiße an Stärke übertrifft. Kein Mensch kann leugnen, daß seit dem Kriege mit den Farbigen eine Veränderung zum Schlimmen vorgegangen ist. Es zeigt sich dies besonders, wenn man den Neger, der noch Sklave gewesen ist, mit einem Angehörigen der jungen Generation vergleicht. Der ältere Neger ist meist ein ruhiger, bescheidener, höflicher Mensch; er wird selten einem Weißen zu nahe treten, er flieht auch die Arbeit nicht, kurz, es läßt sich ganz gut mit ihm fertig werden. Aber nach dem Kriege ist ein Geschlecht herangewachsen, das zum großen Teil die Tugenden der Väter abgelegt hat. Gewiß ist es nicht allein dafür verantwortlich zu machen, es ist vielmehr an dem Neger schwer gesündigt worden. Nach Beendigung des Bürgerkrieges erhielten die Neger das allgemeine Stimmrecht. Man bedenke! Menschen, deren Großväter oder vielleicht gar noch Väter als Wilde in Afrika gelebt hatten, die bekommen das, was sich ein Volk wie unser deutsches erst nach tausendjähriger Kulturarbeit errungen hat, ohne Beschränkung, ohne Bedingung. Dann, nachdem man ihnen dies Danaergeschenk gemacht hat, überläßt man diese großen Kinder sozusagen sich selbst, versucht es gar nicht, ihnen die ersten Schritte zu erleichtern, kümmert sich kaum um ihre Erziehung von Staats wegen, sondern überläßt es meist der Initiative Privater, dafür zu sorgen. Die Folgen sind dann auch nicht ausgeblieben. Man gehe jetzt einmal durch eine Stadt eines der Südstaaten, und man wird sich wundern, wie viele farbige Müßiggänger man an den Straßenecken herumstehen sehen wird. Die Leute haben eine starke Abneigung gegen die Arbeit, tun nur etwas, wenn ihnen das Feuer auf den Nägeln brennt, und wenn sie sich irgendwo ein paar Taler verdient haben, etwa in der Zeit der Baumwollernte, dann legen sie sich wieder auf die Bärenhaut und lassen sich's wohl sein, bis das letzte Geld aufgezehrt ist. Dann ist allerdings wieder Schmalhans Küchenmeister. Doch das bekümmert den Sohn Hams nicht sehr, denn eine Sorglosigkeit nennt er sein eigen, um die ihn manch verärgerter und sorgengeplagter Kulturmensch beneiden könnte. Der Neger hat eben das Arbeiten, das freudige Arbeiten noch nicht gelernt, und es wird sicher noch geraume Zeit dauern, bis die ganze Rasse von dem Bewußtsein der Würde der Arbeit, auch der Handarbeit, durchdrungen ist, wenn es überhaupt jemals der Fall sein wird. Diese Trägheit des Negers tritt uns auch deutlich entgegen, wenn wir uns seine Wohnung ansehen. Das ist meist eine im traurigsten Zustand befindliche Hütte. Oft sind sämtliche Fensterscheiben zerbrochen, in dem Garten wächst Unkraut, und der Zaun liegt meist halb auf der Erde und ist eines guten Teiles seiner Bretter beraubt. Man sagt im Süden, der Neger heize, wenn es kalt würde, mit seinen Fensterläden, Zaunpfählen, Brettern vom Bürgersteige vor seinem Hause, ohne sich viel darum zu kümmern, was der Eigentümer dazu sagt. Deshalb wird ein Haus, in dem, wenn auch nur kurze Zeit, eine Negerfamilie gewohnt hat, von keinem Weißen mehr bezogen, er müßte denn der niedrigsten Klasse angehören. Die Negerkirchen und -schulen sehen nicht besser aus. Gewiß will ich hiermit nicht sagen, daß alle Farbigen diese Faulheit und diesen Schmutz zeigen, es gibt ja auch unter ihnen wohlhabende, ja reiche Leute, die hochgebildet und bei den Weißen und den Rassegenossen gleich angesehen sind. Doch bilden die eben eine kleine Minderheit, und selbst hier verrät oft genug dieser oder jener Umstand die Fehler des ganzen Volkes. Ich habe wenigstens manchmal Gelegenheit gehabt, das zu beobachten. Geht da zum Beispiel eine Negerin die Straße entlang im elegantesten seidenen Kleide, mit prächtigem Hute, tadellosen Glacéhandschuhen und Lackschuhen, behängt mit goldenen Ketten und andern Schmucksachen. Man mustert sie vergnügt, und siehe, da sie das Kleid hebt, zeigt sich, daß die Strümpfe zerrissen sind und nahezu in Fetzen niederhängen. Oder man sieht einen Neger nach der letzten Mode gekleidet, man findet nichts an ihm auszusetzen, bis das Auge auf seine Schuhe fällt. Die sehen allerdings so aus, als ob er sie von irgendeinem Misthaufen aufgelesen hätte.



Der Korbflechter

Trägheit und Liederlichkeit sind aber nicht das Schlimmste, was man im Süden dem Neger zum Vorwurf macht. Ueber seine lächerliche Eitelkeit, die sich auch bei den Besten zeigt, will ich hinweggehen; daß er den Weißen gründlich verachtet (white thrash, weißes Gesindel, nennt er ihn) und sich selbst für unendlich besser hält als seinen weißen Mitbürger, will ich nur erwähnen. Aber er ist auch ein großer Spitzbube und läßt gerne mitgehen, was ihm nicht gehört. Besonders sind es Hühner und andres Geflügel, zu denen er eine warme Neigung gefaßt hat, und wenn irgendwo ein Bauer eine Abnahme in seinem Hühnerbestand bemerkt, so richtet sich der Verdacht sicher zuerst auf die Neger in der Nachbarschaft. Nimmt sich deshalb jemand in der Zeit der Baumwollernte Neger als Pflücker an, so muß er genau aufpassen, und jedermann atmet erleichtert auf, wenn die schwarzen Gesellen wieder vom Hofe sind. Doch das Verbrechen, das den Neger vor allem verhaßt macht bei den Weißen der Südstaaten, was die furchtbaren Ausbrüche der Volksleidenschaft, von denen man jedenfalls auch in Deutschland gehört hat, hervorruft, was ihm auch im Norden langsam die Sympathien zu entziehen beginnt, das ist das Verbrechen gegen weiße Frauen. Es ist übrigens merkwürdig, daß man in den Zeiten, da die Sklaverei noch herrschte, fast niemals von Ueberfällen auf weiße Frauen hörte. Während des Bürgerkrieges ließen oft die in den Krieg ziehenden Südlichen ihre ganzen Familien unter dem einzigen Schutz der Sklaven der Pflanzung zurück, und es ist kein Fall bekannt, daß die Neger jemals das in sie gesetzte Vertrauen getäuscht hätten. Schon deshalb muß man, meine ich, zugeben, daß die farbige Rasse der Union im letzten Menschenalter degeneriert sei.

Vor einigen Jahren wurde von der Bundesregierung ein Farbiger zum Postmeister an einem Platze im Süden ernannt. Die weiße Bevölkerung wollte sich den „Nigger" nicht gefallen lassen und ließ ihm sagen, er sollte den Ort verlassen. Doch blieb er, auf den Schutz der Regierung vertrauend. Aber in einer Nacht wurde sein Haus in Brand gesteckt, er stürzte heraus und wurde von den darauf Wartenden erschossen. Die Mörder blieben unbestraft. Nun ließ sich gegen den Charakter des



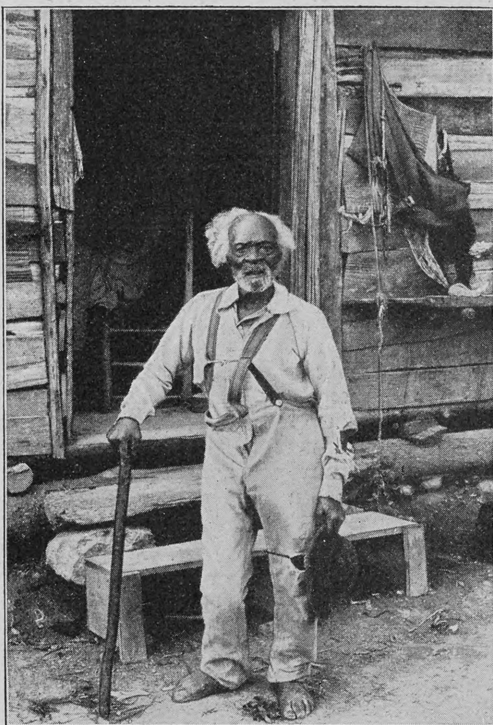
Charakteristische Negertypen aus den Südstaaten

Mannes nichts sagen. Weshalb dann aber diese Gewalttat, und weshalb die andern Gewalttaten gegen Neger, bloß deshalb, weil sie Neger sind? Ich glaube, der Grund liegt darin, daß der Südländer so fest wie vom Evangelium davon überzeugt ist, daß der Neger ein inferiores Geschöpf ist. Der Neger ist zum Dienen geschaffen, sagt man kurz heraus, und der Weiße zum Herrschen. Wer den Unterschied verwischen will, der macht sich eines Verbrechens schuldig. Deshalb auch der Sturm von Entrüstung, der durch die Blätter der Südstaaten ging, als der Präsident Roosevelt den angesehensten Farbigen Amerikas, Booker J. Washington, zu Gaste lud. Seit Generationen hatte man es in den alten Sklavenstaaten mit der Muttermilch eingesogen, den Neger nicht als einen Menschen anzusehen, der auch eine Seele hätte, sondern als ein Geschöpf, das man für etwas mehr Geld, als man für ein gutes Pferd geben mußte, kaufen könnte. Solche Ueberzeugungen schwinden aber nicht in dreißig oder vierzig Jahren.

Mittlerweile aber wird, wie schon bemerkt, die Lage immer ernster, und den leitenden Staatsmännern macht sie schwere Sorge. Aber was hilft es, daß der Präsident selbst seine Stimme erhebt gegen die Lynchmorde, was hilft es, daß sie von Richtern und Geistlichen als Anarchie gebrandmarkt werden, was not tut, das ist eine befriedigende Lösung der Rassenfrage. An Versuchen dazu hat's nicht gefehlt. Man hat vorgeschlagen, sämtliche Neger nach Afrika zurückzubringen und sie dort



Beim Tabaksortieren



Ein Zeuge vergangener Tage

sich selbst zu überlassen. In einigen Staaten sucht man sich dadurch vor der Uebermacht der Neger zu schützen (es gibt Countys, in denen auf einen Weißen drei, ja sogar sechs Neger kommen), daß man von Staats wegen dem unwissenden und besitzlosen Neger das Stimmrecht entzieht. Dagegen ließe sich nichts sagen, wenn man nicht die Ungerechtigkeit beginge, es dem unwissenden und besitzlosen Weißen zu lassen. Wo anders hält man den Neger einfach durch den Revolver vom Stimmkasten zurück. Aber der erste Plan ist ein Hirngespinst und die beiden andern Weisen lösen die Frage nicht, spitzen vielmehr die Gegensätze nur noch mehr zu. Nun aber hat seit kaum mehr denn zwanzig Jahren Booker Washington, selbst ein Farbiger, in aller Stille an seinem Volke zu arbeiten begonnen, und viele glauben, daß er den Weg gefunden habe, um ein gedeihliches Nebeneinanderleben und -arbeiten der beiden Rassen zu ermöglichen. Er hat bekanntlich in dem kleinen Städtchen Tuskegee eine Schule errichtet, in der die Neger nach und zu modernen Menschen erzogen werden sollen. Sie lernen dort die wichtigsten Handarbeiten, vor allem aber eine systematische ordentliche Lebensführung. Man beginnt dort, indem man die Zöglinge gleichsam die Kinderstube, deren Segnungen sie bislang entbehrten, noch einmal durchmachen läßt. Auf die äußere Erscheinung wird viel Gewicht gelegt, und der Besitz einer Zahnbürste ist obligatorisch für jeden Neueintretenden. Daß ein gut erzogener Farbiger, der sich gut kleidet, der weiß, was und wie er essen soll, der sich überhaupt in jeder Gesellschaft bewegen kann, ganz anders befähigt ist, die Konkurrenz mit der weißen Bevölkerung aufzunehmen, welchen Beruf er auch immer haben mag, liegt auf der Hand. Eine akademische Abteilung sorgt für die weitere Ausbildung der Strebsamen. Von dieser Schule ist schon unendlich viel Gutes für die farbige Bevölkerung der Union ausgegangen.

Was den Einfluß der in Tuskegee Ausgebildeten auf ihre Rassegenossen anlangt, so sagte Washington selbst davon: „Wohin immer sie gehen, überall sind die Veränderungen, die im Kaufen des Landes, in der Verschönerung der Häuser, im Sparen, in der Höhe der Sittlichkeit sich zeigen, bemerkenswert. Ganze Gemeinden werden verändert durch die Mitwirkung dieser Männer und Frauen.“ Es läßt sich das auch denken. Die Anstalt Washingtons hat ja nicht sowohl dadurch ihre Bedeutung, daß sie jährlich so und so viel Neger als tüchtige und geschickte Arbeiter entläßt, sondern darin vor allem, daß ein jeder dieser durch die Schule Gegangenen auf die Umgebung, in der er später lebt, den segensreichsten Einfluß hat. Exempla docent. Ein Neger, der seinen Genossen zeigt, daß Arbeit besser ist als Müßiggang, Reinlichkeit besser als Schmutz, daß es vorteilhafter ist zu sparen als zu verschwenden, alles in Ordnung zu halten als in Liederlichkeit umkommen zu lassen, der da durch sein eignes Beispiel beweist, daß es sich ganz gut neben dem Weißen leben läßt, wenn man sich ihm nur unentbehrlich zu machen versteht, der schafft doch ein Tuskegee, wo er auch leben mag.

Wie Pedro Caballero ein Einbrecher wurde

Eine spanische Dorfburleske

von

Dagobert von Gerhardt-Amyntor

(Schluß)

„Die Karnalje hat Gehilfen!“ stieß der empörte Villegas hervor; aber er stutzte nicht; vom Scheitel bis zur Sohle ein Held, nahm er ohne weiteres den Kampf mit der Uebermacht auf und hob langsam seinen Revolver, um aufs neue zu feuern.

„Pink! Pink!“ Zweimal hatte der Revolver versagt; die Munition mußte verdorben sein, denn jahrelang hatte sie in feuchter Schlafkammer gelagert. „Und wenn euch der Teufel hilft, einer von euch muß daran glauben!“ wetterte Villegas, und wütend schleuderte er seine Waffe gegen den vordersten seiner Gegner.

Es war der handfeste Stellmacher, dem der Wurf gegolten hatte; zur rechten Zeit aber hatte er den schützenden Arm erhoben, und so war ihm die Waffe nur gegen den Musikantenknochen geflogen.

„Zum Donnerwetter! Mein Arm! Au! Mein Arm!“ brüllte der Getroffene auf und warf sich wie ein Katapult gegen den dicken Polizisten.



Neger beim Kartenspiel: Ein edles Paar

Diesem Anprall wären auch Trojas Mauern nicht gewachsen gewesen; der brave Villegas lag wie ein geschossener Hase im Sande, und acht Bauernfäuste — denn nun hatte sich auch Juan, der vorsichtige Dörfler, der seine Begegnung dem Dorfvorsteher gemeldet und so den ganzen nächtlichen Hexensabbat erst veranlaßt hatte, von seinem Falle erhoben und war mutig mit hinzugeeilt — acht Bauernfäuste hämmerten auf dem Fleischgebirge herum, das von der Psyche des heroischen Sicherheitsbeamten beseelt war.

„Das sollt ihr mir büßen, ihr Kirchenräuber, ihr elenden Vagabunden!“ stöhnte der Mißhandelte unter den Püffen und Schlägen, die er erhielt, ungebrochenen Mutes hervor, „einen Oficial de la Policia bei Ausübung seines Dienstes zu überfallen und tätlich anzugreifen — na, wartet nur, ins Zuchthaus kommt ihr alle miteinander!“

Der Posadero lachte laut auf.

„Hast du's gehört, Gevatter Juan? Der Kerl will von der Polizei sein ... Der Witz ist nicht schlecht,“ und er knuffte und puffte den immer noch am Boden Festgehaltenen mit einer Art fröhlichen Behagens immer wieder aufs neue.

„Halt einmal an, Gevatter!“ rief Juan, indem er den Arm des Posadero festhielt, „wir wollen doch einmal hören, wer er eigentlich sein will.“ Und sich an den Wehrlosen wendend: „Wie heißt du denn, mein Bürschchen, he?“

„Ich bin Villegas, ihr Himmelhunde,“ keuchte der Gefragte, dem schon so viel Sand und Staub in den geschwollenen Mund gekommen war, daß er kaum noch verständlich sprechen konnte, „und ich rate euch, jetzt gebt Frieden oder ihr kommt alle aufs Schafott.“

Nun lachten die vier, daß es weithin über den Friedhof schallte.

„Ein Lügner muß ein gutes Gedächtnis haben,“ meckerte der Stellmacher; „wenn du den Villegas schon einmal gesehen hast, dann hättest du dir merken müssen, daß ihm ein Schnurrbart unter der Nase wächst.“

Villegas wollte seine Metamorphose aufklären, aber er kam nicht mehr dazu. Die Dorfbewohner, die durch den Schuß aufgeschreckt waren, wälzten sich in hellen Haufen nach dem Kirchhofe.

„Was gibt es denn? Wo sind die Räuber? Wo brennt es?“ so tönte es wild durcheinander.

Alt und jung, Weiber und Kinder, Burschen und Greise drängten sich nach und nach hinzu. Irgendein Ueberängstlicher war zu dem neben der Kirche stehenden Glockenstuhl gelaufen und läutete Sturm.

Die freiwillige Feuerwehr des Dorfes hatte eine Spritze bespannt und rasselte auf der Dorfstraße heran. In der Dunkelheit erkannte keiner den andern. Ein Bauernknecht, der seine neuliche gewaltsame Exmission aus der Posada noch immer nicht vergessen hatte, benutzte die Gelegenheit zu einer straflosen Rache an dem Posadero. Er stellte sich, als ob er diesen für den Einbrecher hielte, und schlug ihn mit der Faust auf den harten Schädel. Das war das Signal zu einem allgemeinen Kampfe. Die Montecchi und Capuletti, deren es auch in diesem Neste gab, sonderten sich in zwei erbitterte Heerhaufen und schlugen nun mit Knütteln, Peitschenstöcken und Fäusten aufeinander los, daß das Herz eines Ringkämpfers vor Freude gezittert hätte. Held Villegas bekam durch diese Wendung der Dinge einige Freiheit; es gelang ihm, sich wieder auf seine beiden Elefantenbeine zu stellen und mit heiserer, schier nicht mehr menschenähnlicher Stimme feuerte er die rauflustige Menge besonders gegen den Dorfältesten an, den er hartnäckig noch immer für einen Räuberhauptmann hielt.

Ein Frauenzimmer versuchte vergeblich sich Gehör zu verschaffen und für die Identität des am kräftigsten Zerbläuten mit der Person des Polizeibeamten einzutreten; die ihr zunächst befindlichen Burschen lachten sie aber aus: „Pfarrers Isabella! Sie träumt noch, sie würde unsern Herrn Pfarrer für einen Matador halten!“ Sie gab es auf, die toll gewordene Menge zu belehren, und rettete sich wieder in ihr jungfräuliches Schlafkämmerchen im Pfarrhause; totschlagen würde man ja den Villegas nicht, und eine kleine Lektion war ihm schon ganz dienlich — warum verfolgte er sie auch immer mit seinen Liebesanträgen?

Der Kampf wälzte sich, dem geheimnisvollen Gesetze der Anziehung gehorchend, vom Friedhofe fort und der Posada zu. Es lag wie eine Ahnung in der Luft, daß zuletzt nur in der Schenke die Streitaxt würde begraben werden können. In der Tat ließ auch angesichts der glücklich erreichten Schenke der wilde Kampfeifer wesentlich nach; nur ab und zu noch wie das sanfte Grollen eines abziehenden Gewitters tönte der Klatsch einer Ohrfeige oder der dumpfe Krach eines wohlgezielten Rippenstoßes. Als nun gar die Frau des Posadero mit brennender Laterne vor die Haustür trat und das erhitzte Kriegsheer beleuchtete, da erkannten die Feinde einander und boten sich beschämt die Hände zur Versöhnung.

„Bei Gott!“ rief der Stellmacher bestürzt, indem er mit weit offenen Augen ein blutrünstiges, glattrasiertes Nilpferdantlitz betrachtete, „es ist doch der Herr Villegas! Guten Abend, Herr Villegas! Wie geht es Ihnen denn?“

Diese durchaus nicht satirisch gemeinte, sondern menschlich wohlwollende Frage wirkte wie eine Beschwörungsformel, die den Spuk verscheucht; nun ging allen das Licht des Verständnisses auf, und man umringte neugierig, die meisten teilnehmend, einige auch etwas schadenfroh, den Helden des nächtlichen Abenteuers.

„Gebt mir was zu trinken!“ stöhnte der leider zu spät Erkannte, und von vielen fremden Händen unterstützt, schwankte er jämmerlich nach der Gaststube. Dort brach er zusammen und lag wie ein Bündel Flicken auf der Bank. Die Frau des Posadero begann ihm seine Wunden und Schmarren zu reinigen und zu bepflastern; sie riß Fetzen von einer alten Schürze ab, benetzte sie mit Speichel und band sie dann dem gottergebenen Dulder auf seine Wunden. Auf die Bemerkung eines naseweisen Burschen, daß Schlangengift dem Verwundeten nicht helfen würde, fuhr sie eifrig herum und fragte drohend:

„Was? Was hast du gesagt?“

Der eingeschüchterte Bursch erklärte ausweichend, daß Speichel nach seiner Ansicht nicht viel nützen würde.

„Du Einfaltspinsel!“ erwiderte sie ihm verächtlich, „hast du noch keinen verwundeten Hund beobachtet? Der leckt sich seine Wunden heil. — Spucke ist für alles gut.“

Das, was sich aber auch durch der Schenkwirtin erfahrene Hand nicht mehr heilen ließ, das waren Villegas' Kleider. Seine Kappe und die Aermel seines Rockes waren überhaupt verschwunden, und das, was von Rock und Weste noch übriggeblieben war, sowie das blutige Hemd waren zerfetzt und zerrissen.

Während sich die hilfsbereite Frau ihrer Samaritertätigkeit hingab, stillten die erhitzten Kämpfer ihren Durst mit zahllosen Krügen sauern Landweines. Der Posadero war über den unverhofften Absatz seiner sehr fragwürdigen Kellerbestände so erfreut, daß er seinen brummenden Schädel vergaß und es nicht der Mühe wert hielt, nach dem Spender des ihm gewordenen heimtückischen Schlages zu forschen.

An einem besonderen Tische, inmitten des wüsten Gedränges, paradierten die ehrenwerten Verbündeten dieser Nacht: der Dorfälteste, der Stellmacher und der mißtrauische Juan. Der vierte im Bunde, der Posadero, mußte bedienen und konnte nur ab und zu an den Honoratiorentisch herantreten. Der Dorfälteste hatte eine klaffende Stirnwunde und ein blau und grün verschwollenes Auge; aber er achtete dieser Beschädigungen seines sterblichen Teiles nicht im mindesten, ließ sich vielmehr behaglich als Held des Tages, oder richtiger der Nacht, feiern und leerte ein Glas nach dem andern auf die Umsicht und Tapferkeit der Dorfbewohner, zu denen er sich ja selbst in erster Linie mit hinzurechnen durfte.

Während so der Friede in der Posada feierlich wiederhergestellt wurde, hinkte ein lahmer Bursch über den nun vereinsamten Friedhof und schlich sich bis zu dessen hinterer Umfassung.

„Pst! Pst!“ machte er halblaut, indem er vorsichtig in die Runde spähte.

Das Antlitz Pedros lugte über die Mauer.

„Bist du's, Basilio?“

„Ja, Pedro; kannst dreist herüberkommen; sie sind alle fort.“

Pedro kletterte gewandt über die Mauer und stand nach keckem Niedersprunge neben seinem Genossen.

„Was hast du denn da in der Hand?“

„Das sind die Fetzen, die ich dem Villegas habe vom Leibe reißen helfen; und hier hab' ich auch seine Kappe und seine Brieftasche.“

„Gib her; das will ich mir zum Andenken an die heutige Nacht aufheben.“

Er nahm die Beutestücke und kicherte befriedigt: „Der Spaß wäre gelungen; ich denke, dem Villegas ist nun auf lange Zeit das großsprecherische Maul gestopft.“

„Der kommt des Nachts so bald nicht wieder her,“ stimmte Basilio bei, „aber nun gehe ich schlafen; ich bin müde wie ein Hund.“

„Dann gute Nacht.“

„Kommst nicht mit?“

„Nein, ich gehe noch zu meinem Schatze; sie erwartet mich.“

Basilio lachte anzüglich:

„Dann gute Nacht auch für dich!“

Die beiden trennten sich auf der Dorfstraße und schlugen jeder eine andre Richtung ein.

Nach einer Weile aber kehrte Pedro vorsichtig um und huschte auf leisen Sohlen wieder nach dem Kirchhofe. Dort begab er sich an den der Straße abgewandten Eingang zum Gotteshaus und holte einen krummgebogenen Nagel aus der Tasche. Einen Augenblick noch zögerte er; es war immerhin eine gewagte und vielleicht recht folgenschwere Sache, in eine Kirche gewaltsam einzubrechen. Aber das Gift, das er gegen Villegas im Herzen trug, mußte sich noch auf besondere Weise Luft machen; auch wollte er ja nichts entwenden, nur den Ruf des dicken Großmauls in Grund und Boden zu verderben und dieses selbst möglichst der Lächerlichkeit preiszugeben, danach stand sein Sinn.

Er steckte den Nagel ins Schloß, und nach kurzer Bemühung ließ sich die alte Kirchentür um ihre Angeln drehen.

Klopfenden Herzens trat er in das dunkle, kellerkühle Gotteshaus. Er tastete sich bis zum Altare hindurch und machte sich dort geheimnisvoll zu schaffen; wie er aber zufällig einen der zinnernen Altarleuchter berührte, glaubte er eine Totenhand erfaßt zu haben; die Haare standen ihm zu Berge, und wie von Furien gepeitscht floh er aus der Kirche, die Tür hinter sich nur flüchtig ins Schloß drückend.

Schon dämmerte es im Osten und die Türme der nahen Stadt tauchten schon deutlich mit ihren Kreuzen und Wetterhähnen aus den nächtlichen Dünsten empor, als ein stöhnender und Ach und Weh jammernder Fleischkoloß vor der Posada verladen wurde. Der Stellmacher hatte sein eignes Wägelchen zu diesem Liebesdienste hergegeben, und fast die ganze männliche Bevölkerung des Dorfes, die während der Nacht fleißig dem Weine zugesprochen hatte, war in stark angeheiterter Stimmung bei dieser Verladung zugegen.

„Grüßen Sie mir Muttern, Herr Villegas!“ — „Kommen Sie hübsch wieder, wenn Sie was gebrauchen!“ — „Wünsche eine vergnügte Fahrt!“ — „Hoffentlich hat es Ihnen bei uns gut gefallen!“ Diese und ähnliche Zurufe mußte der Tapfere ruhig über sich ergehen lassen; sein Zustand war so elend und sein Gesicht, besonders die frisch rasierte Oberlippe, war so verschwollen, daß ihn jede Erwiderung nur geschmerzt hätte. Als aber der Dorfälteste an den Wagen herantrat und, die zerfetzte Verpackung des lebendigen Frachtstückes mitleidsvoll betrachtend, mit schwerer Zunge lallte:

„Hören Sie, Villegas, Ihre Kleedasche ist aber sehr defekt; die Schenkwirtin sollte Ihnen wenigstens 'ne Haube uf den kahlen Kopf binden,“ und als dieser durchaus gut und ernst gemeinte Vorschlag des bezechten Dorfoberhauptes mit wieherndem Gelächter der ebenfalls bezechten Dorfinsassen begrüßt wurde, da reckte der Polizeimann trotz aller Pein und Schmerzen sein Nilpferdangesicht aus der Strohschütte, in die er versunken war, hervor und zeigte vor Wut wie ein bissiger Dorfköter seinen linken Eckzahn:

„Himmelhunde seid ihr alle miteinander! Na, wartet nur, wenn ich wieder zusammengeflickt bin, dann sollt ihr mich erst ordentlich kennen lernen. Kutscher, fahr zu, daß wir endlich von dieser versoffenen Package fortkommen!“

Aechzend sank das Ungeheuer wieder ins Stroh zurück; die Pferde zogen an, und der vergnügt grinsende Dorfvorsteher fragte die Umstehenden:

„Was hat er gesagt?“

„Er würde bald wiederkommen, hat er gesagt,“ erwiderte ein Spaßvogel, „es hätte ihm gar zu gut bei uns gefallen.“

Auf dem Nachhauseweg trat das Dorfoberhaupt mit seinen drei Verbündeten noch beim Herrn Pfarrer ein, um die Ursache der nächtlichen Störung zu melden.

„Durch unsre Wachsamkeit ist das Gotteshaus vor schwerem Schaden bewahrt geblieben,“ beendete er seinen mehr phantastischen als lichtvollen Bericht.

Der Pfarrer, der den Zustand der Ortsobrigkeit und ihrer Begleiter unschwer erkannte, lächelte fein und meinte: „Nun, einen Einbrecher haben Sie ja gar nicht zu sehen bekommen, ebensowenig wie Ihre ehrenwerten Herren Genossen.“

„Bei allen Heiligen! Das ist wahr! Das fällt mir eben erst ein! Na, Herr Pfarrer, ich denke, dann wird wohl auch keiner dagewesen sein.“

„Das ist noch sehr die Frage,“ erklärte der Pfarrer, und wieder zuckte es um seine schmalen Lippen, „der Küster meldet mir eben, daß die Tür zur Sakristei heut früh erbrochen war.“



Aus den Zeiten unsrer Urgroßmütter: Bildnisgruppe aus dem Jahre 1833 von Karl Begas

„Da schlage der Teufel drein!“ entfuhr es dem Dorfhüter.

Der Posadero wetterte: „Ist das Luder doch hier gewesen!“ und der Stellmacher und dessen mißtrauischer Nachbar riefen unisono: „Da haben wir's; nun ist unsre Kirche doch beraubt, und wir können berappen.“

„Kommen Sie mit mir, meine Herren,“ erklärte der Pfarrer, „damit wir feststellen, welcher Schaden uns bereitet ist.“

Man begab sich in das Gotteshaus. In der Sakristei war nichts angerührt. Auch der Opferstock am Eingange war vorschriftsmäßig vorhanden. Nun prüfte man den Altar, dessen vollzählige Paramente schon von weitem schimmerten. Die großen Zinnleuchter mit den riesigen Wachskerzen, das silberne Kruzifix, die silbergestickte seidene Altardecke, alles, alles war da. Doch was war das? Da lag ja eine schmutzige Kappe und rechts und links von ihr waren Lumpen ausgebreitet, die mit ausgerissenen Rockärmeln eine unverkennbare Aehnlichkeit hatten.

„Was soll denn das? Was hat das zu bedeuten?“ fragte kopfschüttelnd der Pfarrer, und auch die vier Bauern sahen einander verwundert an.

„Da! Da liegt was, wie eine Brieftasche!“ rief Juan, der mit seinen Luchsaugen einen rötlichen Gegenstand unter den Lumpen entdeckt hatte.

Der Pfarrer griff danach und öffnete das Büchlein.

„Die Brieftasche des Villegas,“ erklärte er, nachdem er flüchtig in dem Büchlein geblättert hatte. „Herr Corregidor, Sie werden diesen Fund an sich nehmen und Sorge dafür tragen, daß er dem Verlierer bald wieder zugestellt wird.“

Der Dorfvorsteher betrachtete zweifelhaft das Notizbuch.

„Weiß der Teufel,“ brummte er zwischen seinen verschwollenen Lippen, indem er das auf seiner Stirn haftende Pflaster noch fester andrückte, „sonst nehmen die Herren Spitzbuben gewöhnlich etwas mit, und diesmal hat uns der Einbrecher gar etwas hier gelassen. Warum hat er sich denn nur all die Mühe gemacht?“

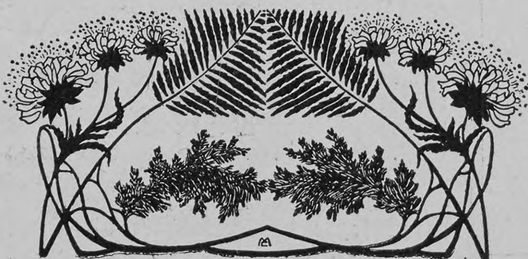
Wieder zuckte es um des Pfarrers Mund: „Vielleicht könnte ich Ihnen eine Lösung des Rätsels bieten — ich sage: vielleicht! Denn ich weiß ja nicht bestimmt, was der Mensch, der offenbar hier gewesen ist, gewollt hat. Die alten Heiden pflegten die Waffen eines erschlagenen Feindes, die Spolien, im Tempel aufzuhängen, als ein Weihegeschenk, eine Art Dankopfer für die Unsterblichen; vielleicht hat der infolge einer schlimmen Verwechslung mißhandelte Polizist hier auch einen Feind, dem es eine Genugtuung bereitete, die Spolien, die er dem Gegner abgenommen hat, hier niederzulegen. Ein zwar nicht ganz unbegreifliches, aber doch recht abergläubisches und eigentlich frevelhaftes Unterfangen. Bitte, Herr Posadero, nehmen Sie diese Lumpen an sich und verwahren Sie sie, der Besitzer könnte einmal danach fragen.“

Damit war der Zwischenfall erledigt.

Der Pfarrer ging wieder in sein Haus, und die vier Bauern, die ihm schweigend nachgeschaut hatten, blickten, als er verschwunden war, einander verständnisinnig an, indem sie alle vier einen und denselben Namen leise murmelten:

„Pedro Caballero!“

Sie hüteten sich aber wohl, dieser Ueberzeugung jemals Ausdruck zu geben, denn sie hätten sonst dem Pedro aus dem Nachbardorfe eine Flasche Wein spendieren müssen, und das wäre ihnen wider den Strich gegangen; ein richtiger Bauer liebt das Spendieren nicht.



Unbekannte Aphoristen

Von

Otto Weiß

IV

Ein Turnlehrer: „Durch eine gerade Haltung geriet schon mancher in eine schiefe Lage.“

*

Ein Börsianer: „Das ganze Universum wird von dem Prinzip beherrscht: ‚Ich geb', ich nehm'!‘“

*

Ein Hausmeister: „Manche Tür, die verschlossen scheint, ist offen — und manche, die offen scheint, ist verschlossen.“

*

Ein Gastwirt: „Wüßten die Leute, wie manches zubereitet wird — es würde ihnen weniger schmecken.“

*

Ein Fremdenführer: „Gut verstehen's viele, sich für das zu interessieren, was sie langweilt.“

*

Ein Verleger: „Gewisse Schriftsteller wollen mit ihrem idealen Streben viel Geld verdienen — und wollen außerdem, daß wir so lange annoncieren, bis sie unsterblich sind.“

*

Ein Laternenanzünder: „In jedem Staat gibt's so und so viel Leute, die am liebsten alle Lichter auslöschen möchten.“

*

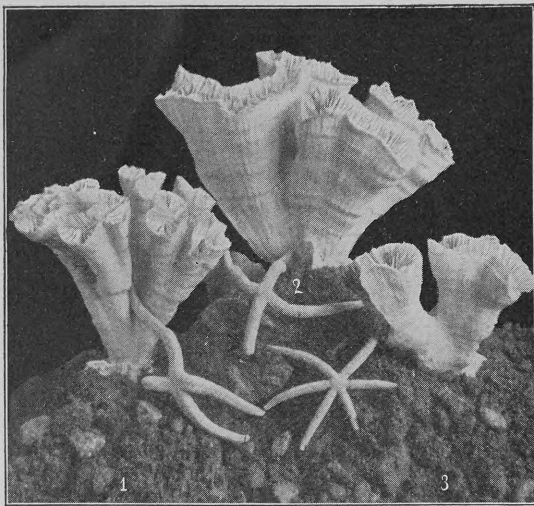
Ein Rosselenker: „Gar mancher ist Kutscher, der Pferd sein sollte.“

*

Ein Gymnastiker: „Ehemänner gibt's, die jahraus, jahrein Seitensprünge machen.“

*

Ein Briefträger: „Liebesbriefe verbreiten weniger Glück als Geldbriefe.“



1. Euphyllia turgida; 2. und 3. Euphyllia fimbriata (China)

Wunderbauten vom Meeresgrund

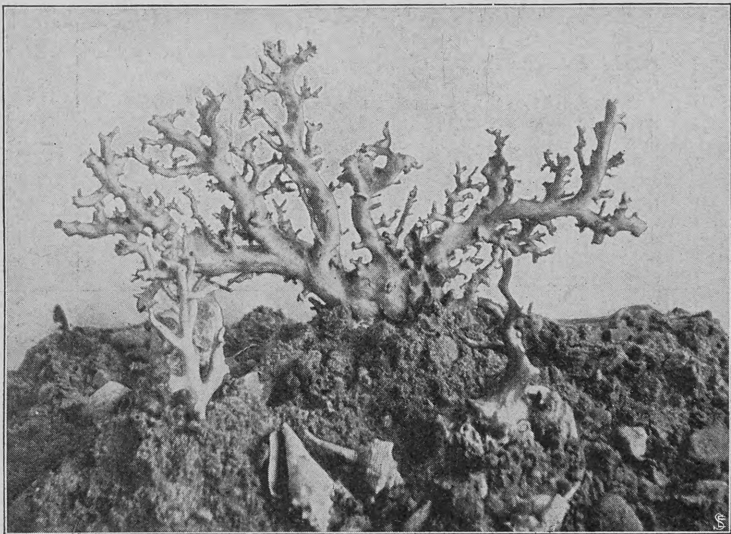
Von

K. Diederichs-Eutin

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers im Lübecker Naturhistorischen Museum)

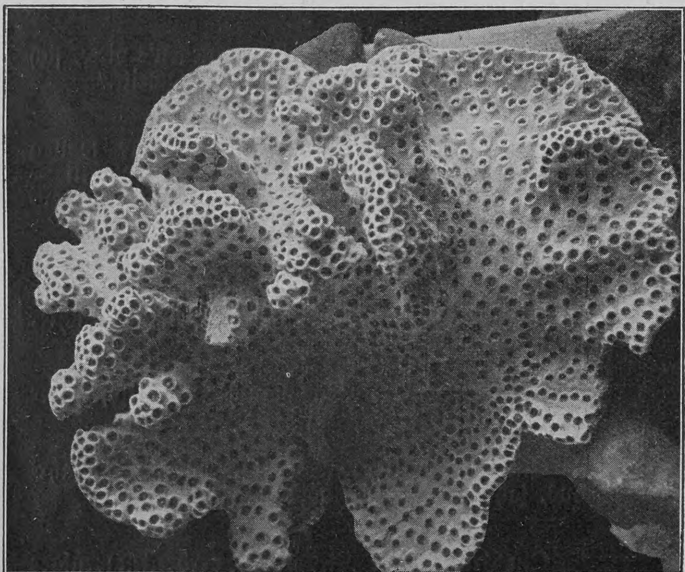
Denken wir uns einmal, wir wären wie im Märchen im Besitz von Aladins Wunderlampe, deren Kraft es uns ermöglicht, im Fluge an den entferntesten Punkt der Erde zu gelangen. Wir wünschen uns, auf einer der schönen Palmeninseln zu sein, die wie die Kanten eines Kraters aus den Fluten des Indischen Ozeans zahlreich hervorragen. Und im Nu sind wir dort! — An der Peripherie dieser Ringinseln, die nach dem Indischen „Atolle" genannt werden, zerschellt das brandende Weltmeer seine Wogen, die in weißem Gischt am Strande emporspritzen, während im Innern der Insel ein smaragdgrüner See, die Lagune, die majestätischen Kronen der Palmen und Pandanusbäume wiederspiegelt. Sanft und allmählich fällt das Ufer ab bis zum Grunde der Lagune, und was dort durch den klaren Spiegel des Wassers unser Auge erblickt, ist von so unbeschreiblicher Herrlichkeit, von so blendender Farbenfülle und Farbenglut, daß Worte nicht im entferntesten ausreichen, diese Pracht zu schildern. Der Meeresboden gleicht einer farbenreichen Blumenmatte des Hochgebirges. Zwischen dem Smaragdgrün des Grases leuchtet das feurige Rot der Alpenrosen, das satte Gold des Bergmohns und das tiefe Blau des Enzians. Da — ein Steinblock hat sich unter unsern Tritten gelöst und ist aufplätschernd im Wasser versunken. Wie auf ein Zauberwort ist die ganze Schönheit dort unten am Grunde verschwunden. Erst allmählich erscheint hier und dort wieder ein Blütenbeet, bis nach geraumer Zeit die ganze Pracht wieder aufgeblüht ist. Wir aber sehen, daß es nicht Blumen sind, die dort unten wachsen. Und tatsächlich ist dies bunte, feenhafte Farbengewimmel unter blauer Flut nichts andres als eine Tierwiese im Reiche Okeanos'. Wir befinden uns am Rande einer Korallenbank, deren Wunder sich unsern erstaunten Augen erschließt.

Brechen wir uns mit kühner Hand einen Korallenzweig ab, um denselben näher zu betrachten. Korallen sind Polypen (von polypus, Vielfuß). Aus den Aquarien der Großstädte und vom Meeresstrande her kennen wir die Polypen. In ersteren sehen wir sie als prachtvoll gefärbte Seerosen (Aktinien), Seenelken und so weiter gierig ihre nesselbewehrten Fangarme nach Beute ausstrecken und im Badeort am Meer als leichtbeschwingte Quallen die blaue Flut durchziehen. Aber sowohl die Aktinien wie die Quallen sind Polypen ganz andrer Art wie unsre Korallen. Die ersteren sind meist große, dauernd festsitzende Einzeltiere, während sich die letzteren im erwachsenen Zustande von der Scholle losgelöst haben und das weite Reich des Ozeans frei durchstreifen. Die kleinen Korallenpolypen aber sind wieder dauernd festsitzend. Sie bilden in den allermeisten Fällen einen großen Verband von Einzeltieren, der oft viele Millionen Einzelindividuen umfaßt. Am wesentlichsten aber unterscheiden sie sich von den Aktinien und Quallen dadurch, daß sie sich ein festes Haus aus Kalk bauen. Dieses Kalkgerüst, in dem die vielen Korallenpolypen leben, nennt man den Korallenstock. Die ganze Insel, auf der wir uns befinden, ist aus solchen Korallenstöcken aufgebaut. Unser Fuß, der im weißen Sande knirscht, zertrümmert bei jedem Tritt die zierlichen Kunstwerke dieser winzigen Baumeister. Jahrtausende sind vorübergezogen, ehe die Korallen vom tiefen Meeresgrund herauf dies Atoll über die brandende Meereswoge hinaus aufgebaut haben. Und Jahrtausende sind abermals verflossen, ehe die ersten Palmen ihre Kronen in der salzgeschwängerten Luft wiegten, ehe der Mensch seinen Wohnsitz auf diesen weltfernen Inseln aufschlug. Die kleinen Korallenpolypen aber bauten und bauen immer weiter, Kinder und Enkel auf den Leichen der Vorfahren zu immer neuem Leben.

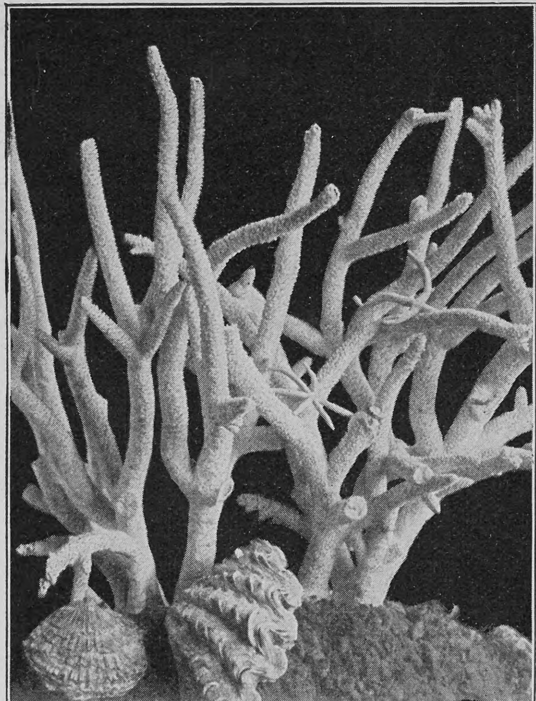


Corallium (Pleurocorallium) secundum (Japan)

Durch einen unsrer heutigen Wissenschaft noch in manchem verhüllten Prozeß saugen die Korallenpolypen den im Meerwasser gelösten Kalk auf, um denselben in bestimmter Form wieder auszuscheiden und ihre Wohnungen daraus zu bauen. Sie beginnen damit auf einem Fels, der sich als Urgestein im Meere befindet, denn ihre Lebensfähigkeit erstreckt sich nur bis zu verhältnismäßig geringen Tiefen. Wohl gibt es Tiefseekorallen, und die ruhmreiche deutsche Tiefsee-Expedition der „Valdivia" hat eine ganze Anzahl derselben aufgefunden. Aber niemals sind das Korallenriffe bildende Polypen. Diese gehen selten über hundert Meter in die Tiefe hinaus. Die seltsame Erscheinung erklärt sich aus dem Licht- und Wärmebedürfnis der Riffkorallen, die ohne diese beiden Faktoren nicht zu existieren vermögen. Nun haben aber Bohrungen und Messungen auf unserm Atoll ergeben, daß seine äußeren Wände teils über zweitausend Faden tief ins Meer herabstürzen, ehe man den Urfels trifft. Darwin hat uns dies neue Wunder erklärt: Ursprünglich lag jener Fels der Meeresoberfläche weit näher, ja es ist sogar höchst wahrscheinlich, daß er ehemals selbst eine Insel gewesen ist, die wieder in den Schoß des Meeres

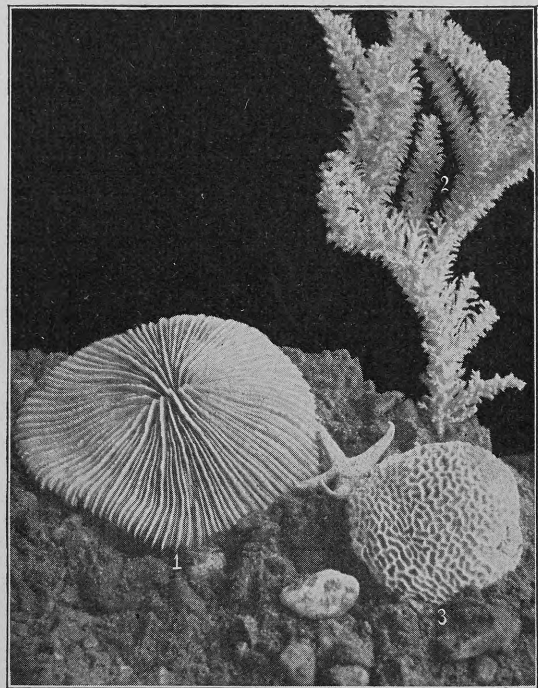


Turbinaria peltata (Singapore)

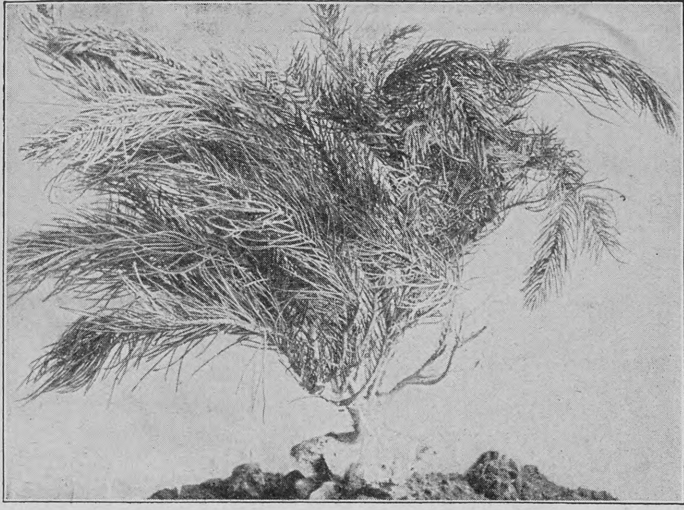


Madrepora acuminata (Apia)

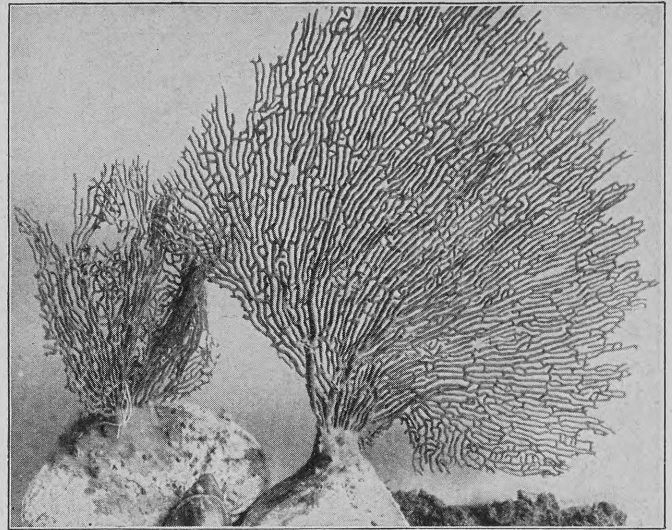
zurücksank. Die Korallenpolypen fingen an, ihre Kalkwohnungen auf diesen seichten Felsen zu erbauen, bis sie der Meeresoberfläche ganz nahe kamen, in deren brandenden Wogen ihnen am wohlsten ist. Aber auch dort unten am Meeresgrund finden Niveauveränderungen statt. So wie auf Erden die Menschen zu allen Zeiten mit Schrecken die Erdbeben und Bergeinstürze erlebten, so drückte auch eines Tages eine Gigantenfaust den Fels tiefer hinab. Die Korallenpolypen waren gezwungen, durch Wachstum in die Höhe ihr Wohnelement in den oberen Wasserschichten wiederzuerobern. Sie bauten kühn auf ihren abgestorbenen Vorfahren weiter. So wurde der Senkung des Riffes stets durch den gleichen Betrag von Wachstum in entgegengesetzter Richtung die Wage gehalten. Aber noch sind sie nicht über den Spiegel des Meeres hinaus. Und ebensowenig wie diese Meerestiere, die Kinder des Lichtes sind, in die stygische Finsternis der Tiefsee hinabsteigen, haben sie gelernt, sich dem Luftleben anzupassen. Alles, was unser Auge als Korallenfels sieht, was unser Fuß als Korallensand zertritt, ist einst ein paar Meter tiefer im Meere selbst erbaut. Aber wie auf unsrer Erde der Sturm Bäume entwurzelt und Felsen losreißt, so riß hier die donnernde Meereswoge, vom Zyklon gepeitscht, Korallenblöcke los und schleuderte sie auf die Inselkante hinauf, die so eines Tages über den Meereswellen erschien. Der Anfang war gemacht! Wohl starben die farbenschönen Polypentiere ab, aber nur um



1. Fungia integra; 2. Madrepora echinata; 3. Gyrosmilia interrupta

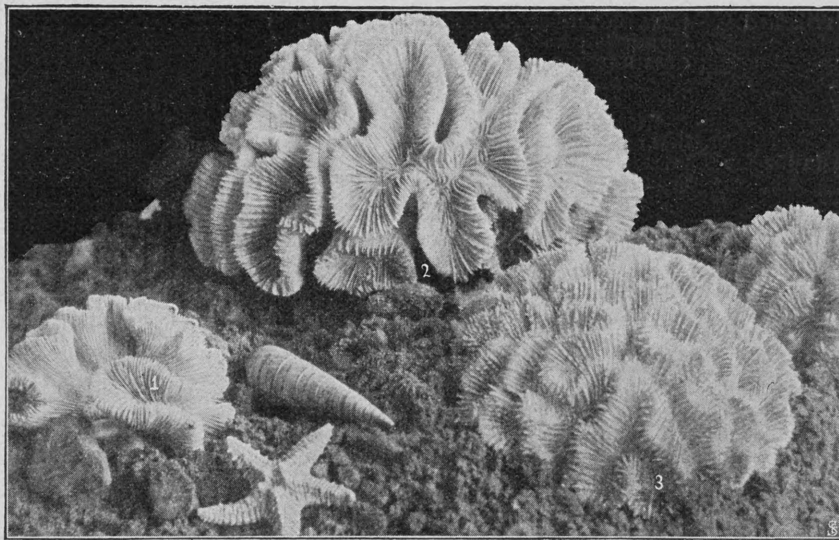


Pterogorgia pinnata (Westindien)



Rhipidigorgia stenobrachis

neuem Leben Platz zu machen. Die Korallengerippe, ihre Bauwerke, zerfielen zu Sand, Lücken und Ritzen ausfüllend, bis ein fester, dauerhafter Grund dem Ansturm der Brandung trotzte. Sandkrabben, deren Larvenformen noch im Meere leben, fingen an, den kahlen, unfruchtbaren Korallensand durch Anhäufen natürlicher Dungmittel für die Ansiedlung von Vegetation vorzubereiten. Eine Kokosnuß aus fernem Land wurde ans Ufer gespült. Ihre steinharte Schale, die der Nuß die lange Meerreise überdauern half, zersprang. Der Kern keimte, und auf dem Korallensand begann neues Leben. Eine Kokospalme sandte ihre Wurzeln tief und immer tiefer in den Korallenboden. Aus der einen wurden mehrere. Den Sandkrabben folgten Landkrebse und andre Tiere, bis in dieser weltfernen Einsamkeit des ewigen Meeres die ganze Koralleninsel in ihrer heutigen Pracht dastand, mit ihren Palmenhainen, ihren Pandanuswäldern, ihrem Lianengewirr, den Hütten der Eingebornen und so fort. Und am Rande blühen immer weiter die herrlichen Polypenkelche der Korallen, uns beständig einen Einblick gewährend in das Getriebe einer der gewaltigsten Werkstätten der Natur und uns die Macht des Kleinen in ihrer ganzen Größe vor Augen führend. Einzeln vergänglich, vereint unsterblich!



1. Trachyphyllia amarantum; 2. Mussa regalis; 3. Symphyllia radians

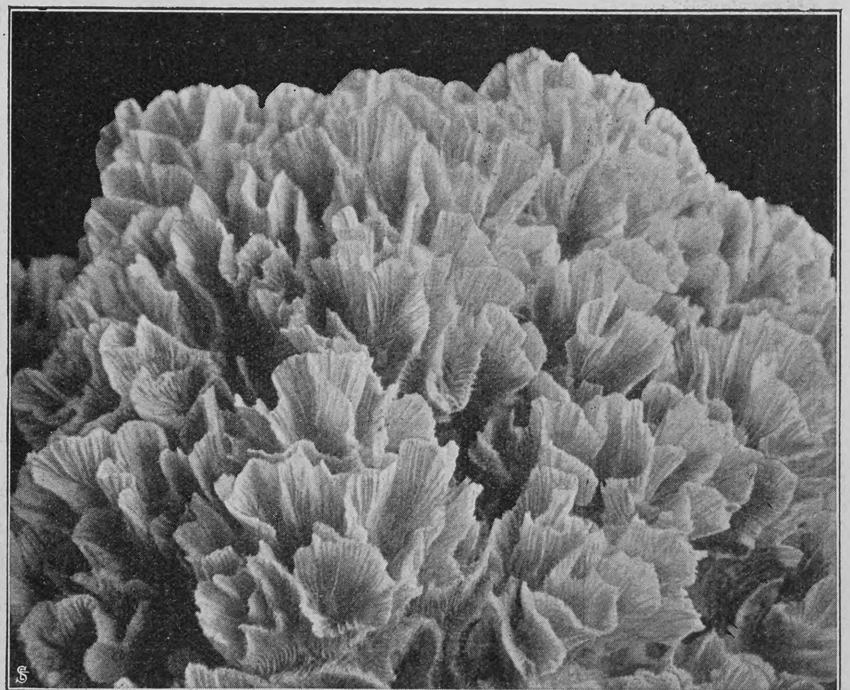
Lange hat es gedauert, bis so ein Korallenatoll entstand. Und lange dauerte es, ehe man sich klar



1. Rhipidigorgia flabellum; 2. Plexaura mutica (Westindien)

war, was überhaupt Korallen waren. Die Forscher der alten Schule glaubten allgemein, die Korallen seien pflanzlichen Ursprungs. Noch um das Jahr 1703 spricht Rey von den Korallen als Pflanzen ohne Blumen von harter, steinigter Natur. Man nannte sie Lithophyten, das heißt Steinpflanzen. Als der Naturforscher Peyssonel wirklich die wahre tierische Natur der Korallen erkannte, wagte es der damalige Berichterstatter der Pariser Akademie, Réaumur, nicht, den Namen Peyssonels bekanntzumachen, aus Furcht, er möchte sich seines „seltsamen Irrtums halber" lächerlich machen. Erst viel später, im Jahre 1813, beschrieb Ehrenberg die Korallen als Tiere.

Nehmen wir aber unser abgebrochenes Korallenstück wieder zur Hand. Wenn dasselbe wieder ins Wasser gesetzt wird, kann man beobachten, wie sich allmählich die kleinen Polypen wieder hervorwagen und ihr Kalkgerüst beleben. Bei näherer Untersuchung entdecken wir, daß alle Einzelpolypen durch eine gemeinsame Leibessubstanz miteinander verbunden sind. Genau wie im Bienenstaat ist auch die Korallenkolonie zur Arbeitsteilung geschritten. Bloß mit dem Unterschiede, daß die Korallen nicht frei sind, sondern zusammenhängen wie die Blüten einer Blumendolde. Aber auch hier gibt es einzelne Individuen, die hauptsächlich als Nährpolypen fungieren, indem sie mittels ihrer nesselnden Fangarme Nahrung erhaschen und dieselbe zubereiten, so daß sie als Nährsuppe den ganzen Stock durchkreist. Andre dienen lediglich der Fortpflanzung, während noch andre als Trinkpolypen den Stock mit Wasser durchpumpen. So bilden viele, viele Einzelindividuen ein großes Ganzes, oft sind es gar mehrere Millionen, die einen solchen Riesenstock zusammensetzen, der sich durch Sprossung beständig vergrößert. Es entstehen auf diese Weise jene wunderbaren Korallenbauten, wie sie uns die Photographien zeigen. Da sind die massigen Madreporenstöcke, die nicht selten über einen Meter groß werden. Hervorragende Felsbauer, bilden sie durchweg die unermeßlichen Korallenriffe der Ozeane. Mehr wie 1000 englische Meilen Korallenriffe sind zum Beispiel der Ostküste Australiens vorgelagert. Ueber 32 Inselatolle sind in der Südsee von ihnen erbaut, und die gesamte Fläche, die von Korallenbänken im Stillen und im Indischen Ozean bedeckt ist, beträgt Hunderte von Quadratmeilen. Zwischen den Madreporen wachsen Büsche der schönen roten Kronen- und Griffelkorallen, amethystfarbene Porenkorallen und große flache Pilzkorallen. Am Grunde der Abhänge sehen wir die wuchtigen braunen Hirnkorallen und gelbe Sternkorallen, während wiederum schwefelgelbe, flach ausgebreitete Turbinarien die Brandungszone bevorzugen. Zwischen all dieser Pracht ein Gewirr der schönen, zierlichen Rindenkorallen, Gorgoniden, die in allen Farbtönen schillern, vom zartesten Elfenbeinweiß bis zum tiefsten Rot. Einige Tiefseearten, die Chrysidogorgien (sie leben in den ungeheuern Tiefen von 3000 bis 4000 Metern) glänzen selbst prächtig wie poliertes Gold und Perlmutter. Alle Gorgoniden bilden stets eine innere Achse, die von den Polypentieren überzogen wird. Reich verzweigt gleichen diese wunderbaren Korallengebilde am täuschendsten zierlichen Pflanzenformen, wie die schöne, reinweiße Platygorgia palma oder die violette Pterogorgia pinnata. Am häufigsten sind unter den Gorgoniden die „Venusfächer", Rhipidigorgia flabellum, vertreten, die oft ganze untermeerische Wälder bilden. Ebenfalls zur Familie der Gorgoniden gehört die am meisten geschätzte rote Edelkoralle (Corallium rubrum), deren schönes rotes Kalkgerüst seit uralten Zeiten zu den mannigfachsten Schmucksachen verarbeitet wird. Heute noch wie vor Jahrtausenden wird dieser im Schoße des Mittelmeeres ruhende Schatz immer in derselben Weise gehoben. Ein großes, schweres Holzkreuz, mit altem Netz- und Tauwerk umwunden, wird von den Korallenfischern über den Meeresgrund gezogen. Neben vielem andern Getier fangen sich die Aeste der Koralle in dem Strickgewirr und werden so an die Oberfläche gezogen. Der Gewinn der Korallenfischerei, die vorwiegend von Italienern betrieben wird, ist kein geringer. Es werden durchschnittlich zirka 50000 Kilogramm erbeutet, die einen Wert von annähernd 4 Millionen Mark haben. In den Städten Livorno, Genua und Neapel werden diese Schätze zu Schmucksachen verarbeitet, ein großer Prozentsatz der Rohware geht nach Indien. Die Händler unterscheiden vier verschiedene Korallenqualitäten: die des Blutschaums, der Blume des Blutes und die vom ersten und zweiten Blut. Am meisten geschätzt sind die rein rosafarbenen Stücke.



Tridacophyllia lactuca (Singapore)



Phot. Rud. Schade, Bonn

Das Gottfried-Kinkel-Denkmal in Oberkassel, modelliert von Gustav Rutz (Düsseldorf)

Notizblätter

Kriegsminister von Marchtaler

Die erste der Personalveränderungen, die sich in jüngster Zeit im württembergischen Staatsministerium vollzogen haben, wurde durch den Rücktritt des bisherigen Kriegsministers General der Infanterie von Schnürlen veranlaßt. An seiner Stelle ist Generalleutnant von Marchtaler zum Kriegsminister ernannt worden. General von Marchtaler, der am 9. Juni 1854 in Wiblingen geboren ist, wurde im Dezember 1870 zum Leutnant im 4. Infanterieregiment ernannt, 1876 zum Oberleutnant befördert und 1884 als Hauptmann in das Infanterieregiment Nr. 120 versetzt. Im März 1886 wurde von Marchtaler als Adjutant zum Generalkommando kommandiert und 1890 zum Major befördert. Ende Dezember 1893 wurde er als Flügeladjutant zur Dienstleistung beim Militärkabinett des Kaisers nach Preußen kommandiert. In dieser Stellung rückte er im November 1894 zum Oberstleutnant, 1897 zum Oberst auf, bis er im Dezember 1898 unter Belassung in dem Verhältnis als Flügeladjutant als Abteilungschef im württembergischen Kriegsministerium Verwendung fand. Im Juli 1900 erfolgte seine Ernennung zum württembergischen Militärbevollmächtigten in Berlin, und als solcher wurde er 1901 zum Generalmajor befördert. Nach dreijähriger Tätigkeit als Militärbevollmächtigter wurde General von Marchtaler am 14. November 1903 zum Kommandanten von Stuttgart ernannt und 1904 zum Generalleutnant befördert.



Phot. H. Brandseph, Stuttgart

General von Marchtaler, der neue württembergische Kriegsminister

Das Kinkel-Denkmal in Oberkassel

Gottfried Kinkel, der rheinische Dichter und Patriot, der Freiheitskämpfer und Märtyrer seiner Ueberzeugung, hat am 29. Juni in Oberkassel am Nordfuße des Siebengebirges, des rheinischen Nationalparkes, ein Denkmal erhalten, das von dem Bildhauer Gustav Rutz in Düsseldorf geschaffen und von Verehrern des Dichters aus allen Kreisen, Parteien und Konfessionen an der Hauptstraße von Oberkassel, dem Geburtsorte des Dichters, errichtet worden ist. Auf einem quadratischen Unterbau aus Basalt erhebt sich aus dem zweifüßigen Treppenaufbau der quadratische Sockel, der an der Vorderseite die Widmung, an den drei andern Seiten fein ausgeführte Reliefs trägt: links Vater Rhein mit Fernblick auf das Siebengebirge, rechts die Sieg, „das trotzige Mädel“, mit der Abtei Siegburg und hinten eine Szene aus dem Epos „Otto der Schütz“, dessen Held in offener Halle im Angesichte der Schwanenburg von Kleve aus der Hand Elisabeths den Ruhmeskranz für seinen Meisterschuß empfängt. Die kannelierte Säule aus weißem Granit zeigt an dem ionischen Kapitäl vorn, umgeben von Immortellenkränzen, das Reliefporträt der ersten Frau des Dichters, Johanna, die nach kurzem Eheglück so viele Leiden mit ihm teilte und dann in London tragisch endete; rückwärts ist das Wappen von Oberkassel angebracht. Die auf dem Kapitäl stehende, in anderthalbfacher Lebensgröße ausgeführte Bronzebüste Kinkels stellt den Dichter redend in höchster Begeisterung dar. Die Enthüllungsfeier nahm unter zahlreicher Beteiligung, besonders der Spitzen der Bonner Universität, der Studentenschaft, literarischer Vereine und so weiter in Anwesenheit von drei Kindern des Dichters einen würdigen Verlauf.

Die Luther-Kirche in Köln

Die neue evangelische Luther-Kirche in Köln liegt auf dem Wormser Platze inmitten des vornehmsten Südwestviertels der Neustadt. Sie ist die vierte evangelische Kirche in der eigentlichen Stadt, die heute rund 50000 Protestanten zählt. Das nach den Plänen des Professors J. Vollmer in Lübeck durchweg aus schweren Hausteinen — Muschelkalkstein für den Sockel, rheinischer Tuffstein und Pfälzer Sandstein für den Aufbau — im Renaissancestil mit Barockanklängen nach englischen Mustern erbaute Gotteshaus mit dem seitwärts angeordneten, 65 Meter hohen Turme, dessen Helm aus Eisen hergestellt und mit Kupfer umkleidet ist, bedeckt eine Grundfläche von 1564 Quadratmetern und besteht aus einem Kuppelbau, zwei schmalen Seitenschiffen, einer Chorhaube mit anstoßender Sakristei und einer Vorhalle. Kanzel und Altar, beide unmittelbar miteinander verbunden, liegen in der Mittelachse der Kirche; ringsum sind die Sitzreihen — für 900 Personen ausreichend — konzentrisch angeordnet, wodurch eine gute Wirkung des gesprochenen Wortes an jedem Platze erreicht wurde. Altar und Kanzel sind in französischem Kalkstein unter reicher Verwendung von verschiedenfarbigem Marmor ausgeführt, die dahinterliegenden Wände des halbkreisförmigen Altarraumes $4^1/_2$ Meter hoch in dunkelm Eichenholz getäfelt; ebenso ist der Schalldeckel aus Eichenholz. Die sieben kleinen Fenster über dem Altarraume sind rein ornamental behandelt; von den beiden großen Querschiffenstern zeigt das südliche Luther auf dem Reichstage zu Worms, das nördliche Luther die Bibel erklärend. **J. L. Algermissen**



Der Mägdebrunnen in Leipzig, entworfen von Werner Stein

Der Mägdebrunnen in Leipzig

In Leipzig sind in jüngster Zeit zwei monumentale Brunnen enthüllt worden, der „Märchenbrunnen“ und der „Mägdebrunnen“. Der letztere, ein Werk des Bildhauers Werner Stein, der auch das Mendelssohn-Denkmal geschaffen hat, steht auf dem Roßplatz. Inmitten einer Architektur in den Formen der deutschen Frührenaissance erhebt sich ein runder, geschweift profilierter Sockel, der die überlebensgroße Bronzefigur eines ländlich gekleideten Mädchens trägt, das mit leicht geschürztem Rock zum Wasserholen dahinschreitet. Die Brunnenarchitektur, die gleichfalls Werner Stein entworfen hat, ist in fränkischem Muschelkalkstein ausgeführt.



Phot. P. Geus, Köln

Inneres der neuen evangelischen Luther-Kirche in Köln: Altar und Kanzel vereinigt



Copyright by Adolfo Croce, Mailand

Kronprinz Humbert von Italien

Von der italienischen Königsfamilie

König Viktor Emanuel von Italien läßt seine Kinder nach denselben spartanischen Grundsätzen erziehen, die bei seiner eignen Erziehung maßgebend gewesen sind, und wird darin aufs beste von seiner Gemahlin unterstützt, die von ihrer montenegrinischen Heimat her eine schlichte, gesunde, abhärtende Lebensweise gewohnt ist und sich als Königin die ihr anerzogene strenge Lebensauffassung bewahrt hat. Königin Elena hat den Thronerben nicht, wie es römischer Brauch ist, einer Amme anvertraut, sondern ihn selber aufgezogen. In der Kinderstube wird nach strengen hygienischen Regeln verfahren; kaltes Wasser wird auch bei dem kältesten Wetter reichlich verwendet, und die Kinder dürfen ohne Hut, Schuhe und Strümpfe im Garten umherlaufen. Der junge Nachwuchs des Hauses Savoyen gedeiht bei dieser Lebensweise vortrefflich. Das obenstehende Bild des kleinen Prinzen Humbert ist von der Königin selbst aufgenommen worden.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 42

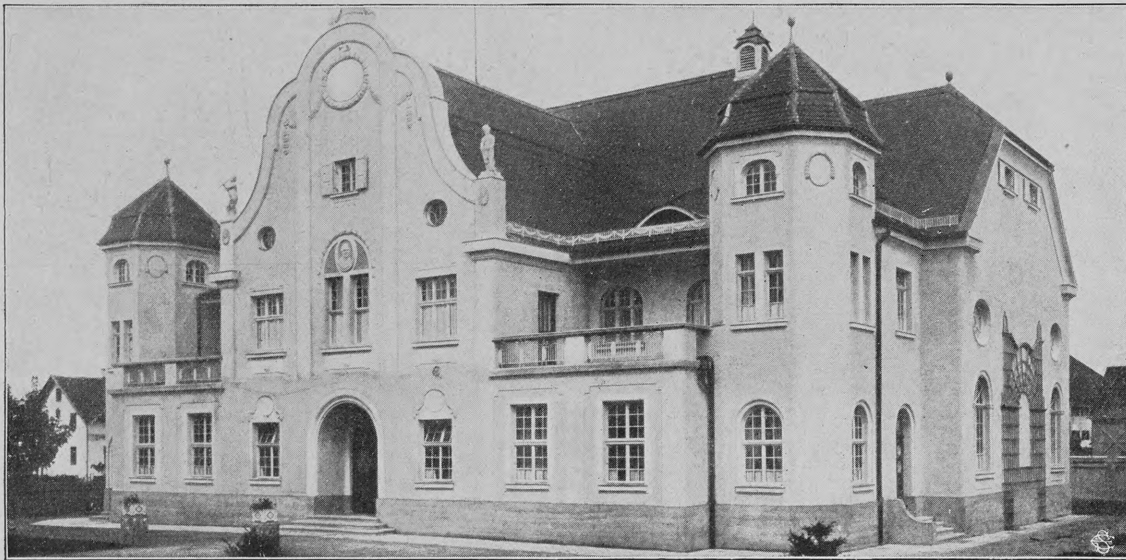


Picknick auf der Automobilfahrt

Nach einer Zeichnung von F. B. Doubek

Totenschau

Nikolaus Wessel, russischer Pädagoge und Schriftsteller, 72 J., 16. Juni, St. Petersburg. — Dr. Joseph Körösi, ungar. Statistiker, 61 J., 24. Juni, Budapest. — Fregattenkapitän Schäfer, Admiralsstabschef beim Gouvernement Kiautschou, 26. Juni, Kiautschou. — Karl Bruch, pfälzischer Dialektdichter, 73 J., 26. Juni, Zweibrücken. — G. Berthelet, italienischer Kirchenhistoriker, Rom. — General der Kavallerie z. D. Wilhelm von Winterfeld, zuletzt Gouverneur von Mainz, 81 J., 27. Juni, Darmstadt. — Franz Thöne, Genre- und Porträtmaler, 55 J., Düsseldorf. — Dr. Hermann Kropatschek, konservativer preußischer Landtagsabgeordneter, ehemaliger Chefredakteur der „Kreuzzeitung," 59 J., 28. Juni, Berlin. — Graf Karl Dönhoff, ehemaliger preußischer Gesandter in Dresden, 73 J., 29. Juni, Dresden. — Albert Sorel, französischer Historiker, 64 J., 29. Juni, Paris. — Karl Lautenschläger, hervorragender Bühnentechniker, ehemaliger Maschinendirektor des Stuttgarter und des Münchner Hoftheaters, 63 J., 30. Juni, München. — Geheimer Bergrat Dr. A. Hörmann, Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg, 71 J., 30. Juni, Berlin. — Jean Lorrain, französischer Romanschriftsteller und Dramatiker, 50 J., 30. Juni, Paris. — Geheimer Kommerzienrat Josef Doms, Großindustrieller, ehemaliger Präsident der Oberschlesischen Handelskammer, 30. Juni, Breslau. — Sir Wilfred Lawson, liberales englisches Parlamentsmitglied, Vorkämpfer der Temperenzbewegung, 1. Juli, London. — Manuel Garcia, hervorragender Gesangsmeister, der Erfinder des Kehlkopfspiegels, 101 J., 1. Juli, London. — Henri Doniol, französischer Nationalökonom, Paris. — Frau Henriette Mankiewicz, die Erfinderin der Nadelmalerei, 54 J., 2. Juli, Wien. — Otto Goebel, Präsident des Reichsversicherungsamts, 2. Juli, Berlin. — Geheimer Kommerzienrat Heinrich Otto, der Senior der württemberg.



Das neue Kasino in Wörishofen

Großindustrie, 86 J., 2. Juli, Nürtingen. — Bayrischer General der Infanterie z. D. Joseph Keller Freiherr von Schleitheim, ehemaliger Kurator König Ottos von Bayern, 81 J., 2. Juli, München. — Bergrat Behrens, Generaldirektor der Bergwerksgesellschaft Hibernia, 3. Juli, Herne. — Reichsgerichtsrat Dr. Paul Jäckel, 60 J., 3. Juli, Leipzig.

Das neue Kasino in Wörishofen

Vor kurzem wurde in dem durch Pfarrer Kneipp in der ganzen Welt bekannt gewordenen Wörishofen unter reger Anteilnahme der zahlreich anwesenden Kurgäste das neuerbaute Kasino eröffnet. Inmitten des Ortes vorteilhaft gelegen, bildet das im mod :nen Biedermeierstil errichtete Gebäude schon äußerlich einen neuen Schmuck und eine Zierde des Badeortes. Das Kasino enthält neben einem großen Konzert- und Tanzsaal mit Galerien drei behaglich eingerichtete Lesesäle, zwei Bureaus, verschiedene Spiel- und Unterhaltungszimmer. Behaglich und komfortabel ist der Eindruck des Ganzen. Vor der Vorderfront befindet sich ein hübscher Ziergarten. Der Badegast findet hier Gelegenheit, in fröhlichem Spiel und ungezwungener Unterhaltung oder in der Lektüre der zahlreich aufliegenden Zeitungen und Zeitschriften dem abgearbeiteten Geiste, dem ermüdeten Körper Erholung zu gönnen. In technischer Hinsicht wurde allen modernen Anforderungen Rechnung getragen. Ueber dem Eingangsportal ist das Relief Kneipps angebracht, dessen Andenken die Gemeinde Wörishofen durch Errichtung dieses Monumentalbaues in würdigster Weise geehrt hat.

Aus Bädern und Kurorten

Kudowa. Nach den amtlichen Kurlisten waren die schlesischen Bäder am 31. Mai 1906 wie folgt besucht: Altheide von 70, Langenau von 211, Charlottenbrunn von 225, Goczalkowitz von 325, Reinerz von 493, Flinsberg von 513, Warmbrunn von 624, Landeck von 783, Salzbrunn von 1071, Kudowa von 1327 Kurgästen. Am 15. Juni sind in Kudowa amtlich 2290 Kurgäste und 1055 Durchreisende, also zusammen 3345 Personen gemeldet. Dieses Wachsen der Besuchsziffer rechtfertigt sich nicht nur durch die einzig dastehenden Heilquellen, sondern auch durch die Opfer der Besitzer. Es sind allein diesen Winter eine Million Mark zu Verbesserungen aufgewendet worden. Am 1. Juni 1906 wurde das neue Badehaus in Kudowa eröffnet, das neben 30 Mineralbadezellen 2 Duscheräume, ein Heißluft- beziehungsweise Dampfbad sowie elektrische Bäder und eine mediko-mechanische Abteilung enthält und mit Zentralheizung und Personenaufzug versehen ist. Von einer das Gebäude umgebenden Terrasse, die auch Restaurationszwecken dient, bietet sich ein herrlicher Ausblick auf Kurpark und Kurplatz. Ferner ist in diesem Winter eine elektrische Zentrale erbaut worden, die schon seit Anfang der Saison das Bad, die öffentlichen Wege sowie die meisten Logierhäuser mit Licht versorgt. Neben einer Akkumulatorenbatterie von 132 Zellen sind zu diesem Zwecke zwei große Dampfmaschinen in dem erweiterten Kesselhause aufgestellt worden. Die Anlage arbeitet in jeder Beziehung tadellos. Weiter ist auch seit Beginn der Saison im Bezirk der Badeverwaltung eine Abwässerkläranlage nach dem System Schweder im Betriebe.

Bad Soden i. T. Der Besuch Sodens war im Monat Mai wiederum um 20 Prozent stärker im Vergleich zum vergangenen Jahre. Die vermehrten Heilmittel dürften im Verein mit der Ueberzeugung verschiedener namhafter Aerzte, wonach schwer Lungenleidende nicht nach Soden gehören, vielmehr leichte Erkrankungen der Atmungsorgane und Herzkrankheiten hier Heilung finden, diese Erhöhung der Frequenz zum großen Teil herbeigeführt haben. Die Kurdirektion bemüht sich, den Kurgästen hinreichende Zerstreuung zu verschaffen durch Veranstaltung von Militärkonzerten, Tanzvergnügungen und Theatervorstellungen; letztere finden infolge der Mitwirkung hervorragender Kräfte von großen Bühnen ganz besondere Anerkennung.

Bad-Elster. Das Luft-, Sonnen- und Schwimmbad zu Bad-Elster ist bei Beginn der warmen Witterung der Benutzung übergeben worden. Die Anlage zeigt in erster Hinsicht einen großen geräumigen Schwimmteich mit Duschen und Fontäne sowie ein zweites, weniger tiefes Bassin. Ferner sieht man Rasenplätze inmitten herrlicher Parkanlagen, schöne Laubengänge und die nötigen Räumlichkeiten zum An- und Auskleiden, zum Ruhen und so weiter. Jeder Besucher wird überrascht gestehen müssen, daß man sich kaum etwas Reizvolleres als die herrlichen Parkpartien mit den Teichen denken kann, von wo man überall einen herrlichen Blick auf die bewaldeten Berge genießt.

Bad Salzbrunn i. Schl. Eine für Eltern, die ihre Kinder auf ihrer Badereise mitnehmen wollen, gewiß sehr willkommene Neuerung hat Bad Salzbrunn in diesem Jahre getroffen: Für die Ferienzeit ist ein mit der Leitung von Jugendspielen vertrauter Lehrer gewonnen worden, der täglich vor- und nachmittags mit den Kindern der Kurgäste Bewegungsspiele und Spaziergänge in die berg- und waldreiche Umgebung Salzbrunns ausführen und so den Eltern die Aufsicht über ihre Kinder erleichtern wird.



Der Brand der Michaelskirche in Hamburg

Der Brand der Michaelskirche in Hamburg

(Abbildungen nach Aufnahmen von Hans Breuer, Hamburg)

Von einem schweren Brandunglück ist Hamburg betroffen worden. Am 3. Juli, nachmittags gegen 2 Uhr, brach in der altberühmten Hauptkirche St. Michael, anscheinend durch die Unvorsichtigkeit von Handwerkern, die im Turm mit Reparaturen beschäftigt waren, Feuer aus, das schnell die ganze prächtige alte Kirche ergriff und völlig zerstörte. Um 3 Uhr stürzte der 132 Meter hohe Turm langsam in die Feuersgluten hinab, eine halbe Stunde später stürzte auch das Mittelschiff ein. Auch die an die Kirche angrenzende Häuserreihe an der Englischen Planke wurde von den Flammen ergriffen und zum großen Teil zerstört. Die Kirche ist völlig ausgebrannt, doch gelang es der angestrengt arbeitenden Feuerwehr, alle wertvollen Altargeräte und einen Teil des Archivs zu retten. Die St. Michaelskirche, ein Kleinod des Barocks, ist eine der ältesten Kirchen Hamburgs. Sie wurde 1750 durch Blitzschlag zerstört und von Sonnin wieder aufgebaut. Die Krypta der Kirche birgt 300 Gräber, darunter das des Erbauers. Bei dem großen Brande von 1842 blieb die Kirche vom Feuer verschont.



Der Brand der Michaelskirche in Hamburg

Zahlenrätsel

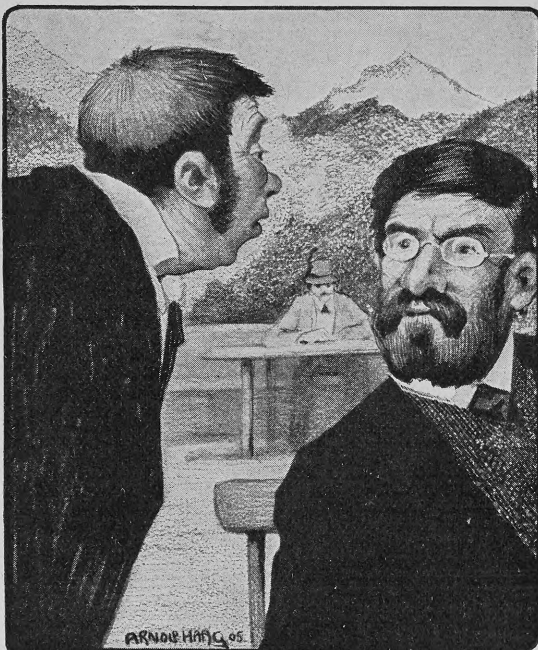
1 5 3 15	russischer weiblicher Vorname.
2 13 5 17 8 10 2 5 16	Dorf am Rennstieg, das höchstgelegene im nördl. Deutschland.
3 14 8 5	Blume.
4 14 12 12 5 3	Naturerscheinung.
5 12 12 2 6 8	römischer Dichter.
6 4 14	männlicher Vorname.
7 5 10 5 3 15 12	Stadt in Persien.
8 14 2 8 8 14 12 8	Stadt in Frankreich.
9 15 17 17 14 7	berühmter französ. Kupferstecher.
10 2 12 4 6 8 7 15 12	Land in Asien.
5 11 5 12 4 2	türkischer Ehrentitel.
11 3 5 4 5 3 2 9	französischer Vorname.
6 3 15 9 10	Stadt und Schloß in Württemberg.
5 17 5 11 15 12 7	exotisches Säugetier.
3 5 2 8	Getreidefrucht.
9 10 5 3 6 16 2 12 2	italienischer Komponist.
10 5 8 8 5 12	deutscher Bundesstaat.
7 3 2 12 2 4 15 4	amerikanische Insel.
5 17 16 5	deutscher Fluß.
12 2 13 5 3	Fluß in Afrika.
13 14 12 7 8 9 10 15 3 14 1	russischer Romanschriftsteller.
14 4 5 12 8 5	Stadt in Dänemark.
7 5 17 17	berühmter Freiheitsheld.
7 2 16 5 7	Land in Asien.

Sind die Wörter richtig gefunden, so ergeben die Anfangs- und Endbuchstaben derselben, nacheinander von oben gelesen, einen allgemein bekannten Ausspruch eines berühmten deutschen Staatsmannes.

Umstellaufgabe

Breslau — Daniel — Talma — Scherbe — Eros — Nagel — Ornat — Norden — Streit.

Aus jedem der obigen Wörter soll durch Umstellen der Buchstaben ein neues Hauptwort gebildet werden. Die Anfangsbuchstaben der neuen Wörter ergeben im Zusammenhang den Namen eines berühmten Malers und Radierers. G. L.



Gemütlich

„Herr Wirt, ich habe schon einmal fragen lassen, ob ich Rindsbraten haben kann."

„Ja, gnä' Herr, ich weiß no net, der Herr Amtsrichter ißt grad ein'n, und da kimmts halt drauf an, ob er was übrig läßt."

Wechselrätsel

Thüringen, wo meinen Engel ich fand,
Thüringen, bist mir das herrlichste Land!
Leser, du ruhst nicht gewiß, bis du weißt,
Wie meines Herzblättchens Vorname heißt:
Wenn du zwei Zeichen, die stehen zuletzt,
Anders gereiht vor das Uebrige setzt,
Hast du vor Augen, zwar kopflos, die Stadt,
Welche mein Liebchen zum Wohnsitze hat. Dr. F. B.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 970:

Des Worträtsels: Anders.

Der Verwandlungsaufgabe: **T**ours, **R**eichenberg, **A**rchimedes, **U**mbrien, **S**umatra, **C**hristian, **H**amerling, **A**ndreas, **U**leaborg, **W**iesbaden, **E**rdbeere, **M**ailand.
„Trau, schau, wem."

Der Dechiffrieraufgabe: Verbindet man rechts herum zunächst je drei Buchstaben über den immer tiefer in den Stamm eindringenden Sprüngen und sodann je vier Buchstaben in den verbleibenden Zwischenräumen, so erhält man: „Der Kummer, der nicht spricht, raunt leise zu dem Herzen, bis es bricht."
(Shakespeare)

Des Silbenrätsels: Geheimnis, Heim, Singe.

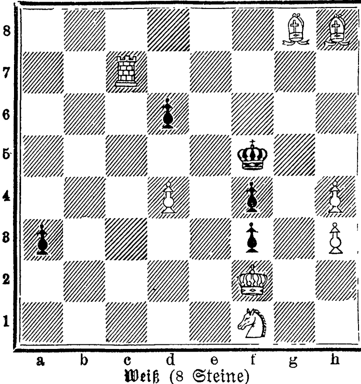
Richtige Lösungen sandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg (5); „Erzschlaukopf" in Passau (3); L. Z. in Detmold (4); Frau Annie Pelzer in Stettin (3); Frau Minna Stone in Hamburg (5); „Archibald Nußknacker" in Wien (3); Gretel in München (4); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (4); Julius Czvetkovits in Pécs (7); Meta in Lübeck (3); Eugenie F. in Luxemburg (2); „Marschall Vorwärts" in Heiligenstadt (3); Erich K. in Wiesbaden (4); Lambert in Züllichau (3); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (3); Don Carlos in Hannover (4); Ignaz in Ansbach (2); Julius Polatschek in Wien (2); Clara M. in Bielefeld; „Sonnenblume" in Heilbronn; K. Oe. in Stuttgart (4); Franz Brandhuber in München (3); Betty Hook in Trier (3); Miki Frank in Wien (3); Barbaran in K.; „Prinzeßchen" in Weimar (3); Arthur L. in Bozen (2); „Huckebein" in Eisenach (3); „Medikus" in Leipzig (3).

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 17

Von H. Vater in Weimar
(Neu)

Schwarz (5 Steine)



Weiß (8 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 14

W. 1. Db1—b6
S. 1. Ld8, Sa4×b6
W. 2. Se6—g5, c5 und
W. 3. g2—g4 matt.

A.

S. 1. Ta8—a6, Sc1—d3, e2
W. 2. Se6—g7†
S. 2. Kf5×e4
W. 3. Lh5—f3 matt.

B.

S. 1. Kf5×e4
W. 2. Db6—d4†
S. 2. Ke4—f5
W. 3. Dd4—e5 matt.

C.

S. 1. Kf5×e6
W. 2. Db6×c6†
S. 2. Ke6—f5, e7
W. 3. g2—g4, Dc6-d6 matt.

D.

S. 1. Lg8—f7
W. 2. Db6—f2†
S. 2. Kf5×e6, e4
W. 3. Df2×f7, —f3 matt.

E. S. 1. Lg8×e6, Ta8—a7 W. 2. Db6×c6 u. s. w.

Pillsbury †

Am 18. Juni dieses Jahres starb zu Philadelphia nach längerem Leiden der amerikanische Schachmeister Harry Nelson Pillsbury im Alter von vierunddreißig Jahren. Er hatte das Schachspiel und insonderheit das Gedächtnisspiel als Sport betrieben und Hervorragendes darin geleistet, aber zu große Anforderungen an seine Körperkraft gestellt. Friede seiner Asche!

Schachbriefwechsel

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Wilibald Kühne in Oldisleben zu Nr. 15; F. Schneider in Wiesbaden zu Nr. 15 und 16; H. Menzel in Hamburg-Borgfelde zu Nr. 16.

Aus Industrie und Gewerbe

Bestehen bei einem Menschen scheinbar organische Beschwerden irgendwelcher Art, wie Herzklopfen, Magenschwäche, Kopfschmerzen, Nervenabspannung und dergleichen, neben einer vorhandenen Bleichsucht, so muß man zur Beseitigung all dieser Symptome zunächst das Blut aufbessern, wozu man mit dem bekannten wohlschmeckenden Eisentropon in kurzer Zeit imstande ist.

Die bekannten Neckarsulmer Fahrradwerke Akt.-Ges. Königliche Hoflieferanten Neckarsulm, eine der ältesten Fahrradfabriken und die größte Motorzweiradfabrik Deutschlands, haben ihre Fabrikate auf der Internationalen Ausstellung in Mailand zur Schau gebracht und sind von der Jury mit einer sehr hohen Auszeichnung, dem „Ehrendiplom", bedacht worden. Das Neckarsulmer Motorrad hat auch in dieser Saison wieder glänzende Triumphe gefeiert, indem dasselbe bei allen wichtigen Veranstaltungen die höchsten Lorbeeren erntete; es seien hervorgehoben die höchsten Preise bei den Konkurrenzen in Leeds (Bergrennen fünf erste Preise), Frankfurt a. O., Metz, Hamburg, Nürnberg, London (Bergrennen vier erste Preise), Bergfahrt Hohkönigsburg, Zuverlässigkeitsfahrt London—Edinburgh (645 Kilometer): goldene Medaille und so weiter.

Die menschliche Gesichtshaut besteht bekanntlich aus kleinen Zellen, die in den unteren Schichten weich und durchsichtig sind, oben aber abblättern, nachdem sie zu Schuppen eingetrocknet sind. Sobald dieser Vorgang merklich wird, erscheint die Oberfläche hart, schwielig, verliert ihre Durchsichtigkeit, es ergeben sich jene Erscheinungen, die man gemeinhin einen schlechten, unreinen Teint nennt. Tritt gar eine Verstopfung der Talgdrüsen hinzu, so führt die Reizung zur Bildung von Pusteln, Knötchen, Finnen, Mitessern. Diesem Uebel wirkt allein die von der Firma Bergmann & Co. in Radebeul-Dresden hergestellte Steckenpferd-Lilienmilch-Seife (Schutzmarke: Steckenpferd) entgegen. Die Seife ist von völlig neutraler Beschaffenheit und der Zusatz von Borax bewirkt eine schnelle und beinahe unmerkliche Abstoßung der unreinen Oberhaut und erweist sich somit bei einer dauernden Anwendung als unbedingt zuverlässiges Mittel zur Erhaltung eines rosigen, zarten und reinen Teints. Die Steckenpferd-Lilienmilch-Seife ist in den meisten Apotheken, Drogerien und Parfümerien à Stück 50 Pfennig zu haben.

Alleinige Inseraten-Annahme bei Rudolf Mosse Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 ₰ Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Bassia Budny

Erzählung
von
Carl Busse

I

Bassia Budny hatte die beiden Ziegen, die weiße und die schwarze, angepflockt. Dann hatte sie sich unweit der Quelle in den Schatten gelegt und sich lang ausgestreckt.

Durch den Wald ging kaum ein Rauschen. Es war heiß und still. Manchmal schienen die Nadeln der hohen Kiefern in der Hitze knisternd zu sengen. Dann blinzelte sie nach oben, und ihre Nasenflügel zitterten kaum merklich, als sauge sie den stärkeren Duft ein, der dann von den breiten Wipfeln ausging.

Vor ihr lagen die Wiesen, die dem einzigen Großbauer des Dorfes gehörten, dem reichen Andreas Prus, der alljährlich eine ganze Reihe von Pferden der Remontekommission verkaufte und dessen Zucht im Regierungsbezirk und weiter hinaus berühmt war. In Hürden weideten die edeln Tiere, ihre langen unbeschnittenen Schweife wehten, und neugierig blickten sie auf das Treiben der Leute, die den ein wenig verschlammten Bach, der durch die Wiesen ging und sich in den See ergoß, reinigten.

Bassia Budny brauchte sich nicht aufzurichten. Sie wußte, ohne hinzuschauen, wie es drüben aussah. Dreister als die andern kam wohl ein Brauner mit glänzendem Fell an den Bach heran und legte seinen feingeformten Kopf auf die Schulter von Bogumil Prus, dessen harte Stimme hin und wieder herübertönte. Und sie wußte auch, daß Bogumil dann die Ulanenmütze mit kurzer Bewegung weiter aufs Haar schob, sich über die schweißige Stirn fuhr und den Braunen tätschelte. Denn zu den Pferden war er gut ...

Aber sonst war er ein wüster Mensch und der Schrecken aller Dirnen. Wer konnte zählen, wie viele er unglücklich gemacht?

Auf der gebräunten Stirn erschien ein Fältchen, daß die scharf gezogenen Brauen sich einander näherten. Aber gleich darauf huschte ein Lächeln um den Mund, und das Mädchen dehnte sich im Grase. Der Mai war zu heiß und zu schön — keine guten Aussichten für die Ernte. Eine Glut wie im Juli. Man wurde matt selbst im Liegen und bekam Durst. Aber sie war zu faul, aufzustehen und aus dem Quell zu trinken. Die Augen fielen ihr zu ... sie hörte wieder Nadeln knistern, sie hörte ihre Ziegen, die Kraut und Gras zwischen den Zähnen zermahlten, während ihr Bart über all das Grüne streifte.

Was noch? Wieherte ein Pferd? Hämmerten Spechte? Rief jemand? Oder war das alles nur das Fallen des Quellwassers?

Eine Fliege, grün schillernd, setzte sich auf den nackten Fuß. Er zuckte leise. Die erwärmte Luft brodelte eintönig, und in den Ohren sang ein ewig fortgesetztes fernes Rauschen, das immer heimlicher ward ...

Da meckerte die weiße Ziege Valeria — denn sie sowohl wie die schwarze hatten richtige Namen — und da fuhr Bassia Budny empor. Sie zog die Füße unters Kleid zurück und machte die Augen weit auf.

Richtig: die Ulanenmütze nach hinten gerückt, die blanken Schweißtropfen auf der Stirn, stand da Bogumil Prus. Nicht vornehm wie am Sonntag, wo er den Kavalier machte, sich eine Blume hinters Ohr steckte und als gefährlicher Räuber den Mädchen nachstellte, sondern heut wie jeder Komornik, das Hemd kaum zugeknöpft, daß man die perlenden Schweißtröpfchen auch auf der stark gewölbten Brust sah, die schlammbespritzte Hose vom Ledergurt gehalten, dabei hochgekrempt bis



Sommerblumen. Nach einem Gemälde von Hermann Seeger

zum Knie, weil er im Bach gewatet war. Den reichen Bauernsohn konnte man nur an der schweren silbernen Kette erkennen, die, am Gürtel befestigt, sich in der Tasche verlor und an der die Uhr hing.

Als das Mädchen sich aufrichtete, flog ein Lächeln über sein Gesicht. Man merkte es ihm an, daß er keine besondere Hochachtung vor den Dorfschönen hatte — immer war ihm der Sieg zu leicht geworden. Er brauchte nur zu wollen — hei, wie flogen sie an seinen Hals! Und das gab ihm von vornherein eine so große Ueberlegenheit.

„Ausgeschlafen, Paninuchna?" rief er 'rüber und kniff das linke Auge zu. „Immer schon denk' ich: seit wie lange hast du das Kindchen nicht gesehen! Sonntags: das Kindchen ist nicht da. Wochentags: das Kindchen fehlt wieder. Da muß man hierherkommen, um es zu finden."

Sie blieb sitzen, riß einen Halm ab und zog ihn durch die Zähne. Er kränkte sie immer. „Paninuchna" nannte er sie — kleines Fräulein! Und Kindchen! Weil sie jünger war als die andern und die Röcke ihr noch knapp übers Knie fielen, als er zu den Soldaten gegangen war.

Seitdem waren jedoch Jahre verflossen — er aber tat zum Spaß, als wär' sie noch ein Schulmädchen. Und während sie den Halm zerbiß, sagte sie kurz:

„Auf der Straße, wo du liegst, lieg' ich nicht. Ist auch gut so."

„Hui, Bassia, Basjenka, Kindchen, friß mich nur nicht auf."

„Keine Angst. Möcht' nicht schmecken."

Da lachte er sie an, und sie lachte mit. Er trat mehr in den Schatten, wischte sich den Schweiß von der Stirn und schimpfte über die glühende Hitze. Die Zunge im Munde konnte einem trocken werden.

„Dafür gibt's Wasser," sagte Bassia Budny. Und weil sie selber Durst hatte, ging sie zur Quelle, fing in den hohl gewölbten Händen das kühle Rinnsal auf und trank mit leisem Schlürfen, während das Wasser ihr durch die Finger rann.

Bogumil Prus hatte gleichgültig zugesehen. Aber als sie sich beugte, als sie trank, spielten Lichter in seinen Augen. Durch den losen und leichten Rock sah man die Linien ihres geschmeidigen, kaum mehr kindlichen Körpers bei jeder Bewegung. Der Bursch ließ den Blick nicht von ihr. Er pfiff leise durch die Zähne.

„Die Zeit vergeht. Aus Kindern werden Leute! Sei so gut, Bassia!"

„Was willst du? Trinken?"

Sie gab ihm die Quelle frei. Aber er fragte nur: „So?" und streckte ihr die Hände hin. Hände und Arme bis zum Ellbogen zeigten die Spuren seiner Tätigkeit. „Sei so gut," bat er noch einmal.

Und da hatte er den Blick, dem keine widerstand. Heiß, schmeichelnd, zutraulich und spitzbübisch war er gleichzeitig. Die Dirnen, die er so anschaute, schämten sich und lächelten und taten ihm alles zuliebe, ob eine jede doch nachgerade wußte, daß viel Falschheit darinnen war.

Auch Bassia widerstand nicht. Ein leichtes Rot lief über ihr Gesicht.

„Da," sprach sie nur. Und auf ihre neu gefüllten Hände bückte er sich herab und trank daraus.

Sie mußte sie jetzt wohl nicht fest genug zusammenhalten, denn im Nu war das klare Wasser immer durch die Ritzen gesickert, und jeden Augenblick mußte sie neues fangen und halten.

Der Bursch schien unersättlich. Er trank, als hätt' er Jahre gedürstet. Und als sie ihm so die Arme entgegenstreckte, daß er sich herabbeuge auf die Muschel ihrer Hände, hörte er ihre Brust ein wenig stärker atmen, und ein kurzer Blick und Blitz fuhr nach oben zu ihr, in ihr Antlitz.

Sie sah es. Sie zuckte. Und mit rascher Bewegung spritzte sie ihm das Wasser, das sie noch trug, ins Gesicht, schüttelte ihre Hände von den Tropfen frei und drehte sich um.

„Valeria . . . psia krew! Wirst du wohl!"

Die weiße Ziege hatte den Pflock glücklich aus der Erde gezogen und graste, ihn mitschleifend, tiefer im Walde. Wie ein Pfeil flog Bassia dahin. Ihre Röcke wehten; wenn der Fuß den weichen Waldboden berührte, schien er zurückzufedern, und Valeria, die meckernd auszureißen versucht hatte, war bald wieder gefangen.

Erhitzt kam Bassia zurück. An der Schläfe standen ihr ein paar lose Härchen vor. Und sie schüttelte den Kopf:

„Sie ist noch zu jung. Wenn sie erst so alt sein wird wie Eusebia, wird sie nicht mehr wegrennen."

„Das ist so mit der Jugend, Paninuchna . . . die jungen Pferde, die jungen Ziegen, die jungen Menschen. Und du selbst — wenn man dich so laufen sieht —"

Er schmunzelte.

„Gottes Segen, sagt Väterchen Karbowiak und kratzt sich."

„Brauchst ja nicht hinzugucken. Mir scheint überhaupt, drüben bist du nötiger als hier."

„Nein," sprach er und ließ sich ins Gras gleiten. Er drehte sich so, daß er bequem auf dem Bauch lag, die Ellbogen aufstützen und grad in ihr Gesicht schauen konnte.

„Hier bin ich vonnöten, Kindchen. Immer kann ich dich nur ansehen. Seit wann bist du so schön geworden, Basjenka?"

Unwillkürlich fuhr sie sich mit der Hand nach der Schläfe, wo die Haarsträhnen schief vorstanden, und strich glatt darüber.

„Großes Lob," nickte sie spöttisch.

„Ist es auch, Kindchen. Wer sollte das verstehen, wenn nicht meines Vaters Sohn?"

Sie brach einen Halm mit breiter Scheide, legte ihn zwischen die beiden Daumen und versuchte darauf zu blasen.

„Starr mich nicht so an," sagte sie plötzlich halb lachend, halb ärgerlich.

„Warum nicht? Gott will, daß man nicht achtlos an seinen Wundern vorübergeht."

„Daß du reden kannst, wissen viele. Aber von deinen Reden ist noch keine glücklich geworden."

Unverwandt von der Erde aus sah er sie an.

„Ich möcht' wissen, Basjenka, wenn man dich küßt, ob man dann an deinem Mund die Scharte fühlt. Vieles hab' ich schon geküßt — noch nie ein Hasenlippchen wie deines."

Das Blut schoß ihr ins Gesicht.

Sie hatte an der Unterlippe eine feine Scharte. Nur so, als hätte ein haarscharfes Messer sie geritzt. Aber ob es sie auch nicht entstellte, sondern ihrem Gesicht nur eine stärkere Eigentümlichkeit gab, wollte sie doch nicht daran erinnert sein. In der Schule hatten sie ihr deshalb „Kaninchen" nachgerufen.

Nun stellte sie zornig die Zähne über die Unterlippe und blickte ihn finster an.

Er jedoch, ohne sich darum zu kümmern, sprach ruhig, fast flüsternd, mit seiner etwas harten Stimme:

„Das will ich wissen. Keine Nacht, Paninuchna, schlaf ich, bis ich es weiß."

„Narr!" erwiderte sie kurz.

„Schon möglich. Es kann einen zum Narren machen, das Hasenlippchen."

„Dann hab' ich ein Mittel, Pan Bogumil."

Ihr Fuß spannte sich, daß sich das Knie leise hob. Darauf setzte sie ihre Faust.

„Und das heißt?"

„Hier," sagte sie.

„Wie kleine Hände du hast, Kindchen!"

„Aber feste . . . o, das glaubt niemand!"

Und als wollt' sie es beweisen, schlug sie mit der kleinen harten Faust sich selbst aufs Knie, daß es ihr beinahe weh tat.

Der Bursch jedoch holte wie zum Vergleich eine seiner mächtigen Pranken hervor und hielt sie sich breit vor Augen.

„Ich glaub', man sieht sie gar nicht darin . . . Basjenka, deine Faust. Zeig her . . . alles muß man prüfen."

Und er sprang auf, trat zu ihr, hielt ihr seine braune, wenig saubere Hand hin.

„Laß doch!" wehrte sie und legte die Arme auf den Rücken.

„Sei so gut" . . . und wieder der Blick . . . der Blick, der sie alle weich und willfährig machte.

Langsam legte Bassia Budny die harte kleine Faust in seine Hand.

Er umschloß sie fast mit den Fingern, er bog sie spielend hin und her.

Aber er sah plötzlich nicht mehr auf die Hand, sondern auf die feine Scharte an ihrem Munde.

„Basjenka," flüsterte er . . . „kleine Bassia . . ." Und sein heißer Atem mischte sich mit der schweren, heißen Luft und verfloß mit ihrem schwülen Brodeln. Es war, als gebe es nichts mehr rings außer diesem heißen Atem, als schwimme er durch den ganzen Wald. Bassia Budny machte einen Versuch, ihre Faust zu lösen, aber seine mächtige Pranke gab sie nicht frei — sie schien nicht nur mehr von der Hand, sondern von ihrer ganzen Person Besitz zu nehmen.

Sie fühlte auch ganz genau: jetzt umarmt er dich. Sie dachte: ‚Wehr dich!‘ Aber der Atem ward immer heißer, ihre Lippen zitterten, auf ihren Lippen brannten die des Burschen. Gleichsam suchend preßte er seinen Mund auf ihren; wie unzerbrechliche Klammern, die sich immer enger zusammenschraubten, umspannten seine Arme ihre Gestalt; ihr Körper schauerte darin, und willenlos küßte sie den Mund wieder, der schon so viele belogen und betrogen.

„Bassia, Basjenka . . ." Seine harte Stimme konnte nicht gut flüstern.

Und doch flüsterte er . . . in ihr Ohr flüsterte er Worte, die immer wilder wurden.

Aber mit einem Male, tief aufatmend, als sprenge sie eine Kette, hob das Mädchen die Arme, machte sich, die Ellbogen mit Gewalt nach links und rechts zurückreißend, frei und flog in wilden Sätzen hinüber zu den Ziegen.

Als wäre sie hier zwischen der weißen Valeria und der schwarzen Eusebia geschützt, blieb sie stehen, drückte beide Hände vor die Brust und blickte, während sie die Unterlippe wieder hinter die Zähne schob, kurz und ungleich atmend zu Bogumil Prus hinüber.

Er stand noch immer auf dem alten Fleck, schüttelte den Kopf und schob die Ulanenmütze ein paarmal hin und her. Der Ausgang paßte ihm nicht. Er wußte auch nicht recht, was er dazu sagen sollte.

Da kam die Paninuchna ihm zuvor.

„Deine Nachtruhe wirst du nun haben," sprach sie, noch mit spröder Stimme. „Aber, Pan Bogumil, vergiß nicht eins. Ich bin nicht die Josepha Hoffmann, ich bin nicht die Maria Kossak, ich bin nicht die Veronika und die Ludmilla und wie deine Liebchen geheißen haben — ich bin die Bassia Budny!"

Sie wiederholte: „Die Bassia Budny!"

„Kenn dich doch," erwiderte er mit halbem Lachen.

„Vielleicht auch nicht," gab sie zurück.

Und als er sich wieder heranschmeicheln wollte, reckte sich die geschmeidige Gestalt hoch auf — ordentlich groß konnte die Paninuchna aussehen — und ihre Faust zitterte und ihre Augen drohten mit so bitterer Entschlossenheit, daß der Bursche nichts mehr unternahm.

‚Man muß nicht zu stürmisch sein,‘ dachte er. ‚Morgen ist wieder ein Tag. Und die Kleine kommt mir doch, wie mir die andern gekommen sind.‘

Wie sie dastand! Und die Scharte — psia krew!

„Hasenlippchen," rief er. „Maria Joseph, nichts, was besser schmeckt."

Lächelnd raffte er ein paar Blumen zusammen — Grasnelken und was sonst dort stand.

Er hielt's unter den Quell, er warf es ihr zu.

„Danke," sprach sie, und fütterte die Ziegen damit.

Dann löste sie die Pflöcke und wandte sich, Valeria und Eusebia hinter sich drein ziehend.

„Grüß Väterchen Karbowiak," rief Bogumil Prus ihr nach.

„Werd's besorgen. Hast du sonst noch was? Nein? Dann hab' ich noch etwas für dich!"

Sie wußte nicht, wie sie es sagen sollte. Sie sah sich um.

„Hüt dich!" rief sie dann, nicht laut.

„Vor dir?"

Sie schüttelte den Kopf. Da lachte er geringschätzig.

„Vor den andern? Kindchen, Kindchen!"

Und er hob nur einmal den Arm und die mächtige Pranke und ließ sie durch die Luft sausen.

II

Väterchen Karbowiak saß in der Sonne. Es fror ihn immer, und selbst an den heißesten Tagen legte er den Schafspelz nicht ab.

Niemand wußte, wie alt er war, er selbst auch nicht. Er saß weiß, gekrümmt, mit von Arbeit und Gicht krummgezogenen Fingern auf dem Bänkchen vor der Tür und war manchmal schon ein wenig kindisch. Dann mahlten seine Kiefer beständig, und er kicherte wohl und sprach für sich unverständliches Zeug. Meist jedoch war er noch klar und sah mit den trüben, geröteten Greisenaugen in die Welt, über die ebenen Wiesen und wenigen Felder fort, auf denen sein ganzes langes Leben verlaufen war. Und dann murmelte er vieles vor sich hin, worin die letzte Weisheit dieser Erde lag — denn seit er nichts mehr tun konnte, war er ein Philosoph geworden, mit dem sich jeder, der vorüberkam, ein Weilchen unterhielt. Man lächelte wohl über ihn, aber man lächelte mit Respekt.

Er erfuhr alles, was im Dorfe vorging, obgleich er sich kaum vom Flecke rührte. Nichts blieb ihm verborgen. Denn an den Sommerabenden, wenn die Sterne kamen und bläuliche Schatten über die ganze Ebene fielen, versammelten sich die Mädchen des Dorfes oft vor seiner Tür, lachten und neckten ihn, sangen Lieder zusammen, die keiner sie gelehrt hatte und die doch jede kannte, sprachen von ihren fernen Liebsten und stahlen sich wohl auch hinab zum See, um zu baden.

„Komm mit, Väterchen," schmeichelten sie und wiegten sich vor ihm.

Er aber schüttelte den Kopf und hob die welke Hand.

„Vierzig Jahre," sagte er, „sind es wohl her, daß ich nicht gebadet habe. Gott hat mich erhalten. Warum also jetzt?"

Und die freche, flinke Ludmilla lachte: „Väterchen, und wenn's wegen der Beißerchen ist! Hui, weg sind sie — auf einmal."

Der Philosoph jedoch ließ sich nicht umstimmen.

„Alles ist von Gott. Alles will leben. Was der Baum trägt, was das Vieh trägt, warum soll es der Mensch nicht tragen? Solange sie bei mir sind, werd' ich leben. Immer nur sind sie bei Gesunden. Gott wolle sie mir belassen bis zum Tode."

Und er juckte sich und sah den lachenden Dirnen nach, die im Mondschein über die Wiesen liefen und verschwanden. —

Er wohnte in dem Häuschen von Bassia Budny. Eine Bretterwand trennte den Raum, in dem er schlief, vom Ziegenstall. Miete bezahlte er nicht. Wovon auch? Das Mädchen hatte ihn aufgenommen, als ihre Mutter vor zwei Jahren gestorben war. Es war doch ein Mensch, mit dem sie reden konnte — anders als mit Valeria und Eusebia, die höchstens meckerten. Und er war doch auch ein Schutz und Wächter, wenn sie einmal fortging. Die Hütte lag allein, am Ende des Dorfes, unweit vom Walde. Der reiche Andreas Prus war happig darauf, denn es gehörte eine schöne Wiese dazu, die sich gerade in sein Land hinein erstreckte und die ihm der Abrundung wegen gut zu Passe gekommen wäre. Aber Bassia Budny hatte davon so wenig wissen wollen wie ihre Mutter. „Geld fliegt," hatte die gesagt. „Es ist weg wie die Tauben. Aber Boden bleibt. Er hat keine Beine und läuft nicht." Aehnliches meinte auch Väterchen Karbowiak.

Und Bassia Budny ernährte sich ganz gut. Milch und Käse hatte sie von den Ziegen; Brot buk sie im Backofen selber. Ein Gärtchen gab ihr Obst, Gemüse, Kartoffeln. Und was sie sonst brauchte, das fiel von der Korbflechterei ab. Immer wässerten Weidenruten im Hofe, daß sie geschmeidig blieben. Und beim Schälen und Flechten half auch der Philosoph, so gut es noch gehen wollte.

Ihm und Bogumil Prus war der Sommer lieber als der Winter. Ihm, weil er schon vom Herbst ab gar zu sehr fror; dem Bauernsohn, weil besonders im Sommer sein Weizen blühte. Denn da zum Dorfe viel mehr Wiese als Feld gehörte, da die Bewohner arm waren und die vorhandenen Hände knapp Beschäftigung fanden, so zog im Spätfrühling fast die gesamte männliche Bevölkerung, die unverheirateten Burschen voran, nach Westen. In großen Scharen wurden die „Sachsengänger" von Agenten zur Bahn geführt und nach ihrem Bestimmungsort verladen. So war es im Sommer gar still im Dorfe, und voll Sehnsucht warteten die Mädchen auf den Herbst, der die Burschen zurückbrachte. Den Beutel voll harter Taler kamen sie an. Fast eine Woche lang wurde im Krug getanzt, gefeiert und aus dem Vollen gelebt. Das war die Glanzzeit des ganzen Jahres, in der auch die meisten Hochzeiten stattfanden. Dann kam ein langer und nicht sonderlich kurzweiliger Winter, bis wieder der Auszugstermin herannahte.

Wenn so das Dorf leer war und alle andern Burschen ihr Bündel geschnürt hatten, dann hielt Bogumil Prus Erntezeit. Er räuberte wie der Wolf in unbewachten Hürden. Kein Mädchen war vor ihm sicher. Und mit der Zeit war der Ruf seiner Gefährlichkeit sein bester Verbündeter geworden. Kamen die Burschen im Herbst zurück, so hatte er in kluger Weise alles so gedreht, daß er den Kopf gerade noch aus der Schlinge ziehen konnte. Die einen band er dadurch an sich, daß er sie freihielt; die andern, daß er ihnen schmeichelte, und wer trotzdem das Maul aufriß, der bekam was drauf, daß ihm Hören und Sehen verging.

Seit er vom Militär zurück war, schien er ganz aus Rand und Band zu sein. In allen Dörfern der Umgegend gab es Dirnen, die seinetwegen verweinte Augen hatten. Er trieb es auch gar zu toll. Und immer höher schwoll der Haß gegen ihn in den Herzen. Diese hatte er belogen und verlassen, jene mußten ähnliches befürchten — die gemeinsame Not schweißte die so verschiedenen Mädchen zusammen. In ihrer Verzweiflung hatte Jadwiga Rej einst schon das Messer gegen ihn gezückt — er hatte es ihrer Hand entwunden und lachend in weitem Bogen fortgeworfen. Eine andre hatte, ihn gell beschimpfend, sein Gesicht zerkratzt, ehe sie zur Seite flog. Es war ihm, dem bärenstarken Menschen, nicht beizukommen, und so lange die Burschen im Westen waren, fühlte er sich doppelt sicher.

Und einst, als sich mehrere Dirnen vor dem Bänkchen des alten Karbowiak getroffen hatten, brach, als sein Name genannt wurde, der Haß stromgleich hervor, und sie sahen alle, daß ihre Herzen von gleichem Zorn erfüllt waren. Jede wußte andres zu erzählen, und „Väterchen", das gerade kindisch war, kicherte und murmelte Unverständliches, während Bassia Budny mit hochgezogenen Knien auf der Schwelle hockte und beiden zuhörte: dem Alten und den Mädchen.

Damals war zuerst der Gedanke durch sie alle gezogen, daß sie nur etwas ausrichten könnten, wenn sie sich zusammentäten. Wunderliche Pläne tauchten auf: vergiften wollte ihn die eine, erschießen die andre. Aber die beiden, denen sich die übrigen wie auf Verabredung fügten, schüttelten die Köpfe: so töricht dürfte man nicht sein. Quälen mußte man ihn bis zur Erschöpfung, höhnen, verspotten, peinigen. Und Josepha Hoffmann, deren Haß sich am lautesten gebärdete, schwelgte schon in dem Gedanken, während sich Barbara Paszewska still verhielt. Aber ihre Augen funkelten böse, und sie stand schweigend, groß und aufrecht unter den Mädchen, alle um einen Kopf überragend, mit dem gemmenhaft streng geschnittenen Gesicht. Als man sie fragte, sprach sie nur: „Ich werd' euch schon rufen!"

Und sie rief.

Es war Juni geworden. Die Akazien blühten, und von den voll weißer Trauben hängenden Bäumen trieb der süßliche Duft wandernden Wolken gleich dahin.

Da saß Bassia Budny vor der Tür und starrte in die Ebene hinaus — immer hinüber zu den Hürden der Prus und zu dem stattlichen Bauernhaus. Die Unterlippe versteckt, die Augen weit auf, die Hände um die Knie verschlungen — so saß sie und dachte, was nun geschehen würde.

Den Bogumil wollten sie strafen! Heute oder morgen oder übermorgen! Wann sie ihn zu fassen kriegten! Und sie sollte dabei sein.

Sie sah wieder die Barbara Paszewska, wie sie vorhin dagestanden und gesprochen hatte. Kurz, klug, den Kopf erhoben wie die gnädige Gräfin aus dem Schlosse. Eine neue Schandtat hatte der Bogumil Prus begangen. Das Maß war voll. Er hatte die Badenden erschreckt und geängstigt, und es war kein Zweifel, daß er nun, wo er sie einmal ertappt hatte, sich öfter den Spaß machen würde . . .

Er sollte es nur tun. Ein für allemal sollte ihm die Lust dazu vergehen. Mit allen hatte die Barbara schon gesprochen. Nun sprach sie mit denen, die vor der Hütte waren.

Auf ihr, der Bassia, hatten die Blicke geruht. Sollte sie es wissen? Sollte sie mit?

Aber die Paszewska hatte sie herangerufen.

„Seht sie doch an!" hatte sie gesagt. „Es wird die erste sein, an die der Bogumil sich 'ranschleicht."

Und so war sie eingeweiht worden.

Seitdem hatte sie schwere Gedanken. Sie tat nichts, sie saß nur immer da.

„Paninuchna," sagte der Philosoph, „tu den Willen Gottes. Jugend soll arbeiten, Alter denken. Das Denken ist nur gut, wenn das andre schon vorbei ist."

Aber sie hörte nicht auf den Rat. Sie erhob sich und schritt langsam den Hürden zu, als würde sie von einem Willen, der nicht der ihre war, gezogen.

Sie ging daran entlang, zerriß Gräser und Zweige, die sie achtlos brach, streckte ein Büschel abgerupftes Gras und Laub wohl auch den glänzenden Pferden zu, die ihren Kopf über den Zaun legten und nach ihr schauten.

Plötzlich stockte ihr Fuß. Sie hatte die harte Stimme gehört, die sie kannte.

Und weiter drüben sah sie den Bogumil Prus.

„Jesus Maria!" schrie sie auf. Denn zuerst glaubte sie, er fliege. Aber er raste nur auf einem jungen ungebärdigen Rappen dahin, die Ulanenmütze ins Genick geschoben, die Hände in der langen Mähne des Tieres.

Sie glaubte zu sehen, wie seine Schenkel mit eisernem Druck das scheue Pferd zwangen und regierten.

Und ein Schauer überlief sie vor seiner unbändigen Kraft, daß sie sich duckte. Den Kopf vorgestreckt, spähte sie lange hinüber.

Weshalb war sie hierher gegangen? Sie wußte es selber nicht recht. Nur, um ihm noch einmal das „Hüte dich!" zuzurufen?

Ach, er hätte wieder nur hohnlachend gefragt: „Vor wem?"

Und als sie sah, wie seine Kraft und Gewandtheit mehr und mehr den Gaul beherrschten, hätte sie selbst fast gelacht. Den wollten sie strafen, den wollten sie überwältigen?

Nein, die Warnung war nicht nötig. Das war einer, an den niemand heran konnte — der stärkste unter den Menschen!

Mit kurzem Ruck drehte sie um und schritt zurück. Immer nur sah sie das Bild vor sich: Bogumil Prus auf dem sattellosen Pferde.

Und mit leisem Schauer dachte sie an die Quelle. Er hatte sie geküßt. Auf das Hasenlippchen, das er spüren wollte. Keines, hatte er nachher gesagt, schmeckte besser.

Ihre Zunge lief spielend über die feine Scharte hinweg. Sie lächelte.

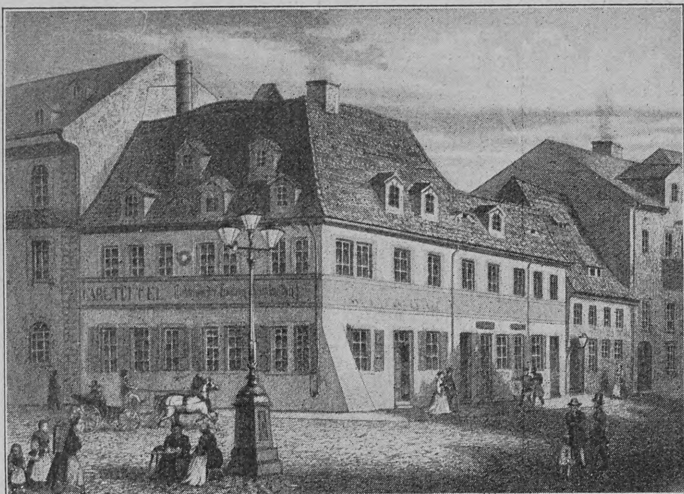
Es war mancher Tag seitdem vergangen. Was hatte er seither getan?

Und plötzlich schlug zornige Röte in ihr Gesicht. Andre geküßt, andern den Weg verstellt! Hasenlippen oder nicht, Bassia Budny oder eine andre — es war ihm gleich.

Die kleinen braunen Fäuste zuckten. Es war doch gut, daß sie ihm nicht mehr das „Hüte dich!" gesagt hatte. Er verdiente es nicht.

Und sie hatte den brennenden Wunsch, daß der Plan der Barbara Paszewska gelingen möchte.

(Fortsetzung folgt)



Robert Schumanns Geburtshaus in Zwickau

Robert Schumann

(gestorben am 29. Juli 1856)

Von

Dr. Egon von Komorzynski

Die Geschichte der deutschen Kunst hat in diesen Tagen ein Fest der Erinnerung zu feiern, das ein freudig-wehmütiges genannt werden kann. Vor fünfzig Jahren ist in Endenich bei Bonn Robert Schumann gestorben — und so freudig es ist, bei dieser Gelegenheit die Fülle des Geschaffenen zu überblicken, die dieser echte Romantiker, der wie kaum ein zweiter Leben und Kunst miteinander zu verschmelzen wußte, hinterlassen hat, so kann doch das Gedenken an seinen Tod kein andres als ein trübes sein, hat doch Schumann nach einem Dasein voll Aufregung und Anspannung, voll Mühe und Sorge aller Art als ein gebrochener Mann die Augen geschlossen, nachdem er schon einmal selbst den Tod hatte suchen wollen und sogar der Wahnsinn ihn eine Zeitlang in den Krallen gehabt hatte. Das Schicksal hat den meisten deutschen Meistern nicht gelächelt: nur wenige sahen wie Haydn oder später Wagner ganz erfüllt, was sie erträumt hatten; der große Bach erblindete, und Beethoven wurde taub; Mozart und Schubert, Weber und Lortzing wurden in der Blüte des Lebens dahingerafft — auch des Menschen Schumann Unglück könnte man es vielleicht nennen, daß er ein Künstler war. Düringers herzenstiefe Worte, Lortzings Lied sei deutsch gewesen und deutsch sein Leid, die auf so viele von unsern Musikern passen würden, sie lassen sich auch auf Schumann anwenden: denn wenn ihm auch materielle Sorgen zeit seines Lebens erspart geblieben sind, so waren doch seine seelischen Leiden, aus dem Streben nach Hohem und aus der Liebe und Treue entspringend, wahrhaft deutsch, und in seinen Werken hat deutsches Fühlen und Empfinden einen ewigen Ausdruck gefunden.

Schumanns Lebensgang überdenken heißt ein wunderliebliches Bild in einem unansehnlichen Rahmen betrachten. Nicht eine, sondern zwei Feen hatten an des am 8. Juni 1810 in Zwickau Geborenen Wiege gestanden: zwischen der Poesie und der Musik war sein Talent zu gleichen Teilen geteilt, und so steht schon die Kinder- und Jugendzeit im Zeichen einer Doppelheit, und der Jüngling kann sich nicht entschließen, welcher von den beiden Künsten er sein Leben weihen solle. Aber nach dem frühen Tod des Vaters handelt es sich nicht mehr um die Wahl zwischen Dichtkunst und Musik, sondern um die Entscheidung zwischen einem verhaßten Brotstudium und der ersehnten Hingabe an die Kunst überhaupt; die Universitätszeit in Leipzig und Heidelberg vergeht in lauter Zweifeln und Ueberlegen, bis endlich die Mutter der musikalischen Ausbildung zustimmt. Nach einer auf Selbsttäuschung beruhenden ersten Herzensneigung hält die Liebe Einzug in Schumanns Gemüt — die Liebe, die das Glück und Unglück seines Lebens werden sollte. Eine fast kindliche Freundschaft hatte ihn mit Klara Wieck, dem Töchterchen seines musikalischen Lehrmeisters Friedrich Wieck, seit langem verbunden, aber aus der Freundschaft war, ohne daß die beiden es ahnten, eine heiße Liebe geworden. Selten haben sich zwei Naturen zusammengefunden, die im Grunde ihres Wesens so gleichgestimmt waren und einander in andern Punkten so harmonisch ergänzten: Robert ein rastlos schaffender Geist, Klara eine der größten nachschaffenden Künstlerinnen, vielleicht die gefeiertste Klaviervirtuosin. Und hatte doch auch Robert Virtuose werden wollen, sowie anderseits Klara auch sich als Komponistin betätigte! 1835 hatten sich die Herzen der beiden gefunden — aber bis zur Trauung (12. September 1840) waren Jahre der Angst und Qual, des Grolls und der zehrenden Sehnsucht zu überstehen: der hartnäckige und boshafte Widerstand des alten Wieck trennte die Liebenden so streng, daß nur durch Heimlichkeit und List, durch die Hilfe mitfühlender Freunde ein brieflicher Verkehr aufrechterhalten werden konnte; erst die gerichtliche Entscheidung in einem gegen Wieck gerichteten Prozeß ermöglichte Robert und Klara die eheliche Verbindung.

Inzwischen hatte das Leben eine neue große Enttäuschung gebracht: Schumann war nach Wien gereist, um die Uebertragung seiner „Neuen Zeitschrift für Musik" dorthin durchzuführen; die Donaustadt sollte sein und Klaras Wohnsitz werden — aber infolge der trostlosen Polizeiwirtschaft war es dem Ausländer unmöglich, seinen Plan durchzusetzen. Für alle Sorge und Mühe aber kam jetzt der Lohn in dem leuchtenden Eheglück, das den



beiden erblühte. Liebe und Kunst hatten sich jetzt gefunden, in unermüdetem Schaffen vergehen die nächsten Jahre; trotz neuer kleiner äußerer Mißhelligkeiten scheint das Leben unbewölkt bleiben zu wollen. Da streckt der Dämon, der bisher listig gelauert hatte, die Krallen aus und umnachtet den Geist des armen Mannes!

Wie mit einem himmlischen Licht überglänzt die Liebe Schumanns an Arbeit und Sorgen überreiches Leben. Wie er und die Geliebte allen Hindernissen zum Trotz einander die Treue bewahren, bis die Sehnsucht ihrer Herzen endlich über Bosheit und Härte des Lebens triumphiert — das mutet an, als wäre die märchenhafte Handlung der „Zauberflöte" ins Leben getreten und als wandelten Pamina und ihr Tamino Hand in Hand durch Feuersglut und Wasserfluten dem goldig erstrahlenden Tempel zu. Die Kunst hat dieser Liebe treu zur Seite gestanden, sie tröstete die beiden und hielt sie aufrecht, bewahrte sie vor der Verzweiflung. Der Briefwechsel zwischen Robert und Klara ist wie zu Leben gewordene kristallhelle Poesie. Und wie die Kunst die Trösterin und Führerin des Liebenden gewesen ist, so hat auch anderseits die Liebe ihn seine herrlichsten Kunstwerke erschaffen lassen. „Gewiß", so schreibt er einmal, „mag von den Kämpfen, die mir Klara gekostet, manches in meiner Musik enthalten sein. Das Konzert op. 14, die Sonate op. 11, die Davidsbündlertänze, die Kreisleriana und die Novelletten hat sie beinahe allein veranlaßt." Welche Fülle von Poesie schließt die Tatsache in sich ein, daß Klara am 13. August 1837 in einem Konzert diese Sonate öffentlich spielte und Robert unter den Zuhörern war! Sie schrieb später an ihn: „Hast Du Dir nicht gedacht, daß ich das spielte, weil ich kein andres Mittel wußte, Dir mein Inneres ein wenig zu zeigen? Heimlich durft' ich es nicht, also tat ich es öffentlich. Meinst Du, mein Herz hätte nicht dabei gezittert?" Und so wie Schumann etwa 1838 in einer schönen Briefstelle von der Zukunft träumt: „Im Hause eine solche Hausfrau, am Herzen ein so geliebtes liebendes Weib, der Welt eine Künstlerin, wie sie sie nicht alle Tage bekommen und das zu schätzen wissen — ich selbst jung, im neuen fröhlichen Wirken wohl angesehen — genug zu leben — die schöne Natur — heitere Menschen — Erinnerungen — Arbeit, die uns tätig und liebend erhält — manche erfreuende und ehrende Verbindungen . . . Wer da nicht glücklich leben wollte — Dein Vater muß ja sagen, er tut eine Sünde, wenn er es verweigerte!" — so schwärmt er an andern Stellen von der Beseelung der Kunst durch seine Liebe: „Ich bin frühzeitig auf, meist vor sechs Uhr; meine schönste Stunde feiere ich da. Meine Stube wird mir zur Kapelle ordentlich, der Flügel zur Orgel, und Dein Bild, nun, das ist das Altarbild!" und: „Phantasiere ich am Klavier, so werden's Choräle, schreib' ich, so geschieht's ohne Gedanken — nur einen möchte ich mit großen Buchstaben und Akkorden hinmalen: CLARA."

Und dieser Geist der Liebe erfüllt wahrhaft alle Zweige von Schumanns künstlerischem Schaffen. Seine Liebeslieder, die von Sehnsucht und bräutlichem Glück getragenen Lieder wie „Der Nußbaum" und die Rückertschen Brautlieder, der Zyklus „Frauenliebe und Leben" — diese schönsten Beweise männlichen Verständnisses für das Gemütsleben deutscher Mädchen und Frauen — sie stehen an Wahrheit der Empfindung fast einzig da. Seine Naturempfindung wurzelt in der Liebe. Aber in der Liebe wurzeln auch die mannigfaltigen Stimmungen, die Schumann in seinen zahlreichen Phantasiestücken festzuhalten wußte. Die mitunter abgrundtiefe Geheimnisfülle einzelner Sätze der „Kreisleriana" ist nur erklärbar durch die Verknüpfung der Kunst mit dem innersten persönlichen Leben, wie sie Schumann eigen war.

Aber auch Schumanns Schriftstellerei, diese zweite nicht minder wichtige Seite seiner künstlerischen Betätigung, hat sich unter dem Einfluß der sein Herz übermächtig erfüllenden Liebe so schön und poesievoll entwickeln können! Der ganze „Davidsbund", die Personifikation seiner Doppelnatur in den Gestalten des Florestan und des schwärmerischen Eusebius — diese ganze Phantasiewelt, die sich Schumann als Grundlage seiner Schriftstellerei selbständig geschaffen hat, ist ein romantisches Produkt, beruhend auf ebenderselben Verschmelzung von Kunst und Leben. Fast ist es doch nicht zu entscheiden, wo sich Schumanns tiefstes Herz am zartesten ausgesprochen hat: in der klingenden Welt seiner Tonschöpfungen oder auf den Blättern, die er mit seinen Wortschöpfungen beschrieb. Seine Gedichte — eitel Poesie, seine Kritiken — lauteres Gold gleich seinen Briefen! Und wenn wir daher des traurigen Ausklangs von Schumanns Künstlerleben trauernd gedenken, so muß uns trotzdem der reiche Inhalt an Poesie, den sein Leben umschließt, dieses Leben lebenswert erscheinen lassen. Gelten doch wahrhaftig von Schumanns Leben die begeisterten Worte, die Hektor Berlioz, der feuerherzige französische Romantiker, einmal in seinen Memoiren ausspricht: „O ihr erhabenen Himmelsmächte Liebe und Musik, die ihr beide die Menschenseele dem Unerforschlichen, dem Ewigen näher bringt; wer von euch beschwingt wohl zum höchsten Aufflug? Fast möchte ich dich, geliebte Tonkunst, für die mächtigere ansehen, denn du vermagst auch die Liebe zu schildern, während Liebe an sich keine Vorstellung von dem Zauber der Musik verleihen kann. Aber endlich wäre die Musik ohne die Liebe doch auch bloß ein tönendes Erz oder eine klingende Schelle. Gemeinsam bildet ihr das schwellende, rauschende Flügelpaar, das den Sterblichen weit über alle Enge und Kleinheit des Lebens emporträgt in das Gnadenreich der Verklärung!"



Die letzten Tage des Erasmus von Rotterdam. Nach einem Gemälde von Felix Cogen



Wohnhaus des Malers J. F. Millet

Barbizon

Eine französische Malerkolonie

Von

Detta Zilcken

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Man könnte ungefähr sagen: was Dachau für die Münchner Landschaftsmaler, ist Barbizon für die Pariser. Aber die Künstlertraditionen von Barbizon sind älter, sie reichen bis in das erste Viertel des vorigen Jahrhunderts zurück. Die Namen Corot, Aligny, Le Dieu bilden ihren Anfang, Millet, Rousseau, Diaz, Barye ihren Höhepunkt, der etwa in die Jahre 1850 bis 1875 fällt. Es gibt auch noch andre Malerkolonien am Walde von Fontainebleau. Da ist Thomery, wo Rosa Bonheur geschaffen; Moret, wo der Impressionist Sisley gelebt; Marlotte und Marligny; Chailly, das eng mit dem Ruhm von Barbizon verknüpft ist. Doch sie alle sind draußen kaum bekannt. Aber Barbizon ist klassisch geworden. Sein Name, der Name der „Schule von Barbizon", bedeutet ein Stück französischer Kunstgeschichte, und zwar das Stück, das, außer der Gotik vielleicht, unserm germanischen Empfinden am nächsten liegt. Claude Lorrain, Poussin, Watteau, wir mögen sie bewundern, aber wir werden immer das Fremde, die Rassenverschiedenheit bei ihnen fühlen, und sie werden uns im letzten Grunde kalt lassen. Aber die Barbizoner geben Innigkeit, sie geben Gemüt. Sie predigen — in Millet — die Heiligkeit der Arbeit. Und das ist germanisch.

Barbizon bot durch seine Lage den Malern zwei große Motive: die Ebene und den Wald. Auf der Grenze zwischen beiden liegt das Dorf, mit seinen letzten Häusern sich schon zwischen hohen Buchen verlaufend, mit seiner Front über die weite, weite Fläche blickend, die mit Wiesen und Feldern sich bis zum Horizont dehnt, wo nur der Sämann, der auf seinem Acker schreitet, der Pflüger, der einsam hinter seinem Gaule hergeht, die große Einförmigkeit unterbricht und wo der Hirt mit seiner Herde wie eine scharfe Silhouette vor dem Gold des Abendhimmels steht. Das war es, was den größten der Barbizoner, Millet, anzog, denn hier fand der normannische Bauernsohn wieder, was seine den unabsehbar weiten des flachen Landes, die Kindheit ausgefüllt hatte: Himmel, die feinen Reize in ihrer Schlichtheit unendlich rührender, unendlich zarter sind als die des Gebirges. Vor allem aber fand er hier den Bauer, der im Schweiße des Angesichtes sein Brot verdient, und er ward ihm ein Symbol, eine mächtige Verkörperung menschlichen Ringens.

Auf der andern Seite von Barbizon liegt der Wald. Dahin ging der zweite Barbizoner, Théodore Rousseau, und malte die alten Rieseneichen, die stillen Mare, die wie feucht schimmernde Augen in das Grün gebettet sind, die wunderlichen Felsblöcke, zwischen denen verkrüppelte Kiefern und dünne Birkenstämmchen stehen, und die großartige Einöde der Schlucht von Apremont, eines jener seltsamen Felsenmeere, die eine Eigentümlichkeit des Waldes von Fontainebleau sind. Das alles fand Rousseau in der nächsten Nähe seiner dörflichen Wohnstätte. Er brauchte nur die lange Dorfstraße bis ans Ende zu gehen, und er hatte, was er suchte. Alle die Punkte, die heute das Ziel der Sommerfrischler von Fontainebleau und Barbizon bilden, den Hügel des Jean de Paris, die Lisiere des Mont Girard, den Laubwald des vieux dormoir, finden wir auf seinen Bildern.

Barbizon sieht heute ein wenig anders aus als zur Zeit, da die Maler es entdeckten. Damals bestand es nur aus kleinen, armen, grauen Häuschen und war wohl ähnlich, wie heute noch das Nachbardorf Chailly aussieht, dessen charakteristischen, viereckigen, kurzen Kirchturm wir von den Bildern der Barbizoner kennen und auf dessen Kirchhof Rousseau und Millet auch begraben liegen. Rousseau ruht da unter Buchen und Birken; ein großer Felsblock ist auf sein Grab gewälzt. Ueber Millets flaches Grab aber fährt der Wind hin, wenn er über die Ebene bläst, denn der kleine Kirchhof liegt mitten im Felde, mitten in der Ebene von Barbizon.

Aber dieses ist inzwischen vornehmer geworden als der Nachbarort. Damals, als Millet und Rousseau hierher kamen, hatte ein Schneider namens Ganne in einem der grauen Häuschen von Barbizon die erste Wirtschaft aufgetan, und da fanden sich die Maler zusammen. Heute ist das Dorf eine fast vornehme Sommerfrische geworden, und wenn auch die kleinen Hotels sich lieblich anspruchslos in die Umgebung einfügen — wir finden doch städtischen Komfort und städtische Preise, und für die zwei Franken, für die eine gute Witwe dem Maler Rousseau einen vollen Tag Wohnung, Nahrung, Licht und Heizung gab, bekommt man heute nicht einmal mehr ein Dejeuner.



La Chapelle, frühere Wohnung von Théodore Rousseau

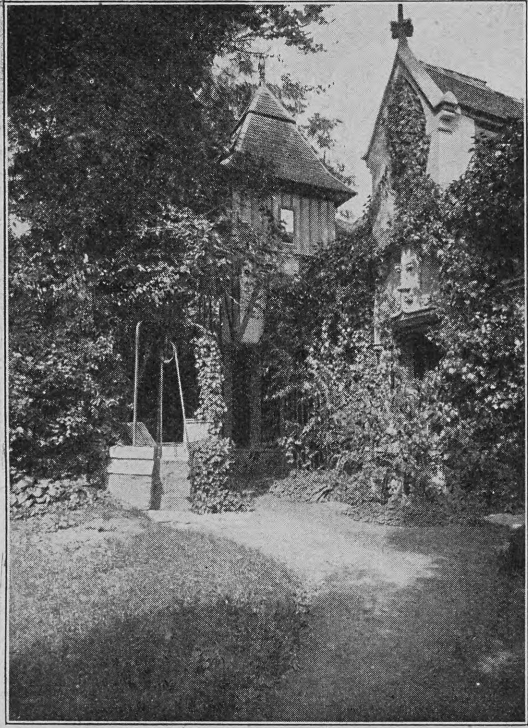
Doch die alten Erinnerungen werden gepflegt, das ganze Dorf ist voll davon, und alles Neue, das entsteht, entsteht in dem alten Geist. Das, dazu seine natürlichen Reize, macht den Ort so warm, so eingesponnen in Poesie und in eine Stimmung, in der alles mit der Heiterkeit eines lieblichen Künstlertraums uns umfängt. Man geht an den ganz in Grün versteckten Besitzungen vorüber und liest die Schilder an den Gartenpforten: Les Tilleules, Les Lilas, Les Marguerites, La Belle Idée, L'Angélus, Villa des Artistes. Und diese süß klingenden Namen sind unsre Führer in dem Idyll, das sich vor uns auftut. Da umspinnen das eine Haus blaßblaue Glyzinien, da träumt ein andres in einem verwilderten Garten, hier schwingen sich Flieder und Goldregen über eine Mauer, und immer und überall schlingt sich um Häuser und Mauern und Bäume alter Efeu in dichten Büscheln. Die ehemalige Wohnung von Th. Rousseau ist ganz versunken darin; nur das breite Atelierfenster ist frei geblieben. Wir stehen bewegt vor dem kleinen, bescheidenen Haus, in dem der Meister dreißig Jahre, seine besten Schaffensjahre, verbracht und in dem er an Samstagabenden seine Freunde zu versammeln pflegte, nicht nur die Barbizoner, Millet, Diaz, Barye, Daumier, sondern auch Künstler aus Paris. Und wir denken auch an das letzte trübe Stück Leben, das eben dieses selbe kleine Haus gesehen: die Frau, von der er sich nicht trennen konnte, eine Wahnsinnige, die lachend, singend und tanzend umherlief, und der Künstler selbst an einer Gehirnerweichung dahinsiechend. Sein Haus aber vermachte Rousseau der



Im Wald von Fontainebleau

Gemeinde. Die baute ein Türmchen daran und eine Vorhalle und machte eine Kapelle daraus, die, allerliebst wie ein Märchen, in dem Garten steht, in dem wild Goldlack und Vergißmeinnicht wuchern.

Ein paar Schritte weiter, und wir gelangen zu dem ehemaligen Wohnhause von Jean François Millet. Auch dieses war wahrlich ein bescheidenes Künstlerheim, besonders wenn man bedenkt, daß Millet einen reichen Kindersegen darin unterzubringen hatte. Aber es sieht freundlich und traulich aus mit seinen maiglöckchengrünen Fensterläden und den weißrot karierten Vorhängen hinter den kleinen Scheiben. Im Garten, einer malerischen, üppigen Wildnis, steht noch der knorrige Apfelbaum, den Millet liebte, und ein Steinsitz ist darunter, auf dem der Künstler, arbeitend oder ruhend, oft gesessen. Man ist sehr konservativ in Barbizon. Das Haus gehört noch heute demselben Besitzer, von dem der Künstler es für 160 Franken jährlich gemietet hatte, und in frommer Pietät ist wenigstens das Atelier im alten Zustande erhalten geblieben. Ueppig wie die Ateliers der Modekünstler ist diese Arbeitsstätte nicht, und doch hatte Millet erst 1854, sechs Jahre nachdem er sich in Barbizon niedergelassen, es zu dieser bescheidenen Werkstatt gebracht, während er bis dahin sich mit einer noch viel dürftigeren beholfen. Ein Tisch, einige Stühle und Staffeleien, Pinsel, Paletten und Zeichenmaterial bilden die hauptsächlichste Ausstattung. Auf einem Sims stehen ein paar Gipsabgüsse nach der Renaissance und der Antike, ein Spinnrad mag ihm bei seinen Interieurs zuweilen als Modell gedient haben, und an der Wand hängt ein Kleid seiner Mutter, das alte, verschlissene Arbeitsgewand einer armen normännischen Bäuerin. Das Wertvollste sind die Zeichnungen und Radierungen Milletscher Werke, die zeigen, was für große Schöpfungen aus diesem Raume hervorgegangen sind, die „Aehrenleserinnen" und der „Frühling", die zu den Perlen des Louvre gehören, der „Angelus", der von manchen gar als das ergreifendste und bedeutendste Gemälde des neunzehnten Jahrhunderts gepriesen worden ist, die „Kartoffelleger", der „Kornschwinger", die „Schafhirtin", der „Sämann" und noch viele andre, alle diese typischen Bauerngestalten, die so mit der sie umgebenden Landschaft verwachsen scheinen, daß sie gar nicht anders als in ebendieser Landschaft gedacht werden können.



Hof des Hauses von Diaz

Und wieder kommen wir an ein Haus, an dem eine Inschrift sagt: „Hier wohnte Diaz de la Pena." Diaz, der Lyriker unter den Barbizoner Waldmalern, einer der allerersten, der — 1844 schon — Millets Talent anerkannte, und derjenige auch, der den so schlecht in die Pariser Atmosphäre passenden Freund zu sich nach Barbizon zog. Das Haus Diaz ist erst recht ein Gedicht, ein wenig reicher, ein wenig kapriziöser als die andern Künstlerheime, mit gotischen Sandsteinornamenten und Butzenscheiben, aber ganz versteckt hinter Mauern und Grün, als ob es sich scheue, ein stilles Glück an den lauten Tag hinauszugeben. Und schließlich finden wir noch das ehemalige Wohnhaus des Tierbildners Barye, dessen Werken wir zu Paris im Louvre und im Tuileriengarten begegnet sind und der, obwohl in seinem Schaffen nicht zu der Gruppe der Barbizoner gehörend, doch durch Freundschaft auf das engste mit ihnen verbunden war. Von Corot jedoch, dem ältesten dieses Kreises, hat sich in Barbizon keine Spur mehr erhalten.

Am Eingang des Waldes deutet ein Doppelbildnis Millet-Rousseaus, in einen Felsen eingelassen, noch einmal auf die großen Künstler des kleinen Dorfes. Das von Chapu geschaffene Bronzerelief ist gewiß ein gutes Werk, und doch will uns diese Ehrung fast kleinlich erscheinen angesichts einer Stätte, an der Feld und Wald und Bäume und Menschen so laut von dem Ruhme derer reden, für die diese Landschaft der Inhalt ihrer großen Kunst geworden ist.



Wohnhaus des Bildhauers Barye

Die letzten Tage des Erasmus von Rotterdam

(Zu dem Gemälde von Felix Cogen auf Seite 1043)

Basel war ein besonderer Lieblingsort des großen Humanisten, dem wir die Neubelebung der klassischen Studien in Deutschland zum größten Teil verdanken. Als aber 1529 auch in Basel die Reformation ihren Einzug hielt, wich der allen Neuerungen abholde Gelehrte, der in dem ganzen Kirchenstreit keine sehr rühmliche Rolle gespielt, diesen Umwälzungen aus und zog sich nach dem nahen Freiburg, einer Hochburg des Katholizismus, zurück, konnte sich aber dort gar nicht einleben. Gern folgte er daher einer Einladung der Statthalterin der Niederlande, und auf der Reise nach seiner neuen Heimat zog er zum letztenmal in sein geliebtes Basel ein. Er wollte seine Freunde noch einmal sehen und den Druck seiner „Ecclesiastes" (die erste nach festem Plane ausgeführte Homiletik) beschleunigen. Er kam dort im August an und wurde mit großer Begeisterung aufgenommen. Da ihm sein Zustand die Fortsetzung der Reise nicht gestattete, beschloß er, einige Tage in Basel zu verweilen, wo er bei seinem Drucker, dem bekannten Froben in der Baumgasse, gastfreundliche Aufnahme fand. Aber seiner Reise wie seinem Leben war hier ein Ziel gesetzt. Trotz der Gicht, die ihn zwang, den ganzen Winter im Bett zu verweilen, arbeitete er ununterbrochen, und als die Fieber ihn gänzlich verzehrt hatten, verschied er in der Nacht vom 11. zum 12. Juli 1536 mit dem Mute des Philosophen und der Hoffnung auf ein künftiges Leben inmitten seiner Freunde. Die große Mehrzahl der Persönlichkeiten, die das Gemälde zur Darstellung bringt, sind Porträte, die nach den Bildern in den Museen zu Basel und Zürich gemalt und von denen einige nach den bekannten Bildnissen von Holbein ausgeführt wurden.



Relief von Millet und Rousseau

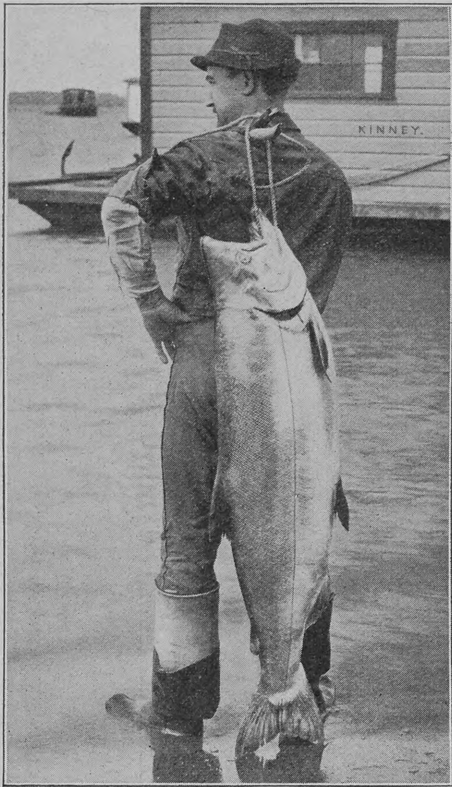


Die Ebene bei Barbizon, wo Millet die Motive zu seinen Bildern fand



Heliogravüre im Verlag der Tessarotypie-A.-G., Berlin

Fähre bei Dausenau an der Lahn. Nach einem Gemälde von Hermann Schnee



Ein Riesenlachs

Lachsfang und Lachsindustrie an der pazifischen Küste

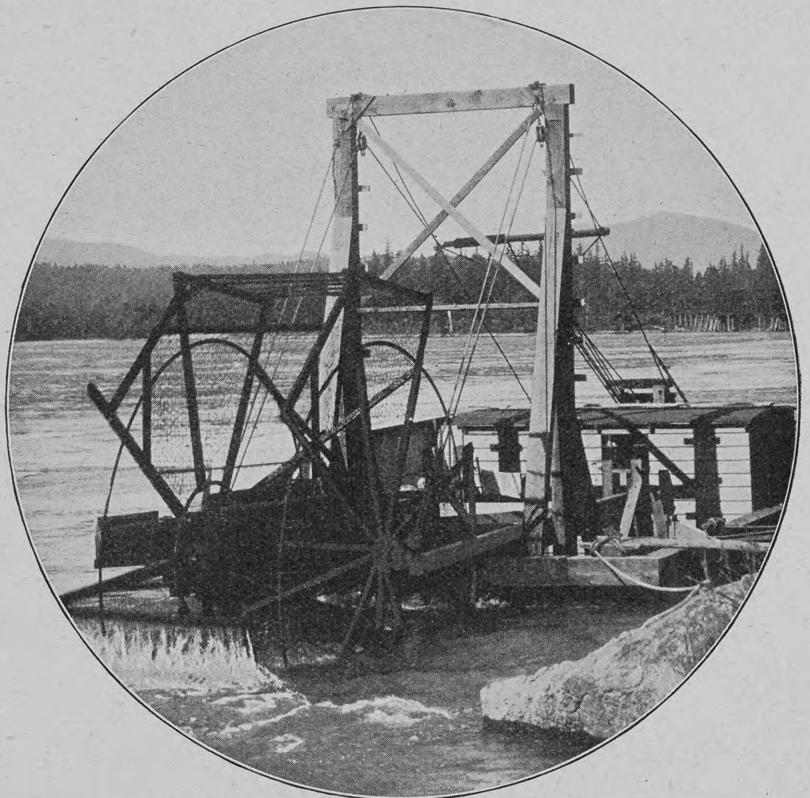
Von

Max Peregrinus

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Kein Zweig der gewerblichen Tätigkeit hat im ganzen eine geringere und langsamere Entwicklung aufzuweisen als die Fischerei. Das Fangen der Fische und die künstliche Erhaltung des gewonnenen Fischfleisches, das alles geschieht jetzt in fast der gleichen Weise wie vor Hunderten und Tausenden von Jahren; Angel und Netz treten heute noch in Tätigkeit wie zur Zeit der beginnenden Zivilisation, und auch über die bei der leichten Verweslichkeit des Fischfleisches so wichtigen Erhaltungsmethoden durch das primitive Austrocknen, Räuchern und Einsalzen ist man im wesentlichen nicht hinausgediehen. Von allen Landstrichen der Erde bildet in dieser Hinsicht nur ein einziger eine Ausnahme, die pazifische Küste in ihrer Ausdehnung von Alaska bis Kalifornien. Hier, aber auch nur hier, hat man wenigstens den Versuch gemacht, die Vervollkommnung der modernen Technik auf die Fischerei und die ihr verwandten Gewerbe zu übertragen, und wenn trotz der Organisation regulärer Fischerflottillen, der Herstellung automatischer Fischfallen und mancher andrer mechanischer Vorrichtungen das Gebiet des Fischfangs nur mäßig von dem Fortschritte der Zeit berührt worden ist, sind auf dem der Erhaltung und Versendung der Fischereiprodukte um so glänzendere Ergebnisse zu verzeichnen. Die Konservenfabriken, wie sie an der pazifischen Küste fast allerwärts, besonders aber in der Nähe der Mündung des Fraser-Flusses in Britisch-Kolumbien bestehen, sind wahre Sehenswürdigkeiten, die während der Monate Juli und August, das heißt zur Hochsaison des Lachsfangs, kein Besucher der kanadischen Pazifikküste aufzusuchen verabsäumen sollte, zumal von Vancouver aus mit dem Dampfer unschwer ein Abstecher dorthin zu machen ist. Gegen vierzig dieser Fabriken, „Canneries“, wie sie an Ort und Stelle genannt werden, liegen auf ziemlich engem Raum beieinander, und jede bietet während der genannten Zeit Gelegenheit, sich davon zu überzeugen, wie ungemein geschickt und zweckmäßig in ihnen das Ergebnis des Fischfangs von seiner Einlieferung als Rohmaterial an bis zur Herstellung der zum Versand und Gebrauch fertigen Konserven behandelt wird.

Die blühende Industrie, die hier geschaffen worden ist, beruht indes nicht allein auf dem gewerblichen Scharfblick und der zähen Energie der Landesbewohner, so hervorragend diese dabei auch in Tätigkeit getreten sind, denn den Urgrund zu ihr hat die Natur in dem ganz ungewöhnlichen Fischreichtum des in Betracht kommenden Küstengebiets und in den besonderen Lebensgewohnheiten der sich zum Fang darbietenden Fische geliefert. Unter letzteren spielt die führende, ja man kann wohl sagen die fast ausschließlich herrschende Rolle der Lachs oder Salm. Um Mißverständnissen vorzubeugen oder doch vielfach bestehende irrtümliche Vorstellungen zu berichtigen, muß festgestellt werden, daß es sich hier nicht um den Edelfisch handelt, wie er uns bei uns in dem Rhein-, Weser- und Elblachs begegnet, wohl aber um einen nahen Verwandten desselben, der ihm, allerdings kleiner von Gestalt, in seinen wesentlichsten Vorzügen und vor allem seinem nahrhaften und wohlschmeckenden Fleische nur wenig nachsteht. Die hier in Betracht kommende Fischart gehört zu einer besonderen Gattung der Familie der Salmoniden, der der Coregonen oder Renken, zu der u. a. auch die Felchen der Schweizerseen zählen Sie wird hauptsächlich durch eine Spezies repräsentiert, die den wissenschaftlichen Namen Oncorhynchus Nerka führt und mehr oder minder mit dem für die sibirische Fischerei so wesentlich in Betracht kommenden „Sjeld“ (Coregonus Merkii) identisch sein dürfte. Wie alle Lachsarten hat auch dieser, im Handel unter dem Namen „Sokeye“ oder Blaurückenlachs gehende Fisch die Gewohnheit, zu einer bestimmten Jahreszeit sein heimisches Element, den Meeresgrund, zu verlassen, um nach kurzem Aufenthalte in dem Küstengebiete in geschlossenen Scharen in dem Süßwasser der einmündenden Flüsse aufzusteigen und in. ihnen in beträchtlicher Entfernung von dem Küstengebiete zu laichen. Wie alle Lachse legt er diese Wanderungen, die sich auf eine Ausdehnung von mehreren Tausenden von Kilometern erstrecken können, einzig und allein der Fortpflanzung, nicht aber der besseren Ernährung wegen zurück. In der Vollkraft seiner Gesundheit steht er beim Antritt seines Wanderzuges. Obwohl er sich unterwegs nicht vollständig der Nahrung enthält, erliegt er doch mehr als andre Lachsarten infolge des Laichens dem Mangel und der Entkräftung, so daß bei ihm häufiger als bei seinen Gattungsverwandten der Fall eintritt, daß mit der Sorge für seine Fortpflanzung auch sein Lebensziel erreicht ist und nur seine Brut, nicht aber er selbst die Rückwanderung nach der alten Heimstätte auf dem Meeresgrunde antritt.



Automatische Fischfalle, von der Strömung in Bewegung gesetzt

Das günstigste Fangobjekt ist demnach der Fisch kurz nach dem Antritt seines Wanderzugs, das heißt, wenn er das Küstengebiet verlassen hat und in den Bereich des Süßwassers eingetreten ist. So sieht man denn auch um diese Zeit, das heißt vom Juni jedes Jahres an, den Fraser-Fluß in seinem unteren Laufe von ganzen Fischerflottillen bedeckt. In Tausenden von Booten, die in der Regel von je zwei Mann besetzt sind, liegt man dem Fange mit Netzen ob, und möglichst rasch liefert man Ladung auf Ladung an die Fabriken ab, um von neuem wieder mit dem Fang beginnen zu können. Die mit dem Fang beschäftigten Personen sind meistens Indianer, Chinesen oder Japaner; nur selten findet sich ein Vertreter der weißen Rasse unter ihnen.

Das Leben und Treiben in den Fabriken macht einen eigenartigen Eindruck, doch verlohnt es sich, ihm einen Augenblick zuzusehen. Allerdings muß man dabei seinen Geruchs- und Gehörnerven einen gewissen Zwang auferlegen. Hoch schichtet sich an den Abnahmestellen die glitzernde Masse der Fische an; dann wandern sie auf Bänke und in die Hände von Indianerinnen, die — es ist kein anmutender Anblick, denn sie sind meist alt und häßlich — sich dem Geschäft des Ausnehmens widmen. Die weitere Arbeit wird fast ausschließlich von Chinesen besorgt, die mit einer ganz merkwürdigen Sicherheit und Geschicklichkeit in jede der bereitstehenden Blechbüchsen je ein Brust- und Schwanzstück packen, so daß in dieser Hinsicht kaum ein Konsument sich über Parteilichkeit wird beklagen können. Darauf

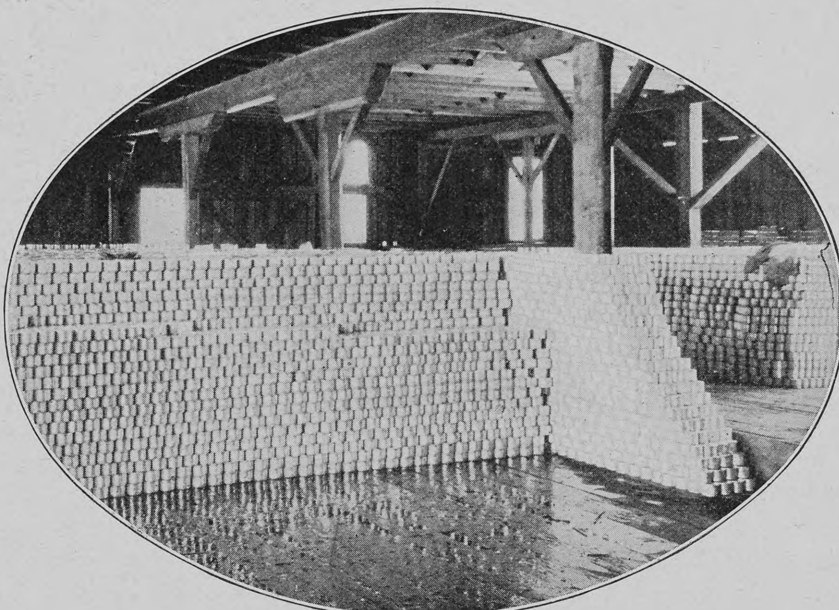


Eine Bootsladung gefangener Lachse



Flotte der Fischerboote auf dem Fraser-Flusse

folgt die wichtigste und wesentlichste Arbeit, das Verlöten der Büchsen, die, sobald dieses besorgt ist, in einen riesigen Kessel voll kochenden Wassers eingelegt und nach dem Herausnehmen nochmals auf ihre absolute Dichtigkeit untersucht werden. Zu diesem Zwecke bearbeiten Chinesen die herausgenommenen Büchsen mit kleinen Trommelschlägern und veranstalten dabei ein Konzert, bei dem es einem angst und bange um sein Trommelfell werden kann. Dringt aus einer Büchse auch nur der geringste Wasserstrahl, so wandert sie, nachdem sie aufs neue verlötet worden ist, nochmals in den Kessel. Die für tadellos befundenen Büchsen kommen in einen Kühlraum, werden je nach dem Lande, für das sie bestimmt sind, mehr oder minder geschmackvoll etikettiert und dann zu je 48 Stück in Kisten verpackt. Der Lachs, der zur Annahmestelle der Fabrik gelangt ist, befindet sich nach etwa zwei Stunden in der Büchse, hat seine Etikette erhalten und ist zum Konsum in Konservegestalt fertig. Die Beschäftigung in den Fabriken richtet sich natürlich je nach der Stärke der Wanderzüge des Lachses; es gibt reiche, aber auch recht mäßige Jahre; manchmal wurden in einer Arbeitsperiode 1 Million Kisten verpackt, manchmal aber auch nicht die Hälfte. So gelangten zur Verpackung im Jahre 1900: 585 413 Kisten, 1901: 1 247 212 Kisten und 1902: 625 982 Kisten.



Fertig zum Versand

Der Anlagepreis für das Rohmaterial wechselt selbstredend je nach dem Vorkommen des Fisches, doch stellt er sich im Durchschnitt auf 20—25 Cents per Stück (7—9 Pfund); er ist schon auf 10 Cents heruntergegangen, aber auch schon auf 40 Cents gestiegen. Sobald der Zug der Fische vorüber ist, stellen die Fabriken ihre Tätigkeit ein, um sie erst in der nächsten Saison wieder aufzunehmen.

Das Fleisch des Sokeyelachses ist etwas weichlicher und etwas rosafarbiger als das des Lachses im Osten Kanadas und namentlich in der Provinz Quebek; dem unsers Rhein- und Elblachses kann es an Qualität natürlich nicht gleichkommen, doch ist es wohlschmeckend; wenn man freilich in den Hotels und Restaurants, in den Speisewagen der Eisenbahnen und auf den Dampfern täglich womöglich dreimal, und sei es auch in noch so verschiedener Gestalt, „Sokeye“ vorgesetzt bekommt, verliert diese Delikatesse natürlich das, was sie sonst an Reiz besitzt.

Hauptzentren des Lachsfanges sind an der pazifischen Küste außer dem Fraser-Fluß noch der Kolumbia-Strom, der Pugetsund (in Britisch-Kolumbien), Alaska, die Küsten von Oregon und Kalifornien sowie die kalifornischen Flüsse. Etwa vier Fünftel des Fanges entfallen auf amerikanische Gewässer, das übrige auf kanadische.



Ein guter Fang (die Netze werden mit Pferden ans Land gezogen)

Die Patronesse

Novellette

von

Emma Haushofer-Merk

„Die Prinzessin ist eben vorgefahren!“

Die Nachricht wirkte wie elektrisierend auf die Damen, die als „Patronessen“ des Basars sich gewissermaßen als Festgeberinnen betrachten durften, denen nun durch den Besuch der hohen Frau eine große Ehrung widerfuhr.

Alle blickten gespannt auf den Saaleingang, an dem die Gräfin Drontheim, an der Spitze des engeren Komitees, die Königliche Hoheit empfangen sollte; alle lächelten zerstreut über die bürgerlichen Kundinnen hinweg, die sich eben vor den Verkaufsbuden befanden; alle fühlten, daß der Höhepunkt der Veranstaltung gekommen war, der sie für alle Mühe und Opfer durch eine huldreiche Ansprache belohnen sollte.

Am aufgeregtesten war die kleine Frau Kommerzienrat Menns, die mit ihrer hübschen Tochter Süßigkeiten verkaufte, die selbst köstliche Törtchen und duftende Kuchen gebacken, die feinsten Brötchen geliefert und aus dem Weinkeller ihres Gatten ein paar Dutzend Flaschen Sekt gestiftet hatte.

Es war der Traum ihres Lebens, einmal der Prinzessin vorgestellt, einer Ansprache aus so erlauchtem Munde gewürdigt zu werden.

Heiße Flecke brannten auf ihren Wangen, ihre Augen flackerten unruhig; sie spielte nervös mit ihrem feinen Spitzentaschentuche, zupfte dann noch rasch die Schleifen an ihrer Taille zurecht, auf denen große Brillanten blitzten, strich über die Falten ihres schweren Seidengewandes.

„Sieh mal rasch her, Aennie. So ist es doch recht?“ flüsterte sie aufgeregt und probierte hinter dem Orangenbäumchen, das die Bude schmückte, schnell nochmals das Hofkompliment, wobei sie sich so tief zur Erde beugte, daß es den Anschein hatte, als wollte die kleine Frau ganz in dem grauen Atlas ihrer Schlepprobe versinken.

„Gewiß, Mama! Sehr schön!“ sagte Aennie lächelnd. Ihre strahlenden jungen Augen waren auch zerstreut, aber sie hefteten sich nicht auf den Saaleingang, sondern suchten in der dunkeln Insel, welche die schwarzen Röcke der Herren zwischen den hellen Damenerscheinungen bildeten, nach einem fröhlichen jungen Gesicht, das immerfort zu der Konditorei herüberschaute. Telegraphie ohne Draht! Ohne daß die Mama es ahnte, tauschten über die schwirrende, bewegte Menge hinweg zwei junge, verliebte Menschenkinder ihre sehnsüchtigen Grüße aus.

Ein allgemeines Verbeugen, Schleppenrauschen, Knicksen zeigte an, daß der hohe Gast den Saal betreten hatte.

Nun litt es Frau Kommerzienrat Menns nicht mehr im Hintergrunde. Wie eine glitzernde graue Motte, die dem Lichte zustrebt, zog es sie der hohen vornehmen Erscheinung nach, die nun langsam, freundlich nach allen Seiten grüßend, auf die Verkaufsbuden zutrat, während ein Kranz von Patronessen gleich einem lichtbestrahlten Halbmond der fürstlichen Sonne folgte.

Aber ach, wie sich Frau Menns auch in die Nähe drängte, wie ehrfürchtig sie auch immer wieder ihr Hofbuckelchen machte, der ersehnte Blick blieb nicht auf ihr haften.

Die Prinzessin wendete sich mit liebenswürdigen Worten an die Damen, die sie kannte, die ihr bei ähnlichen Gelegenheiten schon vorgestellt worden, und so mußte Frau Menns mit eifersüchtigem Neid zusehen, wie Frau Kommerzienrat Wagner, „die gewiß nicht mehr war als sie“, die Ehre zuteil wurde, der Königlichen Hoheit ein Glas Sekt zu überreichen.

Wenn die Prinzessin gewußt hätte, daß sie mit einem Worte eine Glückliche machen konnte, so würde sie in ihrer Gutherzigkeit gewiß nicht gezögert haben, sich die kleine Frau vorstellen zu lassen. Aber der sehnsüchtige Blick, das flehende Verlangen auf dem vor Erregung glühenden Gesicht entgingen ihr.

Dagegen sah ein andrer, der junge Maler Steinhofer, der Frau Menns — noch mehr deren Tochter — aufmerksam beobachtete, daß die Mama vollständig im Bann des feierlichen Augenblicks war und ihre sonst so streng behütete Aennie aus den Augen ließ.

Um so freudiger eilte er auf die Konditorei zu. Die Augensprache war zwar recht hübsch, aber er hatte doch längst den heißen Wunsch nach der holden Nähe.

„Ganz allein, gnädiges Fräulein? Das ist ja herrlich!“ flüsterte er mit einem leidenschaftlichen Blick und einem innigen Händedruck.

„Mama steht in der Nähe der Prinzessin!“ berichtete sie, warm zu ihm aufsehend.

„O, ich weiß. Ich habe den Moment erhascht. Ihre Mama ist mir ja leider nicht sehr gewogen,“ fügte er mit einem Seufzer hinzu. „Auf dem letzten Ball nach dem unvergeßlichen Walzer mit Ihnen mußten Sie so rasch fort, und ich hätte Ihnen noch so viel, so unendlich viel zu sagen gehabt.“

Sie blickte während seines zärtlichen Flüsterns verwirrt auf die Schokoladeplätzchen und Biskuitschnitten herab, die vor ihr standen.

„Ach Gott! Mama hat nun mal den Ehrgeiz, ich sollte Baronin oder gar Gräfin werden!“ lachte sie dann übermütig.

„Ein solcher Titel muß auch etwas ungemein Verlockendes haben! Dagegen kann ein bescheidener Maler freilich nicht aufkommen!“ murmelte er bitter.

„Meinen Sie? O, ich hätte nicht die geringste Lust, mich in eine Gesellschaft einzudrängen, in der ich doch nur eine Geduldete wäre!“

„Also Ihr Ehrgeiz fliegt nicht über die bürgerlichen Kreise hinaus, Fräulein Aennie?“ fragte er bewegt, bittend.

Ihre Blicke tauchten wieder ineinander.

„Kann man denn überhaupt wählen, was man für seine Zukunft will und wünscht?“ erwiderte sie leise. „Das läßt sich doch nicht so einfach bestimmen und berechnen wie etwa die Richtung einer Reise. Wenn die Liebe kommt, dann ist es wie ein Wunder, und dann muß man ihr eben folgen, wohin sie uns führen mag.“

Er hatte wohl Grund, aus diesen Worten ein liebes Bekenntnis herauszuhören. Schon bei dem letzten Walzer, den sie zusammen getanzt, hatte er ihr eine leidenschaftliche Frage in das Ohr geraunt.

Nun zog er mit mühsam beherrschtem Jubel die feine Mädchenhand an seine Lippen.

„Nicht wahr, Aennie, das Wunder ist geschehen, die Liebe ist gekommen für uns beide. Nun wollen wir uns von ihr führen lassen, wohin sie will.“

Ihre Augen nickten ein „Ja“; aber sie schaute sich doch ängstlich um, ob sie wirklich unter all den Menschen unbeachtet und ungestört in die süßeste Vertraulichkeit hineingeraten war, und seufzte nur besorgt:

„Ach, ich! Ich habe ja keinen freien Willen mehr! Ich will, was Sie wollen! Aber die Mama! O, die Mama! Papa läßt sich sehr von ihr beherrschen. Wenn sie ihre Einwilligung versagt, dann gibt es schwere, schwere Kämpfe!“

Er hielt heimlich hinter dem Orangenbäumchen ihre Hand in der seinen, und sie schaute spähend hinaus, ob die gefürchtete kleine Frau nicht heranrauschte, um ihnen das erhaschte Glück dieser Stunde zu stören.

Aber Frau Menns folgte noch immer der magnetischen Anziehungskraft, versank in einen tiefen Knicks, so oft sie in den Augenwinkel der Hoheit geriet, und blieb unbeachtet.

„O, wenn die Prinzessin nur meine Mama ansprechen würde! Darauf hatte sie sich doch so gefreut. Sie wäre doch wegen ihrer Verwandten in der Provinz so selig, wenn sie ihnen das schreiben könnte! Ich glaube, das würde ihre Stimmung unendlich heben.“

„Sie meinen wirklich, daß sich auf die Wirkung eines solchen Moments bauen ließe! Dann — ja dann soll eine große Keckheit helfen! Gib mir noch einmal deine Hand, Aennie! Auf dich darf ich mich ja verlassen, nicht wahr, wie es auch ausgehen mag! Du hast doch Mut für unser Glück! — So! Nun stelle i ch mich einmal der Prinzessin in den Weg! Paß auf!“

„Aber um Gottes willen, was tun Sie! Was wollen Sie?“ rief Aennie erschrocken. Aber er warf ihr nur noch einen zärtlichen Blick zu und schritt dann durch den Saal auf die Kunstbude zu, vor der die Prinzessin im Kreise verschiedener Herren und Damen stand und sich die ausgestellten Bildchen besah.

Eben schlich Frau Menns betrübt, enttäuscht, hoffnungslos in ihre Konditorei zurück. Auch die Konfitüren hatte die Prinzessin von einer andern Patronesse entgegengenommen. Ihren Sekt, ihren Kuchen! Sie aber war unerwähnt geblieben, vergessen.

Sie stand dann mit einer sauern Miene, die ihre Tochter sehr beunruhigte, neben ihren Süßigkeiten und spähte voll Gram und Neid auf die Bevorzugten, die sich in der Nähe der hohen Frau halten durften.

Aber was war das? Der Maler, dieser junge Mensch, der so häufig mit ihrer Tochter tanzte, dem sie stets eine sehr kühle Miene gezeigt, bekam einen fürstlichen Händedruck, ein ungemein freundliches Lächeln des erlauchten Mundes. Wie zu einem lieben Bekannten wendete sich die Prinzessin an ihn und behielt ihn an ihrer Seite.

Steinhofer wuchs in den Augen der Kommerzienrätin plötzlich empor zu einer imponierenden Persönlichkeit.

Die Prinzessin hatte in der Tat, als Steinhofer sich vor ihr verbeugte, mit besonderem Wohlwollen bemerkt: „Ah, da ist ja unser junger Künstler, mein vortrefflicher Lehrer! Sie kommen wie gerufen, Herr Steinhofer! Sie sollen mir Ihr Urteil über die beiden Skizzen sagen, die ich eben ausgewählt habe!“

„Die kleine Landschaft ist entzückend, der Kinderkopf famos in der Behandlung.“

„Nicht wahr, nicht wahr!“ sagte die Prinzessin geschmeichelt. „O, ich habe viel bei Ihnen gelernt. Wenn auch meine eignen Arbeiten nur dilettantenhaft blieben, so habe ich doch sehen gelernt.“

„Königliche Hoheit sind ungemein gütig. Ich stehe Königlicher Hoheit mit meinem bescheidenen Können immer zu Diensten,“ stammelte der junge Maler mit mühsam verborgener Erregung.

Als ob sie fühlte, daß er noch etwas auf dem Herzen habe, fragte die Prinzessin:

„Ich habe Sie erst so spät hier bemerkt. Sie sind wohl auch bei dem Basar beschäftigt, müssen den Damen helfen.“

„Verzeihung, Königliche Hoheit, wenn ich mich nicht zum Empfang einfand. Ich war in der Tat beschäftigt, aber nicht für den Basar — für mein eignes Glück. Während Königliche Hoheit eintraten, war ich dort in der Konditorei in ein sehr ernstes Gespräch vertieft. Ich habe mich nämlich eben verlobt.“

„Ah, da waren Sie natürlich sehr ernstlich engagiert,“ lächelte die Prinzessin. „Meinen Glückwunsch, Herr Steinhofer. Wer ist Ihre Braut?“

„Innigen Dank, Königliche Hoheit! Meine Braut ist Fräulein Aennie Menns. Ihre Mutter ist eine der Patronessen des Basars, die sich im Interesse des wohltätigen Zwecks sehr um die Veranstaltung bemüht. Ich glaube, die Dame hat noch nicht die hohe Ehre gehabt, Königlicher Hoheit vorgestellt zu werden.“

„O, das läßt sich ja nachholen. Ich möchte gern Ihre Braut sehen.“

Frau Menns fing an zu zittern vor Aufregung und Spannung. Was bedeutete das?

Die Prinzessin kam mit ihrer Hofdame in Begleitung des jungen Malers durch den ganzen Saal herübergeschritten, durch die Reihen der ehrfurchtsvoll zurückweichenden Menschen. Es war unverkennbar: sie steuerten auf die Konditorei zu.

Aller Augen waren auf sie gerichtet. Eine solche Auszeichnung! Eine so sinnverwirrende Wendung.

Steinhofer stellte die Dame vor.

„Ich wollte die erste sein, die Ihnen zu der Verlobung Ihrer Tochter mit Herrn Steinhofer Glück wünscht!“ sagte die Prinzessin zu der verblüfften Frau, die, demütig in die Knie sinkend, nur mit emporgedrehten Augen, in selig-süßem Flötentone stammelte:

„Welche Ehre! Welch große Ehre, Königliche Hoheit!“

Die Prinzessin lächelte, fein und unmerklich, wie Prinzessinnen zu lächeln verstehen. Die Hofdame verbarg ihr Gesicht in ihrem Blumenstrauß. Um so wohlwollender ruhte der Blick der hohen Frau auf Aennies warm errötendem, lieblichem jungen Gesicht.

„Nehmen Sie diese Rosen, mein Fräulein! Möchten sie Ihnen ein gutes Omen sein,“ sagte sie, die duftenden Blumen, die sie in der Hand trug, dem jungen Mädchen überreichend.

Sie sprach dann noch ein paar freundliche Worte über den Basar zu der Kommerzienrätin, die nur immer wieder knickste und flötete:

„O, welche Ehre! Meine Bemühungen sind ja überreich belohnt! — Die große Ehre!“

Frau Menns schwamm nach der großen Auszeichnung, in der sie geschwelgt, wie im Oel des Entzückens.

„O Kinder! Warum habt ihr mich denn so überrumpeln lassen? Ich wußte ja gar nichts. Ich war so verwirrt. Aber die Prinzessin ist ja so unbeschreiblich liebenswürdig gewesen! Sie scheinen ja sehr in Gnade zu stehen, lieber Steinhofer!“

„Kinder!“ hatte sie gesagt, und „lieber Steinhofer!“

In diesem Plural allein lag ja schon die Erfüllung aller ihrer Wünsche, und der Maler in seinem Jubel zerdrückte hinter dem Rosenstrauß der Prinzessin fast die feine Mädchenhand.



Duett. Nach einem Gemälde von Julius Exter

(Aus der Kunstabteilung der Bayrischen Jubiläums-Landesausstellung in Nürnberg)



Lord Avebury, der Präsident des Anglo-German Friendship Comittee, im Hof von Schloß Windsor

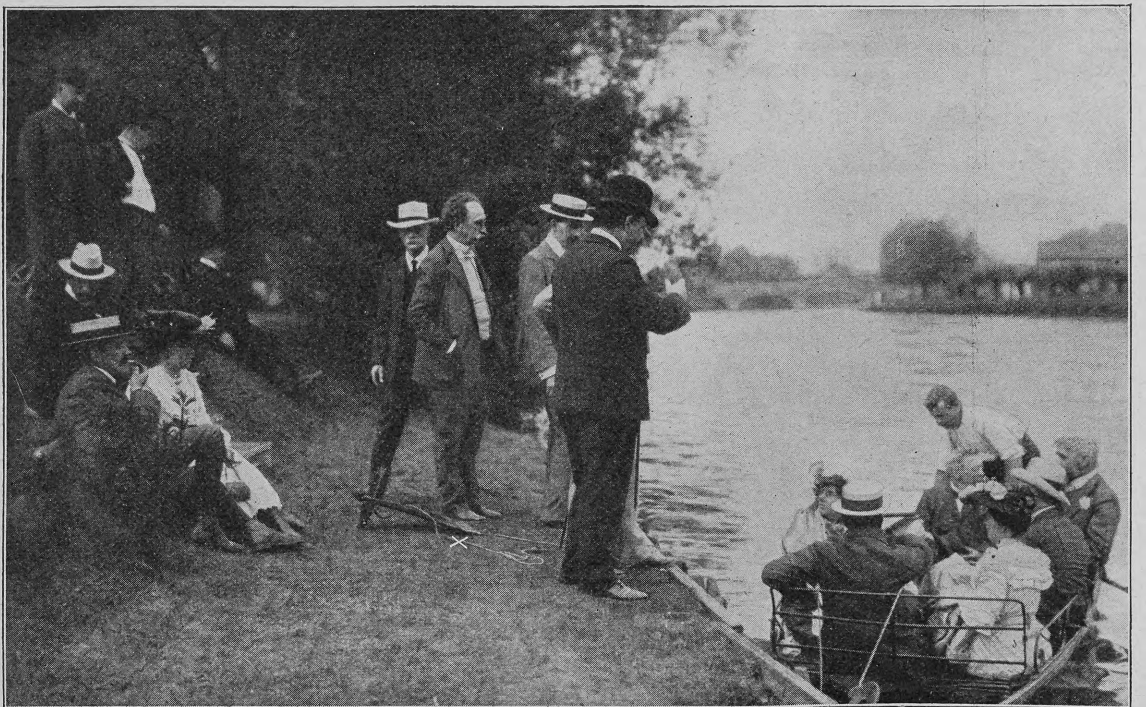
Die deutschen Publizisten in England

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von C. Bolak und E. H. Mills, London)

Von der Hexe Politik sei in den folgenden Zeilen nicht die Rede! Die praktischen Folgen des Besuches der deutschen Redakteure in England, den Einfluß, den die gegenseitige Aussprache auf den Ton der politischen Debatten diesseits und jenseits des Kanals in Zukunft ausüben wird, das alles einmal über das andre zu erörtern, überlassen wir besser den Vertretern der Zeitungen, die im Tageskampfe der öffentlichen Meinung ihren Mann stehen. Aus den Bildern, die diesen Aufsatz begleiten, weht uns ja auch kein politischer Hauch entgegen. Sie zeigen die Teilnehmer der Fahrt vielmehr, zwanglos, wie sie der Augenblick gruppiert, im Genuß einer idealen Gastfreundschaft und umgeben von der herrlichen Natur des schönen Insellandes, und so geselle sich zum Bilde das Wort, um die gehobene Stimmung jener schönen Tage, die im ununterbrochenen Festestrubel gar schnell verrauschten, noch einmal heraufzubeschwören.

Englands Gastfreundschaft streckte uns die Hände bereits über den Kanal entgegen. William T. Stead, der bekannte Herausgeber der „Review of Reviews", einer der hervorragendsten Publizisten in englischer Sprache und einer der originellsten Köpfe, die das an Individualitäten nicht gerade arme Inselreich aufzuweisen hat, kam uns bis Bremen entgegen, um uns sicher nach der britischen Metropole zu geleiten. Aber er kam nicht allein, seine Tochter begleitete ihn, und so, um an ihre eignen Worte, die sie in einer Tischrede sprach, anzuknüpfen, gleichsam väterlich und mütterlich betreut, traten wir die Seereise als Gäste des Norddeutschen Lloyd an. Den Dank, den wir alle unserm Kollegen Stead schulden, in ein paar Zeilen abzutragen, geht nicht an. Es ist ihm aber in diesen Tagen gelungen, so ziemlich mit allen deutschen Zeitungsmännern ein engeres Band der Freundschaft zu knüpfen; wenn er jetzt wieder seinen Fuß auf deutschen Boden setzt, strecken sich ihm allerorten offene Arme entgegen, und er wird wohl einer der ersten sein, dem gegenüber wir unsre Dankbarkeit in die Tat umsetzen können. Eine echt angelsächsische Erscheinung, ein unverbesserlicher Idealist mit praktischem Blick, weiß er, obwohl sein Ziel stets in unerreichter Ferne bleibt, doch Schritt für Schritt auf seiner Bahn vorwärts zu kommen; so hat er im Kleinen manchmal Großes erreicht. Der Besuch der deutschen Redakteure in England ist hauptsächlich sein Werk, daß dies Wagnis gelang, sein Verdienst.

Es war keine leichte Aufgabe, diese Schar deutscher Publizisten, von denen er selbst gelegentlich im Scherz sagte: achtundvierzig Teilnehmer und neunundvierzig verschiedene politische Meinungen, zusammenzuhalten und zu dirigieren. Selten ist wohl eine aus so verschiedenartigen Teilnehmern zusammengesetzte Gesellschaft zu gemeinschaftlicher Fahrt aufgebrochen. Nicht daß die politische Meinung uns getrennt hätte — selbst in Deutschland lernt man allmählich, über diese Schranke hinweg sich wenigstens gesellschaftlich die Hand zu reichen —, aber wer seinen Blick von einer Person zur andern schweifen ließ, der sah sofort, daß der gemeinsame Beruf bislang noch keine gemeinsamen Züge bei den Vertretern der deutschen Presse entwickelt hat. Hart stand noch Individualität neben Individualität, hier der rasche, kampfsfrohe Polemiker mit etwas Bohêmeallüren, dort der ruhige Beobachter mit der Oberlehrermiene, hier der gewandte, sprachkundige Weltmann, dort der brillenbewaffnete Stubenmensch. Der Stand als solcher ist wohl noch zu jung, als daß seine Vertreter bereits äußerlich das Zeichen ihres Berufes an sich tragen könnten. Eine Dame der Feder, Frau Lily Braun, war mit von der Partie. Daß die einzige Kollegin zugleich die radikalste Partei vertrat, war ein Kuriosum, aber nichts mehr. Ihre Gegenwart wurde allgemein angenehm empfunden, mancherlei Huldigungen brachten ihr unsre englischen Gastfreunde entgegen, und wenn sie selbst das Wort ergriff, lauschte man gerne ihren gut gewählten Worten.



Am Ufer des Avon bei Stratford

Paul Lindau (×) mit englischen Journalisten; im Boote E. Fitger (Weser-Zeitung) und Paul Liman (Leipziger Neueste Nachrichten)

Was uns deutschen Besuchern zunächst beim Betreten des englischen Bodens auffallen mußte, war der große Zug und die Selbstverständlichkeit englischer Gastfreundschaft. Obwohl ein Teil der Presse eine abwartende, zum Teil auch abwehrende Haltung einnahm und die ganze Veranstaltung wohl größtenteils von Mitgliedern der liberalen Partei ausging, so hatte man doch das Gefühl, beim ganzen englischen Volke zu Gast zu sein, und daß man überall unserm Besuche eine liebenswürdige Schätzung beilegte, ihm einen Maßstab zubilligte, den man in Deutschland derartigen nichtoffiziellen Veranstaltungen kaum zugesteht. In welche Stadt wir auch kommen mochten, der Mayor in seiner altertümlichen Tracht, umgeben von den kommunalen Würdenträgern, war zu unserm Empfange bereit, und überall mußten wir mit einiger Beschämung konstatieren, wie weit im englischen Volke die Gabe öffentlicher Beredsamkeit verbreitet ist und wie gut sie, Humor und Ernst liebenswürdig vereinend, in feierlicher Zwanglosigkeit den rechten Ton zu treffen wissen.

So bunt das Festprogramm auch auf den ersten Blick erscheinen mochte, so feinsinnig und klug war es bedacht und zusammengestellt. Das öffentliche wie das gesellschaftliche Leben Englands wurde uns Tag für Tag gleichsam von einer andern Seite beleuchtet vorgeführt, und zu allerlei gedanklichen Exkursionen in die Geschichte dieser glücklichen Insel, die uns manchmal mit Neid erfüllen möchte, bot sich



Gruppe vor Anne Hathaways Cottage in Stratford

1. Miß E. Stead; 2. Paul Lindau; 3. Miß J. Stead; 4. Otto Brandes (Korrespondent des Berl. Tageblatts); 5. Lily Braun; 6. Dr. Fritz Auer (Bad. Landeszeitung); 7. Dr. Th. Barth; 8. Richard Wilde (Berl. Börsen-Courier)



Gruppenaufnahme bei dem Gartenfest in Belair, der Besitzung des Chairman des Londoner County Council Mr. Evan Spicer (×)

Gelegenheit genug. Im Parlament wurden wir zuerst vom Unterstaatssekretär der Kolonie Winston Churchill empfangen. Fast unbemerkt gesellte sich



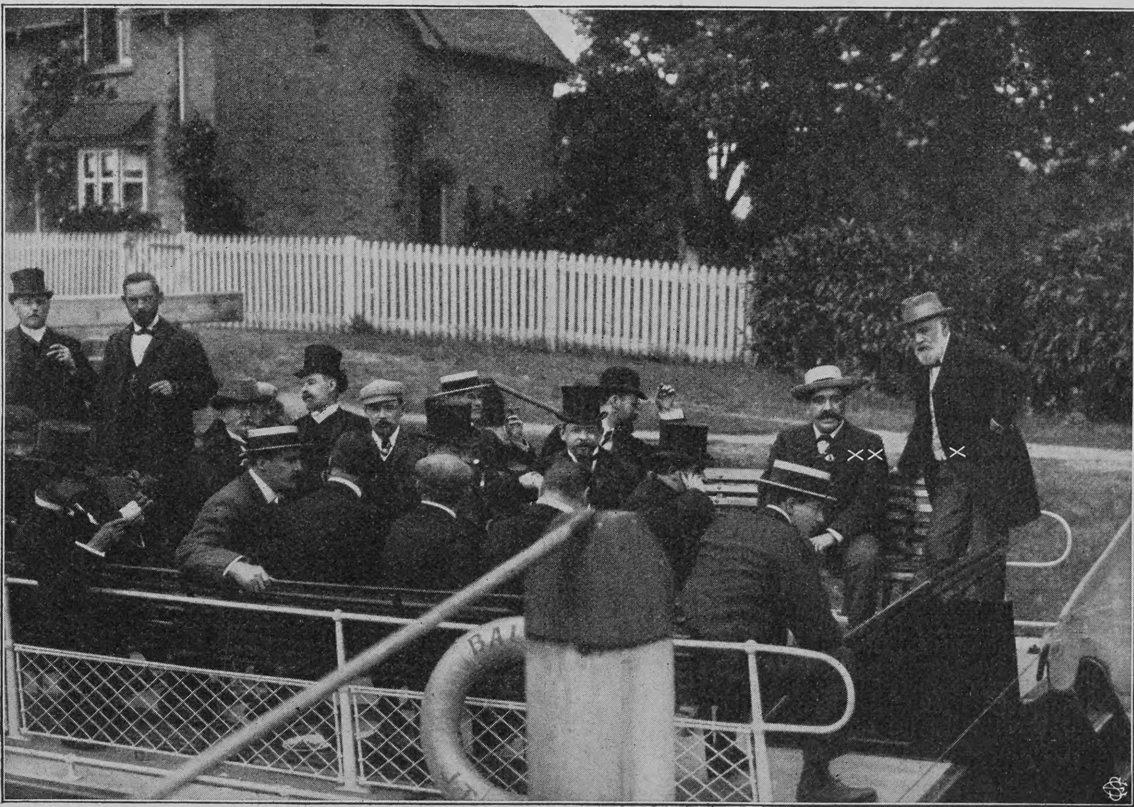
Im Hofe des Trinity College in Cambridge
1. Ten Brink (Germania); 2. W. T. Stead; 3. Master of Trinity College; 4. Lily Braun

der junge, eben dreißigjährige Mann, den Zylinder im Nacken, zu uns und nach kurzer Vorstellung übernahm er die Führung. Mit dreißig Jahren Minister und Vertreter des größten Kolonialreiches gegenüber dem Unterhause! Ein Vergleich mit deutschen Verhältnissen drängte sich wohl jedem auf, und ein Blick auf den jungen diplomatischen Nachwuchs an der deutschen Botschaft ließ manchen Politiker den Kopf schütteln. Kurze Zeit konnten wir einer Sitzung des Hauses der Gemeinen beiwohnen, und mancher Kollege, der zum erstenmal in England war, hat mir versichert, daß diese halbe Stunde im Parlament ihn einen tieferen Blick in das Wesen des englischen Parlamentarismus ermöglicht habe als die Lektüre dickleibiger Bücher. Am Abend desselben Tages fand das offizielle Bankett, das von dem englisch-deutschen Freundschaftskomitee gegeben wurde, statt. Das politische Diner ist eine spezifisch englische Einrichtung und die Verquickung politischer Fragen mit kulinarischen Genüssen hat sich hier zu einer ganz besonderen Form entwickelt. Zunächst bekommt nämlich der Magen sein Recht, und erst wenn alle Gänge erledigt sind, beginnt der ernstere Teil. Mit dem Toast auf den König eröffnet gewöhnlich der Vorsitzende, von einem eignen Toastmaster unterstützt, die Reihe der Trinksprüche, und dann folgt Rede und Gegenrede in kaum absehbarer Reihe.

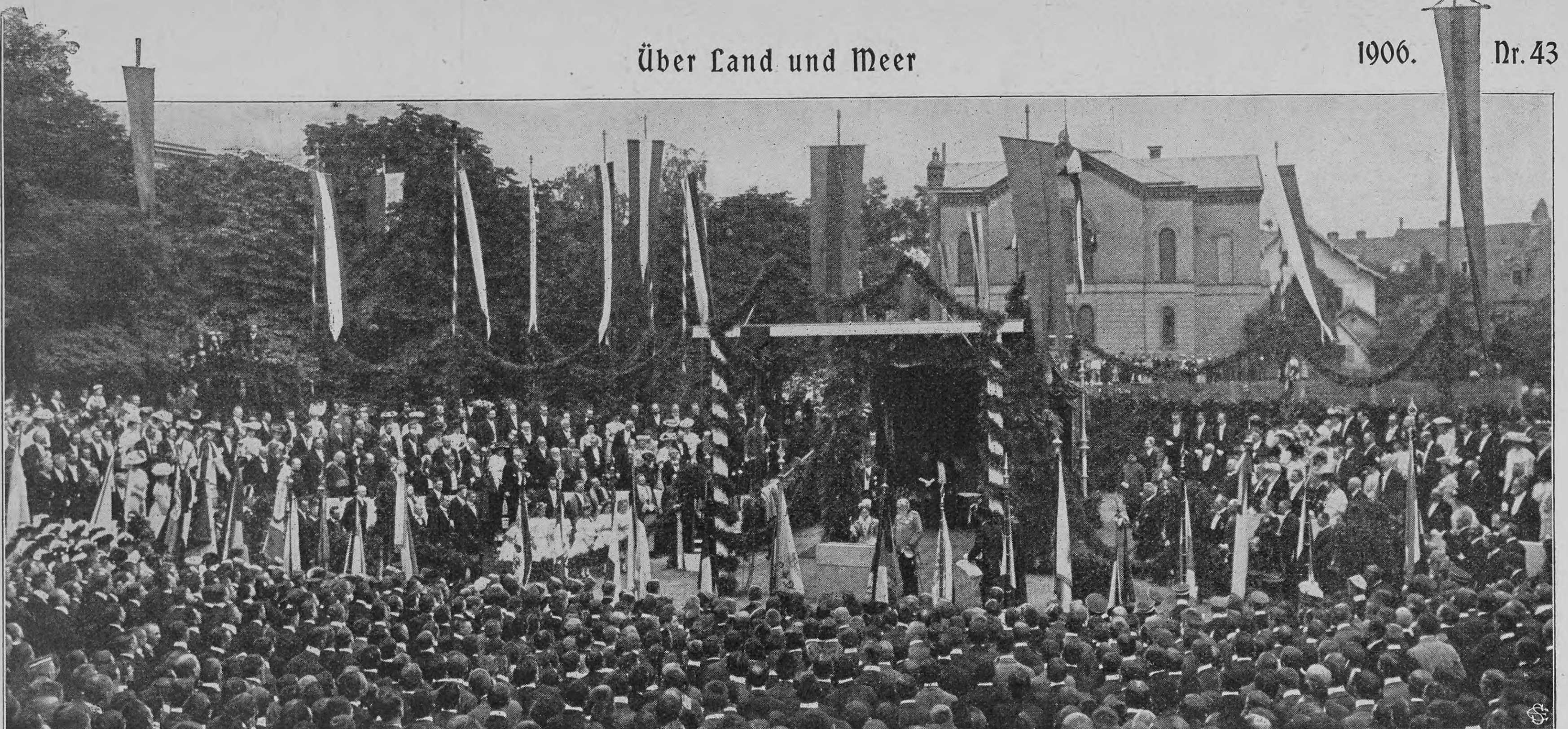
Die andern Empfänge trugen mehr privaten Charakter. Der König, der, obwohl persönlich verhindert, den Wunsch ausgesprochen, die Vertreter der deutschen Presse zu bewirten, empfing uns in der Art eines vornehmen Privatmannes. Auch der Chairman des Londoner County Council, Mr. Evan Spicer, bewirtete uns auf seiner herrlichen Besitzung Belair in Dulwich mit fürstlicher Gastfreundschaft, und die Abendstunden im Ranelagh-Club, wo wir Gäste Mr. Pearsons, eines der jüngsten Zeitungskönige der englischen Presse, und seiner liebenswürdigen Frau Gemahlin waren, werden wohl jedem unvergeßlich bleiben. England ist das Land der Frauenschönheit, und es war ein wunderbares Bild, als uns in den herrlichen Parkgründen des Klubs auf dem grünen Rasen ein Kranz schöner Frauen und Mädchen empfing. Waren diese Festlichkeiten mehr charakteristisch für englisches out-of-door-life, so führte uns der Empfang bei der Herzogin von Sutherland und das Diner bei Mr. Alfred de Rothschild in die englische Häuslichkeit, allerdings Häuslichkeiten allergrößten Stils. Auch diese Veranstaltungen standen in charakteristischem Gegensatz: auf der einen Seite der offizielle Empfang, wo Tausende sich in den prächtigen Räumen des Stafford-House um die strahlende Herzogin, eine der schönsten Frauen Englands, drängten, auf der andern Seite das Herrendiner im kleineren Kreise mit erlesenen künstlerischen Genüssen.

Zwei Ausflüge entführten uns der Metropole. Der eine galt Stratford, der Geburtsstadt Shakespeares, der andre der alten Musenstadt Cambridge. Um Stratford ist es ein eigen Ding. Der Riesenschatten des großen Briten verschwimmt zu sehr im Nebel der Vergangenheit, als daß man dort noch die gleichen Emotionen spüren könnte, die man wohl empfindet, wenn man die überlebenden Zeugen der irdischen Laufbahn eines Genies erblickt und sich dem Genius in seiner Menschlichkeit nähergerückt fühlt. Aber Stratford ist heute noch ein Stück des merry old England, und heute noch ist am Avon gut sein. In Cambridge waren uns die Wege durch den dortigen Dozenten für Germanistik Dr. Breul aufs beste geebnet. Die Liebenswürdigkeit, mit der uns das Professorenkollegium empfing, kann nicht überboten werden, und als in der ehrwürdigen Halle des Peterhouse College der bekannte Gelehrte Dr. Ward uns mit einer formvollendeten, von Herzen kommenden und zu Herzen gehenden Rede in deutscher Sprache begrüßte, da fühlten wir uns nicht mehr als Deutsche auf englischem Boden, da waren wir alle, Engländer wie Deutsche, Bürger der großen Gelehrtenrepublik, die alle Völker umfaßt.

Carl Anton Piper



Auf der Themse zwischen Windsor und Hampton Court
W. T. Stead (×) und Leo Weinthal (××), die Organisatoren des Besuchs deutscher Publizisten in England



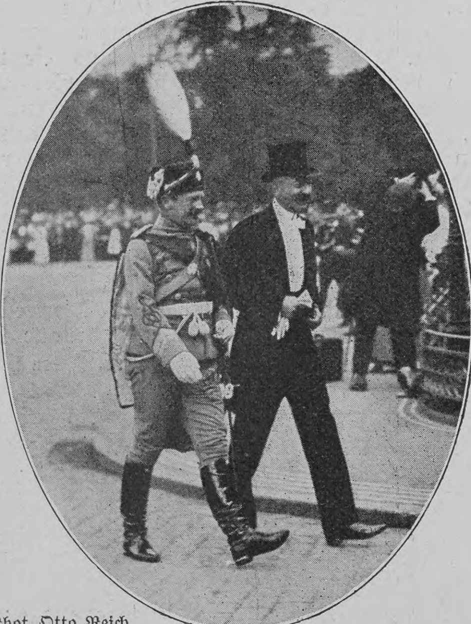
Phot. Georg Röbcke

Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes in Freiburg i. B. durch den Großherzog und die Großherzogin von Baden

Notizblätter

Die Grundsteinlegung des neuen Universitätsgebäudes in Freiburg i. B.

Die alte, im Jahre 1457 von Erzherzog Albrecht VI. begründete Albert-Ludwig-Universität Freiburg i. B., die in den letzten Jahren mächtig emporgeblüht ist — sie wird im laufenden Sommersemester von 2350 Studenten besucht und steht unter den 21 deutschen Universitäten jetzt bereits an fünfter Stelle —, wird ein neues Kollegiengebäude erhalten. Die feierliche Grundsteinlegung fand am 3. Juli in Anwesenheit des badischen Großherzogpaares, mehrerer Mitglieder des Staatsministeriums, des Präsidiums der Zweiten Kammer, des Erzbischofs, des Senats und des Lehrkörpers der Universität, der gesamten Studentenschaft und zahlreicher Ehrengäste statt. Der Prorektor Professor Dr. Dingelstedt hielt die Festrede, in der er eine zusammenfassende Darstellung der Geschichte der altberühmten Hochschule gab. Das greise Großherzogpaar vollzog die üblichen Hammerschläge.



Phot. Otto Reich

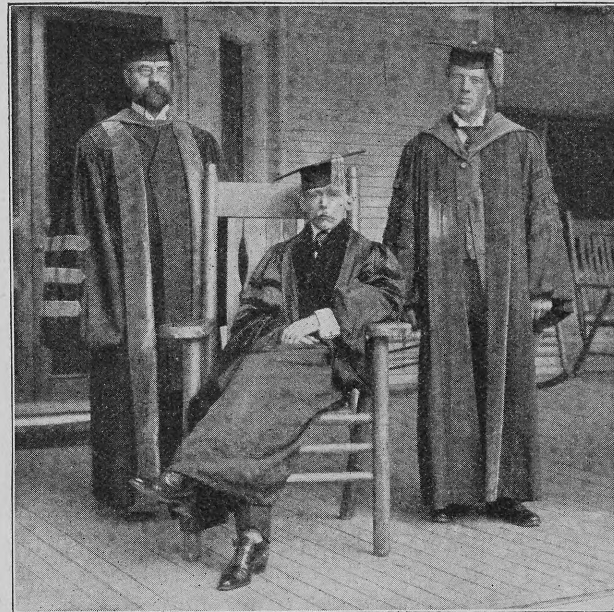
Vom Besuch des Königs von Sachsen in Hamburg: König Friedrich August mit Bürgermeister Dr. Burchard

Der König von Sachsen in Hamburg

König Friedrich August von Sachsen weilte kürzlich in Hamburg, um dem Stapellauf des neuesten Schnelldampfers der Hamburg-Amerika-Linie, der den Namen des Monarchen erhalten sollte, beizuwohnen. Der König, in dessen Gefolge sich u. a. Staatsminister Dr. Graf von Hohenthal befand, traf am 3. Juli nachmittags 5 Uhr auf dem Dammtorbahnhof in Hamburg ein, wo er von den Bürgermeistern Dr. Burchard und Dr. Stammann sowie von den Senatoren Dr. Lappenberg und Westphal empfangen wurde. Nach der Begrüßung fuhr der König mit den beiden Bürgermeistern in der vierspännigen Staatskarosse zum Hamburger Hof, in dem er Wohnung nahm. Am 4. Juli fand dann auf der Werft von Blohm & Voß der Stapellauf des neuen Dampfers statt. Der König, der in Begleitung des Bürgermeisters Dr. Burchard und seiner Gemahlin und mehrerer Senatoren erschienen war, verlas die Taufrede, worin er sagte, er freue sich, daß die Beziehungen zwischen Hamburg und Sachsen durch das schöne Schiff „König Friedrich August“ erneuten Ausdruck empfingen, und seine Genugtuung darüber äußerte, daß er den Akt persönlich habe vornehmen können. Der Stapellauf ging glücklich von statten; daran schloß sich ein Rundgang durch die Werft.

Der deutsche Botschafter in Washington als amerikanischer Ehrendoktor

Freiherr Speck von Sternburg, der deutsche Botschafter in Washington, ist kürzlich von der Staatsuniversität von Illinois (Urbana-Champaign) zum Ehrendoktor der juristischen Fakultät ernannt worden. Die Ernennung fand bei einem Besuch statt, den der Botschafter der Hochschule Anfang Juni dieses Jahres abstattete, und vollzog sich in sehr bemerkenswerter Weise. Bei seinem Eintritt in die Universitätsanlagen wurde der Botschafter seinem Rang entsprechend mit neunzehn Kanonenschüssen begrüßt, und es wurde ihm eine Ovation dargebracht, wie sie noch selten einem Besucher der Hochschule zuteil geworden ist. Als der Rektor der Universität, Dr. Edmund J. James, ein bedeutender Nationalökonom und Pädagoge, der in Halle a. S. promoviert hat, die Ernennung des Freiherrn von Sternburg zum Ehrendoktor der Universität verkündete, erhoben sich die Zuhörer, mehr als 3000 an der Zahl, wie ein Mann, und tausend deutsche Flaggen in den Händen der begeisterten Studenten wehten dem Gast ihren Gruß zu, während ein donnerndes Hoch durch das Gebäude dahinbrauste. Die Einwohner von Urbana-Champaign nahmen ebenfalls an der Feier Anteil, indem sie ihre Läden und Häuser ausschmückten und dem Botschafter ein öffentliches Diner gaben, auf dem in einer Reihe von Ansprachen die Freundschaft der Amerikaner für ihre deutschen Vettern jenseits des Ozeans sowie die Leistungen des deutschen Volkes auf dem Gebiet des Krieges, der Literatur und der Wissenschaft lebhaft betont wurden.



Der deutsche Botschafter in Washington Freiherr Speck von Sternburg als Ehrendoktor der Universität von Illinois mit zwei Professoren

Die Vintschgaubahn

Ein neuer ins Herz Tirols führender Schienenstrang, die Vintschgaubahn, die Meran mit Mals, dem Hauptort des oberen Etschtales, verbindet, ist am 1. Juli dem Verkehr übergeben worden. Die 60,6 Kilometer lange Bahn, deren Bau im Jahre 1903 begonnen wurde, weist acht große Brücken und drei Tunnels auf, von denen besonders der 600 Meter lange Marlinger Tunnel wegen des anzubohrenden Materials große Schwierigkeiten bot. Die Höhendifferenz zwischen den beiden Endpunkten beträgt 700 Meter. Durch die neue Bahn ist das Ortlergebiet erheblich leichter zugänglich geworden; ihre volle Bedeutung wird sie aber erst erhalten, wenn sie bis Landeck zum Anschluß an die Arlbergbahn ausgebaut sein wird. Diese bereits abgesteckte Strecke wird die Verbindung zwischen dem Bodensee und dem Adriatischen Meere bedeutend kürzer gestalten als bisher. Zur feierlichen Eröffnung der Bahn war Erzherzog Eugen als Vertreter Kaiser Franz Josephs, ferner Eisenbahnminister v. Derschatta und zahlreiche andre hohe Beamte, Würdenträger, Delegierte und so weiter erschienen. Auf allen Stationen fanden Empfänge der Eröffnungszüge durch die Gemeindevertretungen, den Klerus, Vereine und so weiter statt.



Phot. W. Müller, Bozen

Von der Eröffnung der Vintschgaubahn Meran—Mals durch Erzherzog Eugen: Ansprache des Pfarrers in Marling

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 43



Zur Erntezeit. Nach einem Gemälde von Richard B. Adam

Totenschau

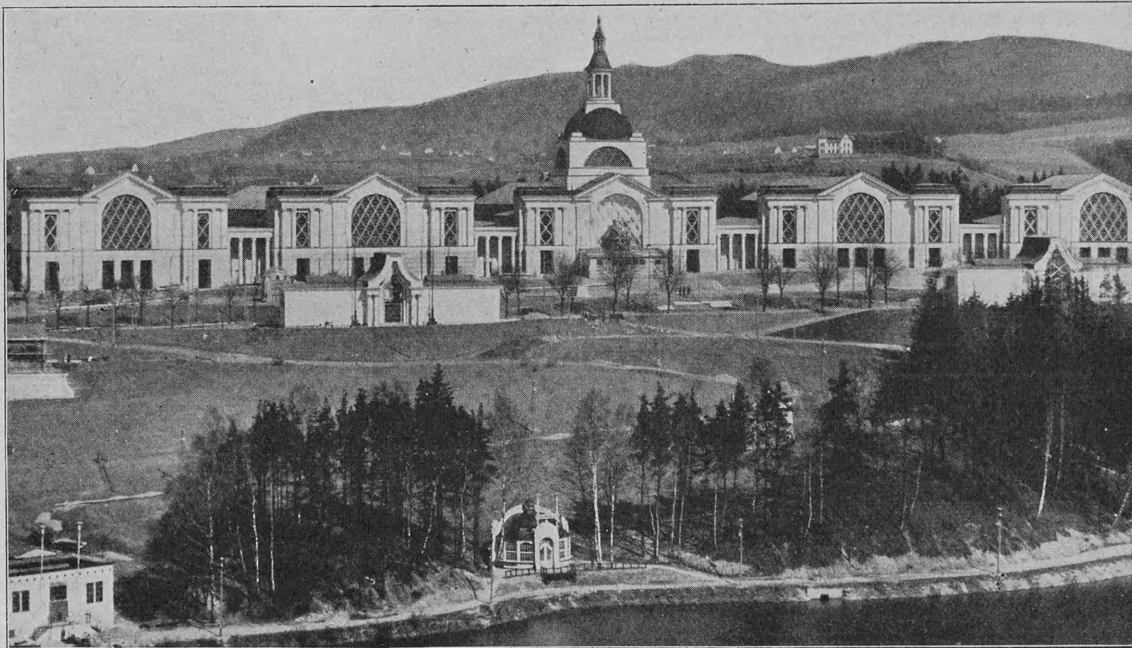
Geheimer Oberregierungsrat Max von Hausen, ehemaliger Kurator der Universität Greifswald, 74 J., 1. Juli, Greifswald. — Generalleutnant z. D. Friedrich Freiherr von Liechtenstern, zuletzt Kommandeur der 33. Division, 63 J., 3. Juli, Freiburg i. B. — Franz Gaul, Maler und Vorstand des Ausstattungswesens an der Wiener Hofoper, 69 J., 3. Juli, Wien. — Generalleutnant z. D. Felix von Wedel, zuletzt Kommandant von Metz, 63 J., 4. Juli, Wernigerode. — Generalmajor a. D. Prinz Friedrich von Thurn und Taxis, 67 J., 4. Juli, Zdonek (Mähren). — Regierungsdirektor a. D. August Emil Luthardt, 82 J., 5. Juli, Augsburg. — Fritz Christ, Bildhauer, 40 J., 5. Juli, München. — Nationalrat Dr. Vincenz, Vizepräsident der internationalen Konferenz des Roten Kreuzes, 5. Juli, Genf. — Jules Breton, französischer Maler, 79 J., 5. Juli, Paris. — Anton Schrödl, Tiermaler, 81 J., Wien. — Generalmajor z. D. Jakob Meckel, bekannter Militärschriftsteller und Organisator der japanischen Armee, 64 J., 6. Juli, Groß-Lichterfelde. — Professor Dr. Paul Drude, Professor der Physik und Direktor des Physikalischen Instituts an der Berliner Universität, 42 J., 6. Juli, Berlin. — Oesterreichischer Feldzeugmeister a. D. Koloman Bolla von Csaford-Jobbahaza, ehemaliger Adlatus des Erzherzogs Joseph, 7. Juli, Preßburg. — Generalleutnant z. D. Freiherr von Reck, ehemaliger Hofmarschall des Herzogs Karl Theodor in Bayern, 71 J., 8. Juli, Bad Kreuth.

Literatur

Aus der bekannten Serie von Griebens Reiseführern (Verlag von Albert Goldschmidt in Berlin) liegen uns zwei neu aufgelegte Bände vor. Am besten spricht die Zahl der Auflagen für die Beliebtheit und Verwendbarkeit dieser Reisehandbücher, die, da sie einen geringen Preis mit sachlicher, übersichtlicher Darstellung und reichlichem Kartenmaterial vereinen, sich neben dem kostspieligeren Bädeker dauernd in der Gunst des Publikums behaupten. Band 2, „Der Harz", hat nunmehr bereits seine 30. Auflage erlebt und wird gewiß auch in dieser neuen, umgearbeiteten und vielfach ergänzten Fassung manchem Wanderer, der das schöne Waldgebirge durchstreift, ein willkommener, stets zu gutem Rat bereiter Reisegenosse sein. Der 55. Band, „Die Ostseebäder", erscheint in 12. Auflage. Von Osten nach Westen vorschreitend, unterrichtet er den Leser in eingehender Weise über alles Wissenswerte in klimatischer, geographischer und auch gesellschaftlicher Hinsicht in den verschiedenen Kurorten am schönen Strande der Ostsee. Auch die dänischen Bäder und die Insel Bornholm sind nicht vergessen.

Die Deutschböhmische Ausstellung in Reichenberg

In der in einem herrlichen Talkessel zwischen dem Iser- und Jeschkengebirge gelegenen Metropole Deutschböhmens, der hochinteressanten alten Stadt Reichenberg, wurde am 17. Mai im Beisein des hohen Protektors, Erzherzog Karl Ferdinand, die Deutschböhmische Ausstellung eröffnet. Dieses mit einem Kostenaufwande von mehr als 2½ Millionen Kronen geschaffene Unternehmen ist keine Ausstellung in gewöhnlichem Sinne, sondern eine bedeutsame wirtschaftliche, nationale und politische Tat, die offenkundig beweisen soll, daß das deutsche Volk in Böhmen einer der vornehmsten Träger der wirtschaftlichen Wohlfahrt des Reiches ist und die wirtschaftliche Macht der Tschechen weitaus überragt. Und fürwahr glänzend ist dieser Beweis erbracht worden. Die „Deutschböhmische Ausstellung" zeigt nicht nur, auf welch gewaltiger Höhe Industrie, Gewerbe, Kunst und Landwirtschaft in Deutschböhmen stehen, sondern sie ist auch eine der schönsten, reichhaltigsten und geschmackvollsten Ausstellungen des letzten Jahrzehnts, sowohl im In- wie im Auslande. Einzigartig und unübertreffbar ist schon die landschaftlich wundervolle Lage der Ausstellung: ein Hochplateau zwischen dem eleganten Villenviertel Reichenbergs und dem schönen Talsperrensee, umgeben von dunkeln Tannenwäldern und der blauen Bergkette des Iser- und Jeschkengebirges. Das zirka 400000 Quadratmeter große Ausstellungsgelände weist außer dem mächtigen Industriegebäude mit seiner vornehmen, im Arkadenstil ausgeführten, mit imposantem Kuppelbau gekrönten Stirnseite und den fünf fingerförmigen riesigen Hallen noch eine Menge künstlerisch schöner Repräsentationsbauten und über fünfzig Pavillons auf, die inmitten prachtvoller gärtnerischer Anlagen zum Teil auch Restaurationszwecken oder dem Vergnügen dienen. Besonders interessant ist das in kulturgeschichtlich bedeutsamem Stil aufgeführte „Haus der Stadt Reichenberg", das außer bildlichen und geschichtlichen Darstellungen, besonders aus der Wallenstein-Zeit, eine rückschauende Ausstellung und ein historisches Tuchmacherstübchen enthält. Hier ist auch noch die wertvolle Gemäldegalerie des verstorbenen Mäcens der Stadt, Freiherrn Heinrich von Liebig, untergebracht, die dieser der Stadt vermachte und die nun zum ersten Male



Von der Deutschböhmischen Ausstellung in Reichenberg: Das Hauptgebäude mit der Seeterrasse

der Oeffentlichkeit zugänglich gemacht wurde. Außer diesem sehenswerten Gebäude seien aus der Menge der übrigen nur noch einige erwähnt: die Vereinigten deutschen Sparkassen Böhmens, das Muster-Einfamilienhaus, die Musterselcherei und Bäckerei (beides im Betriebe), die Pavillons mit der Ausstellung Die Kunst im Leben des Kindes, der Wohlfahrtseinrichtungen, des Jagd- und Forstwesens und so weiter. In einem eignen Kunstpavillon hat die deutschböhmische Künstlerschaft eine glänzende Sammlung ausgestellt. In den mächtigen Hallen des Industriegebäudes bilden neben den Erzeugnissen der Eisen- und Textilindustrie die der Gablonzer und Haidaer Glasindustrie Sehenswürdigkeiten ersten Ranges. Märchenhaft ist die Pracht dieses Teiles der Ausstellung, und das Arrangement zeigt neben hohem Kunstsinn und feinstem Geschmack so recht augenfällig den österreichischen Schick, welcher der ganzen Ausstellung in allen Teilen ein so eigenartiges Gepräge gibt. Die weit und breit berühmten deutschböhmischen Brauereien, wie Pilsener, Maffersdorfer, Hohenelber, Gablonzer und so weiter, haben prächtige Restaurationsgebäude, die Reichenberger Sektion des Alpenvereins ein höchst originelles Alpenpanorama, die Gruppe der Croda da Lago in den Dolomiten, aufgeführt, und im Vergnügungseck sorgen interessante Marineschauspiele, die Sudankarawane, ein Alpendörfchen, eine amüsante Wasserrutschbahn und andres mehr für die Unterhaltung der Besucher, während die feschen österreichischen Militärkapellen auf der Terrasse ihre Weisen ertönen lassen. Das Gesamtbild des fashionabeln Treibens im Ausstellungsparke und die wunderbaren Fernblicke auf das Gebirge werden jedem Ausstellungsbesucher unvergeßlich bleiben.

W. Kneschke-Schönau

Aus Industrie und Gewerbe

Für jeden, der in der jetzigen Jahreszeit seine Sommerreise antritt, ist der photographische Apparat ein unentbehrlicher Reisebegleiter geworden. Zu diesem Zwecke waren die Apparate früher wenig geeignet, und auch heute werden noch viele Apparate in den Handel gebracht, die hierfür absolut ungeeignet sind, weil zu groß oder zu schwer oder zu unpraktisch in der Handhabung. Deshalb sollte niemand versäumen, vor Einkauf unbedingt fachmännischen Rat einzuholen. Diejenigen Kameras, die man gerade beim reisenden Publikum verhältnismäßig bei weitem am meisten immer wieder antrifft, sind die Delta-Kameras von Dr. R. Krügener in Frankfurt a. M. Es ist dies ein Beweis dafür, daß gerade diese Apparate, zumal die Minimum-Deltas, ganz besonders zu empfehlen sind wegen ihrer soliden, praktischen und kleinen Konstruktion. Die Delta-Kameras sind nach streng wissenschaftlichen Grundsätzen konstruiert und tonangebend für den heutigen Kamerabau. Die Brieftaschen-Kameras Minimum-Delta sind eine Erfindung von Dr. R. Krügener und werden seit 1902 fabriziert.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Bassia Budny

Erzählung
von
Carl Busse

III (Fortsetzung)

Das Schilf rauscht. Hin und wieder ein leichtes Gurgeln im See. Der Mond schlägt goldene Brücken über das Wasser.

An einer Stelle tritt der Wald bis an das Ufer heran. Scheu ziehen die Rehe hier zur Tränke.

Und hier pflegen auch die Dorfschönen in den heißen Sommernächten zu baden. Lachend und kreischend spritzen sie sich gegenseitig an. Wenn der Jäger vorüberkommt, bleibt er einen Augenblick stehen und ruft ihnen ein derbes Witzchen zu, während die Dirnen in dem glitzernden Wasser bis zum Hals untertauchen und kichern. Dann geht er, denn er ist ein gesetzter und verheirateter Mann.

Aber wenn Bogumil Prus das Glück hat, die Mädchen zu überraschen, dann geht er so bald nicht.

Jede weiß, welcher Fährte er seit Tagen folgt. Barbara Paszewska hat es ihm wieder angetan. Er hat sie vor langer Zeit geküßt und verlassen. Seitdem ist sie eine große Schweigerin und Hasserin geworden. Und verstohlen sieht jeder ihr nach, als wär' sie eine verwunschene Königin.

Verstohlen hat ihr auch der Bogumil nachgeschaut. Früheres wird lebendig. Und nun findet

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Bücherfreunde. Nach einem Gemälde von Gabriel Max

sie ihn oft auf ihren Wegen und sie weiß, daß er sie umschleicht, daß er nur auf eine Gelegenheit wartet, sie zu stellen und sie wieder in seinen Bann zu ziehen.

Barbara Paszewska steht jetzt am See — mutterseelenallein. Gegen die gleißende, mondbeschienene Fläche steht ihre große, aufrechte, volle Gestalt. Sie hebt die Arme über den Kopf und löst langsam, wunderlich langsam das Haar.

Aus dem Walde tönt das Pfeifen der Eule, tönen die feinen, raunenden Stimmen der Nacht.

Bricht ein trockener Zweig? Glüht ein helles Pünktchen? Klingt ein Schritt?

Es blitzt auf in den Augen des Mädchens. Sie horcht. Und schneller löst sie das Haar und schüttelt es, daß die Strähnen sie umfliegen.

Bogumil Prus ist hinter ihr. Bogumil Prus geht in die Falle.

Er schlendert rauchend näher. Seit seiner Militärzeit raucht er Zigarren wie die feinen Leute.

Leise ruft er sie an.

Die hohe Gestalt scheint zu erschrecken, springt zurück, schreit auf. Aber er bittet so bescheiden — o wie zärtlich kann die harte Stimme sein! — und kommt ihr näher und näher.

Wie er sich nach ihr gesehnt hat! Ob sie ihm böse sei von früher? Und schmeichelt und lockt und wirbt, während der Wald und der See leise rauschen.

Barbara Paszewska scheint zu zittern und zu erglühen. Sie wehrt sich, und ihr langes Haar nimmt sie weit mit der Hand zurück, und lacht leise und weint und erinnert ihn an all die andern.

Jeden Namen nennt sie: Josepha Hoffmann und Maria Kossak und alle andern.

Bei jedem lacht der Bursch kurz auf. „Die Gans," sagt er nur. Oder: „Die Närrin!"

Zuletzt nennt ihm Barbara auch Bassia Budny.

„Was willst du von dem Kinde? Fürchtest du das Hasenlippchen?"

„Nein," sagt sie, „nein." Und leise erschauernd: „Bogumil!"

Es ist ein Rufen und Werben, ein Verzeihen und Gewähren. Mit unterdrücktem Jubel springt er auf sie zu. Aber mit leisem girrenden Lachen fliegt sie wie ein Pfeil vorwärts, dem Walddunkel zu. Selig, die Lichter in den Augen, Bogumil ihr nach. Zwischen zwei Stämmen spannt sie ihre Arme, um wie ein neckender Kobold ihm zu entweichen. Er will die Enteilende fassen — da plötzlich schlägt er mit leisem Fluch hin ... über Wurzelwerk oder einen Ast oder eine quer gespannte Leine — und ehe er sich aufraffen kann, ehe er zur Besinnung kommt, ehe er weiß, was überhaupt vorgeht, haben ihn zwanzig Hände gepackt, sind seine Beine oberhalb der Füße zusammengeschnürt, sind die Arme, mit denen er instinktiv um sich geschlagen hat, niedergezwungen. Stricke schneiden ins Fleisch, immer fester werden sie angezogen. Auf seiner Brust kniet jemand: Barbara Paszewska, und funkelt ihn an mit den brennenden Augen und höhnt mit dem sonst so schweigsamen Mund, und die gelösten Haare fallen fast bis auf sein Gesicht herab und kitzeln ihn.

Ist das Ernst? Was soll der Spaß?

„'runter!" schreit er — „Psia krew!" Er will sich werfen, aufspringen, die Arme dehnen.

Aber er ist gefesselt, daß er sich nicht rühren kann. Und Barbara lacht wie der Teufel.

„Nicht ein Liebchen, Bogumil Prus, kommt zu dir ... alle hast du sie!"

„Auf unsern Armen, Räuber, tragen wir dich — nun, wie gefällt das dem Herrn? Schöne Mädchen ... lauter schöne Mädchen. Du selbst hast es jeder gesagt!"

Er verstand sie nicht mehr, denn zehn, zwanzig schrien dazwischen. Und dann ein Schrei ... ein triumphierender Jubel: „Hoch mit ihm! Schleppt ihn!"

Und wie ein Stück Holz ward er von zehn, zwanzig Armen emporgehoben, gestoßen, herabgetragen zum See.

„Nehmt die Leine mit," rief Barbara Paszewska, die wie verwandelt war. „Die Leine, über die der Räuber fiel."

Jemand schnitt sie ab.

Wie ein Stier brüllte der Gefesselte auf. Erst jetzt verstand er.

Sie hatte ihn in die Falle gelockt. Gelockt mit dem flatternden Haar, dem girrenden, verheißenden Lachen ... Die Mahnung der Paninuchna fiel ihm ein: Hüte dich!

Wie ein Rasender warf er sich herum. Er schäumte vor Wut. Seine Muskeln spannten sich, als wollten sie springen, sein Gesicht war verzerrt. Aber je mehr er tobte, um so geller scholl das Triumphgeschrei der Dirnen, um so fester packten ihn harte Fäuste.

Ein Weiberspott war er geworden — er, vor dem sie alle im Staube gelegen hatten!

„An den See!" befahl Barbara. „Ins Wasser!" jauchzten die Stimmen.

Noch einmal schrie der Gebundene in wilden, kaum verständlichen Flüchen. Plötzlich wurde er still.

Die Große mit dem fliegenden Haar und den strengen herrischen Zügen rief ihn an:

„Bogumil Prus, noch fünf Minuten!"

Auch die andern verstummten, nur die ungebändigte Josepha Hoffmann jubelte: „Zu den Fischen!"

„Gestern wir — heute du! Ein Wort — und das Wasser steht über dir. Versuch's, herauszukommen, Räuber!"

Ein leichter Aufschrei: „Pani!"

Er ward kaum beachtet. Das Kind hatte ihn ausgestoßen — die Paninuchna!

Bogumil Prus regte sich nicht mehr. Seine Augen waren klein, tückisch; sie schielten hinunter auf das Schilf. Sie würden es nicht wagen, ihn zu töten. Und wenn schon — keinen Laut würden sie hören. Aber ein Zittern lief durch seinen Körper und kalter Schweiß stand ihm auf der Stirn.

Schon packten ihn und trugen ihn die Hände weiter ... er hörte das Gurgeln des Wassers ... er hörte den Schrei der Josepha Hoffmann, die ihn einst so wild geküßt hatte: „Worauf wartet ihr? Los!"

„Psia krew!" stieß er durch die Zähne.

Aber Barbara Paszewska breitete die Arme aus: „Zurück! Was soll er sterben? Leben soll er und ein Spott für uns sein, wie wir's für ihn gewesen sind! Bindet ihn an den ersten Baum! Und morgen kann das ganze Dorf ausmarschieren und zusehen, was Bogumil Prus macht!"

Sie bezwang alle. Unter neuem Jubel ward der Gefangene zur ersten Kiefer geschleppt. Die einen hielten ihn, die andern banden ihn an den Stamm. Von den Schultern an bis zu den Knöcheln umschnürten ihn die Stricke. Steif wie ein Stock mußte er stehen und konnte nur mit den Zähnen knirschen.

Wie Raserei und Trunkenheit aber schien es über die Mädchen zu kommen. Sie faßten sich an den Händen und umtanzten ihn, höhnten, schnitten Grimassen. Wie ein Hexensabbat sah es aus, phantastisch wogten die Linien der sich beugenden und schüttelnden Körper und der wehenden Röcke im Mondlicht vor dem dunkelnden Wald und dem glitzernden See. Und wo Barbara Paszewska war, wo ihre Haare wie Schlangen flogen, war der Tanz am wildesten.

Sie war auch die erste, die plötzlich links und rechts die Hände der Gefährtinnen losließ und mit vorgestreckten Armen auf den Gefesselten zusprang.

„Ich lach', Bogumil Prus," rief sie. „Ich lach' jetzt so viel, wie ich damals geweint hab'. Ich hab' auf die Stunde gewartet — ich werd' an die Stunde denken. Und immer, wenn ich daran denken werde, werd' ich lachen wie jetzt. Und immer auch werd' ich die Hand streicheln, die dir ins Gesicht schlägt."

Und mit der lockeren Hand, die sie gar nicht ballte, hieb sie in sein Antlitz.

Das Antlitz war rot, wutverzerrt. Immer von neuem wollte der Bursch los; er scheuerte sich nur blutig dabei.

„Bogumil Prus," schrie sie dann und wilder flog ihr Haar, „warum hast du mich betrogen?"

Es sauste durch die Luft. Einen oft geknoteten Strick schwang sie.

„So betrüg' ich dich! So rächt sich Barbara Paszewska, dein Liebchen! So sollst du ein Spott sein, wie ich ein Spott für dich war! So sollst du dich schämen, wie ich mich geschämt hab'. So dich verkriechen wie ich!"

Und dreimal sauste der Strick pfeifend durch die Luft, dreimal schlug er auf den Gebundenen nieder, dreimal kreischten die Dirnen jubelnd auf.

Dann trat Barbara zurück. Ihre Augen waren fröhlich wie lange nicht mehr. Sie hatten das brennende Funkeln verloren. Als wäre sie erlöst und befreit, ging sie ein paar Schritte. Zu Bogumil Prus sah sie nicht mehr hin; er interessierte sie nicht mehr. Sie warf den Strick der Josepha Hoffmann zu: „Nun gehört er euch!"

Und mit raschen Griffen nahm sie ihr Haar hoch und band es auf.

Josepha Hoffmann hatte den Strick gefangen. Sie hatte eine große Rechnung mit dem Burschen abzumachen. Hatte er nicht noch vorhin, als Barbara ihren Namen genannt, kurz gelacht: „Die Gans!"

Und Maria Kossak, die er „Närrin" gescholten, wollte auch an die Reihe. An die Reihe wollten alle andern. Fast stieß eine die andre fort. Jede schlug ihm die Faust ins Gesicht, jede ließ den verknoteten Strick dreimal auf ihn niederfallen, als löschten sie damit jeden Schimpf, den er ihnen getan. Und das gelle Schreien, mit dem jeder Schlag begleitet wurde, tönte durch die geheimnisvolle Stille der Mondnacht.

Zuletzt war noch eine übrig: Bassia Budny. Immerfort hatte sie auf den Gefesselten gestarrt — seitab von den andern. Und immer, wenn die Leine sauste, zuckte sie.

Bogumil Prus hatte sich in sein Schicksal ergeben. Röchelnd von vergeblicher Anstrengung, den Kopf mit aller Kraft gegen den Stamm gepreßt, stand er da mit geschlossenen Augen. Er war jetzt bleich. Im Lichte des Mondes bekam sein Gesicht einen grünlichen Schimmer. Der Unterkiefer hing lose herab. Speichel floß ihm aus den Mundwinkeln.

Aber kein Schrei ward hörbar — kein Laut. Er schien fühllos.

Er schlug die Augen auch nicht auf, als die andern Bassia Budny näherdrängten.

Sie war so bleich wie er. Sie wollte daran denken, was er den andern getan. Wollte daran denken, daß er sie spöttisch immer als Kind behandelt hatte. Daß er ihr „Hasenlippchen" geküßt hatte und dann weitergelaufen war zu andern.

Aber sie hatte heut den ganzen Tag schon zu viel gedacht: Väterchen Karbowiak hatte doch wohl recht, daß das Denken für die Jugend nichts sei. Wie ein Wasserfall brauste es ihr im Kopfe.

„Schlag zu!" rief Josepha Hoffmann ermunternd.

Und mechanisch hob sie die Hand und ließ sie auf sein Gesicht fallen.

Da schlug er die Augen auf. Vielleicht weil die Hand leichter und linder gewesen war und ihn nur gestreift hatte.

Er erkannte das Mädchen wohl. Er sah, wie sie unter dem wilden Rufen der andern den Strick hob.

„Paninuchna!" sagte er.

Sie schlug. Es war, als hätte sie sich selbst geschlagen.

„Weiter, weiter!" mahnte Maria Kossak.

Und von neuem fuhr der Strick empor.

„Was hab' ich dir getan, Basjenka?"

Sie schlug. Das Herz tat ihr weh.

Und zum drittenmal hob sie den Strick. Bogumil Prus sah ihr groß in die Augen.

Dann spie er ihr ins Gesicht und schloß die Augen wieder.

Bassia Budny jedoch schlug zum drittenmal nicht. Sie warf den Strick fort, wischte sich mit dem Aermel das Gesicht und ging davon — purpurrot.

Hinterdrein der Zug der andern.

Die Mädchen hatten sich untergefaßt und sangen. Ueber das üppige Gras der Wiesen schritten sie dem Dorfe zu. Dann schwiegen die Stimmen. Eine leise Ernüchterung kam über sie, je mehr sie den Häusern sich näherten. Aber bald versuchten sie durch lauteres Triumphieren ihrer Herr zu werden.



Markt in Steyr. Nach einem Gemälde von Joh. Nep. Geller

„Habt ihr die Bassia gesehn? Wo ist sie? Nicht schlagen hat sie wollen, psia krew. Angsthase ... Furcht hat sie vor der Rache des Räubers!“

Nur Barbara Paszewska, die aufrecht, mit stolzem Haupt voranschritt, schüttelte den Kopf.

„Sieh, sieh,“ sagte sie nur, „die Paninuchna!“

Sie allein drehte sich auch ein paarmal um, als ob sie das Kind suche.

Aber Bassia Budny war nirgends mehr zu sehen.

IV

Anstatt zu schlafen, meckerte Valeria, die weiße Ziege, kläglich aus dem Stalle heraus.

Anstatt zu schlafen, kauerte Väterchen Karbowiak fröstelnd auf der Bank vor der Tür. Er wollte warten, bis die Paninuchna wieder da wäre, und um sich wach zu halten, schimpfte und murrte er leise vor sich hin.

„Bist du endlich da?“ sagte er grämlich, als sie kam. Er blickte sie mit den trüben Augen an und schüttelte den Kopf. „Wer des Nachts viel läuft, muß am Tag viel schlafen.“

Mit einem gespannten, aber seltsam fremden Blick streifte sie ihn und setzte sich — wieder in der schweren Gedankenarbeit — auf die Schwelle.

Aber Väterchen war unzufrieden.

„Die Jugend läuft, läuft, läuft,“ murmelte er; „stille jedoch sitzt das Alter. Läuft zum Liebsten ... hihi ... küßt das Täubchen, herzt das Täubchen, hält das Täubchen warm. Ich aber friere und sitze hier und denke: wenn sie in die Jahre kommen, kann man sie nicht mehr anbinden.“

Erst da fuhr Bassia auf. Sie hatte nur das letzte Wort recht gehört: „anbinden“.

„Von wem sprichst du?“ fragte sie heftig.

„Gott weiß alles — ich jedoch nicht. Wie sollt' ich wissen, wie dein Liebster heißt ... küßt das Täubchen, herzt das Täubchen, hält das Täubchen warm.“

„Schweig,“ sprach sie unmutig. Sie zog die Knie heran, stützte die Ellbogen darauf und preßte ihr Gesicht gegen die Hände.

Der Alte jedoch folgte ihr nicht.

„Bald muß ich schweigen für immer,“ erwiderte er. „Warum schon jetzt? Solange man lebt, soll man reden. Du wirst noch lange reden, ich noch kurz. Das hat Gott so eingerichtet. Ich war da, bevor du auf Erden gewesen bist; dafür wirst du sein, lange wenn ich schon fort bin. Was, Basjenka, ist das für ein Unterschied? Ich ein bißchen früher, du ein bißchen später. Erst die Kirsche, dann die Birne — schnell geht der Sommer über beide hin, und es ist im Winter ganz gleich, wer früher oder später war. Sterben müssen wir alle, hat Gott beschlossen. Immer, wenn ich ein Kindchen seh', wie das die Beine hebt, geh' ich heran, streich' ihm über den Kopf: ‚Du kannst achtzig Jahre alt werden, neunzig, hundert, aber auch an dich kommt die Reihe, Brüderchen!‘ Die Maslowa hat geschimpft — töricht sind manche Menschen. Hab' ich nicht recht? Die Pflanzen und die Tiere, alles muß weg. Hab' als Junge Nester ausgenommen — lebt noch ein Vogel von damals? Keiner! Neue singen, neue bauen Nester. Das ist mal so ... Und du, Basjenka, läufst jetzt weg und bist heiß ... dich auch werden die Würmer fressen. Eine Zeit im Leben ist für die Liebe, die andre für den Tod. Nicht immer kommt die erste, so sehr man wartet. Immer jedoch kommt die zweite.“

Er brummelte noch vieles ... geheimnisvoll, halb raunend, und sein Kopf wackelte, und er fror.

Bassia Budny hatte aber nichts verstanden. Wie ein murmelndes fallendes Wasser war es ihr eintönig am Ohr vorbeigerauscht. Immer starrte sie in die Nacht. Immer horchte sie nach dem See.

Und plötzlich schrak sie empor: „Was ist das?“

Väterchen Korbowiak hatte nichts vernommen. Es war wohl wirklich nur ein Vogelruf gewesen.

Die Paninuchna jedoch ging ins Haus, nahm ein Messer und schärfte es an der Kante einer irdenen Schüssel. Dann schlich sie sich hinten herum, an den Ziegenställen vorbei, damit Väterchen nichts merkte, zum See hinab.

Es war seit vorhin etwas Fremdes und Großes und Furchtbares in ihr.

Sie hatte mit den andern gemeinsame Sache gemacht, fast ohne nachzudenken. Was ging sie Bogumil Prus an? Ja, sie war trotzig gewesen und hatte ihm einen Denkzettel gewünscht, weil er von ihr fortgelaufen war zu andern, weil das, was für sie ein großes Ereignis war: der Kuß an der Quelle, für ihn ein Scherz, so rein gar nichts gewesen war.

Aber als sie mit den andern verborgen im Walde gelauert hatte, war schon eine leise Bangnis und Beklemmung über sie gekommen.

Dann hatte sie mit angehaltenem Atem auf die Worte gelauscht, die Bogumil Prus zu Barbara Paszewska gesprochen. Neben ihr hatte Josepha Hoffmann gekauert. Als die gehört hatte, wie er höhnisch „die Gans!“ von ihr gesagt, hatte sie ihr, der Bassia, fast den Arm zerkniffen vor Wut, die nicht laut werden durfte.

Und dann hatte die Paninuchna auch die ihr geltenden Worte vernommen. Leiser Spott war darin: „Was willst du von dem Kinde? Fürchtest du die Hasenlippchen?“

Da hatte sie die Hände zusammengepreßt. Ein kurzer Zorn war jäh in ihr aufgestiegen. Und mit den andern dachte sie: ‚Warte, du Räuber!‘

Aber als sie ihn hatten und hielten, als sie ihn banden und höhnten, als sie ihn trugen und stießen, hatte ein unverständliches Weh ihr die Brust zusammengeschnürt. Sie hatte keine Freude daran. Sie hatte Angst, sie empfand einen wunderlichen Schmerz, sie preßte die Hand aufs Herz, in dem sich etwas empörte.

Das kühne Bild sah sie vor sich: den bärenstarken Burschen auf ungesatteltem Pferde.

Und derselbe Bursch nun von Weibern besiegt, gebunden, verhöhnt.

Voll Grauen starrte sie auf die Paszewska und ihr fliegendes Haar. Die Kraft des Hasses, die von ihr ausging, schlug wie eine Woge auch über die andern hin. Und als sie das grausame Spiel spielten und ihn den Fischen vorwerfen wollten, hatte sie aufgeschrien.

Nur mechanisch hatte sie dann alles mitgemacht. Vor den andern scheute sie sich; sie durfte nicht zurückbleiben. Unter den anreizenden Rufen hatte sie die Hand erhoben und sie in das Gesicht von Bogumil Prus fallen lassen.

Aber nicht wie die übrigen hatte sie ihn angeschrien: „Warum hast du mich betrogen?“

Hatte er es denn? Wodurch?

Sie wollte nicht denken. Sie wollte nur tun, was die andern getan. Sich in die gleiche Wut und Entrüstung hineinversetzen. Kind — Paninuchna — Hasenlippchen: mit Gewalt dachte sie an seine Worte.

Vergebens. Keine Empörung straffte ihr den Arm. Aber Maria Kossak und Josepha Hoffmann schrien sie an: „Schlag zu!“ Da schlug sie.

Doch als sie zum drittenmal den Strick erhoben hatte, als Bogumil Prus, der ihr nichts getan, sie anspie und dann die Augen schloß wie in Ohnmacht und Ekel, da ging ein Brausen durch ihr Herz, und der erhobene Arm sank, und der dritte Schlag ward nicht getan, und in irrem Schmerz wußte sie, daß sie den da liebte — liebte — liebte.

Was sie nicht erkannt, als der Stolze und Starke das wilde Pferd lachend gebändigt, das erkannte sie, als er am tiefsten gedemütigt und verhöhnt war.

Und in brennender Scham, in einem Weh, das ihr Herz zerkrampfte, in einem Glück, das wie eine Flamme sie durchglühte, war sie davongestürzt, von den übrigen kaum beachtet — immer weiter, mit keuchender Brust, wie gehetzt und verfolgt, und im dichtesten Gras hatte sie sich hingeworfen, in die Kräuter gebissen und geweint, gestöhnt, geschrien. Ihre Finger gruben sich in den weichen Boden. Sie faßten einen Stein. Und als müsse sie sich wehtun — weher noch, als sie Bogumil Prus getan —, hatte sie diesen Stein in einer kindischen Wut gegen ihre Stirn und ihr Gesicht geschlagen, und jeder Schmerz war eine Wohltat für sie gewesen.

So war sie zurückgekehrt, hatte starren Auges auf der Schwelle gehockt und bei dem Geplapper des Alten nur gehorcht, ob kein Schrei vom See herüberkam.

Die ganze Nacht, wie ein Verbrecher gebunden, sollte Bogumil Prus dort stehen. Es würde noch finsterer werden, vielleicht kämen die Nebel vom See und den Wiesen, vielleicht regten sich Enten im Schilf, und der Wyl schliche heran, das hagere Gespenst, das in den Wäldern sich barg.

Und plötzlich war Bassia Budny da aufgestanden. Sie ging zu Bogumil Prus, ob er sie auch töten mochte.

Auf den Wiesen lag fahles Mondlicht. Alles ward gelber darin: der Hahnenfuß mit den goldenen Krönchen, der letzte Löwenzahn, der verspätet hier und dort noch blühte, während er sonst schon überall die runde Federkappe trug, die rote Lichtnelke, an deren Gelenken der Kuckucksspeichel hing, die Riedgräser und was sonst in üppiger Fülle ringsum wucherte.

Bassia Budny sah nichts. Sie lief, so schnell sie konnte. Erschreckte Vögel stoben vor ihren Füßen auf, manchmal ward der Boden sumpfig, daß der Fuß einsank — aber immer näher kam der See, der wie eine blankgeschliffene Scheibe, auf der irre Lichtreflexe spielen, dalag.

Bogumil Prus mochte sich leicht heiser gerufen haben. Er rief nicht mehr. Es war Stille wie sonst, als ob kein Mensch hier litt.

Keuchend hielt die Paninuchna inne. Sie ertrug diese unheimliche Ruhe nicht mehr. Sie wußte doch, daß unweit von hier noch jemand war — aber nur das Rauschen und Raunen der Nacht.

Hätte sie ein Stöhnen gehört, einen Fluch, einen Schrei — voll Jubel hätte sie geantwortet.

Nichts —!

Da rief sie selber. Die eigne Stimme erschreckte sie; sie konnte fast verfolgen, wie der Schall zum Walde und über den See lief, wie er in der Mitte des Sees erstarb, als wäre er in die Tiefe gesunken.

Und wieder keine Antwort.

Sie zögerte nicht; sie lief in verzweifelten Sätzen den Baume zu, an den sie Bogumil Prus gebunden hatten.

Gott sei Lob und Dank — da war er noch!

Und wie an den Boden gefesselt, blieb sie zwanzig Schritte vor ihm stehen, die Hände mit dem Messer gegen die Brust gedrückt.

Sie sprach seinen Namen. Ihr ganzes Herz zitterte in dem Worte. Aber auch jetzt noch die Stille. Nichts regte sich.

Und mitten in dieser Stille kam ihr ein furchtbarer Gedanke. Wenn er tot war —! Wenn er nicht mehr antworten konnte! Wenn sie zu lange mit seiner Befreiung gezögert hatte —!

Einen kurzen Schrei stieß sie aus wie ein Tier. Sie sprang auf ihn zu, schüttelte ihn, so gut sie es bei der engen Verschnürung konnte.

Da sah sie, daß er sie finster anblickte.

Jäh ließ sie ab von ihm. Sie musterten sich schweigend. Und dann begann sie die Stricke zu durchschneiden.

Es war eine langwierige Arbeit. Sie wollte die Leine nicht ganz unbrauchbar machen und löste sie ab. Dazu mußte sie oft um ihn herumgehen. Wenn eine neue feste Verknotung sie aufhielt, hatte sie, dicht zu ihm gebeugt, lange zu arbeiten.

Und keiner sprach ein Wort.

Am engsten waren die Handgelenke von den Stricken umschnürt, die tiefe rote Striemen darum gezogen hatten. Vergebens mühte Bassia Budny sich ab, die Verknotung zu lösen. Schon wollte sie auch hier mit dem Messer vorsichtig schneiden, als sie stutzte.

Vielleicht ging es mit den Zähnen.

Und sie kniete nieder und versuchte mit dem festen weißen Gebiß ein Ende der Leine zu fassen und zu lockern. Ihre heißen trockenen Lippen berührten dabei manchmal die Handwurzel des Burschen. Dann zuckte sie zurück.

Aber endlich gelang es ihr.

Und dann riß sie die Stricke heran zu sich: Bogumil Prus war frei.

(Fortsetzung folgt)



Die Meridiansäule in Hammerfest

Unter der Mitternachtssonne

Von

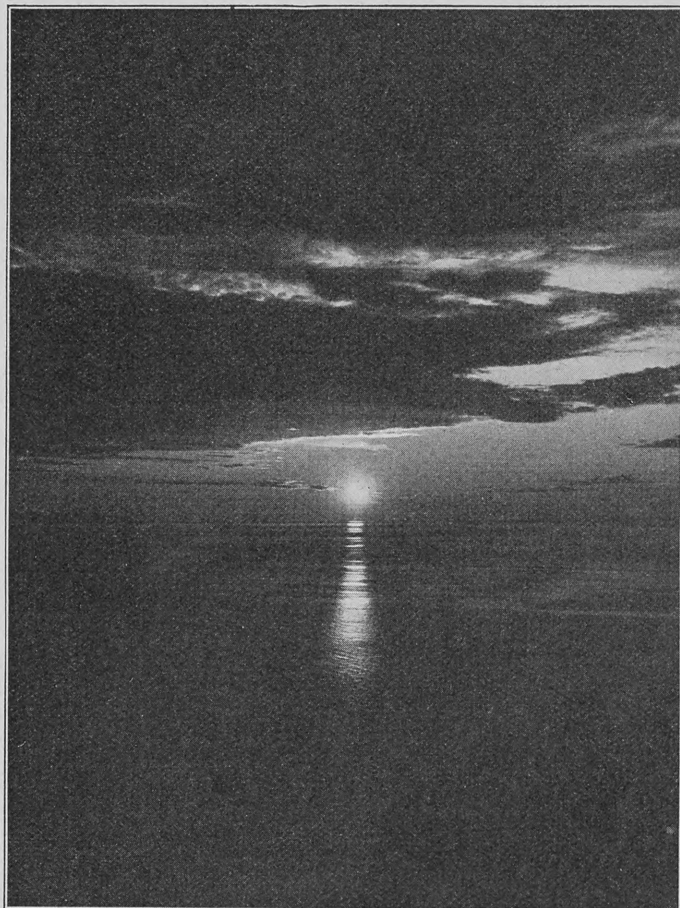
Karl von Dahlen

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Dr. Albert Segin)

Im Lappland-Expreß! Behaglich sitzt eine kleine Reisegesellschaft im Rauchsalon beisammen. Aus allen Teilen der Welt hat der Zufall sie zusammengeführt, und in der Gemeinschaft einer zweitägigen Eisenbahnfahrt ist man schnell miteinander vertraut geworden. Draußen liegt der Glanz der nordischen Nacht über der eintönigen Wildnis. Wald, Wald, so weit das Auge reicht, aber nicht der schöne, hochstämmige Wald, der Freund des Menschen, der den Wanderer liebevoll in seine Arme schließt, jener endlose, weglose Wald, das grausamste Bild des harten Kampfes ums Dasein, wo das Kleine das Große niederringt und die kümmerlichen Tannen, ganz bedeckt von silbergrauen Moosen und Flechten, zwischen riesigen Granitblöcken gleichsam hoffnungslos ihren langsamen Tod erwarten. In der spukhaften Helligkeit der Nacht erscheint die Landschaft völlig erstorben und wesenlos; es ist, als führe man über die weiten Flächen eines erloschenen Sterns. Der behagliche schwedische Doktor mahnt zwar zur Ruhe, aber die weiße Nacht läßt uns nicht schlafen. Hält der Zug, um Wasser oder Kohlen einzunehmen, dann ist es doch zu verlockend, zur mitternächtlichen Stunde hinauszutreten in das schweigende Land. Man ist so fern von dem, was eigentlich Europa ist, und die paar Schritte die Böschung hinab, um Moose oder Beeren zu sammeln, führen gleich ins Unbekannte. Nach und nach erstirbt die Vegetation unter der harten Hand des nordischen Himmels, kleiner und kleiner werden die Bäume, bald entdeckt mein pflanzenkundiger Begleiter die erste Gletscherbirke mit ihrem feingezackten Laub, nur die Blumen leuchten dort oben mit helleren, hektischen Farben, in der Ferne aber schimmert der Zebraschnee wie die Riesenfetzen eines zerrissenen Leichentuches. So geht es weiter durch Lappmarken, vorbei an den Erzstädten Gellivara und Kiruna, die einen ganz amerikanischen Eindruck machen. Welche Stunde die Uhr auch zeigen mag, an jedem Bahnhof steht die Bevölkerung bereit, uns zu begrüßen. Langsam klettert der Zug bergauf. Der nackte Granit tritt immer mehr zutage, und obwohl wir nur ein paar hundert Meter über dem Meeresspiegel sind, hat die Gegend ringsum völligen Hochgebirgscharakter. Dieselbe ergreifende Oede wie auf den Alpenpässen, aber ins Riesenhafte, Unendliche gesteigert! Hier und dort schimmern kleine Seen zwischen dem Gestein, die Bäche stürzen sich toll von den Höhen, und zur Rechten schimmert der langgestreckte Silberstreif des Torne Träsk, des größten Binnensees im schwedischen Norden. Ueber dem Gebirge am andern Ufer liegt eine dunkle Wolkenwand, aber Wasserfall neben Wasserfall scheint gleichsam aus den Wolken herabzubrausen, und ihre Silberstreifen glänzen hell auf den tiefblauen Bergwänden. Hier und dort weiden einzelne Rudel Renntiere und fliehen schwerfällig, wenn die Pfeife der Lokomotive ertönt.

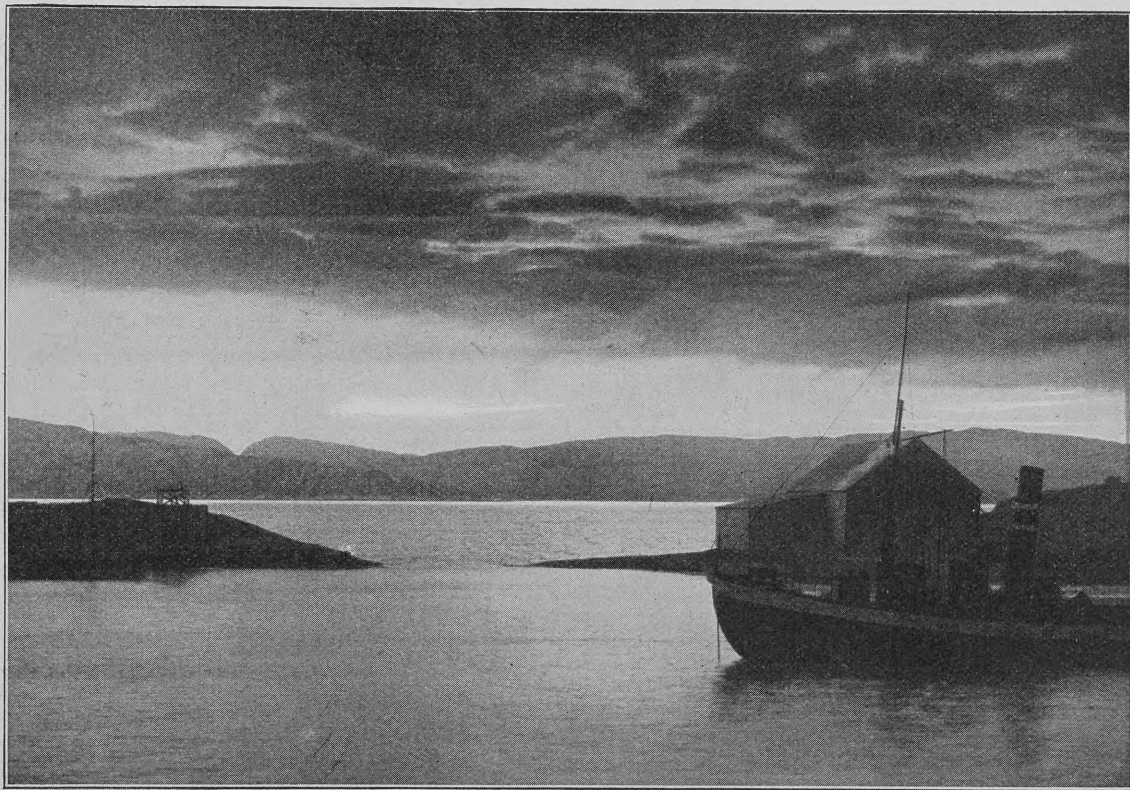
Um die Mittagszeit erreichen wir die Grenze von Schweden und Norwegen. Riksgränsen heißt stolz der Name der kleinen Station. Auf dem Bahnhof herrscht reges Leben; ein paar junge Schwedinnen mit herrlichem Blondhaar sind soeben von einer Fußtour aus dem Innern Lapplands zurückgekehrt. Sie tragen den lappischen Bandschuh, den Alpenstock in der Hand, die Botanisierbüchse auf dem Rücken und machen so einen sehr unternehmenden Eindruck. Ihre ganze Begleitung ist ein junger, kaum der Schule entwachsener Student. Unwillkürlich fallen einem da die Stellen aus Goethes Briefen aus der Schweiz ein, die von den umfassenden Vorbereitungen, von den sorgfältigen Nachforschungen beim alten Saussure erzählen, ehe sich die Reisegesellschaft entschließt, im Spätherbst in das Chamounixtal bis an den Fuß des Montblanc vorzudringen. Welch ein Unterschied! Heute trifft man die jüngste Jugend fast unbehütet auf der Wanderung durch eine weglose Wildnis hart an der Grenze der arktischen Welt. Von Riksgränsen geht es in zahlreichen Kehren durch viele Tunnels hinab ans Meer. Grüner und grüner färbt sich wieder das Land. Endlich: Thalatta, Thalatta! Aus der Tiefe blinkt der stille Spiegel des Rombakefjord, in den von allen Seiten sich weißschäumende schmale Wasserfälle ergießen. Bald ist Narwik erreicht. Wir verlassen den Zug, und Anna, die Köchin des Speisewagens, die uns jeden Morgen mit so höflichem Knicks begrüßte, schwenkt zum Abschied ihre weiße Mütze.

Jetzt müssen wir uns den Göttern des Meeres anvertrauen, und manchem der Reisegenossen sinkt das Herz in die Unaussprechlichen, als er den kleinen Dampfer — „Hadsel“ ist sein Name — der Vesteraalen-Kompanie erblickt, der uns bis zur äußersten Spitze unsers Kontinents bringen soll. Zwergenhaft klein liegt er neben den großen Dampfern, die das in Kiruna gewonnene Erz hier verladen, und die starren, himmelragenden Wände des Fjords lassen überhaupt jedes Menschenwerk jämmerlich zusammenschrumpfen. Dafür sind wir aber auch nur eine ganz kleine Reisegesellschaft — wenig mehr als ein Dutzend —, und in fröhlichster wagemutiger Stimmung lichten wir die Anker und dampfen gen Norden. Um uns welch seltsame, märchenhafte Welt! Die höchsten Spitzen der Berge sind in dunkeln Wolken verborgen, die Felswände leuchten in tiefem Blau, grüngrau schimmert die See. Weit und breit kein Dampfer, nur ein paar Fischerboote, genau so gebaut wie die alten Drachenschiffe der Wikinger, hinten und vorn mit hochragendem Bug und rostbraunen Segeln, kreuzen unsern Kurs. Aber im Wasser wird es lebendig:



Mitternachtssonne über dem Eismeer

Delphine umspringen das Schiff, bald sieht man ihre plumpen Leiber durch die Luft fliegen, bald kann man in der klaren Flut ihre blitzschnellen Bewegungen verfolgen. Die Lumme taumelt vor uns her, ängstlich versucht sie sich zum Fluge zu erheben und stürzt sich dann kopfüber in die Tiefe. Die Möwe stößt ihre schrillen Schreie aus, und der Kormoran streicht mit stillem Flügelschlag vorüber. Soweit das Auge reicht, reihen sich Inseln an Inseln, der Baumwuchs wird spärlicher, aber noch bedeckt ein leuchtendes gelbliches Grün die steilen Wände. Dichter und dichter bezieht sich der Himmel, und in dem unsicheren Zwielicht gewinnen diese felsigen Eilande immer phantastischere Formen. Bald hat es den Anschein, als wären wir von einer ungeheuern Herde fabelhafter vorsündflutlicher Riesentiere umlagert, die, zur Hälfte im Wasser verborgen, plötzlich sich auf uns werfen könnten, um unsre Nußschale zu zerschmettern. Kimmerische oder hyperboreische Stimmung! Man lernt auch wieder an Scylla und Charybdis glauben. Wenn die Sonne aber durch den Schleier bricht und ein frischerer Windstoß vom Eismeer her



Mitternachtssonne in den Schären



Mitternachtssonne vom Floifjeld bei Tromsö aus gesehen

dichten Wolken ihren Felsen. Endlich taucht das Nordkap vor uns auf. Scharf wie der Sporn eines Panzerschiffes dringt es in die Unendlichkeit des Meeres vor. Unser „Hadsel" umfährt es langsam und wirft dann in einer von Felsen rings umschlossenen Bucht Anker. Die Gestade der Vergessenheit! Das Meer liegt beinahe ganz leblos, die steilen Wände glänzen feucht, ihre Farbe ist ein dunkles Stahlgrau, auf den Höhen lagern dichte Wolken, ein Schneefeld zieht sich in einer Ecke herab und entsendet einen kleinen Wasserlauf, der mit dumpfem Murmeln ins Meer fällt. Sonst tiefe Stille! Im Hintergrund der Bucht eine kleine Hütte, kaum sichtbar: darin wohnen ein paar Fischer und ein Deutscher, der den sommerlichen Touristen oben auf der Höhe Ansichtspostkarten und Schaumwein verkauft. Mühsam erklimmen wir die ziemlich steile Wand. Zwischen dem Schneefeld und dem Zickzackwege breitet sich ein wunderlicher Blumenflor. In der langen Helle des Sommers sprießen die Blumen hier zwischen Schnee und Eis mit zauberhafter Kraft hervor. Da gibt es eine ganz seltsame Art von gefüllten Ranunkeln, gelbe Veilchen wuchern am Boden, überhaupt sind Gelb und Weiß die vorherrschenden Farben. In der furchtbarsten Oede die heißeste Sehnsucht zum Leben! Als wir gerade das Plateau erreicht haben, hüllt eine Wolke den ganzen Gipfel ein. Einen Augenblick sehen wir gar nichts. Allmählich gewöhnt sich das Auge an das Zwielicht, und nun wandern wir an einem Drahtseil entlang zur äußersten Spitze

die Wolken auseinander jagt, dann sieht man plötzlich ringsum Spitzen und Zacken und hoch oben leuchten Gletscher in schneeiger Weiße. So stampft unser kleiner „Hadsel" mühsam seinen Weg. Nicht jedem Passagier ist die Fahrt ein ungetrübter Genuß; meistens schützt uns zwar die vorgelagerte Inselkette, aber wenn an offenen Stellen die lange Dünung des Ozeans unser Schifflein erreicht, tanzt es lustig auf und nieder, und manch einer beugt sich stumm diesen höheren Gewalten. Als wir kurz vor Mitternacht beim Grogglase — es sind nur ein paar Grad über Null — in der Kajüte zusammensitzen, da glitzern plötzlich die Fensterscheiben, das Messingzeug blinkt hellauf, das Licht fängt sich in den Gläsern auf den Tischen und tanzt auf unsern Gesichtern, dann mit einem Male ist wieder alles fahl und kalt: der erste flüchtige Gruß der mitternächtigen Sonne!

Unser Weg führt uns vorüber an einem der mächtigsten Vogelberge des Nordens. Schon von weitem hört man das Kreischen der scheuen Tiere, näher gekommen, sieht man sie in zahllosen Reihen an der Felswand kauern. Jetzt lösen wir einen Böllerschuß, und etwas Wunderbares geschieht. Der Berg scheint geplatzt zu sein wie etwa ein Daunenkissen. Wolkengleich umhüllen uns plötzlich Millionen und Millionen von Vögeln, es ist ein ohrenbetäubender Lärm, und wer aufwärts sieht, glaubt in das dichteste Schneegestöber zu blicken. Wir nehmen unsern Kurs wieder auf, aber lange noch umschwärmen die aufgeschreckten Vögel in



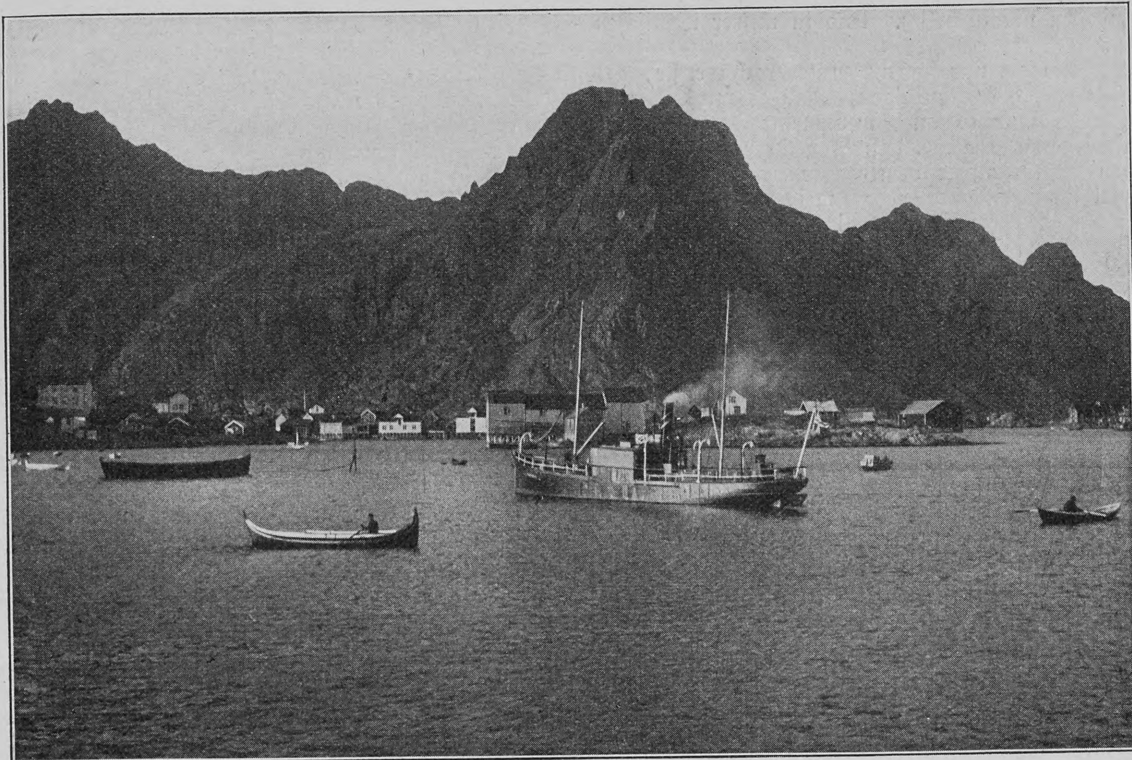
Altes Holzhaus in Tromsö



Im Lappenlager

unsers Kontinents. Weiß glänzt der Granit am Boden, dazwischen leuchtet eine kleine rosa Nelke. Schneehühner gehen vor uns auf und verschwinden im Nebel. Immer lauter wird die Brandung und bald stehen wir am Pavillon, wo man zur Feier des Momentes ein Gläschen Sekt zu trinken pflegt. Aber wo ist die Sonne? — Schon mahnt die Dampfpfeife zur Rückkehr. Da plötzlich kommt Bewegung in die uns umlagernden Massen, schneller und schneller ziehen die Nebelstreifen, mit einem Male klafft ein breiter Spalt, und fern am Horizont, dicht über dem phosphoreszierenden Meere steht der leuchtende Sonnenball. Dann fällt der Vorhang wieder, und froh des genossenen Schauspiels, das nicht allen Nordkapfahrern beschieden ist, treten wir den Abstieg an.

Unser „Hadsel" steuert nun wieder südwärts. Hammerfest wird kurz besucht, das ohne Sonne unter regenschwerem Himmel einen unendlich melancholischen Eindruck macht. Aber dann kommt ein Glanzstück der Fahrt: der Lyngenfjord. Hier vereinen sich Meer und Gebirge zu mächtigem Naturbild. Langsam fährt der Dampfer an den steilen Felswänden dahin, und während wir in stummer Bewunderung auf dem Verdeck sitzen, zieht Gletscher auf Gletscher an uns vorüber, tiefblau hangen sie oben an den Graten und bis in das dunkle Wasser reicht ihre Eiszunge. Bald hinter Tromsö eröffnet sich dann die eigentliche Wunderwelt des Nordens. Die Felswildnis der Lofoten nimmt uns auf. Es ist schwer, mit Worten auch nur ein einigermaßen überzeugen-



Der Hafen von Soolvär, Hauptort auf den Lofoten

des Bild von diesen sinnverwirrenden Szenerien zu geben. Ein versunkenes Gebirge oder eine neu aus dem Meer auftauchende Welt? Der schönste von allen Lofotenströmen ist der Raftsund. Ein breiter Wasserlauf mitten durch das Herz einer imposanten Gebirgswelt: hier erschließen sich dem Auge Bilder, die sonst nur der Bergsteiger nach mühevoller Wanderung erblickt. Der Troldfjord ist das Wunderbarste in dieser Wunderwelt. Das Schiff fährt direkt auf eine senkrechte Felswand zu, dann eine kleine Wendung, und in vorsichtiger Fahrt gleiten wir durch einen schmalen Spalt zwischen glatten, blanken Granitwänden hindurch. Nun schwimmen wir auf einem kleinen, tiefgrünen Alpensee tief unten in einem Gebirgskessel. Rings Schnee und Eis, ein Wasserfall wirft sich mit dumpfem Brausen in den See, aber unbeweglich glatt bleibt sein Spiegel. Rotschimmernde Algen rudern durch die klare Flut, die Lumme taucht auf und verschwindet wieder, die schwarzen Seeschwalben flattern um die Wände. Sonst Totenstille! Alles hält hier unwillkürlich den Atem an. Troldfjord nennen die Norweger diese Stelle, und etwas Spukhaftes liegt in der Luft, Gespensterstimmung waltet umher. Hierher hätten die Griechen den Eingang in die Unterwelt verlegt.

Soolvär, der Hauptort der Lofoten, ist unsre letzte Station. Dort verlassen wir unsern kleinen „Hadsel", um mit einem größeren Schiffe der Vesteraalen-Kompanie die Fahrt nach Süden fortzusetzen. In der alten Krönungsstadt Drontheim steigen wir wieder ans Land. Noch umfängt uns die ernste Natur des Nordens, aber nach dem Grausig-Schönen, das unser Auge erblickt, will uns hier die Landschaft gar lieblich und friedlich erscheinen. Wieder gießt die weiße Nacht ihren Schimmer über Land und See. Es ist beinahe Mitternacht, als wir aus der Stadt hinauswandern über Berg und Wald. Junge Burschen und Mädchen kommen uns entgegen, sie halten sich an der Hand und sind mit Blumen geschmückt. Ein Pärchen nach dem andern; die Nacht ist ja so wunderhell. Frischer Heuduft liegt in der Luft. Und wie wir uns nun umsehen und hinabblicken auf den silbernen Fjord, da ist uns, als fühlten wir nach der Totenstarre des Nordens zum erstenmal wieder den lebendigen Pulsschlag der liebenden Mutter Natur.



Die Mitternachtssonne vom Plateau des Nordkaps aus gesehen

Zwei Männer

Skizze

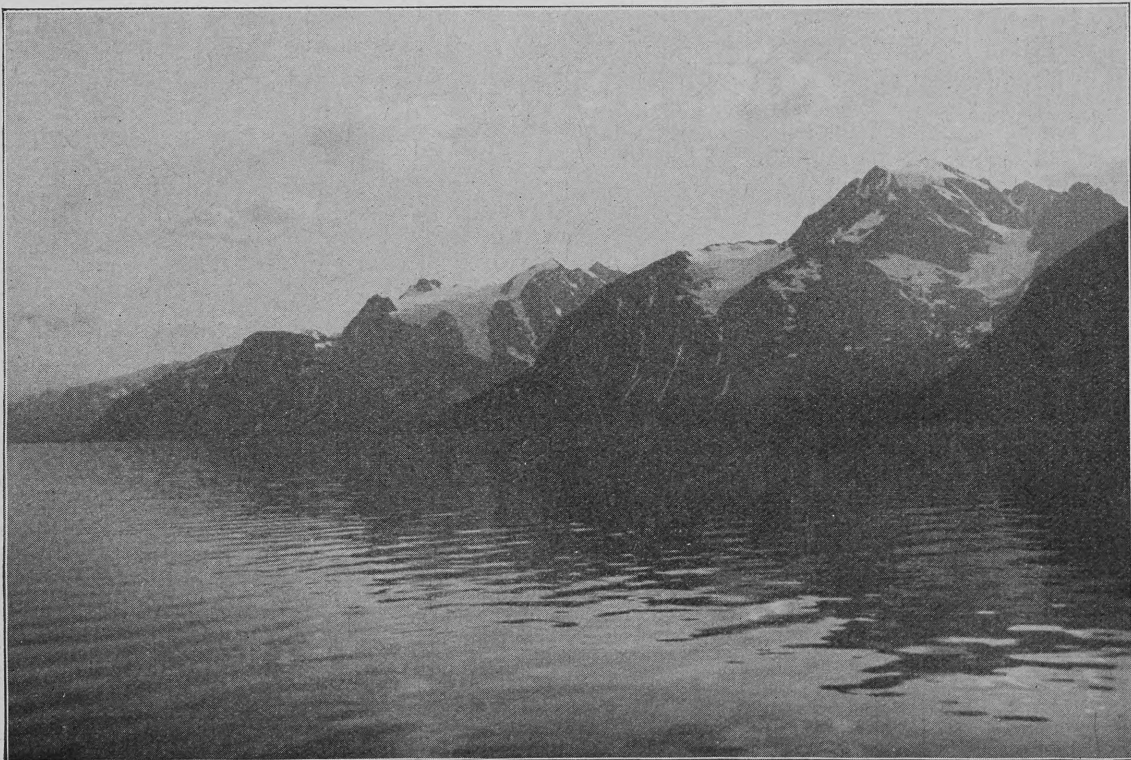
von

Emil Peschkau

Eine hochgewachsene üppige Blondine schritt, vom Speisewagen her kommend, durch den Korridor des D-Zuges. Obwohl sie den Eindruck einer verheirateten Frau machte und das schleierlose Gesicht ein Alter weit über dreißig verriet, wandten sich ihr doch überall die Blicke der Herren zu. Die schöne Gestalt, die in dem knapp anliegenden dunkeln Kleide aufs beste zur Geltung kam, und die helle Goldfarbe des Haars fielen ebenso auf wie der herbe und stolze Ausdruck der eigentlich süß geschnittenen Züge. Sie schien aber für all die Aufmerksamkeit, die ihr gewidmet wurde, ganz unempfindlich zu sein. Kein Wort des Dankes, kein flüchtiges Nicken lohnte die eifrige Galanterie, mit der ihr die an den Fenstern herum Stehenden Platz machten, es war, als ob sie überhaupt nichts sähe als ihren Weg. So schritt sie von Waggon zu Waggon, und erst als sie sich dem Ende des Zuges näherte, wandte sie ihre Augen den hier schon zumeist leeren Coupés zu, um das ihrige zu suchen. Plötzlich aber flog ein jähes Leuchten über das eben noch so ernste Gesicht, ihre Lippen öffneten sich lächelnd und hastig wandte sie sich nach einer Tür zurück, die sie schon hinter sich hatte. Wie durch Zauber war die ganze eisige Starrheit von ihr gewichen und mit fast kindlicher Freude brach sie in ein „Sie, Herr Doktor —!" aus, während sie dem einzigen Passagier des Abteils die Hand entgegenstreckte.

Dieser hatte erst gar nicht auf sie geachtet. Mit halbgeschlossenen Augen und verdrießlicher Miene, die Beine lang ausgestreckt, lag er in einer der Fensterecken. Dann sah er in der Türöffnung den Saum eines dunkeln Frauenkleides, einen schmalen Streif weißer Spitzen und ein Paar elegante schwarze Lackschuhe, aber er ließ sich dadurch nicht stören. Erst als er schon angesprochen wurde, hoben sich die schläfrigen Lider, und nun stand er auf . . . fast unhöflich langsam und ohne Zeichen von Freude.

„Wir haben uns lange nicht gesehen, gnädige



Im Lyngenfjord

Frau," erwiderte er stockend, wobei seine Augen schon wieder an ihr vorbei blickten nach den grünen Wäldern und gelben Stoppelfeldern, die draußen in der Abenddämmerung vorüberflogen. Das Sprechen schien ihm schwer zu fallen, als wäre es etwas Ueberflüssiges. Auch die dargebotene Hand hatte er nur ganz flüchtig berührt.

Aber nichts wurde ihm übelgenommen. Die schöne Frau sah ihn nur noch freundlicher an und begann dann sofort ziemlich weitschweifig zu erzählen, daß sie aus Marienbad komme und daß der Arzt wahrhaftig erklärt habe, es sei nötig, obwohl sie's nicht begreife. Uebrigens bereue sie nichts, sie fühle sich wirklich wohler, und dann sei ja Marienbad so herrlich, daß sie sogar noch eine Woche über die Kur hinaus geblieben sei. Er hörte sie stille an, ohne sie zu unterbrechen, nur gelegentlich mit einem Lächeln, als ob ihn das zutrauliche Geplapper, das ihn eigentlich gar nichts anging, doch nicht mehr verdröße. Und als sie ihm mit einem herzlichen „Und Sie, Herr Doktor —?" endlich nochmals die Hand reichte, drückte er sie ganz kräftig.

„Haben Sie sich auch einmal ein bißchen Erholung gegönnt?" fragte sie in noch wärmerem teilnahmsvollen Ton weiter. „Die Ferien gut ausgenützt?"

Jetzt aber trat der melancholische Ausdruck in dem feinen, dunkelbärtigen Gesicht wieder stärker hervor und er schüttelte den Kopf.

„Ich hatte in Leipzig geschäftlich zu tun," erwiderte er.

„Also immer Arbeit?"

„Immer Arbeit!"

„Sogar in den Ferien!"

„Mein Gott!" unterbrach er sie achselzuckend, „Sie wissen ja! Ein armer Lehrer mit großer Familie! Da heißt es eben Privatunterricht geben, Vorträge halten, Schulbücher schreiben. Heute hab' ich mit meinem Verleger ein neues vereinbart."

Sie schwieg eine Weile und sah ihn nur bewundernd, fast zärtlich an.

„Was Sie für ein Mann sind!" seufzte sie endlich auf. „Da wird man jetzt gewiß wieder in Ihrem Studierzimmer noch um drei Uhr, vier Uhr nachts Licht sehen, wenn ... wenn andre Leute von irgendeinem Vergnügen heimkommen."

„Tagsüber heißt es eben Stunden geben," erwiderte er etwas verlegen. „Und dann brauchen ja auch meine eignen Kinder viel Nachhilfe."

„Ach ja, Ihre Kinder!" fiel sie ein. „Hoffentlich sind sie immer gesund?"

„Gott sei Dank, ja."

„Und Ihre Frau Gemahlin? Es geht ihr gut?"

„Danke verbindlichst! Aber ich habe noch gar nicht nach Ihrem Herrn Gemahl ..."

Erschrocken unterbrach er sich, als er sah, wie das Wort auf sie wirkte. Und mitleidig fuhr er fort: „Es ist doch nicht ein Unglück ...?" Aber auch jetzt fragte er nicht weiter. Um einen Todesfall konnte es sich nicht handeln. Was jetzt aus dem jäh erblaßten Gesicht und den seltsam funkelnden Augen sprach, war nicht Trauer, sondern Bitterkeit, Haß. Und nun zog sie mit einer heftigen Bewegung die Tür zu und ließ sich daneben wie in einem Anfall von Müdigkeit nieder.

„Sie haben also nichts gehört ...?" fragte sie, während er ihr gegenüber etwas zögernd, nicht ohne Verwirrung Platz nahm.

Ihre Brust hob sich hoch und die Tränen stiegen ihr in die Augen.

„Wie schwer es einem fällt, so etwas zu sagen, auch wenn man ganz schuldlos ist! ... Ich bin seit einem Jahre geschieden!"

„Ge—schie—den? Wahr—haf—tig?"

Er fuhr auf, als könnte das ja gar nicht möglich sein.

„Aber wie ... wie ... ja, was ist denn geschehen, gnädige Frau?" stammelte er weiter, immer noch lebhaft den Kopf schüttelnd.

„Ich habe, wie gesagt, nicht die geringste Schuld daran," erwiderte sie, und zugleich nahm sie aus ihrem Pompadour ein spitzenbesetztes Tüchelchen, mit dem sie sich nun über die Augen fuhr.

Wie das duftete! Und wie schön diese Frau noch immer war! Er sah sie schweigend an und eine Weile hörte man nur das Rollen und Stampfen der Räder. Ihm klang es jetzt wie ein sanftes Lied, bei dem man in Träume versinkt ... das Leben vergißt ...

„Sie kennen ja meinen Mann," begann sie endlich wieder, und er fuhr auf, als ob er plötzlich erwachte.

„Ihren Mann? ... Ja freilich! ... Das heißt, ich ... ich kenne ihn eben, wie man sich kennt, wenn man so viele Jahre in demselben Hause ..."

„Hausgenossen beobachten einander immer," entgegnete sie mit einem Versuch zu lächeln. „Zum mindesten unwillkürlich. Und in unsrer idyllischen Gegend ..."

„Ich kann nur sagen," unterbrach er sie, als wollte er sich entschuldigen, „daß es mir ... und eigentlich war es auch nur meine Frau, der es auffiel, daß Sie ... daß Ihr Herr Gemahl fast jeden Abend außer dem Hause verbrachte. Aber soviel ich weiß, ging er doch meist mit Ihnen aus."

„In den ersten Jahren!" fiel sie höhnisch ein, mit wieder jäh aufwallender Bitterkeit. „Dann aber zog er es vor ... Mit einem Wort gesagt: Er hat mich betrogen! Schändlich betrogen! Ich mußte mich scheiden lassen!"

„Aber — ist — es — denn — möglich?" stammelte er wieder. „Wie — wie konnte er denn Sie ... ich begreife es nicht ... welche Frau konnte er Ihnen vorziehen ... Ihnen?"

Sie zuckte die Achseln und zerrte das Taschentuch, das sie in der Hand zusammengeballt hatte, auseinander.

„Ich bin ihm wohl zu alt geworden. Die Person, mit der er sich einließ, war ja kaum aus den Kinderschuhen heraus. Und dann ... es mußte wohl so kommen. Es war die letzte Konsequenz eines egoistischen Charakters, der nur das Vergnügen sucht und nie für seine Familie ein Opfer bringen würde. Gott sei Dank, daß wir wenigstens keine Kinder haben!"

Die Tränen stiegen ihr wieder in die Augen, und in plötzlich noch wachsender Erregung, bald den Kopf schüttelnd und bald ihr Gesicht trocknend, fuhr sie fort: „Ach, Sie wissen nicht, Herr Doktor, wie oft ich Sie mit ihm verglich! Wie oft ich Ihre Frau beneidete! Wie ich in meinen rasenden Schmerzen Gott vorwarf, warum er gerade mir nicht einen Mann gab wie Sie, warum er gerade mich so unglücklich machte! Hundert und hundertemal stellte ich Sie mir vor, wie Sie für Ihre Frau arbeiteten, Ihre Kinder unterrichteten — oft genug hörte ich Sie ja durchs offene Fenster —, und immer mehr hab' ich daran denken müssen, wie Sie nur für Ihre Familie lebten, während mein Mann —"

Der Zug fuhr jetzt langsamer und nun hielt er vor einem Bahnhofsgebäude — sie schwieg. „Wittenberg!" rief es von draußen, Türen wurden geöffnet und zugeschlagen, Bier und Berliner Abendblätter angeboten ... kaum eine Minute später ging es schon wieder weiter. Sie hatte ihren Schleier aus dem Pompadour genommen, als aber niemand einstieg und dann nur der Schaffner im Vorübergehen einen flüchtigen Blick in das Coupé warf, legte sie ihn wieder weg. Gleich darauf aber schien sie zu erschrecken, und jetzt griff sie jäh nach der Hand ihres Gegenüber.

„Sie sind mir wohl recht bös, Herr Doktor?" fragte sie, wie um Verzeihung bittend, während er ihre Hand festhielt. Dann aber, als sie sie wieder zurückgezogen hatte und er in die Worte ausbrach: „Was fällt Ihnen ein, gnädige Frau!" machte sie einen Versuch zu lächeln.

„Mein Platz ist ja im Damencoupé," entschuldigte sie sich. „Und Sie wollten gewiß ein wenig ruhen ... ich habe Sie gestört, ohne auch nur zu fragen —"

„Sie haben mir nur trübe Gedanken verscheucht," unterbrach er sie beruhigend. „Ich war sehr verdrießlich —"

„Trotz allem also noch Sorgen!" seufzte sie. „Ach Gott — ich kann es Ihnen ja nachfühlen. Aber" — fuhr sie dann fort, als wollte sie ihn trösten — „nehmen Sie dagegen mein Schicksal! Uns hat nichts gefehlt. Mein Mann hat eine angenehme Stellung, gut bezahlt und wenig zu tun ... ich besitze etwas Vermögen ... und doch! Und dabei haben wir aus Liebe geheiratet! Jetzt begreif' ich freilich nicht mehr, wie ich mich in einen Menschen von seiner Art verlieben konnte. Aber wenn ich auch befreit bin von ihm, eine solche Enttäuschung überwindet man doch nicht so leicht. Damals wär' ich beinahe aus dem Fenster gesprungen. Ich geschämt hab' ich mich, wieder auf die Straße zu gehen, obwohl doch er ganz allein Ursache hat, sich zu schämen. Wahrhaftig, Herr Doktor, das Gericht hat es ja auch ausgesprochen ..."

Und nun erzählte sie ihm weitläufig die ganze Geschichte ihres Unglücks, als müßte sie ihn doch erst überzeugen, daß auch nicht der Schatten einer Schuld bei ihr war. Er sah sie aufmerksam an, unterbrach sie aber nicht mit einem Wort, und durch das Lärmen der Räder hörte er nur immer dieses „Wie oft ich Ihre Frau beneidete!" Sie hatte sich längst daran gewöhnt, alles, was er tat, als selbstverständlich hinzunehmen. Sie war eben seine Frau und er der Mann, der die Rechnungen zu bezahlen hatte. Und dazu mußte sie bei ihrem lieblosen Wesen im Alter allen Reiz verlieren. Kinder aber sind Kinder. Sie können höchstens dann Liebe geben, wenn die Mutter sie ihnen einflößt. Und so war es heute zum erstenmal in seinem Leben, daß ihm etwas wie Dank zuteil wurde. Zum erstenmal tat jemand seiner Seele so wohl! Und es war eine Frau, die ihm diese Wärme entgegenbrachte, diese Herzlichkeit! Eine schöne Frau, an der alles Reiz war, jeder Blick, jede Bewegung, jedes Wort, jeder Atemzug! Wenn ihn bei einem Schaukeln des Wagens nur ihr Kleid streifte, ging schon ein Wonneschauer durch seine Nerven. Er liebte sie, wie sie ihn längst liebte, und diese Liebe war das Glück! Der Zug aber rollte weiter und immer näher kam wieder sein ödes, freudloses Dasein. Kaum eine halbe Stunde noch, und dann war das Glück entschwunden für immer und er war wieder der Narr der Pflicht. Wie die Lichter draußen dahinflogen! Und jetzt alles vorbei ... nur graue Nacht voll schwarzer Schatten! Plötzlich glaubte er zu fühlen, wie der Boden unter seinen Füßen raste, und das Stampfen, Rollen, Rasseln fing an, ihn zu martern. Nur eine Sekunde lang hatte er nach dem Fenster gesehen und jetzt wandte er sich wieder zu ihr. Wie sie ihn anlächelte ... mit ihren verweinten Augen! Er wollte sprechen, aber die Zunge war ihm wie gelähmt, während seine Lippen zuckten und seine Hände zu zittern begannen. Und jetzt sah auch sie nach dem Fenster, wieder flogen draußen ein paar Lichter vorbei und dann eine ganze Reihe ... der Zug sauste an einem hellerleuchteten gedeckten Perron dahin.

„Schon die Vororte!" sagte sie aufseufzend und zugleich ergriff sie ihren Schleier.

In demselben Augenblick aber legte sich seine Hand auf die ihre. Und als sie den Kopf wieder nach ihm wandte, sah sie plötzlich sein fieberheißes Gesicht dicht vor ihren Augen. Und schon umklammerten sie auch seine Arme und wortlos preßte er sie an sich. Aber ehe seine Lippen noch die ihren berührten, hatte sie sich mit der Kraft einer Rasenden losgerungen, und nun stand sie leichenblaß, mit wildatmender Brust aufrecht im Coupé und blickte nach der Tür, während er auf seinen Sitz zurückgetaumelt war.

„Verzeihung, gnädige Frau," stammelte er, ihr die Hand entgegenstreckend, aber sie wich sofort noch weiter zurück.

„Rühren Sie mich nicht an!" schrie sie auf, „oder ich mache eine Szene!"

Erst nachdem er sie mit einer verlegenen Gebärde beruhigt hatte, griff sie nach ihrem Pompadour und dann richtete sie sich rasch wieder auf und sah nach dem Spiegel.

„Von Ihnen hätte ich nicht erwartet, daß Sie sich ebenso benehmen wie mein Mann," sagte sie mit noch bebender Stimme, aber mit eisiger Miene, während sie rasch eine ihrer blonden Haarwellen, die sich an der Schläfe ein wenig gelöst hatte, in Ordnung brachte. „Das ist die letzte Enttäuschung meines Lebens, die ich gewiß nicht überwinden werde. Ich danke Ihnen!"

Damit hatte sie auch schon ihr Kleid emporgerafft, die Tür flog auf, und ohne ihn noch eines Blickes zu würdigen, schritt sie in ihrer stolzesten Haltung hinaus.

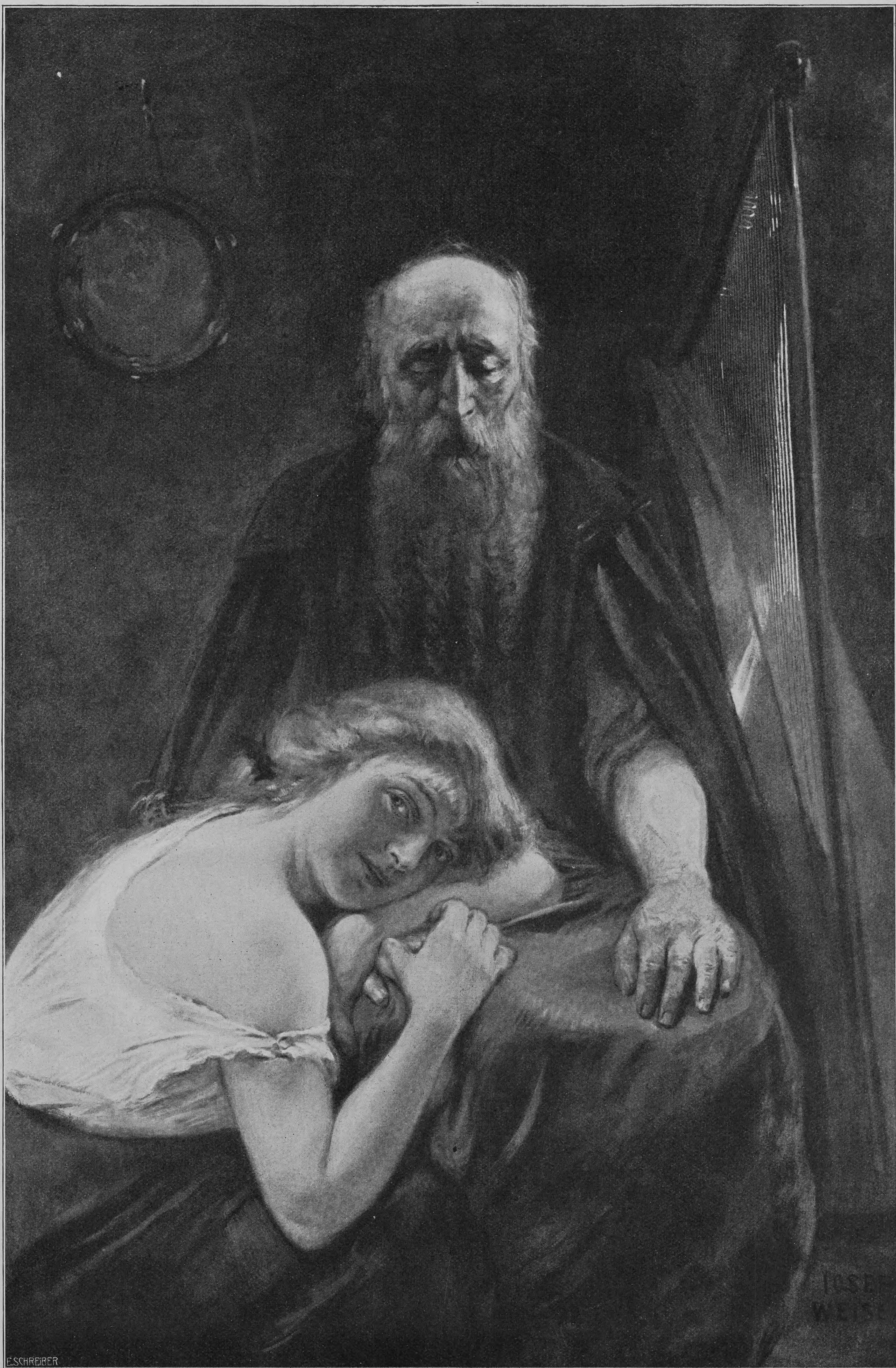
Und jetzt kam auch wieder Leben über ihn. Er sprang auf und machte eine Bewegung nach der Tür zu ... im nächsten Augenblick aber warf er sich wieder in die Fensterecke und nur eine höhnische Wiederholung der Worte, mit denen sie sich entfernt hatte, kam über seine Lippen:

„Das ist auch die letzte Enttäuschung meines Lebens. Ich danke Ihnen!"

So blieb er eine Weile wie erstarrt, das Gesicht in der Hand verbergend, während der lange schwarze Bart tiefer und tiefer auf der altmodisch ausgeschnittenen Staatsweste herabsank.

Dann aber schüttelte er plötzlich heftig den Kopf und nun erhob er sich ungestüm, setzte seinen Hut auf und nahm seinen Regenschirm und ein Päckchen, das er mit besonderer Sorgfalt anfaßte. „Ihr armen Kinder!" brummte er dabei halblaut. „Aber es wird nicht mehr geschehen und wenn auch das Glück selber sich zu mir neigte. Ich gehöre euch — ich bin es euch einfach schuldig." So verließ er das Coupé, und ohne sich noch einmal umzuwenden, schritt er rasch in der Richtung der Fahrt durch den Korridor bis nach dem vordersten Waggon. Als der Zug in Berlin hielt, war er der erste draußen ...





Der Harfner und Mignon. Nach einem Gemälde von Josef Weiser


Dorfstraße in Güttland, der Heimat von Max Halbe

Deutschlands Dichter

III

Max Halbe

Von

E. von Keyserling

(Hierzu acht Abbildungen)

Die Wandlung, die in den achtziger Jahren über das deutsche Drama kam, die resolute Wendung zum Realismus war im wesentlichen eine Gebietserweiterung. Das Leben sollte dargestellt werden „so wie es ist“, hörte man sagen, als ob es das gäbe! Als ob das Leben, wie es ist, je in die Kunst aufgehen könnte, als ob Kunst nicht in jedem Fall eine Umrechnung wäre; eine Gebietserweiterung wollte diese Kunst. Nicht mehr durch große Schicksale bedeutender Menschen, die auf den Höhen des Lebens stehen, sollte das Seelenleben in das Erhabene gesteigert, hinausprojiziert werden. Die Dichter wollten die Tragik in der Enge, im Alltag aufsuchen, in Menschen, die keine großen Schicksale haben, sondern nur unglücklich sind. Es handelte sich nicht mehr um Helden, die nach Hegel stolz darauf sind, schuldig zu sein, sondern um Menschen, die Opfer sind. Der große Schuldige in diesen Dramen spielt unsichtbar mit. Es ist die Gesellschaft, das Milieu. Nicht ein Schicksal wie bei den Griechen, vor dem sich selbst die Götter beugen, sondern ein Schicksal auf der Anklagebank. So ist es bei Hauptmann, bei Tolstoi. Diese Dramen werden Dichtungen der Anklage und des Mitleids.

Als um 1893 in einer Matinee des Berliner Residenztheaters das Stück eines jungen Dichters, Max Halbe, „Jugend“ aufgeführt wurde, klang plötzlich in die Tragik der Anklage und des Mitleids ein Ton hinein, der zugleich verblüffend und befreiend wirkte. In all die düstere Verneinung klang es hinein wie ein helles, keckes „Ja“.

Auch hier die Tragik in der Enge, im Alltag. Ein stilles Pfarrhaus, in dem der joviale Pfarrer mit Annchen und Amandus, seinen Schwesterkindern, haust. Annchen ist ein Landkind, das frisch und stark zwischen den Feldern und Wiesen erblüht. Amandus, der Schwachsinnige, ist der getreue Kamerad der Kälber und Hühner des Pfarrhofes. Ein junger Kaplan ruft zuweilen in den fetten Frieden dieses Lebens seine fanatische Mahnung hinein. Er gönnt Annchen nicht der Welt, er will sie in ein Kloster retten. Da kommt Hans, ein angehender Student, in das Pfarrhaus, und die beiden Kinder, Annchen und Hans, werden unwiderstehlich zueinander hingetrieben. Ohne Zaudern, ohne einen zweifelnden Gedanken, als könnte es nicht anders sein, nehmen sie von ihrem Recht auf Liebe Besitz. Es wird Kaffee getrunken und Wein; die Liebenden küssen sich und streiten sich; der Pfarrer gedenkt wehmütig seiner Jugend. Aber mitten in allen kleinen Ereignissen des stillen Lebens steht etwas, das erregt und spannt wie Frühlingswind, die Luft schwül macht und in diesen Alltag einen festlichen Glanz legt. Es ist die unerbittliche Logik des jungen Blutes. Als im dritten Akt Annchen und Hans einander schuldbewußt gegenüberstehen, sehen sie sich mit angstvollen und erstaunten Augen an; sie begreifen nicht die Macht, die sie unwiderstehlich zueinander zwang, sie begreifen nicht, warum sie schuldig sein müssen. Sie haben keine großen Worte und Klagen. Ratlos stehen sie vor dem gebieterischen Geheimnis des Lebens. Dann kommt die Schlußkatastrophe, anscheinend willkürlich brutal alle Fäden abschneidend. Der schwachsinnige Amandus, eifersüchtig auf Hans, weil dieser verwöhnt wird, weil für ihn Kuchen gebacken werden, die er, Amandus, nicht essen darf, legt ein Gewehr, mit dem er im Garten Spatzen schießen sollte, auf Hans an, und Annchen, die schützend vorspringt, wird getroffen. Ein Zufall, der sich der Hand eines Schwachsinnigen bedient. Und doch, warum empfinden wir diesen Zufall hier nicht als gewaltsam, empfinden ihn fast als etwas Logisches? Weil nicht die Menschen hier die Haupthandelnden sind, sondern die Macht des Lebens, das in seiner Verschwendung die Menschen mit Seligkeiten beschenkt und sie zerstört, um neue Seligkeiten und neue Schmerzen zu gebären. Es ist nicht tragisch, wenn dieses junge Mädchen gerade in dem Augenblicke stirbt, da es vom Leben am reichsten beschenkt zu sein glaubt. Hier ist nicht von Schuld und Strafe, nicht von Anklage und Mitleid die Rede. Dieses Drama ist keine Tragödie, sondern ein Hymnus an das Leben, und das gibt ihm seine ganz besondere Stellung und epochemachende Gültigkeit in unsrer Literatur.


Max Halbe als junger Student

*

In der „Jugend“ finden wir den Grundton, der aus allen Dichtungen Halbes hervorklingt: dem Leben recht geben, ihm gehorchen, das Recht auf Leben mit Anspannung aller Kräfte durchsetzen. Die Menschen in Halbes Dramen resignieren nicht. Fest stehen sie auf ihrem Platz, verteidigen ihn, sterben für ihn. Sie sterben nie am Leben, sondern für das Leben.

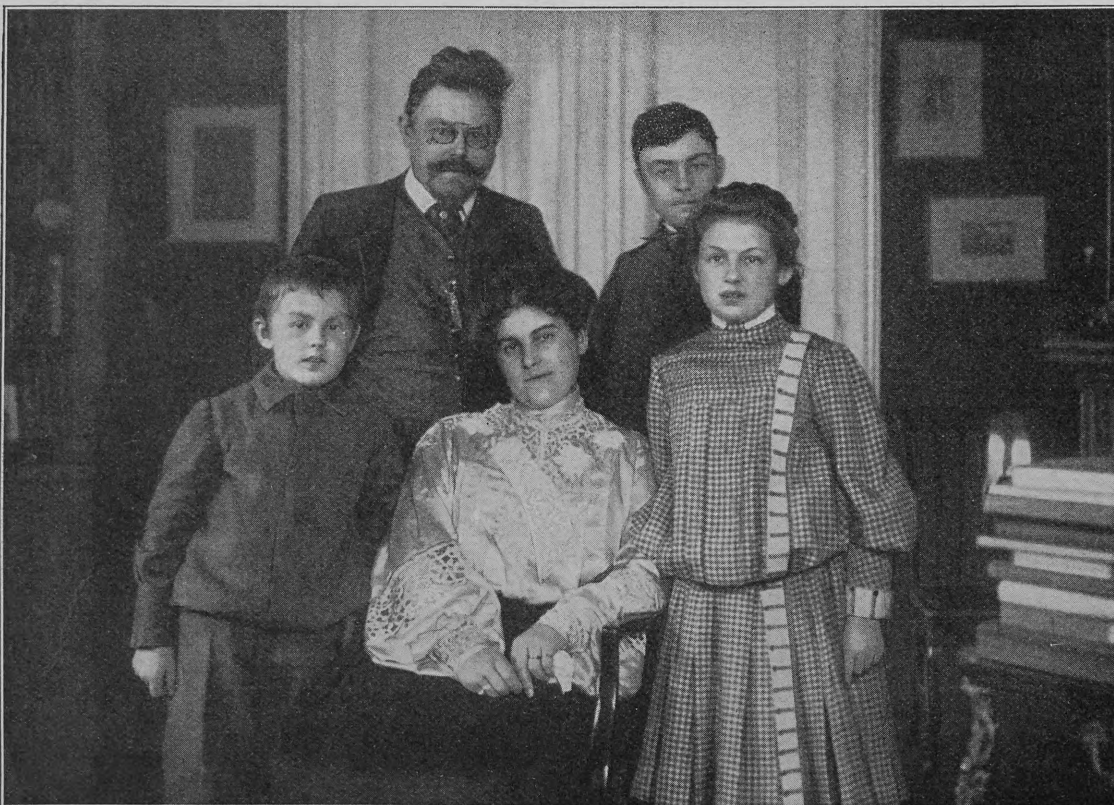

Max Halbe zur Zeit, als er die „Jugend“ schrieb

In den drei großen ländlichen Dramen „Mutter Erde“ (1897), „Haus Rosenhagen“ (1901) und „Der Strom“ (1903) ist die Erde, die Heimatserde die Macht, welche die Menschen beherrscht, sie treibt, sie ist ihr Pathos, um ihren Besitz kämpfen sie bis zum Untergang — die fette, kostbare Werdererde der Heimat des Dichters.

In „Mutter Erde“ glaubt der Gutsbesitzerssohn draußen in der Welt dem Banne der heimatlichen Erde entronnen zu sein. An der Seite seiner klugen Frau kämpft er für Frauenrechte und nimmt an der großen Kulturarbeit teil. Als er aber als Besitzer in das Landhaus zurückkehrt, nimmt ihn die Heimaterde wieder ganz gefangen — unwiderstehlich. Seine Frau, die Arbeit für die Menschheitsinteressen verlieren ihn, er gehört wieder der Heimaterde. Und als wie eine Inkarnation dieser Heimaterde seine Jugendliebe erscheint, die jetzt einem andern Mann gehört, da finden sich die beiden; sie fühlen, daß sie unlöslich verbunden sind wie Bäume, die unter der Erde ihre Wurzeln ineinander verflochten haben. Weil das Leben sie trennt, sterben sie miteinander dort auf der Heimaterde. Wenn sie durch die Winternacht zusammen über den gefrorenen See dem Tode entgegenreiten, machen sie den Tod noch zu einer Liebesnacht.

Im „Haus Rosenhagen“ kämpfen der junge Gutsbesitzer und der alte Bauer um ein Stück Land, kämpfen auf Tod und Leben. Dieses Stück Land nimmt eine seltsame Bedeutung an, wird zu einer unheimlichen Gewalt, welche die beiden Menschen festhält und sie zwingt, an ihr zugrunde zu gehen.

Im „Strom“ endlich das einsame Haus des Deichhauptmanns an den Ufern des Weichselstroms. Um den Besitz des Landes ist ein Verbrechen geschehen. Der Deichhauptmann hat ein Testament unterschlagen und seine beiden Brüder betrogen. Nun stehen die drei Brüder sich gegenüber und kämpfen um ihre Rechte, aber nicht nur um ihr Recht. Mitten unter ihnen steht die schöne Frau des Deichhauptmanns, und alle drei lieben sie. In der stillen, winterlichen Stube des Landhauses entsteht ein zähes, leidenschaftliches Ringen um die Güter des Lebens, um das Land, um das Weib. Zuweilen horchen sie hinaus auf die Stimme des Stromes. Jeden Augenblick soll das Eis brechen. Sie vergessen dann ihren menschlichen Kampf, um sich auf den Kampf gegen den unheimlichen Feind da draußen zu rüsten.


Max Halbe und die Seinen in ihrem Münchner Heim

In allen diesen Dramen liegt das starke dramatische Element in dem eigensinnigen, leidenschaftlichen Festhalten der Menschen an den Gütern des Lebens, am Land und am Weibe. Die explosive Kraft in ihnen ist das Drängende und Treibende der Handlung. Halbe sieht dramatisch; allein es sind auch stark epische und lyrische Momente, die er dramatisch bindet. Er malt seine Bilder gern breit und behaglich aus, wie das köstliche Totenmahl in „Mutter Erde“, die Natur schaut durch alle Fenster herein. Sie spricht mit, sie handelt mit und wird zuweilen zur Hauptperson des Dramas. Die moderne Malerei hat die Luft für das Bild erobert. Das moderne Drama bringt die Luft auf die Bühne. Jedes dieser Dramen hat seine eigne Luft. Sie ist es, die Farbe und Stimmung gibt, ja, die in die Menschen den Rausch der Leidenschaften hineinlegt. Sie ist es, die diesen Dramen ihren seltsam herben Reiz verleiht.



Max Halbe in der Karikatur
(Zeichnung von O. Gulbransson im „Simplicissimus“)

*

In dem „Haus Rosenhagen“ tritt eine alte Frau auf, die wie ein Symbol des eigensinnigen Lebensdurstes der Menschen in Halbes Dramen hingestellt ist. Sie ist fast neunzigjährig, aber sie denkt nicht daran, die Erde zu verlassen. O nein, sie will noch eine gute Weile bleiben. Es wird zwar ein wenig eintönig, dieses lange Leben, immer dasselbe, aber immerhin! In den Sommernächten geht sie in den Garten hinaus, schaut nach den Sternen und sucht sich den Stern aus, auf dem sie weiterleben will, wenn es einmal doch hier zu Ende sein soll.

Diesem zähen Festhalten am Leben hat Halbe in einer Novelle „Frau Meseck“ (1897) den definitiven Ausdruck gegeben. Die alte Gutsbesitzerin heiratet ihren jungen Inspektor. Böse und knurrend wie ein Raubtier seine Beute hält sie ihr Gut und ihren Mann fest. Sie weiß es, er wartet auf ihren Tod, aber sie lebt, allen zum Trotz. Es gibt ein Wettleben zwischen ihr und dem Manne, und die Alte siegt. Im Bann dieses düsteren Alters wird er alt, das Leben wird farblos und freudlos; er gibt endlich die Partie auf und macht seinem Leben ein Ende. In die Gestalt dieser Greisin, in die einfache Tatsache dieses unbeugsamen Lebensbildes hat der Dichter eine wunderbar unheimliche Spannung, die bedrückende Stimmung eines Alpdrucks gelegt. Der nackte Begriff des Lebens nimmt hier die Bedeutung einer rätselhaften dämonischen Macht an.

*

In einer Reihe von Dramen kompliziert Halbe sein Thema. Er zeigt Menschen, die ihr Leben gewaltsam gestalten, die es zwingen wollen. In den früheren Dramen stehen die Menschen fest auf dem Boden, den das Leben ihnen angewiesen hatte, und kämpfen wild gegen alles, was sie vertreiben will. Hier sind es Menschen, die von dem Leben verlangen, es soll ihnen gehorchen.

In den „Heimatlosen“ (1899) ist es das junge Mädchen, das sein Elternhaus verläßt, um sich sein Schicksal selbst zu zimmern, und nun, zu schwach für dieses selbstgeschaffene Schicksal, darunter zusammenbricht. Aber besonders intensiv ist das Thema des Menschen, der für sich ein Ausnahmsleben verlangt, in dem „Tausendjährigen Reich“ (1900) behandelt.

Der Schmied Drewfs ist das Haupt der Chiliastengemeinde. Er fühlt sich als Auserwählten Gottes. Das Tausendjährige Reich soll anbrechen. Er arbeitet nicht mehr, er sorgt nicht mehr für irdische Güter. Sein Hausstand verarmt, seine Frau geht ins Wasser, seine Tochter läuft ihm davon. Aber er glaubt und wartet. Als er vom Friedhof kommt, auf dem sie seine Frau zu Grabe getragen haben, und die Leute ihn feindlich und murrend umstehen, da rühmt er sich laut, da pocht er auf Gott, der ihn auserwählt hat. Aber Gott gibt ein Zeichen; der Blitz schlägt in die Schmiede, Gott hat sich gegen ihn erklärt. Da bricht in dem alten Manne alles zusammen, Glaube und Hochmut, er verliert alles in einem Augenblick und macht umnachteten Geistes seinem Leben ein Ende.

Der Dichter hat an dieses Drama seine sattesten Farben gewendet. Der erste Akt in der Schmiede, die Versammlung der Gemeinde mit dem betenden Blinden sind wundervolle Bilder. Der Dramatiker Halbe wußte es wohl, daß die Seelentragödie des alten Mannes ein äußeres Zeichen haben mußte, um dramatisch zu werden. Die innere Wandlung mußte von außen motiviert werden. Allein der Blitz zieht jäh einen Vorhang vor die geheimnisvolle Seele des Helden. Das Wunder dieses Glaubens ist durch ein Wunder zerstört. Das Drama erhält etwas Aphoristisches, und dennoch wirkt es seltsam erregend mit der Erregung, die wir empfinden, wenn uns die unlösbaren Rätsel der Menschenseele nahekommen.



Frau Luise Halbe mit ihrer Tochter

„Der Eroberer“ (1898) ist ein Renaissancedrama, die Ehetragödie des Kondottiere Lorenzo und seiner schönen Gemahlin Agnes. Lorenzos Leben ist Kampf, Ehrgeiz, der Ruhm; er will Reiche gründen, er will herrschen. Kehrt er aber heim, so findet er sein schönes Weib, die Reinheit einer treuen, starken Liebe. Das alles steht für ihn bereit und wartet wie das Heiligenbild im heiligen Schrein. Hier bringt er das Beste und Reinste seiner Seele dar. Agnes weiß wohl, daß sie ihn mit dem Ruhm und dem Kampf teilen muß, aber seine Liebe soll ihr ganz allein gehören. Für Lorenzo sind Weib und Kind zwar heiliges Land, allein er ist nicht gewohnt, an einem Genuß vorüberzugehen, der flüchtige Rausch einer sündigen Stunde ist auch sein Recht. Das kann Agnes nicht verstehen. Es ist der ewige Gegensatz zwischen Mann und Weib in ihrer Stellung zur Liebe. Als Agnes sieht, daß Lorenzo der schönen Ninon seine Gunst schenkt, empört sie sich. Sie läßt die Nebenbuhlerin vergiften und tritt vor ihren Gemahl hin, um ihm zu sagen: „Das habe ich um dich getan.“ Er aber wendet sich mit Widerwillen und Verachtung von ihr ab, und ihre Tat beschwört auf ihren Gemahl Unheil und Tod herab.

Der Konflikt ist aus unserm modernen Empfinden heraus gedacht, und das muß er auch sein. Das Empfinden des Quattrocento können wir nicht nacherleben. Das historische Milieu ist hier Symbol. Es soll den Menschen neue Ausdrucksmöglichkeiten geben. Die Synthese des historischen und des modernen Empfindens ist die schwierige Aufgabe jedes historischen Dramas, eine Aufgabe, die auch hier bei Halbe nicht ganz gelöst erscheint. Das



Max Halbe und Frau in der Sommerfrische. Nach einem Gemälde von Louis Corinth

historische Kolorit wirkt erkältend auf das warme Leben, das in diesem Drama pulsiert. Das Kostüm drückt auf das Leben. Die Aufgabe ist vielleicht vollkommen nur mit Hilfe des Verses zu lösen. Der Vers hebt das Historische und das Gegenwärtige über sich hinaus und ermöglicht so ihre rastlose Verschmelzung.

*

In jüngster Zeit hat Halbe zwei Dramen geschrieben, die seltsam mißverstanden worden sind, Dramen, in denen er das Lebensproblem, das er in den andern Werken mit so entschiedener Leidenschaftlichkeit behandelt, distanziert, in Farbe und Spiel auflöst. Im „Walpurgistag" (1902) sehen wir das heitere Städtchen Eckardsbronn, in dem es nach Blumen, nach Wein, nach guten Speisen duftet. Die lustigen Bürger haben jährlich einen Dichterwettkampf und wählen einen Dichterkönig. Dem neuen König jubeln sie zu, den vorjährigen, ist er unterlegen, werfen sie zu den Toten und verspotten ihn. Der junge Dichter Ansgar ist solch ein abgesetzter König, und er trägt schwer daran; er glaubt es seinem Publikum, daß es nun aus sei mit seiner Dichterlaufbahn. Da kommt ein schönes Mädchen in der Postkutsche angefahren, die an den Dichter glaubt und die ihn liebt. Sie begeistert ihn, am Wettkampf teilzunehmen, und als er siegt und die Eckardsbronner ihm wieder zujubeln, wirft er ihnen ihren Beifall vor die Füße und fährt mit seiner Schönen durch die Mondnacht in die Welt hinaus. Aus diesem Drama hat man den Groll des Dichters herauslesen wollen. Aber in dieser behaglichen Romantik ist doch alles in eine heitere Freude am bunten Spiel des Lebens aufgelöst.

So auch in der „Insel der Seligen" (1905), diesem Treibhaus für Individualitäten, das Wiegand, der frühere Prinzenerzieher, Pastor und Sozialdemokrat, angelegt hat, um einen Fleck Erde zu schaffen, auf dem sich freies Menschentum frei ausleben kann. O, sie schießen üppig ins Kraut, alle diese wunderlichen Individualitäten. Sie lieben sich und streiten sich und vergällen sich nach Herzenslust die neue Seligkeit. Ja, sie verschwören sich gegen Wiegand, das Haupt der Gemeinde; sie wollen ihn absetzen, sie vergiften ihm das Leben, bis er befreit und lächelnd ihnen die Insel schenkt und mit seinem tapferen Weibe und seinem Knaben neue Wege sucht.

Diese Dramen ergänzen uns bedeutsam das Bild der Dichterpersönlichkeit. Die Liebe zu allem Starken, Heißen, Kampfbereiten in der Menschenseele tönt voll und echt aus allen Werken Halbes uns entgegen. Sie bestimmt den Stil, seine Intensität und das Nachdrückliche der Akzente. Sie ist es, die den Gestalten ihr kräftiges Relief und ihre Blutwärme gibt. Nun tritt auch noch ein reifes und lächelndes Gewährenlassen und Ueberwinden der Torheiten des Lebens hinzu. Recht für das Leben auf der ganzen Linie.

*

Max Halbe wurde am 4. Oktober 1865 in Westpreußen auf dem im Danziger Werder gelegenen Gute seines Vaters geboren. Niederdeutsches und polnisches Blut mischen sich in ihm, und das mag seinem Wesen das Gespannte und Gegensätzliche geben, das wie die notwendige Vorbedingung für die Eigenart seines Talents erscheint. Der versonnene und leidenschaftliche Knabe wuchs einsam auf ohne Spielgefährten. Eine Schwester war zehn Jahre jünger als er. Auch als er nach Marienburg auf das Gymnasium kam, hielt er sich abseits. Sehr fleißig, war er stets der Erste in der Klasse. Fest schloß er sich an einzelne Freunde. Im ganzen jedoch ging er seine eignen Wege. In diesem Jüngling wohnte zwar der feste Entschluß, von allem Schönen und Großen des Lebens Besitz zu ergreifen, aber er mußte sich sehr gründlich und hart mit dem Leben, sich selbst und den Menschen auseinandersetzen. Es war, als erfreute ihn nur das, was er sich erkämpft und erobert hatte.

In Heidelberg, Berlin und München studierte er Geschichte und promovierte 1888 zum Dr. phil. Dann heiratete er und lebte in Berlin seinen schriftstellerischen Arbeiten. 1893 kam der große Erfolg der „Jugend", und mit ihm erhielt dieses Leben seine festen definitiven Linien. In einem glücklichen Familienleben an der Seite seiner schönen, klugen Frau, im Kreise zahlreicher Freunde lebt er seinem dichterischen Schaffen. Der versonnene, etwas verbissene, einsame kleine Gymnasiast von Marienburg hat sich die Sonnenseite eines berühmten Dichterlebens erobert.

Koloniale Eingebornenpolitik

Von

Dr. Ernst Erdmannsdörffer

Mit der Zunahme der Opfer an Gut und Blut, die dem deutschen Volke aus der Unterwerfung der Aufstände in unsern afrikanischen Kolonien entstanden sind, ist das Gefühl der Verantwortlichkeit und die schmerzliche Erkenntnis, daß die bisher beschrittenen Pfade der Kolonialpolitik sich als Hohlwege und Sackgassen erwiesen haben, in den Köpfen und Herzen der leitenden Staatsmänner und Kolonialpolitiker an Stärke und Lebhaftigkeit gewachsen. Das weite Feld der Kolonialpolitik hat sich zu einem wahren Tummelplatz für Reformvorschläge aller Art herausgebildet. Jeder höhere Verwaltungsbeamte und Offizier im Kolonialdienste, der längere oder kürzere Zeit „drüben" gewesen ist, hält sich moralisch für verpflichtet, durch mehr oder weniger gute und wohlgemeinte, an die Adresse der Regierung gerichtete Ratschläge sein Scherflein auf dem Altar des Vaterlandes niederzulegen. Wer in den letzten Monaten aufmerksam den Stimmen gelauscht hat, die durch den deutschen Pressewald bald im Flüsterton, bald wie ein brausender Orkan hindurchgeklungen haben, oder die Gelegenheit genutzt hat, sich durch Vorträge über kolonialpolitische Fragen belehren zu lassen, dem muß die Tatsache aufgefallen sein, daß hier eine Meinungsverschiedenheit herrscht, die einen Vergleich mit der sagenhaften babylonischen Sprachenverwirrung nicht unzutreffend erscheinen läßt. Nur über einen Punkt ist man sich einig, daß nämlich die gedeihliche Entwicklung unsrer Kolonien auf einer gesunden Eingebornenpolitik fußen müsse, das heißt auf Lösung des Problems, wie man die Neger, ohne ihre vitalsten Interessen allzusehr zu schädigen, durch geeignete Maßnahmen unsern Zwecken dienstbar machen und gleichzeitig der moralischen Verpflichtung gerecht werden kann, die idealen Güter europäischer Zivilisation und Kultur weit in die Lande zu tragen. Ueber die Ausführung dieser Ziele gehen freilich die Ansichten weit auseinander. Es gibt kaum eine koloniale Frage, für die man nicht so und so viel Antworten, kein Problem, für das man nicht viele Lösungen in Bereitschaft hätte, und jede Antwort, jede Lösung tritt mit dem Anspruch auf, allein richtig und wirksam zu sein. So versprechen sich manche die besten Erfolge von möglichst humaner Behandlung der Schwarzen. Andre hingegen erblicken in der bisher geübten, vom Neger stets als Schwäche ausgelegten Milde die Hauptursache der großen Aufstände und treten darum für unnachsichtige Strenge ein. Ihnen stehen die Politiker der mittleren Linie gegenüber, die für die Behandlung der Eingebornen das Prinzip der wohlwollenden Gerechtigkeit, Milde gepaart mit Strenge, aufgestellt haben. Demselben Meinungsstreit begegnen wir auch bei der Beurteilung der Ursachen der Aufstände in den Kolonien. So wird der ostafrikanische Aufstand von gewissen Kennern des Landes den Umtrieben der Zauberer und Medizinmänner zugeschrieben, andre erblicken die wahre Ursache in der rigorosen Beitreibung der Hüttensteuer, im Arbeitszwang und andern gouvernementalen Maßnahmen.

Durch die endgültige Beruhigung von Südwestafrika, die nur eine Frage der Zeit ist, und durch den auch für Ostafrika zu erwartenden Frieden tritt die Frage, welche praktischen Konsequenzen aus den Kolonialkriegen zu ziehen sind, und mit ihr die Eingebornenpolitik, die sich mit der Regelung des Verhältnisses der Eingebornen zu Staat und Kirche, der Arbeiternot, der Besteuerung, der Bewaffnung und andern wichtigen Problemen zu befassen hat, in den Vordergrund des Interesses. Alle Reformpläne müssen, sollen sie nicht in der Luft schweben, eine genaue Kenntnis der Charakterveranlagung der Neger als unerläßliche Vorbedingung für eine gesunde Kolonialpolitik zur Grundlage haben. Unsern bisherigen Erfahrungen in Kriegs- und Friedensarbeit ist schon heute die Lehre zu entnehmen, daß Optimismus den Negern gegenüber durchaus nicht am Platze ist. Das Beispiel Witbois hat gezeigt, wie viel auf die Treue der Schwarzen, selbst der besten unter ihnen, zu geben ist, und wird dazu beitragen, uns vor derartigen Täuschungen in Zukunft zu bewahren.

Es war eine Zeitlang Mode, die Neger als gutmütige Naturburschen im Lichte Cooperscher Romane zu betrachten, die „von Edelmut triefen" und in „grenzenloser Dankbarkeit" zu dem Weißen emporschauen, der ihnen die Segnungen der Kultur gleichsam auf dem Präsentierteller überreicht. In realer Beleuchtung, entkleidet aller romantischen Bemäntelung, erscheinen sie als krasse Egoisten und nüchterne Realpolitiker, die instinktiv in den Angehörigen der weißen Rasse den Feind wittern und von Sentimentalitäten so viel verstehen wie der Blinde von den Farben. Ueber die Magenfrage hat sich die Lebensphilosophie des Naturnegers noch nicht erhoben. Sein Urteil über die Dinge, die an ihn herantreten, richtet sich danach, ob sie „eßbar" (chakula) oder „nicht eßbar" (hapana-nyama) sind. Diese auf das Reale und die nüchterne Wirklichkeit gerichtete Charakterveranlagung würde den Neger zu einem vorzüglichen Kaufmann machen, wenn ihm nicht die klimatischen Einflüssen zuzuschreibende Faulheit und Indolenz, angeborne Bedürfnislosigkeit und der Umstand, daß ihm die notwendigste Nahrung in den Mund wächst, ein Leben behaglicher Muße und ruhiger Beschaulichkeit dem rauhen Kampf ums Dasein, dem unermüdlichen Hasten nach Erwerb vorziehen ließe. Ist es dem Neger schwer, sich zu aktiver Energie aufzuraffen, so besitzt er dagegen, von der Natur zum Sklaven prädestiniert, im hohen Grade jene passive Energie der Ausdauer, die jedes Leid als eine Fügung des Himmels betrachtet und unfähig ist, sich ihr Lebensschicksal selbsttätig zu gestalten.

Auch die vielgepriesene Gutmütigkeit des Negers bedarf nach dem Urteil der Kenner von Land und Leuten einer Einschränkung und ist dahin zu präzisieren, daß er ein vortrefflicher Kamerad ist. So kochen die Schwarzen stets gruppenweise zusammen, ohne daß es jemals zu Streitigkeiten kommt. Kaum wird sich jemand weigern, den letzten Bissen zu teilen, und auch bei beschränktestem Obdach wird für den Späterkommenden zusammengerückt. Wenn der Europäer, so entnehmen wir den ungedruckten Aufzeichnungen eines hohen Verwaltungsbeamten in Deutsch-Ostafrika, auf dem Marsche eine nach seinen Begriffen ausgerauchte Zigarre oder Zigarette dem hinter ihm marschierenden Soldaten oder Diener reicht, tut dieser nur einen Zug und gibt sie weiter, so daß ein solcher Stummel meist bis ans Ende der Karawane gelangt. Ja, reißt die Marschreihe ab, dann wird das Kleinod für den Nächstfolgenden sorgsam in einen Astwinkel gelegt. Doch all dies kommt, wohlverstanden, nur dem Kameraden oder Landsmann zugute. So besteht zum Beispiel zwischen dem Neger des Innern und den Angehörigen fremder Stämme eine bittere Feindschaft. Man tut daher stets unrecht, einem bewährten und liebevollen Diener, einem gewissenhaften farbigen Unteroffizier die Verteilung der Lebensmittel ohne sehr eingehende Instruktion zu überlassen. Standesgenossen und Landsleute werden nicht schlecht dabei fahren, aber dem armseligen landfremden Träger wird eine knappe Handvoll Mais oder Erbsen zugeworfen, oft noch mit höhnischen Worten. Denn der Soldat, der „boy", lächelt über den Europäer, der für den Buschnigger, den Wilden ebenso sorgt wie für den gebildeten, wohl gar mohammedanischen Küstenneger.

Neben krassem Egoismus, Arbeitsscheu und einer gewissen Gutmütigkeit muß der Hang zur Lüge als ein hervorstechender Zug im Charakter des Negers bezeichnet werden. Der Neger lügt nicht aus Prinzip, denn der Wille zum Lügen ist ihm meist nicht bewußt. Wie der Asiate aus Höflichkeit lügt, die ihm selbst über die Wahrheit geht, so lügt der Eingeborne instinktiv darum, weil er so am besten fährt, da tatsächlich im Naturzustande die Lüge für die Selbsterhaltung vorteilhafter ist als die Wahrheit. Und die bequemste Form der Lüge, weil im Notfall die ungefährlichste, ist das Vorgeben, nichts zu wissen, das stereotype siyni bana (ich weiß nicht), das manchen Neuling in den afrikanischen Kolonien zur Verzweiflung gebracht hat, besonders wenn er genau wußte, daß der Gefragte ihm sehr wohl hätte Auskunft erteilen können. Bei dieser auf natürlichen Instinkten beruhenden Neigung zur Lüge ist es begreiflich, daß man auf die absolute Treue von Eingebornen im Dienste der weißen Rasse nicht allzu große Hoffnungen setzen darf. Es ist darum erstaunlich, wie lange man sich hierüber hat täuschen können. Den Schwarzen, wie allen Völkern einer niedrigen Kulturstufe, imponiert nur eins. Und das ist: Macht und Stärke. Ferner: Reichtum, der sich in einer gewissen Machtentfaltung äußern muß. Das schließt nicht aus, daß ein Neger Treue hält, solange er seine Rechnung dabei findet. Erblickt er aber seinen Vorteil auf andrer Seite, so wird er sich kein Gewissen daraus machen, zur andern Seite überzuschwenken. Das ist nicht sehr moralisch — ganz gewiß! Aber das ist ungemein praktisch und weltklug. Das ist die Realpolitik des Negers in wahrer Beleuchtung.

Dem Umstand, daß die Neger ihrer ganzen Veranlagung nach für den Mohammedanismus geschaffen sind, entspricht es, daß sie dem Trans-



Dorfstraße. Nach einer Naturaufnahme von Hans Hildenbrand, Hofphotograph in Stuttgart

zendentalen im Christentum wenig Verständnis entgegenbringen, während sie dagegen die Tätigkeit des Missionars in den Volks- und Handwerkerschulen zu schätzen begonnen haben. Charakteristisch dafür ist folgendes Beispiel aus der Erinnerungsmappe eines alten Afrikaners: Ein junger Häuptling, ein erstaunlich kluger und energischer Knabe von zehn Jahren, der ein hervorragendes Kulturwerkzeug zu werden verspricht, erschien auf der nahegelegenen Mission, um am Unterricht teilzunehmen, hielt sich mehrere Tage musterhaft und wandte kein Auge von dem Missionar ab. Am vierten oder fünften Tage aber stand er auf und erklärte: „Herr, ich habe dir so lange zugehört. Was du von deinem Gott erzählst, ist gut und schön. Ich aber bin gekommen, um Lesen und Schreiben zu lernen.“ Sprach's und verließ die Mission. Dies Beispiel, das zugleich für den im Grunde rein praktischen und realen Sinn des Negers charakteristisch ist, sollte ein Fingerzeig für die wahren Aufgaben der Mission sein.

Da die Kenntnis der Charakterveranlagung eine unerläßliche Vorbedingung für eine gesunde Kolonialpolitik ist, so mußten diese kurzen Bemerkungen hierüber vorausgeschickt werden, bevor wir uns nun der Erörterung einiger beachtenswerter kolonialer Reformvorschläge zuwenden. Die Hauptaufgaben und Fragen, mit denen sich jede Reformpolitik auf kolonialem Gebiete zu beschäftigen haben wird, sind: die sehr wichtige Bewaffnungsfrage, das Thema der Arbeiterfrage, die Grenzen der Machtbefugnisse der angestammten Häuptlinge, die Frage der Beschränkung der Handelsfreiheit und die Frage des Strafvollzugs. Wir folgen in unsern Ausführungen den privaten Mitteilungen eines seit einem Dezennium im Kolonialdienst tätigen Bezirksamtmanns, die, zwar speziell auf Deutsch-Ostafrika bezogen, in den wesentlichsten Punkten auch für die andern Kolonien in Afrika zutreffend sind.

Die Grundsätze der Bewaffnungsfrage sind international geregelt. Während innerhalb der Grenzen des konventionellen Kongobeckens, zu dem Deutsch-Ostafrika gehört, die Ausgabe von Hinterladern an nicht zur bewaffneten Macht gehörige Eingeborne verboten ist, verschafft dem Gouvernement das Einfuhrmonopol von Vorderladern eine reiche Einnahmequelle, die zu stopfen im Hinblick auf die beschränkten Mittel des Schutzgebietes ein bedeutendes Maß von Selbstverleugnung erfordern würde. Die alten Schießrohre sind kaum 3 Mark wert und werden zum Preise von 20 bis 30 Mark abgegeben. Die Zahl der in den Händen der Farbigen befindlichen Flinten ist, solange die Ergebnisse der nunmehr angeordneten Stempelung noch nicht vorliegen, naturgemäß schwer zu schätzen, dürfte aber 200 000 Stück zum mindesten betragen. Ob die Stempelung eine wirksame Kontrolle gibt, kann bezweifelt werden. Zunächst fehlen, von einigen Küstenbezirken abgesehen, noch die zu einer konsequenten Durchführung erforderlichen Machtmittel. Die Folge wird sein, daß die Gutgesinnten ihre Stempelgebühr erlegen, die Uebelgesinnten aber ihre Waffen verstecken. Immerhin kann das Ergebnis günstig sein, wenn die Energie in der Durchführung der Verordnung nicht mit der Zeit erlahmt. Wichtiger jedoch ist es, das finanzielle Interesse des Gouvernements an der Waffeneinfuhr auszuschalten, indem auf irgendeine Weise bewirkt wird, daß die Einkünfte aus dem Monopol nicht zu den eignen Einnahmen des Schutzgebietes fließen. Vor allen Dingen muß der Zwischenhandel erdrosselt werden. Heute ist es noch möglich, daß ein Händler Hunderte von Gewehren beim Zentralmagazin in Dar es Salam kauft und in einem beliebigen Bezirke wieder absetzt. Das ist nicht nötig, denn auf jedem Bezirksamt, auf jeder Station findet ein Verkauf statt, wenn auch kein Bezirkschef Bedenken tragen wird, ihn notwendigenfalls einzustellen. Solange aber der völlig unbehinderte und an die Bezirksgrenzen nicht gebundene Zwischenhandel besteht, können die Eingebornen sich unter den Augen und gegen den Willen ihrer Chefs bewaffnen, da letzteren nicht einmal ein Notverordnungsrecht zusteht. Es müßte bestimmt werden, daß Vorderlader und Munition nicht mehr vom Zentralmagazin, sondern nur noch von den lokalen Verwaltungsbehörden an zuverlässige Bezirkseingesessene einzeln beziehungsweise in geringen Mengen abgegeben werden dürfen und daß jede unerlaubte Weitergabe oder Verbringung in einen andern Bezirk strafbar ist. Die Gefahr eines heimlichen Imports aus dem Auslande ist nicht sehr groß, da unsre Nachbarn aus Gründen der eignen Sicherheit es in diesem Punkte an Aufmerksamkeit nicht fehlen lassen dürften.

Eine der brennendsten Kolonialfragen vom Aequator bis zum Kap ist die Arbeiterfrage. Die Hauptübel, an denen Süd- und Ostafrika kranken, sind der Arbeitermangel und die hohen Löhne, die in der Bedürfnislosigkeit der Schwarzen ihren Grund haben. In Afrika ist die Arbeiterfrage nicht wie anderswo mit der Lohnfrage gelöst, da man mit Erhöhung der Löhne durchaus nicht beliebig viel Arbeiter erhalten kann. Wie ein Blick auf die Lohnsätze in den britischen Kolonien zeigt, sind kleine Münzeinheiten in den Kolonien von erheblich praktischer Bedeutung. So würde die Einführung der Markwährung mit Leichtigkeit eine Herabsetzung aller Löhne um 25 vom Hundert gestatten, was bei den enormen Löhnen an der Küste auf den Plantagen Usambaras bedeutend ins Gewicht fallen würde. Dort bezahlt man 15 bis 20 Mark und mehr im Monat, so daß eine Plantage, die monatlich 100 Mann mit je 10 Rupien lohnt, durch die Markwährung jährlich an 14 000 Mark, das heißt die Gehälter des europäischen Personals sparen würde. Diese hohen Löhne beruhen nicht allein auf der das Angebot weit übersteigenden Nachfrage, sondern auch auf nachwirkenden Fehlern der ersten Kolonialjahre. Als der ostafrikanische Aufstand uns zwang, eine geeignete Truppe gewissermaßen aus dem Boden zu stampfen, konnte naturgemäß die Lohnfrage um so weniger eine Rolle spielen, als die Sudanesen nur für einen Lohn zu haben waren, der den ägyptischen Verhältnissen entsprach. Bei der großen Zahl und dem flotten Leben dieser Kriegsknechte, die bald die besten Käufer und Zahler wurden, bekam der Eingeborne an der Küste und dann auch in den Verkehrsmittelpunkten im Innern die Vorstellung von einem ungemein hohen Geldwert seiner Arbeit und seiner Produkte. Leider hat man später, als die Sudanesen mehr und mehr durch Eingeborne aus den Kolonien ersetzt wurden, die Löhne nicht energisch genug herabgesetzt. Daß diese hohen Soldatenlöhne wesentlich zu der allgemeinen Lohnkalamität beitragen, kann nicht zweifelhaft sein. Die Behauptung, daß unter den gegebenen Verhältnissen eine allgemeine Soldherabsetzung ausgeschlossen sei, ist unbegründet. Bei einem Anfangslohn von $7^1/_2$ Rupien, der etwa dem britischen Satze entspräche, würden sich geeignete Leute ebensogut wie in Zentralafrika finden. Man könnte für alle neueintretenden Askari eine Soldskala festsetzen, die mit $7^1/_2$ Rupien beginnt und bei tadelloser Führung alle zwei Jahre um $2^1/_2$ Rupien steigt. Zurückversetzungen auf eine niedere Stufe müßten bei ungeeigneten Leistungen und als Disziplinarstrafen statthaft sein, ausnahmsweise auch Vordatierungen bei hervorragenden Leistungen, z. B. mit jeder Beförderung unter Aufgabe der besonderen Soldsätze für Chargen im Aufrücken um zwei Jahre verbunden sein. Nach dieser Skala würde der Soldat nach zehn Dienstjahren auf dem Satze stehen, den er heute schon nach drei Monaten erhält. Hiermit in Verbindung müßte die Einführung einer kleinen Pension stehen. Denn sobald der Mann den braunen Rock ausgezogen hat, ist er wieder der Nichtstuer, der er vorher war und für den vierteljährlich 3 Rupien Wert genug haben, um ihretwegen unverdrossen zum Bezirksamt zu pilgern oder sich gar in dessen Nähe anzusiedeln. Auf diese Weise würde man die gewünschte Kontrolle über die entlassenen Soldaten haben, denen man unschwer die Verpflichtung auferlegen kann, sich im Notfalle als Reservisten bei der Fahne einzufinden. — Der herrschenden Arbeiterkalamität kann nur durch irgendeine Form des Arbeitszwanges abgeholfen werden, wobei besonders drei in ihrer Wirkung und der Möglichkeit ihrer Ausführung verschiedene Maßnahmen in Betracht zu ziehen wären. Ein langsam wirkendes, aber natürliches Mittel, einen Arbeitszwang herbeizuführen, besteht in der Erzielung einer so großen Volksdichtigkeit, daß die Schwarzen wie in Europa einem harten Kampf ums Dasein gegenübergestellt sein würden. Um dieses Ziel zu erreichen, müßte sich die Verwaltung zu einigen tiefgreifenden Reformen entschließen, wie zur Bekämpfung der enormen Kindersterblichkeit, der Notstände, der Seuchen, der Vielweiberei, vielleicht auch zum Steuernachlaß für kinderreiche Familienväter, sowie zum Ausbau der öffentlichen Wohlfahrtspflege, die bis jetzt in Afrika noch mehr als Zwang, denn als Wohltat empfunden wird. Ferner wäre die Einberufung des erwachsenen männlichen Negers zu einer ein- oder zweijährigen Arbeitsdienstpflicht nach dem Muster etwa unsrer Militärpflicht in Erwägung zu ziehen, und schließlich müßte ein indirekter Zwang durch systematische und energische Besteuerung oder entsprechende Arbeitsleistung ausgeübt werden.

Die Hauptaufstandsgefahr ist weniger in den angestammten Häuptlingen zu erblicken, wie man vielfach glaubt, als besonders in den entlassenen Askari, die nicht unsre Stärke, sondern unsre Schwäche kennen gelernt haben. Bei den vielen Versetzungen weiß jeder Rekrut nach drei Monaten, daß es nur zwölf Kompagnien und wenige Polizeiabteilungen von knapp zweitausend Mann sind, die sechs Millionen auf einem doppelt so großen Raume wie Deutschland im Zaum halten sollen. Er kennt den Sicherungsdienst, die Signale und die Marschordnung und weiß ganz genau, in welchem Augenblick man sich niederzuwerfen und zum Schusse zu erheben hat. Unsre Politik hat den Häuptlingen und Sultanen ihre Macht genommen und ihnen dafür die beschwerlichsten Pflichten auferlegt. Statt sie noch mehr zu unterdrücken, würde sich im Gegenteil eine Erweiterung ihrer Machtbefugnisse empfehlen. Diese Machtlosigkeit wird von manchen Häuptlingen so tief empfunden, daß, wo früher blutige Fehden um die Thronfolge stattfanden, jetzt hin und wieder schon Thronflucht eintritt. „Als ich erfuhr,“ so erzählt unser Gewährsmann aus seinen Erinnerungen, „daß mein farbiger Diener eigentlich ein kleiner Dorfhäuptling von der Küste sei, drückte ich meine Verwunderung aus, daß er die dienende Stellung seiner angestammten Würde vorziehe. ‚Herr,‘ antwortete er in der drastischen Sprache des Negers, ‚lieber will ich eine Ziege sein als ein Jumbe. Alle Wochen wird man gemahnt, die Steuern beizutreiben, alle Monate muß man aufs Bezirksamt, um sich wegen seiner Faulheit schelten zu lassen. Schlägt ein Mann im Dorfe den andern tot, so ist der Jumbe schuld, wenn der Verbrecher nicht ergriffen werden kann. Laufen die Leute vor dem Steuererheber weg und der Jumbe bleibt, so wird *sein* Vieh beschlagnahmt. Teilt ihr Saaten für neue Kulturen aus, so muß der Jumbe die Hacke in die Hand nehmen. Denn wer täte es sonst? Wer gehorcht mir denn noch, seitdem ich nicht mehr strafen kann?‘“ Es wird hierzu bemerkt, daß dieser Jumbe von Haus aus ein wohlhabender Mann ist, bald vierzig Jahre zählt und an Umsicht, Fleiß, Nüchternheit, Ehrlichkeit und Herzensbildung einen Idealneger darstellt.

Um dem gemeingefährlichen Treiben der als Wucherer verschrienen Inder, die im Verkehr zwischen den Eingebornen und den europäischen Firmen als Zwischenhändler dienen, eine Schranke zu setzen und das Interesse der Eingebornen zu schützen, dürfte eine Beschränkung der Handelsfreiheit das erste Erfordernis einer weisen Eingebornenpolitik sein. In dieser Erwägung versuchte Ende der neunziger Jahre das Bezirksamt, Markt- und Auktionszwang für landwirtschaftliche Produkte einzuführen, und es gelang auch dadurch, daß der Kommunalverband des Bezirks als Mitbieter auftrat, allen Ringbildungen und Intrigen zum Trotz gesunde Preise für die Produzenten zu erzielen. Aber leider setzte der in seinen Interessen bedrohte Handelsstand durch, daß diese Beschränkung der Handelsfreiheit wieder aufgehoben wurde. Desgleichen würde ein Verbot des Tauschhandels den Verhältnissen am Platze gerecht werden und im Interesse sowohl der Verwaltung, der an Barzahlung gelegen ist, als auch der Neger sein, an dem zurzeit doppelt verdient wird, an der Ware und an der Bezahlung.

Den Eingebornen gegenüber ist Strenge im Bunde mit wohlwollender Gerechtigkeit bei Ausübung der Strafpflege am Platze. Die jetzigen Strafen sind überaus milde im Vergleich zu dem Zustande vor der Besitzergreifung. So ist zum Beispiel die Kettenstrafe als durchaus zweckmäßig zu erachten, wenn man bedenkt, daß diese Strafe dem Neger, soweit er nicht den allerersten Klassen angehört, kaum als entehrend gilt. Ehemalige Kettensträflinge wurden von ihrer früheren Gesellschaftssphäre anstandslos wieder aufgenommen. Jedenfalls haben die Ketten in Afrika ein hübsches Stück Kulturarbeit geleistet, und es ist namentlich ihr Verdienst, wenn unsre Küstenstädte mit ihren sauber beschatteten Straßen und schattigen Alleen Schmuckkästchen genannt werden. Was ferner die Prügelstrafe betrifft, so wird sie fast von jedem Beamten und Kolonisten für unentbehrlich gehalten als einziges wirksames Mittel, die verletzte Autorität schnell und sicher wiederherzustellen. Die im Namen der Humanität geltend gemachten Bedenken wiegen hier nicht allzu schwer. Für den Neger, der kaum auf der Stufe unsrer Vorfahren vor zweitausend Jahren steht, kann das nicht entwürdigend sein, was noch vor hundert Jahren unsre Väter, noch vor fünfzig Jahren der Soldat über sich ergehen lassen mußte, was in Oesterreich erst 1867 abgeschafft, in Dänemark wieder eingeführt wurde, in England noch heute als Kriminalstrafe in Anwendung kommt und für gewisse Fälle auch in Deutschland von einer zahlreichen Partei gewünscht wird.





Wiegestunde

Hamburger Säuglingsmilchküchen

Von

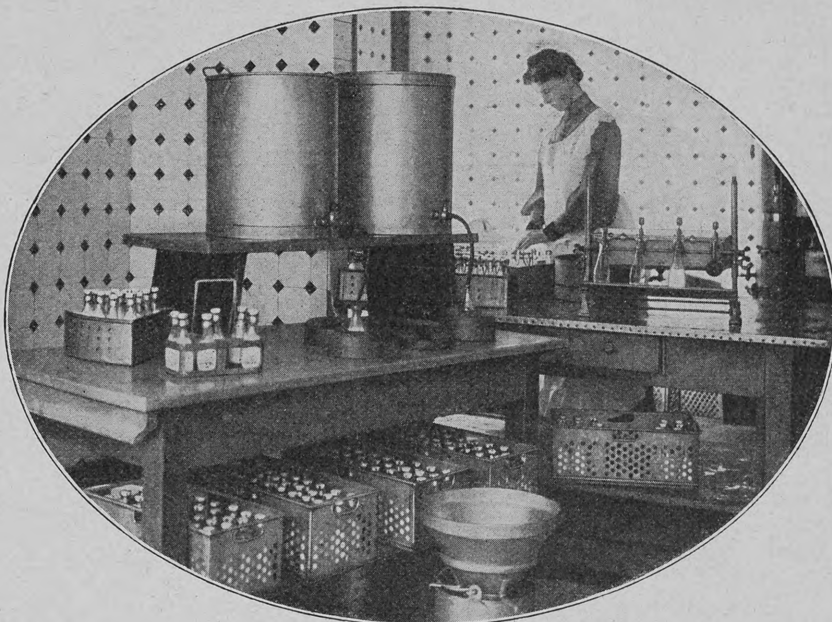
Helene Freifrau von Schroetter

(Hierzu drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Otto Reich, Hamburg)

Wollen Sie einmal mit mir eine Hamburger Säuglingsmilchküche der Patriotischen Gesellschaft besuchen? — Im „Jahrhundert des Kindes", wo die Fürsorge für die hilflosen, nur auf die Liebe von uns Erwachsenen angewiesenen Kleinen alle Kreise beschäftigt, dürfte ein Einblick in eine solche Milchversorgungsanstalt vorbildlich und anregend wirken.

Die Säuglingsmilchküchen der Patriotischen Gesellschaft in Hamburg, die aus den Anregungen der I. Allgemeinen Ausstellung für hygienische Milchversorgung — Hamburg 1903 — hervorgegangen sind, verdienen in mehrfacher Hinsicht unsre besondere Aufmerksamkeit. Erstens sind dieselben zwar gemeinnützige, aber keine Wohltätigkeitsanstalten im Sinne kostenfreier Lieferung, haben keinen Almosenempfänger-, sondern einen Kundenkreis. Sie erleichtern zwar den Eltern in bisher unbekannter Weise den Bezug einwandfreier Kindernahrung, nehmen ihnen aber die Versorgungspflicht nicht gänzlich ab, sondern lassen sie die — wir werden gleich sehen wie geringen — Kosten selbst tragen. Ferner bieten die Milchküchen der brachliegenden Arbeitskraft der gebildeten Frau ein beglückendes Feld einflußreicher, aufklärender Tätigkeit. Die weibliche Hand, der weibliche Scharfblick, das Verständnis der Frauenseele aus eigner Erfahrung heraus ist im Verkehr mit dem Publikum der Milchküche unentbehrlich. Jede neu geschaffene Milchküche bedeutet gleichzeitig die Schaffung einer neuen Stellung für die arbeitsfreudige erwerbsuchende Frau. In den Hamburger Milchküchen liegt die Leitung in den Händen von im Hygienischen Institut geschulten Damen, die mehrere Dienstmädchen für grobe Arbeit zur Verfügung haben. Zur Oberleitung einer Milchküche gehört nach Ansicht des verdienstvollen Schöpfers der Hamburger Milchküchen, des Herrn Physikus Dr. Sieveking, ein hygienisch geschulter Arzt, ein technischer Beirat und ein kaufmännisch gewandter Kassenführer. Was aber die Empfehlung dieser Art von Milchbeschaffungsanstalten ganz besonders nahelegt, ist der Umstand, daß diese Milchküchen, einmal von einem Frauenverein oder von privater Hilfsbereitschaft eingerichtet, sich selbst erhalten. Diese Rentabilität ist durch mehr wie einjährigen Betrieb sicher erwiesen.

In den Hamburger Milchküchen wird nur Milch von einem holsteinischen Gut, dessen Besitzer dem Kontrollverein „Gesunde Milch" angehört und dessen Vieh — Breitenburger Rasse — mit Tuberkulin geimpft ist, verwendet. Der Preis stellt sich auf 16 Pfennig pro Liter frei Milchküche. Die so wichtige Einzelbereitung der Mischung erfolgt auf nachstehende äußerst exakt arbeitende Weise: Die Milchflasche wird in einen runden polierten Holzblock, dessen Rand das Maß des Vollmilchinhalts anzeigt, gestellt, mit roher Milch gefüllt, in einen zweiten, andersfarbigen Holzblock gebracht und nach dessen Randmaß mit einer Lösung von Soxhletschem Nährzucker und Wasser vollends gefüllt. Der Verschluß — Gummiring und Porzellanstöpsel mit einer der betreffenden Mischung (es gibt vier dem steigenden Kindesalter gerecht werdende Mischungen) entsprechenden Zahl — wird nur lose aufgelegt und erst nach dem Sterilisieren geschlossen. Dem Füll- und Kochprozeß, der bis Mittag beendet ist, geht am frühen Morgen die peinliche Reinigung der Flaschen, die über Nacht in Holzwannen eingeweicht waren, voraus. Jede Flasche wird auf einer elektrisch betriebenen Spülvorrichtung, aus in entgegengesetzter Richtung rotierenden Bürsten und springbrunnenartigen Wasserstrahlen bestehend, gesäubert und zum Abtropfen in passende Kästen gestellt. Die Gummiringe und die Stöpsel werden täglich in schwachem Salzwasser gekocht und auf großen Sieben getrocknet.



Füll- und Kochraum

Die Milchausgabe an die Kunden vollzieht sich in der Zeit zwischen zwei und vier Uhr nachmittags. Jeder Kunde erhält in einem zum Transport wie zum Warm- und Kaltstellen der Flaschen gleich praktischen Weißblechgestell den Tagesbedarf des Säuglings: sechs Flaschen und eine Reserveflasche von zunächst 50 respektive 100, später von 150 und 200 Gramm Inhalt. Mischung I besteht aus 1 Teil Milch und 1 Teil Nährzuckerlösung, Nr. II aus 2 Teilen Milch und 1 Teil Lösung, Nr. III aus 4 Teilen Milch und 1 Teil Lösung, Nr. IV ist reine Vollmilch.

Die Milchküche verlangt Barzahlung von ihren Kunden. Für gänzlich Unbemittelte tritt die Allgemeine Armenanstalt ein. Die Verteilung von Milchfreimarken dürfte bei Milchküchen ebenfalls in Erwägung zu ziehen sein, da dies eine Form der Wohltätigkeit an unsern Hausarmen darstellen würde, die gleichermaßen die Mutter der Nahrungssorgen enthebt, wie das Gedeihen des Kindes gewährleistet. Die Kosten für den Tagesbedarf der Mischung I stellen sich auf 10 bis 15 Pfennig, von Nr. II auf 18 bis 22 Pfennig, von Nr. III auf 25 und Nr. IV auf 25 bis 30 Pfennig, eine äußerst geringe Ausgabe im Vergleich zu der Lieferung absolut gesunder und ausreichender Kost. Der Tagesumsatz in der letzten Woche des Jahres 1905 betrug 379 Mark bei einer Flaschenausgabe von 1240 Stück in Küche I und von 312 Mark bei 1014 Flaschen in Küche II. Die Buchführung geschieht mittels des Zettelsystems. Jeder der langen, schmalen gelben Kartonzettel enthält für ein Kind Vordruck für ein ganzes Jahr zur Einzeichnung des gewählten Tagesbedarfs und ermöglicht der Leiterin jederzeit rascheste Uebersicht über Qualität und Regelmäßigkeit des Bezugs.

Der Kundenkreis der Milchküchen ist ein weiter. Neben der erwerbenden Fabrikarbeiterin, die keine Zeit hat, die Milch ordentlich und sauber bei sich zu bereiten, steht das schmucke Dienstmädchen, das für das Herrschaftskind eine Milchnahrung holt, besser, gleichmäßiger und gesunder als sie die sorgsamste Mutter daheim bereiten kann. Besonders hoch anzuschlagen aber ist der erziehliche Wert der Milchküche. Jede Mutter wird angehalten, das Kind beim Abholen der Milch mitzubringen. So kommt das kleine Wesen wenigstens täglich einmal an die Luft; die Mutter ist gezwungen, es ordentlich zu reinigen und sauber anzuziehen. Der Vergleich mit den andern Kunden spornt den mütterlichen Ehrgeiz an, die Anerkennung der Leiterin tut Wunder. Was läßt sich nicht alles erzählen von den vertrauensvollen Fragen der an die Allwissenheit der Leiterin glaubenden Mütter: „Fräulein, finden Sie nicht, daß der Kleine bald Kleidchen bekommen kann?" „Fräulein, das Wetter ist doch nicht zu rauh für das Kind?" Was für eine Gelegenheit, in unwissende Seelen die Anfangsgründe der hygienischen Kindererziehung zu pflanzen! Wie viel Muttersorge kann die Leiterin zerstreuen, wie viel Frauennot erleichtern! Von ebenso weitgehendem Einfluß sind die Wiegestunden unter ärztlicher Aufsicht — in Frankreich der Ausgangspunkt der Bestrebung der „Gouttes de lait" —, die allwöchentlich von drei bis vier Uhr abgehalten werden. Hier ist dem Arzt Gelegenheit gegeben, die Frauen zum Stillen anzuhalten, die Notwendigkeit der Brustzugabe zu erklären, Kinderkrankheiten zu verhüten, die Ernährungsweise zu ändern und über vorbeugende Gesundheitslehre zu sprechen.



Flaschenabgabe in einer Hamburger Milchküche



Phot. A. Renard, Kiel

König Friedrich August von Sachsen im Kreise der Offiziere des Linienschiffs „Wettin“

Notizblätter

Der König von Sachsen in Kiel

Nach mehrtägigem Aufenthalt in Hamburg begab sich König Friedrich August von Sachsen mit seinem Gefolge am 5. Juli vormittags nach Kiel. Noch am selben Nachmittag besichtigte der Monarch das 1. Seebataillon, à la suite dessen er steht; der Besichtigung wohnte auch Prinz Heinrich von Preußen bei, der von dem König aus Anlaß seines Besuches zum General der Infanterie in der sächsischen Armee, und zwar à la suite des 2. Grenadierregiments Nr. 101 Kaiser Wilhelm II., König von Preußen, ernannt wurde. Nach der Besichtigung des Bataillons wurden die in demselben dienenden Sachsen, etwa 150 Mann, vor die Front gerufen, und der König unterhielt sich in leutseliger Weise mit ihnen. Hierauf begaben sich der König und Prinz Heinrich nach der Kaiserlichen Werft, um die dortigen Anlagen zu besichtigen, später an Bord der Stationsjacht „Carmen“. Beim Setzen der Königsstandarte auf „Carmen“ gaben die im Hafen liegenden Kriegsschiffe einen Salut von je 21 Schuß ab. Am nächsten Tage stattete der König dem im Hafen liegenden Linienschiff „Wettin“ einen Besuch ab, wobei ihn Prinz Heinrich bis zur Barbarossa-Brücke begleitete. „Wettin“ ist das zweitälteste Linienschiff der „Wittelsbach“-Klasse; es ist 1901 vom Stapel gelaufen, hat eine Wasserverdrängung von 11900 Tonnen, eine Besatzung von 650 Mann und Maschinen von 14500 Pferdekräften; seine Armierung besteht aus 4 schweren, 18 mittleren, 12 leichten Geschützen und 20 Maschinengewehren, dazu kommen 6 Torpedorohre. An Bord des Schiffes nahm König Friedrich August einen Imbiß ein und überreichte dem Kommandanten sein Bildnis mit eigenhändiger Unterschrift.



Phot. Th. Jürgensen

Kaiser Wilhelm an Bord des „Sleipner“

Von der Nordlandsfahrt des Kaisers

Während Kaiser Wilhelm II. im vorigen Jahre durch die innere Umwälzung in Norwegen veranlaßt worden war, zum Ziel seiner sommerlichen Seereise die schwedischen Gewässer zu nehmen, geht seine diesjährige Nordlandsfahrt wieder wie früher an der norwegischen Küste entlang und hat ihn zum ersten Male mit König Haakon von Norwegen zusammengeführt. Der Dampfer „Hamburg“, den der Kaiser diesmal statt der Jacht „Hohenzollern“ benutzt, traf, begleitet von der „Leipzig“, dem „Sleipner“ und zwei andern Torpedobooten, am 8. Juli mittags 2 Uhr in Drontheim ein. Kurz darauf begab sich König Haakon mit Gefolge auf das Kaiserschiff. Kaiser Wilhelm, in norwegischer Admiralsuniform mit dem Löwenorden und dem Großkreuz des Olafordens, empfing den König am Fallreep des Schiffes. Nach dem Empfang, der äußerst herzlich war, begaben sich die Monarchen in die Kajüte, wo sie längere Zeit verweilten, und fuhren darauf, von der Bevölkerung stürmisch begrüßt, an Land und nach dem Stiftshof, wo der Kaiser von der Königin begrüßt wurde. Abends fand im Stiftshof ein Galadiner statt, bei dem zwischen den Monarchen sehr herzliche Trinksprüche gewechselt wurden. Am 9. Juli machte der Kaiser mit dem Königspaar einen Ausflug nach der Sennhütte; am Abend folgte eine Galatafel an Bord der „Hamburg“, an der Königin Maud wegen einer Erkältung nicht teilnehmen konnte. Am 10. Juli setzte der Kaiser seine Reise nach Tromsö fort.



Phot. Ausse, Trondhjem

Kaiser Wilhelm und König Haakon

Vom XV. Deutschen Bundesschiessen

Die Stadt München, in der wieder wie vor fünfundzwanzig Jahren die deutschen Schützen sich zu einem großen gemeinsamen Fest zusammengefunden haben, hat den Gästen einen glänzenden Empfang bereitet und alles aufgeboten, um ihnen die frohen Tage zu verschönern. Gleich der erste Tag, der 15. Juli, brachte in dem großen Festzuge, der sich durch die innere Stadt an der Residenz und dem Rathause vorüber nach dem Festplatz bewegte, eine jener prächtigen festlichen Veranstaltungen, in denen München dank seinen Künstlern und dem kunstfrohen Sinn seiner Bevölkerung noch immer unerreicht ist. Die Straßen, durch die der Zug seinen Weg nahm, waren von einer Anzahl der besten Künstler Münchens in einheitlicher Weise aufs großartigste ausgeschmückt, und zwar in der Weise, daß in jeder Straße eine bestimmte Farbe oder Farbenkombination dominierte. Zwischendurch leuchtete überall das frische Grün von Tannenzweigen an den in vielgestaltiger Architektur hergestellten Triumphbogen sowie auf improvisierten Sockeln allerlei vergoldete Gipsskulpturen, wie z. B. Putten, jagdbare Tiere und vor der Feldherrnhalle in gigantischen Maßverhältnissen ein vergoldeter Nimrod. Auch der Festzug selbst bot mit den flatternden Fahnen, den mannigfachen Landestrachten, den mit feinstem künstlerischen Geschmack zusammengestellten Spezialgruppen und dekorativen Wagen ein überaus farbenprächtiges, malerisches Bild, das allen Teilnehmern unvergeßlich bleiben wird.



Phot. Jaeger & Georgen, München

Vom Festzug beim Deutschen Bundesschießen in München: der Wagen mit der Tölzer Jugend

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 44



Nicola Perscheid phot.

Vergl. den Aufsatz auf Seite 1068

Max Halbe

Totenschau

J. Ssokolow, Professor für russische Literaturgeschichte an der Moskauer Universität, 52 J., 29. Juni, Moskau. — Carlo Tivaroni, italienischer Historiker, 6. Juli, Venedig. — P. Thomas Weikert, Professor der Philosophie und Orientalist, 43 J., 9. Juli, Arcs-sur-Argent bei Nizza. — Feldzeugmeister a. D. Georg Ritter von Kees, zuletzt Kommandant des VI. österreichischen Korps, 84 J., 9. Juli, Graz. — Generalmajor Graf Maximilian zu Pappenheim, Kommendator der bayrischen Genossenschaft des Johanniterordens, 83 J., 10. Juli, Schloß Möhren bei Pappenheim. — Generalleutnant z. D. Adalbert von Taysen, bekannter Kriegshistoriker, 74 J., 10. Juli, Schierke. — Schulrat Wilhelm Hubert Cüppers, Direktor der Provinzialtaubstummenanstalt in Trier, 79 J., Trier. — Professor Benedikt König, Bildhauer, 10. Juli, München. — Professor Karl Schönherr, Genre- und Landschaftsmaler, 82 J., 10. Juli, Dresden. — Geheimer Hofrat Dr. Heinrich Gelzer, Professor der klassischen Philologie und alten Geschichte an der Jenaer Universität, 59 J., 11. Juli, Jena. — Russischer Admiral Tschuchnin, Kommandierender des Schwarzmeer-Geschwaders, 58 J., 11. Juli, Sewastopol. — Ludwig Graf von Pückler-Limpurg, ehemaliges Mitglied der württembergischen Kammer der Standesherren, 82 J., 12. Juli, Schloß Farrnbach bei Nürnberg. — Josefine Kratz-Lohse, dramatische Sängerin, 30 J., Köln. — Dr. Emil Dittmar, von 1896 bis 1905 hessischer Justizminister, 65 J., Darmstadt. — Oberstudienrat Füchtbauer, Mitglied des bayrischen Obersten Schulrats, 78 J., 13. Juli, Nürnberg. — Professor Moritz Pisztory, ungarischer Statistiker, Politiker und Publizist, 62 J., 13. Juli, Budapest. — Geheimer Regierungsrat Dr. Karl Sattler, nationalliberaler Reichstags- und Landtagsabgeordneter, 57 J., 13. Juli, Berlin. — Feldzeugmeister a. D. Josef Freiherr von Weber, der älteste General der österr.-ungar. Armee, 93 J., 14. Juli, Wien. — Grünberg, Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Döbeln, 15. Juli, Hartha. — Württembergischer Generalleutnant z. D. Graf Stephan Scheler, zul. Kommandant von Stuttgart, 62 J., 16. Juli, Degerloch. — Alfred Beit, bek. deutsch-engl. Großfinanzier, 53 J., 16. Juli, London. — Sächs. Generalleutnant z. D. G. A. von Schlieben, ehem. Militärbevollmächtigter in Berlin, 63 J., 17. Juli, Dresden. — Bischof Adalbert Endert, 55 J., 17. Juli, Fulda. — Georg Rauchenecker, Komponist, 62 J., 17. Juli, Elberfeld.

Literatur

Im Auftrage des Tages für Denkmalpflege bearbeitet Georg Dehio ein „Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler", von dem unlängst der erste Band „Mitteldeutschland" erschienen ist (Berlin, Ernst Wasmuth, gebunden 4 Mark). Als beschreibendes Verzeichnis in handlicher Form ist dieses auf fünf Bände berechnete Nachschlagewerk gleich wertvoll für den Fachmann wie für den auf Reisen an heimischer Kunst Genuß suchenden Kunstfreund. Das Material ist alphabetisch nach den Orten in sprachlich knappster Formulierung übersichtlich zusammengestellt, Literaturnachweise geben dem Suchenden leicht die Möglichkeit für eingehendere Studien. Zu schnellster Orientierung über die örtliche Begrenzung des Begriffes „Mitteldeutschland" wäre es vielleicht zweckmäßig gewesen, in die dem Bande angeheftete Uebersichtskarte nur die wirklich behandelten Landschaften beziehungsweise Orte aufzunehmen.



Phot. Michael Dietrich

1. Prinz Alphons; 2. Prinz Ludwig; 3. Prinzessin Ludwig Ferdinand; 4. Prinzessin Ludwig; 5. Prinz Leopold; 6. Prinzregent; 7. Prinzessin Leopold; 8. Prinz Ludwig Ferdinand; 9. Prinz Rupprecht

Die Mitglieder des bayrischen Königshauses bei der Feier des 150jährigen Bestehens des Kadettenkorps in München





Silbenrätsel

a — ad — bast — bein — bel — bin — da — dech — del — des — dron — ei — el — es — fen — gal — he — ka — ka — man — me — mi — ne — pa — ra — ral — ro — ro — run — se — se — sei — son.

Aus obigen 33 Silben sind 11 dreisilbige Wörter untenstehender Bedeutung zu suchen. Die Anfangsbuchstaben ergeben im Zusammenhang den Namen eines berühmten Dichters.

1. Fluß in Afrika; 2. biblische Person; 3. Seemannswürde; 4. deutsche Kolonie; 5. Truppenteil; 6. Giftpflanze; 7. Erzählungsform; 8. Reptil; 9. Frauenname; 10. Held eines volkstümlichen Romans; 11. Tierisches Produkt. G. L.

Rätsel

Wenn einem deutschen See wird Kopf und Fuß genommen,
Wird eine nord'sche Stadt sogleich zum Vorschein kommen. E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 992:

Des magischen Buchstabenquadrats:

M	A	D	R	I	D
A	R	E	Z	Z	O
D	O	R	I	E	R
R	E	S	E	D	A
I	R	L	A	N	D
D	O	R	A	D	E

Des Homonyms: Weide.
Des Silbenrätsels: Ballspiel — Spielball.
Des Rätsels: Herder.

Richtige Lösungen sandten ein: Joh. P. Stoppel in Hamburg (3); „Sonnenblume" in Heilbronn (4); „Erzschlaukopf" in Passau (3); „Archibald Nußknacker", zurzeit in Marein im Mürztal (4); Gretel in München (2); Frau Annie Pelzer in Stettin (3); „Don Carlos" in Hannover (2); Jul. Polatschek in Wien (2); Myriam in Warschau (4); Stammtisch „Baas Kaels" in Aachen (4), Gustav Franck in Darmstadt (4); „Pfiffikus" in Rostock (2), Frau Elise Riebow, geb Kruse, in Hamburg (3); Meta in Lübeck (3); K. Haus in Frankfurt a. M. (4); Freya in Halberstadt (5); Rosa Maurhofer in Zürich (4); A. Vittrolff in Stuttgart (4); Julius Czvetkovits in Pécs (3).

Aus Industrie und Gewerbe

Kein Mittel ist geeigneter, katarrhalische Affektionen der Atmungsorgane zu bekämpfen, als das „Sirolin Roche", das den Husten behebt, die Schleimabsonderung herabsetzt und die Luftwege gegen die Bazillen widerstandsfähig macht. Zu haben in allen Apotheken.



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Bassia Budny

Erzählung
von
Carl Busse

(Fortsetzung)

Bogumil Prus hatte alles geschehen lassen, ohne mit der Wimper zu zucken, ohne sich zu rühren. Er hatte, als die Arme schon frei waren, sich nicht erhoben und gedehnt.

Jetzt aber setzte er einen Fuß vor den andern, kam der Paninuchna näher und stand einen Augenblick schwankend vor ihr.

„Danke!" sagte er, hob langsam die Hand und schlug ihr mit aller Kraft ins Gesicht.

Sie schrie einmal auf. Funken tanzten ihr vor den Augen. Doch sie blieb reglos stehen mit demütig geneigtem Haupt, als warte sie auf weitere Schläge.

Er jedoch drehte sich um, bückte sich ächzend mit den steifgewordenen Gliedern nach dem verknoteten Strick, mit dem die Dirnen ihn geschlagen hatten, und steckte ihn zu sich.

Dann ging er, etwas taumelnd und unsicher, als hätte er getrunken, zurück. Im Dunkel des Waldes verschwand er.

Der See blitzte, ein Fisch schnellte empor, man hörte durch die Nacht auch die sich entfernenden Schritte.

Bassia Budny hatte das Hasenlippchen wieder mit den blanken Zähnen verdeckt. Die Backe, auf die er sie geschlagen, brannte und tat ihr weh. Aber sie wäre ihm am liebsten nachgelaufen und hätte ihn angefleht: Schlag mich weiter!

Denn ihr war, als würde durch dies Brennen und Schmerzen einer der Schläge, die sie gegen ihn geführt, gesühnt, und ihr war weiter, als täten die beiden andern, die er noch nicht gerächt und zurückgegeben, viel mehr weh.

Sie ging zurück, achtlos über die Wiesen. Väterchen Karbowiak war auf sein Lager gekrochen — sie schlich in ihre Stube. Die Luft war dumpf und heiß darin. Ein Nachtschmetterling purrte von außen an die Scheiben, drinnen saßen die Fliegen in dichten Scharen schlafend an Wand und Decke.

Aber Bassia Budny schlief nicht ein. Sie hätte das Denken heut nicht erst anfangen sollen — nun wollte es nicht zur Ruhe kommen. Es war in ihrem Kopf wie ein Räderwerk, das, einmal aufgezogen, nicht unterbrochen und gehemmt werden konnte, sondern ablaufen mußte. Und je mehr sie dachte, um so fassungsloser wurde sie, und sie verstand es nicht, daß kein zuckender Blitz alle Uebeltäterinnen und sie selber mit getötet hatte. Denn ein dumpfes Gefühl, das sie nicht hätte ausdrücken, geschweige denn begründen können, sagte ihr, daß sie eine große Sünde begangen hatten. Eine Kugel mitten in das Herz von Bogumil Prus — ja! Aber ihn, den Riesenstarken, hinterrücks zu binden, ihn zum Gespött der Schwachen zu machen, ihn in Schande zu ziehen — das war ein Frevel nicht nur gegen ihn, sondern auch gegen Gott und die ewige Ordnung der Dinge. Gegen Gott, der nun einmal bestimmt hat, daß der Mann immer über dem Weibe stünde, der dem Manne deshalb die Kraft gegeben hatte, die dem Weibe versagt war.

Bassia Budny machte sich das nicht so klar. Sie fühlte es nur dunkel und es lastete schwer auf ihrer Brust, und die brennende Scham färbte ihr Antlitz auch jetzt in dem stockfinsteren Raume, wenn sie daran dachte, daß sie, die Mädchen, ihn, den Burschen, gebunden und gezüchtigt hatten.

Spät erst schlief sie ein. Sie stöhnte im Schlaf, als würde sie geschlagen.

Aber sie träumte im Gegenteil davon, daß sie schlug.



Waldinneres. Nach einem Gemälde von Josef Damberger

V

Bleigrau und flimmernd wölbte sich seit Tagen die Feste des Himmels. Sie schien herabzudrücken auf das Dorf und die Felder. Sie schien mit jeder Stunde heißere Glut auszuatmen. Ein feiner Dunst lag in der Luft, die kein Windhauch kühlte. Die Erde dörrte aus. Eine widerstandslose Schlaffheit war über alle Wesen gekommen. Träge taten sie die nötigsten Schritte. Die Pferde in den Hürden des reichen Andreas Prus glänzten in der Hitze, als hätten sie gebadet, und drängten sich im Schatten eines Baumes zusammen. Auf der Dorfstraße lagen die Hunde lang ausgestreckt auf der Seite, keuchten und ließen die Zunge aus dem offenen Maule hängen. Die Bäume schienen die Kraft verloren zu haben, ihre Blätter zu halten: sie hingen schlaff nieder. Und selbst Valeria, die weiße Ziege, sprang nicht, zog den Pflock nicht aus der Erde: sie lag, kaute langsam und ohne Freudigkeit und meckerte fast kläglich.

Es geschah sogar, daß Väterchen Karbowiak für die Mittagsstunden den Schafspelz ablegte, ohne daß er deshalb gefroren hätte. Und immer von neuem richteten sich aller Blicke auf den Himmel, ob nicht endlich schwere Wolken mit violetten Rändern sich ballen und erlösende Gewitter Kühlung bringen wollten.

Immer jedoch war die Hoffnung und der Aufblick vergeblich.

Selbst wenn die Nacht sich senkte, spürte man nichts von erfrischender Kühle. Die Spannung hielt an. Sorgenvoll schauten die Käthner und Eigentümer auf ihr Land. Scheuer noch schlichen die Mädchen umher, die sich doch sonst nichts so leicht anfechten ließen. Und wie auf Verabredung trafen sie sich alle — Abend für Abend — vor der Hütte von Bassia Budny.

Väterchen Karbowiak hatte sich zuerst sehr geschmeichelt gefühlt und lange über Liebe und Tod philosophiert. Aber er merkte bald, daß die Dirnen ihm nicht zuhörten. Wie eine Schar Rebhühner, über denen der Raubvogel steht, duckten sie sich zusammen, sahen sich an, seufzten, flüsterten, schwiegen.

Schon am Morgen nach der Rache, die sie an Bogumil Prus genommen hatten, verwünschten sie sich selber, daß sie dem Rate der Barbara Paszewska gefolgt waren. In Angst und Grauen dachten sie dessen, was nun kommen würde. Der zu wahnsinnigster Wut gereizte Bursch schlug vielleicht jede nieder, die er traf! Am hellen Morgen sah alles so ganz anders aus, als am Abend vorher . . .

Keine hatte sich auch getraut, das Dorf zu verlassen und nachzuschauen, wie es dem Gefesselten am Baume ginge. Nur Barbara Paszewska, die jetzt den Kopf hoch trug und wieder lachen und schwatzen konnte, war in ihrer freien und stolzen Art dem See zugeschritten.

Als sie zurückkam, lachte sie kurz auf.

„Der Vogel ist weggeflogen. Mag er! Aber wer hat ihn befreit?"

Keine — sie beteuerten es alle. Es war glaubhaft. Denn keine hätte sich an ihn herangewagt.

Da zuckte Barbara die Achseln.

„Armes Kaninchen," sagte sie spöttisch. „Es ist die Paninuchna."

Auch den übrigen blitzte das auf. Und als der Abend kam, waren sie alle draußen — vor Bassia Budnys Hütte.

„Hast du ihn losgeschnitten?"

„Ja," sprach das „Kindchen".

„Und was hat er gesagt?"

„Nichts. Er hat mich geschlagen."

Sie erzählte es mit Absicht. Sie schämte sich nicht. Ihr war, als befreie sie ihn auch damit von einem kleinen Teil der Schande, die ihm widerfahren war. Und die Mädchen nickten: ja er schlug, er war ungeheuer stark! Totschlagen konnte er jede einzelne! Und jede einzelne erinnerte sich nun einer Begebenheit, bei der er seine Riesenkraft gezeigt hatte. Wie er einmal mit drei Burschen des Nachbardorfes fertig geworden war! Wie er den Hengst gebändigt hatte! Wie er den schweren Wagen allein gehoben hatte!

Flüsternd erzählten sie das, und immer unheimlicher ward ihnen zumute, immer mehr wuchs ihre Angst. War es nicht Wahnsinn gewesen, gerade ihn so zu reizen?

Daneben jedoch erfüllte sie eine große Bewunderung für Bassia Budny, die es gewagt hatte, vor ihn hinzutreten. Niemand hätte ihr das zugetraut. Man hatte sie gar nicht recht ernst genommen. Sie war immer doch das Kindchen gewesen.

Und nun hatte gerade sie solchen Mut bewiesen. Barbara Paszewska war nicht da; Josepha Hoffmann, die sonst das größte Mundwerk hatte, war sehr kleinlaut und nicht weniger bedrückt wie die übrigen — so kam es ganz von selbst, daß plötzlich die Paninuchna der Mittelpunkt des ganzen Kreises ward, daß sich alle um sie drängten, daß alle von ihr Rat und Hilfe erwarteten. Denn sie hatte doch Bogumil Prus nach dem großen Ereignis schon gesehen, sie mußte doch wissen, wie er war, was er plante, was geschehen würde.

Bassia Budny hatte mit merkwürdigen Augen zugehört, als die Mädchen von der Riesenkraft des Burschen erzählten. Ihre Zunge lief lose und leise einmal über die feine Scharte der Lippe. Wie einen wunderbar lindernden Trank schlürfte sie die Worte ein. Und als es dann still wurde und alles auf sie blickte, erhob sie sich, strich sich links und rechts das Haar zur Seite und sprach, während sie aufgerichtet dastand: „Niemand kann sich mit ihm messen." Sie schüttelte eigen dabei das Haupt, und plötzlich, als müsse sie ihre Worte begründen, begann sie zu erzählen.

Eine Geschichte von Bogumil Prus, eine Geschichte, in der er eine wunderbare Tat vollbracht hatte.

Ihre Zunge war ungelenk, ihr Kopf brauste. Denn sie log. Sie log mit schwerer Mühe etwas Außergewöhnliches zusammen, das niemand recht glauben konnte. Aber als sie fertig war, als sie triumphierend fragte: „Was sagt ihr nun?", da wagte niemand eine Widerrede, und nur schwere Seufzer stiegen aus den verängsteten Herzen. Immer gewaltiger erschien der Geliebte und Gehaßte, der Gezüchtigte und nun doppelt Gefürchtete vor ihnen. Und zu dem äußeren Druck, der auf ihnen lag durch die sengende Glut und Schwüle, die auf ein Unwetter wartete, kam ein viel schlimmerer innerer Druck. Es war ihnen sicher, daß der Frevel, den sie getan, furchtbare Sühne finden mußte, daß sie der Rache von Bogumil Prus nicht entgehen konnten, daß etwas über ihnen stand, was vielleicht schon im nächsten Augenblick über sie hinbrausen würde.

Die Ratlosigkeit vergrößerte sich noch, als in der Frühe des nächsten Tages Barbara Paszewska, das Bündel in der Hand, Abschied nahm. Ihr Zweck war erfüllt; nichts hielt sie mehr. Wenn sie westwärts zog, hatte sie besseren Verdienst. Da brauchte man kräftige Arme zur Ernte.

„Von dem Räuber," sagte sie, „kann ich nicht Abschied nehmen. Er bleibt im Loch wie der Maulwurf. Grüßt ihn von mir und sagt ihm, daß ich immer lachen werd', wenn ich meine Hand anseh'."

So war sie gegangen. Und mit ihr hatten die Dirnen gleichsam allen Halt verloren. Die Kraft des Hasses, die in dem stolzen, großen Geschöpf gelebt, hatte sich ihnen mitgeteilt. Man war gewöhnt, in ihr die Führerin zu sehen. Und hatte man vorher der Folgen gedacht, so konnte man die Achseln zucken: das würde Barbara Paszewska schon in Ordnung bringen. Und nun war sie weg! Und doppelt schwer mußte die Rache des Burschen, da die Verführerin nicht mehr zu erreichen war, auf die Verführten fallen.

Nur eine war froh darüber, daß Barbara verschwand: Bassia Budny. Sie hätte nicht einmal sagen können, weshalb. Doch ihre Stirn, auf der jetzt oft Furchen standen vom vielen Grübeln, ward glatter und heller. Aufmerksam hörte sie zu, als ihr die andern den letzten Gruß berichteten. Und sie zuckte kurz bei den Worten: „Er bleibt im Loch wie der Maulwurf."

Es war nicht gelogen: Bogumil Prus, den man sonst am Tage ein paarmal erblickt hatte, ließ sich nicht sehen.

Halb besinnungslos war er damals in den Wald hineingetaumelt. Er stieß an Stämme, er riß sich an scharfen Aesten. Dann fiel und rauschte etwas, und neben ihm dehnten sich die mondbeschienenen Wiesen.

Das war die Quelle . . . die Quelle, wo er das Hasenlippchen geküßt. Das Hasenlippchen hatte ihn befreit.

Wie ein Stier brüllte er plötzlich auf, denn die ganze Gewalt der Schande drang auf ihn ein. Er faßte sich ins Gesicht: da hinein hatten die Weiber ihn geschlagen. Er tastete seine Glieder entlang: darauf war der Strick niedergesaust — der Strick, den er, ohne selbst zu wissen warum, mitgenommen hatte. Er fühlte seine Arme, Gelenke, Knöchel — überall hatte die Leine, die ihn gefesselt, rote Striemen gezogen. Der Blutumlauf war gehemmt worden, noch immer war ihm alles steif und starr.

Und zum zweitenmal dieser wilde, unartikulierte Schrei: wie ein Wahnsinniger schlug er um sich. Seine Muskeln spannten sich zum Zerspringen, er hieb sinnlos mit den Fäusten auf Moos und Nadeln, bis er keuchend, zu Tode erschöpft, liegen blieb.

Von Weibern gehöhnt und geschlagen: Er! Das begriff er nicht. Das ging nicht in seinen Kopf.

Er, der Sohn des reichsten Bauern, der stärkste von allen; er, dem dieselben Dirnen zitternd und selig am Hals gehangen hatten!

Ungeheuerlich war die Tat; ungeheuerlich die Schande, die er trug.

Hätten ihn die Burschen überfallen, ihn halb tot geschlagen, ihn mit gebrochenen Gliedern liegen lassen — es war Kampf, es war natürlich, es hatte seine Art.

Aber von Weibern besiegt —!

Niemals und durch nichts war diese Schande abzuwaschen. Blindwütig hätte er zuerst aufspringen, ins Dorf laufen, jede einzelne zerschmettern mögen, daß kein Mund mehr da war, der verraten konnte, was geschehen war.

Aber würden die Fenster, die im Mondschein blitzten, nicht klirren, weil lachende, höhnende Gesichter dahinter hervorlugten? Würden die Häuser und Hütten nicht tausend Augen haben? Würde ein spöttisch Lachen nicht um alle Türen fliegen und ihm folgen: Bogumil Prus, was hört man? Bogumil Prus, ist denn das wahr?

Da blieb er liegen. Und nach dem Toben und Schreien kam die Erschlaffung. Nicht eine, die ihn schlafen ließ. Er wachte. Aber eine Erschlaffung, die ihm alles dunkler zeigte, als es war.

Seine Ulanenmütze nahm er ab. Schief hatte man sie ihm auf den Kopf geschlagen, als sie abgefallen war. Es war sein großer Stolz gewesen. Keiner im Dorfe, der bei der Kavallerie gedient hätte. Alles Feldhopser, Fußlatscher! Ihn, den Sohn des „Remontebauern", hatte man auf seine Bitte zum Reiter gemacht. Schwarzweiß flatternde Fähnchen, wiehernde Pferde, Federbüsche, Blitzen und Glänzen — wie oft waren sie so ausgeritten! Und alle Mädels verrückt nach den Lanzenreitern! Schwer war es, sehr schwer, die Uniform auszuziehen. Die Mütze hatte er behalten. Sie versinnbildlichte gleichsam die ganze Zeit.

Und ihn, den Ulanen, der stolz die Mütze trug, ihn hatten Weiber geschlagen!

Wenn sie das wüßten im Regiment! Und wer konnte vorhersagen, ob nächstes Jahr nicht Michael Sarbka zum Regiment kam?

Er stöhnte. Nichts wusch die Schande ab. Was sollte er tun? Die Dirnen töten? Konnte er denn das? Ach, er war schon halb von Sinnen. Sie schlagen, bis das Blut sprang? Psia krew, wurde dadurch Geschehenes ungeschehen gemacht? Und die Weiber schlug man nur aus Liebe — etwa seine Frau, seine Braut —, nicht aber aus Wut und Haß.

Nur eins war möglich: das Dorf verlassen, fortgehen, alles im Stich lassen — so weit laufen,



Süße Früchte. Nach einem Gemälde von Wilhelm Menzler

daß die Schande hinter ihm blieb. Es war die einzige Rettung. Und dann schon gleich. Nicht erst den Tag abwarten, wo sie alle ihn angrinsten.

Er stand auf. Schwerfällig ging er vorwärts. Er ging durch die Hürden, weil er wußte, daß er dort keinen traf. Aber er suchte selbst hier den Schatten und lief durch das blanke Mondlicht scheuer und schneller. So kam er unangefochten ins Haus. Aber er war zu zerschlagen, um heut noch einen Entschluß fassen zu können.

Als der Morgen mit grausamer Helle durch die Scheiben schien, hätte Bogumil Prus in Verzweiflung schreien mögen. Sein Gesicht war blau und grün, verschwollen; er sah fürchterlich aus. Und wenn sie ihn fragten, wo er das her hätte? Ja, dem Vater konnte er schon was vorreden! Aber draußen den Knechten — nein! O, sie würden nichts sagen, nur vor sich hinpfeifen! Aber das war genug!

Er blieb in der Stube. Es war fürchterlich für ihn, der an die Freiheit, an Flur und Feld gewöhnt war. Er kühlte sein Gesicht und zählte die Stunden — sie krochen wie die Schnecken dahin.

Jetzt wußten es die Nachbarn wohl schon, jetzt lief Barbara Paszewska wohl herum und erzählte es triumphierend!

Er grub die Fingernägel in das Fleisch der Hand.

Und ein zweiter Tag — — das Gesicht ward besser, es sah schon wieder leidlich aus. Aber die furchtbare Schwüle — nicht zum Aushalten war es. Der Alte schimpfte. Der Alte wollte ihn auf die Wiese jagen. Es war schrecklich. So dumpf wurde der Kopf. Und er wartete doch jede Minute, daß einer käme und ihn erstaunt und höhnisch ansähe.

Es kam keiner. Doch wenn draußen ein Lachen scholl, fuhr er drinnen zusammen: sie lachen über dich, weil die Unterröcke dich gehöhnt und gezüchtigt haben!

Der dritte Tag — immer stärker ward die gewaltige Spannung draußen, und noch immer kein Gewitter. Der Alte tobte jetzt: was dem Sohne denn einfiele! Zigarren hatte er auch nicht mehr. Aber über die Dorfstraße zum Krug gehen... zum Krug, in dem Maria Kossak diente?

Nein — es gab nur eins: fort von hier! Nur laufen, laufen, laufen! Sein Vater konnte ihm dann Geld nachschicken. Er brauchte auch keines. Im Sommer war leichtes Verdienen.

Er schnürte sich ein Bündel, und als es dunkel war und Spätabend, schlich er sich hinaus.

Wieder ging er durch die Hürden. Es wetterleuchtete von fern. Blaugelber Schein zuckte über den ganzen Horizont. Die Pferde waren unruhig; Gräser, Sträucher, Bäume standen unbeweglich, wie in Stein gehauen.

Und Bogumil Prus ging. Schleppend, langsam. Es war ihm merkwürdig wild und weh zumute. Es war ihm, als wäre dieses Gehen gar nicht sein Ernst, als täte er es nur mechanisch und als stünde dahinter schon ganz was andres.

Er sah sich sonderbar um. Er nickte. Hier ging er nun fort. Von den Hürden und den Pferden, vom See und vom Walde, von den Wiesen und dem Boden, der den Prus seit unausdenkbarer Zeit gehörte.

Jetzt schnaufte es hinter ihm. Eines der Pferde, die er gebändigt hatte und die den Herrn in ihm liebten, war nähergekommen. Es schnupperte an seiner Tasche. Es ließ sich von ihm den Hals klopfen. Es legte seinen Kopf ihm auf die Schulter.

„Ja, ja," sagte er nur. Und dann: „Ich geh' jetzt!"

Da merkte er, daß die Nüstern und Flanken des Tieres leise zitterten, als hätte es Furcht vor etwas Kommendem und als müsse es bei ihm Schutz suchen.

Das Wetter lag wohl schon in der Luft und ward von dem Gaul geahnt.

Bogumil Prus jedoch sah in die großen braunen Augen und plötzlich schlang er beide Arme um den Hals des Tieres und lehnte seinen Kopf an das glänzende Fell.

Er wußte, daß er nicht fortgehen konnte. Daß hier seine Heimat war. Daß er mit allen Wurzeln an diesen Boden und an diese Scholle gebunden war.

Er hatte das nie gefühlt. Denn es war so selbstverständlich, daß er hier leben und sterben würde. Er war das einzige Kind — ihm fiel der Hof zu. Alles ganz natürlich...

Und erst jetzt, wo das Pferd in dem leisen Zittern vor ihm stand, wo er fortgehen wollte in die Welt, in die Fremde, schwoll übermäßig das Heimatsgefühl empor.

Seltsam: wie viel Neues, seitdem die Schande über ihn gekommen war, sich in ihm regte! Er hatte gar nicht gewußt in seinem Glück und Uebermut, was alles in ihm schlummerte. Ein Verwundern überkam ihn. War er noch derselbe, der er vor ein paar Tagen gewesen war?

Immer fester schmiegte er sich an das Pferd.

Er konnte nicht fort. Es war ganz fest und sicher. Aber was dann? Hier in Schande leben? Unmöglich! In die Welt ziehn? Ausgeschlossen. Was blieb? Hier sterben.

Hier sterben...

Seiner bäuerischen Natur lag das ewig fern. Aber es gab keinen andern Weg.

Er starrte vor sich hin. Da zuckte ein neuer Wetterschein am Horizonte empor. Er erhellte den See, den Zipfel des Waldes, den Baum, wo das damals geschehen war.

Mit offenem Munde blickte Bogumil Prus hinüber. Als hätte ihm der Himmel die Stelle seiner Schande zeigen wollen! Sie lag jetzt längst wieder im Dunkeln.

Aber er sah sie vor sich... ganz genau. Und er schleppte sein Bündel ins Haus zurück, holte etwas und schritt dann, ohne sich umzusehen, ohne auf die unruhigen Pferde zu achten, vorwärts, als hätte er ein sicheres Ziel.

VI

Bassia Budny ging gewöhnlich mit den Hühnern zu Bett. Es war im Dorf so üblich. Beleuchtung war teuer, und morgens mußte man so wie so früh aus den Federn.

Seit abends die Mädchen sich vor ihre Tür schlichen, ward es später. Und wenn sie gegangen waren, wollte die Paninuchna auch noch nicht ins Haus. Schlafen konnte sie doch nicht. Die Schwüle war zu groß, und zu schwer trug sie an ihren Gedanken.

Immer mehr, gerade weil der Bursch sich nicht sehen ließ, war die Furcht der Mädchen gestiegen. Und jeden Abend bemühte sich Bassia, sie noch zu verstärken, indem sie von seiner Kraft erzählte. Unerträglich ward den Dirnen dieser Zustand ewiger ängstlicher Erwartung. Maria Kossak hatte schlaff die Arme hängen lassen.

„Ich wollt'," hatte sie gesagt, „der Bogumil hätt' mir meinen Teil schon gegeben."

Und ähnlich fühlten die andern auch. Ratlos, halb schon stumpf und matt von der ewigen Angst blickten sie auf Bassia, ob die denn gar keinen Rat wußte.

Nein, sie wußte keinen. Sie konnte seufzend nur immer sagen: „Warten... warten!" Nur eins hatte sie sich versprechen lassen: jede sollte unverbrüchliches Schweigen beobachten. Sie machte ihnen klar, daß dies die einzige Möglichkeit war, den Haß des Burschen zu lindern. Sie sahen es auch ein und hielten den Mund, ja, sie stritten die Tat ab, wenn jemand sie fragte. Denn immerhin hatten einige wenige durch Barbara Paszewska davon gehört. Diese wenigen jedoch wurden nun unsicher, als die übrigen Dirnen leugneten; Barbara selbst war über alle Berge, und so hielten sie selbst die ganze Geschichte bald für ein Märchen. Es war ja auch kaum denkbar: der riesenstarke Bogumil...

Die Paninuchna aber machte ein ganz andres Gesicht, wenn sie allein war, als wenn sie unter den Mädchen saß. Vor den andern schien auch sie gewaltige Furcht vor dem Burschen zu haben. Saß sie allein, so schüttelte sie den Kopf; sie hatte nicht Furcht *vor* ihm, sondern *für* ihn.

Warum ließ er sich nicht blicken? Warum saß er wie der Maulwurf in seinem Loch? Brütete er wirklich Rache? Pah, die Wut frißt warm, Rache will heiß essen. Schon aber waren drei Tage vergangen. Niemand, der ihn gesehen hätte!

Und da fiel ihr allerhand ein. Die Prus, der alte wie der junge, waren empfindlich. Da hatte es hier mal einen Bauern gegeben, der in einem Jahre bessere Remontepferde gezüchtet hatte. Und ein ganzes Jahr hielt der alte Prus das Haupt gebeugt und betrat kaum den Krug, bis die Scharte ausgewetzt war. Oder was man sich vom Bogumil erzählte... Im Nachbardorf hatte er mal eine gehabt, die ihn betrog und auslachte. Lange hatte er das nicht verwinden können, und nie hatte er das Dorf mehr betreten. Erst seit die Militärzeit herum war, ging er wieder hin. Es konnte ihn auch furchtbar kränken, wenn einer, den er grad freihalten wollte, das ablehnte.

So ein merkwürdiger Mensch war der Bogumil. Wie mochte er sich da erst die Schande zu Herzen genommen haben!

Sie starrte in die Nacht.

Und plötzlich hatte sie eine furchtbare Angst. Vielleicht war er schon tot. Vielleicht hatte er sich getötet. Vielleicht sah man ihn deshalb nicht.

Maria Joseph! Ihre Hände falteten sich und preßten sich zusammen. Das Hasenlippchen zitterte.

Nein, nein — dann wüßte sie es doch schon!

Aber der Gedanke machte sie ganz irr. Mit starker Macht drang es auf sie ein, wie sie ihn liebte. Und ohne Besinnen lief sie seinem Hause zu.

Es war Torheit. Sie merkte es selbst und stand still. Auf die Dorfstraße kam er gewiß nicht. Höchstens ging er in die Hürden, zu seinen Pferden. Die Pferde liebten ihn ja so sehr.

Sie schlich zurück. An einer Stelle, wo sie die Hürden überschauen konnte, kauerte sie sich ins Gras. Es war sonst feucht hier, aber jetzt nach der dörrenden Hitze ganz trocken.

Und da saß sie und wartete.

Als der Bogumil kam, als sie ihn sah, wunderte sie sich gar nicht. Nur eine ungestüme Freude schwoll in ihr empor, daß ihr Herz ganz unsinnig schlug. Er lebte! Er lebte! Weiter wollte sie ja nichts.

Und während sie den Atem anhielt, verfolgten ihn ihre Blicke, soweit es das Dunkel erlaubte.

Immer schneller folgte sich am Himmel das zuckende Aufleuchten. In der sekundenlangen Helle sah sie seine Gestalt deutlich. Er schritt rüstig vorwärts, als hätte er einen Gang zu tun. Er verließ die Hürden. Jetzt schritt er ein paar Meter weit an ihr vorüber.

Langsam richtete sie sich auf. Wie von einem stärkeren Willen getrieben, folgte sie ihm. Wie eine Katze war sie hinter ihm drein.

Sie achtete es nicht, daß ein kurzes Surren und Sausen durch die Wipfel ging, die sich schauernd bogen. Sie sah nur geradeaus, um in dem Aufleuchten, das jede Minute über den Himmel flog, die vorwärtsstrebende Gestalt zu finden.

Alle ihre Freudigkeit war verflogen. Ein beengendes Gefühl drückte auf ihr Herz. Vielleicht war es die schwarze, unheimliche Nacht, die ewig durchblitzt war. Kein Vogel flog oder rief. Kein lebendes Wesen war weit in der Runde. Nur die Fledermäuse zogen durch die Helle der Blitze lautlos und gespenstisch dahin.

So waren sie bis zum See gekommen. Der Bursche hielt. Weiter entfernt hielt Bassia Budny.

Als sich ein blendend Feuermeer über den Horizont ergoß, sah sie ihn an dem Baume stehen, an den die Dirnen ihn gebunden hatten. In kurzem Krampf zog sich ihr Herz zusammen.

Mit einemmal wurde es ganz still. Das Sausen in den Wipfeln verstummte. Die abgebrochenen Stöße des Gewitterwindes hörten auf. Ein paar schwere, merkwürdig große und ganz vereinzelte Tropfen fielen.

Wo war Bogumil Prus? Sie hatte ihn beim letzten Leuchten nicht gesehen. Und nun blieb es stockdunkel, als hätte auch der Wetterschein ausgesetzt.

(Fortsetzung folgt)



Die Freiheitsstatue auf der Brücke von Grenelle

Die Seine in Paris

Von

Karl Eugen Schmidt

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

In keiner andern Millionenstadt hat ein Fluß die Bedeutung der Seine in Paris. An Wien fließt die Donau vorbei, ohne sich in der Stadt aufzuhalten, und wenn sie nicht da wäre, würde sich das Bild von Wien weiter nicht viel ändern. In Berlin merkt man die Spree kaum, und erst in der Umgebung, wo sie die eigenartigsten und stimmungsvollsten Landschaftsbilder schaffen, gewinnen Spree und Havel ihre Bedeutung für die Stadt. London freilich wäre ohne die Themse nicht gut denkbar, aber mit der Seine läßt sich der Vater Thames nicht vergleichen. Dieser Vater Thames ist ein schmutziger Geselle, ein Arbeitsmann, ein Kohlen- und Sackträger, ein ekliger Kerl, mehr nützlich als erfreulich. Die Seine aber ist ein munteres, heiteres Mädchen, neckisch und hübsch, wie von Watteau oder von Willette gezeichnet. Und so ist die Seine mitten in Paris, und das findet man bei keinem andern Flusse in einer Großstadt. Die Themse wird nämlich auch hübsch und nett, aber dazu muß man die eigentliche Stadt verlassen und hinaufgehen nach Chiswick, Kew und Richmond. Wenn man sieht, was die Pariser mit ihrem Flusse gemacht haben, möchte man die Hände zusammenschlagen vor Jammer über die praktische Nüchternheit der Londoner und der New-Yorker. Die Pariser haben in der ganzen Länge ihres Flusses auf beiden Seiten herrliche, von stattlichen Bäumen bepflanzte Schattenwege angelegt, wunderbare Promenaden, die den Fluß nicht nur von seinem Eintritt bis zu seinem Austritt aus den Stadtmauern begleiten, sondern die sich auch außerhalb der Stadt nach beiden Richtungen viele Meilen weit fortsetzen. Die Londoner aber und die New-Yorker können an ihre Ströme überhaupt nicht herankommen. Die Themse ist wie der Hudson und der East River nur Lastknecht, nur Arbeiter. Man kann in der Stadt selbst überhaupt nicht an sie heran, denn die Ufer sind von Warenhäusern und so weiter besetzt. Erst hinter diesen hohen und häßlichen Bauten, welche die Aussicht auf den Fluß versperren, laufen die Straßen her, und wenn man den Fluß sehen will, muß man auf eine Brücke gehen. Und das ist, besonders was New York anlangt, sehr schade, denn die Ufer des Hudson und der ganzen Bai bieten von Natur eines der anziehendsten und hübschesten Landschaftsbilder, die man sich nur vorstellen kann. Die Menschen hätten da nicht etwa verschönern oder schaffen müssen; es galt nur, das von der Natur Gebotene zu erhalten, und das hat man mit praktischem Ingrimm zerstört.

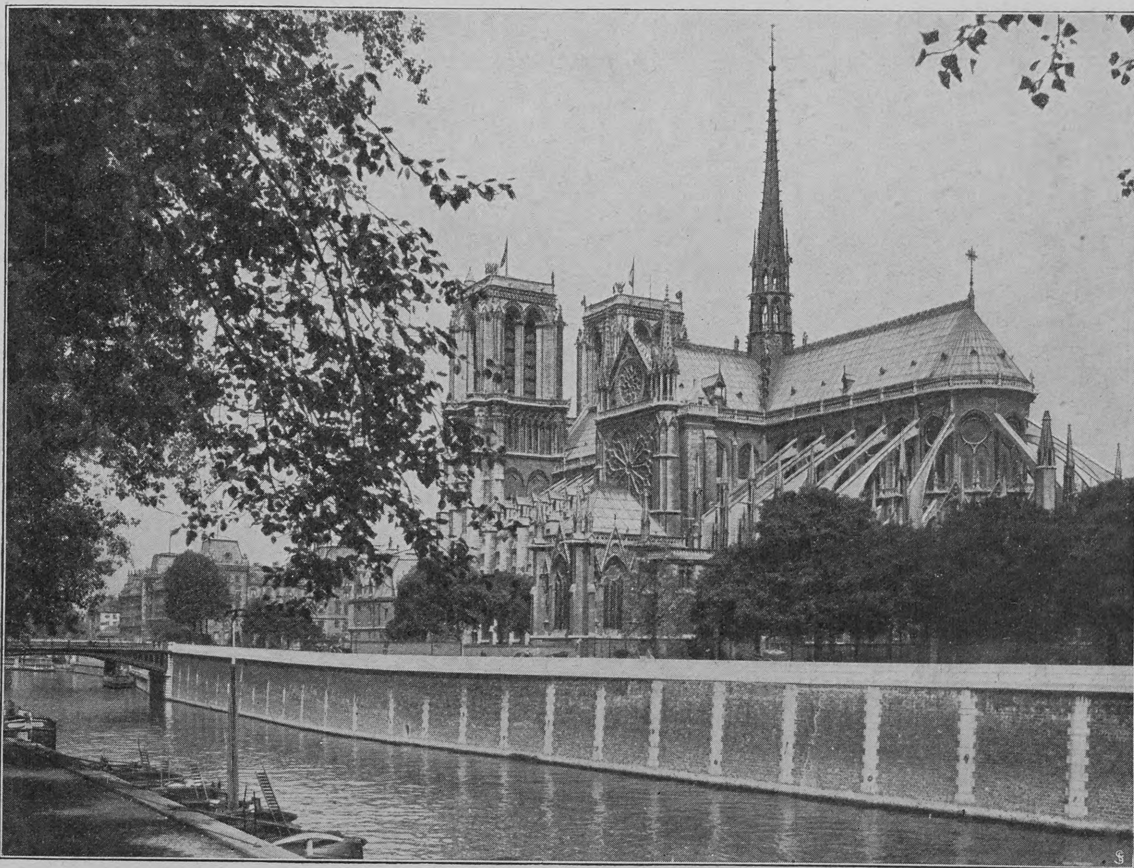
Die Pariser haben die Schönheit ihres Flusses nicht nur nicht zerstört, sondern erhöht, und obgleich die Seine auch arbeitet und unzählige Frachtkähne und Dampfer trägt, deren einige sogar direkt aus London kommen, geht sie doch in ihrer Arbeitsrolle so wenig auf wie der reizende Trottin Willettes oder die nicht weniger hübsche Wäscherin Steinlens. Die Seine repräsentiert recht eigentlich Paris und seine Bewohner, wie die Themse den Londoner vertritt. Gearbeitet muß werden, aber der Mensch ist nicht geboren, um nur zu arbeiten, er soll sich auch amüsieren, und wenn er recht klug ist, richtet er es so ein, daß ihm die Arbeit selbst ein Vergnügen ist. Und so gleicht die Seine ganz den schmucken, netten, frohgemuten Pariserinnen, die man zur Mittags- und Abendstunde aus den Geschäften der Stadt strömen und nach Hause eilen sieht. Es sind Arbeiterinnen, die täglich zehn Stunden in der Werkstatt oder im Laden eingesperrt sind, aber sie freuen sich des Lebens, sie scherzen und lachen und sind ohne Zweifel wie Voltaires Philosoph Panglosse fest überzeugt, in der besten aller möglichen Welten zu leben. Wenn ich dagegen an die Arbeitstiere denke, die um die nämliche Stunde durch die Straßen der Londoner City rennen! Ach Gott, manchmal gefällt es mir nicht besonders in Paris, und ich möchte mir einen andern Wohnort suchen, fern von den französischen Schwätzern und Phrasenmachern. Aber wenn ich dann an die Londoner denke, bekehre ich mich schleunigst. Menschen, die nur leben, um zu arbeiten, um Geld zu verdienen. Nein, da sind mir die Pariser Windbeutel denn doch noch tausendmal lieber! Die leben nicht, um zu arbeiten, sondern sie arbeiten, um zu leben, und das ist ein gewaltiger Unterschied, ganz zu ihren Gunsten.



Der Pont neuf mit der Statue Heinrichs IV.

In London wollte ich einmal auf der Themse hinauffahren bis nach Kew. Ein abscheuliches, schmutziges, unbequemes Dampfboot besorgt diesen Verkehr, und nur alle halbe Stunden geht es von London Bridge ab. In Paris aber gibt es gar kein schöneres Vergnügen, als sich auf einen der kleinen sauberen, schmucken Dampfer zu setzen und in irgendeiner Richtung den Fluß entlang zu fahren. Kein größeres und kein billigeres Vergnügen ist in Paris zu haben. Vom Louvre aus kann man nach beiden Seiten bis weit vor die Stadt fahren. Seineaufwärts bis in die Mündung der Marne, abwärts bis nach Suresnes unterhalb von St. Cloud, und wem das noch nicht genug ist, der kann im Sommer bis nach St. Germain fahren. Und zwischen Suresnes und Charenton huschen die flinken Boote unablässig auf und ab, so daß man nur an besonders schönen oder an Sonn- und Feiertagen länger als drei Minuten auf einen Dampfer zu warten braucht. Die Fahrt ist so schön im Sommer, daß an den Sonntagen die Schiffe immer überfüllt sind, und um ein allzu starkes Drängen zu verhüten, hat man an der Hauptstation vor dem Louvre ein Hürdensystem erbaut. Die Wartenden treten in diese Hürden, deren jede gerade so viele Menschen aufnimmt, wie ohne Gefahr auf einen Dampfer gehen. Das ist lustiger anzusehen als mitzumachen, und wenn es Ihnen recht ist, machen wir unsern Ausflug nicht an einem Sonntag, sondern in der Woche, und obendrein benutzen wir nicht die vom Louvre nach Sèvres, St. Cloud und Suresnes gehende Linie, sondern wir steigen an der Brücke von Austerlitz ein und fahren nur bis ans Ende der Stadt, den sogenannten Point du Jour in Auteuil.

Warum die Brücke von Austerlitz ihren Namen führt, brauche ich den Lesern so wenig zu verraten wie das Geheimnis des Namens der Brücke von Jena, unter der wir nachher auch noch durchfahren werden. Die Austerlitz-Brücke liegt im Osten der Stadt am Pflanzengarten, also in einer Gegend, die von den Boulevardiers nie besucht wird. Den Pflanzengarten haben wir bei der Abfahrt zur Linken, und gleich darauf kommen wir rechts an



Die Insel der Cité mit Notre Dame

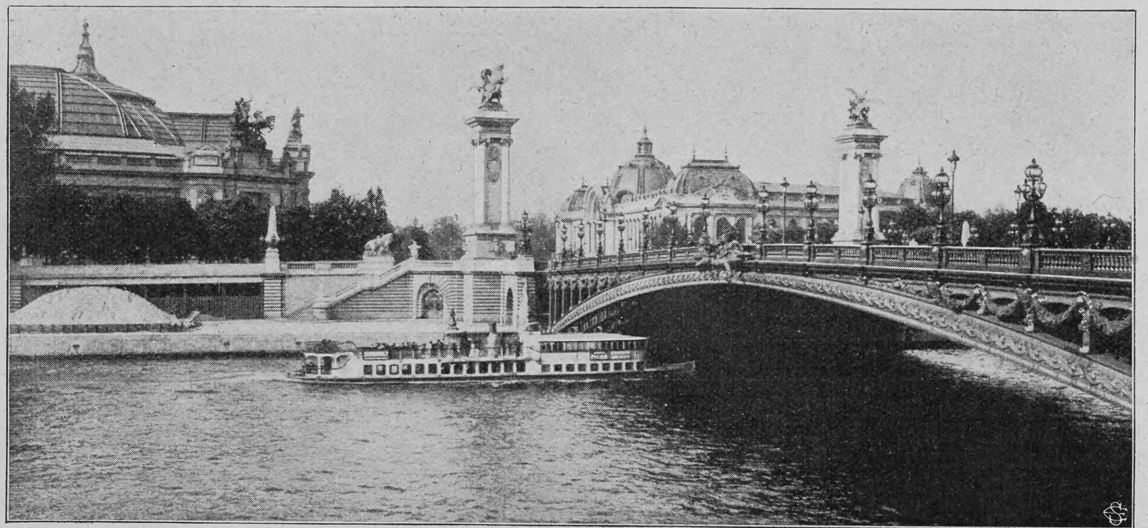


Auf dem Seinekai

der Insel St. Louis vorbei, einst das vornehmste Viertel der Stadt und heute noch viele Palastbauten aus dem siebzehnten Jahrhundert enthaltend. Vor dritthalb Jahrhunderten ging die vornehme Welt von Paris nicht in den Champs Elysées und im Bois de Boulogne spazieren, sondern man promenierte auf dem linken Seineufer, wo jetzt der Kai von Tournelle liegt, und alle vornehmen Familien, die auf der Insel oder am linken oder rechten Seineufer wohnten, hatten ihre prächtig geschmückte Gondel, die damals ungefähr das bedeutete, was heute das Automobil für das Tout Paris ist. Jetzt sind diese Stadtteile ganz verarmt. In dem Palaste des berühmten Ministers Colbert, der am linken Ufer noch steht, sind zwanzig oder dreißig arme Familien eingerichtet, und ebenso ist es all den andern Palästen ergangen, sofern sie nicht ganz verschwunden sind. Die Gärten der Paläste aber haben Mietskasernen und Arbeiterwohnungen Platz gemacht.

Hinter der Insel des heiligen Ludwig kommt jetzt die Insel der Cité heraus, die sich von dieser Seite nicht ganz so erfreulich zeigt wie von der andern. Zwar hebt sich der schlanke Chor von Notre Dame mit seinem zierlichen Strebersystem malerisch aus dem Baumgrün, aber davor wird das Auge durch einen häßlichen und niedrigen Bau aufgehalten, der unangenehme Gefühle erweckt. Das ist die Morgue, wo alltäglich viele Tausende ihre Neugier befriedigen und die aufgebahrten unbekannten Leichen der Verunglückten, der Selbstmörder und der Ermordeten beschauen. Der linke Seinearm wird hier von den Seinedampfern nicht benutzt. Er dient als Hafen, während wir den rechten Arm hinabfahren und bald zur Rechten das Rathaus und die beiden Theater am Chateletplatze, zur Linken das Hotel-Dieu, das älteste Krankenhaus der Stadt Paris, und den Justizpalast mit seinen mittelalterlichen Türmen hinter uns lassen. Jetzt haben wir die untere Spitze der Insel der Cité erreicht und fahren unter dem Pont neuf durch. Dieses Ende der Insel ist sehr lustig, denn man hat es in einen spitz auslaufenden Garten mit hohen Bäumen verwandelt. Ueber den Baumeswipfeln ragt die Brücke empor, die hier das Standbild Heinrichs IV. trägt. Unter der Revolution wurde die Statue zerstört und das Erz zum Gusse von Kanonen verwandt, unter der Restauration des Königtums aber stellte man den königlichen Reiter in neuer Gestaltung wieder an seinen Platz. Hinter diesem Standbilde steht ein Haus, das uns auch noch an die Revolution erinnert. Darin wohnte der Goldschmied Phlipon, und hier ist seine Tochter, die spätere Madame Roland, geboren.

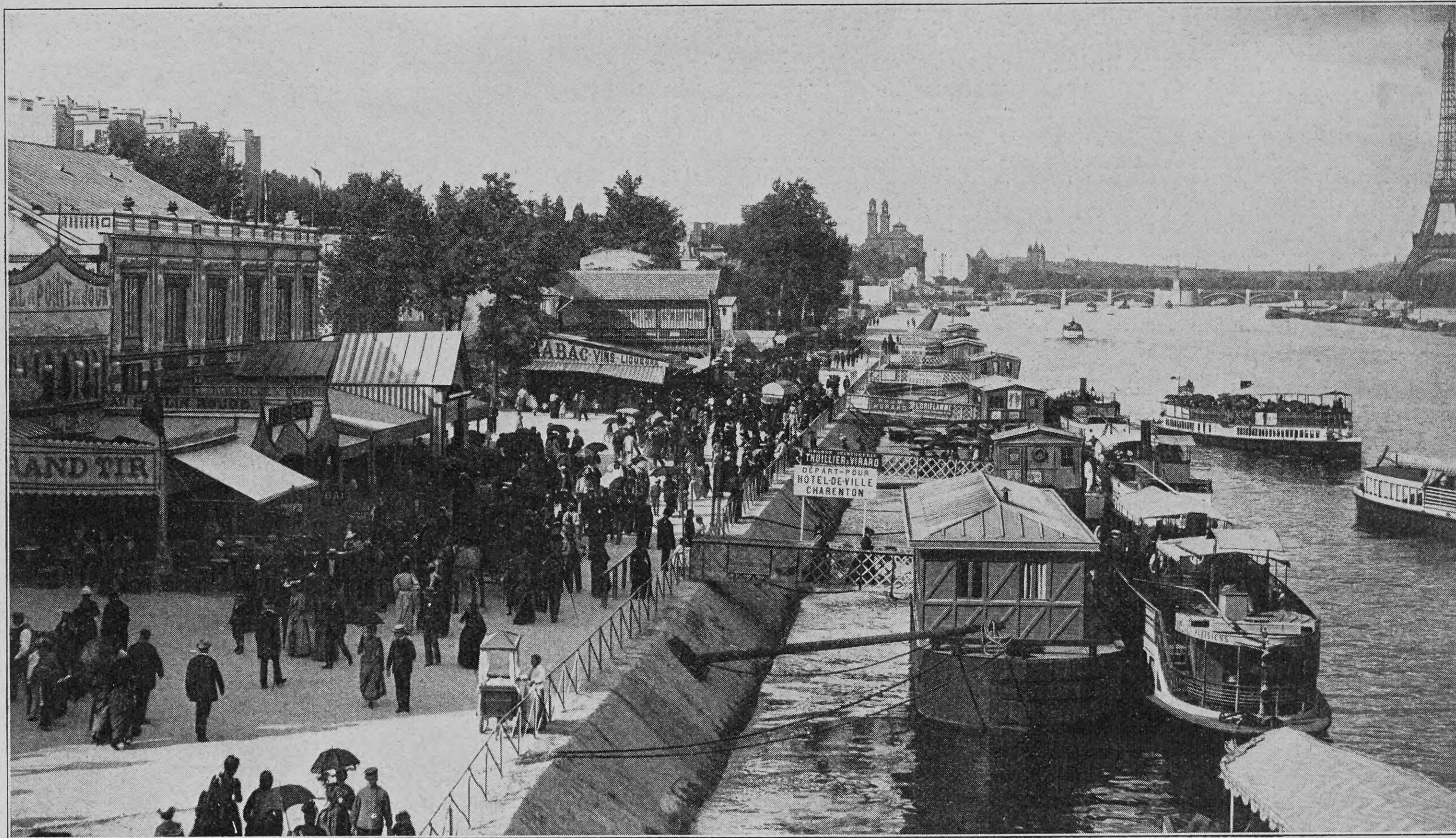
Wenn man alle die Reminiszenzen niederschreiben wollte, die uns die Seinefahrt erweckt, dann müßte man aus dem einzigen kurzen Ausflug ein dickes Buch machen, so reich und bedeutungsvoll für die ganze Menschheit ist die Geschichte von Paris. Aber jetzt nähern wir uns einer Brücke, die nur für Fußgänger bestimmt ist und die uns an etwas andres erinnert, nicht an die Revolution oder an die Pariser Geschichte, sondern an einen unsrer liebenswürdigsten deutschen Erzähler, an Wilhelm Hauff. Diese Brücke ist der Pont des Arts, der Schauplatz einer der hübschesten und anmutigsten Novellen Hauffs. Rechts haben wir jetzt die fast einen Kilometer lange Fassade des Louvre, links mündet der Pont des Arts vor dem Kuppelbau des Instituts. Unter dieser Kuppel sitzen die vierzig Unsterblichen der französischen Akademie, die schon bei Lebzeiten dermaßen unsterblich sind, daß die Namen der großen Hälfte selbst gebildeter Franzosen, geschweige denn den Ausländern, gänzlich fremd und unbekannt sind. Zu beiden Seiten sind hier die Kaimauern von



Pont Alexander III.; im Hintergrund die beiden Kunstpaläste



Blick auf die Seine und Notre Dame vom Pont des Tournelles aus



Am Point du Jour bei Auteuil; im Hintergrund der Trocadero, ganz rechts der Eiffelturm

Bücherkästen bedeckt, und die Bücherfreunde, die nicht viel Geld haben, suchen in diesen Kästen herum und finden oft für wenige Pfennige, was sie im Laden mit ebensovielen oder mehr Talern bezahlen müßten. Besonders im Sommer, wenn die mächtigen Platanen ihren Schatten spenden, während die Seine in der Sonne glänzt, ist das Bummeln am Kai und das Kramen in den alten Büchern ein Genuß, den man nirgends in der Welt wiederfindet.

Rechts begleitet uns immer noch der Louvre und nach ihm die Mauer des Tuileriengartens, links kommen wir an der Kunstschule und an dem neuen Bahnhofe von Orleans vorbei, während wir unter den Brücken Caroussel, Royal und Solferino durchfahren. Dann haben wir links die Gärten der deutschen Gesandtschaft, den Palast der Ehrenlegion und die Deputiertenkammer, der rechts die Place de la Concorde mit ihren Städtestatuen, darunter die zum Symbol des Patriotismus gewordene Statue von Straßburg, gegenüberliegt. Und nun sind wir in einem neuen Stadtteil, wo nichts mehr von dem alten Paris, von seinen Königen, von seiner Revolution spricht. Alles ist hier neunzehntes Jahrhundert, anfangend mit Napoleon I., an den wir beim Erscheinen der Esplanade und der vergoldeten Kuppel der Invaliden wie beim Durchfahren der Jenabrücke denken, endend mit der dritten Republik, die uns durch die Alexander-Brücke, durch die beiden von der letzten Weltausstellung übriggebliebenen Kunstpaläste und durch den Eiffelturm an ihre Bautätigkeit mahnt.

Und haben wir auch den Eiffelturm und den Trocadero hinter uns, sind wir aus der eigentlichen Stadt schon heraus, so stellt sich die Republik noch einmal vor auf der Brücke von Grenelle. Dort steht die nämliche Statue der Freiheit, die man aus dem Hafen von New York kennt. Nur ist das Pariser Exemplar nicht so groß. Die französische Freiheit kann sich eben noch lange nicht mit der amerikanischen messen. Nachdem die Franzosen den Amerikanern die Statue im Hafen von New York geschenkt hatten, revanchierten sich die Amerikaner mit dieser etwas kleineren Kopie, deren Schöpfer, der Elsässer Bartholdi, dank dieser vielbesprochenen Arbeit, seinen Namen der Nachwelt länger überliefern wird, als seine Kunst es verdient. Hinter dieser Brücke wird schon die liebliche Landschaft sichtbar, die anmutigen Höhen von Meudon, Sèvres und St. Cloud, wo die hübschen Landhäuser aus den grünen Gärten herablugen auf die in der Sonne lachende Seine, während im Hintergrunde der ungeschlachte und plumpe Mont Valérien, der „Bullerian“ der deutschen Soldaten bei der Belagerung von Paris, seine schwere Masse zeigt. Vor der zweistöckigen Brücke, die hier über die Seine geht und unten den Fußgängern und Fuhrwerken, oben der Eisenbahn dient, steigen wir am Point du Jour aus. Fröhlicher Lärm schallt uns aus zahlreichen Buden und Baracken entgegen, die uns an die deutschen Jahrmärkte erinnern. Diese Buden begleiten die der Seine folgende Straße bis hinaus vor Wall und Graben, wo sich die dem großen grauen Gefängnis der Stadt entronnenen Ausflügler bei allerlei Spielen und Scherzen in den zahlreichen Gartenwirtschaften vergnügen. Hier entfaltet sich echte, ungezwungene gallische Fröhlichkeit, wobei das weibliche Element wie immer im schönen Frankreich eine ganz besonders große Rolle spielt. Mit diesem luftigen und harmlosen, echt pariserischen Bilde wollen wir unsern Ausflug beschließen, der uns Paris von seiner hübschesten, angenehmsten und liebenswürdigsten Seite gezeigt hat. Wenn Sie aber, wie ich nicht zweifle, Vergnügen an dieser Seinefahrt finden, so rate ich Ihnen, Ihre nächste Fahrt bis nach Sèvres fortzusetzen, und vielleicht findet sich noch Gelegenheit, daß wir auch diesen Ausflug zusammen machen können.



Der Pont des Arts mit dem Palais der französischen Akademie

Der Naturforscher

Novellette

von

Wolfgang Kirchbach

Dr. Hans Leunis aus Halberstadt hatte sich ursprünglich als praktischer Arzt in Vororten von Berlin niedergelassen. Trotzdem er mehrfach seine Wohnung gewechselt hatte im Laufe der Jahre, waren die Kranken nur sehr selten zu ihm gekommen, so daß er, als sein mütterliches Vermögen anfing, in sich zusammenzuschmelzen, suchen mußte, einen einträglicheren Lebensberuf zu finden. Er hatte sich anfangs einem Kreise von Vegetariern angeschlossen, hatte eine Broschüre über Christus geschrieben, der ein Gegner des Fleischgenusses gewesen sein sollte, war dafür aber durch mehrere protestantische Geistliche des Vororts von der Kanzel herab heftig angegriffen worden, so daß seine Hoffnung, eine vegetarische Heilanstalt einrichten zu können, zunichte wurde. Statt dessen aber gelang etwas andres. Jene Angriffe hatten seinen Namen, wenn auch nicht im großen Berlin, so doch in den kleinen Blättern des Vorortes herumgetragen. In dieser Zeit verfiel er, angeregt durch so viele Vortragsveranstaltungen in Berlin, auf den Gedanken, für gebildete Laien und Freunde der Natur Führungen im Freien mit erklärenden Vorträgen zu unternehmen. Es sollte Pflanzenkunde und Zoologie, auch Mineralogie und Geologie beim lebendigen Einherwandern in der Umgegend von Berlin getrieben werden. Vom Frühling bis zum Herbst kündigte er drei Zyklen an, wo jeden Sonntag ein gemeinsamer Ausflug der Teilnehmer in den Grunewald, an die Havelseen, in den Machnower Forst, auf die Höhen des Teltowlandes stattfinden solle, ein Frühlingskursus, Sommerkursus, Herbstkursus. Der Preis für die Teilnahme wurde ziemlich hoch angesetzt, um besonders gebildete, reiche Töchter und wohlhabende Naturfreunde aus Berlins Westen anzuziehen. Und der Erfolg der ersten Ankündigungen war überraschend. Die ersten Spaziergänge geschahen zwar nur mit zehn Teilnehmern, dann aber stieg die Zahl rasch, woran einige ältere und jüngere Damen teilhatten, die, ganz abgesehen von der Naturwissenschaft, in dem sanften, stillen Doktor mit seinem christusähnlichen Blondbart und den langen Christushaaren ein unbestimmtes Ideal zukünftiger Möglichkeiten sahen.

Er hatte sehr bald eingesehen, daß man bei wißbegierigen jungen Damen von Berlin, obwohl die meisten die Schriften des Verfassers vom „Liebesleben in der Natur" gelesen hatten, möglichst wenig Kenntnisse der Natur von Pflanzen und Tieren voraussetzen dürfte. Eigentlich war alles, sogar der Spatz am Straßengraben, eine interessante Neuheit, wenn man ihn nur richtig in Augenschein nahm. So geschah es, daß man in dieser Zeit auf der Potsdamer Landstraße vor Berlin einmal eine Ansammlung von Herren und Damen sah, die ein Bauernwägelein, das zufällig auf der Straße hielt, in weitem Kreise umstellt hatten und sehr befriedigt einen christushaarigen Redner anhörten, der unter bezeichnenden Gebärden auf das Pferd hin sich in Erörterungen über Einhufer und Zweihufer erging, von Säugetieren im allgemeinen sprach, dann aber unter den Einhufern die Gattung Equus oder Pferd des näheren beschrieb. Viele der Herumstehenden erfuhren zu ihrer größten Verwunderung, daß der brave Karrengaul nur eine einzige Zehe habe am Fuße, die vom Hufe umgeben sei. Indem der Doktor dem Pferde die Lippen aufklappte, bewies er, daß es in jedem Kiefer sechs Vorderzähne und sechs Backzähne habe; da es eine Stute sei, fehlten aber die Eckzähne, die selbst bei den Männchen nicht immer entwickelt seien. Er erklärte, daß das Pferd zufolge seines edeln Charakters das am meisten geachtete Haustier des Menschen sei, vorwiegend zum Wagenziehen und Reiten diene und drei Gangweisen habe, Schritt, Trab, Galopp, wozu sich dann auch noch der Schnellauf geselle. Er setzte auseinander, daß der Schlaf des Pferdes nur kurz sei und wenige Nachtstunden genügten, daß viele Pferde nur stehend schlafen, während andre liegen und wieder andre abwechseln. Weiße Pferde nenne man Schimmel, die schwarzen Rappen; Isabellen, Falbe, Brandfüchse, Grauschimmel, Rot- und Apfelschimmel, auch Schecken und Tiger gebe es, von Rassen unterscheide man als edelste die arabische, dann spanische, englische, Walliser, Schottländer, Mecklenburger, Holsteiner und andre.

Gar vieles von dem, was er sagte, war den alten und jungen Damen neu, denn wenn schon jede einen Rappen und Schimmel zu unterscheiden gelernt hatte, so war es mancher doch völlig unbekannt, daß das vorgestellte Bauernpferd nur eine einzige Zehe haben sollte, auf deren Spitze auch noch jeder Fuß stand. Was die Zahnverhältnisse anlangt, so erregte es große Verwunderung, daß ein Ochse, weil er ein Wiederkäuer mit zwei Zehen sei, nur zwei obere Vorderzähne besitze. Die nächste Kuh, die auf der Landstraße herangetrieben kam, wurde unter Verlassung des Standpunktes daher von der ganzen Gesellschaft eine Weile verfolgt, weil der Doktor den Unterschied der Einhufer oder Solidungula von den Zweihufern oder Bisulca weiter anschaulich zeigen wollte und daher im Eifer der wissenschaftlichen Auseinandersetzung hinter der Kuh mitlief.

Diese zwanglose Art naturwissenschaftlicher Belehrung aber ermöglichte ihm, sowie vom nächsten Ahornbaume der Landstraße ein munterer Finke auf den Fußsteig vor der Gesellschaft hinhüpfte und sich dann wieder in die Wipfel schnellte, die Gesellschaft anzuhalten die nun dem schmetternden Schlage des Finken lauschte, während über die Wiesen aus den Bankeniederungen mit ihren Erlen-, Weiden- und Buchenständen der Ruf des Kuckucks erschallte. Da war es nun gleich am Platze, daß der Naturerklärer einen geistigen Abstecher in die dritte Ordnung der Vögel machte und von den Singvögeln handelte. Der Buchfink oder Fringilla coelebs wurde, wenn er ruhig sitzen blieb, so daß es alle sehen konnten, als oben braun, unten weinrot beschrieben und die gelbe und weiße Querbinde auf den Flügeln gezeigt. Flog er auf und ließ von oben in die Gesellschaft etwas fallen, was Verwirrung unter den Damen stiftete, so wußte der Doktor ganz sachlich zu erklären, daß der Buchfink im Freien von Insekten und Körnern lebe, während man ihn in der Gefangenschaft mit Rübsamen und Hanfsamen füttere. Die Lerche stieg nebenan im Felde auf, und der Doktor wußte zu berichten, daß sie an der Erde ein einfaches Nest aus Grashalmen und Haaren mache, in das sie drei, auch fünf weißlichgrüne Eier mit graubraunen Punkten lege. Darüber verwunderten sich dann die Damen, daß die Eier nicht von den Katzen gefressen würden, zumal doch leider so viele Lerchen von den Menschen gefangen und als Delikatesse verzehrt würden. Der Erklärer hatte dann rasch eine Aufklärung darüber bereit, warum Katzen sich im ganzen an Lercheneiern weniger als an jungen Mäusen versuchten. Das befriedigte Damen und Herren außerordentlich, und man sah ein, daß diese Art, gesunde Körperbewegung mit Bereicherung oder Auffrischung von Naturkenntnissen zu verbinden, überaus anregend war und zur Abwechslung mit Musikgenuß, Theaterpremieren, Besuchen der großen Warenhäuser für einige Zeit sehr viel versprach. So war der Erfolg des Doktors gesichert, und die Teilnehmerschaft vermehrte sich so, daß es den Unternehmer bescheiden, aber sicher ernährte.

*

Es war eine schöne Abenddämmerung im Mai. Die Sonne war hinter den Havelbergen niedergegangen, Purpur wuchs hinter den dunkeln Waldkämmen in den Himmel hinein.

An einem aufgeschütteten Haufen von Feldsteinen auf dem Rande der Landstraße stand wie traumversunken in den Anblick des schönen Abends ein stiller Mann, ganz von Naturandacht erfüllt. Er mochte gänzlich verloren sein in das schöne Schauspiel, denn er schien nicht einmal zu bemerken, daß seiner Hand ein schwärzlicher Gegenstand entglitt, der in den Steinhaufen rollte, ohne daß der stille Schwärmer sich weiter regte. Es sah aus, als habe er den Gegenstand vorher im nächsten Steinhaufen gefunden, nichts Besonderes daran bemerkt, und nun sei er ihm achtlos aus der Hand entschlüpft. Weit und breit war kein Mensch zu sehen. Niemand achtete des Einsamen.

Lange noch stand dieser wie regungslos gebannt vom Anblick des Sonnenunterganges und der Purpurreflexe auf den Wolkensäumen. Dann warf er wie verträumt einen Blick auf den Steinhaufen, sah gedankenlos, was seiner Hand entfallen war, und ging ein paar Schritte weiter. Und dann schien ihn nur die Zahl eines Kilometersteines zu beschäftigen, der ein paar Schritte vom Steinhaufen entfernt war.

Gedankenvoll und langsam ging Dr. Hans Leunis darauf seinem Vororte zu nach Hause, indem er die bisherigen Ergebnisse seiner naturwissenschaftlichen Wandervorträge erwog. So erfolgreich und glänzend die ganze Unternehmung sich anließ, so hatte sich ein Umstand herausgestellt, der ihn schon wiederholt in wissenschaftliche Verlegenheit gebracht und woran er beim Beginn seiner Tätigkeit gar nicht gedacht hatte. In seiner Heimat und dem Harz hatte er in Wald und Feld, in den Bergen die reichlichste Ausbeute von interessanten Mineralien, Pflanzen, Schmetterlingen und Kerfen überall gefunden. In Jena, wo er einen Teil seiner Studienzeit verbracht, in Tübingen — überall hatte eine reiche Natur seine naturwissenschaftlichen Beobachtungen unterstützt. Es hatte dort nirgends an wichtigen Mineralien und Gesteinsarten gefehlt, er hatte alle wichtigen und interessanten mitteleuropäischen Pflanzen, er hatte auch im Tierreiche Auswahl genug zur lebendigen Beobachtung gefunden. Im Durchwandern der mittelmärkischen Waldungen mit seinen Hörern war ihm statt dessen die große Dürftigkeit der Blumenwelt, das Fehlen so vieler Schmetterlinge und Kerfe aufgefallen, und ganz zum Verzweifeln war es, daß vom Gesteinsgrunde des Landes unter dem Sandboden nur wenig zutage lag. Auf den Straßen sah man nur Basaltsplitter, die von Schweden zur See befördert und nun zum Straßenbau aufgeschüttet waren, Porphyr- und Granitbröckchen, die vom Wasser glattgewaschen waren zum Gerölle. Aber kein Stückchen Roteisenstein, nicht einmal hübscher Glimmer, kein Marienglas, kein Opal, kein Amethyst, die in andern deutschen Gegenden noch im Steinbruch offen dalagen, wurde hier gefunden. Und ebenso war es mit den Pflanzen. Dürftige Skabiosen, Strohblumen, Sauerampfer — aber kaum, daß an meilenweit versteckten Orten die Hainanemone blühte. Da gab es keinen Aronstab, da fehlten die schönsten Orchideen meilenweit. Und das alles wäre nötig gewesen, um sozusagen ein sensationelles Interesse der Zuhörer zu erzielen und damit eine Vergrößerung ihrer Zahl! Ja, als infolge der Ankunft eines Redaktionsmaikäfers in einer Berliner Tageszeitung unter der Zuhörerschaft auf dem letzten Spaziergange das Gerücht aufgekommen war, es sei ein Maikäferjahr und deshalb müsse der Doktor über den Maikäfer sprechen, war diese wissenschaftliche Absicht daran gescheitert, daß sie nicht einen einzigen Maikäfer finden konnten. Im Domgärtchen zu Hildesheim, wo der tausendjährige Rosenstock in voller Blüte stand, hatte der Doktor vor einem Jahre am Grabe des berühmten Leunis gestanden, der Pflanzen und Tiere so fleißig klassifiziert hatte. Er war sehr gerührt gewesen, daß er, ohne mit ihm verwandt zu sein, denselben berühmten Namen trug. Er empfand es so tief, daß er unter seinen Zuhörern dem Ansehen dieses Mannes schon jetzt viel näher hätte kommen können, wenn ihn die Natur selbst mit mehr interessanten Naturfunden unterstützt hätte. Denn wie viel trägt ein merkwürdiger Gegenstand dazu bei, daß auch ein Redner merkwürdig, ja verehrungswürdig für gebildete Frauen und wissenschaftlich strebende junge Damen wird! Es kam dazu, daß die Hörer zu Hause auch selbst weiterlasen und viele Fragen stellten, ob sie nicht einmal einen ordentlichen Findlingstein, eine Kreuzotter oder eine schöne Eidechse zu sehen bekommen könnten. Aber Kreuzottern gab es hier überhaupt nicht, und wer jemals eine schönere Eidechsenart in den Sand- und Kiefernwäldern des Teltowlandes belauscht hat, der ist ein Glückskind gewesen. Allmählich hatten solche Fragen dem Wanderredner leise Beklemmungen gemacht, er sah sich in der Lage eines Wettermachers, der kein Wetter machen kann. Er kam nach dem schönen Sonnenuntergang mit geheimnisvoller Beängstigung heim und hatte einen sehr sorgenvollen Schlaf.

Am andern Vormittag aber war auf dem Morgenausfluge, nachdem zuerst auf dem Waldwege die glückliche Aufspürung eines Rudels von Rehen im Grunewald eine wissenschaftliche Aufregung erzielt hatte, die der Doktor durch pietätvolle Schilderung der Lebensgewohnheiten dieser Tiere befriedigte, ein geologisches Ereignis zu verzeichnen gewesen. Nachdem man aus dem Walde auf die Landstraße hinausgetreten war, hatte sich die Gesellschaft in der Nähe eines Kilometersteins um einen Steinhaufen versammelt, während der Doktor auseinandergesetzt hatte, daß, soweit diese Geröllsteine nicht zu Schiff eingeführt seien, sie das Gletschergeröll aus der letzten großen Eiszeit seien, die durch ihre Gletscher die Mark mit den schwedischen Granitgebirgen verbunden habe. Dadurch seien Moränenschutt, Gebirgstrümmer als Findlingsteine und auch diese Waschsteine auf den Grund der Mark allmählich über die erstarrte Ostsee hergekommen, in Lawinen ins Land gerollt, bis dann wieder der Sand sich darüber einige Meter hoch gedeckt habe. Dabei stocherte der Doktor mit seinem Spazierstock im Steinhaufen herum und warf einen schwärzlichen Gegenstand achtlos beiseite.

Friederike Lenz war eine braunäugige, braunlockige Dame mit einem wundervoll geheimnisvollen Blick unter ihren dunkeln, langen Wimpern. Sie fehlte bei keinem Vortrag des Herrn Hans Leunis, und ihre Rätselaugen pflegten unverwandt auf dem



Die letzte Welle. Nach einem Gemälde von J. K. Aiwasowsky

schönen Christusbart des verehrten Lehrers zu ruhen. Geheimnisvoll war auch jetzt ihr Augenaufschlag, als sie die schwere schwarze Masse aufhob, sie dem Doktor reichte und fragte: „Was ist wohl das, Herr Doktor? Es ist wie ein Metall.“

Der Herr Doktor nahm das Stück, sah es achtlos an und meinte: „Was wird es sein? Irgendeine Fabrikschlacke, die hier hereingeraten ist.“ Damit wollte er es wieder wegwerfen.

Die schönen dunkeln Augen sahen ihn fast flehend und wie ein Märchen an.

„Sollte es für eine Schlacke nicht zu schwer sein?! Es ist doch ganz anders! Wir müßten es mineralogisch bestimmen.“

Jetzt wurde der Naturforscher aufmerksam. Er wog es in der Hand, prüfte, feilte mit seinem Taschenmesser daran herum, glaubte zu erkennen, wurde wieder mißtrauisch, während die schönen Augen wie weltvergessen an seinem Tun hingen. Auch die andern Zuhörer wurden gespannt, und endlich rief der Doktor: „Und am Ende ist es doch so!“

Und damit hielt er von seiner Uhrkette einen kleinen Kompaß an die schwarze Metallmasse. Die Zunächststehenden sahen, daß im Augenblick die Magnetnadel nach der andern Seite herumflog und heftig hin und her zitterte.

„Wahrhaftig! Magneteisenstein!“ sagte der Doktor mit einer stillen Feierlichkeit. „O mein Fräulein, welch großes Finderglück haben Sie gehabt!“

Und nun wurde in der Runde herumgezeigt, wie die Magnetnadel wie besessen in der Nähe dieses Steines herumschlug und vibrierte. „Und das findet man auf der Straße!“ sagte Friederike wie verträumt. „O, wie reich ist selbst die arme Mark!“

„Es ist kein Zweifel, meine Damen und Herren, daß dieses Stück reines Eisen in der Eiszeit aus Schweden selbst im Gletscherschutt hierhergekommen ist, denn der Magneteisenstein wird ja besonders in Schweden gefunden. Da aus andern Gebirgen nichts derart hierherkommen kann, so sind wir zu der Annahme gezwungen, daß infolge der großen Revolutionen der Vorzeit auch dieses Stück hierhergeraten ist. Und das, meine Damen und Herren, führt uns auf das Wunder der magnetischen Kraft, auf den Nordpol und den magnetischen Pol der Erde, auf die herrliche Erscheinung des Nordlichts, in dessen Beleuchtung uns der ganze Organismus der Natur gewissermaßen hehrer, feierlicher erscheint.“

Der Redner sprach eine halbe Stunde glänzend, während er das Vibrieren der Magnetnadel wiederholt vorführte, von den Magneten, an denen Mohammeds Sarg hängt, vom Nordlicht und den Theorien über dieses, von zusammenhängenden kosmischen Vorgängen und von der sensationellen Bedeutung, die der zufällige Fund des verehrten Fräuleins Friederike Lenz für ihre gemeinsamen naturwissenschaftlichen Exkursionen habe. Das Märchenantlitz errötete leicht, und daraus zogen einige ältere Damen wohlwollende Schlüsse für den geistvollen Forscher und die glückliche Finderin.

Als sich um Mittag die Gesellschaft zerstreut hatte, um zu ihren Behausungen und zu ihren Mahlzeiten zu kommen, trank Dr. Hans Leunis in seinem Restaurationsgarten ganz gegen seine Gewohnheit vor dem Essen einen starken Kognak.

Wenn ein Mensch einen solchen einmal getrunken und er die gehoffte Wirkung getan hat, dann trinkt er wohl auch einen zweiten, und was man zum zweitenmal tut, das kann sogar zu einer heimlichen Gewohnheit werden. Es ist aber nicht gut, daß der Mensch solche heimlichen Gewohnheiten habe, selbst aus Gründen der Wissenschaft. Es geht das drittemal oft ganz anders aus als das erstemal.

*

Einer der schönsten Käfer Deutschlands unter den sogenannten Laufkäfern ist der Goldkäfer, auch Goldschmied genannt. Wie schön ist es, wenn wir im Laubwalde ruhen, wo auf Moos und Blumengrund durch das Laubdickicht die Sonnenflecke fallen, wenn unter einem Stein über feuchtem Moosgrunde auf langen, schlanken Beinen ein goldgrüner Käfer vortastet, glänzend wie Gold und Kupfer und Malachit im Wechselspiel der Sonnenstrahlen! Rasch hastet er durchs Moosgrün über die welken Buchenblätter und die Blumenkelche weg, um Raupen, Larven, Schnecken zu suchen, denn von solchen nährt er sich und ist dadurch trotz seiner Schönheit einer der nützlichsten Käfer. Nur eine unangenehme Eigenschaft hat er. Wer ihn als Knabe im Wald und Sommersonnenschein gefangen hat, weiß, daß er von Mund und After einen übelduftenden Saft absondert, der nicht leicht wieder verfliegt.

Dr. Leunis hatte es für angemessen gehalten, über diesen in allen süddeutschen, mitteldeutschen und andern Wäldern bekannten Laufkäfer unter den fünfzehigen Käfern zu sprechen und bei Auffindung eines solchen im Grunewald sich dabei über den Haushalt der Natur zu verbreiten, den sie erhalte durch die nützliche Tätigkeit so vieler Käferarten. Besonders aber wollte er sprechen über den Kunsthaushalt der Natur, die durch die Schönheit so vieler Käfer und Schmetterlinge den Gesamtschönheiten einer Blumenwiese, eines Waldgrundes noch besondere Glanzstellen schaffe zur Konzentration der Schönheitsbetrachtung.

Er bereitete sich vor, indem er am Tage vorher im Grunewald spazierte, um Stellen zu suchen, wo er hoffen konnte, Laufkäfer zu finden. Aber er war nicht glücklich. Auch sie sind nicht häufig, und obwohl er sich vergewissert hatte, daß sie vorkommen, war seine Landeskenntnis doch noch nicht groß genug, um einen Waldgrund zu finden, wo sie vorhanden waren. Unterwegs aber traf er einen Trupp Knaben, Gymnasialschüler unter einem studentischen Führer, die als sogenannte Altwandervögel den Wald durchstreiften. Er hielt sie an und frugte: „Jungens, wißt ihr nicht, wo es hier im Walde Laufkäufer gibt? Von den schönen grüngoldenen!“

„O ja,“ sagte ein Kleiner. „Aber das ist weit. Zwei Stunden! Meinen Sie solche?“

Damit öffnete er seine Botanisiertrommel, aus der sogleich ein grüner schöner Goldschmied sich heraushaspeln wollte, so daß der Junge schnell wieder zuklappen mußte.

„Ei, das ist schön,“ sagte der Naturforscher. „Kannst du mir den verkaufen? Ich brauche gerade so einen.“

Das Knäbchen errötete. Es machte die Klappe wieder auf, holte den Käfer heraus und hielt ihn dem Doktor hin. Der führende Student sagte:

„Herr Doktor, ein richtiger Wandervogel verkauft keine freien Geschöpfe der Natur; den Goldkäfer schenkt Ihnen unser Kamerad. Wenn Sie aber für unsre gemeinsame Wanderkasse einen kleinen Beitrag stiften würden —“

„Aber mit Vergnügen —“ sagte der Doktor, indem er dem Bacchanten — das war der Name des Wanderführers — ein zufriedenstellendes Geldstück in die Hand drückte. Er erhielt den Käfer und hüllte ihn, da er kein Kästchen bei sich hatte, in sein Taschentuch ein.

„Ich spreche im Namen unsrer Wandervögel und im Namen unsers Bacchantschaftsrates unsern verbindlichsten Dank aus!“ sagte der Student. Darauf rief die Wanderhorde dem Doktor ein einstimmiges Heil! zu, und bald waren die Knaben in den Kiefernhallen des Waldes verschwunden. Dr. Leunis aber ging mit seinem Laufkäfer im Taschentuche wieder etwas bedrückt nach Hause.

*

Man hatte sich an einer sonnenschattigen Stelle im Grunewald unter einer alten großen Eiche hingelagert, wo im Grasgrunde eine Kolonie von Farnkräutern sich angesiedelt hatte. Auf einer nahen großen Föhre hatte ein Specht gehämmert und den Boden umher mit Borkensplittern und Holzmehl überſät. Wenn die Gesellschaft still war, hörte man ihn wieder anfangen und oben im Baume klopfen. Doktor Leunis hatte davon gesprochen, wie Schwarzspecht und Grünspecht an ihrer Zungenspitze ein hornartiges Widerhäkchen haben, mit dem sie Insekten anspießen, und wie sie durch dieses im allgemeinen Waldhaushalt so nützlich wären durch Vertilgen von Baumschädlingen unter den Kerfen. Es wäre nun, da man hier einen leibhaftigen Specht gesehen hatte, für die Rede ein höchst angemessener Uebergang gewesen, wenn von ungefähr zwischen die hingelagerte Gesellschaft ein goldiger Laufkäfer sich verirrt hätte, an dem man zeigen konnte, wie auch hier der Haushalt der Natur gerade oft in den schönsten, farbenreichsten Wesen wie Grünspecht und Goldkäfer sich verwirkliche.

Herr Dr. Leunis erhob sich daher, indem er den Zuhörern beruhigend sagte, sie möchten sitzen bleiben, sie wollten hier an dieser Stelle das Zusammenleben von Pflanzenarten und Tierarten, die aufeinander angewiesen seien, noch weiter beobachten.

Da die Spechte von Insekten lebten, so seien hier jedenfalls auch allerhand interessante Insekten an Bäumen und unter Steinen, vermutlich auch jene prachtvollen Laufkäfer, über die er schon berichtet hätte. Er erhob sich und ging eine Weile suchend umher, während die Zuhörer plauderten, bis er endlich sich nahe hinter die alte Eiche verfügte, die ihn völlig vor den jenseits Sitzenden verdeckte. Dort kniete er nieder.

Friederike Lenz hatte sich, da sie in einem stillen Hange ihrer Seele dem bewunderten Manne abgesondert von den andern zuhören wollte, ganz allein auf der andern Seite der Eiche niedergelassen. Hier war das Gras hoch, und eine kleine Landwelle verbarg die Hingelagerte, so daß nur ihr Kopf zwischen den Farnkräutern und Hochgräsern hervorsah. So konnten ihre Märchenaugen ungestört an dem Sprechermund mit dem schönen Christbart hängen, so brauchte sie nicht die Schmeicheleien zu hören, die ihr Herr Friedrich Schultze sagte, Inhaber einer blühenden Apotheke, der bei ihrer Mutter drüben saß.

Und jetzt sah sie mit einer seligen Empfindung, wie der verehrte Mann, der so reizvoll über den Specht gesprochen hatte, ohne sie im Grase zu bemerken, hinter der hundertjährigen altmärkischen Eiche niederkniete und einen dort liegenden Stein, unter dem es feucht war, beiseite schob, und wie er darauf, ermüdet vom Reden, sein Taschentuch behutsam aus der Tasche zog und luftig zusammengeschlagen leicht an seine Stirn führte! O, wie gern hätte sie selbst seine Stirn mit diesem Tuche betupft, um ihn zu kühlen!

Und dann sah sie, wie er sich flüchtig umsah und rasch das Taschentuch über seine Hand ausschüttete, wobei ein wunderschöner goldener Käfer aus dem Tuche in seine Hand fiel. Nun faßte er den Käfer behutsam mit zwei Fingern, machte ein kleines Loch im Erdboden, legte den Käfer hinein und deckte schnell den Stein darüber, dann wartete er ein kleines Weilchen. Und dann rief er laut:

„Ach, kommen Sie doch einmal her, meine Herrschaften! Kommen Sie schnell! Ich glaube —“

Sogleich sprangen auf der andern Seite der Eiche Herren und Damen auf und kamen um die Eiche herum mit neugierigen Gesichtern. „Meine Damen und Herren, ich glaube, unter diesem Stein sitzt ein ganz prächtiger Laufkäfer, wir sind an der richtigen Stelle —!“

Jetzt hob er langsam den Stein, und siehe da, ein schöner, großer Goldkäfer haspelte sich langsam aus dem Grase herauf und stieg mit seinen starken Schenkeln bedächtig zwischen den alten Eichenblättern vom Vorjahre hervor. Er hielt still, fühlte mit seinen Fühlhörnern und Tarsen in der Luft herum, um sich klar zu werden, was mit ihm vorging, während die Versammlung ihn mit Bewunderung betrachtete. Auf einmal wollte er mit der Schnelligkeit eines Radfahrers auf seinen langen Beinen weiterrennen, da aber erfaßte ihn der Doktor blitzschnell, sprang vom Boden auf, lehnte sich gelehrt mit dem Rücken gegen den alten Eichenstamm und sagte:

„Meine Damen und Herren! Das Glück ist uns heute besonders günstig in Verbindung mit den Notwendigkeiten des natürlichen Haushalts! An sich konnte es nach den Gesetzen dieses Haushalts ja nicht fehlen, daß wir hier in der Nähe des Spechtes auch einen prachtvollen Laufkäfer finden würden, aber daß wir ihn auch fanden, war denn doch das Ergebnis wissenschaftlichen Zutrauens zu den Gesetzen der Natur in Verbindung mit einigem Glück! Hier ist nun also Carabus auratus aus der ersten Familie der Pentamera oder fünfzehigen Käfer, die an allen Füßen fünf klar erkennbare Tarsenglieder haben!“

Und damit begann ein lehrreicher Vortrag über das schöne Wesen, über den Haushalt der Natur, über Specht und Laufkäfer, so daß die ganze Gesellschaft aufs höchste befriedigt und über den Gedanken des notwendigen Zusammenlebens von Pflanzen und Tierarten aufs tiefste überzeugt war. Zuletzt setzte der Doktor den Käfer auf den Eichenstamm ab, wo er zur Bewunderung der Gesellschaft hin und her krappelte, bis die Gesellschaft angenehm angeregt weiterging.

Friederike Lenz erhob sich erst, als alle schon ein Stückchen vorangegangen waren. Ihr war alles wie ein Traum gewesen. Ihre schönen Augen sahen ganz ratlos drein. Sie begriff nicht, wie der Laufkäfer in das Taschentuch gekommen und dann erst unter dem Stein verschwunden war. Sie hielt sich in stiller Entfernung von der Gesellschaft und in der Nacht grübelte sie lange über den Rätseln der Natur. Dann aber, kurz vor dem Einschlafen, war ihr alles klar geworden. Und sie lebte nun in den nächsten Tagen durchaus in einer leise elegischen Stimmung, deren Grund ihre Mutter in keiner Weise erraten konnte.

*

Das Ansehen des Doktors war durch die sichere Art, mit der er die Zusammenhänge des Naturlebens unter Gottes freiem Himmel darzustellen und durch lebendige Beispiele auch sinnenfällig zu beweisen wußte, sehr gestiegen. Sein Glück schien gemacht. Kleine Nachhilfen, die im Bereiche wissenschaftlicher Möglichkeiten lagen, sollten zwar gelegentlich vorgekommen sein, wie nachmals Fama



Der Landmann. Nach einem Gemälde von Ernst Paul Herrmann

behauptete, aber wer wollte es beweisen? Man sprach einmal in Kreisen der Hörer davon, daß einer der berühmtesten Biologen Deutschlands eine solche Nachhilfe in einem seiner Werke dadurch geübt habe, daß er, weil in der Druckerei eine Verwirrung entstanden war, eine falsche Abbildung einer Molluske zur Ausfüllung einer ganz anders benannten untergeschoben habe. Kein Mensch habe es gemerkt und sein Ruhm habe nicht gelitten, weil es wissenschaftlich zweckmäßig war. Man rühmte an Dr. Leunis, daß bei ihm, schon weil alles in der freien Natur vor sich ging, an solche Sachen nicht zu denken sei.

Auch Friederike Lenz hatte jene Tatsache vernommen. Und die Liebe paßt sich so leicht an, die Liebe ist so nachsichtig, wo sie Zwecke sieht. Die Liebe versteht so innig, wenn Bewunderung, Ruhm, gute Einnahmen, welche die Möglichkeit stiller Träume und Hoffnungen nähren, zusehends wachsen. Die Liebe hilft so gerne, unerkannt, ungeahnt, wenn sie erst den Zweck von so manchem ahnt und versteht, was Menschen ihren Mitmenschen als Rätsel für die Beurteilung ihres offenen und heimlichen Tuns aufgeben! Bis denn doch zuletzt die Katastrophe eintritt und die unausweichliche Konsequenz unsrer Taten uns in dasselbe Verhängnis hineinreißt, das wir sicher zu vermeiden glaubten.

Schon öfters hatte Dr. Leunis bemerkt, daß es aussah, als läge etwas in den Augen des Fräuleins Friederike, was wie ein traulicher Wink aussah. Diese traulichen Winke der Augen bezauberten ihn. Die Augenlider gingen erst so weit auf und dann wendeten sich die Augäpfel in einer Richtung und dann klappten die Lider oder flackerten unruhig, daß er fühlte, das habe besondere Bewandtnis. Da er aber nicht erriet, so war es ein Zauber ganz im allgemeinen, der auch bei ihm unbestimmtes Hoffen nährte.

Und nun ereigneten sich ab und zu kleine Wunder. Einmal hatte er in einer wilden Rose an der Havel ein wunderschönes Herrgottsschäfchen gefunden, das er selbst bisher nur in Käfersammlungen gesehen hatte, so groß und reich war es punktiert. Er war selbst erstaunt, wie es dahin kam, man hätte es eigentlich durch einen Naturalienhändler aus Italien kommen lassen müssen. Nun war es sicher auch durch einen Zufall auf diese wilde Rose an der Havel gekommen, und es war willkommener Anlaß, ein Wort den Herrgottsschäfchen und den Ausnahmen von der Regel zu widmen, welche die Natur ja überall zeigte. Hinter dem Rosenbusche hatte Friederike gestanden, und ihr Antlitz hatte wie eine rote Zentifolie zwischen den wilden Dornenzweigen ausgesehen.

Und ein andermal hatte man im Ufersande des Hundekehlensees, wo Muschelschalen lagen, während der Doktor von Schnecken und Muscheln sprach, eine sogenannte Wendeltreppe gefunden, wie man sie sonst nur an den Schiffsrümpfen der Seeschiffe im Salzwassermeer kennt. Eine blonde junge Dame hatte sie im Uferwasser gesehen und herausgefischt. Herr Dr. Leunis hatte sie entgegengenommen, vermied es aber, darüber zu reden, aus inneren Gründen. Wunderbar enttäuscht hatten ihn dabei zwei große schöne Augen angesehen.

Die Katastrophe aber verhielt sich folgendermaßen: Der Doktor hatte davon gesprochen, daß er das nächstemal von den Fischen sprechen werde, von einheimischen und auswärtigen, von den Goldfischen Japans und Chinas, von den Rotfischen der Seine und der deutschen Flüsse, um in ihrer Vergleichung einige Gesichtspunkte vorzuführen über die Lebensgewohnheiten der Fische überhaupt, die man dann mit eignen Augen in den Grunewaldseen, an der krummen Lanke, am Schlachtensee beobachten wollte. Am Riermühlensee mit seinen kleinen Schilflachen sollte die Fahrt ihren Ausgang nehmen.

An einem schönen goldigen Herbstnachmittag war die Gesellschaft in „Onkel Toms Hütte“ versammelt und ging dann in Gruppen nach dem Riermühlensee hinunter. Der Doktor bemerkte, daß sich sehr erstaunt an einer kleinen Lache die Damen versammelten und in Ausrufe größten Erstaunens verfielen. Leicht aufgeregt eilte er hin; es schien hier ein interessanter Fund gemacht. Die Leute hatten das Schilf niedergetreten und starrten in die Lache. Leunis trat rasch heran. Ebenso schnell fuhr er zurück und blieb eine Weile sprachlos.

In der Lache schwammen einige Kaulquappen. Unter ihnen aber leuchteten drei schöne rotgoldene alte Goldfische aus dem glitzernden Wässerchen herauf und schwammen geheimnisvoll hin und her. Und alles staunte über das Rätsel.

Das war dem Doktor zu arg. Erst war er still und wollte seine Empörung unterdrücken. Dann aber brach er los:

„Und ich verbitte mir das! Wenn die Herrschaften hier mit meiner Wissenschaft ihren Ulk treiben wollen, so können Sie sich einen andern Vortragszyklus suchen. Zu solchen dummen Späßen bin ich aber nicht zu haben. Goldfische! In einem Grunewaldsee. Ja, in Berlin, in den Aquarien, wachsen welche. Aber ich bitte Sie — in einem Grunewaldsee! Wer die hier ausgesetzt hat, der ist jedenfalls einer der größten Hornschröter gewesen, die jemals einem Rhinozeroskäfer ähnelten! Und wenn die Herrschaften es nur wenigstens nicht gar so dumm gemacht hätten! Wenn man in dieser Weise die Natur korrigiert oder vervollständigt, so muß man es doch wenigstens so machen, daß es nach den botanischen und zoologischen Möglichkeiten des Landes wahrscheinlich ist und daß das Geschäft nicht kompromittiert wird. Aber was soll denn ich mit diesen Fischen hier anfangen! Auf so etwas fallen wir nicht herein, meine Herrschaften! Kommen Sie!“

Und damit brach er auf an der Spitze seiner Gesellschaft, um nach der krummen Lanke zu eilen und lieber dort seine Demonstrationen zu beginnen. Nur flüchtig hatte er bemerkt, daß bei dem raschen Worte vom Rhinozeroskäfer ein schönes Antlitz jäh erbleicht war und zwei träumerische Augen wie die Augen einer Sterbenden sich von ihm abgewendet hatten.

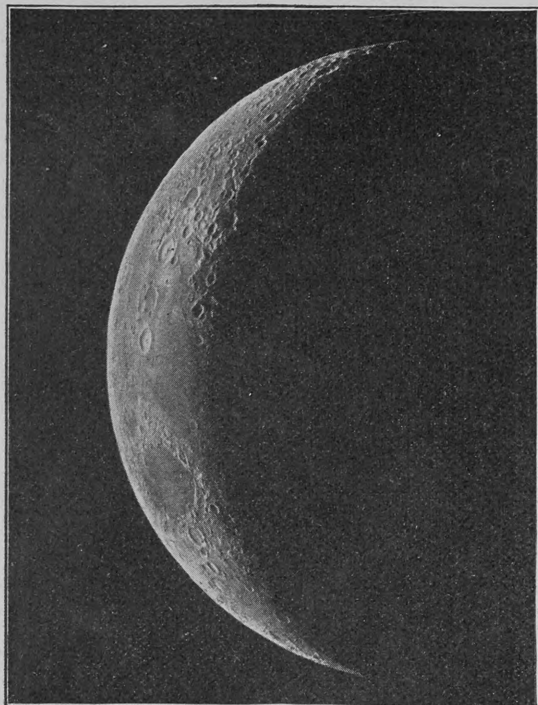
*

Einige Tage war gesellschaftliche Stille. Am sechsten Tage erhielt der Doktor von Frauenhandschrift gesendet die Anzeige, die Frau Geheimrat Lenz über die Verlobung ihrer Tochter Friederike mit Herrn Apothekereibesitzer Friedrich Schultze versendete. Es war die Handschrift der Frau Geheimrätin selbst. Am zweitnächsten Ausflugstage aber fehlte der größte Teil der schönen Teilnehmerinnen und der Teilnehmer aus dem Westen. Er war schwer verwundert. Er fragte endlich einen lustigen jungen Kaufmann, wie das käme.

„Ach,“ sagte der beiläufig, „da ist so eine Geschichte mit einem Laufkäfer herumgekommen und noch ein paar ähnliche. Aber mir macht das nichts aus, Herr Doktor! Ihre Rednergabe bleibt für mich doch glänzend. Na, und so ein bißchen mogeln — das muß ja doch wohl jeder!“

Am folgenden Ausflugstage war die Teilnahme so gering geworden, daß Dr. Hans Leunis erklären mußte, er sei zu seinem Bedauern genötigt, seine Vortragsfahrten über Naturwissenschaft im Freien einzustellen. Und wenige Tage darauf verreiste er, um sich in Berlin überhaupt nicht mehr sehen zu lassen. Und es lag Weisheit darin.

Denn Dr. Hans Leunis arbeitete in weiser Verteilung seiner Vortragsersparnisse in einer mitteldeutschen Residenzstadt, wo er zurückgezogen lebte, eine Spezialschrift über die Fauna und Flora des märkischen Teltowlandes aus, die ihm schon im nächsten Sommer die Berufung als Assistent am naturwissenschaftlichen Kabinett der betreffenden Residenzstadt eintrug. In dieser Schrift war merkwürdigerweise das Vorkommen der Laufkäfer in märkischen Wäldern mit keiner Silbe erwähnt. Indessen bei ihrem sonstigen Werte hat das niemand beachtet. Und darüber vergaß der Herr Doktor diese wissenschaftliche Episode seines Lebens in Berlin, um sehr bald einen Ruf an eine benachbarte Universität als besonderes Licht seiner Wissenschaft zu erhalten. Nur zwei schöne weggewendete Augen konnte er nie vergessen.



Die Mondsichel

Wie es auf dem Monde aussieht

Von

Dr. M. Wilhelm Meyer

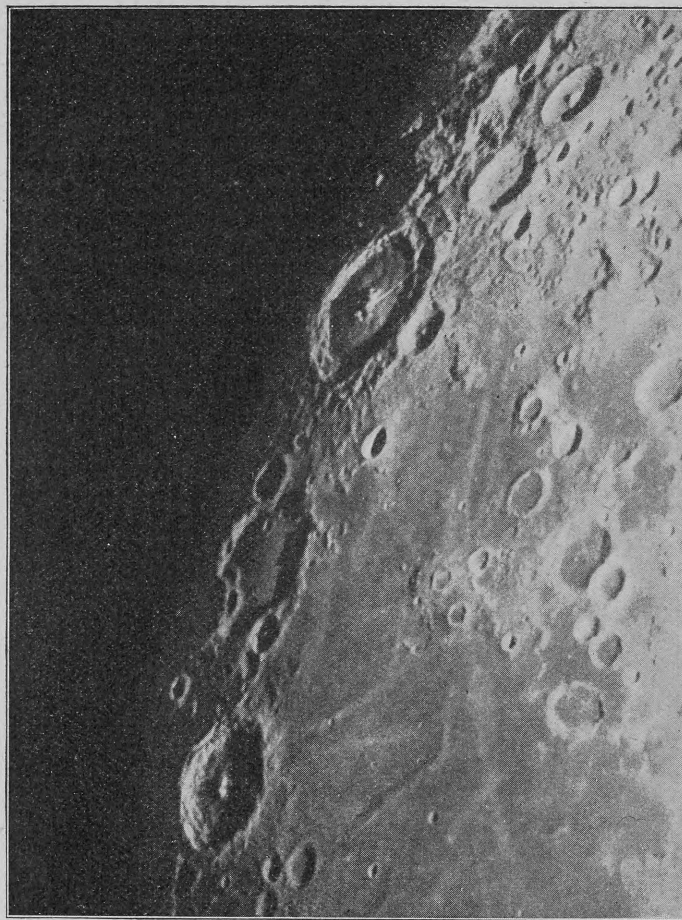
(Hierzu sechs Abbildungen)

Vor nicht langer Zeit teilten die Zeitungen uns mit, daß ein amerikanischer Astronom einen vulkanischen Ausbruch auf dem Monde oder wenigstens die Entstehung eines neuen Kraters beobachtet habe. Das ist nun eine sehr merkwürdige, ja beinahe bedenkliche Sache, denn wer nicht gerade zu den Eingeweihten gehört, könnte am Ende meinen, der gute alte Herr da oben könne uns am Ende bei seinen nächtlichen Spaziergängen einmal mit vulkanischen Bomben bewerfen, wie denn noch bis um die Mitte des vorigen Jahrhunderts selbst einige Astronomen geglaubt haben, die Steine, die gelegentlich mit Donnergetöse aus dem Himmel fallen, kämen vom Monde her. Da haben nun allerdings die Rechner bald ihr Veto eingelegt, indem sie zeigten, daß die vulkanischen Kräfte auf dem Monde in ganz unvorstellbarer Weise gewaltiger sein müßten als bei uns, damit sie solche Steine aus der Anziehungssphäre unsers Begleiters hätten schleudern können. Außerdem erwies sich die Geschwindigkeit jener Meteoriten, wie man die vom Himmel gefallenen Steine nennt, so groß, daß sie wenigstens in vielen Fällen überhaupt nicht durch die Anziehungskraft der Körper unsers Sonnensystems allein erklärt werden kann, sondern daß wir annehmen müssen, sie kommen nicht nur nicht vom Monde, unserm nächsten Nachbar im himmlischen Gebäude, sondern sogar aus den unausmeßbar großen Fernen der Fixsternwelt.

Jedenfalls aber mag es uns interessieren, den Mond ein wenig näher anzusehen. Wenn es dort Vulkane gibt, so ist er wohl auch sonst unsrer Erde ähnlich? Wollen wir ihm nicht einen kurzen Besuch abstatten? Das Fernrohr und der photographische Apparat führen uns ja so leicht dorthin.

Die 350 000 Kilometer, die uns nur vom Monde trennen, sind gegenüber den Dimensionen, an die man sich gewöhnen muß, wenn man sich mit astronomischen Dingen befaßt, ein Katzensprung, und wenn wir uns auf eines jener Teilchen setzen könnten, die beständig von einem Stückchen Radium ausgeschleudert werden, so wären wir schon in wenig mehr als einer Sekunde dort oben.

Seltsam Aehnlichem mit dem, was wir von unserm irdischen Wohnsitz her kennen, würden wir dort wohl begegnen, aber auch seltsam Fremdartigem. Man sehe sich die große Mondlandschaft auf der gegenüberstehenden Seite an. Sie ist keine Phantasie des Künstlers. Man kann die Karte des Mondes genauer entwerfen wie irgendeine Karte der Erde, und man mißt bis auf wenige Zehner von Metern die Höhe jedes Mondberges aus. Deshalb kann man auch ein Relief seiner Oberflächenbeschaffenheit herstellen. Ein solches hat man von der Seite photographiert und sieht es nun vor sich, als ob man die betreffende Gegend des Mondes von einem seiner hohen Berge aus betrachtete.



Kraterbildungen am Mondrand (Petarius, Vendelinus und Langrenus)

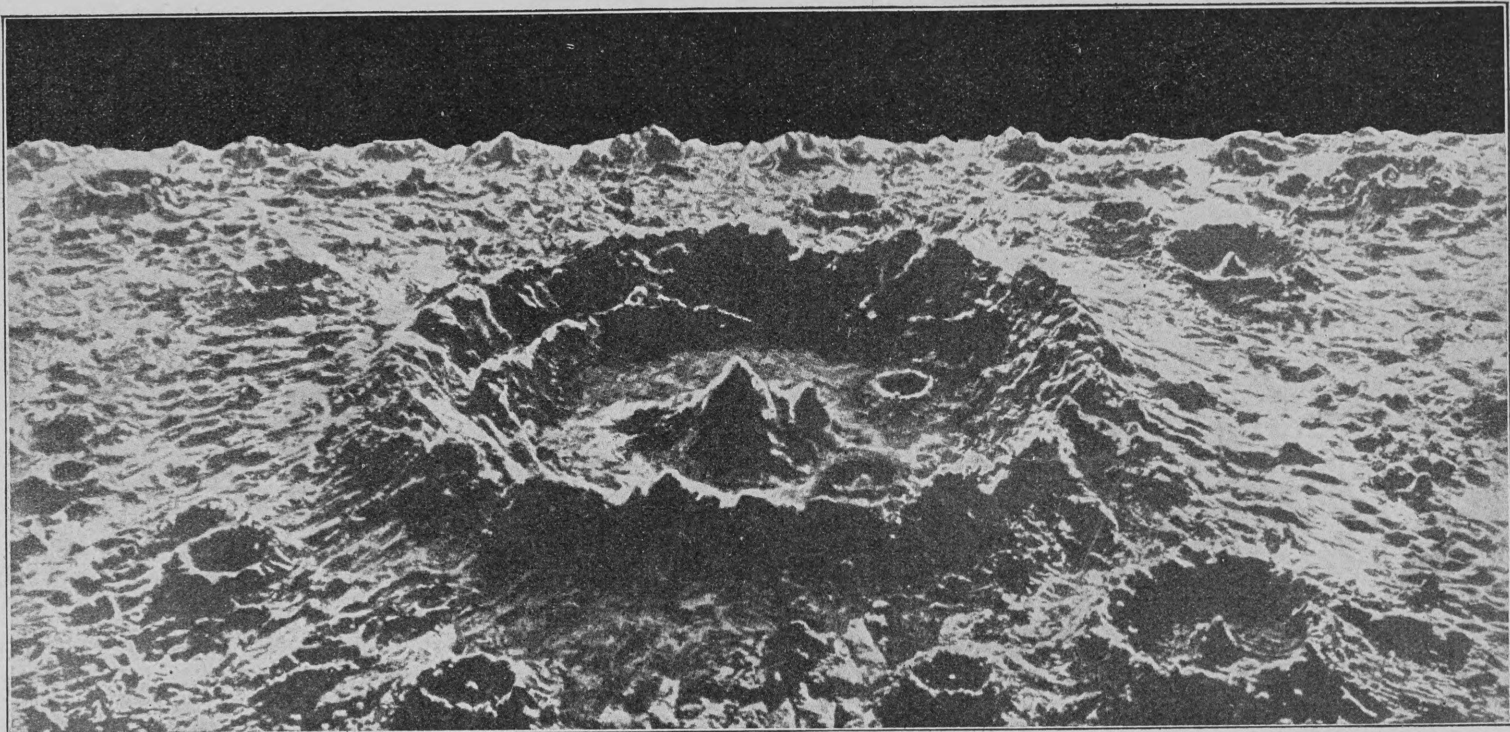


Das sogenannte „Mare Crisium"

Ungeheure Kratergebilde liegen vor uns, weit größere, als sie die Erde aufweist, während doch bekanntlich die Oberfläche unsers Begleiters vierzehnmal kleiner ist als die der Erde. Auch sonst zeigen sich manche Unterschiede dieser Mondkrater von unsern Vulkanen, und ich bin deshalb mit andern der Meinung, daß diese Gebilde auf ganz andre Weise entstanden sind als unsre Feuerberge. Die Meteoriten, von denen man, wie gesagt, glaubte, sie kämen von den Vulkanen des Mondes, sind wahrscheinlich die Ursache ihrer Entstehung, indem sie ganz umgekehrt auf den Mond fielen. In unsrer irdischen Atmosphäre werden diese Steine durch die Gegenwirkung des Luftdrucks aufgehalten, so daß die ungeheure Geschwindigkeit von oft mehr als 50 Kilometern in der Sekunde, mit der sie an die Grenzen unsrer Lufthülle gelangen, durch ihren Widerstand völlig aufgehoben wird und sie schließlich nur mit gewöhnlicher Fallgeschwindigkeit die Erdoberfläche erreichen, wenn sie nicht bei der gewaltigen Reibung an der Luft durch die entstehende Hitze vorher in Dampf verwandelt worden sind. Anders stehen aber die Dinge auf dem Monde, der keine Lufthülle besitzt, jedenfalls nicht, soweit sie als Schutz gegen dieses himmlische Bombardement in Betracht kommen könnte. Die Meteoriten treffen direkt die Mondoberfläche mit kosmischer Geschwindigkeit und schlagen Löcher in dieselbe. Oft werden sie dabei die ganze feste Kruste des Mondes durchdringen bis zu seinem feuerflüssigen Innern, denn auch er muß wie die Erde einen Kern aus flüssigem Gestein besitzen. Echte vulkanische Erscheinungen mögen dann Folgeerscheinungen solcher Durchbrüche sein.

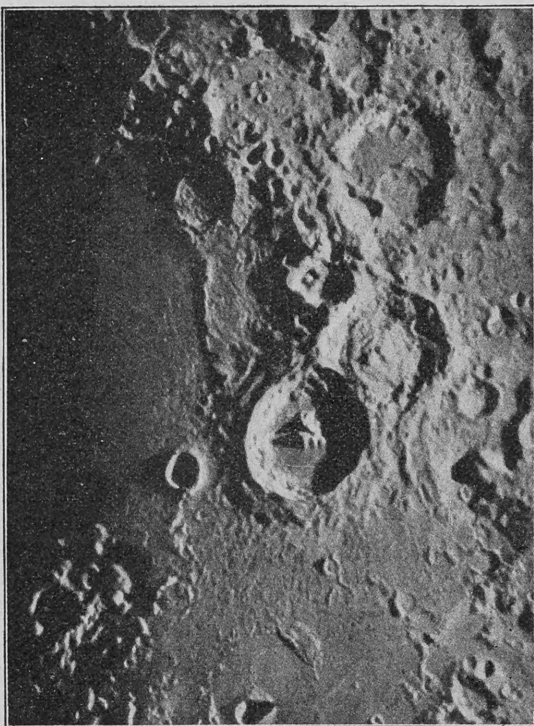
Wir haben im übrigen nicht nötig, die Steine, teils von Kilometergröße, die diese Kraterlöcher geschlagen haben sollen, im Falle des Mondes aus den fernsten Gebieten des Weltraumes kommen zu lassen, wie wir es bei den auf die Erde fallenden Meteoriten beobachten. Der Stoff, aus dem sich einst der Mond formte, bildete ursprünglich einen Ring um die Erde; aber dieser Ring bestand nicht aus einer zusammenhängenden Masse, sondern aus einzelnen für sich um die Erde laufenden festen Körpern, aus einer unzählbaren Menge von kleinen Monden, so wie es auch heute noch bei den Saturnringen der Fall ist. Diese kleinen Monde stürzten nach und nach auf den größten unter der ganzen Schar, und von diesen Zusammenstößen sehen wir die Spuren in jenen Ringgebirgen des Mondes.

Die ganze Oberfläche ist davon überdeckt wie mit Pockennarben. Und seltsam! Von einigen dieser gewaltigen Löcher gehen nach allen Richtungen helle Streifen, Strahlensysteme, aus, wie man auf der Photographie des Mondes sehen kann, die am 12. Oktober 1900 in Paris aufgenommen ist und zu den besten überhaupt gehört. Diese merkwürdigen Strahlen treten immer erst recht hervor, wenn die Sonne ziemlich senkrecht auf sie herabscheint, also zur Vollmondszeit. Sie sind keine Erhöhungen oder Vertiefungen, sondern es ist an diesen Stellen nur das Erdreich auf dem Monde heller als in ihrer Umgebung. Man kann sich die Erscheinung gar nicht anders erklären, als daß hier beim Aufsturz eines solchen größeren Körpers, der das Kraterloch schlug, die Mondkruste zersprungen ist wie eine Glaskugel, auf die man einen Stein wirft, und daß dann gleich darauf das glühend flüssige Mondinnere in die Risse floß, um sie wieder auszufüllen. Schnell erkaltete Lava wird zu einem Glasfluß, der die Sonnenstrahlen stark reflektiert. Deshalb erscheinen die Risse bei senkrechter Beleuchtung so hell.



Mondlandschaft mit Kraterbildung, wie sie sich einem Besucher des Mondes zeigen würde

Noch ein paar andre Mondgegenden wollen wir besuchen. Die eine abgebildete Partie des Mondes befindet sich ziemlich nahe an seinem Rande, wie man schon an der elliptischen Form der Krater sehen kann, welche nur eine Folge der perspektivischen Verkürzung ist. Man nennt die drei Hauptkrater Petarius, Vendelinus und Langrenus. Das Bild ist eine Vergrößerung einer direkten Aufnahme, die 1890 auf der Lick-Sternwarte in Kalifornien gemacht wurde. Nicht besser wie hier auf dem Bilde würde



Der Mondkrater „Theophilus“ und Umgebung

man die Oberfläche unsers Begleiters in unsern besten Fernrohren bei gutem Luftzustande sehen, etwa zwei bis drei Tage nach Vollmond. Die Sonne geht hier allmählich wieder unter; die Schatten der Berge und Ringwälle erfüllen schon fast zur Hälfte die Kraterböden.

Nicht weit von dieser Gegend befindet sich die ungeheure Wallebene des Mare Crisium. Sie besitzt über 400 Kilometer im Durchmesser, was etwa der Entfernung von Berlin bis Frankfurt a. M. entspricht. Wo würde man auf der Erde auch nur annähernd so große Vulkane finden! Diesen Wallebenen des Mondes eigentümlich ist, daß sie tiefer liegen wie ihre Umgebung. Die Böden alter Einsturzkrater auf der Erde aber liegen immer höher als die Ebene außerhalb des Kraterwalles. Alle diese Umstände sprechen für eine verschiedene Entstehungsweise dieser Mondgebilde gegenüber den irdischen Vulkanen. Dagegen wird es zweifellos auch echte Vulkane auf dem Monde geben, die aber meist nur klein sein werden, das heißt von etwa den Dimensionen der unsrigen.

So haben wir auch die Erscheinung zu verstehen, die, wie ich anfangs sagte, letzthin als ein vulkanischer Ausbruch auf dem Monde gedeutet worden ist. Der eifrige amerikanische Mondforscher W. Pickering sah nämlich zuerst am 31. Juli 1904 auf dem Boden des großen Ringgebirges Plato, der von einer ganzen Anzahl kleiner Kraterchen besetzt ist, einen unter denselben, der sicher vorher dort noch nicht beobachtet wurde. Er erschien zuerst verwaschen, als ob eine weiße Wolke über der Gegend lagerte. Da sonst auf dem Monde überhaupt keine Wolken vorkommen, so könnte man also an Dampf denken, der von dem neuentstandenen Krater ausgeworfen wurde. Nach einigen Tagen aber verschwand der Nebel, und nun sah man deutlich ein dunkles elliptisches Kraterchen von etwa 5 Kilometern Durchmesser. Das nennen wir nun schon ein Kraterchen auf dem Monde; auf der Erde wäre es ein ungeheurer Vulkan, der den größten überhaupt einzureihen wäre.

Die Aufnahme des Mondes als ganz schmale Sichel bietet noch ein ganz besonderes Interesse für uns. An den Spitzen der Sichel stehen einzelne Lichtflecke völlig getrennt von der übrigen leuchtenden Oberfläche. Das sind Bergspitzen, die bereits von der Sonne beleuchtet sind, während es unten im Tal noch Nacht ist. Auf der Erde würde aber die beleuchtete von der dunkeln Oberfläche sich keineswegs so scharf abgrenzen, weil zwischen beiden die Dämmerungszone liegt. Auf dem Mond gibt es also keine Dämmerung, weil es gänzlich an Luft fehlt, in der die Sonnenstrahlen sich brechen und fangen. Auch Wasser gibt es dort nicht, vielleicht aber Eis. Es ist dort alles öde und tot, denn ohne Luft und Wasser kann ja kein Leben nach unsern Begriffen existieren. Nur Spuren davon mögen noch aufzufinden sein, vielleicht eine schnell aufwuchernde Flechtenvegetation breitet sich während der dort vierzehn unsrer Tage andauernden Tagesbeleuchtung durch die Sonne in den ringumschlossenen Tiefebenen der Krater aus, wo auch noch etwas Luft und Wasser dann anzutreffen sein werden. Wechselnde Schattierungen der Oberfläche deuten darauf hin.

Einst mag das Leben auf dem Monde dem der Erde ähnlich gewesen sein. Aber jetzt hat er, der kleinere Weltkörper, seine Bestimmung längst erfüllt, denn ihm war von vornherein weniger Lebenswärme, weniger Lebenskraft zuerteilt worden. Der Erde auf ihren Wegen nach unabänderlichen Gesetzen folgend, harrt er des Augenblicks, da sich alles einmal wieder erneuern muß. Ein fürchterlicher Weltuntergang wie derjenige, den wir vor einigen Jahren im Sternbilde des Perseus sahen, als im Laufe von wenigen Stunden ein Stern hell aufflammte und sich in eine Nebelwolke auflöste, wird dann zugleich zu einer Auferstehung dieser Welt, in der die ausgelebte Materie zu neuen Kreisläufen aufwirbelt.



Photographische Aufnahme der Mondoberfläche vom 12. Oktober 1900



Bulgarischer Infanterist in feldmarschmäßiger Ausrüstung

Die jüngste europäische Armee

Etwas über Bulgariens Wehrkraft

Von

Dr. Gallenberg

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Die bulgarische Armee ist die jüngste Heeresbildung Europas. Ihre Anfänge reichen kaum neunundzwanzig Jahre zurück. Im Jahre 1877, kurz vor dem Beginn des Krieges gegen die Türkei, meldeten sich zahlreiche bulgarische Freiwillige im russischen Hauptquartier zu Kischinew und baten um Aufnahme in die Reihen der Bruderarmee: gemeinsam mit ihr wollten sie kämpfen und ihr Leben für die Befreiung ihres Vaterlandes opfern. Die russische Heeresverwaltung erfüllte die Bitte. Es wurden aus den Freiwilligen einige bulgarische Bataillone gebildet und ihnen die Bezeichnung „Bulgarsko Opultschenije" (etwa „Bulgarische Hilfstruppen") beigelegt. Bis zum 12. April 1877 wurden so in Kischinew die zwei ersten bulgarischen Freiwilligenbataillone aufgestellt, der Stamm der bewaffneten Macht des heutigen Fürstentums. Nach der Kriegserklärung ward die Zahl der Freiwilligenmeldungen noch größer. Bei dem Uebergange der russischen Armee über die Donau waren schon sechs Infanteriebataillone und eine Kavallerieabteilung vorhanden, die man zu einer besonderen Brigade vereinigt hatte. Die Bataillone 1, 2, 3 und 5 wurden nach dem Donauübergange den Vortruppen des Generals Gurko zugeteilt und beteiligten sich tapfer an den Kämpfen von Eſtara-Sagora, Kasanluk und Schipka. Im weiteren Laufe des Krieges stieg die Zahl der bulgarischen Freiwilligenbataillone auf zwölf. Kadres für deren Bildung wurden dem russischen Heere entnommen. Nach dem Friedensschlusse erfolgte auch die Entlassung der bulgarischen Freiwilligen, die Bataillone wurden jedoch nicht aufgelöst, sondern als Grundlage für den Ausbau der Wehrmacht Neubulgariens verwendet. Laut den Bestimmungen des San-Stefano-Vertrages sollten die der türkischen Herrschaft entrissenen Länder ein der Oberhoheit der Pforte unterstelltes Fürstentum mit eignem Heere bilden. Demgemäß wurde denn auch der Befehl erlassen, etwa 60 Infanteriebataillone, 30 Kavallerieabteilungen und 30 Batterien zu errichten. Doch befanden sich in Makedonien noch türkische Truppen, auch waren die Bezirke Pirot, Nisch und Wranja von den Serben in Besitz genommen, daher gelangte die geplante Organisation nicht in vollem Umfange zur Ausführung. Man mußte sich begnügen, in Nord- und Südbulgarien nur 30 Infanteriebataillone, 6 Kavallerieabteilungen, 8 Batterien, 2 Pionierkompagnien und 1 Kompagnie Belagerungsartillerie zu bilden. Sie wurden als „Bulgarisches Landheer" bezeichnet. Als Gemeine wurden die im Jahre 1878 zum ersten Male ausgehobenen Leute einberufen. Mit deren Ausbildung wurden einstweilen russische Instrukteure (Offiziere und Unteroffiziere) beauftragt. Ein ständiges Offizierkorps sollte aus den im gleichen Jahre in Plowdin und etwas später auch in Sofia gegründeten Lehrkommandos hervorgehen. Die Ausbildung von Unteroffizieren wurde zur Aufgabe des in Turnowo errichteten Lehrbataillons gemacht.

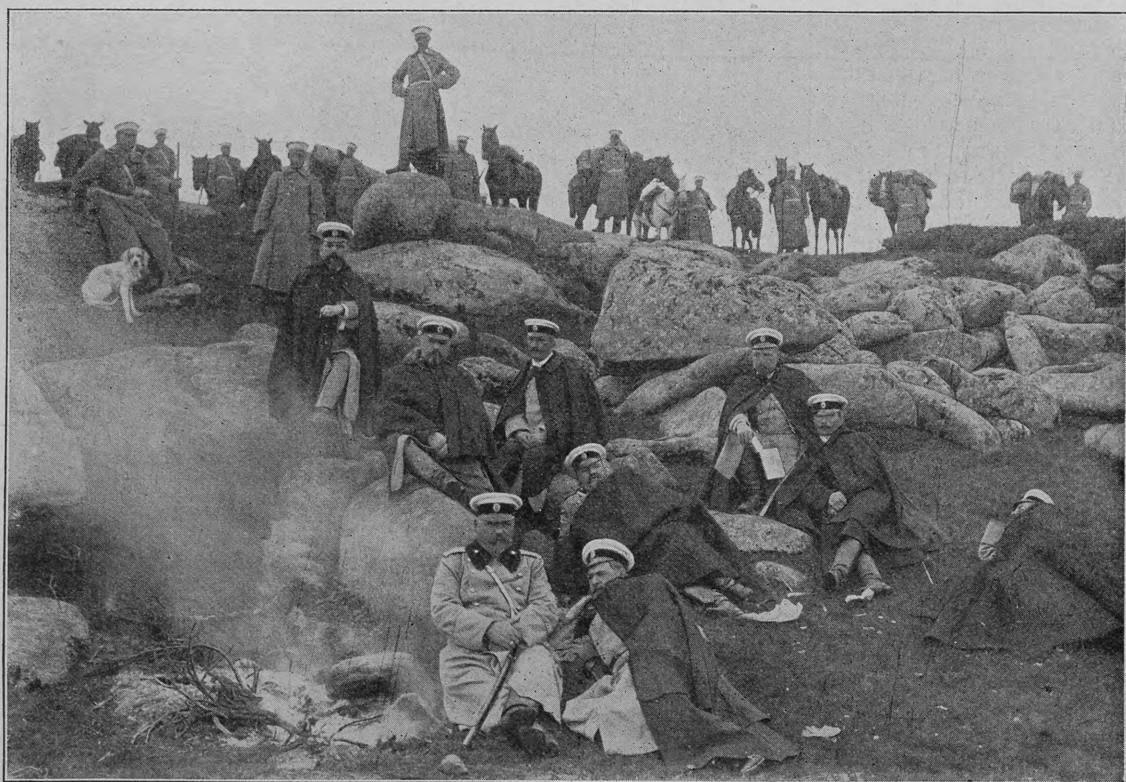
Das neugebildete bulgarische Landheer bestand nur kurze Zeit. Im Frühjahr 1879 wurde das eben erst ins Leben gerufene Großbulgarien durch den Berliner Vertrag in fünf Teile gespalten, von denen aus Nordbulgarien das der Türkei tributpflichtige heutige Fürstentum, aus Südbulgarien die autonome Provinz Ostrumelien gemacht wurde, während Makedonien der unmittelbaren Oberhoheit des Sultans unterstellt und Dobrudscha Rumänien, die Bezirke Pirot, Nisch und Wranja Serbien zugesprochen wurden. Das Heer selbst wurde in der Weise verteilt, daß 21 Infanteriebataillone, 4 Kavallerieabteilungen, 8 Batterien, $1^1/_2$ Pionierkompagnien und eine Kompagnie Trainartillerie die bewaffnete Macht des Fürstentums, die übrigen 9 Infanteriebataillone, 3 Kavallerieabteilungen, $^1/_2$ Pionierkompagnie und eine neugebildete halbe Batterie die Miliz Ostrumeliens ausmachten. Beide Heere haben bis zum 6. September 1885 vollkommen unabhängig voneinander bestanden und sich entwickelt, und zwar war das Heerwesen Ostrumeliens durch die Verfassungsurkunde der Provinz genau geregelt, während dasjenige des Fürstentums durch keine gesetzlichen Bestimmungen normiert wurde, sondern von den Anschauungen des jeweiligen Kriegsministers abhängig blieb. Beide Heere zusammen waren etwa 100 000 Mann, mit der Landwehr des Fürstentums etwa 110 000 Mann stark.



Rast auf dem Marsche

Das gegenwärtige Heerwesen des Fürstentums ist durch das Wehrgesetz von 1904 geregelt worden. Nach diesem besteht die bewaffnete Macht Bulgariens aus der gesamten männlichen waffenfähigen Landesbevölkerung bulgarischer Stammesangehörigkeit. Die Dienstzeit dauert vom 20. bis zum 46. Lebensjahre einschließlich. Die Armee zerfällt in aktives Heer und Landwehr 1. und 2. Aufgebots. Eine Reserve wie in manchen fremdländischen Heeren gibt es nicht. Diese Einteilung würde ermöglichen, schon am Beginn des Krieges die gesamte waffenfähige Landesbevölkerung in die Reihen des aktiven Heeres einzuschließen. Die Dienstzeit im aktiven Heere dauert in der Infanterie bis zum 40., für die andern Waffen bis zum 39. Lebensjahre einschließlich. Dieselbe zerfällt in Dienst bei der Fahne (zwei Jahre in der Infanterie, drei Jahre in den übrigen Truppenteilen) und Dienst in der Reserve des aktiven Heeres. Im Frieden sind die Reservisten des aktiven Heeres und die Landwehrleute 1. Aufgebotes zur Teilnahme an Uebungen von höchstens drei beziehungsweise einer Woche verpflichtet. Die Manövertage werden dabei nicht gerechnet. Die Landwehrleute 2. Aufgebotes können zu Kontrollzwecken für drei Tage einberufen werden; ihren Unterhalt haben sie selbst zu bestreiten.

Jeder bulgarische Untertan im Alter von 20 bis 46 Jahren ist dienstpflichtig. Personenersatz ist unzulässig. Für die jungen Leute mohammedanischen Religionsbekenntnisses wird die persönliche Dienstpflicht durch zehnjährige, sich nach den Vermögens- und Familienverhältnissen des Betroffenen richtende Militärsteuer im Betrage von 10 bis 1000 Lewa (1 Lew = 0,81 Mark) ersetzt. Alljährlich stellen sich vor den Ersatzbehörden ungefähr 40 000 im Aushebungsalter stehende junge Leute, von denen durchschnittlich 30 000 als tauglich befunden und zum aktiven Dienste eingestellt werden. Da die Rekruten, die nicht bloß die Volksschule, sondern auch einige Gymnasialklassen beendet haben,



Bulgarische Offiziere im Manöver



Ausschuß zur Verteidigung der Hauptstadt bei einer Uebung im Witoschagebirge

im bulgarischen Heere verhältnismäßig zahlreich sind, so begegnet auch die Rekrutierung des Unteroffizierkorps keinen besonderen Schwierigkeiten.

Die meisten bulgarischen Offiziere gehen aus der Militärschule in Sofia hervor. Der Generalstab besteht aus Offizieren, die im Auftrage des Kriegsministeriums ausländische Kriegsakademien mit Erfolg besucht haben. Die Aspiranten müssen mindestens drei Jahre aktiv gedient haben und die festgesetzten Konkursprüfungen bestehen. Nach Absolvierung seiner ausländischen Studien hat der Aspirant Probedienst zu leisten und wird schließlich zum Generalstabsoffizier ernannt. Die meisten Generalstabsoffiziere des Fürstentums haben ihre Ausbildung in Rußland oder Italien, einige auch in Belgien erhalten.



Schnellfeuergebirgsgeschütz mit Bedienung

Die Beförderung zum nächstfolgenden Grade erfolgt nach dem Dienstalter oder für besondere Verdienste. Nach dem Dienstalter wird nach vier- bis fünfjähriger Dienstzeit, zuweilen erst nach Vakanzeröffnung befördert. Die Beförderung zu dem ersten Stabsoffiziersgrade ist vom Bestehen theoretischer und praktischer Prüfungen abhängig gemacht. Die bulgarischen Offiziere sind verhältnismäßig jung: die ältesten haben kaum ihr 50. Lebensjahr zurückgelegt. Die Reserveoffiziere werden in den zwei Reserveoffiziersschulen ausgebildet. Beide Lehranstalten haben sich bisher gut bewährt, daher glaubt man, daß durch ihre Errichtung die so wichtige Reserveoffizierfrage eine völlig richtige Lösung erfahren hat. Alljährlich wird ein Teil der Reserveoffiziere zu Sommerübungen einberufen (es wird dafür gesorgt, daß binnen vier Jahren alle Reserveoffiziere zu diesen Uebungen herangezogen werden), um sich dann an den großen Herbstmanövern zu beteiligen.

Nach der Verfassungsurkunde des Fürstentums steht der Oberbefehl im Frieden und im Kriege dem Fürsten zu. In Kriegszeiten wird der Fürst von dem Generalstabschef unterstützt. Die Ausführungsgewalt hat der Kriegsminister inne. Derselbe handelt immer auf die unmittelbaren Anweisungen des Fürsten hin und ist für die Kriegstüchtigkeit der Armee dem Fürsten und der Volksversammlung verantwortlich.

In dem Armeestab ist der ganze Generalstabsdienst vereinigt: Organisation und Ergänzung des Heeres, Untersuchung und Beschreibung des eignen Landes, Sammeln von Nachrichten und statistischem Material über fremde Heere, Entwerfen und Ausarbeiten der Pläne für die Mobilmachung, Beförderung und Zusammenziehung der Armee nach den verschiedenen Grenzen hin, Vorbereiten der voraussichtlichen Kriegsschauplätze, Kartenlegung, Redaktion der amtlichen Militärzeitschriften. Der Kriegsrat ist Beratungsorgan des Kriegsministers.

Die Infanterie wird aus 36 Infanterieregimentern zu 2 Bataillonen gebildet. Das Bataillon zerfällt in 4 Kompagnien. Jedes Infanterieregiment besitzt eine nicht in der Front dienende Kompagnie. Die Infanterieregimenter bilden 18 Infanteriebrigaden beziehungsweise 9 Infanteriedivisionen.

In Kriegszeiten besteht das Infanterieregiment aus 4, im Notfalle auch aus mehr Bataillonen. Die Feldartillerie umfaßt 9 Artillerieregimenter zu zwei bespannten und einer nichtbespannten Abteilung von je 3 Batterien. Die Artillerieregimenter sind unter die 9 Divisionen verteilt. In Kriegszeiten wird jedes Feldartillerieregiment in eine Feldartilleriebrigade zu 18 Batterien verwandelt. Die Gebirgsartillerie besteht aus einer Gebirgsartilleriebrigade mit 3 Gebirgsartillerieabteilungen zu 3 mit Schnellfeuergeschützen ausgerüsteten Batterien. In Kriegszeiten besteht die Gebirgsartilleriebrigade aus 6 Abteilungen zu 3 Batterien. — Die Festungsartillerie umfaßt 3 Festungsartilleriebataillone zu 4 Kompagnien. Im Kriegsfalle wird jedes Festungsbataillon in die erforderliche Zahl Batterien umgestaltet. — Außerdem verfügt das bulgarische Heer über 5 Feldhaubitzbatterien.

Die Kavallerie umfaßt 5 Kavallerieregimenter, worunter 4 zu 4 Eskadrons und 1 (fürstliche Leibgarde) mit 3 Eskadrons, 6 Kavallerieabteilungen zu 2 Eskadrons und 1 Eskadron Reitkurse, also 32 Eskadrons. Im Kriegsfalle wird man voraussichtlich die Kavallerieabteilungen in Kavallerieregimenter zu 4 Eskadrons umwandeln, so daß die gesamte Kavallerie 44 Eskadrons betragen wird. Die Ingenieurtruppen bestehen im Frieden aus 9 Pionierbataillonen, 1 Eisenbahnbataillon und 1 Brückenabteilung. Die Infanterie ist mit dem Gewehre Mannlicher Modell 88 und 95 ausgerüstet. Die Offiziere und Feldwebel sind mit Degen und Revolver bewaffnet. Die Kavallerie ist mit Karabinern und Säbeln bewaffnet. Die Unteroffiziere tragen statt der Karabiner Revolver. Die Artillerie steht unmittelbar vor ihrer Neubewaffnung mit Schnellfeuergeschützen. Gegenwärtig ist sie mit weittragenden Geschützen Krupp, Kaliber 8,7 Zentimeter und 7,5 Zentimeter, ausgerüstet. Die Gebirgsartillerie ist mit Kruppschen 7,5-Zentimeter-Schnellfeuergeschützen ausgerüstet. Die Festungsartillerie besitzt die erforderlichen Festungs- und Belagerungsgeschütze. Als Krieger bekundet der Bulgare leichte Auffassung, ist gut diszipliniert, ausharrend, gewissenhaft. Alles dies sind Voraussetzungen, die jenen kriegerischen Geist erzeugen, der ein Heer tüchtig macht.



Gruppe von Generalstabsoffizieren



Phot. Th. Jürgensen

Von der Nordlandreise des Kaisers: Das norwegische Königspaar mit dem Kaiser auf dem Fjeldsaeter bei Drontheim

Notizblätter

Dr. Karl Sattler †

In dem am 13. Juli in Berlin verstorbenen Geheimen Regierungsrat Dr. Karl Sattler hat die nationalliberale Partei einen ihrer bedeutendsten und bekanntesten Führer, der Reichstag und das preußische Abgeordnetenhaus eines ihrer verdientesten Mitglieder und einen ihrer besten Redner verloren. Dr. Sattler, der am 26. Januar 1850 zu Varel in Hannover geboren war, bezog, nachdem er das Gymnasium in Celle absolviert hatte, 1869 die Universität Göttingen, um Geschichte und Nationalökonomie zu studieren, nahm dann am deutsch-französischen Kriege teil und beendigte 1873 seine Studien. 1874 trat er in den preußischen Archivdienst ein und wurde, nachdem er in den Staatsarchiven zu Magdeburg, Düsseldorf, Königsberg, Posen und Hannover in verschiedenen Stellungen tätig gewesen war, 1886 zum Geheimen Staatsarchivar, 1896 zum zweiten Direktor der preußischen Staatsarchive ernannt, 1900 erhielt er den Titel eines Geheimen Regierungsrates.



Reichstagsabgeordneter Dr. Karl Sattler †

Sein parlamentarisches Wirken begann er als Reichstagsabgeordneter für den Wahlkreis Melle-Diepholz, den er von 1884 bis 1888 vertrat; seit 1885 gehörte er auch dem Abgeordnetenhause als Vertreter der Stadt Hannover an. Seit 1898 vertrat er im Reichstag den hannoverschen Wahlkreis Stade-Blumenthal. Sattler war ein hervorragender Etatstechniker und neben Eugen Richter der beste Kenner des preußischen und des Reichsetats, was er insbesondere durch sein Buch: „Das Staatsschuldenwesen in Preußen und im Deutschen Reich“ bewies. Im preußischen Abgeordnetenhause behandelte er außerdem im Kampf gegen das Zentrum mit besonderer Sachkenntnis die Fragen kirchenpolitischer und schulpolitischer Natur. Zu der Zeit, da Bassermann dem Reichstag nicht angehörte, war Sattler der erste Vorsitzende der nationalliberalen Reichstagsfraktion. Unter den historischen Arbeiten Sattlers sind besonders die „Geschichte der Hansa“, „Die flandrisch-holländischen Verwicklungen“ und „Dodo von Knyphausen“ hervorzuheben.

Zur Auflösung der Duma

Schwere Zeiten hat Rußland hinter sich, schwereren geht es entgegen; denn so wie die Verhältnisse liegen, wird die Auflösung der Duma, wiewohl der Zar formell zu diesem Akt berechtigt war, die Kluft zwischen dem herrschenden Regime und der freiheitlichen Mehrheit des Volkes in verhängnisvoller Weise erweitern, und ob es dem guten Willen des Zaren gelingen wird, diese Kluft noch einmal zu überbrücken, ob er noch die Macht besitzt, seine Autorität den entfesselten Leidenschaften der großen Massen gegenüber zu behaupten, ist sehr fraglich, um so mehr, als die lange Frist, die für die Wiedereinberufung der Volksvertretung gesetzt worden ist, in der Tat geeignet ist, das Mißtrauen gegen die Regierung bei den mißvergnügten Elementen zu vermehren. Die jetzt aufgelöste Duma, das erste russische Parlament, hat ein recht kurzes Dasein gehabt; sie war am 10. Mai zusammengetreten, so daß ihre Legislaturperiode kaum elf Wochen gewährt hat. Gleich in den ersten Tagen ihrer Tätigkeit entstand zwischen ihr und dem kurz zuvor gebildeten Ministerium Goremykin ein erbitterter Kampf, der sehr bald zu einem Mißtrauensvotum gegen die Regierung führte und sich, gewiß nicht ohne Schuld der mehr aufgeregten als zielbewußten und allzu radikal vorgehenden Duma, immer mehr verschärfte, bis schließlich der Plan der Duma, ein Manifest an das Volk zu erlassen, in dem sie dem Ministerium das Recht bestreiten wollte, als „Regierung“ zum Volke zu sprechen, dem Faß den Boden ausschlug und die Auflösung der Duma herbeiführte.

Von der Nordlandreise des Kaisers

Von Kaiser Wilhelms II. Nordlandfahrt, die sich ihrem Ende nähert, bringen wir heute noch eine Aufnahme, die den Monarchen mit dem norwegischen Königspaar auf dem am 9. Juli unternommenen Ausflug nach dem Fjeldsaeter bei Drontheim zeigt. Die Majestäten waren bei dieser Partie vom Wetter sehr begünstigt und genossen von der Höhe oberhalb Fjeldsaeter, die sie zu Fuß erstiegen hatten, eine herrliche Rundsicht. Leider zog sich Königin Maud bei diesem Ausflug trotz des schönen Wetters eine Erkältung zu, so daß sie sich außerstande sah, an der Galatafel, die abends auf der „Hamburg“ stattfand, teilzunehmen. Für Drontheim hat Kaiser Wilhelm offenbar eine besondere Vorliebe; wenigstens nahm er auf der Rückreise dort wieder einen zweitägigen Aufenhalt, mußte aber, da Regenwetter eintrat, seine Absicht, zum zweitenmal einen Ausflug nach Fjeldsaeter zu unternehmen, aufgeben. Vor seiner Abreise ließ der Kaiser dem Polizeidirektor der Stadt 300 Kronen übersenden mit dem Ersuchen, das Geld unter die Kinder des Stadtteils Ilen zu verteilen, die während der Ausflüge des Monarchen nach den Ilevicksbergen fleißig die Gelegenheit benutzt hatten, ihm Feldblumen zu bringen. Von Drontheim traf der Kaiser an Bord der „Hamburg“ am 21. Juli in Molde ein. Unterwegs entsandte der Monarch das Depeschenboot „Sleipner“, um den Prinzen Adalbert an Bord zu holen, der abends eintraf. Während der Fahrt von Drontheim nach Molde hörte der Kaiser einen Vortrag des leitenden Ingenieurs über Dampfturbinen, wie er überhaupt auf der Reise so manche Stunde dafür zu erübrigen weiß, sich durch fachwissenschaftliche Vorträge über die verschiedensten Themata anregen oder orientieren zu lassen. Von Molde, wo die Ankunft abends 7 Uhr erfolgte, traf die „Hamburg“ mit dem auf der Manöverfahrt dort angekommenen ersten Geschwader der deutschen Marine zusammen, und der Kaiser begab sich am nächsten Tage auf das Linienschiff „Kaiser Wilhelm II.“, auf dem Großadmiral von Köster seine Flagge gesetzt hatte.

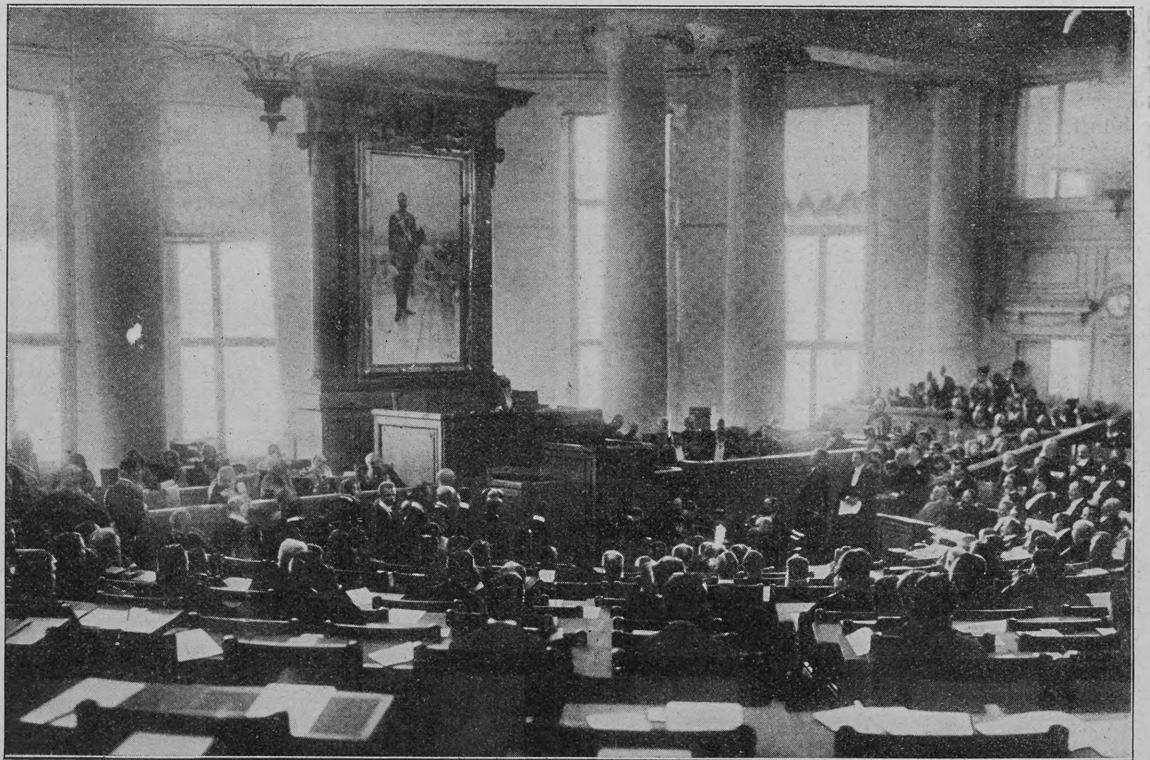
Zur Rehabilitierung des Majors Dreyfus

Die unselige Dreyfus-Affäre, die lange Jahre Frankreichs inneren Frieden so schwer gestört und das ganze Land in zwei feindliche Lager gespalten hatte, hat endlich durch den Spruch des französischen Kassationshofes ihren definitiven Abschluß gefunden; dem ungerecht Verurteilten ist ebenso wie seinen mutigen Verteidigern vor aller Welt die Ehre wiedergegeben worden, und wenn ihn auch niemand für die furchtbaren Leiden entschädigen kann, die er als Gefangener auf der Teufelsinsel durchzumachen gehabt hat, so ist doch nichts versäumt worden, was geschehen konnte, um das an ihm begangene Unrecht wieder gutzumachen. Dreyfus hat nicht nur seinen früheren Rang in der Armee wieder erhalten, sondern ist, seinen Dienstjahren entsprechend, zum Major befördert und obendrein zum Ritter der Ehrenlegion ernannt worden, eine Auszeichnung, die ihm, den gesetzlichen Bestimmungen gemäß, schon früher von selber zuteil geworden wäre, wenn seine militärische Karriere keine Unterbrechung erfahren hätte. Die denkwürdige Zeremonie seiner Dekorierung fand bei beschränkter Oeffentlichkeit in dem kleinen Hof des Artilleriepavillons im südlichen Flügel der Ecole Militaire statt, nicht weit von dem großen Ehrenhof dieses militärischen Instituts, auf dem Dreyfus vor zwölf Jahren in so empörender Weise öffentlich degradiert und entehrt worden war. Anwesend waren außer seinen Regimentskameraden und andern Offizieren seine Frau, seine Schwiegermutter und sein Sohn, dann von seinen Freunden und Verteidigern der jetzige General Picquart, der Senator Arène, der Deputierte Joseph Reinach, Anatole France und so weiter. Kürassiere und Artilleristen bildeten im Hofe ein Viereck, der General Gillain schritt ihre Reihen ab und inspizierte die neuen Uniformen der Artilleristen, dann trat er in die Mitte und zog den Säbel, Dreyfus und sein Freund, Major Targe, der gleichzeitig mit ihm dekoriert wurde, traten vor den General, und dieser rief mit lauter Stimme: „Im Namen des Präsidenten der Republik und kraft der mir gewordenen Vollmacht mache ich Sie, Major Dreyfus, zum Ritter der Ehrenlegion!“ Unter lauten Beifallsrufen der Zuschauer heftete sodann der General den beiden Offizieren das Kreuz an die Brust. Major Dreyfus ist dem Stabe der Artilleriedirektion in Vincennes zugeteilt worden, hat aber zunächst einen dreimonatigen Urlaub genommen, den er in der Schweiz zu verbringen gedenkt.



Phot. Chusseau-Flaviens

Das Ende der Affäre: Major Dreyfus in Uniform im Kreise seiner neuen Kameraden



Zur Krisis in Rußland: Eine der letzten Sitzungen der Duma

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 45



Lena. Nach einem Gemälde von Walter Thor

(Aus der Kunstabteilung der Bayrischen Jubiläums-Landesausstellung in Nürnberg)

Schloß La Granja

Das Schloß La Granja, in dem König Alfons XIII. und seine Gemahlin einen Teil ihrer Flitterwochen zugebracht haben, liegt zwei Stunden von Segovia entfernt auf dem Abhang der Sierra de Guadarrama, 1991 Meter über dem Meere. König Philipp V. ist der Gründer dieser königlichen Sommerresidenz, einer Nachahmung von Versailles, die jedoch noch großartiger ist als das Original. Karl III. baute das Schloß weiter aus. Der königliche Palast ist ein rechteckiger monumentaler Bau im klassischen Renaissancestil. Die Fassade, ein Werk der Italiener Giuvarra und Sacchetti, bietet mit ihrer reichen Abwechslung von blauem Granit, rotem Sandstein und weißem Marmor einen prächtigen Anblick dar. Nicht minder prächtig ist das Innere. Die Wände der Säle sind mit vielfarbigen Seidenstoffen, kostbaren Teppichen und Fresken bedeckt. Der Palast enthält 300 Gemälde und 100 plastische Werke hervorragender Meister. Doch das Bedeutendste in La Granja ist der Park, der 146 Hektar umfaßt. Große Teiche wechseln mit bunten wohlgepflegten Blumenbeeten und grünen Rasenplätzen ab. Ueberall blicken hinter dem Grün der Bäume und Sträucher weiße Marmorstatuen hervor. Ein großer künstlicher See, „El Mar" genannt, mit einer Anstalt für Fischzucht, speist die berühmten Wasserkünste, die aus 28 großartigen Fontänen mit bronzenen Göttern, Najaden, Tritonen, Drachen und so weiter bestehen.



Phot. Chusseau-Flaviens, Paris

König Alphons mit seiner Gemahlin in Schloß La Granja

Totenschau

Englischer General P. Maxwell, Uebersetzer Schillers und Lessings, 80 J., 13. Juli, Bath. — Italienischer General Giuseppe Guy, Kommandant des III. italienischen Armeekorps, 66 J., 15. Juli, Mailand. — Russischer Generalleutnant Iwan Mac Donald, hervorragender Ingenieur, der Erbauer des Libauer Kriegshafens, 53 J., 15. Juli, Warschau. — Geheimer Kirchenrat Dr. Otto Förtsch, Vorsitzender des großherzoglich weimarischen Kirchenrats, 67 J., 17. Juli, Weimar. — Dr. C. Pellegrini, 1890 bis 1892 Präsident der argentinischen Republik, 17. Juli, Buenos-Aires. — Professor A. L. Hickmann, Geograph und Statistiker, 73 J., 18. Juli, Wien. — Lady Mary Curzon, ehemalige Vizekönigin von Indien, 18. Juli, London. — Geheimrat Meyer, der Nestor der deutschen Psychiater, 87 J., 18. Juli, Osnabrück. — Geheimer Regierungsrat Dr. Albert Voß, bekannter Prähistoriker, 69 J., 19. Juli, Berlin. — Frederik Due, norwegischer Diplomat, 1861 bis 1873 Gesandter in Berlin, 20. Juli, Kristiania. — Fürst Wilhelm von Waldburg-Zeil-Trauchburg, Mitglied und 1872 bis 1899 Präsident der württembergischen Kammer der Standesherren, Reichsrat der Krone Bayern, 70 J., 20. Juli, Schloß Zeil in Württemberg. — Jens Jessen, Reichstagsabgeordneter (Däne) für den Wahlkreis Hadersleben-Sonderburg, 52 J., 21. Juli, Kopenhagen. — Hans August Zirngibl, Genremaler, 42 J., 22. Juli, München. — Eduard Ritschl, Genremaler, 84 J., 22. Juli, Wien. — General der Infanterie z. D. Alfred von Lewinski, zuletzt kommandierender General des XV. Armeekorps, 75 J., 22. Juli, Görlitz. — Generalleutnant Baron Kodama, Chef des japanischen Generalstabs, 54 J., 23. Juli, Tokio. — Professor Dr. Paul Brouardel, hervorragender französischer Tuberkuloseforscher, 69 J., 23. Juli, Paris.

Die Taufgeräte des preußischen Königshauses

Zu der Taufe des jüngsten Thronerben wird eine silberne Taufschale und eine aus schlesischem Gold hergestellte Taufkanne verwendet werden. Beide Geräte sind wiederholt bei den Taufakten im deutschen Kaiserhause benutzt worden. Das silberne Taufbecken wurde zuerst bei der Taufe des nachmaligen Kaisers Friedrich III. eingeweiht. Auf der Rückseite der Schale sind die Namen eingraviert, welche die Zahl 30 bereits übersteigen. Der jüngste Hohenzollernsproß ist die vierte Generation, bei der sie zur Taufe benutzt wird. Sie ist ein ganz hervorragendes Kunstwerk und wurde im Jahre 1835 fertiggestellt. Die Beckenöffnung ist mit der Taube, dem Symbol des Heiligen Geistes, geschmückt. Den 11 Zentimeter breiten Rand zieren 43 aus freier Hand getriebene und ziselierte Figuren, die das Wort Christi: „Lasset die Kindlein zu mir kommen und wehret ihnen nicht,“ versinnbildlichen. Die Taufkanne wurde auf Befehl König Friedrich Wilhelms IV. 1855 hergestellt. Die Entwürfe zu diesem Prachtstück rühren von Peter Cornelius und Geheimrat Stüler her und weisen etruskische Motive auf. Auf der Rundung der Kanne ist die Taufe Christi durch Johannes dargestellt. Links davon sieht man die jüdische Bundeslade und den siebenarmigen Leuchter sowie eine weibliche Gestalt mit den Tafeln des Dekalogs, rechts eine Personifikation des Jordan, der aus einem Kruge Wasser gießt. Der Henkel besteht aus Weinlaub mit Trauben. Auf seiner Spitze kniet ein Engel, der aus einem antik geformten Gefäß Wasser in die Kanne schüttet. Die Kanne wurde zum ersten Male bei der Taufe der ältesten Tochter des Prinzen Friedrich Karl in Gebrauch genommen. Der Bauch der Kanne ist aus einem Stück ohne Naht getrieben. Beide kostbare Gefäße werden im Tresor der Königlichen Hof- und Garnisonskirche zu Potsdam aufbewahrt und von da aus an den Ort gebracht, an dem sie gebraucht werden. So wurden sie schon nach Hannover und nach Kamenz transportiert, nun werden sie ihren Dienst bei der Taufe des künftigen fünften Kaisers tun.

Die Taufgeräte des preußischen Königshauses

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. — Rücksendung findet nicht statt)

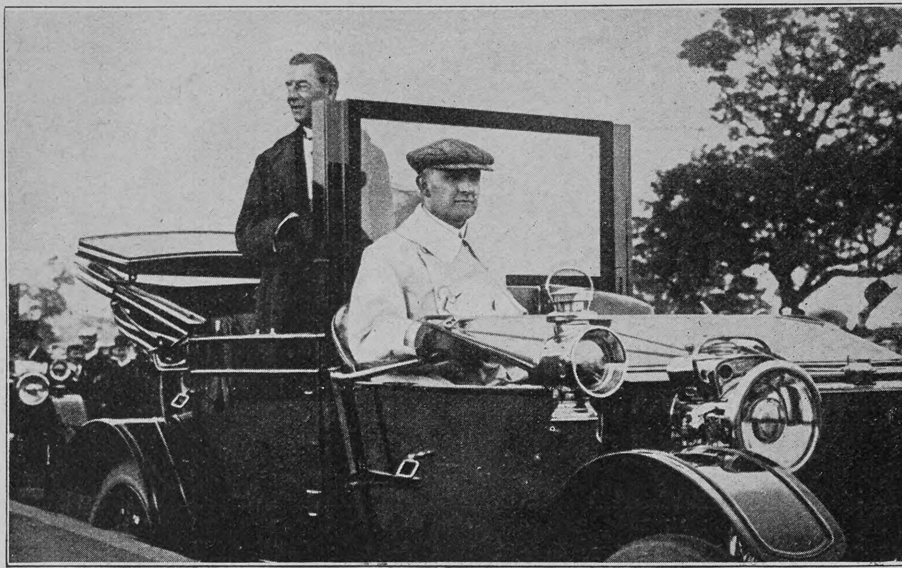
Treutler, Lena, War's Sünde? Rien ne va plus. Drei Geschichten aus dem Leben. Neustadt, Verlag der Pfälzischen Verlagsanstalt.

v. Wildenbruch, Ernst, Das deutsche Drama, seine Entwicklung und sein gegenwärtiger Stand. Heft 6. Leipzig, Verlag für Literatur, Kunst und Musik.

Woermann, Karl, Die italienische Bildnismalerei der Renaissance. M. 1.—. Führer zur Kunst. 4. Bändchen. Eßlingen, Paul Neffs Verlag (Max Schreiber).

Von Chamberlains Geburtstagsfeier

Drei Tage lang ist Chamberlains siebzigster Geburtstag in Birmingham, dem Ausgangspunkt und Zentrum seines politischen Wirkens, von seinen Getreuen festlich begangen worden, und mit jugendlicher Frische hat der Gefeierte, der offenbar noch eine große politische Zukunft vor sich zu haben glaubt und dem man seine Jahre in der Tat nicht ansieht, die Gelegenheit benutzt, um neue Propaganda für seine Ideen zu machen, unter denen zurzeit der Imperialismus und die Reichsschutzzölle obenan stehen, wiewohl er sich dabei noch immer als Demokrat fühlt. Die Feier schloß am 9. Juli mit einer Versammlung in der Bingleyhalle ab, wo über 10000 Personen dem Staatsmann eine Huldigung darbrachten. Chamberlain sagte in feuriger Rede den baldigen Sieg der Fiskalreform voraus, befürwortete die Reichseinheit und geißelte den Arbeiterführer Keir Hardie, weil er den Zulunegern den Sieg über die weißen Kolonisten wünschte. Viele Tausend seiner Anhänger geleiteten, Laternen und Fackeln tragend, von welch letzteren sich später herausstellte, daß sie — made in Germany waren, Chamberlain und seine Gattin auf der Heimfahrt nach Schloß Highbury. Königin Alexandra, der Prinz und die Prinzessin von Wales und drei koloniale Gouverneure hatten telegraphisch Glückwünsche gesandt.



Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Chamberlain dankt für die ihm an seinem 70. Geburtstag dargebrachten Huldigungen

Briefmappe

F. Z. in Malmö. Die Zeremonie der Fußwaschung findet in München jedes Jahr am Gründonnerstag statt. Es werden dafür zwölf arme alte Männer vom Lande, die sogenannten Apostel, ausgewählt und in ein besonderes Habit mit weißblauen Schnüren gekleidet. Der Prinzregent wäscht und trocknet ihnen — natürlich nur andeutungsweise — in Gegenwart des Hofes die Füße. Den Fußkuß erteilt er ihnen nicht persönlich, sondern läßt ihnen denselben durch einen hohen Geistlichen geben. Jedem der Apostel hängt er ein Beutelchen mit Geld um den Hals. Nach der Zeremonie werden die „Apostel" bewirtet. Die Apostel dieses Jahres standen im Alter von 90 bis 96 Jahren, darunter befand sich ein neunzigjähriges Zwillingspaar. Auch am österreichischen und russischen Hofe besteht der Brauch noch.

S. 100. Eine Heimstätte für studierende oder in irgendeinem Beruf tätige Damen bietet in Leipzig das Marien-Heim. Es befindet sich in einem geräumigen, ruhig gelegenen, von einem kleinen Garten umgebenen Hause in der Salomonstraße Nr. 2. Der Pensionspreis beträgt monatlich 50 bis 75 Mark. Schriftliche und mündliche Anmeldungen werden von der Vorsteherin entgegengenommen. Auch Damen, die sich nur kürzere Zeit in Leipzig aufzuhalten wünschen, finden im Marien-Heim Aufnahme.

Sanitätsrat Dr. M. in B....ow. Ihre Lösung würde dem „nervösen Rätselfexen" die Ruhe schwerlich wiedergegeben haben; er hat sie inzwischen längst durch die Briefmappennotiz in Nr. 21 gefunden.

L. T. in G. Ihre Gedichte sind leider für uns nicht verwendbar.

Literatur

Ein altbewährtes Handbuch, Meyers Kleines Konversationslexikon (Leipzig, Bibliographisches Institut), hat vor kurzem in siebenter, gänzlich neubearbeiteter und vermehrter Auflage zu erscheinen begonnen. Die neue Auflage bringt dem großen Kreise derer, die den „Kleinen Meyer“ seit vielen Jahren benutzen und schätzen, eine vor allem andern bemerkenswerte Ueberraschung, insofern sie in sechs Bänden (à 12 Mark), das ist im doppelten Umfange der sechsten Auflage, erscheint; sie wird im ganzen mehr als 130000 Artikel und Nachweise auf 5800 Seiten (sechste Auflage 2600 Seiten) mit etwa 520 (sechste Auflage 168) Illustrationstafeln, Karten und Plänen und etwa 100 Textbeilagen enthalten. Das Werk repräsentiert also in Zukunft einen Mitteltypus zwischen den großen, sechzehn- bis zwanzigbändigen Nachschlagewerken und den Handbüchern von knappstem Umfange, in deren Spezies offenbar Brockhaus' zweibändigem „Kleinen Konversationslexikon“ von jetzt an die Alleinherrschaft überlassen werden soll. Obwohl einstweilen nur die erste Lieferung der siebenten Auflage vorliegt, darf man doch schon jetzt sagen, daß der neugeschaffene Mitteltypus seine großen Vorzüge hat und vielen, denen die großen Enzyklopädien zu umfangreich oder zu teuer, die kleinen Handbücher nicht ausführlich genug sind, sehr willkommen sein wird; ebenso darf man nach den bisherigen glänzenden Leistungen des Verlags auf dem enzyklopädischen Gebiet und nach den Proben, welche die erste Lieferung bietet, das Vertrauen haben, daß der „Kleine Meyer“ auch in seiner neuen Gestalt den höchsten Anforderungen, die heutzutage an ein Nachschlagewerk gestellt werden können, vollauf entsprechen wird.

— Zum Rembrandt-Jubiläum hat Bruno Jacobi ein sehr dankenswertes „Verzeichnis der durch Photographie und Kunstdruck reproduzierten Arbeiten des Meisters“ erscheinen lassen, das auch über den engeren Kreis des Kunsthandels hinaus Beachtung verdient, da es dem Kunstfreund schätzenswerte Hinweise für die Verwendung Rembrandtscher Bilder als Wandschmuck liefert. Das Büchlein ist zu beziehen von der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst, Berlin W., Elßholzstraße 15, die bekanntlich selbst durch ihre großen schönen Photogravüren, deren weiche Technik zur Wiedergabe der malerischen Werte so recht geeignet ist, auch viel zur Verbreitung Rembrandtscher Kunst beigetragen hat. Eine wertvolle Bereicherung seiner Kollektion hat sich dieser Verlag gerade jetzt, gewissermaßen auch als Festgabe zur Rembrandt-Feier dadurch geschaffen, daß er den schon existierenden zwei Einzelbildnissen aus den „Staalmeestern“, die — sie lassen die Köpfe lebensgroß erscheinen — mit Recht „die besten Vermittler der Schönheit der Originale“ genannt sind, drei weitere Details gleicher Art hinzugesellt hat. Die neuen Blätter kosten, wie die früheren, je 10 Mark. — Einen Rembrandt-Band hat jetzt auch die Monographiensammlung „Die Kunst“ herausgebracht (Berlin, Bard, Marquardt & Co., Preis 1,25 Mark). Sein Autor ist Richard Muther, dessen Schaffensart eine von Flüchtigkeitsfehlern freie Darstellung freilich auch hier nicht zugelassen hat. Immerhin kann es gewiß nur lebhaftes Interesse erwecken, wenn ein so vielgelesener Schriftsteller sich, unsers Wissens zum dritten Male, mit dem Thema Rembrandt eingehender auseinandersetzt: sachlicher und weniger schwulstig, als es vor Jahren in der „Geschichte der Malerei“ geschah. An sonstigen neuen Bändchen der „Kunst“ sind zu notieren: Band 44: „Benvenuto Cellini“ von W. Fred; Band 45: „Präraffaelismus“ von Jarno Jessen; Band 46: „Donatello“ von W. Pastor; Band 47: „Felicien Rops“ von Franz Blei.

— Was soll unser Kind werden? Diese Sorge tritt mit der Entlassung der Kinder aus der Schule dringender vor die Eltern. Ist es doch schwierig, die rechte Wahl zu treffen, namentlich auch, weil man über die wenigsten Berufsarten näher unterrichtet ist. Da ist denn ein bereits vielfach empfohlenes Büchlein eine rechte Hilfe, das „Berufsbüchlein“ von Pfarrer Elsenhans (Verlag von W. Kohlhammer, Stuttgart). Soeben in neuer Auflage erschienen, gibt es Auskunft über den erforderlichen Bildungsgang, Kosten und Aussichten aller Berufsarten, und zwar für Söhne und Töchter aller Stände. Das Büchlein kann den Eltern, Geistlichen und Lehrern empfohlen werden.



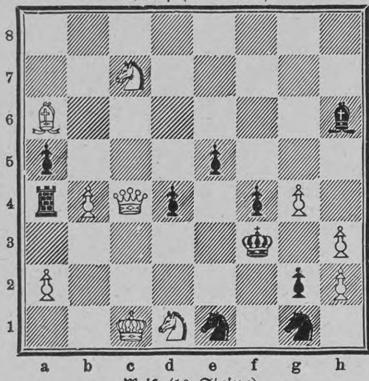
„Ich glaube, Mama, der Graf macht endlich ernst!“
„So! Hat er sich denn erklärt?“
„Noch nicht! Aber im Gespräch mit mir blies er beim Rauchen fortwährend Ringe in die Luft.“

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 18

Von Robert Braune in Gottschee
(Neu.)

Schwarz (10 Steine)



Weiß (10 Steine)

Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 15

W. 1. Dc2—e4
S. 1. Ke5×d6
W. 2. Lc3—b4 matt.

A.

S. 1. d5(f5)×e4†, —d4(f4)
W. 2. Sf6(×)e4 matt.

B.

S. 1. Ta8×a5
W. 2. De4—b4 matt.

C.

S. 1. Sc7 beliebig
W. 2. De4×d5 matt.

Mitteilungen aus der Schachwelt

Zu Ostende wurde in der Zeit vom 5. Juni bis 11. Juli ein großes internationales Schachturnier zwischen 36 Teilnehmern (teils Meistern, teils Hauptturnierspielern) ausgefochten. Die Spieler wurden in vier Gruppen verlost, aus denen nach entsprechendem Kampf mehrfach eine Reihe von Teilnehmern, die das geringste Ergebnis aufzuweisen hatten, ausscheiden mußten. Als erster Sieger ging schließlich K. Schlechter-Wien hervor, der von 30 Partien — die jeder der 9 Sieger insgesamt an 32 Wochentagen hatte spielen müssen — 21 gewann; ihm fiel eine goldene Medaille und ein Preis von 4000 Franken zu. Den zweiten Preis (2500 Franken) erstritt G. Maroczy-Budapest; in den dritten und vierten Preis (1500 und 1000 Franken) teilten sich A. Burn-Liverpool und A. Rubinstein-Petersburg; der fünfte Preis (800 Franken) fiel an O. S. Bernstein-Berlin, der sechste (700 Franken) an R. Teichmann-London, der siebente (600 Franken) an F. J. Marshall-New York, der achte (500 Franken) an D. Janowski-Paris, der neunte (400 Franken) an Dr. J. Perlis-Wien.

Arithmogriph

12345678 — eine Blume, die wild und im Zimmer gedeiht,
2712562 — eine Kaiserin war es in neuer Zeit.
372125 — eine Insel mit schönem waldigen Strand,
48823 — als Fluß, als Vogel, als Frucht bekannt.
5784 — so hieß ein König im alten Rom,
655 — ergießt sich in einen deutschen Strom.
75 — wird oft als Vorsilbe angewandt,
8 — zum Schluß bleibt nur noch ein Konsonant.

F. M.-S.

Homonym

Seht doch den jungen Chemiker dort:
Er sucht zu finden das Rätselwort,
Das in der weißlichen Masse steckt,
Die widerlich riecht und bitter schmeckt.

Doch seine Gedanken schweifen fort —
Er sieht das liebliche Rätselwort,
Das er erst gestern noch hielt im Arm
Und das ihn küßte so süß und warm. F. M.-S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1037:

Des Zahlenrätsels: **Wera** — **Igelshieb** — **Rose** — **Donner** — **Ennius** — **Udo** — **Teheran** — **Soissons** — **Callot** — **Hindustan** — **Efendi** — **Frederic** — **Urach** — **Elefant** — **Reis** — **Cherubini** — **Hessen** — **Trinidad** — **Elbe** — **Niger** — **Gontscharow** — **Odense** — **Tell** — **Tibet**.
„Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt."

Der Umstellaufgabe: **Reblaus** — **Eiland** — **Malta** — **Bresche** — **Rose** — **Angel** — **Notar** — **Donner** — **Triest**.
„Rembrandt."

Des Wechselrätsels: Marie, Weimar.

Richtige Lösungen sandten ein: „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (5); Clara M. in Bielefeld (4); Ignaz in Ansbach (4); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (5); „Archibald Nußknacker" zurzeit in Marein im Mürztal (4); L. Z. in Detmold (4); Frl. Margarethe Meyer in Wachendorf bei Syke (2); „Marschall Vorwärts" in Heiligenstadt (4); Erich K. in Wiesbaden (3); Lambert in Züllichau (2); Frau Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (3); „Prinzeßchen" in Weimar (2); „Sonnenblume" in Heilbronn (2); Arthur L. in Bozen (3); „Huckebein" in Eisenach; K. Haus in Frankfurt a. M. (2); Eugenie F. in Luxemburg (4); „Medikus" in Leipzig; A. Bittrolff in Stuttgart (3); Karl Artner in Wien; K. Oe. in Stuttgart (3); Julius Czvetkovits in Pécs (3); Stammtisch „Baas Kaels" in Aachen (3); „Teichfräulein" in Briesnitz (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Emil Seifert in Wien.

Aus dem Unterrichtswesen

Thür. Technikum Ilmenau. Die Zahl der Absolventen, welche die Anstalt im Schuljahr 1905/06 nach bestandener Prüfung verlassen haben, betrug 164. Laut Nachweis des Techniker-Arbeitsamtes hatten erfreulicherweise sämtliche nach kurzer Zeit Beschäftigung in der Industrie gefunden. Die Nachfrage nach tüchtigen Monteuren und Werkmeistern sowie nach Technikern und Ingenieuren mit langer Werkstattpraxis war so groß, daß sie nicht einmal immer befriedigt werden konnte. Am Technikum Ilmenau werden Ingenieure, Techniker und Werkmeister in Maschinenbau und Elektrotechnik ausgebildet. Ein neuerbautes Maschinenlaboratorium dient zur praktischen Unterstützung des Unterrichts. Ferner ist Gelegenheit zu praktischer Werkstattausbildung in der eignen umfangreichen Fabrik vorhanden.

Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse** Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes.

Anzeigen

Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile 1 M. 80 Pf. Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Bassia Budny

Erzählung
von
Carl Busse

(Fortsetzung)

Eine unerklärliche, sie ganz erfüllende Angst kam über Bassia Budny. Sie warf sich auf die Knie, sie rang die Hände, sie sah zum Himmel empor: „Blitz — leuchte — zeig mir ihn!"

Sie wollte näherlaufen.

Doch jäh, überraschend, jedes Auge blendend, brannte in dieser Sekunde der ganze Himmel, und durch die glänzende Helle flammte, heller noch, in scharfem Leuchten der Zickzacklauf eines Blitzes, dem ein Rollen und Grollen folgte, das in einem gewaltigen Schlage verlief. Und gleichzeitig brauste der Sturm los und peitschte heulend den Regen vor sich her. Die Wolken droben barsten und brachen; die Wipfel des Waldes wurden herumgerissen und bogen sich, als rase die wilde Jagd darüber hinweg. Wenn der Feuerschein aufflammte, sah man wohl den Wirbel sturmgebrochener Aeste.

Die Paninuchna hatte sich zitternd bekreuzt. Nur zwinkernd konnte sie vorwärts sehen.

Und plötzlich wollte sie schreien und schrie nicht. Wollte laufen und lief nicht. Den Mund weit aufgerissen, mit Augen, die sich noch immer erweiterten und die plötzlich auch das blendendste Licht zu ertragen schienen, starrte sie zu dem Baume hin . . .

Da war Bogumil Prus.

Er stand nicht. Er lag nicht.

Er hing!

Das grelle Leuchten zeigte es ihr. Sie sah sogar, daß er schaukelte. Den Schrei, der sich ihr jetzt doch entrang, begrub der Sturm. Mit ausgestreckten Händen flog sie vorwärts, schlug hin, raffte sich auf, jagte weiter, bis sie zur Stelle war.

Mit einem Blick nahm sie alles auf: er hing am Baum, nicht hoch. Der Strick, der verknotete, mit dem die Mädchen ihn geschlagen hatten, war kurz umgelegt. Er hatte sich am Aste hochziehen müssen, um den Kopf in die Schlinge zu stecken. Sein Gesicht war blaurot . . .

Seinen Namen schreiend, die Heiligen anrufend, betend war Bassia Budny in ihrer Todesangst herangetreten. Ein Messer hatte sie nicht. Und sie wußte, daß es sich nur um die kleinste Spanne Zeit handeln konnte, wenn er überhaupt noch zu retten war.

Instinktiv umklammerte sie seine Knie und hob den mächtigen Körper an, so weit sie nur konnte. Mit einer Hand tastete sie an seinen Taschen hin, ob auch er kein Messer darin hatte. Sie fühlte eins. Sie bekam es heraus. Sie mußte den Burschen noch einmal langsam in die Schlinge gleiten lassen.

Doch blitzschnell, im gleichen Moment, wie eine Wildkatze war sie auf dem Baume, hing am selben Aste wie er und schnitt den Strick durch.

Schwer, wie ein Stück Holz, fiel der Körper auf die Erde.

Kein Atmen, kein Zucken — nichts. Sie schleppte ihn aus dem Schutze des Baumes heraus



Lustige Nachrichten. Nach einem Gemälde von Wilhelm Löwith

mitten in den niederplätschernden Regen hinein und begann mechanisch und ohne Aufhören ihn zu kneten und zu reiben. Sie hatte das gesehen, als voriges Jahr im See der Knecht ertrunken war.

Ihr Haar, vom Regen durchnäßt, vom Wind zerwühlt, von Büschen und streifenden Zweigen aufgerissen, hing ihr in schweren nassen Strähnen herunter. Die unaufhörlich herabgießenden Fluten durchweichten die leichten Kleider vollständig; in feuchter Glut klebte ihr alles am Leibe. Ihre Arme fühlte sie nicht mehr — so rieb sie ihn, keuchend, verzweifelnd, hin und wieder einen abgebrochenen Laut ausstoßend und irr betend: „Lebe!"

Immer dumpfer ward ihr; immer schwerer senkte es sich auf sie herab. Sie konnte nicht mehr. Sie wollte hören, ob ein Fünkchen Leben in ihm war: sie vermochte es nicht, denn zu wild und laut war ihr eigner Herzschlag, zu stürmisch das stoßweise Atmen ihrer erschöpften Brust.

Da begann der Körper unter ihren Händen zu zucken, mit leisem Röcheln, unverkennbar, setzte der Atem ein — die letzte Kraft nahm sie zusammen: das Gesicht bekam mehr und mehr seine natürliche Farbe, und da bewegten sich die Lider.

Sie wollte aufjubeln. Sie stöhnte nur. Sie hatte bis jetzt auf den Knien vor ihm gelegen. Sie wollte sich aufrichten, aber sie sank zusammen. Schlaff, in einer Ermattung, die kein Wille mehr besiegen konnte, fielen ihr die Arme. Die zitternden Knie hielten sie nicht mehr. Sie lag lang neben dem Geretteten auf dem nassen Boden. Und ihr stoßweiser, fliegender, keuchender Atem tönte in das schwere Röcheln des Burschen.

Die Wut des Unwetters schien sich noch zu steigern. Als wären es Ruten, bog der Sturm die Bäume, schmetterte Aeste ineinander zu unlösbarer Verschlingung, peitschte die Wellen im See, daß sie schwarz aufstiegen mit weißen glänzenden Schaumkronen und lang über die Ufer schlugen, schleuderte die großen Tropfen mit Prasseln weiter, daß es den Gesichtern weh tat, und heulte dazu sein irres Triumphlied. Dazu das Krachen des Donners, das nicht aufhörte. Es schien, als wären sich zwei Gewitter begegnet, die nun miteinander kämpften und von denen keines weichen wollte. Die ganze Gegend lag fast ununterbrochen in einem gelben, fahlen Licht, und in seltsamen Feuerlinien, wie jäh züngelnde Schlangen, warfen sich fortwährend Blitze durch die Helle — aber nicht nur überm Walde niederzuckend, sondern fast im gleichen Moment, ohne sichtbare Verbindung, auch über dem See flackernd.

Das dauerte lange.

Da richtete sich Bogumil Prus mühsam auf, als begriffe er noch nicht ganz, wie er hierher käme. Und als wäre der gleiche Wille auch in ihr tätig, erhob sich Bassia Budny.

Der Bursch legte die eine Hand — auf die andre stützte er sich — an seinen Hals, als schmerze es ihn da. Mit einemmal wurden seine Augen fahrig, irrten ab, glitten scheu zu dem Mädchen hinüber und senkten sich, während sein Atem stärker ging.

Er erkannte in dem Glanz des Wetterscheines die Paninuchna wohl, obwohl sie ganz anders aussah als sonst — fast wie Barbara Paszewska mit dem gelösten, in schweren Strähnen herabfallenden Haar.

Und als sie beide nun schwiegen, sich ansahen, fortblickten und schwer atmeten, drückte Bogumil Prus plötzlich die Faust gegen die Brust.

Er schämte sich, und die Scham gebar immer die Wut bei ihm. In dieser Wut wollte er aufstehen.

Was in aller Welt sie mit ihm zu schaffen habe? Wie sie dazukäme, sich in seine Angelegenheiten zu mischen? Was sie jetzt um diese Zeit und bei diesem Wetter hier draußen wolle? Und daß er sie niederschlagen würde, wenn sie ihm partout immer in den Weg laufe. Er brauche nichts und niemand — am allerwenigsten sie, das Kind!

Aber das alles brodelte wohl in seinem Herzen auf, doch es wollte nicht kochen und überschäumen wie früher. Er war nicht mehr der alte. Es war etwas zerbrochen in ihm. Er brachte nichts mehr so recht heraus, besonders jetzt nicht, wo er in ihre Augen sah.

Und er schüttelte sich nur, daß ein Teil des Wassers von ihm abspritzte, und sagte schwer, mit Groll in der Stimme:

„Ich danke dir nicht, Bassia Budny!"

„Hat noch niemand verlangt," erwiderte sie. Es kränkte sie doch, daß er jetzt, wo sie so viel Sorge, Not und Mühe seinetwegen gehabt, gar kein andres Wort fand. Lieber hätte er schweigen sollen. Und während ihre Stirn sich furchte und sie das Haar zusammennahm, das sie auswand, als wäre es ein Tuch, setzte sie herb hinzu: „Du bist mir ein Schöner!"

„Und du," gab er zurück, „bist immer da, wo du nicht sein sollst."

„Wüßt' ich nicht. Nur einmal ... an der Quelle ..."

Als müsse er sich besinnen, schwieg er.

„Ach, damals. Das ist lange her, Pani. Seitdem ist vieles passiert."

Und als käme mit diesen Worten Scham und Schande, Bitterkeit und Verzweiflung zurück, preßte er die Lippen zusammen.

„Warum verfolgst du mich denn? Warum bist du immer hinter mir? Warum hast du mich nicht hängen lassen und bist ins Dorf gelaufen: ‚Spannt an ... Draußen hängt der Bogumil Prus'?"

Sie lachte kurz auf.

„Und inzwischen, psia krew, hättst du geschaukelt, und wenn dein Vater gekommen wäre, wär's alle gewesen. Nur der Tischler hätt' eine Bestellung gekriegt. He?"

„Das sollt' er, Pani, und das wär' gut gewesen. Ich hätt's lieber gehabt."

„Und ich?" schrie sie auf. Auch sie war jetzt in Zorn gekommen. Ihre Augen blitzten.

Doch als hätte sie zuviel verraten, wurde sie rot und sagte heftig:

„Glaub nur nicht, es ist deinetwegen. Aber jeder Christenmensch hat die Pflicht, einen andern vor ewiger Verdammnis zu retten."

Da schwieg er. Er blickte sie immer nur an. In Verwirrung und Verwunderung und halbem Verstehen sah er in ihre Augen. Immer noch lag ihr Schrei in seinem Ohr: „Und ich?"

Was ging es denn **sie** an, ob er lebte oder tot war? Was hatte denn die Paninuchna?

Der Kopf war ihm noch zu dumpf. Der Gedanke ging vorüber. Aber ihm war, als wäre die Brust zum erstenmal seit Tagen ihm freier geworden.

Da tastete sich der Bursch vorwärts: „Ich geh'!"

Sie nickte nur. Sie wandte sich nach dem Baume. Sie hob den Strick auf.

Er sah es und zuckte zusammen. Fortwährend befiel ihn der Schwindel. Es kreiste so merkwürdig vor seinen Augen. Er mußte die Hände ausstrecken, um etwas zu fassen, weil sich rundum alles drehte.

Und doch wäre er gefallen, wenn Bassia Budny nicht, als wäre es selbstverständlich, ihn gehalten und gestützt hätte.

Er wehrte zornig ab: „Laß mich! — Geh!"

Aber sie sagte kurz: „Dann hättest du die Unvernunft vorher lassen sollen! Komm!"

Und widerwillig, während etwas in geheimer Wut in seinem Innern widerstrebte, schritt er, schwer auf ihren Arm und ihre Schulter gestützt, unsicher vorwärts.

War **er** denn das, Bogumil Prus, der Stärkste des Dorfes? Gehalten von dem Kindchen?

Wie eine Schmach wühlte die eigne Schwäche in ihm. Er machte hastig ein paar Schritte allein, er lief, er taumelte und hielt sich zähneknirschend an einem Stamm fest, bis das Mädchen wieder neben ihm war.

„Es geht noch nicht," sprach sie ruhig, doch ohne Spott, und führte ihn weiter.

Seine ohnmächtige Wut gegen sich selbst aber richtete sich mehr und mehr auf seine Helferin. Immer verbissener ward seine Miene. Er war so ganz in ihrer Hand. Er, Bogumil Prus, in der Hand der Weiber und Kinder. Und immer wieder die zornige Frage: Warum hatte sie ihn abgeschnitten? Jetzt wäre alles schon gut, alles längst vorbei! Nur immer schwerer wurde das Leben. Das Leben, das er jetzt **der** zu danken hatte, die neben ihm ging.

Was er vorgehabt, war eine große Sünde gewesen. Keine Frage — er wußte das allein! Aber zu groß war die Schande. Er ertrug sie nicht. Und besonders jetzt, wo noch dazukam, daß die Paninuchna erzählen konnte: da geht **er**, der Bogumil Prus, den ich **zweimal** vom Baum geschnitten!

Maria Joseph ... nein, nein! Lieber noch einmal die kurze Not und Angst. Es dauerte gar nicht lange, dann fühlte man nichts mehr; nur ein Brausen, wie das Meer brausen mußte, hörte man.

Und als wisse er, daß er seiner Führerin und Begleiterin damit weh täte, als könne er so seine aus Gram und Scham geborene Wut an ihr auslassen, sagte er:

„Der Tischler kommt um seine Arbeit doch nicht. Das merk dir nur. Und morgen kann er schon anfangen. Die Mühe, Paninuchna, war umsonst."

Auch „Paninuchna" nannte er sie, um sie zu kränken.

„So?" sprach sie nach einer Pause. „Dann wär's ... wirklich vorhin ... nicht nötig gewesen."

Kurz und gepreßt lachte sie auf.

Aber plötzlich kam sie in Wut. Ihre Augen funkelten, ihre Stimme ward hart und gell, ihre Hände packten den Burschen an den Schultern und schüttelten den noch Unsicheren.

„Bist du denn des Satans? Was fällt dir denn ein? Was willst du denn tun, du Lumpenkerl? Weshalb denn? An keinen denkt er — nicht an seinen Vater, nicht an die Pferde, nicht an das Land, nicht an sich! Ewig will er verdammt sein. Weshalb denn? Sprich doch ... so sprich doch!"

Durch all ihren Zorn schrie noch vernehmlicher die Furcht.

Bogumil Prus hörte das. Und wieder kam die Verwunderung von vorhin über ihn, wieder der Gedanke: ‚Was geht denn dich es an, ob ich leb' oder tot bin?', wieder das Verstehen, in dem ihm leichter ward. ‚Sieh, sieh,' dachte er, ‚so eine bist du!' Er hatte gar nicht gewußt, daß jemand seinetwegen so viel Geschichten machen würde.

Und in dieser Verwunderung hatte er sich willenlos und ohne sich zu wehren von ihr schütteln lassen. Es tat ihm fast wohl.

Als sie dann aber schwieg und ihn böse anblitzte, machte er sich mit einer kräftigen Handbewegung frei.

Achselzuckend wandte er das Gesicht fort von ihr.

„Wozu die Fragen? Ich glaub', du weißt genug. Ich brauch' im Dorf die Schande nicht erst auszuschreien. Das besorgen andre. Und weshalb der Bogumil Prus hängt, wird jeder wissen."

Und dann wurde **er** zum Ankläger und schrie sie an in Hohn und Verzweiflung: „Was soll ich denn tun? He, Prinzessin? Herumgehen und den Kopf einziehen, wenn die Leute lachen? Den Hut abnehmen und ‚danke' sagen, wenn sie mich treffen und verspotten? Psia krew, das willst du wohl, deshalb hast du mich abgeschnitten. Aber ich lauf' mein Lebtag nicht 'rum mit der Schande; ich will nicht, daß es heißen soll: da geht der Bogumil Prus, den die Weiber geschlagen haben! Oder soll ich euch töten? Ins Gefängnis spazieren? Haha, mein Täubchen, dazu ist der Bogumil Prus auch jetzt noch zu gut. Also? Weißt du was Besseres?"

Er schwieg. Es zuckte bitter um seinen Mund. Dann spuckte er aus: „Das kann ein Weib nicht verstehen."

Bassia Budny war ganz still und klein geworden. Ihr Gesicht hatte sich vor Scham gefärbt. Sie antwortete lange nicht. Erst viel später sprach sie ruhig, fast demütig:

„Niemand im Dorfe lacht. Denn niemand weiß es."

Er stutzte.

„Lüg nicht!" rief er dann schroff. „Bei so viel Weiberzungen — —"



Der Dorfliebling. Nach einem Gemälde von Alois Eckardt

Aber sie sah ihn groß an und wiederholte: „Niemand weiß es!“

Er wollte es nicht glauben, er trat einen Schritt vor, er schien sie mit den Blicken zu durchbohren.

Dann hob er die Hand. „Erzählen kann man viel. Das wär' ein Wunder. Wie sollt' das wohl sein?“

„Nicht schwer! Ich hab' das ... schon so gemacht. Sie haben es mir alle versprochen.“

„Du und immer du!“ sagte er kopfschüttelnd. „Ich hab' nicht gedacht, daß du so viel kannst. Dacht' immer, du bist noch das Kindchen.“

Und da lief zum erstenmal ein gutmütig-spöttischer Zug um seinen Mund.

„Nutzt aber nichts. Sie folgen dir doch nicht. Und wenn alle folgen — Barbara Paszewska nicht. Sie lacht, Basjenka. Lacht und hat alles längst über die Straße weggerufen.“

„Barbara Paszewska ist fort.“

„Fort? Seit wann?“

„Gleich den Tag darauf.“

„Und kommt nicht wieder?“

„Nie!“

Er stand plötzlich groß und aufrecht da wie früher. Er schwankte nur leise. Dann aber packte er mit eisernem Griff ihre Hände. Um die Knöchel griff er, als wollte er sie zerdrücken.

„Sprich!“ sagte er nur, rauh, spröde.

Es tat ihr weh, doch machte sie keinen Versuch, sich zu befreien. Und stockend erzählte sie. Daß Barbara das Dorf verlassen und was sie gesprochen hätte. Daß die andern nun ohne Halt und vor Furcht ganz irre wären.

Sie merkte, wie seine Augen aufleuchteten. Da malte sie ihm aus, wie es abends vor ihrer Hütte herginge. Was man von seiner Kraft berichte, was man von seiner Rache fürchte, und daß alle, die ihn damals geschlagen hätten, bereit wären, alles zu tun, was er verlange, wenn er ihnen nur verzeihe, wenn sie der Angst ledig wären.

So dicht hielt er sie, daß sie das leise, zurückgehaltene Keuchen seines Atems hörte. Er nahm ihr die Worte von den Lippen. Mit jedem, schien ihm, fiel etwas Schweres von ihm. Als befreie ihn jemand von dem größten Teil einer ungeheuern Last, die er getragen und die seine Kräfte überstieg, atmete er auf. Ihm war zumute, als füge sich Gebrochenes wieder zusammen, als könnte es doch noch einmal heilen.

Und eine grenzenlose Dankbarkeit schwoll in ihm auf. Er merkte wohl, daß dieses Kindchen hier, die Bassia Budny, das Hasenlippchen, das meiste getan und die Angst der Mädchen nach Kräften geschürt hatte. Und einen Augenblick spannten sich seine Muskeln, als wolle er sie noch näher an sich heranziehen und sie an seine Brust reißen. Doch im selben Moment gab er sie frei.

„Es ist gut,“ sprach er nur.

„Und wird der Tischler noch immer Arbeit bekommen?“

Er zuckte die Achseln.

Sie jedoch sah ihn groß an und streckte ihm die Hand hin.

„Du sollst mir versprechen, Bogumil Prus, daß du nicht wieder die Unvernunft begehst. Schlag ein! Ich denk', ich hab' ein Recht darauf.“

„Du?“ wollte er fragen. Er ließ es. Er legte zögernd seine Hand in ihre — die mächtige Pranke in die kleine feste. Er lächelte dabei. Er mußte an die Quelle denken.

„Wohl, ich versprech's. Solange niemand erfährt, was heut ... geschehen ist.“

„Da kannst du ruhig sein. Ich bin kein Kind mehr.“

Er blickte sie an.

„Nein, Pani — kein Kind mehr. Heut hab' ich viel gelernt. Auch das! Warum lernt man immer am meisten in der Not?“

Ein Zittern lief durch ihren Körper. Es war Freude. „Pani“ hatte er gesagt. Sie war für ihn dasselbe wie die andern. Nicht mehr die Paninuchna, nicht mehr bloß das Kindchen.

„Friert dich? Es muß spät sein.“

„Mir ist warm. Und jetzt will ich gehen.“

„Bis wann? Es ist viel zu besprechen noch.“

Er wollte hinzufügen, daß sie ihm helfen müsse — er verschluckte es. Da versprach Bassia Budny, ihn morgen wieder zu treffen.

Und als er ging, drehte er sich noch einmal um.

„Was habt ihr aus mir gemacht!“ sagte er und schüttelte den Kopf. Ohne eine Erwiderung abzuwarten, schritt er durch die Hürden.

Auch Bassia Budny ging ihrem Häuschen zu. Sie atmete tief die reine Luft ein. Als hätten Sturm und Gewitter alles Kranke und Schwüle beseitigt, drang herb-frischer Ruch aus Wiesen und Feldern. Die Kräfte der Erde schienen durch den Regen geweckt zu sein und aus Millionen Poren emporzudampfen. An Halmen, Büschen und Bäumen hingen noch die blanken Tropfen, doch regnete es nicht mehr. Der Himmel war hell und grau. In der Ferne zwinkerte auch, wie ein Katzenäugchen, ein Stern.

Bassia Budny hatte noch die letzten Worte des Burschen im Ohr.

Was sie aus ihm gemacht hätten!

Aber sie war nicht traurig darüber. Sie summte vor sich hin. Sie rupfte einen hochstehenden Halm und biß darauf. Sie war so still-fröhlich, als sähe sie eine Aufgabe vor sich.

Und ihr Herz war voll großer Liebe, als müßte sie die Arme dehnen und etwas an die Brust nehmen.

Wen? Sie lachte laut auf. Väterchen Karbowiak? Oder einen Besenstiel?

Ihre Kleider und Schuhe waren nicht trockener geworden, doch ihr war warm und beinahe heiß. Sie ging auch nicht gleich zu Bett. Sie schlich leise in den Ziegenstall.

Warmer Dunst schlug ihr entgegen. Die Tiere lagen da, in der Dunkelheit leuchteten ihre großen Augen. Sie beugte sich zu ihnen hinab und drückte sie fest an sich. Ihr war, als müsse sie die Liebe, die sie in sich trug, noch irgendwem bezeugen.

Pani Eusebia, die ältere, schwarze, meckerte leise und ließ sich die Liebkosung auch wohlgefallen. Pani Valeria jedoch, die verzogene, weiße, wollte stoßen. Ihr mochte die Zeit für den Besuch nicht passen, oder die Nässe, die das Mädchen hereinbrachte, war ihr peinlich.

Da brachte Bassia Budny ihr Räson bei. Sie kam sich sehr wichtig und vor sich selber groß vor, seit auch Bogumil Prus hatte eingestehen müssen, daß sie kein Kind mehr war.

VII

Die Arbeiter, die den Bach ausbaggerten, stießen sich an und schüttelten die Köpfe.

„Als hätt' er den Wyl gesehen, den bösen Geist,“ murmelte ein Alter, der bis über die Waden im Schlamm stand.

Und heimlich, mit einem Seitenblick, streifte er Bogumil Prus' Gesicht.

Bogumil Prus arbeitete wieder. Am Morgen nach dem furchtbaren Unwetter war er in den Hürden erschienen. Es war kühl und trübe, doch aber schauten die Leute verwundert auf: was machte er mit einemmal für Moden? Ein Halstuch, psia krew, trug man doch nicht im Sommer bei der Arbeit!

Und wo war die freche Lustigkeit? Der Bogumil war kein leichter Herr. Konnte selber für zehne schaffen und verlangte das von jedem. Da hatte es jeden Augenblick einen Fluch gesetzt, der saftig über die Häupter zog.

Seit er jedoch ein paar Tage gefehlt, war er wie verwandelt. Einen bösen forschenden Blick von unten her hatte er über die Leute geworfen, jedes Gesicht gleichsam sekundenlang belauernd. Aber kein Wort. Weder ein Fluchen war zu hören noch ein freches Liedchen, wie es sonst wohl die Stunden verkürzt hatte. Niemand konnte sich daraus einen Reim machen.

Und mit dem ernsten Gesicht schaffte er, ohne sich Ruhe zu gönnen, ohne aufzusehen. Als wäre er mit dem Kopf ganz wo anders.

Seltsam und unerklärlich! Es war eigentlich keinem recht, daß er nicht fluchte und schimpfte. Das hatte mal dazu gehört und war eine Abwechslung gewesen. Und nun das ewige Schweigen.

Hin und wieder kurze Anordnungen. Niemand durfte da widersprechen. Er wurde jetzt gleich dunkelrot, als wittere er etwas dahinter. Und auch wenn dieser und jener lachte, hob er zusammenschreckend den Kopf und fixierte den Fröhlichen.

Auf der Dorfstraße ließ er sich auch jetzt nicht blicken. Aber Abend für Abend schlich er durch die Hürden zum Quell. Und Abend für Abend fand er dort Bassia Budny.

Das waren die Stunden, wo er frei atmete und jeder Druck von ihm wich.

Er brauchte nur Bassias Gesicht zu sehen, ihre festen, vertrauenden, gleichsam aufrichtenden Augen, und sein Herz ging leichter. Oft sagte er sich: weshalb?

Weil sie ihn dem Leben gerettet? Das Leben war ihm noch nicht wieder behaglich genug, daß er dafür hätte danken mögen.

Es war nur, weil sie die einzige war, mit der er über alles reden konnte. Und sie hatte so eine Art, ihn zu stählen, ihn wieder stolz zu machen — psia krew, die Paninuchna, die Paninuchna!

Die Paninuchna? Nein, die Pani.

Sie saß gewöhnlich im Walddämmer am fallenden Quell, hatte die Knie herangezogen und die Arme darum gelegt. Im Dunkeln sahen ihn ihre Augen an.

„Wie lange,“ fragte sie, „wird Barbara Paszewska noch recht behalten, daß du im Loch bleibst wie der Maulwurf?“

Er aber machte nur eine Handbewegung und schwieg. Es war nun einmal so: er wollte auf die Straße nicht recht hinaus. Allmählich glaubte er ihr ja, daß die Dirnen vor Angst und Scheu zitterten. Aber sie nur sehen, war schrecklich. Denn mit den Zeugen seiner Schande kam die Schande selbst auf ihn zu und warf ihn zu Boden.

Bassia fühlte wohl, was in ihm vorging. Und mit jedem Worte, das sie sprach, stärkte sie sein Selbstgefühl. Doch merkte sie bald, daß sie damit allein noch nicht zum Ziele kam. Sie mußte auf eigne Faust handeln.

Eins vor allem drängte sie dazu. Auf die Dauer waren die Mädchen nicht in dem Zustande der Furcht und Bedrücktheit zu erhalten. Als Tag für Tag verstrich, ohne daß Bogumil Prus sich sehen ließ und regte, schwand leise die dumpfe Erwartung. Nicht lange, und alles mußte wie früher sein.

Vergebens strengte sich Bassia Budny an, diese natürliche Entwicklung aufzuhalten. Ihre Worte zogen nicht mehr. Selbst die Andeutung, daß der Bursch Schreckliches plane, verfing nicht mehr mit aller Macht. (Schluß folgt)

Aphorismen

Sprichwörtern nachgebildet

von

Maximilian Bern

Die Geldbörse nie Genüge hat,
Wird früh schon hungrig und spät erst satt.

*

Gelähmt ist, wem's am Nötigsten gebricht!
Mit einem Flügel fliegt der Vogel nicht.

*

Wer Rosen will, muß sich bequemen,
Die Dornen mit in Kauf zu nehmen.

*

Scharfem Urteil über Frauen
Darfst beim Greise du nicht trauen;
Nach der Rosenlese spricht
Mancher: „Rosen taugen nicht!“

*

Mit einer Tröstung Gott die Welt versah:
Für jede Träne ist ein Lachen da!

*

Ein Gast liebt selten den andern Gast,
Der Hauswirt aber beide haßt.

*

Die milde Hand, die etwas schenkt,
Liegt höher als die es empfängt.

*

Uneigennützig bedrängen wir keinen;
Nur nach dem Fruchtbaume wirft man mit Steinen.

*

Erst binde deinen Esel an,
Ihn Gott empfehlen kannst du dann.



Ernst Kühn (Dresden) Dorfschule

Die dritte deutsche Kunstgewerbeausstellung in Dresden

Von

Karl Scheffler

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Man kann die dezentralisierende Tendenz des deutschen Kunstlebens für sehr fruchtbar halten und durchaus überzeugt sein von den Vorteilen, die sich für die nationale Kulturentwicklung daraus ergeben, daß München, Dresden, Weimar, Düsseldorf, Darmstadt, Karlsruhe und viele andre Städte dem Künstler als Anregungsquellen und Arbeitsstätten wichtiger sind als des Reiches Hauptstadt — und man kann doch lebhaft bedauern, daß Berlin so weit hinter dem zurückbleibt, was die Würde seiner Stellung fordert. Wie sehr dies der Fall ist, erfährt man eben jetzt wieder in der deutschen Kunstgewerbeausstellung in Dresden. Dort wird um ein künstlerisches und soziales Problem gekämpft, woran die ganze Nation als an einer Existenzfrage interessiert ist; und niemand ist auch nur auf den Gedanken gekommen, den Schauplatz dieses Kampfes in die Hauptstadt zu verlegen, weil von vornherein alle Anknüpfungspunkte fehlen. Berlin erscheint vielmehr in Dresden wie fast überall als Gast; sogar als einer, dessen Leistungen auf ernste Beachtung nicht Anspruch machen dürfen. In der jungen Geschäftsstadt Berlin hat man sich gewöhnt, Ausstellungen immer nur als Geschäftsunternehmen zu betrachten; daß sie etwas andres sein können, ja sein sollen, beweist Dresden nun im Verlaufe eines Jahrzehntes zum drittenmal, und es befestigt damit im deutschen Kulturleben von neuem seine Position an erster Stelle — trotz München. Die Männer, die in der sächsischen Residenz die Kunstgewerbeausstellung des Jahres 1897, die internationale Kunstausstellung von 1901 und die diesjährige deutsche Kunstgewerbeausstellung organisiert haben, wissen mit solchen Veranstaltungen Zwecke zu verfolgen, wie es wahrhaft moderne Museumsleiter, wie Lichtwark, von Tschudi, Deneken oder Brinkmann, in ihren Kunstmuseen tun. Ihre Absicht ist eine Volkserziehung großen Stils; sie zeigen die Resultate der lebendig wirkenden Kunstkräfte ohne akademische Vorurteile, ohne Scheu vor dem noch Unfertigen und suchen von Zeit zu Zeit ein Resumee der nationalen Idealarbeit zu geben, damit das Streben des einzelnen und der vielen sicherer den nur geahnten Weg finde. Daß auch zu der diesjährigen Kunstgewerbeausstellung nicht Großmannssucht oder Geschäftssinn geraten haben, sondern charaktervolle Erwägungen idealer Natur, dafür bürgen wieder die Namen der erprobten und besonnenen Männer, in deren Händen die Leitung liegt. Die Besonnenheit ist besonders zu betonen, da sich immer wieder Leute in dieser umfangreichen Ausstellung gezeigt wird, von öffentlichem Einfluß finden, die alles das, was



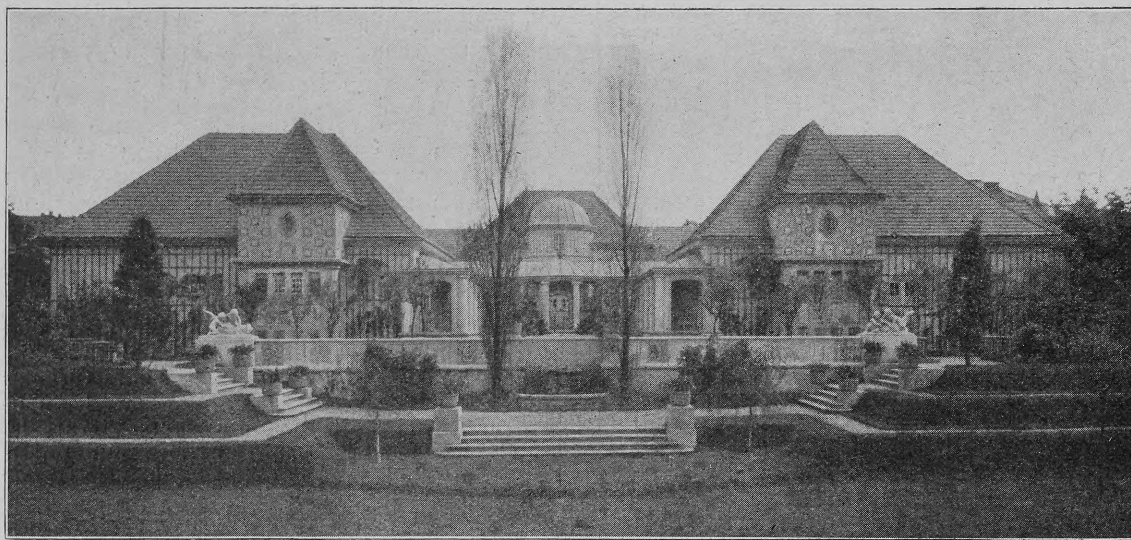
Paul Schultze-Naumburg (Saaleck) Arbeitszimmer

als Ergebnisse einer mehr oder weniger törichten Mode bezeichnen und die das Ende unsrer Kultur voraussagen, wenn die neuen Prinzipien in weitere Kreise des Volkes dringen sollten. Sehr charakteristisch ist es, daß diese pessimistische Auffassung gerade von denen verkündigt wird, die in den letzten Jahrzehnten widerstandslos allen schnell wechselnden „Richtungen“ gefolgt sind und sich geistigen Strömungen hingegeben haben, die bereits als Moden entlarvt worden sind, aber vom Schein der Legitimität umflossen waren, weil sie sich auf historische Formen berufen konnten. Wer Distanz zu nehmen weiß und den Blick für das Wesentliche hat, erkennt dagegen gerade in der Dresdner Ausstellung dieses Jahres den tiefwurzelnden Ernst und die fortwirkende Kraft der neuen, seit zehn Jahren heiß umstrittenen Kulturbewegung, die nun im rechten Augenblick in ihrer umfassenden Bedeutung den Zeitgenossen vor Augen geführt wird.

Die Bewegung, die wir im letzten Jahrzehnt erleben durften und die an das Wort Kunstgewerbe geknüpft worden ist, trotzdem ihr Umfang und ihre Tiefe damit keineswegs bezeichnet werden, ist eine jener nationalen Anstrengungen, wie sie nur in größeren Zwischenräumen gemacht werden. Wie auf ein Stichwort haben sich viele Talente, viele Willen plötzlich zusammengefunden und sich ohne Verabredung über die zu leistende Arbeit geeinigt. Diese Arbeit scheint freilich, wenn man nun präzise Formeln dafür sucht, zu etwas Unscheinbarem zusammenzuschrumpfen; sie besteht darin, daß dem modernen Menschen in seinem Hause ein Milieu

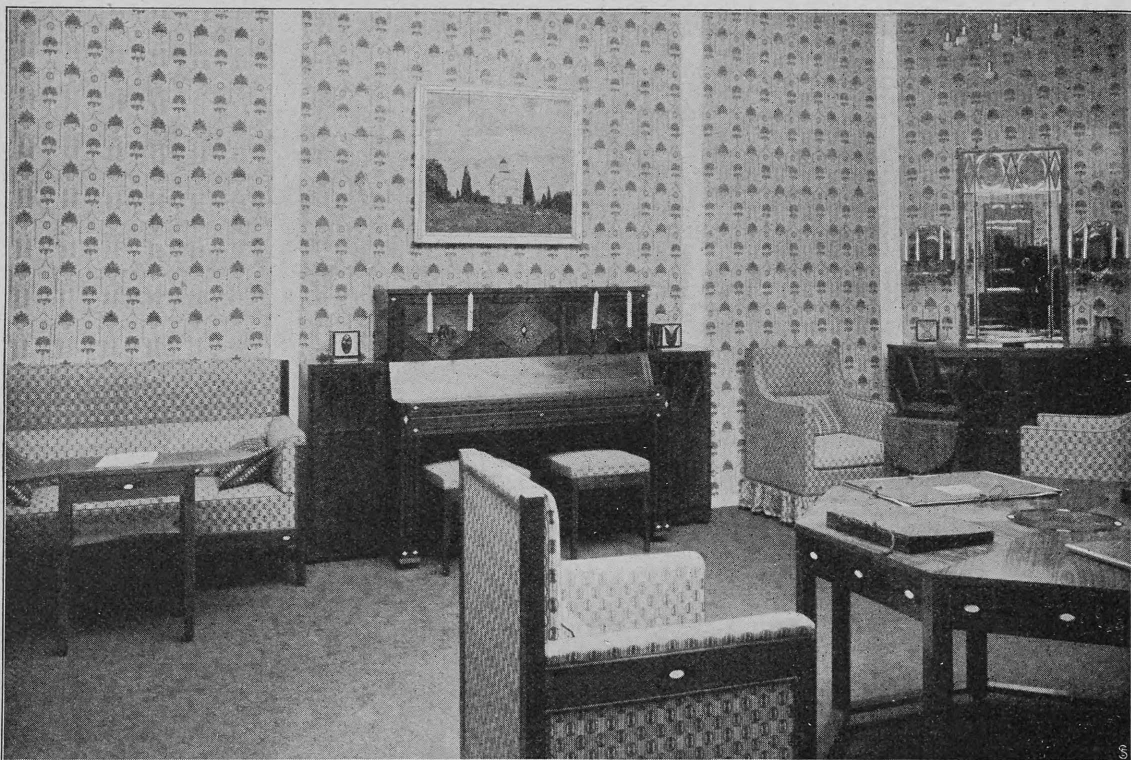


H. van de Velde (Weimar) Museumshalle



Wilhelm Kreis (Dresden) Das sächsische Haus

geschaffen werden soll, das seiner besonderen, historisch gewordenen Art, seinen Instinkten und lebendigen Bedürfnissen entspricht. Aber so sachlich nüchtern und so wenig künstlerisch im spezifischen Sinne diese Aufgabe scheint: es mußten doch sehr entfernte Kräfte in Bewegung gesetzt werden, um sie nur beginnen zu können. Denn es fehlen in unsrer Zeit alle Voraussetzungen, die ein solches Unternehmen einfach und natürlich erscheinen lassen könnten. Das charaktervolle Interieur, das aus dem Geist der Bewohner gestaltet wird und lebendig darauf zurückweist, kann nur auf Grund allgemeiner Lebensformen einerseits und einer großen Baukunst, die dem Bedürfnis aus ihrem Erfahrungsschatze Anleitungen zukommen läßt, anderseits entstehen. Allgemeine Lebensformen aber wachsen nur aus einer sozialen Kultur, die alle Volksteile umfaßt, aus anerkannten Konventionen idealer und profaner Art hervor; und eine entwickelte Baukunst ist stets das Resultat reifer, saturierter Weltanschauungen. Kulturkonventionen und sichere Weltanschauungen fehlen aber unsrer Zeit durchaus. Sie schaffen zu helfen wurde darum ein Ziel der Künstler, als sie die Gewerbearbeit zu erneuern unternahmen. Die Absichten, die sich nominell nur auf den Bau des Hauses und auf seine Ausgestaltung richteten, hatten sich mit den tiefsten sozialen Fragen praktisch auseinanderzusetzen; die Künstler, die in die Werkstatt gingen, um das Handwerk zu reformieren, mußten Apostel sein, sich mit Ethik, mit den Grundfragen der Aesthetik, mit politisch-wirtschaftlicher Volksmoral und mit den Technikern der Berufe zugleich beschäftigen. Was Wunder, daß ein scheinbar unentwirrbares Durcheinander die nächste Folge war. Die Reformatoren wollten und wollen noch heute weit mehr, als sie vorgeben oder nur selbst wissen. Ist dieser Vorgang beim einzelnen hoffnungsvoll, so ist er es nicht minder bei einer Vielheit, die sich aus innerem Zwang zusammengefunden hat. Aber so hohe Ziele bei einem relativ so engen Wirkungskreis, wie ihn das Gewerbe zu bieten vermag, mußten notwendig zu Divergenzen von Wollen und Können, von Theorie und Praxis führen. Ein Mann, der sich Universalkünstler nennt, während er Tische und Stühle macht, der im Tone des Visionärs über Türdrücker und Gardinen spricht und auf die Volksethik hinweist, während er Buchornamente erfindet, muß, sei die persönliche Würde noch so groß, zweifellos grotesk wirken. Die Künstler haben immer viel von Material, Zweck, Logik und Konstruktion gesprochen, wo sie doch eine ganz immaterielle, profan zwecklose Kunstidee meinten; und die Handwerker, die den Gründen der Künstler ein offenes Ohr liehen, redeten viel von Aesthetik, Stil und Kunstideen, wo ihr Sinn doch im wesentlichen auf einen sozialen Wohlfahrtsgedanken, auf die Moral ihrer Handwerksarbeit gerichtet war. An solche Widersprüche hat sich die Menge, der nur das Sichtbare, das logisch Meßbare einleuchtet, denn auch gehalten und mit Gelächter eine der ernsthaftesten Anstrengungen, die im modernen Zeitalter gemacht worden sind, belohnt. Nur aus der Gärung entsteht jedoch das Lebendig-Neue, aus der wollenden, überschwenglichen Kraft, die leidenschaftlich aufbraust, bevor sie beruhigt ein Strombett findet. Daß die theoretischen Irrtümer nicht geschadet, sondern im Gegenteil nützliche Bewegung erzeugt haben, beweist nun die Dresdner Ausstellung, die als Bilanz des im letzten Jahrzehnt Geschaffenen sehr wertvoll ist. Man erkennt dort, daß sich nicht nur die Ansichten geklärt haben, sondern daß auch das Können stetig zugekommen hat, daß es noch heute bei den Führern nirgends ein faules Beharren gibt, sondern überall ein bewußter gewordenes Streben zu klarer erkannten Zielen. Jetzt, nach der ersten jähen Anstrengung, suchen die Kräfte, nachdem sie sich wechselseitig bereichert haben, wieder ihre natürlichen Bahnen. Es scheiden sich die beiden Entwicklungen, die bisher unerkennbar durcheinander liefen. Die Künstler haben ihre befruchtende Tätigkeit in den Gewerben nahezu beendigt. Sie überlassen das aufgerüttelte Handwerk, die angeregte Industrie nun sich selbst und verfolgen höhere Zwecke, die auf die große monumentale Baukunst weisen. Die Handwerkernaturen dagegen werden, unter dem Zwang der nüchternen Tagesforderungen, allmählich von ihrem Künstlerdünkel geheilt und vom Bedürfnis in Anspruch genommen, dem sie in der zehnjährigen Lehrzeit nun besser und charaktervoller zu dienen gelernt haben. In der Dresdner Ausstellung wird diese Scheidung auch dadurch erkennbar, daß die Künstler durchweg Repräsentationsräume ausgestellt, sich also Aufgaben zugewendet haben, welche die Bildung rein darstellender Schönheitsformen gestatten, daß die Handwerker sich aber mehr mit dem Problem des einfachen bürgerlichen Interieurs und der Arbeiterwohnung beschäftigen, also mit Dingen, die vor allem praktische Sachlichkeit fordern. Die Künstler suchen aus plastischem Material Idealformen zu gewinnen, angewendet auf Prunksäle, Museumsräume, Hallen und so weiter; die Handwerker bekümmern sich dagegen um den Verkaufspreis ihrer Erzeugnisse, suchen diese konkurrenzfähig zu machen und sehen mehr auf Technik, rationelle Materialverwendung und sachliche Zweckmäßigkeit als auf Ornamentalität. In dieser Entwicklung nach zwei Seiten kommt ein sehr gesunder Dualismus zum Ausdruck, der im Wesen der architektonischen Künste begründet ist.



E. R. Weiß (Hagen) Wohnzimmer



Heinrich Vogeler (Worpswede) Zimmer einer jungen Frau

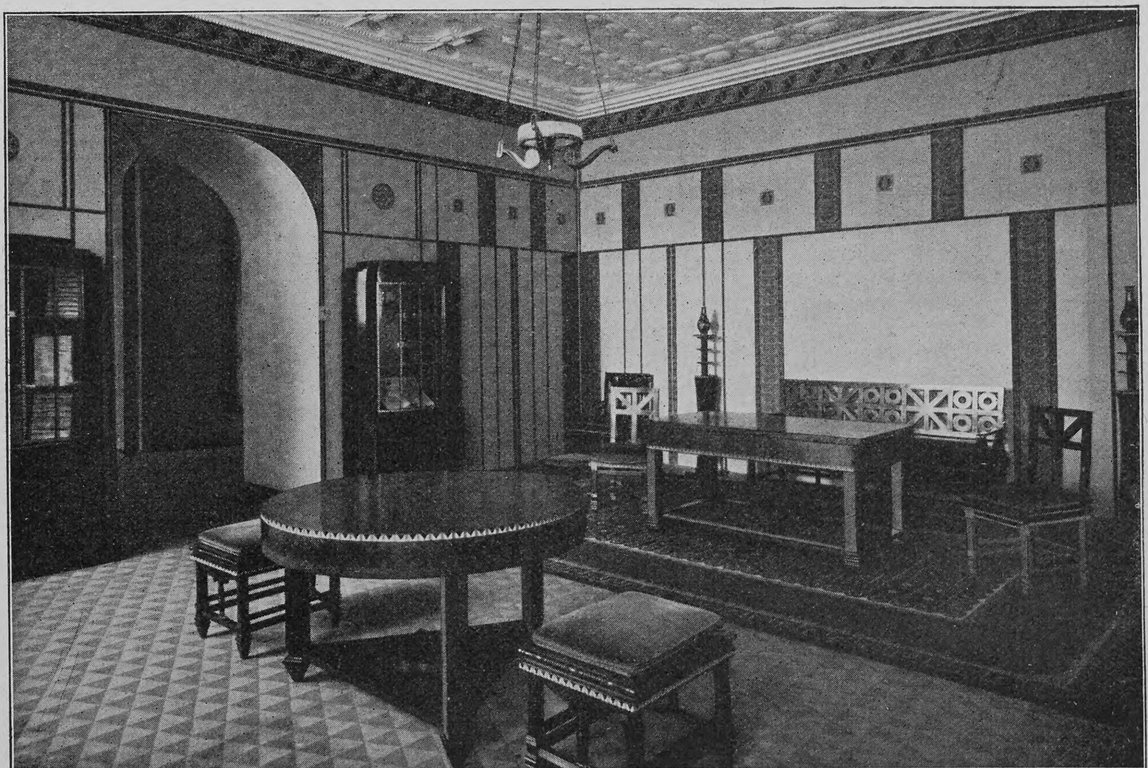
Unter den Arbeiten rein künstlerischer Natur ragen Leistungen von Behrens, Weiß, Bruno Paul, Schultze-Naumburg, Vogeler, Schröder einerseits und Werke von van de Velde, Pankok und Kreis anderseits besonders hervor. Es kommen darin zwei Prinzipien zum Ausdruck, zwei Arbeitsweisen,



Alfred Grenander (Berlin) Empfangszimmer

die dasselbe Problem von zwei Seiten aus zu lösen trachten. Die einen, wozu Behrens, Paul und Weiß als die originellsten und stärksten Talente gehören, arbeiten sozusagen von außen nach innen, gehen von einer Tradition aus, die den Weg zum modernen Raumgedanken ebnen und erleichtern kann. Sie bedienen sich des Biedermeierstils, dieses letzten selbständigen bürgerlichen Interieurstils, und suchen an der Hand einer Ausdrucksweise, die freilich sehr oft absichtlich und geziert, ja dem ersten Blick sogar reaktionär scheint, zum Ausdruck moderner Empfindungen zu gelangen. Die Vorwürfe, die den Arbeiten dieser Tendenz gemacht werden, sind zum großen Teil unwiderleglich. Es ist oft ein gewisser Snobismus bemerkbar, eine künstlich-steife Eleganz, die nicht von innen kommt, oder eine Traulichkeit, woran man nicht recht zu glauben vermag. Aber darüber darf nicht vergessen werden, daß sich wertvolle Gedanken der Raumgestaltung unter dieser Maske halber Blasiertheit entwickeln. Es ist für den Baukünstler unsrer Zeit eben unmöglich, ohne alle Begriffsstützen ein fertiges Neues zu schaffen. Es gibt aber anderseits keine unmittelbar gültigen Traditionen, woran er natürlich anknüpfen könnte. Jede Benutzung einer Ueberlieferung wird heute wie Eklektizismus wirken. Das schadet nicht, wenn es nur ein moderner, das heißt lebendiger Geist ist, der mit Hilfe des Stilexperimentes zu neuen Resultaten gelangen will. So ist es aber bei Behrens, der ein originales und feinkultiviertes Architekturgefühl beweist, ohne im einzelnen Neubildner zu sein; bei Bruno Paul, der seinen Geschmack auf Grund eines bewußten Traditionsstudiums so logisch diszipliniert hat, daß die kritische Fähigkeit auf ein Haar wie eine schöpferische aussieht; bei E. R. Weiß, hinter dessen Lust an der altväterischen Geblümtheit ein sehr ernst und männlich gestaltender Wille steht, und bei Schultze-Naumburg, in dessen Junggesellenzimmern mit ihren aristokratischen Kiellandstimmungen man sich Menschen von morgen sehr wohl vorzustellen vermag. Bedenklich wird diese Benutzung des Biedermeierstils freilich dort, wo die artistische Lust das große allgemeine Ziel aus den Augen verliert und sich geistreicher Formspielerei hingibt, wie es Feinbegabten wie Vogeler und Schröder passiert ist.

Den langen und schweren Weg hat jene andre Gruppe von Künstlern gewählt, wozu van de Velde, Pankok und zum Teil auch Kreis gehören. Diese verzichten von vornherein auf jede Hilfe aus der Vergangenheit, ignorieren die Tradition und suchen die Architekturformen primär zu erfinden. Dieses bedeutende Wollen schadet dann freilich ihrer Fähigkeit, mit dem Raum architektonisch frei zu schalten, weil ihre Phantasie sich im Detail erschöpft. Wo jene andern vom Ganzen ausgehen und das Einzelne vorderhand auf sich beruhen lassen, da wollen diese handeln wie ein verständiger Feldherr, der keine Feinde hinter sich läßt: sie wollen keine Zweifel und Unfertigkeiten umgehen, um schneller zur Harmonie zu gelangen. Das Problem der tektonischen Einzelform fordert immer die ganze gesammelte Erfinderkraft. Diese Künstler disponieren darum nicht so gut und wirkungsvoll mit Raumgedanken. Aber ihre Tätigkeit ist vielleicht alles in allem doch die fruchtbarere. Denn sie schaffen der Baukunst Formkeime, die außerordentlich entwicklungsfähig sind und embryonisch gewissermaßen das ganze Raumproblem schon enthalten. Die lehrreichste Arbeit dieser Richtung ist in der Dresdner Ausstellung zweifellos der Saal für das Weimarer Museum von van de Velde. Es ist eine Leistung, die in jeder Einzelheit fast angreifbar ist, aber doch das großzügigste Werk der ganzen Ausstellung. Mit leidenschaftlicher Gründlichkeit sind die so wichtigen plastischen Formprobleme bearbeitet worden; und weit über den Rahmen einer Ausstellungsidee geht auch der Versuch hinaus, den van de Velde gemacht hat, als er die Wandflächen dieses Museumssaales dem Maler Ludwig von Hofmann überließ. Damit ist das erste praktische Experiment in Deutschland gemacht, der seit langem heimatlosen Freskomalerei ein würdiges Betätigungsfeld zurückzuerobern. Sehr beachtenswert, obwohl auch problematisch als Raumgestaltung (ganz verfehlt ist zum Beispiel die sich nach innen wölbende Wand!), ist auch der Prunksaal von Pankok, weil die Holzarchitektur wertvolle tektonische Formbildungen aufweist. Kreis ist nicht seinem starken Talent entsprechend vertreten. Ihm liegt die kleinliche Sommerarchitektur von Ausstellungshäusern nicht recht und noch weniger die Innenausstattungen. Wer seine Bedeutung besser würdigen will als in dem immerhin sehr



Peter Behrens (Dresden) Empfangszimmer

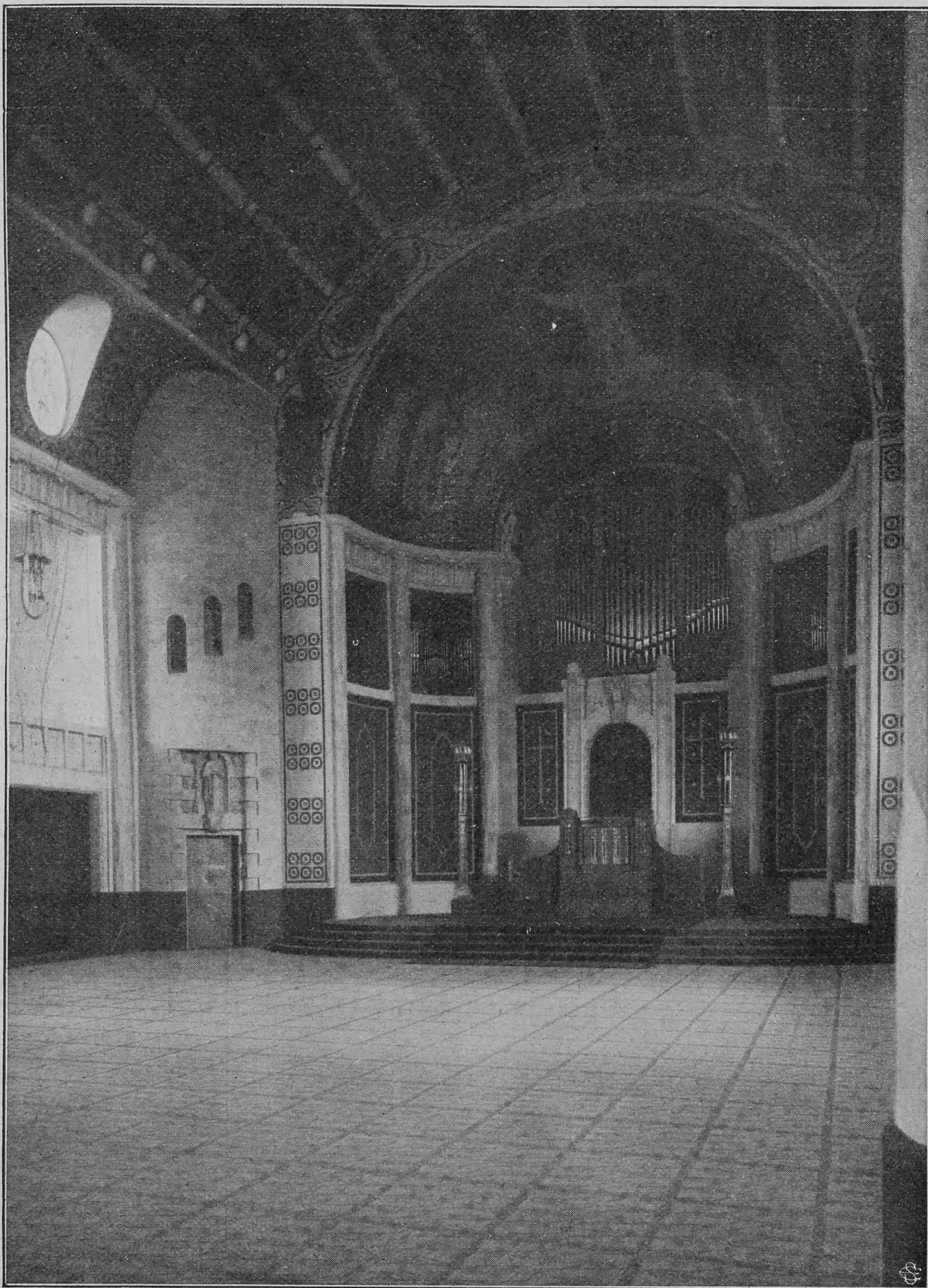
interessanten „sächsischen Haus", vor allem auch in der großzügigen „Porzellangalerie" geschehen kann, muß in die innere Stadt gehen, wo viele Monumentalbauten nachdrücklich auf die Verdienste hinweisen, die dieser Wallot-Schüler sich um die moderne Baukunst erworben hat.

Das Chaos ist freilich keineswegs schon auf allen Punkten überwunden. Als Beweis stehen die Arbeiten solcher Künstler, die weniger an die Sache als an ihre Subjektivität denken. Und hier sind die Berliner Künstler leider wieder an erster Stelle zu finden. Vor ihren Leistungen denkt man an den Ausdruck „Jugendstil", der allgemach zum Schimpfwort geworden ist. Ihre Arbeiten haben keine innere Notwendigkeit; und das ist das Schlimmste, was man einer Künstlerarbeit nachsagen kann. Kurt Stoeving benutzt die „neue Richtung", um ein ziemlich gegenstandsloses und scheinbar nicht ausbildungsfähiges Prunkpathos publik zu machen; Sepp Kaiser, der zu Besserem taugte, wenn er sich beschränken lernte, stellt Interieurs aus, worin es natürliche Menschen nur schwer aushalten und die experimentativen Wert nicht haben; und auch Grenander, der einzige Architekt in der Vereinigung „Werkring", die am besten geschulte Begabung unter den Berlinern, bewegt sich zu sehr im Ausstellungshaften, als daß nützliche Werte irgendwie entstehen könnten. Derselbe Einwand ist gegen Albin Müller wegen seines outrierten Standesamtszimmers und gegen Olbrich um seiner gezierten Originalität willen zu erheben. Talent ist bei diesen allen genug vorhanden; aber Talent allein tut es eben nicht. Es muß der zielsichere Wille, die Lust zur Sache, die das Ich nur als Instrument benutzt, hinzukommen. Welche Wirkungen die sachliche Bescheidung hervorbringen kann, beweist den überschwenglichen Lyrikern der Interieurgestaltung ein Mann wie Niemeyer, der in einfachen bürgerlichen Räumen mit einem Nichts an Mitteln Stimmungen erzielt hat, wogegen der willkürliche dekorative Aufwand dürftig erscheint.

Verfehlt ist das „Moderne" überall, wo es nicht einem inneren Drang entspringt, sondern einer programmatischen Absicht. Die verstimmende Absicht spürt man vor allem in der Abteilung „Kirchenkunst", der ein verhältnismäßig viel zu breiter Raum gewährt worden ist. Es ist denkbar, daß Laien, denen es an Zeit fehlt, den inneren Entwicklungsbedingungen der Bewegung nachzudenken, beim Anblick der von Berndl kindlich modernisierten katholischen Kirche, der wie eine freireligiöse Predigthalle wirkenden Protestantenkirche Schumachers oder des spielerisch hergerichteten Kirchhofs kehrt machen und von der ganzen Ausstellung nichts mehr wissen wollen. Der ursprüngliche Künstlerwille erkennt genau die Grenzen seines Betätigungsgebietes. Es sind denn auch die nichtschöpferischen Naturen, die Anempfinder, die auf die unselige Idee verfallen sind, die Kirchenkunst aufzuschminken. Vor der Sakralkunst hat der Architekt innezuhalten. Die alten Kirchenstile sind nicht zu verbessern, sie sind ehrwürdiger, nichtwandelbarer Besitz geworden; und ein neuer Stil kann nicht über Nacht mit Hilfe des Dekorationsmalers geschaffen werden. Besonders peinlich wirken die Modernisierungsversuche auf dem Kirchhof; und doch hätte das leicht vermieden werden können, wenn die schon ergebnisreichen Versuche, gute Grabmonumente zu schaffen, in anderer Form berücksichtigt worden wären.

Ein Künstler, der als Handwerker als Beispiel hingestellt zu werden verdient, ist der Münchner Riemerschmid. Denn seine umfangreichen Arbeiten beweisen, daß er freiwillig auf alle Künstlerallüren zu verzichten versteht und den Ruhm darin sucht, ein Meister des Handwerks zu heißen. Was er in Verbindung mit den Dresdner Werkstätten geschaffen hat, verdient die Aufmerksamkeit aller Kulturförderer und Staatsmänner. Der Kunstgedanke tritt bei ihm hinter den sozialen Wohlfahrtsgedanken zurück, statt der höheren Aesthetik herrscht die Moral einer in der Interieurgestaltung zum Ausdruck gelangenden aufrechten Lebensform. Wesentlich ist die Negation alles Phrasenhaften, alles Unsoliden und nur äußerlich Schmuckmäßigen, und als erstes Prinzip wird die geistig geadelte Sachlichkeit verkündet. Riemerschmids Kleinbürgerinterieurs sagen vielleicht nicht jedermann zu, weil eine leise bäuerliche Nuance, die sich aus dem Münchnerischen in Riemerschmids Natur erklären läßt, darin wahrnehmbar ist. Aber als ein von allem Phantastischen befreiter Anfang und als Zeichen der Zeit ist diese Tätigkeit nicht leicht zu überschätzen. Nicht nur diese, sondern ebensosehr der Anteil der Dresdner Werkstätten. Es ist ein Charakteristikum der Bewegung, daß darin ein so edler Kaufmannsgeist großen Stils, der sich als Diener geistiger Volksbedürfnisse fühlt, erwachen und sich entwickeln konnte. Diese schöne Zusammenarbeit von Fabrikant und Künstler, dieses Zusammentreffen beider in einer sozialen Wohlfahrtsidee gehört zum Freundlichsten, was unsre Zeit zu zeigen hat.

Was innerhalb des Strebens zur Baukunst die Versuche zur Modernisierung der Kirche bedeuten, das stellen innerhalb der sozialen Bedürfnisarbeit die Proben einer nicht natürlich gewachsenen Heimatkunst vor. Der Leidtragende ist in diesem Fall der Arbeiter, dem man mit bäuerlichen Formen der Vergangenheit kommen möchte. Dergleichen weist immer auf eine Verlegenheit, was zu tun sei. In der Tat ist es unmöglich, dem modernen Arbeiter schon ein spezifisches Wohnungsmilieu zu bieten, weil er eine bestimmte gesellschaftliche Physiognomie, präzise Lebensformen noch nicht zeigt. Für die künstlich rustikal gemachten Arbeiterwohnungen wird sich der moderne Industriearbeiter bedanken. Der Dorfplatz mit Schule und Arbeiterhäusern, der auf der Ausstellung zu sehen ist, mutet nur wie eine amüsante Spielerei an. Er widerspricht dem, was in den Räumen der Hauptausstellungshalle als Ergebnis zehnjähriger Arbeit verkündet wird. Die Dorfschule von Kühn kann hingenommen werden, wenn sie auch leise an die oft recht sentimentalischen Bestrebungen erinnert, die unter der Devise: „Die Kunst im Leben des Kindes" bekannt geworden sind.



Fritz Schumacher (Dresden) Protestantischer Kirchenraum

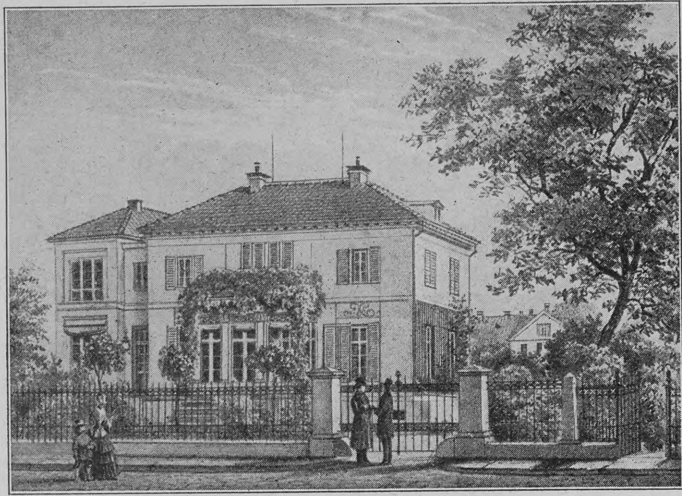
Wie sehr die zehnjährige Bewegung bereits in die Breite gewirkt hat, spürt man am besten in der Industriehalle. Zwar trifft man dort noch überall auf den übeln „Jugendstil"; doch ist auch eine starke Verbesserung in den Einzelerzeugnissen zu spüren, und man nimmt die Hoffnung mit fort, daß es in absehbarer Zeit jedem möglich sein wird, sich im Warenhaus vernünftige, sachlich schöne Möbel, Teppiche, Tapeten, Lampen, Bestecke, Service und so weiter wohlfeil zu kaufen. Die blinde Dekorationslust läßt nach, und der Industrielle merkt endlich, daß die ihm allein maßgebende Nachfrage nach dem Einfachen und Schlichten täglich wächst. Im argen liegen noch immer die Techniken. Die englischen Webereien sind den deutschen noch weit überlegen; man hat vor den ausgestellten Möbelstoffen und Teppichen ein unbehagliches Mißtrauen wegen der Lichtechtheit der Farben, und nie wird das Gefühl erweckt, als wären die Möglichkeiten der Fabrikationsmethoden mit lebendiger Intelligenz erschöpft worden. Bestärkt wird dieses Gefühl noch durch die retrospektive Ausstellung der Techniken, worin man die wertvollsten Stücke meisterlicher Technik findet.

Einwendungen gibt es in dieser Ausstellung also überall. Aller Enden fühlt man noch das Suchen, Tasten, Finden und Entgleisen. Zieht man dann aber das Resumee, so folgt die Erkenntnis, daß in den vergangenen zehn Jahren mit leidenschaftlicher Energie und ganz bedeutenden Erfolgen gearbeitet worden ist, daß heute bereits von einem Resultat gesprochen werden darf, womit die Geschichte für alle Zukunft rechnen muß. Und lebhaft auch erkennt man die Möglichkeiten, die sich an das so schön Begonnene knüpfen. Wie die Voraussetzungen dieses Erfolges mannigfaltig waren, so können auch die Folgen mannigfaltig sein und weit über den Rahmen der unmittelbaren Tätigkeit hinausgehen. Man braucht nur der Frage nachzudenken, welche Kulturhintergründe eine Baukunst bedingt, um einzusehen, wie weit die Bestrebungen der Künstler um moderne Architekturformen zu wirken vermögen; braucht nur zu bedenken, welche Reife erlangt haben muß, wer das Bedürfnis nach einem sachlich schönen Interieur, das ein Ausdruck moderner Instinkte ist, fühlt, um einzusehen, wie die Erziehung zu solcher veredelten Lebensform auch eine Erziehung zu den besten Tugenden des Staatsbürgers ist. Die Bedeutung der Dresdner Ausstellung liegt darin, daß sie, indem sie eine Uebersicht der nationalen Arbeit gibt und damit frohe Hoffnungen für die Zukunft weckt, lehrt, daß Staatsgefühl und Kunstgefühl sich nicht feindlich gegenüberstehen, sondern sich im rechten Mann, der nach goethischer Kultur auch im kleinsten Wirkungskreis strebt, einander bedingen und stärken.



Am Fischmarkt zu Dordrecht. Nach einem Gemälde von Heinrich Hermanns

(Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung)



Bürgermeister Smidts Haus an der Contrescarpe in Bremen; im Hintergrund das Geburtshaus der Dichterin

Deutschlands Dichter

IV

Bernhardine Schulze-Smidt*)

Aus meinem Leben

(Hierzu acht Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Was ich von Kraft und Können in mir erhalten habe, trotz der beginnenden Lebensneige, das danke ich meiner Jugend und meiner Heimat. Diesen Satz würde ich immer als Anfang und Ende in den Vordergrund stellen, selbst wenn ich eine ausführliche zweibändige Biographie schreiben sollte und nicht nur einen kurzen Abriß dessen, was bestimmend auf meine Seelen- und Berufsentwicklung eingewirkt hat. — Wir Menschen und wir Dichter brauchen so unendlich verschiedene Ursachen für das nämliche Resultat: die Reife. Mit sechzig Jahren dürfen wir ohne Ueberhebung von Reife reden, denke ich; haben wir sie dann noch nicht, so ist Hopfen und Malz an uns verloren. Ich verstehe unter „Reife“ Ruhe ohne Trägheit, Fertigwerden mit dem Erdendasein ohne Selbstüberhebung und Selbstbetrug. Dazu bedürfen wir Menschen einer Stütze, eben weil wir nur Menschen sind: Unvollkommene, die immer noch ein Ziel des Strebens vor sich haben müssen bis zum letzten Atemzuge.

Meine Stütze ist aus altem, erprobtem Holze; ein fester Stab, an dem sich's gut wandert, ererbt von Vater und Großvater und einem tüchtigen Geschlechte dahinter, und ich lese die Runenzeichen so gern, die in des Stabes Rinde eingegraben sind und die mir von lauter Jugendglück erzählen, von der Liebe und Stärke, dem Frieden und der reinen, freien Luft, darin ich groß geworden bin.

Ein schöner Stern hat über unsrer Jugend geleuchtet. Unsre Kinderjahre trübte keine Sorge. Lauter Glück umgab uns; wir wuchsen in unsers Großvaters Garten auf als behütete und gepflegte Blümchen und empfanden die Hut niemals als Zwang und die Pflege niemals als Verzärtelung. Unser Großvater Smidt, der alte Bürgermeister von Bremen, der im Befreiungskriege furchtlos vor Napoleon I.

*) Bernhardine Schulze-Smidt begeht am 19. August ihren sechzigsten Geburtstag. Wir freuen uns, unsern Lesern zu diesem Tag eine Skizze ihres Lebensganges bieten zu können, die der Feder der verehrten Schriftstellerin selbst entstammt. Mögen Bernhardine Schulze-Smidt noch viele Jahre freundlichen Sonnenscheins und freudigen Schaffens beschieden sein! Die Redaktion von „Ueber Land und Meer“.



Bernhardine Smidt als Einundzwanzigjährige



Wilhelmine Smidt, die Familienseniorin, jetzt einundneunzigjährig

gestanden und zwanzig Jahre später seiner Vaterstadt den Schlüssel zur Handelsmacht durch die Gründung Bremerhavens gegeben hat, dünkte uns ein König. Jeder kannte und verehrte ihn, und wir Kinder erst! Uns war er die höchste Instanz auf Erden. So ein bißchen instinktiven Hochmut zogen wir doch in uns groß, aber von oben herab drückte eine energische Hand gern den Dämpfer auf solche verdienstlosen Triebe, und diese Hand gehörte unsrer Tante Mine, Großvaters unverheirateter Tochter, die ihm treulich haushielt. Wir fürchteten sie so heilsam, wie wir sie jetzt herzlich lieben wegen ihrer jugendfrischen Schalkhaftigkeit, ihrer warmen Teilnahme und des kaum ergrauten Scheitels, unbeschadet ihrer einundneunzig Jahre und der Unbehilflichkeit im Rollstuhl. Die Zufriedenheit wohnt bei ihr im kleinen Seitenbau, der noch heute von Großvaters altem Hause im Gartenparadiese steht. Ebenso steht auch mein Elternhaus noch im entgegengesetzten Teile des Gartengrundstücks, einfach und solide gebaut; die Häuser von Vaters Brüdern rechts und links davon unter dem gleichen Dache. In drei heiteren Büchern für Kinder und Eltern: „Jugendparadies“, „Tiny und Tinys Gespielen“ und „Aus dem goldenen Buche“ habe ich unsre köstliche Jugend geschildert, und ich freue mich darüber, daß diese Bücher mich hoffentlich ein bißchen überleben und manchen der Kommenden erzählen sollen, ein wie schlichtes Kleid echtes Kinderglück trägt; wie es keines elektrischen Lichtes und keines Treibhauses zum Gedeihen bedarf, sondern nur der lieben Sonne und des blauen Himmels, weise mit erquicklichen Regenwolken und Winterschnee abwechselnd.



Bernhardine (×), etwa fünfjährig, mit ihren Eltern und Schwestern

Vor allen Dingen hatte ich von klein auf in meinen Eltern die treuesten Freunde. Großvater der König, Tante Mine der Premierminister, Vater der Teiler all meiner geistigen Regungen und Mutter die heißgeliebte Herzenszuflucht für mich absonderliches und ewig verkanntes kleines Menschenkind. Mutter war mir der Inbegriff alles Schönen, Lieblichen und Warmen. Sie verstand mich und meine unbequeme Lebhaftigkeit wie eine gleichaltrige Gefährtin, lachte und weinte mit mir, denn sie hatte ein sprühendes Temperament — nicht immer weise, aber unsagbar beglückend. Mit Strafgerichten, schlank und derb aus dem losen Handgelenk, geizte sie auch nicht, sehr zu unserm Heile, und dem vielfach verliebten Backfischchen war das rotflammende Ohr gesünder als das flammende



Bürgermeister Johann Smidt

Herz! — Die teure Ehrwürdige, die als „Tänti“ bis in ihr dreiundneunzigstes Lebensjahr in meinem Elternhause gewohnt, geliebt und Segen gespendet hat, darf ich hier nur erwähnen. Wollte ich sie schildern, die in unsern Kinderaugen wie eine nahe Anverwandte des gütigen Gottes auf Erden wandelte, ich müßte den kleinen Raum dieser Zeilen erschöpfen. Denn eine so wunderbare alte Frau, so schön und unvergeßlich, mit solch himmlischen Braunaugen haben wir nie wieder gekannt, wir Smidts-Kinder alle, Kinder von drei Brüdern, die treu zusammenhielten wie Geschwister.

Der Tod hat viele heimgenommen aus dem Jugendkreise, und die Alten fast alle. Unsre einzige

Mutter haben wir noch, fast dreiundachtzigjährig, und danken Gott für das Geschenk jedes ferneren Lebenstages. Wenn sie einmal die Augen schließt, wird es mir sein, als versiegte der Quell der Poesie, aus dem ich noch immer gern schöpfe und mich daran jünger erhalte, als ich eigentlich wohl sein darf.

Gedichtet habe ich schon als ganz kleines Mädel; der Sinn für Reim und Form war mir angeboren. So ein wenig Eckensteher, bildlich gesprochen, war ich. Das heißt, ich sonderte mich gern ab und träumte und sinnierte in irgendeiner für mich reizvollen Einsamkeit. Ich liebte es, um Mittag, wenn ich zu Besorgungen ausgeschickt ward und der Wochenmarkt sich schon von Bauern und Hökerinnen geleert hatte, unter den Rathausbogen beinbaumelnd auf einer Steinbank zu hocken und den Riesen Roland anzustarren, oder draußen vor dem Tore in die Außengärtchen der kleinen Leute zu gucken und an den altmodischen Beeten mit den



Bernhardine Schulze-Smidt am Schreibtisch (Aufnahme aus jüngster Zeit)

dicken Buchsbaumeinfassungen botanische Studien zu machen. Einmal gab mir ein wildfremder Mann ein Sträußchen Akelei und blauen Liebeshain übers Staket: „Da, mein Deern — nu geh man zu un gier nich nach die Blumen!“ Das Sträußchen war mir ein höchst beschämendes und doch reizendes Geschenk; denn Blumen liebte und liebe ich über alles, und ich muß wirklich unangenehm gierig am Zaun hingeschlendert sein. Zu Haus kam das Sträußchen auf den Tisch zur Puppe Melanie, der bezaubernden, die ein wirkliches Ballkleid und einen Sonnenschirm besaß, und ich zerbrach mir den Kopf über den fremden Mann. Ihn und seinen Garten indes konnte ich nicht wiederfinden unter den zahllosen Gärtchen und besitzesfrohen Bremer Biedermännern darin.

Das allerschönste „Draußen“ aber war meinem werdenden Dichtergemüte doch die Geburtsheimat, die alte „Dunge“, das Smidtsche Familiengut in den ebenen Marschwiesen, dessen ländliches Haus zwischen mächtigen Eichen und Eschen versteckt lag, dort, wo der Kirschvogel flötete, der Kuckuck mit dem lustigen Onkel Wilhelm um die Wette neckte und das Wasser der „Grafft“ so still hinter dem Blumendeiche floß wie das Leben und Wesen der sanften kleinen Tante Lucie in der Ruhe ihrer hübschen, altmodischen Wohnstube mit dem Gartenblick auf efeuumschlungene Riesenstämme und blühende Monatsrosenbeete von stark duftender Reseda umkränzt. Das Gut war zu meiner Kinderzeit eben erst aus Großvaters Hand an seinen jüngsten Sohn, den Landwirt, übergegangen. Es hatte ein winkeliges Haus, dehnbar wie Gummielastikum für geladene und zufällige Gäste, eine große Anzahl von Fremdenstübchen oben und unten, alle sehr einfach; die meisten in grüne Halbdämmerung gehüllt, weil an die Fenster das Gezweig der alten Baumriesen klopfte und den Sommergewittern und Winterstürmen unheimliches Leben verlieh. Es schlug an die kleinen ausgebeulten Scheiben wie mit Geisterhänden, und wir krochen klopfenden Herzens bis über die Ohren unter unsre Decken. Das Haus hatte auch eine weißgetünchte Halle mit Rohrmöbeln und Onkel Wilhelms ausgestopfter Jagdbeute in Glasschränken; es hatte eine prächtige „alte Stube“ mit ungefügen Vorzeitmöbeln, und Bild hing an Bild: die Smidtschen Vorfahren. Ein seltsamer Duft wie von längst verwelktem Potpourri, mit Moder gemischt, erfüllte die „alte Stube“, die sich gar mancher Aristokrat brennend für sein feudales Ahnenschloß gewünscht hat. Unbeschreiblich stattlich und patrizisch wirkte der große Raum, wenn bei hohen Familienfesten die Sonne durch die kleinscheibigen Wappenfenster auf den gedeckten Tisch schien, sich in den alten Gläsern und dem alten, schöngeputzten Silber spiegelte und die malerischen Blumengarben in den großen blauweißen Delftvasen streifte.

Die Vasen durfte ich versorgen, wenn ich dort war, und nirgends in der Welt rochen die Rosen und Wicken, die Reseden und Levkoyen süßer und kräftiger als auf der Dunge, nirgends gab es längeres Schilf und Bandgras, vollkommenere Efeuranken und schöneres Geisblatt; nirgends auch feistere Schleien und Hechte als in der Dungener Grafft, fettere Buttermilch als aus der Apostelkanne auf dem Hallentische und bessere Rotegrütze als beim Dungener Nachtisch. — Und diese Plätze zum Dichten und Schwärmen auf der Insel zwischen den beiden Grafftarmen, dem Wiedbusch mit seinen weitgestreckten Ulmenästen und der Köhlerhütte; den Entennestern und Kaninchengruben — der grausigen Marderfalle und dem Rufen geheimnisvoller Nachtvögel, wenn es dunkel ward.

Unser Ferienreich, unsre Sommerwelt! Mir ging es sogar noch über den eignen Johannisbeerbusch, an dem ich mich ungestraft krank essen durfte und auf dessen Beeren, in ein abgängiges rotkariertes Kinderschnupftuch geknotet, man sich mit Vorliebe setzte, um so den köstlichen Fruchtsaft zu pressen, der für unsre Ausflüge und sonstigen Unternehmungen eine wertvolle Beigabe zur Erquickung sinkender Lebensgeister war.

Auch über die Dunge könnte ich ein Buch schreiben mit dem Motto: „O selig, o selig, ein Kind noch zu sein!“, aber ich darf mich heute nur an die Quintessenz halten: Hier fand meine Poesie,



Die Dichterin mit ihrer Tochter

als sie mir zur bewußten Berufung ward, ihre Heimat.

Mein Menschendasein, die Charakter- und Geistesbildung dankte ich meinen Eltern und der Reibung mit der ganzen Zahl grundverschiedener Schwestern, Brüder, Vettern und Cousinen, den guten Schulen, die ich besuchte, und den erlaubten Liebhabereien, denen ich frönte. Ich schliff mich im Ballsaal ab, sang meiner Gefühle Ueberschwall mit achtungswerter Altstimme zu Schwester Julys schöner Begleitung in den Garten hinaus, daß den unmusikalischen Onkeln auf der gemütlichen Wandelterrasse übel und weh vom Hören wurde, und verliebte mich und entsagte mit rührender Leichtigkeit. Allein sowie meine junge Seele wirklich etwas erlebte, das sie in ihren Tiefen erschütterte, schnürte ich mein Bündel und pilgerte zur Dunge. Man fuhr eine Viertelstunde mit der Bahn und wanderte ebensolange auf einsamem Wege zum Ziel, und das lag immer vor den Blicken, die dunkelgrüne Bauminsel, aus der da und dort ein trauliches Fenster des lieben weißen Hauses hervorleuchtete. Und dann, ehe die Wegbiegung kam, flatterte aus der Hallentür schon die weiße Serviette zum Willkommen, und dann kam der unendliche Friede. Ausweinen und Ausjubeln; stilles In-sich-hinein-Denken und -Schauen, Onkel Wilhelms Frohsinn und derbes Kommandieren und Tante Lucies wortloses Teilen und Verstehen. Es war wie Weltflucht, und wenn ich mit Knechten und Mägden unter der Hoflinde schwatzte, redete ich eine andre Sprache: das kernige Weserplatt, und wenn ich meine Schmerzen und Wonnen in Tönen aushauchen mußte, klang das magere Tafelklavierchen



Am Lieblingsplatz auf dem Landsitz „Zur Dunge“

in der kleinen sonnenroten Sommerstube nach Westen wie Harfenton und Bardensingen. Dabei drängte und puffte mich die Poesie förmlich; meine kindliche Muse faßte mich energisch unter den Arm, und vorwärts marsch mit dem Bleistift und dem marmorierten Oktavheftchen für drei Bremer Groten zum Dichten in den Garten. Da war die Grotte mit dem Blick auf glockenbimmelndes Weidevieh für bukolische Verse mit kräftigen Reimen; da gab's den Blumendeich und die wackelnde Bank auf dem Wiedbusch für Liebes- und Schmerzenslieder und die Südveranda mit dem staubigen Tische und dem familienfrohen Storche nebst den zärtlich girrenden Taubenpärchen auf dem Strohdache für erzählende Prosa und naive „Romane“ von Eheglück und Kindererziehung. Apoll mußte seine Leier mit sehr starken Saiten für mich bespannen zur Dunge und Tante Lucie sich mit Engelsgeduld zum Anhören meiner dichterischen Ausbrüche wappnen; denn nichts wurde ihr erspart. So bemerkenswert und genial wie in meiner grünen Backfischjugend habe ich mich nie mehr gefühlt.

Aus dem Backfisch wuchs das Mädchen heran, das sich den Seewind droben im englischen Norden tüchtig um die Nase wehen ließ und allerhand edeln Sport betrieb. Nur traurig für die allzu gute Mutter daheim, daß ihre erwachsene Tochter das englische Pfund Sterling und die goldene Guinee konsequent mit dem siebenmal minderwertigeren Bremer Taler verwechselte. Es schrieb sich so leicht hin, das Bitten um 5 £, und es tat sich so schwer für die Mutterhand, dreißig Taler für irgendein englisches Modegelüst freizumachen. Für die kindliche Muse war England absolut kein Boden; andre Resultate als gründliche Sprachkenntnis und allgemeiner Befreiungsdrang von so und so viel unbequemen Bremer Bräuchen wurden nicht erzielt. Lange Zeit wollte die brave deutsche Heimat der Pseudo-Miß nicht schmecken, alldieweil sie gewaltig hoch zu Rosse mit ihren Ideen saß und sich nun wieder auf Schusters Rappen bewegen mußte. Die „brotlose Dichtkunst“ kam stark in Mißkredit, und so gingen zwei Jahre ins dürre Land. Da erschien eine andre und warf das ganze Mädchenspielwerk über den Haufen: die Liebe. — Für Verseстoppeln und Romankritzeln gab es keine Zeit mehr. — Es galt, dem Liebsten das Dasein zu versüßen, sich, als freigeborene Hanseatin, an die Sitten eines kleinen thüringischen Fürstenhofes zu gewöhnen, und dann kam das Schönste fast mit dem Bittersten zugleich. — Im Januar 1870 hielt ich mein Söhnchen im Arm, unsern Erbprinzen, und im Juli 1870 zog mein Mann in den Franzosenkrieg. Wer solch ein Scheiden und Leiden, solche heißen Tränen der Angst und Begeisterung fast ein Jahr lang nicht selbst geweint und erlebt hat, kann sich nur schwer in die Gefühle einer jungen liebenden Gattin und Mutter jener Zeit versetzen. Deutsch und stolz ward man, tapfer und entsagend — man liebte den Fernen mit ungeahnter Glut und gab ihn täglich zum Opfer hin mit nie gekannter Seelenkraft. Das Wiedersehen war eine Offenbarung und ein Blick in den Vorhof des Himmels, und dennoch hätte man immer demütig vor Gott knien mögen, der seine Schützerhand über dem teuren Haupte des geliebtesten Mannes gehalten hatte. — Nein, nicht des Mannes — des Helden! —

Nun hatten wir uns wieder, aber in mir war die ungeheure Spannung durch Monate der Erschlaffung gewichen. Erst als wir Sondershausen mit dem entzückenden Rudolstadt vertauschten und zum Erbprinzchen das erste Prinzeßchen erschienen war, da pochte die Muse wieder an, gewachsen und ernster, anspruchsvoller gegen sich selbst geworden. Vielleicht, daß auf den Spaziergängen an der Saale hin und hinaus zum idyllischen Volkstedt Schillers hoher Geist dem bescheidenen Genie einmal begegnet war und es im Windhauch und Sonnenglanz gemahnt hatte: „Schwinge deine Flügel aufwärts und erkenne deinen Stern über dir!“

Damals, 1873, schrieb ich insgeheim im Gartenhause unsrer hübschen Rudolstädter Wohnung meine erste richtige und durchdachte Novelle „Föhrenbrink“. Eine schwermütige Liebesgeschichte vom Dungener Erdgeruch durchzogen. Der ist auch immer wieder durch die langen vierunddreißig Jahre meines Schaffens gegangen bis in die jüngste Zeit hinein. Damals ließ sich der noch jugendliche Rudolstädter Landesherr eines Maitages, auf den Staketzaun des Nachbargartens gelehnt, den Schluß von „Föhrenbrink“ vorlesen und gab mir mit seinem Beifall scherzend die gnädige Erlaubnis, ihn im nächsten Werke zu verherrlichen. Ich, die weder mit dem pluralis majestatis noch mit dem Hofton fertig werden konnte als hartmäulige Republikanerin, ließ mir das nicht zweimal sagen trotz alledem. Alsbald schrieb ich die zweite Novelle: „Inkognito“ mit Durchlaucht als Helden. Es war ein ganz nettes Ding, auf Thüringen gestimmt, aber mit dem dümmsten „Sie-kriegen-sich-Schlusse“ von der Welt. Leider fanden die lesewütigen Backfische und verliebten Jungfräulein das „nun gerade süß“, und ich errang einen entschiedenen Erfolg.

Das ereignete sich freilich fast ein Jahr nachdem mein Vater „Föhrenbrink“ las. Seine Kritik war strenger und mir gewichtiger als alle Berufskritiken, und siehe da: im Juli schickte er mir den ersten Abdruck in der Bremer Tageszeitung nach Rudolstadt, zugleich mit dem unermeßlich reichen Erstlingshonorar von hundert Talern Gold, und das waren hundertacht Taler Preußisch Courant oder dreihundertvierundzwanzig Mark.

Solch ein Krösusschatz! Selbsterworben mit meines bescheidenen Geistes froher Arbeit! Ich, die meinem lieben Manne nichts als mich selbst und meine anständige Aussteuer an Wäsche und Möbeln zugebracht hatte. Zum Glück war des lieben Mannes Geburtstag ganz nahe, und er hatte nur einen Riesenwunsch, den man seiner armen jungen Frau im Grunde gar nicht hätte aussprechen sollen, nämlich eine gute goldene Uhr an Stelle des silbernen Rechenexempels in der linken Westentasche. Obwohl mein Vater noch ein viel schwierigeres silbernes Rechenexempel in seiner linken Westentasche trug, fand ich für meinen zukünftigen Regierungsrat, Oberpräsidenten oder Premierminister die goldene Uhr unerläßlich.

O wunderbare dreihundertvierundzwanzig Mark, siebenmal eingewickelt und versiegelt oben im verschlossenen Kommodenschiebfach, zwischen den Veilchenkißchen und den feinsten Schnupftüchern! Mit welchem Hochgefühl habe ich sie fortgeschickt, die goldene Uhr im roten Lederetui dafür empfangen und den Postboten mit einer königlichen Mark belohnt; wie überselig mein kostbares Geschenk, unter lauter greuliche Prosa versteckt, auf meines Mannes Geburtstagstisch gelegt. Klein Artur sagte dazu einen Schelmenvers im echtesten „Rudelschtädtsch“ auf, und klein Hanna trug einen dicken Rosenkranz in den blonden Löckchen — notabene wirkliche Naturlöckchen! —

Und dann die Ueberraschung und Rührung, der warme Dank und die Flasche Kriegschampagner zur schamlos sitzengebliebenen Sandtorte eigner Fabrik. Gott sei Dank, daß Schwiegermamas köstliche Baumtorte von Konditor Schilling aus Berlin gerade anlangte, als der nachsichtige Jubilar sich in fortgesetzter Rührung für ein zweites Stück Wasserstreifen bereit erklärte. Denn die neue Uhr ging einfach tadellos und der Sekundenzeiger lief so reizend um seine kleine Bahn! Hundertmal haben wir beide das Prachtstück an jenem Tage beguckt.

Unvergessener Sonnentag des ersten Erfolges: ach, so schön ist es nie wieder gewesen, wenn das Honorar ankam, und mochte es auch in die Tausend gehen.

Damals schrieb ich noch unter einem Pseudonym. Ich hatte dazu meines Mannes Vornamen gewählt: E. Oswald. Erst zehn Jahre später, zum Roman: „Er lebt“, bin ich mit meinem eignen vollen Namen hervorgetreten, auf Wunsch meines lieben Freundes und Kollegen, des „Daheim“-Redakteurs Th. H. Pantenius. Seit der Zeit bin ich immer in treuen Beziehungen zu „Daheim“ und „Monatsheften“ geblieben; noch einige Jahre später, als ich schon Witwe war, kamen die zur Deutschen Verlags-Anstalt und der Union in Stuttgart dazu. Für letztere habe ich nur im „Kränzchen“ geschrieben für erstere fast ausschließlich in „Ueber Land und Meer“. Hausieren mit meinen Geisteskindern, das habe ich niemals fertig gebracht, und auch Handeln und Markten verstehe ich nicht. Habe ich je einmal, auf Rat wohlmeinender und praktischer Freunde und Kollegen, um eine Honorarerhöhung schriftlich ersucht, so ist mir hinterher, wenn der Brief fort war, eine solche Scham gekommen, als ob ich gestohlen hätte. Das war und ist eine Schwäche in mir, eine Feigheit; denn wer sich bewußt sein darf, ehrlich für seiner Kinder und seine eigne Existenz zu schaffen, der soll auch das „suum cuique“ nicht vergessen. Mutterschaft zu Vaterlosigkeit legt große Pflichten auf, und keines meiner vier Kinder war erwachsen, als ich nach siebzehnjähriger glücklichster Ehe Witwe ward.

Mein jüngstes Kind wurde sechs Tage nach seines Vaters Tode geboren, ganz kurz vor dessen Beförderung auf einen höheren Posten im Amte. Andre Widerwärtigkeiten traten hinzu, und statt des Glückes zog die Sorge in mein Heim. Das Kindchen war unser Trost im Leid; ein liebes, sanftes Engelchen mit rührenden, zitternden Augen — wir wußten, daß es schwachsinnig und nie gesund sein würde. Als wir anderthalb Jahre mit ihm in München gelebt und uns mühselig im Sorgendasein zurechtgefunden hatten, erlosch eines Nachts das zarte kleine Dämmerleben, gerade als das Kinderbildchen, von jugendlicher Künstlerhand gemalt, fertig und noch naß auf der Staffelei stand. Wir hatten das Kind unser Engelsherzchen getauft, und so ist es zu Gott zurückgekehrt. Eine Lücke konnte es kaum hinterlassen, aber gelehrt und geholfen hat es uns unendlich viel in seiner Unschuld und seinem hilflosen, anschmiegenden Wesen. —

München war nicht der rechte Heimatsort für mich. Die Mittel fehlten mir, das Kunst- und Künstlerleben zu genießen, und die Leichtherzigkeit besaß ich nur äußerlich, wenn mein reger Sinn für Humor, Schönheit und Originalität spontan angefeuert wurde. — Die Münchner Episode war schwer und trübe, so sehr mich die Stadt und das entzückende Gebirgs- und Seenland in nächster Nähe samt dem frischen und poetischen Volke hinnahm. Ich war körperlich und seelisch leidend, und die ewige Angst ums tägliche Brot ließ mich Tag und Nacht nicht los. Zum Glück hatten wir liebe Verwandte in München, die uns viel, viel Güte erwiesen, und unvergeßlich wird mir, der Evangelischen, auch die treue, väterliche Freundessorge des alten katholischen Geistlichen bleiben, der, unweit der Stadt, zurückgezogen in seiner schönen ländlichen Stille lebte. Wie sehr seine Liebeshand mit im Spiele war, um mir und meinen Kindern den wundervollen viermonatigen Sommeraufenthalt beim prächtigen Hofbauern in Tegernsee zu verschaffen, das habe ich erst Jahre nachher mit Dank und Rührung erfahren. Und dann denke ich noch oft des Doktor-Herzogs Karl Theodor und seiner hilfreichen Hand im lieblich gelegenen Tegernseer Spital für Augenkranke. Da habe ich einfach köstliche Volksstudien machen dürfen.

Von München aus, ehe ich für immer in meine Heimat zurückging, tat ich den ersten Blick ins italienische Land: auf den dunkelblauen Gardasee und tief hinein in das alte Verona mit seinen Skaligergräbern, dem etwas banal anmutenden von Romeo und Julia, der römischen Arena und dem herrlichen Mantegna-Bilde in San Zeno. Und unter den Riesenzypressen des Giardino Giusti wohnte wahrlich die Poesie selbst und schwebte hinüber zum tiefblauen See, nach Torbole, wo Goethe gewandelt war, und vorüber an der Halbinsel des Catull, Sirmione, dem üppigen Gardone und dem sonnenholden Salò.

Das war der Anfang meiner Reisejahre, die meine Seele mit großen Eindrücken füllten und es Geist und Feder schön und leicht machten, zu empfangen, heimlich zu gestalten und dann in Form zu fassen. — Wenn ich auch nicht um die Welt gereist, ja nur ein paar Meilen nach Asien hineingekommen bin vom Bosporus aus, so habe ich mir doch so viel Schönes und Interessantes vor Herz und Augen gestellt, daß ich für meinen Lebensrest genug Rückschau pflegen kann. Frankreich und England, die Türkei und Italien, Dalmatien und Montenegro, Schweiz und Tirol und dazu mein deutsches Vaterland nach allen vier Winden: damit darf man zufrieden sein, wenn man sich's selbst erwerben muß. Das Beste dabei ist mir aber, daß meine Kinder, als sie erst erwachsen waren, mich so oft begleitet haben. Zuletzt nach Italien. Da habe ich mit meinem lieben alter ego, meiner jüngsten Tochter, die immer mit der alten Mutter lebt, zwei Monate in Florenz zugebracht und vier im ewigen Rom. Sechs Wochen lang kam auch die älteste dazu, und das krönte die Freude.

Merkwürdig: draußen in der Campagna hat mich jedesmal ein Gefühl gestillten Heimwehs überkommen. Die weite, endlose Fläche, braun im Winter, blühend im Frühling, hat mich immer an meine niederdeutsche Ebene erinnert, an unsre üppigen Frühlingswiesen und den herben, winterlichen Ernst von Horizont zu Horizont; die Römergräber ragend und übermächtig jenseits der Porta Sebastiana, und bei uns die Hünensteine im Heidekraut. Dort das Kirchlein Domine quo vadis, und bei uns das Kirchlein Sankt Jürgen, uralt in der Einsamkeit, und die kleine „mutterlose Kirche“ auf niederem Deiche, die wir vom Dungener Garten aus liegen sehen. Die malerischen Campagnolen im braunen Mantel und mit schlaffem Hut am Stabe, und unsre beschaulichen Heideschäfer, ebenso gebräunt, verwittert und wortkarg. — Ueber allem da wie dort eine Himmelspracht in Wolkenbildern und Glutfarben, wie sie kein Bergland kennt. Nur die zauberische Grenzlinie der blauen Sabinerberge und das Violettrosa des Albanergebirges — die fehlen uns.

Allein die Göttin Phantasie webt ihre Goldfäden herüber und hinüber und findet überall neue,



Mühle im Schwarzwald. Nach einem Gemälde von C. L. Fahrbach

wunderbare Muster für ihren Mantel. Den breitet sie vor den sehenden Augen des Dichters aus und sagt: „Hülle dich ganz hinein, und du bist der König in meinem Reiche.“

Freilich, zu königlichen Würden und Schätzen habe ich es, trotz aller Phantasieummäntelung, nie gebracht und mir weder Villa noch Landsitz erschrieben. Aber geliebte Kinder und Enkel sind mein; viel frohe Jugend hat mir ihr warmes Herz geschenkt, und mein winziges Häuschen in der Seitenstraße des teuern, alten Bremen hat in bescheidenstem Maße die Gummidehnbarkeit der heimatlichen Dunge angenommen.

Ich sehe unbeschreiblich gern liebe, heitere und kluge Gäste für kurz oder lang. Alt bin ich, aber noch nicht gebeugt oder verknöchert, und mein Arbeitsfeld liegt noch sonnig vor mir, zum Umbrechen, Säen und Ernten, solange mein Arbeitstag hell bleibt, das Herz zufrieden und der Geist frisch. Deshalb will ich auch nicht sagen: „Ich bin jetzt eine Greisin mit meinen sechzig Jahren,“ sondern: „Ich danke dir vielmals, liebe Muse, daß du dich so nett jung erhalten hast — bleib noch ein Weilchen bei mir!“

Meinen Heimatsblick über grüne Gärten, von meiner Veranda aus, hat mir die Industrie grausam zugebaut, aber der alte Apfelbaum, den die wilde Waldrebe mit ihren Ranken und Myrtenblüten überschüttet, der hält stand und wirft mir nach wie vor weiße Blumensternchen in den Schoß. Die Vögel zwitschern in seinen Zweigen und die bunten Pfauenaugen wiegen sich flügelschlagend auf den Dolden in ganzen Schwärmen; die Bienen summen ebenso emsig wie in der freien Heide draußen. Meinen Enkelchen ist Großmutters kleine Welt nicht verbaut, und das ist die Hauptsache.

Denn den Werdenden muß gehören, was unser bestes Streben bleibend machen möchte.

Der Kampf mit der Geisterwelt

Beiträge zur Volkskunde

von

J. Lazarus

Der Aberglaube ist so alt wie die Menschheit, und selbst unsre hochentwickelte Kultur mit all ihren Fortschritten in der Schulbildung und Aufklärung hat ihn nicht ganz aus den Köpfen der Menschen verbannen können.

Vielleicht trägt im Gegenteil das Geheimnisvolle, das von jeher die Menschen anzog, dazu bei, daß der Aberglaube nicht ausstirbt, und solange er harmlos bleibt, soll man einen, der an die böse Dreizehn glaubt oder an das Niesen beim Aufstehen, ruhig in seinem Glauben belassen. Für uns hat der Aberglaube insofern Wert, als er uns eine Reihe von Volksbräuchen erklärt, deren Bedeutung heute kaum einer von denen noch kennt, die mit Zähigkeit an den alten überlieferten Sitten festhalten.

Es ist eine der wesentlichsten Formen des Aberglaubens, daß er sich alle toten Gegenstände, wie Bäume, Flüsse und so weiter, von Geistern bewohnt vorstellt und die Seelen Verstorbener als Spukgestalten auftreten läßt. Die alte Naturreligion, die älteste Form der Götterverehrung überhaupt, die dieser Anschauung zugrunde liegt, ist längst verloren gegangen, aber der Glaube an diese Geisterwesen ist als Aberglaube zurückgeblieben und mit ihm die Anschauung, daß man gegen die bösen Geister einen Kampf führen, sie aus der menschlichen Gesellschaft verscheuchen müsse. Es ist merkwürdig genug, daß man nach dieser Ansicht die Geister für sehr nervöse Leute hält, denn als das am besten geeignete Mittel zur Vertreibung wird stets Lärm in jeder Form angewandt. Diese Maßregeln beginnen schon bei der Geburt eines Kindes, denn die schädlichen Geister finden sich gerade bei frohen Ereignissen gern in menschlichen Wohnungen ein, um Schaden zu stiften. Bei rohen Naturvölkern erhebt man daher beim Eintritt eines solchen Familienzuwachses Geschrei und Lärm jeder Art; bei uns dient oder diente vielmehr dem gleichen Zwecke die Kinderklapper, die sich als sehr altes Lärmmittel findet, heute aber ahnungslos nur noch als Spielerei verschenkt und gebraucht wird. Kinder sind den Angriffen der Geisterwelt ganz besonders ausgesetzt, man veranlaßt sie daher, sich durch lärmendes Spielzeug dagegen zu schützen, in erster Reihe durch Knarre und Waldteufel. Es ist kein Zufall, daß diese ohrenmordenden Instrumente gerade an Jahrmärkten, Kirmessen und so weiter löbliche Verwendung finden. Diese Märkte waren und sind teilweise noch heute mit irgendeinem Kultusfeste verbunden, an dem eben wieder durch den nötigen Lärm die Einmischung der bösen Geister verhindert werden mußte. Besonders war dies auch am Weihnachtstage und Silvester erforderlich, da nach alter Anschauung an diesen Abenden alle Geister los sind und man die ganze Nacht wachen muß, um sie von den Orten, wo Menschen wohnen, zu vertreiben. Das geschieht in vielen Gegenden Deutschlands noch jetzt, und jung und alt überbieten sich darin, möglichst viel und anhaltend Lärm zu machen. Wo die Knarren und Ratschen nicht ausreichen, wird mit der Peitsche geknallt und geschossen, und wo letzteres nicht gestattet ist, wie zum Beispiel in Städten, macht man den Lärm auf andre Weise. Man kann das zum Beispiel an jedem Silvester in Berlin beobachten, wo stets nicht nur die bösen Geister, sondern auch die guten Menschen von dem Radau verscheucht werden, wobei aber die Polizei meist die Hauptschreier beim Kragen nimmt, weil sie ihr geisterfeindliches Treiben absolut nicht anerkennen will. Auf dem Lande dauert aber das Knallen die ganze Nacht, und man vergißt nicht, auch durch die Bäume zu schießen, weil sich die Geister dort festsetzen und dem Wachstum schaden könnten. In manchen Gegenden hat sich das Festschießen auch noch an andern Feiertagen erhalten, besonders zu Pfingsten wird es gern geübt, vor allem aber bei Hochzeiten.

Es ist eine sehr weit verbreitete Sitte, daß vor und hinter dem Hochzeitszuge, der in manchen Gegenden ja zu Fuß durch die Ortschaft zieht, tüchtig mit Peitschen geknallt und geschossen wird, und im Peitschenknallen gibt es in manchen Dörfern geradezu Virtuosen. Natürlich wissen auch sie den eigentlichen Zweck ihres Amtes nicht mehr. Um die Ehe glücklich zu gestalten, ist es aber nötig, schon am Abend vor der Hochzeit die Wohnung der neuen Eheleute von allen Schädlingen, also von bösen Geistern, zu säubern. Zu diesem Zwecke — und dieser Brauch ist bis heute noch im Gange — verstopft man alle Türen-, Fensterritzen und so weiter und veranstaltet dann im Hause einen furchtbaren Lärm durch Knallen, Klatschen und Zerschlagen von Geschirr, damit die Geister aus dem Hause weichen. Das Zertrümmern der Töpfe und Näpfe geschieht nicht allein des Lärms wegen, sondern weil die Geister sich mit Vorliebe unter umgestürztes Geschirr oder Gerät flüchten, wo sie der auskehrende Besen — auch dieser gilt als Mittel gegen die Geister — nicht so leicht erreichen kann. Der geschilderte Lärm am Hochzeitsvorabend hat sich in mehr oder weniger veränderter Form als Polterabend erhalten, und diese Festlichkeit, die man wohl allerorten in Deutschland begeht, findet noch immer ihren Hauptreiz in dem recht geräuschvollen Zertrümmern von allerlei Geschirr. Schließlich muß auch die Kirchenglocke als Vertreiberin des Spukes herhalten. Geister können nach der Lehre des Aberglaubens nur in der Zeit zwischen dem Erklingen der Glocken, der sogenannten glockenstillen Zeit, ihr Wesen treiben. In manchen Gegenden geht allerdings die Ansicht, daß das Glockengeläute allein noch nicht genügt, um die Störenfriede zu vertreiben, daß diese sich vielmehr beim Ertönen der Glocke gern im Hause verkriechen. Man muß daher gründlich, auch unter den Möbeln und so weiter ausfegen, denn vor dem Besen hält kein Geist stand. Jedenfalls geht aber der Volksglaube dahin, daß bei Hochzeiten das Glockengeläute unbedingt zur Erreichung des schon bekannten Zweckes, der Fernhaltung böser Dämonen, erforderlich ist. Es ist klar, daß ursprünglich auch bei andern kirchlichen Gelegenheiten, also insbesondere an Festtagen, in der Weihnachts- und Silvesternacht, das Glockenläuten diesem Zwecke dienen sollte, wie man ja auch bei Gewittern durch dieses Mittel den Ort gegen die Wut der Höllengeister, denen man das Unwetter zuschrieb, zu schützen dachte. Gerade dieser letztere Aberglaube ist auch jetzt noch verbreitet, obwohl die Tatsachen die Gefahr des Glockenläutens beim Gewitter zum mindesten für den damit Beauftragten oft genug bewiesen haben. Das Läuten bei Totengottesdiensten, Beerdigungen hat außerdem noch den Zweck, die Seele des Verstorbenen aus der Gesellschaft der Menschen zu verjagen, da der allgemeine Glaube Schädigungen auch von ihr befürchtet, wenn sie durch irgendwelche Schwierigkeiten am freien Fortflug gehindert wird. Daß übrigens durch Lärm nicht nur die bösen Geister verjagt werden, sondern auch die guten, dem Menschen wohlgesinnten, wie die Heinzelmännchen und so weiter, ist bekannt, und man mag sich daher hüten, in Anwesenheit solcher Freunde Lärm zu machen, den sie nicht vertragen. Mindestens dann, wenn man selbst dem Aberglauben huldigt, was sogar unter sogenannten gebildeten Menschen noch vorkommt.

Ein Volksschauspiel im Lande Shakespeares

Von

Frank E. Washburn Freund

(Hierzu drei Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

In der Mitte Englands, in seinem Herzen, liegt die zwar kleine und unansehnliche, an großen Erinnerungen aber überreiche Stadt Warwick. Ueber ihr auf einem Hügel erhebt sich das kühne, turmreiche Schloß der Grafen von Warwick, die einst zu den gefürchtetsten Baronen des Reiches gehörten, die Könige erhoben und absetzten. Den größten ihres Stammes hat man bekanntlich den „Königsmacher“ genannt. Der Avon fließt am Schloß vorüber durch den weitgedehnten Park, in dem jahrhundertealte Eichen noch immer grünen, in dem Rotwild noch wie einst — nur zahmer — grast, in dem stolze Pfauen ihr Gefieder zur Schau stellen und ihre gelangweilte Stimme ertönen lassen. Sanft windet sich der klare Fluß durch Wald und Wiesen und strebt gen Südwesten nach Stratfords Fluren, wo ihn einst der große Dichter grüßte, sein unsterblicher Schwan. Schwäne ziehen auch jetzt noch hier ihre Kreise auf seiner Oberfläche, aber sie sind stumm und künden nicht sein Lob. Das Leben geht hier still und klein seinen Weg im Einerlei des Alltages. Einst war das freilich anders. Da bildete diese Landschaft die Grenze zwischen dem als Königreich Mercia bekannten Gebiete der Sachsen und Angeln und dem Lande der Welschen. Da gab es ewiges Ringen, und kriegerisches Leben und Treiben herrschte, mehr als manchem ehrsamen Bürger lieb sein mochte. Und später in den langen Königskämpfen wurde das Land gar der Tummelplatz der feindlichen Scharen. Dafür aber wuchs hier ein starkes, festes Volk heran, das aus den verschiedensten Stämmen zusammenschmolz, aus unterjochten Briten und erobernden Sachsen und Angeln, das somit mehr als wohl irgendein andrer Schlag auf den britischen Inseln die Blut- und Geisteseigenschaften der verschiedenen Rassen in sich vereinte, ein Volk, aus dem denn auch jene wunderbare Blüte, aus dem ein Shakespeare hervorging. Und wie in dem Volke das Beste, was in der englischen Nation steckt, vereint ist, so weist auch sein Land das Typische der englischen Landschaft in erhöhtem, gleichsam verklärtem Maße auf. Welliges Wiesen- und Buschland von schmächtigen, aber silberhellen Flüßchen durchzogen, geschmückt mit uralten Bäumen, die wie Herren um sich schauen, das zusammen ergibt das typische englische Landschaftsbild: freie Natur von Menschenhand gezähmt. Hier aber im Warwicklande, das ja vom gebirgigen Wales nicht mehr sehr fern ist, hier lebt auch noch in der Natur bis auf den heutigen Tag einiges von der Waldesromantik, die vor allem im „Sommernachtstraum“ und „Wie es euch gefällt“ zu so einzigem dichterischen Leben erwacht ist.

Zu diesem Fleck Erde nun hatten die ehrsamen Bürger Warwicks die Bewohner von ganz England eingeladen. Ein Fest hatten sie vorbereitet, das, wie sie mit Recht meinten, ihres Namens und ihrer Geschichte würdig sei. Sie feierten den tausendjährigen Gedenktag der Eroberung Mercias durch König Alfreds starke Tochter Ethelfleda, die ihr Land von den wilden Horden einbrechender Dänen befreit hatte. Die ganze Stadt und Umgebung, Edelmann und Bürger, Lehrer und Geistlicher und Schüler, Männer, Frauen und Kinder, sie alle wollten teilnehmen an diesem Feste. Ueber zweitausend Personen stellten die Darsteller. Und Ungezählte beteiligten sich an den Vorbereitungen, die nötig waren. In dem Dramatiker Louis N. Parker, der bereits im vorigen Jahre ein ähnliches Volksschauspiel im Freien geleitet und den Text dazu geliefert hatte, fand man den rechten Führer. Mit kundigem Geschick wußte Parker unter Mithilfe einiger Ortsangesessenen aus den alten Berichten besonders packende Episoden aus dem Leben der Stadt und ihrer Bewohner auszuwählen und diese dramatisch zu kurzen Szenen zu runden. In drei Stunden wird der Zuschauer so durch die tausend Jahre, die verflossen, geleitet. Er sieht die Römer herrschen auf ihre gewohnte Weise durch Anwenden des Satzes: Divide et impera, er sieht die Einführung des Christentums, die vielen wilden Kämpfe der verschiedenen Stämme, er sieht den Helden des Landes ein Ungeheuer erlegen, Ritter vom Kreuzzuge heimkehren und edle Frauen gewinnen, den mächtigen „Königsmacher“ sieht er und schließlich die große Königin Elisabeth, die in ihrer Jugend Warwick Castle besuchte. Die einzelnen Episoden, die ja nur kulturhistorischen Zusammenhang haben,



Vom Festspiel zu Warwick: Caradoc wird zum König gekrönt

werden gleichsam in eine künstlerische Einheit durch dichterisch zum Teil recht gelungene Chöre gebracht, die von Druiden, den einstigen Priestern des Landes, gesungen werden. Diese Chöre lehnen sich in manchem an die griechischen an, indem sie wie diese die Handlung erklären und zugleich in allgemeinen Ausführungen kommentieren. Im übrigen aber weht durch das ganze Festspiel viel vom Geiste des Meisters, in dessen Lande es stattfindet. Ja, eine Szene, die mit dem „Königsmacher", hat man seinem Werk sogar entlehnt und eine andre dem seines Genossen Marlowe.

Als Schauplatz für das Festspiel wählte man eine leicht sich zum Avon hinabsenkende Waldöffnung im großen Schloßpark, den der gegenwärtige Graf von Warwick zur Verfügung gestellt hatte. In einem Rund von Fichten ward ein großes Gerüst aufgeschlagen, das fünftausend Sitze für die Zuschauer enthielt. Die Bühne war eine offene Wiese, die sich bis zum Avon hinabzieht und von Buschwerk umgeben ist. Aus einer höher gelegenen Lichtung im Hintergrunde kamen dann und wann prächtige Kavalkaden dahergesprengt, ein wunderbarer Anblick. Ueber den Avon hinüber aber sah der Blick hinaus ins Weite. Auf der natürlichen Bühne tummelten sich Drosseln und Finken und vom andern Ufer des Avon lugten einige neugierige Rehe herüber, erstaunt ob all des Lärms und der fröhlichen Farben mitten in ihrem sonst so stillen Reich. Der einzigartigen Umrahmung entsprach meist auch das Gebotene. Eine Reihe kleiner Züge, zum Beispiel eingelegte humoristische Szenen, ließen Shakespeares Volk sehr wohl erkennen. Erstaunlich war die Frische und Sicherheit, mit der sich diese Leute gaben; nichts von Liebhaberbühnentum, nichts von Einstudiertem, alles echte, rechte Natur. Selbst die vornehmen Persönlichkeiten, vor allem die Königin Elisabeth, wurden mit einer natürlichen Anmut, einer Vornehmheit in Haltung und Gebärde dargestellt, die bewies, wie dieses Spiel die Spieler bis ins Innerste beschäftigte, wie sie an ihm förmlich wuchsen, wie es für sie das große Ereignis ihres Lebens bilden wird, ein Ereignis, das in seinen Folgen für die heutigentags abseits gelegene, stille Stadt nur von großer Bedeutung sein kann. Liebe zu Land und eignem Volk, Verständnis für die Vergangenheit und ihre Bedeutung für die Gegenwart, gerechter Stolz auf der Väter Taten, all das erwacht und bereichert das Sein, und der in diesem oder wahrscheinlich in jedem Volk bis zu einem gewissen Grade steckende Sinn für Kunst entfaltet sich. Die Farbenharmonien, die alle auf den grünen Waldeshintergrund gestimmt waren, waren wunderbar und die Echtheit der Figuren überraschend, auch die sichere Ordnung und Beherrschung ließ sie als Nachkommen der alten Gilden mit ihren Umzügen erkennen. Einige dieser Züge schufen Bilder von unvergeßlicher Schönheit, namentlich in der Episode der Königin Elisabeth. In einem Prachtwagen wird diese herbeigefahren, von Hofleuten und Hoffräuleins umgeben und von der Menge umjubelt. Dann, nachdem sie zu einem Thron geleitet ist und



Königin Elisabeth besteigt die Staatsbarke

auf ihm Platz genommen hat, beginnt erst ein höfischer, gemessener Tanz, dann ein Tanz von lustigen Gauklern, Männlein und Weiblein. All die künstliche Pracht eines Theaterballetts zerrann dagegen in ein Nichts, wie man überhaupt froh war, der Treibhaustemperatur der Kunstbühne fern zu sein. Darauf wird die Königin in langem Zuge über die Wiese hinab zum Avon geleitet, wo eine goldene Staatsbarke mit scharlachrot gekleideten Ruderern ihrer schon harrt. Man steigt ein und fährt langsam mit leisen Ruderschlägen den Avon hinab. Als ich das Schauspiel sah, lagerte ein leichter, silbergrauer Nebel — Whistlers Nebel — über dem Fluß und der Ferne. Da plötzlich brach die Sonne durchs Gewölk und strahlte auf das Gold und Rot des königlichen Gewandes, und die Farben lachten aus dem Silber des Wassers heraus wie köstlichste Steine.

Man betrachtet diese Volksfestspiele hier in England als den Versuch einer Renaissance der nationalen Bühne, die einer solchen ja überaus bedürftig ist. Die englische Kunstbühne hat das Raffinement in jeder Beziehung so weit getrieben, daß eine Steigerung nicht mehr möglich ist und daß sie deshalb das Interesse ihrer bisherigen Anhänger zu verlieren beginnt. Ein neues Geschlecht aber kann für Besseres, Einfacheres und Edleres gewonnen werden. Die Bühnenkunst kann bei ihm wieder eine höhere Stellung einnehmen, eine, die enger mit dem Leben verknüpft ist, aus dem sie ja hervorgeht.



Schloß Warwick am Avon, der Schauplatz des Festspiels

Notizblätter

Der neue russische Ministerpräsident

Unter allen Staatsmännern, die im Laufe der letzten Jahre das Ruder des von Stürmen schwer bedrängten russischen Staatsschiffs ergriffen haben, ist wohl keiner vor eine so schwierige Aufgabe gestellt worden wie der neue Ministerpräsident Peter Arkadijewitsch Stolypin, der das Kunststück fertig bringen soll, nicht nur mit eiserner Hand die Ordnung in dem von revolutionären Strömungen durchzogenen Lande aufrechtzuerhalten, sondern gleichzeitig dem Zaren und seiner Regierung das Vertrauen des Volkes, das er eben selber durch die Auflösung der Duma von Grund aus erschüttert hat, wiederzugewinnen und dem Reich eine dauernde konstitutionelle Grundlage zu geben. Ob Stolypin dieser Riesenaufgabe gewachsen ist, vermag heute noch niemand mit Bestimmtheit zu sagen; vorläufig ist nur zu konstatieren, daß viele urteilsfähige und wohlmeinende Politiker in der Tat in ihm den rechten Mann für die gegenwärtige überaus schwierige Situation sehen. Man rühmt ihn als einen Mann von außerordentlicher Energie, von weitem Blick und offenem, rechtschaffenem Charakter. Der neue Ministerpräsident, der erst im 44. Lebensjahre steht, ist als Sohn eines Generals, der sich bei Sebastopol hervorragend ausgezeichnet hatte, geboren. Er studierte in St. Petersburg Rechtswissenschaft und begann 1884 seine Beamtenlaufbahn im Domänenministerium, verließ sie aber schon vier Jahre später, um als passionierter Landwirt seine im Gouvernement Kowno gelegenen Güter selbst zu verwalten. Als Kreis- und später als Gouvernementsadelsmarschall von Kowno erwarb er sich durch seine Zugänglichkeit und Offenheit allgemeine Sympathien, so daß er die Aufmerksamkeit der Regierungskreise auf sich lenkte und 1902 zum Gouverneur von Grodno ernannt wurde. Ende 1903 ging er als Gouverneur nach Saratow, wo er sich durch seine Maßnahmen zur Aufrechterhaltung der Ordnung besonders hervortat. Besondere Energie bekundete Stolypin bei der Unterdrückung der Unruhen im Kreise Bolaschow und in der Stadt Saratow selbst. Im Mai dieses Jahres wurde er dann zum Minister des Innern im Kabinett Goremykin ernannt. Als solcher verstand er trotz der Spannung zwischen der Regierung und der Volksvertretung, sich die Achtung der Duma zu erringen. Die Antworten, die Stolypin auf verschiedene Interpellationen der Duma erteilt hat, wurden von der Duma ruhig angehört. Besonderen Eindruck machte seine Rede in Beantwortung der Interpellation der Angelegenheit des Bialystocker Massakres. Wiewohl er den Versuch machte, die Behörden in Schutz zu nehmen, erklärte er sich dennoch rückhaltlos als Gegner jeder Beamtenwillkür und gab die feierliche Versicherung ab, daß er alles tun werde, um die Gesetzlichkeit in der Verwaltung einzubürgern.



Peter Arkadijewitsch Stolypin, der neue russische Ministerpräsident



Das Theodor-Fontane-Denkmal für Neu-Ruppin
Entworfen von Prof. Max Wiese-Charlottenburg



Phot. Rehse & Co., München

Pallas Athene, modelliert von Franz Drexler
Bildwerk auf der neuen Maximiliansbrücke in München

Künstlerische Ausgestaltung der neuen Münchner Brücken

Es ist vielleicht manchem anfangs etwas verwunderlich vorgekommen, daß für die von Professor Fr. von Thiersch entworfene neue Maximiliansbrücke in München gerade die Figur einer Pallas Athene als dekoratives Hauptstück gewählt worden ist. Jetzt, da die mächtige Figur auf der linken Brüstung der mittleren Bogenbrücke ihren Platz behauptet, wird sich wohl niemand dem Eindruck entziehen können, daß es ein sehr glücklicher Gedanke des Künstlers war, in den Phantasiereichtum der Antike zurückzugreifen. Als Schützerin des Fortschritts in Kultur und Kunst ist diese Pallas Athene gedacht, die den ernsten Blick der Maximilianstraße zuwendet, das Weben und Streben der Menschen prüfend, um das Gute zu lohnen mit dem goldglänzenden Lorbeer, den sie in der gesenkten Rechten trägt, zum Wettstreit anzufeuern mit dem guten Symbolum, der Nike, die sie auf massiger Kugel in der Linken hebt. In edeln Formen steht sie da, die Lieblingstochter des Zeus, die Brust geschirmt mit des Göttervaters Schild, der Aegis mit dem flammenden Gorgonenhaupt; zur leichtgegürteten Hüfte und hinunter zu den kaum sichtbaren Sandalen wallt der Chiton in schönen Linien; nur an den beiden Armen ladet die Figur mit schön drapierten Gewandfalten etwas nach der Breite aus. Trotz der bedeutenden Größe (die Höhe beträgt 5,64 Meter) macht das Standbild, das aus Muschelkalk gehauen ist und ein Gewicht von zirka 400 Zentnern hat, durchaus den Eindruck eines in organischem, geschlossenem Zusammenhang mit der reichen ornamentalen Anlage der Maximiliansbrücke stehenden Bestandteils des Ganzen. Der Schöpfer des Werkes ist der Bildhauer Franz Drexler. G. B.

Das Fontane-Denkmal in Neu-Ruppin

Theodor Fontane, dem unvergeßlichen Dichter, der die Landschaft und das Volkstum der Mark in seinen „Wanderungen durch die Mark Brandenburg“ so feinsinnig geschildert und uns auch in seinen Romanen so wundervolle unvergängliche Bilder märkischen Lebens gegeben hat, soll in Neu-Ruppin, wo er am 30. Dezember 1819 das Licht der Welt erblickte, demnächst ein Denkmal gesetzt werden. Das Werk, das seinen Platz in den Parkanlagen vor dem Königstor erhalten wird, ist von dem Bildhauer Professor Max Wiese, dem langjährigen früheren Direktor der Königlichen Kunstgewerbeschule in Hanau, modelliert. Es zeigt den Dichter, wie er auf einer Wanderung, mit dem Buch in der Hand, den Blick ins Weite gerichtet, auf einer Bank ausruht. Die lebensvoll wiedergegebene Figur ist in Bronze ausgeführt. Die für das Denkmal erforderlichen Mittel werden von einem Komitee aufgebracht, an dessen Spitze der Landesdirektor Freiherr von Manteuffel, der bekannte konservative Parlamentarier, steht.

Der Hennebrunnen in Aschersleben

Ein neuer Zierbrunnen ist auf dem Marktplatz in Aschersleben, gegenüber dem Rathaus, aufgestellt worden. Stifter des formenschönen Monumentalwerkes ist der Verschönerungsverein Aschersleben, der im Einvernehmen mit seinem künstlerischen Beirat, Königlichem und Stadtbaurat Ludwig Hoffmann in Berlin, dem vielgenannten, durch erfolgreiche Arbeiten hervorgetretenen Münchner Bildhauer Professor Georg Wrba, zurzeit in Berlin, Entwurf und Ausführung übertragen hatte. Nun, da das Werk vollendet steht, lobt es seinen Meister. Aus achteckigem Bassin in Muschelkalk steigt eine fein gegliederte Säule; sie ist Träger der eigentlichen Brunnenschale, in der als figurales Hauptstück ein Pinguin sich zeigt; im Schnabel trägt dieser einen zappelnden Fisch, der Wasser speit gegen den den Brunnen krönenden durchbrochenen Baldachin. Der Baldachin und das dekorative Mittelstück sind in Bronzeguß ausgeführt wie die anmutig komponierten, auf Wassertieren wie Frosch, Schwan, Schildkröte und so weiter reitenden kleinen Tritonen, welche die Verbindung zwischen Brunnenbecken und Baldachin vermitteln. Die Figuren sind zum Teil in künstlicher Patina gegeneinander abgestimmt. Die Gesamtwirkung des Brunnens, der einen sehr sinnreich konstruierten Wasserkorb enthält und an die fünfzig Strahlen und Bäche spielen läßt, ist sehr glücklich und spricht aufs neue für die bedeutungsvolle Eigenart des Künstlers Wrba. Benannt ist der Brunnen nach einem Wohltäter des Ascherslebener Verschönerungsvereins. G.



Phot. Rehse & Co., München

Zierbrunnen für Aschersleben. Von Prof. Georg Wrba-München

Ferdinand von Saar †

Ein tragisches Geschick hat Deutsch-Oesterreich eines seiner hervorragendsten und geschätztesten Dichter beraubt. Ferdinand von Saar, der liebenswürdige Novellist und feinsinnige Lyriker, ist am 24. Juli einer Verletzung erlegen, die er, seit langer Zeit von einem schweren, unheilbaren Leiden gequält, tags zuvor sich beigebracht hatte. Der Dichter war am 30. September 1833 in Wien geboren. Er war erst einige Monate alt, als er Waise wurde, und ward von seinem Großvater und Paten Ferdinand von Nespern erzogen. Auf dessen Wunsch trat Saar nach Absolvierung des Gymnasiums in die Armee, verließ sie aber nach dem Kriege von 1859 den Heeresdienst und widmete sich ganz der literarischen Tätigkeit, zu der er sich schon seit Jahren hingezogen gefühlt hatte. Seine Jugendlyrik stand unter dem Einflusse Lenaus; in seinen ersten Theaterstücken und seinen ältesten Novellen ist eine leichte Anlehnung an Grillparzer zu bemerken, der den aufstrebenden jungen Dichter als ein vollgültiges starkes Talent anerkannte und sein Trauerspiel „Kaiser Heinrich der Vierte“ mit rückhaltlosem Lobe bedachte. Auf der Bühne ist dieses Stück Ferdinand von Saars, wie die Mehrzahl seiner andern Stücke, nicht erschienen. Dem großen Publikum war Ferdinand von Saar weit mehr als Novellist und als Lyriker bekannt, denn als Dramatiker. Als Perle seiner novellistischen Schöpfungen gilt „Innozenz“; daran reihen sich die „Novellen aus Oesterreich“, „Schloß Kostenitz“ und die Novellensammlungen „Schicksale“ und „Traumbilder“. Die lyrischen Schöpfungen Saars sind in verschiedenen Sammlungen erschienen; das Bedeutendste darunter sind die „Wiener Elegien“. Vor einigen Jahren hat der Dichter noch ein Buch „Nachklänge“, das neue lyrische Gedichte, zwei dramatische Fragmente und drei Novellen enthielt, und vor einigen Monaten einen Novellenband veröffentlicht.



Phot. Carl Strempels Nachf., Wien

Ferdinand von Saar

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Über Land und Meer

Nr. 46



Phot. Kaspar Holm

Dreher

Das Hamburger Bismarck-Denkmal

Von Bildhauer Hugo Lederer und Architekt Emil Schaudt

Totenschau

Italienischer Senator Chinaglia, ehemaliger Präsident der Abgeordnetenkammer, 22. Juli, Rom. — Professor Dr. Ernst Zaubitzer, hervorragender Pädagoge, 24. Juli, Weimar. — Professor Dr. Hermann Freiherr von der Goltz, Vizepräsident des preußischen evangelischen Oberkirchenrats, 71 J., 25. Juli, Berlin. — Wirklicher Geheimer Rat Karl Rudolf Emil von Bind, ehemaliger dänischer Gesandter in Berlin, 26. Juli, Berlin. — Joseph Kopp, Bildhauer, 67 J., 26. Juli, München. — Karl Gründorf, Schriftsteller, Freund Ludwig Anzengrubers, 76 J., 26. Juli, Wien. — Professor Dr. Ludwig Stacke, Historiker und Pädagoge, 90 J., Erfurt. — Otto Mühlbrecht, Verlagsbuchhändler, 69 J., Groß-Lichterfelde. — Professor Leopold Bode, Historienmaler, 75 J., 26. Juli, Frankfurt a. M. — Professor Gustav Kosack, Bildhauer, 82 J., 27. Juli, Berlin. — Dr. Hans Bockh, württembergischer Kammersänger und Opernregisseur a. D., 66 J., 28. Juli, Stuttgart. — Württembergischer Generalstaatsanwalt a. D. Ewald von Milz, 80 J., 29. Juli, Stuttgart. — Franz Freiherr von Lipperheide, Verlagsbuchhändler, 68 J., 30. Juli, München. — Universitätsprofessor Dr. Wilhelm Seelig, Nationalökonom, ehemaliger Reichstags- und Landtagsabgeordneter, 85 J., 31. Juli, Kiel.

Literatur

Unter dem Titel „Aus Goethes römischen Tagen" hat Julius Vogel, der kenntnisreiche Kustos des Leipziger Städtischen Museums, „Kultur- und kunstgeschichtliche Studien zur Lebensgeschichte des Dichters" zusammengefaßt (Leipzig, E. A. Seemann, gebd. 9 M.). Nach dem Wunsche des Verfassers, der, nebenbei bemerkt, allzu bescheiden denkt, wenn er glaubt entschuldigen zu müssen, daß sie von keinem Goethe-Forscher von Beruf stammen, sollen diese Studien nicht als ein Kommentar zu Goethes Italienischer Reise aufgefaßt werden, noch wollen sie den Spuren des Dichters während seines römischen Aufenthaltes bis ins einzelnste nachgehen. Das Ziel war vielmehr, in großen Zügen ein Kulturbild der römischen Zustände und des römischen Lebens zu Goethes Zeit zu entwerfen. Der Inhalt des Buches gliedert sich in die nachstehenden dreizehn Kapitel: Die Reise nach Rom — Johann Jakob Volkmann (der Verfasser eines dreibändigen Reisebuches über Italien, das als den Baedeker jener Zeit auch Goethe benutzte) — Rom und die Römer — Zur Ortskunde — Papst Pius VI. — Die Künstlerschaft — Die Kunstsammlungen — Die Antike — Die Kunst der Renaissance — Antiquare und Gelehrte — Gesellschaftliches Leben — Die römischen Bildnisse Goethes — Abschied von Rom. Wie schon diese einfache Uebersicht erweist, ist ein reiches Material in dem Buche verarbeitet, dem es als ein besonderer Vorzug gelten kann, daß ein Kunsthistoriker gerade unter spezieller Betonung des so gegebenen Standpunktes es geschrieben hat. Gedruckt ist das Buch mit der klar und äußerst vornehm wirkenden alten Breitkopfschen Fraktur, eine Originalradierung von Bruno Heroux, den Kopf aus Tischbeins bekanntem Goethebildnis zeigend, leitet es ein, weitere zweiunddreißig Bildertafeln in Autotypie geben Reproduktionen Goethescher Zeichnungen, einiger Bilder Tischbeins, Angelika Kauffmanns und so weiter, sowie von dreizehn der römischen Ansichten Piranesis und bilden so einen dankenswerten Schmuck des schönen Buches, das bei vielen alten und neuen Romfahrern Freunde finden dürfte.

— Von „Meyers Reisebüchern" (Leipzig, Bibliographisches Institut) ist unlängst der Band „Schweiz" (Preis 6,50 Mark) in neunzehnter Auflage erschienen, nach jeder Richtung hin sorgfältig verbessert und auch bis auf die neueste Zeit ergänzt, was durch die eingehende Behandlung der jetzt fertig gestellten Simplonbahn am besten erwiesen erscheint. An sonstigen Neuerungen in dem bewährten Reisebuche, das Exaktheit und billigen Preis vereinigt, seien speziell hervorgehoben zwei schöne Karten vom Albulagebiet und von Chamonix mit Umgebung. — Die fernerhin zur Ausgabe gelangte elfte Auflage des „Schwarzwald"-Führers der gleichen Sammlung (Preis 2 Mark) ist, was Karten angeht, durch eine solche von Badenweiler und Umgebung und eine Karte der hervorragend schönen südlichen Schwarzwaldtäler vermehrt worden.

Scharade

Ach, ich warb mit heißem Streben
Um das Glück an manchem Ort,
Doch in meinem ganzen Leben
Hatte ich verkehrtes Wort
— Streich vorher die ersten drei —
Segen und Erfolg dabei.

Gestern aber, als ich grollte,
Weil das Glück mir nichts beschert,
Fand ich endlich, was ich wollte,
Fand ich, was ich lang begehrt:
Rätselworte, ungezählt,
Bunt, wie sie mir stets gefehlt.

Aber mitten in dem Glücke
Wacht' ich auf und war erschreckt,
Denn nur eines Traumes Tücke
Hatte grausam mich geneckt.
Und nun seufz' ich fort und fort:
Ach, es war ja nur ein Wort. Dr. Sch.

Silbenrätsel

Jugendlicher Schöne prangte
Einst das erste Silbenpaar;
Den Göttern im Olympos reichte
Es stets willkommne Gabe dar.

Die dritte prangt in Wald und Garten
Im Blätterschmuck, im Blütenkleid;
Sie strahlt auch noch in hellem Glanze,
Wenn rings die Erde liegt beschneit.

Das Ganze aber — höchst prosaisch! —
Zu niederm Zweck nur wird verwandt:
Der Fuhrmann und der Marktgehilfe,
Sie nehmen's öfters in die Hand. F. M.-S.



Verkaufsladen der Hannoverschen Cakes-Fabrik auf der Dresdner kunstgewerblichen Ausstellung
Entworfen von Professor Fritz Schumacher (vergl. den Aufsatz a. S. 1105 u. ff.)

Homonym

Wo es heimlich im Grünen liegt,
Fein in die Landschaft eingeschmiegt,
Umgeben von Feldern und sanften Höhn,
Da hab' ich es immer gern gesehn.

Doch wo ich es mir oft unbedacht
Selbst in meine Sachen gebracht,
Da hat es mein Auge stets verletzt
Und mich nicht selten in Wut versetzt. Th. W.

Rätsel

Ein Berg im Orient wird rasch zum Säugetier,
Streichst du ein Zeichen fort; nenn, Leser, beide mir.
E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1078:

Des Silbenrätsels: Senegal — Herodes — Admiral — Kamerun — Eskadron — Seidelbast — Parabel — Eidechse — Amanda — Robinson — Elfenbein.
„Shakespeare."

Des Rätsels: Bodensee, Odense.

Richtige Lösungen sandten ein: Lisa aus Zürich, zurzeit in Bern (3); „Archibald Nußknacker" in Marein (2); „Pfiffikus" in Rostock (4); „Don Carlos" aus Hannover, zurzeit in Oberstdorf (3); Frau Annie Pelzer in Stettin (4); Gretel in München (3); „Erzschlaukopf" in Passau (3); Myriam in Warschau (2); Rosa Maurhofer in Zürich (4); Lambert in Züllichau; Erich K. in Wiesbaden (2); Julius Polatschek in Wien, zurzeit Sommerfrischler in Tirol (3); „Huckebein" in Eisenach (2); Meta in Lübeck (3); Eugenie F. in Luxemberg (2); Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg (2); Mathilde Hülße und Otto Hülße in Barkow bei Plau (2); Gustav Franck in Darmstadt (2); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (2); Clara M. in Bielefeld.

Aufruf des Deutschen Hilfsausschusses in San Francisco

Das entsetzliche Unglück, das am 18., 19. und 20. April unsre Stadt heimsuchte, ist der ganzen Welt bekannt. Erdbeben und Feuer haben das größte Verderben über uns gebracht, das je eine Stadt betroffen hat. Schwere Zeiten und harte Entbehrungen stehen denen bevor, die alles verloren haben und nun den Kampf ums Dasein von neuem beginnen müssen. Sicherlich wird sich der Notstand in kurzer Zeit noch fühlbarer machen wie jetzt. Von den 50000 bis 60000 Deutschen San Franciscos verloren die meisten alles. Etwa 130 deutsche Vereine und Gesellschaften retteten wenig von ihrer beweglichen Habe. Alle Vereins- und Turnhallen und nicht weniger als acht deutsche Kirchen sind ein Raub der Flammen geworden. Unsre zwanzig Gesangvereine besitzen kein Notenblatt, kein Instrument mehr. Die Schuleinrichtungen der deutschen Kirchen-, Freien und Turngemeinden, eine Anzahl von Schaubühnen und mindestens sechs umfangreiche Vereinsbüchereien sind gleichfalls vernichtet. Das Deutsche Hospital und das Deutsche Altenheim — zwar beide wenig beschädigt — sind in ihrem Fortbestehen schwer gefährdet, weil die Beiträge zu ihrer Unterhaltung zu versagen drohen. Für alle diese Verluste ist Ersatz und Hilfe nötig. Der Deutsch-Amerikanische Verband von Kalifornien hat unter Zuziehung der Konsuln des Deutschen Reiches und Oesterreichs, sowie einer Anzahl von Mitbürgern einen Hilfsausschuß ernannt, um Gelder zur Linderung der Not zu sammeln. Derselbe verspricht, alle einlaufenden Gaben gewissenhaft zu verwalten, an die Notleidenden zu verteilen und darüber getreulich Rechnung zu führen und abzulegen. Es bedarf kaum eines Hinweises, daß die Deutschen San Franciscos bei allen Gelegenheiten ihren Zusammenhang mit dem Kulturleben des alten Vaterlandes aufrechterhalten (zuletzt noch vor drei Monaten durch eine prächtige Mozart-Feier) und stets ihre Anhänglichkeit durch beträchtliche materielle Unterstützungen bewiesen haben. Wir zweifeln nicht, daß unsre deutschen Brüder in der ganzen Welt gern den Notleidenden beistehen werden. Gelder bitten wir an den Deutschen Hilfsausschuß z. H. des Herrn Henry Brunner, Cashier of the Central Trust Co., San Francisco, Kal., zu senden.

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Bormann, Edwin, Francis Bacons Reim-Geheimschrift. Leipzig, Edw. Bormanns Selbstverlag.
Flugblätter für künstlerische Kultur. Heft 1: Rée, Joh., Habe ich den rechten Geschmack? Heft 2: Dreßler, Willy O., Kultur der Feste. Heft 3: Moritz, Neue Theaterkultur. Einzelpreis je M. —.80; Subskr.-Preis je M. —.60. Stuttgart, Strecker & Schröder.
Friedmann, Fritz, Ilonka. M. 2.—. Berlin, Verlag Continent.
Griebens Reisebücher: Rügen M. 1.50, Dresden und Sächsische Schweiz M. 2.—, Karlsbad M. 1.50. Berlin, Albert Goldschmidt.
Hackenberg, Karl E., Rembrandt als Germane und Protestant. Leipzig, Julius Bädeker.
Haek, D., Der Geschäftsreisende. Handbuch für deutsche Geschäftsreisende im Deutschen Reiche und im Auslande. I. Teil. Berlin, E. Regenhardt.
Heller, Leo, Garben. Berlin, Harmonia-Verlagsgesellschaft.
Höcker, Paul Oskar, Dodi. M. 5.—. Berlin, Gebr. Paetel.
Kempf & Schuster, Das Freiburger Münster. Gebd. M. 3.—. Freiburg, Herdersche Verlagshandlung.
v. Kotze, St., Schwarz in Schwarz. M. 2.—. Berlin, Verlag Continent.
Krah, Ina, Die Hegelunds. M. 4.—. Berlin, R. Taendlers Verlag.
Krukenberg, Elsb., Ueber das Eindringen der Frauen in männliche Berufe. M. —.60. Essen, G. D. Baedeker.
Kubel, Die Apotheke zu Angerbeck. Gebd. M. 5.—. Wolfenbüttel, Jul. Zwißler.
Lanz, H., Wie sollen wir sprechen? Wien, Szelinski & Co.
Lindenberg, Paul, König Karl von Rumänien. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlagsbuchhandlung.
Lindenberg, Paul, Vom Donauquell zum Hellespont. Berlin, Ferd. Dümmlers Verlag.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Lebensfrühe

Die Geschichte eines Knaben

Von

Margarete von Oertzen

Um des Jungen willen waren sie in die Stadt gezogen, um des Jungen willen schlief das alte Herrenhaus auf dem Lande den langen Winterschlaf. Eines Tages hatten sie alle Gardinen herabgelassen und alle Thüren verschlossen, sie nahmen die Seele aus ihrem Heim — und als der Wagen um die Ecke der Dorfstraße bog, schwankend und ächzend, schaute ihnen das Haus mit toten Augen nach.

Aber was geschah nicht „um des Jungen willen“?

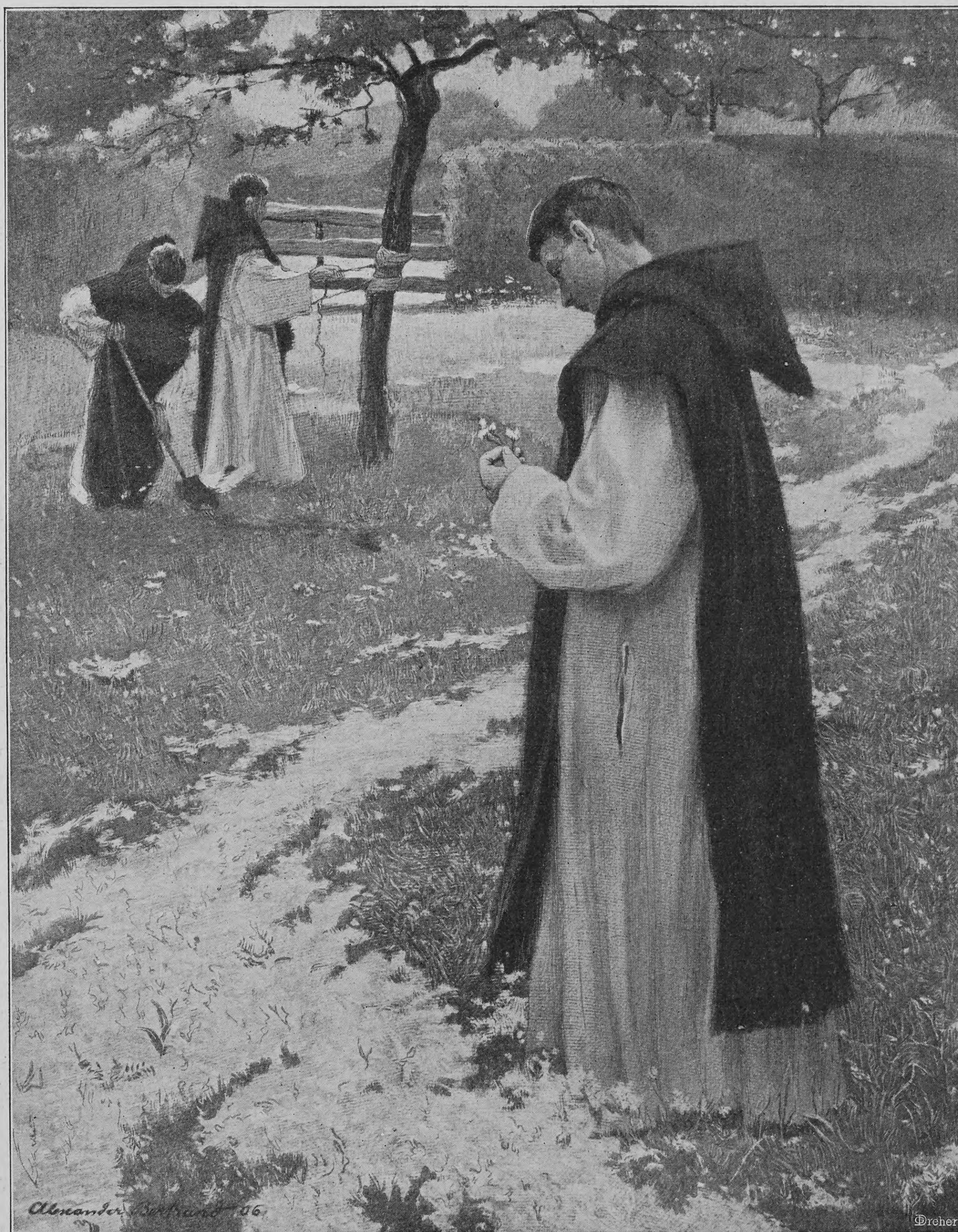
Der saß beim Kutscher auf dem Bock und pfiff sich ein Liedchen. Die schmutzigen Häuslerskinder auf der Straße sangen immer diese Melodie, und deshalb kam Hans sich sehr schneidig vor, wenn er sie zwanzigmal hintereinander wiederholte.

In seinem weißblonden Haar spielte der Wind. Der elfjährige, von Kraft strotzende Bursche blickte um sich. Jetzt ging's in die Welt hinaus, hurra, in die Welt! Sein Paradies sollte fortan nicht mehr der Pferdestall sein oder die raucherfüllte Inspektorstube — o nein, darüber war er nun hoch erhaben —, man siedelte seinetwegen in die Stadt über, damit er etwas lerne. Den blassen und stetig verliebten Hauslehrer war er glücklich los. Er hatte ihn „weggegrault“, und so war man zu der Einsicht gelangt, daß Hans, der Bengel, nicht mehr zu bändigen sei und daß man guttue, ihn so rasch als möglich in die sichere Hut der Schule zu geben.

Als man ihm diese demütigende Eröffnung machte, war er durchaus nicht zerknirscht, wie der Familienrat erwartet hatte. Ein völlig unberechtigter Stolz schwellte seinen Busen, und er warf sich in die Brust, die Hände in den Hosentaschen, wie ein Sieger, der das Feld behauptet hat.

Da lächelte der Familienrat . . . du lieber Gott! Er bestand ja nur aus der alten Großmama und dem Vater, denn die süße, lustige kleine Mutter des weißblonden Jungen hatte sein Leben mit dem ihren bezahlen müssen und konnte nicht mehr hell und übermütig lachen wie einst — von dem Tage an, da sie plötzlich so ernst und still die Augen schloß, hatte ihr Mann ein schweres Herzleiden davongetragen. Der Stärkste war er nie gewesen — und nun sein Liebstes von ihm gerissen, mußte er noch einmal von vorne anfangen zu leben, hilfloser als der Säugling, der, strampelnd, schreiend, von der ersten Stunde an ein Unband war.

Durch Jahre zog sich diese körperliche und seelische Hilflosigkeit hin, die sich beinahe zu kindlicher Scheu steigerte. Endlich empfand seine alte Mutter, die eine halbe Tagereise von dem Gute des Sohnes einsam in einer kleinen Landstadt lebte, Erbarmen mit den Verlassenen, packte ihre Siebensachen und erschien eines Sonntags abends wie ein Engel vom Himmel. Ganz leicht



Cardamine pratensis. Nach einem Gemälde von Alexander Bertrand
(Aus der diesjährigen Großen Berliner Kunstausstellung)

war es ihr nicht geworden, so ihre Gemütlichkeit aufzugeben und ihr beschauliches Dasein mit der Unruhe eines zerfahrenen Haushalts zu vertauschen. Sie hatte auch ihre Eigenheiten und liebgewordenen Gewohnheiten ... aber einst hatte sie ihrem Sohne Ludwig gesagt — und das war an seinem Hochzeitstage: „Kinder, ich geh', denn eine Dritte ist vom Uebel, sei's selbst die eigne Mutter. Solltest du mich je brauchen, na, so bin ich da!"

Eingedenk dieser Worte ging sie, ihrem verwitweten Sohn und dessen mutterlosem Kind ein wenig Wärme und viel stille, treue Liebe ins Haus zu bringen.

Sie fand eine Wirtschaft vor, die ihr den Atem versetzte — die reine Junggesellenwirtschaft.

Der damals achtjährige Hans war damit beschäftigt, für den kranken Vater Tee anzubrühen in einem zerbrochenen Suppentopfe. Der Vater saß im Lehnstuhle am Fenster und las laut vor aus dem „Rasenden Roland". Zum Abendbrote waren Heringe aufgetischt, und im Bett des Jungen, das seltsamerweise in der Wohnstube neben dem Ofen stand, lag Bré, der alte Dackel, und schnarchte.

In dies Stilleben platzte Großmuttchen hinein und schlug auch sofort die Arme über dem Kopf zusammen. Unter ihrer gerechten Entrüstung suchte sie ihre Wiedersehensrührung zu verbergen und rief einmal über das andre durch all das Küssen und Jubeln hindurch:

„Ne, ist so was möglich! Der Hund im Bett, der schmutzige Hund im Bett, und das Teewasser kochst du ja woll in einem Leimtiegel, mein Jung'? Sagt bloß, ist das erhört, mit dem rasenden Roland willst du woll dem Bengel den Kopf verdrehen? I, Kinder, Kinder, euch merkt man wahrhaftigen Gott die gänzliche Abwesenheit von einem tüchtigen Weibsstück an — na, is schon gut, is schon gut, wird schon werden, wird schon werden."

Hier faßte sie Hans an den Schultern, und in ihren Augen blinkte es hell und sonderbar. Dann gab sie ihm einen freundschaftlichen Klaps auf den weißen Kopf.

„Renn mal, daß sie mein Gepäck auch richtig besorgen."

„Das will ich schon tun," meinte der Junge, „wenn du auf Papa achtgibst so lange."

„Na, fix!" sagte der Vater belustigt. „Mir passiert nichts."

Als sie den Jungen die Treppe hinabpoltern hörte, trat Großmama rasch neben ihres Sohnes Stuhl.

„Ludwig," flüsterte sie eindringlich, „steht es so? Warum schriebst du mir nicht früher? Du weißt ja, ich blieb nur aus Bescheidenheit fort — ich fürchte immer, mich aufzudrängen — und nu sieht's bei euch aus wie in einem Indianerwigwam, und der Bengel muß dich hüten, als sei er der Vater und du seist das Wurm von einem Kind!"

„Muttchen," erwiderte Ludwig Eichner mit dem ihm eignen wehmütigen Lächeln, „es macht dem Jungen Spaß so, und er bildet sich auch tatsächlich ein, mir an Kraft und Erfahrung bedeutend über zu sein. Er ist es gewöhnt, mich viel stillsitzen zu sehen, und da hat sich's allmählich in seinem kleinen Dickkopf fest eingeprägt: ‚Papa ist krank, weil er nicht herumläuft wie ich.'"

„Bist also ein Stubenhocker geworden? Und da draußen all die grüne Pracht, die schreit einen ja förmlich an mit ihrer Sommerschönheit! Und du —"

„Und ich hab' für den Schrei kein Ohr mehr. Die Sonne macht mir Herzklopfen. Oft hab' ich das Gefühl, als stäke mir eine gläserne Glocke in der Brust statt des Herzens — ein trauriger Kerl, dein alter Sohn, was, Muttchen?"

Großmuttchen hatte sich wieder abgewendet.

„Vor allen Dingen den Hund mal aus dem Bett ..."

Nach einer Weile sprach sie sehr ruhig: „Eine gläserne Glocke! Das is 'n Schnack, und Schnack mag ich nich!"

„Jetzt hab' ich dich wieder," klang es leise vom Stuhle her. „O Gott, all die lieben Redensarten! Sag mal, Dickus, Muttchen, hast du auch noch das Mutterfell?"

„I, wo werd' ich nicht! Es hängt zwar nur so in den Gräten, aber trennen tu' ich mich nicht von ihm, um keinen Preis. Zwanzig Jahre ist es schon alt, und die Kaninchenhäute lassen die Haare — aber — du neckest mich immer so gern damit — und den schönen Namen hast du ihm auch gegeben. Sieh, da kommt ja der Jung' und bringt es angeschleppt."

In der Tat brachte Hans ein rätselhaftes Etwas, das sich alsbald als ein Radmantel aus schwarzem Tibet, mit Kaninchen gefüttert, entpuppte. Der Pelz befand sich in sehr desolatem Zustand und war an einigen Stellen ganz kahl.

Großmama wickelte sich mit viel Behagen in das merkwürdige Kleidungsstück und nahm Platz auf dem alten Ledersofa.

„Jetzt bin ich ein andrer Mensch," erklärte sie, „nur im Mutterfell kommen mir die guten Gedanken. Jetzt wollen wir mal ein vernünftiges Wort miteinander reden. Hans, sieh mal nach den Goldfischen."

„Ich hab' doch bloß eine Kröte, die wohnt im Hühnerstall und heißt Elvira."

„Na, so sieh mal nach Elvira."

„Aber ich möcht' 'n Hering."

„Hans ist furchtbar gefräßig," sagte Eichner. „Ich sage ihm immer, er bekommt eine Magenerweiterung. Was der vertilgen kann, ist unglaublich —"

„Vieles ist unglaublich," sagte Großmuttchen orakelhaft, „aber paßt auf, jetzt ist wieder 'ne Frau im Haus. So 'ne Frau ist doch wie eine frische Brise, wie eine Säule, die alles stützt, wie —"

„Dickus, das ist schon eine tüchtige Säule mit einem respektabeln Durchmesser!"

„Junge, das is 'n Schnack, und Schnack mag ich nich. Hans, du nimmst den Hund und einen Hering und gehst in den Garten. Aber 'n bißchen plötzlich!"

Hans pfiff dem Hunde Bré, ließ sich das mit dem Hering nicht zweimal sagen und schlenderte mit einer künstlich aufgesetzten Miene äußerster „Wurstigkeit" in den verwahrlosten Küchengarten, wo er rohe Erbsen und rohe Gelberüben in großen Mengen verzehrte. Dann legte er sich ins Gras, Bré kroch ihm auf den Schoß, und beide träumten.

„Bré, du hast Flöhe," sagte Hans nur einmal. Dann war's lange still.

Unterdessen fiel in der Wohnstube das große Wort: Hauslehrer.

Großmuttchen sprach von umfassenden Veränderungen in jeder Beziehung, und der kranke Mann mit der ängstlichen Scheu vor allen Neuerungen lauschte in verlegenem Staunen, indem seine schlanken Finger nervös an der Decke zupften, die sein Junge sorglich über ihn gebreitet.

„Wir waren bisher ganz glücklich so," sagte er endlich zögernd.

„Da sieht man den Egoismus!" ereiferte sich Großmuttchen. „Daß du dem Jungen eine Erziehung schuldig bist, das ist dir wohl nie eingefallen? Der Bengel verwahrlost hier mit dem Dackel Bré und der Kröte Elvira, und du ließest dir am liebsten den Bart um den Tisch wachsen wie Friedrich Barbarossa. Ein Junge muß aber erzogen werden und das gründlich und immerzu, er darf gar nicht zu Atem kommen vor lauter Erziehung! Dein Hans steht noch da wie der Lehmklumpen, bevor der liebe Gott einen Adam aus ihm machte — die Seele sollen wir nun einhauchen."

„Je, Muttchen," flüsterte Eichner beinahe zitternd, „der Junge ist so ein ganzer kleiner Mensch — so zart bei aller überschäumenden Lebenskraft — wir zwei sind nun mal Sonderlinge. Laß uns doch."

„Mein Lieber, du hast es hinter dir, und er hat's vor sich. Frische Elemente müssen ins Haus. Ich habe die Absicht, gründlich Staub zu wischen. Ein Hauslehrer kommt, und zwar sehr bald! Du hattest auch einen Kandidaten, es ist das einzig Wahre."

Eichner richtete sich halb auf, seine Wangen röteten sich.

„Und so ein fremder Mensch, der meist selbst noch nicht trocken hinter den Ohren ist, der soll's mit meinem Kinde besser verstehen als ich? Muttchen, Muttchen!"

„Ja, das glaube ich entschieden. Hast du Hans schon mal gehauen?"

„Allerdings — gehauen gerade nicht — aber ich habe ihn schon sehr ernst zur Rede gestellt."

„Na, siehst du!" triumphierte Großmuttchen. „Das ist reizend. Und auf diese Weise will der Mann Jungens regieren!"

Sie erhob sich und lief im Mutterfell durch das Zimmer. Eichners Augen verfolgten sie lächelnd. Er hatte wieder das eigentümliche Blinken in ihrer grauen Pupille bemerkt.

„Bin ich ein Monstrum?" rief sie, vor ihn tretend. „Will ich dein Kind dem Moloch in die Arme werfen, weil ich ihm einen Hauslehrer engagiere?"

Da streckte Eichner ihr die Hand entgegen: „Es wird wohl sein müssen. Ich füge mich."

Von diesem Abend an konnte man Großmuttchen im Mutterfell durch das Haus fegen sehen, allenthalben Ordnung schaffend.

Eichner ließ den Sturm mit der Miene eines stillen Dulders in frommer Ergebenheit über sich ergehen, Hans brachte jedoch dem großmütterlichen Regiment einen lauten und energischen Widerstand entgegen. Als man ihm mitteilte, demnächst werde nun ein Hauslehrer, der Kandidat Herr Meyer-Stribensky, in Eichsleben ankommen, sagte er, seinen Suppenlöffel klatschend in den Teller werfend: „Den alten Ochsen brauche ich nicht!"

Eichner errötete, wie immer, wenn Hans „etwas getan hatte", und verließ unter irgendeinem Vorwande das Zimmer. Sein gutes Muttchen dünkte ihn der reine Zahnarzt — der meint es auch gut und reißt bald diesen, bald jenen Zahn aus, und jeder Zahn bedeutete hier eine alte, liebgewordene kleine Gewohnheit. Fast schämte er sich vor seinem Jungen, der ihn oft so groß und unbewußt vorwurfsvoll ansah: ‚Warum ist es nicht mehr wie früher? Warum ist es anders geworden?' Das stand nur zu deutlich in seinen Blicken geschrieben. Nur Bré war derselbe geblieben und scheute sich sogar nicht, zuweilen auf Großmamas Mutterfell ertappt zu werden.

In der Eßstube war es still, sehr still, und so getraute Eichner sich wieder auf den Schauplatz der Missetat seines Jungen. Die Suppe war abgetragen, Großmama offenbar in die Küche gegangen. Hans stand schweigend am Fenster und sah den Spatzen zu, die sich draußen im Hofe tummelten. Seine linke Gesichtshälfte flammte in glühendem Rot.

„Hans?"

„Vater!"

„Hans, hast du geschlafen?"

„Nö."

„Wovon ist deine Backe so heiß?"

Keine Antwort.

„Na, Junge, Mund auf, wenn du gefragt wirst!"

Hans drehte sich auf dem Absatz herum und starrte unverwandt auf seines Vaters Stiefelspitzen. „I — Großmama und ich — wir haben uns bloß geprügelt ..."

Eichner biß die Lippen zusammen. Ein Wehgefühl und doch wieder eine unwiderstehliche Lachlust waren in ihm. Das Wehgefühl gewann die Oberhand, und da Großmama selbst mit einer dampfenden Bratenschüssel erschien, konnte er nur stumm auf Hansens feurige Wange deuten.

„Das war ich," sagte Großmama gelassen. „Ich habe ihm für den alten Ochsen eine Maulschelle gegeben."

„Hm," stieß Eichner hervor und zerkrümelte sein Brot. „Hm — ich — im allgemeinen — man verletzt so leicht — das — hm — so zarte Ehrgefühl —"

Großmama richtete voll ihre Augen auf ihren Sohn, und es dämmerte darin wie von einem Schmerz. Aber sie erwiderte kein Wort.



Durstige Kehlen. Nach einem Gemälde von Karl Pippich

Draußen zwitscherten noch immer die Spatzen, und Hans sah ihnen noch immer zu. Jetzt sagte er langsam, ohne sich zu wenden: „Das macht ja gar nichts, Vater. Ich habe die Maulschelle doch man bloß von einem Frauenzimmer bekommen.“

Aus Großmuttchens gekränkten Augen brachen Tränen und Lachen. In der nächsten Sekunde hielt sie den sich heftig sträubenden Jungen in ihren Armen und herzte und küßte ihn.

Von Stund' ab ging Hans für sie durchs Feuer, und im Pferdestall und in der Küche erzählte er den Hofjungens mit wahrhaft strahlendem Stolz: „Ich sag' euch, die kann hauen — da nehmt euch in acht, Kinnings, das geht mit so 'n Wupptich ...“

„Das is woll Telegraphie ohne Draht?“ sagte der alte Inspektor. Dann nahm er den Jungen mit zu den Fohlen.

„Genieße dein Leben nur recht die paar Tage, denn wenn der alte Hauslehrer erst da ist, mußt du von früh bis spät bei die alten Bücher sitzen, und so 'n Kerl versteht ja doch rein gar nichts von Sweine und Landwirtschaft im allgemeinen. Hast du schon mal 'n Kandidaten gesehen, der 'ne Kuh melken kann? Oder der weiß, ob ein Boden für Rüben oder für Roggen taugt? He, was?“

Der ganze Hof bemitleidete in ehrlicher Trauer den armen Jungen, gerade als sei der leibhaftige Teufel für ihn bestellt.

Noch nie war Jochen, der Kutscher, so ungern zur Station gefahren, als an jenem funkelnden Hochsommermorgen, der Herrn Meyer-Stribensky nach Eichsleben brachte. Er spannte seinen störrischsten Gaul ein und und schwor innerlich, den Kandidaten mindestens einmal in den schönen, weichen Lehm des Straßengrabens zu legen.

Großmuttchen selbst befand sich in höchster Aufregung. „Wenn er kommt, laß mich zuerst mit ihm reden,“ sagte sie zu ihrem Sohne, „damit ich seine Methode kennen lerne. Und dann soll er frühstücken, denn Kandidaten frühstücken gern zu jeder Tageszeit.“

Sie erwartete die Ankunft des Wagens mit Hans auf der Terrasse. Mit halbstündiger Verspätung traf Herr Meyer-Stribensky in Eichsleben ein. Jochen auf dem Bock unterdrückte mit Mühe ein Grinsen. Jung, rosig, hellblond, breitschulterig — das war Herr Meyer-Stribensky. Auf dem Kopfe trug er einen eingedrückten Hut, die rechte Seite seines mausgrauen Rockes zeigte eine dicke Lehmkruste.

Ihn erblicken und in lautes Jubeln ausbrechen, war für Hans das Werk einer halben Sekunde.

„Ja,“ hub der Kandidat an, „die Götter hatten beschlossen, daß ich mit Erda Bekanntschaft machte — und Grane, das edle Roß, warf uns in den Graben —“

„Das is ja gar keine Erde, das is ja Lehm!“ rief Hans. „Und das olle Vieh heißt nich Grane, es heißt Jakob!“

Großmama begrüßte den Kandidaten unter vielen Entschuldigungen, daß ihm gleich ein solches Mißgeschick widerfahren. Nur das von den Göttern wollte ihr nicht gefallen. Und sie vermißte auch die übliche Magerkeit und Bläße, die so viel Vertrauenerweckendes hat.

Dagegen war Hans entzückt. Herr Meyer-Stribensky hatte den boshaft blickenden Jakob auf den Hals geklopft:

„Lauf, Brauner, dich brauch' ich nicht mehr ...“

Nun hieß es, dem Kandidaten gehörig auf den Zahn fühlen.

Großmama führte ihn in die Wohnstube.

„Hans, hol mir das Mutterfell. Dank' dir, mein Jung'. Du kannst gehen.“

„Sehr hübsch hier,“ begann Herr Meyer-Stribensky, indem er seine Blicke um und um schweifen ließ wie ein lieber Verwandter, der auf Besuch ist. „Haben gnädige Frau auch ein Klavier im Hause?“

„Ne,“ erwiderte Großmama kratzbürstig, „haben Sie einen Lehrplan bei sich?“

„Massenhaft,“ rief Herr Meyer-Stribensky aus. „Zwangvolle Plage — Müh' ohne Zweck —“

Großmama wurde es wunderlich zu Sinne.

„Ob Sie einen Lehrplan bei sich haben, möcht' ich wissen.“

„Gnädige Frau! Mein Lehrplan ist in meinem Kopfe. Ich habe eine besondere Methode, meinen Zöglingen den Unterricht anschaulich zu machen — bitte, gnädige Frau, sich davon zu überzeugen — mehr kann ich nicht sagen —, aber meine Methode hat phänomenale Erfolge gezeitigt —“

„Schon gut,“ sagte Großmama hastig, „dann essen Sie jetzt etwas, und später werde ich Sie meinem Sohne vorstellen. Bitte, hier rechts.“

Herr Meyer-Stribensky verbeugte sich mit tadelloser Eleganz und entfernte sich in die Eßstube.

Großmama schlich zu Eichner in dessen Bibliothek.

„Na, wie ist er?“ fragte Eichner gespannt.

„Wie soll er sein?“ erwiderte Großmama. „Er hat sehr was Apartes.“

Um keinen Preis hätte sie zugegeben, daß sie enttäuscht war. Den Triumph sollte ihr Sohn denn doch nicht erleben.

Im stillen aber beschloß sie, mit Argusaugen über Lehrer und Schüler zu wachen. Im Mutterfell saß sie so manche lange Stunde und wohnte dem Unterricht bei. Rechnen, Lesen, Diktat, Geschichte — nein, sie entdeckte nichts Verdächtiges und gestattete sich sogar dann und wann ein Nickerchen. Nach Verlauf einer Woche nahmen ihre Hausfrauenpflichten sie derart in Anspruch, daß sie immer häufiger mit rasselndem Schlüsselbund aus der Schulstube eilte und endlich ganz fortblieb.

Das ging so einen Monat, zwei Monate — da fiel ihr eine merkwürdige Veränderung in des Jungen Redeweise auf. Eine Satzbildung, die ihres Wissens in keiner deutschen Grammatik gelehrt wurde. Ein schwarzer Plan reifte in Großmamas Gehirn. Sie, die stets Offenherzige, die alle Winkelwege verabscheute und sogar einem Gespenst auf den Leib gerückt wäre, sie gab sich mit Schlüssellöchern ab.

Als wieder einmal „Deutsch“ für die Stunde vorgemerkt war, schlich sie lautlos an die Thür, duckte sich und schaute durchs Schlüsselloch.

Im Hofe knallte ein Knecht mit der Peitsche — die Magd ging über den Flur — Großmama zuckte zusammen wie eine arme Sünderin und dachte: ‚Wenn dich nu jemand ertappte! Die Erziehung ist doch eine schwere Sache.‘

Jetzt sagte Herr Meyer-Stribensky drinnen: „Hans, steck mal den Schlüssel ein, der hängt schon wieder am Nagel, das stört mein ästhetisches Gefühl. Ein Schlüssel gehört ins Schlüsselloch.“

„I, sieh mal, du entfamtes Kandidatenküken, ästhetisches Gefühl! Na, die Ohren kannst du mir nicht verstopfen, hören kann ich deinen Drähnschnack immer noch.“

Es wurde dunkel vor ihren Augen, und sie vernahm gleich darauf Herrn Meyer-Stribenskys Stimme:

„Hättest du fleißig
Die Kunst gepflegt,
Jetzt käm' dir's wahrlich zu gut;
Doch lässig warst du
Stets in der Lehre:
Was willst du nun Rechtes rüsten?“

Großmama hielt den Atem an.

Des Jungen leise Antwort drang nicht bis an ihr Ohr, doch begannen jetzt beide wie aus einem Munde:

„Hahahei! Hahahei!
Hahahei! Hei! Hei!
Hoho! Hoho! Hoho!
Heiaho!“

Das war zu viel für Großmama. Sie rannte, ihren Sohn holen.

„Du, komm mal ganz geschwind und hör bloß, was die beiden in der Stunde treiben. Ich zittere am ganzen Leibe, sie gröhlen wie die Wilden!“

Eichner folgte ihr kopfschüttelnd und faßte ebenfalls Posten an der Thür.

Herr Meyer-Stribensky:

„Welcher Glanz glitzert dort auf?
Näher schimmert
Ein heller Schein;
Es rennt wie ein leuchtendes Roß,
Bricht durch den Wald
Brausend daher.
Naht schon des Wurmes Würger?
Ist's schon, der Fafner fällt?“

„Siegfried,“ sagte Herr Eichner gelassen. „Das ist nur aus Richard Wagners Siegfried. Der Deibel hole Herrn Meyer-Stribensky!“

Er klinkte die Thür auf und spazierte, Großmama in der Nachhut, in Zimmers Mitten.

Herr Meyer-Stribensky stand mit leuchtenden Augen und hochgeröteten Wangen am Fenster, Hans saß höchst gemütlich neben Bré auf dem Sofa. Man sah allen an, daß sie sich in einer gewissen weihevollen Stimmung befanden.

„Sagen Sie mal,“ fuhr Großmama los, „gehört dies Hahei und Hoho zur deutschen Grammatik?“

Eichner legte beschwichtigend eine Hand auf Großmamas Schulter.

„Verehrtester,“ sagte er sehr sanft, „ich bedaure unendlich, aber es wäre mir recht lieb, wenn Sie mir Aufklärung darüber schaffen wollten, was Sie veranlaßt, dem Kinde den ‚Siegfried‘ aufzutischen?“

„O,“ erwiderte Herr Meyer-Stribensky, „mit Vergnügen werde ich das. Ich bin nämlich ein großer Wagner-Schwärmer — ich spiele Ihnen auf dem Klavier jeden Wagner, den Sie wollen — und für mich gehört es eben zur höheren Bildung, diesen Unvergleichlichen zu kennen, was sage ich — zu essen, zu trinken, einzuatmen — seine Musik und seine Rede fließen wie Blut durch unsre Adern — Götter sind wir mit den Göttern —, und da habe ich es mir zur Aufgabe gemacht: wo ich ein junges Menschenkind sehe, will ich es dem ewig frischen Quell zuführen, dem leuchtenden Licht. Fragen Sie Hans, ob ihm Siegfried nicht lieber ist als das große Einmaleins?“

„Am liebsten ist mir der greuliche Wurm, der mit der Fresse,“ sagte Hans.

Großmama mußte sich setzen.

„Ja, aber —“ bemerkte Herr Eichner schüchtern. „Ihre Begeisterung in Ehren — aber der Junge braucht zum Leben einen tüchtigen Schulsack und nichts mehr. Der Bengel kann das ja gar nicht verdauen, was Sie ihm da vorsetzen!“

„Entschuldigen, ich bin ein heiterer Philosoph. Hat der Junge seine Pflicht getan — und er ist hell, er ist fleißig, er lernt famos —, dann erhält er zur Belohnung etwas Wagner. Mühten wir uns erst zusammen, so genießen wir später zusammen. Solche Minuten sind köstlich. Und das eben ist meine Philosophie: köstliche Minuten soll man wie schimmernde Tropfen vom Born des Lebens in die geöffnete Hand rollen lassen, es ist etwas wunderbar Vergängliches und Ewiges um ihren Glanz!“

Eichner betrachtete den Kandidaten aufmerksam. Er hatte sich warm geredet.

„Sie sind noch so fürchterlich jung,“ sagte er lächelnd, „doch ich glaube, Sie meinen's ehrlich. Wissen Sie was? Die Kinderdressur geben Sie auf und widmen Sie sich der Musik. Das scheint mir das einzig Richtige.“

Da schlug Herr Meyer-Stribensky die Augen nieder: „Ich besitze nicht die nötigen Mittel — leider —“

„Die alte Geschichte!“ murmelte Eichner gedankenvoll. „Im übrigen — meine verstorbene Frau hatte auch so ihre kleinen musikalischen Passionen — droben in ihrem Zimmer steht noch der Blüthner — niemand hat die Tasten mehr berührt, seit sie — mich — uns verließ. Ich wäre wohl bereit, Sie hinaufzuführen — wenn Sie ihn mal probieren wollten.“

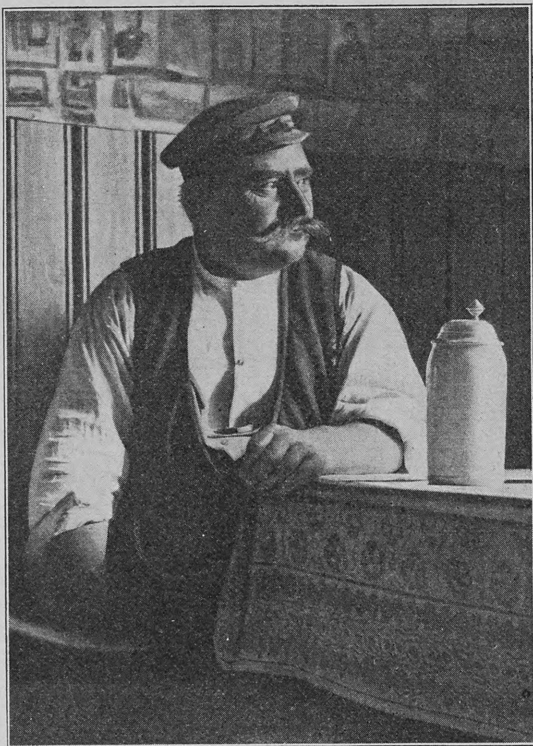
Hans sprang auf die Füße. Was, Mamas Stube, zu der Papa den Schlüssel immer in der Tasche trug, das Heiligtum sollte sich öffnen? Und das verhängte Klavier sollte singen?

Großmama schwieg mit fest zusammengekniffenen Lippen. Es war sehr, sehr schlimm, wenn sie schwieg, indessen ging sie mit den andern, ganz stumme Auflehnung.

Herr Meyer-Stribensky war über und über in Glut getaucht.

(Fortsetzung folgt)





Der Wirt

Tiroler Bauernbäder

Von

Otto Ewald

(Hierzu zehn Abbildungen nach Originalaufnahmen des Verfassers)

Der Besuch der Tiroler Alpen ist bereits zu einem förmlichen Sport geworden. Kein Tal ist so versteckt, kein Gipfel, kein Gletscher so hoch, daß nicht während der Reisezeit die Sommerfrischler und Bergkraxler alles überfluten würden. Man sollte meinen, es sei schon kein Winkelchen mehr übrig, wohin sich der Strom der erholungsbedürftigen Städter nicht ergösse. Und doch ist dies der Fall! Das Mittelgebirge des Pustertals und zur Seite der Brennerbahn birgt noch so manche stille Plätzchen, die von den Reisebüchern gar nicht oder nur ganz flüchtig erwähnt werden und wohin der landläufige Gebirgsbummler demnach nicht zu wallfahrten für nötig erachtet. Bestenfalls geht er an den bescheidenen Oertlichkeiten achtlos vorüber, trotzdem sie manchmal eine ganz reizende Lage haben, ein wenig hoch zwar und oft nur auf steinigen Saumpfaden zu erreichen; leider fehlen auch elegante Hotels, modischer Komfort und lukullische Atzung vollständig. Dagegen bieten sie reine unverfälschte Natur, denn es handelt sich um die sogenannten „Bauernbadeln“, eine ganz originelle ländliche Kulturerscheinung, welche sich aus der ruhigeren Vergangenheit in unsre nervös hastende Zeit herübergerettet hat.

Versteckt in den Bergen entquellen zahlreiche heilkräftige Wässerlein dem harten Gestein, die zum Teil bereits seit Jahrhunderten bekannt sind. Einzelne wurden sogar schon von den alten Römern benutzt, nachdem diese unter Kaiser Augustus die rätischen Alpen in Besitz genommen hatten.

Später von allen Ständen der Tiroler Bevölkerung in Anspruch genommen, machten sich's in den schwerer zu erreichenden nach und nach immer mehr die Bauern bequem. Der Wandertrieb steckt ja dem Tiroler Landmann im Geblüt, und so zieht er nach Erledigung der Sommerarbeit gern in irgendein entfernteres „Badl“, manchmal allein, manchmal mit Weib und Kind, mit Knecht und Stalldirn. Da möcht' er seine Ferien halten, ausschnaufen, seine wirklichen oder vermeintlichen Gebresten kurieren und, wenn auch dieses nicht, sich wenigstens einige gute Tage antun. Der Ersparnis wegen werden dann wohl Betten, Kochgeschirre, ja sogar Mundvorräte von den „minderen Leuten“ gleich mitgeschleppt, was die Wirtsleute nicht weiter geniert. Sie kriegen's auf andre Weise schon wieder herein, nämlich für das massenhaft vertilgte Getränk, für Lieferung des zum Kochen benötigten Holzes und von den sich stets außerdem einfindenden „bessern“ Leuten.

Ludwig Steub und Heinrich Noë haben vor Jahren den Humor einzelner dieser bäuerlichen Kuranstalten aus Brixens Umgebung sehr ergötzlich geschildert. Von diesen verschwand aber inzwischen Vahrn wegen des Bahnbaues vom Erdboden und wuchs sich dann, wie Schalders und Burgstall infolge von Bränden, zu städtisch angehauchtem Badeorte mit entsprechenden Preisen aus. Immer aber findet man noch manche Bauernbadeln, die sich ihren urwüchsigen Charakter bewahrten und wo die „Stadtfracks“ den angestammten Besuchern ihr gemütliches Dolce far niente noch nicht „verekelten“. Man muß sich nur die Mühe geben, sie aufzusuchen.

Da ist zum Beispiel von den vielen nach und nach meiner Kamera einverleibten das hoch oberhalb der Brennerbahn gelegene Heubad Plazbon zu nennen, eines der merkwürdigen Etablissements, wo die Bauern wegen ihres „Reißmathias ins Heu liegen gehen“, will sagen: wo man sie behufs Vornahme einer Pferdeschwitzkur bis an den Hals in das frische, duftige Grün vergräbt. Zwei Leintücher, als Sack zusammengenäht, verhindern die direkte Berührung der kratzigen Halme mit den zarten Bauernhäuten. Da ist Badl St. Isidor, das von waldiger Höhe auf Bozen herabschaut. Fern der Welt, ist man doch nicht außer der Welt, denn tief drunten sieht man die geschäftige Menge Bozens winklige Gassen durchhasten und im Dämmer der Nacht krümmt sich der Schnellzug Verona—Kufstein gleich einem feurigen Tatzelwurm das weithin sichtbare Tal entlang. Ferner bei Kaltern am Absturz der Mendel das Badl Pfus, dessen Wirtin auf meine Frage nach den Bestandteilen des Heilwassers die lehrreiche Erklärung abgab: „Ja, i woaß nit!“ — dann, an den Wänden herumsuchend: „Wo is denn nur jetzt 's G'druckte? — da steht's drauf!“ — Pfus hat nur ein einziges heilkräftiges Wässerlein, während mehrere Tiroler Badeln ein Herz-, Augen- und Magenwasser spenden, von denen letzteres, wenn man nach dem Einhauen gleich bei den ersten Mahlzeiten schließen darf, ganz besonders rasch auf die Leute zu wirken scheint.

Badl Gfrill liegt weit oben an dem nach Welschtirol hinüberleitenden Gampenpaß, wo ich mich wegen eines vom Joche herabrasenden wild gewordenen Stiers mitsamt bereits aufgestelltem Kodak und Stativ kaum über einen Zaun retten konnte und wo tiefsinnige Sprüchlein die Wände der Gaststube schmücken, wie:

> „Die Gelehrten haben längst entdeckt,
> Daß im Wein die Wahrheit steckt,
> Drum trinke Wein zu jeder Stund,
> Dann kommst der Wahrheit auf den Grund.“

Oder:

> „Es ist ein trauriger Moment,
> Wenn sich der Mensch vom Wirtshaus trennt.“



Badl Sand im Passeiertal

Des weitern können wir im hinteren Passeiertal das Badl Sand besuchen, mit Ausblick auf Dorf Moos und die Stubaier Ferner. Ein Arzt gehört in dieser Weltabgeschiedenheit, wie auch in den meisten andern Bauernbadeln, zu den größten Raritäten, was man dort als eine Art Lebensversicherungspolice zu betrachten geneigt ist. Selten auch hat ein Arzt den Bauern ins Bad geschickt; er verordnet sich dasjenige, wohin er gern möchte, einfach selbst. — „Nutzt's nix, schadt's auch nix.“ —

Die Mehrzahl dieser „Etablissements“ wird der Wanderer, da die eigentliche „Saison“ erst gegen Ende Juni beginnt, im Frühsommer so ziemlich ohne Wirtschaftsbetrieb, vielleicht geschlossen oder mindestens sehr in Unordnung antreffen. Gelingt es ihm aber doch, auch zu jener Zeit schon ein Bad in den verstaubten engen Kabinen nehmen zu können, so findet er in jeder derselben zwei bis vier Holzwannen, die Back- oder Schlachttrögen verzweifelt ähnlich sehen und, nachdem das warme G'sundheitswasser eimerweise herbeigeschleppt oder durch einen Hahn hineingelassen ist, vermittelst einzelner Bretter oder — einem Ritterschilde gleichenden — Stulpen zugedeckt werden. Durch den Ausschnitt der letzteren zwängen sich „magere Konstitutionen“ (wie Onkel Bräsig sagt) ja leidlich hinein, was korpulenteren um so schwerer gelingt, als ausgerechnet in jener Gegend des Wannenbodens der Zapfen für den Wasserauslauf recht unliebsam sich bemerkbar macht. Baden mehrere Bauernleute gleichzeitig, so läßt man zwischen den Wannen züchtiger-



Gruppe von weiblichen Kurgästen in einem Tiroler Bauernbadl



Das Moidele mit Bräutigam

weise Kattunfetzen herab, und das Wettschwitzen kann beginnen. Alsdann kommen wohl Besucher zum Plauschen herein, denn die Herrschaften trennen sich oft stundenlang nicht von der molligen Flüssigkeit, weshalb ein Dutzend solcher Bäder nebenbei den wohltätigen Zweck gründlicher, gewöhnlich für das ganze Jahr vorhalten müssender Säuberung erfüllt.

Die hervorragendsten stereotypen Erscheinungen der Bauernbadeln sind immer der Wirt, die Kellnerin und der Herr Pfarrer. Ersterer überläßt allerdings die Haushaltsführung meist völlig seiner Frau und pflegt seinerseits mehr dem Viehhandel, dem Rauchen, Trinken und Zeitungsstudium obzuliegen. Auch sorgt der zu Hause fast immer hemdärmelige Mann für frisches Fleisch und Getränk, macht Einkäufe in der Umgegend und spielt mit den Gästen Tarock, besonders mit dem Herrn Pfarrer, der zeitweise zu diesem Zwecke heraufsteigt, außerdem aber nach Erledigung der schweren Amtspflichten im gemütlichen Widum behaglich sein Pfeifchen schmaucht. Gar mancher Tourist empfand schon hoch oben in den Bergen die willkommene Gastlichkeit eines solchen Heims, und die Bewohner der weitverstreuten Gehöfte wissen nicht genug die heimlich geübte Wohltätigkeit, die nie versagende Güte ihres Seelsorgers zu preisen.

Nach dem Herrn Pfarrer ist dann die vielberufene Kellnerin bei den Landleuten und Badgästen die meistbegehrte Persönlichkeit. Es passen auf sie Karl Stielers Verse aus dessen reizendem Buch „In der Sommerfrische“:

„Ja mei Gott, die Kathi
Is aa wieder da!! —
Wie hast d' di denn gwintert?
Wie geht's dir denn na'?“ —
„Gschwind, Kathi, an Braten,“ —
„Gschwind, Kathi, a Bier,“ —
„Vergißt d' mi denn ganz heunt?“ —
„Zu mir her!“ — „Zu mir!“ —
Und oft werd's wohl zwoa,
Bis a Fried is im Haus,
Na steht s' halt am Schaffel,
Wascht d' Krügeln no aus.
Ihr Schatz, der is furt,
Und sie woaß gar nit wo,
Versprochen — vergessen —
Es geht halt a so!

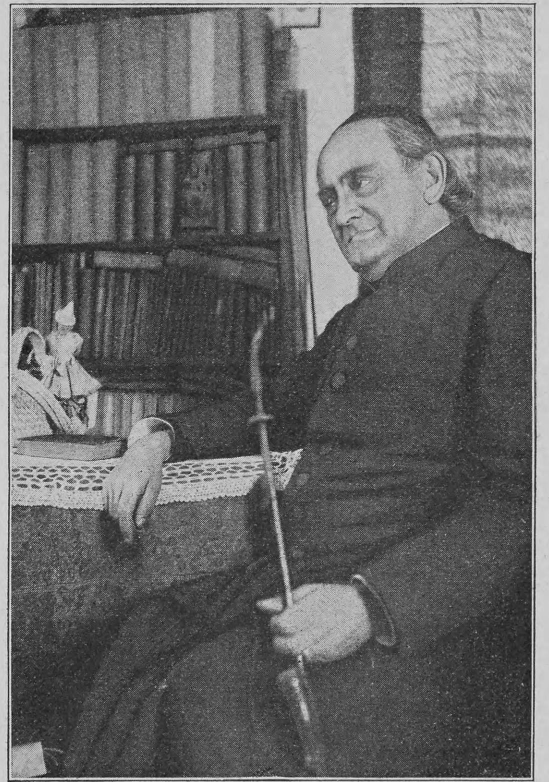
Die geschilderten Typen sind sowohl den Badeln der Brennerbahn wie auch denen des Pustertals eigen, von welch letzteren das Schwefelbad Ilstern am leichtesten zu erreichen ist. Es liegt, überragt vom Turm seiner Kapelle, oben an bewaldetem Hange jenseits der Station St. Sigmund. Der Wirt räumte mir von den sehr primitiven, aber sauberen Zimmerchen dasjenige ein, wo ich den ganzen Hof überblicken und somit das tägliche Leben und Treiben in einem solchen Badl beobachten und nach Möglichkeit abkonterfeien konnte. Da die Bauernleute, in der Meinung, man wolle sie „frozzeln“ (sich über sie lustig machen), gegen „Stadtfracks“ sehr mißtrauisch sind, besonders wenn sie mit einer Kamera bewaffnet herumlaufen, so mußte ich zunächst meine Aufnahmen heimtückischerweise vom Fenster aus machen. Ließ ich mich unten sehen, so rannte alles mit dem Rufe: „Jessas, der Photograph kimmt!“ eilendst davon.

Früh gegen sechs Uhr begann sich's auf dem Hofe zu regen. Ein Brunnen mit ständig laufendem vorzüglichen Stoff spielt eine bedeutende Rolle. Da die Wasserversorgung in den Zimmern eine spärliche ist, gibt's gleich ein allgemeines Mundspülen, auch wohl Hände- und Gesichtsreinigen, wobei die Schürzen als Abtrocknungsmaterial sich sehr nützlich erweisen. Dann folgt anderweite große Wäsche: Gemüse, Fleisch, Badelaken, Geschirr — alles bunt durcheinander, währenddem manch kleines Schwätzchen entriert wird. Der Trog dient als Kühlungsbehälter für Flaschenbier und gelegentliche Viehtränke.

Nachdem die sich meist selbst bedienenden weiblichen Kurgäste ihre Toilette am Brunnen gesäubert und den Kaffee geschlürft haben, strebt man zur Morgenandacht ins Gotteshaus. Die Tiroler Landleute entbehren auch im Badl nicht gern die täglich gewohnten religiösen Uebungen, weshalb ein Kapellchen in dessen Nähe sowohl ihnen wie den etwa als „Patienten“ anwesenden geistlichen Herren sehr gelegen kommt. Letztere verrichten dann bereitwilligst kirchliche Amtshandlungen, wie auch der hemdärmelige Wirt erforderlichenfalls als Vorbeter einspringt.

Der männliche Teil der Badgäste verbringt so ziemlich den ganzen Morgen mit Herumlungern auf dem Hofe, mit Rauchen, Politisieren und Frühstücken, indessen das schöne Geschlecht die Bänke im benachbarten Walde besetzt, plauscht und strickt.

Nacheinander werden einzeln oder zu zweit und viert die Bäder hergerichtet. In den Wannendeckeln sind hier zwei Klappen, eine zu oberst für den Kopf, eine unten für den Wassereinlauf. Es gelang mir, einen alten Bauern zu beschwatzen,



Der Herr Pfarrer

sich im Bade aufnehmen zu lassen, als er sein Zipperlein auszuschwitzen beflissen war. Meine Vorbereitungen treffend, rief ich ihm zu: „Jetzt, Vater, erschreckt nicht, es wird gleich blitzen!“

„Was, Des wollt's blitzen lassen?“

„Freilich, Vater!“

„Haha!“ lachte er spöttisch, „jatzt will der's blitzen lassen! — Dös kann unser Herrgott nur alloan!“ Wie nun aber die Patrone plötzlich grell aufflammte, schrie er: „Himmelsakra! richtig hat's der Stadtfrack blitzen lassen!“ Und dann bekam der Arme von dem Schwefeldunst einen Hustenanfall, so daß ich mitleidsvoll den Vorhang des einzigen Fensterleins zurückschob. Letzteres selbst steht ohnehin meist offen, denn das Moidele — so nennt man die Badfrau — fragt durch dasselbe die in die Wanne Gekletterten, ob die Temperatur die richtige sei; wenn nicht, kommt sie zur ebenfalls unverschlossenen Tür herein und gießt, je nachdem, kaltes oder warmes Wasser durch die Fußklappe nach. Auch legt sie, falls es gewünscht wird, noch eine Art Pferdedecke über die Wanne und umwickelt den Hals des Schwitzbedürftigen am Rande der Kopfklappe mit dicken Tüchern, so daß kein Atom der kostbaren Dämpfe ungenutzt entweichen kann.

Für die Tugend birgt das Erscheinen des Moidele keine Gefahr. Trotzdem aber die Reize der Holden durchaus nicht im Ueberschwang vorhanden, machte ihr von den Kurgästen ein biederer Weber ernstlich den Hof und erkor die den Kinderschuhen längst entwachsene, aber flinke und rechtschaffene Maid als Ehegespons. Zur Feier der Verlobung stand mir das neugebackene Paar zärtliche Gruppe, denn inzwischen hatte ich mir das Vertrauen der Mitbewohner zu erringen vermocht.

Sobald die „Dinerstunde“ erscheint, ruft man die Gäste einzeln oder in Gruppen, wenn just das von jedem bestellte Essen fertig, zur Fütterung. Gesamttafel findet wegen Anwesenheit mancher „minderen“ Leut', die sich mit einem Süpperl und Mehlbrei begnügen oder ihr Essen in gemeinsamer Küche nacheinander selbst bereiten, nicht statt. Meinen alten Freund aus der Badewanne verewigte ich, als er eben am Brunnen seine Schüssel gewaschen, um „Plentenknödel“ zu fabrizieren.

Nachmittags tut wieder jeder, was er mag. Einzelne Frauen kommen wohl mit ihren Sprößlingen zur Jause (Vesperbrot) wieder zusammen,



Badl Gfrill am Gampenpaß



Am Brunnen

während jüngere Mannsbilder die Musterkegelbahn zu Ehren bringen. Die Kugeln werden einfach direkt auf dem Erdboden zurückgeworfen, die Kegel abwechselnd von den Spielern selbst aufgesetzt, falls nicht irgendein weiblicher Kurgast zur eignen Unterhaltung die Rolle des Kegelbuben übernimmt. Durch Klaviergeklimper unsre Ohren zu schinden, ist — dem Himmel sei Dank! — unmöglich, weil ein solches Möbel gar nicht vorhanden; auch Konzerte müssen wir entbehren, dafür aber ebenfalls — die Kurtaxe. Das Programm der „Vergnüglichkeiten“ ist also nicht groß, weshalb die Weiberleut öfters fromme Anwandlungen haben, besonders bei Regenwetter. Eine fußleidende Alte aus Vintl saß stundenlang auf der Bank neben der Kirchentür, um immer mal hineinzugehen und einen Rosenkranz zu beten. Ihre nicht viel jüngeren Geschlechtsgenossinnen betrachteten es schließlich als eine ganz nette Abwechslung, mir zu einer Gruppe als Modelle zu dienen, nachdem sie sich leider — was gar nicht in meiner Absicht lag — ins Sonntagsgwandel geworfen und zwei zufällig anwesende Touristen zum Mittun eingeladen hatten. Ueber die Figuren hinweg schweift der Blick weit hinaus ins schöne Pustertal, wo die Rienz ihre graublauen Fluten dem Eisack zuwälzt. Am Ufer entlang zieht sich der Bahndamm, und mit großem Interesse schauen bei jedem ankommenden Zuge die Hausinsassen zur Tiefe hinab, ob „nit wieder a Neuer zu eahna auffisteigt“.

Nun, schöne Leserin, geneigter Leser, wollt ihr's nicht mal riskieren? Ich kann euch sagen, für anspruchslose Freunde ungeschminkter Natur, idyllischer Ruhe und stiller Beschaulichkeit läßt sich's in diesem Ilstern und den andern originellen Bauernbadeln ganz gemütlich hausen. Ich sage: für Anspruchslose; und ihr müßt mir versprechen, wenn ihr euch für ein paar Tage — oder paar Wochen — solch einem „Badl“ anvertrauen wollt, euch eurer Umgebung anzupassen, sie nicht heben, reformieren, modernisieren zu wollen.



In der Badewanne

Ihr würdet damit nur die Besitzer verwirren und den alten Stamm der Besucher verscheuchen. Das wäre aber wahrhaftig schade; gerade in unsrer allem Eigenartigen so feindlichen Zeit sollten so originelle und volkstümliche Dinge wie diese Bauernbäder mit doppelter Sorgfalt geschont werden. Und ist die Primitivität solch eines noch nicht von der Kultur beleckten Bauernbades nicht hundertmal gesunder als das shabby-genteel gar mancher „aufstrebender“ Sommerfrischen und Kurhotels, die nur die Landschaft verhunzen? Man sehe doch auf unsern Bildern, wie nett und selbstverständlich diese einfachen Bauernhäuser aus Wiesen und Wald vorlugen, und man wird sich sagen, daß darin etwas steckt, wovon manche große prächtige Hotelanlagen noch lernen könnten. Und wo mag wohl mehr Zufriedenheit, mehr wirkliches Ausruhen zu finden sein, bei den Gästen jener Hotelpaläste oder bei denen der alten kleinen Bauernbadeln?



Badl St. Isidor



Badl Pfus bei Kaltern

Bosnische Schwänke

Von

Roda Roda

Ein Bauer ritt in die Stadt vor den Laden des Barbiers, band seinen Esel an und trat ein.

Der Meister war eben im besten Rasieren, als der Esel draußen ein lautes Geschrei erhob.

„Was er wohl haben mag?“ fragte der Barbier.

„Ah — laß ihn!“ antwortete der Bauer. „Ein dummes Tier, weißt du — wie alle Esel! Er sieht, daß du mich mit deinem stumpfen Messer schindest, und meint nicht anders, als: nach mir werde er darankommen.“

*

Ein reicher Spaniole — ein Nachkomme also der zur Zeit der spanischen Verfolgungen nach der Türkei ausgewanderten Juden — gab seine Tochter einem jungen Manne zur Frau.

„Du hast nicht gut daran getan,“ sagte sein Nachbar. „Der Mann, den du dir zum Sohne erwählt hast, ist ein Verschwender. Er wird von der Mitgift, so groß sie ist, nicht einmal die Hälfte seiner Schulden bezahlen können.“

„Mensch, warum hast du mir das nicht früher gesagt?“ rief der enttäuschte Schwiegervater.

„Je nun — er hat auch mir eine Menge Geld geschuldet.“

*

Einst hielt der Wali (Statthalter) seinen feierlichen Einzug in eine Stadt, ohne daß der übliche Geschützsalut erfolgte.

Verwundert und beleidigt hielt er dem Stadthauptmann die Unterlassung vor.

„Herr,“ erwiderte der Stadthauptmann, „wir hätten gewiß gern geschossen, mußten aber aus hundert Gründen davon abstehen.“

„Und welche Gründe sind das?“

„Erstens: wir haben keine Kanonen —“

„Genug, Stadthauptmann! Die übrigen neunundneunzig Gründe können unmöglich einwandfreier sein als dieser eine.“



Aus der diesjährigen Jahres-Ausstellung im Münchner Glaspalast: Gruppenbild der Prinzessinnen und des Prinzen zu Löwenstein-Wertheim-Freudenberg. Gemälde von Professor Caspar Ritter (Karlsruhe)



Palms Geburtshaus in Schorndorf

Buchhändler Palm

(Zu seinem hundertsten Todestage)

Von

Hermann Prechtl

(Hierzu sieben Abbildungen)

Es war im Frühjahre 1806, als die Könige von Bayern und Württemberg und mit ihnen vierzehn andre deutsche Fürsten auf die Seite Napoleons traten und dann durch die Gründung des Rheinbunds den Zerfall des Deutschen Reiches endgültig besiegelten. Seit diesem unglückseligen Frühjahre war Deutschland ganz der Willkür des gewaltigen Korsen preisgegeben. Wohl gärte es im Volke, aber die Zwingherrschaft war zu mächtig und hielt auch die Unzufriedensten im Zaume. Nur einzelne Schriften, die damals erschienen, verkündeten die unter der Asche glimmende Glut. Als einer der ersten legte Ernst Moritz Arndt seiner Nation ihre aus kleinlicher Selbstsüchtelei entspringende Ohnmacht dar und schleuderte den deutschen Fürsten zornerfüllte Worte entgegen. Gleichzeitig erschienen bei Kupfer in Wien die Spottschrift „Betrachtung über Buonapartes bis jetzt ungehinderte Fortschritte zur Unterjochung aller Staaten und Völker Europas“ und bei Eurich in Linz das Pamphlet „Die Genealogie der kaiserlichen Majestäten und Hoheiten“, worin Napoleon und seine Verwandtschaft lächerlich und verächtlich gemacht wurden.



Johann Philipp Palm

Diesen Erscheinungen gesellte sich im Juni eine anonyme Schrift zu, betitelt: „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“, eine Schrift, von welcher der unbekannte Verfasser in der Vorrede sagte, daß sie nicht für den Palast oder das Museum, sondern für die Wohnung des Bürgers und Landmannes bestimmt sei. In fünf Kapiteln finden wir darin — es blieben der Nachwelt durch Zufall einige Exemplare erhalten — das Betragen jener Höfe geschildert, die mehr oder minder an Germaniens Unglück Anteil hatten. Freimütig gibt es der Verfasser dabei zu, daß das Unglück der deutschen Lande ein von Volk und Fürsten selbst verschuldetes sei. Gleich Arndt bemängelt auch er die Uneinigkeit der deutschen Regenten und ihr unkluges Vorgehen. „Da ein großer Teil der Fürsten sich um Frankreichs Gunst bewirbt,“ sagt er, „geben sie der französischen Ueberlegenheit das feierlichste Zeugnis, sich selbst und ihren Ländern zur wahren Demütigung.“ Scharf getadelt wird in der Broschüre auch die zu geringe Sorge für Volkserziehung und Volksbildung. „Ein Staat,“ heißt es ferner, „dessen physische Kräfte nicht von den moralischen aufgewogen und durch diese unterstützt werden, hat nicht die Hälfte der Hilfsmittel, die er zur Erhaltung der fortschreitenden Wohlfahrt bedarf. Man sage nicht, es sei genug, wenn die, welche das Staatsruder führen, in Wissenschaften eingeweiht und heller Denkungsart seien. Werden die Bemühungen dieser Männer nicht oft fruchtlos, wenn von ihnen herab die Reihenfolge der Kenntnisse unterbrochen ist, wenn ihre Subalternen nicht die Fassungskraft haben, die notwendig dazu gehört, den Geist der Gesetze und ausgegebenen Verordnungen zu verstehen und sie wirksam zu machen? Traurig ist es, wenn Zivil- und Militärstellen aus Mangel fähiger und verdienter Männer an Personen übergeben werden, in deren unaufgeräumten Kopf und Herzen Unwissenheit und verkehrte Leidenschaften ihren Sitz haben.“ Nicht die Beschränkung der geistigen Freiheit kann nach der Meinung des Verfassers die Völker beglücken, sondern nur ihre volle Gewährung. Als Muster eines Regenten stellt er in dieser Hinsicht Joseph II. hin, der die Freiheit des Bürgers nicht durch Polizeianstalten behinderte und durch Zensur- und Preßfreiheit grobem Aberglauben entgegenarbeitete.

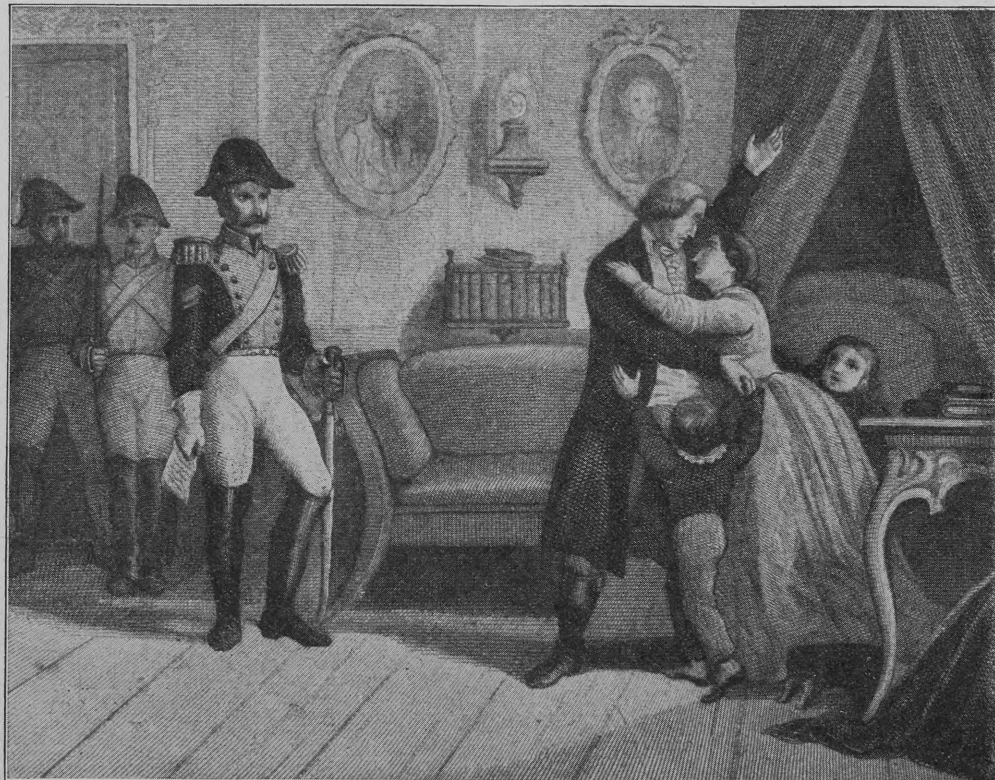
Neben diesen an die Adresse des eignen Vaterlandes gerichteten Worten wimmelte es von Vorwürfen, die Napoleon und das französische Heer betrafen. Ersterem wurde übertriebene Ehrgier, blöder Stolz und unbegrenzte Selbstsucht vorgeworfen. Ja, selbst die Siege und Heldentaten des Kaisers wurden abfällig beurteilt, indem Napoleon als Günstling Fortunas hingestellt wurde, „der die Blößen seiner Gegner mit Vorteil benutzte und deswegen manches Wagestück gut bestand“.



Palms Wohnhaus in Nürnberg

Womöglich noch schärfer waren die Zeilen, in denen der Verfasser schwerwiegende Anschuldigungen gegen die französische Armee erhob. Von den Einquartierungen schrieb er beispielsweise: „Ungeheure Lieferungen aller Art waren das erste Wort, womit man Städten und Dörfern das Kompliment machte. Nach diesem traurigen Willkomm eilte der Soldat wie ein ausgehungerter Wolf auf sein angewiesenes Quartier zu. Sonsten pflegt der Hunger keine Speise zu verachten, hier forderte er Leckerbissen zu seiner Befriedigung. Kaum war der Franzose aus seinem Nest, als er sich schon nach Kaffee, Wein, Likör, Braten und Eingemachtem umsah. Noch dampfte der Fraß aus seinem gespannten Wanste, als er sich zum Mittagessen niedersetzte und, wenn nicht köstliche Speisen aufs neue seinen Appetit reizten, Wirt und Wirtin aufs infamste mißhandelte. Unter fortgesetztem Schwelgen kam der Abend herbei, und da wurden dann neue Versuche zum Dienste des Bauches bis zum ekelhaftesten Speien gemacht.“

Abgesehen davon, daß solche Aeußerungen in mancher Beziehung übertrieben waren, mußte das Buch schon durch die ungemein freimütige Sprache höchst herausfordernd auf die Franzosen wirken. Zudem wußte man nicht, woher die Schrift kam. Heute ist es allerdings bekannt, daß sie von Hessel in Altdorf gedruckt und von der Steinschen Buchhandlung in Nürnberg verlegt wurde und daß sie sehr wahrscheinlich vom Konsistorialrat Philipp Christian Gottlieb Yelin aus Winterhausen geschrieben wurde, der erwiesenermaßen die Flucht ergriff, als er von den behördlichen Nachforschungen hörte. Diese Nachforschungen begannen in Augsburg, wo die dortige, den Franzosen nur allzu willfährige Polizei in Erfahrung brachte, daß die Stagesche und Riegersche Buchhandlung je zwölf Exemplare der Druckschrift zugesandt erhielten. In beiden Handlungen wurde eine Hausdurchsuchung vorgenommen und festgestellt, daß in der ersteren schon neun, in der letzteren aber nur drei Stücke verkauft worden waren. Die noch vorhandenen Exemplare wurden mit Beschlag belegt. Beim nachfolgenden



Die Verhaftung Palms in Nürnberg

Verhör bezeichnete der Geschäftsführer der Stageschen Buchhandlung, Karl Friedrich von Jenisch, die Steinsche Buchhandlung in Nürnberg als Versenderin, was sofort der französischen Militärbehörde gemeldet wurde.

Das Steinsche Geschäft war damals Eigentum des 1766 zu Schorndorf in Württemberg als Sohn eines Chirurgen geborenen Johann Philipp Palm, der es, nachdem er zu Erlangen als Buchhändler ausgebildet worden war, durch seine Heirat mit Anna Marie Stein an sich gebracht hatte. Auf der Messe in München befindlich, erfuhr er von den Nachforschungen wegen der tatsächlich von ihm verlegten Broschüre und wies seinen Buchhalter Pech sofort brieflich an, dafür zu sorgen, daß nichts gefunden werde. Pech versenkte daraufhin einen ganzen Ballen des Werkes in den im Hof befindlichen tiefen Brunnen. Gleiches tat Hessel in Altdorf. Daraus erklärt sich, daß die von dem in Nürnberg befehlshabenden französischen General Frère angeordnete Hausdurchsuchung kein belastendes Ergebnis hatte. Trotzdem drangen



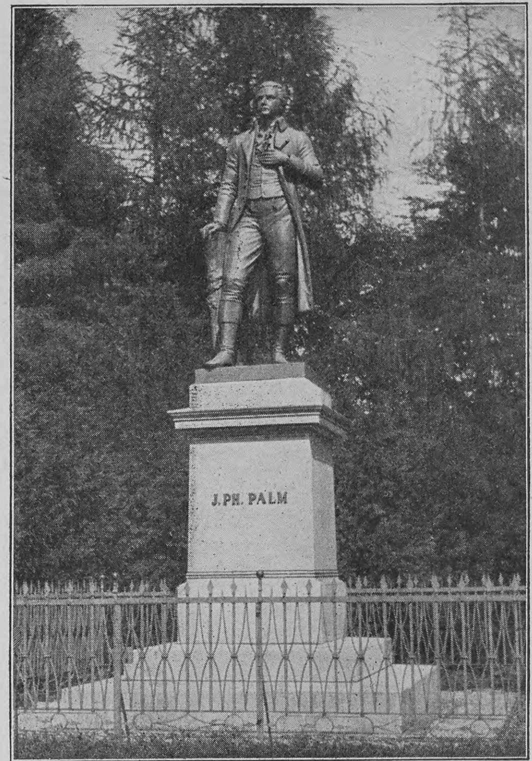
Palms Grabstätte

Palms Freunde nach seiner Rückkehr aus München in ihn, zu fliehen, auch der menschenfreundliche französische Oberst Charnotet ließ ihm den Rat zukommen, sich in Sicherheit zu bringen. Palm gab schließlich dem Drängen nach und floh nach Erlangen. Leider ließ er sich aber durch seine Sehnsucht nach Familie und Geschäft bestimmen, wieder nach Nürnberg zurückzukehren. Dies war um so verhängnisvoller, als Napoleon über die Schrift sehr aufgebracht war, weil er durch sie die Anzettelung eines seinen Plänen ungünstigen Volksaufstandes befürchtete, und mittlerweile an seinen Vetter, den Marschall Berthier in München, den Befehl erlassen hatte, die Buchhändler von Augsburg und Nürnberg zu verhaften, vor ein Kriegsgericht zu stellen und binnen vierundzwanzig Stunden zu erschießen. Palm hielt sich in Nürnberg zwar in seinem Zimmer verborgen, doch wurde sein Aufenthalt trotzdem ruchbar. Durch einen Burschen, der einen Bettelbrief vorwies und mit diesem zu Palm vorgelassen wurde, verschaffte man sich am 14. August Gewißheit von der Anwesenheit des Gesuchten, dann erschienen zwei französische Gendarmen und führten ihn vor General Frère, der ihm vorläufig Hausarrest diktierte, bis er den Verfasser nenne. Palm behauptete, diesen nicht zu kennen, und war selbst dann nicht zur Nennung des Namens zu bewegen, als seine Frau mit Bitten auf ihn einstürmte. Der letzteren antwortete Palm nur, er könne den Mann nicht angeben, weil dieser Familienvater sei. Als bis zum Abend noch immer nicht die gewünschte Aussage vorlag, wurde Palm in das Arrestlokal des Rathauses gebracht. Nächsten Morgen mußte er von seinen Angehörigen Abschied nehmen, denn obwohl Untertan der freien Stadt Nürnberg und als Zivilperson den dortigen Gerichten unterstehend, sollte er mitten im Frieden an einem andern Orte vor das von Napoleon angeordnete französische Kriegsgericht gestellt werden. Zuerst ging's in das französische Hauptquartier nach Ansbach. Der Rechtsanwalt Dr. Freiherr von Holzschuher, der den Gefangenen dorthin begleitete, machte dort vergebliche Schritte zu seiner Freilassung. Auch die Fürsprache des Königlich bayrischen Generalkonsuls Grafen Thürheim, ein Schreiben des Magistrates Nürnberg und ein Brief der Frau an Marschall Berthier waren ohne Erfolg, desgleichen das Eingreifen der Münchner Freunde Palms.

Da Berthier für das Kriegsgericht die damals von den Franzosen besetzte österreichische Grenzstadt Braunau am Inn bestimmt hatte, wurde Palm unverweilt dorthin gebracht. Am 23. August traf er dort ein und wurde am 25. August vor das Kriegsgericht gestellt. Der Unglückliche hatte keine Ahnung davon, daß dieses selbst eine bloße Komödie war, die dem Mordbefehle Napoleons den Schein von Rechtlichkeit verleihen sollte. Gemäß diesem Befehl lautete das schnell gefällte Urteil auf Tod durch Erschießen. Gleichzeitig wurden auch fünf andere Angeklagte wegen Verbreitung franzosenfeindlicher Schriften zur Todesstrafe verurteilt, und zwar: Josef Schoderer, Kaufmann in Donauwörth; Peter Merckle, Gastwirt in Neckarsulm; Karl Friedrich von Jenisch, Geschäftsführer der Stageschen Buchhandlung in Augsburg; Buchhändler Kupfer in Wien und Buchhändler Eurich in Linz. Mit Ausnahme des armen Palm entgingen aber alle der Vollziehung des schrecklichen Urteils teils durch Verwendung der zuständigen Behörden, teils dadurch, daß man ihrer nicht habhaft werden konnte. Nach Braunau waren außer Palm überhaupt nur Schoderer und Merckle sowie der ebenfalls in Untersuchung gezogene Kaufmann Gottlieb Link aus Heilbronn gebracht worden.

Palm erhielt am folgenden Tage (26. August) 11 Uhr mittags Kenntnis vom Urteil. Um diese Stunde wurde er in den Gefängnishof geführt, wo eine Wacheabteilung aufgestellt war. Inmitten dieser las man ihm das Erkenntnis vor. Verzweifelnd brach er in Tränen aus und beteuerte laut seine Unschuld, aber es half nichts.

Inzwischen wurden die Vorbereitungen zur Exekution getroffen. In voller Armatur unter Trommelschlag und Musikklang rückte die ganze Garnison von fünfzehnhundert Mann mit Ausnahme jener Abteilungen, die zur Begleitung des Verurteilten bestimmt waren, auf den Richtplatz vor das Salzburger Tor hinaus und nahm hier in einem nach vorn offenen Karree Aufstellung. Auf den Festungswällen wurden gleichzeitig die Kanonen zum Abfeuern bereit gerichtet, um allfällig entstehende Volksunruhen sofort unterdrücken zu können. Gegen 2 Uhr, also drei Stunden nach der Urteilsverkündung, wurde Palm aus dem Kerker geholt. Man band ihm die Hände auf den Rücken und brachte ihn auf einen Leiterwagen, auf dem auch die beiden Seelsorger (Pöschl und Gropp) Platz nahmen, und nun bewegte sich der Zug durch die teilnahmsvolle Menge zur Richtstätte. Hier nahm Pöschl rührenden Abschied von dem Verurteilten und verband ihm die Augen. Mit den Worten: „Ich bin unschuldig“



Das Palm-Denkmal in Braunau

kniete Palm nieder. Sechs der ältesten Unteroffiziere traten vor, und wenige Augenblicke darauf sank Palm, von ihren Kugeln getroffen, zu Boden. Ein Zeitgenosse hat den schauerlichen Moment in einem Oelgemälde verewigt, das im Rathause zu Braunau noch heute gezeigt wird.

Palms Leichnam, der laut Befehl des französischen Kommandanten auf dem Richtplatze in ungeweihter Erde hätte eingescharrt werden sollen, wurde vom Totengräber Tschauner auf den Friedhof übergeführt. Ein schmuckloser Stein aus rötlichem Marmor bezeichnet dort das historische Grab. Er trägt die ergreifende Widmung: „Dem besten, zärtlichsten Vater, dem am 26. August 1806 schuldlos geopferten Bürger und Buchhändler Johann Philipp Palm aus Nürnberg im 41. Jahre seines Alters von seinen drey trauernden Kindern Anna Maria Palm, Johann Philipp Palm, Anna Sophie Palm.“ Auch die Richtstätte an der Salzburger Reichsstraße wurde nachträglich mit einem Denkstein versehen, den vier Bürger dort im Jahre 1862 setzen ließen. Das schönste Erinnerungszeichen, das man dem Märtyrer widmete, ist aber das prächtige, von dem Münchner Bildhauer Konrad Knoll geschaffene Monument, das sich inmitten des nach Palm benannten Parkes zu Braunau am Inn erhebt, ein Standbild, das den Dargestellten in der bürgerlichen Kleidung seiner Zeit zeigt, die Rechte auf einen Eichenstamm gestützt, die Linke an die Brust gedrückt.



Die Erschießung Palms in Braunau

Bassia Budny

Erzählung
von
Carl Busse

(Schluß)

Es war ein Freitag Abend, und die Dirnen hatten sich wieder vor ihrer Hütte versammelt, als sie das stärker denn je fühlte. Es tat ihr weh und ihr war, als zerrinne ihr etwas unter den Händen, was sie mühsam gebaut, und als geschehe nicht nur ihr, sondern auch Bogumil Prus ein Leids damit.

Sie konnte das Schwatzen der Dirnen nicht aushalten und schlich sich ins Haus. Als sie zurückkam, hatte sie die Lippen fest aufeinandergepreßt. Schweigend lehnte sie sich gegen die Mauer mit einem ernsten und sorgenvollen Gesicht.

Bald fiel es den andern auf. Sie scherzten mit Väterchen Karbowiak.

„Hu, ein Gesicht, Basjenka! — Hast du heut nacht geträumt? — Ist dir einer untreu? — Was redst du nicht?" schwirrte es durcheinander.

Sie schüttelte nur den Kopf.

„Lacht nur! Sonntag werdet ihr nicht lachen, sondern weinen."

„Alles egal," kicherte der Philosoph auf dem Bänkchen, „beides geht vorbei — schön vorbei, schlecht vorbei, immer jedoch vorbei. Aber wenn man jung ist, denkt man, es bleibt."

Niemand kümmerte sich um Väterchen. Nach einer kurzen Stille und Spannung war Bassia Budny umdrängt.

„Was ist los? — Weißt du was?"

„Nicht viel und nicht hier."

Damit schritt sie etwas nach der Seite, und wie Tauben, von denen jede das erste und beste Korn erpicken will, flatterte der Schwarm ihr nach.

„Ich sagte schon," sprach sie, „ich weiß nicht viel. Nur dies, daß ihr Sonntag weinen werdet. Denkt ihr an das Gewitter? Es hat Tage und Wochen in der Luft gelegen, ehe es kam. Dann jedoch kam es um so schlimmer."

„Wovon sprichst du, Bassia?"

Josepha Hoffmann, welche die Frage tat, war blaß.

„Von Bogumil Prus," antwortete sie.

Da schwebte wieder der Raubvogel über ihnen. Nun, wo ein so fester und naher Termin genannt wurde, senkte sich wie ein Alp die fast schon abgeschüttelte Furcht von neuem auf sie herab. Als trügen sie Scheu, laut zu reden, tuschelten sie. Und immer wieder: Sonntag ... Sonntag!

Plötzlich aber sprang Maria Kossak auf Bassia zu und packte sie an beiden Armen.

„Sprich," sagte sie, fast heiser, während die Angst in ihren unruhigen Augen saß — „was will er uns tun?"

Die Paninuchna zuckte die Achseln.

„Ich bin nicht seine Vertraute."

„Aber du weißt es doch von ihm?"

„Gut geraten. Von wem sonst? Hab' auch weiter gefragt wie Maria Kossak: was willst du tun? Aber er hat mir zur Antwort gegeben: Es hat auch mir keiner gesagt, welchen Plan ihr damals hattet."

Das war richtig. Dagegen ließ sich nichts einwenden. Und verwirrt, verängstet, ratlos sah eine zur andern, bis aller Blicke wieder auf Bassia Budnys Antlitz haften blieben.

Etwas Dunkles war über ihnen — doppelt furchtbar, weil niemand auch nur ahnen konnte, was eigentlich geplant war. Und aus Not und Bestürzung erhob sich die eine Frage: Wer hilft? Wer schützt uns?

Nur eine konnte das: die Paninuchna.

„Basjenka," flehten sie mit erhobenen Händen, „was sollen wir tun? Rat uns, laß uns nicht im Stich!"

Josepha Hoffmann riß sich die gelbe Kette vom Hals: „Nimm sie, nimm sie, nur hilf uns."

„Ich? Kann ich hexen?"

„Ja, ja — nur du sprichst mit ihm, du hast ihn befreit." Und von allen Seiten drangen sie auf sie ein.

Das Hasenlippchen zuckte.

„Nicht möglich. Zu schwer haben wir ihn gekränkt. Sollen wir hingehen und sagen: ‚Verzeih uns, Bogumil Prus, daß wir dich höhnten und schlugen'? Ins Gesicht wird er uns lachen. Löschen Worte Schläge aus? Das müßt ihr einsehen. Schlag gegen Schlag. Jeder bekommt, was er gibt."

Ja, sie sahen es ein, sie nickten.

Und Bassia Budny setzte ihnen auseinander, daß es nur eins gebe, was das größere Unheil abwenden könne: freiwillig sollten sie alle vor ihn hintreten. Nicht nur bitten: verzeih uns, was wir getan, sondern die Schuld auch auf sich nehmen: schlag uns, wie wir dich geschlagen. Hier sind wir!

Wann? Natürlich noch vor dem Sonntag, also morgen. Wo? Etwa vor dem ganzen Dorfe? Nein, wo kein andrer es sah. Die große Schwierigkeit: wer konnte bewirken, daß der Bursch verständigt wurde und kam? Niemand bekam ihn zu Gesicht, niemand hätte sich auch an ihn herangewagt.

Und wieder ruhten aller Augen flehend auf der Paninuchna.

„Gut," sprach sie, „ich will zusehen. Doch nun laßt mich. Es ist nicht leicht, was ich soll."

Ihre Augen blitzten lächelnd über die Schar hinweg, die sich nach kurzem Abschied dem Dorf zuwandte. Und auf dem ganzen Weg gab es nur eine Stimme: Das war eine! Wer hatte noch so viel Mut und Tatkraft wie das Kindchen? —

Bassia Budny jedoch sah den Davonschreitenden nach, bis sie ihren Blicken entschwanden. Dann ging sie rasch nach der andern Seite.

„Du kommst spät," sagte Bogumil Prus an der Quelle.

„Besser als gar nicht."

Sie beugte sich, trank und benetzte die Stirn.

„Hast du Schmerzen?"

„Ach ... man denkt allerlei."

Er hob die Hand.

„Das ist das schlimmste," erwiderte er. „Immer das Denken. Niemand erfreut es, nur Väterchen Karbowiak. Noch nie in meinem Leben hab' ich so viel gedacht wie jetzt. Tags, nachts ... selbst bei der Arbeit."

Und als ob er mühsam nach dem Ausdruck dessen ringen müsse, was ihn bewegte, fügte er mit fast schmerzlichem Gesicht und schwerfällig hinzu:

„Das Denken ... macht die Schande ... noch bitterer."

„Ja," sprach sie ernst und mit so starker Betonung, daß er unwillkürlich den Kopf hob.

Da mußte er lächeln.

„Was weißt du davon?" Er hätte sie sogar beinahe wieder „Kindchen" genannt.

„Hab's gehört. Von vielen, die so in bitterer Schande waren. Die haben geweint und geschrien, und immer gedacht, gedacht, gedacht, Tage und Nächte."

Er nickte nur und schwieg.

Die Paninuchna jedoch fuhr fort, als erzähle sie etwas Nebensächliches:

„Ich hab's gehört von der Josepha Hoffmann, ich hab's gehört von der Barbara Paszewska, ich hab's gehört von der Maria Kossak, ich hab' — — aber das weißt du ja. Alle haben sie die Schande gehabt und haben viel leiden müssen. Weißt du, durch wen?"

Er sah sie nur an.

„Durch dich, Bogumil Prus. Hast du nie daran gedacht?"

Eintönig fiel die Quelle. Es war still im nächtigen Walde. Man hörte von sehr weit jeden Laut. Ein Rauschen der Büsche, ein Knicken trockener Zweige. Rehe mochten da wechseln.

„N ... nein," antwortete der Bursch nach langer Pause. „Ich hab' wohl daran gedacht. Aber nicht so, wie du es jetzt sagst."

Und als kreise der neue Gedanke, den sie da ausgesprochen, nun ohne Unterlaß in seinem Hirn, als könne er damit nicht fertig werden, verharrte er in dem schweren Schweigen.

Da stand Bassia Budny auf, um fortzugehen.

„Kommst du morgen?" fragte er. Es sollte so hingesagt sein, aber die flehende Bitte klang hindurch.

„Sicher," nickte sie. „Gerade morgen."

Er rief ihr noch nach. Er fragte, was das heißen solle. Aber sie hob nur die Hand und ging schnell, mit ihren federnden Schritten, weiter. —

Vierundzwanzig Stunden später.

Vorn, zwischen den ersten Stämmen, stand Bassia und spähte über die Wiesen.

Hinter ihr regte sich nichts. Nur wie ein schweres Atmen schwamm es durch die Luft. Hin und wieder eine leise Frage: „Kommt er?" Ein Kopfschütteln jedesmal die Antwort.

Bis die Paninuchna plötzlich den Arm hob und etwas zurücktrat. „Er kommt!"

Ihre Lippen zuckten; ihre Augen suchten den sich Nahenden. Und rascher ging ihre Brust. Sie spielte ein gewagtes Spiel.

Aber entschlossen und ohne zu zittern schritt sie dem Burschen entgegen.

„Gelobt sei Jesus Christus!"

Er stutzte. Sie grüßte ihn sonst anders.

„In Ewigkeit, Ewigkeit. Amen," antwortete er zögernd.

Und sie, während sie dicht an ihn herantrat, seine Hände faßte und ihm in die Augen sah:

„Ich dank' dir, Bogumil Prus, daß du gekommen bist. Ich und wir alle haben dich schwer gekränkt und gehöhnt. Ich und wir alle wissen, daß du morgen noch schwerer uns treffen willst mit deiner Rache ..."

„Pani," sagte er erstaunt, verständnislos.

„Noch schwerer uns treffen willst mit deiner Rache," wiederholte sie mit aller Bestimmtheit und lauter, als es sonst ihre Art war. Sie trat noch näher, daß ihr Körper sich fast berührten, sah flehend in seine Augen und drückte seine Hände.

„Du hast ein gutes Recht dazu. Ich aber bitt' dich, und wir alle bitten dich: Verzeih uns, Bogumil Prus — schlag uns, wie wir dich geschlagen, aber verzeih uns!"

Sie ließ seine Hände los. Sie hob flehend die Arme.

Und Rascheln und Knittern, Schluchzen und Stöhnen, Murmeln und Bitten: „Verzeih uns!"

Es kam aus den Büschen. Es war um ihn.

„Bassia!" schrie er auf.

Da drängten sie sich vor: alle, die er zuletzt in der furchtbaren Stunde gesehen hatte, da sie ihn schlugen. Und alle hoben sie die Hände und baten und stöhnten und boten sich dar: „Schlag uns, wie wir dich geschlagen, aber verzeih uns!"

Die Schande kam wieder mit ihnen. Die Wut verzerrte sein Gesicht. Er keuchte. Er ballte die Hände und die Finger krümmten sich, als wären sie mordgierig.

Er wollte etwas sagen — nur einen Schrei bekam er heraus.

Und während er so stand und zitterte, drängte sich eine nach der andern heran: „Verzeih uns" und ganz dicht stand plötzlich wieder Bassia Budny und hielt ihm den verknoteten Strick hin: „Räch' dich!"

Er nahm ihn. Mechanisch nur. Das ungestüme Brausen des Blutes schien noch alles Denken und Fühlen zu unterbinden.

Und wie in Erwartung des ersten Schlages, den er führen würde, schwoll das Murmeln, Seufzen, Flehen der Mädchen stärker zu ihm empor.

Da geschah es ihm, wie schon einmal: was alles auch in ihm brodelte, es wollte nicht kochen und überschäumen wie einst. Es sank zurück und ward ruhiger.

Von einem Gesicht blickte er zum andern. Jedes angstvoll, demütig, das Urteil von ihm erwartend.

Und die Gedanken kamen wieder, die seit gestern abend sich durch seinen Schädel gewälzt hatten, unverscheuchbar, ewig von neuem ihn bedrängend: daß er so viele, fast alle diese, in bitteres Leid und Schande gestürzt.

Er wußte jetzt, wie das war. Er hatte schon die Nacht, als er sich in seinem schweren Bauernbett gewälzt, den seltsamen Gedanken gehabt, daß sie eigentlich quitt waren: Leid für Leid, Not für Not, Schande für Schande.

Doppelt quitt jetzt, wo sie alle in Harren und Qual seine Verzeihung erbaten und büßen wollten für ihre Schuld.

Und gleichzeitig, stärker noch, überbrauste ihn ein andrer Gedanke: daß er nun wieder frei die Augen heben, lachend durchs Dorf gehen, jeden offen anschauen könne, wie er die jetzt anschaute, die vor ihm standen.

Wie eine Freudenwelle schlug das durch sein Herz. Er mußte an sich halten, um nicht aufzujubeln, um nicht ein Strahlen in seinen Mienen zu haben.

Er hob den Strick.

Totenstille ward. Zitternd duckten sie sich alle.

Aber weit flog der Strick über ihre Häupter.

„Es ist gut," sagte Bogumil Prus.

Sie verstanden es nicht. Sie glaubten, er wolle nicht verzeihen. Sie fragten.

Mit offenem Munde standen sie da.

„Und nichts, nichts brauchen wir mehr zu fürchten?"

„Nichts. Nur von dem Damals und dem Heut soll keiner erfahren."

Dann aber brach der Jubel los. „Keiner," schwuren sie bei Maria und allen Heiligen. Josepha Hoffmann, in der die alte Liebe erwacht zu sein schien, wollte ihm durchaus die Hände küssen. Jede hatte nur Blicke für ihn.

Nur Bassia Budny stand abseits, mit einer Furche auf der Stirn. Sie hatte es sich anders gedacht.

Am liebsten würden nun die glücklichen Mädchen den versöhnten Bogumil Prus im Triumph ins Dorf geschleppt haben, aber er schüttelte den Kopf.

„Wenn ihr so gut sein wollt... geht, meine Lieben... Laßt mich ein bißchen! Man kann nicht mit allen reden. Nur eine laßt mir hier. Wer hat euch hergebracht?"

„Die Paninuchna... wer sonst?"

Er schmunzelte. „Also die Bassia. Schön, schön!"

Unter Lärm und Gelächter zogen die Dirnen ab. Sie wagten es aber doch noch nicht, den beiden, die allein zurückblieben, Neckereien zuzurufen.

Es war wunderlich, wie die Stimmen der sich Entfernenden, die das leise Rauschen des Wassers weit übertönt hatten, allmählich ferner klangen, wie es stiller und stiller ward und der Quell nun allein wieder sein Recht behielt.

Die beiden sahen sich an.

Was er oft gesagt, sagte Bogumil Prus auch jetzt: „Du, und immer wieder du!"

Jetzt leuchteten seine Augen in Glück und Dankbarkeit. Er ging ungeschickt auf sie zu.

Da sah er ihre Miene und blieb stehen.

„Nun dank' ich dir doch," sprach er. „Du bist so viel jünger als ich, und immer lern' ich von dir. Wie du das wieder gemacht hast!"

Ein Lächeln flog um ihren Mund.

„Es wär' sonst zu spät gewesen," erwiderte sie. „Du hättest dich zu tief im Loch vergraben und die Dirnen hätten gespottet. Was wär' schließlich auch das schlimmste gewesen? Du hättest mich und die andern geschlagen. Gut. Ich... ich..."

Und plötzlich fuhr sie auf: „Warum hast du das nicht getan?"

„Weil wir quitt waren," sagte er. Und er erzählte, worüber er jetzt Nacht und Tag nachgedacht hätte.

Sie mußte einsehen, daß sie selbst durch ihr gestriges Gespräch sein heutiges Benehmen veranlaßt hatte. Und in der vollen Absicht, daß er nicht zu rachsüchtig sei, hatte sie gestern auch von seiner Schuld angefangen. Aber in dem Egoismus ihrer Liebe hatte sie doch auch dabei nur an ihn gedacht; er sollte nicht durch Maßlosigkeit seine Lage verschlimmern. Doch daß er zurückgab, was er empfangen hatte, den Schlag ins Gesicht, die drei Schläge mit dem Strick, das schien ihr selbstverständlich.

Er war zu milde gewesen.

„Gut," erwiderte sie endlich. „Das mußt du wissen. Leid gegen Leid. Aber ich? Was hast du mir getan, Bogumil? Und hab' ich nicht auch dich geschlagen? Wir beide sind noch nicht quitt. Und ich will mein Recht."

Sie schritt suchend ins Dunkel hinein. Mit dem verknoteten Strick, den er vorhin über die Häupter der Dirnen geschleudert, kehrte sie zurück.

Er lachte. Laut auf lachte er, so frei, wie die ganze letzte Zeit nicht mehr.

„Sieh, sieh, ein merkwürdiges Geschöpf Gottes bist du. Es hat sich noch keine sonst zu Schlägen gedrängt."

Sie zuckte die Achseln. Sie konnte nicht ausdrücken, was in ihrem Gefühl lebte. Es arbeitete in ihrem Gesicht.

Alles an ihr wollte ihn, den Geliebten, erhöhen. Groß sollte er dastehen vor allen andern, vor den Mädchen, vor ihr selbst. Und so hatte sie den furchtbaren Schlag, den er ihr damals ins Gesicht gegeben, als Wohltat empfunden, und die beiden Schläge, die sie gegen ihn getan, ohne daß er sie dafür bestraft hätte, brannten und taten ihr weh und schrien nach Sühne. Als der Herr ihr gegenüber sollte der Geliebte strafend sich erweisen.

Aber das wogte nur als großes Gefühl durch ihr Herz, und aus diesem großen, dumpfen Gefühl heraus streckte sie selbst ihm den Strick hin — nicht bittend, sondern fordernd: „Schlag!"

Und als er immer noch zögerte, den Kopf schüttelte und lächelte, preßte sie die Lippen zusammen.

„Zwei Schläge zuviel... ich will nicht, daß sie weiter brennen. Mit den andern bist du fertig — gut. Nun mach unsre Rechnung auch glatt."

Er hatte den Strick schon erhoben, um ihr leise und lächelnd den Willen zu tun. Plötzlich aber ließ er ihn sinken.

„Mit den andern bin ich fertig," sagte er, als spräche er ihr nach. „Und so soll ich mit dir auch fertig werden. Wenn ich mit dir aber nicht fertig werden *will*?"

Stärker erschien die Falte auf ihrer Stirn. Ueber das Hasenlippchen setzten sich die weißen Zähne.

So sah sie ihn an.

„Bogumil Prus, du willst nicht? Die Schläge sollen brennen?"

Er nickte.

Da trat sie noch dichter an ihn heran, als ob sie etwas sagen wolle. Doch sie blickte ihm nur schweigend und trotzig ins Gesicht.

Worauf sie plötzlich sich wandte und davonging.

„Bassia," rief er ihr nach, „Basjenka!"

Keine Antwort.

„Kommst du morgen?"

„Nein," rief sie hart und ohne sich umzuschauen.

VIII

Sie kam nicht. Morgen nicht, übermorgen nicht, überübermorgen auch nicht.

Bogumil Prus ging durchs Dorf, von den Mädchen lächelnd und schämig begrüßt. Er ging durch die Hürden, und die feinen Köpfe der Pferde streckten sich ihm entgegen. Er sah hinüber nach dem Häuschen, aber nur selten erblickte er die schmale Gestalt. Fast immer war's nur Väterchen Karbowiak, der auf dem Bänkchen hockte. Und der Fleck an der Quelle blieb erst recht leer. Selbst die beiden Ziegen waren dort nicht mehr angebunden; sie weideten auf dem Streifen Land, der ins Besitztum der Prus eingesprengt war und den der alte reiche Bauer niemals hatte bekommen können.

Oefter als es gerade unbedingt nötig war, machte sich Bogumil in der Nähe zu schaffen. Doch als wäre er Luft, sah Bassia Budny, wenn sie zufällig die Ziegen an- oder abpflöckte, über ihn hinweg.

Er lächelte in sich hinein: was sie für ein Starrkopf war! Und er ärgerte sich auch ein wenig über sie und ihren Trotz. Daneben schlug immer wieder die warme Welle der Dankbarkeit über sein Herz. Dann dachte er an ihre festen Fäuste — die kleinen braunen —, die alles wieder eingerenkt hatten. Und am Abend manchmal, wenn ein kühleres Wehen ihm vorn ins offene Hemd blies und die Paninuchna, die doch kein Kind mehr war, mit den beiden Ziegen abzog, folgten seine Blicke ihr lange. Wie geschmeidig und sehnig sie war! Wie ihr Schritt federte! Sie hatte immer Mühe mit Pani Valeria, der weißen Ziege, die, als ob sie während des ganzen Tages nicht genug gefressen hätte, noch durchaus die fetten Gräser, an denen sie vorüberkam, mitnehmen wollte. Dann tönte durch die



Spielkameraden. Nach einem Gemälde von Emanuel Schaltegger

warme, stille Abendluft Bassias Stimme; sie schalt über den Vielfraß, der immer von neuem ein Maul voll abgrasen mußte und sich am Strick hinterherzerren ließ.

Bogumil Prus jedoch hatte dann die Lichter in den Augen — nicht mehr die bösen von früher. Sie hatten wärmeren Schein. Und er reckte sich wohl, lächelte und gab einem Pferde, das sich ihm genaht, liebkosend einen Schlag gegen die Flanken.

Nur wenn der Abend weiter fortschritt, ward er unruhig. In die Schenke wollte er nicht. So legte er sich ins Gras. Fast täglich spielte irgendein Knecht Harmonika. Das klang schön und weich herüber, und die Grillen zirpten dazu unter den Steinen im Rasen.

Aber der Bursche hörte dazwischen auch ein Rauschen, als rieselte die Quelle, die doch so weit entfernt war, daß auch das schärfste Ohr ihr Fallen nicht hätte vernehmen können.

Und es war ganz natürlich, daß er von der Quelle wieder auf Bassia Budny kam.

Seit er sie abends nicht mehr traf, wußte er nichts Rechtes mehr mit dieser Zeit anzufangen. Und ihm war, als hätte er ungeheuer vieles und Wichtiges mit ihr zu bereden. Unlustig wälzte er sich im Grase, und jedesmal kam ihm der Gedanke, einfach zu ihr hinzugehen. Vor ihrer Tür schwatzten so viele — warum nicht er?

Von Tag zu Tag kämpfte er das Gefühl, das ihn zu ihr trieb, nieder. Aber Tag für Tag kam es stärker zurück.

Und einst schlenderte er mißmutig umher.

„Ich geh' nicht!" sagte er trotzig. „So ein Kindchen . . . nachher wird sie sich noch was einbilden."

Aber da war er schon auf dem Wege nach ihrem Häuschen.

Einsam lag es da. Nur Väterchen Karbowiak drehte die Daumen davor.

An ihm schlich sich Bogumil Prus vorbei. Er spähte um die Mauer, und in dem Garten, in dem Sonnenblumen verblühten und reiften, fand er Bassia Budny.

Sie kniete und buddelte in der Erde. Und als wisse sie genau, welche Schritte sich da näherten, hielt sie die Blicke unverwandt vor sich auf den Boden gerichtet.

Um den Garten lief ein alter, wackliger Zaun. An manchen Stellen war er niedergebrochen, an andern war ein Flechtwerk aus Reisig hergestellt, ein geringes Endchen schützten auch lebende Hecken.

An den Zaun lehnte sich Bogumil Prus. Er sah dem arbeitenden Mädchen zu, rückte die Mütze von rechts nach links und machte sich durch ein Hüsteln bemerkbar.

Sie schaute nicht auf.

„So fleißig noch, Pani? Keine Zeit mehr, zu arbeiten."

Er wartete. Nicht mal den Kopf hob sie.

„Hinterm Walde kommt bald der Mond vor. Er wird sich wundern. Fleißige Hände sieht sonst nur die Sonne."

Nun ward er doch leicht ärgerlich, als sie sich wieder nicht rührte.

„Arme Paninuchna," sagte er spöttisch. „Taub ist sie nun auch noch."

Und er seufzte.

Da hielt sich die Basjenka nicht mehr. Mit zornigen Augen blitzte sie ihn an.

„Ruf über den Zaun, was du willst," sprach sie kurz. „Ich red' nicht mit dir."

„Und warum nicht, Prinzeßchen?"

„Weil's keine Ehre ist, mit dir zu reden. Wir haben noch eine Rechnung, Bogumil Prus. Eh' die nicht klar wird, kenn' ich dich nicht."

Er lachte.

„Immer willst du noch die Prügel. Warum nicht, wenn's dein Wille ist? Komm her!"

Mit einer prachtvoll ungestümen Bewegung sprang sie auf:

„Ich will nicht," rief sie, „daß es heißt, der Bogumil Prus hätt' sich ungestraft von Weibern schlagen lassen."

Er schüttelte den morschen Zaun, an dem er stand, so, daß er barst und brach. Er trat ihn ganz nieder, er schritt darüber hinweg.

Wieder standen sich die beiden gegenüber, Auge in Auge. Das Mädchen mit den halb aufgestreiften Aermeln und den erdigen Fingern. Der Bursch mit einer leichten Röte im Gesicht und den Lichtern in den Augen.

„Du!" sagte er nur, halb drohend.

Sie wich nicht um Haaresbreite; sie zuckte nur die Achseln.

Und da packte er, ohne daß sie sich dessen versehen hätte, plötzlich ihre Hände an den Gelenken und drückte sie mit eisernem Griff zusammen, drückte sie nieder.

Kein Laut kam über Bassia Budnys Lippen. Es tat weh. Sie erschauerte. Sie biß die Zähne zusammen. Ihre Augen schwammen feucht und wurden unnatürlich groß in der Anstrengung, die Tränen zu verhalten. Und alle Kraft, die sie besaß, wandte sie an, sich ohne Regung in ihrer Stellung zu erhalten.

Sie konnte es nicht. Vor dem eisernen Druck, dem jeder Widerstand weichen mußte, sank sie in die Knie. Sie brach zusammen, ohne daß man von dieser oder jener Seite überhaupt ein Kämpfen und Ringen gesehen hätte. Ihr Mund öffnete sich leicht; blutrot leuchtete das Hasenlippchen.

Durch die bloße Kraft seiner Finger, die ihre Handgelenke umklammert hielten, bog er sie so weit hintenüber, daß sie in sein Gesicht sehen mußte. Und plötzlich nahm er ihre Hände zusammen, umspannte sie beide mit einer seiner mächtigen Pranken und riß mit der Rechten einen Stengel der Sonnenblume ab, der meterhoch mit den scharfhaarigen Blättern neben ihm stand.

Ihn schlug er zweimal der Besiegten leicht und lose ins Gesicht, daß das Blattwerk gerade ihre Backen streifte und küßte.

Er erhob ihn zum drittenmal.

„Willst du noch mehr?"

Es war das erste, was er während des Ringens und nachher sprach.

Sie schloß die Augen. Sie nickte. Wunderlich vermischten sich Weh und Wonne in ihrem Antlitz. Ihr Widerstand hatte längst aufgehört. Willenlos und fügsam, jedem Drucke seiner Hand gehorchend, lag sie zurückgebogen auf den Knien.

Da warf er den Stengel der Sonnenblume fort, zog die Basjenka an den Händen in die Höhe und sagte:

„Wirst du mir jetzt antworten?"

„Ja," erwiderte sie. Ihre Knie zitterten. Gehorsam blickte sie ihn an.

Und er umschlang sie, bog sie zurück und suchte mit seinem Munde das Hasenlippchen. Er preßte ihn so fest an, als wolle er die feine Scharte im Kusse fühlen.

Dann nahm er die ganze Gestalt empor in seine Arme.

Und Bassia Budny, die jetzt doch die Paninuchna, das „Kindchen" war, zog sich mit den um seinen Nacken geschlungenen Armen an ihm höher.

Ueberm Walde war der Mond aufgestiegen. Wie ein japanischer Lampion, mit einem phantastischen Rot, hing er in der Dunkelheit des Himmels. Sterne waren nicht zu sehen. Man mußte schon lange suchen, ehe man an der weiten Wölbung der Feste ein strahlenschwaches Pünktchen erblickte.

Aber im Garten der Bassia Budny suchte man nicht danach.

— — — — — — — — — — — —

Bald darauf wurde der alte Prus durch den Hufschlag eines scheuen Pferdes so unglücklich verletzt, daß es nichts Rechtes mit ihm war. Mit dem Gleichmut des Bauern schickte er sich in das Unvermeidliche und bereitete sich auf den Tod vor. Mit seinem Sohne hatte er ein kurzes Gespräch: Es sei nun wohl Zeit zu heiraten. Er, der Alte, möchte die Hochzeit noch erleben. Mit dem Heiraten war Bogumil auch einverstanden, nicht aber mit der schwer reichen Braut, die sein Vater ihm zugedacht hatte. Er erklärte kurz und glatt, er nehme nur eine einzige, mit oder ohne Einwilligung: Bassia Budny.

Der Alte bekam einen Wutanfall. Es nutzte nichts. Täglich stießen die beiden schweren Bauernschädel zusammen. Als es zum Herbst ging, wurde es mit Prus senior schlimmer. Erst da ward er mürbe. Er sah ein, daß er nichts über seinen Sohn vermochte und daß doch auch bei diesem Unglück ein Glück war: auf diese Weise ward der Besitz endlich einmal abgerundet. Denn nur so bekam man das in die Wiesen der Prus eingesprengte Budnysche Land.

So gab er seine Einwilligung.

Und einen Tag vor der Hochzeit — es ging schon dem Abend zu — führte Bassia Budny ihre Ziegen, die weiße und die schwarze, aus dem Stall. Fast alle Dirnen des Dorfes hatten sich vor dem Häuschen versammelt. Singend zogen sie zum Dorfe. Voran die Paninuchna. Nur Väterchen Karbowiak blieb zurück. Niemand wollte ihm mehr zuhören. So sprach er jetzt immer zu sich selbst, murmelnd, die Lippen regend. Er sprach von Hochzeit und Tod, von arm und reich, vom weichen Bett und vom harten Bett, und von der Welt, in der ewig Altes stirbt und Neues wächst.

Je mehr der Zug der Mädchen sich entfernte, um so stiller ward der Alte. Er nickte zuletzt nur, kicherte, und seine Gedanken verwirrten sich.

Da tönte ein heller Juchzer, der von den Stimmen der Mädchen aufgenommen ward. Bogumil Prus grüßte seine Braut.

Sie zog die Ziegen schneller hinter sich drein, und sie folgten willig. Selbst Pani Valeria rupfte und zupfte die Gräser nicht, sondern meckerte fröhlich, als wüßte sie, daß sie nun einen besseren und wärmeren Stall kriegte und hier, hinter der Herrin drein, einen guten Weg ginge.

Unbekannte Aphoristen

Von

Otto Weiß

IV

Ein Schneider: „Fortwährend flickt der Mensch an seinem Glück herum; und kaum ist eine gerissene Naht ganz, platzt schon wieder eine andre."

*

Ein Lokomotivführer: „Je besser die Leute fahren, desto weniger denken sie an den, der für sie schwitzt."

*

Ein Kellner: „In dieser Welt will jeder zuerst essen."

*

Ein Clown: „Gar viele lachen, wenn geohrfeigt wird!"

*

Ein Diener: „Es muß auch Herren in der Welt geben. Warum also bin ich keiner?"

*

Ein Lehrling: „Und wenn der Herr Meister auch noch so sehr pfuscht — er bleibt doch der Meister!"

*

Ein Hausierer: „Der Mensch will möglichst teuer geben und möglichst billig bekommen. So hat er von jeher — nicht nur gehandelt, sondern auch gehandelt."

*

Ein Musiker: „Die Liebe ist eine Oper: die ersten verständnisinnigen Blicke sind die Ouvertüre — die Ehe ist das Finale."

*

Ein Seifenfabrikant: „Oft wäscht eine Hand die andre so lange, bis beide schmutzig sind."

*

Ein Schuster: „Manche Dame lebt nur deshalb auf großem Fuß, weil sie einen kleinen Fuß hat."

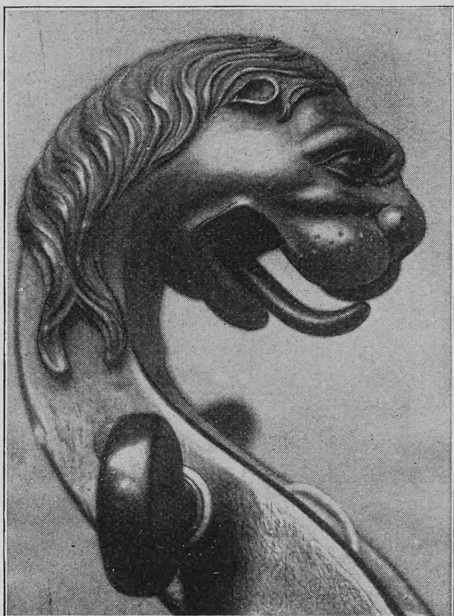
*

Ein Friseur: „Schwer ist's, die Gelegenheit beim Schopf zu fassen, wenn sie eine Glatze hat!"

*

Ein Parapluiefabrikant: „Wenn ein Schicksalsgewitter auf uns Menschen niedergeht, dann spannen wir den Regenschirm der Lebensweisheit auf — und merken, wie sehr er durchlöchert ist."





Löwenkopf am Wirbelkasten des Stainer-Cellos

Ein seltener Fund

Von

W. Stelljes

(Hierzu vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Von den Nachrichten über die „Entdeckungen alter Meisterwerke“, seien es Gemälde von Rembrandt, van Dyck, Murillo und Gainsborough oder Geigen aus den Meisterhänden eines Stradivari oder gar eines Guarneri, die so überaus häufig — allerdings meistens zur Zeit der sauern Gurken und der Seeschlangen — in den Spalten der Tagespresse auftauchen, bleibt gewöhnlich für die Kunstgeschichte und die Forschung nicht allzuviel übrig. Die meisten dieser mit so großem Getöse ausposaunten „Funde“ erweisen sich bei näherer Untersuchung als Barnumiaden, als mehr oder weniger geschickt ausgeführte Fälschungen. Aber dafür entschädigt den Forscher glücklicherweise ab und zu doch ein wirklich echter Fund aufs reichlichste, und erweist sich dieser dann noch als wohlerhalten und schön, so wirkt die Wiederauffindung doppelt erfreulich.

Ein derartig seltener Fund, der gewiß überall freudigem Interesse begegnen wird, ist dem Geigenbauer Emil Burkhardt in Eisenach durch die Entdeckung eines unzweifelhaft echten Instrumentes, das der Meisterhand Jakob Stainers entstammt, geglückt. Es ist ein Cello von schönster Arbeit, aus der reifsten Zeit des Meisters, von herrlichem, weichem, vollem Ton und prächtigster Erhaltung.

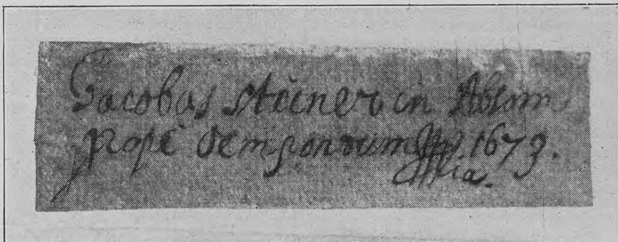


Frontansicht des Löwenkopfes

Noch seltener wie eine echte Stradivari-Geige kommt eine echte Arbeit Stainers, des größten deutschen Meisters, im Handel zum Vorschein, meint mit Recht Freiherr von Lütgendorff, der Verfasser des mit hervorragender Sachkenntnis und großem Fleiß gearbeiteten Buches „Die Geigen- und Lautenmacher vom Mittelalter bis zur Gegenwart“, dem wir die näheren Mitteilungen über Jakob Stainers Leben entnehmen. Zwar existiert noch kein Verzeichnis der wirklich echten Stainer-Instrumente und deren glücklicher Besitzer, aber man weiß, daß die Zahl derselben sehr gering ist. Die Mehrzahl von Stainer-Geigen befindet sich in englischem Besitz. Von größeren Sammlungen haben solche nur die Gesellschaft der Musikfreunde in Wien, das Museum des Pariser Konservatoriums, die königliche Sammlung alter Musikinstrumente in Berlin, die fürstlich Lobkowitzsche Sammlung auf Schloß Roudnic in Böhmen, die am reichsten versehen ist. Sie besitzt einen Kontrabaß von 1677, Violinen von 1652, 1653, 1657, 1661 und 1667. Eine Violine von 1660 ist in der Kirche am Strahov, eine von 1676 in der Prager Kreuzherrenkirche. Ferner besitzen einige bayrische und österreichische Klöster echte Arbeiten Jakob Stainers.

Jakob Stainer, geboren in Absam in Tirol am 14. Juli 1621, gestorben um 1683, ist unbestritten der größte Meister der deutschen Schule der Geigenbaukunst. Er war ein Künstler, der seine eignen Wege ging und dennoch nur in Amati und Stradivari seinesgleichen findet. Die technische Vollendung seiner Geigen blieb allen seinen Nachahmern unerreichbar, aber auch er dürfte von einem Grundgedanken ausgegangen sein, den er als Geheimnis mit ins Grab genommen hat.

Wessen Schüler Stainer gewesen, ist unbekannt, denn ein Beweis für die Behauptung, er habe bei Amati in Cremona gelernt, ist unerbracht. Direkt dagegen spricht zunächst die sehr glaubwürdige Ueberlieferung, daß er schon im Jahre 1639, also als kaum neunzehnjähriger Bursche, Geigen auf dem Markte zu Hall verkauft habe. Und die Notiz, daß er vier Jahre später (1643) in Salzburg „etliche Geigen bei der hochfürstlichen Instrumentenstube ausbesserte und eine schöne Viola verkaufte,“ wie das Zahlmeister-Kassajournal des Erzherzogs Ferdinand Karl ausweist, bezeugt, daß der dreiundzwanzigjährige Geigenbauer bereits ein anerkannter Meister war. Er wird — und das ist viel wahrscheinlicher — bei irgendeinem Bauern in seinem Heimatdorfe, der sich im Winter mit Bildschnitzerei und Geigenbau beschäftigte, die erste Anleitung erhalten und den Grund zu seiner nachmaligen Künstlerschaft gelegt haben. Er muß eine gute Schulbildung genossen haben, er war ein vorzüglicher Geiger und soll sogar als Mechaniker durch merkwürdige Kenntnisse berühmt gewesen sein.



Eigenhändige Inschrift des Meisters

Im Jahre 1645 heiratete er. Im folgenden Jahre erhält er auf seine Bittschrift vom Erzherzog Ferdinand Karl den Auftrag, die Instrumente für die Hofkapelle zu machen. Nach einem fast zweijährigen Aufenthalt in Kirchdorf in Oberösterreich, wohin er durch den jüdischen Händler Huebmer verlockt ward, kehrte er in die Heimat zurück. Während er seiner Verpflichtung, die Instrumente der Hofkapelle instand zu halten, nachkam, lernte er den Landesfürsten und seine Gemahlin Anna von Toskana persönlich kennen. Der Herzog fand großes Gefallen an dem seelenvollen Geigenspiel Stainers und ließ ihn in der Folge häufig nach Innsbruck kommen, was viel heißen will, denn am erzherzoglichen Hofe standen fortwährend italienische Virtuosen im Sold. Aber auch bei diesen erfreute er sich der größten Wertschätzung. Im Jahre 1658 verlieh ihm der Landesfürst den Titel eines Hofmusikers und erzfürstlichen Dieners. Ferdinand Karl starb 1662, sein Bruder löste die Hofkapelle auf, und nach dessen baldigem Tode fiel Tirol an Kaiser Leopold von Oesterreich. Dieser bestätigte laut Diplom vom 9. Januar 1669 den ihm verliehenen Titel.

Stainer hatte damals seine künstlerische Höhe erreicht. Er war vielbeschäftigt, und seine Violinen wurden ihm schon mit 40 Gulden bezahlt. Dennoch hatte er auch mit vielen Widerwärtigkeiten und Schwierigkeiten zu kämpfen. Aber das Unglück seines Lebens war sein Konflikt mit dem fürsterzbischöflichen Konsistorium in Brixen. Es war die böse Zeit der Gegenreformation, und Stainer wurde im Jahre 1669 angezeigt, gemeinschaftlich mit dem Schneider Meringer lutherische Schriften verbreitet und ketzerische Reden geführt zu haben. Ob die Klage überhaupt berechtigt war, läßt sich heute kaum mehr entscheiden, genug, das geistliche Gericht verurteilte beide, im Büßergewande mit Geißel und brennender Kerze in den Händen öffentlich abzuschwören, während die Bücher verbrannt wurden. Auf die Berufung, die beide einlegten, wurden sie von dem weltlichen Richter nach Möglichkeit geschützt — was sehr für das geringe Verschulden spricht —, und die Geistlichkeit mußte auf Geißel und Kerzen verzichten. Die Bücher wurden verbrannt, aber Stainer wie Meringer weigerten sich standhaft, abzuschwören. Nun wurden beide verhaftet. Der Aufschub, den Stainer erbat, weil er noch Geigen für das Kloster Rothenbuch in Bayern zu arbeiten habe, wurde ihm abgeschlagen. Man gestattete ihm jedoch, diese Geigen im Gefängnis zu vollenden. Ueber Jahr und Tag ward er gefangen gehalten, und hier mag er sich wohl den Keim zu der Krankheit geholt haben, der er später erlag. Als man ihm die Freiheit wiedergab, war er ein gebrochener Mann. Sein Vermögen war in Verfall geraten und er vermochte sich nicht mehr emporzuarbeiten. Schwere Sorgen warfen ihn schließlich so nieder, daß er in Geistesnacht verfiel und bald darauf starb. —

Bei dem neuaufgefundenen Cello des großen Meisters fällt das individuelle Gepräge, das er allen seinen Instrumenten gab, sofort in die Augen: die charakteristischen kurzen F-Löcher mit ihren kreisrunden Endigungen, die steile Stellung derselben, der wundervoll geschnittene Löwenkopf am Wirbelkasten und die leuchtende Farbe des Lacks, der früher vielleicht gelbrot gewesen ist, jetzt aber nachgedunkelt, einen prächtigen, an Mahagoni erinnernden Ton zeigt.

Ursprünglich scheint das Instrument eine Viola da Gamba gewesen zu sein, die Stainer aus irgendeinem Grunde — vielleicht eine eilige Lieferung oder auch auf besondere Bestellung oder aus anderm Grunde — zu einem Cello umgearbeitet hat.

Die obenstehend wiedergegebene handschriftliche Inschrift des Meisters ist in allen Zügen klar und deutlich und wundervoll erhalten. Sie trägt die Jahreszahl 1673 und macht das Instrument doppelt wertvoll; einmal, weil es somit eins der ersten Instrumente ist, die er nach seiner Entlassung aus der Haft anfertigte, und dann, weil in den genannten Sammlungen gerade aus diesem Jahre kein Instrument vertreten ist. Der kunstvoll aus Birnbaumholz geschnitzte stilisierte Löwenkopf des Wirbelkastens scheint in seinem grimmigen Ausdruck sogar die trübe, verbitterte Stimmung des hartgeprüften Meisters wiederzugeben.

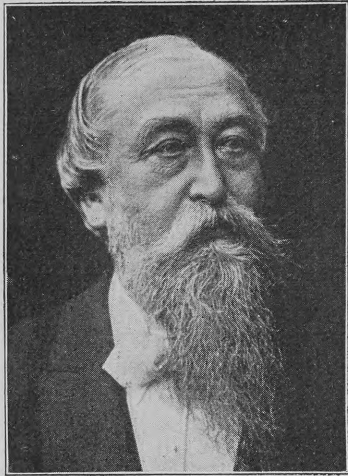


Das neuaufgefundene Stainer-Cello

Notizblätter

Otto Mühlbrecht †

In Groß-Lichterfelde ist am 26. Juli Otto Mühlbrecht, einer der bekanntesten und angesehensten deutschen Verlagsbuchhändler, Mitinhaber der Firma Puttkammer & Mühlbrecht, im neunundsechzigsten Lebensjahre gestorben. Mühlbrecht hat besonders auf einem Gebiete, auf dem das Schaffen des Buchhändlers und das des Gelehrten oder Literaten in engstem Zusammenhange miteinander stehen und einander ergänzen, auf dem Gebiet der Bibliographie, eine hervorragende Initiative und eine lebhafte schriftstellerische Tätigkeit entfaltet. Seine Jugend- und Lehrzeit führte ihn von Braunschweig, wo er am 28. Februar 1838 geboren war, nach Göttingen, Kiel und Elberfeld, dann 1862 nach Amsterdam, wo er viel für deutsche Zeitungen und Zeitschriften korrespondierte. Nachdem sich sein Plan, in Singapore eine eigne internationale Buchhandlung zu errichten, zerschlagen hatte, ging er 1865 nach London, dann nach Paris und 1866 nach Leipzig. 1867 kam er nach Berlin und gründete hier im folgenden Jahre mit Albert Puttkammer eine Buchhandlung für Staats- und Rechtswissenschaft, die bald einen bedeutenden Aufschwung nahm und gegenwärtig als die erste in ihrem Spezialfache gelten kann. Die Firma ist Lieferantin der Königlichen Bibliothek in Berlin, Kommissionärin der Bibliothek des kaiserlichen Reichsrates in Petersburg, Verlegerin der Veröffentlichungen des kaiserlich deutschen Statistischen Amtes u. a. Mühlbrecht selbst war Mitglied der königlich preußischen literarischen Sachverständigenkommission, sowie der historischen Kommission und des Urheberrechtsausschusses im Börsenverein deutscher Buchhändler. Unter seinen bibliographischen Werken steht obenan die von ihm herausgegebene „Allgemeine Bibliographie der Staats- und Rechtswissenschaften", von der bis jetzt 38 Bände vorliegen. Einen wertvollen Auszug aus diesem gewaltigen Repertorium der juristischen und kameralistischen Fachliteratur gab Mühlbrecht in seinem zweibändigen „Wegweiser durch die neuere Literatur der Rechts- und Staatswissenschaft", der eines der wichtigsten und brauchbarsten bibliographischen Hilfsmittel unsrer Zeit darstellt. Von sonstigen schriftstellerischen Publikationen Mühlbrechts sind zu nennen: „Beethoven und seine Werke. Eine biographisch-bibliographische Skizze" (1866); „Die Bücherliebhaberei in ihrer Entwicklung bis zum Ende des 19. Jahrhunderts", besonders aber „Erinnerungen aus 30 Jahren, 1860 bis 1890" (1890—1903) und „Aus meinem Leben" (1898).



Verlagsbuchhändler Otto Mühlbrecht

Von der oldenburgischen Grossherzogsfamilie

Großherzogin Elisabeth von Oldenburg hat diesen Sommer mit ihren drei Kindern, dem Erbprinzen Nikolaus und den Herzoginnen Ingeborg und Altburg, zwei Monate in Bad Harzburg geweilt. Während die hohe Frau in Oldenburg infolge ihrer vielen repräsentativen Pflichten wenig mit ihren Kindern zusammen sein kann, konnte sie sich in Harzburg diesen ganz widmen und machte mit ihnen große und kleine Touren zu Wagen oder zu Fuß; häufig sah man auch die Kinder reiten und die Großherzogin nebenher gehen. Der Aufenthalt in Harzburg ist den fürstlichen Gästen vorzüglich bekommen. Der Großherzog von Oldenburg war mehrfach in Harzburg, um die Seinen zu besuchen. Großherzogin Elisabeth, eine Tochter des verstorbenen Großherzogs Friedrich Franz II. von Mecklenburg, ist die zweite Gemahlin des Großherzogs Friedrich August von Oldenburg, dessen einziges Kind aus erster Ehe bekanntlich die Prinzessin Eitel Friedrich von Preußen ist.



Phot. Max Damm, Bad Harzburg

Großherzogin Elisabeth von Oldenburg mit ihren Kindern



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

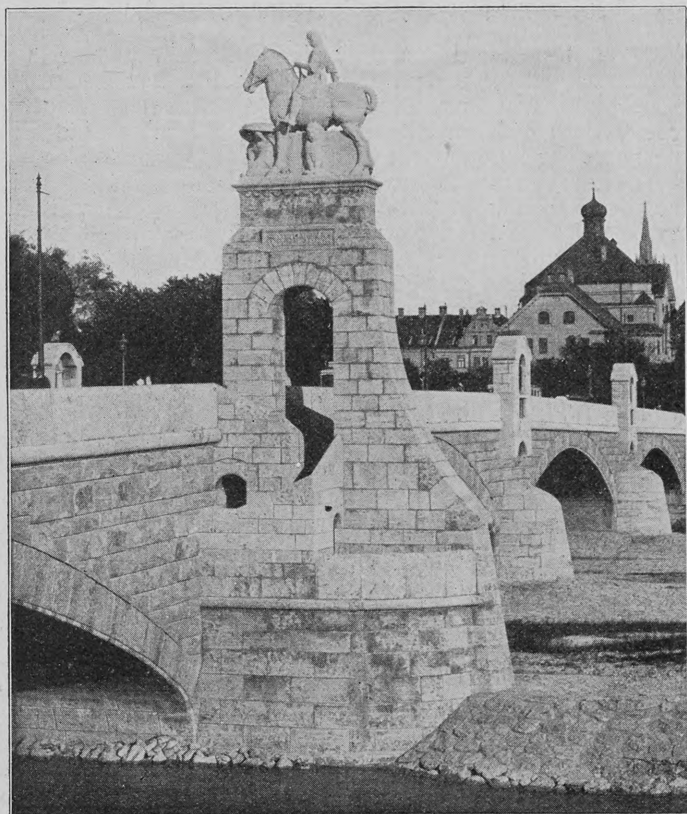
Vom Jubiläum der Universität Greifswald: Begrüßung des Prinzen August Wilhelm durch den Bürgermeister

Das Jubiläum der Universität Greifswald

Die Universität Greifswald beging am 3. und 4. August das Fest ihres 450jährigen Bestehens. Ihr Begründer war der Bürgermeister Heinrich Rubenow, auf dessen Betreiben Papst Calixtus III. unterm 29. Mai 1456 die Stiftungsbulle erließ, worauf am 17. Oktober desselben Jahres die Universität mit Rubenow selbst als erstem Rektor im Beisein des Herzogs Wratislaw IX. eröffnet wurde. Dem Jubiläum, das mit einem Festzuge begann, wohnte als Vertreter des Kaisers Prinz August Wilhelm bei; er verlas beim Festakte eine kaiserliche Botschaft, welche die Glückwünsche des Kaisers zu dem Jubiläum aussprach. Es folgte die Ueberreichung von Adressen und Stiftungen und die Verkündigung von 37 Ehrenpromotionen. Beim Festmahl brachte der Prinz das Hoch auf den Kaiser aus. Kultusminister Studt hob in seiner Ansprache ausdrücklich hervor, der Satz der Verfassung: „Die Wissenschaft und ihre Lehre ist frei", sei eine unverbrüchliche Richtschnur für ihn wie für jeden preußischen Unterrichtsminister und für die Unterrichtsverwaltung überhaupt. Prorektor Professor Sartorius dankte dem Minister. Das Bekenntnis des Ministers zu dem Satze, daß die Wissenschaft und ihre Lehre frei sei, müsse man festhalten; so müsse es sein und in alle Zeit bleiben, denn nur auf solcher Grundlage könnten Preußens Universitäten, könne die wissenschaftliche Forschung gedeihen.

Das Standbild Ottos von Wittelsbach in München

In der bayrischen Hauptstadt hat kürzlich nach der neuen Maximiliansbrücke (vgl. die vorige Nummer) auch die im vorigen Jahre erbaute Wittelsbacherbrücke einen eigenartigen, prächtigen Monumentalschmuck erhalten, und zwar in dem Standbild Ottos von Wittelsbach, das der Bildhauer Professor Georg Wrba nach seinem preisgekrönten Entwurf im Auftrag der Stadtgemeinde München ausgeführt hat. Der Künstler hat bei diesem auf Anregung des bekannten Architekten Theodor Fischer entstandenen Monument auf alles dekorative Beiwerk verzichtet und den Schwerpunkt auf die Wirkung der Körperformen gelegt. Das massige Standbild, das in Muschelkalk gehauen und aus elf Stücken zusammengesetzt ist, hat bei einer Höhe von 4 Metern und 3,60 Metern Länge ungefähr 300 Zentner Gewicht. Unter dem gedrungenen Streitroß, auf dem der Wittelsbacher in wehrhafter Haltung sitzt, zieht sich als Stützpunkt des Ganzen ein glatter Quader hin, aus dessen Mitte zu beiden Seiten im Hochrelief ein aufrecht stehender, mit den Vorderpranken sich auf die Kante stützender Löwe herausgearbeitet ist. Organisch mit diesem Stützpunkt und dem ganzen in romanischen Formen gehaltenen Reitermonument verbunden zeigt sich ein vor dem ausschreitenden Rosse kauernder Krieger, der sich mit der Rechten auf ein zerbrochenes Schwert stützt und mit der Linken den Schild zum Schutze über sich hält: ein Hinweis auf die historische Rolle, die Otto von Wittelsbach im Jahre 1155 bei der Veroneser Klause als Retter des heimziehenden deutschen Heeres gespielt hat.



Phot. Rehse & Co., München

Das Otto von Wittelsbach-Standbild auf der Wittelsbacherbrücke in München, entworfen von Prof. Georg Wrba

Kaiser Wilhelms Glückwunsch an den Erzabt von Beuron

Der Erzabt des im preußischen Regierungsbezirk Sigmaringen gelegenen Benediktinerklosters Beuron, Placidus Wolter, beging am 16. Juli die fünfzigste Wiederkehr des Tages, an dem er in den Benediktinerorden eingetreten ist. Zu diesem Jubiläum hat dem greisen Abt auch der Kaiser noch vor dem Antritt seiner Nordlandsreise gratuliert, und zwar durch folgendes Handschreiben: „Hochwürdiger Herr Erzabt! Es ist zu meiner Kenntnis gelangt, daß Sie am 16. Juli dieses Jahres auf eine fünfzigjährige Tätigkeit als Mitglied der Benediktinergenossenschaft zurückblicken können. Zu dieser seltenen Jubelfeier spreche ich Ihnen meinen herzlichen Glückwunsch aus, indem ich Ihnen zugleich zum Zeichen meines unveränderten Wohlwollens meine Bronzebüste verleihe. In der Hoffnung, daß Gottes Güte Ihnen, hochwürdiger Herr Erzabt, vergönnen möge, noch manches Jahr mit segenbringendem Erfolge zu wirken, verbleibe ich Ihr wohlgeneigter Wilhelm I. R. Travemünde, den 30. Juni 1906."

Über Land und Meer

Nr. 47



Am Landungssteg

Nach einem Gemälde von Alois Hans Schram

Scharade

Ein altes Lied, doch bleibt es immer neu:
Durch alle „Blätter geht ein groß Geschrei;
Ein neues Unternehmen will man gründen:
Nur Lärm gemacht, damit sich Dumme finden!
Verlockend ist das Wort es im Prospekt,
Wieviel man jährlich in die Taschen steckt
Für wenig Geld. Wer sah so etwas je?
Und unterzeichnet ist's: Das Komitee.
Die Namen haben guten Klang am Ort,
Doch sind von einem Manne sie das Wort,
Dem man noch niemals Gutes nachgesagt.
Was schadet es? Nur immer frisch gewagt!
So drängt man denn herbei in großer Zahl,
Und bald gezeichnet ist das Kapital.
Fragt man nach dem Erfolge dann nach Jahren,
Hat man von Dividenden nichts erfahren.
„Die Sache war vom Glücke nicht gesegnet,
Viel Schwierigkeiten waren uns begegnet,"
So wird das Wort es im Geschäftsbericht.
Doch tat denn der Direktor seine Pflicht?
Gewiß, blieb auch das Geld in seiner Tasche,
Trank er aufs Wohl des Ganzen manche Flasche
Voll guten Rebensafts, bald hier, bald dort.
Die andern waren leider nur das Wort. Dr. Sch.

Buchstabenrätsel

Such es mit n im Alten Testament,
In Rußland es mit l ein jeder kennt. Dr. K. K. v. Fr.



Ein Protz

„Gestern neues Spiel entdeckt: Mit Pfropfen von gefüllten französischen Sektflaschen — nach Tausendmarkscheinen geschossen!"

Arithmogriph

1 6 5 8 6 geometrische Bezeichnung.
2 6 4 5 braucht der Küfer.
3 8 8 Fluß in Süddeutschland.
4 6 7 6 1 römische Göttin.
5 6 3 8 6 deutscher Dichter.
6 3 1 6 8 Metall.
7 3 6 1 Maß.
8 3 6 7 6 Organ im menschlichen Körper.

Sind die Zahlen richtig durch Buchstaben ersetzt, ergeben die Anfangsbuchstaben der gefundenen Wörter den Namen eines Schlachtortes des Krieges 1870/71. G. L.

Rätsel

Zehnfach hast du mich zum Schutz,
Und wohl öfter noch zu Nutz;
Dennoch ist's nicht gut für dich,
Wenn man sagt, du habest mich. E. S.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1100:

Des Arithmogriphs: Geranium, Eugenie, Ruegen, Ammer, Numa, Inn, Un, M.

Des Homonyms: Base.

Richtige Lösungen sandten ein: L. Z. in Detmold (3); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (2); Gretel in München (2); Arthur L. in Bozen (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); „Prinzeßchen" in Weimar (2); Clara M. in Bielefeld (2); Ignaz in Ansbach (3); Jul. Czvetkovits in Pécs (2); K. Haus in Frankfurt a. M. (2); „Marschall Vorwärts" in Heiligenstadt (3); „Medikus" in Leipzig (3); Stammtisch „Baas Kaels" im Aachener Brauhaus (2); „Freya" in Halberstadt (4); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (4); „Sonnenblume" in Heilbronn (2).

Literatur

Von Meyers Großem Konversationslexikon (6. Auflage), über dessen Fortschreiten wir an dieser Stelle wiederholt berichtet haben, ist abermals ein neuer Band, der dreizehnte, erschienen, der die Stichworte Lyrik bis Mitterwurzer umfaßt. Die in der neuen Auflage bis zur höchsten Potenz gesteigerten Vorzüge der bekannten Enzyklopädie haben wir oft genug rühmend hervorgehoben; wir begnügen uns daher, aus dem vorliegenden Bande als Stichproben einige besonders bemerkenswerte Artikel anzuführen, die den Reichtum und die Vielfältigkeit des hier aufgehäuften Wissenstoffs veranschaulichen. In größeren Aufsätzen sind u. a. behandelt: Lyrik, Mädchenschulen, Märchen, Mathematik, Meeresfauna, Melanchthon, Mensch, Metaphysik, Metrik, Mission; eigne Kapitel behandeln die großen Zeitfragen Mäßigkeitsbewegung und Mittelstandsbewegung, von denen die zweite in der vorigen Auflage überhaupt noch nicht behandelt war; durch die neuesten Statistiken und Anschauungstafeln, die mit sorgfältig gearbeiteten Texten Hand in Hand gehen, können wir uns genau über den Stand von Marine und Militär unterrichten. Die Städteaufsätze sind zum Teil durch Pläne ergänzt (so Mannheim und Metz) und sämtlich sorgfältig auf die neuesten Daten gebracht. Aus der großen Völkerpolitik interessieren in besonderem Maße Mandschurei und Marokko. Die ganze Vorgeschichte der marokkanischen Konferenz ist genau registriert. Bei Naturfreunden wird der mit einer bunten Tafel ausgestattete Artikel über Mimikry viel Interesse erregen. Im ganzen enthält der neue Band auf 926 Seiten etwa 7000 Artikel mit 181 Textabbildungen, 69 Tafeln und Karten und 6 Textbeilagen.

— „Das Freiburger Münster", dieses vornehmste Baudenkmal des badischen Landes und das hehre Wahrzeichen der Stadt Freiburg, hat in einem von Friedrich Kempf und Karl Schuster herausgegebenen „Führer" (Freiburg, Herdersche Verlagshandlung, gebunden 3 Mark) eine neue, ausführliche und gediegene literarische Behandlung erfahren, die, nachdem das 1878 erschienene Büchlein des Domkapitulars Marmon längst vergriffen ist, Kunstfreunde auch über den engeren Kreis der Besucher Freiburgs hinaus interessieren dürfte. Der neue Führer legt in seinem ersten Teil die Geschichte des Münsters von seinen Anfängen bis auf unsre Tage dar und beschreibt und erklärt sodann den Bau und seine Merkwürdigkeiten geschichtlich, künstlerisch und vielfach auch technisch. Die mit Sorgfalt ausgewählten 93 Illustrationen des schmucken Büchleins unterstützen die Beschreibung in sachdienlichster Weise.



Hofphotograph E. Kugler, Tuttlingen

Text auf der nebenstehenden Seite

Von der Jubiläumsfeier in Kloster Beuron: Erzabt Placidus Wolter (×) im Kreise von Festgästen

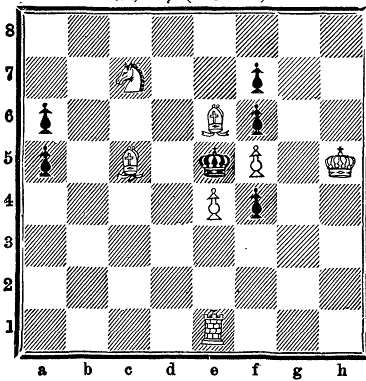
Stehend (von links nach rechts): Willibald Adam, Abt von Metten; Anspar Hochelmann, Abt von Erdington; Helephons Schobar, Abt von Seekan; Robert de Kerchove, Abt von Monte Cesar Louvain; Norbert Weber, Abt von St. Ottilien; Fidelis v. Stotzingen, Abt von Maria Laach; sitzend (von links nach rechts): Franziskus Strunk, Abt von Oelenberg; Rupert Metzenleiter, Abt von Scheyern; Willibald Benzler, Bischof von Metz; Placidus Wolter, Erzabt von Beuron, Hildebrand de Hempleine, Primas des Ordens und Abt von Maredsous; Thomas Bossard, Abt von Einsiedeln.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Aufgabe 19

Von J. Iversen in Kopenhagen
(„Nationaltidende")
Schwarz (6 Steine)



Weiß (7 Steine)
Weiß zieht an u. setzt mit dem dritten Zuge matt.

Auflösung der Aufgabe 16

W. 1. Lh3—g2
S. 1. Kc5×d5
W. 2. Te4—e5†
S. 2. Kd5—c4, c6, b6
W. 3. Lg2—c1, Db2—b6 matt.

A.

S. 1. Th7—h6
W. 2. Te4—d4 und
W. 3. Db2—b4, ×b6 matt.

B.

S. 1. d7—d6
W. 2. Db2—b4†
S. 2. Kc5×d5
W. 3. Db4—c4 matt.

C.

S. 1. belieb. anders
W. 2. Db2—b6†
S. 2. Kc5×d5
W. 3. Te4—d4 matt.

Totenschau

Heinrich Kühn, Zoologe und Forschungsreisender, 46 J., Surabaya. — Konteradmiral Charles J. Train, Befehlshaber der Vereinigten Staaten-Flotte in den asiatischen Gewässern, Tschifu. — Hofrat Professor Dr. Ferdinand Zieglauer Edler von Blumenthal, Historiker, 78 J., 30. Juli, Czernowitz. — Franz Freiherr von Lipperheide, bekannter Berliner Verlagsbuchhändler, 68 J., 30. Juli, München. — Professor Michael Herzenstein, russischer Nationalökonom und Statistiker, ehemaliges Mitglied der russischen Reichsduma, 31. Juli, Terijoki (Finnland). — Sächsischer Geheimrat Dr. phil. Paul Hassel, Direktor des Hauptstaatsarchivs in Dresden, 31. Juli, Jena. — Hermann Uhl, hervorragender deutsch-amerikanischer Journalist (New-Yorker Staatszeitung), 64 J., 1. August, New York. — Generalleutnant z. D. Rainer von Ende, ehemaliger Kommandant von Berlin, 61 J., 1. Aug., München. — Edmond Rousse, französischer Jurist, Mitglied der französischen Akademie, 89 J., 1. Aug., Paris. — Richard Möst, Bildhauer, 65 J., 1. Aug., Köln. — Luigini, hervorragender französischer Dirigent, 56 J., Paris. — Russischer Konteradmiral Beklemytscheff, 3. Aug., Kronstadt. — Preußischer Landforstmeister Detlev von Bornstedt, 55 J., 3. Aug., Berlin. — Generalleutnant z. D. Otto von Förster, 86 J., 3. Aug., Potsdam. — Dr. Alexander Bogdanow, Professor für Pathologie an der Universität Odessa, 52 J., Pjatigorsk. — Geheimrat Heinrich Heß, badischer Ministerialdirektor a. D., 71 J., Salon bei Ludwigsburg. — John James Robert Manners, Herzog von Rutland, 87 J., 4. Aug., London. — Wirklicher Geheimer Oberpostrat Stille, vortragender Rat im Reichspostamt, 60 J., 4. Aug., Mendel bei Bozen. — Edmund von Wörndle zu Adelsfried, Landschaftsmaler, 80 J., 5. Aug., Innsbruck. — Dr. Karl Waßmannsdorf, hervorragender Förderer des deutschen Turnwesens, 85 J., 5. Aug., Heidelberg. — Telegraphendirektor Karl Dufayel, Schriftsteller, 50 J., Kissingen. — Prinzessin Mathilde von Sachsen-Koburg, geborene Prinzessin von Bayern, 29 J., 6. Aug., Davos.

Briefmappe

H. K. in Delmenhorst. Das um die Weihnachtszeit des Vorjahres in dieser Zeitschrift besprochene kaufmännische Handbuch war „Obst, Das Buch des Kaufmanns" (Leipzig, Poeschel & Trepte). Die beste Empfehlung dieser vortrefflichen Enzyklopädie dürfte darin liegen, daß bereits jetzt eine zweite Auflage nötig geworden ist. Das Buch kostet gebunden 20 Mark, die neue Ausgabe soll zunächst in 17 Lieferungen à 1 Mark erscheinen.

Aux quatre peupliers blancs. Die uns eingesandten Rätsel akzeptieren wir gern und bitten, uns eventuell Ihre Adresse mitzuteilen.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



Nr. 48

96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Lebensfrühe

Die Geschichte eines Knaben

Von

Margarete von Oertzen

(Fortsetzung)

Da war's, das Boudoir einer jungen Frau — kühl, verlassen — von einem undefinierbaren Hauch toter Blumen und neuer Cretonnevorhänge, vermischt mit etwas Moder. Ueber dem Sofa hing das Brautbild Eichners und der zarten, blonden Marie Reck.

Eichner stieß die Läden zurück. Der goldene Spätnachmittag leuchtete herein, getränkt mit dem eigentümlichen Hochsommerduft blühender Linden und roter Rosen.

In der Ferne dehnte sich die Ebene sanft verschwommen, wie der Himmel über ihr.

Großmama setzte sich auf das Sofa und drehte die Daumen ineinander. Sie hatte an dieser Entweihung schwer zu schlucken. Innerlich widerspenstig und störrisch wie Jakob, das Pferd, war sie fest entschlossen, Stein und Eisen zu bleiben, mochte der am Klavier auch alle Teufelskünste sich zu eigen machen.

Herr Meyer-Stribensky hub an zu präludieren. Allmählich schwoll die Melodie zu gewaltigem Sturm an; wie Posaunen und doch wie Harfen klang es dazwischen. Und dann löste sich aus dem brausenden Drängen der Töne eine wundersame Harmonie. Eine glockenreine Männerstimme fiel ein:

„Winterstürme wichen
Dem Wonnemond,
In mildem Lichte
Leuchtet der Lenz ...“

In Großmamas Gesicht zuckte, wetterleuchtete es. Sie fühlte einen Schauer, ihr Herz klopfte jäh — sie wurde sehr unruhig und zog die Brauen hoch empor. „Verfluchter Kerl!“ murmelte sie. Dann saß sie atemlos ...

Hans war zu seinem Vater gekrochen, der mit geschlossenen Augen lauschte. Die ganze Zeit war ihm zumute, als geschehe ein Neues, ein Besonderes an ihm.

Und Herr Meyer-Stribensky spielte und sang — wie ein Durstiger trinkt, der, dem Verschmachten nahe, eine Quelle findet. Niemand bemerkte, wie der Tag erlosch und im Westen die rote Glut heranschwoll immer näher und näher. Jetzt entzündete sie die Kronen der Linden und floß in einer breiten Woge durch das offene Fenster über die Wände und Dielen, über das Brautbild, die darunter sitzende Großmama, das Klavier und Herrn Meyer-Stribensky.



Lustige Unterhaltung. Nach einem Gemälde von Ulpiano Checa

Der sang und spielte in das Abendrot hinein:

„Ein bräutliches Feuer
Soll dir nun brennen,
Wie nie einer Braut es gebrannt!
Flammende Glut
Umglühe den Fels ...“

Mit dem ersten Dämmerungsschatten erhob der Kandidat sich. Seine Wangen waren bleich, beinahe hager.

Großmama schritt feierlich auf ihn zu. Sie faßte seine Hände und schüttelte sie.

„Sie sind ein gefährlicher Mensch,“ sprach sie. „Ob so was mir auf die Dauer bekommen würde, weiß ich zwar nicht. 's ist so ein gelinder Wahnsinn. Ich leg' mich sofort zu Bett. Sie haben mir die Knochen zermalmt und mein Gemüt in Ihren Fingern zerdrückt wie eine überreife Birne. Na, gute Nacht, Kinder. Recht gute Nacht.“

Großmama kümmerte sich um nichts mehr, sie schloß die Speisekammer nicht ab, sie jagte Bré nicht gewohntermaßen vor die Tür — sie ging einfach zu Bett.

Eichner packte Herrn Meyer-Stribensky an einem Rockknopf.

„'raus, Hans! Ja, mein lieber Freund — bei uns bleiben — das geht nu erst recht nicht ...“

„Das seh' ich vollkommen ein,“ sagte der Kandidat beklommen.

„Und da — ich habe mir gedacht — halten Sie es nicht für unzart von mir — ich bin gottlob in günstigen Verhältnissen —, es wär' ja zu schade um Ihr Talent — ein kleines Darlehen vielleicht ...“

Herr Meyer-Stribensky wandte sich schweigend zum Fenster. Er starrte in die weiche Dämmerung.

„Könnten Sie nur einen falschen Stolz bezwingen,“ fuhr Eichner fort. „Ich sage Ihnen das alles auf einer für mich heiligen Stätte, in der Stube meines toten Weibes. Ich weiß, daß ich in ihrem Sinne handle.“

Herr Meyer-Stribensky schüttelte langsam den Kopf.

„Ich — kann nicht. Von Herzen Dank, Herr Eichner! Aber — es verträgt sich nicht mit meiner Natur — frei muß ich sein — leicht Gepäck — nur keine Schulden. Muß es sein, spiele ich auch mal zum Tanz auf, um mein Brot zu verdienen — oder ich schreibe Noten ab. Auf diese Weise hab' ich mir schon sehr guten Gesangsunterricht erarbeitet, und vielleicht, wenn ich mich als Hausknecht in ein Konservatorium vermiete, verdiene ich mir ein paar Musikstunden — warum nicht?“

„Sie sonderbarer Heiliger,“ murmelte Eichner. Er drang nicht mehr in ihn.

„Für den heutigen Abend dank' ich noch,“ sprach Herr Meyer-Stribensky. „Ich glaub' nicht, daß ich diese Stube und den alten Garten und — alles andre hier so leicht vergessen werde. Am liebsten zög' ich schon morgen weiter mit der schönen Erinnerung, ehe ein Schatten darauf fällt.“

Und so ward es. Das junge Blut ließ sich nicht mehr halten. Fidel und rosig nahm er Abschied und bestieg wieder den Wagen, der ihn gebracht. Lustig schwenkte er den Hut ...

Hans hatte sich geweigert, ihm Adieu zu sagen. Als der Wagen sich in Bewegung setzte, riß er ein Fenster auf und schrie in seltsamen Mißtönen mit Stentorstimme:

„Siegfried! Siegfried!
Selig gilt dir mein Gruß!“

Das Fenster fiel klirrend zu.

Stundenlang suchten sie Hans vergeblich. Es war der erste Kummer seines Lebens gewesen. Gewöhnlich ist der erste und der letzte Kummer ein — Abschied.

Es galt nun, einen neuen Hauslehrer für Hans ausfindig zu machen. Man ging sehr vorsichtig dabei zu Werke und engagierte einen Herrn mit glänzenden Zeugnissen. Großmama sank fast in die Knie vor Respekt, als sie diese Zeugnisse las, und Herr Braun wurde sogar telegraphisch berufen. Er kam unerwartet und zu Fuß, ein gelblicher Mann mit straffen, schwarzen, in der Mitte gescheitelten Haaren, Regenschirm und Handkoffer — sein einziges Gepäck — in der unglaublich langen Hand tragend. Diese Hand sah aus, als wäre sie permanent mit Röntgenstrahlen durchleuchtet. Da Herr Braun sehr kurzsichtig war, gebrauchte er seine spitze Nase gleichsam als drittes Auge und näherte sie den Dingen und Menschen, die er betrachten wollte, auf beängstigende Weise.

Beim Anblick des Herrn mit den glänzenden Zeugnissen brach Hans in die Worte aus:

„Für des Knaben Zucht
Will der knickrige,
Schäbige Knecht
Keck und kühn
Gar wohl König nun sein?“

Herr Braun nahm die Sache äußerst gewissenhaft. Er unterrichtete seinen Schutzbefohlenen nicht nur während der Schulstunden — beileibe! Auf dem Spaziergang, bei Tisch, im Wachen und im Traum hatte der Junge ein wahres Kreuzfeuer von Fragen zu bestehen. Streifte er frei und selig im Waldesgestrüpp umher, so konnte ihn Herr Braun wohl in seiner scharfen, trockenen Art herbeirufen: „Was weißt du von dem spanischen Erbfolgekrieg?“

Es geschah, daß Herr Braun sich höchst feierlich bei Großmama „in wichtiger Angelegenheit“ melden ließ. Er hatte nämlich die Situation sofort erfaßt und in Umgehung des Hausherrn stets nur mit Großmama verhandelt.

Sie empfing ihn etwas unwirsch im Mutterfell, denn sie kannte im allgemeinen die Art seiner Anliegen.

„Na, was ist los?“ fragte sie wegwerfend.

„Zunächst wollte ich ergebenst bitten, ob das Frühstück nicht pünktlicher besorgt werden kann. Heute kam es wieder um volle sechs Minuten zu spät auf den Tisch. Und das gerade vor der Rechenstunde. Ferner — ich muß wirklich bedauern —“ Herr Braun hob die Schultern und holte zugleich ein ziemlich unscheinbares Büchlein mit arg vergriffenem Deckel aus der Rocktasche — „ich muß wirklich bedauern, ein höchst unpassendes Buch im Besitze Ihres Enkels gefunden zu haben. Hier ist das Corpus delicti. Ich habe es natürlich sofort konfisziert.“

„I wo, nich möglich! Ein unpassendes Buch? I, das zeigen Sie doch mal her, mein lieber Herr Braun!“

Großmama empfing das dünne Bändchen und las auf dem Deckel: „Siegfried. Von Richard Wagner. Konrad Meyer-Stribensky seinem lieben Hans Eichner.“

Die Röte schoß ihr in die Stirn. „So!“ sprach sie tönend und zog das Mutterfell fester um sich. „Das also ist Ihr unpassendes Buch. Ich kenne es auch. Und dem wollen Sie nachsagen ...“

Großmama schöpfte Atem, und Herr Braun benutzte die Pause, um eindringlich fortzufahren: „Bedenken Sie nur, gnädige Frau! Die haarsträubenden Dinge, die überall in diesen — Dichtungen passieren! Ich bitte Sie!“

„Bei den Göttern ist das ganz was andres!“ sagte Großmama hitzig. „Ich würde es auch zum Beispiel sehr unpassend finden, wenn Sie zum Beispiel mich ohne weiteres auf den Mund küssen und dann entführen wollten, wie Siegfried Brunhilde, und ich würde es sehr komisch finden, wenn Sie zum Beispiel mit einem Schwert und einem kurzen Wams von Bärenfell durch die wabernde Lohe dringen wollten. Und überhaupt — Leute, die bei allem was finden, denen trau' ich gar nicht, das liegt meist in ihnen selbst.“

Herr Braun lächelte eigensinnig und senkte seine spitze Nase auf seine Brust.

„Immerhin — soll ich im Hause bleiben, so muß ich darauf bestehen, daß der Knabe ganz den Einflüssen jenes Seelenvergifters entzogen wird. Ich muß ihn ganz in meiner Hand haben, ihn nach meinem Willen zu lenken. Das Buch werde ich behalten.“

„Das werden Sie nicht,“ sprach Großmama. „Soll es denn konfisziert werden, so konfisziere ich es selbst.“

Sie hatte einen Augenblick geschwankt, ob sie Herrn Braun opfern sollte. Doch dann kam die Einsicht, daß man dem Jungen diese tüchtige Lehrkraft erhalten müsse —, und sie fügte sich schweren Herzens in das Unabänderliche.

Herr Braun empfahl sich, und Großmama übernahm es, mit Hans zu sprechen. Als er seinen Siegfried in Großmamas Schreibtischlade wandern sah, brüllte er laut auf: „Das Biest! Mein Andenken an Herrn Meyer-Stribensky!“ Großmama überhörte das „Biest“. Diesmal kostete es ihn keine Ohrfeige.

Hans aber rannte in den Garten, wütend und verstockt, und wiederholte nur immer, während er Steine mit der Fußspitze vor sich hinschnellte: „Das Biest, das Biest!“

Am Nachmittage nagelte ihn sein Lehrer fest für ein paar Stunden, indem er ihm eine komplizierte Rechenaufgabe stellte. Der Junge zeigte am Abend die Manieren eines verhetzten Hundes. Er wich scheu einem jeden aus, sogar seinem Vater — denn zwischen diesem seinem besten Freund und ihm stand ein Fremder, der autorisiert war, ihn zu peinigen ...

In dieser Nacht hatte Herr Eichner einen schweren Herzkrampf zu überwinden; Herr Braun stand gegen fünf Uhr morgens vor des Jungen Bett, eine brennende Kerze in der Hand, hemdärmelig: „Dein Vater ist krank. Die Erregung über dein unqualifizierbares Betragen hat ihn auf das Krankenlager geworfen. Sieh zu, wie du mit deinem Gewissen fertig wirst.“

Das erste, was der so jäh Erweckte empfand, war ein furchtbares, unbestimmtes Grauen — dann wie ein Schlag das Begreifen. Seine Zähne stießen aufeinander, bebend schlüpfte er in die Kleider.

„Du darfst jetzt nicht zu ihm, es würde ihn stören,“ sagte Herr Braun. „Tu in Stille Buße und bete!“

„Ich will zu Vater!“ schrie Hans außer sich. Er drängte an Herrn Braun vorbei zur Tür — und als sein Lehrer ihn zurückhalten wollte, hackte er seine scharfen Kinderzähne in die Hand, die seinen Arm umklammerte. Er war befreit — hinter ihm das Stöhnen Herrn Brauns — vor ihm der dunkle Hausflur, in den ein fahles Morgengrauen seinen ersten ungewissen Schein warf.

Hans polterte vorwärts, er wußte kaum, wie er in Vaters Zimmer kam — der saß aufrecht im Bette, blaß und hager, und Großmama hielt Wache im Mutterfell ... Das Nachtlicht flackerte trüb. Ein Bild von seltsamer Trostlosigkeit und Nüchternheit — es machte den Jungen still.

„Hans!“ flüsterte Großmama, „was fällt dir ein? Warum bist du aufgestanden?“

Er preßte sich dicht an sie. Eisige Kinderfinger wühlten sich in den warmen Pelz ihres Mantels.

„Herr Braun hat mich geweckt. Er sagte, ich sei schuld ... und ich habe ihn gebissen; weil er mich dann einsperren wollte, hab' ich ihn gebissen ...“

„Hm,“ meinte Großmama und seufzte dann sehr gedehnt. „Na, denn bleib man hier, mein Jung'; so, wickle dies Ende vom Mutterfell um dich, daß du nicht frierst ...“

Sie hüllte ihn ein, seine Glieder wurden warm. Da er erwachte, lag er in seinem Bett, und die Sonne schien voll ins Zimmer. Großmama hielt ihm eine Tasse heiße Milch an die Lippen.

„Trink ruhig, der Unterricht fällt heute aus. Herr Braun hat plötzlich abreisen müssen. Denk nur!“

„Wann kommt er wieder?“ fragte Hans angstvoll.

„Herr Braun kommt nie wieder,“ antwortete Großmama.

„Ah ...“ Wie sich der eine Laut der Brust des Jungen entrang — mehr als tausend Klagen sagte dies halbgehauchte „Ah“.

Man ließ ihn vier Wochen durch Wald und Feld laufen — Großmama war seine völlige Sklavin geworden —, dann gab man ihm einen neuen Lehrer, Herrn Melchior Sanft, von dem man nur Gutes zu erhoffen alle Ursache hatte. Er lächelte viel, behandelte seinen Zögling mit aus-



Strandszene. Nach einem Gemälde von Wilhelm Simmler

gesuchter Höflichkeit und war von freundlichem, gutmütigem Naturell.

Sein Diensteifer gewann ihm Großmamas Gunst: Schlüsselkörbe, Mutterfell, sogar Teller und Gläser trug er ihr nach, beim Gehen auf den Zehenspitzen wippend. Mit Herrn Eichner philosophierte er in überaus sanfter Weise, die seinem Namen alle Ehre machte. Nur eine kleine Schwäche hatte Herr Sanft: er hatte ein leicht entzündbares Herz, und sein Mißgeschick wollte, daß Hans eines Tages in seinem Geschichtsbuch den Anfang einer Ode an die Wirtschaftsmamsell fand. Fieken war jung und rosig, auch „grausam" — wenigstens sprach so die Ode — und Herr Sanft hatte sich in der ersten Minute in das „Naturkind" verliebt. Die Ode begann wie folgt:

„Wenn stille Herzen
Sommerbang
Sich ahnen,
Gleich weißen Blumen
Sich erschließen,
Träum' ich von dir
Die Nächte lang.
Mein Dasein
Soll verfließen
In einer einzigen Sehnsuchtswonne —
. . . . . ! ! ? . . . ? ? ?
Süße . . . Sonne!!!
Fieken!??"

Hans las und las mit roten Ohren. Er war indiskret genug, das Blatt umzuwenden. Da stand nur: „Am zehnten — Stiefel flicken, 1 Mark 20 Pfennige. — Eine Hose ausgebessert — 50 Pfennige. Pomade und ein Stück Mandelseife — 30 Pfennige."

Bis zur nächsten Geschichtsstunde trug Hans ein äußerst belustigtes und schlaues Gesicht zur Schau. Er zwinkerte seinem Lehrer mit den Augen zu und konnte kaum den Anfang des Unterrichts erwarten.

Herr Sanft wischte seine Brille ab, faltete die Hände und sagte milde: „Wenn ich bitten darf — wir sind beim Dreißigjährigen Krieg stehen geblieben."

„Jawohl, Herr Kandidat. Wenn stille Herzen sommerbang sich ahnen, gleich weißen Blumen . . ."

„Halt!" rief Herr Sanft und sprang vom Stuhle. Er war sehr rot geworden. „Du infamer Bengel! Wo hast du das her?"

„Da aus dem Buche!" schrie Hans. „Ich hab's aber niemand gezeigt, ich bin ein Ehrenmann, Herr Kandidat!"

„Um Gottes willen, leise! Das ist denn doch — das ist stark — was hast du deine Nase — überhaupt — gib mal her — das ist ein Gedicht an meine Tante —"

„Heißt Ihre Tante auch Fieken, Herr Kandidat?"

Herr Sanft verfärbte sich. „Für deine maßlose Ungezogenheit verdientest du eine exemplarische Strafe. Ich sehe von einer Klage bei deiner hochverehrten Großmama und deinem verehrten Papa nur ab, weil — weil — ich andrerseits — äußerst zufrieden mit dir bin, äußerst! Deine Aufsätze haben Stil und auch der Fleiß — wie gesagt — ich muß dich loben — es freut mich, das konstatieren zu können."

„Ich verrate nichts, Herr Kandidat," sagte Hans, „und hier ist das Gedicht an Ihre Tante!"

Herr Sanft griff hastig danach und zerriß es in tausend kleine Fetzchen. Das war ja nun glücklich vorüber. Aber zu Ende war sein Martyrium darum noch nicht. Bald fand er in seinen Stiefeln Zettel, auf die eine derbe Hand den Namen „Fieken" geschrieben hatte, bald prangte eine Kreidezeichnung an irgendeiner Mauer — eine mit einem Herzen gezierte, kugelrunde, weibliche Gestalt darstellend — er ertrug jedoch diese Neckereien mit großer Geduld so lange, bis Hans selbst ihrer überdrüssig wurde.

Zwei Jahre hielten Lehrer und Schüler es zusammen aus, dann sah Herr Sanft ein, daß er mit der überschäumenden Natur des Jungen nicht mehr fertig wurde. Großmama und Vater ihrerseits sahen ein, daß es für Hans nur eine Notwendigkeit gäbe: die Schule.

Dem Jungen tat sich eine neue Welt auf! Alles, was in ihm pochte und drängte, das war ja nur die Lust zu leben und mitzutun mit den andern, die in dem großen Strome schwammen. Er freute sich auf „die Jungens". Sein lauter Jubel bei der Aussicht auf Kameraden stimmte seinen Vater nachdenklich.

„Da ist man nur für so ein Kind da und glaubt, ihm alles ersetzen zu können — Mutter, Freunde — und plötzlich kommt die Erkenntnis: die ganze Zeit war's ein hartes Entbehren!"

Das erleichterte dem kranken Mann den Abschied von der Scholle, und als die letzte Nacht anbrach, die letzte Nacht vor der Abreise, lag er und dachte, dachte . . .

In den Stuben war schon alles wie tot, die Möbel waren überzogen mit unförmlichen Hüllen, die hundert trauten Kleinigkeiten fortgeschlossen.

Im Nebenzimmer schlief Hans. Er hatte so manche Stunde schlagen hören, bevor ihm die Augen zufielen. Er malte sich die Zukunft aus — mit glühenden Märchenfarben, zauberhaft, verschleiert — bis der wache Traum unmerklich in den Traum des Schlummers hinüberwallte.

Zwischen Nacht und Morgen fuhr er plötzlich jäh in die Höhe. Es wehte kühl vom Fenster her, und seine schlaftrunkenen Blicke hafteten an etwas Strahlendem, feurig Rotem. Ganz ruhig stand's am Himmel, an dem bereits weißen Morgenhimmel.

Hans richtete sich mit einem Gefühl feierlichen Grauens im Bette auf. Das Glänzende, Ruhvolle, das war der Mond, der nachts sein fahles Silber über die Welt streute. Warum war der Mond so rot? Warum glühte er wie Feuer?

In dieser Sekunde rief des Vaters Stimme aus dem Nebengemach: „Schläfst du, Hans?"

Der Junge sprang aus dem Bett und rannte zum Vater. Auch der starrte mit weit offenen Augen in den Himmel und lächelte eigentümlich.

„Krieche mal zu mir, mein Jung'. Wenn du auch ein paar Stunden Schlaf entbehrst — so eine letzte Nacht in dem alten Heim will nie vergessen sein. Sieh, wir beide haben noch ein Wort miteinander zu reden. Zwischen uns wird ja notgedrungen so manches anders werden. Dein alter Vater wird zurücktreten müssen vor der Jugend, die ihre Rechte an dich geltend macht. Er wird nicht mehr dein einziger Freund sein — dein treuster und wahrster will er aber immer bleiben. Du wirst ihn nie vergebens suchen. Merk dir das, mein Jung'. Und hier — angesichts dieses roten Frühmondes — versprich mir, mein Sohn — im Herzen bleibe mein kleines Kind und vor allem: Bleib wahr und echt, furchtlos wahr, wie bisher. Du bist ein wilder, toller Kerl, du hast uns Müh' und Not genug gemacht — aber du bist wahr, du kennst die Lüge nicht. Lügen ist unwürdig. Die Stunde, in der du zum erstenmal eine Lüge aussprächest, die Stunde würd' ich nie verwinden können. Die Versuchungen sind so groß — darum — darum, mein Jung' — sag' ich dir das . . . mein ehrlicher Junge!"

Eichner hatte langsam, wie unter körperlichen Schmerzen gesprochen. Hans hörte ihm zu, von tiefer, heiliger Ehrfurcht erfaßt. Seine laute Kinderfreude war gedämpft — er fühlte, daß man von ihm ein Gelöbnis verlangte und daß morgen eine neue Sonne für ihn aufginge.

„Jedesmal, wenn du diesen roten Mond hier über dem alten Garten stehen siehst, später, wenn Eichsleben dir vielleicht schon gehört — dann denke an die Nacht, mein Jung'. Und nun geh schlafen. Ich bin auch müde. Sehr müde."

Hans erwiderte nichts. Stumm schlich er in sein Bett, fröstelnd, bang. Die ersten Vögel zwitscherten verschlafen in den Hecken. Der Tag hub an, über den Wiesen blitzte eine Tropfenfülle. Aus der Dämmerung ins Licht — aus der Kindheit in das heiße Leben. Und die Dämmerung ist doch so süß, der Geheimnisse voll, an Traumesseligkeit reich.

Zweierlei nahm Hans von der Heimat mit, was ihm besonders teuer: Den Hund Bré und das vergriffene Büchlein von Herrn Meyer-Stribensky. Den Hund hielt er krampfhaft am Halsbande fest, und das Buch trug er auf dem Herzen in der Rocktasche.

So trat er seine Reise an. Als er an der Station dem Kutscher Jochen und den Braunen Lebewohl sagen sollte, durchzuckte ihn plötzlich das Abschiedsweh. Er klopfte den Pferden den Hals und wagte es nicht, aufzublicken. Was würgte ihn nur so an der Kehle?

Eine freundliche, leicht bebende Hand schob ihn vorwärts — das kleine rote Stationsgebäude blieb zurück; die betauten Wiesen flogen vorüber, die bläulichen Linien der Föhrenwaldungen.

„Dort muß Eichsleben liegen," sagte Großmama leise. Niemand antwortete.

Erst nach einer vollen Stunde tat Hans den Mund auf: „Denk nur, Vater, hier gibt es auch Störche!"

Gegen Mittag waren sie am Ziel.

*

Das war eine Stadt voll Lindenblütenduft, wie es kaum eine zweite gab in deutschen Landen. Auf dem Marktplatz reckten drei stolze Linden ihre mächtigen Kronen in die flimmernde Sommerluft hinein und senkten ihre goldbeladenen, bienenumsummten Aeste tief auf die Erde. Dort wogte und wallte der Odem der Bäume süß und warm durch die verschlafene Stille und wallte in die Fenster des alten Hauses, das Eichners nun bewohnten. Ein hoher roter Giebel, weit vorspringend über die Fensterreihen, leuchtete in der Sonne wie Purpur; die unzähligen kleinen Scheiben der Dachstuben blinkten wie freundliche Augen. Auf der Hof- und Gartenseite war es eine grünende Pracht allenthalben. Blühende Büsche im üppigsten Wachstum — fast schien es, als müsse man sie jauchzen hören in der Seligkeit ihres Blühens —, die schmalen Gartenwege umsponnen und überdacht von Zweigen, die Steinbänke umkränzt von wucherndem Kraut. Und wo ein alter, längst versiegter Brunnen aus den Sträuchern lugte, gediehen die Wasserlilien und das dunkle, feuchte, sammetige Moos. So ehrwürdig wie die Häuser hier am Markt waren die Gärten, die Brunnen darinnen und die Bäume.

Und nun gar die Hallen und Treppen, die Säle und Kammern, die hundert Schlupfwinkel! Hans hatte gleich am ersten Tage eine Entdeckungsreise unternommen und war sehr befriedigt, sehr bestaubt und mit zerrissenen Kleidern zurückgekehrt.

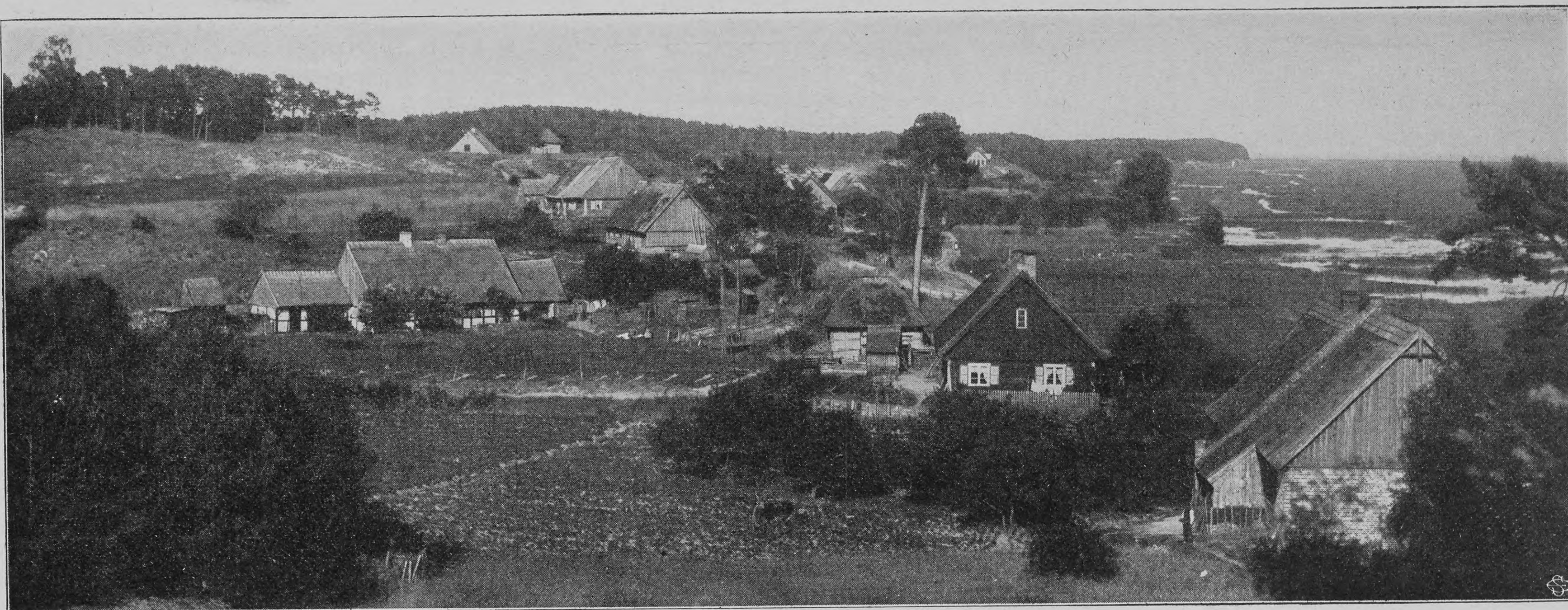
Auf dem „Boden" unter den Spinnweben hatte es ihm am besten gefallen.

„Hier riecht es nach Märchen," sagte er und installierte sich dort mit seinem „Siegfried".

Bis zum Schluß der Ferien gestattete man ihm völlige Freiheit. Einige von den „Jungens" hatte er bereits beaugenscheinigt — die Hände in den Hosentaschen — und mit seinem Visavis, dem Sohn eines Majors a. D., hatte er in der Weise Bekanntschaft angeknüpft, daß er ihn „anrempelte", worauf eine Prügelei erfolgte. Nach deren Beendigung gingen beide sehr gemütlich in den Eichnerschen Garten und aßen Stachelbeeren.

Udo Baldenstein war der einzige Sohn des Majors Baron von Baldenstein — ein Jahr älter als Hans — und ein blasser, rassig aussehender Junge in übertrieben englischem Matrosenanzug steckend. Die langen, bis zum Fuße reichenden, breit auslaufenden Hosen, der gewaltige Kragen um den nackten Hals, die Mütze mit den flatternden Seidenbändern imponierten zu Anfang Hans nicht wenig. Udo wurde ganz nach englischer Manier gehalten. Er liebte es, wenn der Damenbesuch im Salon seiner Mutter sagte: „Ein eleganter Schlingel". Auch sein Vater liebte es. Er hatte bereits eine Menge kleine Airs, eine Passion für den „Schick" und brennend rotes Briefpapier mit einem Wappen links unten in der Ecke. Eine Passion für die Oper, für Sekt und Zigaretten. An Gesellschaftsabenden wurde er meist zugelassen, und die Herren klopften ihm lachend auf die Schulter und riefen: „Ein verfluchter Bengel!" (Fortsetzung folgt)





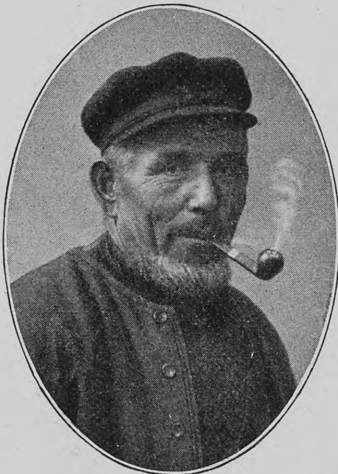
Das Fischerdorf Vogelsang auf der Frischen Nehrung

Fischerleben auf der Frischen Nehrung

Von

Lothar Wende-Elbing

(Hierzu zehn Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)



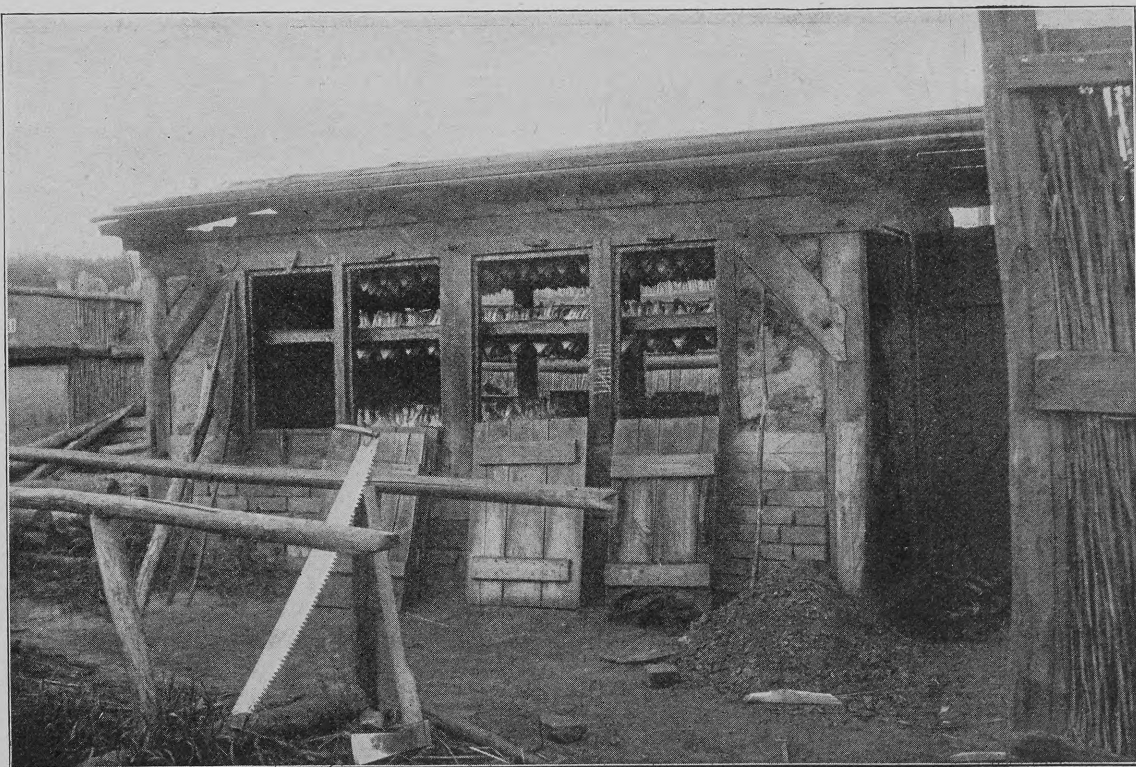
Ein Ostseefischer

> Alles ist aus dem Wasser entsprungen!
> Alles wird durch das Wasser erhalten!
> Ozean, gönn uns dein ewiges Walten!
> Wenn du nicht Wolken sendetest,
> Nicht reiche Bäche spendetest,
> Hin und her nicht Flüsse wendetest,
> Die Ströme nicht vollendetest,
> Was wären Gebirge, was Ebene und Welt?
> Du bist's, der das frischeste Leben erhält."
>
> Thales im „Faust".

Das öffentliche Interesse hat sich in letzter Zeit mehr als je mit der Lage der Ostseefischer und speziell mit der Lage derer, die ihren Wohnsitz auf den beiden Nehrungen haben, beschäftigt. Der Besuch der Kaiserin im Vorjahre in den Fischerdörfern auf der Frischen Nehrung und die Rede des Ministers Posadowsky im preußischen Abgeordnetenhause in diesem Frühjahre warfen ein grelles Licht auf jene robuste und bei aller Einfachheit intelligente Menschenklasse, die jahraus, jahrein alltäglich mit Gefahr des Lebens dem Meere ihren Lebensunterhalt abringt. Nur selten, meistens nur dann, wenn einer der kühnen Fischer bei seinen waghalsigen Streifzügen im kleinen Boot auf See oder Haff verunglückt ist, gelangt ein Daseinszeichen von diesen Fischerortschaften in die große Oeffentlichkeit. Und doch bietet das Leben und Wirken, der heroische Daseinskampf dieser Leute eine außerordentliche Fülle des Interessanten. Die tägliche harte und dabei sehr oft ergebnislose Arbeit, der ständige Kampf mit den elementaren Gewalten hat diese Leute ernster gemacht als die andern Berufen angehörigen, und doch findet man hier gleichsam eine weichere und flüssigere Empfänglichkeit für allerhand Bildung, Tugend und Tüchtigkeit. Sie klagen nicht, wenn auch die Not des Lebens an ihre Türen klopft, sie schreien nicht nach Staatshilfe und lassen ihre Sorgen nicht durch die Führer der ewig Unzufriedenen in die Welt hinausposaunen. Und es ist auch — wenn zwar nicht unmöglich — sehr schwierig, ihnen zu helfen. Der einzige Grund ihrer immer mehr zunehmenden Verarmung ist der ständige Rückgang der Fischgründe der Ostsee. Fischgründe sind jene Meeresteile, in denen Fische in reichlicheren Mengen vorkommen, so daß sich die Ausrüstung von Booten und Segelfahrzeugen und auch der Fang selbst lohnt. Die Ostsee und namentlich das östliche Becken waren ja von jeher ärmer an Fischen als die Nordsee. Aber in den letzten Jahren hat sich der Ertrag der Fischerei in erheblicher Weise verringert, und namentlich die Zahl und Durchschnittsgröße der Plattfische und Dorsche sowie die Menge der Störe ist sehr vermindert. Allein in dem zum Fischereiaufsichtsbezirk Pillau gehörigen Anteil ist im Jahre 1904/05 das Ergebnis des Fischereiertrages um 399040 Mark gegen das vorhergehende Berichtsjahr zurückgeblieben. Die Ursachen liegen wohl zum Teil in der Beseitigung der Steinlager in der Danziger Bucht und an der samländischen Küste, die in umfangreicher Weise zu Molen- und Wegebauten ausgebeutet wurden, und an dem zu spärlichen Pflanzenwuchs am Strande und am Meeresgrunde, wodurch der Laich, die Eier der Fische, zum größten Teil der Vernichtung anheimfällt. Da es ein Charakteristikum fast aller Fischarten ist, zum Laichen wieder jene Plätze aufzusuchen, an denen sie geboren sind, so werden die Fischzüge dadurch naturgemäß in der östlichen Ostsee immer geringer. Wenn die Fischer dann an stürmischen Perioden tagelang warten, daß der Sturm abflaut und die Wogen sich glätten, damit sie es wagen können, auf ihren kleinen Booten hinauszusegeln, kehren sie sehr oft mit nur sehr kargem Fange, der vielleicht gerade zum eignen Verzehr reicht, heim. Dann kommt trotz bescheidenster Ansprüche die Not. Die Ersparnisse, für die Garn zu neuen Netzen oder andre Ausrüstungsgegenstände gekauft werden sollten, müssen angegriffen werden und werden täglich geringer, bis



Beim Trocknen der Netze



Fischräucherei in einem Dorf auf der Frischen Nehrung



Das „Beschicken“ der Geräte zum Angelfang

dann bald der Krämer borgen muß und die Schulden schnell wachsen. Da gibt es wenige Familien, die über diese Zeit der Herbst-, Winter- und Frühjahrsstürme hinüberkommen, ohne Schulden zu machen, die dann im Sommer, in der besseren Fangzeit, allmählich wieder abgetragen werden müssen.

Am schlimmsten sind von den Nehrungsfischern die auf der östlichen Hälfte, in den Dörfern Narmeln, Vöglers und Neukrug wohnenden daran. Diese drei Ortschaften waren allmählich, man kann sagen in Vergessenheit geraten, und erst der Ausflug der Kaiserin von Cadinen nach diesem Nehrungsteil hat wieder den Schleier der Weltabgeschiedenheit von ihnen gelüftet. Vor Jahren wurden diese Orte oft von Segelbooten mit Ausflüglern besucht; in letzter Zeit aber kamen diese Besuche mehr und mehr in Wegfall, weil der aufstrebende Seebadeort Kahlberg und der bequeme Dampferverkehr dorthin die Sommerfrischler abzog. Durch die Entziehung des Fremdenverkehrs haben diese Orte wirtschaftlich sehr gelitten, und ihre Bewohner erklärten sich außerstande, selbst die geringe Summe von hundert Mark als Beitrag zu einem Hafenbau in Narmeln aufzubringen, der ihren Booten einen Schutz gegen die Stürme bieten soll.

Die Lebensverhältnisse dieser Nehrungen sind typisch für das Leben der Fischer überhaupt, wenn ihnen nicht durch Fremdenverkehr oder reichliche Fischereiergebnisse und gute Absatzverhältnisse ein größeres Bareinkommen zufließt. Ihre Hauptnahrung sind Fische, besonders an der Luft getrocknete und schwach gesalzene Flundern, und Pellkartoffeln. Die Kartoffeln werden in einem Stückchen Dünenland mit vieler Mühe angebaut. Gedüngt wird dieser Acker mit Wasserpflanzen aus dem Haff, die freilich in reichlicher Menge eingegraben werden müssen, um ihren Zweck zu erfüllen. Wer von den Fischern eine Kuh besitzt, gilt für sehr reich, doch außer dem Dorfschulzen, dem Krugwirt stehen wenige auf dieser wirtschaftlichen Höhe. Die meisten Familien besitzen aber Ziegen, die ihren Tisch mit Milch versorgen. Um das Futter für das Milchvieh ist es natürlich kärglich bestellt, denn die am Haff gelegenen schmalen Wiesenstreifen sind in der Regel in wenigen Wochen von dem weidenden Vieh kahlgefressen. In der Hauptsache besteht das Futter aus Binsen vom Haffufer, die auf dem Dünensand getrocknet und dann wie Heu aufbewahrt und verfüttert werden. Viel schlimmer aber als diese traurigen Erwerbs- und Ernährungsverhältnisse sind die vielen Verwandtschaftsheiraten unter den Nehrungern, die nicht durch die große Abgeschiedenheit dieser Gegend bedingt sind, wie man annehmen möchte, sondern ihren Grund in großer Heimatliebe haben, denn die meisten der jungen Fischer, die nach der Nordseeküste auswanderten, um dort lohnenderen Erwerb zu suchen und zu finden, kehren nach der Heimat zurück, um hier eine Cousine zu ehelichen. Diese Heiraten wirken außerordentlich ungünstig auf Körper und Geist ein, und mit Krankheiten und körperlichen Fehlern Behaftete trifft man dort häufiger als anderswo.



Reinigen und Einsalzen der Fische



Das Aufspieten der Perpeln zum Trocknen

In einer viel besseren wirtschaftlichen Lage befinden sich die Bewohner der westlichen Nehrungshälfte. Durch Vermieten von Sommerwohnungen haben die Fischer in Kahlberg und in Liep alljährlich einen hübschen Nebenverdienst, und aus ihrem Fang, den sie auf den Wochenmärkten in Elbing und in Danzig durch ihre Frauen und Töchter verkaufen lassen, erzielen sie einen größeren Nutzen als die Fischer, die ihren Fang den Händlern überlassen müssen.

Etwa vierundzwanzig Fischarten werden in diesem Teile der Ostsee und im Haff gefangen. Hauptsächlich Aale und Flundern, außerdem aber Barsche, Brassen, Dorsche, Gieben, Hechte, Karauschen, Kaulbarsche, Karpfen, Lachse, Meerforellen, Neunaugen, Plötze, Perpeln, Rotaugen, Schleie, Störe, Strömlinge, Stinte, Steinbutten, Stichlinge, Zärte und Zander. — Während der Wintermonate ruht zum größten Teile die Fischerei, weil sie in dieser Zeit absolut unlohnend ist. Wer dann von den Fischern nicht in der Nähe Arbeit findet bei Bauten oder in den Forsten, der verheuert sich wohl als Matrose auf einem Nordseefischdampfer, um wenigstens seine Familie mit dem Notdürftigsten versorgen zu können.

Wenn der erste fahle Schimmer des Tageslichts am Horizont aufleuchtet, dann beginnt das Tagewerk der Fischer. Gewöhnlich arbeiten immer zwei bis vier Familien zusammen, denen die Boote und Netze gemeinsam gehören. Die Ausrüstung eines solchen Bootes, Lomme genannt, mit allem Zubehör an Netzen, Angeln und Keschern repräsentiert einen Wert von 1500 bis 3000 Mark. Jedes Boot ist



Das Verfrachten der geräucherten Fische auf die große Lomme



Die Flundern werden gleich nach dem Fang sortiert

der Angelhaken mit Krabben, worauf dann die Männer sofort die Angeln auswerfen, um sie nachmittags wieder an das Land zu holen. Diese Fangart bringt natürlich auch nicht viel ein, denn diese ersten Flundern sind noch klein, und mehr wie eine Mark bringt das Schock selten. Der Hauptfang der Flundern, der mit dem Flundernetz geschieht, beginnt Ende Mai und dauert bis Anfang September. Dann beginnt eine schwere, arbeitsreiche Zeit für die Fischer und ihre Familien, es muß jede günstige Stunde ausgenutzt werden, und vom Morgengrauen bis spät in die Nacht mit nur kurzen Ruhepausen ist alles tätig. Wenn die Boote heimkehren, warten die Frauen und Kinder schon am Strande mit flachen Kästen, in die der Fang sortiert und geteilt wird. Ein Teil der Fische wird frisch oder gesalzen zu Markte gebracht, der größere Teil aber, namentlich Flundern, Aale und Perpeln (eine in die Familie der Heringe gehörende schmackhafte Fischart), wird geräuchert.

Das Räuchern der Fische geschieht nach dem Prinzip der warmen Räucherei. Beim Warmräuchern wird ein Produkt gewonnen, das sehr wenig gesalzen ist, so daß man es kaum bemerkt, aber infolge der hohen Temperatur beim Räuchern

mit vier Mann besetzt, ausgenommen die Hochseelachskutter, die nur zwei Mann Besatzung haben. Am „Beschicken" des Bootes, das heißt bei der gebrauchsfertigen Herrichtung der Netze und Angeln, arbeiten alle Familienglieder der Parteien mit, und der Fang wird unter die vier „Kompen" (aus Kumpan, Genosse verballhornt) gleichmäßig geteilt. Die Fischerei beginnt im zeitigen Frühjahr mit dem Angeln auf Lachse. An dieser Fischerei beteiligen sich nur wenige; es kann es auch nicht ein jeder, da dieser Betrieb ein ziemlich kostspieliger ist, denn eine Lachsangel kostet 1,20 Mark, und mit weniger als 200 Angeln lohnt es sich nicht, anzufangen. Bis 800 Angeln werden dann nach und nach von einem Boot in See gelegt, und nicht selten kommt es vor, daß sie sämtlich durch einen schweren Sturm oder durch Eisgang verloren gehen. Später, vom März bis Anfang Mai, wird mit dem Schwojegarn (Treibnetz) auf Lachse gefischt. Da fahren immer die Lachskutter eines Dorfes zusammen auf die Hochsee und bilden eine kleine Flottille, die bei gutem Wetter die ganze Zeit nicht heimkommt. Nur ein Boot vermittelt den Verkehr mit dem nächsten Hafen, verkauft den Fang und versorgt die andern Boote mit Wasser und Proviant. Während noch die Lachsfischerei im Gange ist, beginnt der Fang der Flundern, die im Anfange auch mit Angeln ausgeübt wird. Da sieht man in den späten Nachmittagsstunden Männer, Frauen und Kinder bis zur Brust im Wasser den Strand entlang gehen und einen Kescher hinter sich herziehen, um Krabben zu fischen, deren man als Lockspeise für die Flundern bedarf. Am frühen Morgen beginnt das Bestecken



Beim Ausweiden der Aale

mehr oder weniger gargekocht ist. Die Fische werden im Sommer, wenn die Sonne scheint, erst an der Luft ein wenig abgetrocknet, sonst aber müssen sie in die Räucherhöfe behufs Abtrocknens gebracht und bei mäßigem Feuer behandelt werden, denn nasse Fische lassen sich schlecht räuchern. Bei der Arbeit des Räucherns selbst ist ein Hauptwert darauf zu legen, daß die Fische schön goldartig glänzend werden und daß sie nicht zu lange dem Rauch ausgesetzt bleiben, damit das Fleisch nicht trocken und rauh wird.

Die Räucheröfen sind rechteckige Ziegelbauten mit einem nach den Langseiten abgeschrägten Dach ohne Schornstein, im Innern etwa 2 Meter breit, 3½ Meter lang und 2½ Meter hoch. In der einen Schmalseite befindet sich eine Tür, in den drei andern Seiten eine Rauchklappe. Der Boden ist entweder ein gestampfter Lehmboden oder er ist mit Ziegeln gepflastert und dient als Herd. An den Längsseiten und in der Mitte sind etwa je 60 Zentimeter übereinander drei starke Leisten angebracht, so daß sie von vorn nach hinten laufen. Auf diese Leisten werden die „Spiete" mit den Fischen gelegt. Die Spiete sind etwas über einen Meter lang, und die Fische werden mit Zwischenräumen von ungefähr 3 Zentimetern nacheinander aufgesteckt, die Flundern am Schwanze, dicht an der Wirbelsäule, die übrigen Fische durch Kieme und Maul. Zum Räuchern wird nasses Fichtenholz benutzt. Nach drei bis vier Stunden langem Räuchern werden die Fische an der Luft noch etwas nachgetrocknet und dann schwach gesalzen und sogleich in Kisten versandfertig eingepackt. Die zum Räuchern bestimmten Aale werden erst 24 Stunden in Salz gelegt, damit sie sich selbst „abschleimen". Dann werden sie aufgespietet und ausgenommen und einige Male durch kochendes Wasser gezogen, wodurch das Fleisch zarter und weicher wird.

Nur wenige Fischer verkaufen ihren Fang an die Händler, die Mehrzahl behandelt und verkauft die Fische selbst, um den ohnehin kargen Verdienst nicht noch schmäler werden zu lassen. — Die Binnenländer aber, die für wenige Pfennige die appetitlichen Fische erstehen, ahnen nicht, welcher Mühe und Arbeit es bedurft hatte, um ihnen die Leckerbissen zu verschaffen.

Großherzog Friedrich von Baden

Von

Dr. Hans Blum (Rheinfelden)

Großherzog Friedrich von Baden feiert im September dieses Jahres seinen achtzigsten Geburtstag und seine Goldene Hochzeit. Gehobenen Herzens werden da alle guten Deutschen freudige Huldigung und heiße Segenswünsche an den edeln Fürsten richten, der nunmehr über vierundfünfzig Jahre lang sein badisches Land und Volk mit wahrhaft landesväterlicher Liebe und Fürsorge regiert und dabei immer als Vorkämpfer, Hüter und Bewahrer der deutschen Einheit, Macht und Herrlichkeit! Versuchen wir, diesem erhabenen Lebens- und Charakterbild in den Hauptzügen zu folgen, und zwar überall an eignen unvergeßlichen Taten und Worten des verehrten Herrschers.

Prinz Friedrich von Baden wurde am 9. September 1826 geboren als zweiter Sohn des Großherzogs Leopold. Da der Erbprinz Louis nur zwei Jahre älter war als er selbst, so hatte Prinz Friedrich jahrzehntelang keine Aussicht auf den Thron. Rührende Bescheidenheit prägte sich schon früh aufs tiefste seinem Wesen ein. Gemeinsam wurden beide Prinzen im Vaterhause erzogen und unterrichtet, 1841 Leutnants, 1842 Hauptleute, gemeinsam empfingen beide im Frühling 1843 in Wien die theoretische Anleitung zur Kriegskunst und bezogen beide vom Juli 1843 bis März 1845 die Heidelberger Hochschule. Trotz der ausgezeichneten dortigen Lehrer, die Prinz Friedrich innig verehrte, schrieb er schon 1845 das tiefsinnige Wort: „Selbststudium bleibt immer die Hauptsache."

Im Sommer 1845 begann beim Erbprinzen Louis eine unheilbare Gemütskrankheit, und von da ab gingen die Pflichten des Thronfolgers geräuschlos aber unaufhaltsam auf den Prinzen Friedrich über. Allein bezog er im Oktober 1847 zur Vorbereitung für die politischen Staatsgeschäfte die Universität Bonn, mußte aber schon am 6. März 1848 nach dem Ausbruch der Pariser Februarrevolution dem Heimruf des Vaters in sein gärendes badisches Land folgen. Aufs tiefste wurde er dann erschüttert durch die badischen Revolutionen von 1848/49. Mit größter eigner Lebensgefahr trat er in der Nacht des 13. Mai 1849 — als die großherzogliche Familie aus Karlsruhe floh — den meuternden Soldaten tapfer entgegen. Und ebenso schmerzlich bewegt wie durch diese Treubrüche wurde sein deutsches Herz durch den Niedergang aller deutschen Einheitsbestrebungen in den Jahren nach 1848, bis 1851 sogar der traurige alte Deutsche Bundestag wieder erneuert wurde.

Trotz alledem aber trat Prinz Friedrich von Baden am 14. April 1852 nach dem Tode des Vaters die volle Regierung seines Landes für den unheilbar erkrankten Bruder an mit unerschütterlichem Gott- und Selbstvertrauen, mit ernster, heiliger Verfassungstreue, heißer Heimatliebe und hoffnungsfreudiger Sehnsucht nach der deutschen Einheit auch in der tiefsten Nacht der Reaktion. In seiner ersten Regierungsproklamation gelobte er: „die Verfassung des Landes heilig zu halten, dessen Wohlfahrt möglichst zu fördern, alle und jede in ihrem Recht, in ihren Würden und Aemtern kräftig zu schützen." Und sein damaliger Minister von Rüdt sagte im Mai 1852: „Die Devise des Regenten ist: langsam, überlegt und sicher vorwärts zu gehen, um dann keinen Schritt rückwärts tun zu müssen." So schritt Friedrich von Baden in der Tat vorwärts, ohne sich durch die damals übermächtige deutsche Reaktion irgendwie in die Bahn des Rückschrittes oder Verfassungsbruches drängen zu lassen, und durfte daher in seiner Rede an die Stände vom 12. Januar 1854 erneut versichern: „Was ich gelobte beim Antritt der Regierung, das werde ich erfüllen, wie mein ganzes Streben dahin geht, die Wohlfahrt meines Landes mit aller Macht zu fördern."

Als herrlichen Beweis dieses Strebens hatte der Regent schon 1853 die Kunstschule für bildende Kunst in Karlsruhe gegründet mit dem edeln Vorsatz und Plan: „durch das Aufblühen des Kunstlebens in unserm engeren Vaterlande dereinst eine würdige Stelle in der Kunstgeschichte unsers gesamten deutschen Vaterlandes zu erringen." Und dieses hohe Ziel hat die achtzehn Jahre lang ganz allein aus den Mitteln des fürstlichen Stifters erhaltene Karlsruher Kunstschule auch erreicht.

Am 5. September 1856 nahm Friedrich von Baden die großherzogliche Würde an. 1858 bewirtete er huldvoll die Deutsche Naturforscherversammlung in seinem Schloßgarten zu Karlsruhe und sandte den Teilnehmern nachher eine Denkmünze, für die er die ausgezeichnete Inschrift gewählt hatte: „Forschung führt zu Gott," um klar zu bekunden, daß er selbst festen Glauben mit Ehrfurcht vor der Wissenschaft verbinde.

Wenige Wochen nach seinem dreißigsten Geburtstage, am 20. September 1856, hatte Großherzog Friedrich auch den für seine ganze Lebenszeit ihn und das badische Land beglückendsten Herzensbund geschlossen: durch seine Vermählung mit der ihm gleichgesinnten edeln einzigen Tochter des späteren Königs und Kaisers Wilhelm I., Prinzessin Luise von Preußen, die fortan als Großherzogin von Baden ihren gemeinnützigen Sinn und Drang in großartiger Weise betätigte, namentlich durch die Gründung und Leitung der badischen Frauenvereine. Und als dem beglückten hohen Paar am 9. Juli 1857 der erste Prinz geboren wurde, richtete Großherzog Friedrich an den badischen Landtag das demütig-fromme Wort: „Ich bitte Gott um Erleuchtung, daß es mir gelinge, meinen Sohn zu einem weisen und gerechten Fürsten zu erziehen."

Im engsten und besten Einvernehmen mit seinen Kammern trachtete Großherzog Friedrich auch allezeit danach, die Wohlfahrt seines Volkes landesväterlich zu fördern, namentlich durch die großartige Reformgesetzgebung, die schon mit seinen ersten Regierungsjahren anhebt und sich jahrzehntelang in beharrlichem Gleichmaß fortsetzt. Auf einer Reise durch sein Land suchte der Großherzog 1854 zu erkunden, wie sich die neue, von ihm geschaffene Verwaltungsfreiheit einlebe. Und darüber äußerte er nach seiner Rückkehr vertraulich und erzieherisch: „Die Leute wissen noch nicht von der Freiheit Gebrauch zu machen. Mir haben welche erklärt, sie würden noch ganz nach meinen Wünschen ihr Amt verwalten. Ich habe ihnen sagen müssen: so ist's nicht gemeint, ihr sollt nach eurem Gewissen und nach eurer Einsicht frei verwalten!"

Das herrlichste Zeugnis aber für Großherzog Friedrichs Verfassungstreue und landesväterliche Gesinnung ist seine Osterbotschaft an sein Land und Volk vom 7. April 1860, in der er die tiefe Gärung und Erregung zu besänftigen suchte, die der Abschluß des von den Kammern und ihm selbst später verworfenen „Konkordats" seiner Minister mit Rom seit 1859 in Baden erzeugt hatte. Die Schlußworte dieser unvergeßlichen Osterbotschaft lauten: „An die erprobte Vaterlandsliebe und den ernsten Bürgersinn meines Volkes richte ich nun die Mahnung, alle Trennung zu vergessen, welche die jüngste Zeit hervorgerufen hat, damit unter den verschiedenen Konfessionen und ihren Angehörigen Eintracht und Duldung herrsche, wie sie die christliche Liebe uns alle lehrt. Manche Gefahren können unser Vaterland bedrohen. Das einzige, was stark macht, ist Einigkeit. Ohne Haß über Gegensätze, die der Vergangenheit angehören müssen, stehet fest im Vertrauen zu einer Zukunft, die niemand verletzen will, weil sie gegen alle gerecht sein will!" — Ungeheuern Jubel erweckte diese Osterbotschaft überall im Lande, bei allen Konfessionen, so daß Großherzog Friedrich am Ende seiner Rede beim Landtagsschluß am 30. August 1860 die goldenen Worte sprechen konnte: „Ich konnte nicht finden, daß ein feindlicher Gegensatz sei zwischen Fürstenrecht und Volksrecht. Fürst und Volk unauflöslich vereint unter dem gemeinsamen schützenden Banner einer in Wort und Tat geheiligten Verfassung! Vom gleichen Geiste beseelt, haben das Volk und seine verfassungsmäßigen Vertreter mit freudiger Bewegung mein offenes Wort vom 7. April erfaßt und kräftigen Beistand zur Ausführung geleistet, und so spreche ich gern die Zuversicht aus, daß es keinen frevelhaften Versuchen gelingen werde, dieses beglückende Band zwischen Fürst und Volk zu lockern." Diese Worte entfesselten eine noch jahrelang nachhaltende volkstümliche Begeisterung.

Durch eine allgemeine Amnestie tilgte Großherzog Friedrich 1862 auch die letzten peinlichen Erinnerungen an den Aufstand von 1849. Viele Flüchtlinge kehrten nun in die alte Heimat zurück. Einer von ihnen, der Schweizerbürger geworden, war erstaunt, in ganz Baden keine Spur mehr von republikanischer Gesinnung zu finden, sondern nur die allgemeinste Begeisterung für den Großherzog. Er meinte, das komme daher, weil liberale Minister am Ruder seien. Da rief man ihm aber zu: „Die Kammern sind liberaler als das Volk, die Minister liberaler als die Kammern, Großherzog Friedrich aber ist liberaler als sie alle!"

Doch nun haben wir zu gedenken des größten Zuges in diesem edeln Charakterbilde und Lebenswirken: der vaterländisch-deutschen Gesinnung des Großherzogs Friedrich. Schon in der tiefen Nacht der deutschen Reaktion und des erneuerten Deutschen Bundestages suchte er, einsichtsvoller als die meisten, Mittel und Wege zu seinem hohen Ziele: der Herstellung der deutschen Einheit unter preußischer Vormacht. Schon 1854 schrieb er an seinen Schwager, den Herzog Ernst von Koburg: „In der Einigkeit Deutschlands liegt auch dessen Unabhängigkeit und Kraft." Und als der größte deutsche Staatsmann, Bismarck, damals preußischer Bundestagsgesandter in Frankfurt, Anfang 1854 die erste Bekanntschaft des Regenten Friedrich in Karlsruhe machte, schrieb Bismarck in einem amtlichen Bericht nach Berlin: „Seine Hoheit halte ich für den gescheitesten und klarsten Kopf unter denen, mit denen ich verhandelt habe." — Aus dieser kerndeutschen Gesinnung heraus richtete Großherzog Friedrich in seiner Thronrede vom 30. November 1861 die unvergeßlichen Worte an den badischen Landtag: „Die Erfolge alles Bemühens für das Wohl unsrer geliebten Heimat bleiben stets untrennbar von der Zukunft unsers deutschen Vaterlandes. Immer ernster tritt das Bedürfnis hervor, Deutschlands Macht und Ansehen zu kräftigen, damit es in allen Wechselfällen der Weltgeschichte seinen hohen geschichtlichen Beruf erfüllen kann. Welche Schwierigkeiten auch die Erreichung dieses Zieles bietet, ich rechne fest auf Ihre Unterstützung für die dahin gerichteten Bestrebungen meiner Regierung."

In diesem Sinne begründete Großherzog Friedrich am 1. Mai 1863 auch die „Fichte-Stiftung" am Karlsruher Lyzeum: eine goldene und mehrere silberne Medaillen zum jährlichen Lohn für die besten Schülerreden nationaldeutschen Inhalts. Als Ziel dieser Stiftung bezeichnete er selbst: „Das nationaldeutsche Element im Unterricht zu heben, das Bewußtsein und die Beziehungen des einzelnen zum Vaterlande zu wecken und eine begeisterte Tätigkeit dafür auf dem Wege patriotischer Beredsamkeit anzubahnen."

Auf dem deutschen Fürstentage in Frankfurt im August 1863, an dem Preußen bekanntlich nicht teilnahm, war Großherzog Friedrich der einzige deutsche Fürst, der mannhaft und ritterlich dort gegen den Versuch Oesterreichs auftrat, durch eine völlig ungenügende deutsche Bundesreform die deutschen Einheitsbestrebungen zu vereiteln und Preußen zu vergewaltigen. Für die zahlreichen Zustimmungsadressen, die ihm wegen dieser vorbildlichen Haltung zugingen, dankte er im Oktober 1863 in den Worten: „Ein wahrhafter Vaterlandsfreund muß fest in

seiner Ueberzeugung stehen und für sie jederzeit zu kämpfen wissen. Was ich getan, war somit nur die Erfüllung meiner Pflicht, aber die Begeisterung für die höchsten Güter der Nation hat mir die Kraft verliehen, mein Ziel — ich darf heute sagen unser Ziel — unbeirrt zu verfolgen."

Aus dem für Großherzog Friedrichs Herz, Gemüt und landesväterlich-deutsche Gesinnung so unendlich schweren Jahre 1866 führe ich nur die Tatsache an, daß er gewillt war, in dem damaligen inneren deutschen Kriege sein Baden strengste Neutralität bewahren zu lassen, und nur durch die Drohungen seiner preußenfeindlichen Nachbarn gezwungen wurde, am Kriege gegen Preußen teilzunehmen. Und alle heißen Ersuchen Badens um Aufnahme in den Norddeutschen Bund mußte Preußen dann von 1866 bis 1870 abweisen, da das mit den Friedensversprechen an Oesterreich und der damaligen Einmischung Frankreichs unvereinbar gewesen wäre.

Aber der siegreiche Krieg, den 1870/71 ganz Deutschland gegen Frankreich ausfocht, beseitigte auch dieses Hindernis. Unter des Großherzog Friedrichs persönlicher Führung zogen die tapferen Badenser am 30. September 1870 in die bezwungene Festung Straßburg ein. Unter Führung des Generals von Werder und des Prinzen Wilhelm von Baden zwangen sie im Januar 1871 nach heldenmütigen Kämpfen am Doubs und an der Lisaine Bourbakis Uebermacht zur Flucht in die neutrale Schweiz. Aber auch um die Sicherung der nationalen Errungenschaften dieses großen Krieges, die Erneuerung von Kaiser und Reich, hat Friedrich von Baden die größten Verdienste. Er regte zuerst die Erneuerung der alten deutschen Kaiserwürde an, und als sein Schwiegervater, König Wilhelm, noch am Tage der Kaiserproklamation in Versailles, am 18. Januar 1871, schwankte, ob er den von ihm für „unecht" gehaltenen Titel „Deutscher Kaiser" annehmen solle, während er „Kaiser von Deutschland" heißen wollte, da ebnete Friedrich von Baden den Konflikt, indem er das ihm von den anwesenden deutschen Fürsten übertragene Lebehoch einfach auf den „Kaiser Wilhelm" ausbrachte.

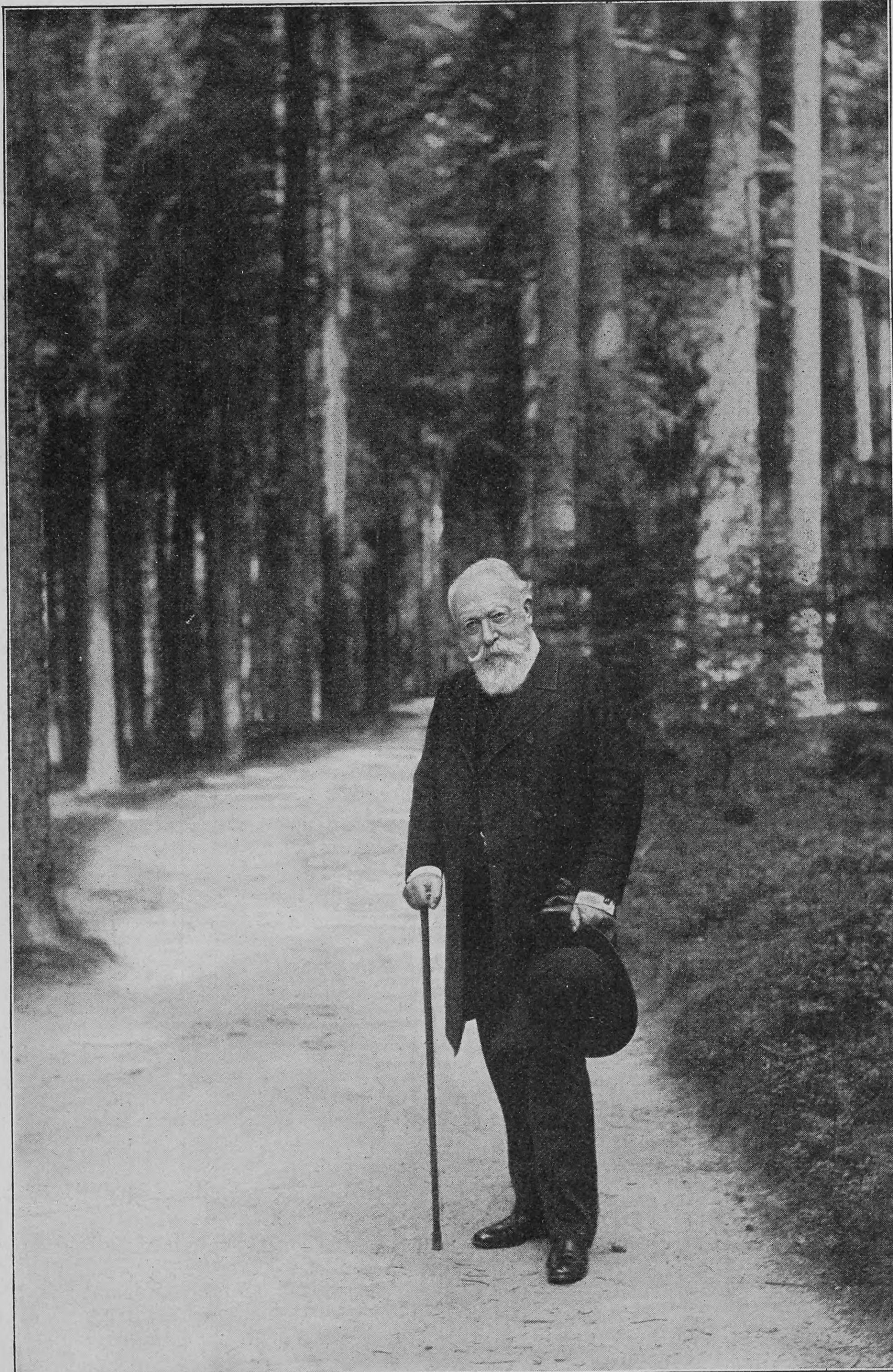
Die mustergültige Regierung Badens durch Großherzog Friedrich von 1871 bis 1906 darf ich als bekannt voraussetzen und wende mich nun zu einigen persönlichen Erinnerungen, die sein edles Charakterbild ergänzen.

Mein nächstjüngerer Bruder studierte von 1860 bis 1862 am Polytechnikum in Zürich und hatte an einem Sommermorgen von Sonnenaufgang an mit einem Freunde den Uetliberg bei Zürich von der steilfelsigen, der Stadt zugekehrten Seite erklommen. In dem damals sehr einfachen Wirtshaus auf dem Gipfel tranken sie den Morgenkaffee an dem einzigen freien kleinen Tisch der Wirtsstube. Den Haupttisch hatten etwa acht deutsche Herren eingenommen. Ein einzelner, offenbar auch zu ihnen gehöriger Herr saß dicht bei den jungen Wanderern an einem Tischchen. Gleich nach dem Kaffee brach meines Bruders Freund auf, um sein Kolleg nicht zu versäumen. Nun fragte der einzelne Herr meinen Bruder: „Da Sie nach Ihrer Sprache Deutscher sind, so wissen Sie vielleicht, ob es richtig ist, daß ein Sohn von Robert Blum in Zürich studiert?" — „Das bin ich selbst, mein Herr." — „Ah, wie erfreulich, da setzen Sie sich doch zu mir, damit wir von Ihrem edeln Vater miteinander reden können!" — Mein Bruder tat das natürlich gern und war hocherfreut, mit welch liebevoll-anerkennender Wärme der vornehme Unbekannte von unserm Vater und seinem tragischen Opfertode sprach. Als dann mein Bruder selbst aufbrechen mußte, bot ihm der Herr seine freudig angenommene Begleitung an, rief den anderen Herren zu: „Sie treffen mich dann im Hotel Baur au lac," plauderte unterwegs mit köstlicher Frische und betrachtete mit Entzücken alle ihm gewiesenen Alpengipfel, Berghäupter und die ganze herrliche Tal- und Seelandschaft. An der Schwelle des Hotels von der gesamten Hausbedienung mit tiefen Bücklingen begrüßt, rief er: „Sie bleiben natürlich zu Mittag bei mir, Herr Blum." — „Bedaure sehr, ich habe noch Kolleg." — „Ja, das geht natürlich vor!" rief der Herr heiter. „Nun, es hat mich recht gefreut, Ihre Bekanntschaft und die schöne Wanderung mit Ihnen zu machen. Leben Sie recht wohl!" Damit drückte er meinem Bruder die Hand und verschwand im Innern des Hauses. „Wer war denn dieser Herr?" fragte mein Bruder den am Eingang zurückgebliebenen Bruchteil der Hotelbedienung. — „Was, das wissen Sie nicht?" erscholl die erstaunte Gegenfrage. „Das war — das ist der Großherzog von Baden!"

Vor wenigen Jahren ernannte Großherzog Friedrich gleichzeitig einen Privatdozenten in Heidelberg und einen älteren höheren Gymnasiallehrer zu „Professoren". Zur Abstattung des üblichen persönlichen Dankes an den Landesherrn ward vom Hofmarschallamt beiden die nämliche Stunde bestimmt. Zu dieser Stunde sieht der junge Professor im Wartezimmer des Karlsruher Schlosses den alten Titularprofessor, den Zylinder auf dem ehrwürdigen Haupte, in großer Aufregung herumsausen. Offenbar überlegt er sich, ob wohl eine Rede von drei Viertelstunden ein ausreichendes Maß von Dankbarkeit bekunde und ob er dabei mehr von seinen eignen Vorzügen oder von denen des Landesherrn sprechen soll. Diese hochdramatische Unruhe wird einen Augenblick durch den Hofbeamten unterbrochen, der den jungen Professor zur Audienz abruft. Durch deutende Bewegung auf seinen Claquehut fragt dieser, ob er den Hut mitnehmen oder ablegen soll. Jener winkt „ablegen", und so wird der Hut auf dem Mitteltisch zurückgelassen.

Nach drei Minuten ist der junge Gelehrte schon wieder im Wartezimmer, und nun wird der alte Herr zur Audienz befohlen. Seine Aufregung hat sich inzwischen zu der dramatischen Höhe der vorletzten Szene des fünften Aktes gesteigert. Den eignen Zylinder unwissentlich noch immer auf dem Kopfe, ergreift er in einem lichten Augenblicke von Geistesgegenwart noch rasch vor dem Abschweben den Klapphut des Heidelbergers, wundert sich über den glatten Zusammenbruch dieses Hutes und gibt ihm durch einen wuchtigen Stoß die wünschenswerte Höhenstufe wieder.

Als er beim Großherzog eintritt, wendet sich dieser ab, wohl um seine Rührung zu verbergen, meint der neue alte Professor. Doch als der Fürst sich wieder umdreht, scheint er zu lächeln und sagt: „Aber lieber Herr Professor, wollen Sie denn nicht wenigstens den *einen* Zylinder ablegen?" — Der Professor schleudert den fatalen Klapphut von sich, greift betroffen nach der Stirn, reißt den zweiten, eignen Zylinder herab und stammelt wehmütig: „Königliche Hoheit haben auch diesmal recht! Zwei Hüte sind entschieden zu viel für einen Mann, der den Kopf verloren hat!" — „Na, den Ihrigen haben Sie nun aber wiedergefunden, Herr Professor, nun behalten Sie ihn immer hübsch oben!" ruft der Großherzog, ihm freundlich die Hand drückend. Die Audienz ist zu Ende und hat beiden wohlgetan.



Hofphotograph Eugen Kugler, Tuttlingen

Großherzog Friedrich von Baden

Aphorismen

Nichts lockt so sehr als — Unnahbarkeit.

*

Zu den Blumen, die wir auf ein liebes Grab pflanzen, legt sich manch Kränzlein später Reue.

*

Groß sind nur *die* Menschen, die für ihre Generation *zu groß* waren.

*

Die Genialität fängt da an, wo das Begreifen aufhört.

*

Wir Menschen kehren viel öfter dem Glück den Rücken als es uns.

*

Es kommt mancher auf die Welt, auf den die Welt nicht gekommen wäre!

*

Auch im bürgerlichen Leben geht die schnellste Karriere — ventre à terre.

*

Es gibt Leute, die jedes Opfer selbstverständlich finden, das — ihnen *gebracht* wird.

Peter Sirius



Hermann Hahn, Lenbach-Medaille

Deutsche Medaillen und Plaketten

Von

Heinrich Ernst Kromer

(Hierzu vierzehn Abbildungen)

Es ist sehr zu bedauern, daß in unserm Volke die Sitte, sein Bildnis in Metall prägen oder gießen zu lassen, verloren gegangen ist oder eigentlich nie recht Boden gefunden hat. Noch heute, wo die Medaille und die Plakette wenigstens bei besonderen festlichen Anlässen wieder als Erinnerungszeichen aufkommen, sind wir der Meinung, es gezieme nur Fürsten und sehr hohen Herrschaften, ihr Bildnis in Metall schlagen zu lassen. Abgesehen aber davon, daß dies jedem Kunstfreund ebensowohl ansteht, als wenn er sich lebensgroß photographieren oder in Oel malen läßt, so wäre mit der Einführung der Medaille und der Plakette der deutschen Kunst und den schwer ringenden und immer opferbereiten Künstlern außerordentlich gedient. Diese nämlich lassen sich trotz aller Gleichgültigkeit des Publikums nicht abhalten, ein Gebiet feinster Kunst zu pflegen, das für sie bis jetzt noch sehr geringen Ertrag abwirft. In Frankreich, Belgien und Italien ist der Geschmack und eine gewisse Vorliebe für die Medaille weit verbreiteter als bei uns; daher mag es kommen, daß infolge edeln Wettbewerbs die Künstler dort uns auf diesem Felde so weit überlegen sind, daß wir bei ihnen in die Lehre gehen müssen. Unsere besten deutschen Medailleure, z. B. Rudolf Bosselt, Benno Elkan, Th. von Gosen, Heinrich Kautsch, Professor Hugo Kaufmann und viele andre, lassen ihre Medaillen immer noch in Paris gießen oder dort den Prägestempel dafür herstellen. Mit dem Wachsen des Interesses für diesen Zweig der Kleinkunst böte sich den deutschen Bildhauern die Möglichkeit,



G. Römer, Weihnachtsmedaille

alles daran zu wenden, um unsre Nachbarn in der Herstellungstechnik der Medaille einzuholen; ein hoher Gewinnsatz, der jetzt ins Ausland geht, würde damit der Heimat zugewendet.

Erfreulich ist, daß unsre Künstler trotz alledem den Mut nicht verlieren und die Plaketten- und Medaillenkunst eifrig pflegen und sie Kennern und Laien immer wieder vorsetzen, um ihren Geschmack dafür zu bilden. Die meisten von ihnen haben bisher auf eignes Risiko gearbeitet, selbst bei Jubiläen (wie dem Goethe- oder Schiller-Jubiläum) bekamen sie kaum Aufträge; das preußische Kultusministerium tat den ersten fördernden Schritt mit der Ausschreibung eines Wettbewerbs für eine Taufmedaille. Die Sammler freilich halten sich noch zurück, die Händler ebenfalls. Eine Sonderausstellung von Medaillen und Plaketten — nur von deutschen Künstlern — hat zum erstenmal die diesjährige Kölner Kunstausstellung veranstaltet.

Unter diesen nicht sehr ermutigenden Umständen bedeutete es einen großen und lobenswerten Schritt, daß ein Mann von Kenntnis und Initiative, Georg Hitl, opferbereit genug war, deutsche Medaillenkünstler um sich zu sammeln und sie teils durch Aufträge unmittelbar zu ermutigen, teils sie zu fördern, indem er ihre Kunstwerke in seinen „Medaillenverlag" nahm und sich für ihre Weiterverbreitung verwendete. Er hat bis jetzt eine auserlesene Serie von Medaillen und Plaketten — etwa vierzig Stück — herausgegeben, woran etwa ein Dutzend Künstler sich beteiligt haben. Diese Serie hat bereits im Ausland Interesse erregt; eine französische Kunstzeitschrift hat unter dem Titel „Les médailles artistiques de Schrobenhausen" sehr anerkennend darüber berichtet; es ist ein Gebot der Pflicht, auch die deutschen Kunstfreunde und die Sammler gebührend darauf aufmerksam zu machen.

Rudolf Bosselt, der Schöpfer der vom preußischen Kultusministerium preisgekrönten Taufmedaille, jetzt Professor an der Düsseldorfer Kunstgewerbeschule, hat für die Georg Hitlsche Serie ein Titelemblem modelliert, einen strengen, vorzüglich in den Raum komponierten Athenekopf mit einfachstem modernem Ornament. Weiter hat er drei reizende Plaketten: „Betendes Kind", „Märchen" und „Früh übt sich, wer ein Meister werden will" der Serie eingefügt; dazu eine sehr innige einfache Eheplakette, die auf der Bildseite (dem Avers) ein Hand in Hand wandelndes Paar in einer Landschaft zeigt, mit der Inschrift: „Liebe und Treue". Die Kehrseite (der Revers) stellt unter den Zweigen einer feinstilisierten, von Efeu umrankten Eiche die Tafeln für die Namen dar. Der Künstler kommt mit diesen Stücken, die mit der Reduktionsmaschine hergestellt und geprägt sind, sehr dem Charakter der gegossenen Medaille nahe; mag die Herstellung noch in Paris erfolgt sein, ihrem Inhalt nach sind diese Plaketten von echt deutscher Innigkeit und Einfachheit.



Balthasar Schmitt, Kommunionsmedaille

Während Paul Sturm-Leipzig in „Trauer und Auferstehung" (besonders in der letzteren durch die der Senkrechten zustrebende Linienführung) eine eindrucksvolle, fast düstere Wirkung erzielt, zeigt Professor Hugo Kaufmann-München, der 1899 eine sehr gute Goethe-Medaille lieferte, in der Hitlschen Serie eine Medaille für Numismatiker, gleich vorzüglich in Bild- wie in Kehrseite; ebenso ausgezeichnet in der Modellierung und in der Raumeinteilung sowie in der Klarheit der gedanklichen Pointe ist seine Medaille „Unterrichtswesen". In letzter Beziehung ist Hugo Kaufmann, wie er schon in seiner Goethe-Medaille bewies, überhaupt vorbildlich; erneut beweist er dies in seiner Prinzregent-Luitpold-Medaille. Viel strenger und einfacher hingegen wirkt Hermann Hahn-München sowohl in der herrlichen Kehrseite als in der ausdrucksvollen, gedrungenen Bildseite seiner Medaille auf Franz von Lenbach. Der große Porträtmaler ist in der ganzen Entschiedenheit und Größe seines Wesens erfaßt; harmonisch fügt sich dazu die so eindrückliche wie anspruchslose Kehrseite, ein fliegender Engel mit einer Fackel und der Inschrift: „Ignis de coelo". Angesichts dieses Meisterwerks mag man bedauern, daß von Hahn nicht auch die übrigen Porträtplaketten (Architekt Alfr. Messel, Baurat Ludw. Hoffmann sowie seine Bremer Staatsmedaille) in der Schrobenhausener Serie zu finden sind.



Hermann Hahn, Lenbach-Medaille (Kehrseite)

Gegen Hahns Lenbach-Medaille gehalten, wirkt die von der Stadt Schrobenhausen ihrem großen Bürger gewidmete Plakette Lenbachs, die Heinrich Kautsch geschaffen hat, fast als etwas zu sehr auf das Aeußerliche, das Repräsentative gerichtet, wiewohl eine ungewöhnliche Porträttreue nicht zu bestreiten ist; auch die Kehrseite streift schon etwas das Konventionelle. Kräftiger ist hingegen die Hubertus-Medaille und das einfache, liebenswürdige Mädchenrelief „Margot Lenbach".

Die Schiller-Medaille von Fritz Christ-München scheint mir die beste von den vielen, die zu Schillers hundertstem Todestag herausgekommen sind. Von seiner „Wintersportplakette" spricht besonders die Bildseite mit der auf einem Eisbären reitenden Wintergöttin und der stillen, verschneiten Landschaft an, die mit einfachsten Mitteln wunderbar die Stimmung eines nordischen Wintertags wiedergibt. Auch die „Hochtouristikmedaille" ist in Idee und Komposition ein durchaus wohlgelungenes Stück.

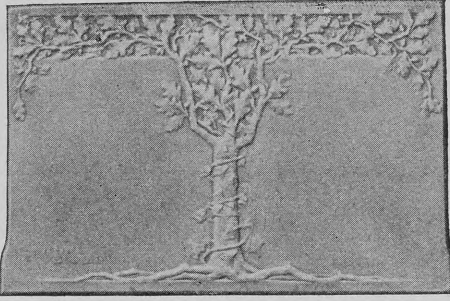
Während der junge, sonst mehr durch seine originelle Brunnenplastik bekannte Münchner Georg Wrba mit zwei Porträtplaketten ausgezeichnet vertreten ist, von denen die eine — „Georg Leinfelder" — in Einfachheit und Größe der Porträtauffassung sowie in ausgesprochener Plastizität als Meisterwerk schlechthin gelten kann, bringt Heinrich Waderé-München eine Ehemedaille, zwei Firmungstaler und eine Priesterweihemedaille. Diese Stücke sind besonders in ihren Kehrseiten von klarer Strenge, die sehr an die besten romanischen Münzen gemahnt, während die Bildseiten sowohl in Komposition wie in technischer Behandlung zwar untadelig sind, aber stofflich



Heinrich Kautsch, Hubertus-Medaille



Hugo Kaufmann, Prinzregenten-Medaille





Rudolf Bosselt, Hochzeitsplakette

doch schon leicht ans Akademische streifen. Die Ausgabe ohne Rand (Firmungstaler II) erscheint wirksamer und freier als diejenige mit Rand, da dieser notwendigerweise etwas Einschränkendes und Verkleinerndes mit sich bringt. Solches zeigt sich auch bei andern Stücken, z. B. bei denen Georg Römers, von denen noch die Rede sein wird, und wäre ein Wink für die Medaillenkünstler! Professor Balthasar Schmitt-München hat sich dieses Kunstmittels bedient in seiner Tauf- und seiner Kommunionsmedaille. Freilich liegt bei diesen Stücken sowohl in der Komposition wie in der Technik schon eine bedeutende Größe, die (besonders im Christuskopf der Kommunionsmedaille und kaum minder in Bild- und Kehrseite des Tauftalers) an die besten Muster der Altflorentiner Medaillenkunst erinnern. Die Technik macht den Eindruck des Gusses; es ist indes nicht ausgeschlossen, daß beide Werke maschinell reduziert und aus der Stanze geschlagen sind; sie gehören unstreitig zu den besten der Schrobenhausener Serie und verdienen ganz besonders, zur Erinnerung an diese Jugendfeste in der deutschen Familie eingeführt zu werden.

H. Waderé, Ehemedaille

Ein Anonymus bringt ein religiöses Motiv, das den Namen des Künstlers wohl ertrüge; A. Kraumann-Berlin eine Plakette, betitelt „Liebe": ein kniend sich küssendes Paar, über das die hoheitsvolle Liebesgöttin schützend ihren Mantel breitet. Ihre ruhige Haltung und der strenge Faltenfluß ihres Gewandes bildet einen eindrucksvollen Kontrast zu der lebendigen Bewegung des jungen Paares.



Georg Wrba, Leinfelder-Medaille

Gegenüber den bisher erwähnten Medaillen und Plaketten zeigen diejenigen von Max Dasio-München und Georg Römer-Florenz eine auch dem Laien auffallende Verschiedenheit des Stils. Diese rührt von ihrer Herstellungsart her. Während jene andern in Wachs modelliert und entweder gegossen oder geprägt wurden, grub bei diesen der Künstler das Negativ, woraus die Medaille dann geschlagen wird, unmittelbar mit dem Punzen und dem Stichel in den Stahl. Dadurch wird eine weit unmittelbarere Wirkung erzielt, insofern, als jeder Stich und jeder Punzenschlag die künstlerische Absicht direkt und endgültig in die Prägeform überträgt. So gemahnen diese Arbeiten (besonders die Dasios) bald an altgriechische oder römische Münzen und Gemmen, bald erscheinen sie völlig selbständig und eigentlich ohne Vorbilder wie diejenigen Georg Römers. „Medaillen auf Jahresfeste" nennt sie der Künstler, und bringt einen „Frühling", eine „Erntezeit", ein „Allerseelen" und ein „Weihnachten". Die mehr oder minder starke Stilisierung hat ihren Grund in der Schwierigkeit und Gebundenheit der Technik. Den beiden Künstlern muß man Dank wissen, daß sie sich die große Mühe, den direkten Stempelschnitt wieder einzuführen, nicht verdrießen lassen, und es wäre zu wünschen, daß sie bei Kunstfreunden und Sammlern den Beifall fänden, den ihre Arbeiten verdienen. Römers „Weihnachten": wie einfach, wie vollendet in jedem geringsten Teil! Wie fein und duftig der Tannenzweig mit den brennenden Kerzen; wie bildmäßig die Weinlese in der „Erntemedaille"; wie ausgesprochen die Doppelähre und die Heuschrecke in der Kehrseite dazu! Oder der Tanz und das blühende Blümlein der Frühlingsmedaille. Max Dasio, sonst sehr rühmlich bekannt als Radierer und Exlibris-Künstler, hat bisher acht Medaillen bei Hitl herausgegeben. Sie sind alle in Technik wie in erfinderischer Phantasie hervorragend; von besonderer einfacher Schönheit sind „Virginitas", „Vanitas" und „Orgelspielerin"; ganz an antike Münzen erinnert die Scherzmünze „Eros"; an eine römische Gemme „Evoë", „Aphrodite" und die Bildseite des „Pegasus". Das Fehlen eines einengenden Randes ist von merklicher künstlerischer Wirkung und beweist zugleich, wie fein Dasio das eigentliche Wesen der Medaille erfaßt hat. Stücke von ähnlichem Werte wie diejenigen der Römerschen und Dasioschen Medaillen waren vor zweitausend Jahren Münzen, die Verkehrswert besaßen und, von Hand zu Hand gehend, den Geschmack des Volkes bildeten; wie weit sind wir, besonders in Deutschland, heute von diesem Ideal entfernt! Und wenn jene antiken Münzen den Medaillenkünstlern von heute als Vorbilder stilvoller Kunst dienen, so läßt sich wohl denken, daß anderseits der künstlerische Aufschwung der Privatmedaille, den wir jetzt unstreitig erleben, auch unserm öffentlichen Münzwesen noch einmal zugute kommen könnte. Zeigen doch die französischen Münzen mit der „Säerin" und die neuen belgischen mit dem majestätisch sich aufrichtenden Löwen, beide Figuren trotz des kleinen Maßstabes von fast monumentaler Wirkung, daß auch das vom modernen Staat geprägte Geld sehr wohl eine echt künstlerische „Prägung" vertragen kann.

Es steht zu hoffen, daß der Hitlschen Serie im Lauf der Zeit noch Arbeiten andrer deutscher Künstler eingefügt werden: Ignaz Taschner, Th. von Gosen, Benno Elkan, Daniel Greiner, Ludwig Dasio, Ludwig Habich, Fritz Hörnlein — um eben nur diese zu nennen — dürften in der verdienstvollen Sammlung nicht fehlen. So viel sie auch jetzt schon bieten mag und so sehr das Unternehmen zu begrüßen ist, wieviel vollständiger wäre das Bild der deutschen Medaillenkunst, wenn alle ernstzunehmenden Künstler sich vereinigten, um zu zeigen, daß unsre Sammler sich nicht jenseits der französischen Grenzpfähle die Kleinode der Kleinkunst zu holen brauchen. Wir schaffen allermindestens Gleichwertiges, und es ist aller Ehre wert, die heimische Kunst zu pflegen, wenn die ausländische ihr zwar an Grazie der Technik, nicht aber an Tiefe des Gehaltes überlegen erscheint.





Balthasar Schmitt, Taufmedaille

Der Kreppschleier

Von

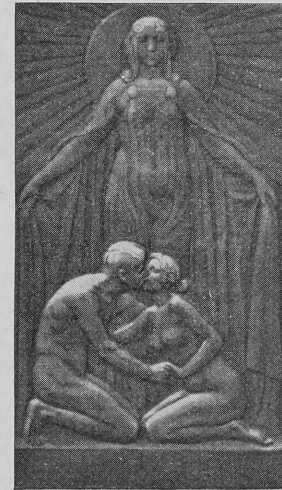
John D. Warnken

Die kleinen zarten Finger Frau Else Wietings tippten geschickt auf der Schreibmaschine herum, und ihre lebhaften dunkeln Augen folgten jeder Bewegung, die sie machte, um das daneben liegende Manuskript, die Doktorarbeit eines Studenten, sauber zu kopieren. Ab und zu deckte sie



Fritz Christ, Schiller-Medaille

die Schrift auf, sah auf die exakten Buchstaben und überzeugte sich von der Richtigkeit der geschriebenen Worte. Dabei strich sie die dunkelbraunen Haarwellen zurück, die ihr beim Arbeiten über die Stirn gefallen waren, und lächelte. Es ging ganz vorzüglich. Sie konnte jetzt auf der Schreibmaschine arbeiten und brauchte nicht mehr trüben, beängstigenden Gedanken an eine unsichere Zukunft nachzuhängen, denn jetzt hatte sie ja für den Notfall einen Broterwerb. Jedesmal, wenn sie die tadellose Schrift vor sich sah, zog bei diesem Gedanken und dem Bewußtsein, dem Kampf ums Dasein nicht ohne jede praktische Tätigkeit gegenüberzustehen, ein ungeheuer wohliges Gefühl durch ihren ganzen Körper. Die Schreibmaschine hatte ihr der Chef des Geschäftes, in dem ihr Mann Buchhalter gewesen war, für einen Spottpreis überlassen. Ein Freund ihres Mannes hatte zufällig erzählt, daß im Geschäft ein neues System eingeführt würde, und das hatte sie auf die Idee gebracht. Der Buchhalter besaß die größte Hochachtung seines Chefs, und deshalb wollte der alte weißhaarige Herr von Bezahlung für die entwertete Schreibmaschine nichts wissen; aber Else bestand darauf, obgleich die Versuchung groß war, das Geschenk anzunehmen. Sie kannte den stolzen Charakter ihres Mannes und wußte, daß er es als Almosen betrachten und ihr Vorwürfe machen



A. Kraumann, Liebe

würde. Aber der alte Herr zeigte sich bei Bestimmung des Preises doch so sehr als Gentleman, daß Else die Tränen in die Augen kamen. Er hatte Mitleid mit ihr. Wer hätte auch nicht Mitleid mit einer frischen, jungen Frau gehabt, die nach kaum zweijähriger Ehe ihren Beruf darin sehen mußte, Krankenpflegerin zu sein, und nun schon im sechsten Monat am Bette ihres Mannes auf alle Freuden der Jugend verzichtete? Der sonst so strenge und kurze Chef bemühte sich ordentlich, weich zu sprechen. Beim Eintritt Elses hatte er sich auf eine Schilderung furchtbaren Elends gefaßt gemacht, und deshalb wurde er ein beschämendes Gefühl nicht los, als sie ihm in warmen, schlichten Worten dafür dankte, daß er ihrem kranken Manne zwei Monate länger, als er verpflichtet war, seinen Gehalt ausbezahlt hatte, und als sie so tapfer und zuversichtlich die Hoffnung aussprach, sich mit dem geringen Unterstützungsgeld aus der Krankenkasse durchzuschlagen, wenn sie noch etwas dazu verdienen könne. Als sie endlich zögernd den Wunsch wegen der Schreibmaschine an ihn richtete, war er fast gerührt. Beim Verlassen des Geschäfts beauftragte er den Prokuristen, für den Fall, daß einmal zu viel Arbeit für die vorhandenen Schreibmaschinen da sei, die Abschriften von Frau Wieting machen zu lassen. „Scheint mir eine kleine praktische Frau zu sein," fügte er mit warmer Stimme hinzu.

Ja, praktisch war Frau Wieting; praktisch in allem. Sie hatte keinen Dienstboten, obgleich es sich wohl hätte machen lassen. Aber ihr Mann hatte Schulden machen müssen, um sie, ein vollständig mittelloses Mädchen, heiraten zu können. Das sollte erst abbezahlt werden. „Je schneller, um so besser," sagte sie lachend und arbeitete von früh bis spät. Und sie machte es so nett, daß ihr Mann fast nichts davon merkte und immer bei seiner Rückkehr aus dem Kontor von einem hübsch angezogenen Frauchen empfangen wurde und sich an einen tadellos gedeckten Tisch setzen konnte, auf dem Gerichte standen, die so gut zubereitet und so hübsch garniert waren, daß er nicht verstand, wie sie es mit dem geringen Haushaltungsgeld möglich machte. Das waren die einzigen Geheimnisse, die sie vor ihm hatte, und er war fest überzeugt, daß die Marktweiber und Krämer seine kleine Frau weniger liebten als er. Auch ihre Kleidung machte sie selbst. Es war ihr eine Spielerei, bei der sie sang wie ein junger Vogel im Frühling. Die Kleider saßen wie angegossen, und die Hüte hatten Pariser Schick. Wenn sie in den sorgenlosen Zeiten spät abends noch an einer hübschen Theaterbluse arbeitete oder den Hut für einen Sonntagsspaziergang neu garnierte, sagte ihr Mann wohl: „Laß das doch. Ich will dir etwas Hübsches kaufen." Aber sie antwortete lachend: „Da müßtest du ein Krösus sein. Mir gefallen nur Sachen aus den allerteuersten Geschäften oder solche, die ich selbst gemacht habe." Und sie nähte fröhlich weiter, während er ihr aus der Zeitung vorlas. Vorher aber küßte sie ihn so heiß, wie in den ersten Tagen ihrer jungen Liebe. Sie waren ja so glücklich. So glücklich, daß Else einmal, als sie die letzte Summe für die Möbel abbezahlt hatte, sagte: „Ach, Franz, wenn es uns doch nie anders ginge als jetzt. Wenn wir doch immer für unser Glück und unsre Zufriedenheit arbeiten müßten."

Das war im Oktober, als sie aus zwei alten Winterhüten einen neuen machte, ohne auch nur einen Pfennig dafür ausgeben zu müssen. Und im November mußte Franz sich zu Bett legen. „Nur ein paar Tage," sagte er leichthin zu Else. „Ein leichter Influenzaanfall. Eigentlich könnte ich ruhig ins Geschäft gehen. Aber ich will lieber vorsichtig sein; der Wind ist so scharf." Else dachte sich auch weiter nichts dabei, weil er nicht aussah wie ein Kranker und lachend ein paar Scherze machte. Als er sich aber ins Bett legte, seufzte er wie nach einer übermenschlichen Anstrengung, und während des Schlafes sprach er wirr und sinnlos. Zwei Tage später sagte der Arzt, es könnte lange dauern, man müsse wohl den Chef davon verständigen. Da weinte Else zum erstenmal in ihrer jungen Ehe.

Am Abend desselben Tages bat sie eine Nachbarin, eine Anzeige zur Zeitungsredaktion zu tragen, und am nächsten Morgen vermietete sie das beste von den drei Zimmern, die sie bewohnten, an einen Studenten. Als sie es ihrem Manne sagte, drückte er ihr die Hand und flüsterte gerührt: „Du kleine praktische Frau."

Als das Gehalt nicht mehr ausbezahlt wurde, dachte sie oft mit Schrecken an ein langes Krankenlager ihres Mannes, und leise Vorwürfe gegen ihre Eltern stiegen in ihr auf, die sie nichts weiter hatten lernen lassen, als was für den Haushalt nötig war. Gewiß war sie ihrer Mutter dankbar für den praktischen Blick und die haushälterische Sparsamkeit, die sie ihr verdankte, aber dadurch konnte sie doch in dieser schweren Zeit ihre Lage nicht so verbessern, wie sie es von Herzen wünschte. Und was sollte sie machen, wenn ihr Mann vielleicht nie das Krankenlager verlassen würde und sie eines Tages allein und mittellos in der Welt stand?

Da kam sie auf die Idee, die Maschinenschrift zu lernen, und führte sie, wie alle ihre praktischen Einfälle, sofort aus. Franz sagte sie nichts davon; sie wollte ihn damit überraschen, wenn sie den ersten Auftrag zur Zufriedenheit ausgeführt hatte.

Sobald ihr Mann mittags eingeschlafen war, ging sie ins Nebenzimmer und studierte eifrig, nachdem sie den Vorhang zugezogen hatte, damit er durch das Geräusch nicht aufgeweckt werde. Anfangs wurde es ihr sehr schwer, sie irrte sich oft, weil ihre Aufmerksamkeit und ihre Gedanken mehr dem Kranken als der Arbeit galten. Bald aber hatte sie die Schwierigkeiten überwunden und die neue Beschäftigung war ihr fast eine Freude, die das Gleichgewicht bildete für die Sorgen und Schmerzen am Krankenlager ihres Mannes ...

Während sie jetzt gerade einige lateinische Worte der Abschrift mit dem Manuskript des Studenten verglich, war im Nebenzimmer früher als gewöhnlich der Kranke erwacht. Ganz langsam kam er zu sich, und wie mit schwerer Anstrengung hob er endlich die Augenlider. So lag er längere Zeit ohne Interesse für seine Umgebung; allmählich aber ging sein Blick über alle Gegenstände im Zimmer hin. Mechanisch, ohne etwas wirklich zu sehen. Sie konnten ihm ja nichts Neues sagen. Da sah er auf dem Tische den alten Sommerhut seiner Frau liegen. Das Stroh war von der Sonne ganz verbrannt und die Blumen und Bänder hatten die Farbe verloren. Der letzte Spaziergang im Herbst kam ihm in die Erinnerung und dann der glückliche Abend, an dem seine Frau ihren neuen Winterhut garnierte. Er sah sie lustig lachend vor sich stehen, wie sie übermütig den alten Strohhut in die Luft warf und sagte: „Der hat jetzt gründlich seine Schuldigkeit getan. Davon ist aber auch absolut nichts mehr zu verwerten. Nächstes Jahr mache ich mir einen neuen. Ich möchte einmal einen ganz weißen haben mit rosa Rosen. Meinst du, daß mir das steht?" — „Aber, Kind," hatte er geantwortet, „dir steht ja doch alles! Ich will dir ein weißes Kleid dazu schenken. Weißt du, mit irgendeiner bunten Schärpe. Tadellos wirst du aussehen." — „Ach ja," hatte sie gejubelt, „damit warten wir bis zum Mai, dann haben Reitmeier & Sohn Ausverkauf. Vielleicht gibt mir der junge Reitmeier aber auch schon vorher einen Rest. Er nennt mich seine treueste Ausverkaufskundin und ist immer sehr nett. Na, du weißt ja, wenn ich so recht hübsch bitte ..." Lachend war sie ihm um den Hals gefallen und hatte ihn übermütig geküßt.

Und nun lag da auf dem Tische der alte verschossene Hut, und an den bereits abgetrennten Rosen, die daneben lagen, wurde es Wieting klar, daß seine kleine Frau ihn doch wieder „richten" wollte. Da fühlte er plötzlich ein furchtbares Mitleid mit ihr in seinem Herzen aufsteigen, und Tränen füllten seine Augen. Noch nie hatte er sich so sehr danach gesehnt, daß er bald wieder gesund werden möge, wie in diesem Augenblick. Wie eine unerträgliche Last fühlte er es auf sich, daß seine Frau so tagaus, tagein an seinem Krankenlager sitzen mußte, daß kein fröhlicher Spaziergang in die schöne Umgebung der Stadt, kein anregender Theaterabend dieses trübe Einerlei unterbrechen konnte. Er mußte ja doch wieder gesund werden. Wie konnte das nur so lange dauern. Er bewegte sich, als ob er aus dem Bette steigen wolle, und sank dann, ganz erschöpft, stöhnend zurück. Aber es war ihm, als ob er ein feines, fernes, ganz eignes Geräusch hörte. Erregt horchte er auf. Er konnte sich diese eignen, immer gleich klingenden und unregelmäßig unterbrochenen Töne gar nicht erklären und glaubte anfangs, sie existierten nur in seinem Gehirn und seien Ausgeburten des Fiebers, das ihn oft in wachem Zustand plagte. Er hielt sich die Ohren zu, da verschwanden die Töne. Als er aber die Hand fortzog, waren sie wieder da. Das konnte also kein Hirngespinst sein. Die Töne waren Wirklichkeit. Er wollte seine Frau rufen, aber es war ihm so eigen zumute. Die Ruhe ringsum beängstigte ihn. Seine Frau war wohl fortgegangen, um frische Luft zu schöpfen, wozu er sie täglich ermahnte. Sonst müßte er sie im Nebenzimmer hören. Endlich rief er doch, fast ängstlich: „Else".

Gleich wurde der Vorhang zurückgeschlagen und die junge Frau lief an sein Bett, neigte sich über ihn und streichelte ihm über die feuchte, heiße Stirn. Zärtlich fragte sie: „Was möchtest du, hast du Durst?" Er antwortete nicht und sah mit halbgeöffneten Lippen und starren Augen auf den Vorhang. Das Geräusch war verstummt. Er zog Else zu sich herab und fragte stockend:

„Was hast du ... eben ... da nebenan gemacht?"

Die junge Frau errötete, als ob sie auf einer schlechten Tat ertappt worden wäre. Aber schnell faßte sie sich.

„Ich wollte dich damit überraschen. Du hättest nicht so früh aufwachen sollen."

Halb schmollend, halb schelmisch lachend sah sie ihn an. Dann erzählte sie ihm von ihrer guten Idee mit der Schreibmaschine und daß sie heute die erste bezahlte Arbeit geschrieben habe. Sie sprach in übermütigem Tone, innerlich fürchtend, er könne sie tadeln. Oft lachte sie laut, wenn sie ihm die komischen Schreibfehler wiederholte, die sie in der ersten Zeit gemacht hatte. Aber er blieb ernst, ganz ernst, obgleich er sie beständig ansah und das volle Verständnis für ihre Aufopferungsbereitschaft und ihre große Liebe in seinen Augen lag. Als sie nicht mehr sprach, sagte er leise:

„Und warum hast du das getan, Liebling?"

Da schoß ihr das Blut zu Kopf, und sie fand nicht gleich eine Antwort. Es war dämmerig geworden im Zimmer und seine Augen leuchteten ganz eigen. Fast überirdisch. Else fühlte, daß ein Schüttelfrost alle ihre Glieder packte, aber sie kämpfte tapfer dagegen an und sagte:

„Damit es dir an gar nichts fehlt. Damit du ruhig krank sein kannst."

Und sie umarmte und küßte ihn lange.

Als sie ihn losließ, sah er starr gegen die Wand, und sie fühlte, daß er ganz mit Schweiß bedeckt war. Endlich ging es wie ein Ruck durch seinen Körper und er wandte seinen Blick ihr wieder zu. Einen Blick voll so unendlicher Trauer und so unendlicher Liebe. Dann flüsterte er:

„Nein, Kind, das hättest du nicht tun sollen. Du darfst dir das Leben nicht noch schwerer machen, als es so schon ist. Ich werde wieder gesund werden."

„Aber du wirst schneller gesund, wenn ich arbeite. Warum soll ich es nicht tun? Ich bin ja jung. Je mehr kräftige Weine und Nahrung wir kaufen können, um so eher geht es uns beiden wieder gut. Hab' ich nicht recht? Sieh, wenn der Frühling kommt, dann wollen wir gleich in die frische Natur hinaus, da lebst du dann ganz wieder auf."

Da fiel der feuchte Blick des Kranken zufällig wieder auf den sonnenverbrannten Strohhut, während Else sich, von freudigen, herzlichen Gefühlen überwältigt, schluchzend an seine Brust warf und sagte:

„Für die zehn Mark, die mir der Doktor für die Abschrift vorausbezahlt hat, will ich morgen zwei gute Flaschen Wein kaufen."

Franz hob ihren Kopf von seiner Brust. Nervöse Erregung hatte ihn ergriffen. Alles in ihm arbeitete, und seine Stimme klang lauter und entschiedener als in den letzten Wochen, als er sagte:

„Nein, nein, auf keinen Fall. Ich habe ja jetzt alles, was der Arzt verlangte. Für das Geld sollst du dir einen neuen Sommerhut kaufen."

Wie sehr die junge Frau sich auch dagegen sträubte, sie mußte ihm den Wunsch erfüllen. Es gelang ihr nur, ihn zu bestimmen, eine halbe Flasche Rotwein anzunehmen, die sie gleich von dem kleinen Mädchen der Nachbarin holen ließ.

Der Abend war der glücklichste während des langen Krankenlagers. Der gute Wein gab dem Kranken die Kraft, seine Todesahnungen zurückzudrängen, und die Freude über das selbsterworbene Geld und die Erleichterung, die sie dadurch ihrem Manne verschafft hatte, warf einen trügerischen Lichtstrahl über die trüben Zukunftsbilder der kleinen tapferen Frau.

Am nächsten Morgen fühlte sich der Kranke bedeutend besser. Er machte Scherze und lachte. Als er Mittags die große Müdigkeit eintreten fühlte, die ihn zu einem stundenlangen dumpfen Schlaf zu zwingen pflegte, bestimmte er vorher seine Frau, wenn er eingeschlafen sei, in die Stadt zu gehen und sich den neuen Sommerhut zu kaufen. Sie mußte es ihm versprechen. — — —

Vor sich hinsinnend ging Frau Wieting durch die engen Nebenstraßen des Vororts dem Zentrum der Stadt zu. Das plötzliche Aufflackern neuer Lebensgeister in ihrem geliebten Manne hatte sie wohl während der Abendstunden getäuscht; am Morgen aber war ihr die unerbittliche Wirklichkeit wieder ganz klar geworden. Sie gab sich gar keinen Hoffnungen hin. Sie war zu praktisch ver-



Beim Erntemahl. Nach einem Gemälde von Josef Jungwirth

anlagt, um sich von Illusionen lange täuschen zu lassen. Längst hatte sie sich daran gewöhnt, den Tod ihres Mannes nur als eine Frage der Zeit zu betrachten, und ihre Verhältnisse erlaubten ihr nicht, ernste Gedanken an die Zukunft zurückzudrängen. Vielleicht war ihre Liebe zu dem Sterbenden durch solche Gedanken noch größer geworden, da sie jeden Tag als ein Geschenk des Himmels hinnahm und als eine Erinnerung mehr für kommende trübe Tage. Nun ihre Fertigkeit auf der Schreibmaschine und das Versprechen des Studenten, ihr von Kollegen Aufträge zu besorgen und sie seinem Onkel, einem Universitätsprofessor, zu empfehlen, sie in die Zukunft heller, fast freudig sehen ließen, bat sie den Himmel, ihr ihren Mann noch jahrelang zu lassen. Sie wollte ja so gern an seinem Lager wachen, für seine Erhaltung arbeiten. Alles wollte sie tun, ihm Todesahnungen fernzuhalten, ihm ein fröhliches, glückliches Leben vorzutäuschen. Nie, nie sollte er traurig sein, sollte er merken, daß er nicht wieder gesund werden konnte.

So war die junge Frau ins belebte Zentrum der Stadt gekommen, ohne es zu merken. Ganz mechanisch hatte sie den ihr vertrauten Weg zurückgelegt. Als das geräuschvolle Straßenleben sie aus ihren Gedanken riß, mußte sie erst um sich sehen, um zu wissen, wo sie war. Als sie dann die in frischem Frühlingsgrün prangenden Bäume, die sonneübergossene Straße und die vielen überfüllten Schaufenster vor sich sah, fragte sie sich erstaunt, was sie eigentlich hierhergeführt habe. In ihren Gedanken hatte sie nur dumpfe Krankenluft umweht, und doch war sie durch hellen Sonnenschein gegangen. Und überall Frühling, wohin sie sah. Da war es, als ob sie seufzte, und Tränen traten in ihre Augen.

Bald hatte sie das Geschäft gefunden, in dem ein Ausverkauf war. Sie trat ein und verlangte Strohhüte zu sehen. „Es ist nicht nötig, daß es die neueste Mode ist. Nur etwas Hübsches, und billig muß es sein."

Ein junges Mädchen breitete eine Menge Hüte vor ihr aus. Alle weiß. Aus dem verschiedensten Material.

Mit verlangenden Blicken sah Frau Else die gefälligen Formen an. Schön angezogen sein war ihre größte Freude, weil sie wußte, daß auch Franz sie nie schön genug sehen konnte. Eine unschuldige Freude, weil sie ihr kein Vermögen, sondern nur Zeit opferte. Bald hatte sie einen Hut gefunden, der ihr gefiel. Sie hielt ihn in einiger Entfernung vor sich hin, um seine Wirkung zu beobachten, trat vor den Spiegel und drückte ihn in ihr volles Haar. Ihre Augen leuchteten, als sie mit der rechten Hand die Krempe etwas bog. Da durchfuhr sie plötzlich ein Gedanke: Ob es nicht doch praktischer war, einen schwarzen Hut zu nehmen? Man konnte nicht wissen, was bis zum Winter alles passieren konnte. Dieser plötzliche Schweißausbruch gestern abend und der verklärte Blick der Augen ... Ihre Hände zitterten so sehr, daß das Ladenfräulein sie erstaunt ansah. Dann verlangte sie schwarze Hüte zu sehen. Als Garnierung wählte sie rosa Rosen und schwarzes stumpfes Seidenband. Die Rosen ließen sich, falls das Gefürchtete im Laufe des Sommers wirklich eintreten sollte, leicht abtrennen.

Als sie aus dem Laden ins Freie trat, flimmerte ihr alles vor den Augen. Es war ihr, als ob sie aufschreien müsse. Schwäche überfiel sie, und sie glaubte ohnmächtig zu werden. Gewaltsam setzte sie die Füße vorwärts, aus Furcht, die Leute könnten etwas von ihrem Zustand bemerken und sie vielleicht auf irgendeine Sanitätswache bringen. Der Gedanke war ihr furchtbar. Aber der Schwindel ließ nicht nach. Sie fühlte den Boden gar nicht unter den Füßen, und die Menschen zogen vorbei wie in weiter Ferne, ganz lautlos. Sie fühlte, daß sie die Macht über ihre Bewegungen verlor, und faßte mit dem letzten Rest ihrer Kraft den Entschluß, vor das nächste Schaufenster zu treten. Ihre Hände umklammerten die blankpolierte Messingstange, die sich vor demselben hinzog. Die Kälte des Metalls durchschauerte sie wohlig und instinktiv drückte sie die Stirn gegen die Fensterscheibe, um sie zu kühlen. Lange stand sie so. Kein Mensch kümmerte sich um sie. Man konnte glauben, daß sie in Betrachtung der Auslage versunken sei. Ihre Sinne schwanden nicht ganz und ab und zu fühlte sie, daß Menschen in ihrer unmittelbaren Nähe vor dem Fenster standen. Aber es kam ihr nur unklar zum Bewußtsein.

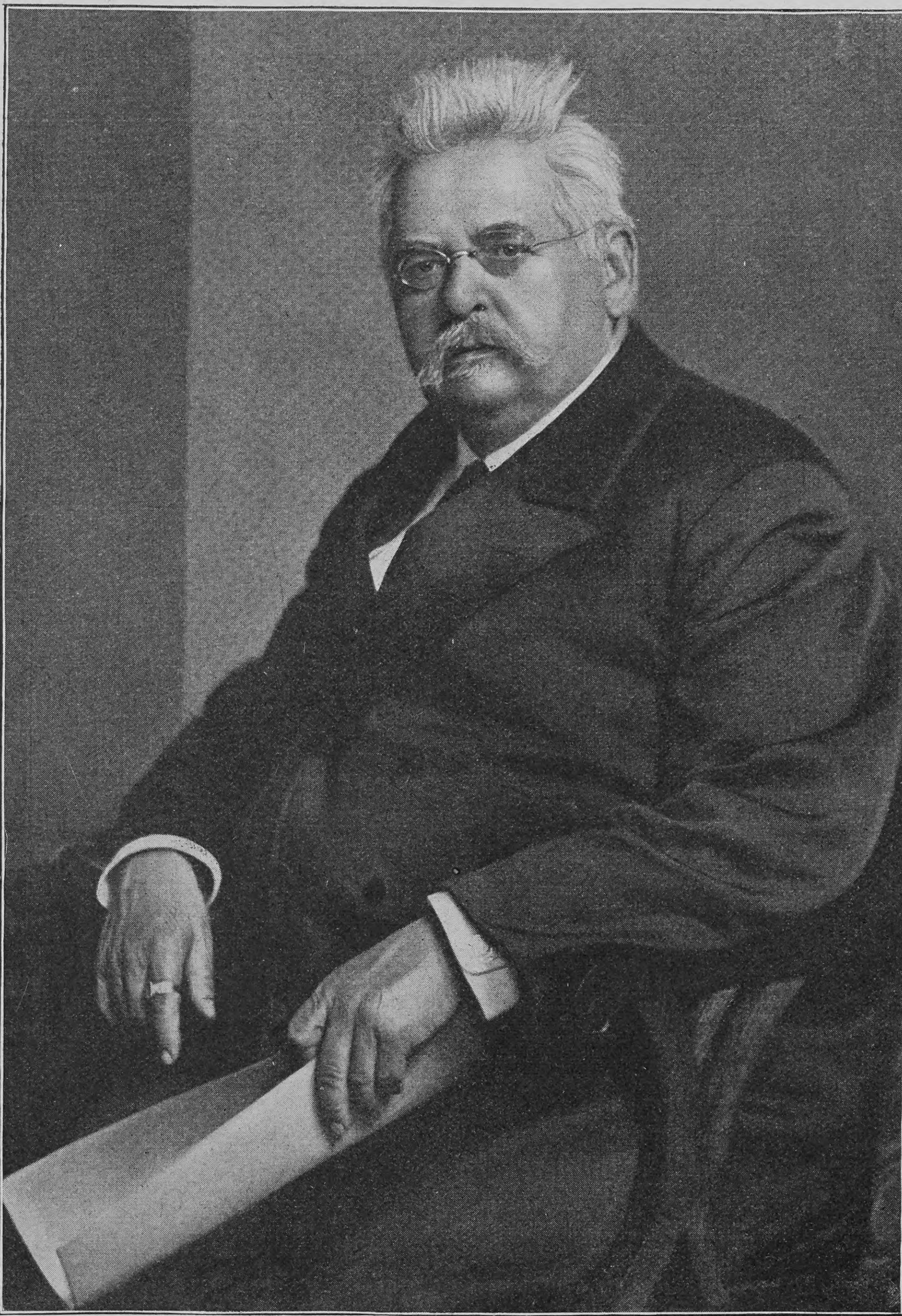
Allmählich kehrte die Besinnung zurück, und endlich hob sie, ihres Willens wieder ganz mächtig, die Stirn von der Fensterscheibe. Sie wollte weitergehen, aber ihre Augen waren wie gefesselt. Sie sah nichts als ein großes weißes Plakat mit der schwarzen Aufschrift: „Ausverkauf!" Es schien frei in der Luft zu schweben, und die auf der Straße vorübergehenden Menschen, die sich im Fenster widerspiegelten, schienen wie Gespenster daran vorbeizuziehen. Dann erkannte sie, daß das ganze Fenster mit schwarzen Trauerstoffen ausgehängt war. Alle mit ganz außerordentlich ermäßigten Preisen ausgezeichnet. Etwas zwang sie, alles genau anzusehen. Da fiel ihr Blick auf sehr guten Krepp für Hutgarnierungen. Und dann bemerkte sie in der Mitte der Auslage mehrere dichte Gesichtsschleier aus Krepp zu außergewöhnlich billigen Preisen.

Ihr praktischer Sinn sagte ihr sofort, daß es eine große Seltenheit sei, daß gerade ein vornehmes Trauergeschäft einen Ausverkauf arrangierte. Sie konnte sich keines Falls erinnern.

Einige Minuten später kaufte Else einen Schleier und so viel Krepp, wie nötig war, um die rosa Rosen auf dem neuen Sommerhut zu ersetzen. Das Ladenfräulein wickelte ihr die beiden kleinen Pakete mit dem großen Paket zusammen ein.

Als sie nach Hause kam, noch immer etwas unter der Nachwirkung des Schwindelanfalles stehend, fand sie ihren Mann schlafend. Er lag noch so, wie sie ihn verlassen hatte, und auf seinem Gesichte lag voll die Sonne. Zuerst hatte dieses verklärende Licht etwas Tröstliches für sie, dann aber sah sie, wie scharf und unerbittlich es durch tiefe Schatten die eingefallenen Züge des Kranken hervortreten ließ. O, wie gerne würde sie alles für ihn tun, wenn er nur nicht sterben würde. Und nichts hatte sie ihm mitgebracht.

Schnell warf sie das Paket auf den Tisch neben dem Bett und lief hinaus, um für die achtzig Pfennige, die von dem Gelde übrig geblieben waren, seine weiche Biskuits zu kaufen.



Phot. Friedr. Müller, München — Text unter den Notizen auf Seite 1160

Der ehemalige bayrische Finanzminister Dr. Emil Freiherr von Riedel †

Das Geräusch der Tür hatte den Kranken aus dem Schlafe gerissen, und während Else die Treppe hinablief, erwachte er langsam. Er sah um sich. Ein schöner Traum hatte ihn für die trüben Gedanken des Morgens entschädigt und er fand sich nur langsam in die Wirklichkeit zurück. Als er die Sonne auf der weißen Bettdecke liegen sah, lächelte er. Ihm war so wohl. Er hatte gar nicht das Gefühl, krank zu sein. Von der Straße tönte Kinderlachen herauf, und er konnte vom Bette aus die Wipfel frischer grüner Bäume sehen.

Als er die Hand nach dem Wasserglas ausstreckte, weil ihn, wie stets gleich nach dem Erwachen, der Durst quälte, bemerkte er das Paket auf dem Tische. Er sah es erstaunt an; gleich aber wurde es ihm klar. Die Form des Pakets verriet den Inhalt ganz deutlich. Seine Frau hatte ja den neuen Sommerhut gekauft, während er schlief. Die Neugierde packte ihn, und er zog das Paket aufs Bett und fing an, die äußere Hülle zu lösen. Kleine Pakete kamen zum Vorschein, und er wickelte sie aus. Er hielt rosa Rosen in der Hand und lächelte sie an. Sie waren aus feiner Seide und täuschend nachgemacht; eine Kommerzienrätin hätte sich damit nicht zu schämen brauchen. Wie mußte seine kleine Frau da wieder gehandelt haben. Schön waren sie. Er näherte sie der Nase; es war ja kaum möglich, daß sie nicht dufteten.

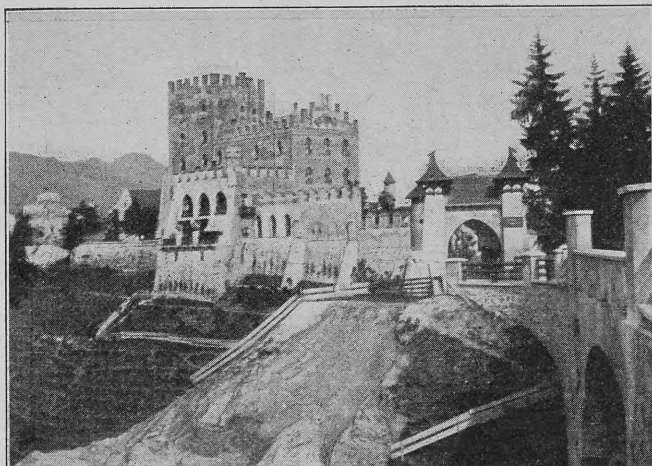
Dann wickelte er den Strohhut aus. Sein Gesicht verfinsterte sich. Schwarz? Aber sie wollte doch einen weißen Hut haben... Nein, nein, den Hut durfte sie nicht tragen, sie mußte einen andern kaufen. Auf jeden Fall. So praktisch sollte sie nicht sein. Es galt doch nur, diese schweren Monate seiner Krankheit zu überwinden. Dann wurde ja doch alles wieder besser.

Er legte den Hut mißmutig beiseite und öffnete hastig das dritte Paket. Er wußte nicht gleich, was es sei, und näherte es den Augen. Die Sonne flimmerte über die durchsichtige krause Fläche des Kreppschleiers zitternd dahin. Mit plötzlich weit aufgerissenen Augen starrte er darauf. Dann sank sein Gesicht auf die Bettdecke, und er schluchzte wie ein Kind.

Spruch

Tapfer sein und brav!
Tapfer sein und schweigen
Und keinem die Stelle zeigen,
Wo dich das Schicksal traf.
Dein sind deine Wunden,
Dein ihr rinnender Saft,
Und du kannst gesunden
Nur durch deine Kraft!

Aug. H. Plinke



Schloß Itter in Tirol

Eine romantische Künstlerfahrt

Von

Georg Agi

(Hierzu fünf Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Vor Wochen war es, an schönem Sommertag, da zog ein gar malerisches Fähnlein streitbarer Mannen heran von Hopfgarten im Brixental: hoch zu Roß der Feldhauptmann mit wallendem Helmbusch, zu Fuß ihm folgend Ritter und Reisige, Kämpen in Wams und Pluderhose, markige Landsknechte, Trommler und Pfeifer, und zum Schluß der schwerbeladene Bagagewagen. Dort, wo die Hohe Salve einen Vorsprung ausladet, der die romantische Brixentaler Klause flankiert, auf keckem Luginsland, steht Itter, die stolze Feste. Dem Burgherrn und seinem Kampfgenoß, dem trutzigen Kropfsberger, war Fehde angesagt; er hatte sie angenommen und durch seinen Herold sagen lassen, „daß denen Belagerern Kartaunen und Feldschlangen ein lieblich Getöse aufspillen sollen, jeder aber, der in seine Hände fallet, geviertelt, gespießet und gerädert werde. So aber ein friedlich Ueberainkommben möglich seye, solle ein freundlicher Empfang gesichert seyn, viel Faß edlen Gesöffs und reichliche Atzung denen Mannen geboten werden".



Im Burghof versammelt zu lustiger Kurzweil

Die Streiter aber wollten nicht paktieren; so sandten drohend hoch von Itter herab ins Tal die Donnerröhren ihre schlimmen Blitze. Und aus dem Hohlweg brachen die von Itter hervor, aus sicherem Verhau, und fielen dem kampflüsternen Feinde in die Flanke. Gefangene gab's, eh' sich die herandrängenden stämmigen Bayern des versahen; mit Stricken gefesselt wurden ihrer zwei von den Itterern zur Burg emporgeschleppt. Das ließ der Bayern Ingrimm wachsen. Mit Sturmzeug und Leitern griff ihr Haufe bald die Feste an; und was die Kraft nicht leisten mochte, tat die List. Dieweil die Masse mit Löwenmut am Burgtor den Eintritt zu erkämpfen strebte, erklomm ein kleiner Hauf die Mauerwehr an schwachbesetzter Stelle und drang ins Burggebiet. Der Itterer kleine Schar mußte sich ergeben; Urfehde schwor der Burgherr. Und weil es doch kein schlimmes Blutvergießen war, vergaß man allen Zwist und Streit und weihte sich dem Trunk und der Minne. Frauen kamen und grüßten die Mannen mit lieblichem Wort, sprachen von alter schöner Zeit und der schönen Kunst, die um sie den herrlichen Kranz gewoben, und hießen den Marschall im reichen Wappenrock auf des Burgherrn Geheiß, die Gäste zu mahnen, „das Best zu tun im mannlich Trinken und Schlampampen, zumalen die gereichte Atzung benebst Trunk trefflich geeignet, sich den glatten Balg zu hoffieren, womit jedoch nit vermeynet, daß die Kriegsleuth sich nit sollten eines geziemend und sittsamb und ehrbar Wandels befleißen und allzeyt gedenken, daß sie auf des Herrn Palas und nit im Feldlager sich befinden."



Die Burgfrau

*

Des Marschalls Aufforderung ward getreulich befolget, und es erhob sich auf Tagesfrist eine Festesszene von jener malerischen Schönheit und Eigenart, die nur die alte romantische Zeit schaffen und echtes, rechtes Künstlerblut wiederbeleben konnte.

Der durch Veranstaltung so mancher glanzvoller Münchner Künstlerfeste vielgenannte und bekannte Künstler-Sänger-Verein München hatte auf Einladung seines Freundes, des Burgherrn Eugen Meyer, die romantische Fahrt nach Itter unternommen. Im Wirtshause zu Hopfgarten hatten die Künstler den Stadtfrack abgelegt und originellste Romantik übergezogen. Die meisten hatten sich ihr Kostüm historisch treu komponiert, so gab es eine köstliche Augenweide. Wie der Ueberfall, so wurde auch das übrige reiche Programm des Tages auf Itter in reizender Originalität und unvergleichlicher Künstlerart durchgeführt; es war eine Lust und Freude, von der sich der Unbeteiligte kaum einen Begriff zu machen vermag.

Der Höhepunkt kam mit dem Abend: da erschien ein gar würdiger Kapuziner und redete den Romantischen und dem Tiroler Volk, das in seiner schmucken Tracht gekommen war, scharf ins Gewissen, predigte den Malern, die nichts mehr stiften für die Kirchen, den Bauern, die nicht mehr hineingehen und den Klöstern, welche die Abgaben verweigern: „sie lassen's fehlen am Wein und am Futter — Und werden rebellisch wie Doktor Luther."

Als der Nachthimmel einen herrlichen Sommertag begrub, da lohten Frisflammen und mächtige Feuer auf dem Burghofe, wo Hans Sachsens Minne auf freier Bühne Platz gegeben ward; hier agierten Künstlersänger gar wirksam des alten Nürnberger Poeten Sinnspiel „Der fahrende Schüler ins Paradeis". Im glänzenden Rittersaal ward dann in vergnüglicher Tafelrunde der neue Tag begrüßt, für edle Gastfreundschaft dem Burgherrn und der Burgfrau eine Minne getrunken, Valet gesagt den herrlich schönen Stunden.

*

Das Schloß Itter ist laut Epitaph, das die Geschichte der Burg erzählt, urkundlich schon im zehnten Jahrhundert genannt, im Besitz des Lehnsherrn der Gegend von Hopfgarten, des Grafen von Chiemgau. 1526, zur Zeit des Bauernkrieges, fiel es in Schutt und Asche, bis auf die hochragenden Mauerreste, die noch heute von jener schlimmen Zeit erzählen. Auf den Trümmern der alten Burg, die Erzbischof Lang bald nach dem Bauernkrieg errichten ließ, hat sich im Lauf der Zeiten die neue erhoben; prächtig im Innern, stolz und mächtig nach außen, krönt Schloß Itter, weithin sichtbar im Tal der Brixener Ache, einen bevorzugten Aussichtspunkt.



Der Burgherr von Itter

Das Schloß, das der heutige kunstsinnige Besitzer durch den Münchner Architekten W. Knörnschild prunkvoll ausgestalten ließ, war vordem im Besitz der berühmten Pianistin Sofie Menter. Tschaikowsky hat hier oben seine VI. Symphonie komponiert.



Gruppe von Teilnehmern an der Künstlerfahrt nach Schloß Itter

Notizblätter

Zur Goldenen Hochzeit des badischen Grossherzogspaares

Am 20. September jährt sich zum fünfzigsten Male der Tag, da Großherzog Friedrich von Baden und Prinzessin Luise von Preußen den Bund fürs Leben schlossen. In die Zeit ihrer Vermählung führt uns das kleine Bild zurück, das wir hier unsern Lesern zeigen und das eine anziehende Ergänzung bildet zu dem an der Spitze dieser Nummer stehenden Doppelporträt des hohen Jubelpaares. — Neugekräftigt vom sommerlichen Aufenthalt im Engadin und auf der schönen Mainau kehrt das großherzogliche Paar nun in die Hauptstadt zurück, um inmitten der ihm in Liebe und Verehrung ergebenen



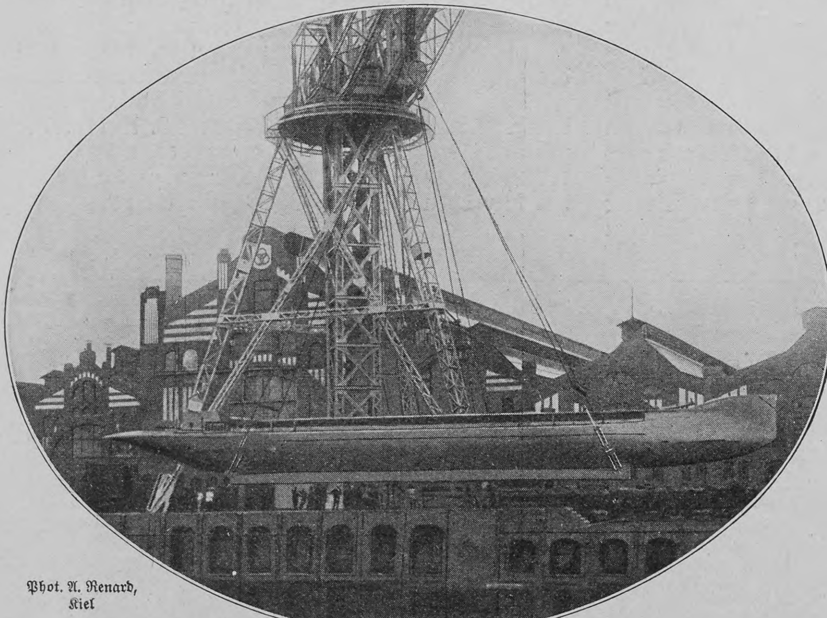
Hofphotogr. Th. Schuhmann & Sohn, Karlsruhe

Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise von Baden als Jungvermählte

Bevölkerung das einzig schöne Familienfest zu feiern, an dem auch Kaiser Wilhelm II. teilnehmen wird als Neffe der Großherzogin, aber auch als Vertreter des ganzen deutschen Volkes, das in Großherzog Friedrich einen allezeit echt deutsch gesinnten Fürsten, in seiner Gemahlin besonders auch die einzige Tochter unsers unvergeßlichen „alten Kaisers" ehrt.

Das erste deutsche Unterseeboot

Es ist bekannt, wie zurückhaltend Deutschland sich zur Frage der Unterseeboote gestellt hat; diese Zurückhaltung war einerseits durch die engeren Grenzen des deutschen Marineetats geboten, anderseits bietet sie ein interessantes Beispiel, wie auch auf einem so ausschließlich praktischen Gebiet deutsche Nüchternheit im Gegensatz steht zu der Vorliebe der Franzosen, sozusagen des klassischen Volkes der Unterseeboote, für das Ungewöhnliche, die Phantasie Anregende. Wenn nun auch unsre Flotte ihr erstes Unterseeboot erhalten hat, so ist es unter dem eben angedeuteten Gesichtspunkt bezeichnend, daß sein Erbauer kein Deutscher, sondern ein Ingenieur spanischer Herkunft namens d'Egnevilley-Monjustin ist. Hergestellt wurde es auf der Kruppschen Germaniawerft in Kiel, die es jetzt durch ihren großen Kran zu Wasser gesetzt hat. Es wird bei einem Deplacement von 180 Tonnen und mit einer Besatzung von 12 bis 16 Mann über Wasser 12, unter Wasser 9 Meilen in der Stunde zurücklegen können.



Phot. A. Renard, Kiel

Das erste Unterseeboot der deutschen Marine wird auf der Germaniawerft in Kiel zu Wasser gelassen

K. F. W. Wassmannsdorff †

Ein um die deutsche Turnersache hochverdienter Mann ist mit dem am 5. August verstorbenen Dr. Karl Friedrich Wilhelm Waßmannsdorff dahingegangen. Waßmannsdorff, der im Jahre 1821 zu Berlin geboren war, veröffentlichte seine ersten schriftstellerischen Beiträge über Turnwesen noch während seiner Studienzeit, nach deren Abschluß er 1845 einem Ruf an das Gymnasium in Basel folgte. 1847 ging er als Turnlehrer einer Reihe von Anstalten, darunter auch der Universität, nach Heidelberg, wo er schriftstellerisch wie praktisch eine ungemein reiche Tätigkeit entfaltete. Besondere Verdienste hat sich Waßmannsdorff um den Ausbau und die Weiterbildung der Turnsprache erworben.

Hofphot. E. Schultze, Heidelberg

Dr. Karl Waßmannsdorff

Zu den Unruhen in Finnland

Unter den Meutereien in Heer und Flotte, die nun schon seit Jahresfrist die russische Wehrmacht erschüttern, haben die Revolten von Sveaborg und Kronstadt den stärksten Eindruck gemacht, weil sie besonders deutlich zeigten, wie sehr der letzte Pfeiler der russischen Autokratie schon unterwühlt und ins Wanken geraten ist. Bei den Unruhen in Sveaborg, der Inselfestung, die der Hauptstadt Finnlands, Helsingfors, gegenüberliegt, wurde die Lage noch komplizierter, indem mit dem Aufstand der russischen Truppen in der Festung ein revolutionärer Ausbruch in Helsingfors parallel ging. Die „Rote Garde", die Kampforganisation der finnischen Revolutionäre, die schon den aufständischen Soldaten ihre Hilfe geliehen hatte, wollte gleichzeitig in Finnland einen Generalstreik erzwingen und rächte sich für das Scheitern dieses Planes durch Gewalttätigkeiten. Die „Blaue (oder „Weiße") Garde", wie die Selbstschutzorganisation der Konstitutionalisten genannt wird, konnte die Ruhe nicht aus eigner Kraft herstellen; es mußten Polizei und Truppen herbeigezogen werden, denen es denn auch gelang, den Widerstand der „Roten" zu brechen. Viele Verhaftungen wurden vorgenommen, doch gelang es dem Führer der „Roten Garde", Kapitän Kock, zu entkommen.



Phot. V. Gribayédoff, Paris

Von den Unruhen in Finnland: Verhaftung von Mitgliedern der „Roten Garde" in Helsingfors

Prinzessin Mathilde von Sachsen-Koburg †

Die am 6. August einem schweren Lungenleiden erlegene Prinzessin Mathilde von Sachsen-Koburg war eine Tochter des Prinzen Ludwig und der Prinzessin Maria Theresia von Bayern. Am 17. August 1877 geboren, vermählte sie sich am 1. Mai 1900 mit dem Prinzen Ludwig von Sachsen-Koburg-Kohary, der als Hauptmann im österreichischen 1. Kaiserjägerregiment in Innsbruck lebt. Im Winter 1905 erkrankte die Prinzessin während eines Aufenthalts in ihrer Vaterstadt an einer Influenza, aus der sich dann die schwere, zu einem so frühen Ende führende Krankheit entwickelte. Der Tod der Prinzessin, die zwei Kinder in zartem Alter zurückläßt, hat in den weitesten Kreisen besonders auch der Münchner Bevölkerung tiefes Mitgefühl wachgerufen. Durfte sich doch Prinzessin Mathilde schon als junges Mädchen, dank ihrer frischen, blühenden Schönheit und ihres wahrhaft sympathischen Wesens, allgemeiner Beliebtheit erfreuen.



Hofphot. Gebr. Lützel, München

Prinzessin Mathilde von Sachsen-Koburg

Über Land und Meer

Nr. 48



Phot. Hofatelier Schuhmann & Sohn, Karlsruhe

Vgl. den Aufsatz auf Seite 1148

Zu den Jubiläumsfeiern am badischen Hofe: Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise von Baden

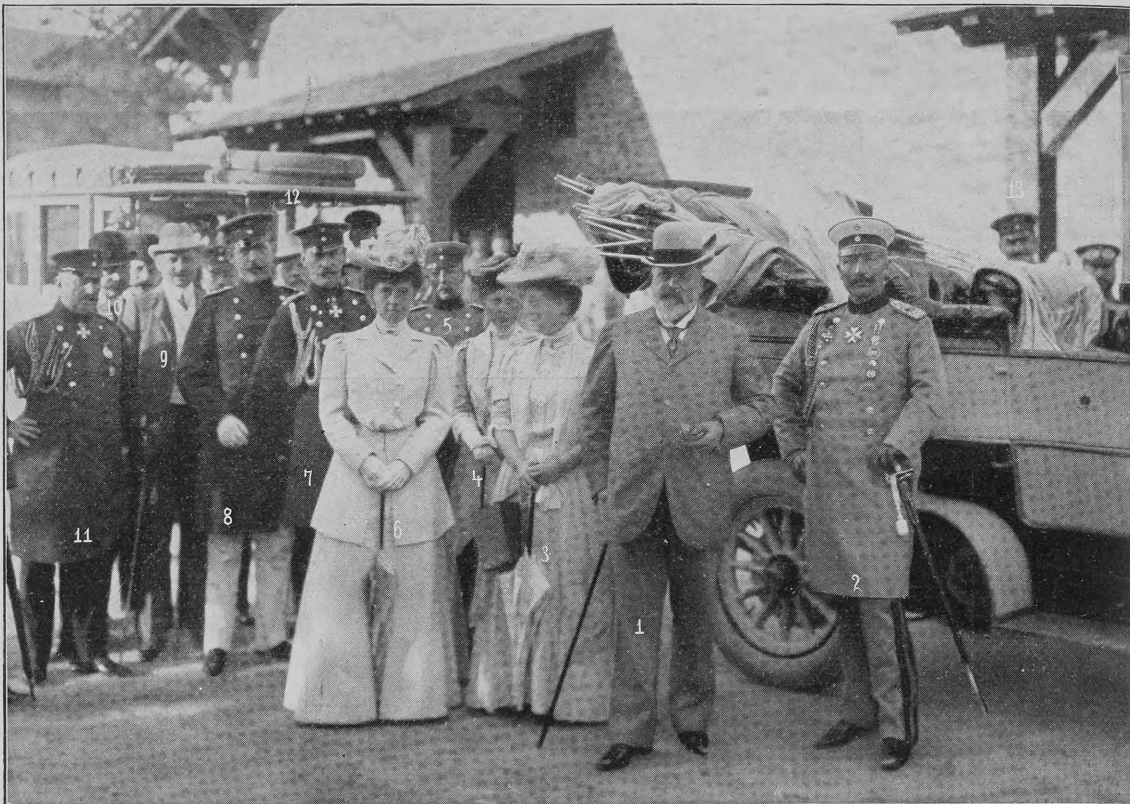


Hofphotogr. T. H. Voigt, Homburg

Beim Tee im Prätorium der Saalburg
1. König Eduard; 2. Kaiser Wilhelm; 3. Kronprinzessin von Griechenland; 4. Sir Frank Lascelles; 5. Gesandter von Rücker-Jenisch

Der Besuch König Eduards von England

Die langandauernde Mißstimmung zwischen Kaiser Wilhelm II. und seinem königlichen Oheim, Eduard VII. von England, die im vorigen Jahr, als der König auf der Reise nach Marienbad sozusagen direkt am Kaiser vorbeifuhr, am auffälligsten bekundet wurde, scheint nunmehr wieder den für so nahe Verwandte normalen Beziehungen Platz machen zu sollen. Eduard VII. hat den im vorigen Jahre unterlassenen Höflichkeitsakt nachgeholt und mit dem Kaiser in dem schönen Schlosse Friedrichshof bei Cronberg, dem Witwensitz und Sterbeort der Kaiserin Friedrich, eine Zusammenkunft gehabt, die vor allem einen familiären Charakter hatte, aber auch zu politischer Aussprache Gelegenheit gab. König Eduard VII. traf am 15. August morgens in Cronberg ein und fuhr am 16. früh nach Marienbad weiter; der Nachmittag des 15. wurde zu einem Ausflug auf die Saalburg benutzt, an dem auch die übrigen in Cronberg anwesenden Fürstlichkeiten teilnahmen. — Die Monarchenzusammenkunft wird hoffentlich dazu beitragen, das in der letzten Zeit wieder freundlicher gewordene Verhältnis zwischen England und Deutschland noch günstiger zu gestalten.



Hofphotogr. T. H. Voigt, Homburg u. Frankfurt a. M.

Nach Ankunft auf der Saalburg
1. König Eduard; 2. Kaiser Wilhelm; 3. Großfürstin Maria von Rußland; 4. Prinzessin Friedrich Karl von Hessen; 5. Prinz Friedrich Karl von Hessen; 6. Kronprinzessin von Griechenland; 7. Graf Hohenau; 8. Kronprinz von Griechenland; 9. Gesandter von Rücker-Jenisch; 10. Graf Reischach; 11. General Löwenfeld; 12. Graf Eulenburg; 13. General von Scholl

Magisches Buchstabenquadrat

A	D	D	E
E	E	E	G
G	N	N	O
O	O	R	R

Die Buchstaben sind so zu ordnen, daß die vier wagerechten und die entsprechenden senkrechten Reihen bezeichnen:
1. einen männlichen Vornamen;
2. einen dänischen Komponisten;
3. einen deutschen Fluß;
4. einen römischen Kaiser.

Eta.

Scharade

Herr Klug ist stets auf seinen Ruhm bedacht,
Doch steht ein wenig er in dem Verdacht,
Daß hie und da das Wort er habe.
Als ich nun neulich frug:
„Was lesen Sie, Herr Klug?“
Sprach er geziert: „Die schönste Labe
Für meinen Geist bleibt stets Philosophie.
Drum hatt' ich mir Kants Werke angeschafft
Und habe deren Studium jetzt vollendet;
Ich muß gestehn, so was las ich noch nie!
O, wie entzückt mich seine Geisteskraft,
Wie bin von seinem Stile ich geblendet!
Ja, Kant ist wahrhaft interessant,
So klug wie er ist keiner je gewesen!“
„So leihn Sie mir vielleicht den Kant,“
Sprach ich, „da Sie ihn nun gelesen.“
„Gern,“ sprach Herr Klug mit freundlichem Gesicht
Und reichte mir das Werk — doch war das Wort es nicht.
Ich sah ihm ins Gesicht: Verlegen blickt' er fort,
Er war erkannt, er hatte hier das Wort.

Dr. Sch.



Krämer (zum Jungen, der einen Topf Syrup bei ihm geholt hat): „Nun, wo hast du denn 's Geld?“
Junge: „'s Geld wär' im Toppe, hat meine Mutter gesagt.“

Versteckrätsel

Zweikampf, Neuseeland, Ellenbogen, Grundriß, Steinbruch, Angesicht, Abdankung, Marketender, Verzweiflung, Gutsherr, Katzenauge, Fundgrube, Hallein, Schlagbrücke.

Jedem der angeführten Wörter sind je zwei bis fünf aufeinander folgende und eine Silbe bildende Laute zu entnehmen. Die vierzehn Silben ergeben aneinander gereiht ein bekanntes, von einem deutschen Lyriker herrührendes Zitat.

H. v. d. M.

Merkrätsel

Junker, Rosegger, Defregger, Zenith, Achatnadel, Piemont, Halsband, Fingerhut, Teutonen.

Man merke sich in jedem der oben angeführten Wörter drei nebeneinander stehende Buchstaben. Hat man die Wahl richtig getroffen, so ergeben die Buchstaben in der gegebenen Reihenfolge ein Sprichwort. Wie lautet dieses?

H. v. d. M.

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1119:

Der Scharade: Schein, nie.
Des Silbenrätsels: Hebebaum.
Des Homonyms: Flecken.
Des Rätsels: Karmel, Kamel.

Richtige Lösungen sandten ein: „Teichfräulein“ in Briesnitz (2), A. Bittrolff aus Stuttgart (4); Frau Margarethe Brosig in Stuttgart (2); Joh. P. Stoppel in Hamburg; M. Schneider in Dresden; Scheik Mohamed Emin in Dresden; Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St. Georg; „Alte Jungfrau“ in Veldes; „Archibald Nußknacker“, zurzeit in Marein im Mürztal (4); H. H. Heerspink in Eelde (Holland).

Totenschau

Geheimer Regierungsrat Dr. Johannes Jahn, ao. Professor für Chemie an der Universität Berlin, 53 J., Berlin. — Geheimer Kommerzienrat Phil. Barthels, 68 J., Barmen. — Oberkonsistorialrat Grundschöttel, 68 J., Koblenz. — General der Infanterie z. D. Freiherr von Funck, Generalinspektor des Militärerziehungs- und Bildungswesens, Eisenach. — Sergei Petrowitsch Margolin, bekannter russischer Rechtsanwalt und Kriminalist, 52 J., Neuenahr. — Oberkonsistorialrat Teichmann, 69 J., Frankfurt a. M. — Professor Franz Römeinzer, Eigentümer der k. k. Kunsterzgießerei in Wien, 74 J. — Philipp Prinz von Arenberg, Domkapitular in Eichstätt, päpstlicher Geheimkämmerer, 56 J., Wien.

Minister a. D. Freiherr von Riedel †

(Hierzu das Bildnis auf Seite 1154)

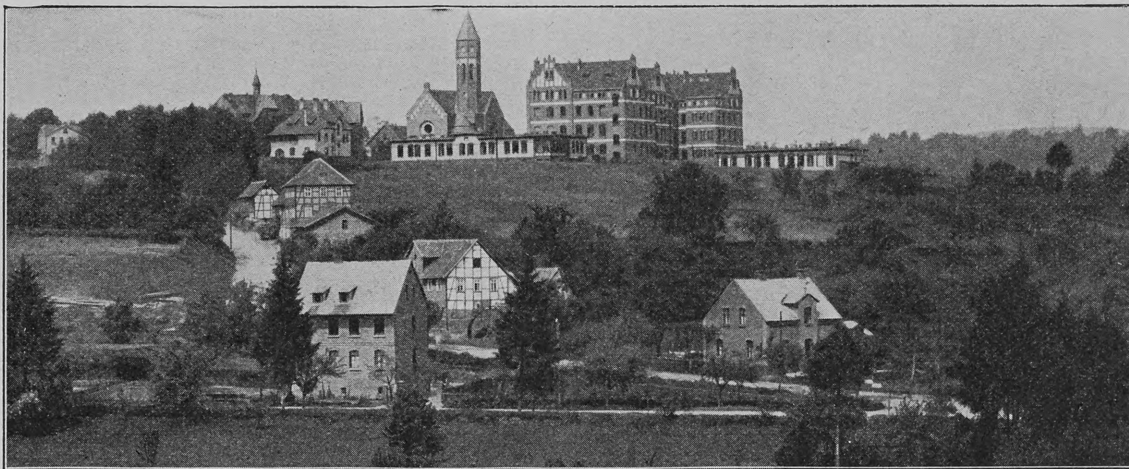
In der Nacht vom 13. auf 14. August starb in München der frühere bayrische Finanzminister Dr. Emil Freiherr von Riedel. Emil Riedel war als Sohn eines Pfarrers am 6. April 1832 in Kurzenaltheim geboren. Aus dem kinderreichen Pfarrhaus konnten ihm keine irdischen Schätze mit auf den Lebensweg gegeben werden, wohl aber verdankt er dem Vorbild der Eltern und den einfachen Verhältnissen, in denen er heranwuchs, vieles von den Eigenschaften, die seine Laufbahn so rasch zu hohen Zielen und großen Erfolgen brachten. Nach beendigtem Studium der Rechte trat Riedel als Bezirksassessor in Ansbach in den bayrischen Staatsdienst, wurde 1859 Hilfsarbeiter im Ministerium des Innern, 1870 Ministerialrat, 1872 Bundesratsbevollmächtigter, am 26. November 1877 Finanzminister. Ueber siebenundzwanzig Jahre hat er dies hohe Amt bekleidet, und die Zeit seiner Amtsdauer bedeutet zugleich eine Periode großen finanziellen Aufschwungs und fruchtbringender gesetzgeberischer Tätigkeit für das Königreich Bayern, das er, die steigenden wirtschaftlichen Konjunkturen mit meisterhafter Umsicht ausnutzend, nach Jahrzehnten des Defizits zu einer Aera glänzender „Ueberschüsse" führte. Die Konversion der bayrischen Staatsschuld, durchgreifende Reformen besonders im Forst- und im Steuerwesen sind ihm zu danken. An heftiger politischer Gegnerschaft von seiten des bayrischen Zentrums hat es dem liberal gesinnten Minister nie gefehlt; persönlich aber erfreute er sich großen Ansehens, ja einer Popularität, wie sie gewiß gerade Finanzministern selten zuteil geworden ist. Trotz all den hohen Auszeichnungen, die er erfuhr — 1892 erfolgte seine Erhebung in den erblichen Freiherrnstand — ist er stets seiner einfachen Art treugeblieben; dabei besaß er jene feine Weltklugheit, die sich mit harmlosem Humor und Bonhomie zu paaren versteht. In der Geschichte des zweitgrößten der deutschen Bundesstaaten wird Riedels Name immer einen ehrenvollen Klang behalten; aber auch an der Gesetzgebung des Deutschen Reiches hat Freiherr von Riedel, der frei von allem engherzigen Partikularismus war, tätigen Anteil genommen.

Literatur

Ein populäres Werk über Das moderne Aegypten von A. B. de Guerville ist vor kurzem bei Otto Spamer in Leipzig erschienen. Der Verfasser, ein Franzose (wiewohl seltsamerweise auf dem Titelblatt das Buch als „Autorisierte Uebersetzung aus dem Englischen" bezeichnet ist), gibt in zwanzig lebendig geschriebenen Kapiteln eine zum größten Teile auf eignen Eindrücken und Beobachtungen beruhende Schilderung des modernen Aegypten, die jedoch, wie das der Stoff von selber mit sich bringt, häufig von historischen Rückblicken unterbrochen wird. Seine Darstellung beschränkt sich keineswegs, wie die so vieler andrer Reiseschriftsteller, auf die berühmten Sehenswürdigkeiten des Landes und die pittoreske Außenseite des dortigen Lebens; er dringt bedeutend tiefer in die vielfältigen Lebenserscheinungen ein, als dies dem Durchschnittseuropäer gelingt, und verbreitet sich in ungemein lehrreichen Ausführungen über das ganze geistige, wirtschaftliche und politische Leben des neuen Aegypten, wie es sich unter dem britischen Einfluß entwickelt hat. Er weiß darüber, da er sich mit zahlreichen im ägyptischen Staatsdienst und Geschäftsleben tätigen Persönlichkeiten, mit Einheimischen aus allen sozialen Schichten eingehend unterhalten hat, manches Neue und Interessante zu sagen, was dem Buch einen mehr als gewöhnlichen Wert verleiht. Das Werk, das mit 182 durchweg nach Naturaufnahmen hergestellten Abbildungen ausgestattet ist, bietet jedem, der sich für das alte Land der Pyramiden interessiert, insbesondere dem Touristen, dem Politiker und dem Kaufmann, viel Belehrung und Anregung.

Die neue Kirche des hessischen Brüderhauses Hephata

Bei Treysa im Regierungsbezirk Kassel liegt das Brüderhaus Hephata, eine jener Anstalten nach dem Vorbild des altbekannten „Rauhen Hauses“, in denen junge Männer evangelischer Konfession zum Dienst in den Werken der Inneren Mission ausgebildet werden. Die Provinz Hessen hatte aus Anlaß der silbernen Hochzeit unsers Kaiserpaares beschlossen, der Anstalt Hephata eine Votivkirche zu stiften, die nunmehr vollendet ist und am 15. August in Gegenwart der Kaiserin feierlich eingeweiht wurde. Die Kirche, deren Baukosten sich auf 75000 Mark belaufen, ist einfach und schmuck in den Formen des romanischen Stils gehalten und kommt bei der freundlichen freien Lage des Brüderhauses, dessen Baulichkeiten sie mit ihrem schlanken Turm hoch überragt, vortrefflich zur Geltung. Die Stiftung war gewiß ganz im Sinn der Kaiserin, die ja dem Wirken der Inneren Mission ein so lebhaftes, tatkräftiges Interesse entgegenbringt.



Hofphotogr. Ernst Bingel, Hersfeld

Die neue Votivkirche mit den sonstigen Gebäuden der Anstalt Hephata bei Treysa

Briefmappe

Berichtigung. Durch eine Verwechslung hat das in Nr. 35 zu dem Aufsatze „Verborgene Schätze“ auf Seite 857 links oben gebrachte Bildnis eine falsche Unterschrift erhalten. Wir stellen hierdurch fest, daß es einen alteingesessenen Bürger der Stadt Neuwied darstellt. Die Red.

N. K. in Bansen-Bergenthal. Mit Ihrer so ausführlich begründeten, übrigens reichlich spät eingetroffenen Lösung haben Sie kräftig danebengehauen. Sie werden sich davon selbst überzeugen, wenn Sie die Briefmappe von Nr. 21 nachlesen.

W. P. K. Da Sie unsre Meinung über Ihre Gedichte zu hören wünschen, so wollen wir Ihnen nicht verhehlen, daß wir sie herzlich dilettantisch und die „Reiterliebe“ unangenehm sentimental und süßlich finden.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Eingegangene Bücher und Schriften

(Besprechung einzelner Werke vorbehalten. Rücksendung findet nicht statt)

Lorenz, Max, Das Deutschland der Gegenwart. Berlin, Dr. Wedekind & Co.
Meyers kleines Konversations-Lexikon, 1. Bd. Heft 1. Preis 50 ₰. Leipzig, Verlag des Bibl. Instituts.
Müller, G. A., Märtyrer des Glücks. M. 2.—. Weinheim, Fr. Ackermanns Verlag.
Müller, Max, Leben und Religion. Stuttgart, Max Kielmann.
Raiquel, C. A., Strandlieder. Berlin, Friedrich Stahn.
Rolf, Richard, Heitere und ernste Erzählungen aus Offizierskreisen. Bd. 1/2 à M. 2.—. Dresden, E. Piersons Verlag.
Rutari, Londoner Skizzenbuch. M. 3.20. Leipzig, H. A. L. Degener.
v. S., Oberst, Kavallerie und Artillerie über Bord! München, Ebin & Wittmann.
von Schlicht, Oberleutnant Kramer. M. 4.—. Dresden, H. Minden.
Seelig, Josef, Die Grundlagen der National-Oekonomie. Wien, Robert Csën.
Stern, Ella, Sonnen-Heimweh. M. 2.50. Berlin, Verlag Continent.
Uhlenhuth, H., St. Hubert, der Schutzpatron der Jäger. M. 1.50. Neudamm, J. Neumann.
Vortragsstoffe für Volks- und Familienabende. Herausgegeben von Pf. Herm. Barth und Dr. K. Schirmer. 1. Reihe, Heft 1—10 à M. —.40. Leipzig, Fr. Engelmann.
v. Wrangell, Weshalb sind die Deutschen unbeliebt? M. —.50. Leipzig, Georg Wigand.
v. Winterfeld, Achim, Heinrich Heine. Sein Leben und seine Werke. M. 5.—. Dresden, E. Pierson's Verlag.
Wohlgemut, Konrad, Aufsteigende und absteigende Entwicklung im Sonnensystem. Arbon, Buchdruckerei Albert Schläpfer.

Aus Industrie und Gewerbe

Viele Menschen, in erster Linie wohl die Damen, die an Korpulenz leiden, haben gewiß den sehnlichen Wunsch, das überflüssige Fett ihres Körpers zu verlieren. Es ist Tatsache, daß manche eine vollständige Hungerkur durchmachen oder aber die so sehr beliebten abführenden Salze anwenden. Was aber erreichen sie damit? Für eine kurze Zeit zwar die gewünschte Magerkeit, dann aber um so schnelleren Wiederansatz des Fettes und — schwere Störungen des Herzens. Darum Vorsicht! Die Firma Hoock & Co., Hamburg, Knochenhauerstr. 98, versendet gegen 20 Pfennig in Marken: 6. Auflage der wissenschaftlichen Broschüre (Professor Encausse) über ein äußerliches, bequem anwendbares Verfahren, das von ärztlichen Autoritäten, Chemikern und einer deutschen Medizinalbehörde geprüft wurde, mit zahlreichen ärztlichen Anerkennungen, Dankschreiben und Gebrauchsanweisung.

Die rationelle Pflege der Haut ist das erste Gebot der Gesundheitslehre, da eine richtige und sachgemäße Hautpflege auf das Allgemeinbefinden des Menschen von großem Einfluß ist. Hierzu gehört naturgemäß in erster Linie eine geeignete Seife. Die Firma A. Thierack, Finsterwalde, bringt nun als Resultat jahrelanger und kostspieliger Versuche eine Spezialseife „Revidea" in den Handel, die allen berechtigten Forderungen an eine zur Haut- und Gesundheitspflege bestimmte Toiletteseife in weitestem Maße entspricht. Auch der Parfümierung ist die größte Sorgfalt gewidmet worden.

Skrofulöse Kinder sollen „Sirolin Roche" bekommen. Es ist das beste Kreosotpräparat, und die Kinder nehmen es gern. Es hat einen vortrefflichen Einfluß auf das Allgemeinbefinden. Die Nasensekretion versiegt, die geschwollenen Drüsen gehen zurück. Es hilft besser als Lebertran und Eisen und kann auch neben ihnen ohne Schaden durch lange Zeit gegeben werden.

Ein Konkurrent der Tropon-Gesellschaft zu Mülheim (Rhein) hatte in seinen Reklameschriften in bezug auf das Tropon behauptet, dasselbe werde teilweise aus Blut, Fischen und andern nicht einwandfreien Rohstoffen hergestellt. Auf erhobene Klage der Tropon-Gesellschaft wegen unlauteren Wettbewerbs wurde die betreffende Firma von dem Kölner Landgerichte rechtskräftig verurteilt, bei Meidung von Geldstrafen die Verbreitung der genannten Behauptungen in Zukunft zu unterlassen. Das Landgericht hält den Beweis für erbracht, daß die von der Beklagten bezüglich der Herstellung des Tropons aufgestellten Behauptungen geradezu unwahr sind. Durch einwandfreie Zeugen hält das Gericht vielmehr für erwiesen, daß das von der Klägerin in den Handel gebrachte Tropon nur aus getrockneten und gemahlenen Fleischfasern, die bei Gelegenheit der Fleischextraktfabrikation gewonnen werden, außerdem nur aus reinen Leguminosen hergestellt worden sei und auch noch hergestellt werde. Die Fleischfasern werden nur aus gesunden Rindern gewonnen.

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei
Rudolf Mosse
Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes,
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile M. 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



Nr. 49

96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Lebensfrühe

Die Geschichte eines Knaben

Von

Margarete von Oertzen

(Fortsetzung)

Nur mit dem Lernen haperte es bedenklich, und sehr bald stellte es sich heraus, daß Udo und der um ein Jahr jüngere Hans auf der Schule in derselben Klasse sitzen würden. Udo „repetierte“. Doch versprach er Hans seine Protektion. Er hatte dem frischen Landjungen gleich angemerkt, daß er gutmütig, anständig und gescheit war und — gefräßig. Wer gerne Backpflaumen und Johannisbrot ißt, von Apfelkuchen ganz zu schweigen, der ist immer leicht zu haben. Udo wußte das.

Er nahm Hans auch in seine eigne Wohnung mit und zeigte ihm seine Visitenkarten und seinen Foxterrier. Dagegen konnte Bré freilich nicht aufkommen! Fox roch zwar sehr stark nach Lysol, aber das war die Folge seines täglichen Bades.

Hans versuchte an demselben Abend noch sein Heil mit Bré und setzte ihn in seine Waschschüssel, die er vorher mit heißem Wasser angefüllt Bré nahm das sehr übel, lief, naß wie er war, in die Stube zu Großmama und war ganz stumme Klage.

„I, das war Hans, der infame Bengel,“ sagte Großmama und legte das Strickzeug zusammen.

Einkehr. Nach einem Gemälde von A. Graf von Courten

„Hans, mein Jung', nu sag mal an, was soll das heißen?"

„Baldenstein badet seinen Hund auch."

„Das ist ja wohl der mit den flatternden Hosenbeinen, mit dem du immer gehst?"

„Ja, Großmama," sagte Hans stramm und wurde rot.

Sein Vater blickte jetzt von seinem Buch auf und sah seinen Jungen prüfend an.

„Sie wohnen gegenüber in dem renovierten Hause? Baldenstein ist ein guter Name. Aber ansehen möcht' ich mir den Jungen doch. Bring ihn mir doch mal, hörst du?"

Hans in großer Verlegenheit stiefelte von dannen.

„Hast du's gemerkt?" fragte Großmama. „Er schmeißt die Beine schon wie das Majorskücken."

Eichner mußte lächeln — es war ihm beinahe so unbehaglich zumute, wie dem nassen Hunde Bré.

„Laß ihn man. Sie sind eben so — die Jungens!"

Am nächsten Tage — die Familie saß noch bei Tisch — trat das Dienstmädchen ein und meldete den „Baron Baldenstein".

„Wer?" Eichner warf die Serviette hin.

„Er hat gesagt, ich soll bloß sagen: Baron Baldenstein."

„Das ist doch sehr merkwürdig," flüsterte Eichner gedankenvoll. „Na — führen Sie ihn in den Salon — ich werde gleich —"

Damit verließ er die Eßstube.

Großmama schüttelte den Kopf.

„Du hast doch nichts pecciert, Junge?!"

„Ich?" Hans begegnete voll ihrem Blick. „Nö."

„Na, dann is gut."

Aber etwas nervös war sie doch, die gute Großmama.

Da erscholl ein heiteres Lachen, und Eichner riß die Tür auf. Hinter ihm ward Udo und nur Udo sichtbar.

„Ich hab' mich melden lassen, um dich zum Spazierenfahren abzuholen. Mein Papa fährt selbst den neuen Fuchs und hat gemeint, ob dein Papa es wohl erlaubt."

Jetzt bemerkte er die alte Dame, die in einer Art Radmantel — trotz der Sommerhitze — vor ihm saß, klappte die Hacken zusammen und verbeugte sich tadellos.

„Hm, Tag, mein Junge," sagte Großmama schnippisch. „Das bringst du ja famos fertig. Das hast du woll in der Tanzstunde gelernt?"

„Nein, Papa hat mich bei einem Unteroff'zier exerzieren lassen, als er noch im Dienst war."

„Charmant, das ist ja reizend. Na, so nimm dir Hans nur mit. Von Pferden versteht er auch etwas."

Hans, der in atemloser Spannung feuerrot beobachtet hatte, welchen Eindruck sein Freund auf Vater und Großmama hervorrufe, leuchtete auf.

„Ja," sprach er, „der Braune, den deine Mutter neulich fuhr, das war ein Blender — sehr schlecht im Trab —"

„Der Fuchs ist first rate," sagte Udo mit Kennermiene.

„Na, so schiebt ab."

Nach erneuter Verbeugung Udos „schoben" sie ab.

Auf der Treppe schon fragte Udo: „Was war das für ein Ding, das deine Großmama da um hatte?"

„Ein Pelz."

„Meine Mama besitzt einen kostbaren Blaufuchs. Du, der Pelz sah aber schäbig aus!"

Daß Hans dies nie vorher bemerkt! Nun freilich kam es ihm selber unbegreiflich vor, daß seine Großmama ein so schäbiges Ding tragen könne. Das war ihrer nicht würdig, und was sollte auch Udo davon denken?

Er schämte sich ein wenig ... Ueber den Marktplatz schlich langgestreckt eine gefleckte Katze. Ihre Augen funkelten ihn grünlich und tückisch an, als er an ihr vorüberspazierte.

Ein Blitz! Ein Gedanke!

„Was hast du? Das elende Katzenvieh! Die frißt uns alle Vögel auf ..."

Hans strahlte.

Nach einer Weile — sie erwarteten auf der Rampe den Papa Major mit dem Fuchs — sagte Hans wie aus tiefen Träumen heraus: „Du, Udo, du hast ja alles — hättest du nicht eine alte Flinte oder so was? Sie muß aber noch losgehen!"

„Wollen mal sehen," sagte Udo geschmeichelt und gnädig. „Wozu?"

„Dazu."

„Wird wohl da sein. Karl hat gewiß eine. Ich borg' sie dir."

Der Wagen fuhr vor, und der cholerisch aussehende Major machte auf dem Bock eine joviale Wendung nach links: „Eins, zwei, drei, 'rauf, Jungens!"

Die beiden sprangen auf den Rücksitz des leichten Jagdwagens, und das Gefährt flog wie ein Vogel von dannen. Die Sommerdüfte folgten ihnen auf dem ganzen Wege bis in den Forst, wo eine stille, kühle Luft sie empfing. Grüngoldene Lichter spielten auf dem Waldboden. In Hans wurden Erinnerungen wach. Er gedachte seines Siegfried. Udo hingegen plauderte unaufhörlich und nannte Hans die Namen der Spaziergänger, die ihnen allenthalben begegneten. Vor dem Forsthause, wo eine kleine Wirtschaft betrieben wurde, hielten sie eine Weile.

Der Major bestellte Milch und Kuchen.

Plötzlich riß Udo die Mütze vom Kopfe und errötete, indem er zugleich seinem Freund einen gelinden Rippenstoß verabfolgte.

„Du, das ist sie!"

„Wer?" Hans sah sich um.

„Na — sie! Bist du dumm! Hast du noch nie eine Flamme gehabt? Hier hat jeder auf dem Gymnasium eine Flamme, und dieser hier laufen alle nach, sogar die Primaner. Da, rechts, sieh sie dir mal an, die in dem roten Hut, die ist es."

Hans wagte einen scheuen Blick.

Er sah ein etwa sechzehnjähriges Mädchen in einem auffallenden, sehr eleganten Sacco, schlank und gerade. Pechschwarzes krauses Haar, aufgelöst und nur am linken Ohr mit einer brennend roten Schleife gehalten, fiel wild bis tief in ihre Stirn und verdeckte beinahe zur Hälfte das dunkle, feine Gesicht. Augen und Mund waren groß und lächelten fast verächtlich. Der Gesamteindruck reizend — und doch — in diesen Zügen, die kaum hübsch zu nennen waren, etwas Unedles. Hans empfand Unsagbares beim Anblick der extravaganten Erscheinung. Sie war so neu, so anders.

„Die hat Schick, was?" fragte Udo flüsternd. „Es ist die Tochter eines deutschen Kaufmanns, der in Peru ansässig ist. Ihre Mutter soll ganz was Tropisches sein. Nun haben die Eltern sie in die alte Heimat zu Verwandten geschickt, damit sie eine deutsche Erziehung genießen soll. Die hat schöne Dinge angestellt, kaum daß sie drei Tage hier war!"

„Was denn, was denn?" fragte Hans in höchster Spannung.

Udo schielte zum Papa Major hinüber, der Bekannte an einem Nebentisch getroffen hatte.

„Denk nur, sie konnte weder lesen noch schreiben und war doch schon so ein altes Mädel. Das erste, was sie tat, als sie in die Schule geschickt wurde, war, daß sie sämtliche neue Schulbücher in den Garten schleppte, aufschichtete und anzündete. Das gab einen Spektakel! Die Nachbarschaft schrie Feurio und alles rannte mit Wassereimern. Tags darauf schneite es gehörig, und Aimée — sie heißt nämlich Aimée —, die noch nie Schnee gesehen hatte, kroch zitternd vor Kälte in Mantel und Galoschen ins Bett, nachdem sie vom Spaziergang heimgekommen war. So ist die! Famos ist die, sag' ich dir!"

Hans lauschte mit offenem Munde.

Die kleine Dame indessen saß mit der lässigen Grazie der verwöhnten Mondaine und ließ sich bewundern. Als die beiden Knaben den eleganten Wagen bestiegen, belebte sich ihr Antlitz und zeigte ein gewisses Interesse. Sie ließ sich herab, Udos Gruß zu erwidern.

Auf der Rückfahrt wurde kein Wort gewechselt. Goldene Abendstimmung ruhte über der sommerlichen Landschaft. Das Lied der Grillen schläferte die von Sonne und Waldluft Müden ein.

Der Major setzte seinen kleinen Gast vor dessen Hause ab. Hans bedankte sich schon halb verträumt. „Is schon gut, mein Junge. Sag deinen Eltern, daß es mich immer freut, wenn du Udo besuchst." Er fand Wohlgefallen an dem frischen Knaben.

Großmama erwartete Hans mit einem stattlichen Teller belegter Butterbrote. Doch heute tat er ihnen keine Ehre an — er schlief während des Essens ein.

*

In letzter Zeit war Hans viel abwesend. Sein Vater beunruhigte sich nicht deshalb, denn der Knabe trug eine fröhliche und offene Miene zur Schau. Großmama aber schien die Sache nicht geheuer.

„Er hat ein Geheimnis," sagte sie, „und wenn Jungens ein Geheimnis haben, dann ist es immer ein Basiliskenei. Frag du ihn doch, mir gibt er keine Antwort, weil ich wahrscheinlich als Frauenzimmer nicht würdig bin, eingeweiht zu werden."

„Wollen noch ein bißchen warten," meinte der Vater, „Kinder sollen sich nicht stets belauert fühlen, sie sollen sich frei bewegen."

„Frei bewegen!" rief Großmama aus und ließ ihren Strickstrumpf sinken. „Hast du dich etwa frei bewegt mit zwölf Jahren? Ich bin darin für das Altmodische, wie in vielen andern Dingen, und du wirst erleben, daß der Bengel hinten und vorn ausschlägt bei deiner freien Bewegungsmethode. Na, meinethalben."

„Still! Hörst du nichts?" Herrn Eichners Wangen färbten sich mit dem flatternden, nervösen Rot, das bei sensitiven Menschen so leicht kommt und geht. Er hatte seines Sohnes Stimme vernommen, die eifrig eine andre, weibliche Stimme zu überschreien suchte.

Die Tür flog auf, und herein polterte der Junge, zerzaust und erhitzt, hinter ihm eine ältliche Dame, die ihn im wahrsten Sinne des Wortes am Kragen hatte.

Großmama schob die Brille bis an die Stirn und knickste nicht ohne Ironie.

„Was verschafft mir die Ehre? Wenn ich nicht irre — Fräulein Lindemann?"

„Verzeihung — ich bin ganz außer Atem — um ein Haar wäre er mir entwischt ... ich bin gerannt ..."

Eichner rollte einen Stuhl herbei.

Fräulein Lindemann wehrte dankend ab.

„Es ist wohl nicht zu Ihrer Kenntnis gelangt, daß seit etwa vierzehn Tagen ein Katzenmörder sein Wesen treibt? Die ganze Nachbarschaft befindet sich in Aufruhr. Mein Neffe hat einen Lieblingskater — Angora — schwarz und weiß —, dem fehlt nur die Sprache — na, und wie das Gerücht von dem Katzenmörder aufkam, da dachte ich bei mir: Warte nur, mein Lieber, du wirf mal 'n Auge auf unsern Murrjahn. Und legte mich auf die Lauer. Und richtig — vorhin, zwischen sechs und sieben — ich steckte in dem großen Haselbusch und hatte Murrjahn als Lockspeise auf den Rasen gesetzt —, da schlich sich etwas durch die geheime Mauerpforte am Küchengarten — ich sehe einen blitzenden Gewehrlauf —"

„Nein," schrie Hans, „es war man bloß die alte rostige Flinte von Udos Kutscher!"

„... einen blitzenden Gewehrlauf und springe aus dem Busch, den Täter zu fassen. Hier sehen Sie ihn, meine Verehrteste. So jung und schon so grausam. Was hat Murrjahn ihm getan?"

„Er frißt Vögel," sagte Hans eigensinnig.

Großmama war erblaßt. „Ist das wahr, Hans? Du hättest Katzen abgemurkst? Du, unser guter, weicher Junge, der einmal einen kranken Distelfinken zwei Stunden lang in der Hand hielt, um ihn zu erwärmen? Und das hast du heimlich betrieben, hinter unserm Rücken?"

Eichner stand plötzlich hinter seinem Sohne. Unter dem eisernen Druck seiner Hand beugte sich der geschmeidige Knabenkörper. Und als der Junge aufsah zu seinem Vater, durchzuckte ihn ein tiefer Schreck — Zorn und Schmerz waren



Letzte Heimkehr

Nach einem Gemälde von Adolf Hering

eingegraben in dem geliebten Gesicht, Furchen und Linien, die Hans nie vorher bemerkt hatte. Er wurde ganz, ganz still. Allmählich nur huben seine Glieder zu zittern an.

„Seien Sie ruhig, mein Fräulein,“ sprach Eichner, „mein Sohn wird bestraft werden. Es ist die erste Grausamkeit, die er begangen. Er war nie schlecht vorher. Und wird es auch nie mehr sein.“

Schlecht ...?!

Hans horchte hoch auf. Schlecht?!

Fräulein Lindemann fühlte sich etwas unbehaglich. Die Wendung, die ihre Sache genommen, beschämte sie beinahe. Stammelnd suchte sie für den Missetäter zu plädieren.

Aber Hans hörte und sah nicht. Er starrte vor sich hin und wiederholte nur immer in Gedanken: ‚Schlecht ...? Schlecht ...?‘

Die Klägerin entfernte sich, trostlos und entwaffnet. Großmama begleitete sie die Treppe hinunter bis zur Haustür.

„Hoffentlich hat Ihren Murrjahn inzwischen nicht der Schlag gerührt,“ sagte sie trocken. „Angewünscht hätte ich's ihm schon. Adieu.“

„Hätt' ich ahnen können,“ sprach Fräulein Lindemann weinerlich. „Bei andern Jungens setzt es eine Tracht Prügel, und es ist wieder gut. Aber Ihr Herr Sohn schien mir so erregt ...“

„Ja, er ist herzkrank, und der Bengel ist sein alles. Na, es hilft nicht. Adieu.“

„Ich werd' meinen Neffen auf ihn aufmerksam machen. Nämlich mein Neffe ist ein ungeheuer gewissenhafter Lehrer und Erzieher ... Niemand hat wie er das Talent, Schäden in der Kindesseele auszumerzen ... wie, Sie wissen nicht, daß mein Neffe Ihres Enkels Klassenlehrer sein wird? Das wußt' ich schon lange.“

„Ach —!“ sagte Großmama nur. Sie verlor allen Mut. Ihre gewohnte Herzensgüte drohte, sie im Stiche zu lassen. Sie hätte der alten Person das Genick herumdrehen mögen! Während sie in ihrer Seelennot auf jedem Treppenabsatz keuchend Halt machte, fand droben das Strafgericht statt. Gesprochen wurde dabei kein Wort.

Der Vater, aschfahl, trat an den Schrank und entnahm ihm eine Art schwanker geflochtener Gerte. Dann blieb er stehen und faßte seinen Jungen ins Auge. Der rührte sich nicht. Stramm, gerade, ohne eine Miene zu verziehen, blickte er seinem Vater in die Pupille, mitten in den dunkeln, funkelnden Stern. Weder Trotz noch Zorn entstellte seine Züge. Er wartete ruhig.

Langsam näherte der Vater sich ihm. Ein Streich fiel. Hans zuckte nicht.

Da ließ Ludwig Eichner die Gerte zu Boden gleiten und ging aus dem Zimmer.

Zehn Minuten später steckte Großmama den Kopf durch die Türspalte.

„Na, Junge?“

„Hier.“

Seltsam verändert klang die helle Stimme des Knaben. Ein heiserer Ton war darin.

So wagte Großmama vorsichtig eine kleine Attacke.

„Ist es vorüber, Junge?“

„Ja —“

„Wo ist Vater?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sag bloß — Junge, Junge! Was war in dich gefahren ...?“

Hans steckte zwei Finger zwischen Hals und Kragen und räusperte sich.

„Es war wegen des Mutterfells.“

„Was ...!?“

„Weil doch Udo sagte, es sei so schäbig ...“

Großmama riß die Augen auf.

„Und da wollte ich dich überraschen und so viele Katzen schießen, bis ich genug Pelze für ein neues Mutterfell hatte. Ich habe erst drei geschossen, eine gelbrote, eine graugestreifte, eine schwarzgefleckte. Katzen sind doch Raubtiere! Und ihr schlachtet doch auch Ochsen.“

„Das ist was andres, das ist zu einem nützlichen Zweck,“ sagte Großmama rasch.

„Ich schoß die Katzen auch zu einem nützlichen Zweck. Die Felle hab' ich alle selber abgezogen und zum Trocknen auf den Boden gehängt. Da hängen sie noch ...“

„Herrje,“ rief Großmama, „auf den Boden, wo wir unsre Wäsche trocknen? Komm mal schnell mit, mein Jung', das muß ich sehen, das scheint mir so 'ne Sache!“

„Ja, aber, Großmama, du mußt dir die Nase zuhalten —“

„So —?“ fragte Großmama gedehnt. Sie erstieg so eilig, als es ihre Fülle zuließ, die steile Bodentreppe. Schon am Eingang mußte sie nach Luft schnappen. Und richtig, da, an einem Nagel, gerade neben dem großen Kleiderspinde, wo sie ihre Staatsgewänder aufbewahrte, baumelten drei vertrocknete, jämmerlich verschrumpfte Katzenfelle, hart wie Stein und so dürr, daß sie klapperten.

Der Anblick hatte für Großmama etwas unglaublich Rührendes. Angesichts der elenden Tierhäute faßte sie ihren Jungen in die Arme und drückte ihn an sich.

„So, mein Jung',“ sagte sie nach einer Weile, „nu nimm mir das aber nicht übel — nu hol dir mal 'ne Feuerzange und kriege damit diese gewesenen Katzen zu greifen und wirf sie hübsch fix in die Müllgrube. Ja?“

Hans erwiderte nichts. Er packte die drei beim Schwanze und entfernte sich lautlos.

Großmama aber suchte ihren Sohn in seiner Bibliothek heim, wo er wie gebrochen saß, den Kopf in die Hand gestützt.

„Jedes Ding auf Erden hat seine komische Seite,“ sprach Großmama, „und diese Katzenaffäre hat eine sehr komische.“

„Mutter!“

„Glaub mir, mein alter Sohn: Bring keine Tragik in die Nebensächlichkeiten des täglichen Lebens — das kommt mir vor, als ob ich in einem weißen griechischen Sapphogewande einen Waschzettel schriebe oder eine Suppe kochte. Diese alte Lindemann samt ihrem Kater ist nicht wert, daß man eine Minute solch ein Gesicht in die Welt schnitzt wie du eben. Ja, ja, ich weiß schon, was du sagen willst: es ist nicht der Kater, es ist der Charakter unsers Jungen, der dir zu denken gibt. Na, so frag' ich dich denn — hast du noch nie Ochsenfleisch gegessen? Bist du Vegetarier?“

„Aber teuerste Mama ...“

„Auf Schlangenköpfe hat der Staat schon Prämien ausgesetzt, ebenso auf Ratten- und Mäuseschwänze. Ich sehe keinen Unterschied zwischen einem Schlangen- und einem Katzenkopf!“

„Ich sehe, daß der Junge dich unter hat,“ seufzte Ludwig Eichner. „Wie er mich vorhin anguckte ...“

„St, er kommt.“

Aber er kam nicht. Er verkroch sich mit Bré in die Rumpelkammer und gähnte ein paarmal recht faul und laut in die Luft. Dazu strampelte er mit einem Bein. Dann schnitt er einige furchtbare Fratzen und verfiel allgemach in Träumerei. Das war so seine Art, weltschmerzlich zu sein.

*

Acht Tage vor Schulbeginn besuchte der Major Baldenstein selbst Herrn Eichner, um Hans zu einem abendlichen Gartenfest einzuladen, das morgen stattfinden sollte. Die lauen, duftigen Septemberabende mit ihren rotverhängten Wipfelschatten, ihren feinen Strichnebeln und ihrem milden Hauch von leisem Vergehen hatten ihn gelockt, in seinem Garten ein Glas goldene Pfirsichbowle zu trinken. Ein paar Freunde mit ihren Damen, einige Kameraden Udos waren gebeten.

„Schicken Sie uns Ihren Jungen,“ sagte der Major, „er hat einen so guten Einfluß auf meinen Sohn. Der ist 'n bißchen voraus für seine Jahre, und ich habe gar keine Macht über ihn, weil ich immer gleich zuhaue. Ich hab' ein loses Handgelenk, wissen Sie!“

Herr Eichner mußte lächeln. Er betrachtete den Mann mit dem roten, über den Kragen quellenden Nacken.

„Ich hoffe, Hans beträgt sich ordentlich.“

„Kein Zweifel, kein Zweifel. Das steckt so drinnen. Eh — was ich sagen wollte — die alte Tante Lindemann soll ja wieder ihren Koller gehabt haben und Ihren Jungen wegen Katermord angeklagt haben? Sie haben sie doch hoffentlich 'rausgeschmissen?“

„Ich habe meinen Sohn bestraft.“

„Na, erlauben Sie mal! Hat sich Murrjahn schon in Ihren Erdbeerbeeten gewälzt? Hat er sich schon regennaß in Ihr Haus und Bett geschlichen, um sich zu trocknen? Hat er Ihre Amseln gefressen? Ist er schon auf Ihrer Türmatte auf und ab gerutscht wie ein wahnsinniger Affe, um sich von einem lästigen Insekt zu befreien? Nein? Dann warten Sie's ab. Dann werden Sie einsehen, daß kein Martertod zu grausam wäre für dies vierbeinige Ekel. Guten Morgen, auf Wiedersehen, Herr Nachbar!“

Eichner schüttelte sich vor Lachen. Ein urgemütlicher Kauz, der cholerische Major. Wie kam nur der zu diesem überfeinerten Zuckerpüppchen von Sohn?

Sehr vergnügt und stolz machte Hans an dem bestimmten Abend seinen Weg zu Baldensteins hinüber. Er trug seinen besten Anzug und strahlte von Frische. Seinen hellen Blondkopf hatte er unter die Pumpe gehalten und nur so gepustet und geprustet vor Wonne in dem kalten Wasser.

Nun empfing Udo ihn an der eisernen Gartentür. Die Alten saßen und standen schon in Gruppen umher, das wilde Weinlaub glühte wie eine lebendige Lohe um Gartenhaus und Veranda.

Die Glastür zum Salon war geöffnet. Die fahle Helle, die der Tag draußen noch zurückgelassen, schimmerte gleich grauen Perlen, matt und doch glänzend, rosig getönt. Kristallene Gläser klirrten leise auf den runden Tischen, an denen die Bowle getrunken werden sollte.

In einem Taxusboskett unweit der Veranda hatte man Stühle und einen Tisch für „die Jungens“ untergebracht.

Hans Eichners erstes Wort lautete: „Udo, du riechst nach Kaninchen — gräßlich!“

„Püt,“ erwiderte Udo mitleidig und führte seinen Aermel an die Nase. „Das ist Heliotrop — kann der noch nicht Kaninchen von Heliotrop unterscheiden! Jetzt das schickste Parfüm. Hast du überhaupt Mama schon begrüßt?“

„Nö.“

„Da steht sie gerade. Allons!“

Frau von Baldenstein, sehr zart und ganz in schwarzen Tüll mit Jet gehüllt, lächelte dem Freunde ihres Sohnes ermutigend entgegen. Sie teilte nicht völlig die Vorliebe ihres Mannes für diesen derben Knaben, der so eigentümlich fest in seinen Schuhen stand, aber sie schätzte das Solide an ihm. Er war auch zu komisch — mit seinem großen Appetit und seinen Anfällen von Träumerei. Halb Konditor, halb Poet, pflegte sie von ihm zu sagen.

Udo führte seinen Freund bei allen Damen herum. Hans war froh, als das Komplimentieren und Nicken ein Ende hatte. Der Abend war hereingebrochen, man zündete im Garten die Windlichter an. Und das war der Reiz der Stunde. Man sah sich und sah sich doch nicht, einer wurde dem andern zum Schatten, über den nur hin und wieder ein Streifen Licht huschte.

Die Fledermäuse, aufgescheucht durch das ungewohnte Treiben, strichen dicht über den Büschen dahin. Und dazwischen immer das Klingen der Gläser wie von kleinen, feinen Glocken, die an Silberdrähten geschwungen werden.

„Hans,“ sagte Udo, „was starrst du so blödsinnig mit offenem Munde in die Luft? Willst du noch Torte?“

„Danke, nein. Ich hab' den Mond entdeckt. Sieh nur — am Himmel schwimmt ein Elfchen, das bewegt die Arme, bis sie zerfließen. Da wird das Elfchen ganz lang und wird ein silberner Walfisch, der zieht ein Boot, auf dem sitzt der Mond. Ah ...!“

Leuchtend hob sich die Mondkugel über die düsteren Dächer. Die schimmerten weiß, wie nach einem leichten Schneefall.

Udo wurde ungeduldig und ließ Hans im Stich. Im Grunde mochte er ihn nicht. Aber wer weiß, wozu er gut war. (Fortsetzung folgt)



Bacchantenzug, antikes Relief im Neapler Museum

Die Tänzerin

Von

Professor Dr. Ed. Heyck

(Hierzu elf Abbildungen)

Nicht immer interessierte uns der Tanz in seinem Wert als ästhetische Darbietung, die auch den Nichtbeteiligten etwas gibt. Der Tanz war ein konventionelles Zubehör der Geselligkeit geworden, im weitesten Sinne alles dessen, was in ihr bezweckt und gesucht wird. Die Empfindungen der nicht Mittanzenden waren die der ins Skatzimmer verschwindenden Väter, der drückebergerischen Herren und vor allem die — der Ballmütter. Ueber den ganzen Betrieb ließe sich manches häßlich



Tanzende Bacchantin. Pompejanische Wandmalerei

Klingende, aber nicht häßlich Gedachte, vielmehr aus einer feineren Achtung Entspringende sagen, und das Bild im Ballsaal — um uns auf den Anblick zu beschränken — war zu einer trostlosen Monotonie herabgesunken, worin die verschiedenen Rundtänze sich bloß durch den Taktschritt des ewigen Herumkreiselns von je zwei umgefaßten Menschen unterschieden. Dieses Bild ist neuerdings schöner, ästhetischer geworden. Aber es ist höchst bezeichnend, daß der Tanz der guten Gesellschaft, um wieder melodische Verschlingungen und Lösungen, anmutig-augenschöne Variationen zu zeigen, seine Anleihen erst bei den Bauern hat machen müssen, bei deutschen und bei fremden Volkstänzen.

Wer hat einmal ein schönes Landmädchen ganz allein tanzen sehen? Etwa im leeren Saal der Sommerfrische, wenn ein nickelspendender Gast das kaum noch irgendwo fehlende Orchestrion in rhythmischen Spektakel versetzt hat? Wie ein solches Naturkind, erst noch zag und scheu, bald alles vergessend, Zuschauer und Wirtin und Obliegenheit, restlos sich zu lösen vermag in weibliche Melodienempfänglichkeit und körperliche Lyrik; wie sie dahinschwebt gleich als dahingeweht vor den weichen oder heftigen Takten der klingenden Musik, die Arme in unbewußter Sehnsucht gebreitet, so daß es zart und schön bleibt, ganz leise diese Arme wiegend mit dem schmeidigen Körper zugleich in seiner blühenden, stillen, pulsenden Jugend; bald kaum merkbar rückt sie gleitend vor, bald beflügelt in weiten schleifenden Schritten und sich melodisch drehend, doch so, daß auch in der anschwellenden Bewegung eine eigenartige weiche Stabilität und ein Ausdruck von Verharren erhalten bleibt, der Gestalt und Züge und Blick mit flutender rhythmischer Hingabe geheimnisvoll nur überspielt.

Das ist Tanz. Ist es für die, welche ihn tanzt, und für das feiner aufmerkende Auge, dem ein Zufall das Zuschauen gibt. Ich sage gewiß nicht: so sollte man im Ballsaal tanzen. Der Ballsaal inmitten unsrer guten und empfindlichen Umgangsformen ist überhaupt ein gesellschaftliches, nicht so kurzfertig zu behandelndes Problem. Ich rede vom Tanz schlechthin und von den Erscheinungen, wo er ganzer Impuls und reiner Selbstzweck ist.



Altgriechisches Relief einer Tänzerin

Tanz ist: Affekt. Er ist der Ausdruck ekstatischer Wahrheiten, von denen das Empfinden sich gar nicht die letzte Rechenschaft gibt, oder denen, wenn es dieses tut, der Ausdruck durch die Sprache als plump oder blaß und unzulänglich versagt. Aber nicht nur eine Unwahrheit ist es, sondern auch ein Unrecht gegen die jungen Ohren, die es wohl oder übel nicht wieder vergessen möchten, wenn man neuerdings so oft theoretisieren hört, der Tanz sei Erotik. Er ist die letzte, sinnfälligste Sprache jeglicher Affekte. Des Schmerzes und der Trauer so gut wie des Jubels, der Begeisterung und der kinderhell vergnügten Lust, der Gemeinsamkeit von Freude oder Triumph wie der religiösen Erregung, der Hingerissenheit durch Musik und nicht minder freilich jener hinverlangenden und hinsichgebenden Ahnung oder Glut, die von Geschlecht zu Geschlecht als die sieghafte Wechselwirkung der Liebe geht.

Es ist bezeichnend für unsre um Gewinnung bewußt ästhetischer Kultur sich mühende Zeit, mit welcher Lebhaftigkeit sie auch das Gebiet des Tanzes wieder in ihr Augenmerk und ihre Absicht einbezogen hat. Eine Fülle von rasch aufeinander gefolgten Werken behandelt, als völliges literarisches Novum, bald die Universalgeschichte, bald die Psychologie des Tanzes. Plastik und Malerei haben das stoffliche Thema des Tanzes, das die Jahrzehnte einer vorwiegenden Gedankenkunst vernachlässigt hatten, vielgestaltig wieder aufgenommen. Gebildete oder gewerbsmäßige Truppen bringen die schwedischen Volkstänze, den ungarischen Tschardasch, den oberbayrischen Schuhplattler und unvermeidlich sogar den Negertanz des Cake-Walk auf unsre Bühnen. Der mit Tapferkeit und mit vieler publikumskundigen Klugheit davongetragene Sieg einer kurzfertigen Amerikanerin stellt uns Tänze vor Augen, die neben etwas clair-obskuren Bezügen zu aller berühmten Musik eine augenfällige Wiederanknüpfung an den altgriechischen Schönheitskultus suchen. Und diese Erfolge der Miß Duncan haben mit der Fixigkeit, die unser ganzes Erwerbsleben kennzeichnet, die Suche nach noch zugkräftigeren Tricks schon wieder in Sensationen abschweifen lassen, die als Suggestion und Schlafhypnose zwar sehr modern sind, aber mit einer nach reiner Schönheit trachtenden Tanzkunst insofern nichts mehr zu tun haben, als sie eben vorgeben, nichts gebildet Erworbenes, nichts Gekonntes, somit nicht eigentliche Kunst, sondern eine Merkwürdigkeit, ein Phänomen für sich, das sich allenfalls mit dem Faktum berührt, zu sein.

Naiv ist das alles nicht, so nicht und so auch nicht. Aber wo haben wir heute die frische, stark unmittelbare, schöpferische Naivität noch? Das Wort „naiv" hat heute die Bedeutung „minder gebildet" bekommen, man lächelt, während man „naiv" sagt, oder verzieht spöttisch den Mund. Zögerte ich doch vorhin, ob ich das Beispiel jenes jungen Landmädchens nicht lieber aus gesellschaftlichen Gründen weglassen sollte, während man sich über Einzelheiten Isadoras in einer guten Gesellschaft unterhält, von welcher der mit kritischer Feinfühligkeit begabte Mensch das deutlichste Gefühl hat, daß sie die beträchtlichen Eintrittsgelder, welche die Amerikanerin erhebt, nicht in erster Linie für die Hoffnung eines rein künstlerischen Genießens bezahlt. Bei uns ist alles zur Modesache geworden, und eine solche ist auch gutenteils der vorhin erwähnte Kultureifer, jedenfalls kann innerhalb seiner das einzelne sich nur und allein in der Gunst der Mode noch die weitere Aufmerksamkeit erobern. Das gilt auch von dem Gebiet des Tanzes. Die Verfeinerungen seiner Ausübung, die zweifellos gewonnen sind, sind keine Hervorbringungen eines innerlichen starken künstlerischen Impulses, der ein Stück unsers volkseignen naiven Kulturlebens wäre, sondern sie sind eine Errungenschaft unsrer kalten, modemäßigen Kultureklektik, unsrer ausdehnungslustigen und neugierigen Feuilletonbildung. Wir bringen nicht selbständig aus uns die Kultur des Tanzes um einen Schritt weiter voran, sondern wir holen die Objekte, Vorbilder und Anregungen für das lebhafter gewordene Interesse aus jeglichen Nähen und Fernen von außen zu uns herein. Und dieses



B. Thorwaldsen Tänzerin

Herzuholen der Tanzformen geschieht im bunten Durcheinander solcher, die wir ruhig dem schwülen, das Weib so unsagbar erniedrigenden Orient oder dem Negertum überlassen sollten, und wiederum solcher, denen man nicht absprechen kann, innerhalb einer alles nachahmenden und nachkünstelnden Zeit dem Aesthetischen und der Läuterung wenigstens zuzustreben.

In diesem Sinne spielt heute wieder etwas seine Rolle, wovon man jahrzehntelang gar nichts mehr gewußt hat, außer etwa in den Bücherstuben der philologischen Gelehrten, nämlich die Tänzerin. Natürlich ist damit nicht die durchschnittliche oder höhere Ballettratte gemeint, für die es ja an Interesse niemals gefehlt hat. Sondern diejenige Tänzerin, die sich, wenn auch ihre Produktion mit der Sekunde vergeht, in den Kreis der hervorbringenden Künste zu stellen sucht.

Nach obigen Vorbemerkungen mag es nicht fernliegend und unaktuell sein, ein wenig aus der Kulturgeschichte dieser Erscheinung zu erzählen. Den männlichen Tänzer lasse ich beiseite aus Gründen der thematischen Beschränkung, obwohl er gar nicht so fernab liegt. Nach unserm mit ganzer Absicht betonten Satz, daß es verfehlt sei, den Tanz allein in das Gebiet der Erotik hineinzwängen zu wollen, müssen wir voraussetzen, auch den Tänzer finden zu können. Nämlich in der Betätigung des Ausdrucks derjenigen Affekte, die mit dem Weiblichen nichts zu tun haben. Das ist denn auch der Fall, und der Satz wird durch diese Probe wirklich bestätigt. Männlicher Tanz und Tanzschritt haben im religiösen und priesterlichen Leben der durchaus schon kultivierten älteren Römer ihre wichtige Rolle gespielt, nicht anders als wie sie es in der Religion von Völkern uns fremderer und geographisch entlegenerer Kultur tun und wie David vor der Bundeslade tanzte, so heilig verzückt „mit aller Macht“, daß Michal, die spöttische Tochter Sauls, allerlei Ironisches über ihn dachte. Oder es braucht nur darauf hingewiesen zu werden, welche Typisierungen und gewissermaßen berufliche Spezialitäten bei den verschiedensten Naturvölkern und Halbkulturvölkern der alten und neuen Welt der männliche Kriegstanz, der Skalptanz, der Waffentanz, Schwerttanz, der Sühne- und Zaubertanz, der Totentanz, der Duk-Duk-Tanz des Bismarck-Archipels, diese eigenartige Personifikation geheimnisvoller Autorität und Justizausübung, und viele ähnliche oder verwandte Impulse des Tanzes hervorgebracht haben.

Schon die Aegypter kannten jene vorführenden Leistungen von Tänzern und Tänzerinnen, die sich mit dem Gauklertum und Akrobatentum vermengen. Sie sind die unverwüstlichsten, weil leichtverständlichsten Unterhaltungen, wenn nicht für die Gebildeteren, so doch für Vornehm und Gering zu allen Zeiten. Sie haben sich in dieser Vermengung durch das ganze Altertum fortgesetzt und sind eines von den wenigen Dingen, welche die Völkerwanderung überdauert haben, die also mit dem ungefähr gleichen Personal und Zubehör aus dem Altertum ins Mittelalter hinübergegangen sind. In der neueren und neuesten Form haben sie sich namentlich auf den großstädtischen Schaubühnen und Variétés eingerichtet, aber sie ziehen wie im römischen Altertum und im Mittelalter auch immer noch auf den Jahrmärkten und mit dem Wanderkarren umher. Die althistorische Tänzerinerscheinung betätigt sich bei den Darbietungen dieser Wandertruppen schließlich noch in der Weise, daß die Seiltänzerin oder die ihre abgerichteten Hunde, Mäuse oder Papageien vorführende „Dame“ in dem nicht so notwendig logisch motivierten als eben altherkömmlichen gliederbefreienden Gewande erscheint: demselben, das über die mittelalterlichen Schwerttänzerinnen und Spielmannsweiber und über die Römer und Griechen bis zu den lendenumschürzten Tänzerinnen der Aegypter zurückleitet.

Die Erhebung aus dem Gauklertum in das Künstlerische, wovon hier hauptsächlich gesprochen werden soll, tritt uns, nach dem alten Aegypten und Orient, zuerst in Hellas nachweisbar entgegen und wird uns durch anziehende Kunstwerke illustriert. Nicht so, daß aller Tanz der Griechen nach ästhetischer Veredlung strebte. Das gesamte hellenische Leben ist voller Tanz und Musik. Kaum etwas kennzeichnet den Unterschied zwischen den impulsiven, heiteren Griechen und den nüchternen, geschäftsmäßigen Römern so deutlich, als wenn Cicero, dieser echte Typus des advokatischen, musterhaft bureaukratischen Römertums, gelegentlich die Bemerkung macht: es tanze doch eigentlich niemand als der Trunkene. Dem Griechen ist der Tanz mit erhöhtem Lebensgefühl so gut wie identisch. Alles tanzt irgendwie und irgendwann. Der weise Pythagoras und der ernste Sokrates tanzen mutterseelenallein nach Leibeskräften herum, um sich der Glieder zu freuen und um diese elastisch zu erhalten. So gehört der Tanz als Selbstverständlichkeit zu den Kundgebungen der öffentlichen Freude, der junge Sophokles tanzte mit bei der Siegesfeier der Seeschlacht von Salamis, und ebenso nimmt der Tanz seine breite Stellung in allem übrigen hellenischen Leben ein. Vor allem gehört er zu denjenigen Festen, in denen man die Vorgänge der umgebenden Natur zu mythologischen Kulten erhoben hatte. Und zu bacchischer, mänadischer Ekstase wird er in den Festen des Herbstes bis in den Winter hinein mit ihrer eigentümlichen Stimmung des aufschwellenden Gefühls im Abschied vom Sommer, der nahenden Vorfreude künftiger Lenze und Sommer, und in der dionysischen Steigerung durch die Winzerfreuden und den jungen Wein. In diesen griechischen Dionysien vollzieht sich die Stilisierung einer ursprünglich naiven Burleske, worin nun einerseits die üppigsten Ausgelassenheiten religiös geweiht werden und andererseits man wieder Mysterien abzugrenzen beginnt. Aus Schilderungen, Komödien und Kunstwerken genug kennen wir das lebendige Bild dieser bacchischen Luft: die Kleider tun sich auf und flattern frei hinweg von den von Wein und Festrausch tollend umgetriebenen Körpern, oder sie werden gänzlich ersetzt durch Rehkalbfelle und Pantherfelle, in Erinnerung an den pantherbegleiteten Gott, man bekränzt sich mit Weinlaub, tanzt und tollt mit Musikinstrumenten, mit weingefüllten Ziegenschläuchen oder in sich steigernder Raserei auch mit scharfen Waffen umher. Vollends werden die Dinge zur orgiastischen Wildheit, wo die Frauen unter sich, um sich ihren schwärmerisch-üppigen Kulten des jugendlichen Gottes zu ergeben, auf die Berge fahren — nicht völlig unverwandt jenen deutschgeschichtlichen Vorstellungen und tatsächlichen Veranstaltungen, die am kürzesten durch Hexenritt und Walpurgisnacht bezeichnet werden, wo dann freilich als der mysterienhafte Liebste anstatt des weinbekränzten schlanken jungen Gottes das nordische Phantom auftritt, der Herr Junker Satan mit dem faunischen Bocksfuß oder dem Pferdefuß.

Bei diesen dionysischen und mänadischen Kulten fehlt nun freilich noch die Absicht der Schaustellung, das Vergnügen liegt in der Beteiligung und erschöpft sich in ihr. Die ästhetisierende Absicht knüpft nicht so sehr an jene und andre Feste an als an das immerwährende Vorhandensein des tänzerischen Gauklertums. Daher auch die ursprüngliche und frühe Verbindung zwischen dem Kunsttanz und der Musik. Schon Homer kennt den mimischen Kunsttanz, und er steht ihm hoch genug, um ihn — wie eben alle griechische Mythologie Vergöttlichung des Natürlichen und des Menschlichen ist — durch die Grazien und durch Aphrodite selber ausüben zu lassen. Was er preist, ist dann nicht nur die Vollendung in der rhythmischen Bewegung, sondern auch schon die Eigenschönheit der olympischen Tänzerinnen, die Anmut und Harmonie der Körper, welche die Träger der darstellenden Mimik sind. Früh auch erscheint unter den olympischen Musen, den Personifikationen der edeln und schönen Künste, die Muse der Tanzkunst, Terpsichore.

Beides Genannte, Wirkung durch mimische Kunst und Wirkung durch plastische Schönheit, bleibt die Anforderung an die Tänzerinnen der griechisch-historischen Zeit. In dem, was davon in der Literatur erzählt wird, tritt es uns entgegen, aber auch dadurch, wie der Tanz in skulpturalen Darstellungen wiedergegeben erscheint, sowie namentlich in den Malereien auf den Vasen, diesem weitschichtigen



J. L. Gerôme — Reifentänzerin



Adolf Brütt — Schwerttänzerin

Bronzeabguß im Verlage der Bildgießerei A.-G. vorm. H. Gladenbeck & Sohn in Berlin-Friedrichshagen



J. L. Gerôme — Tänzerin



Otto Hierl-Deronco Spanische Tänzerin

Quellenschatz der griechischen Kultur und Phantasie, der die fehlenden Wand- und Tafelgemälde freilich nur zum begrenzten Teil für uns ersetzen kann. Leider ergeben diese Darstellungen niemals eine ganze Serie, die ermöglichen würde, einen Einzeltanz in seiner Durchführung zu verfolgen. Sie geben aus der Reihe der unzähligen sich wandelnden Momente, die nur der Kinematograph hätte festhalten können, immer den einzelnen Augenblick. Allerdings einen solchen, der durch die sichere und feine Wahl des Künstlers die Frage nach den Momenten vorher und nachher vergessen macht. Der Zweck der Kunst wird vollkommen erreicht, wenn auch nicht der einer nüchtern wißbegierigen Archäologie.



C. M. Schwerdtner Wiener Walzer

Die Einzeltänzerinnen des realen Lebens der Griechen waren Berufstänzerinnen, die man um Entgelt zu den Gastmählern und ähnlichen Zusammenkünften bestellte, um ihnen zuzusehen. Hier gibt es natürlich die ganze Skala von dem durchschnittlichen Tanzmädchen bis zur berühmten, hohe Ansprüche erfüllenden und sie in jeder Beziehung stellenden Künstlerin. So braucht Plutarch von der Tänzerin Aristonike die Hyperbel, daß sie königliche Diademe mit den Füßen beiseite stieß. Mit dem Range, den man einzelnen Tänzerinnen einräumte, berührt es sich, daß auch einzelne Trägerinnen allbekannter Namen, die aus dem Tanz kein Gewerbe machten, aber die auch nicht dem Kreise der bürgerlichen Ehefrauen angehörten, weder nach dem Stande noch nach ihrer, die letzteren weit überragenden freien Bildung, daß solche berühmten „Hetären" gelegentlich vor den Gästen ihrer Gönner und Freunde aus Gefälligkeit in der feinbeherrschten Kunst des Tanzes auftraten.

Das Hauptthema für diesen war und blieb nun immer die mimisch-tänzerische Darstellung eines lyrischen Vorganges, einer mythologischen Liebesfabel oder mythologischen Verwandlung. Sofern es sich hier um die Verkörperung der Liebe handelte, liegt eine universellere Beziehung auf der Hand zu den ähnlichen, nur eben viel drastischeren und nicht durch ein mythologisches Libretto veredelten Produktionen der orientalischen Tänzerinnen. Eine zweite, einfachere Form des griechischen Einzeltanzes war die, daß man sich schlechtweg an dessen Rhythmen erfreuen und sich von ihnen musikalisch in Stimmung setzen lassen wollte. Dabei konnte in den Händen der Tänzerin die Handpauke mit den Schellen, das Tamburin mit seinem Rauschen und Klingen die Gesangbegleitung und Führung des Tanzes verstärkend akzentuieren; in andern Fällen kamen mit der Tänzerin besondere musizierende Begleiterinnen, deren Hauptinstrument die weiche kleinasiatische Flöte war. Aber schlimm ist es, wenn neuere Künstler dies vermengen. Es ist unmöglich, daß die Tänzerin selber bei ihren bald verhaltenen, bald schwärmerischen und leidenschaftlichen Tanzbewegungen jene lydische Doppelflöte gegen die Zähne gestellt hatte, ganz abgesehen davon, daß sie damit die für den Ausdruck ihrer Bewegungen und die darstellerische Mitbenutzung des Gewandes so wichtigen Hände gebunden hätte. Bekanntlich wurde vor einigen Jahren die tanzende antike Mänade des Berliner Museums zur „Ergänzung" ausgeschrieben, dieses reizende Dingelchen, das der Künstler mitten in der elastischen Tanzbewegung über den feinen Knöcheln zeigt, so daß ein Aufschnellen durch die ganze jugendliche Figur geht und der junge Busen mit feiner Sichtbarkeit nach oben federt. Da war es nun ein höchst unglücklicher Gedanke, diese schwingende Gestalt in der Weise zu restaurieren, daß ihr zwei mächtige, überlange, weit auseinander klaffende vergipste Flöten in den Mund gesteckt wurden. Gar nicht zu reden davon, was heutzutage ja niemand mehr verwundert, wie schreckensvoll unkünstlerisch hierdurch der kompositionelle Umriß der Figur verdorben wurde.

Die dritte griechische Form war endlich, daß die Zuschauer des weiblichen Einzeltanzes ihre ästhetische Unterhaltung weder so sehr in der vollendeten pantomimischen Darstellung eines erzählenden Vorgangs noch in dem rhythmischen Zusammenklang von Bewegung und Musik suchten. Sondern durch einen reiferen, verselbständigten künstlerischen Genuß des Auges. Diese Absicht, aus Gestalt und Tanz in erster Linie ein lebend gewordenes plastisches Kunstwerk zu machen, konnte nun wieder auf zweierlei Weise verfolgt werden. Entweder durch die vollkommen sich offenbarende Schönheit des Körpers in seiner Form und freigegebenen Bewegung, wobei sich die Verhüllung auf ein Minimum beschränkte. Hiermit war, richtig verstanden, die edelste Gattung dieser Vorführungen erreicht, diejenige, welche die Einbildungskraft gänzlich ausschaltete. Oder umgekehrt wurde das Augenschöne gesucht durch ein weites, stoffreiches, die ganze Figur umreichendes Gewand, das inmitten der Tanzbewegung durch den Schwung und die organische Fältelung seiner weichen Massen, durch das bauschende Umflattern des Körpers und wieder durch flächiges Anschmiegen an die darunter befindliche Form zum Träger der Effekte und zur Freude eines feinkundig entwickelten, wieder in andrer Weise wahrhaft künstlerischen Schönheitssinnes wurde. Für beide Gattungen liegen uns in altgriechischen Reliefs und auch in Tanagrafigürchen schöne und aufschlußreiche Quellen vor. Zu ihnen gesellen sich aus freilich viel jüngerer Zeit und von süditalienischem Boden, wo das Römerwesen ganz auf älterem Kolonialgriechentum fußte, nämlich aus Pompeji, die zwar teilweise sehr durch die Zeit verdorbenen Wandmalereien hinzu, worin schleierumwobene und aus diesen Schleiern sich wechselvoll lösende Tänzerinnen dargestellt sind. Es braucht wohl kaum besonders betont zu werden, daß die oben mehr zur Veranschaulichung gegebenen Unterscheidungen nicht als pedantische Abgrenzungen



Phot. Georg Gerlach & Co., Berlin

Die Tänzerin Saharet

aufzufassen sind, und daß es in der Fülle der Praxis die ganze Skala der Uebergänge und Variationen gab.

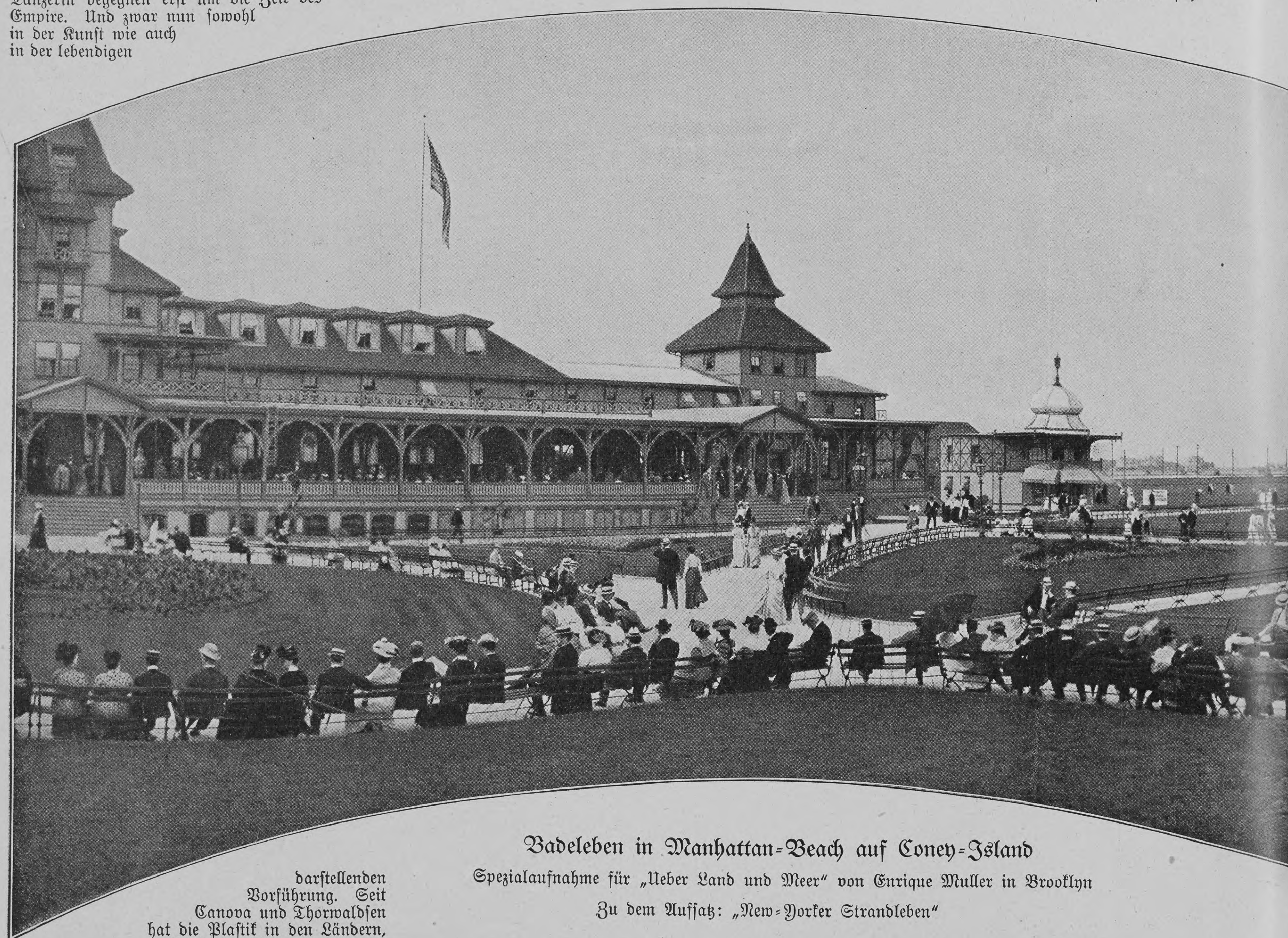
Vom Mittelalter und den nachfolgenden Jahrhunderten wäre dann zu erzählen, wollten wir das Thema auf die Spielleute und die bei ihnen befindlichen fahrenden Weiber ausdehnen: auf ihre sogenannten Schwerttänze, die aber kein Tanz, sondern aus der Antike übernommene, durch die entwickelte koboldschießende Geschmeidigkeit an-



F. A. von Kaulbach Isadora Duncan

reizende gefährliche Akrobatenstücke waren, und auf ihre sonstigen Produktionen, wodurch sie unmittelbar hinüberleiten zu den modernen Seiltänzerinnen, Trapezkünstlerinnen und Kraftspezialitäten. Wenn uns gelegentlich in der Renaissance Darstellungen von Einzeltänzerinnen mit antikisierendem Gewande und mit dem Tamburin begegnen, so entspringt das doch keiner in der damaligen Wirklichkeit lebendigen Kunstform des Tanzes. Es rührt lediglich her aus stofflicher Einwirkung der antiken Kunstwerke, unbeschadet der Tatsache, daß sich bei den Tänzen des Landvolkes im südlicheren Italien das Tamburin immer erhalten hat. Ebensowenig gehört hierher, auf die Entwicklung einzugehen, die durch die neuere Opernbühne das Ballett gefunden hat.

Absichtsvollere Wiederanknüpfungen an die antike Tänzerin begegnen erst um die Zeit des Empire. Und zwar nun sowohl in der Kunst wie auch in der lebendigen darstellenden Vorführung. Seit Canova und Thorwaldsen hat die Plastik in den Ländern, wo sie sich forterhielt oder wo sie neu erblühte — was ja bei uns in Deutschland, abgesehen vom Hochmonumentalen, erst neuerdings der Fall ist —, das dem Bildhauer stofflich so naheliegende Thema der bewegten oder innehaltenden Tänzerin häufig behandelt. Wir werden diese neueren Künstler für die etwas banale Allgemeinheit, womit sie dabei das antike Gewand behandelt haben, nicht erst speziell tadeln wollen, sowenig wie wir zu rechten brauchen, wenn noch moderne Plastiker ihre Tänzerinnen in Situationen vorführen, die es eigentlich nie gegeben hat oder deren inhaltliches Motiv man sich erst zurechtlegen muß. Die Erfindung des Künstlers hat das Recht der Freiheit, und Verdienst oder Tadel des Kunstwerkes begründen sich immer in Eigenschaften, die weder archäologische noch überhaupt gedankliche sind.



Badeleben in Manhattan-Beach auf Coney-Island

Spezialaufnahme für „Ueber Land und Meer" von Enrique Muller in Brooklyn

Zu dem Aufsatz: „New-Yorker Strandleben"

Eine unmittelbare Wiederbelebung der Antike in ihren Tänzen war in dem „Costume grec", dem schönen Kostüm des Empire, recht nahegelegt. Um so näher, als das vor nicht langer Zeit ausgegrabene Pompeji, das jene schwebenden Wandfiguren antiker Tänzerinnen aufzuweisen hatte, ohnedies die eigentliche Quelle für den antikisierenden Geschmack und Vorstellungskreis des Empire gewesen ist. Aber der tatsächliche Vergnügungsrausch nach der Beendigung der revolutionären Terreur, des Schreckensregimentes, hat zunächst nicht das künstlerische, sondern um so mehr nur das gesellige Tanzen begünstigt und letzteres gewissermaßen zum Lebensinhalt dieser eigentümlichen Zeit des Thermidor und des Directoire gemacht. Man tanzte um so leidenschaftlicher und unermüdlicher, als die allermeisten Damen dieser neuen, aus den unteren Schichten heraufgewachsenen Kreise das landläufige Tanzen aus dem Grunde verstanden, aber sich in dem meisten übrigen Zubehör einer „führenden" Gesellschaft doch einigermaßen unsicher fühlten; man deckte alle andre und feinere Unterhaltung geradeswegs zu mit der wogenden Tanzlust und mit der Erregung an den überall in die Salons gerückten Spieltischen.

Aus solchen Gründen kommt es bei den Franzosen, so augensinnlich diese Zeit war und so viel sie sich an Deklamationen, Theatern, „heroischen" antikisierenden Dramen und andern Schaustellungen vergnügte, zu Versuchen in der Richtung eines an die Antike angelehnten Kunsttanzes nicht. Vollends als die alte Gesellschaft und der altmonarchisch-aristokratische Staatscharakter wieder allgemeinen Boden gewannen, da bricht wohl die Zeit der modernen Tänzerinnen an mit ihren selten fehlenden persönlichen „vornehmen" Beziehungen und Heiraten, die Zeit der Taglioni, Fanny Elßler, Lola Montez und wie sie heißen, bis zu der Cléo de Merode in unsern Tagen, aber doch so, daß deren Kunst durchaus im höfischen Ballett und in dessen spezifischer Ausbildung durch die neueren Jahrhunderte wurzeln bleibt, also auch auf diesem Gebiet vielmehr eine Wiederherstellung des ancien régime bedeutet.

Dagegen zog die Folgerung, die durch den antik ästhetisierenden Sinn der Empirekultur handgreiflich gemacht worden war, eine Engländerin. Das ist die schöne Lady Hamilton, das ursprüngliche Kindermädchen Amy Lyon (geboren 1761, vermählt 1791). Ganz original ist die Stammutter, wenn man dieses Wort in solchem Zusammenhang sagen kann, der heutzutage in Fluß gekommenen — zwar leider auch schon wieder panoptikumhaft erniedrigten — Bestrebungen, die weibliche Schönheit nach dem Sinn der Antike in künstlerischen Attitüden mit objektiven und erzogenen ästhetischen Augen sehen zu lehren. Sie, die Geliebte vieler Vorgänger und Geliebte, weiterhin Gemahlin des Gesandten Lord Hamilton, hat zur Zeit des Directoire und werdenden Empire aus Gedanken und Anregungen, die ihr in den Museen Italiens gekommen waren, zuerst antike Statuen plastisch dargestellt. Unterschiede gegen die Praxis der Antike bleiben allerdings in sehr deutlicher Weise. Sie liegen erstlich darin, daß die antike Tänzerin eine unmittelbare Phantasie oder Schönheit verkörperte und sich nicht an die Schöpfungen einer statuarischen, untauglichen Schwesterkunst band; anderseits darin, daß die neuere plastische Darstellerin, worin etwas Würdigeres enthalten ist, auf der Schaubühne vor prinzipiell unbekanntem Publikum auftrat und nicht mehr von privaten Veranstaltern bestellt wurde. Ihre hauptsächliche Nachfolgerin hat die Lady Hamilton in der Deutschen Henriette Hendel-Schütz (1772 bis 1849) gefunden, einer Frau von ebenso klassischer Erscheinung wie feiner Beobachtung und entsprechender, durch ihren Mann, den Professor R. J. Schütz, geleiteter Bildung, deren künstlerischer Ernst schon von der vollendet schönen klassizierenden Angelsächsin Miß Anderson in unsern älteren Tagen nicht mehr ganz erreicht wurde und vollends in den pantomimischen Darbietungen auf dem Pariser Weltjahrmarkt und durch deren internationale Nachahmungen wieder in die Gefahr der Auslieferung an die Verpöbelung geriet.

Bei der Hamilton und Hendel-Schütz erhaschen wir die Linie, die zu der Miß Isadora Duncan führt. Diese hat nun mit der antikisierenden Attitüde auf der Schaubühne den darstellenden Tanz verbunden. Noch nicht so, daß die kombinierte Gesamtheit dessen, was sie als plastisch-musikalische

Symbolik durch ihre Kunst zu erfüllen als Programm ausgibt, ganz überzeugend wäre, und daß uns nicht wieder einmal das Sprichwort einfiele, daß weniger so häufig mehr zu sein vermag. Das Merkmal aller echten und ganzen Kunst ist es, unmittelbar und ohne Kommentar einleuchtend zu sein. Aber ohne Zweifel liegen in dem Auftreten der Duncan Verdienste, solche, von denen zu hoffen ist, daß sie nachwirken. Der für unsre Zeit hier so scharf betonte Uebergang vom Ballettflitter und von der Maskerade zum freieren Bekenntnis der Gestalt ist sicherlich ein starker, tapferer Fortschritt. Und wenn der Verzicht auf das Trikot in mehr als einer Hinsicht besondere Anforderungen stellt, so kann man sich darüber, vom Standpunkt der strengeren Auslese und des Zwanges zu einer künstlerischen, die Bedenken niederhaltenden Vornehmheit der ganzen Produktion, nur freuen. Die kulturgeschichtliche Bedeutung der Duncan ist zunächst die eines Breschelegens, einer grundsätzlich verfolgten Reform. Es werden mit der Zeit Erscheinungen kommen, die vollkommener sind als sie, und voraussichtlich auch solche, deren Ziele geklärter und unvermengter, freier von suchender Vielwisserei sind. Es ist bezeichnend, daß der Tanz der Duncan nie so schön ist, wenn er pantomimische Sprache sein will, als wenn er gelegentlich ganz unvermengt nur Tanz ist. Ich sah diesen einmal unter Beiseitelassung alles Gluck- und Beethovenverkörperns, ganz einfach zur Melodie der — „Schönen blauen Donau". Das war das Bezauberndste, was sie bisher gegeben, weit mehr als all die mit den Lessingschen Laokoonregeln in Widerstreit geratenen Sprünge und innehaltenden Stellungen, da brach Natur hindurch und wurde zu vollendeter, hinreißender Anmut. Wie zu den wiegenden Klängen des unsterblichen Wiener Walzers der helle Körper in dem farbigen, luftigen Schleier dahinschwebte, das war wundervoll, da löste sich all die gewisse Schwere und Künstelei oder Klügelei; da vermochte dieser durchaus nicht sylphidische Körper zur Elfe zu werden aus Oberon- und Feentraum, es war wie das Dahinwehen und Dahingaukeln eines hellen großen Schmetterlings, und die nüchternen bespannten Bretter verschwanden vor dem inneren Auge und wurden zur blumigen Wiese. Hier bewies sie vieles gegen sich selber, aber bewies auch, welche poetische Schönheiten, die bisher allein unsrer dichterischen Phantasie angehörten, auf dem Wege liegen, den sie, wie auch immer, so dankenswert eingeschlagen hat.



Danebenher geht eine andre moderne Tanzkunst, die gleichfalls an die Antike, aber an deren vorhin erwähnte Gewandtänze und Schleiertänze anknüpft. Das ist der durch die Loïe Fuller ins Leben gerufene Serpentinentanz. Wenn sich auch dieser von der einfacheren Antike wieder entfernt, so liegt doch eine größere Logik darin: er wird dadurch etwas ganz Bestimmtes, Eignes für sich, und es ist kein Zuviel, sondern berechtigt, diejenigen Mittel und Wirkungen, die wir durch die Technik der künstlichen Lichteffekte besitzen, da sie vorhanden sind, auch mit zu benutzen. Die oft magische Schönheit der Serpentinentänze an sich wird wohl niemand bestreiten, man kann höchstens innerhalb des Gebietes mahnen, immer die Gesichtspunkte strenger Kritik und verfeinertster Aesthetik aufrecht zu erhalten.

So stehen wir in Neuerungen, die sicherlich in der Schaulust des Publikums eine große Rolle spielen und sie mehr als manches andre auch verdienen. Wir sind zu dem Besten und Wichtigsten davon gekommen nicht aus unmittelbarsten und allgemeinsten lebendigen Impulsen, sondern auf dem Wege der durch einzelne Persönlichkeiten suchend verfolgten Kulturbestrebung. Damit kehren wir zu dem schon am Anfang Gesagten zurück. Aber keineswegs, um zu meinen, daß für uns, die wir die ganze Ursprünglichkeit und Naivität verloren haben, nicht die Hoffnung bestände, auf dem Wege einer bewußten und selbsterzieherischen Bewegung im Geschmack zu Befreiungen aus der lastenden Trivialität und Spießbürgerei zu gelangen. Zu neuen Schönheiten, von denen nun auch in der Hinnahme die Gewöhnlichkeit vollkommener abfallen wird, um nur noch den echten Wert der künstlerischen Auffassung, also eine erreichbar reinste Lösung in objektive Aesthetik, übrigzulassen, eine solche, durch die immer auch wieder Brücken zur Ethik hinüber geschlagen werden.

⁓ ✻ ⁓

New-Yorker Strandleben

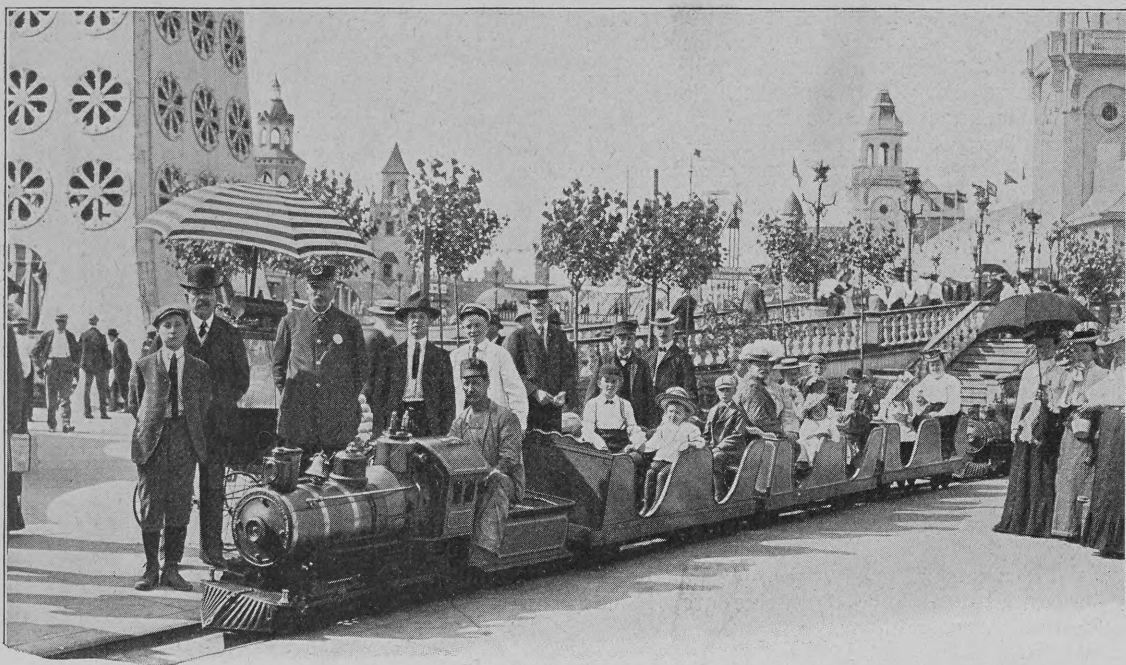
Von

Emil Klaeſſig †

(Hierzu sechs Abbildungen nach Spezialaufnahmen für „Ueber Land und Meer" von Enrique Muller in Brooklyn)

Mag es sich um Werke des Schöpfers oder um Erzeugnisse von Menschenhand handeln: in Amerika ist alles größer, imposanter, gewaltiger, besser oder schöner als anderswo oder geradezu einzig in seiner Art. Amerika hat die reichsten Leute, die höchsten Bäume, die schönsten Frauen, die herrlichsten Herbsttage; bis vor kurzem auch die unübertrefflichsten Büchsenfleischfabriken. Läßt sich wirklich einmal eine Ausnahme konstatieren, dann liegt gewiß nur ein Versehen des Schöpfers vor, oder man hat es mit etwas Amerikanischem zu tun, das es bisher lediglich verschmähte, alles Aehnliche in der nicht amerikanischen Welt zu überholen. Bei der Sonderstellung der Vereinigten Staaten auf allen Gebieten versteht es sich von selbst, daß sie auch den Ruhm für sich in Anspruch nehmen, die einzige direkt am Ozean liegende Weltstadt zu besitzen. Aber auch New York, von dem natürlich die Rede, lag nicht immer direkt am Meere. Es erfreut sich dieses Vorzuges auch erst, seit es einen Teil Long-Islands mit Brooklyn annektierte, jener Millionenvorstadt, die ihr Weichbild durch den Anschluß der ausgedehnten Ortschaft Gravesend bis zum Atlantischen Ozean vorgeschoben hatte.

Zum alten Gravesend gehörte die von Long-Island nur durch einen schmalen, seichten, Coney-Island-Creek genannten Wasserstreifen getrennte, ungefähr 8 Kilometer lange Düne von geringer Breite: Coney-Island. Heute ein Teilchen der Stadt New York, bildet Coney-Island seit einem Vierteljahrhundert das populärste Sommerausflugsziel der New-Yorker, viel gerühmt und viel gelästert, bald mit Entzücken als Paradies gepriesen, bald mit sittlicher Entrüstung als Hölle und abscheulicher Sündenpfuhl bezeichnet. Von all den zahllosen New-Yorker Strandvergnügungsorten am Atlantischen Ozean, an der Bai von New York, am Long-

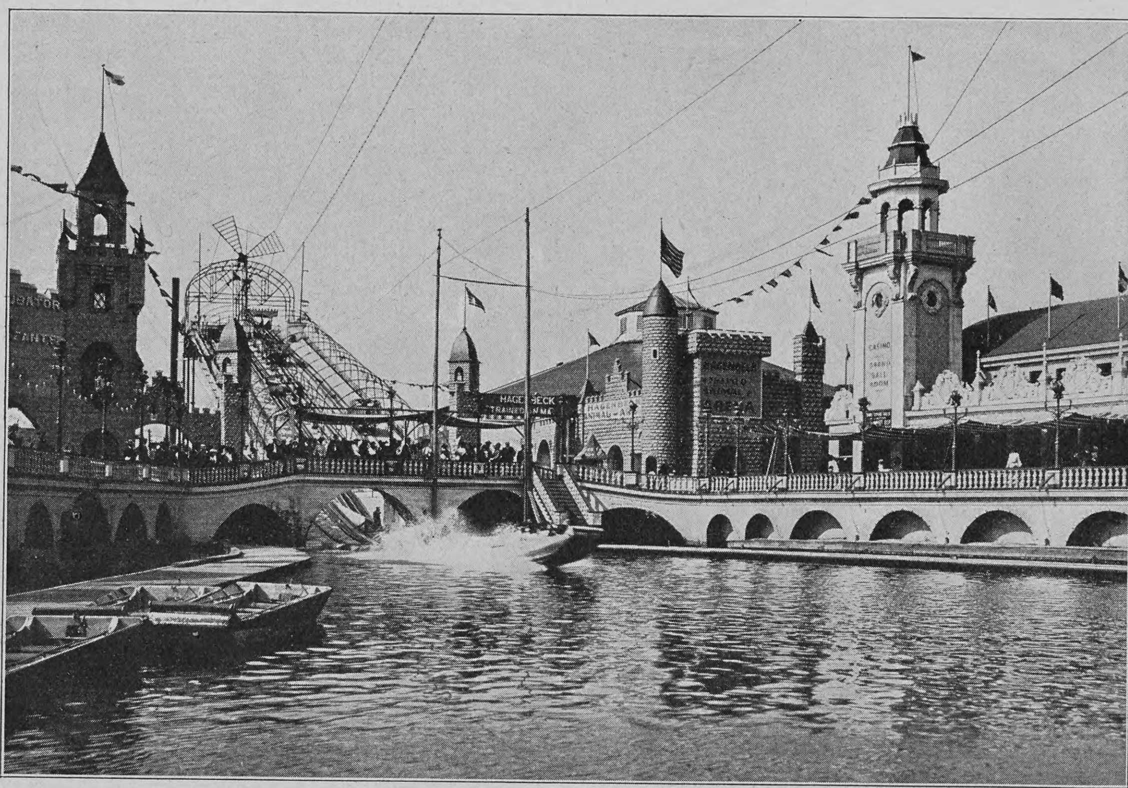


Miniatureisenbahn in Thompson & Dundys Lunapark

Island=Sund, am Hudsonstrom, am Harlemfluß u. s. w. kann sich kein einziger auch nur entfernt an Beliebtheit bei den Massen mit Coney=Island, jenem Gemisch von Paradies und Hölle, messen. Selbst Rockaway, North=Beach, Bergen=Beach, South=Beach, Glen=Island und Canarsie bleiben hinsichtlich der Anziehungskraft weit hinter Coney=Island zurück. Rockaway namentlich, der Mohawkindianer Re=kan=a=wa=haha („Wir leben am lachenden Wasser") darf gewiß als reizend und interessant gelten. Ein Badehausdachgarten mit vierhundert Schaukelstühlen unter Palmen ladet zum träumerischen Ausblick aufs smaragdene Meer ein, dessen gewaltige Wogen sich tosend und schäumend am weißen Strande brechen. Eine primitive Zeltkolonie breitet sich aus auf der Stätte, auf der einst das größte Hotel der Welt stand, das wieder abgebrochen wurde, nachdem es jahrelang vergeblich der Eröffnung geharrt, ein Riesenschwindelunternehmen, ein weißer Elefant, dem so mancher Leichtgläubige den Verlust seines Vermögens verdankt. Und vieles andre Interessante bietet Rockaway, aber gegen Coney=Island, die lustige Insel, die an schönen Sommersonntagen schon bis zu einer Viertelmillion Besucher anlockte, kann es nicht aufkommen.

Auf Coney=Island wird jedem Geschmack, auch der Geschmacklosigkeit, und dieser vielleicht nicht am wenigsten, Rechnung getragen. Die Insel zerfällt in drei voneinander wesentlich verschiedene Teile, von denen sich zwei nicht Coney=Island, sondern Manhattan=Beach und Brighton=Beach nennen lassen. Auf der Ostseite liegt Manhattan=Beach, Eigentum der Manhattan=Improvement=Company, eine Gründung Austin Corbins, des verstorbenen Präsidenten der Long=Island=Eisenbahn, der 1876 auf der Weltausstellung in Philadelphia das Regierungsgebäude und die den Verkehr zwischen den einzelnen Ausstellungsgebäuden vermittelnde schmalspurige Eisenbahn auf Abbruch kaufte. Das Baumaterial des Regierungsgebäudes diente zur Errichtung des Manhattan=Beach=Hotels und die Ausstellungsbahn wurde in einen von Bay=Ridge nach Manhattan=Beach führenden Schienenweg verwandelt, auf dem die mit Dampfern in Bay=Ridge ankommenden Ausflügler weiterbefördert wurden. Auch von der Weltausstellung in Chicago und der Panamerikanischen Ausstellung in Buffalo wanderte so manches nach Coney=Island.

Manhattan=Beach mit dem Manhattan=Beach=Hotel und dem Oriental=Hotel präsentiert sich als der vornehmste Teil Coney=Islands. Alles Aufregende, jeder Lärm und alles Plebejische sind dort verpönt. Man bewegt und beträgt sich würdevoll und spricht ohne übermäßigen Aufwand von Lungenkraft. Im Sande wühlende Ausflüglerfamilien mit Fouragekörben gibt's hier nicht. Babyparaden, wie Asbury=Park sie sich alljährlich leistet, Aufzüge kostümierter Kinder sind ganz undenkbar. Nach Manhattan=Beach gehören nur bemittelte Leute. Dort herrschen sehr hohe Preise. Schon die Fahrt,



Die Wasserrutschbahn und „Hagenbecks dressierte Bestien"

doch gewiß das Allerwenigste, ist teurer. Von den Samstagen und Sonntagen abgesehen, an denen der doppelte Fahrpreis entrichtet werden muß, kann man vom New=Yorker Ende der Brooklyner Brücke aus die 15 Kilometer entfernte Westseite von Coney=Island mit einer elektrischen Straßenbahn schon für 5 Cents erreichen, während die Fahrt nach dem genau so weit entfernten Manhattan=Beach 15 Cents kostet. Für Manhattan=Beach gelten dreifache Preise als Regel. Ständiges Quartier für die Sommermonate können dort infolgedessen nur Leute nehmen, die auch schon beinahe imstande wären, sich den Aufenthalt in Newport im Liliputstaate Rhode=Island, der Sommerresidenz der amerikanischen Snobokratie, zu gönnen. Das Oriental=Hotel, noch ruhiger als das Manhattan, beherbergt hauptsächlich Politiker, darunter Thomas C. Platt, den republikanischen „Boß" des Staates New York.

Manhattan=Beach bietet seinen Gästen täglich Konzerte, Theatervorstellungen und — last, not least — die berühmten Painschen Spektakelstücke in der Feuerwerksarena. In dieser Saison wird der Ausbruch des Vesuvs und die Zerstörung Pompejis veranschaulicht. Die Sommerbühne ist verhältnismäßig neu. Anfangs gab's nur Gilmoresche Konzerte im Freien, dann folgte als Kapellmeister der berühmte musikalische Automat Sousa in einer überdeckten Einzäunung, endlich verwandelte man den Musikpavillon in eine Bühne, und das Sommertheater war fertig. Drei Rennbahnen in nächster Nähe und die benachbarte, zum Rudern, Segeln und Fischen einladende Sheepshead=Bay — Schafskopfbai — tragen dazu bei, den Gästen von



Auf dem Schaukelkarussel



Am Badestrand von Rockaway

Manhattan-Beach das Dasein zu erleichtern. Vielleicht tut in einzelnen Fällen auch der renommierte Manhattan-Cocktail das seinige, ein Mischtränklein, das dem New-Yorker ungefähr ebenso heilig erscheint wie die Unabhängigkeitserklärung oder der Tammanytiger. Piazza und Speisesäle des Hotels gewähren Raum genug, um im Laufe eines Tages bequem 15000 Gäste zu bedienen. Geschmackvolle gärtnerische Anlagen, eine Temperatur, die stets um 6 bis 8 Grad Reaumur niedriger ist als die der Stadt, und das ewige Rauschen des Meeres, das geradeaus, offen, unabsehbar, von Fahrzeugen aller Art belebt daliegt, während rechts in der Ferne noch die Umrisse von Sandy-Hook, des „sandigen Hakens“, mit dem mächtigen Leuchtfeuer, und links die Konturen von Rockaway sichtbar sind, erhöhen den Reiz eines Aufenthaltes in Manhattan-Beach.

Wie überall in den amerikanischen Strandorten baden auch in Manhattan-Beach beide Geschlechter gemeinsam. Im Bade und im Ballsaale läßt die Amerikanerin nichts von der Prüderie merken, die ihr sonst anhaftet. Der Badepavillon mit Amphitheater für Zuschauer bietet die für 2500 Badegäste erforderlichen Einrichtungen. Feierliche Ruhe und Würde herrschen in Manhattan-Beach auch im Bade. Nicht die leiseste Spur toller Ausgelassenheit, der man an den populären Strandplätzen begegnet. Ein einziges Mal gab's in dieser Saison Aufregung im Seebade zu Manhattan. Von panischem Schrecken ergriffen flüchteten die Badenden aus den Armen Neptuns, und am Strande rüsteten sich die Beherzteren wie zu einem Kampfe mit dem Drachen. Eine Riesenschildkröte im Gewicht von mehreren Zentnern kam näher und näher, und endlich warfen die Wogen sie auf den Strand. Das Tier war tot.

Brighton, mit Manhattan-Beach durch den kürzesten Schienenweg der Welt, die Marineeisenbahn, verbunden, sucht es seinem östlichen Nachbar möglichst gleichzutun, vermag aber dessen Vornehmheit nicht zu erreichen. Auf Wunsch einiger der heuer recht spärlichen Hotelgäste verschwand das einzige Karussel, doch blieben vorläufig noch einige Schießbuden und der griechische Wahrsager. Bei Brighton verschlang der gefräßige Ozean bedeutende Strecken der Düne, so daß man sich schon vor einer Reihe von Jahren genötigt sah, unter das mächtige Hotel Balken und Rollen zu schieben und den Riesenbau mehrere hundert Fuß landeinwärts zu befördern, damit kein deutscher Schriftsteller angeregt werde, ein Drama zu schreiben mit dem Titel: „Das versunkene Hotel“.

Vom Standpunkt der großen Masse aus muß Brighton als der langweiligste Teil Coney-Islands bezeichnet werden. Man promeniert dort nicht, denn dazu fehlt es, da das Meer dem großen Hotel wieder dicht vor die Tür gerückt ist, an Raum. Man sitzt, sich den Anschein völliger Blasiertheit gebend, auf Korbstühlen oder Bänken, saugt den etwas aufdringlichen Duft des in Brighton sorgsam gehegten Jasmin ein, mustert schweigend die paar Vorübergehenden und beobachtet den Kapellmeister, der den Taktstock noch immer gleichmäßig auf und ab bewegt, obwohl seine Musiker, ohne ihn zu beachten, das Programm längst mit geschlossenen Augen herunterspielen. Ganz Brighton gähnt, von den träge an den Verandapfeilern lehnenden „Bellboys“ bis zum vornehmsten Gaste. Die Variétévorstellungen in der Musikhalle enthusiasmieren niemand, in Brighton gehört es zum guten Tone, sich nicht enthusiasmieren zu lassen. Am Badestrande schreibt ein Berichterstatter fleißig: er notiert die Namen der Damen und Herren, die sich in der Kunst des Schwimmens auszeichnen. Namenslisten werden in den Zeitungen gern gelesen, am liebsten von denen, die darin selbst verewigt sind. Eine interessante Spezialität hat Brighton aufzuweisen, nämlich den „Sandbildhauer“, der aus dem feuchten Dünensande bekannte Persönlichkeiten darstellende Bildwerke mit überraschender Naturtreue formt. Die Sandbildwerke werden in aller Stille bewundert, bis die Flut sie zerstört oder bis zur Zeit der Ebbe die Sonnenstrahlen dem Sande die Feuchtigkeit so weit entziehen, daß die Kunstwerke zerfallen. Recht hat ein scharfer Beobachter, der da meinte, in Brighton esse man, um zu essen, und nicht, wie in Manhattan-Beach, um beim Essen gesehen zu werden. Die Preise sind übrigens beinahe gleich hoch.

Die Westseite von Coney-Island, das Coney-Island schlechtweg, läßt sich als ein kolossaler Spielplatz, besonders für große Kinder, als ein Riesenjahrmarkt, als ein alles verschlingender Strudel des Vergnügens charakterisieren. Es gibt nur *ein* Coney-Island, und das ist vielleicht schon zuviel. Wenigstens scheinen die Straßenmissionare sich dieses Gedankens nicht entschlagen zu können, die am Rande des „Sündenpfuhls“ die Ausflügler durch kurze Predigten und durch das Absingen von Kirchenliedern dem Satan zu entreißen suchen. Freilich vergeblich.

Coney-Island dient den finanziell kleinen Leuten tageweise als Sommerfrische. Mit Kind und Kegel und Körben voll Eßvorräten ziehen weniger Bemittelte an ihren freien Tagen an den Strand. Hier sind sie mit ihrem eignen Mundvorrat fast überall willkommen. An vielen Lokalen prangt das Plakat: „Basket parties welcome.“ Aber dieser Lockung brauchen die Leute nicht einmal Folge zu leisten. Auf einer weiten Strecke des Strandes stehen städtische Zelte und Bänke denjenigen gratis zur Verfügung, die es nicht vorziehen, sich's direkt im Sande bequem zu machen. Schutzhäuser und Parkanlagen unmittelbar am Seestrande hat die Stadt ebenfalls geschaffen, und die Errichtung eines Freibades, in dem täglich 3000 Personen die Ausgabe von 20 bis 25 Cents ersparen können, die anderswo ein Seebad mindestens kostet, ist nach dem Muster von Revere-Island, des Bostoner freien Seebades, geplant. Seebäder sind leicht eingerichtet. Man nagelt aus Brettern Reihen von Zellen zum Umkleiden zusammen, rammt Pfähle ein und verbindet diese mit Seilen, an die sich die Badenden anklammern können, um nicht von den Wogen fortgespült zu werden. Fertig ist das amerikanische Seebad für das Volk.



Der Lunapark auf Coney-Island bei Nacht

Der Geruch der warmen „Frankfurter“, des am Spieße röstenden Rindfleisches und des Specks mit Bohnen läßt den salzigen Duft des Ozeans in Coney-Island nicht aufkommen, und der Höllenlärm gegeneinander wirkender Blechmusikkapellen, das Getöse der Dampf- und elektrischen Orgeln der Karussells, das Geknatter in den Schießbuden, Weibergekreisch und das Gebrüll der Marktschreier und Anreißer übertönt das ewige Geplauder des Meeres. Ein tolles Treiben. Eine wogende, sich drängende und stoßende Menschenmasse, nach welcher von allen Seiten die Angel ausgeworfen wird. Tingeltangelausrufer brüllen auf die Menge ein; die Schlepper der Schnellphotographen suchen die Leute durch die Einladung: „Have your picture taken, only 10 cents“ zu einer Dummheit zu verleiten, die jeder bereut, der sie einmal gemacht; Wahrsager — wahrhaftig, es ist ein Wunder, wie viele Wahrsager und Wahrsagerinnen in Coney-Island von der „Intelligenz“ der New-Yorker leben können.

In den Tanzsälen drehen sich die Pärchen nach den Klängen eines Walzers oder eines „Twostep“, bald ist es „Hiawatha“, bald „Chocolate-Drops“, bald „I am a Jonah Man“. Die Polizei achtet scharf darauf, daß augenscheinlich minderjährige Mädchen nicht in Gefahr geraten.

Loop the Loops, Shoot the Chutes, Karussells mit allen Schikanen, Photographen, automatische Wagen, Kraftregistriermaschinen, Ziegenbockfuhrwerke, Reitesel, Ponys, Schaubuden, Menagerien, Popkornhändler und hunderterlei andre Unternehmer oder Unternehmungen locken den widerstandsunfähigen Besuchern das Geld aus der Tasche. Während des fidelen Treibens, in dem der aufmerksame Beobachter auch alle amerikanischen Systeme des Courschneidens bequem studieren kann, ertönt plötzlich die schrille Stimme eines verzweifelnden Weibes in markerschütternden Tönen: „Meine Kinder! Meine Kinder!“ Hunderte fragen, was los sei. Ein Blaurock nimmt sich der Frau an. Ihre beiden Töchterchen im Alter von vier und von sechs Jahren sind ihr im Gedränge abhanden gekommen. Als sie das Fehlen der Kinder bemerkte, befanden sich diese schon seit einer vollen Stunde zusammen mit vierzehn andern bei der Polizeimatrone im Stationshause. In der heurigen kurzen Sommersaison las die Coney-Islander Polizei über dreihundert „herrenlose“ Kinder auf, deren Eltern hochbeglückt waren, die Verlorenen wieder zu erlangen.

Mehr und mehr werden auf Coney-Island die kleinen, oft recht anrüchigen Vergnügungslokale durch Riesenunternehmungen verdrängt. Selbst Tilyous Steeplechase-Park mit seinen Wettrennen auf den auf Rollen laufenden hölzernen Pferden, mit seiner an allen Wundern von Tausendundeiner Nacht vorüberführenden Eisenbahn, seiner Windhöhle, seiner Spukgalerie, seinen Zauberspiegeln, seiner Mittelmeerfahrt u. s. w., bisher das reichhaltigste und vielseitigste Vergnügungsetablissement, ist in dieser Saison schon wieder in den Schatten gestellt durch den Lunapark, der auf einem Flächenraum von 9 Hektaren alle auf Coney-Island bisher gebotenen Unterhaltungen und noch viele andre neue in sich vereinigt. Namentlich abends, wenn der Völkerkarneval im Gange ist, umflutet von einem elektrischen Lichtmeere, gleicht Lunapark mit seinen eigenartigen turmreichen Bauten, der von Gondeln belebten Lagune, in die von einer schiefen Ebene herab Trogkähne schießen (Shoot the Chute), dem Filipino-Dorfe, den Eskimohütten, Klein-Irland, dem deutschen Dorfe und den herrlichen Dachgärten wirklich einem zauberischen Märchenlande, in das man sich auch bei der Fahrt auf der Untergrundbahn oder dem „murmelnden Bache“ versetzt glaubt.

Auch dem Verlangen der Coney-Island-Besucher nach starkem Nervenkitzel tragen die Besitzer von Lunapark Rechnung. Ein junges Pärchen ließ sich in einem Käfig im Beisein eines Tierbändigers und der dressierten Hagenbeckschen Löwen, Tiger und andrer wilder Bestien gegen eine Belohnung von 100 Dollar trauen. Der Geistliche und die Trauzeugen blieben vorsichtshalber außerhalb der Eisenstäbe. Einige Tage später warf ein Löwenpaar seinen Sprößling aus dem Käfig. Der junge Leu rief eine Panik unter den Schaulustigen hervor, tat aber vernünftigerweise niemand etwas zuleide.

Irgend etwas, wobei jemand das Leben aufs Spiel setzt, sieht der Coney-Island-Besucher gern. Er glaubt dies mit vollem Rechte beanspruchen zu können, riskiert er ja auch selbst schon Leib und Leben, wenn er an einem Sonntag sich einem nach Coney-Island fahrenden Dampfer oder Straßenbahnwagen anvertraut. Wer ohne erdrückt worden zu sein, ohne Rippen-, Arm- oder Beinbruch wieder nach Hause kommt, kann von Glück sagen.

Meine allererste Liebe

Von

Anselma Heine

Sie endete tragisch! Sehr tragisch! Man kann fast sagen: wie eine antike Tragödie. Und doch — aber ach doch, wie war sie süß, wie aller Verheißung voll, meine allererste Liebe.

Glatt, hügellos lag mein Pfad vor mir. Selbst die Rosen der elterlichen Zustimmung schmückten ihn und machten ihn weich. Ich watete förmlich in den sanften, duftenden Blättern dieser lieblich gewährenden elterlichen Zentifolien.

Und doch!

Ach, wenn ich an die seligen Stunden des ersten Kennenlernens denke! Wir standen uns gegenüber am Fenster, besser gesagt auf den Fensterbrettern, Theo drüben, ich hüben, wir warfen uns Kußhände zu, und unsre Mütter, die je hinter uns standen und unsre Sicherheit bewachten, lächelten dazu. Es war ein schneereicher Februarvormittag, die Sonne schien sehr hell, und die Kinder auf der Straße warfen einander mit Schneebällen. Große Kinder, fast wie Erwachsene, gewiß schon sechs oder gar zwölf Jahre alt. Man konnte das nicht so genau wissen. Jedenfalls waren sie schrecklich stark und man mußte Furcht vor ihnen haben, wenn man ihnen begegnete. Die ganz Großen aber waren freundlich, die kamen heran, strichen mir über die Locken und sagten: „Ach, wie niedlich.“ Und dann fragten sie: „Ist es ein Mädchen oder ein Junge?“ Und dann fragten sie: „Wie heißt du denn?“ Und wenn ich antwortete: „Hansi,“ dann klopften sie mir die Backe: „Das ist recht, mein Sohn.“ Oder sie fragten: „Hast du Papa lieber oder Mama?“

Komisch sind Erwachsene! Man muß sie eben lassen! Sie wissen es nicht besser!

Habe ich eigentlich schon gesagt, daß ich drei Jahre war, als ich auf dem Fensterbrette stand, Mama hinter mir, und die Bekanntschaft meiner Theo machte? Eigentlich kannten wir uns schon länger, aber ich wußte es nicht. Mama hatte ja schon oft so gestanden, wenn Theos Mama mit Theo drüben stand, und sie hatten sich uns gegenseitig gezeigt. Wir waren an dem gleichen Tage, fast zur gleichen Stunde vom Klapperstorch gebracht worden, Theo ihrer Mama, ich meiner. Und ganz bestimmt hatte uns der Klapperstorch zusammen im Schnabel getragen. Wie hätte er es sonst anders machen sollen?

Unsre Mamas kannten einander nicht weiter, aber weil der Klapperstorch so ganz genau zur selben Zeit an sie gedacht hatte, so nickten sie einander freundlich zu, wenn sie zu gleicher Zeit ans Fenster traten, und zeigten sich ihre Kinder. Theo und mich. Eigentlich also kannten wir uns schon länger. Aber wirklich gesehen habe ich Theo doch erst an dem Tage, von dem ich eben geredet habe, an dem der Schnee lag, die Sonne schien und die großen Kinder auf der Straße Schneeball spielten.

Immerhin kann man dieser Vorgeschichte im Unbewußten einen mystischen Reiz nicht absprechen, und die Selbstverständlichkeit, Unbekümmertheit und Intensität, mit der wir beiden Liebenden uns unsern Gefühlen überließen, hatte wohl ihren Grund in ebendiesem mystischen Vertraut- und Einssein noch aus der vorstorchlichen Zeit her. Ich habe einmal so etwas gelesen, in irgendeinem Gedichte, glaube ich. Es endete:

„Zwei ganz gleiche Totenvögel
Flattern über den Kirchhof,“

und sprach von „vieler Geschlechter Gram, die aus dunkeln wunden Sternen lachen!“ oder so ähnlich.

Bei uns aber war es anders.

Die Straße war mit kahlen Bäumen besetzt, so daß man nur mühsam hinüberblicken konnte, und die Fenster hüben und drüben hatten doppelte Scheiben. Aber ich sah doch ganz deutlich Theos lange blonde Locken, vorn mit zwei roten Schleifchen zusammengebunden, und ein paar große Augen. Theo klopfte mit den Händchen auf ihr Fenster, steckte dann den Finger in den Mund und malte fleißig auf der Scheibe. Eine ganze Weile. Dann nahm ihre Mama ein weißes Tuch und wischte die Scheibe ab, und man konnte wieder hindurchsehen. Aber da hatte ich hier bei mir dasselbe gemacht wie Theo, und nun mußte wieder meine Mama wischen. Als beide Scheiben klar waren, hatte Theo neben sich auf das Fensterbrett ein komisches Kind gesetzt, das so toll herübersah, daß ich mich fürchtete. Aber Mama sagte, es wäre nur eine Puppe. Da sah ich auch, daß es eine war, und rutschte schnell vom Fensterbrett auf den Stuhl, der hatte schon eine nette Delle bekommen, weil ich ihn immer in der gleichen Weise als Leiter benutzte, dann rief ich „Hops!“ und Mama breitete die Arme aus, daß ich hineinspringen konnte. Ich aber lief an meinen Spielschrank, riß Schaf, Automobil, Soldaten und Baukasten heraus und holte — was ich sonst vor jedem Besucher schamhaft verbarg — meine Puppe hervor. Es war ein männlicher Pupperich, ein Herr Friedrich Wilhelm, und es gab nichts, mit dem ich lieber gespielt hätte als gerade mit ihm, aber für so ganz charaktervoll hielt ich es doch nicht, mich mit ihm abzugeben; vor allem war die Meinung der Leute dagegen, und ich hatte schon allzuoft hören müssen: „Ein Junge spielt mit Puppen? Hast du denn keine Soldaten?“ Was mich immer sehr beschämte. Heute aber überwand der Anblick von Theos großer Puppe meine Bedenken, triumphierend hielt ich Friedrich Wilhelm empor, und er gelangte noch früher auf das Fensterbrett als ich selber.

Selige Stunde, süßer Verheißung voll, als wir so mit unsern beiden Puppen uns gegenüberstanden und uns Kußhände zuwarfen.

Aber nur ein Vorspiel war's künftiger Freuden.

Ich hatte Masern gehabt und durfte nicht ins Freie, Theo aber durfte. Jeden Nachmittag kam sie mit ihrem Kindermädchen auf unsre Straßenseite herüber und spielte da. Sie hatte herrliches Spielzeug: die große Puppe, einen Wagen mit Pferd, in dem sie Steinchen spazieren fuhr, Soldaten, ein Springseil mit Kastagnetten daran und eine Pferdeleine; jedes einzelne Stück wurde mit einem langen Bindfaden zu mir heraufgewunden, und ich selbst ließ meine eignen Spielsachen zu Theo hinab. Einmal aber hatte Theos Mama das verboten, es könnte anstecken. Da weinte ich zum ersten Male vor Liebeskummer. Und Theo unten auch. Sie schrie so laut, daß ich es in der Stube hören konnte. Mein Gott, wie ich litt. Am nächsten Tage schrieb Mama an Theos Mama einen Brief, und ich selber klebte eine schöne Stammbuchblume darunter, aber lecken mußte Mama. Wegen der Ansteckung. Theos Mama schrieb wieder, und sie hatte Theo die Hand geführt. Aber Mama sagte, man könne es nicht gut lesen. Aber sie sagte noch etwas, und das war das Allerschönste, was mir in meinem damaligen und künftigen Leben begegnet ist. Sie gestand mir ganz offen, daß sie selbst und Theos Mama es verabredet hätten, Theo und ich sollten einander heiraten.

Von da ab schrieben wir uns täglich. Es kniff ein bißchen, denn Mama faßte fest zu, wenn ich meine Liebesbriefe schrieb, aber ohne Leid keine echte Liebe. Was für Briefe waren das aber auch!

„Heute habe ich Schokolade gekriegt,“ schrieb Theo.

„Heute abend gibt es Milchsuppe,“ und weiter so Süßes und Sanftes.

Zum Schluß aber hieß es regelmäßig: „Wenn ich groß bin, heirate ich Dich.“

Im März durfte ich ausgehen. Theo wurde davon benachrichtigt, und ich schlug fast die Scheibe ein, um meiner Braut recht nachdrücklich die Freude hinüberzutelegraphieren. Zum ersten Male bekam ich Höschen an. Blaue Samthöschen zu meinem blauen Kittel. Heiligtümer! Und was würde Theo dazu sagen?

Voll heiliger Schwüre, die das neue Kleidungsstück mir abnötigte, eine weiße Pelzmütze auf den Locken, den weißen Pelzmantel vorsichtig zugeknöpft, ging ich die Treppen hinab. Den ersten und zweiten Absatz erlaubte ich, daß Mama mich trug, den dritten aber ging ich allein. Ich bediente mich dabei eines Schrittes, der dem Schreiten des Tragöden auf der Bühne gleicht, immer ein langer Schritt mit dem Spielbein und dann das Standbein nachziehen. Es dauert ein wenig lange, aber es geht. Endlich war ich unten. Da stand Theo in ihrem weißen Bärenmäntelchen, das Pelzmützchen auf den Locken. Mit einem Schrei der Sehnsucht stürze ich auf sie zu und umarme sie, sie gleitet von dem Anprall und setzt sich hart auf das Pflaster, ihr engelgleiches Madonnengesichtchen verzerrt sich, sie macht ein Schippchen und schreit. O, wie kannte ich sie, diese Töne des Schmerzes. Milde nähere ich mich ihr, helfe ihr auf, wobei ich sie noch einmal umstürze, diesmal umgekehrt, und erblicke — — !

Theo hatte blaue Samthöschen an wie ich. Theo — die Schreibmaschine sträubt sich, das Fürchterliche zu tippen — Theo war ein Junge wie ich.

Ja, sie endete tragisch, sehr tragisch, meine allererste Liebe. Man kann fast sagen, wie eine antike Tragödie!





Aus unserm Obstgarten

Nach einem Gemälde von Joh. Friedr. Engel



Alter Johannisbrotbaum im Klosterhof auf Lacroma

Vegetationsstudien von der Küste der Adria

Von

C. K. Schneider-Wien

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen)

Heiße Septembertage waren es. Aber wie wohl tat es, im lichten Schatten der Strandföhren am steilen Felshang über dem Meere zu ruhen! Die geistige und körperliche Erschlaffung, die die Hundstage in der Großstadt Schwüle erzeugt hatten, begann zu schwinden. Das matt gewordene Auge schweifte wieder lebendig weit, weit hinaus über das silberviolette, ruhig atmende Meer. Oder der Blick hob sich empor und folgte entzückt dem Spiel der zarten Föhrenäste auf dem blauen Himmelsgrund.

Wie sie dastanden, diese Föhren, mit ihrem weichen gelben Grün, das wie ein duftiges Bett auf knorrigem Astwerk ruht, alles umgossen vom sonnendurchleuchteten Aether. Ihr Bild wird mir immer jene Stunden zurückrufen, die ich auf dem Monte Petka bei Ragusa an der Adria Gestade genoß. Und manchem Leser wird es ähnlich ergehen, wenn er die Bilder sieht, die ich ihm heute zeige. Wer nur einmal wenige Tage an den Küsten des Mittelländischen Meeres geweilt, Italiens Himmel über sich gefühlt hat, der wird sie kennen, die charaktervollen Gestalten südlicher Pflanzenwelt. Nur flüchtige Skizzen sind es, die ich biete, spärliche Andeutungen einer vielgestaltigen Flora. Aber bezeichnend sind sie alle für die Vegetation, die uns sowohl an der Riviera wie in Dalmatien entgegentritt.

Die Höhen, über die hier das Auge schweift, bestehen alle aus einem weißen Kalkgestein, dem sogenannten „Rudistenkalk“, geologisch zur „oberen Kreideformation“ gehörend. Botanisch gesprochen befinden wir uns in der „süddalmatinischen Macchienregion des Mediterrangebietes“, an die sich landeinwärts die „illyrische Karstregion“ anschließt. Es sei daher nur von mediterranen Elementen gesprochen und dieses Vegetationsgebiet hier ganz kurz charakterisiert.*)

Eine völlige allgemeine Winterruhe, wie wir sie in unsrer nordischen Vegetation beobachten, gibt es nicht. Die mittlere Jahrestemperatur beträgt in Ragusa 16,6 Grad Celsius, die mittlere Januartemperatur 4,70 Grad Celsius und das absolute Minimum — 6 Grad. Dagegen steigt die Temperatur im Juli im Mittel bis 25,3 Grad, während die Maxima der Sommertemperatur um reichlich 10 Grad höher liegen. Die Sommerdürre ist ausgesprochen, und sie ist es, die gewissermaßen einen Stillstand der Vegetation einleitet. Deren Glanzperiode bilden die Monate April bis Mitte Juni. Wer die Flora in ihrer üppigsten Entfaltung kennen lernen will, mit all dem Reichtum und der Pracht an blühenden Sträuchern und Kräutern, der wählt am besten den Mai.

Sonst ist gerade der September eine sehr angenehme Reisezeit.

Es ist sehr angenehm, mit Trauben, Brot und Wasser versehen, hinauszuwandern und im lichten Strandföhrenwalde den Tag zu verträumen; auf dem Heimwege kurz vor Sonnenuntergang über die kahleren Höhen lernt man dann auch deren Vegetation kennen und kehrt im Dämmer, neuer Eindrücke voll, in die Stadt zurück, wo noch die Oleander blütenschwer über die Gartenmauer hängen.

Was finden wir nun alles in solchem Strandföhrenwalde wie auf dem Monte Petka? Von höheren Sträuchern oder Bäumen außer den Pinus die Immergrüneiche (Quercus ilex) in kleinen Gruppen, in ihren meist ganzrandigen kleinen Blättern von unsern bekannten Eichentypen sehr abweichend. Diesen stehen ganz nahe die behaarte Eiche (Q. lanuginosa), die ja weit hinauf bis Süddeutschland geht und hier gleich der südlichen Hainbuche (Carpinus duivensis) nur spärlich auftritt. Auch die Blütenesche (Fraxinus ornus) zeigt sich nur hier und da eingesprengt.



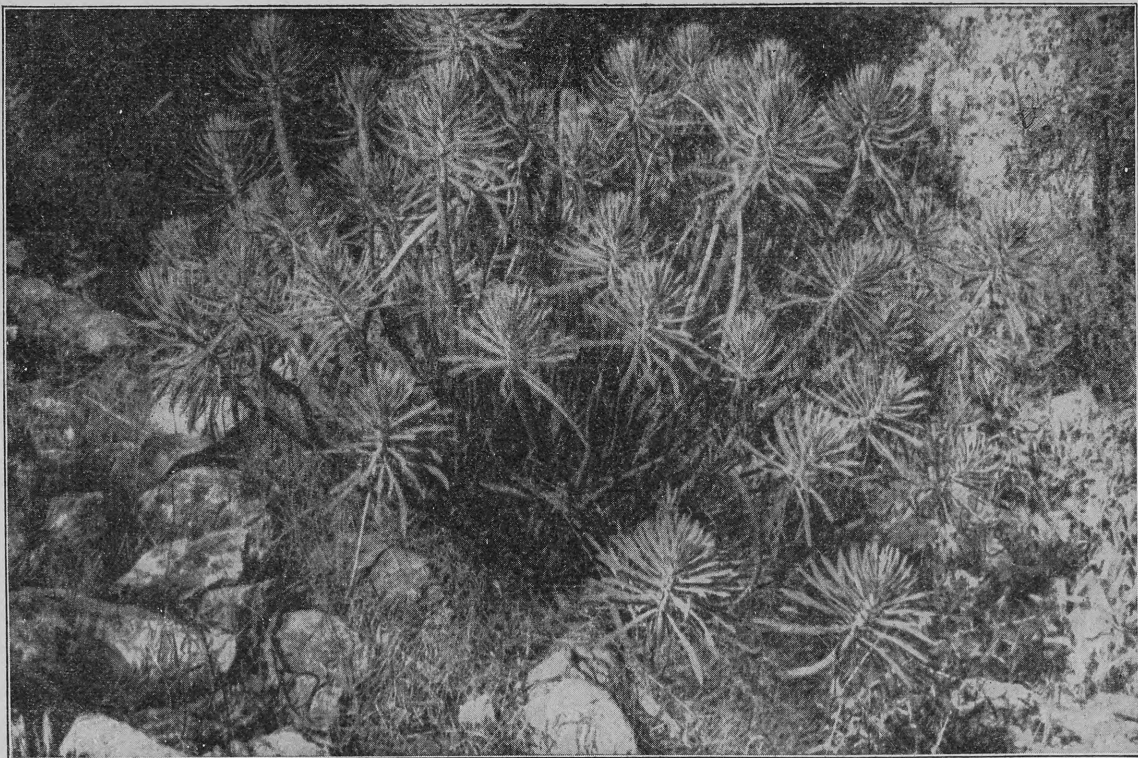
Agavengruppe am Wegrande bei Ragusa

Dafür herrschen Sträucher, die ein oft ganz undurchdringliches Dickicht bilden, die sogenannte „Macchie“. Hier auf den Petkahängen ist sie ziemlich locker, und man kann mit einiger Vorsicht fast überall sich hindurchwagen. Allein die Stechginster (Calycotome) sind gar wehrhafte, mutwillige Gesellen, die eine wahre Lust daran zu haben scheinen, jeden Eindringling gründlich zu zerstechen. Sie stehen ganz blattlos da und strecken nach allen Seiten ihre spitzbewehrten grauen Dornästchen. Harmlos dagegen sind die immergrünen Pistazien mit ihrem gefiederten Blattwerk, oft ganz bedeckt mit roten beerenartigen Früchten. Doch über sie ranken so gern die heimtückischen Stechwinden (Smilax), die uns mit ihren roten appetitlichen Beeren anlocken, um uns dann festzuhalten und in ihre Bande zu verstricken. Nicht so verräterisch sind die Waldreben (Clematis), deren silberzottige Fruchtstände die andern Macchiensträucher oft weithin überspinnen. Wohl halten sie uns auf, aber ihre Stengel sind wehrlos und können uns



Strandföhren auf dem Monte Petka bei Ragusa

*) Ich beziehe mich dabei auf die vortreffliche Zusammenstellung von Ginzberger im „Führer zu den wissenschaftlichen Exkursionen des zweiten internationalen botanischen Kongresses, Wien 1905. Exkursion in die illyrischen Länder, erster Teil“.



Bäumchen-Wolfsmilch, 1 Meter hoch, in der Karstmacchie bei Ragusa

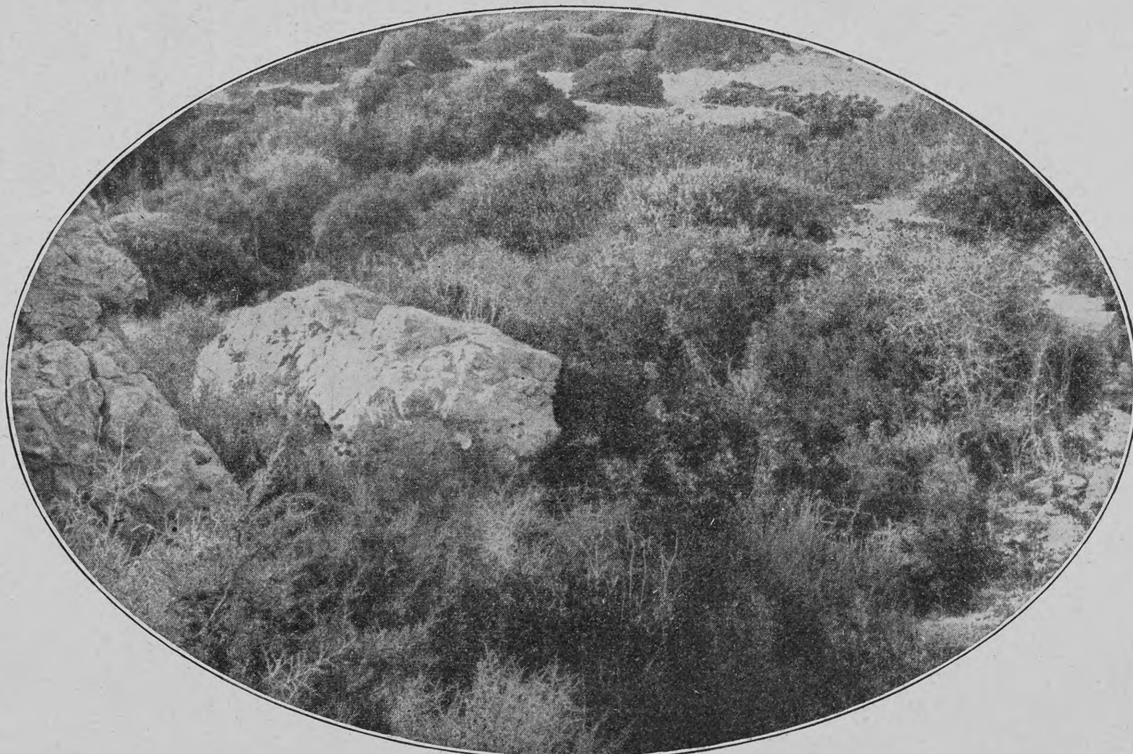
nicht schädigen. Außerdem begegnen wir hier der Myrte, der Granate, der Steinlinde (Phillyrea), dem wilden Oelbaum und verschiedenen Wacholderarten (Juniperus). Die im Mai so schön blühenden Cistrosen treten jetzt als halbverdorrte Sträuchlein zurück. Hier und da finden sich hübsche Ginstergruppen (Spartium junceum), diese blattlosen Gestalten mit grünen fädigen Trieben, denen manche Meerträubel (Ephedra) in der Tracht so ähneln. Als Oasen in der Wildnis erscheinen kleinere oder größere Oliven- und Weingärten.

Wenn wir den Wald verlassen, so liegen vor uns die Felshänge mit der niederen lichten Macchie, wie sie eines unsrer Bilder zeigt. An der Waldgrenze namentlich treten die selteneren Baumeuphorbien (Euphorbia dendroides) auf in ihren blauweißen, oft ganz blattlosen Büschen. Einsam am Wegesrande steht die stolze hohe Distel imponierend in ihren außerordentlich ornamentalen Formen. Häufiger ist ihre kleine Schwester, die Golddistel (Carthamus lanatus), die sich dicht zusammenschart und im goldenen Kleide der todbringenden Sonne zulächelt. Lustig beugt sich über das Gestein am Wege der kleine bewegliche weiße Alant (Inula candidissima) im schimmernden Hermelinmäntelchen. Ihm vermag die Hitze nichts anzuhaben, er findet überall genug, sein lockeres Leben zu fristen.

Dies sind einige Typen, die uns am häufigsten begegnen aus der mediterranen Pflanzenwelt. Wir wollen noch einige von den Südhängen bei der Vorstadt Ploce an uns vorüberziehen lassen, die aber auch auf dem Wege vom Monte Petka durch die Pilevorstadt zur Stadt Ragusa uns in die Augen fallen.

Es sind vor allem die Agaven, die Korsaren der Pflanzenwelt, die an den Mittelmeerküsten sich so viel Land erobert haben und es siegreich zu verteidigen wissen. Sie sind gewaltsame Eindringlinge, aber wir lieben sie in ihrer stolzen Wildheit, in ihrer unverwüstlichen Lebensfülle, in ihrer ganzen kraftvollen Schöne. Wie keine andre Pflanze ist die Agave ein Symbol südlichen Lebens.

Neben ihr verblassen die andern Gestalten der Flora, wie das stattliche Pfahlrohr (Arundo), das kleine Waldungen am Meeresufer bildet und alle europäischen Gräser an Mächtigkeit übertrifft. Auffällig ist ferner der Stechdorn (Paliurus), den wir als Macchienstrauch längst hätten erwähnen müssen. Er ist eine Schirmpflanze für Wein- und Olivengärten; seine dünnen, schlanken, zähen Zweige halten mit ihren Dornen alles fest, was hindurch will.



Karstmacchie bei Ragusa, bestehend aus Pistazien, Erica, Stechginster, Steinlinde und Stechdorn

Ein merkwürdig Sträuchlein, von dem fast jeder schon genossen hat, hängt hier überall von den Mauern herab, der Kapernstrauch (Capparis). Seine Zweige mit dem rundlichen dicklichen Laub und den großen zartvioletten Blumen mit den unendlich vielen feinen Staubgefäßen strecken sich überall dem Wanderer entgegen.

Wenn wir dann weit nach Süden gewandert sind und die letzten Häuser — ein kleines verlassenes Kloster — erreicht haben, dann setzen wir uns wohl unter die Maulbeerbäume und blicken gen Westen nach Lacroma hin übers Meer, das von der sinkenden Sonne in Gold und Purpur getaucht wird. Hier bei diesem kleinen Kloster konnte man die schönsten Oliven um ganz Ragusa sehen. Prächtige, malerisch gebaute Baumsträucher mit knorrigem Geäst und silbergrauem, weichem ähnlichen Blattwerk.

Mit einem Besuche von Lacroma wollen wir unsre Plauderei schließen. Ein Boot führt uns von Ragusa hinüber zum felsigen Inselstrand. Von der ersten Landungsstelle aus geleitet uns ein schmaler Pfad durch dichteste, ganz und gar undurchdringliche Macchie zum Kloster oder Schloß. Hier in dieser Macchie treten die Erdbeerbäume (Arbutus) bezeichnend auf, deren alte Stämme durch die rötliche, sich ablösende Rinde und die entfernt an Erdbeeren gemahnenden Früchte auffallen. Wer um Ragusa die Macchie in ihrer typischsten Ausbildung kennen lernen will, muß sie auf Lacroma suchen. Er darf aber dann nicht bis zur zweiten Landungsstelle unweit des Klosters fahren, da dort schon lichter Föhrenwald mit einem ganz andern Charakter herrscht. Des Menschen Hand hat ihn in der Nähe des Klosters parkartig umgestaltet. Am schönsten dünkt mich der Süd- und Südweststrand von Lacroma mit seinen so eigenartigen terrassenförmigen Felsbildungen, mit dem „Arco naturale", der großen Grotte, dem „Mare morto" und andern Eigentümlichkeiten. Hier treibt eine Umbellifere, der Meeresfenchel (Crithmum maritimum), ihr munteres Wesen. Gar reizend wirkt ihr weißblaues dickliches Blattwerk. Und kehren wir in den Klosterhof zurück, so ruhen wir wohl unter dem Geäst des alten Johannisbrotbaumes (Ceratonia) aus, den wir auf dem Bilde sehen, das diese Skizze einleitet.



Lichter Strandföhrenwald auf Lacroma mit Unterholz von Erica, Myrte, Erdbeerbaum, Steinlinde, Stechdorn, Stechginster und so weiter



Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Französische Aerzte in Berlin: Gruppenaufnahme beim Besuch des Langenbeck-Hauses (× Geheimrat von Bergmann)

Notizblätter

Friederike Gossmann †

Das für viele Ehrgeizige so schmerzliche Wort, daß die Nachwelt dem Mimen keine Kränze flicht, läßt sich der Hauptsache nach gewiß nicht anfechten; aber oft erfährt es doch eine wohltuende Milderung: gar manchen Bühnenkünstlern bewahrt wenigstens die Mitwelt noch Dankbarkeit und Bewunderung, wenn sie, selbst nach verhältnismäßig kurzer Laufbahn, schon längst von der Bühne Abschied genommen haben. Zu diesen Glücklichen gehörte Friederike Goßmann, die als Gräfin Prokesch-Osten in der Nacht vom 14. zum 15. August in Gmunden gestorben ist. Die Gräfin Prokesch nahm dank ihrer Anmut, Güte und Liebenswürdigkeit eine feste, ehrenvolle Stellung in der Wiener Gesellschaft ein; aber ihren besonderen Zauber verlieh ihr doch der Glanz der Erinnerung an die Jahre, da sie als jugendliche „Naive“ sich die Herzen der theaterfreudigen Wiener im Sturm erobert, als „Grille“ in dem längst vergessenen Stück der Birch-Pfeiffer unvergeßliche Triumphe gefeiert hat. Am 23. März 1838 in Würzburg geboren, betrat sie schon 1853 in München die Bühne, gastierte 1856 im Burgtheater, dem sie von 1857 bis 1861 angehörte, verbreitete noch nach ihrer Verheiratung ihren Ruhm auf ausgedehnten Gastreisen, erschien 1875 wieder in Wien, diesmal auf dem Stadttheater, und nahm Anfang der achtziger Jahre ihren definitiven Abschied von der Bühne als „Nora“.



Hofphot. C. Jägerspach, Gmunden

Friederike Goßmann (Gräfin Prokesch-Osten)

Vom Hamburger Lawn-Tennis-Turnier

Die dritte Augustwoche führte in Hamburg auserlesene Tennisspieler aus Deutschland und dem Ausland zu einem Turnier zusammen, bei dem im Damenspiel der Sieg und damit der von dem Großherzog Friedrich Franz von Mecklenburg-Schwerin gestifte Preis Fräulein Berton aus Wiesbaden zufiel.



Phot. Hans Breuer, Hamburg

Fräulein Berton-Wiesbaden, Siegerin beim intern. Lawn-Tennis-Turnier in Hamburg

Ein neues Touristenhaus in den Dolomiten

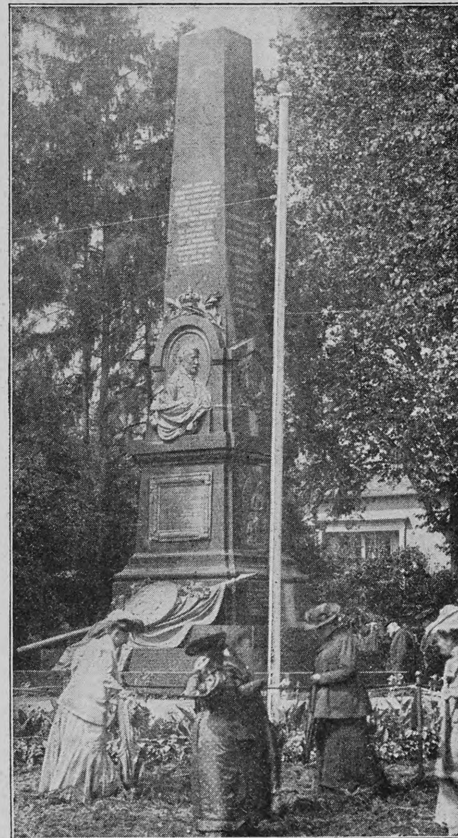
Die Dolomiten, Südtirols prächtige Kalkalpen, haben in diesem Sommer eine neue wichtige Bereicherung der zu ihrer Erschließung geschaffenen Werke erhalten. Es ist dies das neue „Bamberger Haus“, benannt nach der Sektion Bamberg des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins, die es mit Unterstützung einiger Schwestersektionen errichtet hat. Das Bamberger Haus erhebt sich auf den Matten von Fedaja angesichts der herrlichen Marmolata und ist mit seinen in drei Stockwerken verteilten 25 Fremdenzimmern das geräumigste der Touristenhäuser in den Dolomiten.

Französische Aerzte in Deutschland

Fünfunddreißig französische Aerzte, von einigen Damen begleitet, haben im August eine Studienreise durch Deutschland unternommen, deren erste Stationen die großen Rheinstädte, wie Düsseldorf und Köln, waren und die dann über Frankfurt a. M. nach Berlin, von da nach Dresden und Baden-Baden führte. Besonders haben den fremden Gästen die sanitären Einrichtungen Berlins, wie zum Beispiel das Rudolf-Virchow-Krankenhaus, imponiert. Freudig zu begrüßen ist es, daß sich die herzlichsten kollegialen Beziehungen zwischen den französischen Aerzten und ihren deutschen Gastgebern anknüpften.

Das Landgrafen-Denkmal in Homburg v. d. H.

Am 16. August wurde in der freundlichen Badestadt, die einst Haupt- und Residenzstadt der kleinen Landgrafschaft Hessen-Homburg gewesen ist, das Denkmal, das Kaiser Wilhelm II. der Erinnerung an das im Jahre 1866 erloschene Fürstengeschlecht geweiht hat, in Anwesenheit des hohen Stifters feierlich enthüllt. Die landgräfliche Linie, eine Nebenlinie von Hessen-Darmstadt, begann mit Friedrich I. 1622 und erlosch im März 1866 mit Landgraf Ferdinand, dem jüngsten von fünf Brüdern, die alle kinderlos starben. Der berühmteste der homburgischen Landgrafen ist Friedrich II. „mit dem silbernen Bein“, der brandenburgische Feldmarschall (1681 bis 1708), der in der Schlacht von Fehrbellin den Sieg des Großen Kurfürsten entschied und — in völlig freier poetischer Darstellung — in Heinrich von Kleists populärstem Drama verherrlicht ist. — Das Landgrafen-Denkmal, ein Werk des Berliner Bildhauers Fritz Gerth, ist in Form eines Obelisken gehalten, der auf Vorder- und Rückseite die Reliefbildnisse des letzten Landgrafen, Ferdinand, und Friedrichs, des Kleistschen „Prinzen von Homburg“, zeigt, auf den andern Seiten die Namen der übrigen homburgischen Landgrafen, Devisen und künstlerische Embleme trägt.



Phot. Alb. Hoffmann, Berlin

Das Landgrafen-Denkmal in Homburg v. d. H.
Entworfen von Bildhauer Fritz Gerth



Phot. Wilh. Müller, Bozen

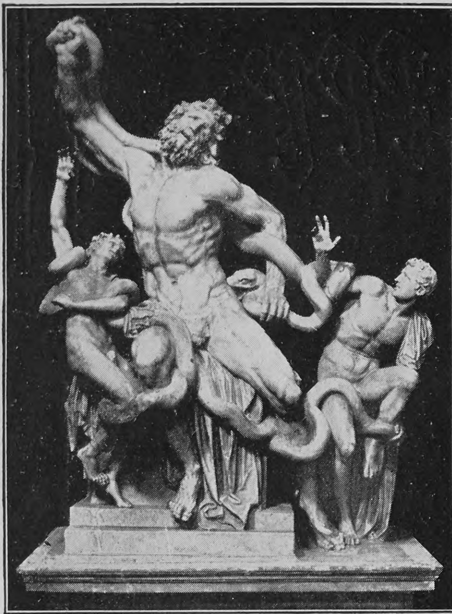
Das Bamberger Haus auf dem Fedajapaß

Über Land und Meer

Nr. 49



Rautendelein. Nach einem Gemälde von Luise Max-Ehrler



Die Laokoongruppe in der bisherigen Ergänzung



Das neuaufgefundene Stück, von rückwärts gesehen



Nach Einfügung des jetzt aufgefundenen rechten Armes des Laokoon

Der rechte Arm des Laokoon

Die unter den Kunstforschern so lange strittig gewesene Frage, wie die berühmte Laokoongruppe in der Vatikanischen Sammlung zu Rom richtig zu ergänzen sei, scheint nunmehr, nachdem gerade vier Jahrhunderte seit der Wiederauffindung des wunderbaren Kunstwerks vergangen sind, ihre endgültige Lösung gefunden zu haben. Professor L. Pollak vom Deutschen Archäologischen Institut in Rom fand unlängst bei einem der dortigen kleinen „scapellini“ unter den alten Marmorresten, die diese Art von Leuten anzukaufen pflegen, um sie wieder zu bearbeiten, das Fragment eines Oberarmes, das offenbar zu einer antiken Marmorstatue gehörte. Er erwarb es für das Institut, da er in ihm die so lange gesuchte Ergänzung der Laokoongruppe erkannt hatte. Das Stück gehörte allerdings nicht zu dem Originalwerk, sondern zu einer bis auf dieses Fragment leider verloren gegangenen Kopie desselben, die etwa um 1/9 kleiner als das Original ausgeführt war. Auch bei diesem scheint übrigens schon in alter Zeit einmal der rechte Arm abgebrochen zu sein, er wurde zwar wieder angesetzt, brach dann aber von neuem und ging für immer verloren. Wahrscheinlich erfolgte der erste Bruch, als man die Gruppe von ihrem ursprünglichen Aufstellungsorte auf der Insel Rhodus entfernte, um sie nach Rom zu schaffen. Der Arm war zuletzt mit einem Bronzestift angesetzt, wie das nach Professor Pollak aus einem bisher wenig beachteten Umstande, einem großen braunroten Fleck auf der rechten Schulter des Laokoon, hervorgeht. Der wiederaufgefundene Arm mißt in seinem oberen Teile 42 Zentimeter und in seinem unteren bis zu dem Gelenkansatz der verloren gegangenen Hand 31,5 Zentimeter. Er ist aus grobkörnigem parischen Marmor angefertigt (das Werk im Vatikan aus sogenanntem „Grecchetto“) und läßt seinem Vorbild gegenüber die Feinheit der Ausführung vermissen, wie er sich offenkundig als Arbeit eines oberflächlichen Nachbildners darstellt, der sich darauf beschränkte, die große Linienführung wiederzugeben. Auch dieser Arm war schon einmal zerbrochen und gibt sich als künstlich wieder zusammengeflickt zu erkennen. Hauptsache ist indes die Bestätigung, die wir durch das Fundstück dafür erhalten, daß im Original der rechte Arm zurückgebogen war und bis an den Kopf oder in dessen unmittelbare Nähe reichte, so daß die ganze Gruppe den schon früher vermuteten harmonischen Abschluß in Pyramidenform fand. Auch Teile der Schlange sind auf dem von Professor Pollak aufgefundenen Bruchstück erhalten. Wie sie erkennen lassen, schlang sich der Leib des Tieres von hinten um den Deltamuskel, wand sich um den ganzen Oberarm und bog sich dann zurück, um nochmals mit kräftigem Druck das Handgelenk zu umspannen und darauf wahrscheinlich mit seiner Spitze in der verloren gegangenen Hand zu verschwinden. Aehnlich dürfte im Original die Haltung des gleichfalls verlorenen rechten Armes des jüngeren Knaben gewesen sein, nur ging hier jedenfalls die Armhaltung nicht wie in der Overbeckschen Rekonstruktion vollkommen parallel mit der des Vaters, da das ebenso unschön wie unnatürlich gewesen wäre.

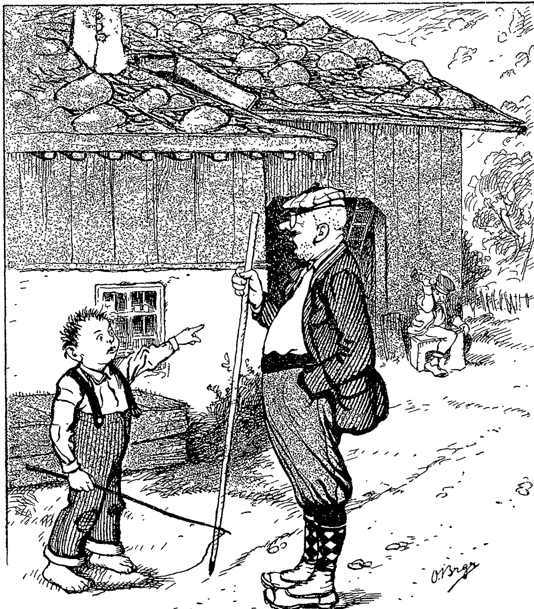
Literatur

Die großen internationalen Kunstausstellungen in München und Berlin haben dem deutschen Publikum im Laufe des letzten Jahrzehnts zwar auch mancherlei von der schwedischen Kunst der Jetztzeit vorgeführt, immerhin ist es doch in gewissem Sinne „Neuland“, das wir auf künstlerischem Gebiete betreten, wenn wir uns um eine eingehendere Kenntnis in dieser Hinsicht bemühen. So mag denn ein guter Führer für diesen Zweck, wie er sich in einem Buche von Georg Nordensvan „Die Schwedische Kunst des 19. Jahrhunderts“ darbietet, um so dankenswerter erscheinen (Leipzig, E. A. Seemann, gebd. 4 M.). Die Entwicklung, wie sie sich ausprägt in dem allmählichen Absterben der historischen Richtung und dem Erstarken der zunächst auf Errungenschaften des Auslandes fußenden, dann aber wirklich national sich auswachsenden realistischen Freilichtmalerei, ist klar und verständlich dargestellt. Ebenso auch das schließliche Eindringen wiederum neuer Ideen, die, aus dekorativen Forderungen hervorgegangen, neben der Verkörperung auf dem Gebiete der Malerei speziell auch ihren Ausdruck in der schwedischen Baukunst jüngster Zeit gefunden haben. Hundertundzwei gut ausgeführte Abbildungen, die auch dem Kenner vielerlei Neues bieten, ergänzen die textlichen Darlegungen in höchst instruktiver Weise. Das Buch bildet zugleich den fünften Band der nach Ländern geschiedenen „Geschichte der modernen Kunst“, die der genannte Verlag seit einigen Jahren herausgibt.

Silbenrätsel

In einem 1 kannst du ein 2 vollbringen,
Wenn freudig du dem stillen 1, 2 lebst.
Es wird dein Pflug ein 1, 2 schwerlich zwingen,
Wenn du den Arm zur Arbeit nicht erhebst.
Doch hast im 2, 1 du dein 1, 2 gut vollbracht,
So wird mit gutem Schlaf erquicken dich die Nacht.

Th. W.



Schöne Aussicht

Tourist: „Du, Kleiner, wohnt hier nicht ein Bader, bei dem ich mich rasieren lassen kann?“

Bube: „Jawohl — da drüben hockt er und dengelt 's Rasiermesser!“

Scharade

Trauernd sitzt die Maid zu Hause, auf den Wangen, auf den blassen,
Rollen schwere, heiße Tränen, denn ihr Schatz hat sie verlassen,
Um des Wortes willen hat er eine andre vorgezogen,
Ihre Feindin, die verhaßte, der sie niemals war gewogen.
Und sie sinnet düstre Pläne, will das Wort (getrennt) sich rächen,
Ihm und ihr will sie es lehren, was es heißt, ein Herz zu brechen.
Doch da naht die treue Mutter: „Mädchen,“ sagt sie, „sei vernünftig,
Hat der Böse dich verlassen, kommt ein Beßrer sicher künftig.
Der nur liebt, wo es ein Wort gibt, Mädchen, den kannst du verscherzen;
Solche Liebe wirkt wie 2 nur, man muß lieben 1 dem Herzen.“

Dr. Sch.

Zweisilbige Scharade

Die erste schließt im Stall man ein,
Von ihrem Fleisch gern ess' ich;
Stets männlich muß die zweite sein:
Das Ganze ist der Essig. Dr. K. K. v. Fr.

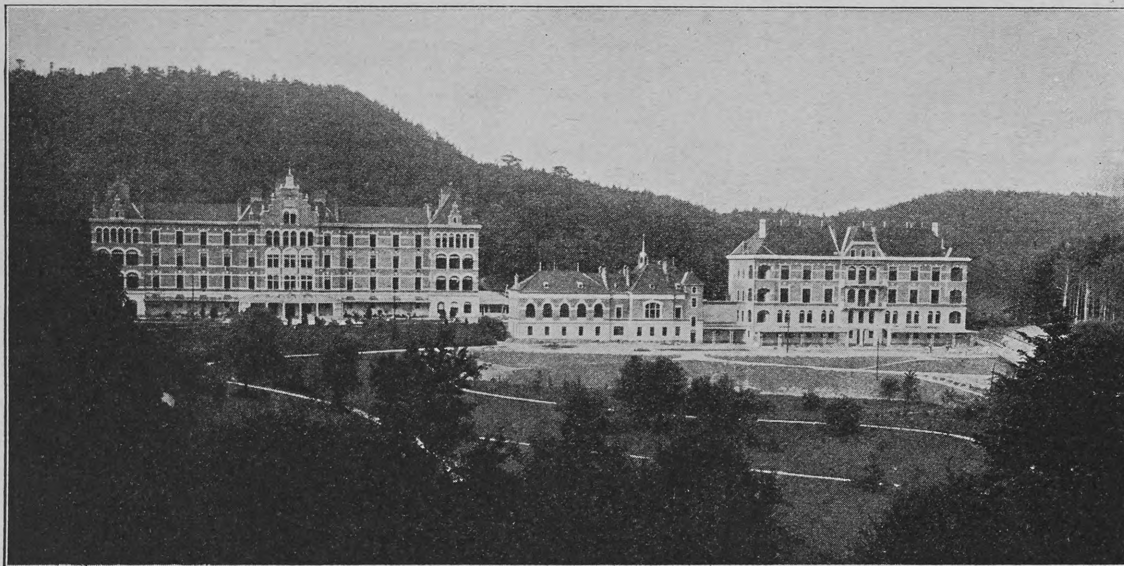
Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1138:

Der Scharade: Angeführt.
Des Buchstabenrätsels: Ruben, Rubel.
Des Arithmogriphs: Sehne — Pech — Inn — Ceres — Heine — Eisen — Ries — Niere.
„Spichern.“
Des Rätsels: Nagel.

Richtige Lösungen sandten ein: Frau A. Krüger in St. Louis; H. H. H. in Elde (Holland); Scheik Mohamed Emin in Dresden (2); Stammtisch „Baas Kaels“ im Aachener Brauhaus (2); „Freya“ in Halberstadt (4); „Maus und Muki“ in Hamburg-Uhlenhorst (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (2); Sally und Max Ehrenberg in Creglingen; Frau Rosa Hechinger in München (3); Lisa aus Zürich, zurzeit in Bern (2); „Archibald Nußknacker“, zurzeit in Marein im Mürztal (4); „Fröhlich Pfalz“ in Kaiserslautern (4); „Sonnenblume“ in Heilbronn (2).

Eine Heilstätte für Lungenkranke

Am 18. August dieses Jahres wurde ein neuer Pavillon der seit 1897 in Wirksamkeit stehenden Heilanstalt Alland eröffnet. Diese an den Abhängen des Wiener Waldes bei Baden-Wien herrlich gelegene Heilanstalt für Tuberkulosekranke — die erste und bedeutendste in Österreich — hat nun ihre segensreiche Tätigkeit erweitern können und damit den Beweis für das enorme Bedürfnis nach derartigen Heilstätten erbracht. Tausende suchen im Jahr dort Hilfe, denn es gibt eben noch kein besseres Mittel zur Bekämpfung der Tuberkulose als die Heilstättenbehandlung, die, wie es bei Aerzten und Publikum immer mehr durchdringt, bei nicht zu vorgeschrittenem Krankheitsstadium und rigoroser Durchführung der Behandlung auch vollständige Ausheilung der Lungentuberkulose fast mit Sicherheit herbeizuführen vermag. Tatsache ist, daß es den Heilstätten vorbehalten war, die Frage der Heilbarkeit der Tuberkulose definitiv zu entscheiden, womit auch die ganze Taktik des Kampfes gegen den furchtbaren Feind eine wesentliche Aenderung erfahren hat. Bis zu Ende des Jahres 1905 haben in Alland 2645 Patienten Aufnahme gefunden, wovon 1908 ihre volle Erwerbsfähigkeit wieder erlangten, ein sprechender Beweis für den Erfolg der Heilstättenbehandlung. Der neue Pavillon, der zu den bisherigen 149 Betten noch für 68 Patienten Raum geben wird, ist selbstverständlich nach den neuesten hygienischen Erfahrungen, insbesondere denen auf dem Gebiete des Heilstättenbaues, errichtet und ausgestattet. So nimmt denn die Anstalt trotz der niedrigen Verpflegungskosten — 3 beziehungsweise 6 Kronen täglich, was ein ständiges, immer aufs neue durch großartige Wohltätigkeitsfeste und durch hochherzige private Schenkungen gedecktes Defizit bedeutet — dank der Munifizenz des Kaiser-Protektors und andrer werktätiger Menschenfreunde eine hoffnungsvolle Entwicklung. **St. G.**



Die Heilanstalt Alland an den Abhängen des Wiener Waldes bei Baden-Wien, rechts der neue Pavillon



Phot. Albert Hoffmann, Berlin

Prinz Eitel Friedrich (X) und Oberpräsident von Windheim



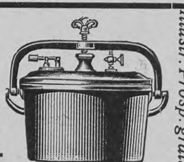
Phot. Peter Flum, Weilburg

Aus dem historischen Festzug zur Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg

Die Tausendjahrfeier der Stadt Weilburg

Die Tatsache, daß im Jahre 906 zum ersten Male die heutige Stadt Weilburg — damals eine Feste, Wilineburch — aus dem Dunkel der Vergangenheit auftaucht, gab der reizend gelegenen Lahnstadt Veranlassung, in diesem Sommer, am 18. und 19. August, das Fest ihres tausendjährigen Bestehens zu feiern. Von 993 bis 1195 gehörte Weilburg den Wormser Bischöfen, denen Kaiser Otto III. es geschenkt hatte; dann kam es, erst als Pfand, 1294 aber definitiv an das nassauische Grafengeschlecht und wurde nach und nach der Hauptort Nassaus. Ein stattliches Schloß, malerisch über der Stadt aufragend, war jahrhundertelang Sitz der Fürsten von Nassau-Weilburg. 1866 kam Weilburg, mit dem übrigen Herzogtum Nassau, an Preußen. Es ist eine kleine, aber blühende, freundliche Stadt, die ihren tausendsten Geburtstag so würdig und glänzend feierte, wie es viele ihrer größeren und jüngeren Schwestern in Deutschland auch nicht besser könnten. Der erste Tag der Feier fand seinen Höhepunkt in einer glänzenden Illumination, der zweite, zu dem an Stelle des ursprünglich angesagten Kronprinzen Prinz Eitel Friedrich eingetroffen war, brachte als Hauptnummern ein ergreifendes Festspiel, von Dr. Spielmann (Wiesbaden) verfaßt, das im efeugrünen Schloßhof zur Aufführung kam, und einen imposanten Festzug, von Kunstmaler Ohlsen sorgfältig und kunstsinnig arrangiert. — Prinz Eitel Fritz, der im Schlosse als Gast des Großherzogs von Luxemburg sein Absteigequartier genommen hatte, reiste noch am Sonntag abend wieder ab; die Festlichkeiten fanden erst am folgenden Tag mit einer Reihe volkstümlicher Veranstaltungen ihren Abschluß.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten



Kunst

Die Bildgießerei A.-G. vormals H. Gladenbeck & Sohn in Berlin-Friedrichshagen hat über Bronzeabgüsse nach Werken der Kleinplastik alter und neuer Zeit einen großen illustrierten Katalog erscheinen lassen, den Interessenten leihweise gegen einen Einsatz von 10 Mark erhalten können, die bei Erteilung eines Auftrags oder aber auch bei Wiedereinsendung des Kataloges zurückvergütet werden. Was die Auswahl der in dem Verzeichnis in stattlicher Zahl vorgeführten Bildwerke angeht, so kann man sagen, daß die Gießerei es mit Geschmack und Geschick verstanden hat, sich neben der landläufigen Zierplastik, wie sie einem anspruchsloseren Publikum zusagt, gute, künstlerisch hochstehende Entwürfe zu sichern, die auch dem ernsteren Kunstfreund Genuß bereiten können. Nicht jeder wird vielleicht schon wissen, daß beispielsweise Klingers Badende, desselben Künstlers Kassandra, dann Geygers Bogenschütz, die in dieser Nummer abgebildete Schwerttänzerin von Adolf Brütt, Manzels Abendlied, Breuers Frühling, Levis Kugelspieler, um nur einige der bedeutsamsten Erwerbungen der letzten Jahre zu nennen, in ihren tadellos ausgeführten Bronzeabgüssen verschiedener Größe dem Kunsthandel durch die genannte Firma übergeben worden sind. Wie sehr nun aber gerade erlesene Werke der Kleinplastik zur Dekoration von Wohnräumen einem verwöhnteren Geschmack entgegenkommen, kann nie genug betont werden. Allerdings ist dabei für Unkundige zu bemerken, daß echte Bronzen bekanntermaßen nicht gerade billig zu nennen sind.

Mitteilungen aus der Schachwelt

Auch Deutschland hatte in diesem Jahre sein großes internationales Meisterturnier, nämlich bei Gelegenheit des 15. Kongresses des Deutschen Schachbundes, der vom 22. Juli bis 12. August in Nürnberg abgehalten wurde. Das ursprünglich geplante Champion-(Weltmeister-)Turnier wurde wegen zu geringer Beteiligung fallen gelassen und mit dem Meisterturnier vereinigt, dessen Preise entsprechend erhöht wurden und welches schließlich 17 Teilnehmer zählte. Von den mitspielenden Weltmeistern schnitten zwei, bezüglich deren man allgemein die größten Erwartungen gehegt hatte, nämlich D. Janowski-Paris und Dr. S. Tarrasch-Nürnberg, sehr schlecht ab; ersterer gewann mit Mühe und Not im ganzen 4 (von 16) Partien und errang gemeinsam mit einem andern Teilnehmer den letzten beziehungsweise vorletzten Platz, während Dr. Tarrasch (7½ Gewinnpartien) mit E. A. Snosko-Borowski-Petersburg und M. Vidmar-Laibach den 9. und 10. Preis teilte. Der 1. Preis im Betrage von 2500 Mark fiel an F. J. Marshall-New York, der 12½ Partien gewann; der 2., 1500 Mark, an O. Duras-Prag (11 Gewinne); der 5., 500 Mark, an M. Tschigorin-Petersburg (10); der 8., 150 Mark, an den jungen Berliner Meister E. Cohn (8 Gewinne), der zum ersten Male an einem solchen Turnier teilnahm; der 3. und 4. Preis, 1000 und 850 Mark, wurden zwischen L. Fleischmann-Budapest und K. Schlechter-Wien (je 10½), der 6. und 7., 400 und 250 Mark, zwischen G. Salwe-Lodz und H. Wolf-Jägerndorf (je 9½) zu gleichen Teilen geteilt.

Schachbriefwechsel

J. B. in Hedewigenkoog. Nr. 17 lösten Sie nicht ganz richtig; Ihr Zug 1. Lg8—b3 scheitert an Kf5—e4 2. d4—d5 a3—a2! Da dieser letzte Zug unmöglich gemacht werden muß, so liegt die Verbesserung auf der Hand.

E. C. in Heidelberg. Zu Nr. 16 fanden Sie eine vom Verfasser nicht beabsichtigte Lösung durch 1. Db2—b4† Kc4×d5 2. Db4—c4† Kd5—d6 3. b7×c8S matt.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Rudolf Wittek in Fiume zu Nr. 15; J. B. in Hedewigenkoog zu Nr. 16; Lambert Einspieler und Ernst Trattnigg in Laibach (gemeinsam) zu Nr. 16 und 17; Dr. E. L. in Graz zu Nr. 16, 17 und 18; F. Schneider in Wiesbaden zu Nr. 17; H. Menzel in Hamburg-Borgfelde zu Nr. 17 und 18.

Aus Bädern und Kurorten

Immer mehr dringt die Erkenntnis durch, daß die physikalisch-diätetische Heilmethode gegen viele der modernen Krankheiten die sichersten Erfolge bringt. Die hierbei in Betracht kommenden natürlichen Heilfaktoren sind Luft, Licht, Wasser, Bewegung und rationelle Diät. Bezüglich der sehr wichtigen Luftbäder wird vielfach noch irrtümlich angenommen, daß sie nur im Sommer möglich sind. Demgegenüber ist zu bemerken: Gerade die reine, anregende Herbstluft macht die Luftbäder gegen viele Leiden besonders heilkräftig, um so mehr, wenn damit eine Obst- und Traubenkur sowie milde Wasseranwendung verbunden werden. Durch seine geschützte Höhenlage und entsprechende innere Einrichtung, Zentralheizung, elektrisches Licht, große Gesellschaftsräume und so weiter besonders geeignet für eine solche Kur erscheint das Sanatorium Oberwaid bei St. Gallen (Schweiz), in dem Sonnenbäder bis Ende Oktober und Luftbäder während des ganzen Winters von zahlreichen Kurgästen genommen werden. Ein zu dieser Anstalt gehörender umfangreicher Waldpark bietet ferner Gelegenheit für Terrainkuren, ausgedehnte Obstpflanzungen stehen für Obst- und Traubenkuren zur Verfügung, ebenso alle Heilmittel der wissenschaftlich begründeten Naturheilmethode. Für die Wintermonate gelten als Spezialität von Oberwaid Abhärtungs- und Wintersportkuren, mit denen besonders bei Nerven- und Verdauungsleiden gute Erfolge erzielt wurden.

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Lebensfrühe

Die Geschichte eines Knaben

Von

Margarete von Oertzen

(Fortsetzung)

Hans saß allein. Eine Weile beobachtete er noch das Spiel der Wolken am Nachthimmel, bis diese verschwunden waren, man wußte nicht, wohin — als habe die Erde sie aufgesogen. Der Mond war nun Herr.

Durch die geöffnete Salontür klang leise Musik. Die Töne eines bekannten Walzers von Waldteufel: die Sirenen.

Auf den Gartenwegen wandelte die Gesellschaft in einem Zustande von Verzücktheit — Bowle, Dunkelheit und Mondschein hatten ihre Zauberwirkung ausgeübt.

„Ich dachte, etwas Musik würde nicht schaden," lispelte Frau von Baldenstein, „und da habe ich einen Klavierspieler bestellt. Bedingung: er muß im Dunkeln spielen. Man darf keine Tasten, keinen Kasten und keinen Mann im schäbigen Rock sehen. Er ist kein gewöhnlicher Tapeur. Sie hätten sehen sollen, wie er gleich auf meine Idee einging!"

Man schwärmte, man schloß die Augenlider. Einer war, der bei den allerersten Tönen wie

Kinderbildnis. Nach einem Gemälde von Ludwig von Zumbusch

elektrisiert auf die Füße sprang — dieser eine war Hans. Es überlief ihm siedend heiß, dann eiskalt. Sein Herz klopfte im Sturm.

Die Hand kannte er, die einen so seltsamen Klang dem dünntönigen Klavier zu entlocken vermochte ... so spielte nur ein Mensch auf der Welt ...

Dem Jungen wurde es eng um die Brust. Unbekümmert um die Lustwandelnden, die ihn spöttisch lächelnd mit Blicken verfolgten, stürzte er die wenigen Stufen zur Veranda hinan, von da in das dunkle Zimmer.

Festgebannt blieb er stehen. Der Klavierspieler wandte sich ...

„... Junge ...! Du ...?!"

„Herr Meyer-Stribensky! Herr Meyer-Stribensky! Ich — ich habe Sie am Spiel erkannt ..."

„Nach drei langen Jahren? Und an dem Schundzeug, an dem ich mich für schnöden Mammon versündige?"

Hans sah in sein Gesicht, das vom Mondschein matt beleuchtet wurde. Es war nicht mehr so rosig und voll wie früher, aber feiner und doch kräftiger.

„Ich hätte Sie erkannt und wenn Sie die Holzauktion gespielt hätten," erklärte Hans fest. „Und o, Herr Meyer-Stribensky — spielen Sie auf der Stelle ein einziges Mal: Winterstürme wichen dem Wonnemond — aber sagen Sie gar nichts!"

Es zuckte wie Rührung über des jungen Mannes Züge. Leise intonierte er Siegmunds Liebeslied aus der Walküre.

Hans hatte sich flach auf den Boden gelegt mit geschlossenen Augen. Herr Meyer-Stribensky brach ab bei Sieglindes Antwort.

„So ist es möglich, du hast den verrückten Kauz, Meyer-Stribensky genannt, nicht vergessen?"

„Nein," sagte Hans mit einem tiefen Atemzug, „ich bin nachher nie wieder froh geworden."

„Junge, das ist 'n Wort — dafür bist du zu jung," rief Herr Meyer-Stribensky erschrocken. „Und vor allen Dingen erzähl mir mal deinen Lebenslauf bis heute. Ich möchte fast sagen — Stümper haben an diesem Menschenkind ihre Kunst versucht —"

Und Hans erzählte. Er schüttete sein Herz aus, während sein ehemaliger Erzieher, die Ellbogen auf die Tasten gestützt, das Auge auf den blonden Knaben geheftet, mit gefalteter Stirn lauschte. Nichts blieb ihm vorenthalten. Selbst nicht das Katzenabenteuer. Daran war eben doch das schlimmste, daß sein künftiger Klassenlehrer, der junge Doktor Lindemann, infolge dieser dummen Geschichte sehr gegen ihn voreingenommen war, wie Tante Lindemann aller Welt versicherte.

„Hm, das ist freilich verflucht dumm," brummte Herr Meyer-Stribensky. „Ich kenne Lindemann. Vor allen Dingen, Junge — niemals kleine, harmlose Betrügereien mit Zetteln und dergleichen — er ist darin verflucht eklig."

Hans reckte und dehnte sich und stand vom Boden auf.

„O, jetzt hab' ich wieder Mut. Es ist nur, wenn man keinen Menschen hat —"

„Du hast doch deinen guten Vater."

„Der ist eben zu gut. Er sieht mich immer so schrecklich traurig an, wenn ich etwas angestellt habe. Das tut mehr weh, als wenn er mich verhaute. Udo sagte neulich, sein Alter habe ihn so verhauen. Ich sagte aber: „Sei froh!"

„Udo — das ist wohl der geschniegelte Bengel, der auf tausend Schritte nach dem Toilettentisch seiner Mutter riecht? Vor der Sorte warn' ich dich, mein Freund! Das ist die niedriggestirnte Sorte, die im Schädel eine Puderquaste hat statt des Gehirns. Die Sorte versagt immer, wo es gilt — das ist Ramschware, mein Junge, aus dem billigen Basar, und die Existenz dieser Leute ist unlauterer Wettbewerb!"

„Aber warum spielen Sie dann hier?"

Herr Meyer-Stribensky lachte und fuhr sich mit der Hand durch das dichte Haar.

„Das ist die Charakterlosigkeit des ehrlichen Kämpfers ums tägliche Brot. Wie du mich hier siehst, Hans, in Lebensgröße, bin ich erst vorige Woche aus Berlin hierhergekommen, um mich zu erholen. Die geringen Reisekosten zu bestreiten, bin ich Bänkelsänger, lustiger Musikante geworden. Man muß auch das können. Auch ich lasse, wie mein verehrter Kollege am Nil, manches Krokodil tanzen, dafür wird aber eine Zeit dämmern — und der selige Morgen ist schon nah —, wo ich vor wirklichen Menschen, einer Versammlung von atemlos harrenden, genießenden Gottesgeschöpfen meinen Siegfried zum Sein erwecke — mit meiner Stimme, mit meiner Seele ..."

„Herr Meyer-Striebensky — Sie hätten — Sie wären —"

„Ja, ich hätte, ich wäre. Ich hab' mich ausbilden lassen. Nächsten Winter trete ich in Berlin zum erstenmal auf. Mein kleines Kapital ist verbraucht, aber was tut das? Ich hab's doch durchgesetzt."

Hans war ganz scheu geworden vor grenzenlosem Respekt.

„Sie haben nicht mal was zu trinken!" rief er plötzlich.

„Mein Lehrer hat mich zwar vor dem üblichen Tenordurst gewarnt, aber allerdings — so ein Glas Bowle —" er schnalzte mit der Zunge. „Ha, ha, ha! Weißt du, was mein Lehrer sagte? Der Teufel hat dem Tenor einen Schwamm als Patengeschenk in die Wiege gelegt, weil ihn die himmlischen Töne, die Gott ihm geschenkt, in seiner Hölle nicht ruhig schlafen lassen. Um die Töne zu ersticken, erfand er den Schwamm, und der unglückliche Sänger muß nun trinken und trinken, bis der Schwamm vollgesogen ist und die himmlischen Töne erstickt sind. Der Tenor wird dann rund wie ein Faß, und darum gibt es so viele fette Tenore. Siegfried auf seinem Schilde gleicht alsdann einem angerichteten Festbraten, den höchstens noch die Kritiker auffressen — das Publikum beißt nicht mehr an. Ja, und darum sprach mein Professor — wenn er gut gelaunt ist, sagt er ‚du': ‚Mein Sohn — saufe nicht! Denke an den Tenordurst!'"

Hier verstummte er, denn ein Schatten fiel quer über den breiten Streifen Mondlicht.

Es war die zarte Frau von Baldenstein mit dem ewigen Lächeln. Hans wurde nicht von ihr bemerkt. „Warum spielen Sie nicht?" fragte sie ziemlich barsch. „Sind Sie eingeschlafen?"

Herr Meyer-Stribensky schlug statt jeder Antwort ein paar Akkorde an. Unter seinen schlanken Händen entwickelte sich — zierlich fugiert nach Bach, um endlich in Mozartschen Stil überzugehen — die ... „Gigerlkönigin"!

„Ist das Beethoven?" fragte die Frau des Hauses noch.

„Ja. Sein Allerneuestes."

Frau von Baldenstein rauschte von dannen.

„Komisch," sagte der Major beim elften Glase Bowle, „diese Melodie kommt mir riesig bekannt vor ..."

„Beethoven," sprach seine Frau und spitzte lieblich den Mund. „Und da heißt es, er sei schwer zu verstehen. Ich finde, er hat so was Populäres!"

Herr Meyer-Stribensky phantasierte nun und plauderte derweilen mit Hans.

„Junge, eines mußt du mir heilig geloben: Laß dich nie ins Bockshorn jagen. Mit zwölf Jahren, zum Teufel, ist einer doch schon ein Mensch! Bist du auf Schule, so mach dir genau deinen Vers — nach dem und dem Prinzip will ich leben und handeln. Nicht schwanken und abhängig sein, vor allem nicht andre Schüler nachäffen, ich meine damit, nicht werden wollen, wie dieser oder jener ist, sei's auch im Guten. Sorge dafür, daß jeder Respekt vor dir hat und haben kann und daß du der ganzen Welt offen ins Auge schauen darfst. Nur nicht sich schämen müssen, Junge, nur nie sich schämen müssen!"

Hans lehnte am Fenstersims und hörte andächtig zu.

Die alte Stadtuhr schlug zehnmal, um die Stunde mußte er nach Hause.

Herr Meyer-Stribensky erhob sich und klappte den Klavierdeckel zu. „Ich geh' mit dir, mein Junge. Deinen Vater muß ich begrüßen, er ist freundlich zu mir gewesen, als ich gerade gar nicht wußte, was mit mir anfangen. Komm, meine Zeit hier ist ohnehin zu Ende —"

So geschah es, daß beide durchbrannten, Hans, ohne Abschied von seinen Gastfreunden zu nehmen, Herr Meyer-Stribensky ohne Honorar.

Sie wanderten über den stillen Marktplatz im Schatten der hohen Giebel — und Hans sagte plötzlich: „Es ist doch recht schön hier, das habe ich gar nicht gewußt."

„Das macht, weil ich da bin," scherzte Herr Meyer-Stribensky. Im Grunde seines Herzens ahnte er, daß dies tatsächlich der Fall war.

In der Nacht brannte lange Licht im Eichnerschen Hause. Die Gärten schliefen, der Mond wurde immer größer — und vier geistesverwandte Menschen, die so recht eigentlich zusammengehörten, fingen, wie Herr Meyer-Stribensky einst gesagt, die goldenen Tropfen des Glückes in ihrer Hand auf.

*

Aber am nächsten Tage schon huschte ein kleiner böser Kobold von Haus zu Haus, von Mund zu Mund. Er entsprang den lächelnden Lippen der zarten Frau von Baldenstein und machte seine Runde durch die Stadt. Udos Mama, die sich ihres Sohnes Klassenlehrer gern warm hielt aus guten Gründen, überschüttete Tante Lindemann stets mit Aufmerksamkeiten aller Art. So packte sie eine halbe Torte in Seidenpapier und besuchte die Tante, die Murrjahn auf dem Schoße hielt und sich trotzdem gerade langweilte.

Nachdem Murrjahn für „süß" erklärt und über den mürrischen Dickkopf gestreichelt war, ließ sich der Kobold wie folgt vernehmen:

„Ja, denken Sie nur — meine Teure — der kleine Eichner hat sich wieder einmal entpuppt. Mein Mann mußte ihn natürlich einladen — er hat oft eine solche Vorliebe für das Rohe, wie viele Militärs —, und was tut der Bengel? Schleicht sich zu dem von mir bestellten und bezahlten Tapeur, der eine Art herumziehender, vagabundierender Musikant ist, bleibt den ganzen Abend bei dem Menschen sitzen und läuft schließlich mit ihm ohne Abschied davon, wer weiß, wohin! Das sind denn doch sehr bedenkliche Neigungen, und ich bin außer mir, daß mein Mann hierin nichts findet und Udo den Umgang mit dem Jungen nicht untersagen will!"

„Ei, ei," sprach Tante Lindemann und setzte den Kater zu Boden, „das ist ja einfach haarsträubend! Da muß ich doch Alfred einen Wink geben, solch einer verdirbt oft eine ganze Klasse — mit einem Vagabunden, sagten Sie, Verehrteste?"

Frau von Baldenstein zuckte die Achseln und lächelte vielsagend. Bald darauf empfahl sie sich. Sie hatte an diesem Vormittage noch sehr viele Visiten vor.

Doktor Lindemann lieh den Berichten seiner Tante nur ein halbes Ohr — scheinbar.

Trotz seiner verhältnismäßig jungen Jahre war er im Dienst der Schule schon etwas nervös und gallig geworden, hatte einen beinahe kahlen Kopf und eine aufwärts gestülpte Nase. Von einer fast krankhaften sogenannten Gerechtigkeitsliebe beseelt, war er berüchtigt dafür, bei jedem noch so geringen Anlaß große Generaluntersuchungen zu veranstalten, die entweder mit der Bestrafung des Delinquenten oder im Falle der Nichtentdeckung mit der Bestrafung der ganzen Klasse endigten. Allenthalben witterte er Böses, seltsamerweise nur da nicht, wo es wirklich zu finden war. Den Namen „Hans Eichner" versah er auf seiner Schülerliste mit einem dicken schwarzen Strich.

Zuletzt gab es nur eine Familie in den maßgebenden Kreisen der Stadt, die von der Affäre des Bowlenabends und ihrer böswilligen Auslegung nichts verlauten hörte — und das war die Familie Eichner selbst. Teils konnte man ihr das zum Unglück rechnen, denn so fraß das Gift unbehindert und unaufhaltsam weiter; teils aber entschieden zum Glück, denn Herrn Eichners Gesundheitszustand ließ jetzt sehr viel zu wünschen übrig und wäre neuen Nergeleien und neuem Aerger nicht gewachsen gewesen.



Ulanenpatrouille

Nach einem Gemälde von Carl Röchling

Er saß mit seltsam hellen, klaren Augen stundenlang regungslos in seinem Stuhl, und seine Stimme klang von Tag zu Tag leiser. Jeder laute Ton tat seinem Herzen weh, und Großmama mußte wieder daran denken, wie er es einst eine Glasglocke genannt.

Das Leben draußen focht ihn wenig an, er hatte nur noch ein Interesse: seinen Jungen.

Großmama war auf der Wacht. Häufig in den Nächten schlich sie auf Strümpfen bis zur Schlafzimmertür ihres Sohnes und legte gespannt das Ohr ans Schlüsselloch. Wenn er sich bewegte oder räusperte, kroch sie beruhigt in ihr warmes Bett zurück.

‚Es herbstet!‘ dachte sie, ‚ja, ja, es wird Herbst. Wenn's nur schon wieder Frühling wär'!‘

Die Jahreszeit stand im Zeichen des Vergehens.

*

Das war eine merkwürdige Sekunde gewesen, in der Hans stramm aufgerichtet unter seinen Mitschülern den ersten musternden Blick seines Lehrers auf sich ruhen fühlte. War ihm doch, als verweilten diese kohlschwarzen, etwas stechenden Augen besonders lang auf seiner kleinen, unbedeutenden Person.

Er entsann sich Herrn Meyer-Stribenskys Rat: „Immer offen und gerade anschauen!“ und erwiderte so den Blick des Doktor Lindemann. Der runzelte unmerklich die Stirn und kommandierte: „Setzen!“

Der Unterricht begann. Hans war mit Feuereifer dabei und wurde wieder vom Lehrer besonders scharf ins Zeug genommen mit Kreuz- und Querfragen. Udo Baldenstein, der seinen Platz neben Hans hatte, wurde nur so gestreift, gewissermaßen im Vorübergehen; auch gab er konfuse Antworten, obwohl er repetierte, und spielte fortwährend mit allen möglichen Dingen, als da sind Messer, Gummi, ein Endchen Schnur.

In der Erholungsviertelstunde tobte alles auf den Hof. Hans biß mit dem ihm eignen Appetit einen Apfel an und warf dann das Gehäuse fort — gerade vor die Füße seines Lehrers, der unbemerkt hinter ihm gestanden war.

„Du mußt dir bessere Manieren angewöhnen, Hans Eichner,“ sagte er mit mehr Zornbeben in der Stimme, als nötig war.

Hans erstarrte förmlich und wurde feuerrot. Die lächerliche kleine Episode verdarb ihm die ganze Freude am ersten Schultag. Er wußte sich nicht mehr zu helfen, und die Lust am Spiel der andern war ihm gründlich vergangen. So setzte er sich unter den mächtigen Ahornbaum, der seine herbstlich rotbelaubten Aeste beinahe zur Hälfte über den Hof breitete, und sah ihnen zu.

Wie das lachte und rannte und sich balgte! Seine ganze Klasse vollführte einen Heidenlärm — jetzt fielen sie über Udo her und entrissen ihm seine langbebänderte Schottenmütze unter mörderlichem Geschrei. Das sehen und Udo beispringen, war für Hans das Werk eines Augenblicks. Er teilte einige wohlgezielte Püffe aus und eroberte so das Streitobjekt, das er hoch durch die Luft schwang.

„Hurra!“ schrie die wilde Bande, „Eichner hat sie, hurra!“ Die Besiegten nahmen mit diesem Ruf den „Neuen“ formell als Genossen auf und tanzten eine Art Indianertanz um ihn herum. Der größte Raufbold der Klasse, Müller II mit Namen, trat auf ihn zu: „Laß mal deine Muskeln sehen. Fühl mal meine! O, ich trainiere mich aber auch! Ich turne, ich schwimme, ich rudere, ich fahre Rad, hab' schon zwei Preise!“

„Famos!“ sagte Hans anerkennend und besah ihn ungeniert vom Kopf bis zu den Füßen.

Müller II verbreitete einen penetranten Gummigeruch, wie viele Leute, die sich unausgesetzt mit ihrem Fahrrad beschäftigen und förmlich die Manie haben, es fortwährend zu putzen und die Pneumatiks aufzupumpen. Natürlich trug er sich ganz sportsmäßig: Wollenhemd, Zwickelstrümpfe, Lodenjacke, Pumphose. Mit beinahe vierzehn saß er noch in Quarta, denn sein Papa war gar nicht ehrgeizig und war mehr für Leibesübungen als für die des Geistes. Ein kräftiger, elastischer, widerstandsfähiger Körper — das war für ihn der Inbegriff alles irdischen Glückes — und so ganz unrecht hatte er darin nicht.

Müller II merkte, daß er Eindruck auf Hans machte und fuhr fort: „Ich trinke nur Milch und esse kolossal viel. Ich hab' schon mal mit einem gewettet und sechs Paar Knackwürste und sechs Brötchen gegessen. Kannst du das?“

„So viel wohl nicht,“ gestand Hans, „aber Hunger habe ich auch immer; ich bin immer nur fünf Minuten satt, dann geht's wieder los, und meine Großmama und mein Vater meinen, das sei eine schlechte Angewohnheit, und setzen mich jetzt auf schmale Kost. Ich soll nur Obst und Brot und ganz wenig Fleisch kriegen.“

Der andre lachte gutmütig. „Kennen wir. Aber man hat so seine Mittel, sich schadlos zu halten —“

„Wieso denn?“

„Wirst es schon noch lernen. Da gibt es tausend Dinge. Du Küken, du kommst wohl vom Lande?“

Hans bejahte.

„Na, dann paß nur auf hier in der Schule, daß dir keiner die Butter vom Brote nimmt. Halt dich nur an mich. Und sei kein Philister, sonst bist du gleich drunter durch.“

Er pfiff durchdringend und deutete dann mit dem Daumen rückwärts.

„Wie er wieder aussieht, der Ritter Udo von der traurigen Gestalt! Wie ein Milchbrot, das im Backofen nicht aufgegangen ist. Grau und teigig, egittegitt!“

„Du darfst so nicht sprechen, er ist mein Freund,“ sagte Hans schüchtern.

„So? Na! Meine herzliche Kondolation. Du wirst es schon noch merken. Hat sich das Nilpferd mal wieder einen ehrlichen Kerl aufgegabelt? Paß auf! Der hat 'ne gesunde Abneigung gegen selbstgeschriebene Aufsätze und selbstgelöste Rechenexempel. Da ist er schlau drin wie ein Fuchs. Glaub mir nur — ich bin sozusagen das bemooste Haupt der Klasse — und wenn du kannst, spuck dem verfluchten Kerl auf die Stiebel.“

Hans war sehr gedankenvoll geworden, erinnerte er sich doch des Ausspruchs, den Herr Meyer-Stribensky damals getan. Aber Udo hatte ihm nie Böses zugefügt. Es war häßlich von ihm, Böses über ihn anzuhören. In dem Sinne sprach er sich jetzt aus.

Müller II faltete die Hände.

„Du bist viel zu grundanständig für die Schule,“ sagte er weise. „Da muß einer frech und rücksichtslos sein, sonst fressen ihn die andern Jungens auf — wer hat mir aus purer, gemeiner Bosheit einen Nagel in mein Pneumatik gesteckt? Das war letztes Jahr! Niemand anders als Udo Baldenstein. Da kriegte ich ihn zu fassen, daß er mehr schlotterte, als mein Pneumatik, und habe ihn mit der Luftpumpe verhauen, daß auch von der die Stücke flogen. Jetzt hab' ich Ruh'. Da läutet's. Adieu so lange. Apropos — gib acht — der Kerl schreibt ab von seinem Nebenmanne.“

Müller II war verschwunden. Hans sah ihn später in der Klasse wieder, als der letzten einen.

Um zwölf Uhr, nach Schulschluß, wartete Udo seinen Freund zum gemeinschaftlichen Nachhauseweg ab. Er sah blaß und gelangweilt aus und ermunterte sich erst, nachdem sie hundert Schritte marschiert waren.

„Aber wohin gehst du denn?“ fragte Hans, „wir müssen doch nach rechts?“

„Du!“ höhnte Udo, „du bist wirklich zu naiv. Die Töchterschule liegt doch in der Allee links. Und das weißt du doch, daß alle Gymnasiasten immer da vorbeigehen. Siehst du die drei Primaner mit den Tennisrackets? Die holen ihre Schwestern ab. Die andern zwei haben keine Schwestern. Die meisten warten auf Aimée Lamberti. 's ist ja nichts dabei. Komm nur, schnell, sonst kommen uns andre zuvor.“

Hans wußte nicht, wie ihm geschah. Er folgte Udo mechanisch. Nein, dabei war nichts, was sollte dabei sein? Da lag das große, helle Gebäude in der prallen Mittagssonne, und auf dem weiten, gelbkiesigen Platze wimmelte es von unzähligen kleinen und größeren bunten Menschenkindern.

Vier entzückende Achtjährige, sehr elegant und einfach gekleidet, stolzierten wichtig und kichernd, aber völlig unbeachtet von der männlichen Jugend an den Herren Schülern vorüber. Dann kamen die Backfische — mit hängenden Zöpfen oder den Versuchen einer hochmodernen Frisur à la Jugend —, sie blickten nicht nach rechts und nicht nach links, denn sie hatten höhere Aspirationen und sparten ihr Lächeln bis zur Kaserne auf, an der sie ebenfalls vorbei mußten. Die waren schon leutnantsreif. Um so mehr wurden sie von der Oberprima angeschwärmt. Die Schülerinnen der Selekta, die „Kinder so schrecklich gern hatten“, nickten hin und wieder einem dünnen Quintanerchen zu, das sich in eine ältliche Lehrerin vergafft hatte.

„Dort ist ja Müller II!“ sagte Hans beinahe erleichtert.

„Ja, das Sportsmonstrum wartet auch auf die Tropin!“ Das Wort „Tropin“ hatte Udo erfunden und tat sich etwas darauf zugute.

„Sportsmonstrum darfst du nicht sagen,“ erwiderte Hans, „Müller II ist mein Freund!“

Udo verzog das Gesicht.

„Sein Vater handelt mit Sportartikeln! Ich verkehre nicht mit ihm.“

„Aber er mit dir,“ sagte Hans völlig harmlos, „er hat mir's doch erzählt.“

Udo warf Hans einen prüfenden, giftigen Blick zu. Doch er schien ganz unschuldig und keine Anspielung beabsichtigt zu haben.

„Da ist sie!“

Aimée Lamberti, von wirrem schwarzen Kraushaar umwogt wie an jenem Abend im Forst, schritt mit einer Art wilder Grazie, indem sie sich leicht in den Hüften wiegte, aus der Tür ins Freie. Wieder trug sie eine brennend rote Schleife am linken Ohr, das dunkelblaue Kleid ließ nur die zierlichen Füße frei. Eine volle dunkle Rose, halb erschlossen, das war Aimée Lamberti.

Ihr Erscheinen bewirkte eine förmliche Umwälzung.

Die Herren Primaner suchten ihre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen und warfen sich in die Brust, Müller II pflanzte sich herausfordernd in der Nähe von Hans und Udo auf — der eine spielte den Blasierten, der andre den Melancholischen, der dritte den Schmachtenden — und Aimée? Es war kein Traum, sondern Wahrheit: Aimée lachte Hans an, den kleinen, unbedeutenden Hans, der ihr neu war — sie lachte und nickte — allerdings etwas amüsiert, als ob ihr das einen Riesenspaß bedeute, was der Student einen Ulk nennt — aber die Verblendeten verstanden sich nicht auf solche Nuancen, und für sie war dies Lächeln einfach ein Zeichen unverdientester, an Hans verschwendeter Huld. Die Eifersucht entbrannte lichterloh. Oberprima verließ mit Ostentation das Schlachtfeld, und nur Müller II, Udo und Hans standen sich mit gemischten Gefühlen gegenüber. Udo gehörte zu denen, die vor Neid gelb werden, und das läßt auf einen schlechten Charakter schließen. Müller II glich in solchen Momenten einem Pulverturm, in den ein Funken geflogen: er explodierte, und zwar gründlich.

(Fortsetzung folgt)

Die Muttergottes

Ein Kinderlied

Die Muttergottes im Himmel
Hat ein Fenster für sich allein.
Da sitzt sie die ganzen Tage
Und schaut in die Welt hinein.

Und hinter ihr steht ein Engel
Und schreibt in ein Buch genau,
Was von den guten Kindern
Ihm sagt die hohe Frau.

Was aber die bösen machen,
Das sagt sie dem Engel nicht:
Der würde das gar nicht glauben,
So sanft ist sein Gesicht.

Richard Schaukal



Meran, der Ausgangspunkt der neuen Vintschgaubahn

Das Vintschgau und die Vintschgaubahn

Von

Gustav Levering

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Gebr. Bährendt, Meran)

Das Netz von Gebirgbahnen, das immer dichter das Alpengebiet überspannt, hat jetzt auch einen seiner Fäden durch das obere Etschtal, das Vintschgau, gelegt; zwar noch hat es sich hier nicht zur Masche geschlossen: die neue, mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Bahn, die am 1. Juli dieses Jahres eröffnet wurde, endet nach 60 Kilometer langem Lauf in Mals, vorläufig ohne weiteren Anschluß. Es ist indessen nur eine Frage der Zeit, daß hier ein Knotenpunkt entsteht, dessen Verzweigungen wichtige Verbindungen mit andern Teilen des großen Netzes herstellen werden. Die Strecke durch das oberste Vintschgau zur Arlbergbahn ist bereits gesichert und dürfte, noch bevor der erste Schnee fällt, in Angriff genommen werden. Die zweite Strecke, zur Albulabahn, wird das Tirolerland mit dem Engadin verbinden; auch diese Linie wird wohl, da ihre Notwendigkeit — auch für den internationalen Verkehr — unverkennbar ist, nicht allzulange auf sich warten lassen.

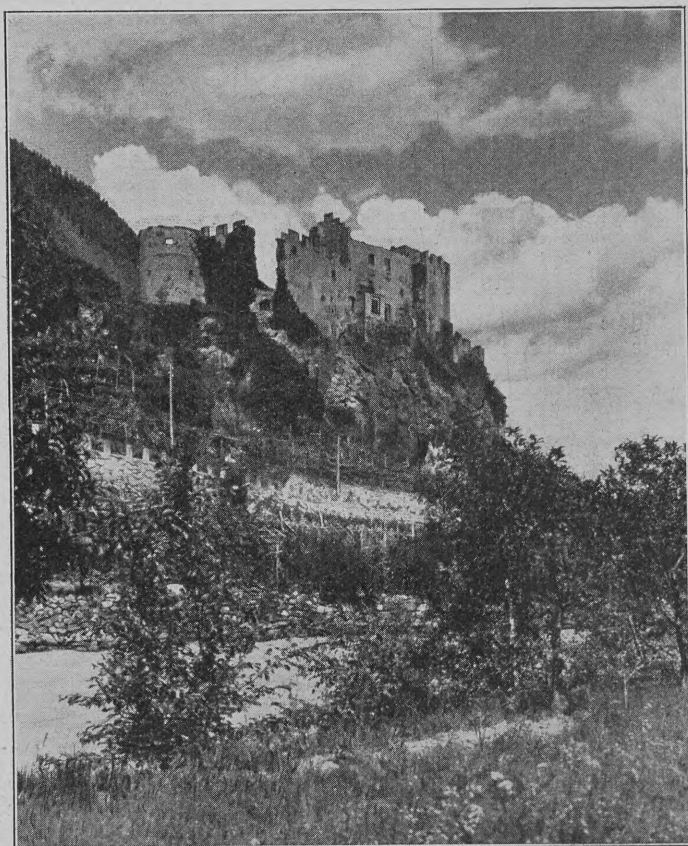
Die große Bedeutung der Bahn für weitere Kreise liegt — abgesehen von dem wirtschaftlichen Aufschwung, den sie dem schönen Tale bringen wird — darin, daß sie uns die großartige Gebirgswelt, die sich nördlich und südlich des Vintschgaues ausbreitet, näher bringt. Waren bisher mehrere Tagemärsche oder eine endlose Wagenfahrt erforderlich, um von Meran aus den Fuß des Ortlers und die Stilfserjochstraße zu erreichen, so trägt uns jetzt die Bahn in knapp zwei Stunden an den Eingang des Trafoier Tals. Der Besuch von Sulden ab Meran ist heute eine bequeme Nachmittagspartie. Auch die Ersteigung der Oetztaler Alpen ist für den von Süden Kommenden ganz wesentlich erleichtert.

Ist so die Vintschgaubahn eine nicht mehr zu entbehrende Zufahrtsstraße zu den größten und am meisten besuchten Gebirgsstöcken Tirols, so erleichtert sie in gleicher Weise den Besuch des lieblichen, bis jetzt viel zu wenig gekannten und geschätzten Oberetschtales selbst, das in seiner mannigfachen Abwechslung an landschaftlichen Schönheiten zu den interessantesten Tälern Tirols gehört.

Der Reichtum an immerwährend wechselnden Formen der das Tal begrenzenden, bald bewaldeten, bald kahlen Berghänge, über denen sich die schneebedeckten Gipfel des Ortler und der Oetztaler Alpen emportürmen, bieten dem Auge fortwährend neue Reize, die noch gesteigert werden durch das leuchtende Weiß der jungen Etsch, die sich bald in mächtigen Kaskaden in die Tiefe stürzt, bald in geregeltem Bette ruhig dahinströmt, bald in vielfachen Schlangenwindungen sich ihren Weg in der Ebene sucht oder — bei ihrem Ursprung — sich aus blitzenden Seen ergießt. Die Krone der landschaftlichen Reize des Vintschgaus bildet aber unstreitig der reiche Kranz von Burgen und Schlössern, der sich in ununterbrochener Reihe von Fels zu Fels schlingt und dem Tal eine ungemein poetische Stimmung verleiht.

Gleich zu Beginn der Fahrt beim Verlassen des Meraner Bahnhofs taucht vor unsern Blicken das Schloß Tirol auf, das Wahrzeichen des Landes, dem es den Namen gab. Wie es mit seinem mächtigen Bergfried auf römischem Fundament trutzig ins Land blickt, gleicht es einem getreuen Eckart, der das in fast märchenhafter Pracht zu seinen Füßen sich ausbreitende Burggrafenland mit seinen Städten, Dörfern, Burgen und Villen, seinen Weinbergen und Kastanienhainen in väterlicher Hut hält. Von einem romantischen Zauber ist es umgeben, das Schloß Tirol, in dem jahrhundertelang die Geschicke des Landes entschieden wurden. Wer kennt nicht die Geschichte der Margarete von Maultasch, die in überquellendem Lebensmut ihren liebesunkundigen Gatten davonjagte, um den jugendfrischen Herzog von Brandenburg zum Gemahl zu erküren! Wer hat sie nicht im Geiste mitgefochten, die Fehden Friedrichs mit der leeren Tasche, der mit eiserner Faust landauf, landab die Burgen brach, die heute als romantische Ruinen uns entzücken.

Unterhalb des Schlosses Tirol, von ihm durch eine tiefe Schlucht getrennt, liegt auf dem Kuchelberg die „Brunnenburg“, einst Ruine, jetzt mit glücklichem Griff ungemein wirkungsvoll wiederhergestellt. Zu römischer Zeit teilte sie sich mit der „Teriolis“, wie das Schloß Tirol damals hieß, in den Schutz der blühenden römischen Kolonie „Maja“, die einst an der Stelle stand, wo heute sich Obermais ausbreitet. — Um den Kuchelberg spinnt sich eine der lieblichsten Sagen, die deutsche Volksphantasie je erfand. Es ist das Märchen vom Zwergkönig Laurin und seinem Rosengarten, der nur von einem Seidenfaden umzogen und doch so unerreichbar war. Als Dietrich von Bern, der Gotenkönig, den zwerghaften Helden besiegt und mit rauhen Händen den zarten Faden zerrissen hatte, da versank der Rosengarten mit seinem Zauberspuk auf Nimmerwiederkehr.

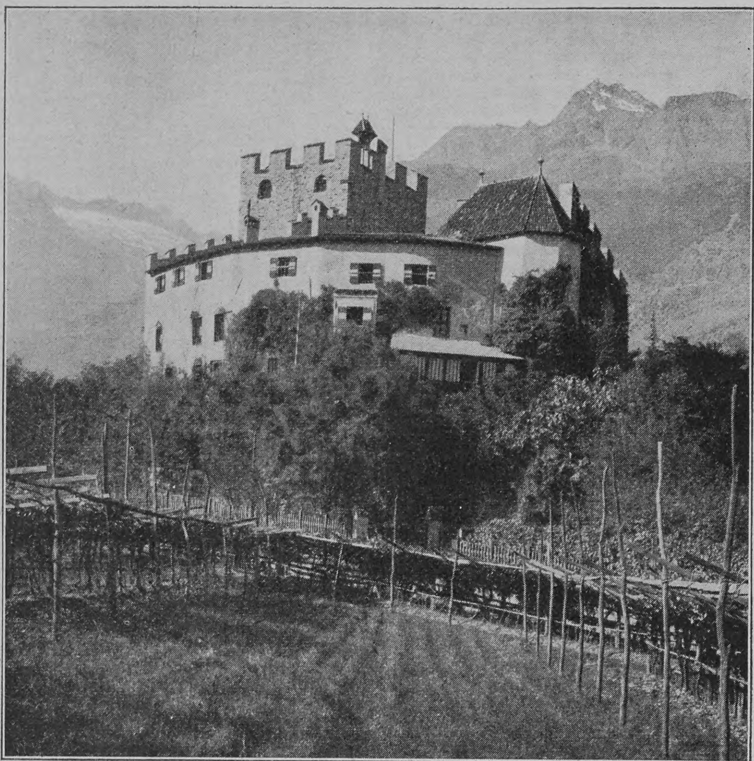


Schloß Castelbell

Der Lärm des Zugs ruft uns in die Wirklichkeit zurück. Donnernd braust er über die Etsch, um in starker Steigung zum Bahnhof von Marling emporzuklimmen. In rascher Folge durchfahren wir drei Tunnels, deren erster innerhalb des Berges eine volle Schraubenwindung vollzieht. Beim Eingang des letzten, des Tölltunnels, erscheint noch einmal — entfernter, aber auch erweitert durch einen Kranz schneebedeckter Berghäupter — das herrliche Panorama von Meran vor unsern Augen.



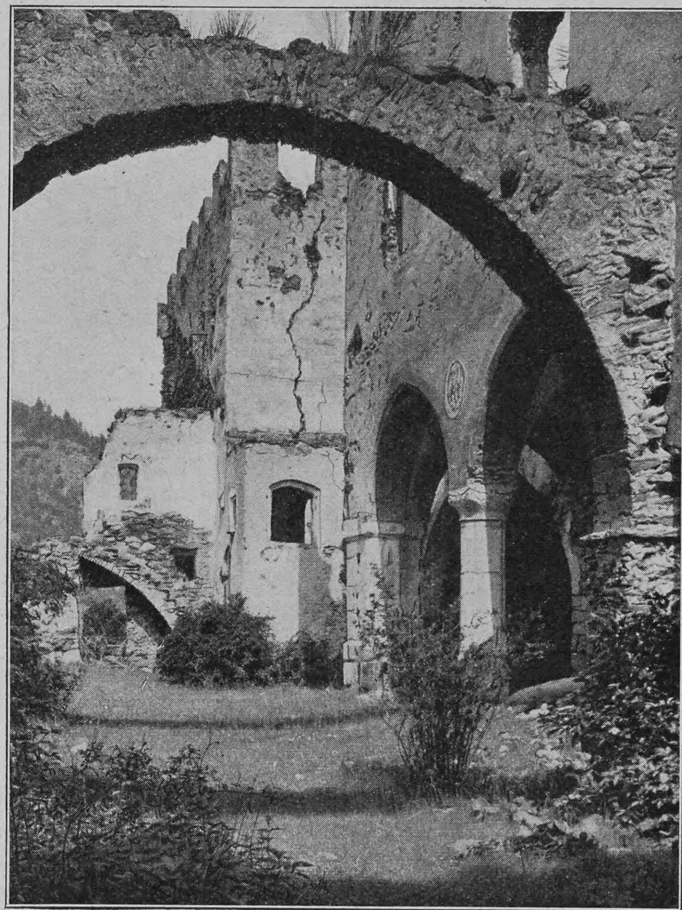
Am Eingang in das Schnalsertal



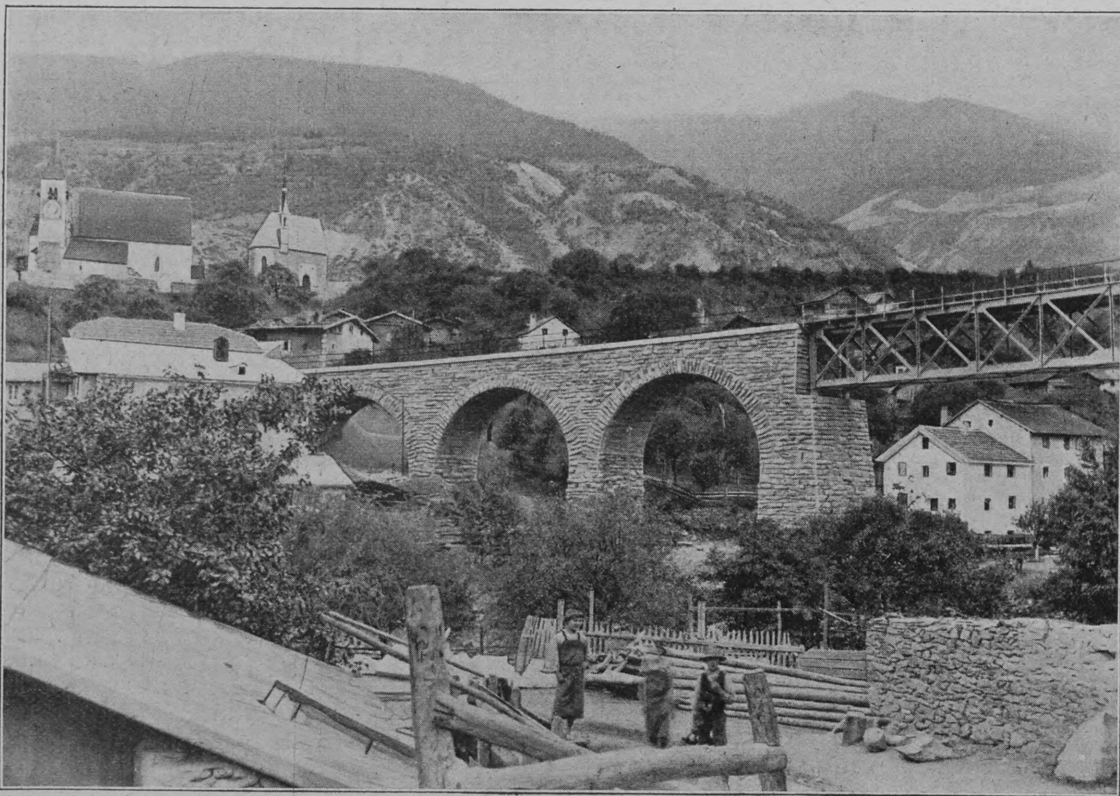
Schloß Vorst

Durch die Enge des „Töll“, das, wie ein hier gefundener Meilenstein beweist, eine Station der Heerstraße des Drusus war, braust die Etsch in mächtigen Schnellen in die Tiefe. Dort unten liegt, umbrandet von ihren Fluten, das reizende Schlößchen Vorst, bis an die Türme hinauf von üppigen Reben umrankt. Vor kurzem noch Ruine, wurde es von seinem jetzigen Besitzer, einem Engländer, zu einem reizenden Landsitz umgeschaffen, dessen ebenso behagliche als prächtige Räume ein wahres Museum edler Kunstwerke und seltener Altertümer bergen.

Mit dem Verlassen des „Töller“ Tunnels hat sich die Szene geändert. Der frische Wind beweist, daß wir in die Region des Gebirges getreten sind: wir haben das eigentliche Vintschgau erreicht. — Da das Tal von seinem östlichen Ende bei Meran bis zu den Quellen der Etsch in den einsamen Seen der Malser Heide einen ganz bedeutenden Höhenunterschied zeigt — Meran liegt auf 324 Meter, Reschen am Ursprung der Etsch auf 1494 Meter —, so ist auch sein Klima ein sehr verschiedenartiges. Während in Meran die Luft außerordentlich milde ist, ja im Sommer erschlaffend wirkt, herrschen im mittleren Vintschgau die erfrischenden Lüfte, die von den Firnen und Gletschern des Ortler herabwehen. Die Schneestürme des obersten Vintschgaus sind berüchtigt; sie forderten, als es noch weniger bebaut war, zur Sicherung der Menschenleben ähnliche Maßnahmen, wie sie das Hospiz auf dem St. Bernhard traf. Auch der Pflanzenwuchs im Vintschgau ist, entsprechend dem Klima, außerordentlich abwechslungsreich. Er durchmißt von der üppigsten südlichen Vegetation alle Grade bis zu den bescheidenen und doch so duftreichen Kräutern der hohen Gebirgswelt. Vorläufig jedoch begleiten uns noch die Edelkastanie und der Weinstock, aber es ist nicht mehr die fast tropische Fülle des Meraner Landes; an die Stelle des Mandelbaums und der Zypresse ist die Buche und die Fichte getreten; statt der Maisfelder breiten sich Kornäcker und Wiesen aus. Fruchtbar und reich ist das nach der Enge des Töll sich erweiternde Tal noch auf weite Strecken; besonders wo kunstreiche Menschenhand die weiten Sumpflachen, welche die sich vielfach verzweigende Etsch hier bildete, durch eine strenge Regulierung des Flußbetts trocken legte. In die Talsohle der ruhiger strömenden Etsch sind zahlreiche Dörfer, Marktflecken und Städtchen eingebettet, meist römischen, oft etruskischen Ursprungs, denn durch das Vintschgau führte ein uralter Heerweg. Er war lange Zeit neben dem Brennerpaß die einzige Verbindungsstraße zwischen dem Norden und Italien in diesem Teil der Alpen. Die Ortschaften zeugen in ihrer häufig sehr originellen und altertümlichen Bauart vom Wohlstand der Bewohner, den sie einem sorgfältig gepflegten Ackerbau, einer rationellen Viehzucht und einer im Werden begriffenen Industrie verdanken. Der Vintschgauer ist sehr intelligent und versteht sich — oft nur zu sehr — auf seinen Vorteil. Er zeigt die guten und schlimmen Eigenschaften einer durch allerlei Völkerströmungen gemischten Rasse in ausgesprochener Weise. Vorwiegend ist das romanische Element. Scharfgeschnittene Gesichtszüge, dunkler Teint, schwarzes Haar und schwarze Augen, geschmeidige Gestalten sind vorherrschend; seltener ist ausgesprochen germanischer Typus. Früher wurde im Vintschgau fast nur die romanische oder ladinische Mundart gesprochen; sie ist aber seit lange vollständig von der deutschen Sprache verdrängt. Dem Wiedervordringen des Romanischen, welches die im sechzehnten Jahrhundert ins Vintschgau eindringenden Engadiner mit ihrer neuen, der calvinistischen Religion, in dem Tale einzuführen suchten, setzte die katholische Kirche einen festen Damm entgegen. Ihr ist es zu danken, daß heute, selbst in den entlegensten Höfen an der Engadiner Grenze, nirgends mehr romanisch gesprochen, ja diese Sprache kaum verstanden wird. Leider ist die Landestracht, wie in allen romanischen Tälern, auch im Vintschgau völlig verschwunden; nur mit Mühe konnten bei der Einweihung der Bahn einige Gruppen in der alten Tracht zusammengebracht werden.



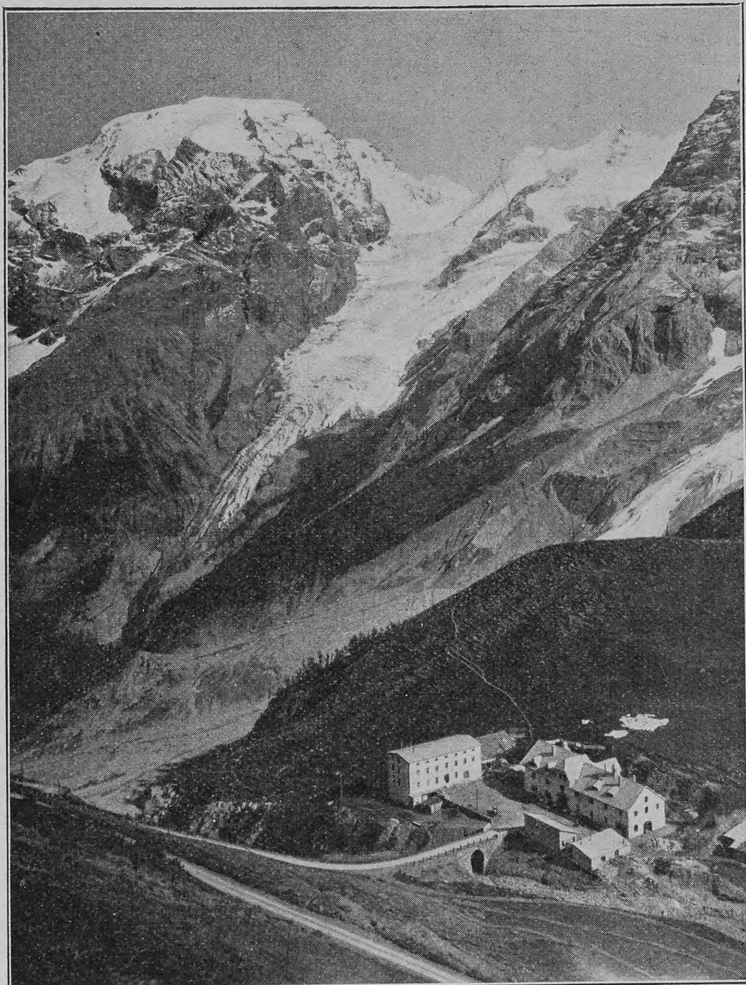
In den Ruinen des Schlosses Montan



Der Viadukt bei Göflan

Das Vintschgau hat eine reiche, oft blutgetränkte Geschichte, die bis in das Rätische Reich zurückgeht. Die Römer eroberten das Land unter Drusus und Tiberius, sicherten es durch zahlreiche Kastelle und brachten durch ihre Kolonien reges Leben in das Tal. Unter römischer Herrschaft genoß das emporblühende Land lange Jahre des Friedens, bis die Stürme der Völkerwanderung auch dieses Tal durchbrausten. Während die Bajuwaren über den Brenner strömten, ergoß sich durch das Vintschgau ein alemannischer Volksstrom, dessen Spuren noch heute in der Sprache deutlich erkennbar sind. Das ganze Mittelalter ist ausgefüllt von den Kämpfen der kleinen Dynasten untereinander oder gegen größere Herren. So reich an ritterlichen Kämpfen, Liebesabenteuern und Minnesang ist die Geschichte jener Zeit in diesem Tal, daß sie der Feder eines Walter Scott würdig wären, um ihnen ein dauerndes Denkmal zu setzen. Erst als die Habsburger mit starker Hand das lange widerstrebende Land unterworfen hatten, kamen ruhigere Zeiten, bis Habsburgs Niederlagen gegen die Schweizer um die Wende des fünfzehnten Jahrhunderts durch die wiederholten Einfälle der Engadiner unsäglichen Jammer und Elend über das Land brachten. Dreihundert Jahre später, 1799, nach Suwarows Rückzug über die Alpen überschwemmten französische Horden das Land, raubten, sengten und brannten noch schlimmer als vordem die Engadiner. In den Freiheitskriegen gegen Napoleon I. kämpften die Vintschgauer mannhaft mit; mancher Name aus dieser Zeit wird heute noch mit Ehren genannt; die Gattin Andreas Hofers stammt aus der uralten Vintschgauer Familie Ladurner, die ihren Ursprung auf die Rätische Zeit zurückführt.

Die Station Töll ist zugleich Station für das fast ganz in Kastanien und Nußbäumen versteckte Pfarrdorf Partschins, in dessen Bereich allein drei Edelsitze, Spauregg, Stachelberg und Gaudententurm, liegen. Hinter Partschins stürzt von steiler Höhe in mehr als hundert Meter hohem Strahl



Blick von der Stilfserjochstraße auf Franzenshöhe und den Ortler

der Partschinser Wasserfall herab, noch frei und ungebunden; bald aber wird er seine ungestüme Kraft in den Dienst der Elektrizität beugen müssen.

Kaum ist Partschins verschwunden, so braust der Zug an einer hochromantischen, leider in raschem Zerfall begriffenen Burg vorüber, die früher wegen ihres reichen Archivs berühmt war; es ist die Tarantsburg oder Dornsberg; seine Besitzer, die Taranten, rivalisierten mit den Tiroler Dynasten, wurden aber von Friedrich mit der leeren Tasche niedergeworfen. In den Mauern der Tarantsburg hielt er jahrelang den vielgereisten Minnesänger Oswald von Wolkenstein gefangen, dessen Trink- und Liebeslieder einst die Welt durchschallten. Der letzte der Taranten fiel an der Seite Erzherzog Leopolds in der Schlacht bei Sempach.

Gleich darauf taucht Hochnaturns auf, ein wohlerhaltenes stattliches Schloß, dessen Renovierung — in letzter Zeit — leider verunglückt oder, wie der Vintschgauer sagt, „verhaut" ist. Nach drei weiteren Kilometern halten wir an der Station Schnals. Hier führt der Weg in das wilde Schnalstal; sein Eingang gleicht der Pforte der Hölle, so drohend und finster hängen die Felsen über dem Wanderer. Ueber ihm ragt auf steiler Höhe die ausgedehnte Feste Juval, die niemals vom Feinde gebrochen wurde, jetzt aber allmählich den Elementen und dem Egoismus der Bauern zum Opfer fällt, die hier willkommenes Baumaterial finden. Durch das Schnalstal führt der kürzeste Weg zu den Oetztaler Alpen und über das Hoch- und Niederjoch ins Oetztal selbst.

Der stolzeste Bau im Oberetschtal ist das dicht an der Bahn liegende Schloß Castelbell. Einst hat es in der Geschichte Tirols eine große Rolle gespielt; in seinen Sälen und Hallen hat sich oft eine fröhliche und glänzende Menge getummelt, bis eine einzige Nacht in einer ungeheuern Feuersbrunst der ganzen Herrlichkeit ein Ende machte; aber auch als Ruine verdient es noch den Namen des „schönen Schlosses", besonders wenn im Abendschein die efeuumsponnenen Türme und die geborstenen Mauern gespenstisch leuchten.

Bei Castelbell hat sich die Etsch ein tiefes Bett durch einen mächtigen Murkegel gebrochen; auf dem südlichen Rand des Flußbettes windet sich die Bahn über zwei Kilometer dahin, bis sie bei Latsch wieder in das freiere Tal tritt.

Bei Goldrain, der nächsten Station, umgibt uns ein ganzes Amphitheater von Schlössern und Burgen. Im Dorfe selbst das Herrenhaus; bei Morter der Edelsitz Mühlrain. Von schwindelnder Höhe herab grüßt das Schloß Annaberg, dessen mächtige Rundtürme noch heute imponierend wirken. Auf langem Murkegel, dicht untereinander, stehen die Schlösser Ober- und Untermontan, einst im Besitz eines hochgebildeten Geschlechts, das seinen Wohnsitz nicht allein mit edeln Erzeugnissen der Kunst, sondern auch mit Werken der Wissenschaft schmückte. In seinen Mauern wurde um die Mitte des neunzehnten Jahrhunderts die berühmte Nibelungenhandschrift entdeckt, die heute einen der kostbarsten Schätze der Berliner Bibliothek bildet. Die Trümmer des Schlosses Obermontan und die dazu gehörige Kapelle beherbergen noch heute alte Freskomalereien, die allein einen Besuch des Schlosses lohnen.

Das Dörfchen Göflan, in dessen Nähe ein feinkörniger widerstandsfähiger schneeweißer Marmor gebrochen wird, scheidet die Bahn auf hohem Viadukt in zwei Teile, überschreitet gleichzeitig die Etsch, um gleich darauf in dem in eine warme Mulde gebetteten Markt Schlanders einzulaufen, über dem am Eingang des Schlandernaunstals die Feste Schlandersberg thront. Hinter Schlanders hatte der Bahnbau bedeutende technische Schwierigkeiten zu überwinden; die Bahn erklimmt in mehrfachen Windungen bei starker Steigung auf schwindelnd hohen Viadukten und Dämmen einen durch den Gardiabach gebildeten Schuttkegel und erreicht bei 867 Metern Meereshöhe das Dorf Laas, das durch seine Marmorindustrie einen wohlklingenden Namen bis über das Meer hinüber erworben hat. Aus den Marmorblöcken seiner Werke wurden berühmte Kunstwerke geschaffen, so das Eberhard-Denkmal in Stuttgart, das Heine-Monument in New York, die Moltke-Statue in Berlin.

Auf dem Grunde des vorgeschichtlichen Laaser Sees läuft die Trasse der Bahn fast eben an Eyrs vorüber nach Neuspondining, dem Mündungspunkt des Trafoier Tales. Durch die Lücke der Talwandungen blicken wir staunend in die Eis- und Schneewelt des Ortlergebirges.

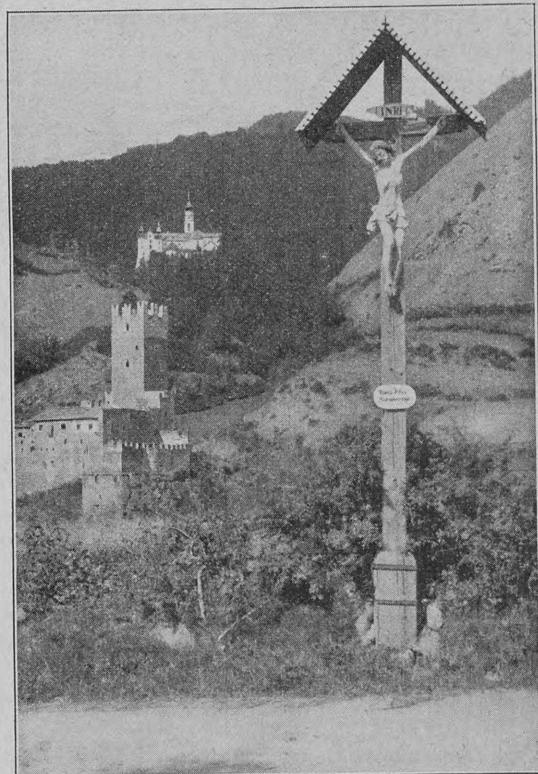
Neuspondining hat ohne Zweifel eine große Zukunft; denn hier werden künftig alle jene Reisenden die Bahn verlassen, die den Ortler ersteigen oder das berühmte Suldener Tal besuchen wollen, oder über die höchste Gebirgsstraße Europas, das Stilfserjoch, nach den Gefilden Italiens hinüberzugelangen gedenken. Wir aber eilen weiter mit dem Zug, der den Tartscher Hügel, den Fundort zahlloser vorgeschichtlicher und römischer Altertümer, emporstrebt, vorüber an Schluderns, vorüber an dem herrlichen Schlosse Churburg mit seiner interessanten Waffensammlung, vorüber an dem mauerumfriedeten Städtchen Glurns und an dem Schlosse Lichtenberg, das in den Franzosenkriegen zerstört wurde, nach Mals, dem Endpunkt der Bahn.

Mals, der uralte Markt mit seinen sechs Türmen, von denen zwei, der Fröhlichs- und der Trostturm, römischen Ursprungs sind, wird ohne Zweifel ein vielbesuchter Zentralpunkt für eine Reihe interessanter und lohnender Gebirgstouren werden. Auf zwei Wegen kann das Oetztalmassiv von hier aus erreicht werden, durch das Planeiltal, vielleicht dem einsamsten Tal des ganzen Gebirges, oder durch das Matschtal, an dessen Eingang die Trümmer der Burgen der Vögte von Matsch liegen, die einst das mächtigste Geschlecht des Vintschgaus waren.

Von Mals über Glurns führt der Weg durch das Münstertal ins Veltlin und durch den Ofener Paß ins Oberengadin.

In Mals setzt sich die große Heerstraße fort, die das ganze Vintschgau durchzieht, vorüber an der „Fürstenburg", dem ehemaligen Sommersitz der Bischöfe von Chur, vorüber an dem aus dunkeln Wäldern hervorleuchtenden Benediktinerkloster Marienberg, durch die Malser Heide zu den Ursprungseen der Etsch und über die Wasserscheide bei Reschen nach Nauders ins obere Inntal.

Ueberall aber, wohin sich auch die Schritte wenden, zieht als mächtiger Magnet der Ortler mit seiner gewaltig zum Himmel ragenden Spitze die Blicke unwiderstehlich auf sich.



Kloster Marienberg und die Fürstenburg



Mals, die vorläufige Endstation der Vintschgaubahn

Vergessene!

Naturwissenschaftliche Plauderei

von

Wilhelm Bölsche

Von dem hundertjährigen Pariser Akademiker Chevreul wird die hübsche Anekdote erzählt, daß er auf den bedauernden Satz eines Bekannten: „Sie armer Mann sind wohl ganz vom Himmel vergessen worden!" mit einem fröhlichen Augenzwinkern geantwortet habe: „Pst! Sagen Sie das nicht so laut!"

Auch in der Tier- und Pflanzenwelt gibt es solche Vergessene. Ihre Blütezeit war in Urweltstagen. Alle ihre Geschwister sind seit grauen Zeiten dahin. Land und Meer haben sich verwandelt. Sie selbst aber hausen noch in einem Winkel wie der Schiffbrüchige auf Salas y Gomez.

Wenn der Forscher von heute ihnen aber begegnet, so scheut auch er sich fast, laut von ihnen zu reden — ein Hauch könnte sie zerstören, ihr unwahrscheinliches Dasein abbrechen. Denn diese Vergessenen gerade sind ihm die köstlichsten Zeugnisse für seine Wissenschaft. In ihnen lebt ihm noch ein Stück Vorwelt selber fort, greifbares, antwortendes Leben, nicht toter Stein. Meist aber stehen sie wirklich ganz nahe an der Aussterbegrenze; eine einzige grobe Verfolgung, ein einziges Versetzen in die große rücksichtslose Aufmerksamkeit, und sie sind dahin. Wie manchesmal, wenn ich wieder von einem Funde solcher Art las, ist es mir unwillkürlich auf die Lippen gekommen: „Pst! Sagen Sie das nicht so laut!" Ehemals waren es rohe Matrosen, die auf einsamer Insel wohl einmal einen solchen Reliquienvogel aufaßen bis auf den letzten Kopf, ohne zu ahnen, was sie taten; heute wirkt leider das wissenschaftliche Interesse selbst meist verheerend; rücksichtslos wird für Sammelzwecke unsrer Museen und Naturalienhandlungen verwüstet; einzigartige Pflanzen mit beschränktem Standort werden für die Lehrzwecke von Schulen in Massen von Exemplaren vernichtet. Zum Glück regen sich in neuester Zeit auch Gegenmaßregeln. Bei uns hat sich die Bewegung für „Heimatschutz" als energische Vorkämpferin aufgetan. In Neuseeland hat kürzlich die Regierung ein ebenso scharfes Gesetz, wie es die italienische gegen Ausfuhr von Kunstwerken besitzt, gegen die Versendung von Kiwis und andern unersetzlichen Vögeln der Insel in das Ausland erlassen. Fragt sich bloß, um wie viel das zu spät kommt! Ich will die Geschichte eines solchen „Vergessenen" erzählen — vielleicht regt sie den Leser an, jene Bestrebungen zu begreifen und zu unterstützen.

Jeder hat heute von den gewaltigen Waldungen der Vorwelt gehört, die unsre Steinkohle von heute durch Moorbildung mit nachfolgender Erhärtung erzeugt haben. Es ist auch weit bekannt schon durch die anschaulichen Vegetationsbilder unsrer populären Geologien, daß dieser Steinkohlenwald wesentlich aus Farnen und farnähnlichen Gewächsen, wie Bärlappen und Schachtelhalmen, zusammengesetzt war. Alle diese Farnpflanzen der Steinkohlenzeit gehörten nach der alten Linnéschen Systematik noch der niedrigeren und altertümlicheren Gruppe der Kryptogamen an. Erst in der Epoche der Erdgeschichte, die auf diese Steinkohlenperiode folgte, begann diese fast vollkommene Herrschaft der Kryptogamen auf Erden nachzulassen und es traten in wachsendem Maße die Vertreter der oberen Pflanzengruppe hervor, die offenblütigen Pflanzen oder Phanerogamen, um allmählich die eigentlichen Regenten des Vegetationsbildes auf dem Lande zu werden. Jene Erdperiode, die zunächst auf die Steinkohlenzeit folgte, war aber selber noch nicht etwa die der Gegenwart und des Menschen, sondern es war erst das Zeitalter der drachenhaften Saurier, das lange vor Auftreten noch des Menschen viele Millionen von Jahren für sich währte. In den ganzen ersten zwei Dritteln nun dieser Saurierzeit (bis zum Ende der Juraperiode) stand wiederum von jener im ganzen jetzt sieghaften Phanerogamenvegetation nur erst die untere Stufe in Flor, nämlich die sogenannten nacktsamigen Gewächse oder Gymnospermen.

Es gehören zu dieser Gruppe von heute noch lebenden Pflanzen vor allem unsre sämtlichen Fichten, Tannen, Kiefern, Lärchen, kurz überhaupt die Nadelhölzer; daneben zählen dazu noch die jetzt nur tropischen Cycadeen oder Palmfarne, die aber auch bei uns noch gern in Gewächshäusern gezogen werden; für den Anblick halten sie die Mitte zwischen einem Farnkraut und einem Palmbaum, und in ihren Blättern werden sie sogar ganz gewohnheitsmäßig als vermeintliche „Palmzweige" bei Trauerdekorationen verwendet. Die wirklichen Palmen zählen aber bereits zu der nochmals höheren Pflanzengruppe der bedecktsamigen Phanerogamen oder Angiospermen, und nicht minder gehört hierher der ganze ungeheure Rest unsrer Laubbäume (Eichen, Buchen und so weiter) und all unsrer edelsten und schönsten Blumen in Feld und Garten — ich nenne nur als Krone die Rose. Diese Angiospermen sind als höchste und heute absolut herrschende Gruppe erst im letzten Drittel der Saurierzeit, in der Kreideperiode, hervorgetreten.

Es hat für jeden, der an eine fortschreitende natürliche Entwicklung glaubt, dieses langsame Nachrücken und Sichfolgen der einzelnen Pflanzengruppen in geschichtlicher Reihenfolge genau entsprechend der Rangordnung der Systematik etwas überaus Anziehendes und Beweiskräftiges. Für unser Pflanzenbild von heute aber ergeben sich daraus ganz bestimmte Altersunterschiede.

Das Farnkraut ist, wo es heute noch fortlebt, älter als die Tanne, es reicht bis in die Steinkohlenzeit. Die Tanne ist älter als die Palme oder Buche oder gar die Rose, denn sie reicht noch bis in die frühere Saurierzeit. Dabei wird man aber so allgemein doch noch nicht sagen, daß etwa das Farnkraut oder die Tanne in unsre Zeit nur noch als „Vergessene" ragten. Dazu sind sie entschieden noch zu lebenskräftig. Vor allem die Genossen der Tanne, die Nadelhölzer, bevölkern fast alle Zonen der Erde noch mit so großer Ueppigkeit, daß sie vielfach noch Charakterpflanzen der ganzen Landschaft bilden. Und ihr Stündlein dürfte um so weniger bald schlagen, als sie ganz besonders die Freundschaft des Menschen sich erworben haben, der heute selbst da wieder Meile um Meile künstlich mit nutzbringenden Kiefern bepflanzt, wo einst schon einmal Eiche und Buche das Terrain erobert hatten. Auch von jenen Palmfarnen läßt es sich noch nicht eigentlich behaupten, daß sie bloß noch im Altersasyl fortvegetierten, obwohl sie längst (gleich den echten Palmen) unsre nordische Zone verlassen haben, weil ihnen das Klima dort seit der Ichthyosauruszeit viel zu rauh geworden ist.

Es gibt aber neben den Nadelhölzern und den Palmfarnen heute noch eine dritte kleine Gruppe von Gymnospermen, also alten Saurierzeitgenossen, und mit der kommen wir doch den „Vergessenen" wirklich schon näher. Man bezeichnet sie als die Gnetaceen.

Wunderlich ist ihre Verbreitung von heute, wunderlich ihr Aussehen. Bald tauchen sie bei uns in den Mittelmeerländern auf als sogenanntes Meerträubelgesträuch, in einer Form, die auffällig an Schachtelhalme erinnert. Dann wieder schlingen sie sich als Kletterstrauch durch das Geäst von Baumriesen des Tropenurwaldes. Ihr wildester Sproß aber liegt auf dem glutheißen Sande der südafrikanischen Wüsten, platt wie ein spinnenhaftes Ungetüm, den meterlangen dicken Stamm fast ganz im Boden eingegraben, zwei riesige lederharte Blätter wie zerschlissene Fangarme weithin über den Sand ausgestreckt; das ist die wunderbare Welwitschia, die länger als ein Jahrhundert so im Wüstengrunde steckt, ohne mehr als diese zwei Blätter zu treiben. Alles vereint sich, die Gnetaceen als echte Urweltkinder auch im äußeren Habitus erscheinen zu lassen, die heute fremd in unsre Welt schauen. Und der Eindruck wird verstärkt durch geheimnisvolle verwandtschaftliche Beziehungen zwischen ihnen und einer der allerfremdartigsten Angiospermenurformen, den Kasuarbäumen oder Kasuarinen. Diese Kasuarinen gehören zu den Charakterbäumen der heutigen australischen Landschaft, also in die Region der Känguruhs, eierlegenden Schnabeltiere und Molchfische, wo fast jedes Tier ein „letzter Mohikaner" der Saurierzeit ist. Scheinbar ganz blattlos an seinen fadenartig dünnen, düsteren Zweiggerten, gemahnt solcher Kasuarbaum ganz aufdringlich an ein baumgroßes Schachtelhalmgewächs und zaubert so sogar noch ein Steinkohlenbild herauf. Aber auch im feineren Bau verraten diese grotesken Australier (sie reichen darüber hinaus noch bis auf die andern Grenzküsten des Indischen Ozeans) alle möglichen kombinierenden Anschlüsse, die auf urweltlich unentwickelte Verhältnisse deuten, sie vermitteln zwischen den Gymnospermen und den Angiospermen und weisen wieder in anderm vielleicht wirklich nach den Kryptogamen hinunter, denen sie äußerlich so ähnlich sind. Im einzelnen sind die Akten über sie noch nicht geklärt, aber soviel ist sicher: wo ihr Wundertypus auftaucht, da ist auch Urweltserde, da weht noch heute Atem der Saurierzeit. Die ferne australische Heimat erscheint auch für sie nur als ein Altersasyl wie für jene Beuteltiere und Schnabeltiere, die in den Ichthyosaurustagen auch die Nordkontinente, vor allem unser liebes Europa, fröhlich bevölkert hatten, während wir heute dort nur noch ihre versteinerten Knochen finden.

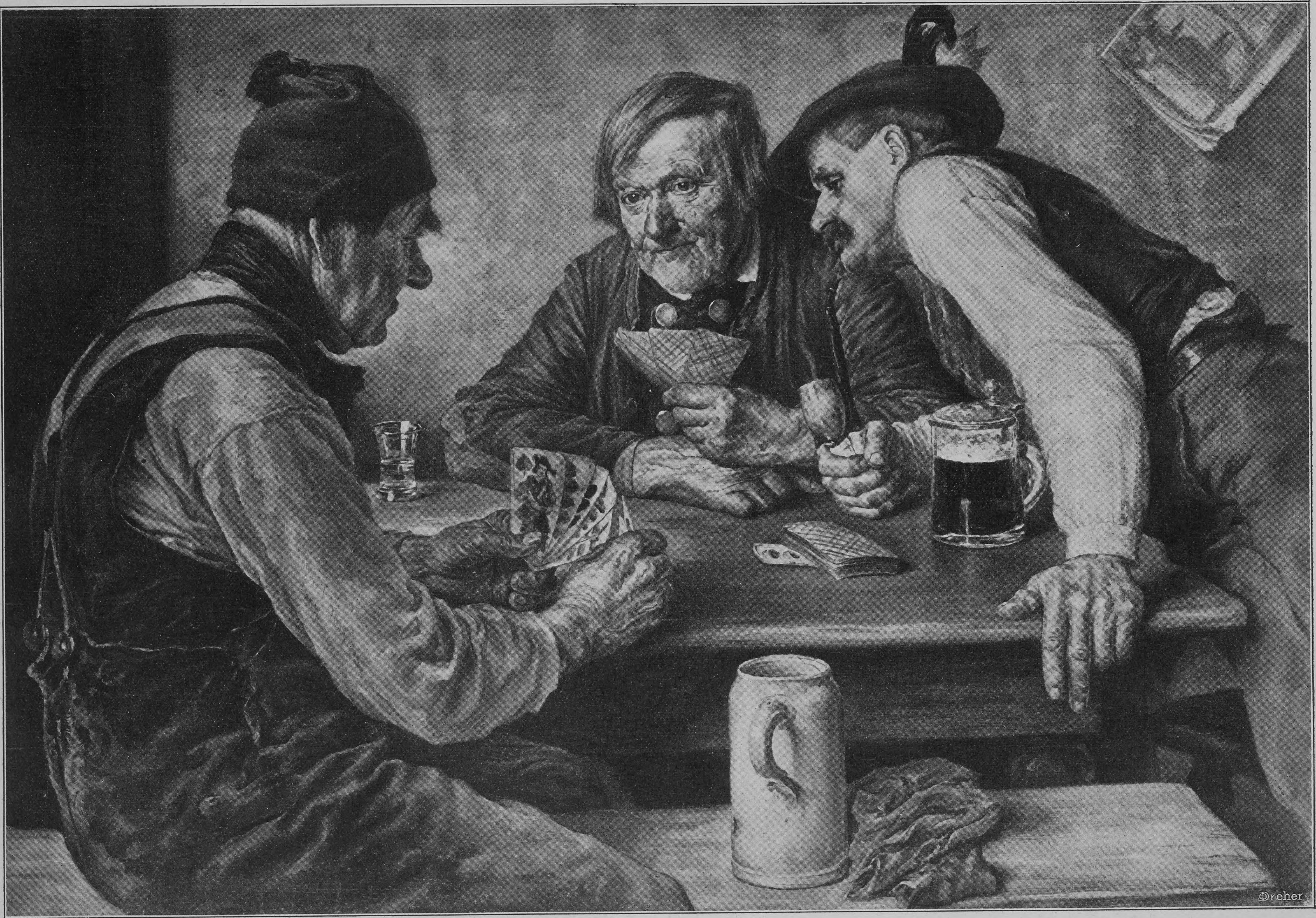
Es war im Frühjahr dieses Jahres, als ein deutcher Forscher, K. Flach aus Aschaffenburg, in einer Insektensammlung zu Madrid einen Käfer kennen lernte, der sogleich sein höchstes Interesse weckte. Es handelte sich um einen Vertreter der Gruppe der sogenannten Buprestiden oder Prachtkäfer. Dahin gehören bei uns meist kleine, in den Tropen aber vielfältig riesengroße Käfer, die wahre Juwelen an Farbenpracht und metallischem Glanz darstellen und neuerdings oft geradezu als Schaustücke in Broschen verarbeitet werden, wo sie es mit Smaragden und Rubinen aufnehmen. Die betreffende Art lieferte sogar ein doppeltes Farbenbild: das Männchen war blau mit gelber, das Weibchen mennigrot mit blauer Zeichnung. Das eigentlich Merkwürdige aber war, daß es sich um einen in Spanien gesammelten Käfer handelte, dessen Gattung (Stigmodera) bisher nur aus Australien bekannt war, wo sie in vielen Arten haust. Solches Auftauchen eines einzelnen versprengten Vertreters in weit entferntem Lande hat stets etwas Anziehendes und erweckt den Verdacht einer Reliquie, eines „Vergessenen". Hier aber stellte sich die Sachlage sogleich als noch viel eigenartiger dar.

Dort im Schnabeltierlande Australien leben die Stigmoderakäfer gewohnheitsmäßig in den Kasuarbäumen. Als Fundort des Spaniers aber erwiesen sich Zweiganschwellungen einer Gnetacee, der Ephedra nebrodensis. Eine vergessene Pflanze der Saurierzeit in Europa nährte also ausgesprochen den Vertreter einer Käfergattung, die sonst auf der Erde nur noch einmal im fernen südlichen Asyl der Reliquientiere und Reliquienpflanzen in andern „Vergessenen", den Kasuarinen, lebte!

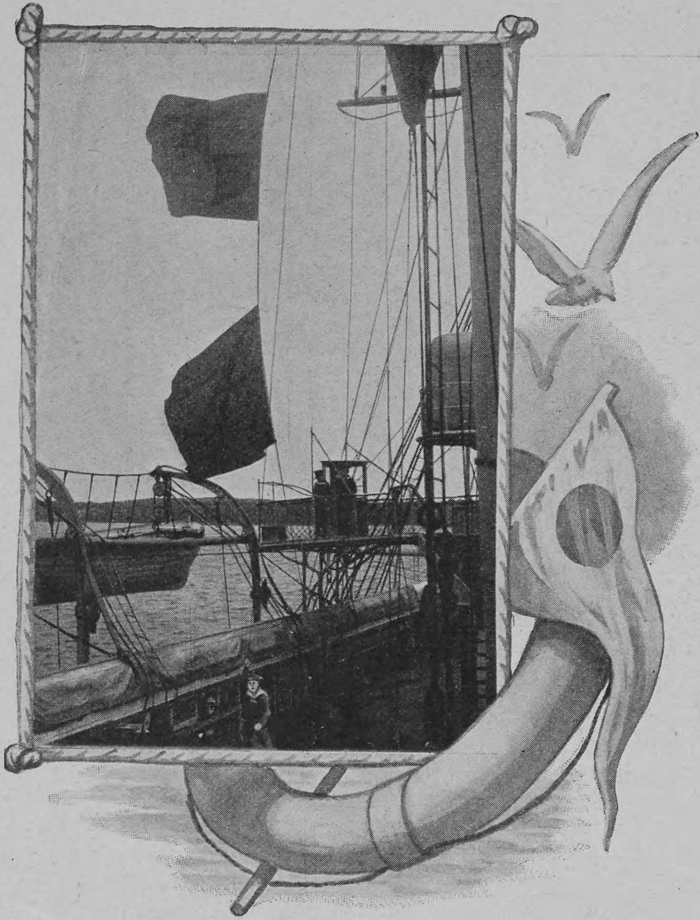
Das Volk der Käfer ist alt, das wissen wir aus versteinerten Resten genau. Nichts steht im Wege, sich zu denken, daß dieses Stigmoderavolk selber schon in der Saurierzeit existiert hat. So stände denn auch nichts der Annahme im Wege, daß sich damals schon gerade diese Käfersorte zäh an eine Uebergangsgruppe der Gymnospermen zu den Angiospermen herangemacht, gleichsam seine „Hab'" auf sie „gestellt" hätte. Diese Gruppe bildete in jenen fernen Tagen wohl reichen Waldbestand bei uns in Europa. Wie die Beuteltiere ihn damals bei uns durchkletterten, so durchschwärmten ihn auch die schönen Prachtkäfer und gewöhnten sich an sein ganz bestimmtes Holz. Nun gingen viele Jahrmillionen hin. Jene merkwürdige Pflanzengruppe kam mit den Sauriern auf den Aussterbeetat. In Europa blieben von ihr nur die paar Meerträubel, zu denen heute jene spanische Ephedraart gehört, übrig. Kein Beuteltier hielt in ihrer Nähe bis heute durch. In Australien, dem Weltasyl, hielten sich dagegen in einstiger Pracht die schon etwas vorgeschritteneren Kasuarbäume, heute noch von Beuteltieren belebt. Und hier in Australien blühte auch mit den Bäumen das alte Prachtkäfervolk in vielen Arten weiter, ebensowenig dort von der Länge der Zeit geschreckt wie die Beuteltiere selbst. In Spanien aber blieb doch der eine einzige Käfer der Vorwelt dem letzten Rest der alten Nährpflanze seines Geschlechtes treu: ein einziger aus jener Prachtkäfergattung Stigmodera sitzt heute, nach so viel Millionen Jahren noch, in den Zweigen seiner Ephedra; ihm ist geglückt, was kein Beuteltier und Schnabeltier vermocht: sich auch in Europa zu retten bis auf diesen Tag.

Wie der Entdecker Flach sogleich selbst ausgesprochen hat, handelt es sich hier um einen der lehrreichsten Reliquienfunde, die je gemacht worden sind, wohl vergleichbar der Auffindung eines noch lebenden Beuteltieres selbst in Europa. Das Verwickelte des Fundes lehrt, daß uns wohl trotz allen Spüreifers der Sammler so mancher „Vergessene" bis jetzt noch entgangen sein könnte. Es liegt in der Natur der Sache, daß solche letzten Mohikaner am liebsten an den denkbar unzugänglichsten Stellen sitzen. So lebt der Fischmolch Olm, der vielleicht nur noch die konservierte, fortpflanzungsfähige Larve eines sonst längst ausgestorbenen Landmolchs darstellt, heute nur noch in den finsteren, unterirdischen Gewässern der Adelsberger Grotte. Die Seelilien, deren Blütezeit auch das Sauriermeer war, haben sich fast nur in der Tiefsee erhalten, deren Abgründe wir erst jetzt zu durchforschen beginnen. Sie haben eben meist selbst gesorgt, diese vergessenen Urwelter, daß von ihnen nicht „zu laut" gesprochen werde!





Beim Kartenspiel. Nach einem Gemälde von Hans Best
(Aus der Kunstabteilung der Bayrischen Jubiläums-Landesausstellung in Nürnberg)



Mann über Bord!

Bilder aus dem Kriegsschiffsleben

(Hierzu sechs Abbildungen nach photogr. Aufnahmen)

Nicht nur während des Kriegszustandes gibt es für die Besatzungen unsrer Kriegsschiffe aufregende Augenblicke, sondern auch im Frieden treten Ereignisse ein, welche die volle körperliche und geistige Mitwirkung des einzelnen verlangen, seine Anteilnahme erregen und ihn dazu bringen, aus eignem Antrieb sein Bestes zu leisten. Hierher gehören als Vorbereitung für den Krieg — nachdem die Einzelausbildung des Mannes mit seinen Waffen und in den verschiedenen Dienstzweigen beendet ist — die Manöver, die im ganzen ein Bild des Krieges darstellen sollen und auch als Probe dienen, ob die Einzelausbildung der Leute so gut gediehen ist, daß ein erfolgreiches Zusammenwirken der ganzen Flotte im Ernstfall gesichert ist. Daneben sind es Vorkommnisse, welche die Seefahrt mit sich bringt und die der Natur der Sache nach auch ohne Befehl und besondere Aufforderung den einzelnen zur regen Anteilnahme bewegen und ihn zur Aufbietung aller Kräfte anspornen. Ein solches Vorkommnis ist „Mann über Bord".

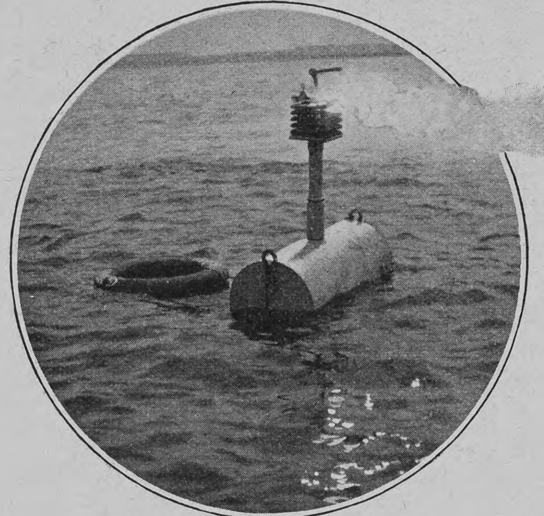
Lassen wir den Verlauf an uns vorüberziehen. Der Ruf „Mann über Bord!" ertönt. Jeder, der einen andern über Bord fallen sieht, gibt diesen Ruf, und wer ihn hört, gibt ihn weiter, auch unter Deck. So durcheilt der Ruf im Augenblick das Schiff. Der wachhabende Offizier, der das Schiff führt, und die Leute, die bei der Rettung mitzuwirken haben, erhalten auf diese Weise sofort Kenntnis und führen die Dienstverrichtungen aus, die ihnen obliegen. Dem über Bord Gefallenen werden von jedem, der ihn sieht, Rettungsbojen zugeworfen oder irgendwelche Gegenstände, die als Ersatz dafür dienen können. Solche Bojen hängen an verschiedenen Stellen des Oberdecks, jedermann zugänglich. Auf größeren Schiffen steht am Heck (das ist das Hinterteil des Schiffes) noch ein besonderer Posten, um gegebenenfalls dem von vorn vorbeitreibenden Mann eine Boje zuzuwerfen. Auf den Alarmruf „Mann über Bord!" haben die Bootsmannsmaate „Alle Mann auf" gepfiffen; die gesamte Besatzung ist an Deck geeilt, ist in Manöverdivisionen angetreten und wartet weitere Befehle ab. Auch der Kommandant und der erste Offizier sind auf die Brücke gekommen und übernehmen die Leitung des Manövers. Es kommt darauf an, das Schiff in kürzester Zeit zum Stehen zu bringen — denn solange es in Fahrt ist, können die Boote nicht herabgelassen werden —, den über Bord Gefallenen nicht aus dem Auge zu verlieren und baldmöglichst die Boote zu seiner Rettung zu entsenden. Der wachhabende Offizier hat die Maschinentelegraphen auf „Aeußerste Kraft zurück" stellen lassen. Durch das Sprachrohr wird noch in die Maschine hinabgerufen: „Mann über Bord!", damit man auch unten weiß, um was es sich handelt.

Doch die Maschine scheint selber schon zu wissen, daß etwas Besonderes vorgefallen sein muß, wenn so plötzlich ohne vorherige Ankündigung das Kommando kommt: „Aeußerste Kraft zurück"; sie tut ihr Bestes. Einer der auf Wache befindlichen Steuermannsmaate oder Signalgasten hat sich von vornherein mit Fernrohr und Winkflaggen versehen und auf einen möglichst hohen Punkt — in den Mars (das ist Mastkorb) oder auf das Kartenhaus — begeben, von wo er den über Bord Gefallenen und die geworfenen Bojen im Auge behalten kann und von wo er selbst auch für das Rettungsboot gut sichtbar ist. Seine Aufgabe ist es, Mann und Bojen nicht aus dem Auge zu verlieren, den Führer des Schiffes über die Lage in Kenntnis zu erhalten, damit dieser seine Manöver danach einrichten kann, und schließlich hat er dem Rettungsboot die Richtung anzugeben, in der es den Verlorenen zu suchen hat. Als Rettungsboote werden gewöhnlich die Kutter benutzt; es sind dies Boote, die in Kranen — Davits genannt — hinten zu beiden Seiten des Schiffes außenbords hängen und mit Taljen (das sind Flaschenzüge) herabgelassen werden. Je nach der Größe des Schiffes sind auch sie verschieden groß; sie werden von acht bis vierzehn Matrosen besetzt, welche die Riemen (Ruder) handhaben. Außerdem gehört dazu noch ein Bootsmannsmaat als Bootssteuerer.



Mann über Bord! Der Maschinentelegraph wird auf „Aeußerste Kraft zurück" gestellt

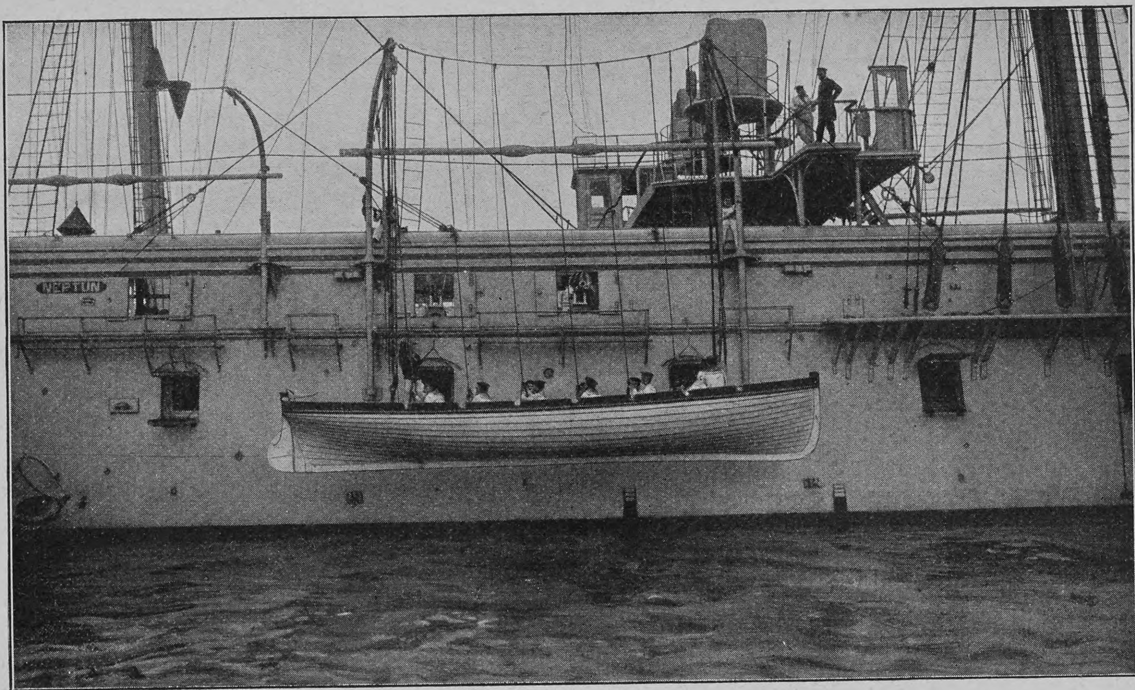
Sowie der Ruf „Mann über Bord" erklungen war, sind die Bootsmannschaften zu ihren Booten geeilt, haben deren Befestigungen gelöst und sich ins Boot begeben; dort setzen sie sich auf ihre Duchten (Ruderbänke) hin. Auch einer der jüngeren Offiziere ist mit ins Boot gegangen, trotzdem das rollenmäßig nicht vorgesehen ist; ihn treibt der Eifer, der Wunsch zu helfen und sich auszuzeichnen. An Deck stehen andre abgeteilte Leute mit den Bootsläufern in der Hand bereit, das Boot herabzulassen, sobald das Schiff keine Fahrt mehr macht. (Bootsläufer sind die Taue der Flaschenzüge, in denen das Boot hängt.) Die Vorwärtsbewegung ist bald aus dem Schiff herausgebracht durch das Rückwärtsarbeiten der Maschine. Schon kurz bevor das Schiff steht, ist das Boot bis dicht über Wasser gelassen, damit auch nicht das kleinste Zeitteilchen verloren geht. Noch steht das Schiff nicht ganz, aber die Maschinen sind gestoppt, da ertönt von der Kommandobrücke der Ruf „Los!" oder



Leuchtende Nachtrettungsboje

„Boot zu Wasser!" Die Bootsläufer werden losgeworfen, das Boot kommt ins Wasser. Im Nu sind die Taljen ausgehakt, das Boot ist vom Schiff abgestoßen, die Riemen sind beigenommen und das Boot schießt dahin in der Richtung auf den Verlorenen, getrieben von den Riemen, die von den Bootsgasten mit Anspannung aller Kräfte durch das Wasser geholt werden.

Der Bootssteuerer kann vom Boot aus nicht weit sehen, auch wenn er steht, weil sein Standpunkt nicht hoch über der Wasserfläche ist. Es fällt ihm schwer, einen Gegenstand zu entdecken, der ganz an der Wasseroberfläche schwimmt und wie der Mann oder eine Boje sich kaum darüber erhebt; besonders schwierig wird es sein, wenn etwas Seegang ist und auch wenn die Entfernung eine große ist, die das Schiff seit dem Ueberbordfallen zurückgelegt hat. Deshalb muß der Bootssteuerer auf den Steuermannsmaaten an Bord achten und auf dessen Zeichen. Eine grüne Flagge, von ihm gezeigt, bedeutet: das Boot soll nach Steuerbord drehen (das ist nach rechts); eine rote heißt nach Backbord (nach links) drehen; eine weiße Flagge bedeutet: geradeaus rudern. Auf diese Weise wird das Boot in die Nähe des Mannes oder der Bojen gebracht. Die beiden vordersten Leute im Boot haben ihre Riemen eingenommen; sie sind aufgestanden und helfen mit ausspähen. Nehmen wir den günstigsten Fall an. Der über Bord Gefallene hat eine Boje erreicht oder er hat sich in der Nähe derselben über Wasser gehalten. Das Boot kommt in seine Nähe, bemerkt ihn, hält auf ihn ab und wird bei ihm zum

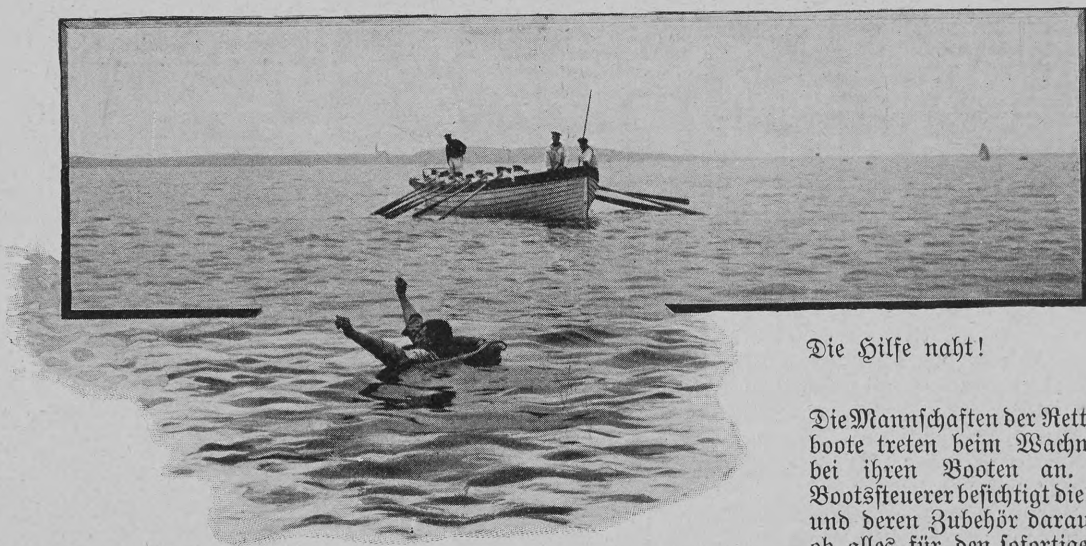


Das Rettungsboot wird herabgelassen

Stehen gebracht. Alle Hände, die an ihn herankönnen, greifen zu und holen ihn so kräftig ins Boot, daß er sich womöglich noch seiner Retter erwehren muß. Dann werden die geworfenen Bojen aufgesammelt; das andre Boot hilft dabei. Dann geht es im Triumph an Bord zurück. Das Schiff ist mittlerweile in die Nähe manövriert worden, um den Booten den Weg möglichst kurz zu machen. Die Boote legen an ihren Plätzen an beiden Seiten des Schiffes an, die Taljen werden eingehakt; an Deck steht an den Läufern beider Boote die gesamte Besatzung gleichmäßig verteilt. Die Boote werden „Klar zum Heißen" gemeldet, das Kommando „Heiß auf!" erschallt, und im Fluge sind beide Boote aufgelaufen. Der Gerettete wird an Bord gebracht. Dann werden die Boote festgezurrt, damit sie bei Bewegungen des Schiffes sich nicht losarbeiten können, alle Zubehör wird von der Bootsbesatzung so bereitgelegt, daß im Bedarfsfalle das Boot wieder ebenso schnell gebraucht werden kann. Das Schiff setzt seinen Weg fort.

Bei solch günstigem Verlauf wird der Kommandant gern der Besatzung seine Anerkennung aussprechen. Aber schon jeder einzelne fühlt sich durch den Erfolg belohnt und ist so freudig bewegt, als ob er selbst am meisten dazu beigetragen hätte. Der Gerettete aber ist der Held des Tages. Von oben bis unten bekümmert sich alles um sein Wohlergehen und versucht, ihn für den ausgestandenen Schrecken zu entschädigen.

Je nach den Umständen verläuft der geschilderte Hergang aber auch anders. Bei schlechtem Wetter und starkem Seegang, wenn das Herablassen des



Die Hilfe naht!

Bootes auf der Luv-(Wind-)seite des Schiffes gefährlich ist, bei Nacht, wenn nur die Hälfte der Mannschaft auf Deck verfügbar ist, wird nur ein Boot entsendet. Der wachhabende Offizier hat dann von vornherein befohlen: „Erster Kutter" oder „Zweiter Kutter klar". Wenn er die Wache übernimmt, ist er sich darüber klar geworden, wie er unter den vorhandenen Umständen gegebenenfalls zu handeln hat. Sobald der Fall eintritt, gibt er ohne weiteres seine Kommandos, ohne erst langen Ueberlegens zu bedürfen. Im Geschwader, wenn mehrere Schiffe in geschlossener Ordnung zusammenfahren, vollzieht sich das Manöver für das betreffende Schiff in ähnlicher Weise. Doch müssen die andern Schiffe von dem Vorfall benachrichtigt werden, damit sie ihre Bewegungen entsprechend einrichten und vor allem einen Zusammenstoß vermeiden können. Ein blinder Kanonenschuß von dem betroffenen Schiffe ist das Zeichen, daß eine Störung eingetreten ist, die das ganze Geschwader angeht. Ein gleichzeitig am Mast hochgehendes Signal gibt die Erklärung, daß ein Mann über Bord gefallen ist. Alle Schiffe werden zum Stehen gebracht. Die in nächster Nähe befindlichen Schiffe — Vorder-, Neben- und Hintermänner — beteiligen sich am Rettungswerk und entsenden ihre Boote, unter denen sich der regste Wetteifer entspinnt. Meist wird der Hintermann in der günstigen Lage sein, zu retten, denn das Schiff wird am nächsten der Stelle zum Stehen kommen, wo der vom Vordermann über Bord Gefallene schwimmt. Durch Signal wird dem Flaggschiff die Rettung gemeldet. Nicht selten belobt dann der Admiral durch Signal das Schiff, dessen Boote am schnellsten gewesen sind. Solche Anerkennung hebt die ganze Besatzung, denn das Signal wird von allen Schiffen abgelesen.

Es liegt auf der Hand, daß der Ausbildung und den Maßnahmen für dies Manöver große Aufmerksamkeit geschenkt wird. Bis in die kleinste Einzelheit gehen die Anordnungen des Ersten Offiziers, der für den inneren Dienst besonders verantwortlich ist. Diese Anordnungen schreiben auf das genaueste jedem Beteiligten die ihm zukommenden Verrichtungen vor. Durch öftere Belehrung, durch Mustern auf den zugewiesenen Posten, durch wiederholtes Ueben des Manövers verschafft man sich die Gewißheit, daß im Ernstfall alles klappen wird. Bei der Uebung ergeht nur der Ruf „Boje über Bord!", so daß jedermann weiß, daß das Manöver nur zur Uebung ausgeführt wird. Dennoch wird auch hierbei stets gleicher Eifer gezeigt. Weiß doch ein jeder, wie sehr er das rettende Boot herbeisehnt, wenn er selbst sich in dieser Not befindet.

In See wechseln die Wachen alle vier Stunden. Die Mannschaften der Rettungsboote treten beim Wachwechsel bei ihren Booten an. Der Bootssteuerer besichtigt die Boote und deren Zubehör darauf hin, ob alles für den sofortigen Gebrauch bereit ist. Dann meldet er dem wachhabenden Offizier die Mannschaft zur Stelle und „Rettungsboote klar zum Fieren" (das ist Herablassen); dann erst dürfen die abgelösten Bootsmannschaften des Nachts zur Koje, bei Tage unter Deck gehen.

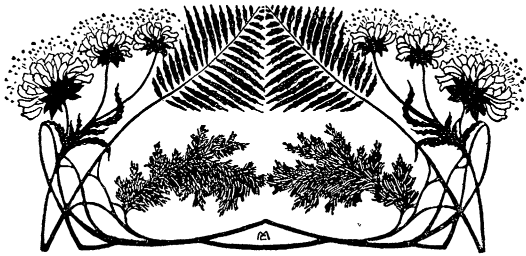
Die Rettungsbojen sind Ringe von Kork, mit Segeltuch umkleidet; sie sind mit einer grellen Farbe — meist rot oder weiß — bemalt, damit sie sich gut vom Wasser abheben; auch tragen sie den Namen des Schiffes. Sie haben eine große Tragfähigkeit, so daß auch mehrere Leute sich daranhängen können. Des Nachts werden Nachtrettungsbojen benutzt. Es sind Schwimmkörper (Hohlkugeln oder dergleichen), mit denen eine Leuchtvorrichtung verbunden ist, die über die Tragkörper erhaben ist und also auch über die Wasserfläche emporragt, wenn die Boje im Wasser liegt. Der Leuchtkörper entzündet sich beim Fallen der Boje. Das Licht brennt weiter, etwa fünfzehn Minuten lang, auch wenn Wasser darüber schlägt. Der über Bord Gefallene weiß, daß er bei dem Licht einen Haltepunkt findet und schwimmt darauf zu. Dem Schiff und dem rettenden Boot ist das Licht der Wegweiser, der angibt, wo ungefähr der verlorene Mann zu suchen ist.

Nach dem hier Geschilderten sollte man denken, daß ein Mißerfolg zu den Ausnahmefällen gehört. Das trifft leider nicht zu. Wir greifen nicht zu sehr fehl, wenn wir annehmen, daß höchstens in der Hälfte aller Fälle die Rettungsversuche von Erfolg begleitet sind. Meist ist der Betreffende — besonders bei Sturz aus der Takelage — durch Aufschlagen verletzt, durch den plötzlichen Schrecken wird er bewußtlos; im Wasser bekommt er Schlaganfall oder Krampf; er wird womöglich von einem Schraubenflügel getroffen, da er meist nahe am Schiff entlangtreibt, und die Schrauben nicht so schnell zum Stehen gebracht werden können. Auch kommt es vor, daß er schlecht oder gar nicht schwimmen und sich nicht so lange über Wasser halten



Der Steuermannsmaat auf der Brücke gibt dem Boote die Richtung an

kann, bis das rettende Boot bei ihm ist. Die Legende, daß die Seeleute nicht schwimmen lernen wollten, weil sie glauben, ihren Todeskampf nur unnütz zu verlängern, besteht wohl nur als solche. Ich habe nie von einem Seemann diese Ansicht gehört. In der Flotte werden, wie im Heere, alle Leute im Schwimmen ausgebildet. Natürlich gibt es solche, die es nie gut lernen. Daß aber schon eine geringe Gewandtheit im Schwimmen, ein bloßes Ueberwasserhalten zur Rettung genügt, dürfte aus dem Geschilderten hervorgehen. Wenn alles günstig verläuft, kann schon nach fünf Minuten das rettende Boot bei dem über Bord Gefallenen sein. Diese Zeit verlängert sich natürlich bei ungünstigen Umständen. Es ist mir ein Fall verbürgt erzählt, wo bei anhaltendem Suchen sogar nach mehreren Stunden der über Bord Gefallene gefunden und gerettet wurde. Es war des Nachts, man hatte das Ueberbordfallen nicht sofort bemerkt; der Verlorene war ein sehr geschickter Schwimmer. Es geschieht somit im Dienste der Flotte alles in anerkennenswertester Weise, um bei „Mann über Bord“ die Aussicht auf Rettung des Menschenlebens zu sichern. Mit Freude aber muß uns der hierbei zutage tretende Eifer erfüllen, weil er ein Zeichen des edeln, hilfsbereiten Geistes ist, der in den Herzen der Angehörigen unsrer Flotte wohnt.



Prediger 12, 12

Eine ernste Geschichte

von

H. von Beaulieu

Also, lieber Junge, du bist herzlich willkommen, sei es zum Faulenzen, sei es, daß du in der Ruhe des Landlebens ein Opus ausbrüten willst. Der Garten ist voller Nachtigallen, und die Rosen sind dicht vorm Aufbrechen, was doch gewiß günstige Umstände sind — von Spargeln und jungen Erbsen ganz zu schweigen. Dann sei dir noch verraten, daß wir einen ganz reizenden Hausbesuch haben, eine jüngere Freundin meiner Frau, famos aufgezäumt, ein Stich ins Pikante, wie ich glaube, ganz dein Geschmack. (Haben tut sie auch was.) Besinn dich nicht lange — zu uns zu kommen, meine ich. Dein alter Egon. (Früher alter ego.)“

Johannes besann sich nicht lange. Der nächste Abend sah ihn schon auf dem Landsitz des Freundes, der ihn mit aller Herzlichkeit empfing. Die Hausfrau, eine hübsche, etwas languissante Blondine, war stolz, den Genius zu bewirten und ihrem Fremdenbuch einen so berühmten Namen eingefügt zu erhalten.

Eine flüchtige Verstimmung ergriff Johannes bei dem Worte „Fremdenbuch“, denn er haßte diese gepunzten, gebrannten, bemalten Dokumente menschlicher Albernheit. Und von dem Schriftsteller wurde etwas „Geistreiches“ erwartet, während doch allein der Anblick eines Fremdenbuches genügte, jede Spur von Geist bei ihm auszutreiben.

Er hoffte, daß Fräulein Lucie — das war die reizende Freundin, und sie war wirklich reizend — ihn durch ihre schönen Augen inspirieren werde, vielleicht zu etwas auf „begegnen“ und „segnen“. Sie war sein Geschmack, Egon hatte recht vermutet. Und offenbar trat sie auch ihm mit ein klein wenig wohlwollender Befangenheit entgegen. Sie war so um die Dreißig herum, er um die Vierzig; sie war eine reiche Erbin und er ein deutscher Dichter — es paßte also ausgezeichnet. Und das Landleben gab die schönsten Gelegenheiten: man schwärmte Natur auf Spaziergängen, man fuhr Kahn, man kutschierte, man warf sich mit Tennisbällen feurige Blicke zu, und die Blicke trafen, wenn auch nicht die Bälle. Uebereilen wollte Johannes sich nicht, denn er hatte drei Wochen vor sich, und dieses vorbereitende Geplänkel war für ihn der Brautwerbung reizvollster Teil.

So waren einige Tage angenehm und vielversprechend verflossen, da klopfte es eines Tages an Johannes seine Tür. Der älteste Sohn des Hauses, ein Jüngling von sechzehn Lenzen, stand da. „Womit kann ich Ihnen dienen, lieber Bodo?“ fragte Johannes mit der einen Hausbesuch so wohl kleidenden Freundlichkeit. „Ein paar Zigaretten?“

„Ach Herr Doktor, ich dachte — ich wollte — ich möchte — ich komme, Sie zu bitten —“ Eine zitternde Hand holte aus der Brusttasche ein Heft. Diese Bewegung kannte Johannes. Er erschrak.

„— Wenn Sie die große Güte hätten! Vielleicht taugt es nichts, aber es wäre doch möglich! Schiller hat ja auch mit Jugendwerken angefangen. Ueberhaupt viele große Dichter. Ich will ja nicht gleich anerkannt werden. Aber wenn das deutsche Volk nur hundert Jahre nach meinem Tode —“ Seine Stimme kippte um.

‚O Schillerfeier, was hast du angerichtet!‘ dachte Johannes. Er sprach freund-väterlich zu dem Jungen. Er erinnerte ihn an die Horazische Mahnung. Aber leider gelang es ihm nicht, Bodo das Heft wieder mitzugeben. Lesen mußte er es.

Das Durchblättern des künftigen Schiller lohnte mit manchem — zwar vom Autor unbeabsichtigten — Genuß. „Lucie am Klavier“, „Pegasus in der Sekunda“, „Achill am Grabe des Patroklus“ hatten besonders hohen Flug.

Am andern Morgen steckte Johannes das Heftchen zu sich, um es Bodo mit nochmaligem Hinweis auf Horaz zurückzugeben. Er traf am Frühstückstisch nur den Hauslehrer, einen jungen Mann von großen Gaben an Geist und Appetit. Gewöhnlich sprach er von den Kirchenvätern. Johannes nahm auch jetzt, während er sein Ei aufschlug, an, daß von Augustinus und Origenes die Rede sei, als ein andrer Name ihn aufhorchen machte.

„— Shakespeare war eine Verirrung,“ fuhr der Kandidat fort, „und spätere Zeiten werden mit Schaudern auf diese Geschmacksverrohung zurückblicken.“

„Ja,“ sagte Johannes, sich Marmelade auffüllend und sich wundernd, wo der Kandidat hinauswollte.

„Eine Wiederbelebung des Dramas ist nur auf Grund der griechischen Tragödie zu erhoffen, das sehen alle ein. Ueber Hofmannsthals unzulänglichen Versuch kann ich schweigen, und Sie werden mir zustimmen, daß auch Goethes ‚Iphigenie‘ keinen griechischen Geist atmet, so wenig wie Feuerbachs sentimentales Bild.“

„Hm! Sie sind hart, Herr Kandidat. Diese Leute taten, was sie konnten.“

„Ich habe einen ‚Diomedes‘ geschrieben, der, wie ich glaube, warmes Empfinden mit griechischem Geiste vereint. Nur betreffs der szenischen Wirkungen bin ich, da ich erst dreimal im Theater war, nicht ganz sicher; ich möchte Sie daher bitten —“

„Liebster, bester Herr Kandidat!“ rief Johannes angsterfüllt. „Ich selbst schreibe ein Lustspiel — nein, ein Trauerspiel —, das in drei Wochen fertig sein muß. Ich kann beim besten Willen nicht!“

„Aber Sie scheinen doch recht viel Muße zu haben,“ sagte der Kandidat mißtrauisch, „Sie angeln, spielen Tennis —“

„Nur zum Schein, Herr Kandidat. Ich wälze Probleme in meiner Brust, während ich nach dem Tennisball hüpfe. Das sind alles Aeußerlichkeiten, die mich innerlich nicht berühren. Ihr Werk aber würde meine ganze Seele beanspruchen, es würde mich aus meiner geistigen Bahn werfen, Sie als Dichter werden das doch verstehen.“

Aber der Kandidat ließ nicht locker.

„Ah, guten Morgen, mein gnädiges Fräulein!“ rief Johannes entzückt.

Sonst wurde Fräulein Melanie, eine längst nicht mehr junge Cousine des Hausherrn, eher gemieden wegen ihrer eindringlichen Art, Gespräche zu führen; heute erschien sie Johannes wie ein rettender Engel.

„Sie sind ja heute sehr früh aufgestanden, gnädiges Fräulein,“ bemerkte der Kandidat verstimmt. „Ich erinnere mich nicht, Sie schon je zu dieser Stunde am Kaffeetisch getroffen zu haben.“

„Um so mehr schätzen wir die Ausnahme!“ rief Johannes.

„Der herrliche Morgen lockte mich,“ sagte Fräulein Melanie leicht verschämt. „Die Nachtigall sang so schön!“

„Die Lerche war's und nicht die Nachtigall,“ verbesserte Johannes lächelnd.

„Ja natürlich die Lerche! Sie sang so schön unter meinem Fenster, und die Rosen dufteten herein! Ich liebe überhaupt die Morgenfrühe, wenn die erwachte Natur noch im Tau schimmert und — und —“

Sie konnte nicht recht weiter. Der Kandidat, der Fräulein Melanie mit ihrer Lerche zum Kuckuck wünschte, aß ingrimmig das vierte Spiegelei. Inzwischen kam Bodo, warf einen verzweifelten Blick auf den Kandidaten und Tante Melanie, einen flehenden auf Johannes und machte sich resigniert über sein Frühstück her. Er harrte zitternd auf ein Wort von Johannes. Er hatte so gehofft, ihn beim Frühstück sprechen zu können!

Nach dem fünften Spiegelei stand der Kandidat auf, gefolgt von dem betrübt dreinschauenden Bodo. Vorher sagte er zu Johannes: „Wir müssen auf die Angelegenheit noch einmal zurückkommen, Herr Doktor!“ was dieser mit einer Geste, die alles bedeuten konnte, erwiderte.

Johannes wollte unter einem nichtigen Vorwande Telemach und Mentor folgen, als Fräulein Melanie sanft, aber fest ihr welkes Händchen auf seinen Arm legte. „Auf ein Wort!“

Im dumpfen Vorgefühl schrecklicher Dinge sank Johannes auf seinen Stuhl zurück.

„Ich bin nämlich nicht der Lerche wegen so früh aufgestanden, sondern Ihretwegen,“ bekannte Fräulein Melanie.

‚Gerechter Gott,‘ dachte Johannes.

„Nämlich um Sie einmal allein zu sprechen,“ fuhr sie fort und griff an die für den Busen bestimmte Stelle. Sie brachte aus ihrem himmelblauen Morgenkleide ein Büchlein hervor, dessen geblumte Seidenhülle schon ganz deutlich Lyrik auf „Rosen und kosen“, „Zypressen und vergessen“ verriet.

„Schon als Kind dichtete ich,“ hub Fräulein Melanie an.

„Aber da hätte doch beizeiten —“

„— Ja, man hätte das Talent beizeiten pflegen sollen,“ fuhr Melanie für ihn fort, „aber meine Familie war so prosaisch! Ich war gewissermaßen eine Lilie im Gemüsegarten. Auch war ich so scheu und hütete meinen Schatz vor profanen Augen.“

„Ja, da tun Sie ganz recht daran, gnädiges Fräulein. Die Welt besudelt nur unser Heiligstes. O, wie ich Sie beneide um Ihr verborgenes Blühen! Ich bete, daß Gott Sie so erhalte.“

„Aber — ein Talent verpflichtet doch auch,“ sagte Melanie etwas verwirrt. „Eine Freundin, die mein Büchlein las, sagte: ‚Melanie, du bist eine Dichterin!‘ Ich glaube, sie hat recht. Ich fühle es! Aber ich bin zu schüchtern, mich direkt an einen Verleger zu wenden — überhaupt als Dame an einen Herrn schreiben — Da dachte ich, wenn Ihre Güte mir diesen peinlichen Schritt —“

Johannes hatte sich schon lange krampfhaft umgesehen. Kam denn niemand ihm zu Hilfe? Standen die Leute spät auf! Da, ging da nicht jemand auf dem Kies?

Er richtete sein Auge mit starrer Gespanntheit auf einen Punkt von Melaniens Morgengewande. „Erlauben Sie, Gnädigste, Sie haben da eine große Spinne!“

„Wo?“ kreischte Melanie. „Retten Sie mich!“

„Dicht am Halse. Erlauben Sie —“ Er faßte mit zwei Fingern zu und trug die imaginäre Spinne zum offenen Fenster.

„Welch ein entsetzliches Tier! Haben Sie schon je eine so große Spinne gesehen?“ rief Melanie.

„Nie!“ sagte Johannes. „Es war beinahe eine Tarantel.“ Und dabei winkte er Egon sehr heftig zu, der bei seinen Rosenstöcken stand. „Darf ich Ihnen ein Gläschen Wein eingießen auf den Schreck?“

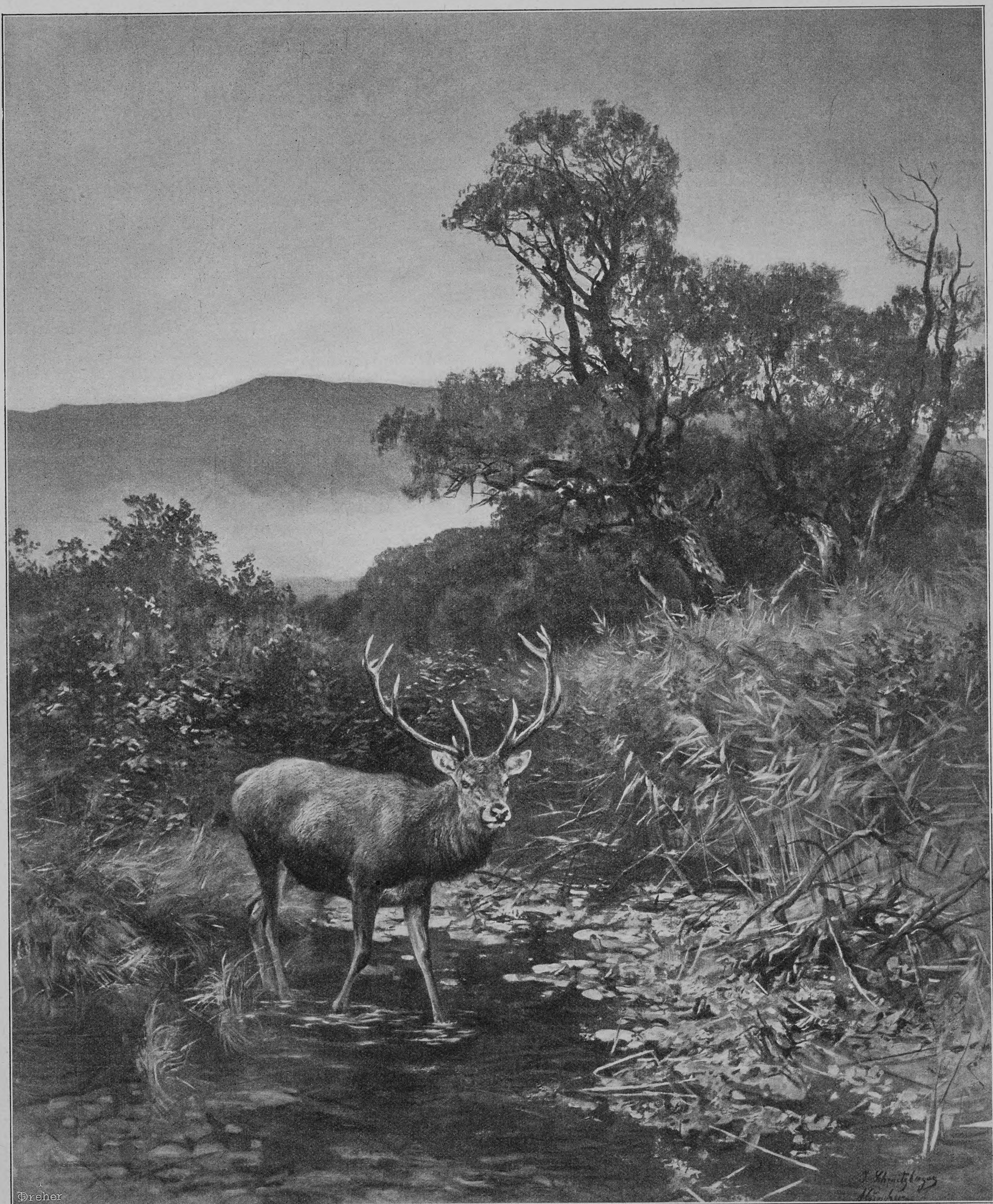
Gott sei Dank, Egon kam herein. Ueber die Störung verstimmt, erhob Melanie sich bald, aber nicht, ohne Johannes vorher ihr „Büchlein“ zuzustecken, flüsternd: „Lesen Sie es unter rauschenden Bäumen!“

„Wurde dir schwül im Tete-a-Tete?“ lachte Egon nach Melaniens Abzug. „Du winktest wie einer in Todesgefahr.“

„Ach, Egon,“ sagte Johannes bekümmert, „es gibt zuviel lyrische Dichter und Dichterinnen.“

„Ja, weiß Gott!“ sagte Egon und langte sich die Schüssel. „Potztausend, unser Kandidat hat reinen Tisch gemacht! Der ißt, glaube ich, auf Vorrat, falls er auf eine Hungerpfarre kommt! Also Melanie hat dich mit ihrem Souvenir geelendet? Damit läuft sie seit Jahren herum. Wenn die Frauen aufgegeben haben, sich selber an den Mann zu bringen, versuchen sie's mit ihren Geisteskindern. Sag ihr, es wäre allerliebst, aber zu zart, um Druck auszuhalten. Apropos, Druck! Ich habe da so ein nettes Jagderlebnis aufgezeichnet, eigentlich nur zum Spaß. Aber ich las neulich etwas von ganz ähnlicher Art, und da dachte ich: ‚Potztausend, so gut kannst du's auch!‘ Und da wollt' ich dich bitten, ob du in das Ding nötigenfalls etwas stilistischen Schliff und Pli hineinbringen, so'n paar kleine Glanzlichter aufsetzen möchtest. Aber um Gotteswillen, ändere nichts an den Jägerausdrücken, denn davon — pardon — verstehst du nichts. Aber was hast du denn? Dein Gesicht ist ja ganz verzerrt! Hast du Zahnschmerzen?“

„Ja. Entschuldige mich, Bester —“ Mit vorgehaltenem Taschentuch stürzte er auf sein Zimmer.



Der König des Waldes

Nach einem Gemälde von Josef Schmitzberger

„Auch du, Brutus!“ murmelte er. Er warf sich in einen Stuhl und ächzte wie ein gehetztes Tier.

War denn die ganze Bande verrückt? War eine Epidemie ausgebrochen? Hatte er selbst den Ansteckungsstoff in dieses gesunde Haus getragen?

Es klopfte.

‚Zum Teufel!‘ murmelte er. Und dann entzückt: „Ah, die gnädige Frau!“

„Daß Sie auch gerade in unserm Hause, wo Sie sich wohl fühlen sollten, so leiden müssen, armer Dulder!“

Armer Dulder! Wohl mochte sie das sagen. Er dachte nicht nach, woher ihr die Kenntnis kam. Er drückte der verständnisvollen Frau dankbar die Hand. „Ihr Mitgefühl ist Balsam, gnädige Frau.“

„Ich bringe noch andern Balsam.“ Sie stellte ein Fläschchen auf den Tisch. „Drei Tropfen auf Watte beruhigt den Schmerz sofort.“

Ach, die Zahnschmerzen! Die hatte er ganz vergessen. Er mußte etwas simulieren. „Danke, danke. Es geht schon besser. Ihre Gegenwart wirkt beruhigend und lindernd.“

„Ach, machen Sie einer alten Frau nichts weis! Ihre beste Medizin sieht ganz anders aus. Ist denn hier alles zu Ihrer Zufriedenheit? Ist Ihnen das Kopfkissen recht? Stört das Ticken der Uhr Sie nicht?“

Er war natürlich von allem entzückt und dachte: ‚Was will sie noch?‘

Wie unbewußt ließ Frau Cläre sich in einen Stuhl sinken, roch auf einer Rose und sagte: „Da ich nun einmal hier bin, lieber Freund, möchte ich die Gelegenheit wahrnehmen, Sie ungestört zu sprechen. Ich weiß, Sie sind ein treuer Freund unsers Hauses—“

Johannes legte die Hand auf die Herzgegend. „Der Treueste der Treuen!“

„Also — unsre Verhältnisse sind nicht mehr ganz so gut wie früher. Nicht daß wir Verluste gehabt hätten, aber die Kinder fangen an, viel zu kosten, und die Einnahmen sind nicht gewachsen. Ein paar Tausend im Jahr mehr könnten nicht schaden.“

„Nein, die schaden selten. Aber gnädige Frau, ich verstehe nicht —“ Er dachte, sie wollte eine Anleihe machen, und wappnete sich.

„Sie werden gleich verstehen. Also — es klingt komisch, wenn man es selbst sagt, aber — ich habe etwas schriftstellerische Begabung.“

Johannes stöhnte.

„Kommen Ihre Schmerzen wieder? Nehmen Sie gleich ein paar Tropfen. Ich muß Sie noch einen Augenblick in Anspruch nehmen.“ Sie war gar nicht mitleidig mehr. „Sie als Egons guter alter Freund tun mir gewiß den Gefallen, mir beim Zusammenstellen der Novellen etwas zu helfen und dann den Brief an den Verleger aufzusetzen. Ich bin bange, ich möchte mich ungeschäftlich ausdrücken und übervorteilt werden. Sie werden das vielleicht schrecklich finden, aber — der Mammon ist mir die Hauptsache!“

„Durchaus nicht, gnädige Frau. Diese kleine Schwäche haben die meisten Leute, aber ohne Ihre entzückende Aufrichtigkeit. Nur — es ist ein kleiner Irrtum dabei. Novellenbände veröffentlichen ist nämlich keine Sache, die Geld einbringt, sondern die etwas kostet, der erstere Fall tritt höchstens bei ganz berühmten Leuten ein.“

Ihr Strahlen erlosch. Schüchtern meinte sie nur noch: „Aber ich könnte doch durch die Novellen be—bekannt werden!“

Zweifel zu äußern, wäre zu unhöflich gewesen. Er begnügte sich mit einer Geste.

Sie griff nach seiner Hand. „Das ist herrlich, daß Sie mir helfen wollen! O, ich danke Ihnen! Sie sind — ein Engel!“

„Aber Gnädigste —“

Der bekannte ominöse Griff in den Busen — schwapp! lag ein Paketchen auf dem Tisch, und der schöne Besuch verschwand mit einem schelmischen: „Diskretion ist Ehrensache!“

Mit einem Sprunge war Johannes an der Tür und drehte den Schlüssel um.

Als er sich umkehrte, ließ gerade eine lange, leicht behaarte Hand ein dickes Heft durchs offen stehende Fenster fallen: es war des Kandidaten „Diomedes“.

Klirrend schloß Johannes das Fenster. Er warf einen wilden Blick um sich, der in Erleichterung überging, als er auf den Koffer fiel: Abreise! Flucht!

Aber die holde Lucie!

Gerade zu heute nachmittag hatten sie einen Waldspaziergang verabredet. Ihm ahnte, daß dieser Spaziergang bedeutungsvoll und inhaltreich sein werde.



Ein Luftkurort in Südafrika: Der Umgenifall in der Nähe von Howick

‚Morgen reise ich,‘ sagte er sich, ‚wenn ich Luciens Wort habe.‘

Er hätte sich beinahe, sein Zahnweh vorschützend, vom Mittagessen ferngehalten, wenn nicht der Geruch gebratener Täubchen ihn zu sehr verlockt hätte. Tauben haben immer zu den Lieblingstieren der Dichter gehört. Aber so nervös war er geworden, daß er argwöhnte, der Diener könne ihm beim Präsentieren ein Trauerspiel unter die Serviette schmuggeln oder die Köchin könne seine Taube mit einem Gedichtmanuskript gefüllt haben. In seinem Zimmer lagen die Manuskripte nun bald so dicht wie auf einer Redaktion.

An dem Nachmittagsspaziergange beteiligten sich merkwürdigerweise fast alle Hausgenossen, und jeder fühlte sich unwiderstehlich zu Johannes hingezogen. Mit krampfhafter Gesprächigkeit — er redete gleich lebhaft über die Bayreuther Aufführungen, die Nützlichkeit des Igels und das Für und Wider wirklicher Reformkleidung — suchte Johannes einen wie den andern von dem gefürchteten Thema wegzulocken und loszuwerden. Aber die Gouvernante, gewohnt, Autoritätsperson zu sein, war stärker als er. Sie erreichte es, allein mit ihm zu gehen.

„Ich möchte mir eine Frage erlauben,“ begann sie.

„Wenn ich sie nur werde beantworten können,“ sagte er.

„O ja. Es schlägt in Ihr Fach. Ich möchte wissen, wie —“

„Wie man an einen Verleger schreibt, nicht wahr?“

Die Dame sah ihn durch ihren Kneifer so strafend an, als wolle sie ihm gleich einen schlechten Strich für vorlautes Wesen geben.

„Lassen Sie mich, bitte, ausreden! Ich möchte wissen, wie viel Zentimeter breit der Rand bei Manuskripten frei bleiben muß. Alles andre weiß ich selbst.“

Johannes antwortete ernsthaft: „Zehn Zentimeter mindestens. Doch noch lieber wird gesehen, wenn die ganze Seite Rand bleibt.“

Da ließ die Gouvernante ihn stehen und schrieb in ihr Tagebuch: „Schriftsteller sind impertinente, schlecht erzogene Leute.“

Johannes war der Wirkung seiner Worte froh. Und endlich glückte es ihm, an Luciens Seite zu gehen und bei scheinbarer Vertiefung in eine kleine blaue Blume hinter den andern zurückzubleiben.

„Wie blau ist diese Blume!“ sagte Lucie.

„Ja, und deshalb heißt sie Männertreu!“

„Oder weil sie so leicht abfällt. Uebrigens kenne ich sie unter dem Namen Ehrenpreis. Und der gefällt mir besser. Stellen Sie nicht auch die Ehre oder den Ruhm über alles?“

„Augenblicklich nicht,“ bekannte Johannes. „Uebrigens ist das eine so vergänglich wie das andre.“ Er schnippte die blauen Blättchen fort.

Lucie seufzte. „Aber von den Menschen, die auf irgendeinem Gebiete Ehren erringen, bleibt doch etwas! Sie kommen ins Konversationslexikon!“

„Stehen auf einem Eichenbord und verstauben,“ lachte Johannes. „Und wenn jemand mal was nachschlagen muß, schilt er, weil es immer unter einem andern Buchstaben steht. Ich finde es ganz ausreichend, wenn man im Adreßbuch steht, und selbst das hat seine Nachteile. Nein, gnädiges Fräulein, von allen Phantomen ist ‚Berühmtheit‘ das wesenloseste.“

„Und das sagen Sie!“ rief Lucie.

„Sie meinen, ich weiß nichts davon. Und Sie haben recht. Lassen Sie uns von hübscheren Dingen sprechen. Wie herrlich warm ist es hier, ich meine, wie herrlich kühl. So recht, um sich einen Augenblick hinzusetzen. Finden Sie nicht auch?“

„Ja, wenn keine Ameisen da sind!“

Johannes besah den Boden durch seinen Kneifer. „Nein.“

Mit allerliebster Umständlichkeit ließ Lucie sich nieder. Johannes nahm in diskreter Nähe Platz. Die Situation war tadellos.

„Wissen Sie wohl, daß ich diesen Moment lange herbeigesehnt habe?“ fragte Johannes gefühlvoll.

„Auch ich,“ sagte Lucie und pickte mit ihrem Schirm nach einem Bovist, daß sein Kopf herunterrollte, „habe diese Gelegenheit ersehnt.“

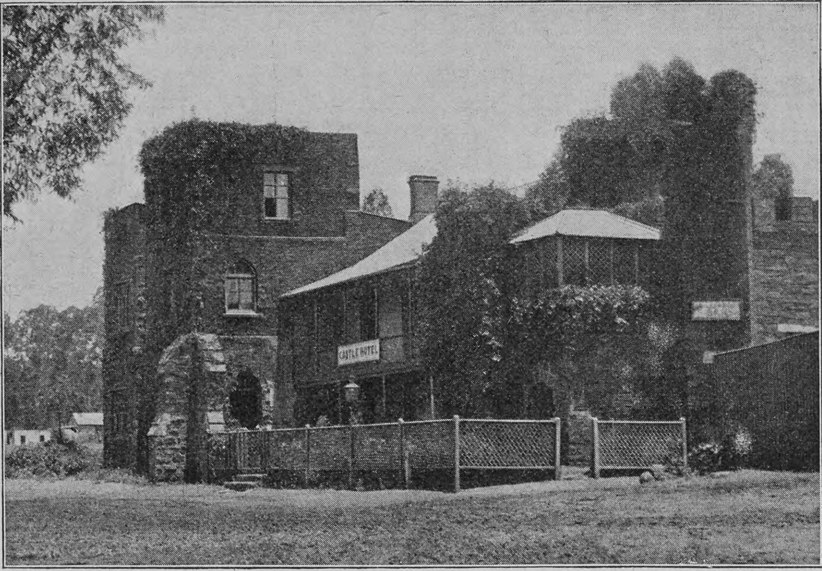
Mehr Entgegenkommen konnte man nicht verlangen. Johannes war beinahe verblüfft. Junge Damen tun doch immer zurückhaltend, wenn sie es auch nicht sind.

„Ich wollte etwas fragen, was die andern nicht zu hören brauchen,“ fuhr Lucie lieblich befangen fort.

„Genau mein Fall. Aber die Dame geht natürlich vor.“

„Ich weiß nicht, ob Sie ein klein wenig Interesse für mich haben, Herr Doktor!“

„Ein klein wenig? Nein!“


Das Schloßhotel in Howick

„Nicht einmal ein klein wenig!" klagte Lucie mit koketter Wehmut. „Wie finde ich dann den Mut zu meiner Bitte! — Ich wollte, ich möchte — ohne Umschweife, ich schreibe!"

Johannes seine Augen wurden starr.

„Es ist ein Ichroman, denn ich habe viel erlebt — innerlich natürlich. Ich könnte ihn ja als schön ausgestattetes Buch herausgeben, denn Verleger finden sich leicht, wenn man die Kosten trägt, aber Leser kann man sich nicht kaufen."

„Sehr richtig," murmelte Johannes, fast unbewußt.

„Was ich möchte" — ein leidenschaftlicher Wunsch glühte in Luciens Blicken und ihre Gestalt straffte sich —, „ist, in einem vornehmen literarischen Blatte gedruckt zu werden. Aber dazu braucht man, scheint mir, Konnexionen. Das Manuskript einer Unbekannten wird einfach nicht gelesen. Und da dachte ich —"

Johannes zog sich unwillkürlich etwas zurück.

„— Sie könnten mir helfen. Als Cläre mir von Ihnen sprach, dachte ich gleich: vielleicht wird der Mann dein Schicksal! Ich knüpfte große Hoffnungen an die Bekanntschaft des berühmten Schriftstellers. Und als Sie so gütig waren, so voller Wohlwollen, wuchs mir der Mut zu meiner Bitte: Wenn Sie" — sie sah ihn verführerisch lächelnd an und legte bittend die Hände zusammen — „unter Ihrem berühmten Namen mein Werk — — aber um Gottes willen! Was haben Sie! Sehen Sie eine Schlange?!"

„Ja! Fliehen Sie schnell!"

Und Lucie floh mit aufgerafften Kleidern, in großen Sätzen, kreischend vor Angst, ohne sich nach Johannes umzusehen.

Der blieb einen Augenblick stehen. Er lachte. Es mischte sich allerhand in dieses Lachen. „Gütig! Voller Wohlwollen!" murmelte er. „Hannes, Hannes, du hättest ums Haar eine kolossale Dummheit begangen, wenn das kleine Fräulein dir nicht zuvorgekommen wäre."

Dann ging er gelassenen Schrittes nach der entgegengesetzten Seite, dem Hause zu.

Er hatte natürlich eine Depesche bekommen und mußte im selben Augenblick abreisen. Darüber wurde das Fremdenbuch vergessen, und das war gut, denn sonst hätte er am Ende hineingeschrieben: „Johannes geht, und nimmer kehrt er wieder."

Aber Fräulein Melanie hielt ihm, als er schon im Wagen saß, ihren Autographenfächer hin, und hastig kritzelte Johannes darauf: „Prediger 12, 12. ‚Denn viel Büchermachens ist kein Ende.'"

Dann fuhr er ab.

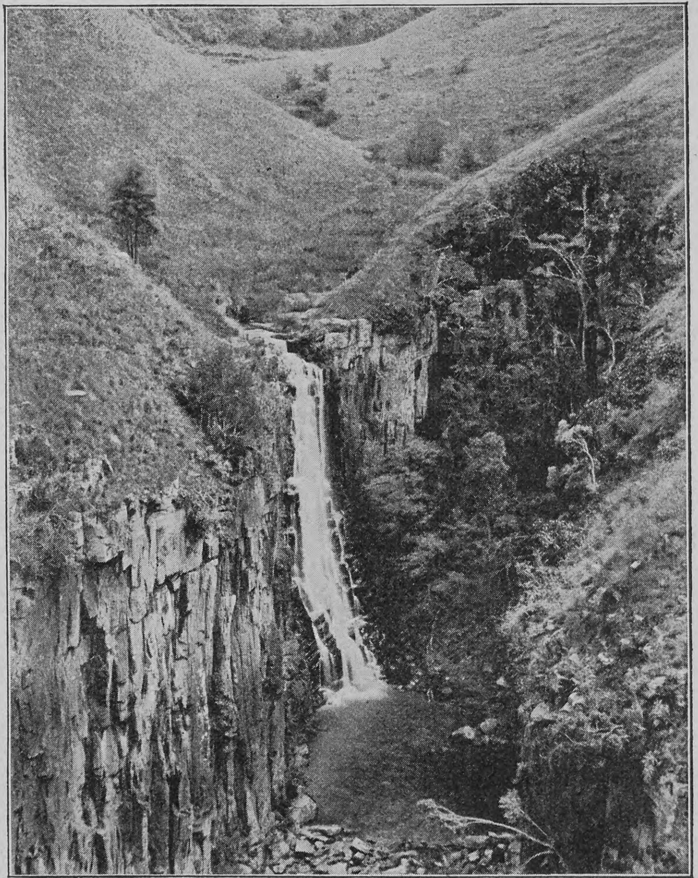
Ein Luftkurort in Südafrika

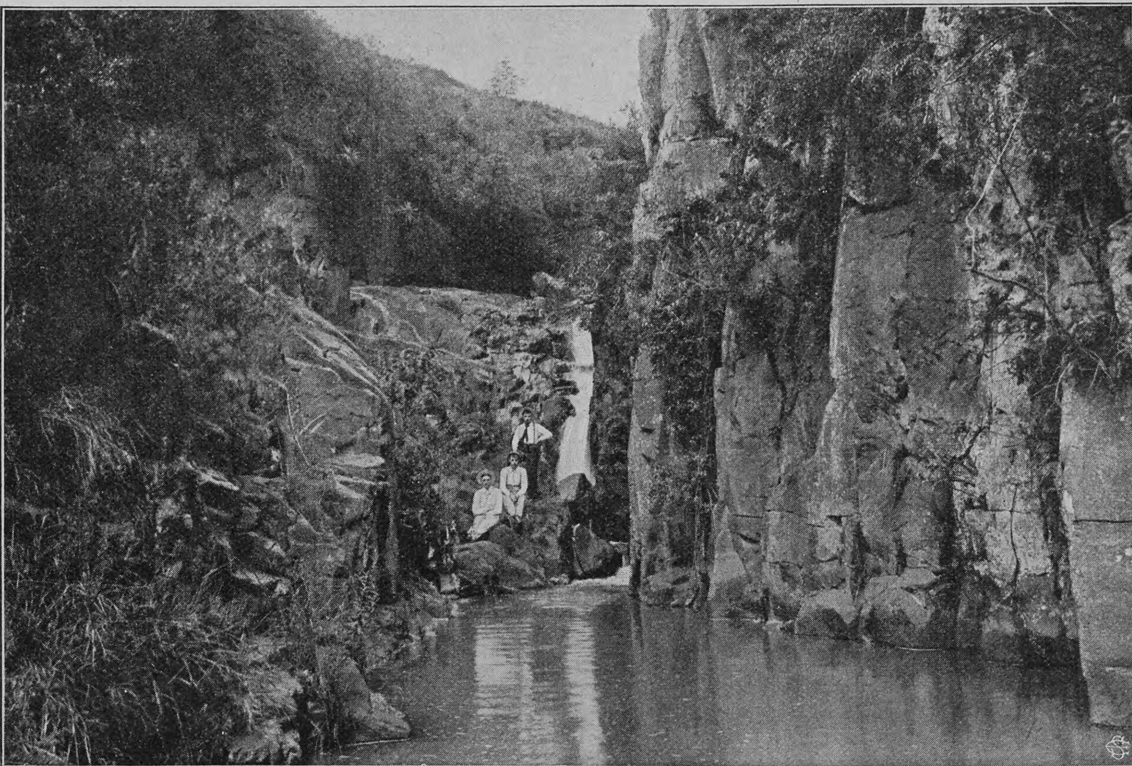
Von

Fred Hamm

(Hierzu vier Abbildungen nach photographischen Aufnahmen des Verfassers)

Natal ist, was landschaftliche Schönheit anbetrifft, unstreitig die Perle des englischen Kolonialbesitzes in Südafrika, und unter allen Orten Natals dürfte wiederum Howick, dem vielbesuchten Luftkurort mit seinen berühmten Wasserfällen, der Preis gebühren. Howick, das 3439 englische Fuß über dem Meere liegt, ist eine Station der Bahnlinie Durban—Pietermaritzburg—Colenso—Ladysmith—Heidelberg—Johannesburg—Pretoria. Der Howickdistrikt ist meistens von schottischen Farmern bewohnt, die hier bedeutende Pferde-, Rinder- und Schafzucht betreiben. Die einzige deutsche Familie, die seit dreißig Jahren dort lebt, ist die des beliebten Arztes Dr. von Mengershausen, eines alten Jenensers. In der Nähe fließt der Umgenifluß, der in dem berühmten Umgenifall 368 Fuß herabstürzt. Im weiteren Verlauf fließt er sodann durch das prächtige Umgenital, wo er noch verschiedene kleinere Fälle bildet, unter denen der Tafelumgenifall der bemerkenswerteste ist. Aus dem Sheltertal fließt ihm die Shelter zu, die einen einzigen, aber prachtvollen Fall bildet. Wohin sich der Wanderer oder Reiter auch wenden mag, überall stößt er auf neue brausende Kaskaden. Nur ein paar Meilen vom Ort trifft er die herrlichen Kaskaden und Reitspruitfälle. Wer eine etwas anstrengende Tour nicht scheut, zieht zehn Meilen den Shelterfluß aufwärts, bis er an den Shaftonfluß im Karkloofdistrikt kommt. Durch den Anblick der Shaftonfälle und Karkloofälle wird er für seine Mühe reichlich belohnt. Großen Farmern gehört diese Gegend, die oft über einen Grundbesitz von 10000 bis 30000 Acres gebieten, meistens Weidegrund für Pferde, Rinder und Schafe. Die Kaffern halten in ihren vereinzelten Krals auch Ziegen neben Pferden und Rindern. Im übrigen wird der Boden fast nur mit Welschkorn bebaut. In den ausgedehnten Büschen, Waldungen und Klüften findet man viele Affen (Baboons), die da oft zu Hunderten hausen. Vereinzelt trifft man auch den Leoparden, der vom nahen Drakensgebirge kommt und den Schafen gefährlich wird. Jagdbares Wild dagegen gibt es nur wenig und die Rehe sind nur selten. Sehr oft findet man dagegen die giftige Puffotter und die ganz besonders gefährliche giftige Mamboo, eine grasgrüne, etwa einen Meter lange Schlange, neben mehreren kleineren Arten. Der Shelter-, Shafton- und Umgenifluß haben einen gewöhnlichen Weißfisch, an seichten Stellen viele Aale, denen die Otter nachstellt. Forellen fängt man ebenfalls, sie stehen aber an Wohlgeschmack unsrer Gebirgsforelle weit nach.


Der Shelterfall


Am Reitspruitfall, oberhalb der Kaskaden

Sprüche

So groß und weit kann die ganze Welt nicht sein, daß eine zweite Heimat darauf Platz hätte.

*

Stell der Liebe kein Warum,
Frag' den Zorn nicht nach dem Grund,
Streiten Trunkne, halt' den Mund,
Plappert Dummheit, bleibe stumm!

*

Das Gewisseste ist an jedem Glück —
Es dauert just seinen Augenblick.

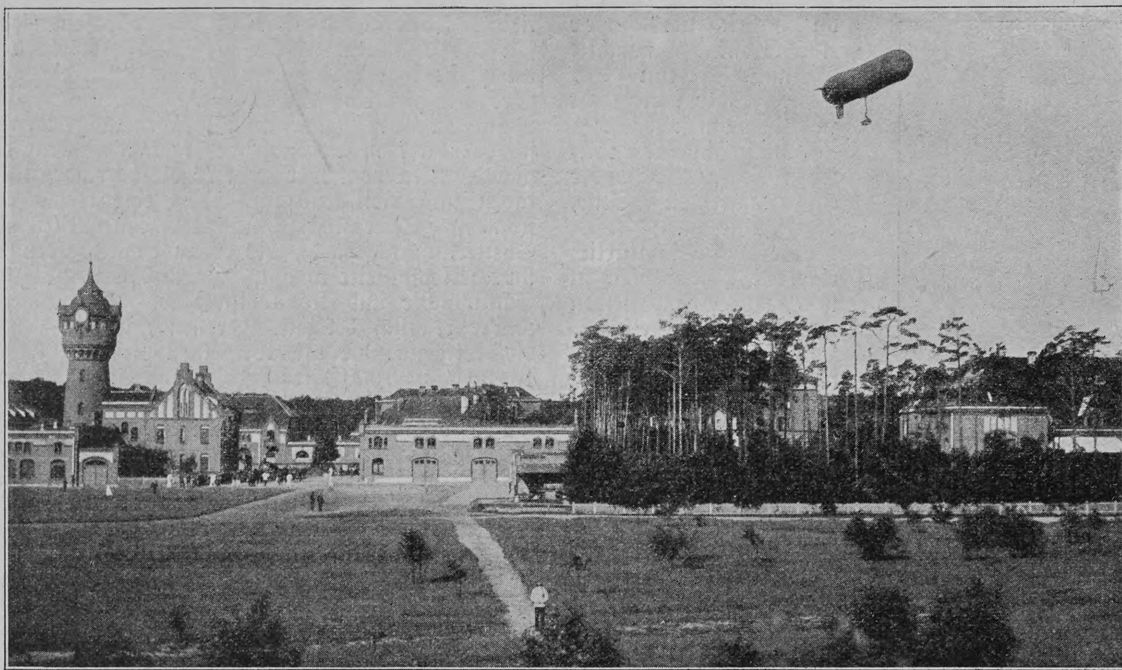
*

Vorherschaun und vorhersagen
Hat noch selten Frucht getragen.
Handeln für die künft'ge Zeit,
Das ist männlich prophezeit!

*

Goldklang pflegt den echten Dukaten zu zeigen:
Verdienste klingen durch Stilleschweigen.

G. Bieler



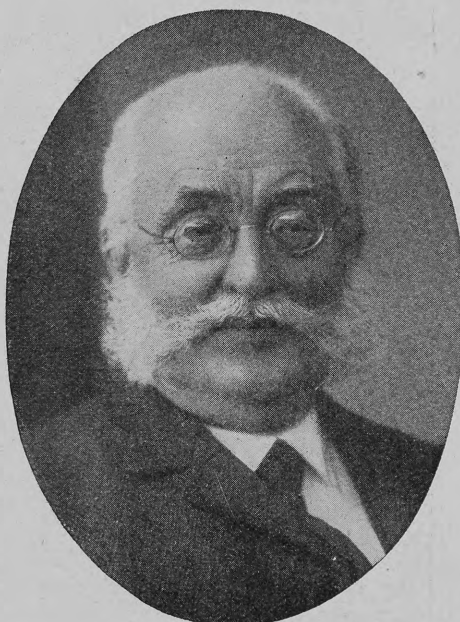
Phot. Berliner Illustrations-Gesellschaft

Uebungsfahrt des von Major von Parseval konstruierten Luftschiffs über dem Tegeler Schießplatz

Notizblätter

Max Eyth †

Vor kurzem konnten wir an dieser Stelle dem verdienten Gründer der Deutschen Landwirtschaftsgesellschaft, dem unermüdlichen Wanderer und liebenswürdigen Schriftsteller, unsre Glückwünsche zum siebzigsten Geburtstage darbringen, und schon heute müssen wir ihm ein paar Worte des Abschieds in die Grube nachrufen. Unerwartet schnell hat eine kurze schwere Krankheit Max Eyth, den Jüngling im weißen Haar, dessen Arbeitskraft auch auf der Abendseite des Lebens noch ungeschwächt war, auf sein letztes Lager gestreckt. Viel zu früh für seine Freunde und für die vielen, die von seiner heiteren, lebensfrohen Kunst noch aus den Jahren wohlverdienter Muße manche schöne Frucht erwarteten, ist er plötzlich geschieden. Sein siebzigster Geburtstag, der ihm Ehrungen aus allen Teilen der Welt in Hülle und Fülle einbrachte, bot Gelegenheit genug, die Einzelheiten dieses reichbewegten Wanderlebens zu betrachten, es ist nicht mehr nötig, noch einmal darauf zurückzukommen. Seine Schriften werden die Erinnerung an Max Eyth auch noch über das Grab hinaus lebendig erhalten.



Max Eyth †

Dr. Felix Carl Raimund Weber †

Der deutsche Buchhandel hat einen seiner besten Vertreter verloren. Der Seniorchef der bekannten Leipziger Verlagsbuchhandlung von J. J. Weber und zugleich langjähriger Herausgeber einer unsrer bekanntesten und bedeutendsten illustrierten Wochenschriften, der „Leipziger Illustrierten Zeitung“, Dr. Felix Carl Raimund Weber, ist am 20. August auf seinem Landsitze in Naunhof bei Leipzig verschieden. Der Verstorbene, auf dessen Schultern während seines ganzen Lebens eine enorme Arbeitslast ruhte, hat ein Alter von nur 62 Jahren erreicht. Seine Haupttätigkeit widmete er der genannten Zeitschrift, auf deren künstlerische Richtung er bestimmend einwirkte. In seinen Mußestunden war Dr. Weber auch selbst schriftstellerisch tätig.



Dr. Felix Carl Raimund Weber †

Das lenkbare Luftschiff des Majors von Parseval

Der Militärluftschiffahrt wird jetzt von allen Staaten vermehrte Beachtung geschenkt. Eine Erfindung jagt die andre, immer neue Konstruktionen tauchen auf, und wenn wir dem Urteil erfahrener Techniker sowohl wie kriegserprobter Militärs trauen dürfen, so dürfte der Augenblick, da das lenkbare Luftschiff als tätiger Faktor in der modernen Kriegsführung auf den Plan tritt, nicht mehr allzu fern sein. Jahrelang behauptete Frankreich in der Aeronautik einen unbestrittenen Vorrang vor allen andern Staaten. Die pfadfinderische Begabung der Franzosen auf dem Gebiete der Technik bewährte sich auch in dieser Hinsicht vortrefflich, und wie es ihnen gelungen war, das erste kriegsbrauchbare moderne Unterseeboot zu konstruieren, so waren es auch französische Techniker und Offiziere, die das erste Luftschiff erbauten, mit dem das Problem gelöst wurde, in horizontaler und vertikaler Richtung zu steuern und nach Belieben zu landen. Ueber das Tuillot-Lebaudysche Luftschiff wurde bereits an dieser Stelle eingehend berichtet. Verhältnismäßig spät erst trat Deutschland in den äronautischen Wettbewerb ein, und der in letzter Zeit allzu stark hervortretende Konservativismus unsrer Militärtechniker zeigte sich auch hier. Jetzt ist es aber dem bayrischen Major von Parseval gelungen, ein Luftschiff zu konstruieren, das dem französischen zum mindesten ebenbürtig, wenn nicht überlegen ist. Bei den verschiedenen Versuchen glückte es dem Erfinder, in einer Höhe von 200 bis 300 Metern mehrere Male eine vollkommene Acht zu fahren und auch sonst die Richtung beliebig zu wechseln. Man kann auf die Ergebnisse der weiteren Probefahrten, die von der gesamten Technik mit Aufmerksamkeit verfolgt werden, gespannt sein.

Wallots Ständehaus in Dresden

Mit eifersüchtigen Augen bewachen die Dresdner die Schönheit ihres Elbflorenz, und besonders die weltbekannte Brühlsche Terrasse ist zugleich der Gegenstand ihres Stolzes und ihrer liebevollen Fürsorge. Es erhob sich damals auch kein kleiner Sturm der Entrüstung, als auf der Terrasse mächtige Baugerüste emporwuchsen und die Meinung sich verbreitete, der Erbauer des Reichstagsgebäudes, Paul Wallot, würde die Reize dieses durch landschaftliche Schönheiten wie durch historische Erinnerungen aller Art ausgezeichneten Platzes zerstören. Diese Befürchtungen haben sich als übertrieben erwiesen. Man kann über die Wallotsche Kunst geteilter Meinung sein, und seit der Zeit, da er im Wettbewerb um den Neubau für den Deutschen Reichstag den Ersten Preis erhielt, hat sich die moderne Architektur gar mannigfach gewandelt, neue Richtungen, neue Männer sind aufgetreten. Wallot aber hat auch in diesem neuesten Werk seine Meisterschaft in souveräner Behandlung wuchtiger Massen und der Erzielung einer gewissen Monumentalität bewährt, ohne dadurch die umliegenden Bauten in der Wirkung zu sehr zu beeinträchtigen. Unter den Monumentalbauten der letzten Zeit nimmt das Dresdner Ständehaus eine der ersten Stellen ein, der Fortschritt unsrer Architektur dokumentiert sich aber seit geraumer Zeit schon nicht mehr in den großen Gebäuden für die Zwecke des öffentlichen Lebens im Staat und in der Kommune, die modernen Warenhäuser und die große Zahl der Landhäuser sprechen klarer und deutlicher das aus, was die moderne Architektur heute will und wirkt.



Phot. H. Erneman

Das von Paul Wallot erbaute Ständehaus in Dresden

Kuno Fischers Rücktritt

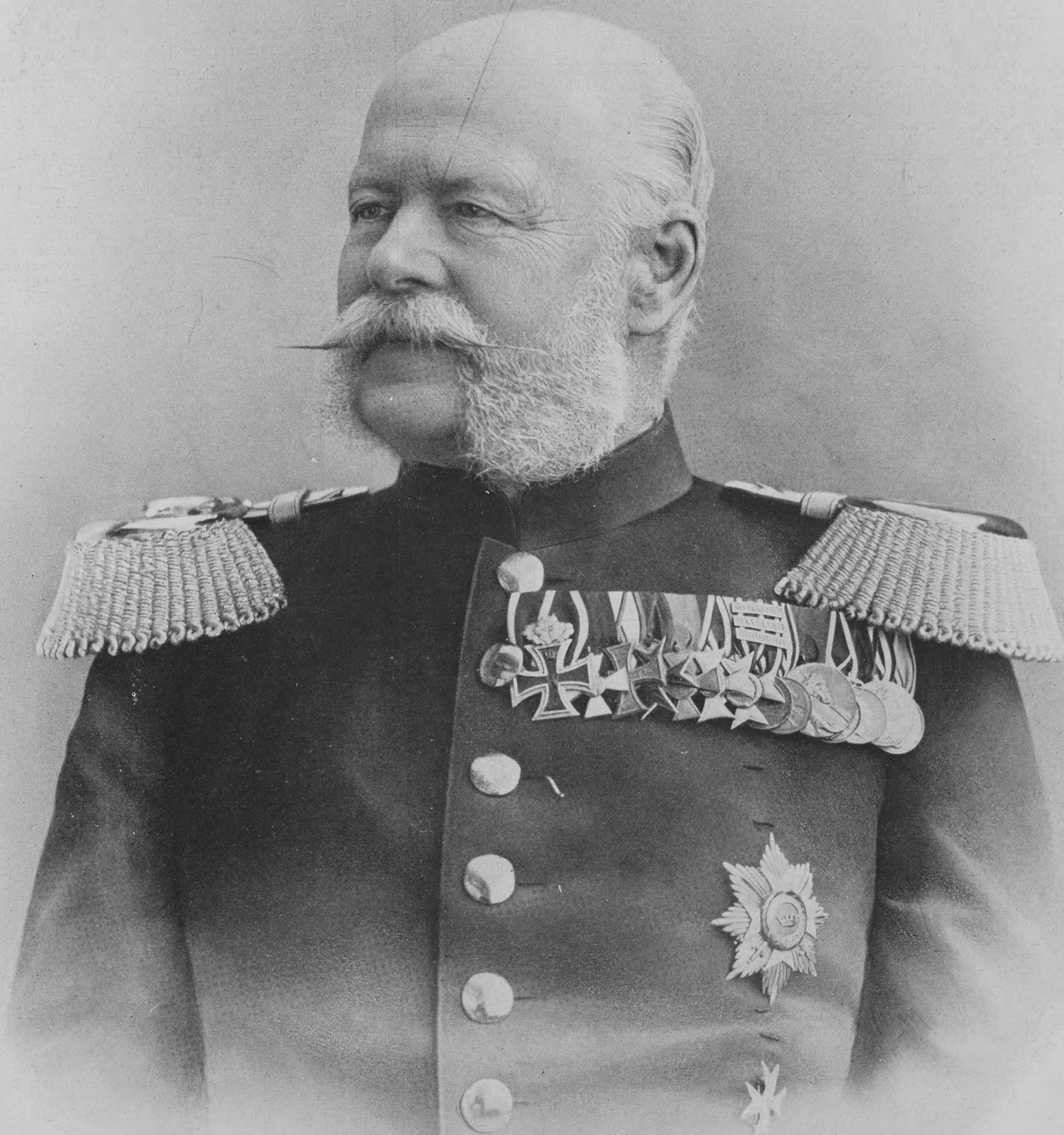
Lange schon hielten die Gebrechen des Alters den Nestor der deutschen Philosophieprofessoren vom akademischen Katheder fern, aber noch immer wiegten sich seine Schüler und Freunde in der Hoffnung, die bekannten scharfen Züge des verehrten Lehrers wieder in dem Auditorium maximum der Heidelberger Universität auftauchen zu sehen. Diese Hoffnung hat sich als trügerisch erwiesen. Der Großherzog von Baden hat das Abschiedsgesuch Fischers in Gnaden bewilligt, und die alte Ruperto Carola hat ihren bekanntesten Lehrer für immer verloren. Mit ihm scheidet ein Mann aus dem akademischen Leben, der nicht nur über eine ungeheure Summe von Gelehrsamkeit verfügte, der seinen Stoff mit souveräner Meisterschaft beherrschte, der ihm auch eine klassische, künstlerische Form zu geben wußte, der nicht nur ein Gelehrter, sondern auch eine Persönlichkeit ist. Die Schriften Kuno Fischers werden seine akademische Lehrtätigkeit noch lange überdauern, und die Generation, der es nicht mehr vergönnt war, selbst den beredten Worten des genialen Lehrers zu lauschen, wird aus ihnen noch für Jahre und Jahre Belehrung und Erbauung schöpfen. Sein Hauptwerk ist bekanntlich die „Geschichte der neueren Philosophie“, in der er den Leser mit meisterhafter Kunst der Darstellung von Descartes bis Schopenhauer führt. Neben eigentlichen fachphilosophischen Arbeiten verdanken wir Fischer aber auch eine ganze Reihe von Schriften über unsre deutschen Klassiker, die sich gleichermaßen durch ihren Gedankenreichtum wie durch ihre künstlerische Form auszeichnen.



Kuno Fischer

Über Land und Meer

Nr. 50



Hofphotograph Paul Winkler, Altenburg

Zum achtzigsten Geburtstag des Herzogs Ernst von Sachsen-Altenburg

Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg

Am 16. September begeht Herzog Ernst von Sachsen-Altenburg seinen achtzigsten Geburtstag. Die Zahl der Achtzigjährigen in dem Kreise deutscher Bundesfürsten steigt damit auf vier. Herzog Ernst, der seinem Vater, dem Herzog Georg, im Jahre 1853 folgte — seine Mutter war eine Herzogin von Mecklenburg-Schwerin —, ist königlich preußischer und königlich sächsischer General der Infanterie, er steht à la suite des 1. Garderegiments zu Fuß und des Thüringischen Husarenregiments Nr. 12 und gehört außerdem manchen andern Regimentern an. Am 28. April 1853 vermählte er sich mit Prinzessin Agnes von Anhalt, die im Jahre 1897 starb. Da dieser Ehe nur eine Tochter entsproß, die mit dem Prinzen Albrecht von Preußen vermählte Prinzessin Marie, die bereits im Jahre 1898 starb, so ist der mutmaßliche Thronfolger im Herzogtum zunächst sein Bruder Moritz, der aber nur drei Jahre jünger ist als der Herzog selbst. Da aber seiner Ehe mit der Prinzessin Auguste von Sachsen-Meiningen Kinder entsprossen sind, die selbst schon wieder Kinder haben, so ist die Thronfolge in dem schönen Herzogtum bis auf weiteres gesichert. Aus dem Leben des Herzogs Ernst ist nur zu bemerken, daß er im Jahre 1862 eine Militärkonvention mit Preußen schloß und 1866 auf die Seite Preußens trat. Den deutsch-französischen Krieg 1870 machte er im Hauptquartier des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin mit. Seinen Untertanen ist Herzog Ernst stets ein liebevoller Landesvater gewesen, und das ganze altenburgische Land begeht den Tag mit aufrichtigen Gefühlen des Dankes und der Verehrung.



Copyright by Dannenberg

Zum Erdbeben in Chile: Blick auf den Hafen von Valparaiso

III. Stenographentag der Schule Stolze-Schrey in Hamburg

Das Wettschreiben, das am Sonntag den 26. August abgehalten wurde, zeitigte insofern ein überraschendes Ergebnis, als die bisher als Höchstleistung angesehene Schreibgeschwindigkeit von 350 Silben in der Minute noch bedeutend übertroffen worden ist. Kammerstenograph Dröse aus Karlsruhe schrieb eine Minute lang in der Geschwindigkeit von 380 Silben, eine Geschwindigkeit, die nur in ganz seltenen Fällen von einem Redner erreicht werden kann. In allen Abteilungen (320, 300, 270, 240, 210, 180, 150 und 120 Silben) konnten Preise vergeben werden. Auch das Wettschreiben nach englischem und französischem Diktat in den Uebertragungen des Einigungssystems auf diese Sprachen legte ein Zeugnis von der Brauchbarkeit dieser Uebertragungen für die Geschäftsstenographen ab. Eine weitere Hauptversammlung fand noch am Montag den 27. August statt. Dr. rer. pol. Wertheimer behandelte: „Die Notwendigkeit intersystemaler stenographischer Kommissionen“, um im stenographischen Leben mehr theoretische und soziale Momente in den Vordergrund treten zu lassen und dadurch den stenographischen Systemkampf in gemäßigtere Bahnen zu bringen. Ferner hielt Dr. jur. Daniel einen Vortrag über die Methodik des stenographischen Unterrichts. Mit dem Stenographentag war auch eine stenographische Ausstellung und eine Ausstellung von Schreibmaschinen und Kontorutensilien verbunden, die in drei Ausstellungstagen von zirka 2000 Personen besucht worden ist.

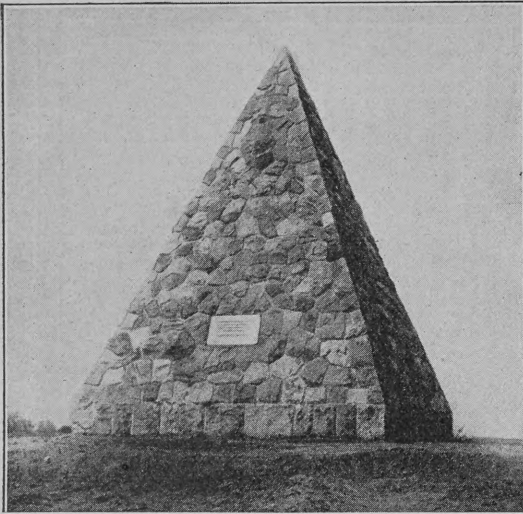
Aus Industrie und Gewerbe

Im Anschluß an die Bestrebungen zur Kunsterziehung in den Schulen hat die bekannte Tee-Importfirma Meßmer (Frankfurt a. M.) eine überraschende Neuheit herausgebracht: Es sind von ersten Künstlern entworfene Stundenpläne, die jedem Schüler gratis in die Hand gegeben werden und die bisher gebräuchlichen geschmacklosen Stundenpläne zu verdrängen berufen sind. Der Meßmersche Stundenplan für das Sommersemester von Professor von Volkmann zeigt eine bei fröhlichem Spiel sich tummelnde Kinderschar, während H. Schrödter das Winterhalbjahr durch die Vergnügen unsrer Jugend im Schnee verherrlicht hat.

In dem herrlich gelegenen Freyburg a. U., das auch durch den Aufenthalt und die Begräbnisstätte des Turnvaters Jahn weiten Kreisen bekannt ist, wurde im Jahre 1856 die bekannte Sektkellerei Kloß & Foerster gegründet. Aus kleinen Anfängen hervorgegangen, gehört diese Firma nun schon seit Jahrzehnten zu den größten der deutschen Sektindustrie; treu dem Grundsatz, nur erstklassige Sekte preiswert zu liefern, hat sie sich einen Weltruf erworben und versendet ihre bekannte Marke Rotkäppchen nach allen Teilen der Erde. Aus Anlaß des fünzigjährigen Bestehens wird das Haus Kloß & Foerster seit Jahren vorbereitete, hervorragend schöne Füllungen ihrer drei besten Marken unter den Namen: Kabinett-, Matador-, Rotkäppchen-Jubiläumsfüllung in den Handel bringen.

Ein vorzügliches Waschmittel. Trotzdem die Dampfwaschanstalten die alte biedere Handwäsche schon vielfach verdrängt haben, gibt es doch noch zahlreiche Hausfrauen, die ihren Wäscheschatz nicht aus dem Hause geben, ihn nur unter eigner Aufsicht reinigen lassen und somit für jeden Wink dankbar sind, der ihnen das immerhin mühevolle und zeitraubende Werk erleichtern hilft. Solchen Hausmüttern nun sei ein Versuch mit dem ausgezeichneten Minlosschen Waschpulver warm empfohlen, vorausgesetzt, daß sie es noch nicht kennen. In vielen Familien ist Minlos' Waschpulver schon seit langem heimisch, schon als es noch den Namen Lessive Phénix trug, und alle sind seines Lobes voll, denn es spart Zeit, so daß eine Wäscherin gut dieselbe Arbeit verrichten kann, zu der sonst zwei nötig sind, und es wäscht außerdem besser, weißer und schonender als jedes andre Waschmittel.

Der neue Saison-(Herbst-)Katalog der Firma Heinrich Jordan, Berlin SW., Markgrafenstraße 102/7 ist soeben zur Ausgabe gelangt und wird auf Wunsch gratis und franko verschickt. Wer Interesse für die neuesten Schöpfungen auf dem Gebiete der Mode besitzt, versäume nicht, den Katalog zu bestellen. Derselbe umfaßt mit seinem reich illustrierten Inhalt in ganz hervorragender, geradezu künstlerischer Darstellung Damenkleiderstoffe, Damen- und Kinderkonfektion, Hüte, Putz, Handschuhe und so weiter. Die weltbekannte Spezialität der Firma: „Fertige Wäsche jeder Art“ eigner Fabrikation bedarf wohl kaum besonderen Hinweises, wohl aber sei auf die große Auswahl, welche der neue Katalog in Pelz- und Wollwaren bietet, noch extra aufmerksam gemacht. Die Firma hat übrigens, wie bereits im vergangenen Jahre, zur bequemeren Uebersicht die Einrichtung getroffen, im Herbstkatalog sämtliche Saisonartikel in reichster Auswahl, von allen andern Gebieten jedoch nur das aufzunehmen, was durch die Mode eine wesentliche Veränderung erfahren hat. Deshalb sind zum Beispiel die Wäscheartikel eingeschränkt und Einrichtungsgegenstände ganz fortgeblieben. Wem es hier auf große Auswahl ankommt, findet sie im Haupt-(Frühjahrs-) Katalog oder, falls solcher nicht mehr zur Hand sein sollte, in den zahlreichen Sonderpreislisten, die auf Wunsch kostenlos zugesandt werden.



Phot. Berliner Ill.-Gesellschaft

Der kürzlich eingeweihte Gedenkstein auf dem Schlachtfelde von Großbeeren

Gedenkstein auf dem Schlachtfelde von Großbeeren

Vor kurzem hat die Stadt Berlin auf dem Schlachtfelde von Großbeeren, wo am 23. August 1813 über ihr Schicksal entschieden wurde, ein einfaches Denkmal aus märkischen Findlingsteinen errichtet. Sie will damit die Erinnerung an alle die Braven wacherhalten, die an jenem kritischen Tage ihr Leben einsetzten, um die preußische Hauptstadt vor dem Feinde zu schützen. Drei Armeekorps unter dem Marschall Oudinot sandte Napoleon ab, um Berlin wegzunehmen. Der Nordarmee unter der schwankenden Führung Bernadottes fiel die Aufgabe zu, diesen Plan zu vereiteln. Die eigentliche Ehre des Tages aber gebührt dem genialen Bülow, der, ohne sich um die Instruktionen des Oberbefehlshabers zu kümmern, selbständig handelnd den General Regnier mit überlegenen Kräften angriff und durch seine Niederlage auch Oudinot und die übrigen französischen Korps zum Rückzug zwang. Der Tag kostete den Franzosen 3000 Mann. Nichtsdestoweniger wiederholte Napoleon vierzehn Tage später den Versuch, Berlin zu besetzen. Auch dieser Versuch mißlang gänzlich, 10000 Mann ließ Ney auf der Wahlstatt von Dennewitz. Für Napoleon bedeuteten diese Fehlschläge den Anfang vom Ende. Seit diesen Niederlagen kommt eine gewisse Verwirrung in seinen Feldzugsplan, die ihn schließlich in das konzentrische Feuer der Verbündeten bei Leipzig führte.

Eugen Gura †

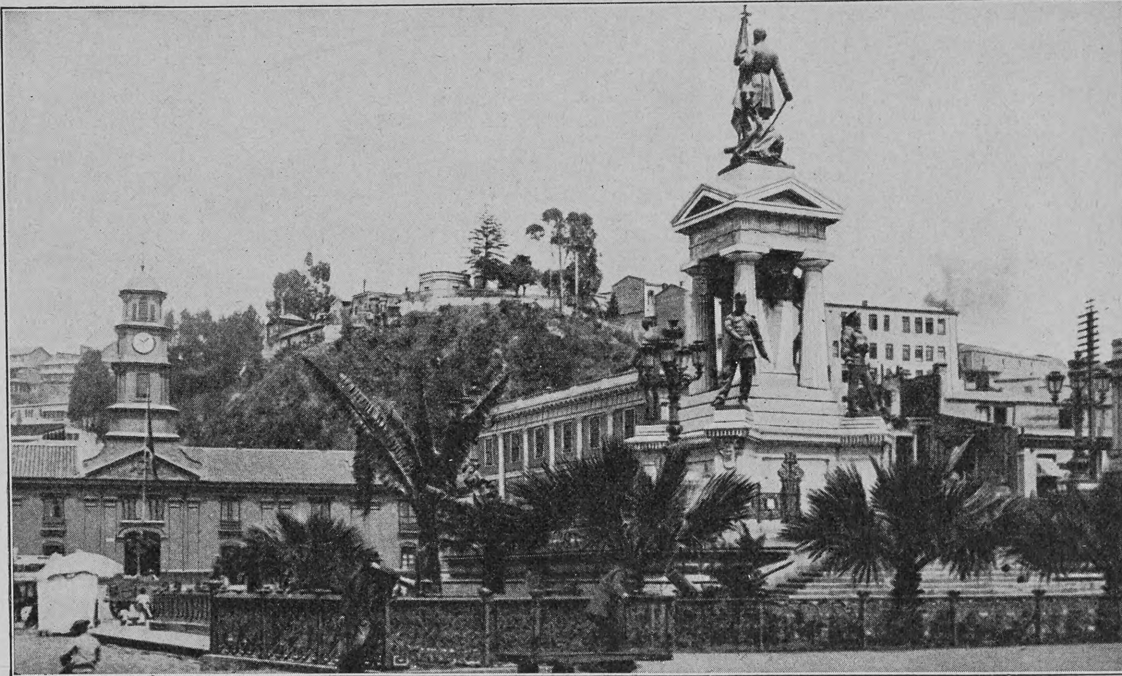
Nach langem Siechtum ist Eugen Gura gestorben. Einer unsrer bedeutendsten Konzertsänger, ein genialer Gestalter Wagnerscher Figuren sinkt mit ihm in das Grab. Gura hatte so ziemlich alle Eigenschaften, die einen großen Sänger und Darsteller ausmachen. Er besaß einen prachtvollen Baßbariton, den eine vollendete Kunst des Gesanges lange frisch erhielt; seine dramatische Begabung verfehlte sowohl auf der Bühne wie im Konzertsaal den Eindruck niemals, und daneben war seine Sprechtechnik so ausgebildet, daß beim Vortrage neben dem Komponisten auch der Dichter zu seinem Rechte kam. Die deutsche Kunst verliert in ihm einen ihrer besten Jünger.



Eugen Gura †

Das Erdbeben in Chile

Das furchtbare Erdbeben am 18. April, das San Francisco, die Perle des Pacific, in Trümmer legte, hat soeben in Südamerika ein trauriges Gegenstück erhalten. Diesmal hat Valparaiso, den großen chilenischen Hafen, der Schicksalsschlag getroffen. Die ersten genauen Nachrichten über die Katastrophe kamen über Nordamerika. Die seismographischen Instrumente des meteorologischen Instituts in Washington verzeichneten am Abend des 16. August eine sehr starke und deutlich bemerkbare Erderschütterung, die um 7 Uhr 5 Minuten 22 Sekunden einsetzte. Man konnte genaue Aufzeichnungen von Bewegungen der Erdrinde erzielen, die sich sowohl von Norden nach Süden wie von Osten nach Westen erstreckten. Die Erschütterungen waren verhältnismäßig langsam, die einzelnen Stöße aber ganz besonders heftig, und jeder Stoß dauerte ungefähr 18 bis 40 Sekunden. Die Bewegungen dauerten ohne Unterbrechung mehrere Stunden und endeten gegen Mitternacht. Dieses Erdbeben entschied über das Schicksal von Valparaiso und Santiago. Weitere Stöße in den folgenden Tagen haben dann das Zerstörungswerk vollendet. Ein Augenzeuge schildert die Katastrophe folgendermaßen: „Ein heftiger, lang anhaltender Erdstoß rief eine allgemeine Panik hervor. Die Bevölkerung floh ins Freie, mehrere Gebäude stürzten ein. Dann ein zweiter, und plötzlich lagen ganze Stadtteile in Trümmern. Tiefe Finsternis breitete sich zugleich über die unglückliche Stadt, bis ein paar Augenblicke später überall die Flammen der Feuersbrünste auflohten. Ein Anblick, der von der geängstigten Bevölkerung wie eine Art von Erlösung empfunden wurde.“ Valparaiso, die am härtesten betroffene Stadt, ist der Mittelpunkt des gesamten chilenischen Handels und eines der größten Verkehrszentren des ganzen südamerikanischen Kontinents. Ein Erdbeben bereitete ihr übrigens bereits im Jahre 1835 ein ähnliches Schicksal, aber dank der vortrefflichen Lage an einer großen Bucht hat sie sich bald wieder erholt. Sie ist der Ausgangspunkt der sogenannten transandinischen Bahn und war bis jetzt eine mit allen technischen Errungenschaften der Neuzeit ausgestattete Großstadt. Die fast beispiellose Energie und der rastlose Eifer, mit dem die Yankees San Francisco wieder aufbauen, wird gewiß auch die Tatkraft der Chilenen, des rührigsten Volkes in Südamerika, gewaltig anstacheln.


Copyright by Carl Dannenberg

Zum Erdbeben in Chile: Das zerstörte Kriegerdenkmal in Valparaiso

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Schiebrätsel

Gelehrter, Märchen, Valencia, Mandoline, Holstein, Schlitten, Schimmel, Rochester.

Die angeführten Wörter sollen so der Reihe nach untereinander gestellt werden, daß zwei bestimmte Buchstabenreihen, und zwar die erste abwärts, die zweite aufwärts gelesen ein Sprichwort ergeben.

H. v. d. M.

Silbenrätsel

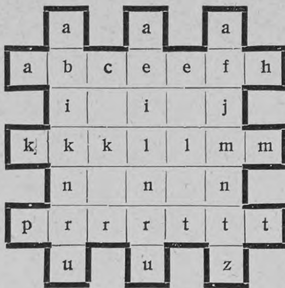
Es nimmt zu friedlich stillem Schlummer
Dich auf das erste Silbenpaar.
Doch sitzen oft in ihm auch Leute,
Die halten Reden immerdar.

Die dritt' und vierte Silbe streifen
Mit frohem Sinne durch das Land,
Auch üben sie im strengen Dienste
Im deutschen Heere Aug' und Hand.

Das Ganze bringt im ersten Paare
Gar vielen Tieren Tod und Weh;
Doch schießt es nicht mit Schrot und Pulver,
Auch pirscht es nicht auf Hirsch und Reh.

F. M.-S.

Leistenrätsel



Die Buchstaben sind so umzustellen, daß die wagerechten Reihen bezeichnen:
1. eine deutsche Kolonie,
2. eine Stadt in Sizilien,
3. einen bösen Geist;

die senkrechten:
1. einen Propheten der heiligen Schrift,
2. ein Mineral,
3. eine römische Gottheit.

F. P.

Richtige Lösungen sandten ein: Elise Riebow, geb. Kruse, in Hamburg-St.-Georg (2); Scheik Mohamed Emin in Dresden; Joh. P. Stoppel in Hamburg (2), Frl. Margarete Meyer in Wachendorf bei Syke (4); „Freya" in Halberstadt (4); „Maus und Muki" in Hamburg-Uhlenhorst; „Sonnenblume" in Heilbronn (3); „Fröhlich Pfalz" in Kaiserslautern (2); „Zeitgeist" in Wiederau i. S. (4); Lisa aus Zürich, zurzeit Bern (2).

Auflösungen der Rätselaufgaben Seite 1159:

Des magischen Buchstabenquadrats:

E	G	O	N
G	A	D	E
O	D	E	R
N	E	R	O

Der Scharade: Aufgeschnitten.

Des Versteckrätsels: **Zwei**kampf, Neu**see**land, El**len**bogen, G**rund**riß, St**ein**bruch, An**ge**sicht, Ab**dan**kung, Mar**ke**tender, Ver**zwei**flung, Guts**herr**, Kat**zen**auge, **Fund**grube, Hal**lein**, **Schlag**brücke.

Zwei Seelen und ein Gedanke,
zwei Herzen und ein Schlag."

Des Merkrätsels: **Jun**ker, Rose**gger**, De**fre**gger, Zen**ith**, Ach**at**nadel, **Pie**mont, **Hals**band, Fing**er**hut, **Teut**onen.

„Jung gefreit, hat niemals gereut."

Neue literarische Erscheinungen von bleibendem Werte

aus dem Verlage der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart.

Anna Croissant-Rust, Aus unseres Herrgotts Tiergarten. Geschichten von sonderbaren Menschen und verwunderlichem Getier. 2. Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Deutsche Warte, Berlin: „Wir finden in dem Buch eine ganze Anzahl von charakteristischen Menschen, welche die Verfasserin mit seltener Treue und glänzender Darstellungsfähigkeit gezeichnet hat. Originaltypen sind es, wie sie das Bayrische Oberland und der Schwarzwald in Urwüchsigkeit und Ursprünglichkeit fern von allem modernisierenden Einfluß des Städters und des städtischen Lebens und Treibens nur haben kann. Daß bei einigen Figuren auch der Humor in seiner schalkhaft-ernsten Weise, in leuchtender, erquickender Behaglichkeit zur Darstellung gelangt, hat dem Werke einen ganz besonderen Reiz gegeben, der ihm auch in bezug auf geistreiche Anordnung der Stoffe bis zum letzten Stück erhalten bleibt. Ein herzliches ‚Glück auf!' dem wertvollen Buche."

Anna Croissant-Rust, Die Nann. Volksroman. 2. Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Bruno Walden in der Wiener Abendpost: „Es gibt Federn, denen die Macht jener Zauberstäbchen eigen zu sein scheint, durch deren Berührung einst gute Feen Sterbliche in eine ihnen fremde Welt zu versetzen vermochten. ‚Die Nann' ist mit einer Feder solcher Art geschrieben. Ungebrochene Einheitlichkeit im Stoff und Darstellung ist's, die so gewaltig packt, zu überzeugtem Verständnisse ihrer Menschen mit fortreißt."

Liesbet Dill, Das gelbe Haus. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 3.50, gebunden M. 4.50.

Die Post, Berlin: „Die Verfasserin ist keine Anfängerin mehr, sie ist uns durch ihre früheren Werke in sehr guter Erinnerung. Ihr starkes Talent für Milieuschilderung bewährt sich auch hier wieder glänzend. Die Malereien aus dem eleganten Badeleben eines fashionablen deutschen Kurortes sind höchst reizvoll und die Gesellschaft ist sehr gut charakterisiert. Geschickt gesponnen und verschlungen sind die Schicksalsfäden, die im gelben Haus zusammenlaufen und sich verknoten, so daß dieses fast wie eine lebende Gestalt im Mittelpunkt der Handlung steht, wie es überhaupt Liesbet Dills starke Seite ist, das tote Objekt zu beseelen und ihm inneren Zusammenhang mit Geschehnissen und Lebewesen zu verleihen. Eigentlich ist dieses Buch die Tragödie des Reichtums. Wenn wir es aus der Hand legen, sind wir um die Einsicht reicher, daß oft die Reichen dieser Erde und nicht die Armen die Enterbten sind."

Maria Janitschek, Esclarmonde. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 4.—, gebunden M. 5.—.

Berliner Tageblatt: „Das Buch ist reich bewegt und hat in der Handlung Höhepunkte, die sich einprägen. Indessen sein Stärkstes ist, soweit sich das kontrollieren läßt, das Nachfühlen des Zeittones. Es grüßt uns etwas wahrhaft Provenzalisches aus den Seiten der Erzählung, und gerade aus den stilleren. Da leuchtet die Sonne wärmer, und die Blumen duften und glühen wie in den alten Liedern."

Joseph Ponten, Jungfräulichkeit. Roman. 2. Auflage. Geheftet M. 5.—, gebunden M. 6.—.

O. von Leixner in der Deutschen Romanzeitung, Berlin: „Ein ganz neuer Name und eine ungewöhnliche Begabung. Ponten ist im tiefsten Wesen wirklicher Dichter, nicht nur Schriftsteller. Er besitzt eine ungemein lebendige Einbildungskraft, die sich schon in der Prägung der Sprache, in eigenartigen Bildern und Vergleichen bekundet, aber auch in dichterisch erfaßten Naturschilderungen und in manchem Zuge angeborener Seelenkenntnis offenbart. Das Buch ist reich an Stellen, die in ihrer Art nicht besser sein könnten; die künstlerisch vollständig reif genannt werden müssen, so daß sie in einem Erstlingbuch Staunen erregen."

Richard Schaukal, Großmutter. Ein Buch von Tod und Leben. Gespräche mit einer Verstorbenen. 2. Auflage. Geheftet M. 3.—, gebunden M. 4.—.

Karl Röttger in der Neuen Hamburger Zeitung: „Ein Buch voll großer Liebe und Sehnsucht, voll tiefer Religiosität. Eine Sprache, wie sie gleicher Wärme und Zartheit wohl nur — Dehmel und — Rilke hat. Milde und Abgeklärtheit ist das Stigma des Buches. Und wenn man diese schönen, vollklingenden Worte liest, so kommt einem der Gedanke: sie müßten auf Pergament stehen — und man müßte ganz allein mit ihnen sein in der Stille eines Frühlings- oder Herbsttages mit den erwachenden oder sterbenden Düften. Hier gab ein Dichter sein Bestes: Weisheit, Güte — Seele."

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Lebensfrühe

Die Geschichte eines Knaben

Von

Margarete von Oertzen

(Fortsetzung)

„Hör mal, Hans," rief Müller II den Jungen an, „das ist 'ne Ungerechtigkeit! Du bist ganz neu hierhergekommen, und schon versuchst du, mir Aimée Lamberti wegzuschnappen?"

„Aber . . ." stotterte Hans.

„Ach was, halt 's Maul. Sie ist meine Flamme, und ich habe ältere Rechte an sie, als du und gewisse halbgare Marzipanpuppen, die — die —"

„Aber . . ."

„Da gibt's kein Aber. Sie hat dich angelächelt und angenickt, ich hab's gesehen!"

„Aber da kann ich doch nichts dafür," sagte Hans beinahe weinend.

Müller II besänftigte sich merklich. Er überlegte. „Ne, das ist wahr," sprach er ehrlich. „Dafür kannst du nichts. Ich will dir mal was sagen. Wir wollen einen Pakt schließen. Du sollst verzichten!"

Hans steckte die Hände in die Hosentaschen.

„Umsonst sollst du das nicht tun. Du kriegst von mir eine große Wurst — eine Mettwurst —, weil du doch immer Hunger hast, und verpflichtest dich dafür, niemals nach Schulschluß hierherzugehen und Aimée Lamberti abzuwarten. Du entsagst ihr in aller Form. Im Falle du wortbrüchig wirst, habe ich die Strafe zu bestimmen. Zeuge ist Udo Baldenstein."

Hans riß Mund und Augen auf. Eine Wurst — eine große Wurst —, das war sehr verlockend! Das war ihm lieber, als wenn das schwarzhaarige Mädchen ihn anlächelte —

„Sag ja — und heute nachmittag bring' ich die Wurst!"

Hans hatte eine dumpfe Ahnung, als ob es verwerflich sei, einen Menschen für eine Wurst zu verkaufen. Aber Müller II war ganz aus dem Häuschen, und so sagte er ja — schweren Herzens, denn herrlich war es doch gewesen, als ihn alle so beneideten.

Udo war Zeuge und nahm sein Amt sehr wichtig. In feierlicher Stimmung trennte man sich.

Hätte nur einer von den dreien Siebenmeilenstiefel und Argusaugen gehabt! Hätte nur einer eine gewisse umlaubte Bank im Stadtpark gesehen — die unter der mächtigen Fichte — und auf der Bank ein gewisses süßes, dunkelhaariges Mädel — aber nicht allein — so nah wie möglich ein Oberleutnant —

„Ich bin doch erst sechzehn einhalb," sagte die „Tropin" im reizendsten fremdartigen Deutsch.

„Was tut das zur Sache?" flüsterte ihr Nachbar. „Ich werde warten! Ich bin reich



Studienkopf. Nach einem Gemälde von Carl Hochhaus

und unabhängig — kann machen, was ich will — wenn mir Südfrüchte besser schmecken, als die einheimischen grünen Aepfel, wer will mir's wehren, daß ich sie mir pflücke?"

Aimée öffnete den großen, schönen, feuchtschwellenden Mund, als sie die Worte „reich und unabhängig" vernahm.

Und der junge Deutsche trank mit durstigen Blicken aus ihren Augen das seltene, wilde Feuer, die zügellose Flamme, die er bei den blauäugigen Mädchen seines Landes vergebens suchte — die ihn, der doppelt so alt war als dies glühende Geschöpf, um die Vernunft brachte.

Er stahl ihr die rote Schleife und küßte das seidene Band, das noch vom Duft ihres Haares umschwebt war. Ihren Mund zu küssen, wagte er nicht. Er hatte eine so heilige Ehrfurcht vor der unberührten Unschuld dieses halben Kindes, das ihn doch liebte und sein eigen sein würde — ein hastiger Händedruck — er floh vor ihr, vor sich selber, vor der Versuchung.

Aimée sah ihm enttäuscht mit einem bösen Lächeln nach. Langweilig, diese Deutschen! Da war's doch besser, daheim auf der Chaiselongue zu liegen und Bonbons zu naschen, faul und wonnig —

Hans hatte seine Wurst innerhalb vierundzwanzig Stunden aufgegessen. Als vom letzten Zipfel nur noch die Haut übrig war, überkam ihn die Reue. Was hatte er nun davon? Die schwarzhaarige Schöne spukte ihm im Sinn, er wußte nicht, weshalb und wie. Er wußte nur, daß es etwas sehr Gutes und Feines sein mußte, da jeder es haben wollte. Und das hatte er nun um eine Wurst verkauft, die nicht einmal mehr da war! In der Zwischenstunde suchte er Müller II auf und fragte ihn, ob man nicht den Handel rückgängig machen könne.

Der große Junge war sehr empört darüber. „Was?" rief er aus, „das nenne ich ruppig! Nachdem die Wurst aufgegessen ist, reut es dich? So etwas hätte ich nie von dir geglaubt, Eichner!"

Da schämte Hans sich ganz herzhaft, und es blieb dabei, daß er stets auf geradem Wege nach Hause ging.

„Du," sagte Udo gelegentlich, „ißt du gern Apfelkuchen?"

„Lieber Sandtorte," antwortete Hans.

Am nächsten Mittwoch lud Udo Hans auf Sandtorte ein. Der Junge stopfte noch, Udo hantierte mit seinem deutschen Aufsatzheft.

„Da ist 'ne Stelle — eigentlich hab' ich gar keine Lust — das Thema ist so abgedroschen — aus Schiller noch dazu!"

„Zeig mal her," sprach Hans mit vollem Munde.

Die beiden Knabenköpfe beugten sich über das Heft.

„Das ist doch ungeheuer einfach," sagte Hans. „Ich hab' meinen schon fertig."

Udos Nase wurde spitz.

„Siehst du," legte Hans los in gutmütigem Triumph, „man muß sich nur einbilden, daß man ein Dichter ist und daß die Nachwelt darauf wartet, an Doktor Lindemann darf man dabei nicht denken. Zum Beispiel ich habe das so angefangen."

Udo schob ihm ein Blatt Papier und einen Bleistift hin.

„Schreib's auf!"

„I wo, das ganze noch mal hinkritzeln? Aber warte, ich hab' das Konzept noch in der Tasche. Meine Aufsätze mach' ich im Konzept immer im Freien, wir haben so einen alten Baum im Garten — hier ist's."

Udo verschlang die Blätter beinahe mit den Augen. Er las und las — ein gutes Gedächtnis hatte er ja, gottlob!

Hans genoß in aller Ahnungslosigkeit die Wonne, Udo imponiert zu haben. Nebenbei wußte er, daß er einen guten Aufsatz geschrieben hatte, und erwartete stolz den Moment, wo sein Lehrer ihm das blaue Heft mit einem ermutigenden Nicken zurückgeben werde.

Er sah sich enttäuscht. Doktor Lindemann behielt sein und Udos Heft bis zuletzt und sagte dann scharf und deutlich: „Die Aufsätze von Eichner und Baldenstein sind beinahe identisch. Für heute nichts weiter. Kommt das aber noch einmal vor, so werden Eichner und Baldenstein je eine Stunde Strafarbeit machen. Es ist gut. Danke."

Sein Auge ruhte funkelnd auf Hans, der sein Heft holte. Dem Jungen zitterte die Hand. Er konnte sich's nicht erklären. Warum haßte Doktor Lindemann ihn? Sein Instinkt sagte ihm, daß jener ihn haßte.

Müller II gesellte sich ihm in der Freistunde.

„Dacht' ich mir's doch," sprach er spöttisch. „Weißt du was? Laß ihn mal 'reinfallen, den Ritter Udo nämlich. Verspürt er wieder Gelüste nach deinem deutschen Heft, so schiebe ihm einen extra für diesen Zweck verfaßten miserablen Aufsatz unter, und du wirst ein glänzendes Resultat erleben. Denn der ist so dumm wie charakterlos, und das will was heißen."

Hans schüttelte den Kopf. In seiner Einfalt begriff er nichts von alledem.

„Es muß mal etwas in Szene gesetzt werden," sagte Müller II noch, „Onkel Lindemann muß geärgert werden — tust du mit?"

„Nein," erwiderte Hans prompt.

„Na, denn nich."

Müller II pfiff sich ein Stückchen und schlich heimtückisch Udo im Rücken an. Udo war in tiefem Sinnen.

„Hast du dein Rechenexempel schon?" fragte Müller II ihn freundlich.

Udo erklärte nervös, daß er es nicht habe, und schielte lauernd auf Müller II, der spielend die Blätter seines schmalen Rechenheftes umwandte.

„Nichts leichter als das. Sieh mal —"

Udo schnappte danach wie ein Hund nach einem Stück Fleisch, und Müller II sah seelenruhig zu, wie Udo die Zahlen abschrieb, hastig abschrieb, fieberhaft, gedankenlos.

„Den Dank, Dame, begehr' ich nicht," deklamierte Müller II vergnügt, indem er sein Buch wieder einsteckte, und trollte sich.

Dem armen Udo erging es bös! Der „Professor für Rechnen", wie sie ihn nannten, ein kleiner dicker Herr mit einer Fistelstimme und ewig kreidigen Fingern rief ihn auf mitten in der Stunde.

„Baldenstein! Wie in aller Welt kommst du dazu, eine solche Arbeit abzugeben? Das ist Blödsinn, das ist heller Blödsinn, pfui, pfui, pfui! Das hat gar keinen Sinn und Verstand, schäme dich, Baldenstein!"

Er wollte reden, besann sich aber zu rechter Zeit. Aschfahl, wütend nahm er den Tadel hin. Er fühlte ordentlich den schadenfrohen Blick Müllers II auf seinem Rücken. Der rieselte ihm durch die Adern und bohrte sich ihm bis auf die Knochen.

Um zwölf Uhr stand Müller II breitspurig aufgepflanzt am Portal. Er zeigte grinsend seine festen weißen Zähne und seine riesigen rotbraunen Hände. Den Rock hatte er nur so über die Schulter gehängt. Endlich kam Udo und zuckte ein wenig zusammen und verfärbte sich . . .

„Na, mein Junge, nu willst du mich wohl durchprügeln?" sagte Müller II mit einer ironischen Verbeugung. „Immer nur 'ran! Ich warte schon längst, mein süßer Junge!"

Udo drückte sich auf die Seite.

„Mit dir haue ich mich nicht. Wer bist du überhaupt? Ich werd' es meinem Papa sagen!"

Müller II brach in ein schallendes Gelächter aus. Das wirkte auf Udo wie Peitschenhiebe. Er eilte davon, so rasch er konnte.

Der Große aber, zufrieden mit seinem Tagewerk, sann auf neue Ränke. Dumme Streiche verüben, das gehörte nun mal dazu. Das war schneidig!

„Was hast du?" fragte Hans Udo, als er ihn so des Weges rennen sah, völlig außer Atem, mit fliegender Brust. „Du machst ein Gesicht wie unser Bré, wenn er einen Tritt gekriegt hat. Wir treten ihn zwar nie, aber unsre Köchin tritt — sie behauptet, er stiehlt, aber es ist nicht wahr. Nur wenn ein Knochen so mitten auf dem Tisch liegt, dann nimmt er ihn wohl."

„Hans, du mußt heute gegen Abend zu mir kommen," platzte Udo heraus. Seine Stimme zitterte — der ganze Mensch war in einer furchtbaren Aufregung. „Du mußt! Ich kann das nicht auf mir sitzen lassen!"

„Ja, um Gottes willen, was ist denn passiert?" fragte Hans. Sie gingen zwischen Gärten dahin, das rote Herbstlaub quoll in üppiger Fülle durch die schmiedeeisernen Gitter. Udo lehnte sich gegen ein solches Gitter, und es war, als wolle er ohnmächtig werden.

„Irgendeiner hat mich schändlich blamiert. Mit der Rechenaufgabe. Der muß nun sehen, daß ich's auch ohne ihn kann. Vor allen Dingen muß der Lehrer sich beruhigen. Sonst hab' ich böse Tage. Und die nächste Aufgabe ist wieder so schwer, 's ist zum Verzweifeln! Ich — ich — Mama sagt immer, meine Talente liegen auf einer andern Seite — und da sollst du mir helfen, ich helf' dir dafür auch mal aus der Klemme!"

„Gern," sagte Hans unbefangen. „Mit Wonne. Um sechse bin ich bei dir."

Udo zitterte noch mehr. Er wollte reden, stotterte —

„Ja, aber noch eins! Nämlich — mein Papa ist so streng — manchmal schreit er die arme Mama an, daß sie Migräne bekommt — und denk nur, er hat mir verboten, zu dir zu gehen oder dich zu holen in der Zeit, wo ich meine Aufgaben machen soll, den ganzen Nachmittag und Abend! Du darfst auch nicht zu mir. Er sagt, ich sei faul! Darum darf er es nicht wissen, wenn du mich besuchst. Nun ist er heute mit den Pferden auswärts — du kommst in der Dämmerung auf meine Stube —

„Hinter dem Rücken deines Vaters?" sagte Hans empört. „Pfui, Udo, das wäre — das wäre —"

Udo verzerrte das Gesicht zu einem geisterhaften, mitleidig sein sollenden Lächeln.

„Du bist zu naiv!" kam er mit seinem gewohnten Argument. „Hängst immer am Schürzenband deiner Großmutter und am Schlafrock deines Papas. Das ist gar nicht männlich. Forsch muß man sein, und du bist furchtbar schlapp! Ein Kavalier hält's Maul und tut, was er will. Das ist schneidig, wenn einer dem andern hilft mit eigner Gefahr! Außerdem hat dir ja niemand verboten, mich zu besuchen. Du weißt von nichts. Das andre nehm' ich auf mich! Aber du bist feige, du hast keine Schneid', du bist eine Memme!"

„Willst du eins hinter die Löffel?" fragte Hans. „Das kannst du haben!"

„Mir gleich. Bei euch ist nur das Hauen forsch. Wo's aber eine mutige Tat gilt, da zieht ihr den Schwanz ein!"

„Das soll niemand sagen!" begehrte Hans auf. „Das ist 'ne gemeine Lüge!"

„Dann beweise es."

Und Hans, der gute Hans fühlte es in seinem Busen schwellen und kam zu der Ueberzeugung, daß er es sich schuldig sei, die mutige, edle Tat zu tun und seine Haut zu Markte zu tragen. Das war Mannesarbeit!

„Topp, es gilt!" schrie er mit Stentorstimme.

Udo atmete tief auf. Seine Nasenflügel bebten noch ein wenig.

„Kannst du gleich nach eurem Abendessen?"

„Ja, Großmama schickt mich dann immer noch 'ne Stunde ins Freie."

„Recht so. Du gehst durch den Garten und läutest nicht etwa an der Haustür. Die Verandatür steht offen, ich erwarte dich dort. Und jetzt gibst du mir mal gleich dein Ehrenwort, daß du nie und zu niemand und unter keinen Umständen verrätst, daß du heute bei mir warst."

„Ehrenwort!" sagte Hans leichthin. „Und jetzt hab' ich Appetit. Adieu so lange. Gott, Udo, du dauerst mich!"

Mit dieser gutgemeinten Bemerkung stolzierte er heim. Großmama und Vater hatten schon mit der Suppe auf ihn gewartet.

„Hm, hm," brummte Großmama bei seinem Anblick.

Er hatte wieder ein Geheimnis! Das sah sie ihm sofort an. Er machte das verdächtig ver-

gnügte, wichtige Gesicht, das sie von der Katzengeschichte her kannte. Sie hielt es nun doch für gut, ihm eine freundschaftliche Warnung zukommen zu lassen. So fing sie ihn denn nach Tisch auf dem Flur ab und hielt ihn an einem Rockknopf fest.

„Du, was ich sagen wollte, mein Jung' — denk an Murrjahn —, es ist manchmal recht nützlich, wenn man einen dummen Streich gemacht hat, weil man dann immer dran denken kann, wenn man wieder was derartiges im Schilde führt!"

„Die alten Katzen, um die kümmere ich mich nicht mehr, da sei du sicher, Großmama. Auf Schule treten ernstere Dinge an einen 'ran."

‚Grundgütiger!' dachte Großmama. ‚Das mag ja wieder nett werden.' Laut fügte sie hinzu: „Ihr habt ja wohl heute nachmittag nur bis drei Schule? Da könntest du mich auf dem Spaziergang begleiten. Ja?"

Sie fixierte Hans scharf, er sagte mit Freuden zu. Da hatte er also nichts vor. Bis zum Abendessen gab es wieder andres zu tun, und Hans durfte sogar kochen helfen. Er verbrannte sich die Finger, sott die Eier im Teewasser und brauchte fünf verschiedene Töpfe, um Kartoffeln zu schälen und zu schneiden, aber er war zufrieden mit seinen Leistungen und verzehrte mit Feuereifer alles, was als halbwegs mißlungen zu betrachten war.

Sein Vater beobachtete ihn, heimlich belustigt. Als der Teetisch abgedeckt war, rief er seinen Jungen zu sich in die Fensternische und faßte seine Hand. Der Abend graute über der Stadt; nur im Westen zog sich ein Streifen wie Blut hin, der bald verblaßte. Die Häuser glichen großen Schatten.

„Nun, Junge?"

In seiner schmalen, durchsichtigen Rechten zuckte eine ungeduldige Knabenhand. Sonst hatte Hans immer so gern Dämmerstunde mit dem Vater gehalten. Heute merkte der kranke Mann zum ersten Male, daß die Seele seines Kindes von ihm fort strebte, er fühlte es in den Fingerspitzen — und es tat ihm weh. Aber es liegt in der Natur, daß die flüggen Vögel das Weite suchen.

Mit sanftem Streicheln hielt er seines Jungen Hand. Die Unruhe fuhr Hans jetzt in die Füße. Er trat von einem Bein aufs andre.

„Du möchtest wohl noch im Garten 'rumlaufen?" fragte Ludwig Eichner resigniert. Noch erhoffte er ein Nein.

Hans errötete dunkel. „Ach ja, schrecklich gern, Vater!"

„Na, so renn, mein Kind!"

Den Seufzer hörte Hans noch, den gepreßten Seufzer — aber er hatte doch Udo versprochen, er hatte sich verpflichtet, und sein Wort muß man halten, koste es, was es wolle.

Wenn er nur Großmama jetzt nicht begegnete! Er rannte wie ein gehetztes Wild, der Schweiß perlte auf seiner Stirn, und es ward ihm schwül, wie im Hochsommer. Viel kaltblütiger nahm Udo die Sache auf. Er empfing Hans verabredetermaßen auf der Veranda und führte ihn von dort direkt in sein Zimmer, das er von innen verriegelte. Neben das Rechenheft hatte er einen Teller mit Süßigkeiten bereit gestellt.

„Tu das fort," sagte Hans mit Ekel. „Ich bin nicht gekommen, um zu futtern."

Nach einer Weile: „Hör mal, Udo — eigentlich ist's merkwürdig, daß du dies einfache Exempel nicht 'rausgekriegt hast."

Udo gähnte: „Das mordslangweilige Zeug!"

Um halb neun Uhr war alles erledigt. Hans machte sich aus dem Staube auf demselben Weg, den er gekommen. Udo begleitete ihn diesmal nicht. Er war zu faul, und es hatte ja nun keinen Zweck mehr.

Die Dunkelheit war völlig hereingebrochen. Hans trat aufatmend aus der Baldensteinschen Gartentür. Da sah er eine Gestalt am Gitter, die sich mühsam fortschleppte; mit einer Hand hielt sie sich an den Eisenstäben, die andre war krampfhaft auf die Brust gepreßt.

Seltsam! Diesen Lodenrock sollte Hans kennen — obwohl er ziemlich zerfetzt um den gebückten Leib dort schlotterte —, er strengte seine Augen an, das Dunkel zu durchdringen. In derselben Minute hörte er sich angerufen.

„Eichner! Bist du's?"

„Müller II! Was treibst du bloß hier? Ist dir was passiert!"

Der andre lachte etwas heiser.

„Pech muß der Mensch haben! Wer andern eine Grube gräbt — und so weiter. Na — Schwamm drüber."

„Herrgott, Jung', du blutest ja!"

„Sehr wahrscheinlich. Kleine Schramme. Wenn's das nur wäre! Aber der verdammte linke Hinterfuß! Den hab' ich mir wohl richtig verknaxt."

„Bist du gefallen?"

„Hm. Sagen wir, ich bin gefallen. Ich hab' Koppheister geschlagen. Ja."

„Aber wo denn, wann denn, wieso denn?" fragte Hans. „Es ist doch jetzt Nacht!"

„Nicht neugierig sein, mein Jungchen. Ich bin wohl über meine eignen Beine gestolpert. Aber du könntest mir einen riesigen Dienst erweisen — faß mich mal da unter — so! Und nun schlepp mich nach Hause. Zehn Minuten, ganz nah von hier. Au, au, Donnerwetter!"

Hans war sehr bedenklich. Um diese Stunde noch — eine tüchtige Strafpredigt war ihm gewiß. Doch hier mußten schließlich alle Bedenken schweigen, denn er konnte doch nicht seinen Kameraden blutend und hilflos mitten auf der Straße stehen lassen.

„Denn man los," sagte er also und brachte Müller II unter fortgesetztem unterdrückten Schimpfen und Wehegestöhne bis vor seine Haustür.

„Du bist ein famoser Kerl," sagte Müller II anerkennend. „Mir wird schwindelig."

In der Tat verfärbte er sich. Seine Zunge wurde schwer. Hastig griff er in die enorme Tasche seines Touristenrockes und holte vier große, prächtige Aepfel hervor. Eine Sorte, wie Hans sie nur selten gesehen: gelb und glatt, wie Wachs, zart, rot angehaucht, mit einer wundervollen Purpurwange. Sie dufteten fein und doch stark, wie eine kostbare Rose.

„Nimm, Jung'," stammelte Müller II. „Du hast sie verdient. Ich will sie nicht mehr. Iß sie — im Bett — wenn's — niemand —"

Das Wort versagte ihm — er hatte noch die Kraft, an der Glocke zu reißen, daß ein Sturmgeläute durch das Haus ging —, dann drehte sich alles um ihn im Kreise.

Da Hans Schritte die Treppe herabeilen hörte und das Stimmengewirr mehrerer verängstigter Personen vernahm, flüchtete er sich.

Atemlos langte er daheim an.

Die Schelte, die seiner warten würde! Mit dem Mut des schlechten Gewissens — pfeifend und singend — spazierte er in die Wohnstube.

Die Lampe brannte auf dem Tisch. Sonst war's wie ausgestorben.

„Großmama!" schmetterte er heraus.

„Still, Junge!" Sie kam aus dem Nebenzimmer. Sie sah nicht böse, nicht zornig aus, ja, nicht einmal vorwurfsvoll. Ihr bleiches Gesicht war von einem feierlichen Ernst verklärt.

„Du mußt leise sein. Vater ist gar nicht wohl. Der Doktor war schon da. Er meint, es sei keine Gefahr. Aber wir müssen ihn sehr pflegen."

Hans stand wie niedergeschmettert.

Seine Großmutter nahm ihn mitleidig bei der Hand. „Setz dich mal ganz stilling in die Fensternische zu ihm, mein Jung'! Und Kopf oben! Der liebe Gott wird schon helfen."

Schweigend, mit fest zusammengebissenen Zähnen folgte Hans der alten Frau in des Vaters dunkle Schlafstube.

Und wieder einmal zählten sie die Minuten, die Stunden — wie schon so manche Nacht.

Ludwig Eichner schlief derweilen friedlich, seine Brust hob sich sanft unter ruhigen Atemzügen. Der Schlaf hatte ihn wie eine blaue, weiche Welle von dem felsigen Land gespült, das sich Wirklichkeit nennt. Wesenlos schiffte seine Seele dahin, immer getragen von der Welle und umklungen vom Rauschen der Zeit.

Ein lichter Herbstmorgen fand ihn frisch, wie neugeboren. Hans konnte in die Schule gehen ohne Angst.

*

„Weißt du schon," empfing Udo ihn in der Klasse, „Müller II hat sich krank gemeldet. Sein Vater hat ein ärztliches Zeugnis eingeschickt, daß er den Fuß verstaucht und eine Wunde am Hinterkopf habe. Er sei auf der Treppe ausgerutscht. Geschieht ihm schon recht, hat immer so blödsinnig renommiert mit seiner Kraft und all seinem Dings. Nu liegt er fest."

Hans stutzte. Auf der Treppe —? Aber er schwieg. Was ging es ihn schließlich an? Er bemerkte nur eine schwüle Stimmung, die wie Gewitterluft durch die Reihen zog und sich jedem einzelnen mitteilte.

Die Schüler steckten die Köpfe zusammen, das war ein Gemunkel und eine Geheimnistuerei ohne Ende.

Doktor Lindemann kam spät. Seine auffallend blassen Züge hatten etwas Gekniffenes, die Hände, die die Hefte ordneten, zitterten wie Espenlaub. Und plötzlich hieß er die ganze Klasse sich erheben. Es wurde so still, daß man eine Stecknadel fallen hören konnte. Die stechend schwarzen Augen des Lehrers nahmen jeden einzelnen aufs Korn. Als er anfing zu reden, war keiner, der nicht eine Schattierung bleicher wurde.

„Ich bedaure, in der peinlichen Lage zu sein —"

Nach diesem Anfang machte er eine Pause. Dann fuhr er schneidend fort: „In der peinlichen Lage zu sein, der Klasse mitteilen zu müssen, daß unter meinen Schülern ein Aepfeldieb sich befindet, der sich erfrecht hat, gestern abend zwischen acht und neun ungefähr in meinen Garten einzubrechen und mich um einige kostbare Aepfel von seltener Art zu berauben. Meine Tante, die zufällig von einem späten Gang zurückkam, ertappte den Dieb und schrie um Hilfe. Er war so unvorsichtig gewesen, seine Klassenmütze aufzusetzen, und obwohl er entwischte, bin ich so auf seine Spur geleitet."

‚Herrje,' dachten die meisten, ‚hat einer Aepfel gemaust und darum so ein Quatsch!'

„Ich fordere nun den Täter auf, sich freimütig zu bekennen, da er nur so einer harten Strafe entgehen kann. Ich frage: Wer ist der Täter?"

Todesschweigen. Die Knaben starrten einander ratlos an. Jeder von ihnen wollte auf dem Gesicht des andern die Täterschaft lesen. Einzelne lehnten sich innerlich auf gegen die Art, in der Doktor Lindemann die Sache behandelte. Von alters her war es stets nur ein Ulk gewesen und hatte nie als schlimmeres gegolten, wenn Jungens und Studenten einmal über einen Zaun kletterten und Obst stibitzten. Recht war's ja nicht, aber der Lehrer hatte das Wort „Dieb" gebraucht . . .

Das Schweigen hörte mit einem Schlage auf. Ein Sturm erhob sich.

„Ich war's nicht! —"

„Ich auch nicht!"

„Ich auch nicht!"

Eine Stimme krähte sogar über alle andern hinweg: „So 'ne lumpigen Aepfel haben wir selber!"

Doktor Lindemann wartete mit einem steinernen Lächeln, bis die Brandung sich verlaufen. Dann sagte er sehr ruhig:

„Es will's also keiner gewesen sein. Und doch ist der Täter unter euch. Die Klasse ist vollzählig versammelt, bis auf Müller II, der nicht in Betracht kommt, weil er laut Brief seines Vaters gestern nachmittag auf einer Treppe gestürzt ist und bettlägerig wurde. Noch einmal fordere ich den Schüler, der schuldig ist, ernstlich auf, sich zu nennen."

Bei der Erwähnung Müllers II durchzuckte ein Blitz der Erinnerung und — der Erkenntnis Hans. Gestern nachmittag? Er hatte ihn doch abends selbst . . .

Feurige Glut stieg ihm in die Schläfen, in die Stirn bis an die Haarwurzeln. Ein Uebelbefinden, wie er es noch nie gekannt, schüttelte ihn. Ja,

war er denn blind und taub gewesen? Unwillkürlich griff er in die Tasche, seine Hand berührte etwas Kühles und Glattes —

Hundert Augen waren auf ihn gerichtet. Hundert Augen sahen die Bewegung, das Erröten und das peinliche, tödliche Erblassen hinterher.

Die Stimme des Lehrers klang hallend durch den Raum. Hans hörte zuerst nichts; die Wellen des Blutes tobten in ihm, sausten in seinen Ohren.

„Hans Eichner, vortreten!"

Sein Nebenmann mußte ihm einen Stoß geben, bis er vorwärts taumelte.

Nun stand er da, blöd, wie verdummt. Wieder diese unheimliche Stille, die sich einem wie ein Felsen auf die Brust wälzt.

Doktor Lindemann, stark erregt, wandte sich von neuem an seine Schüler.

„Es ist nicht um der elenden Früchte willen, ich gäbe gern eine ganze Ernte solcher Aepfel dahin, um dieses ungeschehen zu machen — es ist wegen der heimtückischen Bosheit, die exemplarisch bestraft werden muß."

Damit heftete sich sein Blick auf Hans Eichners Tasche, und er sprach langsam: „Das eigne Schuldbewußtsein hat den Täter verraten. Ich fordere ihn auf, mir den Apfel zu übergeben, den hierher mitzunehmen er noch die Stirn hatte."

Mechanisch versenkte des Knaben Hand sich in die Tasche, halb bewußtlos reichte er seinem Lehrer einen prachtvollen Apfel von köstlichem Duft. Er verstand nur eines: man beschuldigte ihn, diesen Apfel entwendet zu haben. Seine Lippen formten einige Worte, er stieß sie rauh hervor.

„Ich war nicht in Ihrem Garten. Ich hab' die Aepfel nicht genommen."

„Was? Angesichts dieses Beweises willst du noch leugnen? Nachdem du im Beisein der ganzen Klasse überführt worden bist? Eichner, Eichner, ich warne dich!"

„Dieser Apfel ist mir geschenkt worden," sagte Hans.

„Faule Ausrede! Geschenkt? So! Na, wer hat ihn dir denn geschenkt? Wenn du mir denjenigen nennen kannst, der dir den Apfel geschenkt, so bist du reingewaschen von Schuld, und der andre hat die Strafe zu gewärtigen. Kannst du das nicht, so werde ich die von dir gebrauchte Ausrede als — eine Lüge bezeichnen."

Hans bohrte seine Finger tief in die Handflächen, er hätte schreien mögen. Zugleich legte sich ein Ausdruck eiserner Halsstarrigkeit auf sein Kindergesicht. Seine Augen blickten finster, es war ein böser Zug, der sich um seine Lippen eingrub.

„Der Apfel ist mir geschenkt, aber ich verrate nicht, von wem."

„Aha! Du verrätst nicht, von wem."

„Nein."

„Du weißt, was für dich die Folge deiner Weigerung ist?"

„Ja."

„Und tust es nicht?"

„Nein."

„Dann hast du gelogen, Hans Eichner!"

Hans fuhr wild in die Höhe. Er vergaß, wo er sich befand, wer hier Gericht über ihn hielt.

„Das ist nicht wahr!" rief er gellend aus.

„Gut," sagte Doktor Lindemann, weiß bis in die Lippen. „Noch eines bleibt dir, deine Unschuld zu beweisen. Bringst du mir heute nachmittag eine schriftliche Erklärung deines Vaters, daß du gestern um die betreffende Stunde zu Hause gewesen bist, so fällt jeder Verdacht von dir. Das ist aber das letzte. Besinne dich."

Hans atmete schwer. Alles, alles umsonst. Er könnte sich retten und konnte doch nicht. Müller II preisgeben. Nein. Aber Udo — wenn der ihm bestätigte, daß er um jene Zeit bei ihm gewesen, so war er von dem Verdachte gereinigt. Er wandte sich und begegnete Udos angstvollem, verzweifeltem Blick. Udo schwieg. Udo stand nicht auf und sagte: Hans Eichner ist bei mir gewesen. An der Stirn sah Hans ihm an, daß er die Tatsache wegleugnen würde um jeden Preis. Zwischen den beiden stummen Knaben gingen Bitte und Ablehnung hin und her — blitzschnell.

Gefesselt! Mit seinem Ehrenwort hatte er sich verbürgt, nie, unter keinen Umständen Udo zu verraten. Nur Udo konnte ihn davon lösen, und Udo tat es nicht. Er stierte wie irr in ohnmächtiger Furcht auf Hans.

„Nun?" fragte der Lehrer.

„Ich war nicht zu Hause."

„A—ha! Und wo warst du denn?"

Hans schwieg.

„Du willst es nicht sagen?"

Hans schwieg.

„Ich denke, das genügt," sagte Doktor Lindemann mit einem tiefen Seufzer. „Eichner, setze dich!"

Hans war, als schwanke der Boden vor ihm auf und nieder. Er konnte nichts mehr denken, er wußte nicht, was um ihn her vorging. Wie im Traum sah er die Gestalt des Lehrers, die große schwarze Tafel, die verschiedenen Landkarten. Nach Schluß des Unterrichts mußten sie ihn fast gewaltsam entfernen. Doktor Lindemann hatte ihn nochmals aufgerufen und las ihm nun laut und deutlich den Inhalt eines langen Schulzettels vor, den er in der Hand hielt. Herrn Eichner wurde darin mitgeteilt, daß sein Sohn nachgewiesenermaßen einen Apfelbaum geplündert und die Tat hartnäckig leugne, und daß der Lehrer ihn ersuche, diese Lüge exemplarisch zu bestrafen.

„Den Zettel zeigst du mir heute nachmittag mit der Unterschrift deines Vaters versehen wieder vor," schloß Doktor Lindemann kalt. „Hast du mich verstanden?"

Er verließ die Klasse.

Hans stöhnte laut auf. Die andern drängten sich schon johlend und schreiend ins Freie — er fand den Weg nicht, die unerträgliche Scham drückte ihn fast zu Boden. Wie hatte Herr Meyer-Stribensky gesprochen? „Sieh zu, daß du dich nie zu schämen brauchst!" Und sein Vater!? O, jene Nacht des Abschieds vom alten Heim, jene Nacht des roten Mondes, jene Nacht, da sein Vater ihm das Wort sagte: „Die Stunde, in der du zum erstenmal eine Lüge aussprächst, die Stunde würd' ich nie verwinden können..."

Und nun sollte er hingehen und dem kranken Vater die schriftliche Anklage auf sein Bett legen, daß sein Sohn ein Lügner sei!

Gestand er ihm auch alles, die reine Wahrheit — ohne seine Schuld war er nicht ins Unglück gekommen, er hatte Heimlichkeiten gehabt, sich von Udo verleiten lassen —, das fühlte er wohl. Sein Vater würde ihn nicht schlagen. Er würde ihn nur so traurig ansehen und vielleicht sehr, sehr krank werden.

„Wird's bald?" fuhr der alte Schuldiener den Knaben an. „Ich will schließen."

Hans nahm seine Mappe und ging. Von weitem sah er Udos weite Beinkleider flattern. Da hub er an zu laufen und zu schreien: „Udo! Udo!"

Der Angerufene machte wahrhaftig Miene, Fersengeld zu geben — aber Hans war rascher als er, wie besinnungslos stürmte er vorwärts und konnte Udo gerade noch an seiner Matrosenjacke halten.

Sie krachte in allen Nähten, und Udo sagte unwillig: „Laß los! Du zerreißt mir ja die Kleider."

„Mir egal," zischte Hans mit fliegendem Atem. Vor seinen funkelnden Augen wich Udo zurück. „Bleib nur! Du mußt mir mein Wort freigeben. Du mußt dem Lehrer sagen, daß ich bei dir war. Deine Ehre verlangt's."

„I wo," erwiderte Udo, und ein grünlicher Schimmer überflog seine Wangen. „Das gäb' einen Mordsskandal, und mein Papa würde mir die Knochen im Leibe entzweischlagen."

„Und meiner stirbt daran!" schrie Hans heiser.

Udo sah seine Qual und ärgerte sich darüber.

„Du bist doch 'ne Memme. Und ich sag' dir, mach, was du willst. Petz du beim Lehrer, ich leugne es rund ab. Du hast keine Beweise. Niemand hat dich bei mir gesehen."

Hans starrte ihn an. Ganz nahe beugte er sich zu ihm hernieder.

„O du! Pfui! Du bist ja — gemein... Herr Meyer-Stribensky hat recht —"

Udo lachte impertinent.

„Der Vagabund, der bei uns Klavier spielte? Pah..."

„Was sagst du? Vagabund?" Im Nu flog Hansens Mappe in den Sand. Die ganze mühsam zurückgedämmte Wut und Erregung brach mit elementarer Gewalt hervor. Er packte seinen ehemaligen Freund und schüttelte ihn und rang mit ihm. Wilde Kraft beseelte ihn und verlieh seinen Gliedern beinahe Mannesstärke.

Udo stürzte in die Kniee, aufbrüllend vor wahnsinnigem Schmerz. Der andre sah rot, alles rot vor Augen — seine Zähne knirschten, seine Finger krallten sich in die Brust des um Gnade flehenden Feindes. „Du — du! Elendes Geschöpf! Feigling!"

Die guten Geister wichen von Hans Eichner, die erste Schlechtigkeit, die ihm von den Menschen widerfahren, machte ihn fast zum Tier. Schaum trat auf seine Lippen.

Irgend jemand riß ihn fort von seinem Opfer. Als er Udos Körper nicht mehr in seinen Händen fühlte, durchrieselte ihn eine Todesmüdigkeit. Er bebte im Fieberfrost.

„Eichner, Eichner!" sagte eine Stimme, „komm zu dir! Willst du Wasser?"

Dieselbe Stimme raunte dann: „Lauf, Udo, lauf! Um Gottes willen!"

Und Udo, der sich im Staub und im Schmutz gewälzt, sprang auf die Füße und rannte, wie er noch nie in seinem Leben gerannt.

Hans stierte finster, bleich, mit wirrem Haar und geballter Faust auf die Stelle, wo er Udo unter sein Knie gezwungen. Seine Brust hob sich stoßweise, sein Atem ging pfeifend.

„Eichner! Bist du von Sinnen?"

Ach ja — das war ja der Primus seiner Klasse, der rote Egon Berg. (Schluß folgt)

Ein Schubert-Abend

(Zu der Zeichnung von Moritz von Schwind a. S. 1214/15)

Die liebenswürdige Zeichnung des Meisters Schwind, die vor kurzem aus Privatbesitz in den Besitz der Wiener Städtischen Sammlungen übergegangen ist — unsre Leser finden sie auch reproduziert in dem Schwind-Bande der Klassiker der Kunst, der in der ersten Oktoberwoche erscheint und das gesamte Lebenswerk des Künstlers in einer nie zuvor erreichten Vollständigkeit enthält —, führt uns in jene Zeiten, da auf dem alten Kulturboden der Kaiserstadt an der Donau ein musikalisches Genie nach dem andern erwuchs, da die Musik die Führerin aller Künste zu sein schien und die ganze Geselligkeit beherrschte.

Nach der Zusammenstellung von A. Trost im 23. Bande der „Berichte und Mitteilungen des Altertumsvereins zu Wien" sind auf der Zeichnung die nachbenannten Persönlichkeiten dargestellt, die sich in dem gastlichen Heim Josefs von Spaun zu musikalischem Genuß zusammengefunden haben: in der vorderen Reihe der Sitzenden (von links nach rechts): Kapellmeister Ignaz Lachner, Fräulein Eleonore Stohl (verehelichte Schrotzberg), Marie Pinterics. Am Klavier: Sänger Johann Michael Vogl, Franz Schubert, Josef von Spaun, Franz Hartmann, Anton von Spaun, ein Unbekannter; dann Frau Vogl, Joseph Kenner, Frau von Ottenwaldt, geborne Spaun, Anna Hönig (verehelichte Mayerhofer), Therese Puffer, verehelichte Hönig (Gutherz), Franz von Schober, Frau Justine Bruchmann, Eduard von Bauernfeld, Ignaz Franz Castelli. In der zweiten Reihe stehen (von links nach rechts): Karl Pinterics, Hofrat Franz Witteczek, Kapellmeister Franz Lachner. Im Hintergrunde unter der Türe die Münchner Freunde: das Ehepaar Friedrich Diez und Sophie Hartmann-Diez, Karoline Hetzenecker-Mangstl. Ferner die Musikfreunde: der Schubert-Sänger Baron Schönstein, Kapellmeister Benedikt Randhartinger, Joseph Gahy, Johann Steiger von Amstein, Ferdinand Mayerhofer von Grünbühel, Anton Freiherr von Doblhoff. Es folgt an der Wand das Bildnis der Komtesse Esterhazy. Auf der rechten Seite: die Maler Ludwig Kreißle, Ludwig Schnorr von Carolsfeld, Moritz von Schwind, August Wilhelm Rieder, Leopold Kupelwieser, der Bildhauer Anton Dietrich, Romeo Franz Seligmann, der Dichter Ernst von Feuchtersleben, Franz Grillparzer, Franz Bruchmann, der Dichter Johann Senn, Johann Mayrhofer.



Sonntagmorgen

Nach einem Gemälde von Josef Kinzel



Der Zapfensteiger bei der Arbeit

Haus- und Waldindustrien auf dem Thüringer Walde

Von

Rose Julien

(Hierzu neun Abbildungen nach photographischen Aufnahmen der Verfasserin)

Der Bergwald ist karg mit seinen Kindern. Wo die Fichtennadel felsigen Boden düngt, bietet sich schlechtes Fortkommen für die Nährpflanzen, und wogende Kornfelder mit üppig schwellenden Aehren bleiben allezeit ein seltener Anblick im Gebirge. Das hat den Waldbewohner von je in einen harten Existenzkampf gestellt, hat seine Intelligenz geschärft und seine Hand geschickt gemacht für allerlei Handfertigkeit, von der sich der Bauer im fruchtbaren Tal nichts träumen läßt.

Besonders im Thüringer Wald war von alters her reger Gewerbefleiß in Blüte. Längst ehe im Flachlande die Industrie Schlotenwälder aus dem Boden zauberte, beschickte der fleißige Wäldler mit den Erzeugnissen seines Handfleißes den Markt bis weit über die Grenzen des engeren Vaterlandes hinaus, ja bis über See und Ozean. War es doch eine bekannte Sache, daß die Thüringer Weber gar vortreffliche Plan- und Segeltuche lieferten, und der stämmige Fuhrmann im blauen Kittelhemd führte die Frachten mit hott! und hüh! und lustigem Peitschenknall durch alle Länder des heiligen römischen Reiches bis nach Hamburg und Bremen hinauf. Dann zog, was am Webstuhl im stillen Walddörfchen geboren worden, als stolzes Segel über das weite Meer, und wer weiß, vielleicht war der ragende Mast sein Heimatgenoß aus den Waldbergen droben.



Bei der Herstellung der Zwirnknöpfchen

Der Zeiten Wandel hat auch hier mancherlei Umschwung geschaffen. Manche Industriezweige sind zurückgegangen, andre emporgeblüht, und in einigen haben Maschinen und Fabrikbetrieb den Hausfleiß ganz verdrängt. Vielfach hat er sich auch in den Dienst der Großindustrie gestellt, die von bestimmten Zentren aus die Bevölkerung ganzer Bezirke mit Arbeit versorgt. Denn die Armut ist immer noch der Gast der Waldberge, trotzdem ein zahlungskräftiger Fremdenstrom alljährlich zur Sommerszeit die Täler durchflutet und die Sommerfrischenindustrie vor andern in Blüte steht. Wohl ist's nicht die furchtbare Armut des Proletariats der Großstädte — das läßt schon der Wald mit seinen bescheidenen, aber zuverlässigen Hilfsquellen nicht zu —, aber doch ein steter Druck, die Sorge des Familienvaters in kleinen Verhältnissen, der viele Mäulchen zu stopfen hat, die fleißige Armut, die von früh bis spät rastlos schafft und müht und vielfach auch Kinderkraft in ihre Frone zieht.

Der erste und nächste Arbeitgeber ist der Wald, der unzählige fleißige Hände beschäftigt, und Holzschlag war von jeher in der oberen Waldregion der nächstliegende Erwerb. Waldarbeiterfamilien, in denen der Beruf seit Generationen vom Vater auf den Sohn vererbt, sind durchaus keine Seltenheit. Der Thüringer Wald war schon in alten Zeiten der Stolz und die Freude seiner fürstlichen Herren, aber Urwaldriesen, die noch davon berichten könnten, wie die Fürsten und Ritter hier zum „Gejaide“ zogen, sind heute sehr selten geworden. Moderne Forstwirtschaft, die jetzt hier ihre Triumphe feiert und weite Gründe zu freundlichen Parkanlagen gewandelt hat, ist ihnen nicht sonderlich gewogen. Vielhundertjährige Prachtexemplare können „leicht stürzen über Nacht“ und viel junges, aufstrebendes Leben in ihrem Falle mitbegraben. Kaum ein Jahrhundert haben die Fichtensäulen vollendet, die man heute schon für „überständig“ erklärt und der Axt zum Opfer weiht. Es hat etwas Tragisches, wenn solch kraftvoller Stamm mitten aus blühendem Leben zum Tode muß. Früh schon im Morgengrauen kommt die Holzfällerschar gezogen, Axt und Säge erklingen. Da — ein Schauern und Zittern geht durch den Wald; es ist, als wollten die Nachbarstämme den Schwergetroffenen, den Wankenden halten und stützen. Vergebens! Schwer neigt er sich und sinkt. Ihre hilfreichen Aeste haben nur dem Förster genutzt, den Stamm in tadelloser Schönheit zu erhalten, der bei jähem Sturz auf felsigem Boden leicht hätte zerschellen und sich in geringwertig Brennholz verwandeln können.



Glasbläser



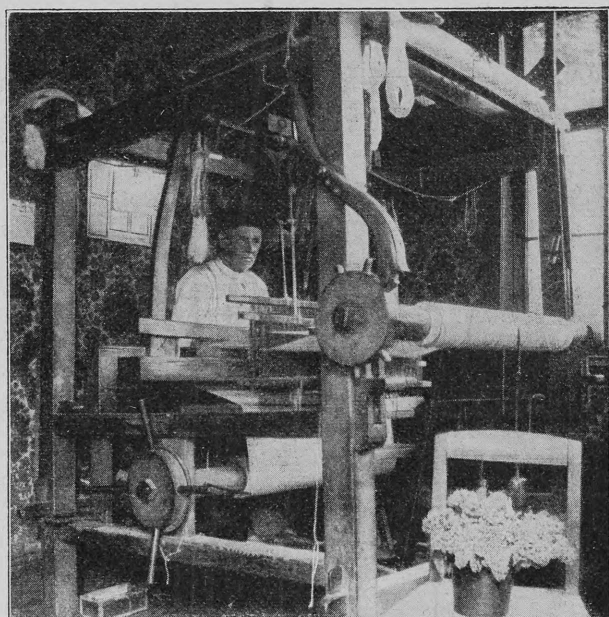
Die alte Webersfrau

Wenn der Spätherbst kommt und zur Nachtzeit Kampfruf der Hirsche den Wald durchhallt, wenn die letzten Aehren hereingebracht sind und frühmorgens dichte weiße Nebelschwaden über den Wiesen stehen, dann beginnt die Hauptsaison für ein sehr eigenartiges Waldgewerbe: das Zapfensteigen. Dann sind die Früchte der Nadelhölzer reif geworden, und kühne Wäldler schwingen sich bis in die höchsten Wipfel, um sie herabzuholen, ehe die Samen ausfallen oder das Eichhorn sie in seine Wintervorratskammern trägt. Der Thüringer Wald betreibt einen schwunghaften Handel mit Waldsämereien nach allen Teilen der Erde, der so lohnend ist, daß ein großer Teil der männlichen Bevölkerung zur Herbstzeit Puppenformen und Webstuhl im Stiche läßt, um die harzduftende Ware für größere Unternehmer zu sammeln, die dann in „Klenkhäusern“ und „Samendarren“ großen Stils das Trocknen besorgen lassen. Aber auch kleine dörfliche Gemeinden haben begonnen, bescheidene Klenkhäuslein zu bauen und selbständig Handel zu treiben. In diesen Klenkhäusern liegen Fichten- und Tannenzapfen auf hölzernen Gestellen ausgebreitet um einen mächtigen Kachelofen her, der so hohe Temperaturen erzeugt, daß die noch frischen grünen Zapfen sich knicksend und knackend in trockene braune verwandeln. Die Schuppen öffnen sich und geben den Samen frei, und um ihn zu gewinnen, werden die gedörrten Zapfen in weitmaschigen Sieben stark geschüttelt. Der ganze Vorgang der Samengewinnung heißt Klengen oder Klenken. — Es ist und bleibt ein gefahrvolles Gewerbe, das Zapfensteigen. Witwen und Waisen hat es gemacht, und die Mitglieder dieser seltsamen Zunft organisierten deshalb seit langem eine „Forstwirtschaftliche Genossenschaft“,



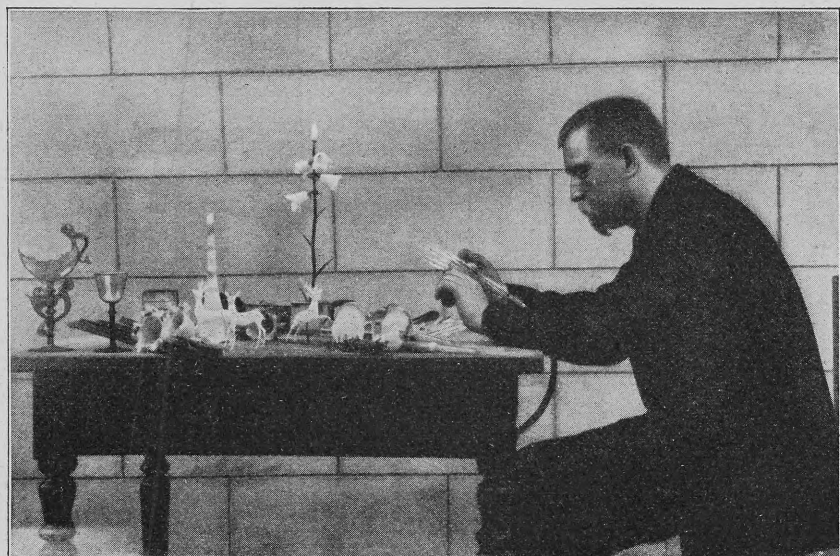
Modellieren von Tierfiguren

die bei Verletzungen die Kurkosten trägt und den Hinterbliebenen eine kleine Rente zahlt, wenn der Ernährer ein Opfer des Berufs geworden. Solange die von der Genossenschaft gegebenen Vorschriften befolgt werden, ist allerdings ein Unglück kaum zu befürchten, denn der Fuß des Zapfensteigers ist mit festem Steigeisen bewehrt, das seinen scharfen Dorn in den Stamm treibt und dadurch den Aufstieg erleichtert. Droben werden dann die Zweigspitzen, an denen die Zapfen hängen, mit den Armen oder einem Hakenstock herübergebogen. Die meisten Opfer fordert der traurig berühmte „Wipfelsprung“, den die Genossenschaft verpönt und hart bestraft, indem sie weder Kurkosten noch Rente zahlt, wenn es bekannt wird, daß einer dabei verunglückt ist. Aber doch üben sie ihn fast alle. Ist's doch so verlockend



Am Webstuhl

für die Kühnen, Mühe und Zeitverlust des Auf- und Abstiegs zu sparen und sich lieber gleich Vogel oder Eichhorn in luftiger Höhe von Baum zu Baum zu schwingen, ja, es soll Wagehälse geben, die ganze Bestände absammeln, ohne den Boden zu berühren. Fest umklammert ein sehniger Arm den schwanken Wipfel; er wird in Schwingung gebracht, stärker und immer stärker, bis er zum Nachbarwipfel hinüberstreift, und dann eins! — zwei! —, er schnellt leer zurück, und der andre



Der Glaskünstler mit der Stichflamme arbeitend

Baum erzittert unter der Wucht des Anspringenden. Es glückt oft genug, aber wenn ein Stamm von innerer Fäulnis zernagt ist, dann wird das Wagnis zum Todessprung.

Die erste und älteste Hausindustrie ist hier wie überall die Weberei gewesen, die ganze Waldbezirke ernährte und verarmen ließ, als der mechanische Webstuhl seinen Einzug hielt. Durch Organisationen und Vereine sucht man dem schlimmsten Elend zu wehren, aber bei Leinöl und Kartoffeln erwächst ein kümmerlich Geschlecht. Neben diesen organisierten Webern, die fast durchweg Maschinengarne verwenden, finden sich noch hier und da kleine selbständige Meister, zu denen die Frauen und Mädchen selbstgesponnene Fäden tragen. Denn ob es auch wie ein Märlein klingt, in entlegenen Walddörfern sind noch hin und wieder tanzende Spindel und surrendes Spinnrad zu finden. Das Verweben solches Selbstgesponnenen ist nicht immer leicht für den Webermeister, und er wird Philosoph und Meister der Geduld bei seiner Tätigkeit. Denn die Garne der ungeschickten Spinnerinnen haben viele Knoten, die gelöst werden müssen, ehe das Schifflein lustig schießen kann, und wenn man zuschaut, wird es bald klar, woher das Wörtlein vom „Geduldsfaden“ stammt.

Zwirnknöpfchen — diesen notwendigen Bestandteil in der Wäscheerzeugung sendet Thüringer Hausindustrie nach Millionen auf den Markt. Die Herstellung derselben wird hauptsächlich von Frauen und Kindern besorgt, und wenn Waldstreu und Reisig heimgeholt sind, dann schlingen große und kleine Finger emsig die feinen Fäden. Der berühmten Puppenindustrie mit den Zentren Sonneberg und Waltershausen, die große Walddistrikte mit Hausarbeit versorgt, ist bereits an dieser Stelle ausführlich gedacht worden. Im Anschluß daran ist in der Ohrdrufer und Tambacher Gegend ein eigenartiger Industriezweig aufgeblüht, die Erzeugung von Tierfiguren. Tiere des Waldes sind's vor allem, Füchse, Schwarzwild und stolze Hirsche, die der Künstler droben im Wald belauscht und naturtreu wiedergibt. Denn die Modelle, nach denen die Formen hergestellt werden, sind von Künstlerhand geschaffen, und mit immer verfeinerten Mitteln werden auch die billigen Vervielfältigungen aus gepreßtem, bemaltem Pappstoff zu Gebilden von überraschender Lebenswahrheit.

Das Meininger Oberland ist Sitz und Ausgangspunkt eines andern bedeutsamen Industriezweiges geworden, der wie die Puppenindustrie auf lange Vergangenheit und historische Entwicklung zurückschaut: der Glasindustrie. Ueber dreihundert Jahre sind vergangen, seitdem zwei württembergische Glasbläser, Greiner und Müller, sich im Meininger Oberlande ansiedelten und ihr kunstvolles Gewerbe, das seither zu einer Quelle des Segens für den ganzen Distrikt geworden, einführten. Herzog Johann Casimir, der die Bedeutsamkeit desselben wohl erkannte, gewährte ihnen Schutz und Förderung und bedeutende Gerechtsame „in der Lausche“. Erst im Frühjahr 1905 ist das vielfach restaurierte Gebäude der ersten alten Glashütte, der Grundstock und Uranfang, aus dem sich der heute blühende und gewerbfleißige Ort Lauscha entwickelt hat, endgültig ein Raub der Flammen, die es oft bedrohten, geworden. Es ist eine ganze Bevölkerung von Greiner und Müller erstanden, denn auch die Namen der beiden Gründer haben sich eingewurzelt, überall kehren sie wieder, bei hoch und nieder. Meist sind sie durch Beinamen unterschiedlich gemacht und volkstümliche Dichtkunst hat allerhand Spottverslein auf diese lokale Eigentümlichkeit ersonnen. Es ist aufgeweckt und intelligent, das Völklein der Lausche, und unter all den liedfrohen Thüringern sind die Bewohner des grünen Hochtales die sanglustigsten, klingt doch selbst im Namen „Lausche“ etwas an von all dem frohen Schall, der droben durch die Wälder zieht. Die Glaserzeugung war ursprünglich nur Hüttenbetrieb und schon frühzeitig entwickelte sich hohe Blüte des Gewerbefleißes. Feinste Kunstgläser in Sammlungen berichten noch von der Kunstfertigkeit der Lauschaer Meister. Später kam eine Zeit des Verfalls, richtiger gesagt: der Massenproduktion billiger Ware, bis die neueste Zeit wiederum Aufschwung bringt. Dem Fabrikbetrieb hat sich mit der Zeit eine hochentwickelte Hausindustrie angegliedert, die für viele kleine Orte am Rennstieg droben die Nährmutter geworden. Die Glashütten erzeugen das Rohmaterial — Glasröhren —, die zerschnitten in Bündeln dem Heimarbeiter übergeben werden. Und aus diesem Urstoff zaubert die geschickte Hand der Wäldler an der Stichflamme zierliche, kunstvolle und nützliche Gebilde in schier märchenhafter Mannigfaltigkeit. Nicht nur die bekannten Gebrauchsgegenstände erstehen da, auch flimmernder zerbrechlicher Tand von anmutigster Form, all die Ketten und Kugeln, Engel und Vögel, die den Christbaum schmücken, Ziergläser wundervollster Art, Instrumente für Schulen und Laboratorien, Menschen- und Puppenaugen — fast unerschöpflich erscheint die Vielseitigkeit. In den Nachbarorten, welche die Nährmutter Glasindustrie mit Arbeit versorgt, hat sich hier und da die Erzeugung des einen oder andern Artikels zur Spezialität entwickelt. So fabrizieren die „Perlismacher“ von Igelshieb alljährlich Millionen farbiger Glasperlen, die der Export hinausführt zu fernen Erdteilen, wo der Tauschhandel mit den Wilden sie als Schmuck und Zier um den Hals ebenholzfarbener Schönen schlingt.



Perlismacherinnen

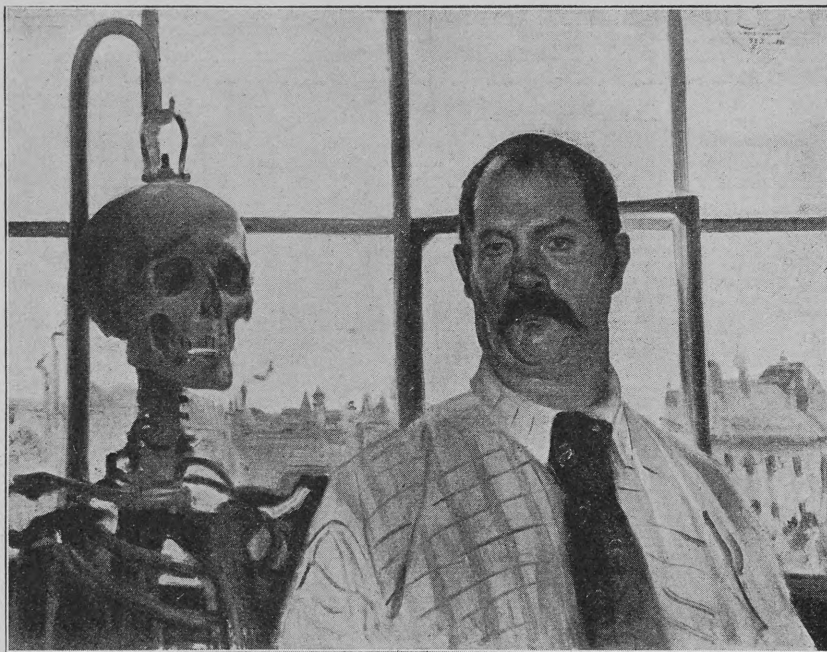
Die Hand des Thüringer Heimarbeiters ist längst zu einem Faktor auf dem Weltmarkt geworden, und die Waldleute können stolz sein auf das ungeheure Absatzgebiet, das ihre Geschicklichkeit und ihr unermüdlicher Fleiß erobert hat. Aber sie bleiben schlicht und bescheiden. Es scheint ihnen so selbstverständlich, daß sie arbeiten, wie ihr Vater es getan, wie die Nachkommen es tun werden. Sie haben selbst ihre Freude dran und es muß ja auch sein, eben weil der Boden der Heimat mehr für das Schöne als das Nützliche sorgt. Aber vielleicht ist es eben die Schönheit, die sich als Heiterkeit in den Herzen der Waldkinder spiegelt welche die Schaffenskraft gibt, die Not und Sorge bannen, denn „wer luft'gen Mut zur Arbeit trägt und rasch die Arme stets bewegt, sich durch die Welt noch immer schlägt“.



Korbflechterinnen



Ein Schubert-Abend bei Josef von Spaun. Nach einer Zeichnung von Moritz von Schwind im Besitze der Städtischen Sammlungen in Wien. (Text a. S. 1210)



Louis Corinth Selbstporträt

Louis Corinth

Von

Wilhelm Michel

(Hierzu sechs Abbildungen nach Werken des Künstlers)

Kraft ist das hervorstechendste Merkmal an Corinths künstlerischem Schaffen, Kraft der Anschauung, Kraft der Darstellung, Kraft der Charakteristik. Rauh und rücksichtslos ist Corinth seinen Weg gegangen. Zartbesaitete Gemüter hat er oft erschreckt durch die Härten seiner Auffassung, durch die Sprödigkeit seines Vortrages, durch die gelegentliche Nüchternheit seiner Farben. Diejenigen aber, denen Feinheit der Empfindung nicht gleichbedeutend ist mit Zimperlichkeit, haben all dies Spröde und Ungefällige seines Wesens längst als die notwendige Kehrseite der keuschen Frische und Urwüchsigkeit schätzen gelernt, die so herzhaft und sicher auch in den technisch entgleisten Arbeiten Corinths auftritt. Man hat seine Malerei als reizlos und akademisch verleumdet. Was will aber diese abfällige Bewertung des Werkzeuges heißen gegenüber dem hohen Wert der Inhalte, denen dieses Werkzeug zur Erscheinung verhilft! Die Geschichte der Kunst ist mehr als eine Geschichte der Darstellungsmittel, wenngleich beide auch oft auf das innigste verbunden sind. Kunst ist Ausdruck, und Corinth ist bedingungsloser Ausdruckskünstler. Seine Mittel reichen vollkommen hin, das, worauf es ihm ankommt, kraftvoll und energisch zur Darstellung zu bringen. Das ist die bestimmende Rücksicht, und von diesem Standpunkt aus erscheinen seine Härten nicht nur psychologisch, sondern auch ästhetisch gerechtfertigt.

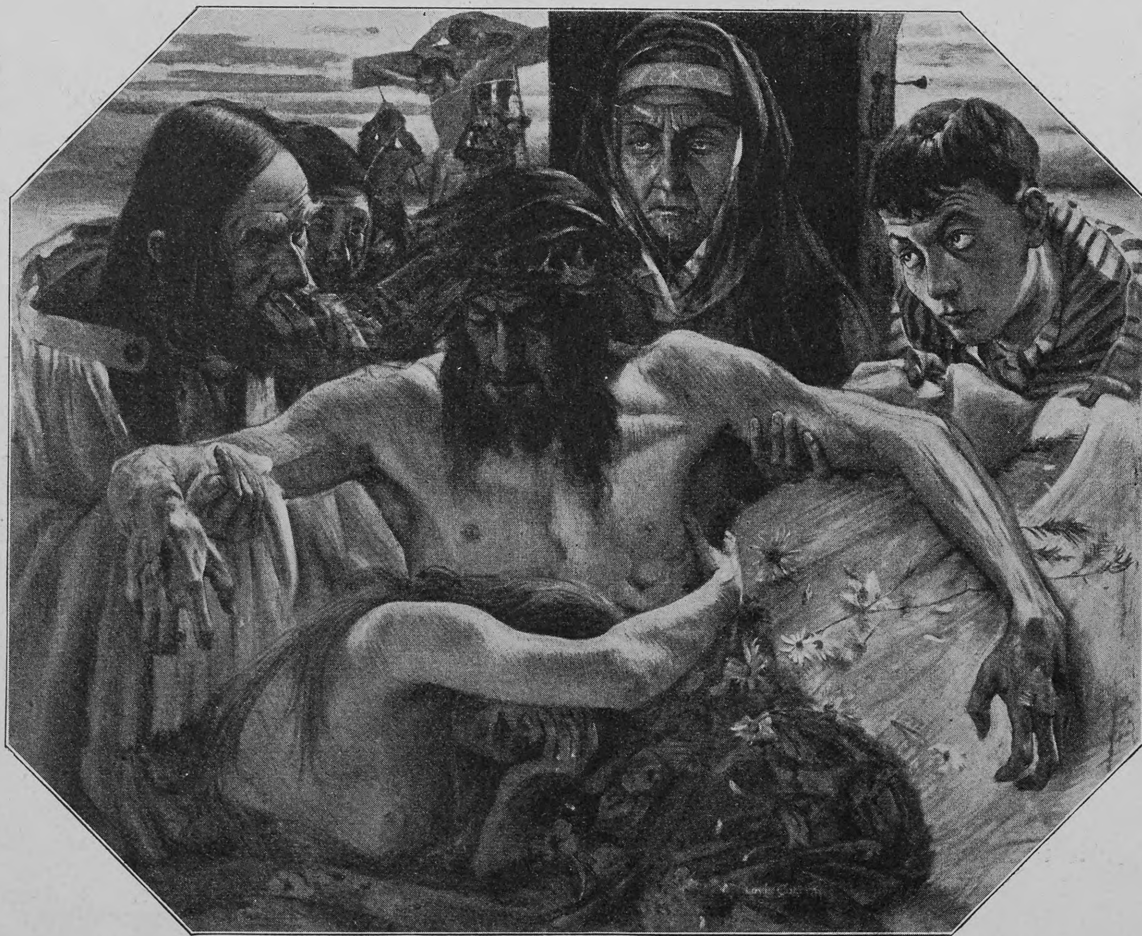
Wenn hier in Verbindung mit der Kunst Louis Corinths das Wort Kraft gebraucht wurde, so ist dabei nicht etwa an jene Pinselathletik zu denken, die sich im möglichst schneidigen Herunterbürsten malerischer Probleme gefällt. Kraft möge hier im Sinne von Lebensfülle, von Lebensüberschuß verstanden werden. Mit der herben Kühle eines eisklaren Gebirgsbaches atmet sie uns aus Corinths Schöpfungen entgegen. Und wer mit Ernst auf seine Eigenart eingeht, wird nicht nur starke, sondern auch stärkende Eindrücke in Fülle davontragen. Denn es ist nichts andres als Natur, was uns da entgegentritt, wenn sie auch hier in der Gestalt von Kunstwerken erscheint. Die Aesthetiker pflegen das Naturästhetische und das Kunstästhetische als gleichwertige Faktoren nebeneinander zu setzen. Das Kunstwerk ist aber schließlich doch nur eine Erscheinungsform des bedeutendsten Naturästhetischen, nämlich des Menschen, des Künstlers.

Corinths erstes bedeutendes Werk, das 1887 gemalte Porträt seines Vaters, ließ sogleich erkennen, daß hier eine mit ungewöhnlicher Vitalität begabte Natur auf den Kampfplatz trat. In diesem Bildnis ist alles Wirklichkeit und Leben, alles ist Inhalt, Dasein und Natur. Von der realen Existenz des alten Bauernabkömmlings und Gerbermeisters, der da breitspurig im guten Zimmer am Tische sitzt, ist so viel in das Kunstwerk übergegangen, daß das Ganze geradezu mystisch wirkt. Das Wesentliche dieser breiten, massigen Gestalt, dieses von harten Schatten und Falten zerschlissenen Gesichtes ist mit solcher Kraft erfaßt, daß wir etwas andres, Höheres als Natur zu sehen glauben, gerade weil wir so unerhört reiche und richtige Natur sehen.

In diesem Sinne kann Corinth geradezu als Mystiker bezeichnet werden, und seine Mystik ist nur das Produkt der großen Kraft und Innigkeit seiner Naturauffassung. Alle echte, große Realität berührt uns geheimnisvoll, und der Künstler, welcher der Wirklichkeit nichts von ihrer barbarischen Kraft und Wildheit nimmt, erscheint uns als ein mit dem Göttlichen verwandter Zaubrer. Corinth hat vor der Wirklichkeit die echten künstlerischen Fremdgefühle. Ein Bild wie das erwähnte Porträt seines Vaters malt man nur, wenn man ein gewisses staunendes Grauen vor dem Objekt empfunden hat. Das Staunen ist wie der Anfang der Philosophie, so auch der Anfang der Kunst. In diesem Staunen erst empfinden wir die unvergleichliche, herzkräftige Eigenart der Dinge, empfinden wir das Wesentliche, Einzige und Unersetzliche, das jedem Gegenstande eignet. Und so können wir einen Schritt weiter gehen und Corinths Kraft als die aus ungeschwächten Bauerninstinkten entspringende Fähigkeit zum Staunen definieren.

Liebermann hat ein Porträt von Corinth gemalt. Könnte es neben das hier abgebildete Selbstporträt des Künstlers gesetzt werden, so träte Corinths mystisch tiefe und ursprüngliche Naturauffassung siegreich hervor. Liebermann aber erschiene neben ihm fast als ein kühler, nüchterner Akademiker, der unverstandene, undurchlebte Formen fühllos nachbildet, der von den Dingen spricht wie der Blinde von der Sonne. In der Porträtarbeit Liebermanns ist weder Staunen noch — Liebe. Es herrscht in ihr ein kritisches und skeptisches Element vor. Corinths Porträtarbeit aber besteht in der Hauptsache aus Bejahung und Bestätigung. Wenn er einen Menschen darstellt, so läßt er ihm gewissermaßen eine metaphysische Rechtfertigung angedeihen. Er stellt ihn in eine eigentümlich fremdartige kosmische Beleuchtung, in der nichts selbstverständlich, aber alles notwendig erscheint. Diese metaphysischen Ausblicke sind es, die Corinths Schöpfungen das Erschütternde, das Wirkliche und das Fremdartige geben.

Sehen wir uns das große Gemälde, die „Tischgesellschaft", an. Vor jedem einzelnen dieser Gesichter scheint den Künstler ein leiser panischer Schreck befallen zu haben, mit so heißer Deutlichkeit schauen sie uns an, so heftig und ungestüm dringt die Eigenart eines jeden auf uns ein. Und wir hören den Künstler, wie er in beschwörendem Tone zu uns spricht: Welch ein großes Ding ist es doch um das Leben, das solche Massen von Fleisch und Blut in Bewegung setzt, das um einen kleinen Funken Seele gewaltige, wandelnde Formen kristallisieren läßt, Formen, die hart geschieden nebeneinander bestehen, die mit hellen oder trunkenen Augen blicken, mit roten Lippen lächeln und mit geschickten Händen sich des wunderlichen Apparates von glänzenden toten Dingen bedienen, der sich vielgestaltig und seltsam vor ihnen aufbaut! — Kurz und gut, auch diese „Tischgesellschaft" steht ganz in der kosmischen Beleuchtung, von der oben die Rede war. Es scheint eher eine Versammlung von Gespenstern als von harmlosen Festteilnehmern zu sein, und ob sie sich auch gesellig zusammendrängen, die mystische Auffassung des Künstlers zersprengt die kompositionelle Vereinigung und setzt jeden in eine schier erschreckende Einsamkeit. Ein tiefes, starres Schweigen lagert über der ganzen Gruppe, die Augen blicken entsetzt, die Mienen scheinen versteinert, als seien diese Menschen sich mitten im fröhlichen Geräusch der Tafel der schauerlichen Vereinsamung bewußt geworden, in die das Ich von Ewigkeit verbannt ist. In Wahrheit hat der Künstler nur sein Staunen in das Objekt hineingemalt, Staunen und Wirklichkeit. Dieses Staunen gibt Corinths Schöpfungen auch ihren reichen Gehalt an Tiefe. Die Worte, die er spricht, gehen immer bis ans Herz. Er erlaubt nicht, daß wir kühl vor seine Werke hintreten und gleichgültig wieder fortgehen. Er faßt uns an mit harten Händen und entläßt uns nicht, ohne uns aufgewühlt und erschüttert zu haben. Selbst wo er Wirkungen linder und lieblicher Art erstrebt, wie in dem Gemälde „Trifolium", erfährt der Beschauer Erregungen starker und unabweislicher Art. Ein Berliner Kritiker hat diese drei weiblichen Gestalten als „feuerbachisch" bezeichnet, und in der Tat enthält das Bild viel von Feuerbachs schwermütiger Ruhe und Schönheit. Für meinen Geschmack hat Corinth vor Feuerbach etwas voraus, was gerade diesem Bilde eine erhöhte Würze verleiht, nämlich die größere Anzahl von Hemmungen und Widerständen. Wir fühlen, daß hier die Widerstände einer derben, spröden Natur überwunden werden



Louis Corinth Kreuzabnahme

mußten, um diesen Ausdruck von Lieblichkeit und melancholischer Anmut zu ermöglichen. Und dieses Gefühl erhöht den Reiz des Ganzen, ganz wie bei dem Porträt Elly, das beispielsweise ein Habermann wesentlich eleganter und flotter gemacht hätte, aber ohne uns zugleich mit der Würze siegreich bekämpfter Hemmungen zu beglücken.

Ein wesentliches Element in Corinths Kunst ist der Humor. Er hängt zweifellos mit dem zusammen, was ich Corinths Mystik und Metaphysik genannt habe: er entspringt aus seiner Fähigkeit zum Staunen, aus seinen Fremdgefühlen. Humor beruht immer auf einem empfundenen Gegensatze, meist auf dem Gegensatze zwischen dem Ideal und der Wirklichkeit, oft aber auch auf dem Gegensatze zwischen dem erkennenden und dem wollenden (leidenden) Subjekt, den der Mensch in sich vorfindet. Wer sich dem Leben gegenüber auf den kosmischen Standpunkt stellt, wird wie Corinth zum Teil schaurige, zum Teil lächerliche Eindrücke erfahren.



Louis Corinth Elly

So sind in der „Tischgesellschaft“ Elemente des Schreckhaften und des Komischen fast unlöslich verbunden, so sind sie verbunden in Corinths viel verlästerten, aber gleichwohl unübertrefflichen Illustrationen zu Josef Ruederers „Tragikomödien“. In sehr starker Weise tritt diese Verbindung auf in der „Salome“, die deshalb auch allenthalben Anstoß erregte, als sie in der Künstlerbund-Ausstellung in München zu sehen war. Zu dem ausgesprochen hysterischen, ekelhaften Tun der Prinzessin Salome (sie schiebt mit spitzem Fingerchen das linke Augenlid des abgeschlagenen Täuferhauptes empor, um sich in perverser Wollust an dem gebrochenen Blick des Auges zu weiden) bildet die brutal-komische Gestalt des Henkers, der einem biederen oberbayrischen Metzger aufs Haar ähnlich sieht, einen grotesken Gegensatz. Und man kann fast in Zweifel geraten, ob der Gesamteindruck des Bildes von Salomes Handbewegung oder der beinahe gutmütigen Komik in der Figur des Scharfrichters bestimmt wird. Stark tragikomisch ist auch das bekannte Gemälde „Odysseus kämpft mit dem Bettler Iros“. Das ist ein Kampf ganz ohne die großen Gesten, die dieses Vorkommnis bei Homer aufweist. Es ist eine wüste Katzbalgerei zwischen einem triefäugigen, zerlumpten Halunken und einem eisgrauen alten Landstreicher, und rings herum stieren die gespenstischen Fratzen der Freier mit einem fatalen Grinsen hervor wie Gestalten eines Fiebertraumes. Auch in dem „Selbstporträt“ bedeutet das neben dem Meister herunterbaumelnde Totengerippe viel eher ein burlesk-komisches Element als irgendein tiefsinnig sein sollendes Symbol. Es liegt eine starke, allerdings etwas fatale Komik in der Art und Weise, wie der trockene Schleicher, der Knochenmann, die Haltung des neben ihm stehenden Menschen nachäfft.

So stellt sich Corinth als eine höchst pittoreske und selbst in unsrer an Individualitäten nicht armen Zeit als eine stark in die Augen fallende Erscheinung dar. Die Kraft und die Zähigkeit, mit der er sich einen angesehenen Platz im gegenwärtigen Kunstleben Deutschlands errungen hat, werden ihn zweifellos immer neuen Siegen entgegenführen. Es kann unsrer Kunst nur zum Vorteil gereichen, wenn ihr temperamentvolle, kräftige, unbesiegte Naturen wie Corinth, den man in mancher Hinsicht mit dem nicht weniger unausgeglichenen, ungebärdigen und doch so trefflichen Slevogt vergleichen kann, frisches Blut und Leben zuführen als Gegengabe gegen das stets unter neuen Formen fortwuchernde Aesthetentum und gegen einen schnellfertigen, schönbärtigen Stilismus.



Louis Corinth Samuel vor König Saul

Das Luftschiff als Kampfmittel

Von

Generalleutnant z. D. von Reichenau

Wie bereits mehrfach in der Tagespresse mitgeteilt wurde, zeigen die Vorgänge in Frankreich, daß das lenkbare Luftschiff zur Tatsache geworden ist. Mag die Juillot-Lebaudysche Konstruktion auch noch verbesserungsbedürftig sein, so ist doch das Problem als praktisch gelöst zu betrachten, ein Luftschiff in horizontaler und vertikaler Richtung zu steuern und beliebig mit ihm zu landen.

Manchem mag das wie eine Wundermär klingen, und doch handelt es sich um eine Erfindung, von der man behaupten konnte, daß sie kommen mußte. Der Flug eines jeden Vogels beweist uns das. Er zeigt, daß sich Körper von weit größerem spezifischen Gewicht als das der Luft in dieser schwebend erhalten und sich in beliebiger Richtung fortbewegen können. Warum sollte also der Mensch nicht imstande sein, das maschinell nachzubilden, nachdem es ihm gelungen ist, sich mittels verschiedener Maschinen schneller auf der Erde fortzubewegen als irgendein Tier? Warum sollte es uns nicht mit der Zeit gelingen, auch mit dem Vogel in der Luft zu rivalisieren? Um eine solche Leistung zu ermöglichen, kam es lediglich darauf an, die durch eine Maschine erzeugte Kraft in ein ebenso günstiges Verhältnis zur Last zu bringen, wie es beim Vogel obwaltet. Diese Vorbedingung haben die französischen Ingenieure erfüllt, und da die Konstruktion ihres Luftschiffes auch viele zweckmäßige Anordnungen zeigt, so konnte es ihnen gelingen, ihr Fahrzeug einem Riesenvogel gleich durch die Luft zu steuern. Gewiß ist die Bewegung des Luftschiffs noch weit mehr von der Stärke und Richtung des Windes abhängig als die Bewegung von Schiffen auf dem Wasser oder von Fahrzeugen auf dem Boden, aber es ist doch schon viel gewonnen, wenn es gelingt, die Luft bei mäßigem Winde planmäßig zu durchkreuzen.

Versucht man es, sich die wahrscheinlichen Folgen dieser neuen Erfindung zu vergegenwärtigen, so könnte man zu dem Glauben gelangen, sich den Schöpfungen eines Jules Verne gegenüber zu sehen. Und dennoch wird so manches bisher für unmöglich Gehaltene zur Wirklichkeit werden, weil die Grundbedingungen hierzu mit den neuen Luftschiffen geschaffen worden sind.



Louis Corinth Tischgesellschaft

Ich lasse es dahingestellt, inwieweit sich das Luftschiff als Sport- und Beförderungsmittel herausbildet; ich möchte hier nur — aber in durchaus ernsthafter Weise — die Aufmerksamkeit darauf hinlenken, welche Rolle das Luftfahrzeug als Kampfmittel zu spielen berufen sein kann.

Gewiß würde es von Hause aus als eine Utopie zu bezeichnen sein, wenn man an eine künftige Bewegung von Armeen durch die Luft denken wollte. Ein solcher Plan ist noch weit weniger ausführbar als die Fortschaffung von Heeren auf Automobilen. Aber vorzügliche Dienste vermag das Luftschiff doch im Kriege zu leisten, und man darf annehmen, daß es sich zu einem mächtigen Hilfs- und Kampfmittel im Land- wie im Seekrieg entwickeln wird.

Zunächst bedarf es kaum des Nachweises, daß das lenkbare Luftschiff die wertvollsten Dienste bei Erkundung der feindlichen Maßnahmen leisten kann. Die Anmarschwege, die Stärke, die Aufstellung und die Verteidigungseinrichtungen des Gegners werden sich aus der Vogelperspektive oft mit einer Deutlichkeit erkennen lassen, an die man bisher nicht denken konnte. Besonderen Nutzen werden auch die Flotten aus diesem Erkundungsmittel ziehen, da die Bewegungen der feindlichen Schiffe von einem weit über die Masten emporgehobenen Standpunkte aus früher und deutlicher als vom Schiff aus wahrgenommen werden können. Jede Flotte vermag einige Luftschiffe mit sich zu führen, um sie im gegebenen Moment auf Erkundung zu senden.

Für Erkundungszwecke hat auch bisher im Landkrieg der Fesselballon bekanntlich Dienste geleistet, doch wird er bei seiner Beschränkung auf einen verhältnismäßig kleinen Raum auch in dieser Beziehung vom Luftschiff weit übertroffen, um so mehr, als von diesem aus nicht selten photographische Aufnahmen von den erkundeten Gegenständen gemacht werden können.



Louis Corinth — Kreuzigung

Als Kampfmittel im eigentlichen Sinne dieses Wortes konnten indes die bisherigen Ballons kaum in Betracht kommen — der Fesselballon überhaupt nicht und der freifliegende Ballon nur in äußerst beschränktem Maße. Es wäre wohl denkbar, ihn bei günstiger Windrichtung über irgendein Zielobjekt hinfliegen zu lassen und dabei Zerstörungsmittel hinabzuwerfen, allein da der freifliegende Ballon nicht zurückkehren kann, so würde ein solches Unternehmen für die Insassen gleichbedeutend mit einer Todesfahrt werden.

Beim lenkbaren Luftschiff ändern sich diese Verhältnisse aber gänzlich, denn es kann sich nach beliebiger Richtung bewegen und auf seinen Ausgangspunkt oder doch auf das von den eignen Truppen besetzte Gebiet zurückkehren. Es hat also keine besondere Schwierigkeiten, über feindliche Festungen, Biwacks, Truppenansammlungen und Schiffe hinwegfahrend, große Massen von Sprengstoffen auf diese herabzuwerfen. Ein derartiges Verfahren kann nach Einnahme neuer Munition leicht wiederholt werden. Die physische Wirkung eines solchen Wurfes aus der Höhe kann bei den zentnerschweren Massen, die sich auf den Luftschiffen mitführen lassen, furchtbar sein. Was dieser Wirkungsmöglichkeit aber noch eine ganz besondere Bedeutung verleiht, ist der Umstand, daß sich solche Gefechtsfahrten auch in der Dunkelheit ausführen lassen. Hierdurch werden einmal die Defensivmaßnahmen des Feindes erschwert, wenn nicht unmöglich gemacht, und dann wird der Eindruck der in der Stille der Nacht ohne jedes vorherige Anzeichen erfolgenden heftigen Detonationen geradezu vernichtend für die Nerven der vielen Tausende sein, die sich bei großen Aktionen unfern der Einschlagstelle befinden. Diese moralische Einwirkung wird sich sicherlich nicht selten bis zu panikartigen Erscheinungen steigern.

Wahrscheinlich werden derartige nächtliche Angriffe nicht allzuoft mißlingen, wenn es den Luftschiffern möglich war, sich am Tage über die Lage des Angriffsobjekts zu orientieren. Außerdem sind die Objekte niemals ganz in Dunkel gehüllt, denn in keiner Festung, in keinem Biwak und auf keinem Schiff können die Feuer so gänzlich gelöscht werden, daß man sie nicht von der Vogelperspektive aus wahrnehmen könnte.

Durch eine solche Kampfart wird ein neues, man darf sagen epochemachendes Moment in die Kriegführung getragen. Es werden künftig Unternehmungen möglich, an die bisher nicht gedacht werden konnte. Vielleicht tritt der Einfluß des Luftschiffes auf den Seekrieg noch schärfer hervor als auf den Landkrieg, denn es erscheint nicht ausgeschlossen, daß unter Zuhilfenahme einer genügenden Zahl von Luftschiffen auch eine kleinere Flotte den Sieg über eine größere davontragen kann. Zudem wächst die Möglichkeit erfolgreicher Landungen, wenn die betreffenden Küstengebiete mit ihren Forts unter das Wurffeuer der Luftschiffe genommen werden.

Es verdient alle Beachtung, daß Luftschiffe sich sehr viel leichter werden beschaffen lassen als Wasserschiffe und daß besonders die Kosten ihrer Herstellung sehr viel geringer sein dürften. Bei einer genügenden Zahl von Luftschiffen ist es endlich nicht ausgeschlossen, daß durch sie zeitweise die Torpedo- wie die Unterwasserboote mit Vorteil ersetzt werden können. Das ist vermutlich in hervorragendem Maße bei Hafenblockierungen der Fall.

Bei dieser Sachlage, bei der Wahrscheinlichkeit also, daß die Luftschiffe einen schwerwiegenden Einfluß auf die Kriegführung gewinnen, kann es nicht zweifelhaft sein, daß alle größeren Staaten wenigstens die ernsthaftesten Anstrengungen machen werden, nicht allein die Franzosen in der Konstruktion der Luftschiffe zu überholen, sondern auch respektable Luftschiffflottillen zu beschaffen. Wer in dieser Beziehung seinem Gegner den Rang in erheblichem Maße abläuft, kann unter Umständen dadurch eine ausschlaggebende Ueberlegenheit über ihn erlangen. In der Schaffung dieser Kampfmittel tut sich für die patriotische Opferwilligkeit ein weites Feld der Tätigkeit auf.

Wie jedes neue Kampfmittel Gegenmaßregeln hervorruft, so auch sicherlich die Einstellung der Luftschiffe in die Kriegsrüstung. Zunächst wird man suchen, die Luftschiffe herunterzuschießen. Das ist aber leichter gesagt wie getan, denn die Luftschiffe können sich hoch erheben und sind bei ihrer Fahrgeschwindigkeit — in Frankreich sind 40 Kilometer in der Stunde zurückgelegt worden — schwer zu treffen. Geschütze der jetzigen Art sind zum Beschießen der Luftschiffe nicht zu gebrauchen, die Gewehrgeschosse aber sind zu wenig wirksam. Man wird also zur Konstruktion von rasch beweglichen, nach allen Seiten der Windrose richtbaren kleinkalibrigen Geschützen schreiten müssen. Sicherlich bewährt sich das Automobil hier als gutes Hilfsmittel.

Trotz aller derartiger Gegenmaßnahmen haben indes die Luftschiffer viel Chance, sich der feindlichen Feuerwirkung zu entziehen, ganz abgesehen davon, daß sie bei nächtlichen Unternehmungen überhaupt kaum beschossen werden können.

Ferner wird es auch zu einem Kampf der Luftschiffe gegeneinander kommen. Es ist allerdings kaum anzunehmen, daß sich zu diesem Zweck Luftschiffe gegenseitig aufsuchen werden, aber es ist doch geboten, eine Unternehmung von Luftschiffen beim Zusammentreffen mit ihnen durch ihre Zerstörung oder Beschädigung zu unterbinden. Welche Formen solche Kämpfe hoch über der Erde annehmen werden, läßt sich nicht voraussehen. Ihre Gestaltung muß, wie noch so manches auf diesem Gebiet, vorläufig der Phantasie überlassen bleiben.

Immerhin aber ist nicht zu vergessen, daß die realen Grundlagen solcher Vorstellungen bereits geschaffen sind. Aller Voraussicht nach wird uns schon der nächste Krieg Gelegenheit darbieten, unsre Ansichten über das Eingreifen der Luftschiffe in den Kampf zu vervollständigen und richtigzustellen.

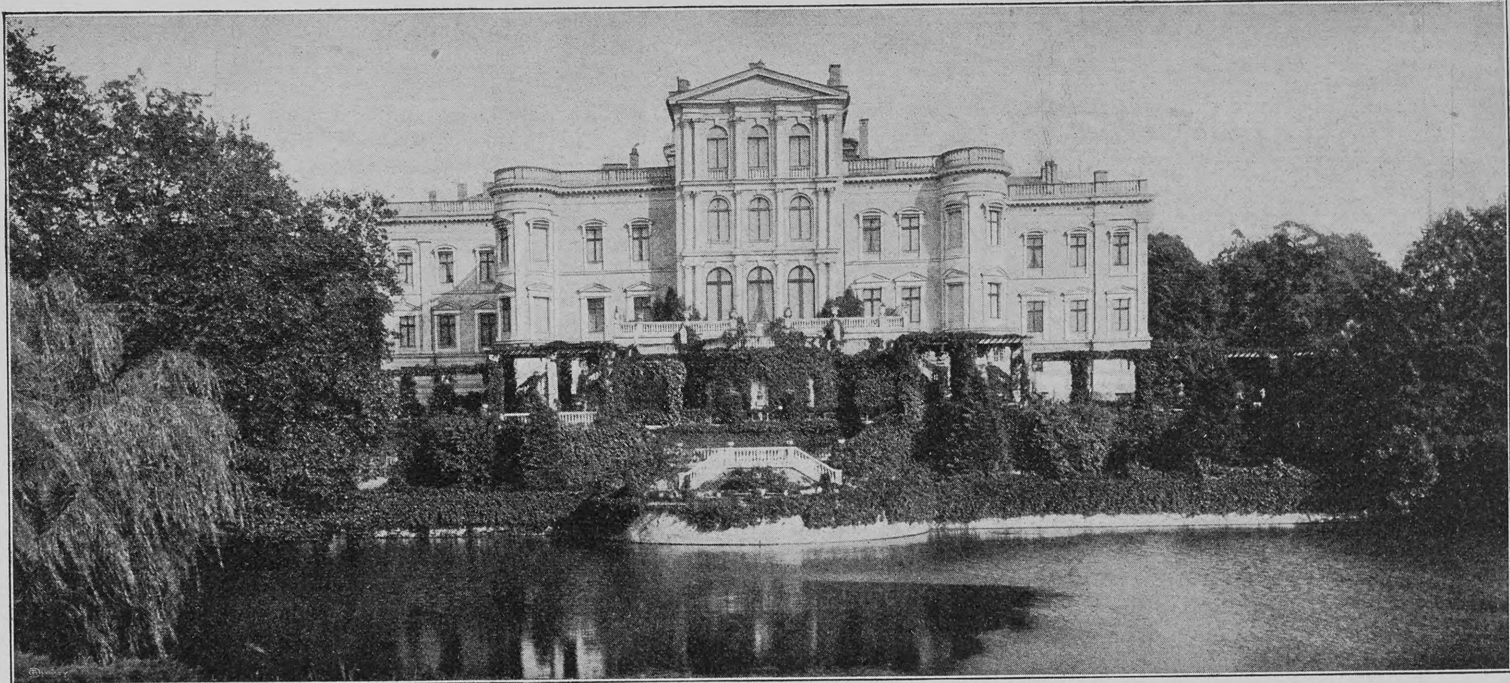
Ein Herbsttag am Genfersee

Das war ein Tag, mit Sonnenlicht getränkt,
So schön, wie selten nur der Herbst uns schenkt!
Die schneegekrönte Firnenspitze lag
In schleierlosem Glanz den ganzen Tag,
Rings aus den Vignen klangen Winzerlieder,
Und Böllerschüsse hallten lustig wider.

Es blühten noch so reich und sommerschwer
Die Rosen um die Weinbergsmauern her,
Und weiße Segel schwammen auf der Flut,
Durchleuchtet von der goldnen Sonnenglut —
Woher? Wohin? Ich hielte sie so gerne:
Hier wohnt das Glück — was strebt ihr in die Ferne?

Auch dieses Tags Gestirn durchlief die Bahn.
Mit ihren Schatten zieht die Nacht heran,
Und frische Kühle weckt mich aus dem Traum.
Was hast du heut erlebt? — Ich weiß es kaum;
Mit allen Sinnen hab' ich nur genossen
Den schönen Tag, der nun dahingeflossen.

Adelheid Stier



Gartenfront des Schlosses in Putbus

Rügen

Von

Robert Wendlandt

(Mit sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Hofphotograph Alex. Matthaey in Stettin)

Vom Westende Usedoms gewahrt man an hellen Tagen weit über die Meeresfläche hin eine weißschimmernde Häusermasse auf Rügen, die im Hintergrunde wie an den Seiten von dunkelm Laubwalde fast verdeckt wird. Es ist Putbus, die Residenz des gleichnamigen Fürsten. Schnell eilt das keuchende Schiff an den steilen roten Ufern des Ruden vorbei und an den weit vortretenden Spitzen Mönchguts hin. Wir durchfliegen die Bucht des waldgekrönten Inselchens Vilms und betreten kurze Zeit darauf den Boden des sagengefeierten rügischen Eilands.

Die schöne Insel, die seit 1840 preußisch ist und vorher länger als hundertfünfzig Jahre zu Schweden gehörte, hat bei einer Länge von 7 Meilen und gleicher Breite einen Flächenraum von etwa 20 Quadratmeilen und zählt noch nicht 50000 Einwohner.

Mit dem Festlande hat Rügen innerhalb der geschichtlichen Zeit sicher nicht zusammengehangen. Seinen Ursprung verdankt es dem Emporsteigen von Kreideschichten, die sich in einem Meere früherer Zeit horizontal abgelagert hatten und durch plutonische Kräfte aus ihrer ursprünglichen Lage gebracht wurden. Diese hebenden Kräfte erwiesen sich besonders in der östlichen, höher gelegenen Hälfte der Insel wirksam, und man beobachtet gut bei der Halbinsel Jasmund, wie der Oststrand derselben sich steil aus dem Meere erhebt, während das Land nach dem Jasmunder Bodden zu — nach Westen — immer niedriger wird. Wo Rügen seine hochgelegenen Küsten hat, da ist es am schönsten.

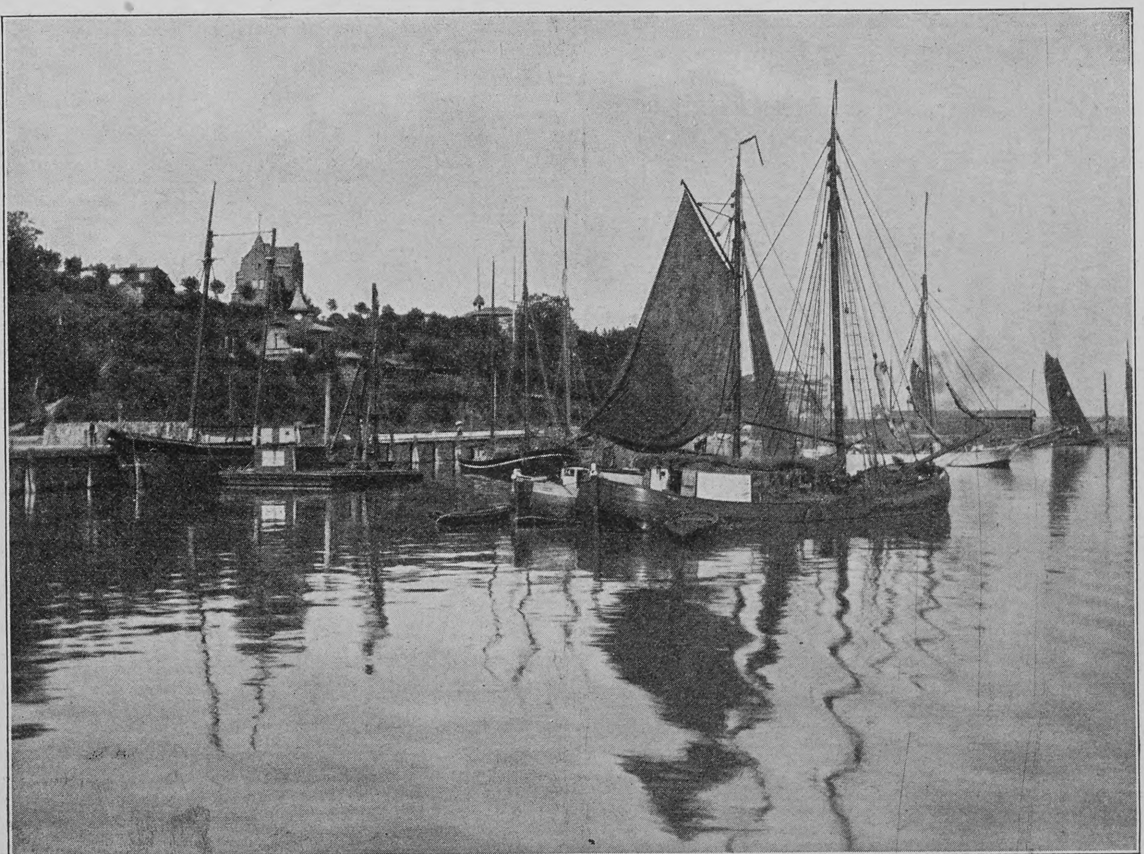
Die Kreide ist oft von Erdschichten jüngerer Bildung überdeckt und kommt nur an einzelnen Stellen zum Vorschein. Die Kreideschichten mit Feuersteinlagen und Feuersteine aller Größen, darunter ansehnliche Blöcke, bedecken auf der Ostküste von Jasmund oft in großer Menge den flachen Sand. Diese waren früher eingebettet in die steilen Uferwände und stürzten bei der Zertrümmerung derselben herab; ihre harte Masse erhielt sich, während das weiche Kreidegestein von den Wellen zerrieben wurde. Wegen ihrer großen Reinheit eignet sich die Kreide Rügens sehr gut zur Herstellung von Schlemmkreide. Auf jenem Kalkboden scheint besonders die Buche gut zu gedeihen, während da, wo der Kalk mit einer Lehmschicht bedeckt ist, sich am besten die Eiche entwickelt. Der Lehmboden der Halbinsel Wittow eignet sich für den Ackerbau ganz vorzüglich; namentlich ist der Hafer äußerst üppig und erscheint wie junges Rohr. Nicht wenig Stellen der Insel sind aus Sand — feinem Dünensand sowohl als auch gröberem Kies — zusammengeschwemmt; daher macht sich auch hier die Heideflora geltend, die hauptsächlich durch Kiefern, Birken und Heidekraut vertreten ist.

Rügen, das einem auf dem Meere schwimmenden Gliedertiere gleicht, hatte früher der Glieder weniger an seinem Leibe als gegenwärtig, und es ist kein Zweifel, daß Wittow, Jasmund und Mönchgut Inseln für sich waren, die jetzt durch schmale, sandige Niederungen unter sich und mit dem Hauptkörper verbunden sind. Die Schaabe (von skoba, die Klammer) zwischen Wittow und Jasmund, und die Schmale Heide, die Jasmund mit der Insel selbst verbindet, sind eigentlich Nehrungen, die sich aber dadurch von den echten Nehrungen unterscheiden, daß die dahinter liegenden Becken durch keine in der Sandzunge befindliche Lücke mit dem offenen Meere in Zusammenhang stehen.

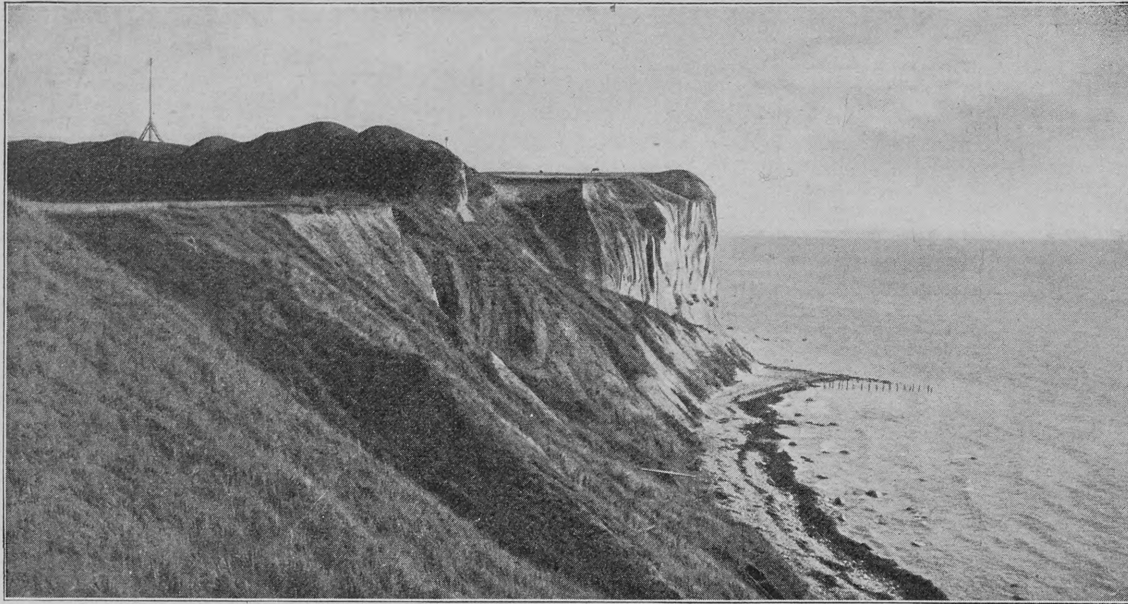
Tausende von Wanderern kommen alljährlich nach Rügen, um sich zu erfreuen an den schönen Buchenwäldern, an den malerischen Ufern der Ostküste, an dem strahlenden Blau des Meeres und des Himmels. Hier findet der Botaniker reiche Schätze für sein Herbarium, der Zoologe die gestaltenreiche Meeresfauna, der Geognost die nur auf dieser Insel so schön entwickelte Kreideformation. Hier vertieft sich der Forscher in das Studium jener Wälle und Hünengräber, die aus den Zeiten der Ureinwohner Rügens stammen; er geht auf die abgelegenen Teile des Eilandes — Mönchgut, Hiddensöe —, um die eigenartigen Sitten und Trachten der dortigen Bewohner kennen zu lernen. Wer als Vergnügungsreisender die Insel besucht, vernachlässigt gewöhnlich den westlichen Teil derselben und richtet sein Hauptaugenmerk auf das, was vom Meridian von Bergen östlich liegt, das gewissermaßen den Mittelpunkt von Rügen bildet. Denn zieht man eine gerade Linie zwischen mehreren gegenüberliegenden Küstenpunkten, so schneiden sie sich alle in diesem Punkte.

Die ganze Insel ist ein merkwürdig zerrissenes, von den Meeresfluten in eine Menge tiefer Buchten — Bodden — und schmaler Erdzungen zerwühltes Eiland, das, wie bereits erwähnt, im Westen mehr niedrig gelegen ist, im Osten dagegen zu Bergen aufsteigt, von denen mehrere steil in das Meer abfallen. In tiefer Wölbung dehnt sich die Küste da, wo wir Rügen betreten — zwischen den Halbinseln Zudar und Mönchgut. Eine lange Dünenkette mit herrlichen Fernsichten auf das Meer, die kleinen vorliegenden Inseln und die Küste des Festlandes umgrenzt sie. Viele dieser Dünen sind mit dunkelm Gehölz bedeckt und heißen dann Goore. In ihnen gibt es riesige Hünengräber — die Ueberreste einer großen Vergangenheit.

Bald betreten wir Putbus, das weniger eine Stadt als ein großes Schloß ist, und zu dessen Verschönerung Kunst und Natur Hand in Hand gegangen sind. Der zwar kleine, doch malerisch gelegene Ort besteht aus Villen, die für die Fremden mitten in den fürstlichen Park hinein gebaut sind. Dieser ist wahrhaft entzückend. Ehrwürdige Eichen, deren Stämme schon geborsten sind, strecken ihre Aeste über köstliche Rasenplätze; stolze Edeltannen, silbergraue Pappeln, lichte Platanen, echte Kastanien mit wunderlichem Geäst zeigen sich in mannigfacher



Im Hafen von Saßnitz



Kap Arkona mit dem alten Wendenwall

Jetzt erhebt sich dort ein Arndt-Denkmal. Wir befinden uns fast in der Mitte der Insel, und ein reizendes Panorama breitet sich zu unsern Füßen aus. Da liegt der kleine Jasmunder Bodden mit seinen vortretenden waldigen Zungen — in ihm unweit des Ufers das Inselchen Putlitz, jenseits die Schmale Heide mit der Landzunge Prora und dem Schanzenberge, und darüber hinaus das weite, weite Meer. Weiter nach links treten die Ufer von Jasmund hervor, während der nördliche und westliche Teil der Insel zwar in der Weite verschwimmt, aber überall das wechselnde Gemisch von Dörfern, Meeresbuchten und Binnengewässern, sowie die Halbinsel Wittow mit Arkona und die Inseln Ummans und Hiddensöe uns erkennen läßt.

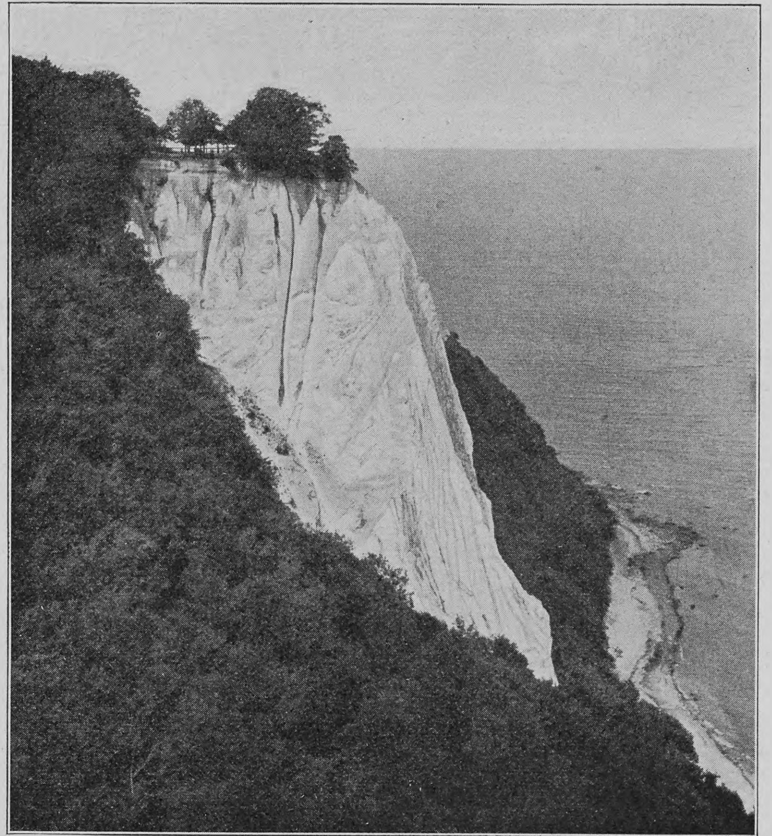
Wie eine Landkarte liegt die ganze reizende Insel zu unsern Füßen, so daß es vielleicht in Europa nicht viele Punkte gibt, wo so viel Sanftes und Schönes sich vereinen. Dazu kommt noch, daß man hier zwar hoch genug steht, um einen weiten Gesichtskreis zu haben — aber doch noch nicht zu hoch, um die Gegenstände durch ihre beträchtliche Verkleinerung verschwinden zu sehen. Das ganze Rund der Insel liegt vor uns; doch am

Abwechslung; Linden von ganz besonders schönem Wuchse verbergen ihre dunkeln Aeste unter dem grünen Laube; an den stillen Teichen lassen Trauerweiden und Eschen ihre Zweige bis auf den Wasserspiegel herabhängen. Die ganze Umgebung bietet die schönsten Fernblicke über Insel und Meer, das stattliche Schloß des Fürsten enthält Sammlungen und Kunstwerke mancherlei Art. Wochen, ja Monate hindurch kann man in Putbus verweilen, und die nächste und nähere Umgebung wird uns täglich neue Reize zeigen. Doch welcher Fremde gewänne die Muße, so lange an einem Punkte zu rasten!

Darum weiter — und zwar zunächst nach Osten, nach der Granitz, und bald werden wir merken, ein wie reiches Land diese Insel ist. Reichlich lohnt der fette Lehmboden den Fleiß des Bebauers. Die nicht großen, aber behaglichen und reinlichen Häuser sind das Zeichen eines schönen Wohlstandes Keinem Hause fehlt das Blumengärtchen. Obstbäume gibt es überall, und Walnußbäume erreichen häufig eine auffallende Größe und Fülle. Die Granitz ist ein von Eichen und Buchen gebildeter Wald, dessen Boden im Osten steil gegen das Meer — das Prorer Wiek — abfällt. Eine herrliche Rundsicht über Land und Meer gewährt der Turm des in Granitz gelegenen Jagdschlosses.

Nun geht's zurück nach Nordwesten zu der alten Heidenfeste, die dem Eindringen der christlichen Lehre so mancherlei Widerstand entgegengesetzt hat. Freilich ist der Weg als Spaziergang weit und nicht ohne Beschwerden; aber auf den vortretenden Gliedern des Eilandes werden wir durch manchen herrlichen Ausblick und lieblichen Ruhepunkt vollkommen entschädigt. Bergen ist unser nächstes Ziel, das wir auch schon von Putbus aus mit den Augen erreicht hätten. Wir gehen durch das wilde Holz bis Neulade. Kaum treten wir hier in die Ebene hinaus, so steigt Bergen in terrassenförmiger Erhebung dicht vor uns in die Höhe, und zwar auf seiner höchsten Spitze von dem schlank anstrebenden Kirchturm gekrönt. Nach mancher Windung des Weges gelangen wir in das freundliche Städtchen, das so wasserarm ist, daß man das Regenwasser in besonderen Brunnen auffangen und aufbewahren muß.

So idyllisch Bergen jetzt ist, so mächtig war es in jener Zeit, als Rügens Fürsten ihren Herrschersitz auf dem nahen, hundert Meter hohen Rugard aufgeschlagen hatten, der einer der schönsten Punkte der Insel ist. Zwar ist die Burg nicht mehr zu sehen; doch noch immer ist jener kreisförmige Platz vorhanden, auf dem, von hohen Wällen und tiefen Gräben umschlossen, der „Rugard" stand.



Königsstuhl bei Stubbenkammer

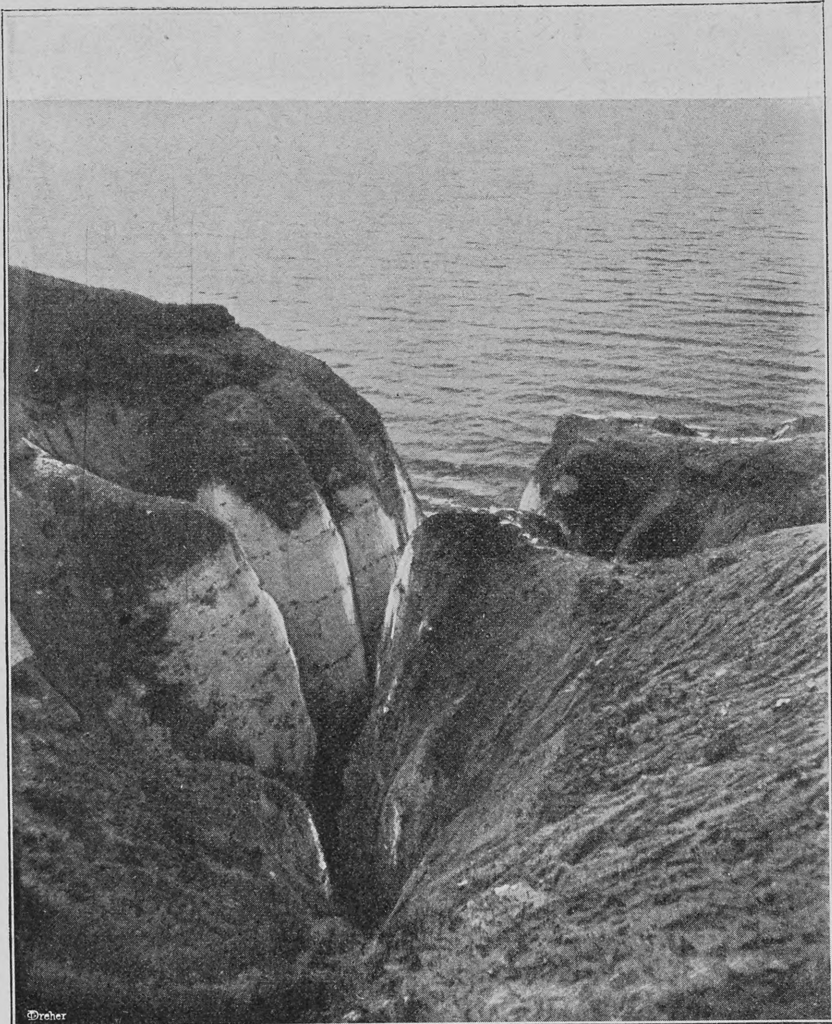


Strandpromenade von Saßnitz

anziehendsten bleiben die vorliegenden Partien der Binnengewässer, die sich längs der waldigen Höhen erstrecken, sowie die herrliche Szenerie der Halbinsel Jasmund mit den waldgekrönten Höhen der Stubbenitz.

Beim Eintritt in die Stubbenitz bemächtigt sich unser dasselbe Gefühl von Ehrfurcht und Bangen. Von Krampas und Saßnitz aus führt ein prachtvoller schattiger Weg durch diesen herrlichen, zwei Meilen langen und eine halbe Meile breiten Buchenwald, der sich längs des Meerufers hinzieht. Auf ihm gelangt man zur Stubbenkammer, der höchsten Erhebung der Ostküste, die von jäh emporstarrenden Kreidefelsen gebildet wird. Eine Wasserfahrt dorthin ist nicht minder schön. Die weißen Kreidewände, das dunkle Buchengrün, das blaue Meer sind die wirksamsten Faktoren des schönen Bildes, das sich dem Beschauer bietet. Die vorspringenden Teile des Ufers werden hier „Orte" genannt, während die kleinen einspringenden Buchten „Huke" heißen.

Die Vorgebirge von Stubbenkammer sind ein bis zu 170 Meter über der Wasserfläche emporragendes, eine Meile langes, von Feuersteinlagen durchzogenes Kreidegebirge, dessen höchster Punkt der Königsstuhl ist. Auf ihm hat man eine Aussicht von fast 40 Kilometern weit. Vor sich hat man in ungeheurer Ausdehnung das dunkelblaue Meer, das am Horizont mit dem Blau des Himmels verschwimmt. Strahlt die See in demselben Azurblau wie das Firmament, so glaubt man noch einen Himmel zu seinen Füßen zu sehen. Vom Strande aus, zu dem man durch eine Schlucht hinabgelangt, erscheinen die Felswände in ihrer ganzen Großartigkeit. Auch hier liegt der Strand so voller Steine, daß es schwer ist, auf ihm entlang zu gehen.



Adlerhorst auf Arkona

Will der Reisende ein großartiges und zugleich zauberisch schönes Schauspiel genießen, so besteigt er des Nachts den Königsstuhl. Je finsterer es ist, desto besser, desto feenhafter wird das ihn erwartende Bild sich ausnehmen. Auf der schroffen, fast senkrecht zum Meere abfallenden Kreidewand, welche diesem Punkte gegenüber sich erhebt, dem Feuerregenfelsen, läßt man nämlich einen großen Holzstoß verbrennen und diese Glut auf ein gegebenes Zeichen die steile Kreidewand hinabrollen. Einem Lavastrom nicht unähnlich, ergießt sich das Feuer über die Klippen in das Meer, indem es die Vorgebirge, die Schluchten, den Wald, die See und den Himmel mit plötzlichem Glanze erhellt und weit umher mit magischem Glanze übergießt. So rauscht der feurige Strom in den düsteren Abgrund, nur einzelne Funken bleiben hängen, die dann gleich Glühwürmern hier und dort blitzen, bis sie endlich erlöschen und alles wieder still und finster ist. — — —

Doch es trieb uns noch weiter hinaus, nach dem fernsten Ziele, dem nördlichsten Teile von Rügen — der Halbinsel Wittow mit dem Leuchtturm von Arkona. Wir müssen noch das Meer schauen, das weite Meer. Der Landweg dahin führt über die sandige Schaabe. Man wandert hier am Ufer des Meeres auf dem von den Wellen bespülten Sande in größter Einsamkeit und sieht zur Rechten nur Wasser, zur Linken nichts als Dünen. Kein menschliches Wesen ist zu erblicken; man vernimmt nur das taktmäßige Brausen der Wellen und von Zeit zu Zeit den Schrei eines Seevogels.

Die Halbinsel Wittow ist in ihrer südlichen Hälfte flach und niedrig; in der nördlichen steigt das Land allmählich an und erreicht im Vorgebirge Arkona seine höchste Erhebung. Hier hatten einst die Ranen ihr Hauptheiligtum, wo sie den vierköpfigen Swantewit verehrten. Ihre Tempelfeste zerstörte der Dänenkönig Woldemar im Jahre 1168.

Wir benutzten nicht den Landweg, sondern ein alter Schiffer fuhr uns durch die Fluten des Binnenmeeres nach der Halbinsel. Die Fahrt zwischen den meist flachen, doch hier und da aufsteigenden Ufern des Binnengewässers ist reizend wegen des immer neuen Blickes auf die Buchten und Halbinseln längs der Wasserebene. Nach wenigen Stunden günstigen Windes steigen wir in Breege ans Land und wenden uns am Tromper Wiek entlang auf meerbespülter Düne nach Putgarten, von wo aus wir auf den hoch vor uns emporragenden Leuchtturm zusteuern, dessen 17 Lampen ihre Strahlen des Nachts auf das Meer in der Umgebung senden. Mühsam steigen wir den Felsen hinan, bis wir endlich am Fuße des mächtigen Baues stehen.

Die Aussicht von der Höhe des Turms ist bezaubernd. Im Westen und Südwesten erstreckt sich eine meilenweite Kornebene, aus der sich dann und wann ein Dorf erhebt. In größerer Ferne erkennt man das bewaldete Jasmund, die Kirche von Bergen, den Dornbusch auf Hiddensöe; selbst die Kreidefelsen des sieben Meilen entfernten Eilandes Moen tauchen im Nordwesten aus den Fluten auf.

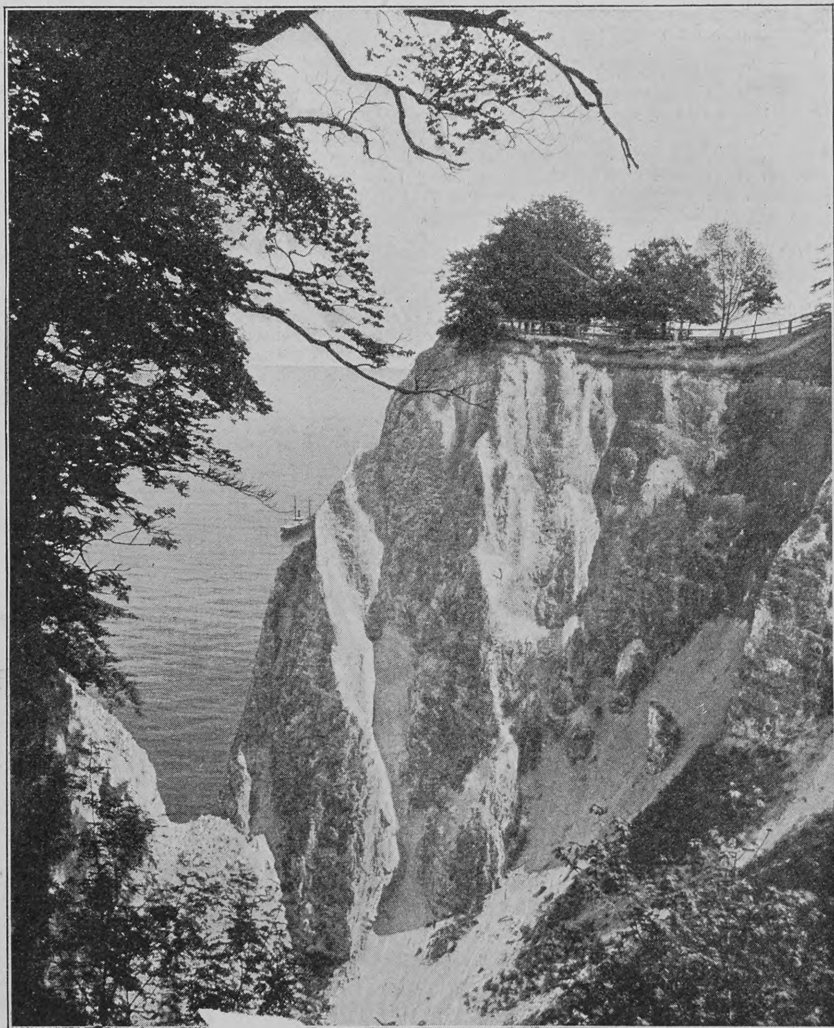
Wenige Schritte nach rechts führen uns zu der Stätte, wo das Rügensche Heidentum den letzten Kampf für den Glauben an den alten Gott Swantewit focht — einst eine mächtige Stadt, reich durch Handel und Kunstfleiß, zugleich der Mittelpunkt einer weiten Länderstrecke, die in dem Tempel des Gottes ihr Nationalheiligtum ehrte, und der Sitz einer allgebietenden Priestergewalt. Und jetzt? Stadt und Tempel sind verschwunden — vielleicht rissen die Wogen sie fort —; der Rasen deckt die Gebeine der streitbaren Bewohner, und menschenleer und öde liegt der Platz. Nur ein mächtiger Wall umschließt einen ziemlich ausgedehnten Raum — die einzigen Reste von allem Glanz und Reichtum früherer Tage.

So zerklüftet die ganze Insel Rügen ist — wie spinnenartig ausgespreizt in verschiedenen Landzungen vom Hauptkerne des Eilandes ausgehend —, ebenso zerteilt ist auch die Gesamtheit seiner Bewohner. Nie kommen diese in der Redeweise des Insulaners als einheitliches Ganzes vor. Von den Halbinseln Wittow, Jasmund, Mönchgut und Zudar spricht man, als ob es lauter selbständige Länder seien, und der Name Rügen gilt nur für einen kleinen Teil des Ganzen. Dabei ist der Verkehr zwischen den einzelnen Halbinseln erstaunlich gering; ja auf den beiden großen Landengen, der „Schaabe" und der „Schmalen Heide", hört fast alle Kultur auf. Man kann hier den ganzen Tag bis über die Knöchel im Dünensand und Geröll waten, ohne nur einem Menschen zu begegnen.

Jede Halbinsel hat ihre besonderen Abweichungen im Dialekt; namentlich besitzt Mönchgut eine ganz originelle Sprache. Hier herrscht auch eine ganz besondere Volkstracht, aber die Leute haben wenig Sinn für künstlerische Form und Farben. So besteht bei der Fischertracht auf Mönchgut das Charakteristische beim Kleide der Männer nur im Schnitt — nicht in der Farbe, die stets ein Gemisch von Schmutzgrau und Teerbraun darstellt. Der Mönchguter ist noch heutigentags ein Mann der vergangenen Zeit; seine Sitten, seine Sprache, seine Kleidung sind sich gleich geblieben seit Jahrhunderten, weil er auf seiner Halbinsel sich von der übrigen Welt völlig abgeschlossen hielt. Alle Männer sind hier Lotsen und Fischer; die See ist ihre Heimat. Sie treiben weder Ackerbau noch Viehzucht, kennen und lernen kein Gewerbe, kümmern sich durchaus um nichts, als um die Kunst, ein Segelboot durch brausenden Wogenschwall zu steuern. Darum stirbt vielleicht die Hälfte der Mönchguter Männer auf dem Meere. Fern von seinem kleinen Eilande möchte kaum einer dieser originellen Insulaner sein Leben beschlossen haben. Wenige von ihnen können schreiben, und wer diese schwere Kunst beherrscht, der verschweigt es sorgfältig. Seinen Namen, wenn es nötig ist, unterzeichnet er mit einer chiffreartigen Figur, die bei jedem eine besondere ist. Oft findet man dieselbe über dem Hauseingange in Holz geschnitten. Keiner verleugnet sie als die seine, und wollte er es tun, so würden alle Mönchguter gegen ihn auftreten.

Findet der Mann von „Mönnichgaud", wie er selbst sein Ländchen nennt, auf dem Meere nichts zu tun, so ergibt er sich, gerade wie der Helgoländer, dem Nichtstun. Frau und Kinder mögen sehen, wie sie mit der Wirtschaft im Hause, mit der Bestellung des Ackerlandes, mit Fütterung und Pflege des Viehes zurechtkommen — den Mönchguter kümmert das wenig. Rauchend und Tabak kauend schlendert er am Strande umher, lugt aus, ob nicht ein Segel in Sicht sei, oder legt sich auf den Bauch und sieht stunden-, ja halbe Tage lang in die See. Ganz besonders verhaßt ist ihm das Kriegshandwerk.

Die Sitte, sich nur untereinander zu verheiraten — bei abgeschlossen lebenden Insulanern keine Seltenheit —, findet sich auch auf Mönchgut, und es kommt sogar nicht selten vor, daß die Mönchguterin, wenn sie als Witwe oder Waise zu einem Heiratsgut gelangte, damit das Recht erhält, selbst einen Mann zu wählen. Man nennt dies im Mönchguter Deutsch „an enem utstellen". Die Art, wie dieses Utstellen geschieht, ist höchst sonderbar. Die Heiratslustige hängt nämlich ihre Schürze vor die Tür — ein Zeichen für alle jungen Burschen, daß hier ein netter Mann zu einer Frau kommen kann. Bald finden sich alle Heiratskandidaten auf Mönchgut ein und ziehen an der beschürzten Tür vorüber, hinter der versteckt die Schelmin lauschend steht. Kommt nun der mit vorüber, dem sie gewogen ist, so stürzt sie hervor, erfaßt ihn und nimmt ihn mit ins Haus. Kommt freilich keiner, dann muß sie ledig bleiben.



Schlucht z. Kreidefelsen bei Stubbenkammer



Phot. Louis Held, Weimar

Der Kaiser, an der Spitze der Truppen von der Herbstparade zurückkehrend, passiert das Zeughaus

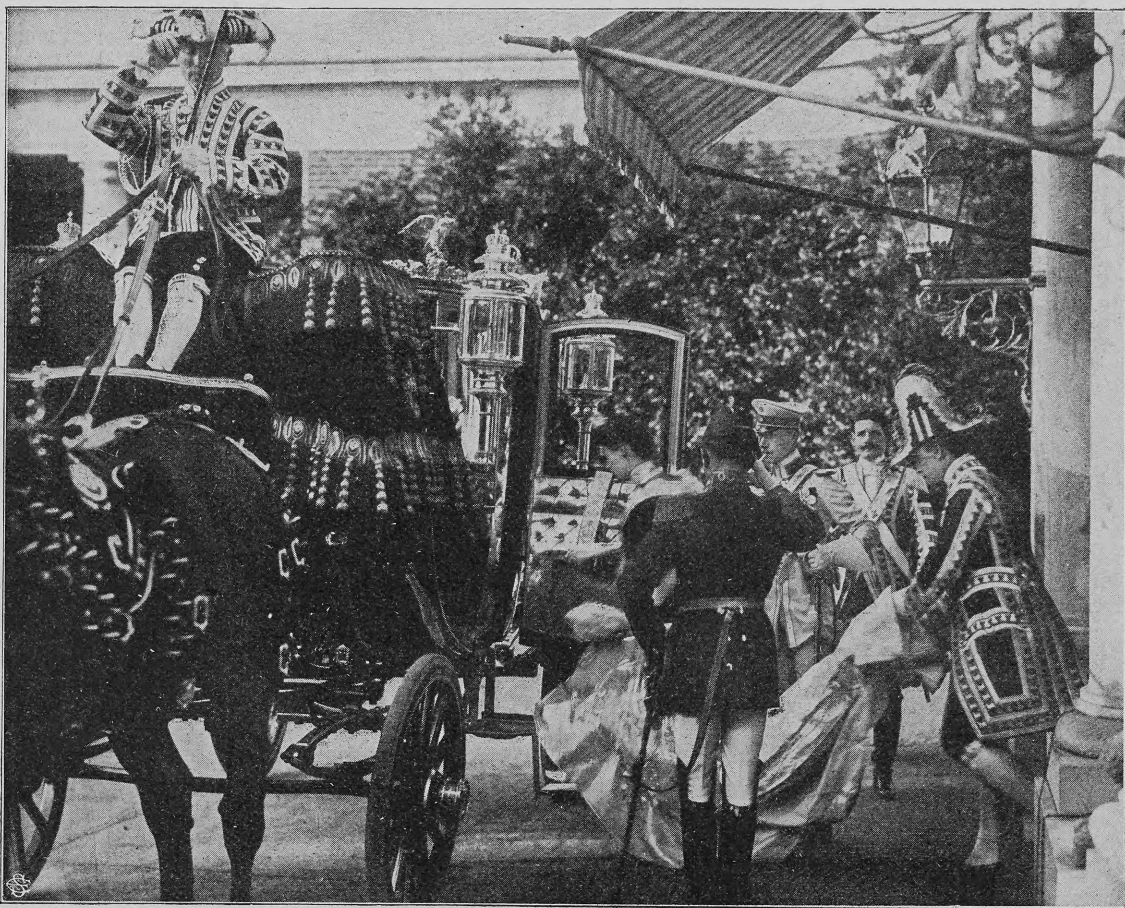
Notizblätter

Die Herbstparade des Gardekorps

Die große Heerschau, die der oberste Kriegsherr alljährlich über das Gardekorps vor dem Abmarsch der Truppen ins Manöver abzuhalten pflegt, war in diesem Jahre ganz besonders vom Wetter begünstigt. Die Berliner strömten in hellen Scharen nach dem Tempelhofer Feld, um dem glänzenden Schauspiel beizuwohnen, galt es doch diesmal nicht nur die strammen blauen Jungen im vollen Paradeschmucke zu bewundern, sondern auch die Anwesenheit vieler Fürstlichkeiten, welche die Taufe des ersten Kaiserenkels nach Berlin geführt hatte, reizte die Neugierde der Bevölkerung. Die Parade wurde kommandiert vom General der Infanterie, Generaladjutant von Kessel, der auf unserm Bilde neben dem Kaiser reitet. Der Kaiser traf im Automobil von Potsdam ein und stieg erst auf dem Paradefelde zu Pferde. Die Kaiserin fuhr vom Potsdamer Bahnhof in einem sechsspännigen à la Daumont bespannten Wagen, in dem auch die Kronprinzessin von Griechenland und die Prinzessin Viktoria Luise Platz genommen hatten. Die Kronprinzessin, der überall von dem zahlreichen Publikum die lebhaftesten Ovationen dargebracht wurden, und die Prinzessin Eitel Friedrich folgten in einem zweiten Wagen. Nachdem der Kaiser die Truppen zweimal hatte vorbeimarschieren lassen, wobei er selbst beidemale das erste Garderegiment zu Fuß der Kaiserin vorführte, stellte er sich an die Spitze der vom Prinzen Eitel Friedrich befehligten Fahnenkompagnie und führte sie nach dem Königlichen Schloß.

Die Taufe des Kaiserenkels

Im Neuen Palais in Potsdam fand am 29. August die Taufe des ersten Sohnes unsers Kronprinzenpaares statt. Eine große Zahl von Monarchen hatten Patenstelle beim Täufling übernommen, aber alle hatten Vertreter gesandt. Für den König von Griechenland war die griechische Kronprinzessin, die Schwester unsers Kaisers, erschienen, König Eduard hatte den Prinzen Christian von Schleswig-Holstein gesandt, Großfürst Wladimir vertrat den Zaren, und der Herzog von Genua König Viktor Emanuel. Auch der Reichskanzler Fürst Bülow hatte seinen Sommeraufenthalt an der Nordseeküste unterbrochen, um an den Festlichkeiten teilzunehmen. Die jugendliche Tante, Prinzessin Viktoria Luise, trug den Täufling vor den Altar. Während der eigentlichen Taufhandlung hielten ihn nacheinander die beiden Großmütter, die Großherzogin-Mutter von Mecklenburg-Schwerin und die Kaiserin. Der kleine Prinz wurde auf die Namen Wilhelm Friedrich Franz Joseph Christian Olaf getauft.



Phot. Selle & Kunze, Potsdam

Von der Taufe des Kronprinzensohnes: Die Eltern fahren zu der Tauffeierlichkeit

Über Land und Meer

Nr. 51



Gartenkonzert. Nach einem Gemälde von Gustav Marx

(Aus der diesjährigen Jahres-Ausstellung im Münchner Glaspalast)

1906 (Bd. 96)

Schach (Bearbeitet von E. Schallopp)

Partie Nr. 16

Aus einem kürzlich ausgefochtenen Wettkampf.
Gespielt zu Lodz am 19. März (1. April) 1906.

Abgelehntes Damengambit

Weiß: G. Salwe (Lodz). — Schwarz: M. Tschigorin (Petersburg).

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
1. d2—d4	**d7—d5**	24. Dd1—d2	Te6—g6
2. c2—c4	**e7—e6**	25. Dd2—f2	Tf8—f7
3. Sb1—c3	Lf8—b4 [1])	26. Ta1—d1	h7—h6
4. e2—e3	Sg8—f6	27. Td1—d2	Kg8—h7
5. Lf1—d3	Sb8—d7	28. Te1—d1	Sh5—f6
6. Sg1—f3	0—0	29. Df2—h4	De7—e6
7. 0—0	Tf8—e8	30. Td2—d6	De6—b3
8. Dd1—c2	c7—c6	31. Le3—c1	b5—b4
9. Sf3—e5	Sd7×e5 [2])	32. a3×b4	a4—a3
10. d4×e5	d5×c4	33. e4—e5	a3×b2
11. Ld3×c4	Sf6—g4	34. e5×f6 [6])	b2×c1D
12. Dc2—e4	Dd8—g5	35. Td1×c1	Db3—b2
13. f2—f3 [3])	f7—f5 [4])	36. Tc1—g1	Db2×c3
14. e5×f6	Sg4×f6	37. Dh4—e4	Tf7×f6
15. Lc4×e6†	Te8×e6	38. Td6—d8	Tf6—e6
16. De4×b4	a7—a5	39. De4—b1	La6—e2
17. Db4—b3	b7—b5	40. Td8—f8	Le2—d3
18. e3—e4	Dg5—c5†	41. Db1—a2	Tg6—f6
19. Kg1—h1	a5—a4	42. Tf8—c8	Dc3×b4
20. Db3—d1	Lc8—a6 [5])	43. Da2—a8	Te6—e1
21. a2—a3	Ta8—f8	44. h2—h3	Te1×g1†
22. Tf1—e1	Sf6—h5	45. Kh1×g1	Tf6—e6 [7])
23. Lc1—e3	Dc5—e7	46. Tc8—f8	Db4—d6

Weiß.	Schwarz.	Weiß.	Schwarz.
47. f3—f4	Te6—e2	52. Kg2—g3	De2—e1†
48. Da8—c8	Dd6—e6	53. Kg3—f3	Ld3—e4†
49. Tf8—h8†	Kh7—g6	54. Kf3—g4	De1—g1†
50. Dc8—c7	Te2×g2†	Matt in zwei Zügen.	
51. Kg1×g2	De6—e2†		

[1]) Tschigorin bemerkt in der „Nowoje Wremja", er habe diese Verteidigung mit Erfolg gegen Mackenzie (London 1883) angewendet. Sie scheine den andern nicht nachzustehen. Auf den letzten Turnieren habe er damit verloren, jedoch nur infolge grober Versehen und trotz besserer Stellung (gegen Maroczy, Bernstein u. a.); trotzdem hätten die Herren Kommentatoren den Verlust für eine Folge der „Exzentrizität" des Zuges Lf8—b4 erklärt.

[2]) Tschigorin opferte den Bauern, wie er selbst ausführt, behufs Erlangung eines belebten Spiels und „wagehalsigen" Angriffs. Auch dieser Umstand sei als eine Folge (?) des Zuges 3. . . . Lf8—b4 hingestellt worden.

[3]) Falls 13. Lc4—d3 Dg5—h5 14. h2—h3, so Sg4×e5 15. g2—g4 Dh5—g6.

[4]) Schwarz konnte hier das Bauernopfer vermeiden durch Lb4×c3 14. b2×c3 Sg4—h6.

[5]) Sehr stark war hier a4—a3.

[6]) Falls 34. Lc1—d2, so Db3×d1†.

[7]) Db4—c5† 46. Kg1—h2 Tf6—e6 47. f3—f4 hätte die Entscheidung nicht beschleunigt.

Das Braith-Museum in Biberach

Die alte Reichsstadt im Rißtal ist seit kurzem um eine Sehenswürdigkeit ersten Ranges reicher. Der im vergangenen Jahre verstorbene Tiermaler Anton Braith hat seinen gesamten künstlerischen Nachlaß seiner Vaterstadt Biberach vermacht und durch testamentarische Verfügung auch eine Summe bereitgestellt, die für die Unterbringung der zahlreichen Gemälde und Zeichnungen verwendet werden sollte. Die Stadt Biberach hat dieses kostbare Vermächtnis in einem imposanten Bauwerk, dem alten Spitalgebäude, aufgestellt, in dessen riesigen Dachstuhl von dem Stadtbaumeister Preiser vier große Säle eingebaut wurden, von denen jeder 11 Meter lang, 6 Meter breit und 6 Meter hoch ist. Die Sammlung enthält im ganzen 606 fertige Oelgemälde und 52 Mappen mit Skizzen und Handzeichnungen, so daß hier ein vollkommener Ueberblick über das gesamte Schaffen des Mannes, der zu den besten Malern seines Faches gehörte, geboten wird. Braith wurde in Biberach als Sohn eines Taglöhners geboren, und nur mit äußerster Anstrengung setzte er es durch, daß er zu einem dortigen unbedeutenden Maler in die Lehre kam. Auf der Kunstschule in Stuttgart und später auf der Münchner Akademie vollendete er seine Studien und gelangte dann bald zu Ruf und Anerkennung. Fast alle größeren deutschen Galerien besitzen Gemälde von seiner Hand. In Darstellungen aus dem Leben der Tiere, denen er auch gern einen etwas genrehaften Anstrich verlieh, hat er sein Bestes geleistet, aber auch viele Landschaften hat er gemalt. Das Skizzenbuch war sein ständiger Begleiter, und die Sicherheit, mit der er einzelne schnell wechselnde Momente aus dem Tierleben mit dem Bleistift festhielt, war geradezu erstaunlich. Die Sammlung wird außerdem noch ergänzt durch Werke andrer Maler, die Braith im Leben persönlich oder durch ihre Kunst nahestanden.



Ein Gemäldesaal des neueröffneten Braith-Museums in Biberach (in der Mitte die Büste des Stifters)

Literatur

Die Dresdner Kunstgewerbeausstellung, über die auch in unsrer Zeitschrift schon berichtet worden ist, hat von dem kräftigen Aufschwung, den Kunstgewerbe und Architektur in Dresden seit dem letzten Jahrzehnt genommen haben, ein neues imponierendes Zeugnis erbracht. Es war darum ein in mehrfacher Hinsicht glücklicher Gedanke der Redaktion der bekannten, weitverbreiteten Monatsschrift „Moderne Bauformen“ (Stuttgart, Julius Hoffmann), in einer Reihe von „Dresdner Künstlerheften“ Werke ausschließlich Dresdner Ursprungs zusammenfassend und übersichtlich vorzuführen. Zwei dieser Dresdner Hefte liegen jetzt vor: das erste (Preis 2 Mark) enthält Gesamtansichten und Details von einigen neuen großen Kirchenbauten der geschätzten Dresdner Architekten Schilling und Gräbner, das zweite, ein Doppelheft zum Preise von 4 Mark, ist ganz der Dresdner Kunst, wie sie sich im Rahmen der Ausstellung betätigt und repräsentiert, gewidmet. Schilling und Gräbner versuchen bekanntlich — und dank dem nachahmenswerten Eingehen einiger Gemeinden, zum Beispiel in Strehlen, auf ihre Ideen — mit wachsendem Erfolg, neue Wege im Kirchenbau einzuschlagen. Es ist ihnen gelungen, im Ganzen wie im Detail ihrer kirchlichen Bauten schon manche originelle Lösung zu finden, die auf die Weiterentwicklung der modernen Kirchenarchitektur wird anregend und befruchtend wirken können. Die zahlreichen vortrefflich ausgeführten Aufnahmen ermöglichen dem Betrachter der Hefte, den Intentionen der Architekten bis ins einzelnste nachzugehen, was um so wertvoller ist, als die Ornamentik eine große, vielleicht etwas zu große Rolle spielt. Freilich muß es für einen Baumeister verführerisch sein, Meister des Ornaments von so bedeutender Erfindungskraft und Eigenart, wie Karl Groß sie besitzt, zur Seite zu haben. Aber auch die Bilder des zweiten Hefts, die uns die Arbeiten der Dresdner Ausstellung veranschaulichen, lassen uns oft diesen ornamentalen Ueberreichtum empfinden, der also wohl ein Charakteristikum der modernen Dresdner Kunst sein mag, erfreulich als ein Symptom jugendlich frischer Kraft, das mit der wachsenden Reife gewiß zurücktreten wird. Denn im ganzen geben all diese Bilder — nicht weniger als 127, darunter 16 prächtige Dreifarbendrucke zur Veranschaulichung der so wichtigen koloristischen Wirkung — einen überaus erfreulichen, ja imposanten Eindruck von der Summe der Begabungen, die jetzt in Dresden an der Arbeit sind. Die Aufnahmen müssen als musterhaft bezeichnet werden, und es ist zu hoffen, daß nach und nach in ähnlicher Weise das architektonische Schaffen noch recht vieler andrer Meister und Gruppen in ähnlichen Sonderheften vorgeführt werde.



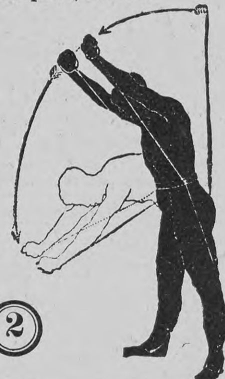
Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Von der Taufe des Kaiserenkels: Der Täufling wird in den Wagen getragen

Anzeigen Alleinige Inseraten-Annahme bei **Rudolf Mosse**
Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes,
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg, Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile M. 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

 — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten





Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

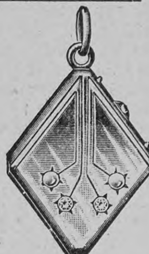
Abteilung: Schmuckgegenstände.

Nichtgefallende Waren werden bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.

Herren-Uhrketten.



Nr. 5015. Vergoldet. M. 3.75. Nr. 5924. Gold-Scharnier. M. 23.—. Nr. 3744. 585/1000 Gold. M. 81.50.



Nr. 5651. Medaillon, amerik. Gold-doublé mit 2 Opalen u. 2 roten Steinen. M. 2.50.



Nr. 5774. Krawattennadel, 13½ kar. Mattgold, Doublé-Bod. 1 blauer Stein, 1 Perle. M. 2.50.



Nr. 2110. Ring, 585/1000 Gold, mit 1 Saphirmixt und 2 Perlen. M. 7.—.

Nr. 4182. Brosche, vergoldete Silberfassung, mit Opalen und Perlen. M. 10.25.



Nr. 4981. Plastronnadel, Silber matt vergoldet, mit rotem Stein. M. 1.—.

Nr. 30. Collier, Gold-doublé, mit 3 Opalen, 5 roten Steinen und 1 echten Perle, 42 cm lang. M. 13.—.



Nr. 4471. Ring, 585/1000 Gold, mit 3 Brillanten u. 5 Diamant. M. 75.—.

Nr. 6239. Brosche, 333/1000 Mattgold, mit 3 roten Steinen und 1 Perle. M. 12.25.



Nr. 4938. Hutnadel, 800/1000 Silber Tula. M. 2.—.



Nr. 1275. Herzanhänger, prima Gold-doublé, zum Oeffnen. M. 4.25.

Lange Damen-Uhrketten.



Nr. 5566. Am. Gold-doublé, m. 1 Opal, Farbsteinen u. imit. Perl. M. 7.50. Nr. 5539. Gold-Scharnier, mit 1 Opal. M. 20.50. Nr. 3798. 585/1000 Mattgold, m. 1 Saph. M. 77.25.



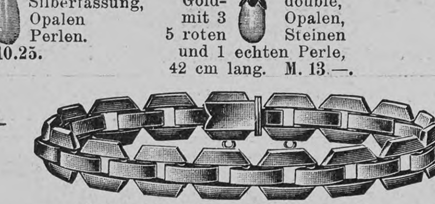
Nr. 6059. Brosche, 585/1000 Mattgold mit Diamanten, Smaragden und Rubinen. M. 31.—.



Nr. 4586. Ring, 333/1000 Gold, mit 1 Simili-Brillant. M. 10.50.



Nr. 6677. Mosaik-Brosche. M. 5.—.



Nr. 5803. Gliederarmband, amerikan. Gold-doublé, matt. M. 7.75.

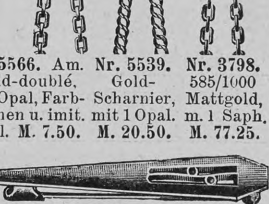


Nr. 5668. Anhänger, Altsilber. M. 0.80.

Nr. 4762. Chemisettenknopf, 585/1000 Mattgold. Stück M. 6.75.



Nr. 4761. Manschettenknopf, 585/1000 Mattgold, mit Rubinen. Paar M. 28.25.



Nr. 4911. Nadelbrosche, 900/1000 Silber. M. 2.50.

Wir versenden unseren in allen Warengattungen reichhaltig ausgestatteten Katalog unberechnet und portofrei.

Thüringisches
Technikum Jlmenau
Maschinenb. u. Elektrotechnik. Abteil. f. Ingenieure, Technik. u. Werkmeister.
Lehrfabrik



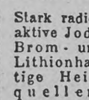
Städtisch subv.
Gewerbe-
Akademie Friedberg
bei Frankfurt a. M.
Polytechnisches Institut
für Ingenieure und Architekten.



Zarten Teint
Sammetweiche Haut
erzielt man durch
Alabaster-Crême
nicht fettend, nicht klebend
Er macht die Haut elastisch und widerstandsfähig gegen Witterung und Klimawechsel, schützt vor Hautunreinheiten. B. 0,75 u. 1,25 M., hochfein mit Veilchen parfümiert B. 1,- u. 1,75 M.
J. F. Schwarzlose Söhne
Kgl. Hoflieferant. **Berlin**
seit 1856 nur Markgrafenstr. 29



Glafey-Nachtlichte
Getränkewärmer, wärmt für 3 Pf. 12 Stunden lang 2 Liter Flüssigkeit. Erfolg garantiert. Versand gegen Nachnahme von M. 1.60 od. gegen Einsendung von M. 1.35 franko durch G. A. Glafey, Nürnberg 6



Fahrstühle zum Schieben u. Selbstfahren, **Krankensessel** mit und ohne Klosett, **Betttische** stellbare **Kopfkissen, Klosetts** und alle **Krankenmöbel.**
Aug. Spangenberg, Berlin SO.
3 Neander-Strasse 3.

Stark radioaktive Jod-, Brom- und Lithionhaltige Heilquellen.
Bad Kreuznach
Indikationen: Frauen- und Kinderkrankheiten, Skrofulose, Rachitis.
Alle modernen Heilmittel und perfekte sanitäre Einrichtungen.
Saison 1. Mai–1. Oct.
Hautkrankheiten, Herzkrankheiten, Gicht und Rheumatismus.
Kreuznacher Mutterlauge.





Man sollte den Kleinen morgens nicht immer Kaffee geben, der doch keinen Nährstoff enthält, sondern den nährstoffreichen, erfrischenden und stets sehr gern getrunkenen **Van Houten's Cacao!** Besonders früh, wenn die Kinder zur Schule gehen!

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik. Papiertechnik. Automobiltechnik.
Programm frei.

Königreich Sachsen
Maschinenbau und Elektrotechnik
Ingenieurschule Zwickau
Ingenieur- und Techniker-Kurse
Prospekte kostenfrei



Niederlagen, durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten, sonst direkter Versand. **Postkolli**, ausreichend zum Anstrich zweier Zimmer, à 9 Mk. 50 Pfg. franko ganz Deutschland. Farbenmuster und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin NW.,** Mittelstraße 11.

✚ Korpulenz ✚
Fettleibigkeit
wird beseitigt durch di **Tonnola-Zehrkur.** Preisgekrönt mit goldenen Medaillen und Ehrendiplomen. Kein starker Leib, keine starken Hüften mehr, sondern **jugendlich schlanke, elegante Figur** und graziöse Taille. **Kein Heilmittel, kein Geheimmittel,** lediglich ein **Entfettungsmittel** für gesunde Personen. Aerztlich empfohlen. Keine Diät, keine Aenderung der Lebensweise. Vorzügliche Wirkung. Paket 2.50 M. fr. gegen Postanweisung od. Nachnahme.
D. Franz Steiner & Co.
Berlin 139, Königgrätzer-Str. 78.

Vertrauensstellung
Damen und Herren (Beamte, Kaufleute u. selbstständ. Person.), die über freie Zeit verfügen, kann ein guter
Nebenverdienst
(bis zu 3000 M. im Jahr), erreichbar durch Empfehlung im Bekanntenkreis, nachgewiesen werden. Bewerbungen unter N. 3385 sind zu richten an **Rudolf Mosse** in **Berlin S.W. 19.** Strengste Diskretion zugesichert!

NESTLE'S Kindermehl.
Altbewährte Nahrung
Für gesunde u. kranke Kinder, sowie Magenleidende. Verhütet u. beseitigt Brechdurchfall, Diarrhoe, Darmkatarrh.

Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart
Fritz Reuter
Woans hei lewt un schrewen hett
Vertellt von
Paul Warncke.
Kart. M. 7.—, gebunden M. 8.—

Schutz-Marke.
Aber jetzt...!
verlangen Sie die Erzeugnisse der altrenommierten
Tabak- u. Cigaretten-Fabrik **JEAN VOURIS** gegr. 1865.
DRESDEN-A. 19. Hoflieferant
SELAS (2, 3–10 Pf.) **ARIS • Chic • Fines • No 27 • Elly •**
Wirklicher Ersatz für die bisherigen echten Egypter!

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123



96. Band. Achtundvierzigster Jahrgang
Oktober 1905—1906
Erscheint jeden Sonntag

Deutsche Illustrierte Zeitung

Preis vierteljährlich 3 Mark 50 Pfg.
Beim Postbezug 3 Mark 75 Pfg. ohne Bestellgeld
In Oesterreich-Ungarn Kr. 4.20, mit Postaufschl. Kr. 4.50

Die Wirtin. Nach einem Gemälde von Edmund Harburger

Lebensfrühe

Die Geschichte eines Knaben

Von

Margarete von Oertzen

(Schluß)

„Was hast du mit Baldenstein?" stieß Egon Berg in höchster Erregung hervor. „Jung, du bist ja ganz verwildert! Mach, daß du heimkommst — wenn dich einer von den Professoren so sieht, sind dir 'n paar Stunden Karzer gewiß —"

„Sie sollen's nur tun!" erwiderte Hans, „Es soll mich nur einer anrühren! Red nichts mit mir — du!"

Sein Mitschüler zuckte die Achseln. „Wie du willst. Wenn du aber so anfängst auf der Schule, geht's dir noch schlecht. Man haut sich ja wohl mal, das tun alle; aber das war nicht mehr 'ne regelrechte Prügelei, das war wüst und brutal. Hatt'st dich festgebissen in den Bengel, wie 'n Hund. Hat man aber einen geworfen, dann haut man nicht mehr mit der Faust drauf los, wie du eben. Adieu."

Hans Eichner lachte auf. Er verachtete die ganze Welt. Zwar konnte er sich nicht Rechenschaft geben über dies Empfinden, doch wühlte es fort und fort in ihm. So langte er daheim an. Bré empfing ihn wedelnd auf der Straße.

„Bestie!" murmelte Hans, packte den Hund am Nackenfell und schleuderte ihn beiseite. Die Tür zu seiner Schlafkammer fiel schallend zu. Was kümmerte es ihn?

Den nichtswürdigen Zettel hatte er da in der Tasche. Und den sollte er nun seinem kranken Vater aufs Bett legen; und da sollte sein Vater seinen ehrlichen, geachteten Namen daruntersetzen — zur Bestätigung, daß sein Sohn ein Lügner sei.

Hans gedachte Doktor Lindemanns. Kalter Haß mischte sich in seine Angst, seinen Zorn.

Alles war verloren. Er war innerlich gebrochen. Anstatt wie sonst gleich Großmutter und Vater aufzusuchen, hockte er in seiner Stube, den Zettel vor sich auf dem Tisch, und grübelte.

Wie viele solcher Zettel gingen wöchentlich von der Klasse ins Haus! Eine bekannte und bei manchen Schülern durchaus gerechte und nützliche Strafe. Wo eine genaue Kontrolle erforderlich war, wo Eltern und Lehrer sich gegenseitig unterstützen mußten.

Einer kam immer zu spät in die Klasse — behauptete, zu Hause aufgehalten worden zu sein. Der andre hatte stets Vorräte von Zigaretten in der Tasche — in solchen Fällen mußte der Zettel, dem betreffenden Vater zur Unterschrift vorgelegt, Aufklärung schaffen. Hans hatte das oft beobachtet. Die meisten faßten die Sache mit Humor auf. Väterliche Ohrfeigen waren sie gewöhnt. Eine mehr oder weniger bedeutete auch nicht den Tod. Man konnte sich auch geschwind ducken, wenn man flink war. Manche Väter zwinkerten nur mit den Augen: „Ei, ei, der Teufelskerl! Sieh einer den Schlingel an."

Und wer sich wirklich fürchtete vor dem Familienoberhaupt, der setzte wohl gar höchsteigenhändig die verlangte Unterschrift auf den verhängnisvollen Zettel. Ottokar Ludolf hatte es getan, der beste Zeichner der Klasse. Sie hatten es alle gewußt. Hans war empört gewesen, und den Ludolf hatte er innerlich einen Betrüger gescholten.

Nun entsann er sich dessen, und sein Herz begann heftig zu schlagen. In ihm rangen die alten guten Geister mit den bösen neuen. Die neuen schrien mit Posaunenstimme in seine Seele: „Du bist unschuldig, sie haben dich in die Sünde, ins Unrecht gebracht, du hast nichts mehr zu verlieren. Es ist ja nun alles gleich!"

Dann wieder sah er mit peinigender Einbildungskraft seines Vaters Fieberaugen in dem kranken Gesicht. Der Vater las den Zettel — schlug die Hände vor sein Antlitz — er weinte, ja, er weinte! Hans sah die Tränen, große Tropfen, heiß und kalt zugleich, die zwischen seinen Fingern langsam, langsam hervorrollten.

Aber nein — das war er ja selbst — er selber weinte!

Und plötzlich stand er auf, holte das alte, gläserne Tintenfaß, die verschriebene, halbgespaltene Feder und — sein Gesangbuch. Er versetzte seinem Vater den Todesstoß nicht. Lieber wollte er zum Betrüger herabsinken.

In dem Gesangbuch stand geschrieben: „Meinem braven Jungen von seinem Vater Ludwig Eichner. Weihnachten 18 . ."

Hans verschlang die Buchstaben gierig mit trockenen Augen. Etwas kritzelig war des Vaters Handschrift, die Züge dünn und an dem „L" und „E" viele Windungen. Seltsam, vorher hatte er das nie bemerkt. Nun studierte er jede Linie, tastete förmlich an jedem Strichelchen herum. Er nahm die Feder und versuchte, den Namenszug getreulich nachzuahmen — zunächst auf einem Blatt Papier. Und siehe da — der Schwung im „L" gelang ihm vorzüglich — sein Mut wuchs. Er malte einen Buchstaben nach dem andern, endlich war das Werk vollendet. Er prüfte es nach allen Seiten. Als er sich jedoch nun anschickte, den Namenszug auf dem Zettel zu wiederholen, bebten seine Finger, als wollten sie sich dagegen sträuben, und die Arbeit gelang ihm nicht so gut wie die Probe.

Immerhin — ihn dünkte es täuschend ähnlich.

Scheu und hastig entfernte er das Gesangbuch. Er hatte es entheiligt. Entweiht.

„Seinem braven Jungen!" Klang das nicht wie Hohn?

Nun ging er hinunter zu Tisch. Mit wahrer Erleichterung vernahm er, daß sein Vater nicht erscheine. Er sei zu schwach und habe nur eine Tasse Fleischbrühe im Bett genossen.

„Junge, siehst du spitz aus!" sagte Großmama. „Junge, komm mal her! Du hast doch nichts ausgefressen?"

„Ich . . .?"

Nachdem der Anfang gemacht war mit Lug und Trug, war es gar nicht mehr schwer! Hans war sehr forsch über Mittag, er renommierte mit seiner Kraft und daß er es den Jungens schon zeigen wolle. Vor kurzem sei er noch ein rechtes Kind gewesen, er müsse selber darüber lachen. Nun sei es doch ein ander Ding, man habe heillosen Respekt vor seiner Faust und seinen Muskeln!

„Sorge nur, daß man heillosen Respekt vor deinem Können hat, 's ist mir lieber," sagte Großmama trocken. „Und das Herumirrlichtern mit den Augen kann ich schon gar nicht leiden. Schwatz nicht so viel, geh nur zu Vater und sag ihm gesegnete Mahlzeit. Schnack mag ich nicht."

Bei der Erwähnung des Vaters wurde Hans nüchtern. Die künstliche, rauschähnliche Stimmung in die er sich hineingearbeitet hatte, wich wie ein Gespenst.

Von der grausamen, fürchterlichen Wirklichkeit befreite ihn doch nichts mehr auf Erden.

Großmama blickte ihm aufmerksam nach. Da war etwas in seinem Gang, das früher nicht gewesen. Etwas Unsicheres.

Bré kam und legte traurig die Schnauze auf Großmamas Knie. So warteten sie.

Kühl war es in des Vaters Schlafstube, kühl und halbdunkel; ein Duft von erfrischendem, wohlriechendem Essig erfüllte die Luft. Ein schwaches Glänzen stahl sich durch eine Spalte im Fensterladen und ruhte friedlich auf der roten Bettdecke.

„Bist du's, mein Junge?"

„Jawohl, Vater."

Die blasse, magere Hand streckte sich aus und zog Hans am Aermel langsam bis ans Bett.

„Es ist Mittag, nicht wahr, mein Jung'? Mich dünkt, die Sonne steht am Himmel?"

Hans beugte sich vor. Wie der Vater lächelte!

„Wir haben schon gegessen," antwortete er schwerfällig.

„Gegessen — gegessen — ach ja! Denk dir nur, mein Jung' — ich hab' gerade eben von deiner Mutter geträumt . . . Hier setz dich, auf mein Bett, rück dicht neben mich, das Reden strengt mich an. Hab' ich dir eigentlich schon viel von ihr erzählt?"

Hans schnürte es die Kehle zusammen. Der Gedanke an die Mutter hatte ihn nie sonderlich bewegt. Er hatte sie ja nie gekannt. Heute, in dieser Stunde, wurde es anders. Ein unsägliches Heimweh nach diesem Wesen, das man Mutter nennt, von dem man abhängt mit tausend Fasern, erfüllte ihn bis in die Tiefe seiner Seele. Plötzlich wußte er, was ihm fehlte. Das eine, was ihn von Schuld retten konnte, was den verhetzten, müden Verwaisten in Mutterarmen geborgen hätte.

Warum hatte sie ihn so früh verlassen?

Der Vater, immer lächelnd, flüsterte mit geheimnisvoll bebender Stimme:

„Ich sah sie deutlich, Hans, mein Jung'. Wir saßen in dem Garten, in dem wir uns verlobten. Ein stürmischer Abend im Frühling war's gewesen, der Märzmond stand groß und glänzend hinter den schwarzen, jagenden Wolken. Alle Bäume bogen sich, der Wind peitschte den rauschenden Regen gegen die Fensterscheiben. Aber dazwischen lockten die Amseln so wunderbar inbrünstig, als müßten sie durch das tosende Wetter ihre Seligkeit jubeln. Ich hör' sie noch! Sie lockten hier und da, wild und süß, in allen Gärten, in dem nassen Gezweig, wo die ersten Knospen schwollen. Helene — deine Mutter — ging still hinaus in das Stürmen und Jubeln. Und ich . . . damals war ich der Sturm und sie war die Amsel, und wir beide waren ein Teil des Frühlings. Und ich küßte sie. Und denk nur, mein Jung', — vorhin träumte mir, sie sei von neuem meine Braut. Eine so reine, heilige Braut! Sie trug das weiße Kleid und winkte mir in den Garten. Viele Blumen — blühen dort . . ."

Eichner schwieg und strich mit der Hand über seine Stirn, als suche er etwas in der Erinnerung.

„Ja — ein großes Tor führte zu dem Garten. Ein Lebensbaum — die Amsel singt darinnen. Schon die ganze Nacht und den ganzen Tag. Hörst du sie nicht . . .?"

„Vater," murmelte Hans, „es ist nur der Brunnen im Hof."

Ludwig Eichner tat einen tiefen Atemzug.

„Ach so — und es ist Mittag. Der Tag ist lang und heiß. Geh nun, mein Jung', geh in die Schule. Komm, gib deine Hand. Ich dank' dir, mein Junge. Treu und brav bist du immer gewesen. Gute Nacht . . . treu und brav . . ."

Hans verließ das Zimmer. Die Helle draußen blendete ihn. Hastig riß er seine Mütze vom Nagel, nahm die Mappe und stürmte fort. Er mußte laufen, um das ertragen zu können, was in ihm war.

‚Mutter, Mutter,' dachte er, ‚du weißt, warum ich unrecht getan habe!'

Atemlos langte er in der Schule an.

Schweigend reichte er Herrn Doktor Lindemann den Zettel mit der Unterschrift: Ludwig Eichner.

*

„Hans Eichner! Erhebe dich!"

Hans stand aufrecht da, beinahe heiter.

„Diese Unterschrift ist — gefälscht!"

Ein undeutliches Summen spann sich von Bank zu Bank. Einer raunte: „Hat der 'n Pech! Wird doch immer erwischt."

„Dies plumpe Machwerk verrät in jedem Strich die Fälschung. Leugnest du?"

„Nein!" sagte Hans klar und ruhig. „Ich hab's getan. Weil Vater so krank ist. Ich hab's getan, um ihm den Kummer zu ersparen. Schlagen Sie mich, Herr Doktor! Ich will ganz still halten. Aber nur — Vater nichts sagen!"

Das war kein ängstliches Bitten, das klang nach Trotz und fast wie ein Befehl. Keine Tränen, kein Zittern.

Doktor Lindemann blickte den Knaben vernichtend an.

„Weißt du, wessen du dich schuldig gemacht hast? Einer Fälschung. Weißt du, was eine Fälschung ist? Ein Verbrechen. Ich bin nicht mehr imstande, dich zu bändigen. Noch in dieser Minute wird der Schuldiener deinem Vater einen schriftlichen Bericht über dies Vorkommnis überbringen. Es ist meine Pflicht, und meine



Weinlese

Nach dem Gemälde von Graf Angelo von Courten

Pflicht tu' ich, möge es gehen, wie es wolle. Du kannst dich setzen, Hans Eichner."

Hans brüllte laut auf. Durch Mark und Bein drang es dem bleichen Lehrer. Aber schon eilte seine Feder mit fieberhafter Geschwindigkeit über das Papier. Von jeher war er ein Pflichtmensch gewesen. Rücksichtslos und streng gegen sich selbst wie gegen andre. Nun durfte er seinem Prinzip nicht untreu werden.

Der entsetzliche Schrei! Nur einer, schrill, kurz, jäh abbrechend. Dann wurde er still, der gequälte Junge. Wie ein Sack fiel er auf seine Bank.

Doktor Lindemann hatte geklingelt.

„Tragen Sie diesen Brief sofort zu Herrn Eichner, Marktplatz 4."

Der Würfel war gefallen. Binnen einer Viertelstunde würde der Vater die Schande und Schmach seines „treuen, braven" Jungen kennen. Die Schmach drückte Hans zu Boden. Er schämte sich, wie nur Kinder sich schämen können, brennend, hoffnungslos. Ein Verbrechen, hatte der Lehrer gesagt! Sein ganzes Leben war dadurch gebrandmarkt. Er legte die Ellbogen auf das Pult und verbarg sein Gesicht, lehnte die Stirn auf seine zuckenden Arme.

Der Unterricht nahm seinen Fortgang. Doktor Lindemann fragte ihn nichts mehr, ob aus Schonung, ob aus einem Gefühl der Verachtung heraus, wer konnte es wissen? Auch die Welt ging weiter ihren Lauf, die Sonne schien lustig durch die Scheiben, draußen riefen fröhliche Stimmen einander einen Gruß zu. Niemand kümmerte sich um das Elend eines einzigen, jämmerlichen Menschleins.

Schulschluß. Schon vier Uhr? Die Woge riß Hans mit, im Hof balgten sich die Knaben. Dann gingen sie nach Hause.

Bei dem Wort „nach Hause" fuhr es Hans wie ein elektrischer Schlag durch den Körper. Er blieb stehen. Nach Hause konnte er nicht! Unmöglich! Warum nicht? Weil er sich schämte. Weil er seines Vaters Schmerz fürchtete.

Heimlich schlich er sich beiseite, ließ die Straße links liegen und schlug den Weg nach dem Forst ein. Sein Fuß versank tief in gefallenem, feuchtem Laube, über seinem Haupt wölbten sich die Kronen der alten Bäume. Ein dünner, roter Blätterschleier war noch daran hängen geblieben, aber mit jedem Atemzuge des Windes löste sich ein Blatt und wirbelte still herab.

Hier war es feierlich wie in einer Grabkapelle. Der scharfe Modergeruch mischte sich eigentümlich dem unvergänglichen Harzduft der Nadelhölzer. Eine Quelle sickerte unter moosigen Steinen hervor über den abgestorbenen Waldboden. In den Lüften strichen kreischend die Krähen, es war, als wiederhole sich ihr Flügelschlag in den Gründen des sonst schweigsamen Waldes.

Hans warf sich der Länge nach in das tote, gelbe Gras. Er schloß die Augen. Allmählich spürte er, wie es ihm feucht und kalt durch die Kleider bis auf die Haut drang.

Hier waren keine Menschen, gottlob! Sein waches Ohr vernahm nur die Laute der Einsamkeit. Von fern tönte ein Uhrenschlag.

Und dann kam die Dämmerung. Hans richtete sich auf und blickte verstört um sich. Nur Grau und Grau, erstickend Grau, wohin sein Auge schweifte. Die Herbstnebel lösten sich aus den Wiesen und streckten öde, blasse Schwingen über das Moor und die schlafende Heide.

Dem Knaben war alles Leid, alles Empfinden vergangen. Stumpf und gedankenlos, mit eingelullten Sinnen, taumelte er, irrte er durch das unsichere Grau. Selbst die Krähen waren still geworden. Was jetzt noch sich bewegte, entstammte dem Bereich der Erde, der Wurzeln, des Sumpfes. Kröten hüpften über die lockeren Erdschollen, Mäuse schlüpften unter den raschelnden Blättern dahin — und ganz oben, im Zenit des Himmels saß das Herz der Nacht, von dem aus die Ströme der Dunkelheit sich erdenwärts ergossen.

Die ferne Uhr gab die siebente Stunde an. Die Oktobersterne zogen auf, Hans sah sie flimmern — jetzt — eine Sternschnuppe! Ein glänzender Tropfen, der sich in der Tiefe verlor.

Er mußte nun heim! Er durfte über Nacht nicht draußen bleiben, mußte wenigstens am Schlüsselloch lauschen, ob sein Vater atmete.

Der Frost schüttelte ihn. Je näher er der Stadt kam, desto mehr jagte es ihn vorwärts. In den Straßen brannten bereits die Laternen, ihn dünkte es zum Ersticken schwül. Es roch nach Küchendünsten, nach dem ganzen verhaßten Vegetieren, das der Mensch „Leben" nennt.

Scheu drückte er sich die Häuser entlang, erreichte seine Tür, die Klinke gab nach . . . auf jeder Treppenstufe machte er Halt. Das Entsetzen lähmte ihm die Glieder.

Komisch — im Flur hatte man vergessen, die Lampe anzuzünden. Er stieß an einen Stuhl, der polternd umfiel. Das Herz stand ihm still. Da öffnete auch schon Großmama die Stubentür.

„Hans! Wo bist du so lange gewesen? Ich — ich habe dir etwas zu sagen —"

Sie sprach leise, tonlos. Die Hand, die ihn sanft am Arme festhielt, zitterte.

‚Jetzt kommt es,' dachte Hans, und sein fieberndes Hirn ward erfüllt von einer Glut, die ihm den Schädel sprengen wollte.

„Wir haben dich überall gesucht — auch in der Schule —, du mußt deinem Vater — Lebewohl sagen —"

„Lebewohl . . .?"

„Wenn er dich auch nicht mehr hört. Er — ist eingeschlafen, Hans — er ist tot."

Ein Laut wie ein gepreßtes Schluchzen. Das war die sanfte, stille Großmama. Sie streichelte des Jungen Schulter, wie um ihn an allzu jähem Schmerzensausbruch zu verhindern.

„Komm zu ihm."

Aber da geschah etwas, das sie nicht begriff — Hans schüttelte ihre Hand ab und sprang zurück.

„Nein!" schrie er. „Nein! Nicht zu ihm — nein! Ich — ich bin schuld!"

Er fiel auf einen Stuhl und schlug die Hände vors Gesicht.

Tot! Tot! Tot! Der Schrecken, der Kummer hatten seinen Vater getötet. Sein krankes Herz hatte die Wucht dieses Schlages nicht zu ertragen vermocht. Und er war gestorben mit dem Leid in der Seele, mit dem Gift im Gemüt . . . seine letzte Stunde, seine letzte Minute Jammer und Sorge, die gleichsam mit ihm erstarrt waren — er nahm sie mit ins Grab.

„Großmama!" schrie Hans auf, „Großmama . . .!"

Er wand sich zu ihren Füßen, umschlang ihre Knie. Und in wilden, abgebrochenen Silben schluchzte er das Geständnis seiner ganzen Leidensgeschichte der erschütterten alten Frau ins Ohr, ohne sich zu schonen, ohne Besinnen fast. Und das Ende immer jenes fürchterliche: „Ich bin schuld, daß er gestorben ist, ich, ich!"

Großmama hielt den Kopf tief auf die Brust gesenkt. Sie konnte es nicht fassen, sie brach zusammen unter der Last.

Ja, sie erinnerte sich nun. Kurz vor sie ihren Sohn in seinem Bette tot fand, hatte das Mädchen einen Brief abgegeben. Es war dann lange still gewesen, so daß sie ängstlich wurde und nachsah — da schlief er schon — friedlich — auf immer entschlummert.

Sie hegte nun keinen Zweifel mehr.

„Gott helfe dir und mir, mein Kind," sagte sie heiser. „Schreie nicht, klage nicht. Werde still, mein Kind!"

Ihre eiskalte Hand zwang den Jungen, ihr zu folgen. Ihr Auge war trocken geworden, und in ihrer Seele schrie eine Stimme: ‚Daß du so — so sterben mußtest!'

Der Tod war nicht das schlimmste — o nein!

Schuldbeladen fühlte sie sich gleich dem Knaben an ihrer Seite. Sie fürchtete, die unausgesprochene Anklage auf den Zügen des Toten zu lesen.

So schob sie den Verwaisten bis an das Bett. Eine Kerze sandte ihr mildes Licht über die stille Gestalt hin und auch über das marmorbleiche Gesicht.

„Er lächelt ja," sagte sie erstickt, „er lächelt ja . . ."

Hans stand und starrte unverwandt. Wie lange, er wußte es nicht.

Plötzlich packte jemand ihn am Aermel — Großmama reichte ihm etwas. Als er es nahm und endlich erkannte, tat er einen, einen Ruf nur:

„Mutter! Mutter!"

Dann stürzte er hin wie ein Stück Holz.

Es war der Brief des Doktor Lindemann gewesen . . . uneröffnet.

Ludwig Eichner hatte nicht mehr Frist gehabt, ihn zu lesen.

„Ich danke dir, o ich danke dir mein Gott!" sagte die alte Frau, ein seliges Weinen in der Stimme.

Dann schleppte sie den Jungen, aus dem alles Leben gewichen schien, mit ihrer letzten Kraft auf sein Bett.

*

Um dieselbe Stunde hatte Doktor Lindemann den Besuch des Herrn Müller, Kaufmann in Sportsartikeln, empfangen.

Der eine Herr war sehr blaß, der andre sehr rot.

„Wie gesagt," sprach der stattliche Mann, „der Junge ließ mir keine Ruhe, ich mußte selber zu Ihnen. Ein Mitschüler hat ihm die ganze Affäre vom kleinen Eichner brühwarm hinterbracht. Er wollte mit seinem kranken Fuß aus dem Bett, wir konnten ihn kaum mit Gewalt halten. Der Junge hat Kräfte wie 'n Bär. Ich soll also bestellen: Erstens, daß er die Aepfel gemaust hat, und zweitens, daß er sie Eichner geschenkt, und drittens, daß Eichner an dem Abend bei Udo Baldenstein gewesen sein muß, denn er kam gerade aus dem Baldensteinschen Garten, als er ihn traf. Eichner hat meinen Jungen noch heimbegleitet, und das ist der Dank! Mein Junge sagt, er habe ihm von heut ab ewige Freundschaft zugeschworen, denn Hans Eichner stehe da wie kein andrer in der ganzen Schule."

Doktor Lindemann rang beinahe die Hände.

„Sie schrieben mir doch, Ihr Sohn habe sich schon am Nachmittage den Fuß verstaucht! Daher kommt das ganze Elend!"

„Gott," sprach Herr Müller verlegen, „man will eben so 'n Jungen auch 'n bißchen 'rauslügen — ich bin kein Rabenvater —, und wer konnte wissen, was draus entsteht! Ich bin außer mir . . ."

Nach einigem weiteren Hin- und Herreden empfahl Herr Müller sich.

Doktor Lindemann aber machte eine furchtbare Stunde durch — bis er seinen Hut nahm und sich zu einem schweren Gang anschickte. Er wollte Hans Eichner persönlich bei seinem Vater von jeder Schuld reinigen und suchen, das verhetzte, verbitterte Kindergemüt von der Last, die es drückte, zu befreien.

Als er kam, lag Hans im Fieber und sein Vater war tot.

Eine alte, milde Frau erzählte ihm das. Da er seinen Namen nannte, färbte eine flüchtige Röte ihr Gesicht. Sein ehrlicher Schmerz rührte sie.

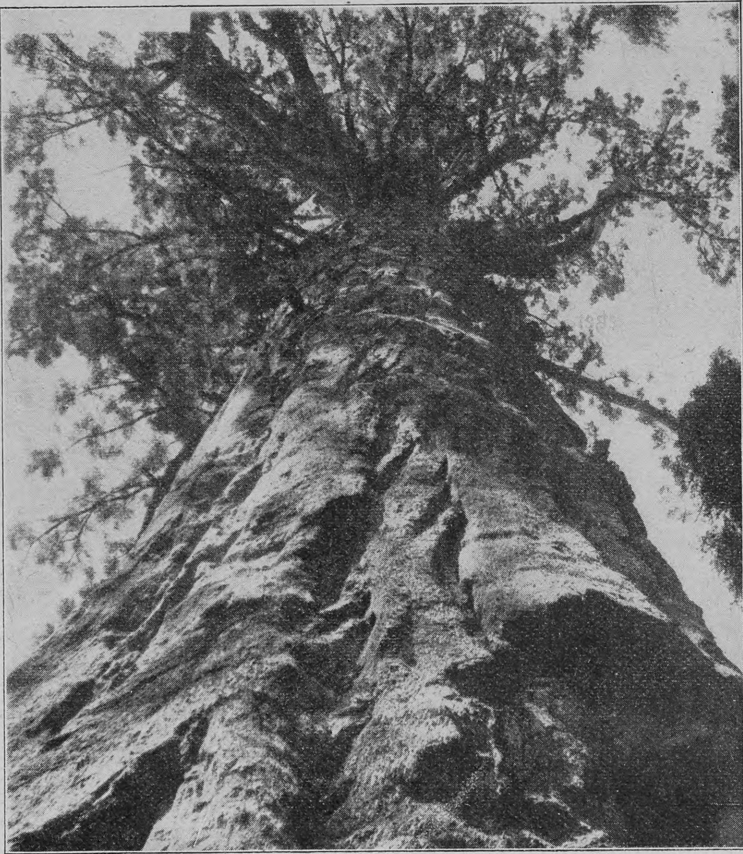
„Er wird's ja wohl zwingen," sagte die alte Frau. „Seine kräftige Natur läßt sich nicht so leicht unterkriegen. Ich halte diese Krankheit sogar für eine Gnade von Gott. Wissen Sie, der Junge hat einen Schlag auf die Seele erhalten — den ersten — er ist schuldig geworden — zum erstenmal — davon soll er jetzt ausschlafen. Einmal fängt's bei uns allen an — bei ihm hat es früh begonnen."

Von diesem Tage trafen sich zwei regelmäßig jeden Abend vor der Eichnerschen Haustür: Doktor Lindemann und Müller II, der lange arg humpelte und hinkte.

Nur Udo ließ sich niemals blicken.

Hans Eichner erstand von seinem Krankenlager als hoch aufgeschossener Junge mit schmalen Wangen und einem ernsten Lächeln. Aber die ehrlichen blauen Augen waren dieselben geblieben — wie sein Vater einst gesagt: brav und treu.





Ein Blick den Wawona hinauf

Die Riesenbäume Kaliforniens

Von

Franz Baumgarten

(Hierzu sieben Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von Underwood & Underwood, Copyright)

Das älteste aller lebenden Wesen dieser Erde ist nach Ansicht einiger Gelehrter der größte der Riesenbäume Kaliforniens, der „graue Riese“, der nach ihrer Schätzung schon über zweitausend Jahre alt war, als Christus auf Erden wandelte. Auch andre Länder besitzen altehrwürdige Bäume, in deren Zweigen und Blättern der Wind von Jahrhunderten und aber Jahrhunderten gespielt hat. Wir haben in unsern Wäldern, auf Burghöfen und Kirchplätzen sehr alte Eichen und Linden, von denen einige schon zur Zeit der Kreuzzüge stattliche Bäume waren. Die Zedern des Libanon, der Affenbrotbaum auf Teneriffa, die Eukalyptusbäume Australiens, auf ihnen allen lasten der Jahre ungezählte. Aber sie alle waren höchstens zarte Schößlinge, als die Riesenbäume Kaliforniens, der „graue Riese“, „Mark Twain“, der „Vater“ und die „Mutter des Waldes“ und wie sie alle heißen mögen, ihre Wipfel bereits Hunderte von Fuß hoch in den Aether erhoben.

Am Fuße eines solchen Riesenbaumes zu stehen erweckt ganz eigne Gefühle. Die Welt hat, seit diese Giganten aus unscheinbarem Samenkorn entstanden, nicht stillgestanden. Erschütternde Ereignisse über und unter der Erde, Naturgewalten und Gewalttaten der Menschen haben sie verändert, haben dort genommen, dort hinzugefügt, nichts hat vermocht, das Dasein dieser Ehrwürdigen zu untergraben, ihre feste Position wanken zu machen.

Um sich teils in schnöden Mammon zu verwandeln, teils aber auch der Wissenschaft zu dienen, fiel im Jahre 1891 als erstes Opfer „Mark Twain“, von dem im Naturwissenschaftlichen Museum zu New York eine mächtige Scheibe aufbewahrt wird. Die Messungen ergaben eine Stammlänge von 317 Fuß und eine Stärke von 90 Fuß am Boden. Der Umfang des Stammes in 8 Fuß Höhe betrug 62 Fuß. Die in 12 Fuß Höhe herausgeschnittene Scheibe hat einen Durchmesser von 12 Fuß ohne die einen Fuß dicke Rinde. Der Jahresringe zählte man 1341, ein Beweis, daß der Baum sein Leben spätestens im Jahre 550 nach Christus begonnen haben muß. Doch ist es ganz gut möglich, daß das schon einige Jahrhunderte früher geschah. „Mark Twain“ war also schon ein stattlicher Baum, als die Vandalen Rom plünderten und die Goten und die übrigen deutschen Stämme das römische Reich in Stücke schlugen. In die Jahresringe der Scheibe hat man Nadeln mit Karten gesteckt, auf denen das wichtigste Ereignis des Jahres verzeichnet ist. Welch eine unendliche Reihe welterschütternder Katastrophen zieht da an uns vorüber!

Die kalifornische Mammutfichte, Sequoia gigantea, gehört einer Pflanzenfamilie an, die im grauen Altertum überall im gemäßigten Klima Europas, Asiens und Amerikas riesige Waldungen bildete, in der Eiszeit aber, wie angenommen wurde, völliger Vernichtung anheimfiel, bis sie im Jahre 1841 von einem Jäger namens Dowd, als er bei der Verfolgung eines angeschossenen Bären den Calaveras-Hain betrat, aufs neue entdeckt wurde. Man hielt sie für eine ganz besondere Gattung, und der englische Botaniker Dr. Lindley von der Londoner Universität taufte sie Wellingtonia gigantea. Das wurmte den amerikanischen Botaniker Dr. Winslaw, und er taufte den Baum in Washingtonia gigantea um. Da aber kam der Franzose Descaine, der nachwies, daß die Mammutfichte zur Familie Sequoia gehörte, und seit dieser Zeit ist sie in der Wissenschaft nur noch unter dem Namen Sequoia gigantea bekannt. Der Kalifornier aber nennt sie kurzerhand „Big Tree“. Zu derselben Art gehört auch die Rotfichte (Sequoia sempervirens), die ebenso wie die Mammutfichte auf den Westabhang der Sierra Nevada beschränkt ist. Die Rotfichte, die das Material für die Holzhäuser Kaliforniens liefert — zahlreiche der durch das letzte Erdbeben in San Francisco zerstörten Paläste auf dem Nob Hill waren aus red-wood gezimmert —, gedeiht auf verhältnismäßig nur schmalem Gebiete, das sich von der Grenze Oregons bis südlich zur Bai von Monterey erstreckt. Ihre gigantische Schwester hat sich ein noch kleineres Gebiet reserviert, in einer Höhe von 4000 bis 8000 Fuß über dem Meeresspiegel und einer Länge von knapp 25 englischen Meilen. Hier auf dieser schmalen Fläche sind diese Riesenbäume in zehn Hainen verschiedener Größe verteilt. Einen kleineren Hain in der Nähe von Santa Cruz hat die Leland-Stanford-Universität unter ihren Schutz genommen, um ihn vor der Vernichtung zu Spekulationszwecken zu bewahren.

In europäischen Zeitungen war jüngst zu lesen, daß der letzte der kalifornischen Riesenbäume bald der Axt zum Opfer fallen werde, wenn nicht die Bundesregierung ihre schützende Hand darüber breite. Diese Befürchtungen sind grundlos. Die Regierung hat die größten Haine, den Kings-River- und den Tule-River-Hain nebst einer Anzahl kleinerer als Nationaleigentum reserviert, und eine Abteilung Kavallerie von der benachbarten Mc Whitney-Reservation sorgt dafür, daß die Ruhe dieser heiligen Haine nicht durch Axtschlag gestört werde. Dann gibt es hier auch reichlichen Nachwuchs. So im Kings-River-Hain mehr als 3000 Bäume der Sequoia gigantea-Art von mehr als 300 Fuß Höhe und einem Umfange von mehr als 50 Fuß. Hier stand der „General Grant“, der 1892 als Opfer der Chicagoer Weltausstellung fiel und dessen Rumpf heute noch steht und einen Umfang von 106 Fuß aufweist. Ein andrer dieser Riesenbäume, die „Mutter des Waldes“, ist ebenfalls der Schaulust der Menge geopfert worden. Man hat ihn bis zur Höhe von 100 Fuß seiner Rinde beraubt und diese zur letzten Pariser Weltausstellung gesandt. Seit dieser barbarischen Vergewaltigung siecht er dahin, und nichts wird imstande sein, den Verfall dieser Waldschönheit, den diese unüberlegte Tat verschuldet, aufzuhalten. Der Herrscher dieses Haines aber ist der „General Sherman“, der einen Durchmesser von 34½ Fuß und eine Höhe von 370 Fuß besitzt. Eine gefallene Größe dicht in seiner Nähe hat heute noch die respektable Länge von 310 Fuß.

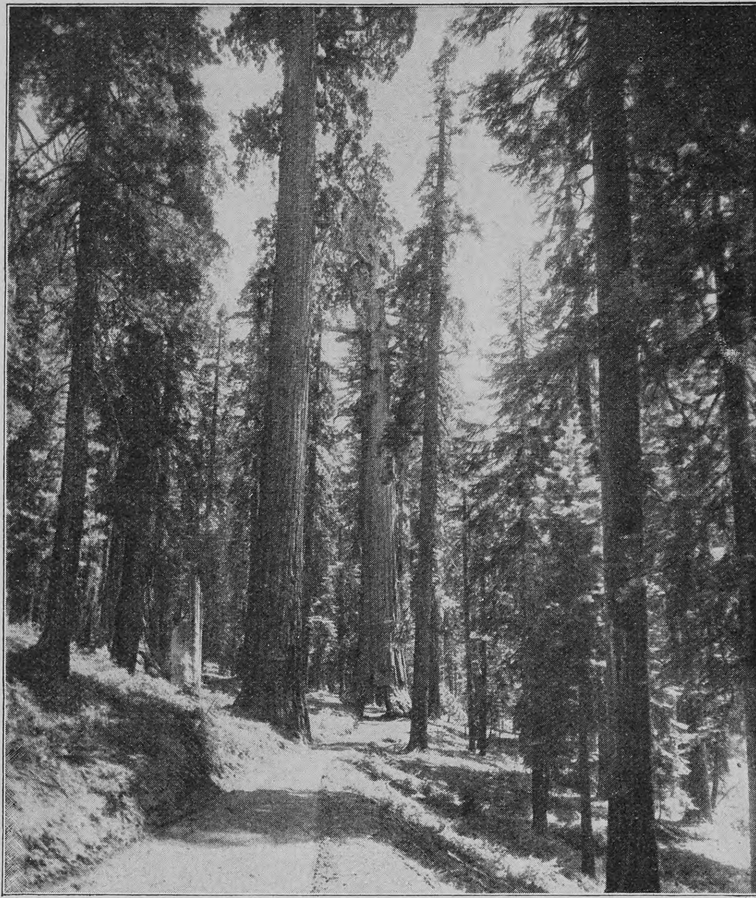
Anders stand es mit den zwei bekanntesten, jährlich von Tausenden besuchten Hainen, den Calaveras- und dem Mariposa-Hain. Beide waren in Privatbesitz und wurden der Bundesregierung zum Kaufe angeboten, die nicht darauf reagierte. Schließlich gelang es den vereinten Bemühungen der zwei kalifornischen Universitäten und einiger Privatleute, die Behörden zu veranlassen, auch diese beiden Haine in vorläufige Obhut zu nehmen, bis es ihnen gelungen, so viel Geld aufzubringen, um sie kaufen und dem Staat Kalifornien zum Geschenk machen zu können. Der Calaveras-Hain, der in der Nähe des Stanislaus-Flusses nahezu 5000 Fuß über dem Meere liegt, enthält auf einem Areal von wenigen englischen Quadratmeilen 93 der Mammutfichten und außerdem noch mehr als hundert Riesengelbfichten und Zuckerkiefern. 31 der ersteren sind über 300 Fuß hoch und messen in Manneshöhe bis zu 60 Fuß im Umfange. 6 Meilen südlich hiervon liegt der South-Park-Hain, der 1380 Mammutfichten enthält, von denen einige einen Umfang von mehr als 100 Fuß haben.

Auf dem Wege zum Yosemite-Tal, das jährlich von mehr Touristen besucht wird als irgendein andrer Ort der Welt, liegt der Mariposa-Hain. In ihm zählt man 606 Riesenbäume. Der größte, die „Columbia“, mißt 325 Fuß. Der „graue Riese“ erreicht zwar nicht ganz diese Höhe, dafür zeichnet er sich aber durch den enormen Umfang von 104 Fuß am Boden und 90 Fuß in Manneshöhe aus. Ein Zweig in 80 Fuß Höhe hat einen



Eine Abteilung Bundeskavallerie auf dem gefallenen „Monarchen“

Umfang von 20 Fuß. Aber an diesem Giganten beginnt nun doch der Zahn der Zeit sein vernichtendes Werk, der „graue Riese“ stirbt langsam an Altersschwäche, trotzdem Sachverständige der Forstwissenschaft versuchen, den Verfall aufzuhalten und sein Leben zu verlängern. Die Beobachtungen haben ergeben, daß diese Bäume die Fähigkeit besitzen, sich auch nach schweren Beschädigungen zu erholen, allerdings erst im Laufe von Jahrhunderten. Neben der Axt der Menschen und den Stürmen, die oft über diese Wälder hinbrausen, richten Waldbrände die ärgsten Verwüstungen an. Die durch große Brände, die Jahrhunderte zurückliegen, verursachten Wunden lassen sich an manchem Baume nachweisen, trotzdem sie durch gesundes Holz und neue Rinde sozusagen völlig vernarbt sind. Besonders beobachtet wurde das an einem mittelstarken Baume, der in Manneshöhe einen Durchmesser von 15 Fuß besaß. Nach seinen Jahresringen hatte er ein Alter von 2171 Jahren, begann also sein Leben ungefähr 271 Jahre vor Christi Geburt. Im Alter von 516 Jahren machte der Baum seine erste schwere Brandkatastrophe durch. Der Stamm, der eine 3 Fuß tiefe Wunde davongetragen hatte, brauchte 105 Jahre, um diese auszuheilen. Im Jahre 1441 wurde er aufs neue schwer durch die Flammen verletzt. Die Brandwunden waren diesmal bis zu 2 Fuß tief und breit. Erst in 139 Jahren waren diese ausgeheilt und mit neuem Gewebe bedeckt, und eine im Jahre 1580 erhaltene Brandwunde von 2 Fuß Breite heilte in 56 Jahren. Ein schreckliches Feuer, das im Jahre 1797 die dortigen Wälder verwüstete, hinterließ dem damals 2068 Jahre zählenden Baum eine Wunde von 18 Fuß. Bis zum Jahre 1900, wo er gefällt wurde, waren 14 Fuß des Holzes ersetzt. An jeder der drei Brandstellen zeigte sich ein Hohlraum, der mit Kohle gefüllt war, während das neue Holz glatt und gleichmäßig darüber gewachsen war und keine Spur der Wunden zeigte, die erst beim Zersägen des Stammes entdeckt wurden. Diese Lebenskraft der Mammutfichte ermutigt die Forstleute in ihrer Hoffnung, den „grauen Riesen“ und viele seiner Gefährten, die ebenso wie er unter der Last der Jahrtausende zu seufzen beginnen, noch für lange Zeit erhalten zu können. Der „graue Riese“, der anscheinend nicht mehr fest auf den Füßen steht, wird durch starke Kabel gestützt, die anzubringen bei der Höhe und Stärke des Baumes keine leichte Aufgabe war. Dazu beginnen Pilze und der Schwamm ihre verheerende Tätigkeit an den Wurzeln der Riesen. Man hat daher begonnen, die angefaulten Teile zu entfernen, die Wunden mit Steinkohlenteer zu desinfizieren und die Hohlräume unter den Wurzeln mit Zement auszufüllen. Gelingt diese „Kur“ bei den Giganten des Waldes, so soll sie auch den übrigen Bäumen zugute kommen.



Die Fahrstraße durch den Wawona

Einen solchen Waldesriesen zu Falle zu bringen, bedarf es mühseliger Arbeit. In früheren Jahren ging man so zu Werke, daß man mittels großer Bohrer den Stamm, da, wo er geschlagen werden sollte, völlig durchlöcherte und mit Axt und Meißel an der Seite, nach welcher der Baum fallen sollte, eine große Kerbe hieb. Heute schlägt man diese Kerbe auch, sägt dann aber von der entgegengesetzten Seite. Trotzdem die Säge durch eine Dampfmaschine betrieben wird, dauert das Fällen eines Baumes tagelang. Beim Fällen einer Sequoia im Calaveras-Hain vor etwa 50 Jahren waren 5 Mann 22 Tage mit Bohren tätig und mußten dann doch noch Feuer zu Hilfe nehmen. Der Baumstumpf, der einen Durchmesser von $24^1/_2$ Fuß hatte, wurde geglättet und diente längere Zeit als Tanzplatz. Er war so geräumig, daß sich 16 Paare bequem im Tanze darauf drehen konnten, während noch 17 Personen, Zuschauer oder Musikanten, Platz darauf fanden. Auch Theatervorstellungen haben dort stattgefunden, und eine kurze Zeit wurde, „einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen“, in einem auf dem Stumpfe errichteten Häuschen eine Zeitung „The Big Tree Bulletin“ gedruckt und herausgegeben. Auf dem Stamme selbst gab's eine Kegelbahn mit der dazu unerläßlichen Bar. Der Amerikaner, dem nichts so imponiert wie Größe, hat sicher mit doppeltem Enthusiasmus auf dem Leichnam dieses Riesen Kegel geschoben.

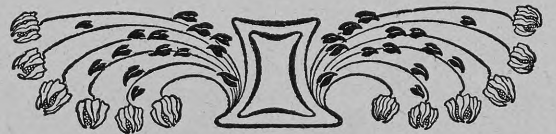


Ein Blick in das Herz des „Vaters des Waldes“

Man kann sich einen ungefähren Begriff von dem Werte der Bäume machen, wenn man erfährt, daß die Baptistenkirche von Santa Rosa, die wohl auch dem jüngsten furchtbaren Erdbeben zum Opfer gefallen ist, aus der Hälfte des Holzes eines einzigen Baumes erbaut wurde. Im Tule River-Hain liegt ein gefallener Riese, der im Innern völlig ausgebrannt ist. Die Höhlung ist so groß, daß 3 Reiter nebeneinander 30 Fuß tief hineinreiten können. In einer Stammhöhe von 70 Fuß hat der Baum noch einen Durchmesser von 8 Fuß. Eine Höhlung des „Harerford“ im Mariposa-Hain hat man längere Zeit als Stallung für 16 Pferde benutzt, als Fremont während des Krieges mit Mexiko, der Kalifornien und Texas zu den Vereinigten Staaten brachte, dort lagerte. Am besten wird die Größe dieser Bäume durch das diesen Artikel begleitende Bild veranschaulicht, das eine Abteilung des 15. Kavallerieregiments oben auf und neben dem gefallenen „Monarchen“ zeigt. Mit dem Rittmeister und dem Trompeter an der Spitze halten 16 Mann auf dem Stamme, der bequem Raum zum Wenden bietet. Die neben dem Baume haltenden Reiter lassen die Größenverhältnisse besonders deutlich erkennen.

Jeder der Riesenbäume hat seinen besonderen Namen und wird den Besuchern von den Führern in aller Form vorgestellt. Der bekannteste unter ihnen ist der „Wawona“, das ist der „große Baum“ in der Indianersprache. Durch ihn hindurch führt der Fahrstraße nach dem Mariposa-Hain und dem Yosemite-Tal. Man hat durch den Baumriesen eine Oeffnung von 10 Fuß Höhe und 12 Fuß Breite teils gehauen, teils gebrannt, und trotzdem bleibt zu beiden Seiten noch eine 10 Fuß dicke Holzwand, stark genug, um den noch lebenden und ganz gesunden Baum zu tragen. In einen vom Sturme oder vom Alter gefällten Mammutbaum hatte ein kluger Hausvater Türen und Fenster gebrochen und sich häuslich im Innern des Stammes niedergelassen. Dort wurde ihm sogar ein Kind geboren, und einen merkwürdigeren Platz, wo seine Wiege stand, hat wohl kaum ein zweites Menschenkind aufzuweisen.

Am Ausgang des Winters schmücken diese Veteranen des Waldes gleich den jüngsten und anmutigsten sich mit einem aus unzähligen Blüten gewobenen Schleier und strotzen von Lebenskraft und Saft. Aus den Blüten entwickeln sich die Zapfen, klein und unscheinbar, die in keinem Verhältnis stehen zur Größe des Baumes und doch in ihrer Winzigkeit die enorme Kraft und Fähigkeit besitzen, die Welt immer aufs neue mit Wundern zu beschenken. Bei der unendlich langsamen Entwicklung der Sequoien vom Schößling zum Riesenbaume ist es von großem Werte, daß die Bundesregierung in zehnter Stunde noch die Mehrzahl dieser Haine unter ihren Schutz nahm, ihnen gleiches Recht gewährte wie dem Yellowstone-Park mit der kleinen, nur dort noch hausenden Büffelherde. Wie die Büffel, so würde auch in wenigen Jahren die letzte der Mammutfichten der „Kultur“ zum Opfer gefallen sein. Ihr Holz ist zwar leicht, weich und spröde, aber außerordentlich dauerhaft, wenn es mit der Feuchtigkeit des Bodens in Kontakt kommt. Es eignet sich vorzüglich zum Häuserbau, zu Pfosten und Balken jeder Art sowie ganz besonders für Weinbergpflöcke, und da für alles dies in Kalifornien große Nachfrage ist, so sind es allerdings Millionen und aber Millionen, die nicht in die Hände der Handeltreibenden fließen können. Dem Holzhändler ist die Möglichkeit genommen, dem letzten Riesen der kalifornischen Wälder den Garaus zu machen, wie sie es mit der letzten Sumpfzypresse, der sogenannten Zeder der Mississippiniederungen, getan haben. Die Sequoia gigantea wird noch vielen kommenden Generationen des Menschengeschlechtes erhalten bleiben als der einzig lebende Zeuge der Eiszeit.



Das deutsche Volkslied

Von

Alois Keller

Rosegger sagt in seinen „Bergpredigten“, von der ganz richtigen Anschauung ausgehend, daß das echte Volkslied im Untergehen begriffen sei und daß zu seiner Rettung etwas geschehen müsse: „Ich vermisse in unsrer Musikwelt eine Anstalt zur Pflege des alten Volksliedes. Ich meine und wünsche eine Pflegestätte des alten deutschen Volksliedes, jenes Volksliedes, von dem man weder Dichter noch Komponisten kennt. Das besteht nicht allein etwa aus Liebes-, Schützen- und Almliedern es hat auch die Standeslieder, Bauern-, Burschen-, Soldatenlieder; es hat die Wanderlieder, Fest- und Totenlieder; es hat die Romanzen und Balladen, die Krippenlieder, Marienlieder und überhaupt das geistliche Lied, das an Weise und Text einen Schatz von Naivität, Gemüt und Stimmung enthält. — Wo finden wir diese stets interessanten, teils herrlichen Gesänge? In der Stadt nicht, in unsern Gesangvereinen nicht. In guten Volksliedersammlungen haben wir sie allerdings gedruckt, aber ohne Noten. Diese Lieder taugen aber nicht zum Lesen wie ein Goethesches oder Heinesches Gedicht — sie sind im Singen entstanden und zum Singen da. Weit muß man hinausdringen in die Dörfer und intimer in die Hütten hinein, will man ein solches Lied hören und aus dem natürlichen Vortrag seine Schönheit genießen. Dort müßte man den Schatz auch heben, zum Texte die Arie aufschreiben und den Leuten ablernen, wie gesungen wird. In solchen Sachen kann der Gelehrte von der Einfalt lernen. — Unsern Sängerkreisen, ist ihnen denn die Doppelseele der Kunst, die Naivität und Einfachheit, so ganz und gar abhanden gekommen, daß sie uns diese Lieder in ihrer ursprünglichen Weise gar nicht bringen könnten? Und brächte es die Kritik wirklich übers Herz, auf die Volksart und Einfachheit für immer zu verzichten? Sollte sie nicht vielmehr wie ein treuer Kompaß gerade auf das Volkslied hinweisen als auf den Jungbrunnen für alle Musik?“

Und an dieser Stelle geistigen Lebens, hingebender Liebe für das Volk und sein Lied begegneten sich zwei bedeutende Männer: Rosegger und Dr Josef Pommer. Lange schon mochte in Rosegger der in dem erwähnten Teil der „Bergpredigten“ endlich zum Ausdruck gelangte Gedanke geschlummert haben, und ebenso trieb derselbe Gedanke Dr. Pommer ruhelos durch sein geliebtes Steirerland. Mit Wehmut machte er die Wahrnehmung von dem langsamen Aussterben des echten Volksliedes, und unablässig sann er auf Mittel, dem Verfall zu begegnen, dazwischen aber rettete er mit kundigem Stifte, was noch zu retten war. So verfügte er bereits über eine reiche Sammlung selbst zusammengetragener Volksliedschätze, ohne jedoch die richtige Befriedigung darüber zu empfinden, denn Herders Ausspruch: „Nichtgesungene Volkslieder sind halbe Volkslieder oder gar keine“ deckte sich nur zu sehr mit seinen eignen Anschauungen und Empfindungen. Die nun plötzlich erfolgte geistige Begegnung zwischen Rosegger und Pommer an dem gemeinsamen Schmerzenspunkte gab den entscheidenden Ausschlag, und vier Jahre später entstand in Wien unter Professor Pommers Leitung der Deutsche Volksgesangverein, der im Vorjahr, aus bescheidenen Anfängen herangewachsen, gleichzeitig mit der Feier des sechzigsten Geburtstages seines Gründers und Vorstandes auch das Fest seines fünfzehnjährigen Bestandes beging.

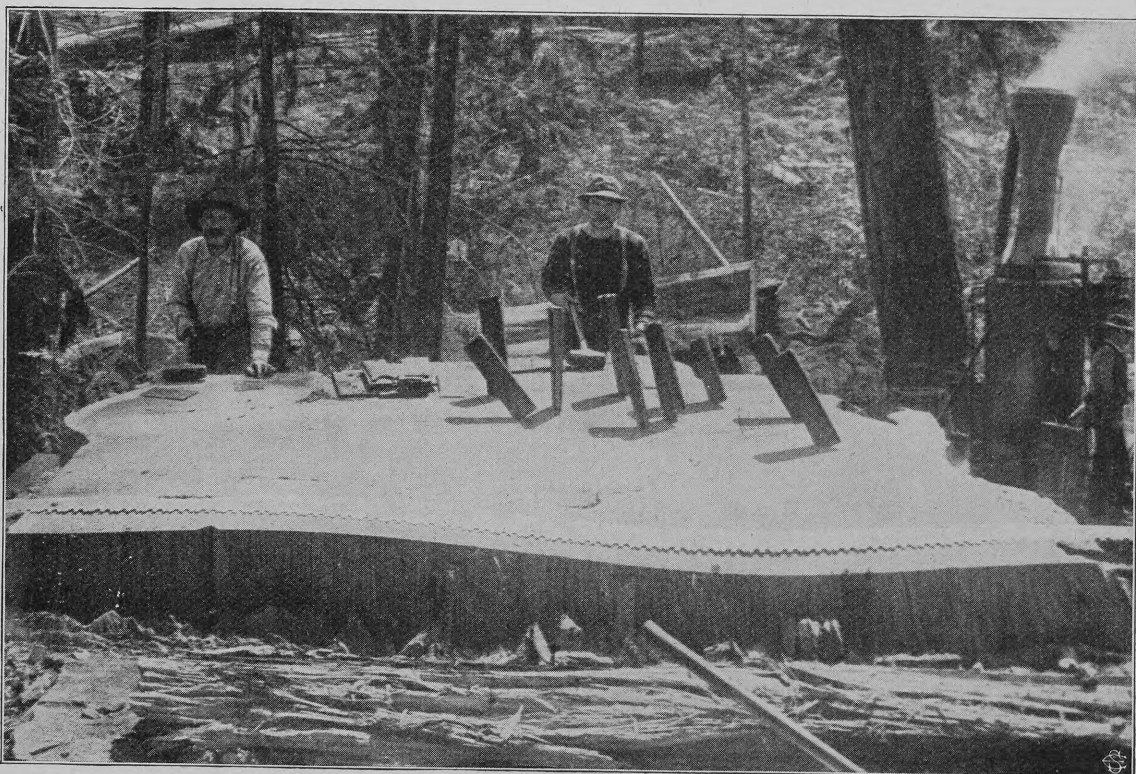


Arbeiter beim Fällen einer Mammutfichte



Der Sturz eines gefällten Riesenbaumes

Zum vollen Verständnis des eigentlichen Zweckes dieser Zeilen ist es notwendig, hier einen kleinen Rückblick auf Dr. Pommers Wirken zu werfen. Er betätigte sich schon in frühester Zeit als Sammler von echten Volksliedern aller deutschen Stämme, aber er sammelt nicht bloß, sondern er singt auch diese Lieder selbst, wie er sie direkt aus dem Munde des Volkes mit allen ihren Eigenartigkeiten erlernte, die sich nur nach längerem Studium nachahmen, niemals aber beschreiben lassen. Dadurch nun, daß er den Deutschen Volksgesangverein gründete — übrigens ein Unternehmen, das in den ersten Jahren seines Bestandes keineswegs auf Rosen gebettet war und viel unter den verschiedenartigsten Anfeindungen zu leiden hatte —, dem er als treuer Berater unermüdlich zur Seite steht, gelangen die Mitglieder durch seine mündlichen und gesanglichen Anleitungen zur Kenntnis aller derjenigen Merkmale, die das echte Volkslied vom unechten unterscheiden, sie lernen das echte Volkslied richtig singen. Nicht auf den Dialekt allein kommt es an, nicht er ist das Wesentlichste, sondern die ganze Eigenart überhaupt, die nur durch stete Pflege des echten Volksliedes vom Sänger in sich aufgenommen werden kann. Mehr oder minder gute Volksliedersammlungen gab es schon vor Dr. Pommer, und wenn auch nicht zu unterschätzen, so wären seine Verdienste um das echte Volkslied doch weit geringere geblieben, hätte er sich gleich andern Sammlern mit der Anlage der Sammlung allein begnügt. Dadurch aber, daß er mit dem Deutschen Volksgesangverein hinauszieht vor das große Publikum, die Weisen des Volkes unverfälscht und ungekünstelt, so wie das Volk wirklich singt, erklingen läßt, dadurch hat er dem deutschen Volkslied den größten Dienst erwiesen.



Der Stumpf eines Waldesriesen und die Säge, die ihn fällte

Schon hat der Funke zündend gewirkt, die Deutschen Volksgesangvereine in Neuruppin, Brünn, Hilden bei Düsseldorf, Graz und Liesing bei Wien entstanden, nachdem einmal das Beispiel gegeben, und stehen in engster Fühlung mit dem Wiener Stammverein. Vor zwei Jahren haben sich diese Volksgesangvereine zu dem Sängerbund „Deutsches Volkslied" zusammengeschlossen. Sie alle pflegen das echte deutsche Volkslied und nur dieses, teils in Männerchören, teils im gemischten Chor, den vom Deutschen Volksgesangverein in Wien veranstalteten, teils von Dr. Pommer, teils von andern mehrstimmig gesetzten Liederausgaben entsprechend. Wie sehr die Zwecke dieses Vereins endlich gewürdigt werden, geht schon daraus hervor, daß er namhafte Subventionen seitens der österreichischen Regierung, der Stadt Wien und des Deutschen und Oesterreichischen Alpenvereins bezieht. Dr. Pommer wurde übrigens wegen seiner Verdienste um die Sache des echten deutschen Volksliedes von der österreichischen Regierung zu der von ihr gebildeten Kommission zur Herausgabe von Volksliedern und Volksmusik aller österreichischen Stämme beigezogen.

So ziehen die Bestrebungen zur Erhaltung und Pflege des echten deutschen Volksliedes immer weitere Kreise, und trotz alledem, was ist all das gesammelte Material im Vergleich zu dem wirklich bestehenden, noch ungehobenen Reichtum an echten deutschen Volksliedern! Leider sind schon unendlich viele unwiederbringlich dahin. Sie wurden von Generation gesungen zu Generation, sie lebten, solange der letzte des Stammes lebte, der sie gepflegt, mit ihm starben auch sie, keine liebende Hand hatte sich gefunden, sie auf dem Papier in Melodie und Text festzuhalten, kein liebender Mund sang sie mehr, durch Tradition ererbt, und wenn noch irgendeine Erinnerung an sie überhaupt besteht, so hört man vielleicht ein altes Mütterlein oder Männlein sagen, daß der oder die in längstvergangenen Zeiten dies oder das wunderherrliche Lied mit dem oder jenem Thema zu singen verstanden habe.... Aehnlich verhält es sich auch mit dem klangfrischen Jodler der Alpen. Sonderbarerweise gibt es gewisse Gegenden, die früher wegen ihres Singens berühmt waren, während man heute dort kaum einen Ton mehr zu hören bekommt. Hat sich also nicht rechtzeitig jemand gefunden, der diese lebfrischen Weisen wenigstens durch Notierung der Nachwelt erhält, so sind sie verloren. Dr. Pommer, selbst ein vorzüglicher Jodler, hat hier getan, was er tun konnte, aber der Fülle des Stoffes ist **ein** Mensch kaum gewachsen. In mehreren Heften ließ er bereits 776 „Jodler und Juchezer aus den österreichischen Alpen" erscheinen, nach jeder Ausgabe hielt er selbst die Ausbeute für eine ziemlich gründliche, und jedesmal führte verständiger Sammeleifer neue Schätze herbei, die wieder nach Veröffentlichung verlangten, so daß man nach den gemachten Erfahrungen kühn behaupten kann, diese Quelle sei einfach unerschöpflich. Für Interessenten des echten Jodlers — nicht zu verwechseln mit den süßlichen Imitationen der „Volks"sängergesellschaften — fügen wir hier einige Beispiele ein.

Lebhaft. *rit.*

Tra li la le la hui di ri ri

a tempo

hui hålt*) jå tra li la hui hålt jå tra li la

rit.

hui hålt jå tra li la le la hui di ri ri

a tempo *rit.* Sehr breit.

hui hålt jå tra li la hui hålt jå tra le a chå.

Dieser Jodler wurde Dr. Pommer bereits im Jahre 1888 von Katharina Rupprechter, Bauerstochter vom „Moser im Tal" in Angerberg, Unterinntal in Tirol, vorgesungen. Eine Eigentümlichkeit des ein-, zwei-, drei- und auch mehrstimmig gesungenen Jodlers ist, daß er desto schöner klingt, je höher er gesungen wird, wozu freilich ausgebildete Fistelstimmen erforderlich sind. Wie schon aus diesem einen Beispiel ersichtlich, soll ein Sammler niemals unterlassen, den Fundort nebst dem Jahr der Auffindung so genau als möglich anzugeben, da dies einen nicht unwesentlichen Beitrag zur Volkskunde bildet. Interessant sind auch jene Jodler, richtiger Jodlerlieder, bei denen die eine Stimme Jodlersilben, die andre hingegen einen beliebigen, meist launigen Text singt, wie in folgendem, aus Vorau in Steiermark stammendem Jodler, der im Jahre 1893 von der „Michlin auf der Eb'n" in Vorau, Steiermark, dem langjährigen verdienstvollen Chormeister des Deutschen Volksgesangvereins in Wien, Karl Liebleitner, vorgesungen wurde.

Hå-la-re-i å, e-i ri-i å, hå-la

1. Sein ma na lu-sti, da-

re-i å, e-i ri-i å hå-la re-i å, e-i

weil's uns guat geht, ja, da-weil uns da

ri-i å hå-la-re-i å-da re-i ri.

jun-ge Kopf ü-ber-si steht.

Wird als Jodler wiederholt.

2. Mei Våda håd gsågt,
I sollt' besser haus'n,
Sollt's Katzerl verkaf'n,
Sollt' selber maus'n.

In noch weit höherem Grade als der Jodler unterliegen die textlichen Volkslieder großen Gefahren. Das Einfache, das Schlichte, Natürliche tut's manchen kühnen Musikmenschen nicht, sie nehmen das duftende Veilchen, setzen es ins musikalische Treibhaus und düngen es mit allerlei Kunstmitteln so lange, bis sie haben, was sie erreichen wollten: ein schillerndes Riesenveilchen. Daß dabei der Duft verloren ging, schadet weiter nichts, man will ja nur par distance mit dem äußeren Anblick wirken. Darum ist sehr wohl zwischen dem echten Volkslied, Nachahmungen und Verballhornungen zu unterscheiden und vor den beiden letzteren Kategorien zu — warnen. Oder könnte folgendes echte Kärtnerlied (Hans Neckheim, „222 echte Kärtnerlieder", Verlag des Deutschen Volksgesangvereins, Wien) wirklich durch irgendeine kunstvolle Bearbeitung in Wort oder Melodie gewinnen?

Ruhig. (*M. M.* ♩ = 56.) *mf*

1. Und a Kohlbaurnbua, der bin i, und a
2. Und dö Bam, dö i au-ßa hau, müa-ßent
3. Und dö Kohlbaurnbuam, dö håbn Geld, dås is be-

cresc.

1. scheans Diandl, dås liab i, bin a Bua, a jun-
2. groß und stårk sein, und dås Diandl, dås i
3. kånnt auf der gån-zn Welt, und dö Schmiedin, dö

1. ga, streich im Wåld-schlåg u-ma.
2. gern håb, jung, sau-ba und fein.
3. schimpft, wånn da Kohl-baurn-bua kimmt.

*) å = dumpfes a.

Dieses Lied darf ja nicht zu schnell gesungen werden, es muß darin die selbstbewußte Behäbigkeit zum Ausdruck gelangen, mit der hier der kraftstrotzende, auf sein gutes „Geschäft" stolze (Holz-)Kohlenbauer von sich spricht. Anderseits darf dieser Ausdruck nicht etwa in Derbheit ausarten, denn gerade dem echten Kärtnerlied ist eine Lieblichkeit eigen, wie sie bei den Liedern andrer Stämme selten vorkommt. Hier gilt es also, das richtige Mittel zu finden. Ganz besonders zart, sozusagen als Muster für die kärtnerische Art dienend, ist das aus Liebleitners Sammlung „Dreißig echte Kärntnerlieder" (ebenfalls im Verlage des Deutschen Volksgesangvereins in Wien erschienen) entnommene: „Und ı pitt di".

Sanft.

1. Unt i pitt[1]) di ums Pluat,[2]) gea, mei
2. Fåhr n'r hin, fåhr n'r hin in dein'
3. Jå Diand-lan gibts üwr-åll, åwr

1. Diand-le, sei m'r guat, schau, ka Tier-le frißt
2. na-ri-sch'n Sinn, 's wert di wohl a-mål
3. meins is in Låfn-tål;[4]) wånn du a-mål

1. 's Gräs, wås von d'Aeug-lan wert
2. kroin,[3]) wånn i dein nea-m'r
3. üb-re-kimmst, so grüaß m'r's a-

I. II.

1. nåß! Schau, ka nåß.
2. pin! 's wert di pin.
3. mål! Wånn -mål.

Die dem Laien etwas absonderliche Schreibweise des Textes findet ihre Erklärung in dem Bestreben, die Worte möglichst getreu der Aussprache nach zu schreiben. Eine andre Art älplerischen Volksgesanges zeigt sich uns im Schnaderhüpfel, das durchaus nicht immer, wie man gemeinhin annimmt, sich in flachster Melodie bewegt, sondern über ganz erstaunlichen Gestaltungsreichtum verfügt, wie folgende aus Hopfgarten im Brixentale stammende Schnaderhüpfelweise (F. F. Kohl, „Echte Tirolerlieder", Selbstverlag des Herausgebers) zeigt:

Gemessen.

's Gam-sai an wei-ß'n Stoan,

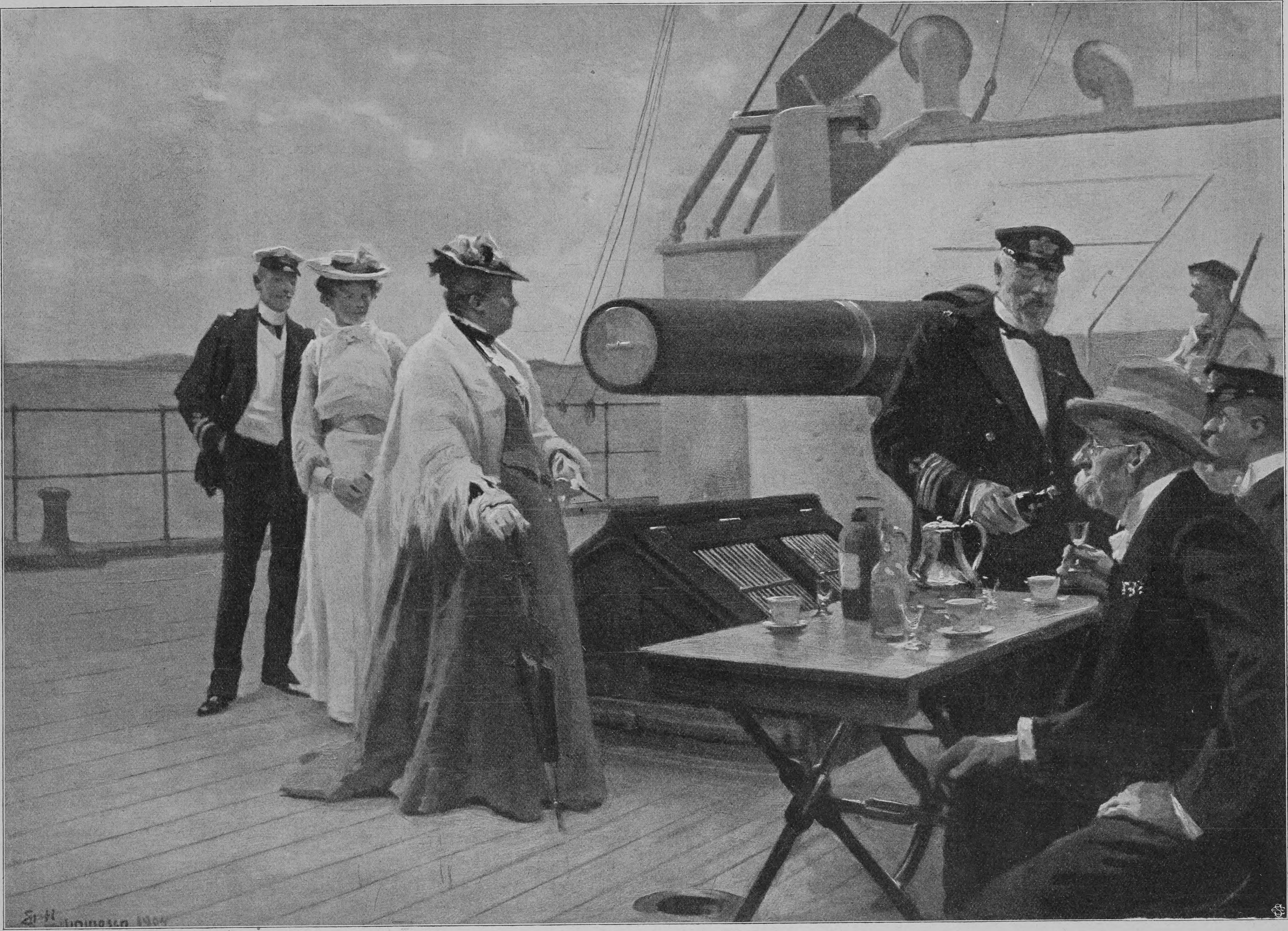
's Hir-schai in Wåld und mein Dia-nai mueß

ån-da's toan, daß 's ma no g'fällt.

Dies sind echte Volkslieder, so wie das Ehrenmitglied des Deutschen Volksgesangvereins, Rosegger, sie in seinen eingangs erwähnten, vor ungefähr zwanzig Jahren geschriebenen Zeilen meint und wozu er weiter bemerkt: „Ich wünsche eine Gesellschaft zur Pflege des alten Volksliedes. Man sollte wenigstens in der großen Stadt, die ein Archiv für alle Zweige der Kultur sein soll, wissen, wohin man zu gehen hat, wenn man die alten Volkslieder hören will, die unsre Ahne und Mutter gesungen, nach denen unser Großvater geworben, gejubelt, gelitten, gestritten hat, an welchen den meisten Menschen süße Erinnerungen hängen. Es würde sich für diese Lieder ein großes Publikum finden, und es würden diese Lieder allmählich eine Läuterung des Geschmacks vollbringen."

[1]) bitte. [2]) um des Blutes Christi willen. [3]) reuen. [4]) Lavanttal.





Besuch an Bord. Nach einem Gemälde von Erik Henningsen



Toque aus altrosa Chiffon mit korallenrot getöntem Reiher

Herbstmoden 1906

Von

Anne Madeleine

(Hierzu sechs Abbildungen nach photographischen Aufnahmen von J. Valla, Paris)

Der Sommer hat die im Frühling angedeuteten und prophezeiten Modeänderungen einfach verworfen und leichtsinnig zu eignen bequemeren Formen gegriffen. Es waren kleine — allzu niedliche bizarr gekniffene Toques vorausgesagt, man trug sie schon in Paris —, aber sie waren kaum aufgetaucht, so verschwanden sie wieder, Sonnenglut und Sommerluft verlangt den breitkrempigen großen Hut, die duftigen Toiletten lehnen den fest garnierten schmalen Toque ab, und kleine Hüte sind eigensinnig und anspruchsvoll. Sie verlangen schmale Gesichter, sehr — aber sehr viel Haar, den Schleier und noch allerlei mehr — sie wurden abgeschafft. Nun, da es Herbst zu werden beginnt und wir nach dunkleren Farben verlangen, müde von lichtblumigen Organdys, von Spitzen und Crêpe de Chine-Toiletten, von Tüllrüschen und Rosenhüten — kommen die kleinen Hüte wieder. Sie erinnern uns an die außergewöhnlich reizende Frühjahrstracht, der wir uns eben zu freuen begannen, sie mahnen uns liebenswürdigst, es noch einmal mit ihnen zu versuchen, wir geben nach und — finden, daß diese Hütchen allerliebst kleiden und daß es für kühle, windige Tage kaum etwas Angenehmeres gibt als solch einen schleierumsteckten Toque, der fest auf der Frisur sitzt, dessen Cachepeigne so wunderhübsch den leeren Raum zwischen Hut und Chignon vermittelt.

Kleine Hüte, fast versteckt unter dem voluminösen Schleifenarrangement des Hutrückens, amüsante Förmchen, die zu den großrandigen mit wogenden Marabufedern geschmückten Herbsthüten in fast lächerlichem Gegensatz stehen. Für das Theater winzige flache leichte Toques aus Paillettstoff, zusammengenähten Samtrosen und Blättern, mit Chiffontuff oder Reiher, wenn nicht die nach rückwärts gebogenen buntgetönten Marabufedern, die den Nacken schmücken, vorgezogen werden. Allerdings verlangen die Toques schmale Gesichtsform, schmalfrisiertes Haar, das rückwärts von einem Cachepeigne bedeckt wird, dem Cachepeigne von Blumen, Samtband und quersteckender breiter Agraffe aus Elfenbein oder Perlmutter. Wer ein Faible für kleine Hüte hat, mag sie zum Trotteur, ins Theater und zur Reise tragen, die große Toilette verlangt den Gainsborough, der mehr als je mit Federn — man darf wohl sagen — überladen wird, wie jeder große Hut jetzt. Keine langen Schleier mehr. Die geheimnisvoll verschleierten Bilder, die voriges Jahr auf den Terrassen von Monte Carlo, in Ostende, in Trouville, überall, wo Eleganz und Luxus sich paaren, zu sehen waren, sind verschwunden. Der wallende Gazeschleier, „Schleier der Vestalin“, hat in dem vernünftigen kühleren Herbst seine Berechtigung verloren. Man ist seiner müde geworden. Es waren allzuviel Vestalinnen.

Die neue Mode ist boshaft. Sie rächt sich. Wir haben ihr den langen Schleier zurückgegeben, dafür bringt sie uns in eine große Verlegenheit: sie hat die Formen der Hüte so geschaffen, daß man sich eines wahrhaft üppigen Haarwuchses erfreuen muß, um sie tragen zu können — oder daß man zu Hilfsmitteln greifen muß, die ästhetische Menschen ablehnen. Es tritt immer mehr hervor: die neue Hutform fordert das Chignon, das falsche Haar! Nicht genug, daß es Stirnlocken und kleidsam gewellte Cakewalks gibt, mit denen sich die Pariserin durchaus selbstverständlich behilft, die zur raschen Morgentoilette gehören wie der Schleier zum Hut — nun befiehlt die Mode plötzlich die breitgelegte Nackenflechte, den schweren Haarknoten, und nun tauchen auf einmal überall üppige Nackenfrisuren auf, dichtgerollte große Locken, ja aus den Flechten quellen in nicht zu bändigender Ueppigkeit wieder lose lange Locken, die Laien Bewunderung und Neid einflößen. Die Mode hat das achtzehnte Jahrhundert heraufbeschworen, das eine Verschwendung im Verbrauch von Haar verlangte.

Sitzt der Hut auf dem tief in die Stirn frisierten „Cakewalk“, so steckt die Pariserin sich das Chignon oder die breite Flechte im Nacken fest mit venezianischen Schmucknadeln, oder sie legt Locke um Locke zu langem Knoten am Hinterkopf zusammen, birgt sie unter dem feinen Haarnetz, dem Cachepeigne des Hutes, steckt den großgetupften Schleier mit Nadeln fest übers Haar und läßt sich vom Spiegel versichern, daß die neue Mode ihr vorzüglich steht. Um es den Damen bequemer zu machen, haben einige Pariser Häuser die sogenannten „Haarhüte“ erfunden, schicke neue Formen, an deren Hinterrand, unter Schleifenarrangement verborgen, die Frisur befestigt ist. Diese Hüte werden gern getragen, sie erfreuen sich einer besonderen Beliebtheit unter den Pariserinnen.

Die riesigen „Charlotten“, garniert mit Pompadourschleife rückwärts und der großen blaßrosa Rose vorne, sieht man viel wie die „Marie-Antoinettes“, die schwarzes Samtband und buntgetönte Rosen verlangen, im übrigen werden die Hüte ganz streng Ton in Ton gehalten, selbst die Federn werden nach der Farbe des Filzes oder des Taftes abgetönt, was dem guten Geschmack huldigt, aber leider nicht hindert, daß viele zu den Monstreformen, den Trompeterhüten und den zu unsrer doch ziemlich nüchternen Tracht schlecht stimmenden „Charlotten“ greifen werden. Es ist seltsam, wie man nicht aufhören mag, wahre Orgien in Federverwendung zu feiern und wie dieser wallende Hutschmuck immer wieder Kauflustige anlockt. Es geht damit wie mit der Spitzenmode. Die echten werden von wenig Auserlesenen getragen, aber die unechten, das Stückwerk, die schüchternen Versuche, aus mageren kleinen Federn wallende „Echte“ nachzuahmen, machen sich vor unsern Blicken breit, und wir müssen sie ertragen. Vielleicht scheitern die Monstres diesmal an der falschen Nackenfrisur, denn es ist immerhin weit bis Paris, und bis wir dort sind, ist man in Paris schon wieder bei andern Neuheiten. Die Mode kommt und geht.

Die neuen Automobilhüte sind klein, windsicher, Toqueform, weiß, mauve und gelb, von dem mauvefarbenen seidenen Crêpe de Chine-Schleier festgehalten, dessen breiter Saum unter dem Kinn dicht anliegt und dessen lange Enden nicht mehr langweilig und einfältig hinter dem Hut herflattern, sondern in kleiner flotter Schleife auf dem Hutrand festgesteckt sind. Der Automobilsport ist brutal. Er schmeichelt nicht, er läßt sich auf keine Ausgleiche ein, er befiehlt! Alle Versuche, und die kleinen Pariserinnen verzweifelten fast darüber wie die großen Denker der Modemagazine, sind gescheitert: Die Autotracht ist praktisch, nüchtern, der Schnitt absolut englisch. Nur die zierlichen Toques und den kleidsamen mauve Schleier haben sie ihr abgerungen, aber sie gemahnen an die letzten Seufzer der Koketterie, über welche die Macht der Geschwindigkeit den Sieg davongetragen hat. — Gelb und mauve. Die Farben sind freundlicher geworden, die Sackpaletots aus Rohseide und Taft, im Winter werden feste Schneiderkleider unter dem hellen englisch gemachten, einfach durchknöpften Mantel getragen.

Und die Chiffonstolas, die zarten Schalschärpen, die Straußfederboas, die so kleidsam waren und so zu schmeicheln verstanden, werden sie verschwinden? Nein, bis in den Spätherbst hinein wird man sich nicht von ihnen trennen, selbst die duftigen Pierrots aus weißem oder buntem Tüll mit lang herabhängenden Samtbändern und den Samtkokarden, die den Abschluß jeder Boa, jeder Rüsche bilden, wird man beibehalten, man wird sie mit in die Ballsäle, in die Foyers der Theater und in die Salons nehmen. Man wüßte sich nicht mehr ohne sie zu behelfen, sie sind so rasch unentbehrlich geworden, keine Dinertoilette, kein Ballkleid ohne den weichfließenden zarten Schal, ohne die buntgetönte Federboa, die von der englischen Aristokratie so bevorzugt wird und den ersten Rang unter den Boas einnimmt. Keine Promenadentoilette ohne den weißen Polarfuchs, die graue oder schwarze Straußenboa. —

Für das Herbstkostüm gilt dasselbe, was für die Frühjahrsjackenkleider betont wurde. Es werden weiche, gutfließende Stoffe, meist leichte Tuche, kariert geflochtene Wollgewebe und leichtgerippte Stoffe verarbeitet, wobei es weniger auf den Stoff, also das Muster, ankommt als auf den weichen Fall des Materials. Jagd- und Sporttrotteurs aus englischem Velour oder braunem Tuch mit grünen Samtaufschlägen sind beliebt. Sehr in Gunst steht die rote Weste.

Die Kleider werden fußfrei oder bis gerade auf die Erde kommend geschnitten, die Röcke beim Trotteur eng den Hüften anliegend in breiten oder schmalen Falten abgenäht, für das Besuchskleid Prinzeßform, dessen Mieder unter dem Bolero verschwindet, die Garnitur aus Seidensoutacheblenden, aus schmalen Steppstreifen, die mit Knöpfen abgeschlossen sind, die Röcke glatt, eng, unten weitfallend, Ton in Ton. Nur dem Bolero gibt man



Theaterhut aus Silberstickerei mit schwarzer Marabufeder



Weißes Tuchkleid mit Bolero und Prinzeßrock



Tuchkleid (bleu malade) mit neuer halboffener Jacke, Taftblendenbelag und Spitzengilet. Herbsttoque mit graugrünem Vogel



Theatermantel aus sandfarbenem Tuch mit schwarzen Samtaufschlägen



Laubgrünes Herbstjackenkostüm mit gleichfarbigem Knopfbesatz

eine geschlitzte kleine helle Weste aus weißem Tuch, aus Leder oder Stickereibordüre, niedliche Kokarden, die das Bolero zusammenfassen, oder den weißen Spitzen- oder Leineneinsatz, der mit bunten seidenen Punkten bestickt ist. Die Aermel des Jäckchens sind kurz — und es scheint, daß wir uns weiter mit dem zierlichen engen Aermel behelfen müssen, der so anspruchsvoll ist wie die kleinen Hüte und einen schönen Arm, lange helle Schweden, hübsche Armbänder und so weiter verlangt. Nur das Herbstjackenkostüm weist wieder den langen Aermel auf, der dieser Jahreszeit und unserm nordischen Klima besser entspricht. Graziös ist der Rokokoärmel, unentbehrlich für das Bolero. Die „spanische Jacke" ist Trumpf. Kein Nachmittags-, kein Schleppkleid ohne Bolero.

Selbst für herbstliche Gesellschaften weiß man noch nichts Besseres, die hellseidenen Kleider haben ihn wieder alle. Man erdichtet die raffiniertesten Jabots und die pikantesten Westen für das Bolero, Rohseide mit weißen Pikeebesätzen, irische Spitzen mit weißen Tuchblenden, Valenciennesfälle, gesticktes Glacéleder, alles zu Einsätzen verarbeitet, um die kleine kapriziöse Jacke zu heben. Man hat sie so verwöhnt, bis ihr nun nichts mehr gut genug erscheint, der Tag, da die Modekünstler ihrer müde geworden sind, ist noch nicht gekommen.

Herbstmäntel kommen als Zwischending zwischen Sommermantel und Abendmantel kaum in Frage. Nur so viel: sie haben an Umfang zugenommen, ihre Aermel gleichen großen Schwingen, sie werden aus sehr hellem Tuch oder Bastseide gearbeitet und ihre Besätze sind dunkelfarbige Samtkragen und kostbare große Knöpfe. Die Regenmäntel haben streng englische Schneidermachart, sehr lang, durchgeknöpft, sandfarben, vielfach aus Seidengummi, mit hohem Umklappkragen ohne Besätze, nur imprägnierte Stoffe. Der im Frühjahr aufgenommene sogenannte Sommertaft, der als staubfrei gepriesen begeisterten Anklang fand, hat sich nicht bewährt und nicht gehalten. Schon im Spätsommer konnte man die seidenen Faltenröcke mit der einförmigen Taillengarnitur aus weißer Spitze nicht mehr sehen. Zuviel Tafttrotteurs, zuviel Falten, zuviel Seide auf der Straße. Seide wirkt immer zudringlich bei Tageslicht; die Reaktion ist erfolgt. Man hat den Taft fallen lassen, die Tafttrotteurs werden ausverkauft, und wir wollen hoffen, daß der Taft seiner Haupteigenschaft: bald zu verschleißen, treu bleibt — damit werden denn auch die letzten Seidenkleider von der Straße verschwinden, und wir geben uns der angenehmen Hoffnung hin, daß die unerschöpfliche Phantasie der Mode uns ein neues Straßenkleid beschert, an dem wir mehr Freude erleben.

Trost im Herbst

Lasse dich's im treuen
Gläubigen Gemüte
Schmerzlich nicht gereuen,
Daß der Lenz verblühte
Und, was farbig glühte,
In das Nichts versprühte! —
Wird doch Gottes Güte
Dich mit manchem neuen
Huldgeschenk erfreuen,
Wenn der Hoffnung er im Herbst
wird reife Früchte streuen!

Gehen nicht verloren
Immer Duft und Farben,
Eh' der Herbst geboren
Frucht und goldne Garben? —
Scheinbar nur verdarben,
Keinen Tod erwarben
Jene, die da starben!
Nein — aus Grabes Toren
Sind sie auserkoren,
Neu gestaltet wieder zu erstehn
im Tanz der Horen!

Alle Erdendinge
Gehn im steten Kreise,
Daß ein jedes schwinge
Im gegebnen Gleise! —
In den Puppen leise
Regen alter Weise
Schon zur Sonnenreise
Sich die Schmetterlinge. —
So, mein Herz, auch dringe
Du empor durch Nacht und Tod
im ewigen Lebensringe!

Richard Zoozmann

Das Seegrüne

Ein Märchen von heute

von

G. A. Christian

In der Wohnung des Generals von Brendenfels herrschte ein Treiben, das eine Feuersbrunst, die Ankunft einer Hoheit, zum mindesten einen Umzug vermuten ließ. Dienstbare Geister mit weißen Häubchen und flatternden Schürzenbändern oder auch mit rotem Kragen und roten Aufschlägen flogen treppauf, treppab.

Oben aber stand inmitten ihrer Töchter die Gnädige, geborene Freiin Wenzel-Rothorn auf Senkendorf, und ihre scharfe Kommandostimme klang hell durch Salon und Schlafzimmer, die beide in ein Ausstattungsgeschäft verwandelt schienen. Duftige Schleier von Tüll, Musseline, Gaze, seidene Röcke, Bänder, Schleifen, Fichus lagen auf Sofas und Sesseln ausgebreitet in blendendfarbiger Herrlichkeit, und die Generalin schwebte darüber wie eine Juno auf den Wolken, während ihre Töchter und ihre Nichte Susanne wie holde Genien sie umsäuselten. Indessen schwoll das Gesäusel allmählich zu einem Rauschen, schließlich zu einem regelrechten Sturme an, als Lucie, die jüngste und hoffnungsvollste, vom nervösen Stampfen mit dem Fuße, vom Faustballen und Lippenkräuseln zu einem verzweiflungsvollen Tränenausbruch überging, sich auch nicht besänftigte trotz sanfter und derber Zureden, sondern anhaltend die Augen brennendrot rieb, und das gerade jetzt, ausgerechnet eine Viertelstunde, ehe der Wagen kam, um die Familie zu der Ballfestlichkeit des Präsidenten von Sinkwitz zu führen.

„Aber Lucie . . ." „Unmöglich . . ." „Das Weiße . . ." „Skandal . . .", so schwirrte es hin und her, verdichtete sich zu einem vierstimmigen, unharmonischen Chor, der wieder in ein herzerschütterndes Schluchzen auslief.

Der General, in voller, goldblitzender Uniform, fertig zur Abfahrt, war gerade heruntergekommen, blies noch ein Fäserchen vom Aermel und wollte eben einen Blick in das Abendblatt werfen, als der Sturm in heftigen Wellen von nebenan zu ihm drang. Er fragte: „Was ist denn los?"

„Ach, es ist eine nichtswürdige, schreckliche . . ." klang es von drinnen.

Der General witterte Schlimmes. „Doch nicht . . ."

Ehe er fragen konnte, summte und rief es, schluchzte und wehklagte es: „Das Kleid, das Kleid!" Nichts als „das Kleid" vernahm er.

„Ist es zu eng?"

Mit zornigem Unterton klang jetzt die mütterliche Entrüstung herüber: „Es ist noch gar nicht da!"

Also das Schlimmste! Das zarte Gebild aus ätherisch feinsten Stoffen, das Wunderwerk der großen Frau Woditz, der Traum der Nächte, das Tischgespräch der letzten Wochen — es versagte im entscheidenden Augenblicke den Dienst, wahrscheinlich weil die große Frau Woditz einmal ihre Macht fühlen lassen wollte. Ach, man hatte alle Zutaten etwas einfacher bestellt, man hatte merken lassen, daß der Preis nicht mit jedem Kleide höher werden dürfe — das war die Strafe! Und dabei war man dieser hochmögenden Dame einfach ausgeliefert. Sie war die einzige, die den nächsten launischen Streich der Mode zu erraten, mit unfehlbarer Sicherheit die schöne Welle des Rockschnittes, den letzten Zauber der fallenden Aermel zu gestalten wußte.

Der General fühlte sich auf der ganzen Linie geschlagen, doch mit seiner gewohnten Kaltblütigkeit gab er die Parole aus: „Was andres anziehen, aber marsch, marsch! In zehn Minuten fahren wir!"

Lucie, die dunkle, sylphenhafte Lucie, fühlte in diesem Augenblick, ja, sie glaubte es förmlich zu sehen, wie ein hellstrahlendes Luftschloß vor ihr zusammenstürzte. Sie hatte sich nun Tage, halbe Nächte lang in dem neuen Seegrünen gesehen und an ihrer Seite Vetter Franzel von Wenstetten, der heute abend zu dem Feste beim Präsidenten von seiner nahen Garnison herüberkam. War doch Franzel von den Eltern ihr zugedacht, war es doch ziemlich sicher, daß Franzel sich erklären würde, da er in kurzer Zeit den Dienst quittieren und nach Hause aufs Gut gehen wollte. Und sollte nicht das Seegrüne ein zartes Verständnis bekunden für Franzels Sehnsucht nach seiner fernen Küste, wo inmitten gewaltiger Ackerbreiten sein Gut stand und auf die nahe grüne See hinausblickte? Vorbei! sauste es in ihren Ohren. Wie ein vorbedeutungsvolles Symbol stieg diese Enttäuschung als galligbitteres Gefühl in ihr auf. Mit dem „Seegrünen" schien alle Zukunftsseligkeit versunken. Wie der Trommelwirbel dem Verurteilten, klang ihr das Rollen des vorfahrenden Wagens. Nun gab's keine Rettung mehr. Das schreckliche „Weiße", das ihr so hart und seelenlos vorkam, wurde ihr übergezogen, es wurde genestelt, gefältelt gehakt; eiskaltes Wasser wurde gebracht, die verweinten Augen zu kühlen. Nebenan klirrten schon Säbel und Sporen des Generals, ein deutliches Zeichen der Ungeduld. Noch eine Welle der Bewegung . . ., Schals und Umhänge schlugen sich sorglich um Wangen und Schultern, die Seide der Gnädigen rauschte mit hoffärtigem Geknister. Laut hallten noch einige Befehle auf dem Treppenflur, dann gab es unten einen festen Schlag mit der Wagentür, und fort ging es in schlankem Trabe in die hellerleuchtete Innenstadt hinein.

Dortchen und Lina sanken mit einem „Hach!" der Erleichterung auf den Treppenstufen nieder, während der Musketier einen tadelnden Witz über ihre „Schlappheit" machte und hinausging, um nach den Pferden zu sehen. Oben aber im Salon lag Susannchen im Sessel, auch ganz betäubt von der aufregenden Hetze dieses Kleider- und Tränenorkans. Hatte Susannchen wohl vor einiger Zeit das schwache Hoffnungslämpchen unterhalten, man würde sie zu der Festlichkeit beim Präsidenten mitnehmen, so war sie doch überzeugt, daß Tantchen wie immer recht tat, sie zu Hause zu lassen. Von einer präsidentenballfähigen Garderobe konnte bei ihr, der armen, verwaisten Nichte des Generals, keine Rede sein, reichte ihr geringes Erbteil doch eben hin, eine Aussteuer zu beschaffen. Sobald sie auf ihrem resignierten Gedankengange bei dem Worte „Aussteuer" angelangt war, glühte aus dem Dunkel gegenwärtiger schmerzlicher Entsagung ein freundlich lockendes Flämmchen, von dem sie sich gern in einsame Zukunftsgänge hineinleuchten ließ. So knüpfte sie auch eben, als das Zuklappen der Wagentür sie etwas schmerzlich getroffen hatte, an den Verzicht gleich liebliche Gedankenfäden in ein weites sonnbeglänztes Land, das als „Zukunft" vor ihrer jungen verlangenden Seele lag. Ja, sie fühlte sich sogar unbeschreiblich wohl, als nach der lärmenden Aufregung das Gefühl der tiefen, sicheren Ruhe sie überkam. Behaglich streckte sie sich aus, legte den Kopf auf die Lehne, schloß die Augen und genoß die Stille, als lauschte sie einer lindernden Musik.

‚Susannchen,' sagte sie begütigend zu sich selbst, ‚sei nicht dumm, da spreizen und verdrehen sie sich beim Präsidenten, ihr Lächeln ist glücklich, gütig, engelgleich. Ob Tantchen und den Cousinen das nicht schwer wird heute abend, nachdem sie eben erst so unglücklich waren? Aber sie müssen lächeln, müssen vor Wonne außer sich sein, freundlich und heiter sein und lächeln, immer lächeln . . .'

Susannchen empfand ein förmliches Wohlgefühl, mit geschlossenen Augen das Gesicht in unbewegter Ruhe verharren zu lassen. Und doch zogen sich allmählich die vollen Brauen tiefer, groß und nachdenklich taten sich die Augen auf, die Hände legten sich über dem Scheitel ineinander und die Lippen flüsterten leise, doch als ob's ihnen geläufig wäre: „Franzel!" Auch der gehörte den andern. Ihnen gehörte alles, Kleider und Perlen, Freundschaft in Fülle und auch — das war bitter — die Liebe! War sie neidisch? Sie schämte sich, und doch mochte sie die bittersüße Giftglut, die in ihr aufstieg, nicht dämpfen. Ja, sie gönnte ihn dieser Lucie nicht, die in allem noch verwöhnt sein wollte wie ein Kind und wie von einer neuen Puppe auch von Franzels Liebe sprach. Was sie wünschte, bekam sie bisher noch immer, weshalb nicht auch den Franzel? Franzel . . .

Sie ließ gerade ihren Traumrossen die Zügel locker, da schrillte mit einem Male die Glocke so laut, daß sie hoch auffuhr. Sie lauschte dann hin und her an der Flurtür, da kam auch schon Dortchen herein mit einem großen Kasten, das trübselige Schicksalswort auf den Lippen: „Das Kleid!" Kopfschüttelnd und Frau Woditz verwünschend, ging sie hinaus. Susannchen mußte darüber lächeln, daß von einer halben Stunde so viel Glück und Unglück abhing, dann aber hob sie den Deckel und das weiße Seidenpapier, um das Wunderwerk zu betrachten. Da lag es, wirklich berauschend in seiner farbigen Schönheit, die nach Kerzenglanz und Geigenlaut zu verlangen schien. Auf dem grünhellen Grunde kräuselte sich weißer Chiffon wie der hohe weiße Kräuselrand auf der sich überstürzenden Welle. Als Susannchen so in die grüne Pracht hineinschaute, lief plötzlich ein prickelnder, kecker Gedanke durch ihr Köpfchen. Wie, wenn sie, die Ausgeschlossene, sich ein heimlich-unschuldiges Fest gäbe, wenn sie das Seegrüne anlegte, das Lucie ja doch mal nicht tragen konnte?



Im Moos. Nach einem Gemälde von Hugo Bürgel

Wie eine kleine Rache gegen die Glücklichen beim Präsidenten empfand sie den Gedanken. Wohl sagte sie: „Ach, Dummheit!“ und klappte den Deckel zu, doch dieser Versuch, ihr Gelüst Lügen zu strafen, scheiterte an der verführerischen Einsamkeit und dem lockenden Glanz des großen Spiegels vor ihr. Behutsam hob sie die köstlich knisternde Seide heraus, legte sie über den Sessel und vertiefte sich nochmals in den Anblick. Dann knüpfte und hakte sie mit schnellen Bewegungen ihr Oberkleid auf und schlüpfte mit peinlicher Vorsicht in das Seegrüne. Schön geschweift fiel der Rock nieder, demütig und vornehm zugleich knickte die Schleppe um und legte sich wohlig in tiefdunkeln Falten auf den Teppich. Wie feine weiße Schaumstreifen lief der Chiffonbesatz über die Aermel und verlor sich in zierlich herabhängenden Spitzen. Als sie jetzt die Lichter am Spiegel entzündete, erschrak sie fast bei ihrem Anblick, und als sie es wagte, sich wirklich zu betrachten, ging ein halb verlegenes Lächeln über ihre Lippen und durch ihre Wangen ein flammendes Erröten. Doch nur einen Augenblick lang deckte sie die Handrücken zaghaft über die Augen, dann lachte ihr blühendes Antlitz offen und in heller Verwunderung schaufreudig in das Spiegelglas. Eine Fremde war's, eine andre als Susannchen, und doch fesselte diese neue Unbekannte das alte Susannchen so, daß sie nun ihr Auge gar nicht mehr abwenden konnte. Wie der Kopf sich auf dem Halse so fest und doch geschmeidig drehte, wendete und bog, wie die Linie des Halses in der Schulter so lieblich fortlief und dann zu den Armen umbog, wie aus dem dunkeln, satten Grün Brust und Schultern und Antlitz herausblühten — Wasserrosen aus grüner Tiefe — wie ihr Auge vor innerer Freude über alles hinleuchtete — das alles sah Susannchen mit selig verwundertem Staunen zum ersten Male. Sie gab sich willig dem süßen Rausche hin und genoß ihre Schönheit mit durstigen Blicken. Wohl ging sie hin und wieder durch das Zimmer und empfand im Gange den schlanken Wuchs ihres Körpers, doch immer wieder blieb sie prüfend vor dem Spiegel stehen. Nun legte sie die Arme um das Haupt, lehnte den Kopf zurück, und als sie fühlte, wie das Haar sich gelockert hatte, löste sie mit raschem Griff den Knoten, und in vollen Wellen fiel das lichtblonde Haar auf den Nacken herab. Wie ein Strahlenhintergrund leuchtete und glänzte das Gewirr der Goldfäden, legte sich wie ein seidenes Gewebe kosend auf Schultern und Brust.

Susannchen ward plötzlich tiefernst. Als schaute ein fremdes Nixen- oder Elfenbild aus dem Glase, so leuchteten ihre Augen, schimmernd in einer unbekannten feuchten Glut. Die hohe Röte flammte in ihren Wangen bis hinauf zu den Schläfen. Ihr Herz klopfte, eine heiße Unruhe stieg süß und seltsam in ihr auf. Jäh löschte sie die Lichter am Spiegel, doch als sie nun blaß und geisterhaft ihr Bild erblickte, warf sie sich in den Sessel und drückte die Finger so fest in die Augen, daß ein lustiges Funkengestiebe darin anhob ... Da schrillte die Glocke draußen zweimal mit einem recht mutigen, kecken Klange, daß Susannchen heftig zusammenschrak. Wirre Gedanken schossen durch ihr Köpfchen, aber wie angeschmiedet lauschte sie hinaus.

Was war das? „Um him ...“, eine Männerstimme, Sporen und rasche Schritte, auf den Salon zukommend. „Gnädiges Fräulein ist im Salon.“ — „Danke.“ Und schon öffnete sich nach raschem Klopfen die Tür. Vetter Franzel von Wenstetten mit seiner lieben vergnügten Miene trat über die Schwelle.

„Guten Abend, Susannchen, wie famos! Noch eine lebendige Seele hier!“ Angewurzelt und gelähmt von ihrer Verlegenheit stand Susannchen da, den Vetter groß anschauend, aber stumm und blaß.

„Na, Mädel, nun sag aber bloß — ja, wie siehst du nur aus, kleine Prinzeß? Brillant!“

„Ach, Franzel“ — Susannchen faßte Mut —, „ich hab' eine Dummheit gemacht.“

„Eine Dummheit? Wie fein, kann ich mitmachen?“

„Nein, lach mich nur nicht zu toll aus, und — hör, Franzel! — erzähl's bitte, bitte nicht weiter. Ich hab' Luciens Kleid angezogen. Ich konnte nicht mit zum Präsidenten, da wollt' ich hier zu Hause ...“

Nun lachte Franzel aber doch los, und so toll und so herzlich lachte er, daß Susannchen davon angesteckt wurde und mitlachte. Schließlich fragte Franzel:

„Weshalb hat man dich aber nicht mitgenommen? Du hättest Aufsehen gemacht in dem Kleide, aber wahrhaftig!“

„Es ist ja eben erst gebracht,“ erwiderte Susannchen, „viel zu spät, als Tantchen und die andern längst fort waren. Lucie gäbe vielleicht wer weiß was drum, könnte sie gleich das Kleid mit mir tauschen.“

„Aber die hat ja dunkles Haar, dieses Seegrün steht doch nur zu Blond! Wirklich, Mädel, laß dich anschauen!“

Susannchen wurde wieder rot und rief:

„Nein, bitte, Franzel, meine Dummheit ist schon hart genug gestraft. Doch du — wie kommt das? — du wirst ja beim Präsidenten erwartet. Du mußt doch gewiß ...“

„Die Sitzgelegenheit ist hier schwach, du erlaubst wohl,“ erwiderte Franzel und hob zwei seidene Röcke vom Sessel auf den Tisch und setzte sich mit Seelenruhe nieder, was Susannchen nicht wenig beunruhigte. „Ja, ich sollte eigentlich schon dort sein, aber der Dienst hielt mich so lange fest, daß ich mich in P. nicht mehr umziehen konnte. Das wollte ich nun hier besorgen.“

„Ich will sofort ...“

„Halt, kleine Prinzeß, du kannst dich so unmöglich bei den Küchengeistern präsentieren. Ueberhaupt, so eilig hab' ich's gar nicht, komme immer noch früh genug zu der langstieligen Präsidentengeschichte.“

Nun wußte Susannchen keinen Rat mehr. Hinaus konnte sie nicht, aber auch hier im Zimmer — sie allein im Ballkleide mit Franzel ... Wunderlich bestrickende Gefühle, als weilte sie in einem Elfenlande neben einem Märchenkönige, kämpften mit der Verwirrung und den Erwägungen des geängstigten Verstandes; aber dem vergnügten Gesicht Franzels, seiner burschikoslustigen und doch innigen Art gegenüber überließ sie sich schließlich dem Taumel des süßen Augenblicks, der, wie sie wußte, nicht bald wiederkehren würde. Es konnte ja schließlich auch nicht schlimm auslaufen, denn Tantchen und Onkel kehrten nach ihrer Erfahrung kaum vor Mitternacht zurück. Bald wunderte sie sich gar nicht mehr, daß Franzel da saß und sitzen blieb und von seiner Absicht plauderte, wie er nächstens für immer in den gemütlichen Zivilrock hinein und morgens in aller Frühe aufs Feld reiten wollte. Von seinem künftigen Leben erzählte er, und Susannchen stützte träumerisch den Kopf in die Hand. Jagden würde es geben, wenn im Herbst die Birken ihre gelben Gehänge in der letzten warmen Sonne des Jahres leuchten ließen, lustige Schlittenfahrten, wenn das Land in trübem, eisigem Schweigen lag, und im Sommer würde man Sonntags über die Bucht hinübersegeln, wo drüben das Seebad lag und Tausende von heiteren, vergnügten Menschen spazierten, schwammen, im Sande lagen ... Eine Fata Morgana glaubte Susannchen zu schauen. Aber als Franzel immer wärmer sprach, die meerumspülte heimische alte Scholle förmlich gegen irgendeinen nicht vorhandenen Angreifer verteidigte und Zustimmung fordernd fragte: „Susannchen, nicht wahr, so ist's doch?“ da stieg eine Verwirrung und Unklarheit in ihr auf und zog wie eine ängstigende Wolke über ihre träumerische Heiterkeit hin. Sie stammelte nur: „Gewiß, ja, aber ...“ und mit großen Augen blickte sie ihn an, die ihn bitten sollten, innezuhalten. Franzel aber schaute in die großen ernsten Augen, schaute und sprach, bis er schließlich auch stockte und fast hastig wieder begann:

„Was tust du nur hier bei den tönernen Generalsmenschen? Aufs Land solltest du gehen, daß du deine roten Backen behältst, an die See, wo's immer kühl daherweht, aber frisch durch und durch, durch Lungen und Herz und — wahrhaftig! — durch die Seele geht einem so eine salzige scharfe Brise.“

Er war aufgesprungen und zu Boden blickend auf und ab gegangen. Plötzlich stand er still, blickte Susannchen leuchtenden Auges an und rief:

„Jetzt seh' ich's erst, warum du mir heut abend so gefällst. Weißt du, im Sommer, in der schönsten Zeit, da hab' ich oft zu Hause im Fenster gelegen und ins Blaue hineingeträumt, und dann fiel mir immer die froh-ernste Stimmung des Landes da oben an der See mit ihrer stillen Schönheit so mächtig in die Seele. Da dehnten sich vor dem Hofe erst die goldiggelben Felder, dahinter stieg dann die grüne See mit ihren weißen Tupfen auf bis zu dem schnurgeraden fernen Striche, der Wasser und Himmel trennt, und über dem allen blickte der Himmel auf mich herunter, blau und still, wie eben, wie ... du ..., ein schönes Symbol leuchtet dein Haar über der grünen, seidenen Flut, und dein liebes Auge sieht blau und feucht über die Pracht hin ... Susannchen! Da oben gehörst du hin, willst du mit, Kind? Mit mir? Ja? ...“

Susannchen war aufgesprungen, von einer aus tiefster Seele quellenden Glut überhaucht.

„... Franzel?“ halb fragend und zagend, halb jubelnd rief sie den Namen, mit dem Tone, wie sie ihn heimlich, ohne es zu wissen, ausgesprochen, wie er immer in ihrer Seele geklungen hatte.

Und Franzel antwortete ihr, indem er ihre beiden Hände fest in die seinen nahm und ausrief:

„Du gehst mit? mein Weib, mein Kamerad, du gehst mit!“ Und im Ueberschwang seines strömenden Glücksgefühls rief er laut, daß es wie militärischer Kommandoruf bis in die fernsten Küchenregionen drang: „Susannchen, hurra!“

In seinen schmetternden Ruf mischte sich das fern-dumpfe Geratter eines Wagens, der schnell näher kam und scharf vor dem Hause hielt. Susannchen erbleichte mit dem Rufe: „Tantchen!“

„Alle Wetter,“ sagte Franzel, es war hohe Zeit, und als er Susannes tiefe Angst sah, nahm er sie in beide Arme und drückte einen festen, langen Kuß auf ihre Lippen.

Nur einen Augenblick weilten sie, indem sie sich umschlungen hielten, in ihrem fernen Traumlande, versunken in die erste süße Ahnung ihres Glückes, während Tantchen schon die Treppe heraufstieg. Ihr bekanntes scharfes Klingelzeichen war nicht mehr nötig, da Dortchen und Lina schon schlaftrunken herbeisprangen. Sofort waren auch alle von dem Besuch verständigt, und herein flutete die ganze Familie. Ein freudiges, halb verwundertes, halb vorwurfsvolles Ah!, zu dem der Mund schon geöffnet war, erstarb Tantchen auf den Lippen, als sie das Bild, das der Salon bot, erblickte. Das malerische Durcheinander von Kleidern und Röcken war ungestört geblieben; mitten darin standen Hand in Hand Franzel und Susannchen, diese in grünem, tief ausgeschnittenem Ballkleide. War das nicht — das — neue Seegrüne? Erst jetzt rang sich das verhaltene Ah! durch, aber in wesentlich höherer Lage und weit zugespitzter.

„Liebe Verwandte,“ ergriff Franzel das Wort, „erlaubt mir die Mitteilung, daß Susannchen sich heute damit einverstanden erklärt hat, meine Frau zu werden.“

Die Bestürzung und Ueberraschung war für Tantchen zu groß, als daß sie sofort einen Glückwunsch hätte äußern können. Erst als der General und die Töchter in kühlen Worten und mit strafenden Seitenblicken auf das Seegrüne ihre Wünsche ausgesprochen hatten, fand sie Worte:

„Wir sind — natürlich ist das ja eine große Freude, wenn auch so überraschend und unter so seltsamen Umständen ... Ich weiß gar nicht — wirklich, die Frage müßt ihr mir gestatten, Susannchen, was hat es für eine Bewandtnis mit dem Kostüm, das du anhast?“

Ehe Susannchen erwidern konnte, antwortete Franzel:

„Zu einem Feste hatte sie sich geschmückt, ohne zu wissen, zu was für einem. Einsam für sich wollte sie feiern, während ihr beim Präsidenten waret.“

Die Generalin fuhr auf: „Aber Susannchen hat doch gar kein solches ...“

Susannchen hingen die Lider voll silberner Tropfen, und mit halb erstickter Stimme rief sie: „Es ist ja Luciens neues Seegrünes.“ Schluchzend und voller Scham legte sie den Kopf in die Hände.

„Dacht' ich's doch!“ triumphierte Tantchen, und Lucie, nun völlig abgekühlt und glücklich im Gefühl ihrer Rache, rief:

„Meins? Nie im Leben ziehe ich das Kleid an! Unerhört!“

Susannchen preßte ihr Taschentuch vor die Augen. Franzel aber wandte sich an den Onkel General, der verdrießlich dabeistand:

„Du überläßt mir wohl das Kleid samt der Rechnung, die hier im Kasten liegt?“

„Mit Freuden,“ erwiderte ärgerlich der General, ging sporenklirrend ins Nebenzimmer und brummte nebenan einen allerdings kurzen, doch kräftigen Monolog.

Franzel beugte sich über Susannchen und sagte: „Es ist dein, Susannchen. Nun geh schlafen, mein Kind.“

Susannchen richtete sich zaghaft auf, ging dann auf die Generalin zu, hob mutig den Kopf und blickte sie an.

„Es war wohl eine Dummheit, doch vielleicht kein großes Unrecht, Tantchen. Und war es eins, so bitte ich um Verzeihung. Gute Nacht! Gute Nacht, Franzel!“

Dieser haschte nach ihrer Hand, schüttelte sie kräftig und sagte: „Auf morgen!“

Susanne rauschte mit schnellen Schritten vor den erstaunten Blicken aus der Tür. Mutter und Töchter aber brachten nichts über die Lippen als ein dreifach-einstimmiges „Unerhört!“

Franzel schoß das Blut in die Stirn, und scharf fragte er: „Was ist denn so unerhört?“

Tantchen machte ihr hochmütig abweisendes Gesicht und erwiderte nichts. Franzel aber fuhr hitzig fort:

„So unerhört ist hier nichts. Ich erinnere mich an eine alte Geschichte, die ich immer sehr liebte.

Da wurde auch einem armen Mädchen Kleid und Bräutigam geschenkt. Kennt ihr sie nicht?"

Spitz ironisch sagte die Gnädige:

„Ich bin sehr gespannt."

Franzel nahm seine Mütze und sagte: „Sie hieß Aschenbrödel und die böse Stiefmutter."

Tantchen träumte diese Nacht von einer Fee, die schöne seidene Kleider verschenkte und armen Mädchen einen Bräutigam bescherte. Die Fee trug lächerlicherweise die Züge der — Frau Woditz.

Bosnische Schwänke

Von

Roda Roda

Der Großwesir unterhielt einen Beamten, der keine andre Bestimmung hatte, als die dummen Streiche der Zeitgenossen in ein Buch einzutragen.

Einst sprach der Großwesir: „Laß sehen, ob auch mein Name in deinem Verzeichnisse vorkomme."

„Ja, Hoheit! Du hast gestern einem Griechen tausend Zechinen gegeben, für die er dir ein Pferd herbeischaffen soll."

„Wenn der Grieche es nun aber ehrlich bringt?"

„Dann will ich deinen Namen auslöschen und seinen eintragen."

*

In der Herzegowina lebte ein Bey von sehr bösem Charakter.

Einer seiner Untertanen sprach: „Er ist kinderlos und nimmt sich das sehr zu Herzen. Den ewigen Grimm gegen das Schicksal läßt er an uns aus. Das ganze Unglück ist, daß er kinderlos ist."

„Was fällt dir ein?" rief ein zweiter. „Das ganze Unglück ist, daß nicht schon sein Vater kinderlos gewesen."

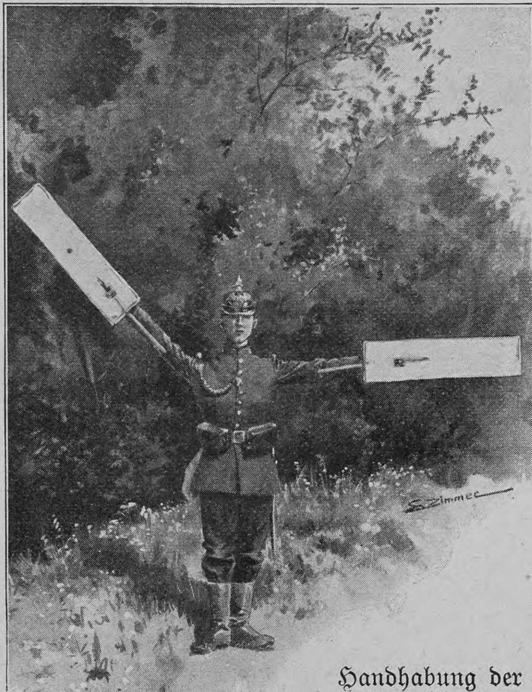
*

Ein Mann, der sich einschmeicheln wollte, trat vor den Pascha und klagte einen Bey an, dem Pascha Böses nachgeredet zu haben.

„Du verleumdest ihn offenbar," antwortete der Pascha, „denn ich erinnere mich nicht, dem Bey jemals eine Wohltat erwiesen zu haben."

*

Dem Zigeuner war im Laden ein Stück Eisen in die Finger geraten. Der Kaufmann hatte es bemerkt und schleppte den Dieb vor den Kadi.



Handhabung der Signalflaggen (Bedeutet R)

„Hast du das Eisen gestohlen?"

„Nein, Herr, da sei Gott vor! Ich habe mich noch nie an fremdem Gute vergriffen!"

„Aber dieser ehrbare Kaufmann behauptet, den Diebstahl mit eignen Augen gesehen zu haben."

„Herr, er lügt! Ich kann tausend Eide schwören, daß er lügt!"

„Schwöre drei — und du bist freigesprochen."

Der Zigeuner schwor dreimal.

„So! Nun zahle die Eidesgebühr: zwei Groschen für jeden Eid," sprach der Kadi.

„Ich bin doch nicht von Sinnen, daß ich sechs Groschen für ein Eisen zahlen sollte, das im ganzen höchstens zwei Groschen wert ist," rief der Zigeuner, nahm das Eisen aus der Tasche und warf es dem Kaufmann vor die Füße.

Flaggensignaldienst in der deutschen Armee

(Hierzu vier Abbildungen nach Zeichnungen von E. Zimmer)

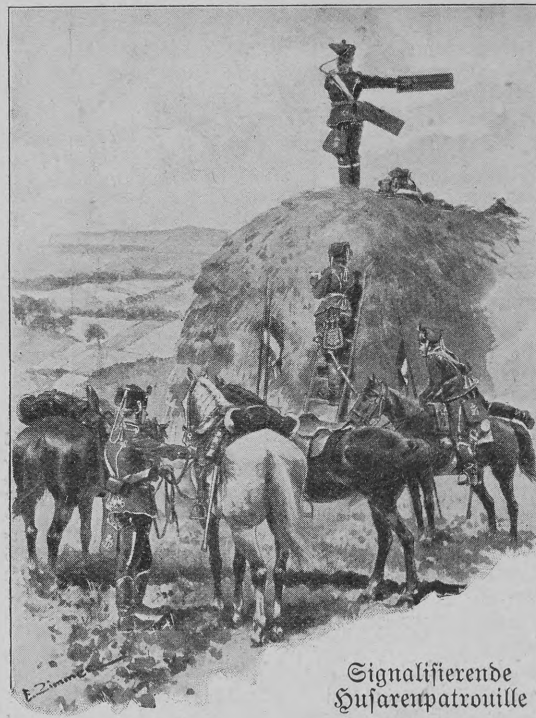


Die Signalflaggen

Mit der stetig zunehmenden Truppenzahl der modernen Armeen wächst auch die Ausdehnung der Schlachtfelder, und für das Terrain eines Ringens zwischen zwei modernen Armeen, deren Schlachtreihen sich vielleicht hundert Kilometer weit hinziehen, genügt natürlich der im Galopp dahinsprengende Adjutant oder Ordonnanzreiter nicht mehr für die Uebermittlung der Weisungen des Oberbefehlshabers an die einzelnen Truppenteile und zur Verständigung der Truppenführer unter sich. Moderne technische Errungenschaften hat man diesem kriegerischen Zwecke nutzbar gemacht. Das Automobil trägt die Offiziere mit weit größerer Geschwindigkeit von Stellung zu Stellung und ein Netz schnell gelegter Telephondrähte sichert die sofortige Verständigung zwischen den einzelnen Kommandostellen.

Trotz aller technischen Vervollkommnungen verschmäht es aber die Armee nicht, gelegentlich wieder auf die älteste Form der Nachrichtenübermittlung, nämlich die Zeichentelegraphie, zurückzukommen. Ben Akiba hat also wieder einmal recht: „Es ist alles schon einmal dagewesen." Denn schon zu Kaiser Augustus' Zeiten und wahrscheinlich noch früher, vielleicht schon so lange es Menschen gibt, verständigte man sich durch Zeichengabe, über Rufweite hinaus, aber innerhalb der Sehweite. Eines der einfachsten und praktischsten Mittel besaß die Marine von jeher, die Flaggensignale, und von dieser übernahm es zunächst die Kavallerie, die immer darauf bedacht sein muß, das Pferd im gegebenen Augenblick zu schonen, um es wiederum, wenn es not tut, mit seiner vollen Kraft benützen zu können. Eine der Hauptaufgaben der Kavallerie ist der Nachrichtendienst, und deshalb war es diese, die zuerst sich des Nachrichtenübermittlungsgegenstandes der Marine bemächtigte. Was der Matrose durch Winken von Schiff zu Schiff kann, warum soll das der Landsoldat, der Kavallerist wie der Infanterist, nicht von Hügel zu Hügel auch können? Und wie können sie es! Oft erfolgt schon der „Verstanden"wink, wenn kaum ein Wort zur Hälfte signalisiert wurde. Man hat in der deutschen Armee bei allen Truppen den Flaggensignaldienst zu einem regelrechten Dienstzweig wie bei der Marine erhoben. Die Mannschaften, die speziell hierfür ausgebildet werden, markieren sich äußerlich durch zwei übereinander gekreuzte Flaggen auf dem rechten Aermel. Freilich bedient man sich im Praktischen nicht dieser in Form kleiner Fähnchen dargestellten Flaggen, diese haben sich in Wind und Wetter als nicht praktisch erwiesen, und so hat man den Flaggenstoff auf eine Art Rahmen gespannt, die etwa die Form von Windmühlflügeln en miniature haben. Damit sie sich von dunkelm Hintergrund besser abheben und weithin sichtbar sind, hat man hauptsächlich Signalflaggen von roter Farbe. Da die Entfernungen, über die man sich durch diese Zeichensprache verständigt, oft mehrere Kilometer betragen und der gegenseitige Posten mit bloßem Auge kaum zu sehen ist, so beobachtet ein Mann permanent durch das Fernglas.

Es werden zur Aufstellung dieser Signalposten natürlich möglichst freie, weithin sichtbare und erhöhte Punkte gewählt. Ein solcher besonders



Signalisierende Husarenpatrouille

günstiger und auch landschaftlich reizvoller mochte sich wohl den Truppen des 5. bayrischen Infanterieregiments bieten, die von der hochgelegenen Altenburg bei Bamberg „über die breite stromdurchglänzte Au" gelegentlich der in dortiger Gegend stattfindenden Manöver hinüber telegraphierten.



Signalposten auf der Altenburg bei Bamberg

Notizblätter

Prinz Albrecht von Preussen †

In dem Prinzen Albrecht von Preußen, der am Morgen des 13. September in Schloß Kamenz den Folgen eines Schlaganfalls erlag, ist der älteste Prinz aus dem Hause Hohenzollern und der letzte, der mitgeholfen hat, Deutschland zu



Geheimrat Pilartz, Kissingen, phot.

Prinz Albrecht von Preußen

Einigkeit und Macht zu führen, ins Grab gesunken. Prinz Albrecht, der am 8. Mai 1837 als Sohn des Prinzen Albrecht, eines Bruders Kaiser Wilhelms I., zu Berlin geboren war, wurde dem Brauche der Hohenzollern gemäß mit zehn Jahren als Sekondeleutnant in das 1. Garderegiment zu Fuß eingestellt und durchlief später als aktiver Kavallerieoffizier die verschiedenen Phasen des militärischen Berufes. Im Jahre 1885 vertauschte er diesen rein militärischen Wirkungskreis mit einem bedeutungsvolleren politischen, indem er nach dem Tode des Herzogs Wilhelm von Braunschweig zum Regenten dieses Herzogtums gewählt wurde.

Die Familie des Ministerpräsidenten Stolypin

Die Besserung in dem Befinden der beiden Kinder des russischen Ministerpräsidenten Stolypin, die dem furchtbaren Bombenattentate zum Opfer fielen, ist so weit vorgeschritten, daß sie in das Winterpalais, das der Zar



Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Die Familie des russischen Ministers Stolypin
(Die beiden verwundeten Kinder sind mit × bezeichnet)

seinem Minister zur Verfügung gestellt hat, übergeführt werden konnten. Die verheerende Wirkung der Bombe, die im Anfang manchen ganz unerklärlich erschien — die Opfer waren teilweise so entstellt, daß auch heute noch drei Leichen nicht rekognosziert sind —, wird teilweise durch den Umstand erklärt, daß das Landhaus des Ministers nur ein leichter Holzbau, eine sogenannte Datsche, war.

Eintritt des Prinzen Oskar in das 1. Garderegiment

Vor kurzem fand im Stadtschloß und Lustgarten zu Potsdam der Diensteintritt des Prinzen Oskar von Preußen beim 1. Garderegiment zu Fuß statt. Der Prinz meldete sich zunächst beim Kaiser im Schloß; dann begab sich der Kaiser in den Lustgarten, wo das Regiment Aufstellung genommen hatte. Anwesend waren der Kronprinz, die kaiserlichen Prinzen und die bei den Garderegimentern dienenden Prinzen, die Generalität, die fremdländischen Offiziere und so weiter. Die Kaiserin, die Kronprinzessin und die fürstlichen Damen sahen vom Fenster des Stadtschlosses aus zu. Prinz Oskar trat vor die gesenkte Fahne und leistete den Fahneneid. Der Kaiser hielt eine Ansprache und drückte dem Prinzen die Hand. Der Kommandeur des Regiments antwortete und schloß mit einem Hurra auf den Kaiser, worin die Ehrengäste und das Regiment einstimmten. Ein Parademarsch beendete die Feier.

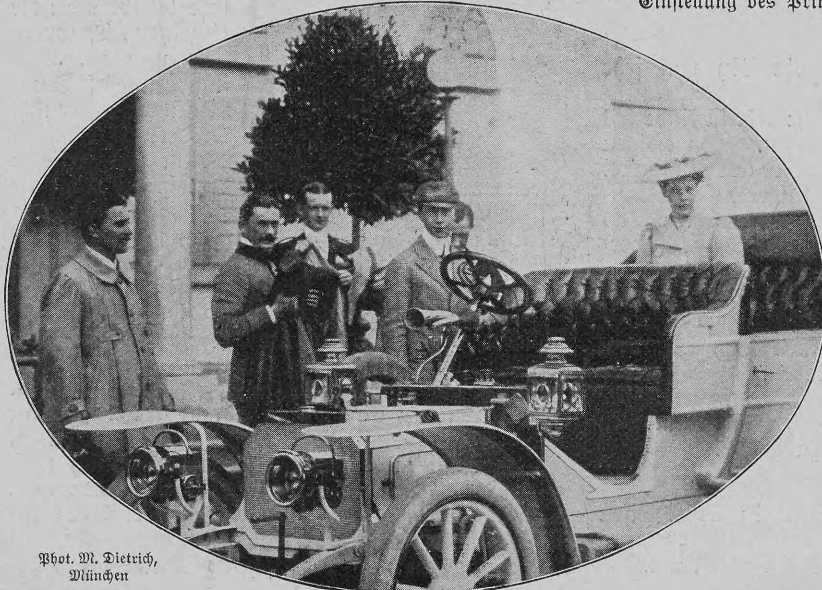


Phot. Selle & Kuntze, Potsdam

Einstellung des Prinzen Oskar in das 1. Garderegiment

Das Kronprinzenpaar in Tegernsee

Eine herzliche Freundschaft verbindet den deutschen Kronprinzen mit der Familie des Herzogs Karl Theodor in Bayern, und fast jedes Jahr kehrt er in Tegernsee oder in Bad Kreuth zur Jagd ein. Diese Freundschaft hat sich natürlich auch auf seine junge Gemahlin ausgedehnt, und darum führte auch die erste Reise nach der Geburt und Taufe ihres Söhnchens das hohe Paar in die oberbayrischen Berge an die herrlichen Ufer des Tegernsees. Der Aufenthalt wurde nur durch die Teilnahme des Kronprinzen an den Kaisermanövern unterbrochen.



Phot. M. Dietrich, München

Das Kronprinzenpaar in Tegernsee

Kaisermanöver in Schlesien

Eine Reihe prunkvoller Festlichkeiten in der Provinzialhauptstadt Breslau haben die diesjährigen Kaisermanöver eingeleitet, die sich auf historischem Boden abspielen, auf jenen Stätten, wo Friedrich der Große mit seiner Potsdamer Wachtparade den Grundstein zu der Großmachtstellung des preußischen Staates legte. Daher muteten auch alle Veranstaltungen an wie eine einzige große Gedenkfeier an jene schweren Kriegszeiten vor 150 Jahren. Eine bemerkenswerte Rede hielt der Monarch an der „Tafel für die Provinz“, in der er sich ähnlich wie in früheren Jahren gegen die Schwarzseher wandte und alle Schlesier aufforderte, ihn, ihren Herzog, in seiner Arbeit für sein Volk und den Frieden zu unterstützen.

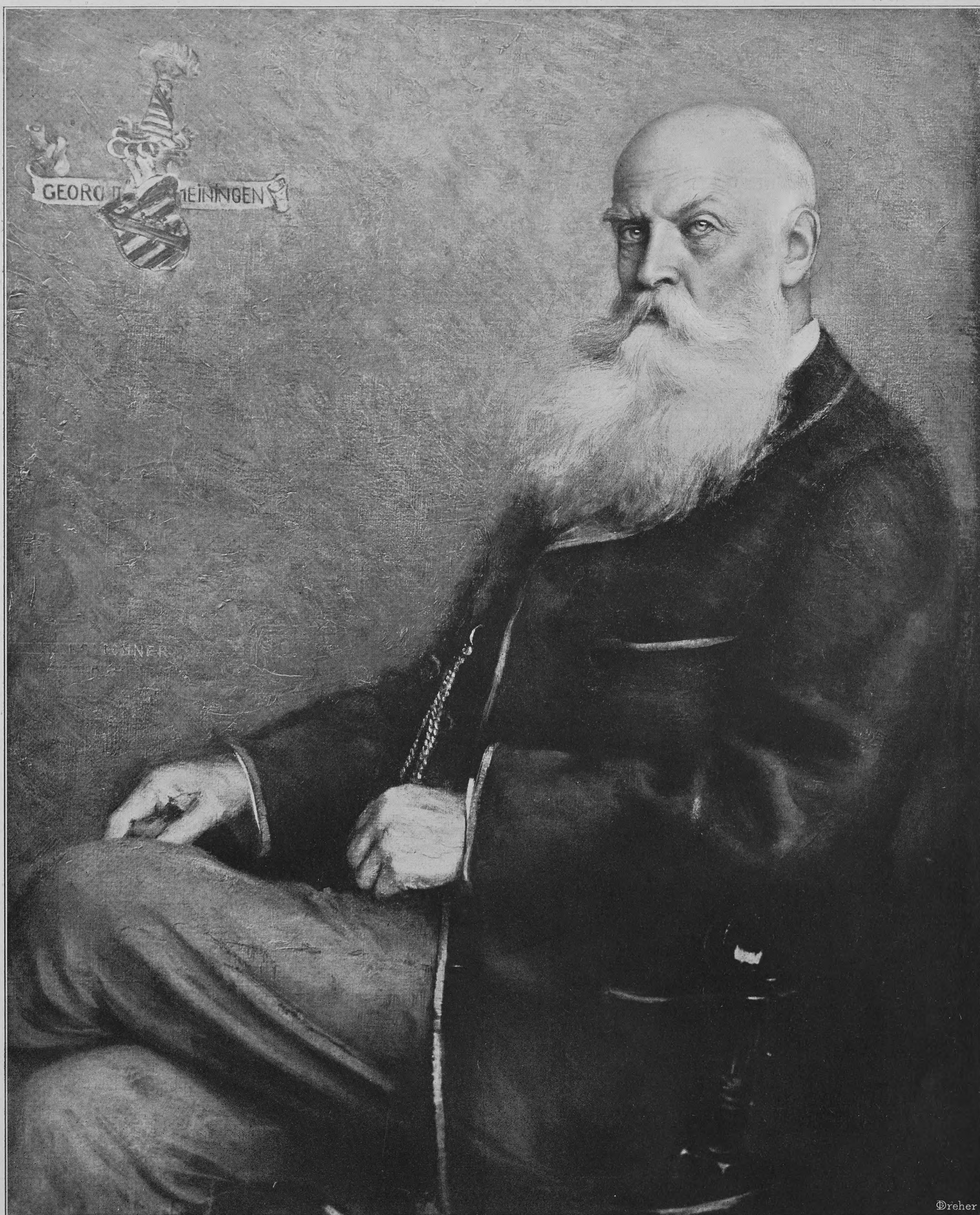


Phot. Berliner Illustrationsgesellschaft

Das Kaiserpaar in Breslau: Ansprache des Oberbürgermeisters Bender

Über Land und Meer

Nr. 52



Hanns Fechner pinx.

Herzog Georg von Meiningen

Zu seinem vierzigjährigen Regierungsjubiläum

An unsere Leser!

Ein **Familienblatt** wie **Über Land und Meer**, das mit der nächsten Nummer bereits seinen **neunundvierzigsten Jahrgang** beginnt, braucht wohl bei einem solchen Abschnitt sich nicht erst ausdrücklich wieder aufs neue seinen Lesern zu empfehlen.

Beinahe **ein halbes Jahrhundert** ist **Über Land und Meer**, dessen Gründung einst eine neue Epoche im deutschen Zeitschriftenwesen einleitete, ein **gern gesehener Gast der deutschen Familie**, und die lange Zeit seines Bestehens spricht am besten für sein Wesen und seinen Wert.

Im Wandel der Zeit sich immer aufs neue verjüngend, hat es **Über Land und Meer** von jeher als seine Hauptaufgabe angesehen, **allen Mitgliedern der Familie** nicht nur angenehme Unterhaltung nach der Arbeit des Tages, sondern auch ernste Belehrung auf allen Gebieten des Wissens zu bieten.

Daher steht es seit seiner Gründung mit den bedeutendsten Romanschriftstellern und Novellisten in engster Verbindung, und speziell **die großen Romane**, die **Über Land und Meer** veröffentlicht, sind seit langem als

das Beste der gesamten literarischen Produktion Deutschlands

bekannt und geschätzt.

Neben der Literatur hat **Über Land und Meer** in letzter Zeit sein Hauptaugenmerk **der bildenden Kunst** zugewandt, die heute mehr denn je im Mittelpunkt des allgemeinen Interesses steht, und teils in künstlerischen Holzschnitten, teils in mechanischen Reproduktionen vermittelt es seinen Lesern die Kenntnis der **besten Werke der Malerei und Plastik aller Zeiten und Länder.**

Die farbige Wiedergabe von Kunstwerken

betrachtet **Über Land und Meer** nach wie vor als eine Hauptaufgabe, und die Zahl der **farbigen Reproduktionen** wird auch in dem neuen Jahrgang nach Möglichkeit **vermehrt werden.**

Daneben unterrichten Aufsätze von bewährten und bekannten Fachleuten den Leser über alles Wissenswerte in Technik und Industrie, Jagd und Sport, Militär und Marine, Sozialpolitik und Frauenfrage, Gesellschaft und Mode und allen übrigen Gebieten des modernen Lebens. Wo nur immer möglich, treten zahlreiche mit allen Mitteln der heutigen Technik hergestellte Abbildungen dem geschriebenen Wort unterstützend und ergänzend zur Seite.

Die **Tagesereignisse** werden in **Über Land und Meer** gleichfalls in Wort und Bild behandelt, ohne daß jedoch dem Aktuellen ein über Gebühr großer Raum zugestanden würde und Wichtigeres und Bleibendes dagegen zurückstehen müßte.

Unsere **humoristische Ecke** wird von einer ganzen Anzahl bekannter Künstler mit Zeichnungen versorgt.

Der neue Jahrgang beginnt mit dem neuesten Roman von

Ernst Zahn: „Lukas Hochstraßers Haus“.

Der Schweizer Poet, dessen frühere Romane unseren Lesern gewiß noch in Erinnerung sein werden, hat in seinem jüngsten Werk die Höhe einer reifen, ruhigen Meisterschaft erreicht. In wuchtiger Sprache schildert er den Lebensgang eines echten bäuerlichen Patriarchen in einem Schweizer Bergdorf, und auch für den Dichter gelten gerade in bezug auf dies letzte Werk die Worte, die er selber über seinen Helden schreibt: „Was er immer sagte, Wort war neben Wort hingebaut und stand länger als die der andern im Angedenken derer, die sie hörten.“

An diesen Roman wird sich im Lauf des Jahres zunächst ein neues Werk anschließen aus der Feder von

Liesbet Dill: „Eine von zu vielen“.

Die hochbegabte Verfasserin, deren spannende Gesellschaftsschilderungen hinreichend bekannt sein dürften, behandelt in ihrem Roman eines der traurigsten Kapitel der modernen Frauenfrage. Mit unerbittlicher Wahrheitstreue schildert sie den harten Daseinskampf einer unbemittelten Offizierstochter, die als Stütze der Hausfrau, von Ort zu Ort umhergeworfen, sich den Weg durchs Leben sucht.

Von den weiteren novellistischen Beiträgen seien noch erwähnt: **Hermann Hesse: „Der letzte Kömpff vom Markt“**, eine Geschichte aus einer kleinen Stadt, die die tiefe Seelenkunde, die poetische Kleinmalerei des Dichters auf das glücklichste offenbart. — **Hans von Kahlenberg: „Die Schweizerreise“**, eine mit sprudelndem Humor abgefaßte Schilderung der Alpenfahrt eines etwas exzentrischen jungen Mädchens. — **E. Roland (Emmi Lewald): „Jour“**, eine scharfe Satire auf die sogenannte unverstandene Frau. — **E. Lara: „Der Klub der Rücksichtslosen“**, ein durch stilistische Eigenart und schlagenden Humor ausgezeichnetes Erstlingswerk einer vielversprechenden jungen Autorin. Daran schließen sich andere Novellen und Erzählungen von **Timm Kröger, Emanuel von Bodman, Auguste Supper, Clara Ernestine Ries, Bernhardine Schulze-Smidt, Marie Diers, Benno Rüttenauer** und anderen.

Der 49. Jahrgang von Über Land und Meer, Großfolio-Ausgabe (1906/1907), erscheint a) in Wochennummern von je mindestens 20 Seiten. Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 3.50; beim Abonnement durch die Postanstalten M. 3.75; b) in vierzehntägigen Heften von je mindestens 40 Seiten. Preis jedes Heftes 60 Pfg.

Gleichzeitig beginnt auch die

Deutsche Romanbibliothek

die als Ergänzung zu Über Land und Meer empfohlen werden kann, einen neuen, den 35. Jahrgang. Vierunddreißig Jahre sind seit ihrer Begründung verflossen, und in diesem langen Zeitraum hat die Deutsche Romanbibliothek einen festen treuen Leserkreis sich zu erwerben und festzuhalten gewußt, indem sie bemüht war, im Rahmen gediegener vornehmer Belletristik ein zusammengefaßtes Bild unserer literarischen Entwicklung zu geben. Die Deutsche Romanbibliothek will ihrem Publikum in erster Linie Unterhaltungslektüre bieten, aber Unterhaltungslektüre im besten Sinn des Wortes, eine Lektüre, die dem Leser durch den anziehenden und fesselnden Stoff die Bekanntschaft mit eigenartigen, interessanten Schriftstellerpersönlichkeiten vermittelt, ihn mit neuen bleibenden Eindrücken und Anschauungen bereichert. Es wird dabei auf möglichste Vielseitigkeit und Mannigfaltigkeit der belletristischen Darbietungen gesehen, in bezug sowohl auf die Eigenart und Richtung der einzelnen Autoren wie auf den Inhalt. Neben großen breitangelegten Romanen fehlen weder kurze Novellen noch knapp gehaltene Stimmungsbilder und Skizzen. Auch die zeitgenössische Lyrik wird wie bisher in auserlesenen Proben zur Geltung kommen.

Mehrere Autoren, deren Namen längst einen vollen Klang in unserer Literatur haben, werden in dem neuen Jahrgang mit größeren Arbeiten vertreten sein. Wir nennen hier aus der Fülle der zu veröffentlichenden Werke von umfangreichen Romanen:

Kurt Aram, Schönheit — Ilse Frapan-Akunian, Krone des Lebens — Timm Kröger, Erhaltung der Kraft — Jakob Wassermann, Engelhart Ratgeber — Friede H. Kraze, Die Frauen von Volderwiek — H. von Mühlau, Sie sind gewandert hin und her — Johanna Klemm, Waldasyl — Oskar Usedom, Gebieterin Pflicht.

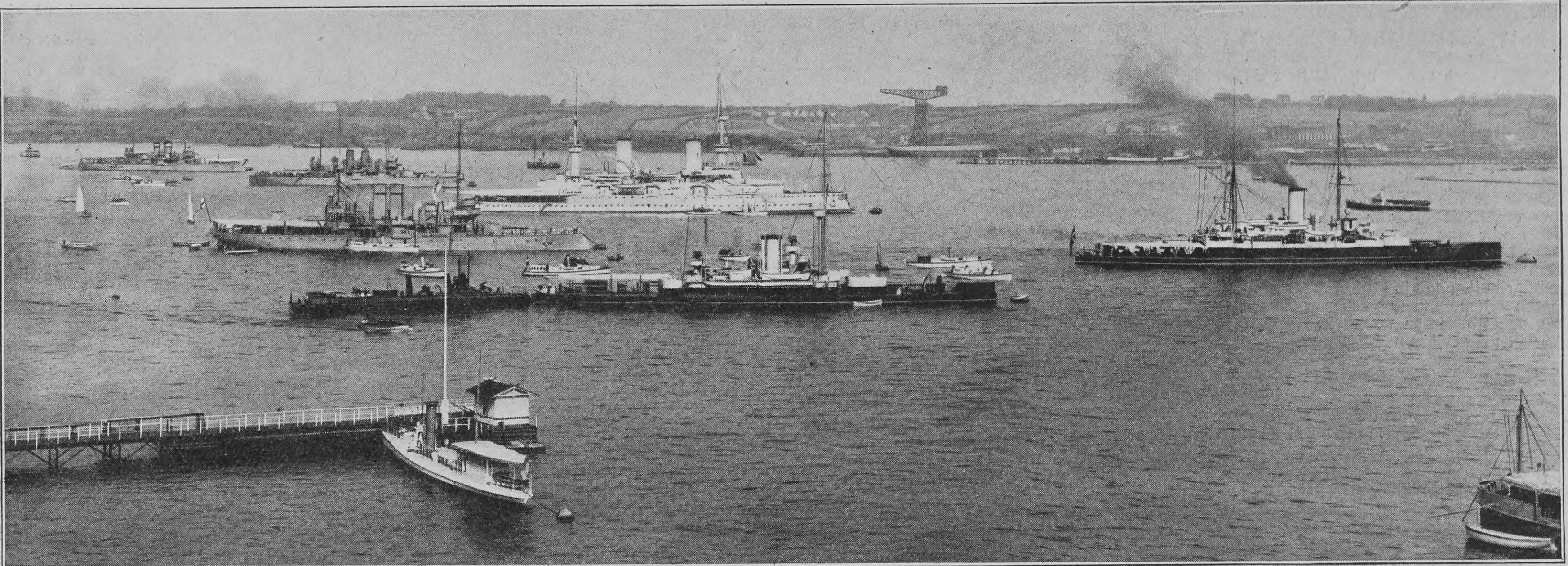
Aus der großen Anzahl von Novellen und Skizzen, die neben den längeren Romanen herlaufen sollen, nennen wir nur einige: **Adolf Schmitthenner, Der Pfarrkranz — Lotte Gubalke, Das steinerne Haus — K. H. Strobl, Der Leuchtturm von Skudesnaes — J. Havemann, Nippes — A. v. d. Elbe, Aus Trotz — E. Haushofer-Merk, Neuland — M. v. d. Heide, Menschen und Schicksale — Anny Demling-Hammelehle, Renette — Agnes Harder, Lateinisches Blut — H. Brandstätter, Der Vierzehnte u. s. w. u. s. w.**

Der 35. Jahrgang der Deutschen Romanbibliothek erscheint in 52 wöchentlichen Nummern — Preis vierteljährlich (13 Nummern) M. 2.— und in 26 vierzehntägigen Heften — Preis jedes Heftes 35 Pfennig.

Bestellungen auf den neuen Jahrgang von Über Land und Meer und Deutsche Romanbibliothek nehmen alle Sortiments- und Kolportage-Buchhandlungen, Journal-Expeditionen und Postanstalten des In- und Auslandes entgegen; letztere liefern nur die Ausgaben in wöchentlichen Nummern.

☞ Damit keine Unterbrechung in der Zusendung der Nummern oder Hefte eintritt, bitten wir, das Abonnement auf den neuen Jahrgang sowohl von Über Land und Meer als auch von der Deutschen Romanbibliothek bei der Bezugsquelle, die den Jahrgang 1906 lieferte, gefälligst sogleich zu erneuern. Ein Bestellschein liegt zur gefl. Benutzung bei.

Stuttgart. **Deutsche Verlags-Anstalt.**



Phot. A. Renard, Kiel

Blick auf den Kieler Hafen mit den Schiffen des schwedischen und dänischen Geschwaders; in der Mitte das deutsche Linienschiff „Kaiser Wilhelm II." (mit weißem Anstrich)

Vom schwedisch-dänischen Flottenbesuch in Kiel

Vor kurzem lief ein schwedisches und ein dänisches Geschwader zu mehrtägigem Besuch in den Kieler Hafen ein und wurde mit lebhafter Sympathie von den Behörden und der ganzen Bevölkerung begrüßt. Schweden sowohl wie Dänemark können sich den Luxus einer größeren Flotte nicht leisten und begnügen sich daher mit kleineren Fahrzeugen, die speziell für den Küstenschutz bestimmt sind. Sie ähneln entfernt den früheren Monitors und bleiben in den Abmessungen etwas hinter den Schiffen unsrer Siegfried-Klasse zurück, die ja auch ursprünglich nur zur Verteidigung des Nord-Ostsee-Kanals erbaut worden waren. Interessant ist der Vergleich zwischen dem deutschen Linienschiff „Kaiser Wilhelm II.“, das ja heute kaum mehr für ganz modern gelten kann und dessen geringe Dimensionen von Fachleuten getadelt werden, mit den Fahrzeugen der beiden nordischen Geschwader.



Die durch das Bombenattentat zerstörte Villa des russischen Ministers Stolypin

Schachbriefwechsel

E. A. S. in Groddeck. Ihr Versuch, die Nr. 18 durch 1. Sc7—e6 zu lösen, scheitert an der Entgegnung Ta4×b4; wenn nun 2. Se6×d4†, so Kf3—e4! und ein Matt ist nicht vorhanden.

J. B. in Hedewigenkoog. Sie sind in Nr. 18 auf dem richtigen Wege, übersehen aber, daß der schwarze Bg2 die Dame am Schachbieten auf f1 hindert. Auf 1. . . . Kf3—e4 folgt übrigens sofortiges Matt durch 2. La6—b7.

Richtige Lösungen sandten ferner ein: Wiltbald Kühne in Oldisleben zu Nr. 17; Lambert Einspieler in Laibach und Pauline von Hinüber in Zwickau zu Nr. 18; F. Schneider in Wiesbaden zu Nr. 18 und 19; Dr. E. L. in Graz und H. Menzel in Hamburg-Borgfelde zu Nr. 19.

Auflösung der Aufgabe 17:

W. 1. Lg8—a2 S. 1. Kf5—e4 W. 2. d4—d5 S. 2. Ke4—d3, f5 W. 3. La2—b1 matt.
A. S. 1. d6—d5 W. 2. Tc7—c6 S. 2. Kf5—e4 W. 3. La2—b1 matt.
B. S. 1. Kf5—g6 W. 2. La2—b1† S. 2. Kg6—h6, h5 W. 3. Tc7—h7 matt.

Auflösung der Aufgabe 18:

W. 1. Sc7—b5 S. 1. Sg1×h3 (—e2†) W. 2. Dc4(×)e2† S. 2. Kf3×e2 W. 3. Sb5×d4 matt.
A. S. 1. d4—d3 W. 2. Dc4—e4† S. 2. Kf3×e4 W. 3. La6—b7 matt.
B. S. 1. Ta4×b4 W. 2. La6—b7† S. 2. e5—e4 W. 3. Sb5×d4 matt.
C. S. 1. Lh6—g7 W. 2. Sb5×d4† S. 2. e5×d4 W. 3. La6—b7 matt.

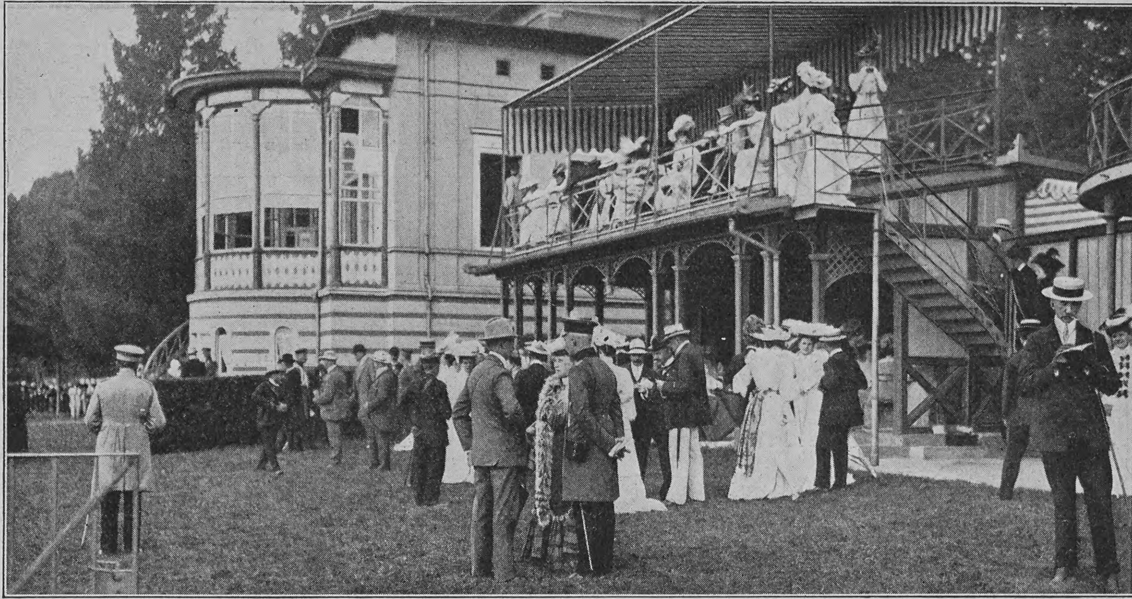
Auflösung der Aufgabe 19:

W. 1. Sc7—d5 S. 1. f4—f3 W. 2. Sd5—f4 S. 2. Ke5×f4 oder beliebig anders W. 3. Lc5—d6, Sf4—d3 matt.
A. S. 1. f7×e6 W. 2. Sd5—e7 S. 2. e6×f5, f4—f3 W. 3. e4×f5, Se7—g6 matt
B. S. 1. a5—a4 W. 2. Sd5—b4 S. 2. f4—f3 W. 3. Sb4—d3 matt.

Auflösungen d. Rätselaufgab. S. 1181:
Des Silbenrätsels: Tagwerk — Werktag.
Der Scharade: Mitgift.
Der zweisilbigen Scharade. Sau — er, sauer.

Auflösungen d. Rätselaufg. S. 1206:
Des Schiebrätsels: Gelehrter
Märchen
Valencia
Mandoline
Holstein
Schlitten
„Ländlich, sittlich." Schimmel
Rochester
Des Silbenrätsels: Kammerjäger.
Des Leistenrätsels:





Phot. Berliner Illustr.-Gesellschaft

Von der Rennwoche in Baden: Vor der Klubtribüne

Richtige Lösungen sandten ein: Frau Leopoldine Lippert in Wien (2); Max Schneider in Dresden (3); Frl. Frida Sachs in Magdeburg (2); Otto Brandeis in Lemberg; Jul. Czvetkovits in Pécs (7); H. H. H. in Eelde (5); K. Haus in Frankfurt a. M. (2); Clara M. in Bielefeld (2); Miß Greencheese in Erbesbüdesheim-London (2); Frau Margarete Brosig in Stuttgart (8); Alexander Sauer in Frankfurt-Bockenheim (7); Frau Rosa Hechinger in München (6); L. Z. in Detmold (3); Joh. P. Stoppel in Hamburg (5); Ignaz in Ansbach; Gretel in München (4): Myriam in Warschau; Fritz Guggenberger in Mediasch (3); „Archibald Nußknacker", zurzeit in Marein im Mürztal (4); A. Bittrolf in Stuttgart (3).

Anzeigen

Alleinige Inseraten-Annahme bei
Rudolf Mosse
Annoncen-Expedition für sämtliche Zeitungen Deutschlands und des Auslandes,
in Berlin, Breslau, Chemnitz, Dresden, Frankfurt a. M., Halle a. S., Hamburg Köln a. Rh., Leipzig, London, Magdeburg, München, Nürnberg, Prag, Stuttgart, Wien, Zürich.
Insertions-Gebühren für die fünfgespaltene Nonpareille-Zeile M. 1.80 Reichswährung, für die Schweiz, Italien und Frankreich Fr. 2.25.

Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift wird strafrechtlich verfolgt — Verantwortl. Redakteur: Dr. Carl Anton Piper in Stuttgart — In Oesterreich-Ungarn für die Redaktion und Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I — Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart — Briefe und Sendungen nur: An die Deutsche Verlags-Anstalt in Stuttgart — ohne Personenangabe — zu richten

Auf „Ueber Land und Meer" kann abonniert werden

bei **allen deutschen Buch-** und **Kunsthandlungen** des **In-** und **Auslandes,** ebenso

bei **jedem Postamt** in Deutschland und den deutschen Kolonien, Oesterreich-Ungarn, Belgien, Dänemark, Holland, Italien, Luxemburg, Norwegen, Rumänien, Russland, Schweden und der Schweiz, bei allen diesen Postämtern jedoch nur auf die **Wochennummern-Ausgabe.**

Ferner besorgen Abonnements **ausser den deutschen Buchhandlungen am Platze:**

für ***Frankreich, Spanien*** *und* ***Portugal:***
das **deutsche Reichspostamt** in **Strassburg i. E.;**
Haar & Steinert, 21 Rue Jacob in **Paris;**
A. Ammel, 5 Brandgasse in **Strassburg i. E.;**
Maison Arthaud 48, Faubourg Saint Martin in **Paris;**
Boyveau & Chevillet, 22 Rue de la banque in **Paris;**
Libreria Internacional von **Germán Schulze** in **Barcelona,** Calle Fernando VII, 57.

für ***England:***
Dulau & Comp., Buchh., **London W.,** 37 Soho Square;
Aug. Siegle, Bookseller to H. M. the late Queen, **London E. C.,** 30 Lime Street.

für ***Italien,*** ausser den italienischen Postämtern:
U. Hoepli, K. Hofbuchh., **Mailand,** Galleria de Cristoforis 59/66.
Loescher & Co., Hofbuchh., **Rom,** 307 Corso Umberto I.

für die ***Türkei:***
das **kaiserlich deutsche Postamt** in **Konstantinopel;**
Otto Keil, Hofbuchh., **Konstantinopel,** Grand' Rue de Pera 457.

für ***Griechenland:***
Beck & Barth, Internat. Buchh., **Athen.**

Desgleichen erteilen Auskunft und vermitteln Abonnements unsere nachverzeichneten

Vertreter und Agenturen in überseeischen Ländern:

Für Afrika:
Alexandria (Aegypt.): Deutsche Buchhandlung **A. Kaufmann.**
Johannesburg (Kapland): **Herrmann Michaelis,** Buchhandlung, Postfach 2664;
Kairo (Aegypten): **F. Diemers Nachf.,** Internationale Buchhandlung, Shepheards Hotel.
Kapstadt (Kapland): **Herrmann Michaelis,** Deutsche Buchhandlung, Long Street 82. Postkasten 233.
Pretoria (Kapland): **J. H. de Bussy,** Buchhandlung.
Swakopmund (Deutsch-Südwestafrika): **Swakopmunder Buchhandlung** G. m. b. H.

Für Nordamerika *(Vereinigte Staaten, Canada und Mexiko):*
Durango (Mexiko): **Stahlknecht & Co.,** Buchhandlung.
New York (Vereinigte Staaten):
The International News Company, 83 & 85 Duane Street; liefert auch nach Canada.
E. Steiger & Co., Buchhandlung, 25 Park Place.
Mexiko (Mexiko): **Ruhland & Ahlschier Sucesor,** Libreria Internacional, Calle Espíritu Santo 1½.

Für Südamerika:
Asuncion (Paraguay): **G. von Kaufmann,** Buchhandlung.
Blumenau-Santa Catharina (Brasilien):
E. Currlin, Buchhandlung.
Artur Koehler, Buchhandlung.
Buenos Aires (Argentinische Republik):
Gustav Krause, Calle San Martin 387.
Libreria Jacobsen (Platzfirma **Libreria Europea**), Florida Esq. Lavalle.
Jacobo Peuser, San Martin Esq. Cangallo.
Callao (Peru): **Colville & Co.,** Buchhandlung.
Cochabamba (Bolivia): **R. Krüger.**
Concepcion (Chile): **Carlos Brandt,** Buchhandlung, Correo Casilla 450.
Curityba (Brasilien): **Carlos Meissner,** Buchhandlung.
Joinville (Brasilien): **L. H. Schultz,** Buchhandlung.
Iquique (Chile): **Lorenzo Petersen,** Buchhandlung, Casilla 476.
La Plata (Argentinische Republik): **Jacobo Peuser,** Buchhandlung, Boulevard Independencia Esq. 53.
Lima (Peru): **Colville & Co.,** Buchhandlung.
Gmo. Stolte, Buchhandlung.
Montevideo (Uruguay): **Libreria Jacobsen,** Calle Ituzaingo 141.
Pelotas (Brasilien): **R. Strauch & Co.,** Buchhandlung.
Porto Alegre (Brasilien): **Krahe & Cia.,** Buchhandlung.
Rio Grande do Sul (Brasilien): **R. Strauch,** Buchhandlung,
Rio de Janeiro (Brasilien): **Laemmert & Co.,** Buchhandlung, 66 Rua do Ouvidor
Rosario de Santa Fé (Argentin. Republ.): **Jacobo Peuser,** Calle San Martin 524.
Sao Leopoldo (Brasilien): **Wilhelm Rotermund,** Buchhdlg.
Santiago (Chile): **José Ivens,** Buchhandlung, Casilla 205.
Carlos Brandt, Casilla 567.
Sao Paulo (Brasilien):
Carlos Gerke, Buchhandlung, Caixa Correio G.
H. Grobel, Buchhandlung.
Valdivia (Chile): **P. Springmüller,** Buchhandlung.
Valparaiso (Chile): **C. F. Niemeyer,** Libreria Universal.
Carlos Brandt, Casilla 104.

Für Asien:
Batavia (Java): Boekhandel **Visser & Co.**
Hongkong (China): **Kelly & Walsh Limit.,** Buchhandlung.
Jerusalem (Palästina): **Buchhandlung des Syrischen Waisenhauses.**
Kobe (Japan): **Conrad Behre,** Buchhandlung.
Samarang (Java): **G. C. T. van Dorp & Co.**
Shanghai (China): **Kaiserlich deutsche Postagentur.**
Kelly & Walsh Limit., Buchhandlung.
Max Nössler & Co., Buchhandlung.
Singapore (Hinterindien): **Kelly & Walsh Limit.,** Buchhdlg.
Soerabaya (Java): **G. C. T. van Dorp & Co.,** Buchhandlung.
Tientsin (China): **Kaiserlich deutsche Postagentur.**
Tsingtau (Deutsch-China): **Lipsius & Tischer,** Buchhdlg.
Otto Rose, Buchhandlung.
Tokio (Japan): **Max Nössler,** Buchhandlung.
Yokohama (Japan): **H. Ahrens & Co. Nachfolger,** Buchhdlg.

Für Australien:
Adelaide (Süd-Australien): **F. Basedow,** Buchhandlung.
Brisbane (Queensland): **W. Hoyer,** Buchhandlung.
O. Tiegs & Co., Buchhandlung.
Charters Towers (Queensland): **J. Wallstab,** Buchhandlung.
Sydney (Neu-Süd-Wales): **J. N. Fischer,** Musik-Seller, 101 Clarence-Street.
Tanunda (Süd-Australien): **F. Basedow,** Buchhandlung.

Levuka (Fiji-Inseln): **Hoerder & Co.**

Auf Wunsch nimmt auch die Expedition von „Ueber Land und Meer" in Stuttgart Abonnements für den vollständigen Jahrgang an und versendet jede Wochennummer sofort nach Erscheinen franko unter Kreuzband an eine beliebige Adresse. Auf Anfrage teilt die Expedition sofort den Jahresabonnementspreis mit.

Probenummern werden von vorstehenden Firmen sowie von der Expedition in Stuttgart **gratis und franko** verschickt.

Stuttgart,
Neckarstrasse 121/23.
Deutsche Verlags-Anstalt.

Versand-Geschäft MEY & EDLICH Leipzig-Plagwitz

Königl. Sächs. und Königl. Rumän. Hoflieferanten.

Alle Aufträge von 20 Mark an werden portofrei ausgeführt innerhalb Deutschland, Oesterreich-Ungarn, der Schweiz, Belgien, Holland und Dänemark.

Nichtgefallende Waren werden **bereitwilligst zurückgenommen oder umgetauscht.**

Unser Lager in

Kleiderstoffen

ist reich sortiert in allen

Neuheiten für Herbst und Winter.

Muster stehen unberechnet und portofrei zu Diensten.

Wir empfehlen besonders:

Schwarze, weisse und farbige Seidenstoffe. — Schwarze und farbige Seiden- und Baumwoll-Samte, Neuheiten in gemusterten Blusen-Samten.

Schwarze wollene Kleider-Stoffe.

Schwarze u. farbige Damentuche, Kammgarnstoffe, Cheviots, Loden etc. — Stoffe für Tailor-made-Kostüme, für Gesellschafts-, Strassen-, Haus- und Küchen-Kleider und alle Neuheiten in aparten Blusenstoffen. Baumwollene einfarbige und bedruckte Velours für Kleider, Blusen, Negligés und Kinderkleider. Sämtliche Futter-Artikel, Kleiderschutz-Borte u. s. w.

Unseren mit za. 5000 Abbildungen versehenen Haupt-Katalog versenden wir auf Wunsch unberechnet und portofrei.

Photograph. Apparate

von einfacher, aber solider Arbeit bis zur hochfeinsten Ausführung sowie sämtliche Bedarfs-Artikel zu enorm billigen Preisen.
Apparate von M. 3.— bis M. 585.—
Jllustrierte Preisliste kostenlos.

Chr. Tauber, Wiesbaden L. M

HYGIEN. BEDARFSARTIKEL
Unerreichte Preisliste gr. u. fr.
Retau's **Buch üb. d. Ehe** nur M. 0.75.
L. B. Schmidt & Co., Konstanz 22.

Vermögen und jahrel. **Einkommen**
für Jedermann ganz leicht zu vervielfachen.
Prosp. gr. Friedländer & Bülow, St. Ludwig i./E.

Unübertroffen

sind meine neuen, besond. präpariert. **Holzwollebinden** für Damen u. Hämorrhoidalleidende à 1 *M.* p. Dtzd., gewöhnl. Konkurrenzware zu 70 *ℌ.* p. Dtzd., einf. Gürtel dazu 40 *ℌ.*, verbesserte 60 *ℌ.* p. St., alle and. Gürtelsorten (n. Dr. Fürst, Dr. Credé ꝛc.) billigst. **Moosbinden** à *M.* 1.25 p. Dtzd. **Bei 12 Dtzd. Binden 30% Rabatt.** — Sämtliche Artikel z. Gesundh.- u. Krankenpflege nach Preisliste. **Emil Schäfer,** Verbandstofffabr., Chemnitz 1.



Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart

Schlossers Weltgeschichte für das deutsche Volk

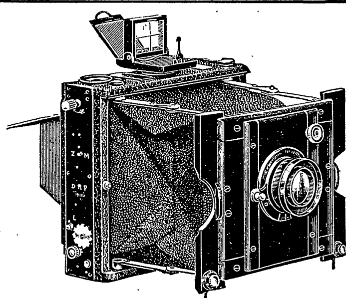
Von neuem durchgesehen und ergänzt von

Dr. Oskar Jäger

***Volksausgabe:** 20 Bände*

In Leinen gebunden à M. 2.—

Berliner Lokal-Anzeiger: „Bei Schlosser liest man die Weltgeschichte nicht, sondern man durchlebt sie — das ist der hauptsächlichste Vorzug des gigantischen Werkes, der Lebensarbeit eines Mannes, dessen Charakter und geistige Eigenschaften, dessen markige Geradheit und dessen stark ausgeprägter Sinn für Wahrheit und Gerechtigkeit ihn zum Geschichtsschreiber ersten Ranges prädestinierten."



Emil Wünsche

Aktiengesellschaft für photograph. Industrie
Reick bei Dresden

„Victrix"

Schlitzverschluss-Camera mit verstellbarem Schlitzverschluss vor der Platte

Für Zeit- und Moment-Aufnahmen bis $^1/_{2200}$ Secunde.

Verdeckter Aufzug. Einfachste Handhabung. Solideste Construction. Elegante Ausstattung.

Für Plattengrösse 6:9, 6,5:13 (Stereo), 9 12, 13:18 cm.

Man verlange unsere Preisliste für 1906.



WIESBADEN Früher Dr. Gierlichs Kurhaus

Sanatorium Friedrichshöhe

für Nerven-, innere Kranke und Erholungsbedürftige.

Besitzer u. leitende Aerzte Dr. Dr. R. Friedlaender u. F. Schmielau.

Berühmt durch **Schonung** des Leinens,
Berühmt durch blendende **Weisse,** die es dem Leinen gibt,
Berühmt durch völlige **Geruchlosigkeit** des Leinens nach dem Waschen,
Berühmt durch **Billigkeit** und grosse **Zeitersparnis** beim Waschen

ist

Minlos'sches Waschpulver



wie ein Mann hängen Millionen dran.

seit 12 Jahren in Deutschland als **bestes Waschmittel geschätzt,** eine **unbedingte Notwendigkeit** für den gut geleiteten Hausstand geworden.

☞ Ohne Seife, Soda oder sonstige Zutaten zu verwenden ☞ nach Gebrauchsanweisung.

Zu haben in Drogen-, Kolonialwaren- und Seifen-Handlungen wie auch in Apotheken.

En gros von den Fabrikanten: **L. Minlos & Co.** in **Köln-Ehrenfeld.**

Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstraße 121/123

Dr Kieper

Preis 60 Pf. 1906. Heft 26

Über Land und Meer



Deutsche Verlags-Anstalt
Stuttgart

1906. XXVI. Alle 14 Tage erscheint ein Heft Gesamtpreis 15 M. 60 Pf. Jährlich 26 Hefte

30. September 1906.

Inhalt des sechsundzwanzigsten Heftes

Text:

Illustrationen:

Neues aus aller Welt.

Vom Kampfplatz der Geschlechter

Den vielen Ehemännern, die unter der Macht des Pantoffels seufzen, mag folgende Zusammenstellung, die wir dem Anthropologen A. E. Crawley verdanken, nach dem bekannten Spruch: „Solamen miseris — — socios habuisse malorum“ nicht geringen Trost spenden. Sie beweist, daß selbst bei den Naturvölkern, bei denen doch die Frauen nur die Sklaven ihrer Ehemänner sind, dennoch das starke Geschlecht nicht immer das stärkere ist, sondern bisweilen einen recht schweren Kampf um die Herrschaft zu führen hat. Manche unsrer Frauenrechtlerinnen erstreben mit leidenschaftlichem Eifer, was ihre Geschlechtsgenossinnen bei den Naturvölkern schon vielfach längst erreicht haben. So üben die Balondafrauen eine förmliche Tyrannei über ihre Männer aus und nehmen an den Ratsversammlungen teil. Bei den Kunama (im Sudan) hat die Frau einen Sachwalter, der sie gegen ihren Mann beschützt und ihn bei schlechter Behandlung mit Geldstrafe belegt. Sie genießt im Hause beträchtliches Ansehen und hat dieselben Rechte wie ihr Mann. Auch bei den Beni-Amer (gleichfalls im Sudan) erfreuen sich die Weiber großer Unabhängigkeit. Um eheliche Vorrechte zu erhalten, muß der Mann seiner Frau ein wertvolles Geschenk machen; die gleiche Pflicht liegt ihm ob, wenn er ein rauhes Wort gegen seine Ehehälfte gebraucht hat, und oft muß er ganze Nächte vor der Haustür im Regen zubringen, bis er bezahlt. Die Frauen haben einen starken Korpsgeist; wenn eine von ihnen schlecht behandelt wird, so kommen ihr die andern zu Hilfe, und selbstverständlich hat der Mann immer unrecht. Sie legen große Verachtung gegen die Männer an den Tag und betrachten es als eine Schmach, Liebe zu dem Ehegatten zu zeigen. Bei den Dayaken von Südost-Borneo genießen die Frauen große Freiheit und besitzen Vorrechte; sie führen zuweilen die Männer in den Krieg und üben über ganze Stämme die Machtvollkommenheit von Häuptlingen aus. Um sich dem Machtbereich ihrer Frauen zu entziehen, greifen viele Völker zu den sonderbarsten Mitteln. Daß die Indianer Brasiliens, die eine lebhafte Furcht vor ihren Weibern haben, deren Ränken gegenüber den Grundsatz des Laissez faire befolgen, mag allerdings nicht besonders bemerkenswert sein. Aehnlich sollen ja auch bei uns manche Männer handeln. Aber diplomatischer gehen andre Völker zu Werke. Die Weitaweita lehren ihre Frauen nicht die Feuererzeugung, weil sie nach ihrer Meinung sonst unter deren Herrschaft kämen. Die Feuerländer feiern ein Fest, das Kina, zur Erinnerung an ihren Aufstand gegen die Weiber, die früher die Gewalt hatten und die Geheimnisse der Zauberei kannten. Bei dem Dieristamm in Australien bedrohen die Männer ihre Frauen, wenn sie etwas Unrechtes tun, mit dem „Knochen“, dem Zaubergerät, das, wenn es auf das Opfer gerichtet ist, gewissen Tod bringt. Die Pomo-Indianer von Kalifornien haben große Schwierigkeiten, ihre Macht über die Weiber aufrechtzuerhalten. Der Gatte bringt oft seine Frau dadurch zur Unterwürfigkeit, daß er sich ihr als Wolf darstellt; hierauf ist sie gewöhnlich einige Tage lang gefügig. Bei den Tatu-Indianern Kaliforniens haben die Männer eine geheime Gesellschaft, die ab und zu dramatische Aufführungen veranstaltet zu dem Zwecke, die Frauen in Ordnung zu halten. Der Hauptdarsteller erscheint als Teufel verkleidet und setzt die versammelten Squaws in Schrecken. Die Gualala- und Patwin-Indianer haben ähnliche Tänze, die von den Männern ausgeführt werden, um den Weibern die Notwendigkeit des Gehorsams zu beweisen. Unter den erwachsenen Männern in Südguinea besteht ein geheimer Bund, dessen Zweck ist, die Frauen, Kinder und Sklaven in Ordnung zu halten. Andre Beispiele von Verbindungen zur Aufrechterhaltung der Unterwürfigkeit der Frauen sind die Egbo in Calabar, die Oro in Yoruba, die Purro, Semo und andre Egboarten an der Westküste Afrikas. Ob alle diese Mittel auch probat sind, das ist eine besondere Frage.

Ein Stück Wissenschaft

Ein tschechisches Handbuch für Schullehrer aus dem achtzehnten Jahrhundert ist, wie man aus einer polnischen Zeitung erfährt, im Besitze eines Herrn Br. W. Korotynski. Das Buch trägt den Titel „Wegtah“ (soviel wie Bytah, Auszug). Es erschien im Jahre 1743 in Prag und hat einen katholischen Geistlichen zum Verfasser. Aus dem Inhalt teilt Herr Korotynski der erwähnten Zeitung, dem „Kurjer Warszawski“, u. a. mit: Frage: „Wie tief liegt die Hölle unter der Erde?“ Antwort: „Wenn man einen Mühlstein hinablassen würde, der in einer Minute eine Meile zurücklegt, brauchte er 15½ Stunden. Es sind also 1740 Meilen.“ Frage: „Dreht sich die Erde wirklich um die Sonne, wie Kopernikus behauptete?“ Antwort: „Nein! In Wirklichkeit drehen sich die Sterne und die Sonne um die Erde. Das lehrt uns schon die Heilige Schrift.“ Frage: „Warum ist das Meerwasser gesalzen?“ Antwort: „Weil ihm die Sonne die Süßigkeit aussaugt.“ Frage: „Gibt es Menschen von außergewöhnlicher Größe?“ Antwort: „Die Leibgarde des Kaisers von China besteht aus 500 Riesen, die mehr als 7 Ellen lang sind.“ Frage: „Gibt es außergewöhnliche Menschen?“ Antwort: „Auf einer Insel des Mittelländischen Meeres leben Menschen, die so große Ohren haben, daß sie auf einem liegen und mit dem andern sich zudecken können.“

Ein Hotel in Bäumen

Ein eigenartiges Hotel befindet sich in Kalifornien an der Straße zwischen Santa Cruz und San José. Kalifornien besitzt die größten Bäume der Welt, und ein schlauer Hotelier ist auf den Gedanken gekommen, eine Gruppe dieser Riesen zu einem Hotel an der Landstraße zu verwenden und so Baukosten und Miete zu sparen. Der hohle Stamm eines dieser Bäume, dessen Umfang etwa 20 Meter beträgt, ist als Empfangsraum eingerichtet. Die durch ein dichtes Dach von weit ausladenden Aesten und Zweigen geschützte Umgebung des Stammes dient als Speisezimmer und Rauchsalon. Eine Anzahl andrer kleiner hohler Stämme gibt behaglich und modern möblierte Schlafzimmer ab, und einige etwas abseits stehende Bäume werden vom Hotelpersonal bewohnt.

Papier, Druck und Verlag der Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Neckarstrasse 121/123


UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 04642 9190